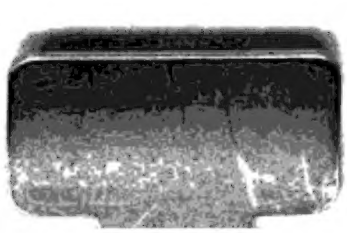
LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS



Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

1833.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Den Manen Goethes, v. F. v. Müller. 1.
An Justinus Kerner, von J. Kreis. 4.
An mich selbst, von Märker. 9.
Lieder, von A. Stöber. 10.
Gedichte von Wilhelm Wackernagel. 13. 14. 25.
Das gerettete Orakel, von Fr. Kind. 26. 27.
Räthsel: Meine Räthsel. 5. — Die Einsamkeit. 17. — Recht. 23.
Charade: Wehmuth. 11.

Erzählungen.

Voltaire in Ferney, von Sternberg. 1—11.

Länder- und Völkerkunde.

Drei Tage in Lima. 10. 11.
Sizilianische Skizzen. 12. 13. 14. 15. 18. 20. 25. 26. 27.

Reisen.

Ein Besuch auf Malta. 2. 3. 4.

Naturgeschichtliches.

Darstellung neuer Forschungen und Ideen in den Naturwissenschaften, von Dr. Nürnberger. 19. 20. 21. 22. 23.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Studien über das Negligé. 5. 6. 7.
Die Gefangenen in Ham. 8. 9.
Das Pariser Kaffeehausleben. 12. 13. 14.
Der Schi-king. 13. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 24. 25.
Die Sterbekassirer. 16. 17. 18.
Der Pont-neuf und die Judeninsel. 22. 23. 24. 25.

Korrespondenz.

Berlin. 1. 2. 3. 14. 15. 16. — Karlsruhe. 2. 3. 4. — Paris. 5. 6. 10. 16. 17. 18. 27. — St. Petersburg. 7. 8. 21. 22. 24. 25. 26. — London. 8. 9. — Chambery. 11. 12. 13. — Lyon. 19. 20. 21. 22. 23. 24. — Aus der Rheinpfalz. 25. 26.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Adonis, Statue von Thorwaldsen in der Glyptothek Sr. Maj. des Königs von Bayern. — Bekanntmachung.

Nro. 2.

Bemerkungen über Holz-Skulptur mit farbiger Anmalung. Gesammelt auf einer Reise durch Böhmen und das Egerland, vom Prof. W. Wach in Berlin. — Bekanntmachung.

Digitized by Google

Nro. 3.

Der Beuth'sche Onyx. — Bemerkungen über Holz-Skulptur mit farbiger Anmalung. (Beschl.) — Madrid. — Berichtigung.

Nro. 4.

Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832. — Der Beuth'sche Onyx. (Beschl.) — Kupferstichkunde.

Nro. 5.

Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832. (Forts.) — Stuttgart. — Kunstanzeige.

Nro. 6.

Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832. (Forts.)

Nro. 7.

Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832. (Forts.) — Stuttgart.

Nro. 8.

Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832. (Forts.) — Nekrolog. Heinrich Füßli in Zürich.

Nro. 9.

Der Hochaltar im Münster zu Breisach. Ein Beitrag zur Geschichte altdeutscher Kunst von Prof. Grieshaber in Rastadt. — Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832. (Beschl.)

Nro. 10.

Nachrichten über die alte Kölner Malerschule, von J. D. Passavant.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Humoristische Literatur. 1) Meister Franz Rabelais, der Arzenei Doktoren, Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweiten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua herausgegeben durch Gottlob Regis B. R. R. Bacc.

Nro. 2.

Humoristische Literatur. 1) Rabelais Gargantua und Pantagruel ꝛc. (Forts.)

Nro. 3.

Humoristische Literatur. 1) Rabelais Gargantua und Pantagruel ꝛc. (Beschl.) — 2) J. P. Lysers ausführliche Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche mit verkleinerten, aber vollständigen Kopien derselben von E. Riepenhausen. — 3) Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Nro. 4.

Humoristische Literatur. 4) Briefe aus Paris, 1831 bis 1832, von Ludwig Börne.

Nro. 5.

Humoristische Literatur. 5) Heines Reisebilder. — 6) Französische Zustände, von Demselben. — 7) Neueste Wanderungen, Umtriebe und Abentheuer des ewigen Juden unter dem Namen Börne, Heine, Saphir u. A. Zum Besten der Anstalten der St. Simonie ans Licht gestellt von Cruciger. — 8) Briefe aus Berlin. Geschrieben im Jahr 1832. — 9) Memoiren von Figaro, herausgegeben von F. Mark.

Nro. 6.

Humoristische Literatur. 10) Saphirs gesammelte Schriften. — 11) Humoristische Glasperlen. Eine Vorlesung von Demselben. — 12) Einige humoristische Abende, von Dr. Wolf Lindner. — 13) Vorreden meines Vetters, herausgegeben und nur mit dem Eingange vermehrt von Raphael Hanno.

Nro. 7.

Humoristische Literatur. 14) Briefe eines Narren an eine Närrin.

Nro. 8.

Humoristische Literatur. 15) Beweis, daß der Mond aus Jodin besteht, von Dr. Mises. — 16) Lob- und Schmähschriften von Ernst Ortlepp. — Germanisirende Franzosen. 1) Cours d'histoire de l'Allemagne. Par St. Marc-Girardin.

Nro. 9.

Germanisirende Franzosen. 1) Cours d'histoire de l'Allemagne. (Beschl.) — 2) Nouvelle revue Germanique. — 3) Revue de deux mondes.

Nro. 10.

Humoristische Literatur. 17) M. A. von Thümmels sämmtliche Werke. — Französische Literatur. De la Grèce moderne et de ses rapports avec l'antiquité par Edgar Quinet. — Vermischte Schriften. 1) Conversations-Bibliothek, oder Darstellung des Wissenswürdigsten und Nützlichsten zum geselligen Leben. — 2) Diadem, gewunden aus den reifsten Blüthen der vorzüglichsten Dichter und Schriftsteller verschiedner Zeiten und Sprachen, oder: Stammbuch-Aufsätze.

Nro. 11.

Literargeschichte. Die schöne Literatur Europas in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. Vorlesungen von Dr. Wolff. — Vermischte Schriften. Anregungen. I. War Shakespeare ein Christ? Shakespeare war nicht ganz Shakespeare. Oder über das christliche Princip in der romantisch dramatischen Poesie, von Fritz Fritzart.

Digitized by Google

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. Januar 1833.

Da führtest du aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht.

Schiller.

Den Manen Goethe's.

Beim Erscheinen des zweiten Theils vom Faust.

Es ist vollbracht! — In frühster Zeit begonnen,
Als ahnungsvoll die Welt noch vor ihm lag,
Gewebt im Lauf von mehr als fünfzig Sonnen,
In Lust, in Schmerz, wie's höchste Kraft vermag,
Geheimnißvoll im Innern fortgesponnen,
Doch streng verhüllt dem irdisch trüben Tag,
Vollendet nun und zehnfach eingesiegelt,
Es hat's der Tod — ach und so schnell! — entsiegelt.

Wie, wenn die Abendsonne schon entschwunden,
Ihr reinster Strahl noch durch den Aether schwebt
Und Purpurgluth den Horizont umwunden,
Sich jede Brust zu höh'rer Ahnung hebt,
So wird es nun mit heil'ger Scheu empfunden:
Es ist Sein Geist, der magisch uns umwebt,
In dieser Dichtung tief geheimstem Leben
Hat Er sich selbst der Welt zurückgegeben.

„Sie hörten nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen er die ersten sang,"
Als Jubelruf aus der entzückten Menge
Zu jedem Ohr, zu jedem Herzen drang:
Nun hört Er selbst nicht seine lezten Klänge,
Vernimmt nicht unsers Dankes Hochgesang,
Wenn seiner Schöpfung zaubrische Gestalten
Sich Bild an Bild vor unserm Blick entfalten!

Sanft fließt der Bach durch heit're Blumenauen,
Sein Spiegel strahlt der Unschuld Bild zurück;
Gesellt zu vielen, mächtig anzuschauen,
Schon schwillt er auf, schon schreckt er unsern Blick;
Urplötzlich überfluthend nun die Gauen,
Zerstörend wild des Landmanns friedlich Glück,
Am starren Felsen brechen sich die Wellen,
Um brausend in der Tiefe zu zerschellen.

So malt Er uns der Leidenschaft Gewalten,
Des blinden Triebes grausenhaftes Ziel,
Des Lügengeistes schlau bethörend Walten,
Der Phantasien kühnstes Gaukelspiel.
Sie dringen vor, gespenstische Gestalten,
Uralter Zeit dämonisches Gewühl,
Die Erde bebt, aus ihren tiefsten Schluchten
Steigt Berg zu Berg dort an des Meeres Buchten.

Und in der Mondnacht zweifelhaftem Lichte
Dampft größter Tage frisch vergoßnes Blut,
Und Stimmen hörst du wie vom Weltgerichte,
Unheimlich wird den Teufeln selbst zu Muth. —
Da macht ein Wink den Zauberspuk zu nichte
Und Faust erwacht zu edler'm Lebensmuth;
Nach würdigem Besitz geht nun sein Trachten
Und siegreich kämpft er seines Kaisers Schlachten.

Digitized by Google

Schon ist's geschehn! — Dem Meere abgewonnen,
Entblüht dem Fleiß ein fruchtbar friedlich Land,
Und Schiffe fliegen, von den fernsten Sonnen
Naht köstlichstes Erzeugniß seinem Strand. —
Umsonst! schon haben sie ihn schlau umsponnen,
Die grauen Schwestern mit dem dunkeln Band,
Die Glocke schlägt — das Wort entschlüpft dem Munde —
Sie ist vorbei die schicksalsvolle Stunde!

Wer zählt sie all', die Räthsel dieses Lebens?
Sie aufzulösen, gibt's ein Zauberwort?
Am späten Ziel des edelsten Bestrebens
Zeigt uns das Herz allein den sichern Port. —
Die dunkeln Mächte kämpften doch vergebens,
Allmächtig tönt es durch Aeonen fort:
„Nur Liebe kann den bangen Traum verschönen,
„Nur Liebe uns die Himmlischen versöhnen."

Der Schleier sinkt, aus den verborg'nen Tiefen
Der eignen Brust ringt Glaube sich empor,
Gebilde, die verhüllt im Keime schliefen,
Sie drängen kühn in's Leben sich hervor,
Und jene Stimmen, die nach Jenseits riefen,
Verschlingen sich mit sel'ger Engel Chor:
Nach schwülem Kampf ist ew'ger Sieg beschieden,
Und mild umfängt uns heil'ger Gottesfrieden.

Da kommt auch uns ein unbezwinglich „Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich,"
Und der Bewunderung mischen sich die Thränen,
Das arme Herz, es fühlt sich wieder reich.
In's Unermeßne darf der Blick sich dehnen,
Und Hochbeglückten achten wir uns gleich:
In Glorie verschwimmt sein irdisch Leben,
Unsterbliches hat uns sein Tod gegeben!

Friedrich von Müller.

Voltaire in Ferney.

Eine Novelle.

Ein Brief Voltaire's an die Schauspielerin Mademoiselle Gaussin.

Ferney, 1760.

Ich weiß, schöne Freundin, wie gerne Sie etwas Wunderbares erzählen hören; kommen Sie hieher, ich verspreche Ihrer Neugier eine besondere Ergötzlichkeit und Ihrer Phantasie eine Nahrung, welche sie bis jezt vielleicht nur im Gebiete des Mährchens gefunden hat. Kommen Sie, und lockt Sie nicht der Wunsch, einen Freund wieder zu sehen, der sich um Ihre Neigung und Achtung stets unermüdet beworben, so erröthen Sie nicht, dießmal von der bloßen Neugier Ihre Schritte lenken zu lassen. Seit einigen Wochen befindet sich auf meinem Landgute die Gräfin von Belleson mit ihrem Gemahl. Sie ist eine Dame voll Geist und Schönheit, der Mann ein gewöhnlicher Mensch, ihr Reichthum, so wie ihre sonstigen Glücksumstände entsprechen, so viel mir bekannt, durchaus ihren Wünschen, und dennoch — sollten Sie es glauben, daß diese Dame sich höchst elend fühlt? Sie wird verfolgt von einem Gespenste, von einem hartnäckigen, bösartigen Unholde, der ihr über die Alpen nachgewandert ist und ihr bis an den Eispol nachwandern wird, wenn sie sich entschlossen, bis dorthin vor dem Entsetzlichen zu fliehen. Ich habe noch nie eine so fürchterliche Verfolgung gesehen, der Gedanke daran raubt der schönen Frau die Ruhe ihrer Nächte, das Feuer ihrer Augen, die Röthe ihrer Wangen. Das Ungethüm hat keine Zeit bestimmt, wo es sein Opfer erfassen will, doch wir fürchten, daß es unser Schloß zum Schauplatz einer so tragischen Handlung ersehen hat. Ihre Phantasie, meine Theure, bildet sich gewiß schon die Gestalt dieses Gespenstes so entsetzlich wie möglich; doch erfahren Sie, daß seine ganze Fürchterlichkeit in seiner Liebenswürdigkeit besteht; es hat die Bedingung gemacht, von der Gräfin selbst eingeladen zu werden: sie soll es rufen, zu sich bitten, der glühendste Wunsch ihrer Seele soll seyn, den in ihre Arme zu schliessen, den sie wie den Tod flieht, den mit den süßesten Tönen der Zärtlichkeit zu locken, vor dem sie sich in den Schooß der Erde verbergen möchte. Fassen Sie diese Widersprüche und den Zustand der armen Frau? Sie werden erwidern: welche Macht kann mich zwingen, das glühend herzuwünschen, was ich mit Abscheu fliehe? und doch, Mademoiselle, es gibt seltsame Verhältnisse im Leben, Sie sollen wissen, daß — Doch still, Sie kommen selbst; ich will nicht, wie ein schlechter Taschenspieler, vor der Zeit ausplaudern, womit ich meine Gäste zu überraschen gedenke. Die Herzogin von St. Martin, unsere Freundin, ist mit meinen Wünschen vollkommen einverstanden, ihre muthwilligen Einfälle verspotten meine Gräfin und mich, ich brauche eine Verbündete, und die sollen Sie seyn. — Seit einem Monat steht meine kleine Bühne schon errichtet; doch der Altar der Musen wird ohne Opfer bleiben, so lange die freundlichen Göttinnen ihre Gespielin missen. Man hat mich überredet, ein Schäferspiel zu dichten, oder vielmehr meine eigene Thorheit gab mir zu diesem Zweck die Feder in die Hand, denn ich kann es nicht lassen, Ihrem glänzenden Talent meine geringen Schöpfungen anzuschließen, damit Sie auf diese Weise in den Tempel des Nachruhms einziehen; noch einmal, ich zähle auf Ihr Erscheinen.

* * *

Mademoiselle Gaussin, eine fünfzigjährige Schöne, die durch ihr Spiel dem großen Poeten vielfache Triumphe

Digitized by Google

verschafft hatte, wußte, was sie auf eine solche Einladung zu thun hatte; sie verließ Paris und gelangte, in Gesellschaft des Schauspielers Lecain, nach ununterbrochener Reise in der Einsiedelei zu Ferney an. Der Glanz jenes Aufenthalts, den der verbannte größte Mann der Nation um sich zu verbreiten wußte, bildete einen vortheilhaften Kontrast zu dem Begriff von Strafe, Elend, schwerer Verbannung, über die der Dichter stets klagte. Hier in den Gemächern, an deren glänzenden Wänden das Lichtmeer von tausend Kerzen niederfloß, wo die verfeinerten Genüsse aus den Pariser Salons dem Mann, der an ihnen hing, gefolgt waren, hier unter den zahllosen Erinnerungen aus einem eiteln Leben voll Triumphen, hier sah man den bescheidenen Bewohner dieser Säle wandeln, hier empfing der arme, einfache und unglückliche Einsiedler von Ferney die lieben guten einfachen Landleute, die aus der Umgegend ihn zu besuchen kamen, und die zufälligerweise aus lauter Herzogen, Grafen, Marquis, Prinzen und Prinzessinnen bestanden, welche es zur Gründung ihres Rufs von Frivolität und gutem Geschmack für nöthig hielten, dem großen Mann ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

Es war spät am Abend, als die Schauspielerin mit ihrem Gefährten anlangte und schon unten in der Schenke erfuhr, daß die Gesellschaft oben im Schloß, dessen Fensterreihe hellerleuchtet niederblinkte, heute ganz besonders zahlreich sey, ja daß man sogar noch Gäste aus Genf erwarte. Marie Gauffin drängte es, ihren alten Liebling zu sehen, sie hoffte ihn im Dunkel des Sommerabends vielleicht träumend im Garten zu finden, und durchschritt eiligst dessen geraden, starren Tarusgänge. Doch der Dichter der Merope mußte oben im Salon weilen, von wo eben die raschen, hellen Töne einer Tanzmusik in den stillen, duftenden Garten niederschwammen. Sie stieg hinauf, beseitigte das Heer der Diener, die das Vorgemach anfüllten, und trat mit dem sichern Schritt einer antiken Clytemnestra in den Saal; ihrem blöden Auge das Glas vorhaltend, musterte sie das Gewimmel der rothen, gelben, grünen Atlasröcke, der breiten, wehenden Staatsroben, der nickenden Federbüsche und der duftenden Fächer; da stand der Mann ihres Herzens, da stand er am Ende des Saals — ja, er war es, die rothen Strümpfe, der bescheidene schwarze Anzug mit der stolzen Spitzenkrause, die Perrücke, die mit ihrem weißen glänzenden Lockensturz die schmalen Schultern, die dürftige Brust des Eremiten einschloß, die kleinen, scharfblickenden Augen, die mächtige Nase, der Mund mit dem runzelvollen Zug von Lächeln und die gebückte und dennoch überlegene Haltung. Als der Poet seine Freundin bemerkte, rief er ein Witzwort, das den ganzen Kreis in ein erschütterndes Gelächter brachte. „Sieh da!“ rief er; „Mademoiselle, Sie beweisen, daß Sie Ihr Stichwort nicht vergessen haben, indem Sie zur rechten Zeit auf den Brettern erscheinen; wohlan, Sie sollen sehen, auch ich kenne meine Rolle.“ Hiermit ergriff er den Arm der Dame, und die zurückweichende Menge bildete dem Paar eine Straße, durch die es wie im Triumphe schritt; oben im Saal blieb Voltaire stehen, und nachdem er seine Begleiterin auf die in einiger Entfernung an einem Spieltisch sitzende Gräfin von Belleson aufmerksam gemacht hatte, sagte er halblaut: „Haben Sie ein schöneres Profil gesehen? Diese Augen, wie voll Feuer! dieser Mund, wie zart und edelgeformt! Die Gräfin sah sich bei diesen Worten um. Die Diamanten an Ohr und Haupt umspielten sie blitzend, sie erröthete und Voltaire rauschte mit einem zufriedenen Lächeln vorüber. „Und die Geschichte dieser Dame, auf die Sie mich so neugierig gemacht?“ fragte die Schauspielerin. „Später, Mademoiselle, später; jetzt wird man von uns verlangen, daß wir die Zaire lesen.“

Dieses Wort war kaum seinen Lippen entflohen, als sogleich eine Menge junger Herren, die darauf gelauscht hatten, in den Saal stürzten und laut ausposaunten: „Zaire! Zaire! auf die Plätze, meine Herrn und Damen!“ Eine magere alte Dame, eigentlich ein wandelndes Gebirge von Fischbein, Blonden, Federn, Bändern, sah mit rother Nasenspitze durch die Thür und näselte: plait-il? An den Spieltischen erhob man sich lärmend, die Musik hörte auf, es bildete sich eine lange Gasse, durch welche paarweise die Herrn und Damen zu ihren Plätzen gingen. Diener liefen hin und her, Voltaire war verschwunden: er änderte seine Toilette; bald darauf erschien er wieder, an einem Arm die Gräfin Belleson, am andern eine kleine gelehrte deutsche Prinzessin, die seit längerer Zeit in Ferney wohnte und von der man behauptete, daß sie Voltaire den Pantoffel küsse; die Witzlinge im Salon bemerkten, daß Voltaire dießmal die Stelle der Erde einnehme zwischen der großen strahlenden Sonne und dem kleinen, häßlichen, vernarbten Mond. „Hier ist,“ rief der Poet, indem er Mademoiselle Gauffin den Damen vorstellte, „hier ist Jemand, dem ich meinen ersten Ruhm verdanke; es war zur glorreichen Zeit, als der Einsiedler noch am Hofe seines Königs lebte, als bei der Aufführung der Merope Mademoiselle durch ihr Spiel so entzückte, daß das Publikum für die paar elenden Verse den Eremiten herausrief und ihn mit Geschrei zwang, in der Loge der Frau Marschallin von Villars zu erscheinen; ja es forderte sogar, die Herzogin, ihre Schwiegertochter, sollte öffentlich mit einem Kuß den Verfasser der Tragödie belohnen, was auch geschah — ja wahrhaftig meine Damen und Herrn, es geschah!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Die Wahl des Direktors der Singakademie. Literatur. Raumer.

Große und wichtige Wahlangelegenheiten beschäftigen das Publikum, nämlich das singende, und von diesem auch nur das klassisch singende. Reden werden nicht gehalten, aber doch Intriguen zur großen Wahlschlacht angesponnen, welche entscheiden soll, wer Direktor der Singakademie wird. Von den vielen genannten Kandidaten sind schon die meisten wieder zurückgetreten, oder sie waren auch wohl nur versuchsweise in Vorschlag gebracht, um bedeutende Namen zu erhalten, Spohr zum Exempel, der wirklich Lust gehabt haben soll, was aber nicht recht begreiflich scheint, da die 600 Thaler Gehalt ihm doch nie eine Entschädigung für das, was er in Kassel opferte, hätten werden können. Spontini, Reissiger, Marx, Löwe sind sämmtlich zurückgetreten, da die Berliner Stimmen, oder die stimmenden Berliner sich schon ziemlich deutlich zwischen Zelters Vicedirigens, dem praktisch tüchtigen Rungenhagen, und dem Komponisten Felix Mendelssohn theilten. Indessen verlangt das Statut einen dritten Mitbewerber, und Anfangs trat der Ritter von Neukomm ziemlich ernsthaft in die Schranken, jedoch schnell wieder ab, um den Verlust einer Wahlschlacht, wenn sie auch nicht so theuer ist, als eine Londoner, zu vermeiden. Nun hat man, um doch einen namhaften Tertius dem Namen nach zu haben, Herrn Reissiger in Dresden wieder citirt, dem indessen Niemand es verargt, daß er seinen Namen nicht hergeben will. Die alten Herrn streiten für die Anciennität, also für Rungenhagen; von den alten Damen will man wissen, daß sie mit Leidenschaft für den jungen Felix Mendelssohn werben. Da wir in unserm unkonstitutionnellen Staate in Wahlangelegenheiten noch zu unerfahren sind, so läßt sich noch gar nicht voraussehen, wie dieser wichtige Streit ausschlagen wird. Eine vorgeschlagene Theilung, daß Rungenhagen die Geschäfte und das Gehalt, Felix Mendelssohn den Namen und die Ehre haben sollte, ist nicht zu Stande gekommen, weil jener nicht auf die Ehre, dieser nicht auf das Geld renonciren wollen.

Außermusikalisch studirt man den Plan von Antwerpen. Nach Griechenland will von hier aus zur Zeit noch Niemand; dem jungen Könige ist man aber gut gesinnt, interessirt sich lebhaft für sein offenes, unschuldvolles Gesicht, wie es vor unserm genealogischen Kalender steht, und wünscht ihm zu seinem Griechenzug das beste Glück. — Aufsehen in der Literatur macht Preuß's Geschichte Friedrich des Zweiten, und W. Alexis schon seit Jahren angekündigter und jezt endlich erschienener Roman Cabanis. Ein Roman von sechs Büchern und eine Regentengeschichte, die wenigstens eben so dick ausfallen wird (denn das Preuß'sche Werk ist noch im Erscheinen), sind schon an sich Seltenheiten in unserer Broschürenzeit; eben so selten ist, daß beide in einem Augenblicke Aufsehen machen, wo nichts, das nicht politisch, Aufsehen erregt, und aus allen Organen nur günstige Beurtheilungen erfahren; um die Kuriosität aber schlagend zu machen, behandeln beide Werke, als Geschichte und als Dichtung, ein und denselben Helden, Friedrich den Großen, ohne daß eine Verabredung zwischen dem Historiker und Romandichter stattgefunden hätte; beide Werke, an denen ihre Autoren viele Jahre gearbeitet, zu gleicher Zeit und gerade in diesem Augenblicke in die Welt zu setzen. Doch wenn auch blos Zufall, ist es immer charakteristisch, daß das Preußenthum gerade jezt in der Verherrlichung der Zeit des zweiten Friedrich gesucht wird, in der ein sichtbares Vorwärts! und Empor! als Motto jeder Handlung gedacht wurde. Indessen möchte das andere Charakteristicum etwas zur Aufklärung des Seltsamen beitragen: daß man es nämlich von anderer Seite her nicht allzugern sieht, wenn Friedrich der Große zu oft genannt und als Muster citirt wird. — Von Friedrich Förster ist ein fünfaktiges Drama: „Gustav Adolph," zur zweihundertjährigen Todtenfeier des Schwedenkönigs, hier erschienen, eigentlich nur zusammenhängende historische Scenen. Leichte Arbeit, doch hie und da mit poetischen Strichen, zur Aufführung nicht wohl geeignet, aber als eine aus unmittelbaren historischen Studien des dreißigjährigen Krieges und jener Zeit kommende Schrift wohl der Beachtung werth. — Der allgemeinen Beachtung möchte in einem andern Felde eine eben erscheinende neue Uebersetzung des Aeschylus von Droysen zu empfehlen seyn, welche die strikteste Treue mit einer deutsch verständlichen und poetischen Sprache zu verbinden sucht. Einer solchen richtigen Mitte entbehren leider noch sämmtliche griechische Tragiker. Man kann sie gar nicht lesen, oder sie sind mit solcher poetischen Freiheit, wie bei Stollberg, aufgefaßt, daß das Original verloren geht. Was ich von der Droysenschen Uebertragung gelesen, verspricht viel.

Herr v. Raumer arbeitet an seiner neuern Geschichte, die schneller gefördert werden dürfte, als die seiner Hohenstaufen. Von seinen strittigen Angelegenheiten war es lange still. Zu einer Entscheidung konnte es auch füglich nie kommen; sie mußte sich endlos hinziehen, und zu einem juristischen Resultat kann die sogenannte Untersuchung niemals führen. Eben verlautet aber, daß die Sache eine für Raumer durchaus günstige Wendung nehme, wie sich nicht anders erwarten ließ, sobald die empörende Art, wie der anonyme Denunciant Facta zusammenwürfelte, von der Einsicht der höchsten Behörden erkannt war. Interessant wäre aber dabei ein anderes Resultat, das sich durch Erörterung, aber nicht durch eine Untersuchung gewinnen ließe, nämlich: wie weit ein Historiker durch seine Anstellung als Professor gehindert ist, die geschichtliche Wahrheit auszusprechen. Ehedem, in den Zeiten der Ruhe für Deutschland, fiel es keiner Seele ein, daß der deutsche Gelehrte solche Rücksichten zu nehmen habe. Es streitet auch ebenso gegen die Grundprinzipien der germanischen Universitäten, wie gegen die preußischen Verwaltungsgrundsätze. Ein deutscher Universitätsprofessor ist oder war ein Monarch in seiner Ideenwelt, und fast ebenso unabhängig in seinen Meinungen stand bis jezt und sollte bis jezt der preußische Beamte dasteben. Er ist ein durch seine Prüfungen und schwer errungenes Patent Berechtigter, nicht der Bureaubediente seines Bureauchefs, der, mit diesem steigend und sinkend, seine Meinungen theilen muß. Dieses moralische Fundament hat bisher erhalten und erhält auch jezt die preußische Verwaltung auf der Höhe, die auch Feinde anerkennen, und die den Segen des Landes ausmacht. Wenn man die englischen und neufranzösischen Grundsätze bei uns in Anwendung bringen wollte, so würde damit der ganze kunstvoll feste Bau, dessen Grundsteine schon vor Friedrich dem Zweiten gelegt sind, zusammenstürzen. Doch das will man auch nicht: seine Pfeiler sind zu stark. Die einzelnen Versuche, so loyal sie scheinen, doch aus revolutionärem Prinzip hervorgegangen, sind meist nur Ausflüsse persönlich gereizter Eitelkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Januar 1833.

Eröffne du dies Eiland meinem Schritte,
Und laß mich schauen, was sein Inn'res hegt,
Die Völker schaun und ihre Glaubenssitte.

Tasso.

Ein Besuch auf Malta.

La Valette, November 1832.

Unsere Fahrt von Livorno ward ziemlich vom Winde begünstigt. Zu Ende des dritten Tages sahen wir Marittimo, die kleine Insel an der Westspitze Siziliens, und am Morgen darauf die ganze weitausgedehnte Südküste dieses mächtigen Inselandes mit ihren hohen Gebirgen und am Ufer liegenden Städten, unter denen Sciacca, von den Sonnenstrahlen erleuchtet, weiß schimmerte. Wir befanden uns in der Gegend des jezt wieder verschwundenen Seevulkans, dessen Erscheinen im verflossenen Jahre so viel Aufsehen machte, und um dessen Besitz England und Neapel beinahe in Streit geriethen. Nach sechs-und-dreißig Stunden lagen Malta und Gozzo wie eine Hochebene mit drei Berggruppen zur Rechten vor uns.

Wenn man in den schönen und sichern Hafen von La Valette einlauft, so erstaunt man über den Umfang und die Menge der Forts und Bastionen, welche übereinandergethürmt ihn auf allen Seiten einschließen. Man hat vor sich die Forts St. Elmo und La Vittoriosa, zum Theil aus den Felsen selbst gehauen, wo der tapfere Großmeister, welcher der Stadt seinen Namen gab, der ungeheuern Ueberzahl der Türken in der berühmten, von Vertot gut, aber nicht immer wahr beschriebenen Belagerung, die Stirne bot. Der Anblick der Stadt, wenn man den geräumigen Quai verlassen hat und durch das Marinethor, einen gewaltigen Felsendurchgang, in dieselbe tritt, ist überraschend. Sie liegt auf dem Abhange eines steilen Hügels, und viele ihrer, zum Theil ziemlich engen Straßen bestehen aus fortwährenden Treppen, denen Lord Byron in seinem Adieu to Malta, mit wenig gemessenen Worten: „ye cursed streets of stairs" zuruft. Die Häuser haben durchgängig eine gelbe Farbe und sind aus dem Sandstein erbaut, den dieß Felseneiland in außerordentlicher Menge liefert und der allmählig eine bedeutende Härte erlangt. Fast alle sind mit großen schwarzgefärbten und verschlossenen Balkonen versehen, und die ganze Stadt, sehr reinlich gehalten, zeigt im Aeußern einen Wohlstand, der mit den zahlreichen Armen, welche die Straßen füllen, nicht recht stimmen will. Die Perspektive vieler Straßen, die oft zum Hintergrunde das dunkelblaue Meer haben, ist überraschend und eigenthümlich; die Menge der zum Theil lebensgroßen Statuen von Heiligen, die sich an den Ecken finden, deutet auf die ehemalige Existenz des geistlichen Ritterstaats. Der beliebteste unter diesen Heiligen ist, neben St. Johann, dem Patron des Malteser- (Johanniter-) Ordens, St. Paul, von dem die Bewohner behaupten, er habe auf seiner Fahrt von Cäsarea nach Rom in einem Hafen der Insel, den man noch Porto St. Paolo nennt, Schiffbruch gelitten und den Maltesern das Evangelium gepredigt, worauf ich später zurückkommen werde. Man würde sich täuschen, wenn man in La Valette etwas Alterthümliches aus den Ritterzeiten zu finden glaubte. Es ist eine Stadt des späten sechzehnten und des siebzehnten Jahr-

hunderts, deren Kirchen und sonstige Gebäude die Periode des gesunkenen Geschmacks und des Perrückenstyls nicht verläugnen. Als der Großmeister Villiers de l'Isle Adam, welcher im December 1522 Rhodus, wo der Orden beinahe 220 Jahre lang seinen Sitz gehabt, nach mannhafter Vertheidigung den Türken hatte übergeben müssen, am 26ten Oktober 1530 an dieser nackten Felseninsel landete, fand sich kaum ein Haus, wo er einkehren konnte, und die ihn begleitenden Ritter mußten elende, am Strande liegende Fischerhütten in Besitz nehmen. Dies war die Schenkung, welche Karl V. dem Orden, der sich doch durch fortwährende Bekämpfung der Sarazenen so manches Verdienst erworben, nach langem Hin- und Herreden am 23sten März des genannten Jahres gemacht hatte, mit der Aussicht, daß die Ritter Modon in Morea erwerben könnten und zugleich seinen Reichen Sicilien und Neapel eine Vormauer bildeten. Der Hauptort, noch jezt Città vecchia genannt und im Innern gelegen, hatte etwa 1300 Schritte im Umfang. Und auf diesem öden Strande der alten Melita, die, in den Träumen der Alterthümler für einen Ueberrest der Insel der Calypso gehalten, nach einander Fäaken, Phöniziern, Carthagern, Griechen, Römern, Vandalen, Gothen, Arabern, Byzantinern, Normannen, Aragonesen gehörte, erhob sich kein halbes Jahrhundert darauf eine ansehnliche, starkbefestigte Stadt, die, so oft bedrängt, keinem Eroberer ihre Thore öffnete, bis auch sie dem Mann des Jahrhunderts unterlag und der erste deutsche Großmeister der lezte des Ordens zu werden bestimmt war.

Zu den ansehnlichsten Gebäuden gehören die Ritterwohnungen (Auberge) von Provence und Castilien, und vor allen die ehemalige Wohnung des Großmeisters, welche gegenwärtig die des englischen Gouverneurs ist. Auf dem Platze vor derselben, von wo man eine schöne Aussicht auf das Meer und den neuerbauten Leuchtthurm hat, befindet sich die Hauptwache, deren Inschrift, unter dem großbritannischen Wappen, besagt, Europas Stimme und der Malteser Liebe habe England im Besitze dieser Inseln bestätigt. („Magnae et invictae Britanniae Melitensium amor et Europae vox has insulas confirmat A. D. MDCCCXIV.") Des Volkes Liebe mag man dabei wohl wenig um Rath gefragt haben, aber im Ganzen muß man doch gestehen, daß die Malteser den Engländern nicht eben abgeneigt sind und sich der ganz militärischen Verwaltung zu fügen scheinen, während auf den ionischen Inseln, die, ihrer fast nur zum Spotte bestehenden republikanischen Verfassung zum Troß, einem soldatischen Despotismus unterworfen sind, beinahe allgemeine Unzufriedenheit herrscht. La Valette ist schon halb englisirt: überall sieht man englische Waaren, überall schallt Einem verdorbenes Englisch entgegen, was mit dem Maltesischen und dem Italienischen ein wahre Sprachverwirrung bildet. An allen Ecken sieht man Rothröcke, unter denen sich das schöne Regiment der Bergschotten auszeichnet, die in ihrem Nationalkostüm, mit der Dudelsackmusik, und mit ihrer hellen Gesichtsfarbe und dem blonden Haar einen auffallenden Kontrast mit dem Volke bilden. — Gute Ordnung halten die nordischen Herrn auf Malta, das muß man ihnen lassen; auch kommt durch sie ziemlich viel Geld in's Land und einige Lebhaftigkeit in Handel und Gewerbe; aber diejenigen unter den Einwohnern, welche noch den Ritterstaat gekannt, können sich über dessen Untergang nicht trösten.

Die Hauptkirche (zu St. Johann) ist ein stattliches Gebäude und wurde unter der Regierung des Großmeisters Jean L'Evesque de la Cassière, eines Auvergnaten, errichtet. Sie bildet ein lateinisches Kreuz, und das mittlere Schiff hat eine bedeutende Bogenwölbung; im Ganzen ist sie aber höchst geschmacklos und bunt, und kann auf architektonische Schönheit keinen Anspruch machen. Der Fußboden besteht aus den Grabsteinen einer großen Menge von Rittern, von Marmormosaik, aber im schlechtesten Geschmack. In den Kapellen zu beiden Seiten sieht man die Denkmäler der Großmeister, bis auf den vorlezten derselben, Emanuel von Rohan, aus der bekannten lothringischen Familie, aber in Spanien geboren, der 1797 starb und Herrn von Hompesch zum Nachfolger hatte. In derselben Kapelle, wo Rohan liegt, und welche als die französische mit den Lilien und dem L mit einer Krone verziert ist, befindet sich auch das Grab des Bruders des jetzigen Königs der Franzosen, des Prinzen von Beaujolais. Es besteht aus einem Basrelief von weißem Marmor, eine weibliche Figur darstellend, welche sich weinend zu einem Aschenkruge hinbeugt, oben die französischen Lilien, und ist eine mittelmäßige Arbeit von Fortin in Paris. Man liest darunter die folgenden Worte:

Fratris carissimi Lud. Caroli de Beaujolais
Desiderata patria exulis
Ad salutem propitiore sole restituendam
A solicito fratre ex Anglia avulsi
In hoc littore protinus extincti
Reliquias huic marmori mörens credidit
Lud. Phil. d'Orleans anno MDCCCVIII.

In einer unterirdischen Marmorkapelle sieht man die Gräber der ersten Großmeister des Ordens während seines Bestehens auf Malta, u. a. das des heldenmüthigen La Valette. Auf dem Sarkophage, der seine Asche enthält, befindet sich seine Bildsäule in Bronze: er ist liegend mit gefalteten Händen im Ritterkleide dargestellt. Eine Inschrift in zwei lateinischen Distichen gedenkt seiner Thaten und seines Ruhmes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Man lächelte über diese bekannte Anekdote aus dem Jugendleben des großen Mannes; die Herzogin von St. Martin, jene Dame mit der spitzen Nase, hüstelte auffordernd, Alles ließ sich nieder, und eine tiefe Stille herrschte. Voltaire stand frei da, das Haupt mit der wallenden Perrücke stolz zurückgebeugt, das Buch, in das er nur flüchtige Blicke that, in der rechten Hand haltend. Das Gespräch zwischen Zairen und Fatimen begann, und alles lauschte gespannt, als die reinen, seelenvollen Töne den schönen Lippen der reizenden Gräfin, Klänge wie Musik, entflossen. Girard, der junge Porträtmaler, stand in der Menge und faßte die Züge der Leserin auf, welches Bild später in Paris, theils durch die Schönheit des Gegenstandes, theils durch dessen seltsames Schicksal, von dem diese Blätter sprechen, ein ungemessenes Interesse fand. Ihr gegenüber, als Fatime, saß Mademoiselle Gaussin; den jungen Franzosen, den feurigen, verliebten Chatillon, las der junge Travenol, ein Offizier und Begleiter der Gräfin; die Herzogin näselte die beiden Trabanten des Sultans ab. Gleich nach dem ersten Gespräch zwischen Fatime und Zaire ertönte jezt Voltaires Stimme, der mit Pathos, dessen Eleganz und Würde die Gesellschaft staunen machte, die wohlklingenden Verse des Orosmane sprach:

— — En tous lieux, sans manquer de respect,
Chacun peut désormais jouir de mon aspect.
Je vois avec mépris ces maximes terribles,
Qui font de tant de rois des tyrans invisibles!

Ein allgemeines Geräusch entstand, man klatschte und die kleine Prinzessin warf Voltairen Küsse zu. Die Stelle, wo der edle Nerestan die Worte spricht:

Seigneur, il est bien dur, pour un coeur magnanime,
D'attendre des secours de ceux qu'on mésestime:
Leurs refus sont affreux, leurs bienfaits font rougir.

wiederholte der ganze Chor der Zuhörer. Die Erkennungsscene zwischen dem alten Lusignan und Zairen war ein Wettstreit zwischen Schönheit und Kraft, der die Zuhörer außer sich brachte; ein Theil der Damen schwamm in Thränen, als die schöne Gräfin folgende Worte wie aus der Tiefe des zerrissenen Herzens hervorrief:

Je ne puis vous tromper: sous les lois d'Orosmane —
Punissez votre fille — — elle étoit musulmane.

Als der Akt zu Ende war, rauschte der Beifall unaufhaltsam dahin; die kleine Prinzessin erhob sich, indem sie sagte: „Nicht wahr, man darf in diesem Falle das französische Publikum nachahmen und dem größten und liebenswürdigsten Mann des Jahrhunderts einen Kuß anbieten, der ihm die Verehrung und Zärtlichkeit seiner Getreuen zeigt?“ Sie trat auf den Dichter zu, der ihr mit einer galanten Wendung zuvorkam und sich herabbeugte, um seine kleine Verehrerin zu küssen; Travenol, der junge Offizier, konnte ein Lächeln nicht verbergen, das Voltaire bemerkte und ihm nie verzieh; darauf umarmte die Prinzessin auch die Gräfin und sagte: „Erlauben Sie, schöne Zaire, daß man bedauert, Sie nicht im Besitz des alleinseligmachenden Glaubens zu sehen, da man Sie im Besitz der höchsten Schönheit, Tugend und Liebenswürdigkeit sieht.“ Man klatschte diesem Kompliment Beifall zu, doch die Herzogin von St. Martin schrieb in dem Moment ein beißendes Epigramm auf die Prinzessin nieder, das später ganz Versailles und Paris lachen gemacht hat. Nach Beendigung des dritten Akts begann der vierte, da ereignete plötzlich ein seltsamer Auftritt. Bei den Worten Zairen's:

Où suis-je malheureuse? o tendresse! o douleur!

schlägt die Gräfin den Blick auf, und dieser trifft einen jungen Mann, welcher vor nicht langer Zeit in den Saal getreten; sie wiederholt die Verse fast schreiend, ihr Blick bleibt starr auf jene Erscheinung gerichtet, mit einem dumpfen Seufzer fällt sie in den Sessel zurück und liegt ohnmächtig da. Man kann sich den Lärm denken, der jezt die Stille der Zuhörer unterbrach; die Damen stürzten mit Riechflaschen herbei, alles rannte im Tumult durcheinander. Als die Kranke sich wieder erholt hatte, wünschte sie, unverzüglich in ihre Wohnung gebracht zu werden. Die Gesellschaft blieb beisammen, allein sie entbehrte ihrer schönsten Zierde; die Vorlesung ward nicht beendet. Kein anderer Stoff zum Gespräch kam auf, als die Schicksale der Gräfin, ihr seltsames, im Dunkel schwebendes, sie ewig verfolgendes Verhängniß, und Jedermann, der nichts davon wußte, glaubte sich doch berechtigt, dem wunderbaren Räthsel immer noch einen neuen abentheuerlichen Zusatz aufzubürden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

Die dramatische Musik.

Mit Ablauf des Theaterjahrs zu Ende Oktobers ist es gerade ein Jahr, daß das Comité, welches sonst die Theater-Angelegenheiten leitete, einem Intendanten gewichen ist, und man wird mich nicht der Voreiligkeit zeihen können, wenn ich aus den vor mir liegenden Resultaten seiner Thätigkeit einen Schluß auf die Richtung, die Tendenz und den Werth seiner Geschäftsführung ziehe. Graf Leiningen hatte die öffentliche Stimme beim Antritt seiner neuen Stelle für sich; es war jene Stimme, die einer Veränderung entgegenjauchzt, wo keine Verschlimmerung möglich ist, die den ersehnten Nachfolger eines unwürdigen Fürsten empfängt. Ob er die Erwar-

lungen erfüllt hat, wird eine einfache Darlegung der Handlungen seines ersten Regierungsjahres am sichersten zeigen. Es wird sich darin mehr oder weniger die Richtung des allgemeinen Geschmacks in der dramatischen Kunst, der musikalischen und rezitirenden, aussprechen und das Urtheil allgemeiner machen; auf der andern Seite mag die Karlsruher Intendanz aus der weiten Verbreitung der Fehler einen Trost ziehen, und wir Sterblichen, die ja auch dem Einzelnen am leichtesten die Fehler der Menschheit, die Erbsünde, verzeihen, mögen gestimmt werden, die allgemeine Krankheit des Theaters keiner einzelnen Bühne als Sünde aufzurechnen. Aber die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.

An einem gemeinschaftlichen Theater, wo alle Arten der darstellenden Kunst friedlich neben einander hausen, erfreut sich die Oper vorzugsweise der Liebe des Publikums. Man darf den Grund dazu nicht etwa in dem ausgebildeten musikalischen Sinn des Volkes suchen, wie in Italien, wenn man weiß, daß in der Oper stets die größte Pracht und äußerliche Ausschmückung angewendet wird und werden kann, in Dekorationen, Gewändern, Aufzügen ꝛc. und besonders in dem damit verknüpften Ballet. So zieht der weiter noch als auf Ohr und Auge ausgedehnte Sinnenkitzel vielleicht die Mehrzahl des Auditoriums herbei, während der geringere Theil die Aufgabe der Musik in etwas Höheres setzt, als in einen augenblicklichen Ohrenschmaus. Aus dieser vorwaltenden Art der Musikauffassung von Seiten des Publikums geht theilweise die Richtung der jetzigen Opernmusik und Musik überhaupt hervor. Wenn in der ernsten Kritik eine Stimme ausreicht, die unerschütterlich ihr caeterum censeo über die leichtgeflügelten Sangwerke verdammend ausspricht, so kommt sie im Parterre mit ihrem Urtheile kaum in Betracht; denn hundert Hände übertäuben eine mißbilligende Zunge, die überdies in Hoftheatern aus angeborener Artigkeit sich kaum flüsternd vernehmen lassen darf. Dazu noch das schlimme Verhältniß, daß auch bei gleich getheilter Ansicht immer zwei Werkzeuge des Beifalls auf eines des Tadels kommen, und daß zwei Hände leichter Nahrung finden als ein Kopf, und leichter gerührt werden als ein Herz. Ohnehin sind wir in der Kunst noch nicht so weit, daß die Mehrzahl die Vernünftigen sind, und doch, da der sogenannte Kunstgenuß Allen für Geld offen steht, haben sie das Recht, ein Wort mitzusprechen, und da sie die Oberhand haben, ein lautes. Beifall ist aber die Nahrung eines Theaters. Wie das Herz Blut, das Mühlrad Wasser braucht, damit es nicht stille stehe, so braucht ein Theater Beifall; klatschende Hände sind seine Dampfapparate; weiß es diese nicht in Gang zu bringen, so stockt die ganze Maschine. Kein Wunder also, wenn es das Material wählt, das, gut oder schlecht, dauerhaft oder vergänglich, diesen Zweck am schnellsten und sichersten verbürgt. So arbeitet es den Unvernünftigen in die Hände, und wenn es auch nicht blüht, so vegetirt es doch. Schlimm ist es, daß in unserm Nachbarlande, bei dem sich unser Opern-Repertoire beständig rekrutirt, der Autor oder Komponist von jeder Aufführung seiner Stücke vom Theater eine gewisse Abgabe erhält. So sieht er mit jedem Paar klatschender Hände sein Einkommen vermehrt, denn je mehr geklatscht wird, desto häufiger wird das Stück gegeben, und je öfter es gegeben wird, desto mehr trägt es ihm ein; fröhnt er also der Menge, so wird er ein reicher Mann, und sie versetzt ihn noch dazu auf ihren französischen Parnaß, und er dünkt sich auf dem wahren, und geht auch sein Pegasus unterwegs unter der Last der Geldsäcke drauf, so läßt eine Equipage ihn diesen nicht vermissen. — So verbreitet sich der Geschmack für die leichte, seichte, tändelnde, kokettirende, pikante Musik immer weiter, und wer in die Sprüchen dieses Rades fallen will, quetscht sich die Finger und wird ausgelacht, oder, was noch schlimmer ist, man gibt ihm ganz Recht, wiegt aber doch behaglich lächelnd den Kopf nach dem Takte der süßlichen Lieder und gähnt innerlich bei Harmonie und ächt dramatischem Gesang. — Das Theater soll aber keine Mühle seyn, die nicht mehr mahlen kann, wenn das Rad stille steht, oder die Esel kein Korn mehr herzutragen; die Kunst ist keine Maschinerie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Abschaffung des Lattenarrests. Die pommerschen Papiere.

Angenehm wurde jüngst der Freund der Humanität durch die königliche Erklärung überrascht, daß die in ihren Wirkungen oft furchtbare Strafe des Lattenarrestes für das Militär abgeschafft sey. Auch ohne parlamentarische Anträge und Debatten, ohne Berathung und Abstimmung der Repräsentanten hatte sich hier die öffentliche Meinung so entschieden ausgesprochen, daß dieses Gesetz sich von selbst machte. Und diese Mitwirkung der Allgemeinheit (um nicht Nation zu sagen) ist hier häufiger bei wichtigen Angelegenheiten, als man im Auslande meint; nur sind die Organe feiner. Man denke, welchen Widerstand seit langen Jahren ein ähnlicher Gegenstand im hochgebildeten englischen Parlamente gefunden, und noch unter allen Ministern, Torys und Whigs, ist es keine Bill geworden, sondern eine Frage geblieben: ob der englische Soldat nicht mehr geprügelt werden soll?

Einigen Schreck verursachte dagegen die Weigerung unserer Banquiers, die pommerschen Bankscheine, welche wie baares Geld seit ihrer Creirung kursirten, für voll anzunehmen. Der natürlichste Grund lag darin, daß die beiden zur Realisirung autorisirten Wechsler an einem Schreckenstage dermaßen überstürmt wurden, daß sie es ihrem Vortheil angemessen fanden, ein Procent zu nehmen, um ihr baares Geld zu nutzen. Kaum ward dies bekannt, als andere Kaufleute zwei, drei nahmen, um, die Papiere auftaufend, sie jenen ersten, die nur Ein Procent nehmen, wieder zu verkaufen, um ein Paar zu machen. So wurden die Bankscheine eine Waare, mit der man viele Geschäfte machte; im Handel und Gewerbe wurden sie aber bis 5 Procent Verlust herabgedrückt. Die Sache hat sich wieder reparirt und gehört zu den vielen Schreckschüssen, die unser Nervensystem seit zwei Jahren erschüttern und abstumpfen.

Daß es jetzt keine Lustspieldichter gibt und kein einigermaßen freies Theater! Ich meine nur eines, wo die Censur etwas weniger ängstlich wäre. ich denke dabei weder an ein revolutionäres, noch an ein altgriechisches Theater mit aristophanisch politischen Masken und Geißelhieben; nur an eines, wo man die grandiosen Thorheiten grandios auf die Scene brächte. Wie Frankreich allwöchentlich Stoff liefert zu Melodramen (zu Tragödien ist die Zeit vorüber), die allerpikantesten Situationen, so fehlt es nirgends an großen komischen Zügen, die, groß gehalten, die vortrefflichsten Lustspiele gäben. Freilich müßten sie aus dem Kreis der Familie hinaus — und da droht die Censurscheere. Wie sind z. B. die Papierspekulationen noch gar nicht in ihrer ganzen Bedeutung aufgefaßt! Eine Welt in Papier aufgegangen, und Papier zu einer Welt geworden! Man begnügt sich, da das Theater nichts ist und nichts will, mit — Witzen. Deren sind denn in den lezten Wochen nicht weniger als sonst geboren worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Januar 1833.

— Ein weibliches Gehirn,
Kann es so riesenhafte Dinge zeugen,
So ärgerliche Worte, schwärzern Sinns,
Als wie sie aussehn?

Shakespeare.

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des folgenden Tages ließen sich Voltaire, die Prinzessin und Mademoiselle Gaussin zum Lever bei der Gräfin melden; sie wurden vorgelassen und das Gespräch kam sogleich auf die Kranke selbst, die sich noch immer von gestern unwohl fühlte. Das erste Wort, das sie sprach, enthielt eine Frage an Voltaire: ob er jenen Mann bemerkt, der sich gestern plötzlich gezeigt und dessen Anblick ihr die Ohnmacht zugezogen? „Madame," erwiderte der Dichter, „es war der Marquis Rosier, ein reicher Privatmann, der mir aus Paris empfohlen worden; weiter weiß ich nichts von ihm." — „Unmöglich!" rief die Gräfin, „er ist weder Marquis, noch heißt er Rosier — aber," unterbrach sie sich selbst, „o Himmel! was sage ich! — meine Sinne, von Neuem durch das Entsetzen gelähmt, welches sich in mein Leben stiehlt, drohen mir den Dienst zu versagen! Ach, mein Leiden wird sich nur mit dem lezten Athemzuge enden!" — „Zaire!" rief die Prinzessin, indem sie die Hand der Gräfin ergriff, „Zaire, was fehlt Ihnen? — Ich begreife Sie nicht: kann ein schöner Mann, wie der Marquis, Ihnen ein Entsetzen einflößen, wahrlich, so muß ich glauben, daß dieses durch die Stärke seiner Leidenschaft erregt wird; denn er hat Sie mit Blicken angesehen, mit Blicken, schöne Zaire, die Ihr Orosmane nicht glühender auf den Gegenstand seiner Wahl hätte heften können; er liebt Sie, schöne Frau, und Sie hassen ihn?" Die Gräfin bat, dieses Gespräch abzubrechen, indem sie versicherte, daß dergleichen Worte ihr wie Schwerter in den Busen schnitten. „Nun wohl!" rief die Prinzessin, „ich schweige, doch nur unter der Bedingung, daß Sie uns die Ursache jenes Entsetzens mittheilen, das uns alle gestern für Ihr schönes Leben zittern gemacht hat." Voltaire und die Schauspielerin vereinigten ihre Bitten mit diesem Wunsche, und obgleich die Gräfin wiederholt versicherte, ein solcher Bericht habe nächst den Schmerzen, den er ihr verursache, nur für sie selbst ein lebendiges Interesse, andern möge die Erzählung nur geringfügig erscheinen, nahm sie endlich das Wort und sprach:

„Es werden jezt sechs Jahre, daß ich mich mit meinem Gemahl in Neapel aufhielt, um in dieser paradiesischen Gegend einen Sommer zuzubringen. Ich war zwanzig Jahr alt. Die Gunst des Himmels hatte mir unverdient ein eben so glänzendes, als an innerer Zufriedenheit reiches Loos beschert. Während die Gespielinnen meiner Kindheit darbten, tausend bessere und edlere Geschöpfe ihr Leben verwaist und der Glücksgüter beraubt zubrachten, durfte ich mit einem Herzen, das der Himmel offen und empfänglich geschaffen, den Blick frei in die Welt richten, und sah Reichthümer und Schönheiten zu meinen Füßen hingebreitet, über welche der unbefangene, heitere Sinn der Jugend noch zahllose Reize mehr ausgoß. Mit einem Worte, ich war glücklich, und als eine Glückliche übermüthig. Die Welt war mein, und

ich ging mit diesem geschenkten Gut wie mit einer Puppe um, die ich nach Gefallen behandelte, je nachdem die augenblickliche Laune es mir eingab. Es konnte nicht fehlen, daß ich auf diese Weise zahllose thörichte Einfälle ausführte und mir Verstöße gegen bestehende Gesetze der Gesellschaft zu Schulden kommen ließ, die man zwar geneigt war, meiner Jugend zu verzeihen, deren Folgen aber spät oder früh auf eine höchst empfindliche Weise sich zu rächen pflegen. Obgleich ich mir dieser Fehler wohl bewußt war, so habe ich doch nie darnach gestrebt, sie zu verheimlichen, und diese Offenheit meines Charakters und meiner Gesinnung war vielleicht gerade eine Eigenschaft, auf die ich, als auf die einzige gute, hätte stolz seyn dürfen; doch der Himmel fügte es, daß gerade diese Freimüthigkeit jenes Ereigniß herbeiführte, von dem sich mein Elend und meine jetzige Unruhe herschreibt, und welches ich jezt mit kurzen Worten Ihnen, mein verehrter Freund, und den beiden Damen eröffnen will."

„Mein Gemahl und ich bewohnten eine Villa, die nah am Meere lag und uns die Aussicht auf das göttliche Panorama des Golfs mit seinen Inseln eröffnete. Gab es etwas, was die günstige Lage dieser Besitzung uns verkümmerte, so war es der Umstand, daß der Galeerenhof nahe daran stieß und daher unsere Blicke, ohne es zu wollen, öfters auf Gemählde trafen, die das menschliche Elend, die Verworfenheit und tiefste Erniedrigung mit grellen Farben in unsere Seele prägten. Wer beschreibt das Leben dieser Unglücklichen, ihre Existenz, die kaum eine zu nennen ist; denn eine taube Gefühllosigkeit, eine gräßliche, durch die lange Dauer des Unglücks hervorgerufene Lethargie bemeistert sich dieser Schlachtopfer. Sind die Armen von der Galeerenbank befreit, auf der sie, mit Ketten gefesselt, gefühllosen Automaten gleichen, so bringen sie die wenigen Augenblicke, die ihnen zur Erholung gegönnt werden, mit rohen thierischen Genüssen zu, die dann auch jeden noch keimenden Funken edler menschlicher Kräfte in ihnen ersticken. Die Elemente, die freigebornen Söhne der Schöpfung, die nur da zu seyn scheinen, um das Leben des Menschen auf das Mannigfaltigste zu verschönen, für jene Unglückliche bilden sie eben so viel Martern. Das Licht brennt mit seinem Strahl ihre Haut zur Farbe des Negers und zerstört durch seine Gluth die Bildung ihres Körpers; das Meer, dessen Anblick uns beseligt und erfrischt, ihnen ist es eine endlose Marterbank, wo sie jede Welle der ungeheuren Fläche mit einem Seufzer messen; in ihr enges Gefängniß strömt die Luft nur sparsam ein, und selbst die Erde, ein Tummelplatz der Freuden und Genüsse für eine Welt glücklicher Menschen, wird für sie nur ein frühes Grab. O entsetzlich, meine Freunde! was haben wir gethan, daß uns ein günstiges Geschick mit seinen Liebkosungen überhäuft, uns geboren werden ließ in einem Lande, das sich mit dem reichsten Schmuck der Kultur ziert, zu einer Zeit, wo unsterbliche Geister durch ihre glänzenden Verdienste ein ganzes Jahrhundert adeln und beglücken!"

Die Gräfin warf hier einen Blick auf Voltaire und fuhr dann in ihrer Erzählung fort. „Ich muß erwähnen, daß mein Leichtsinn, den ich öfters hier anklagen muß, sich so weit verging, mir den Plan in den Kopf zu setzen, einen jungen Grafen, der schon mehrere Siege gefeiert hatte, und den eine Anzahl Damen, in einer nicht zu billigenden Schwäche, für unüberwindlich erklärt hatten, in mich verliebt zu machen. Wirklich erreichte ich meinen Zweck, doch ehe ich Zeit gewann, über meinen Triumph zu frohlocken, mußte ich leider bemerken, daß der Gegenstand meiner unwürdigen, kindischen Bewerbungen nicht der Zeit werth war, die ich damit hingebracht hatte, ein Ziel zu erreichen, welches mir so wenig Ehre machte. Der eitle Jüngling, das für wahre Flamme haltend, was nur Spielerei meiner Eitelkeit war, fing jezt alles Ernstes an, mich mit seiner Zärtlichkeit zu bestürmen, und ich war in der That bestraft genug, denn ich wußte nicht, wie ich den albernen, zudringlichen Laffen wieder los werden sollte. Eines Tages, wo mein Widerwille gegen ihn, so wie seine Dreistigkeit gegen mich auf's Höchste gestiegen waren, befand ich mich gerade mit ihm auf einem Spaziergang am Gestade des Meeres; vor uns lag eine Gruppe jener Elenden, die ich beschrieben habe, und wurde von ihren grausamen Wächtern gehütet; einige stießen Flüche und Verwünschungen aus, andere sprachen uns um eine Gabe an, einer jedoch aus der Gesellschaft lag unbeweglich, in seine Lumpen gehüllt, am Wege abwärts, und schien sich nicht darum zu kümmern, daß die Wellen des Meers sein Haupt von Zeit zu Zeit netzten; er schien, unter der Last seines martervollen Daseyns bis zur äußersten Gefühllosigkeit abgestumpft, halbtodt da zu liegen, ein wahrhaft fürchterlicher Anblick, der mich jezt in der Erinnerung noch auf's Aeußerste ergreift. Ich weiß nicht, wie ich auf den mehr als wahnsinnigen Einfall gerieth, dem Grafen, der kurz vorher mich auf's Aeußerste gebracht hatte, im Zorn und mit dem Lächeln eines giftigen Spottes zuzurufen: „Ehe ich mich so weit vergesse, Ihre Liebe zu erwidern, ehe soll jenes Scheusal, das an den äußersten Grenzen der Menschheit zu Hause ist, der Gegenstand meiner Wahl seyn." Kaum waren die Worte ausgestoßen, als in dem Moment die Gestalt, auf die sie gingen und die ich im tiefen Schlafe begraben meinte, sich langsam aufrichtete, und indem sie einen Laut ausstieß, der wie der gräßliche dumpfe Ton eines zum Tode getroffenen Thiers klang, sich auf den rechten Arm stützte und jezt einen Blick auf mich richtete, der mein Blut in allen seinen Pulsen erstarren machte. Es lag in diesem Blick, meine Freunde, ach! wie soll ich es beschreiben! alles, alles zusammengedrängt, was in der Seele eines

Menschen sich nur von Schmerz, tief verhaltener Wuth, unsäglicher Wehmuth und kaltem Grimm findet. O Himmel, rettet mich — ich sehe es vor mir, das hohle, bleifarbene Antlitz mit dem tiefen, brennenden Auge — mich trifft der Blick!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf Malta.

(Fortsetzung.)

Ich machte einen Ausflug nach dem ehemaligen Hauptorte, der schon genannten Città-vecchia oder notabile, um sowohl diese, als das Innere der Insel kennen zu lernen. Sie liegt 7½ italienische Meilen von La Valette entfernt, auf der Spitze des Inselfelsens, und man gelangt in einem gewöhnlichen maltesischen Fuhrwerk, das einem französischen Coupé nicht unähnlich ist, aber nur zwei Räder hat und von einem Pferde gezogen wird, während der Kutscher fortwährend im Trabe nebenher läuft, in anderthalb Stunden hin. Der ganze Umfang der Werke der Hauptstadt zeigt sich erst recht auf der Landseite, wo es mit den Bastionen, Mauern und Gräben fast kein Ende nimmt. Sie stammen fast alle aus den Zeiten der Ritter, während auf der Seeseite mehreres von den jetzigen Besitzern gebaut worden ist. Nachdem man mehrere Kirchen hinter sich gelassen hat, deren Form meist an St. Sülpice in Paris erinnert, gelangt man durch fast ununterbrochene Reihen von Wohnungen und andern Gebäuden, die sich längs der Straße hinziehen, an die Wasserleitung, deren Bogen sich mehrere Meilen weit erstrecken und die La Valette mit Trinkwasser versieht: ein großartiges sowohl als nützliches Werk des Großmeisters Alof de Vignacourt, eines Picarden, der dasselbe im Jahr 1616 errichten ließ. Von nun an gewinnt man eine freiere Aussicht auf das Land, das sich öde, nackt und hüglicht, aber ohne irgend eine schöne Formation, nach allen Seiten erstreckt. Noch jezt im November glühte die Sonne; alles ist verbrannt und gelb, ein schöner Baum eine Seltenheit. Von ferne nehmen sich die niedrigen Baumgruppen, die man hie und da sieht, wie dunkle Flecke aus. Aus den Steinwällen hervor wächst in großer Menge die indische Feige, sonst findet man bisweilen gewöhnliche Feigenbäume und Dattelpalmen, kurz eine ganz südliche, nur sehr karge Vegetation. Früher verlegte man sich viel auf die Kultur der Baumwolle, und schon unter den Griechen und Carthagern war Malta in dieser Hinsicht berühmt und trieb starken Verkehr mit Sicilien, namentlich mit Syrakus und Agrigent. Diese Baumwolle hat eine röthliche Farbe und ist sehr fein. In neuerer Zeit hat die Kultur derselben sehr abgenommen, weil man es vortheilhafter findet, an deren Stelle Getreidefelder anzulegen, indem das Getreide, welches zum Verbrauch der Insel eingeführt wird, eine Abgabe von 50 Procent zahlen muß, obgleich La Valette sonst ein Freihafen ist (seit 1802). In neuerer Zeit hat man sich mit Erfolg auf den Seidenbau verlegt, und eine Manufaktur an einem Orte, den man Boschetto nennt, liefert geschäzte Stoffe. Im Uebrigen ist der Gewerbfleiß gering. Die Marmorbrüche auf Gozzo geben einen schönen gelben Stein, andere Arten findet man hie und da auf Malta, woraus man in der Hauptstadt Tischblätter und andere Sachen verfertigt.

Doch ich muß auf meinen Weg zurückkehren, wo ich einer Menge von Landleuten begegnete. Der Malteser unterscheidet sich in der Gesichtsbildung sehr vom Italiener; mehr soll er dem Bewohner der Südküste Siciliens ähnlich sehen, was sich schon durch die gemeinsame Vermischung beider Völker mit den Arabern, welche diese Länder lange in ihrer Gewalt hatten, erklären läßt. Die jetzigen Malteser mögen wenig reines Blut mehr in sich haben, da ihre Insel immer die Beute von Fremden gewesen ist. Der Landmann hat etwas Wildes in seinem Blick. Halb unbekleidet und der glühenden Sonnenhitze ausgesezt, die mit Gewalt von seinem Felsenboden zurückprallt, ist seine von Natur schon dunkle Haut häufig bis zum tiefen Braun geschwärzt. Das Auge ist blitzend, das Haar schwarz und gewöhnlich halb lang, die Form scharf. Er geht meist in Hemdärmeln und baarfuß und trägt eine lang hinunterfallende schwarze Mütze. Auf seinem Pferde oder Esel sizt er nicht wie der gewöhnliche Reiter, sondern wie die Frauen zu reiten pflegen. Von dem Charakter des maltesischen Volkes macht man im Ganzen keine sehr anziehende Schilderung; man mißt ihm viele der Eigenschaften bei, welche die Mehrzahl der Bewohner Nordafrikas gehaßt und gefürchtet machen. Das Kostüm der Frauen, auf dem Lande sowohl als in der Stadt, erhält etwas Eigenthümliches durch die schwarze Mantilla, welche aber von der spanischen sehr verschieden, und eine Art von Rock ist, der, gewöhnlich von Seide, schief über den Kopf geworfen wird, an einer Seite Gesicht und Hals frei läßt, und den größten Theil des Anzugs, der gleichfalls meist schwarz ist, verdeckt. Es liegt schon ein Vorschmack der orientalischen Sitte in dieser in mancher Hinsicht malerischen Tracht, die reizender seyn würde, wenn die Zahl darunter hervorblickender hübscher Gesichter größer wäre. Aber die Züge sind im Allgemeinen zu scharf markirt und zu wenig anmuthig, und die Gesichtsfarbe zu gelblich. Die orientalische Abstammung oder Stammvermischung zeigt sich auch in der Volkssprache, die arabischen Ursprungs, aber mit fremden Elementen, wahrscheinlich größtentheils mit der Sprache der alten Bewohner der Insel, sehr vermengt ist. Ueber die maltesische Sprache, welche allgemein im Lande üblich ist, indessen auch sehr häufig italie-

nisch gesprochen wird, sind neuerdings zwei Grammatiken erschienen, die eine von Vassalli (Malta, 1827), die andere von F. Vella (Livorno, 1831). Zu London wurden vor einigen Jahren die Evangelisten, mit beigefügtem lateinischem Text, in derselben gedruckt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Fortsetzung.)

Das Volk und die Kunst.

Die Kunst kann bei der jetzigen Bildungsstufe des Volkes keine Volkssouveränität, höchstens seinen Einfluß anerkennen; ihr Reich ist reine Aristokratie, Herrschaft der Besten, ohne ängstlich vorgeschriebene Gesetze, Herrschaft des Genies. Gesetze sind nur für den Schwachen, für den Kunstpöbel; „wozu Fechtkunst für einen Riesen?“ Fallbausche sind gut für Kinder, die gehen lernen, der Erwachsene wirft diese Vorsicht weg. Der Kreis, in dem ein Volk sich dreht, ist nicht die geschlossene Bahn für seine großen Geister; seine Bildungsstufe, sein Geschmack, sein Sinn ist nur der Boden, der das Genie gebar und nährt, nicht der Himmel, der es begeistert. — Ist die einzige Richtung eines Theaters der Geschmack der Menge, und wir wissen, wer die Menge ist, so ist es keine Kunstanstalt mehr, sondern ein Erwerbszweig. Denn Athen liegt in Trümmern, wo die Sitze der Zuschauer der Areopag des Geschmacks waren. Das Theater sey also eine Kunstakademie, wenn es nicht zum Conversationshaus herabsinken will.

Die Bühne einer kleinen Residenzstadt Deutschlands kann ihren Zuschauern unmöglich alle neuen Erzeugnisse vorsetzen, die das Publikum in Paris und London, in Wien und Berlin, in Mailand und Neapel eine kleine Zeit ergötzen, um dann wieder neuern Vergänglichkeiten Platz zu machen. Darum muß eine kunstverständige Intendanz eine vernünftige Auswahl treffen aus dem Schwarm der Neuigkeiten, der die Theater überflutet. Wird hier nicht nach einem gewissen Plane und gediegenen Urtheile verfahren, und findet auch das Schlechteste Eingang, wenn es nur neu ist, so kann ich mit demselben Rechte jedes neue Stück verlangen, und die Intendanz hat keine Entschuldigung, mit irgend einem im Rückstand zu bleiben. Das ältere Klassische, das wahrhaft Gediegene, von der Nation und ihren großen Geistern als solches Anerkannte muß aber immer die Basis, den Grund der Bühne bilden; es sey ihre alte Garde, worauf die Anstalt selbst stolz seyn soll, und auch das Publikum soll und wird es erkennen und schätzen, wenn es nur erst recht erkannt hat. Daran reihen sich die Erscheinungen des Tages, die in kritischer Parade vorgeführt werden, und nach ihrem Werthe salutirend vorüberziehen oder aufgenommen werden und sich erhalten in dem Kreis des Würdigern. Sie erfüllen somit ihre Bestimmung, nur die Stunde zu vertreiben oder bleibenden Genuß zu bereiten; der Zweck der Kunst aber ist höher als nur Unterhaltung. Wo der Sinn für das Gediegene, Wahre erwacht ist, wird das Publikum Gericht halten, wie das Volk zu Athen, über alle Erscheinungen in der Welt der Bretter, und wird die Keuschheit seiner Kunstballe eifersüchtig wahren, und alles wägen mit kritischer Wage, und was zu leicht gefunden worden, verwerfen, und das Unedle, Falsche und Lügenhafte zurückweisen. Bis es dahin kommt, ist dies die Aufgabe der Kritik, der reinen, unpartheiischen, und ihr Amt wird noch nicht so bald zu Ende seyn.

Wenn ich das Repertorium des jüngstvergangenen Theaterjahres durchblättere, so finde ich, daß mehr als der dritte Theil desselben aus Opern besteht. Ich zähle 65 Opern, die Singspiele nicht gerechnet. Die Anzahl der französischen und italienischen Produkte ist 42, die der deutschen nur 23. Es mag nicht unmerkwürdig seyn, da der Geschmack der Zeit sich so ziemlich allgemein in diesen Verhältnissen zeigt, beide Theile zu analysiren. — Unter den französischen Opern sahen wir 5 neue (Fra Diavolo, Liebestrank und W. Tell) 12 mal, und eine ältere, neu einstudirte (Wasserträger) 3 mal aufführen, dazu 8 schon bekannte 18 mal, und 5 italienische 10 mal. Von diesen 43 Opernabenden nimmt Auber 16, Rossini 15, Boeildieu nur noch 6, Mehül gar nur 3 ein, Dalayrac figurirt gar nicht mehr. Nach einer Reihe von Jahren wird Auber, jetzt der erste, vielleicht Mehüls Platz einnehmen, während das drehende Glücksrad einen andern seiner Ritter an seine Stelle setzt.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, December.

(Beschluß.)

Berliner Witze. Schwere Verbrecher.

Die Staatsexamina sind schwer und werden noch schwerer. Ein junger Diplomat aus angesehener Familie hat das seinige nicht bestanden, ein Beweis, daß hier Konnexionen nicht helfen. Aber eine liebenswürdige Prinzessin, die davon keinen Begriff hat, daß man durch ein Examen fallen kann, empfängt ihn in der Soiree mit dem Glückwunsch zum glücklich überstandenen Tage. Ihr hoher Gatte fällt lächelnd ein: „Ja, der Graf hat es so gut gemacht, daß alle Examinatoren geklatscht und gerufen haben: „Noch mal machen!“ — Von Don Pedro und Don Miguel will der Berliner Witz, daß beide sich ernsthaft mit dem Postwesen beschäftigen, denn jener will alles frei machen, dieser aber durchaus Porto. — Bendemann, nachdem er die trauernden Juden gemahlt, will, wie die Berliner meinen, nun die frohen Juden mahlen und hat dazu drei Komponisten und Virtuosen, die ich nicht zu nennen brauche, obgleich die nomina nicht odiosa sind, ausgewählt. Wer empfängliche Laune zum Auffassen mitbringt, mag für jeden Tag einen solchen Witz auflesen.

Sonst spricht man viel von drei schweren Verbrechern, die mit Trenkscher Kunst aus dem Gefängniß ausgebrochen sind. Mit den Eisenringen ihres Wassereimers haben sie die Mauer durchbrochen, sich an Laken u. s. w. herabgelassen, dicht über dem Kopf der Schildwacht, diese eingeschüchtert und durch Drohungen zum Schweigen gebracht. Ein Wildschütz und ein entsetzlicher Raubmörder beschäftigen nun die Phantasie und die Gensdarmen; eben hört man indessen, daß der letztere wieder aufgefunden ist und nach verzweifelter Gegenwehr sich ergeben hat. — Befragt, ob es denn ganz unmöglich sey, eine Gefängnißmauer so zu bauen, daß kein Ausbruch denkbar, soll neulich ein Käsebier der Zweite geantwortet haben: „Ich will durch jede Mauer, und sey sie noch so dick. Aber man richte zwei, wenn auch nur dünne Mauern auf und fülle den Zwischenraum mit leichtem, trockenem Sand; habe ich die eine Mauer durchbrochen, so stürzt aller Sand beim Arbeiten durch das Loch und hindert mich, an die zweite Mauer zu gehen. Jedenfalls muß der Schließer den Sand bemerken, wenn er nicht blind seyn will.“ Ob solche Mauern aufzuführen sind, hat der erfahrene Spitzbube nicht gesagt. Da man bis jetzt noch selten neue Gefängnisse erbaut, sondern alte Gebäude dazu nützt, so möchte die praktische Nutzbarkeit seines Vorschlages noch einige Zeit problematisch bleiben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Januar 1833.

— Dein Orgelstreich und deiner Harfen Klang
So lieblich das Gehör und Herz zugleich berühren,
Daß, wer sinnreich mit mir erforschet ihren Zwang,
Der kann nichts denn dein Werk und Werth zum Herzen führen.

Rodolph Wetherlin.

An Justinus Kerner.

Dort spricht von Treu der Frauen
Die Burg; an ihrem Fuß
In Weinsbergs grünen Auen
Dem Sänger meinen Gruß!
Wie regt dein Lied die Saiten
Der Brust mit süßem Klang,
Nachhall aus grauen Zeiten
Von alter Minne Sang!

Du singst vom Weh der Liebe,
Von Frühlings Lust und Leid,
Von Jahren, lang und trübe,
Die trennten Liebe so weit.
Nicht stolz die Töne klingen,
Doch innig, stark und mild;
Tief in das Herz zu dringen,
Es aus dem Herzen quillt.

Ein zauberisches Eisen,
Berührt von deinem Mund,
Macht himmlischer Geister Weisen
Entzückten Ohren kund.
Will sanft ihr Hall verschweben,
Und quillt das Lied dir nicht,
Ist doch dein ganzes Leben
Ein wundersam Gedicht.

Aus Trümmern, die das Wüthen
Der Zeiten hinterließ,
Da zauberst du voll Blüthen
Hervor ein Paradies.
Neu winkt, durch dich verschönet,
Von Frauentreu das Mal;
Von Aeolsharfen tönet
Es nieder in das Thal.

Wie dort aus grüner Hülle
Dein kleines Haus erglänzt,
Mit goldner Trauben Fülle
Die Thüre schön bekränzt!
Darinnen freundlich waltet
Der Jugend Liebe dir,
Und herrlich sich entfaltet
Der holden Kinder Zier.

Nach deinem Hause wallen
Der Pilger viele hin,
Da wird so heimisch allen,
So innig froh der Sinn.
Denn jedem an der Pforte
Entgegen kommt dein Gruß,
Des Mundes liebende Worte,
Des Herzens Ueberfluß.

Du riefst auch mir: willkommen!
So herzlich und so warm,
Hast liebend oft genommen
Den Jüngling in den Arm.
Daß lang dein Leben glühe,
An Lust und Liedern reich,
Und mir dereinst erblühe
Ein Loos, dem deinen gleich!

Julius Krais.

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Die Erzählerin schwieg, ihr Gefühl, auf's Aeußerste gereizt, verstattete ihr keine Worte mehr, sie lag mit heftig arbeitendem Busen in die Polster zurückgelehnt, das Taschentuch vor's Antlitz gepreßt; beide Frauen bemächtigten sich ihrer Hände und überhäuften sie mit Liebkosungen und Bitten, in ihrer Erzählung fortzufahren. Als die Gräfin sich erholt hatte, schien ein anderes beengendes Gefühl die Oberhand über's Entsetzen zu gewinnen, sie heftete den Blick wie in Gedanken auf den Boden, eine heftige Röthe färbte ihre Wangen und sie erhob sich von ihrem Sitz, wobei es den Anschein gewann, als wolle sie ihre Erzählung gerade in dem Moment unterbrechen, wo sie die Aufmerksamkeit der beiden Zuhörerinnen auf's Höchste gefesselt hatte. „Madame!“ rief die Prinzessin, „was wollen Sie? uns verlassen? — Unmöglich! wir wollen wissen, was geschah, was der entsetzliche Mensch unternahm.“ — „Ich kann meinen Bericht nicht vollenden,“ stammelte die Dame, noch heftiger erröthend; „Sie, Herr von Voltaire, Sie kennen mein Unglück, befriedigen Sie die gütige Theilnahme dieser Damen und sprechen Sie aus, was meine Lippen nie nennen sollen.“ Mit diesen Worten hing sie sich an den Arm ihres Gemahls und verschwand in ein Seitengemach.

Kaum war sie fort, als die beiden Damen mit Leidenschaft über den Dichter herfielen, der sie auch nicht länger warten ließ. „Meine Damen!“ rief der vorsichtige und galante Mann, „was ich jezt zu sagen im Begriff stehe, sind die rohen Worte eines beleidigten Galeerensklaven, die ich Ihnen treu wieder gebe. — „Elende!“ rief die aus den schwarzen Lumpen sich emporarbeitende Gestalt; „Elende, die Du es wagst, eines so tief Gedemüthigten noch zu spotten, wisse, daß du einst in meinen Armen ruhst und daß dann diese Nacht die lezte Deines Lebens ist!“ — „Ah ciel!“ schrie die Prinzessin, „das Ungeheuer!“ Mademoiselle Gaussin schwieg, indem sie den Blick ihrer großen geistreichen Augen auf den Dichter heftete, dessen Antlitz ein ungewöhnlicher Ernst beschattete und der an der Erfüllung jener seltsamen, fürchterlichen Prophezeihung, die er eben mit tönender Stimme ausgesprochen, nicht zu zweifeln schien. Der Graf trat eben in's Gemach, und der Dichter konnte nur noch die Worte hinzusetzen: „Seitdem glaubt sich die unglückliche Dame ewig von jenem Ungethüm verfolgt; nirgends ist sie sicher, denn unter jeder Verkleidung kann er ja verborgen seyn, und so glaubte sie auch gestern ihn im Marquis Rosier erkannt zu haben, was denn nun ganz gewiß ein großer Irrthum ist, denn der schöne Mann, wenn er auch ein Italiener wäre, hat doch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit jenem Scheusal, welches sie uns eben mit so lebendigen Farben geschildert hat.“ — „Und dennoch,“ fügte der Graf hinzu, „läßt es sich nicht läugnen, daß der Marquis ein ächt italienisches Gesicht hat, besonders seine tiefliegenden, schwarzen Augen —“ — „Ich bin ganz außer mich selbst gesezt!“ rief die Prinzessin. „Fürwahr! die Geschichte ist schrecklich und pikant. Man sehe nur, wie schwierig die Lösung der Aufgabe ist, die der Unhold sich gesezt. Er zählt erstens darauf, daß die Gräfin ihn nicht erkennt, und dieses ist am wahrscheinlichsten, denn ein in Schmutz und Lumpen daliegender Bettler kann wohl durch sorgfältige Bemühungen sich im Zeitraum von ein paar Jahren zum Marquis umwandeln; zugleich aber will er das Herz der Dame gewinnen, die er so grausam strafen möchte, er will, als Liebhaber zur höchsten Gunst im Tempel der Liebe eingelassen, die Stätte seines Triumphs zur Gerichtsstätte machen, wo er ein Opfer hinschlachtet, das nichts weiter verbrochen hat, als im Leichtsinn einige unvorsichtige Worte ausgestoßen. Entsetzlich! man mache mir nicht weiß, daß hier irgend eine Befürchtung sich gegründet finde, und gäbe ich auch Alles zu, so muß schon deßhalb der schwarze Anschlag scheitern, weil er gegen eine Dame gerichtet ist, die eben so sehr durch Schönheit, wie durch die strengste Tugend glänzt.“ Diese Worte wurden lauter ausgesprochen, weil sie halb an den Grafen gerichtet waren, dem man etwas Angenehmes sagen wollte, obgleich Jedermann wußte, daß der Graf eben so schläfrig und indifferent, als seine junge, feurige Gattin schön und lebenslustig war. Die Herzogin pflegte, wenn man ihr von dieser Geschichte sprach, zu erwidern, sie sehe hier ein ganz gewöhnliches Kunststückchen eines eifersüchtigen und dennoch bequemen Ehemanns, der sich nicht anders vor gefährlichen Nebenbuhlern zu retten weiß, als indem er sich hinter einen durchtriebenen Schelm steckt, der der Schönen weiß machen muß, daß ihr bei der nächsten Uebertretung ihrer ehelichen Treue das Messer eines Bravos in den Busen fährt, wobei sie leichtgläubig genug ist, das Mährchen für Wahrheit zu nehmen. „Nun ja, ich habe nichts dagegen und wünsche dem Grafen Glück zu seiner treuen Gattin, denn

das Schreckbild ist klug genug gewesen, keine Zeit zu bestimmen, und so wird sich die Dame bis in ihr spätestes Alter in Acht nehmen."

Ein Theil der Gesellschaft stimmte unbedingt dieser, durch den bekannten Witz der Herzogin unterstützten Ansicht bei, ein anderer Theil, und zwar die Anhänger romantischer Verhältnisse, denen Mademoiselle Gaussin und die Prinzessin beitraten, entschied sich für die unbedingte Wahrheit der Thatsache, wie die unglückliche schöne Frau sie erzählt hatte. Auf jeden Fall war hier ein weites Feld für die interessanteste Intrigue eröffnet. Alle Blicke der Gesellschaft waren auf den maskirten, entsetzlichen Galeerensklaven gerichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf Malta.

(Beschluß.)

Wenn man sich Città vecchia nähert, so werden die Wohnungen, die zerstreut liegende Gruppen bilden, deren mehrere zusammen man einen Casal nennt und wovon die Insel über zwanzig zählt, wieder häufiger. Die alte Stadt ist mit schönen Mauern und Wällen umgeben und hat große gewaltige Thore; in dem Innern aber, wo einige schmale Straßen mit verödet scheinenden Häusern den Raum einnehmen, sieht und vernimmt man kaum einen Menschen, einige Bettler ausgenommen, die auf dem Platze der Kathedrale lagern. Dieses Gebäude ist schwerfällig und mit bunten Malereien und Vergoldungen überladen; man feierte eben das Hochamt, wobei der Priester und Diaconen bei weitem mehr waren, als der Betenden. In der Vorstadt, wo man eine weit ausgedehnte Fernsicht über den größten Theil der Insel, auf deren höchstem Punkte man sich befindet, und über das Meer nach verschiedenen Seiten hat, zeigt man in einer Kirche die Höhle, wo der Apostel Paul drei Monate verweilt haben soll, als er den Bewohnern Malta's die Lehre Christi predigte; indessen behaupten viele, er sey niemals auf dieser Insel gewesen und man habe sie mit einer andern an der dalmazischen Küste verwechselt, wovon natürlich die Malteser durchaus nichts wissen und sich ihren Patron nicht nehmen lassen wollen. Dort sah ich auch eine aus Holz geschnitzte Bildsäule des Heilands, welche von der Insel Rhodus dahin gekommen war. In der Nähe befinden sich Catacomben, aus dem Felsenboden ausgehauene geräumige Gewölbe, hie und da durch Pfeiler gestützt, der Begräbnißort der Todten, vielleicht zu Zeiten auch der Zufluchtsort der Lebenden. — Nach Alterthümern fragte ich in dieser Stadt, deren Gründung die Sage bis in's sechste Jahrhundert vor Christus verlegt, ohne Erfolg. Was Malta und Gozzo sonst in antiquarischer Hinsicht, namentlich an Münzen und Inschriften geliefert haben, ist von Vres in seiner zu Rom erschienenen Malta antica illustrata zusammengestellt und erläutert worden. Ich hätte es mir nie träumen lassen, daß deutsche Kunst sich bis zu diesem entlegenen, schon halb außereuropäischen Winkel unseres Erdtheils einen Weg habe bahnen können; und doch fand ich in der Osterie zu Città vecchia, wo einige, mit einer Fregatte aus dem Archipel angekommene junge nordamerikanische Seeleute sich über das „Land ohne Bäume" beklagten, einen Kupferstich mit Unterschrift in deutscher Sprache, eine alte, in Augsburg herausgekommene Parforce-Jagdscene, und während des Frühstücks spielten uns drei bettelhafte Musikanten den Jägerchor aus dem Freischützen vor.

Nach diesem Ausfluge in die Gegend kehre ich wieder zur Hauptstadt zurück, auf welche die Hügel um Città-vecchia, den größten Theil der beinahe sechszig italienische Meilen im Umfang haltenden Insel überschauend, eine ausgedehnte und schöne, wenn auch, des Mangels an großartigen Massen wegen, nicht besonders malerische Aussicht darbieten. Die Summen, welche der Johanniterorden auf La Valette sowohl, als das Land verwendet hat, müssen ungeheuer gewesen seyn, und sind ein redender Beweis seines Reichthums. Dabei erstreckten sich die Befestigungen nicht auf Malta allein, sondern auch auf das nahe Gozzo, das, aus einer großen Felsenmasse bestehend, 30 Meilen im Umkreise hat und neben seinem Hauptorte Rabbato noch sechs Casali oder Dörfer zählt. Hat Malta seit dem Untergange des Ordens seine politische Bedeutung verloren, so bildet es nun das Mittelglied der gewaltigen Kette, womit England das Mittelmeer von Gibraltar bis Korfu beherrscht, und seine mächtigen Wälle werden gegenwärtig von dreitausend Mann bewacht, während man immerfort mit dem Bau von Lazarethen und ähnlichen Werken beschäftigt ist. Der Verkehr zwischen der Levante und dem Westen, und die durch die lezten Kriege und die griechischen Angelegenheiten nöthig gemachte Anwesenheit bedeutender Flotten im Mittelmeer sind der Insel natürlich sehr vortheilhaft. Uebrigens scheint Großbritannien Malta nur aus ganz materiellem Gesichtspunkte als eine Kolonie zu behandeln. Die Presse ist hier ein Monopol der Regierung, was der Verbreitung von Kenntnissen eben nicht sehr vortheilhaft seyn mag, und sie gibt wöchentlich eine offizielle Zeitung in englischer und italienischer Sprache heraus. Die öffentliche Bibliothek, ein altes Institut des Ordens, hat etwa 60,000 Bände, meist italienische und französische Werke, und darunter sehr vieles Werthvolle.

Außerdem ist für die neuere Literatur (namentlich die englische) durch eine Garnisonsbibliothek, und für die Journallektüre durch den Offiziersklubb gesorgt. Das italienische Theater, wo man meist Melodramen aufführt, erhebt sich nicht über das Mittelmäßige; bisweilen geben die Offiziere englisches Schauspiel, um die Langeweile des gewöhnlichen Garnisonslebens in etwas zu verscheuchen. Der gewöhnliche Spaziergang sind die Wälle, wo man hie und da Baumgruppen trifft, und die Arkaden des Gartens, welchen der vormalige Gouverneur Maitland an einem der vortheilhaftesten Punkte hat anlegen lassen. Hier schweift das Auge von den gewaltigen Felsenmassen hinab, auf denen diese Bauten ruhen, über den schönen Hafen, in dem gerade jezt das majestätische Flaggenschiff St. Vincent liegt, der mit seinen hundertundzwanzig ehernen Schlünden bei Navarino donnerte. Auf einer weit in den Hafen hinein sich erstreckenden Landzunge erhebt sich das Fort La Vittoriosa mit der Vorstadt Isola; alle Höhen tragen stattliche Gebäude, und über die Ferne breitet sich der gewaltige Spiegel des mittelländischen Meers. Rt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Beschluß.)

Statistik der Oper.

Die deutsche Oper in Paris und London hatte wohl mehr Auswahl aufzuweisen, als die hiesige; unsere Bescheidenheit gönnt dem Fremden den Vortritt. Neu war uns nur Macbeth von Chelard, der sogar nur halb zu den Deutschen zu rechnen ist (dreimal); ältere Werke wurden drei wieder hervorgeholt und sechsmal gegeben: Figaro's Hochzeit, Doktor und Apotheker und Adrian von Ostade; auf dem Reyertoire gebliebene kamen sechs zehnmal zur Aufführung. Darunter waren drei von Mozart, mit der obigen also vier in sieben Darstellungen, eine von Weber (Freischütz), eine von Spontini (Cortez), eine von Weigl (Schweizerfamilie) und Beethovens Fidelio. Wenn ich den Dorfbarbier und das Neusonntagskind noch dazu zählen wollte, hätte ich freilich zwei deutsche Opern mehr. Webers Oberon ist noch nicht bis zu uns gedrungen. Spohr kennen wir nur aus wenigen dunkeln Erinnerungen, die neuen deutschen Komponisten, Marschner, Lindpaintner, Wolfram ꝛc., kaum dem Namen nach. Das Alte stockt und kein neuer Zufluß, das sind die Bedingungen zum Sumpfe. Von Mozart nur vier Opern! ich will nicht aufzählen, von wem alles keine; nur Feska's großartige Kompositionen, nur seine Cantemire will ich nennen. Diese Schöpfungen, die wir unter unsern Augen entstehen sahen, die einen Schock Auberscher Tändeleien aufwiegen, sollten auf unserer Bühne ein lebendes Denkmal ihres so früh dahingegangenen Schöpfers bilden, und es würde an Gemüthern nicht fehlen, sie zu verstehen, und an Händen nicht, sie zu empfangen und zu bereichern. An die Grundpfeiler der deutschen Musik wage ich kaum zu denken, besonders da ich weiß, daß die geschriebenen Stimmen zu Glucks Armida in alte Koulissen verpappt wurden. Doch neulich mochten unsern Kapellmeister entweder Gewissensskrupel plagen, oder in einer begeisterten Stunde seines jetzigen Standes — denn es gibt im Menschenleben Augenblicke ꝛc. — ein Strahl aus höhern Regionen in seine Brust gefallen seyn: er ließ die Partitur zu Glucks Iphigenia von Mannheim kommen und wollte einen Anlauf zur Klassicität nehmen. Sie kam an, man steckte die Köpfe hinein, aber da Alles so weiß aussah, so fand man sie viel zu leer und schickte das Buch wieder zurück.

Ein Hauptgrund der gehäuften fremden Opern in diesem Jahre — ich will keine mögliche Entschuldigung unberührt lassen — war die vierteljährige Anwesenheit der Sabina Heinefetter an unserm Theater. Es war auf der einen Seite schlau, aber auf der andern zugleich sehr kühn, uns gleich Anfangs mit solch ausgezeichneter Künstlerin bekannt zu machen, denn so etwas ist nicht ohne Consequenzen. Wir sahen das in Paris; seitdem in der großen Woche die Freiheit selbst aufgetreten war, wollte der sonst so beliebte Casimir Perier in dieser Rolle gar nicht mehr gefallen. Das Beste ist der Feind des Guten, hören wir täglich. Sie ist ein Blättchen des deutschen Sängerinnen-Kleeblatts, das in den letzten Jahren ins und ausländische Blüthen verdunkelte, Sontag, Schröder-Devrient und Heinefetter, wo jedes Land sich glücklich schäzte, sie bewundern zu dürfen, deren Stimmen nichts an Umfang übertraf, als ihr Ruhm, nichts an Geläufigkeit, als die Zungen, die ihn verbreiteten, nichts an Lieblichkeit, als die Lippen, über die sie flossen, nichts an Fülle und Kraft, als der Beifall, der ihnen entgegenrauschte. Von uns weg zog sie nach Mailand, wo sie auch diesen Winter wieder engagirt ist; kein besseres Mittel, um den Italienern die politischen Grillen zu vertreiben. In der deutschen Oper ist sie weniger hervorleuchtend, als in der italienischen, was auch schon die Wahl ihrer Rollen bestätigt, da sie nur drei aus jener wählte, und zwar drei Mozartsche. Hievon nehme ich jedoch Figaro's Hochzeit aus, worin sie eine eben so vortreffliche Susanne, als im Barbier eine liebliche Rosine ist. Jene Oper ist seit Susannens Verschwinden auch nicht mehr zum Vorschein gekommen, während wir diesen so oft zu hören kriegen, daß uns das Finale noch in den Ohren klingt, wenn schon wieder die Ouvertüre anfängt. Es ging dem armen Figaro, wie manchen Leuten: vor lauter Geschäften, tollen Streichen und Unterhandlungen für seinen Patron konnte er selbst nicht einmal zur eigenen Hochzeit kommen. Ein weiterer Grund des Ultramontanismus und Gallicismus im Repertorium der Oper ist vorzüglich auch unser Tenor Haizinger, der seine ganze Kunst in der leichten italienischen Manier besizt und die deutschen Partien theils des Sayes, theils des Charakters wegen lieber vermeidet, und einen andern Tenor, einen dramatischen Sänger, besizen wir nicht. — Ein erfreuliches Zeichen von dem doch nicht so gar ungesunden Geschmack des Publikums, das gänzliche Durchfallen des Auberschen „Liebestranks,“ dürfte den Herrn im Rathe ein Fingerzeig seyn, mehr Auswahl mit der französischen Küche für deutsche Magen zu treffen. Unter der Hand eines französischen Kochs wird manches seiner Gerichte, wenn auch nicht sehr schmackhaft, doch pikant und angenehm, das dem deutschen Koche nach dem nämlichen Recepte stets zu plump ausfällt. So ging es dem Liebestrank. — So weit für heute von der Oper.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Januar 1833.

So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieser Weile, die mich von der Geliebten getrennt.

Goethe.

Studien über das Negligé.

„Viel Glück in Rom und Griechenland!“ sagte so eben das kleine Wesen, das mich nun doch so weit gebracht hat, mit ihm den ersten Versuch in den Flitterwochen zu machen. Jezt sind es gerade zwei Tage und drei Nächte, seit sie den ersten schüchternen Tritt über meine Schwelle sezte, da sie bittend und lächelnd an mir aufsah und die ganze Herrlichkeit ihrer neuen Lage nur in dem gewohnten Spiegel meines Auges sehen wollte. Du Gute! wie bald hast du dich mit deinen neuen Sphären vertraut gemacht, wie sicher ist deine Kenntniß aller Ecken und Winkel, deren Räthsel sich dir bald aufschlossen, mit welcher Zuversicht blickt dein ordnendes Auge, waltet deine schöpferische Hand durch die kleinen Räume, von denen ich früher nie geglaubt hätte, daß es nur chaotische Anarchie sey, die da einen Stuhl, hier einen runden, dort einen langen Tisch hinstellte! Und hätten meine staubigen, schweinsledernen Civilisten, dieses dintengesprenkelte Schreibepult, diese zusammengebundenen Hunderte von Schreibfedern jemals geahnt, daß an die Stelle ihres mürrischen Herrn eine weibliche Hand treten könnte, die die ersten von ihrem gelehrten Puderstaube reinigen, das zweite zu einem erträglichen Möbel umschaffen und die lezten endlich der Fahnen berauben würde, von denen sie erfahren hat, daß sie mir beim Schreiben immer so hinderlich sind? Ich selbst werde Zeit brauchen, mich an diese Neuerungen zu gewöhnen. Ist es mir doch, als hätten meine Perioden, ja selbst meine Gedanken an Schwung verloren, seitdem meine Schreibfedern ihrer Flügel beraubt sind. O, wie ironisch klang dieses: viel Glück in Rom und Griechenland! Die Theure hat mir selbst den Kiel zugespizt, noch einmal einen zärtlichen Abschiedsblick zugeworfen, ich kehre ihr meinen halben Rücken zu und erstaune, daß selbst mein vor mir liegender Papierbogen, dessen weiße, öde Leere mich zur Eile mahnt, von ihrer geschäftigen Hand schon zusammengelegt ist. Jezt denkt sie mich hundert Meilen von hier entfernt. Sie glaubt sicher, ich steige allmählig heraus aus der Gegenwart, eile durch den sieben-, durch den dreißigjährigen Krieg, es thun sich mir die hohen Portale des Mittelalters auf, ich ziehe meine Landstraße durch das Interregnum, hier einem Wegelagerer, dort dem verführerischen Saitenspiel eines Minnesängers ausgesezt; vielleicht glaubt sie mich jezt schon an Artus Tafelrunde oder turnierend vor Karl dem Großen, begierig nach dem schönen Preise ihrer Lieblingsfarben. Wie seufzt sie, daß ich noch nicht inne halte! Die Pforten des Alterthums rauschen auf, im eroberten, von wilden Völkern zertretenen Italien wird es heller und lichter, die zertrümmerten Statuen richten sich empor, die Tempel steigen mit ihren Säulen in die blaue, freundliche Luft, die von dem Rufe siegreicher Römer wiederhallt. Sie weiß es, daß man mich auf dem Forum erwartet, daß ich die Edikte der Prätoren erklären soll und mit bündigen Schlüssen darlegen will, wie sich Spuren zu der später gegebenen Ler

Papia Poppäa schon um die Zeiten der Scipionen und Gracchen finden. Die Quellen fließen rings um mich her, sämmtliche Historiker der Griechen und Römer und alle römischen Juristen mit ihren langen, häßlichen Namen, ihrer Weisheit und ihren kleinen Albernheiten liegen um mich ausgebreitet, die Beweisstellen sind mit rother Dinte unterstrichen und auf kleine weiße Zettelchen von ihrer eigenen Hand, dieser weichen, runden Hand so sauber und elegant kopirt, daß schon vor diesem Argumente die, wie jeder andre, menschlichschwachen Ritter, Hugo und Mackeldey, erröthen müßten. Wenn sie aber wüßte, welcher Gedanke mich in diesem Augenblicke beschäftigt! Warum mußte sie nur heute ihr Haar in diese reizende Form bringen? warum die Schleife ihres blauen und goldnen Perlennetzes in jene verfängliche Gegend zwischen dem Scheitelstriche der Locken und der linken Schläfe verlegen? warum gerade dieses Juste Milieu der Schnallenlöcher ihres Leibgürtels wählen, daß ich zweifeln muß, ob sich ihr Kleid eng oder nur lose an die plastische Fülle ihres Leibes schmiegt? Mit einem Wort, ich werde den Gajus und den Tribonian an den Nagel hängen, wenn ich nicht bald von dem Zauber dieses Negligés befreit bin.

Die Kunst hatte alle ihre Epochen durchgemacht, ehe ein Winkelmann und Lessing die Grundsätze, nach denen die ausgezeichnetsten Geister aller Zeiten verfahren sind, zusammenstellten und in eine Art System brachten. Die Kunst der weiblichen Toilette hat sich bis jezt noch vergeblich nach ihrem Theoretiker umgesehen. Welch reiche Materialien liegen nicht vor uns! Wie viel Erfahrungen sind in dieser Hinsicht nicht gemacht worden! wie viel neue Seiten könnte ein feiner Blick für diesen Gegenstand auffinden, welch räthselhafte Wege des menschlichen Geistes ein lauschender Blick hinter einer Gardine nachzeichnen! Man hat die Kunst, dem menschlichen Angesichte durch weiße und alle Nüancen rother Farben einen täuschenden Schein der Schönheit und Jugend zu geben, für die darstellende Kunst des Mimen benuzt. Man hat die Beine der Menschen und ihre Bewegungen in ein System gebracht, die Schritte nach einigen abstrakten Schönheitsregeln auf Zolle und Linien ausgemessen, die Sprünge nach dem Takte einer gewissen Methodik auf Intervallen und Distancen berechnet und die Bühne mit einer Kunst bereichert, die so bedeutsame Folgen für die Theorien der Aesthetiker, für die Leidenschaften der Großen, für die Kassen des Staats und die Tendenzen unsrer Zeit nach sich gezogen hat. Dieß ist für die Kunst aber noch immer erst eine sehr tiefe Stufe. Die Wissenschaft und das Herz gewinnen dabei wenig. Die unmittelbare Richtung auf das Praktische der Anwendung störte die Tiefe der Untersuchung. Man machte aus der Theorie eine Technik und würdigte die Lehrsätze jener zu Handgriffen dieser herab. Wo ist hier das alte Räthsel gelöst worden, dessen Ahnung nur selten einer erleuchteten Stunde gelang, das Räthsel des Zusammenhanges zwischen den todten Gesetzen der Kunst und dem lebendigen Hauche der Natur? das Räthsel des Uebergangs aus einem Reiche des Ideals in das andere? das göttliche Räthsel des ersten Anfangs und des lezten Zweckes? Hier geht der Weg nach Rhodus! Hier tanze man!

(Die Fortsetzung folgt.)

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Die Verehrer der Gräfin, deren eine große Anzahl war, fingen an, sich unter einander mit mißtrauischem Auge zu betrachten, so wie sie wiederum der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Menge waren. Wer ein paar schwarze Augen hatte, war und blieb verdächtig; das zweite Merkmal, das die Gräfin genannt hatte, das schwarze Haar, konnte nicht gelten, denn eine Perrücke sah aus wie die andere; dagegen untersuchte man die Gestalt, und viele schmalschultrige, dünnbeinige Leute waren froh, daß man sich darüber vereinigte, bei ihnen sey durchaus nicht die Gestalt eines handfesten Galeerensklaven zu finden; sie fuhren daher dreist in ihren Bewerbungen fort, indeß mancher schöne Knabe, dem die Natur einen kräftigen Wuchs und feurige Augen gegeben, durch das Urtheil der Menge seine Hoffnungen schwinden sah. Der Marquis Rosier, den man sorgfältig beobachtete, spielte, ob mit oder ohne Grund, den Unbefangensten; ja er äußerte sogar, als man über jene Begebenheit in Neapel sprach, er bezweifle die Richtigkeit der Thatsache nicht einen Augenblick, denn es sey ihm nur zu bekannt, wie rachsüchtig seine Landsleute seyen, und daß es gar wohl Charaktere gebe, die den Plan einer so raffinirten Rache fassen könnten; doch glaubte er der Gräfin, nächst dem Schirm, den ohnedieß ihre Tugend ihr gebe, die Versicherung ertheilen zu können, daß, da sechs Jahre bereits dahingegangen, jener Elende entweder nicht mehr lebe, oder wenn er aus der Haft freigesprochen worden, wohl indeß auf andere Gedanken gekommen sey und seinen Vorsatz aufgegeben habe. Diese Worte, ohne das mindeste Zeichen von Befangenheit ausgesprochen, nur vom warmen Gefühl für die Dame eingeflößt, löschten einen Theil des Verdachtes aus, und man fing an, daran zu denken, daß es, auch außer dem Gefürchteten, Italiener geben könne mit dunkeln Augen und einer gelben Gesichtsfarbe. Waren die schwarzen Augen in so schlechtem Rufe, so schienen die blauen dagegen dazu bestimmt, ohne Schwierigkeit zu siegen; allein auch hier drohte der Schönen Verderben; denn konnte man wohl so genau die Farbe von ein paar schönen Augen untersuchen, ohne sich in die

Gefahr zu begeben, so tief in sie hineinzusehen, daß gerade dadurch ein Unheil herbeibeschworen wurde, das man zu vermeiden die Absicht hatte? Es blieb darum kein anderes Mittel, und die Witzlinge gingen so weit, es hinter dem Rücken der Gräfin laut auszusprechen, als das Gelübde gänzlicher Weltabsonderung zu thun. Allein durfte man einen solchen Rath einer Dame geben, die wie eine Rose blühte und ein Heer von Schmetterlingen um sich sah?

Inzwischen gab sich der Eremit von Ferney Mühe, die Aufmerksamkeit seiner Gäste auf sich und seine Poesieen zu lenken; das Schäferspiel, von dem er seiner Freundin geschrieben, war fertig und die Rollen ausgetheilt. Es schilderte das Leben Apolls unter den Hirten. Der Eremit hatte, von seinen Freundinnen verführt, sich überreden lassen, mitzuspielen und die Rolle des als Hirten verkleideten Götterjünglings zu übernehmen. Die Rolle einer spröden, träumerischen Hirtin hatte die schöne Gräfin erhalten, der Marquis bekam eine kleine Heerde, die er weidete, Mademoiselle Gaussin wurde auch beschäftigt, und für die Prinzessin war der Anzug einer Flußnymphe fertig, ein Reifrock von wasserblauem Atlas, mit Schilfrosen garnirt; oben auf der gepuderten Frisur à la belle Gabrielle sollte ein kleiner Kranz von Schilf prangen, und für den Busen hatte die Prinzessin eine schimmernde Wasserlibelle aus Diamanten machen lassen, die an einer Zitternadel befestigt werden sollte. Jedermann freute sich auf die Aufführung, besonders auf die Figur, die die kleine häßliche Person als Flußnymphe zum Besten geben würde. Vor der Aufführung hatte sich jedoch das Mißgeschick verschworen, Voltairen einen häßlichen Streich zu spielen. Eine Bande Puppenspieler hatte sich in Genf niedergelassen; gelockt durch die Menge der Gäste, die in Ferney sich vereinigt hatten, waren sie mit einer Truppe von Affen und Hunden herübergezogen, und der Wirth des Hotels, in dem die schöne Gräfin wohnte, räumte zu den Spielen einen Vorsprung am ersten Geschoß ein, der eine Art von Balkon bildete und von dessen freistehender Erhöhung ein paar Affen und eine Anzahl Hunde, die Akteurs dieser Bühne, sich dem unten versammelten Publikum am günstigsten zeigen konnten. Es war am Abend des Tages, da im Schlosse die Aufführung des Singspiels vor sich gehen sollte, als Voltaire, der seine Toilette für die Bühne vollendet hatte, vom Kitzel getrieben wurde, sich in seinem Kostüm dem Auge der schönen Gräfin zu zeigen. Seine Kleidung bestand aus einem Rock von rosenrothem Atlas; Weste und Kniehosen weiß, die Strümpfe jedoch wieder roth mit hoch hinaufgehenden goldgestickten Zwickeln, auf den Schuhen Rosetten nebst goldenen Schnallen; in der Rechten hielt er einen Schäferstab, über die Schulter lief ein rothes Band, an dem eine zierliche kleine Hirtentasche befestigt war, aus der ein paar Blumensträuße und Virgils Bucolica, in Marroquin gebunden, hervorguckten, ein dritter Blumenstrauß prangte an dem Busen, der Schäferhut war mit einem Lorbeerkranz geschmückt und in jeder Locke der Perrücke steckte ein Lorbeerblatt, in der Linken ruhte eine goldene Leier. In diesem Kostüm schlüpfte der Dichter durch den verbindenden Gang, der aus seinem Schlosse zum Hotel der Gräfin führte, und erschien mit einem leichten, tänzelnden Schritt in dem Zimmer derselben. Es war leer; behutsam steigt er in den ersten Stock herab und begegnet einer Zofe, die ihn versichert, ihre Dame habe sich eben erst hier gezeigt; Voltaire tänzelt weiter und trifft in einem Gemach, von dem eine Thüre auf den Balkon führt, den jungen Travenol, der müßig und träumend auf einem Stuhl liegt, und der jezt aufspringt, da sich der gepuzte Puderkopf des Poeten langsam in die Thüre steckt. Der muthwillige Jüngling verbeißt das Lachen, das bei diesem Anblick in ihm aufsteigt; er erkundigt sich, was der gnädige Herr befehle, und da Voltaire seinen Wunsch gesteht, die Gräfin zu sehen, öffnet jener, ob aus Muthwillen, oder weil er wirklich glauben mochte, die Dame befinde sich dort, die Thüre auf den Balkon, und das Mißgeschick will, daß der Dichter gerade unter die spielenden Hunde tritt, als der Direktor der Truppe eben mit lauter Stimme ausruft: „Hier, meine geehrten Zuschauer, tritt nun der große Affe als Schäfer auf!“ — Man kann sich das Erstaunen, den Zorn des Dichters denken, der, Anfangs die Worte des Direktors für unerhörten, dreisten Spott haltend, ihn auf's Heftigste zur Rede stellen will, bald aber aus dem Befremden desselben und aus dem Umstand, daß dicht hinter ihm das angekündigte Thier erscheint, merkt, daß hier ein unglücklicher Zufall sein Spiel treibe. Schnell sich zurückziehend, konnte er glauben, daß keiner der unten versammelten Zuschauer ihn in der Kleidung erkannt habe, und wirklich war der größte Theil zweifelhaft gewesen, für was sie die plötzlich hervortretende abentheuerliche Gestalt halten sollten; Andere aber hatten Voltairen erkannt, und man kann sich denken, daß schon nach einer Stunde die lustige Anekdote im ganzen Schlosse erzählt wurde. Die alte Herzogin von St. Martin wußte sich vor Lachen nicht zu lassen, als sie das Histörchen vernahm. „Man sehe!“ rief sie, „nicht zufrieden mit dem Ruhm, der beste Kopf in Europa zu seyn, treibt ihn die Eitelkeit so weit, sogar einem armen Affen den Rang ablaufen zu wollen.“ Die Witzlinge konnten sich über diesen Vorfall nicht zufrieden geben; aber die Verehrer des Eremiten, er selbst an der Spitze, schäumten vor Wuth, und man ging so weit, dem jungen Travenol die ganze häßliche Intrigue zuzuschreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Le Roi s'amuse.

Der geniale Victor Hugo ist neulich nach einem ziemlich langen Stillschweigen mit seinem dritten Theaterstück aufgetreten, und hat dießmal mehr Aufsehen erregt, als zuvor, aber nicht auf der Bühne, sondern außerhalb derselben. Sein Hernani hatte ihn zum erstenmale als Theaterdichter gezeigt. Dieses Stück war eine wahre Rebellion gegen die bestehende dramatische Gesetzgebung. Anstatt sich die klassischen Muster des französischen Theaters zu Gemüthe zu führen, schien Victor Hugo sie wie Götzen zertrümmern und dagegen den Dienst der alten spanischen und englischen Meister wieder einführen zu wollen. Nie war etwas Verwegeneres auf dem Théâtre français gesehen worden. Es war gut, daß der junge Dichter viele Freunde hatte, denn diese kämpften muthig für ihn, und kaum konnten seine Gegner einen Platz im Theater bekommen. Marion Delorme, auf der Bühne des Porte St. Martintheaters, ging ruhiger durch; auf den Boulevardstheatern hat das Klassische kein Privilegium, hier geht das Nichtklassische Hand in Hand mit demselben. Marion Delorme war ein kühnes Gemälde der Zeit, wo ein Kardinal Minister und beinahe der Herr seines Herrn, des Königs, war, und das Publikum nahm dieses Gemälde gar nicht ungünstig auf, obschon darin Sitten geschildert wurden, welche den Parisern sehr fremdartig und gar nicht zart schienen. Nach diesem glücklichen Versuche ließ V. Hugo das Theater eine Zeitlang ruhen; dann wandte er sich wieder an das Théâtre français und ließ vor vierzehn Tagen seinen le Roi s'amuse geben, ein Stück, dessen Titel schon ganz im Geschmacke der alten spanischen Stücke ist. Der sich belustigende König ist der galante Franz I., den der Dichter noch viel galanter dargestellt hat, als er wirklich war, und dessen Hauptbelustigung darin besteht, Weiber zu verführen. Sein Hofnarr Triboulet, ein gegen die Großen erbitterter Mann, hilft ihm, die hohen aristokratischen Familien durch seine Sittenlosigkeit elend machen, und rächt sich dadurch an ihnen wegen der Verachtung, womit sie ihm begegnen. Aber nun verführt der König Triboulets eigene Tochter, und der Hofnarr, welcher einen Mörder dingt, um den König zu ermorden, bekommt den Leichnam seiner eigenen Tochter in die Hand, die durch eine Fügung des Schicksals an des Königs Statt ermordet worden ist. Historisch ist in diesem Stücke nichts, als die Verführungssucht Franz I.; alles Uebrige ist Erfindung des genialen Dichters, der sich über alle Rücksichten hinausgesetzt und das Konzept seines Geistes mit kühner Hand auf das Papier geworfen hat. Ein Theaterkritiker hat versucht, den Gang dieses Geistes historisch darzustellen. Er behauptet, Victor Hugo habe damit angefangen, sich an die Aristokratie anzuschließen. Deßhalb habe er während der Restauration den Herzog von Bordeaux und Karls X. Krönung besungen; am Bourbonschen Hofe habe er aber wenig Anklang gefunden, sich unmuthig von den Großen ab- und dem Mittelstande zugewendet. Diesem habe er die Bürger der Vorzeit in Marion Delorme vorgeführt; allein die Pariser Bürgerfamilien haben ihn eben so wenig verstanden; nun werfe er sich voll Grimm in die Arme des Volks, und sein Hofnarr Triboulet sey der Dichter selbst, der in seinem Menschenhasse sich an den ihn verachtenden Großen räche. Ich weiß nicht, ob dieß wirklich die Richtung ist, die Victor Hugo's Geist genommen hat; ich möchte aber daran zweifeln. Seine ersten royalistischen Versuche waren gar nicht gleichgültig aufgenommen worden; allein der Dichter konnte es sich nicht verhehlen, daß der Hof Karls X. mit der französischen Nation gar nicht im Einklange stand, und daß die Großen dieses Hofes meistens eitle Menschen waren, welche den Geist ihres Jahrhunderts ganz verkannten, die Wünsche und Gesinnungen der Bürger mißachteten, und veraltete, längst verworfene Dinge wieder in Aufnahme bringen wollten. Er mochte fühlen, daß er als Hofdichter nicht höher werde geachtet werden, wie etwa der englische Poeta laureatus Southey. Er verließ also diese unfruchtbare und unpoetische Laufbahn und begann eine andere, die ihn der Nation näher bringen konnte, und in dieser wandelt er seitdem mit mehr oder minder Glück, je nachdem seine Versuche besser oder schlechter ausfallen. Eine Poetik hat er sich offenbar selbst gemacht; aber er muß die Schwierigkeit fühlen, dieselbe einem strengen und bei den klassischen Meisterstücken auferzogenen Publikum, wie das des Théâtre français ist, genehm zu machen. Besser würde er sich an das Theater der Porte St. Martin wenden, denn hier lassen sich dergleichen kühne Versuche ungestraft anstellen. Uebrigens scheint dieser neue Versuch abermals einen Beweis zu liefern, daß Victor Hugo nicht für das Drama geschaffen ist. Man erkennt weder tief tragisches, noch ächt komisches Gepräge daran, und das Ganze hat wenig dramatischen Effekt. Als lyrischer Dichter wird er gewiß immer höher stehen, es wäre denn, daß sich nach einigen unglücklichen Versuchen sein dramatisches Talent auf unerwartete Weise entwickelte. Bei der ersten Aufführung des le Roi s'amuse hatten seine Freunde (denn er selbst kann nicht Theil daran genommen haben) ein sonderbares Publikum zusammengebracht, so daß, als das zahlende Publikum eingelassen wurde, bereits ein nichtzahlendes da saß, das sich langweilte, auf's Fürchterlichste polterte, die Marseillaise sang u. s. w. Dieses gemiethete oder zusammengeraffte Publikum beklatschte das Stück unbändig, und kaum durften die mißbilligenden Stimmen sich hören lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Meine Wampums.

Ein Knoten, welcher Sinn enthalten soll,
Gehört nicht eben zu den seltnen Dingen:
Du wirst ihn selbst, ist dein Gedächtniß voll,
Zuweilen dir am Taschentuch anbringen.

Der Indianer, in der edeln Kunst
Des Wörterschreibens völlig unerfahren,
Kann seines Schicksals Ungunst, seine Gunst
Allein in stummen Wampums aufbewahren.

Auch meine Wampums liegen da so still,
Ob eine Seele selbst in ihnen schliefe;
Nicht Jeder liest sie, der sie lesen will.
Doch wer sie lösen kann, an ihn sind's Briefe.

Ich flocht bisweilen seine Fäden ein;
Hast du sie bei der Lösung nicht zerrissen?
Darüber möcht' ich wohl bestraft seyn;
Doch leider muß ich deine Antwort missen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. Januar 1833.

Narrheit erscheint an Thoren nicht so hart,
Als an dem Weisen, ist er erst vermarrt;
Denn der verwendet allen Witz daran,
Daß er die Thorheit Weisheit nennen kann.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Als die Gräfin ihren jungen Freund entschuldigen wollte, sagte der Dichter gereizt: „Madame, es bedarf hier keines Wortes; Sie werden mir Glauben schenken, wenn ich Ihnen sage, daß ich Feinde habe, hartnäckige, bösartige Feinde, Feinde, deren Wuth und Rachsucht desto höher steigen, je weniger ich ihre Bosheit bemerke, und je wirkungsloser bis jezt ihre giftigen Pfeile an dem Panzer meiner Klugheit und dem der Thätigkeit meiner Freunde abgeglitten sind. Und nun besonders dieser Travenol stammt von einer Familie ab, Madame, die sich vereinigt hat, mich auf's Gröblichste zu beleidigen. Sie kennen meinen Prozeß mit dem Musiker Travenol und seinem Vater, die beide nachher auf meine Veranstaltung im Bicêtre saßen; diese Ungeheuer hatten den Muth, Schmähschriften gegen mich in's Publikum zu streuen, welche man sogar über's Meer nach England brachte; zum Glück endigte sich die ganze Angelegenheit auf eine Weise, die da zeigte, daß, wenn einige Unwürdige einen großen Mann zu kränken wagen, er dieses dadurch rächt, daß er verzeiht und großmüthig schweigt. Jezt aber erwächst mir in jenem unruhigen Blondkopf, dem Sie, Theuerste, ganz ohne Grund ein so zärtliches Vertrauen schenken, ein neuer Feind, der Lust zu haben scheint, die Händel seiner saubern Verwandten fortzusetzen; allein es soll ihm übel bekommen. Sein Einfall ohne Zweifel war es, mich auf jene boshafte und schimpfliche Weise der Menge vorzuführen, und jenes Lächeln bei der Vorlesung der Zaire ist mir ebenfalls nicht entgangen; doch er soll es büßen, der Hohlkopf, der Gelbschnabel, der Geck!“ Die Gräfin legte dem Dichter die schönen Finger auf den Mund, indem sie lispelte: „Still! dürfen dergleichen Ausdrücke über Lippen, die noch vor wenig Tagen uns so unsterbliche Verse gespendet haben?“ Voltaire küßte ihre Hand, bestand aber darauf, daß Travenol auf irgend eine Weise von ihr bestraft werden müsse. Als die Gräfin darauf erwiderte, sie könne Niemand bestrafen, über den sie keine Autorität ausübe, sagte der Dichter mit boshaftem Lächeln: „Madame, ganz Ferney weiß, daß der junge hübsche Mensch keine andere Gebieterin hat als Sie, und daß er sich von diesen Fesseln um so weniger befreien wird, je mehr Sie darauf bedacht sind, das Daseyn derselben zu läugnen.“ Die schöne Gräfin lachte, ihre schönen Augen sahen mit einem eigenthümlichen Ausdrucke von Schalkheit den schmunzelnden Poeten an, und das Köpfchen auf die Seite gebogen, lispelte sie: „Glauben Sie? — Nun wohl, man straft nicht, was man liebt.“ Sie stand auf, und mit einer lächelnden Verbeugung war sie verschwunden. Voltaire blieb sitzen, er nahm langsam eine Prise aus einer Dose, die sein eigenes Bild als gekrönten Dichter zeigte und welche die Marquise du Chatelet ihm verehrt hatte; dann erhob er sich und in seinem Innern reifte der Plan, wie er sich rächen könne für die abschlägige Antwort, die er so eben erhalten.

Die Kosten dieses Gutachtens sind gemäß § 91 Abs. 1 ZPO vom Beklagten zu tragen, da er mit seinem Einwand, die Klägerin habe ihre Schadensminderungspflicht verletzt, unterlegen ist. Dieser Einwand ist nicht deshalb begründet, weil die Klägerin nicht bereit war, den Beklagten die Reparatur durchführen zu lassen. Denn dieser hatte sich nicht bereit erklärt, die Reparatur zu einem Preis durchzuführen, der dem Gutachten entsprochen hätte. Vielmehr hatte er nur einen Preis angeboten, der weit unter dem Gutachtenpreis lag. Dies durfte die Klägerin als Ernsthaftigkeit des Angebots ansehen. Sie war nicht verpflichtet, sich auf Verhandlungen über einen Preis einzulassen, der dem Gutachten entsprochen hätte.

Der Streitwert wird auf 1.500,00 € festgesetzt.

Rechtsbehelfsbelehrung

Gegen diese Entscheidung ist die Berufung gegeben, wenn der Wert des Beschwerdegegenstandes 600,00 € übersteigt oder wenn das Gericht die Berufung in diesem Urteil zugelassen hat.

Die Berufung ist binnen einer Notfrist von einem Monat bei dem Landgericht Hamburg, Sievekingplatz 1, 20355 Hamburg, schriftlich einzulegen.

Die Berufung ist binnen zwei Monaten schriftlich zu begründen.

Die Berufungsschrift muss die Bezeichnung des Urteils, gegen das die Berufung gerichtet wird, sowie die Erklärung, dass gegen dieses Urteil Berufung eingelegt wird, enthalten.

Die Berufungsbegründung muss enthalten:

1. die Berufungsanträge,
2. die Berufungsgründe, und zwar die bestimmte Bezeichnung der Umstände, aus denen sich die Rechtsverletzung und deren Erheblichkeit für die angefochtene Entscheidung ergeben soll.

Die Berufungsschrift und die Berufungsbegründung müssen von einem bei dem Berufungsgericht zugelassenen Rechtsanwalt unterzeichnet sein.

Die Berufung kann nur durch einen bei dem Berufungsgericht zugelassenen Rechtsanwalt eingelegt und begründet werden.

Die Parteien können sich vor dem Landgericht Hamburg durch jede Person als Prozessbevollmächtigte vertreten lassen

Tag der Schöpfung das Entzücken Gottes, das ewige Entzücken der Kunst war. So urtheilten die Weisen. Ihre Erklärer verstanden niemals ihren Sinn, wenn sie die Antiquitäten für die ausreichenden Belege dieser Ansichten hielten. Die symbolischen Nachbildungen der Natur, welche die religiöse Scheu zur Beruhigung ihres geängsteten Gewissens versuchte, sind eine unendlich spätere Stufe der Kunst, obschon sie Jedermann für die älteste hält. Der erste Blick, den die gute Großmutter des Menschengeschlechts in den Spiegel eines paradiesischen Sees warf, ließ sie das süße Gift der Schmeichelei kosten. Wie entzückt mag sie nach ihrem zitternden Busen gegriffen haben! Wie sehnsüchtig mußten ihre Arme sich öffnen, um das reizende Abbild ihrer Schönheit zu umfangen! Jetzt sieht sie eine Rose; warum erröthet sie, als der Gatte eilt, sie zu brechen, und sie in ihre zögernde Hand legt? Sie ist noch kindisch, sie will das Geschenk immer vor Augen haben, und heftet es vor ihren Busen. Jetzt vergleicht sie die Farbe der glänzenden Haut mit dem dunkeln Haare, das ihr auf die Schultern wallt, sie zittert bei der Ahnung des schönen Verhältnisses, das wir jetzt Folie nennen, und bringt das schwellende Roth der Blume auf den glänzendschwarzen Grund ihres Haares. So hat die Toilette angefangen; so ist die Kunst an der Hand der Natur groß geworden, so hat ihre Harmonie in Jahrtausenden Erstaunliches geleistet.

Aber ich vergesse, daß ich von der Lex Papia Poppäa, ich meine vom Negligé meiner Frau sprechen wollte. In jeder Wissenschaft finden sich Begriffe und Verhältnisse, die der Ordnung des Systems Hohn zu sprechen scheinen. Wie vortrefflich man die verschiedenen Gattungen der Pflanzen ihren Merkmalen nach geordnet hat, so hat doch selbst Jussieu für manche Erscheinungen keinen allgemeinen Begriff aufstellen können. Ueber denselben Mangel beklagen sich die Mineralogen, die Physiologen und vor Allen die Theoretiker der Kunst. Dieselbe Schwierigkeit scheint das Negligé in seinem Verhältnisse zu den allgemeinen Gesetzen der weiblichen Toilette zu veranlassen. Welche Stellung soll eine Tracht, die man regellos nennt, unter den Gesetzen der Bekleidung einnehmen? kann man die Gesetzlosigkeit zur Regel erheben? kann man die Anarchie zu einer Nothwendigkeit machen? Ich will die Sonderbarkeit dieser Fragen zu mildern suchen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts ist die Reaktion des englischen Geschmacks auf den französischen. Während Montesquieu den Geist der Gesetze entfesselte und die Verfassung des englischen Reichs zur Grundlage seiner politischen Ideale machte, während die großen Rechenkünstler Albions auf die Verlegenheiten der französischen Finanzen und die Finsterniß der Unwissenheit, wie man ihnen abhelfen sollte, ein aufklärendes Licht warfen, nahm auch die Sitte des Lebens und die Regel der Bekleidung die Veranlassungen zum Nachdenken über ihre Vervollkommnung aus England. Die Stelle des Festkleides Ludwigs XIV., das erst kurz vorher durch die Idee der langen Westen auffallende Beschränkungen erlitten hatte, vertrat der lange englische Oberrock; man fand die Stülpen an den Stiefeln schön, und befolgte den Vorgang, den der Herzog von Orleans mit vieler Kühnheit in den Neuerungen gemacht hatte. Die Frauen blieben hinter diesem Beispiele nicht zurück. Die Stunde der Emanzipation von ihrer alten Garderobe hatte geschlagen. Jetzt warfen sie die lästigen, tausendfaltigen, bleigestäzten Röcke ab, zerstörten mit muthwilliger Laune die Klassizität ihrer alten Coiffüren, und die entfesselten, schönen Leiber athmeten bei der Nähe der spielenden Luft freier und ungebundener. Zur Grazie gesellte sich die Melancholie. Man fing an, von dem interessanten Ausdruck des Gesichts zu sprechen, fand einen leidenden, blassen Anhauch desselben reizender als jene rosenfarbnen Wangen, deren Mangel so lange der Schminktopf, die Schönheitspflästerchen und die Maske verdeckt hatten. Den alten Regeln der Toilette drohte eine fürchterliche Vergessenheit. Die Mittel zur Schönheit vereinfachten sich, man suchte sich mit einer gewissen Oekonomie zu behelfen und fing an, darüber nachzudenken, ob die Quellen der Reize auf dem Grund und Boden des eigenen Körpers nicht ergiebiger flössen, als in fremden Hülfsmitteln. Seitdem ist man aufmerksamer geworden auf die geheime Sprache, die in den menschlichen Formen liegt, man hat auf die Bewegungen des Körpers gelauscht, ihn unter tausend Beleuchtungen gestellt, und alle die Entdeckungen an ihm gemacht, die nur der Scharfblick des weiblichen Auges und ihr natürlicher Geschmack auffinden konnte. Die scheinbare Unordnung der neuen Kostüme mußte die Männer bezaubern, die Männer, die seitdem nicht mehr aus der schönen Illusion gerissen wurden, ihre Begegnung mit dem zweiten Geschlechte sey eine ewige Ueberraschung bei den heimlichen Anfängen der Toilette. Wie die damals so viel Aufsehen erregende Verschwörung von Cellamare nur ein blinder Lärm war, ich weiß nicht, um welche Zwecke zu erreichen, so rief man im Gebiet der Toilette den Zustand einer künstlichen Anarchie hervor. In einem scheinbar regellosen Aufzuge nahmen die Schönen ihre Morgenbesuche an; dieselbe Leichtigkeit auf ihren Spazierfahrten, dieselbe Nachlässigkeit in den Logen des Theaters. Die Locken, der durchsichtige Flor, der kurze Schleier, das Busentuch sind die Erfindungen, die wir diesem Zeitraume verdanken. Der Zauber des Versteckten, die Willkühr des Faltenwurfs, die Beherrschung der körperlichen Form durch die Lage des Gürtels, das sind die ästhetischen Ruhepunkte, die für die Untersuchun-

gen des denkenden Künstlers seitdem so entscheidend geworden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Victor Hugo's Prozeß.

Diese Leute waren indessen wohl nicht so sehr zum Klatschen zusammengebracht worden, als vielmehr, um zu verhindern, daß die klassische Partei das neue Stück nicht zum Falle bringe. Dieß gelang ihnen auch; indessen ließ sich nun die Mißbilligung in den Tageblättern vernehmen, und bei den folgenden Darstellungen würde es wahrscheinlich zu einem bedeutenden Skandal gekommen seyn; aber nun mischte sich die Regierung darein. Schon am Tage nach der ersten Aufführung wurde in einer Sitzung des Ministerraths beschlossen, die weitere Aufführung des Stücks zu verbieten, oder dasselbe zu suspendiren, was freilich kein eigentliches Verdammungsurtheil ist, aber für den Verfasser dieselbe Wirkung hat. Schon unter der Regierung Karls X. kam etwas Aehnliches bei des Dichters Marion Delorme vor, und obschon Victor Hugo in einer Audienz beim Könige sich über das Verfahren der Minister beklagte, so blieb das Stück nichts destoweniger vom Theater ausgeschlossen, bis zur Julirevolution; seit der Zeit wird es ungehindert gegeben, ohne daß der Staat deßhalb in seiner Ruhe gefährdet würde. Vermuthlich kommt auch eine Zeit, wo sein le Roi s'amuse ungehindert wird gegeben werden können, obschon man es nie loben wird, daß der Dichter die schlechten Sitten am Hofe König Franz I. vor einem Publikum ausgemalt hat, das so etwas leicht mißverstehen kann. Victor Hugo's verbotenes Stück ist schon im Drucke erschienen, also dem Publikum bekannt. Der Dichter aber gehört zu dem genus irritabile vatum; er hat im ministeriellen Suspendiren seines Dramas einen Staatsstreich gesehen und seinem Stücke eine gedarnischte Vorrede beigefügt, worin er sich bitter über das ihm angethane Unrecht beklagt und sein Vorhaben ankündigt, sich vor den Gerichten Recht zu verschaffen. Auch hat er in der That eine Klage gegen das Théâtre français vorgebracht. Er hält sich an dieses, weil er die Minister selbst nicht belangen kann. Das Théâtre français befindet sich nun in der sonderbaren Lage, daß es wünschen muß, den Prozeß zu verlieren und vom Gerichte zur Darstellung von Victor Hugo's Drama angehalten zu werden. Im Grunde hat Hugo das Recht auf seiner Seite. Das Theater ist in Frankreich jezt ganz frei, und kein Gesez berechtigt die Minister, sich zwischen Schauspieler und Dichter zu stellen. Das einzige Recht, worauf sie sich stützen können, ist die der Polizei obliegende Pflicht, öffentliche Verletzung der Sittlichkeit zu verhindern. Sie können also vorgeben, der Dichter habe durch die Darstellung schlechter Sitten dem Anstand öffentlich zuwider gehandelt; es sey daher ihre Schuldigkeit gewesen, dem fernern Skandal vorzubeugen. Dann würde aber der Dichter berechtigt seyn, zu verlangen, daß sich das Polizeigericht über die angebliche Unsittlichkeit seines Dramas ausspreche; und hat der Dichter wirklich gegen die Sittlichkeit öffentlich gehandelt, so muß er sich der im Strafgesezbuche dafür angesezten Strafe unterwerfen. — Der Prozeß hat am 19ten dieses Monats vor dem Handelsgerichte begonnen, und zwar mit außerordentlichem Aufsehen und unter einem so starken Zulaufe von Menschen, daß mehrere Personen beinahe erdrückt wurden, und die erbärmlichsten Klagen der Erstickenden mehrmals die Verhandlung unterbrochen haben. Zulezt hat sich der Präsident genöthigt gesehen, einen Theil des Saales durch die Nationalgarde räumen zu lassen, um den Uebrigen Luft zu schaffen. Die Pariser sind nun einmal von der Neugierde geplagt, und je größeres Gedränge irgendwo entsteht, desto eifriger eilt man hin, um sich rühmen zu können, man habe einer Handlung oder einer Begebenheit beigewohnt, während welcher das Publikum fast erstickte. Das Sonderbare bei diesem Prozesse war, daß die wichtige Frage der Theaterfreiheit hier vor Richtern verhandelt wurde, vor welchen gewöhnlich nur von Wechseln und Kontrakten die Rede ist. Am 19ten wurde der Gerichtssaal auf einmal in ein Forum verwandelt. Was Odilon Barrot und Victor Hugo zu Gunsten der Theaterfreiheit vorgebracht, ist in den Zeitungen umständlich zu lesen. Odilon Barrot hat als Anwalt des Klägers und Dichters zu beweisen gesucht, daß die Polizei der Theater nicht der Regierung, sondern der Stadtobrigkeit zustehe. Leider kommt dieß jezt auf eins hinaus; denn die Stadtobrigkeit besteht aus nichts als aus Regierungsbeamten, oder aus Stadträthen, die von der Regierung eingesezt worden sind. Bis also die Bürger das Recht bekommen, selbst ihre Vorgesezten zu wählen, und bis die Stadtobrigkeiten von der Regierung unabhängig sind, ist es so ziemlich gleich, ob die Theaterpolizei von den Ministern oder von den Maires gehandhabt wird. Es kam hier aber auf ein Recht an, und da nach Gesezen aus der Revolutionszeit die Theaterpolizei dem Stadtmagistrate gehört, so konnte sich auch der Anwalt ganz füglich darauf berufen und dem Minister d'Argout das Recht bestreiten, ein Theaterstück nach Willkühr zu verbieten. In einem freien Staate ist Alles erlaubt, was die Gesezze nicht untersagen. Um also ein Theaterstück verbieten zu können, muß ein Urtheilspruch vorhergehen, der dasselbe als unsittlich verdammt; folglich muß die Klage zuerst vor die Gerichte gebracht werden. Dieß ist aber bei der Victor Hugo'schen Sache nicht geschehen. Der Dichter ging in seiner Vertheidigung viel weiter, als sein klügerer Anwalt. Nach Victor Hugo ist gar keine Freiheit mehr vorhanden; die Minister wollen den Franzosen alle geistigen Güter rauben u. s. w. Der Regierungsanwalt ermangelte nicht, aus diesem Ausbruche des dichterischen Unmuthes schnell Vortheil zu ziehen und zu zeigen, daß der Kläger und sein Anwalt in ihren Meinungen nicht einig seyen. Besser hätte Victor Hugo geschwiegen und seinen Anwalt reden lassen; allein der beleidigte Dichter konnte eine so schöne Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, seine Beredtsamkeit zu zeigen und seinem Unmuthe Luft zu schaffen. Er sprach in der That mit vieler Wärme und mit hinreißender Beredtsamkeit, weßhalb die Zuhörer, besonders seine Freunde, tüchtig klatschten, als ob sie einer akademischen Rede oder einer theatralischen Darstellung beiwohnten. Der Präsident hatte viele Mühe, den Beifallsbezeugungen Einhalt zu thun. Das Urtheil ist auf vierzehn Tage verschoben worden; wahrscheinlich bedürfen die Richter so viel Zeit, um mit ihren Gedanken ins Reine zu kommen. Unterdessen wird le Roi s'amuse nicht gegeben, und Victor Hugo, welcher schon eine bedeutende Entschädigung dafür verlangt hat, daß man das Stück jezt nicht aufführt, fordert vielleicht später das Doppelte. Ich wüßte aber kein Gesez, welches ein Theater verpflichtet, ein Theaterstück aufzuführen, es sey denn ein schriftlicher Kontrakt. Auf einen solchen scheint sich in der That Hugo zu berufen; doch muß es wohl nur eine mündlich eingegangene Verbindlichkeit seyn, da kein Aktenstück in diesem sonderbaren Prozesse vorgelegt worden ist; aber eine solche Verbindlichkeit hat vor Gericht wenig Kraft. Alles dieses läßt vorhersehen, daß Hugo vor Gericht nicht Victor seyn wird. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. Januar 1833.

Wißt ihr nicht, daß Amors Waffe
Ein gefährlich Spielzeug ist?

Wieland.

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

In Genf angelangt, stellt sich Voltaire plötzlich von dem Einfall begeistert, die Büste der schönen Frau zu besitzen, um sie in seinem Salon in Ferney aufzustellen; die Prinzessin äußert ihren Beifall, und trotz der Weigerungen der Belleson, fährt man zu Herrn Sinelli und dort wird alles in Richtigkeit gebracht; die Gräfin entschließt sich, ihm zu einer Büste in Marmor zu sitzen; der junge Künstler zeigt sich theilnehmend, liebenswürdig, gesprächig, die Frauen hören ihm mit Begeisterung zu, und als man heimfährt, will Jede bemerkt haben, daß der schöne Mann Eindruck auf das Herz ihrer Freundin gemacht habe. Bei der Gelegenheit erzählt Voltaire ein glänzend erfundenes Mährchen, das er mit allem ausstattet, was nur die Phantasie aufbieten kann, um dem Herzen einer schönen und geistreichen Frau Interesse einzuflößen. „Ich kenne diesen jungen Mann," sagte er, „schon aus Italien her; doch ach! wie ganz anders waren damals seine Verhältnisse; er ist wohlhabend, unabhängig, der Neffe eines reichen Prälaten, des Kardinals Sinelli, und so schienen seine Ansprüche auf eine ausgezeichnete Lebensstellung durchaus begründet; er gehörte zu den seltenen Menschen, die ich gekannt." — „Der Neffe des Kardinals Sinelli!" rief die Gräfin; „ists möglich? und was hat ihn seines Namens und Glücks beraubt?" — „Eine unglückliche Liebe," erzählte der Dichter; „er lernte ein Mädchen kennen, das, wie er mich damals glauben machen wollte, nichts besaß, als ein zärtliches, edles Herz und einen unbescholtenen Namen, Schätze, deren Werth ein Mann wie der Kardinal nicht anzuerkennen vermochte. Der junge Mann verließ sein Vaterland, sein Vermögen, und verband sich mit dem Mädchen, welches diese Opfer dadurch vergalt, daß sie bald nach der Hochzeit mit einem schändlichen Freunde entfloh und ihn der Verzweiflung Preis gab, vor der jedoch seine große Seele ihn bewahrte. Ja, als nach wenigen Jahren der treulose Freund mit der Entführten in die tiefste Armuth versank, so unterstützte der Edle sie mit dem, was er durch die Arbeit seiner Hände erwarb, ohne zu leiden, daß jene ihren Wohlthäter kennen lernte."

Die Prinzessin und die Herzogin waren entzückt über so viel Edelmuth, die schöne Belleson neigte ihr Haupt, und indem sie vor sich hin sprach: „Armer Betrogener!" entrollte eine Thräne ihren schönen Augen. Die Prinzessin warf Voltairen einen Kuß zu, den dieser mit einem triumphirenden Lächeln beantwortete, indem er ihr zu schweigen winkte. Am Morgen darauf fährt die Gräfin allein zu Sinelli, denn die beiden Damen haben eine Menge Gründe, warum sie sie nicht begleiten konnten. So werden die Besuche eine Woche lang alle Morgen fortgesezt, auch die zweite Woche geht so hin. Voltaire ist indeß in Ferney gewesen; als er zurückkommt, findet er zwar die Büste

lange noch nicht vollendet, dagegen macht er eine Entdeckung, die er nicht anders als unter vier Augen seiner Freundin mittheilen will. Als er bei ihr eintritt, ruft er laut: „Um Gott, Madame, was haben Sie gemacht? Der Graf Sinelli liebt, liebt schwärmerisch, kaum habe ich ihn wieder erkannt, so sind seine Züge verändert.“ — „Voltaire!“ rief die Gräfin, „warum sagen Sie mir das?“ — „Warum? schöne Seele! weil Ihre Unbefangenheit auf Kosten eines unglücklichen Jünglings, meines Freundes, sich den Schein der Unschuld gibt. Sie wollen von nichts wissen, indeß jener am Rande des Grabes schwebt? Undankbare! so vergelten Sie meine reine Absicht, die Züge eines Antlitzes auf die Nachwelt zu bringen, die eben so gefährlich und tückisch als schön sind?“

Ein schwärmerisches Lächeln zog über das Antlitz der reizenden Frau, sie antwortete mit keiner Sylbe, allein sie verließ Genf, um ihren Gemahl, der ihre Rückkehr wünschte, in Ferney zu sehen. Indeß hatten die verbündeten Damen den jungen Travenol gegen seine Freundin einzunehmen verstanden; er verließ Ferney, noch ehe die Gräfin zurückkehrte; statt seiner erschien Sinelli, um die Probearbeit seiner Büste der Versammlung zu zeigen. So zurückhaltend und den Gesetzen einer ritterlichen, ehrerbietigen Ergebenheit gemäß auch sein Betragen gegen die Gräfin war, so entging einem nur im mindesten scharfblickenden Auge nicht, daß jene Gluth, die Voltaire geschildert, wirklich sein Inneres durchtobe; oft sah man ihn stundenlang, wenn er sich unbemerkt glaubte, den Blick seiner schwarzen blitzenden Augen auf die Gräfin richten, mit einem Ausdruck, der, wie die Herzogin von St. Martin bemerkte, eben so viel von der verderblichen Eigenschaft des Feuers, als von seinem Glanz hatte. Doch je lastender das Gewicht eines leidenschaftlichen Schmerzes auf der Seele des unglücklichen jungen Mannes zu liegen schien, desto mehr schien im Gemüth seiner schönen Geliebten ein finsterer Schatten aufzusteigen, der sie daran zu mahnen schien, daß für sie über jeder üppig erschlossenen Blüthe ein bleicher, mahnender Todesengel schwebe. Sey es, daß dieser Gedanke für eine schöne, von der höhern Romantik der Liebe begeisterte Frau mehr Anziehendes als Abstoßendes hatte, sey es, daß zum erstenmal Gefühle in ihrem Herzen keimten, deren Stärke und Gluth jede andere Rücksicht verschlangen, genug, die von ihrer Stirn geschiedene Heiterkeit, das entflohene Lächeln ihres Auges und die Einsamkeit, die sie suchte, waren für die Verbündeten Zeichen genug, daß der Pfeil, mit dem sie gespielt hatten, das Opfer, wider ihren Willen, bis ins Herz verwundet hatte. Die Gräfin glaubte, indem sie sich mit ihrem Platz am Krankenbette ihres Gemahls vor der Gesellschaft, rücksichtlich ihrer Trennung von derselben, entschuldigte, sich vollkommen vor Nachreden sicher gestellt; es kam ihr nicht in den Sinn, zu vermuthen, daß ihr Schicksal jezt gerade die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf's Lebhafteste fesselte. Es war ausgemacht, daß es jezt zur Katastrophe kommen mußte, und Voltaire arbeitete darauf hin, indem er einen Brief dichtete, in welchem er sich melden ließ, daß der Marquis Rosier ein Mensch niedern Standes sey, der wegen eines Verbrechens einige Jahre auf der Galeere gesessen habe. Diese Verläumdung, die blos der Gräfin mitgetheilt werden sollte, wurde durch eine seltsame Fügung des Zufalls unnütz gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Studien über das Negligé.

(Beschluß.)

Es kann zweifelhaft scheinen, ob das Negligé die Erfindung der Koketterie, oder Folge einer Begeisterung für die Natur ist. Die Gründe für beide Behauptungen richten wenig aus, weil zulezt immer die Aufnahme des Negligés, die Einführung dieser Idee in die Wirklichkeit der Gesellschaft, von der Ueberzeugung muß abgehangen haben, ihre Adoption könne den frühern Wirkungen keinen Abbruch thun, müsse ihnen vielmehr eine größere Wahrscheinlichkeit geben. Dennoch bleibt die Hauptfrage übrig: welches ist der Grundsatz des Negligés? und die noch wichtigere: was hat durch diesen die Idee der Kunst gewonnen? Ich begnüge mich, zur Lösung dieser Fragen einige Winke zu geben.

Zuerst ist es merkwürdig, daß die Erfindung des Negligés, wie die der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers, der neuen Zeit vorbehalten war. Man lese Hartmanns Hebräerin am Putztische, Böttigers Sabina, und man wird die Schönheiten des Alterthums (von denen des Mittelalters kann in Hinsicht auf Schönheit der Tracht keine Rede seyn) überall nur ängstlich bemüht finden, sich mit Zierrathen zu überladen, niemals, ihre natürlichen Reize mit den künstlichen auszugleichen. Ja, man mußte erst so weit gekommen seyn, alle möglichen Trachten versucht, man mußte die Unnatur bis zu diesem Gipfel getrieben haben, daß sich der Wulst der Bekleidung gleichsam als ein zweites Ich an den Körper anlegte, ehe man die Sprache Rousseaus und des Jahrhunderts verstehen lernte, ehe man die Vorzüge des Nackten zu schätzen wußte. Das Negligé ist gleichsam die zum Bewußtseyn gekommene Tracht, das Negligé ist die konkrete Tracht. Das Negligé hat uns gelehrt, daß es eine Philosophie des Kostüms geben muß. Es wird keine Mode mehr den Lauf um die Welt machen, wenn ihre Grundlage nicht das Negligé ist. Man wird sich nie spanisch, nicht italienisch, schottisch,

polnisch kleiden, wenn alle diese Kostüms mehr zu seyn vorgeben wollten, als eine interessante Modifikation des Negligés. Eine Wienerin wird nie so sehr Türkin werden, daß man an dem Turban, an dem langen Faltengewande, dem kostbaren Schleier nicht merken müßte, sie wolle damit nur gewisse Schönheitslinien ihres Negligés schärfer bestimmen und hervorheben. Alle Moden müssen zu den unbestimmten zehn Geboten des Katechismus für das Negligé gleichsam das erklärende: Was ist das? seyn. Das ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Negligés.

Manche Theoretiker, das heißt einige unliebenswürdige Pedanten und Ehemänner, wollen sich zu der neuen Lehre des Negligés noch nicht bekennen. Ich will gegen sie gerecht seyn und darin noch keinen Beweis eines mangelnden Sinnes für das Schöne finden. Ich will glauben, daß sie für die mürrischen Anforderungen, die sie an die Toilette ihrer Frauen machen, nur moralische Gründe haben. Ich will jene kompakten, zugeknöpften, unausstehlichen Bekleidungen einer falschen Schlußfolge zu Gute halten. Sie berufen sich nämlich auf die erste Anwendung, die man vom Negligé gemacht hat: sie reden von der französischen Revolution. Allerdings gingen die tollen Weiber jener Zeit in paradiesischer Nacktheit vor den Augen aller Welt einher, der Sansculottismus hatte sich der Unter- und Oberröcke bemächtigt, man mußte gestehen, daß das Negligé hier über die Grenzen eines gewissen Anstandes hinaus getrieben wurde. Es war die falsche Anwendung einer Wahrheit, die dem richtigen Gebrauch derselben immer vorangeht. Ja, man kann sagen, daß jene unverschämte Nacktheit nicht einmal in der Sittenlosigkeit, sondern allerdings in der Consequenz eines Systems seinen Grund hatte. Warum entblößte man die Schultern? warum zog die Ehrbarkeit den Vorhang von ihren Mysterien? Um ein lüsternes Auge auf sich zu ziehen? um eine Eroberung zu machen? Keineswegs; man wollte offenherzig seyn, und löste das Gürtelband. Man wollte der Wahrheit die Ehre geben, und warf die Lüge der Unterröcke von sich. Man wollte Republikanerin, Griechin und Römerin seyn, und bediente sich nur eines einzigen Gewandes, das zum Schutze gegen die Luft hinreichend schien. Darin erkennt man eine Ahnung jenes Grundsatzes, den ich vorhin für das Negligé aufgestellt habe. Die Klassizität des antiken Republikanismus war an der Tagesordnung. Man wollte in dem Palais d'Egalité nur Erinnerungen an die Freiheit, auf dem Revolutionsplatze nur römische Tugenden, in den Theatern für griechische Schauspiele auch griechische Zuhörer. Die Männer bekleideten sich mit der römischen Toga, sie trugen römische Schuhe, warfen römische Mäntel um ihre stolzen Nacken; die Frauen nicht anders. Es war Begeisterung für die Freiheit, nicht Schamlosigkeit, die hier den Ton angab. Ja, es war der erste große Triumph, den das Negligé feierte, und das erste schlagende Beispiel, das ich für meinen Satz brauchte. Wann werden sich also die Männer belehren lassen? Wann werden sie einsehen, daß ihr Widerwille gegen eine so reizende Tendenz unserer Zeit, gegen das Negligé, nur ein unbegründetes Vorurtheil ist?

Wie froh bin ich aber, daß ich mich in der That wieder den Römern genähert habe! Mein Ehegemahl fragt mich so eben, ob ich denn meine Gegner noch nicht bald vernichtet habe? Ich kann sie jezt dessen mit bestem Gewissen versichern und ihr sorglos meine Heimkehr ans Rom ankündigen. Sie will mich dafür küssen, daß ich die Lex Papia Poppäa aufgeklärt habe. Habe ich diese Belohnung nicht verdient?

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

Bevölkerung. Witterung. Das Alexandrinentheater.

Die hiesige Zeitung enthält eine Uebersicht der Bevölkerung dieser Hauptstadt, die insofern höchst merkwürdig ist, als sie die ganz eigenthümliche Physiognomie Petersburgs ausspricht. Dieses enthielt am 1sten September 1832, beide Geschlechter zusammengerechnet: geistlichen Standes 1770 Personen; adligen Standes 12.768; Kaufmannsstandes 11.440; zur Bürgerschaft Gehörende 40.703; Ausländer 14.662; Handwerker 11,085; Dienstleute 102.937; Bauern 141.726; verschiedenen (?) Standes 57.691; gemeine Militärs 55.207. Die ganze Bevölkerung betrug 479.993 Menschen; darunter waren weiblichen Geschlechts nur 140.747, und unmündigen Alters nur 30.589. Seit dem 1sten August hatte die Bevölkerung um 11.222 zugenommen.

Auf einen sehr traurigen, nassen und kalten Sommer, der kaum acht schöne Tage zählte, folgte ein trockner und beständiger Herbst. Der schöne, heitere Himmel konnte aber, wegen der vorgerückten rauhen Jahrszeit, in unserer nordischen Region keinen Ersatz für den verlornen Sommer gewähren. Die Witterung blieb milde bis zum 26sten October a. St., wo sich Frost einstellte, dessen gorgonischer Zauber die Natur erstarren machte, so daß bereits am 30sten Abends schleunigst alle Brücken abgenommen werden mußten, und die Kommunikation zwischen den durch die Newa getrennten Stadttheilen bis Dienstag Mittag nur mit großer Mühe und Gefahr auf Böten stattfinden konnte. Bis zum Sonnabend, wo die Wassili-Ostrowsche Brücke wieder aufgestellt war, hörte nun jede Verbindung auf, ausgenommen daß hin und wieder Einzelne sich zu Fuß über das noch dünne und unsichere Eis wagten, das an einigen Orten mit Brettern belegt worden. Wie unangenehm und störend diese, sich jährlich zweimal, im Herbst und Frühling, wiederholende Unterbrechung jeglichen Verkehrs für Petersburg ist, läßt sich leicht denken. Jedoch bietet die Errichtung einer aus einem einzigen Bogen bestehenden Brücke über den breiten Newastrom, dessen Ufer so flach und niedrig sind, so große Schwierigkeiten dar und ist mit so ungeheuern Kosten verknüpft, daß bis jezt alle, dieserhalb eingereichten Projekte nicht zur Ausführung gekommen sind. Kaum stand die erwähnte Brücke, so trat Thau- und Regenwetter ein, welches sechs Tage ununterbrochen anhielt, so daß die Besorg-

niß, den Fluß wieder offen und die Kommunikation abermals gehemmt zu sehen, nicht ungegründet war. Am 11ten November Abends regnete es bei 2° Wärme, und den folgenden Morgen hatten wir 18° Kälte — welch außerordentlich rascher Wechsel der Temperatur! — bei einem so hohen Barometerstande, wie sich dessen hier Niemand zu erinnern weiß. Auch ist ein so frühes starkes Frostwetter etwas ganz Ungewöhnliches; denn meistens wird erst Ende Novembers oder Anfangs und Mitte Decembers der Strom mit Eis bedeckt, was in diesem Jahre, wie gesagt, schon Ende Octobers geschah. Schade nur, daß wir bei diesem anhaltenden Frost keinen Schnee haben; das Fahren auf Droschken ist bei so strenger Kälte und heftigem Winde, wie er hier in dieser Zeit fast täglich herrscht, sehr unangenehm.

Ich habe Ihnen vor Kurzem die Riesensäule zu Kaiser Alexanders Andenken beschrieben. Ein anderes imposantes Werk der neuern Baukunst ist das sich auf einem großen freien Platze, neben der Newsky-Perspective, zwischen dem kleinen Garten des eigenen Pallastes Seiner Majestät und dem schönen Gebäude der kaiserlichen Bibliothek erhebende große, neue Theater, welches den Namen Alexandrinentheater führt. Wie Alles, was hier von der Regierung unternommen wird, den Anstrich von Großartigkeit an sich trägt, so ist auch dieses Gebäude, dessen Ausführung in jeder Hinsicht gelungen zu nennen, mit seinen Umgebungen in neuerer Zeit wohl einzig in seiner Art. Es ist von dem hiesigen Architekten de Rossi erbaut und massiv in allen seinen Theilen. Zur Verhütung von Feuersgefahr ist, außer dem Maschinenboden, gar kein Holz daran verwandt, wodurch der Bau wenigstens um eine Million Rubel vertheuert wurde. Alle Treppen, Gänge und Corridors sind von Stein oder Eisen, alle Fußböden mit Quadersteinen gepflastert und das Dach von Eisen. Der Saal enthält, außer den Baignoirs, fünf Reihen Logen, welche mit der Schräge des Parterres parallel laufen, sich also nach dem Proscenium senken. In neun Reihen stehen im Parterre 242 Lehnsessel; hinter denen sich 182 numerirte Plätze bis zu den Logen des ersten Ranges amphitheatralisch erheben und so vortrefflich eingerichtet sind, daß man überall mit größter Bequemlichkeit die Bühne übersehen und hören kann, was auf derselben vorgeht. Höchst nachahmungswerth und bequem ist überhaupt die Einrichtung der Plätze in diesem sowohl, als in allen hiesigen Theatern. Bediente in kaiserlicher Livree führen einen Jeden zu seinem Sitz, und man ist nicht, wie in so vielen andern Städten, genöthigt, eine ganze Reihe Zuschauer zu stören; man läßt sich auf bequemen, mit Sammt gepolsterten Lehnstühlen nieder, zwischen denen hinreichend Raum gelassen ist, damit Jeder frei zu dem seinigen gelangen kann. Stets herrscht hier in den Theatern die vollkommenste Ruhe und der größte Anstand; nie werden mehr Billette vertheilt, als wirklicher und bequemer Platz vorhanden ist. — Die Kaiserloge im Alexandrinentheater, der Scene gerade gegenüber, ist auf's Reichste und Prachtvollste ausgeschmückt, aber von den zu beiden Seiten anstoßenden Logen des ersten Ranges weder durch Scheidewände, noch Säulen getrennt, und die kaiserliche Familie befindet sich daselbst, im wahren Sinne des Worts, im Kreise des Publikums. Auf gleiche Weise sind die Seitenlogen geschmückt, die des Kaisers links und die des Ministers des kaiserlichen Hofes rechts von der Scene. Die übrigen Logen bilden Gallerien, ohne Zwischenwände und Säulen, welche den Saal überfüllen und die freie Aussicht auf die Bühne benehmen würden, wie das in den andern Theatern hier der Fall ist. Die Brüstungen und Wände derselben sind mit reichen Vergoldungen geschmackvoll verziert. Die Beleuchtung ist vortrefflich; außer dem großen Lüstre von einigen 70 Lampen befinden sich noch an jeder Loge, deren 108 sind, vergoldete Bronzearme, auf deren jedem drei Wachskerzen brennen. Der Plafond, in der Art altitalienischer Kirchenkuppeln, mit vielen Figuren in Oel gemalt, stellt den Olymp und den Parnaß dar, und ist ein wahres Kunstwerk. Die Dekorationen sind großentheils von dem Berliner Maler Gropius gemalt, und die Maschinerie ist von einem andern Berliner, Roller, auf das Zweckmäßigste und Sinnreichste eingerichtet. — An die hintere Fronte dieses Prachtgebäudes schließt sich eine neue, schöne, schnurgerade Straße, deren beide Seiten ein Palais imperial begrenzt, welches hier das Palais royal in Paris ersetzen soll, dieses aber durch die Großartigkeit der Anlage bei weitem übertrifft. Der Bau ist noch nicht beendigt; erst die eine Seite ist so weit fertig, daß sie bewohnt werden kann. Ist das Ganze aber vollendet und geordnet, so wird auch diese Anlage ihres Gleichen in der Welt vergebens suchen.

Was an andern Orten für unmöglich gelten würde, ist hier eine Kleinigkeit. Auf Befehl des Kaisers sollte nämlich das neue Schauspielhaus am 31sten August a. St. eröffnet werden, und noch war die innere Einrichtung desselben nicht ganz vollendet und der weitläuftige Theaterplatz, von der Größe des Berliner Lustgartens, noch mit Baumaterialien, Steinen, Schutt und Barraken ganz überfüllt; aber in vierzehn Tagen hatte Alles ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Jemand, den sein Weg während dieser Zeit nicht in jene Gegend geführt hatte, mußte in der That erstaunen über die Veränderung, die damit in so kurzer Zeit vorgegangen war. Nicht blos war der ganze Platz gereinigt, gepflastert und ringsum mit breiten Trottoirs von Quadern versehen, sondern in der Mitte desselben erblickte man einen großen Garten; englische Partbien waren angelegt, die schönsten Kieswege gleich einer Diele gestampft, Hunderte blühender Sträucher und Blumen gepflanzt, der ganze geräumige, länglich runde Garten mit einem höchst geschmackvollen eisernen Gitter umzäunt, einige dreißig eiserne Laternenpfähle aufgestellt und Alles mit glänzender Oelfarbe angestrichen in — kaum vierzehn Tagen.

Das Alexandrinentheater ward an dem von Sr. Majestät festgesetzten Tage mit einem vaterländischen Trauerspiel: „Posharski von Moskau" und mit einem Divertissement eröffnet. Das Haus war von oben bis unten mit Zuschauern angefüllt. Der Schimmer der russischen und fremden Uniformen, der gewählte und anmuthige Putz der Damen bei der blendend hellen Erleuchtung des durch Schönheit und Frische der Farben bezaubernden Saales gewährte einen entzückenden Anblick. Nach der rauschenden Ouvertüre aus der russischen Oper „Iwan Susanin" hob sich der Vorhang und man sah die Umgebungen Moskaus, gemalt von Gropius Meisterhand. Die Schauspieler spielten mit ungewöhnlicher Wärme und Kunst; mit hinreißender Beredtsamkeit sprach Karatygin die Gefühle des treuen russischen Feldherrn und Bürgers aus, der Gott und dem Kaiser innig ergeben ist; voll tiefer Empfindung spielte seine Gattin die Scene, in welcher die Vaterlandsliebe über ihre Liebe zum Manne und Sohne siegt. Die Worte: „Vom schwachen Weibe lerne, wie der Russe für Kaiser, Vaterland und Glauben glüht!" entlockten dem Publikum einen lauten, einstimmigen Beifallsruf.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Januar 1833.

Daß ich vergessen könnte, was ich war,
Oder nicht denken, was ich nun muß seyn!

Shakespeare.
Richard II.

Die Gefangenen in Ham.

Graf Peyronnet ist als Mitarbeiter an dem bekannten Werke aufgetreten, das der Pariser Buchhändler Ladvocat unter dem Titel: „Le Livre des cent-et-un herausgibt; namentlich steht im siebten Bande dieser Sammlung ein Artikel des berühmten Staatsgefangenen, le château de Ham betitelt. Ladvocat fühlte sich dadurch zur Dankbarkeit verpflichtet, und den Mann, der Jouy in St. Pelagie, Beranger und Cauchois-le-Maire in der Force, Genoude im politischen Arrest, Chateaubriand auf der Polizeipräfektur besucht hatte, mußte dasselbe Gefühl, die Dankbarkeit, auch nach Ham zum Exminister Karls X. führen. Der gewandte Mann weiß aber sogar die Erfüllung einer Pflicht für sein Unternehmen zu nützen, und so stellt er sich selbst in die Reihe der Schriftsteller, die ihn mit ihrem Talent unterstützen, und beschreibt im neunten, vor Kurzem erschienenen Band seiner Sammlung, unter dem Titel: „zehn Stunden im Schloß Ham," was er daselbst gesehen und beobachtet hat, und zwar mit großer Diskretion, jedoch nicht frei von politischer Sentimentalität.

Diese Art von Empfindsamkeit, die Liebhaberei der Franzosen, behagt selten deutschen Ohren; im vorliegenden Falle zumal würde sie, jenen Unglücklichen in Ham gegenüber, uns fast wie Ironie klingen; wir lassen daher Alles der Art weg und beschränken uns auf das, was er von den Umgebungen der Gefangenen und ihrer Lebensweise erzählt.

Nachdem der Reisende, mit einem Erlaubnißscheine vom Kriegsminister und dem Minister des Innern versehen, allen den zahlreichen Formalitäten Genüge geleistet hatte, nachdem er durch doppelte Verschanzungen, über zwei Zugbrücken, durch drei Thore gekommen war, stand er endlich an der Thüre des Mannes, der jezt leider Muße genug hat, als Schriftsteller jene Sentimentalität spielen zu lassen, die ihm wahrscheinlich als Staatsmann sehr fremd war. Lassen wir Ladvocat sprechen.

„Der Gefangene empfing mich höchst gütig und freundschaftlich. Er trat mir entgegen und seine ersten Worte waren: „Wir kennen uns schon lange, und haben uns doch noch nie gesprochen; aber im Canzellariat zu Paris hätten Sie mich besuchen sollen, nicht hier." Im Arbeitszimmer, in dem ich Herrn v. Peyronnet traf, befinden sich vier kleine Bücherschränke mit sämmtlichen französischen Historikern, vielen juridischen Büchern und andern wissenschaftlichen Werken. Im Schlafzimmer sieht man nur Froissards Chronik und die Memoiren über die Geschichte Frankreichs. Jenes Zimmer ist äußerst einfach möblirt. Die Hauptstücke sind ein großer Tisch mit grünem Teppich und ein Lehnstuhl à la Voltaire. Eine Uhr und ein Spiegel zieren das Kamin, und über demselben liest man, von Peyronnets eigener Hand geschrieben, jenen Wahlspruch, der unter den jetzigen Umständen so sonderbar

charakteriſtiſch erſcheint: Moult me tarde. Die Fenſter ſind mit Blumentöpfen beſezt, wahrſcheinlich, um die Gitter zu verſtecken. Vier Familienbilder hängen dem einſamen Bewohner dieſes Gemachs gegenüber, die Porträts ſeiner vier Kinder . . .

„Ich habe Herrn von Peyronnet Sonntags den 25ten Juli 1830 geſehen, wie er eben nach St. Cloud ging. Ich fand ihn weniger verändert, als ich nach dem, was ſeither über ihn ergangen iſt, erwartet hatte. Seine Lebensweiſe iſt äußerſt regelmäßig; er ſteht frühe auf, raſirt ſich jeden Morgen, lieſt die Zeitungen und arbeitet bis um Mittag; dann werden bis fünf Uhr die Beſuche angenommen. Die Abnahme ſeines Geſichts erlaubt ihm nicht, Abends zu arbeiten. Peyronnet iſt immer höchſt reinlich gekleidet, ſeine Schuhe ſind elegant und er trägt gewöhnlich um den Leib, über den Beinkleidern, einen Gürtel, den ihm ſein Sohn Julius aus Algier mitgebracht hat. Sein Frühſtück beſteht blos aus einer Taſſe Kaffee, den er ſich ſelbſt bereitet; er ſpeist täglich um halb ſechs Uhr, ohne Appetit, wie er ſagt, und einſam und körperlich unthätig, wie er iſt, begreift ſich dieß leicht.

„Man wird erwarten, daß ich auch etwas von den andern Gefangenen ſage. Die Herrn v. Chantelauze und v. Guernon-Ranville bewohnen das Erdgeſchoß, die Herrn v. Polignac und v. Peyronnet das erſte Stockwerk. Die Eintheilung iſt bei ſämmtlichen Wohnungen dieſelbe. Sie liegen neben und über einander, jede beſteht aus einem Arbeitszimmer und einem Schlafzimmer und zwiſchen ihnen läuft ein Gang, durch deſſen bei Tage offene Thüre die Gefangenen in das Speiſezimmer und auf die Plattform des Schloſſes gelangen können. Abends wird dieſe Thüre geſchloſſen und damit alle Kommunikation mit einem andern Theil des Geſchoſſes bis zum folgenden Morgen aufgehoben. Die vier gefangenen Miniſter ſind in ihrer Lebensweiſe ſehr verſchieden. Am Niedergeſchlagenſten unter allen ſcheint Herr v. Chantelauze zu ſeyn; freilich iſt er auch wohl am meiſten zu bedauern, denn neun Monate im Jahr iſt er gänzlich verlaſſen. Drei Monate opfert ſich ein Bruder für ihn auf; die übrige Zeit ſcheint er allen irdiſchen Gedanken entrückt, und ſo tiefſinnig, daß er meiſt ſogar ſich anzukleiden vergißt. Herr von Guernon-Ranville iſt ein poſitiverer Kopf, die Wiederaufnahme alter Studien machte ihn der Laſt einer ſo trübſeligen Exiſtenz, in der ſich der Gelehrte eine eigene Welt ſchaffen kann, gewachſener, und ſo theilt er ſeine Zeit zwiſchen der Phyſik und der Mathematik. Wenn er nicht algebraiſche Aufgaben löst, macht er ſich an der Luftpumpe zu ſchaffen; die meiſte Zeit aber ſteht er in unordentlichem Anzuge, das Geſicht halb bedeckt mit einem dicken Barte, an den, ſeit er im Gefängniß iſt, kein Scheermeſſer gekommen, vor einer großen ſchwarzen Tafel voll Kreideſiguren, und ſeinem Aeußern, ſeinem zerſtreuten Weſen nach könnte man ihn für Galilei halten, der die Löſung ſeines Problems ſucht. Herr von Polignac dagegen iſt ganz der Alte geblieben. Hier, wie einſt zu Paris, iſt er der elegante, der faſhionable Mann, ruhig, reſignirt, faſt unbekümmert, aus Philoſophie oder Frömmigkeit, oder aus Frömmigkeit und Philoſophie; kaum ſcheint ihm die Zeit länger zu werden, als einſt in ſeiner Loge in der Oper, und er iſt und bleibt der geſchliffene, lächelnde, liebenswürdige große Herr. Nun, ſieht er doch Frau und Kinder um ſich; für ſie iſt er nicht todt, wie für die bürgerliche Geſellſchaft, und aus ſeiner Familie hat er ſich ein Vaterland geſchaffen, aus ſeinem ewigen Gefängniß ein Schloß. Die Zeit vertreibt er ſich mit Zeichnen und Muſik. Herr von Polignac kleidet ſich immer äußerſt ſorgfältig, und wenn er beim gemeinſchaftlichen Spaziergang auf einer ſechzig bis achtzig Fuß langen und nur fünf Fuß breiten Plattform Luft ſchöpft, hielte man ihn in ſeinem Aufzuge für einen der feinſten Londoner Dandys, der zum Spaß eine Feſtung beſieht, bevor er in die Welt ausſliegt. Um ſieben Uhr Morgens bei jeder Witterung kommt er hieher; und ſey es nun, daß er eine ſtarke Bewegung ſeiner Geſundheit für zuträglich hält, oder will er ſeine ſtrenge aufpaſſenden Wächter ärgern, dieſer ſein wunderlicher Spaziergang iſt immer ein athemloſes Umherrennen, wobei ihm kein Menſch nachkommt.

(Der Beſchluß folgt.)

Voltaire in Ferney.

(Fortſezung.)

Ehe Voltaire jenen Brief zu Stande brachte, erſchien ein Polizeibeamter aus Lauſanne, der in Auftrag des päbſtlichen Geſchäftsträgers ein Schreiben überbrachte, in welchem die Auslieferung eines durch mannigfaltige begangene Verbrechen den Geſetzen anheimgefallenen Menſchen an die Polizeibehörde von Lauſanne anbefohlen wurde, da man in Kenntniß gebracht, daß der Flüchtling unter dem Namen eines Marquis Roſier ſich auf dem Schloſſe zu Ferney aufhalte. Man kann ſich den Schreck und die Verwunderung des Dichters denken, als er jezt den Steckbrief las, der die genaueſte Beſchreibung der Geſtalt des Marquis enthielt. „Ich war," ſchrieb er in einem Briefe an den Schauſpieler Lecain, „wie vom Donner gerührt, als ich einen Menſchen dem Gerichte übergeben ſah, in dem Moment, als ich, vom Geiſte einer wunderbaren Ahndung getrieben, ihm das Verdammungsurtheil ſchreiben wollte, blos um auf eine, vielleicht etwas leichtſinnige Weiſe ein gutes Werk zu ſtiften und eine junge, liebenswürdige Dame, ihr über

einen kleinen Skrupel hinweghelfend, in die Arme der edelsten Freundschaft zu führen.“

Die Nachricht von des Marquis Verhaftung und endlich von seiner Flucht erfüllte das ganze Schloß mit Schreck und Entsetzen. Niemand zweifelte jezt, den furchtbaren Galeerensklaven vor sich gesehen zu haben; man verglich einzelne Züge, das Betragen und Wesen des Flüchtlings, Aeußerungen, welche ihm entschlüpft waren, und jeder dieser Pinselstriche trug dazu bei, das entsetzliche Gemälde zu vollenden, welches die volle Gefahr schilderte, in der die unglückliche Gräfin bis jezt geschwebt. Man überhäufte sie mit Glückwünschen, und da nach einigen Tagen die Ergreifung und Verhaftung des Marquis bekannt wurde, baten sie die ängstlichsten Leute, sich jezt aller Sorge und Angst zu entschlagen, da der fürchterlich drohende Begleiter ihres Lebens verschwunden sey. Diese Worte und mehr noch dasjenige, was vor ihren Augen vorgegangen war, blieben auch nicht ohne Wirkung auf die Dame; sie wurde wieder heiterer und Jedermann hielt eine Angelegenheit für beendigt, mit der so lange die Köpfe einer so angesehenen und auserlesenen Gesellschaft sich beschäftigt hatten; ja die Verbündeten gingen so weit, ihre Stellen förmlich niederzulegen. Die Prinzessin machte sich wieder an die unterbrochene Uebersetzung der Poesien des großen Dichters, die Herzogin von St. Martin schickte sich an, nach Paris zurückzureisen, und Mademoiselle Gaussin wollte Ferney verlassen, da die Jahreszeit, schon merklich vorgerückt, sich dem Herbst näherte und man eben zu Versailles beschäftigt war, eine neue Darstellung des Mahomet zu veranstalten. So schien die Farce beendet, die Voltaire entworfen, die Schauspieler entledigten sich ihres Theaterkostüms und traten wiederum ins prosaische Leben. Aber ach! wer hätte es geglaubt, daß die tragischen Götter selbst im finstern, verhüllenden Gewölk sich droben versammeln würden, um mit drohendem Ernst die leichtfertige Posse zu beschließen, die ein paar müßige, eitle Menschen unten angelegt! Als Voltaire sich in Genf ein paar Tage aufgehalten hatte, empfing er folgenden Brief, dessen Inhalt ihn mit Entsetzen erfüllte:

„Wenn Sie diese Zeilen empfangen, großer Mann, so ist die That schon vollbracht, die ich, dem heiligsten Eidschwur folgend, zum Inhalt meines Lebens gemacht hatte. Vor einer Stunde erhielt ich ein Billet, dessen Inhalt einen Andern an meiner Stelle zum Glücklichsten auf der Erde gemacht hätte; mich ruft es zur Rache. Wenn das leuchtende Gestirn des Orion, den ich in den Tagen meines tiefsten Elends herableuchten sah in die Wellen des Golfs, während mein starres Auge über meine dahingelagerten unglücklichen Gefährten dahinglitt, wenn dieses segensreiche Gestirn am nächtlichen Himmel die schlafmüde Welt zur Ruhe ladet, dann, o Freund, schleiche ich sichern Fußes in den Tempel der Liebe, um dort mein Opfer zu erspähen. Sie erschrecken, Sie wissen nicht, wie Sie diese Worte nehmen sollen, und Ihr geschwinder Witz hilft Ihnen sogleich, sie für einen übeln Scherz zu erklären. Zu früh! Seelenmaler, der Sie seyn wollen, werfen Sie den Pinsel weg, erklären Sie, daß Sie es nie verstanden, Charaktere zu malen, die, auf das Entsetzlichste von den Menschen mißhandelt, sich jezt mit der ganzen Kraft ihres Wesens rächend entgegensetzen; erklären Sie dieses, wenn Sie meinen Entschluß für unmöglich halten. Wahrlich, Ihre Tyrannen, Ihre Wütheriche haben kein Leben! Hauchen Sie Ihnen ein den Athem eines Busens, der, wie der meinige, von zwei mit einander kämpfenden Flammen, von Haß und Liebe, durchglüht wird. Ja, ich liebe die Gräfin; doch weil ich sie liebe, so muß die tückische Verrätherin sterben; auf sie ist meine Wahl gefallen, sie möge büßen, was das Geschlecht an mir verschuldet, und wer könnte besser zu diesem Opfer dienen, als eine Seele, die in der reizendsten, einschmeichelndsten Hülle so kalten, tödtlich verwundenden Spott birgt! Die Worte, die ich jezt noch aufsetze, betrachte ich als ein Vermächtniß an Sie, mein Herr, das ich Ihrem Eifer, mir zu dienen und meine Plane zu fördern, schuldig zu seyn glaube; wären Sie nicht gewesen, ich stände vielleicht noch weit von meinem Ziel.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Das reformirte Parlament. Literarisches.

Der große Versuch, welcher mit der Parlamentsreform in der Theorie gemacht wurde, ist so eben in einer allgemeinen Wahl verwirklicht worden. Da die verfallenen Flecken das Recht verloren haben, Deputirte ins Unterhaus zu schicken, und dieses Recht an die größern Städte und Grafschaften übertragen worden ist, so haben die Deputirten, mit wenigen Ausnahmen, ihren Platz im Parlament ihrem Ruf oder ihrem Reichthume zu verdanken. In einigen Städten, namentlich zu Bristol und Norwich, soll sich ein großer Theil der Wähler haben bestechen lassen; aber dieß scheint blos eine Ausnahme gewesen zu seyn. An manchen Orten, besonders solchen, wo das Wahlrecht erst ertheilt worden war, verschmähten es die liberalen Kandidaten, nach altem Brauch von Haus zu Haus zu gehen und um Stimmen anzuhalten, da sie sich auf ihren Ruf verlassen konnten, und es heutzutage viel leichter ist, seine Gesinnungen durch den Druck bekannt zu machen, als ehemals durch persönliche Mittheilung, und das Resultat war, daß sie dennoch gewählt wurden. In den Grafschaften, so wie in den Landstädtchen mußte natürlich der Einfluß der Grundherrn vorherrschen, so daß die meisten der daselbst gewählten Deputirten den aristokratischen Grundsätzen huldigen werden. Da andererseits in den größern Städten die Aristokratie nur wenig Einfluß hat, und im Gegentheil die Mehrheit der Stimmenden ärmere Bür-

gersleute sind, so hätte man wohl voraussetzen dürfen, daß unter denen, welche sich bereit erklärten, Kirche und Staat zu reformiren, immer die Meistbietenden, d. h. die Republikaner gewählt werden würden. Aber zum Beweis, daß das englische Volk nur nach Verbesserung, nicht nach Umwälzung strebt, verwarf es, wie es diejenigen abwies, welchen alles Alte und Veraltete für heilig gilt, auch die, welche Alles für verwerflich halten, das nur einigermaßen den Stempel des Geschichtlichen an sich trägt. Auch ging es, besonders in London, sehr ruhig her, und wenn nur unter den Gewählten — was man noch nicht wissen kann — die Dissenters nicht das Uebergewicht erhalten haben, das sie leicht zur Zerstörung der Staatskirche gebrauchen dürften, so sehen wir einem höchst segensreichen Parlamente entgegen.

Bei so großer politischer Thätigkeit muß indessen die Literatur leiden, und man sieht daher auch wenig neue Erscheinungen in derselben. Größere Werke sind überhaupt selten bei uns, in schöner Literatur, wie in der Wissenschaft, da jeder Alles im Kleinen, compendiös und wohlfeil haben will. Auch gestehen jezt ächt wissenschaftliche Männer, daß ohne die Kenntniß des Deutschen heutzutage kein Heil mehr für sie ist.

Zu den wichtigsten wissenschaftlichen Werken gehört eine Geschichte der hängenden Brücken, unter dem Titel: A Memoir on suspension-bridges, by Charles Stewart Drewry, 1832. — Dieses Werk, die Arbeit eines jungen, aber in seinem Fache sehr unterrichteten Civilingenieurs, enthält, nebst der Geschichte des Ursprungs, der Ausbildung und Anwendung der hängenden Brücken zu bürgerlichen und militärischen Zwecken, Beschreibungen der wichtigsten Brücken dieser Art, namentlich der von Menai, Berwick, Newbasen, Brighton, der Insel Bourbon, Hammersmith, Bath, Marlow, Schoreham, Jarnac, Touruon, Genf u. a. m. Was aber für den Sachverständigen den meisten Werth hat, ist die Zusammenstellung aller über die Stärke des Eisendrahts und der eisernen Stangen gemachten Versuche, nebst Regeln und Tabellen zu Erleichterung der Berechnungen. Dem Werk ist eine Menge von Holzschnitten und Steindrucken beigegeben. Unter den neuen Planen befindet sich einer zu einer Brücke über den Avon bei Clifton, von Brunel, welche 700 Fuß lang, mit einer Biegung der Ketten von 70 Fuß, und 30 Fuß breit werden soll. Das Gewicht der Brücke ist auf 1116 Tonnen berechnet, und das der größten Masse, welche sie zu tragen haben könnte, auf 1268 Tonnen, so daß der Druck auf die Hängepunkte zu Zeiten das ungeheure Gewicht von 2384 Tonnen, oder 47.680 Centner erreichen könnte. Da aber deren Tragfähigkeit auf 89.280 Centner berechnet ist, bleibt jede Gefahr entfernt. Eine 284 Fuß lange und 23½ Fuß breite Brücke wird jezt zu New-Shoreham auf Kosten des Herzogs von Norfolk gebaut.

Durch einen Zufall verspätet, habe ich eines interessanten Werkes von Thomas Bell noch nicht erwähnt, wovon vor etwa zwei Monaten eine Lieferung erschienen ist, nämlich eine Beschreibung der Schildkröten unter dem Titel: A Monography of the Testudinata. Diese Lieferung enthält doppelte Darstellungen (der obern und untern Seite) dreier Schildkröten, sehr schön und naturgetreu illuminirt. Ein Werk dieser Art von einem praktischen Forscher, wie Bell, verdient die Aufmerksamkeit aller Freunde der Naturgeschichte. Die Beschreibung ist in lateinischer Sprache.

Ein anderes interessantes Buch ist: Slade's Records of Travels in Turkey, Greece etc., and of a Course in the Black Sea, with the Caputan-Pasha, in the years 1829, 30 and 31. London 1832. — Ich theile daraus folgende Beschreibung des Sklavenmarkts zu Konstantinopel mit. Die Cirkasserinnen und Grusierinnen, welche gewöhnlich auf den Markt gebracht werden, sind Opfer der Habsucht ihrer Eltern, aber gutwillige Opfer, indem sie von den Ihrigen von Kindesbeinen an mit dem Gedanken befreundet werden, einst in einem Harem ihr Leben zu verbringen. Sind sie als Mohamedanerinnen geboren, so bleiben sie es; sind sie Kinder christlicher Eltern, so erzieht man sie in gar keinem Glauben, damit sie, wenn sie einen Herrn bekommen, ohne Gewissenszwang den Glauben ihres Gebieters annehmen können. Sie leben in Verborgenheit, werden von ihren Verwandten sehr streng behandelt und bekommen keines Fremden Gesicht zu sehen, so daß sie keine Bande der Liebe oder Freundschaft knüpfen können und keine Erinnerung an die Heimath behalten, welche ihre Sehnsucht zu wecken vermöchte. Ihre Bestimmung wird ihnen beständig vor Augen gehalten, und zwar mit so glühenden Farben, daß sie der Zeit, wo sie nach Anapa oder Poti gebracht und nach Stambul verschifft werden sollen, mit der Ungeduld entgegensehen, womit eine französische oder italienische Klosterfortgängerin ihrer Erlösung aus dem heiligen Gefängnisse entgegenharrt. Im Bazar sind sie in besondern Zimmern verschlossen und von Niemanden zu sehen, außer in der Geschäftszeit, nämlich zwischen zehn und zwölf, wo sie von den lüsternen Herrn, die sich nach dergleichen Waare umsehen, besucht werden dürfen.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, December.

(Beschluß.)

Das Alexandrinentheater. Industrieausstellung.

Mit gleichem Enthusiasmus wurden die Verse aufgenommen, mit denen Pospharski, um Rußlands Rettung willen, Moskau zum Opfer weiht, und die, mit denen er die Russen durch Darstellung der Heiligkeit des Fürstenberufs und die Verbindlichkeiten, die auf ihm ruhen, bewegt, zum Heil des Vaterlandes einen Sprößling des Hauses Romanow auf den Thron zu erheben. Die Ausbrüche der allgemeinen Theilnahme unterbrachen oftmals die Vorstellung und wiederholten sich beim Schlusse derselben mit neuem, stürmischem Beifall. Mehrere Abende hinter einander ward dieses Stück gegeben.

Bekanntlich fand im Mai 1829 hier die erste Ausstellung russischer Manufakturprodukte statt. Der glänzende Erfolg derselben erwies auch bei uns das Mögliche einer solchen Veranstaltung und entsprach vollkommen der Erwartung der Regierung. Die Ausstellung erhöhte den Unternehmungsgeist der Fabrikanten, erweckte den Wetteifer und die Hoffnung fernerer Fortschritte, machte das Publikum mit der Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit unserer einheimischen Fabrikate bekannt, und zeigte zugleich auch die Mängel und Hindernisse, welche die Nationalindustrie noch zu beseitigen hat. In der Verordnung über die erste Ausstellung war gesagt, daß die folgende nach drei oder vier Jahren stattfinden solle, und unterdessen eine solche Ausstellung in Moskau veranstaltet werden könne. Dieß geschah, und die Ausstellung in Moskau hatte einen nicht minder günstigen Erfolg. Bereits im März dieses Jahrs wurde nun allgemein bekannt gemacht, daß im Mai 1835 in Petersburg eine zweite Ausstellung vaterländischer Manufakturprodukte gleich der von 1829 stattfinden solle. Diese Zeit wird deßhalb für die zweckdienlichste gehalten, weil alsdann den Kaufleuten und Fabrikanten noch Zeit genug bleibt, nach Beendigung derselben die im August in Nischney-Nowgorod stattfindende Messe zu beziehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Januar 1833.

Gesunden ist's! Was Hüll' und Nacht gesprungen,
Soll frei hervorgehn an das Licht der Sonnen!

Shakespeare.
Othello.

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

„Die Geschichte meiner Leiden," fährt der Briefsteller fort, „die Sie der Gräfin wieder erzählt haben, ist nicht erdichtet, wie Sie es glauben. Das Geschick fing damit an, daß es mir einen Vater gab, den ich verachten, den ich hassen mußte; es vergiftete somit die frühe Quelle, aus dem die keimende Jugend Unschuld, Liebe und Erbarmen trinkt; ich lernte an denen, die mir am nächsten standen, was Schande, Laster und Verbrechen heißt. Doch wie fürchterlich die Schule war, die ich durchgemacht, einem Weib kam es zu, mein Elend auf's Aeußerste zu bringen. Genug, mein Herr! ich will keine jener Bitterkeiten noch einmal durchkosten; gestürzt, tief gesunken, von Stufe zu Stufe durch Laster und Verbrechen getrieben, reifte meine Jugend der Verzweiflung zu, und wäre dem gewissen Tode anheim gefallen, wenn nicht jener Augenblick, da ich jene verhängnißvollen Worte vernahm, mich plötzlich dem Daseyn wiedergegeben hätte; ich klammerte mich mit ganzer Kraft wieder an die Menschheit an, und jener Plan einer ausgesuchten Rache wurde der Lebensathem in meiner Brust. Mein Blick verfolgte jezt oft heimlich sein Opfer mit stiller Genugthuung; ich wußte es, sie war mein; keinen Moment zweifelte ich, mein Ziel zu erreichen, nur auf welchem Wege ich hinstreben wollte, diese Betrachtung wurde jezt der Inhalt meiner schlaflosen Nächte. Ich wußte, daß nach einem Jahre meine Befreiung mir bevorstand, und nun ging ich im Geist alle Verhältnisse durch, welche dazu dienen konnten, meinen Zweck zu erreichen; freilich konnte ich damals nicht ahnen, daß mir Frankreichs berühmtester Geist die Hand bieten würde, um mit Einem Schritte mich ans Ziel zu führen. Als meine Befreiung erfolgt war und ich erfahren hatte, daß die Gräfin Italien verlassen, folgte ich ihr nach Frankreich, hoffend, sie am glänzenden Hofe Ihres Monarchen zu finden; doch sie war nicht dort. Niemand fand ich, der mir über ihren Aufenthalt hätte Auskunft geben können; endlich folgte ich einer dunkeln Spur und ging nach Wien. Hier fand ich sie; unter verschiedene Masken versteckt, suchte ich ihr zu nahen, doch meine studiertesten Plane scheiterten, und ich mußte bemerken, wie die schöne, sonst als freidenkend bekannte Frau von innerer Furcht zurückgehalten wurde, sich mir sowohl als irgend einem zu nähern; dennoch tröstete mich die Gewißheit, von ihr nicht erkannt zu seyn. Sie verließ Wien und begab sich zu Ihnen nach Ferney, auch ich folgte; doch es war mein Plan, mich zuerst beobachtend in ihrer Nähe niederzulassen; darum wählte ich Genf und erneuerte in der Stille meine Bekanntschaft mit Ihnen. Wie der Zufall später meinen Wünschen zuvorgekommen, die Verhaftung jenes Mannes, den ich nie gekannt, noch von seinen Schicksalen etwas gewußt — alle diese Dinge fügten sich, die Katastrophe herbeizubringen. Ich bin da, wo ich seyn wollte. Mann des Entsetzens, ich sehe, wie Sie

erbleichen; doch fürchten Sie nichts, ich komme nicht, um Sie ins Komplott zu ziehen, Ihre gepuderte Perrücke, Ihr Atlasrock könnten nur auf einem solchen Gange verdorben werden; denn mein Weg führt mich in eine schaurige Gegend, in eine Gegend, wo Ihresgleichen nie zugelassen werden. Ich aber liebe jene Plätze, und meine Seele athmet frei. Dort, in kühler Nachtluft, zwischen moderndem Gebein stehe ich und werfe immer neu jene Fragen gen Himmel, vor denen das Antlitz verflossener, wie kommender Jahrhunderte erbleicht und zurückbebt. Ja, mein Herr, von der Leiche der Gräfin gehe ich in den Gerichtssaal, um mich selbst anzugeben. Ich bin der Welt überdrüßig, denn ich sehe, daß ich sie zu lenken im Stande bin. Ich fordere nicht, daß Sie mit mir übereinstimmen; dem Sänger der Pucelle wird eine That ewig unbegreiflich bleiben, die nicht den Witz des Salons, nein, den Witz der Hölle in sich trägt, eine That, die man nicht bespötteln kann, weil mitten im Spott ein kalter Schauder unsere Seele übermannt. — Mir ist's genug, mitten in Ihr lüsternes, perfides Spiel gedrungen zu seyn, auf den Schauplatz Ihrer modernen Alltäglichkeit meine großartige That hingesezt zu haben, einen Koloß unter Puppen. Eine Seele hat sich gezeigt, wo früher nur Larven gingen, eine erwünschte Erscheinung für Sie, wenn Sie das wären, was Sie nicht sind — ein Dichter."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gefangenen in Ham.

(Beschluß.)

„Herr von Guernon geht später aus, Herr v. Chantelauze so gut wie nie, Herr v. Peyronnet gar nie. In zwei und zwanzig Monaten ist Peyronnet nicht aus dem Zimmer gekommen. Er möchte gerne spazieren gehen, sagte er; aber spazierenfahren will er sich nicht lassen. Er behauptet, das im vorigen Jahr erlassene Gesetz, das dem Staatsgefangenen eine Feste als Gefängniß anweist, ihn aber der beständigen Anwesenheit eines überlästigen Zeugen überhebt, sey hinsichtlich seiner verlezt worden. Er behauptet, man habe so wenig das Recht, den Gefangenen auf seinem Spaziergange zu begleiten, als sich an seinem Kamin niederzusetzen oder in sein Bett zu legen.

„Die Gefangenen frühstücken jeder für sich, speisen aber zusammen, Herrn v. Peyronnet ausgenommen, dem man das Essen aus der Stadt bringt. Polignac, der sich schon früher in eilfjähriger Gefangenschaft an die Gefangenkost gewöhnt hatte, schickte sich leicht darein. Sey es Demuth oder Laune, seinen Koch, denselben, den er im Hotel der auswärtigen Angelegenheiten hatte, läßt er unbeschäftigt und lebt, wie man eben im Schloß Ham lebt. Der Speisesaal der Minister wird jeden Sonntag zur Kapelle, wo sie alle vier Messe hören, der außer dem Kommandanten Delpire und dem Meßknaben Niemand beiwohnt.

„Im Schloß liegen zwei Elitenkompagnien Fußvolk und eine Kompagnie Artillerie, zusammen etwa vierhundert Mann. Erst nach acht Uhr Abends werden die Zugbrücken aufgezogen; sonst ist Alles in der Festung wie in andern Kriegsplätzen. Peyronnet scheint fest bei sich beschlossen zu haben, nichts zu verlangen. So litt er voriges Jahr vier Monate lang an einem Hüftweh, wobei er von seinem Lehnstuhl in sein Bett nur mittelst Stühlen kommen konnte, die hintereinander gesezt waren; sogar ärztliche Hülfe verlangte er nicht. — Bei unserer ersten Unterredung drehte sich das Gespräch ganz um seine Studien und die Eintheilung des Werks, an dem er arbeitet. Ich bemerkte unter seinen Manuscripten ein Heft, das nach Schrift und Papier älter schien als die andern, und er sagte mir, es sey eine Abhandlung über die Todesstrafe, die er in Vincennes aufgesezt ....

Am folgenden Tage besah sich Ladvocat, bevor er Peyronnet einen zweiten Besuch machte, Stadt und Schloß Ham. Als er beim Kommandanten Delpire wieder seinen Erlaubnißschein visiren ließ, sagte dieser zu ihm: „Sie glaubten mich, als Sie Paris verließen, gewiß in Untersuchung; alle Ihre Zeitungen waren ja voll von des Fürsten Polignac Entweichung." Ladvocat antwortete, wenn er dieß in Paris geglaubt habe, so scheine es ihm in Ham eine Unmöglichkeit. Von der Plattform aus, wo die Gefangenen spazieren gehen, und die über sechzig Fuß über dem Boden liegt, sah er stark an neuen Festungswerken arbeiten, und am jenseitigen Rande des Kanals der Picardie ein neuerbautes Wachhaus, das ohne Zweifel zu Beobachtung der Gefangenen bei ihren Spaziergängen dient. — Er kam dießmal mit Peyronnet auf die Rolle zu sprechen, die Lezterer vor und in der Revolution des Jahrs 1830 gespielt; wir erfahren aber dadurch nichts von Belang und erzählen nur noch die Geschichte von Peyronnets Flucht und Verhaftung dem discreten Herausgeber des Livre des cent-et-un nach.

Peyronnet war am 30ten Juli von Rambouillet in Schuhen und seidenen Strümpfen Chartres zu gegangen, um daselbst den König zu erwarten, der, wie es allgemein hieß, sich dahin wenden wollte. Peyronnet verirrte sich unterwegs und kam erst den folgenden Tag früh nach Chartres, so erschöpft und hungrig — er hatte seit zwei Tagen nichts genossen — daß er sich genöthigt sah, in einem Gasthaus einzusprechen, obgleich ein Aufstand auch hier, wie in Paris, der Herrschaft Karls X. ein Ende gemacht hatte. Man pflegte seiner, ohne ihn zu kennen, versah ihn mit Speise und Trank, wusch ihm die blutenden Füße und brachte ihn zu Bette. Der Mann, den

vor wenigen Monaten ein König mit Bitten bestürmt, war in die Hand eines Schenkenaufwärters gegeben. — Kaum hatte er drei Stunden geschlafen, so meldet man ihm einen Offizier. Großer Gott! ein Offizier fragt nach dem Flüchtling in einer Stadt, wo die weiße Fahne nicht mehr weht! Man müßte selbst vor der Wuth der Partheien flüchtig gewesen seyn, um ganz zu fühlen, was es heißt, so zu erwachen. Es war indessen nichts, als daß der Offizier von einem armen Flüchtling gehört hatte, und ihm nun seinen Rath, einen Aufenthaltsort, vielleicht eine kleine Geldunterstützung anbieten wollte. Peyronnet hörte ihn an; „bevor Sie," sagte er dann, „Ihre ganze Existenz wegen einer menschenfreundlichen Handlung auf's Spiel setzen, müssen Sie wissen, wer ich bin. Ich bin nicht gewohnt, Zweifel in die Ehre eines Mannes zu setzen, der einen Degen trägt, und mein Geheimniß ruht sicher im Herzen eines französischen Offiziers; aber Ihre Theilnahme für mich könnte Ihnen leicht gefährlich werden. Ich heiße Peyronnet." Der Offizier drückte ihm die Hand und rief: „Gut, schön! aber die Zeit drängt, und ich will Sie retten!" Eine würdige Dame wurde in das Geheimniß gezogen; Abends war ein Fuhrwerk für Peyronnet gekauft, und das gute Geschick führte ihm einen Paß en blanc zu, den er mit eigener Hand ausfüllte und dabei wohl überrascht und lächelnd daran dachte, wie eine Fälschung sogar unter der Feder eines ehemaligen Siegelbewahrers ein unschuldiger Betrug werden kann.

Seine Verhaftung war wahrscheinlich eine Folge einer Gefälligkeit von seiner Seite. Kaum war er von neun Uhr Abends an eine Stunde mit Postpferden unterwegs, so holte er einen Mann auf einem stätigen Pferde ein; dieser bat, ihn bis zu der nächsten Post in das Cabriolet zu nehmen. Es war ein armer Handelskourier, der sich verspätet hatte und, wie er versicherte, verloren war, wenn er nicht zur bestimmten Zeit in Bordeaux ankam. Peyronnet gewährte freundlich die Bitte, ließ ihn bei der nächsten Post nicht fort und fuhr so mit ihm ruhig weiter bis oben an den Berg vor Tours, von wo er eine große Menschenmenge auf der Straße erblickte, die man von da bis an den Berg gegenüber vor sich sieht. Er hielt es für gerathener, zu Fuß durch die Menge zu gehen, um weniger Verdacht zu erregen, stieg ab und durchschritt zuversichtlich die durch die Pariser Ereignisse aufgeregten Haufen; schon hatte er sie im Rücken, ja er hatte mit mehreren Wachen gesprochen, schon war er außerhalb der Stadt, nahe dem Orte, wo er wieder einsteigen sollte, da hörte er Reiter von der Nationalgarde hinter sich Halt! rufen. Er ging ruhig weiter, als ob ihn der Ruf nicht anginge, und die Reiter holten ihn ein. — Sein Reisegefährte war von der Menge angehalten worden und hatte keinen Hehl daraus gemacht, daß er nicht allein reise. Peyronnet war gerettet, wenn der Mann die unschuldige Lüge brauchte, die sein Amt und seine Papiere ganz glaubhaft machten; ja, dieß wäre wohl auch geschehen, hätte der Mann gewußt, was man ihm aus zu weit getriebener Vorsicht verhehlt hatte. So aber beschäftigte der fehlende Reisende die Einbildungskraft der aufgeregten Menge, und die Nationalgarde fand ihn und brachte ihn auf das Stadthaus. Nicht lange, so war dort und ringsumher großer Lärm. Der geheimnißvolle Mann, der aussteigt und zu Fuß durch eine mit Volk in Aufruhr gefüllte Stadt geht, das muß Polignac, das muß Peyronnet seyn! Aber des Gefangenen zuversichtliche Sprache, seine Kaltblütigkeit, die Ruhe in dem sanften, ernsten Gesicht, die scheinbare Richtigkeit seines Passes, dieß Alles sprach gegen den schlechtbegründeten Verdacht. Schon war davon die Rede, den Fremden loszulassen, schon fing man an, sich gegen ihn zu entschuldigen; ein Dutzend Personen, welche die Minister gut kennen wollten, hatten ihn nicht erkannt, und Peyronnet will gerne glauben, daß sie ihn nicht kennen wollten; man wartet nur noch, bis sich die Volksmenge etwas verlaufen habe, da verlangt ihn auf einmal Jemand zu sehen. Der Mann kommt herein, stellt sich vor den Fremden hin, kehrt sich zum Offizier und sagt: „Herr v. Polignac? nein! aber Herr v. Peyronnet? ja!" und somit war die Sache entschieden.

Es läßt sich denken, daß ein Mann von Peyronnets Charakter unter Umständen, wo ihm nichts übrig blieb, als sein Selbstbewußtseyn im Unglück, jetzt keinen Hinterhalt mehr hatte. Er steht rasch auf und spricht: „Genug, ihr Herrn; ich will nicht länger heucheln, das ist meine Sache nicht. Ich bin Graf Peyronnet, Minister des Königs von Frankreich," und zu seinem Angeber sich wendend: „Ich vergebe Ihnen, mein Herr; mögen Sie glücklicher seyn als ich." — Diese wenigen Worte rührten alle Umstehenden aufs Tiefste; denn großherzige Gefühle finden immer Anklang und die Partheisucht tritt davor in den Hintergrund. Die vielen Zeugen dieses Auftrittes gaben freiwillig ihr Ehrenwort, des Gefangenen Namen zu verschweigen; denn noch brüllte der Aufruhr, und Peyronnet hauchte sein Leben auf dem Pflaster aus, wenn sein Name auskam. Das Geheimniß, um das so viele Menschen wußten, die in ihm einen Feind erblickten, wurde treu bewahrt.

An mich selbst.

Ich jauchze, daß mein Geist mich zieht nach oben;
Und ob die Welt um mich in Trägheit sänke,
Ob sie mein Selbstgefühl durch Schlaffheit kränke,
Kenn' ich mein Ziel, was gilt der Menge Toben?

Ermunt'rung, Stärkung quillt mir reich von droben,
Ich fand den Bronn, aus dem das Herz ich tränke;
Argliſt'ge Welt, ich lache deiner Ränke!
Wer buhlte, daß um Gold thn Schmeichler loben?

In Gottes Werke kann ich ſtill verſinken,
Der Muſe Mund läßt neu ſie mir erſtehen,
Und an der Freundin Bruſt kann ich geneſen.

Wen läſſeſt, Welt, du gleiche Wonne trinken?
Und mag auch meines Wortes Hauch verwehen,
Neu wird der Geiſt den Kämpfer ſich erleſen.

Märker.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beſchluß.)

Der Sklavenmarkt. Die Indianer am Miſſiſippi.

Es bedarf keines Schleiers, um die Verhandlungen, die bei dieſen Gelegenheiten vorfallen, zu verhüllen; denn Alles geht mit Zucht und Anſtand vor ſich. Es iſt dem Liebhaber nur erlaubt, das Geſicht der Schönen zu beſchauen, und ſo viel von den Schultern, als man in Europa beim Walzen unbedenklich zeigt. Natürlich läßt ſich der Handelnde Garantie dafür leiſten, daß Alles ſeinen Wünſchen entſpricht, und hierauf hauptſächlich wird der Kauf geſchloſſen. Der gewöhnliche Preis eines anſehnlichen Mädchens iſt 100 Pfund Sterling. Manche aber ſind viele Hunderte werth, und zwar ſowohl wegen ihrer Fertigkeiten, als wegen der Schönheit. Dieſe aber werden meiſtentheils vom Kislar Aga erſtanden. Eine gröbere Art Waare aus Nubien und Abyſſinien wird auf Gerüſten vor den Kammern „des weißen Porzellans" öffentlich zum Verkaufe ausgeſtellt. Ein Völkchen mit weißen Zähnen, dicken Wangen, hellen Augen, voll Lachen und Scherz, und oft hört der Vorübergehende ein „kauf mich!" Sie werden ohne viele Umſtände losgeſchlagen und meiſtens von Frauenzimmern als Mägde erſtanden. Das Mädchen erhebt ſich vom Boden, raft ſeine groben Kleider zuſammen, ſagt ſeinen Geſpielinnen Lebewohl und folgt baarfüßig und in bloßem Kopf munter der neuen Gebieterin, die ſie ſogleich türkiſch kleiden läßt und ihre Schwärze unter weißen Schleiern verbirgt. Der Preis einer ſolchen Negerin iſt ungefähr ſechszehn Pfund.

So eben iſt ein höchſt anziehendes Werk über die Geſchichte und Geographie des Miſſiſſippithales unter dem Titel erſchienen: The History and Geography of the Mississippi Valley; to which is appended a condensed physical Geography of the Atlantic United States, and the whole American Continent, by J. Flint, welches ich zwar noch nicht ganz geleſen habe, woraus aber folgender Auszug Ihren Leſern gewiß willkommen ſeyn wird.

Die Indianer. — Der Stamm, welcher bei der Ankunft der Europäer dieſes herrliche Thal bewohnte, war ſehr zahlreich und belief ſich auf ſechzig Völkerſchaften; aber Krieg und der Genuß geiſtiger Getränke haben ſchrecklich unter ihnen aufgeräumt. Die Umgebung geſitteter Menſchen hat indeſſen nur wenig Einfluß auf ihre Lebensweiſe geübt, und ſie ſcheinen nur dann glücklich, wenn ſie eine ungeheure Ebene vor ſich haben, wo ſie ungeſtört der Jagd obliegen können. Ihre Farbe iſt dunkler als die des reinen Kupfers, und nähert ſich am meiſten der Farbe des geräucherten Specks. Ihre Stirne iſt breit und weicht etwas rückwärts. Die Naſe iſt hervorragend und an der Oeffnung der Naſenlöcher beſonders breit; auch iſt ſie bei den Männern ſehr oft gebogen. Die Lippen halten ſich in der Mitte zwiſchen den gewöhnlichen dünnen der Europäer und den dicken der Neger. Die Backenknochen treten ſtark hervor, das Geſicht unterhalb der Augenlinie iſt daher ſehr breit, und der eigenthümliche Typus des indianiſchen Geſichts iſt darin beſonders ſtark ausgeprägt. Die Augen ſind ohne Ausnahme ſchwarz, tiefſchwarz. Ihr Gang hat etwas ſo ganz Beſonderes, daß man, auch abgeſehen von ihren krummen Beinen, ihrer Kleidung und der eigenthümlichen Art, ihre Füße vor einander zu ſetzen, einen nahenden Indianer aus großer Ferne erkennt. — Die Weiber ſind in ihrem Bau, den Männern gegenüber, verhältnißmäßig noch zärter, als bei uns. Dieß ſcheint die Theorie jener Philoſophinnen auf einmal über den Haufen zu werfen, die behauptet haben, der zärtere Bau unſerer Weiber rühre daher, daß ſie nicht ſo ſehr der Witterung ausgeſetzt ſind und weniger Leibesübung haben. Denn es iſt bekannt, daß bei den Indianern die Weiber von Kindheit an die ſchwerſten Arbeiten zu verrichten haben und als Laſtthiere gebraucht werden. Trotz dem iſt ihr Gliederbau ſo weiblich zart, ſind ihre Formen ſo rund, ihre Hände und Füße ſo klein, als wären ſie im Schooß des Luxus und Müßigganges erzogen. Ihre Beine ſind ebenſo gekrümmt, wie bei den Männern; ihre Naſe iſt flach, kaum je gebogen und gleicht meiſtens der Negernaſe. In dieſer Hinſicht gleichen ſich ihre Geſichter weit mehr als die der Männer.

Der Geſichtsausdruck dieſer Stämme iſt meiſtens düſter, ernſt, brütend. Es herrſcht bei ihnen entweder trübſinnige Schweigſamkeit, oder wilder Taumel. Hört man einen Indianer lachen, ſo darf man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß er betrunken iſt. Er ſcherzt ſelten, ſpricht gewöhnlich leiſe und verhalten, und Geſchwätzigkeit gilt ihm für ein Zeichen des Flatterſinns und daß der Sprecher weit mehr Worte als Thaten hat. Doch ſind die Weiber hierin anders und haben Vieles mit den weißen Weibern gemein. Sie ſind empfindlicher und werden leichter aufgeregt, und wenn Gatte oder Eltern aus dem Wege ſind, welche dergleichen ſtreng rügen würden, ſchwatzen und lachen ſie mit großer Behaglichkeit.

Die Männer haben nicht das bewegliche Gefühl und den Scharfſinn, wie die meiſten andern Racen. Die äußere Natur macht ſelten einen Eindruck auf ſie, und nur das Ungeheure vermag ſie zu bewegen. Es muß Jedem auffallen, welch geringe Verwunderung Neues und Ungewöhnliches bei ihnen zu erregen ſcheint. Ihr beſtändiges Leben in Wäldern, unter Felſen, beim Brüllen der Stürme und Waſſerfälle, in der Einſamkeit und Langenweile der Wüſte, ihre Abgeſchiedenheit von geſellſchaftlicher Verbindung, der Wechſel von Uebermaß und Hunger, die Gefahren, denen ſie beſtändig ausgeſetzt ſind, die Ungewißheit ihres Daſeyns und ihr ewiger Kampf mit der Natur, daſſelbe zu erhalten, ihre Gleichgültigkeit gegen das Leben — Alles dieß hat den Stempel unveränderlichen Trübſinns auf ihre Geſichter geprägt. Findet ſich auch hie und da ein Jüngling, welcher das Feuer der Jugend zu empfinden und zu genießen ſcheint, der die Munterkeit zeigt, welche ja auch den Thieren in dieſer Lebenszeit eigen iſt, ſo wird er, möchten ſonſt auch ſeine Gaben noch ſo groß ſeyn, als ein flatterhaftes Weſen verachtet und der ſtille, trübſinnige junge Wilde wird ihm vorgezogen. Sie ſcheinen dazu geboren, ſich ſo unabhängig als möglich von der äußern Natur und allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen zu machen, und ſo viel nur immer möglich ein Daſeyn in ſich ſelbſt zu führen, das ſie jeden Augenblick hinzugeben bereit ſind.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Januar 1833.

Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüste zu den Städten.

Goethe.

Drei Tage in Lima.

Ich zog durch das südliche Thor von Buenos-Ayres, begleitet von fünf kräftigen, muthigen Peons oder Bauern, geradezu in die Pampas, die eigentlichen Steppen Amerikas, hinein. Diese unermeßlichen Sandebenen haben mit den Savannen Nordamerikas, so wie auch mit den Landstrichen um den Mississippi, Parana und Amazonenstrom, wo sich eine herrliche Vegetation wallender Gräser ausbreitet, lediglich nichts gemein; man sieht dort weit und breit nichts als Zwergsträucher und Büschel von Salzpflanzen, dazwischen Sandhügel, deren Gestalt der Wind beständig verändert. Unsere Reise durch diese Einöde, welche zwei kleine Flüsse, der Colorado und der Negro bewässern, war sehr beschwerlich; doch war dieß noch nichts gegen die Strapazen und Schwierigkeiten aller Art, mit denen wir beim Uebergang über die Anden zu kämpfen hatten. Wir gelangten indessen glücklich nach Valparaiso und schifften uns, nachdem wir uns erholt hatten, auf einer Brigg ein, welche nach Callao unter Segel ging.

Mit Hülfe eines starken Südwindes bekamen wir am zwölften Tag unserer Fahrt die nackte, dürre Küste von Peru zu Gesicht und gewahrten in weiter Ferne die ungeheure Kette der Anden, deren riesige Gipfel sich in den Wolken bargen. Man erwartete, um sich der Küste zu nähern, den Tagesanbruch, und unsere Brigg lief glücklich in den Hafen von Callao ein. Der Gouverneur der Stadt, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte, ließ mich die Festung sehen; sie ist sehr bedeutend und dreihundert Feuerschlünde beherrschen die Stadt, den Hafen und die Landenge, auf welcher man in den Platz gelangt. Den andern Tag bei guter Zeit verschaffte man mir Pferde und ich schlug den Weg nach Lima ein, das etwa neun Meilen von Callao liegt. — Zwischen den beiden Städten ist das Land sandigt und, wie mir schien, durchaus unfruchtbar. Der gänzliche Mangel an Regen ist daran Schuld, denn merkwürdigerweise donnert und regnet es in diesem Theile von Peru nie. Als ich aber näher gegen Lima kam, sah ich die Gefilde im vollen Herbstschmuck prangen, besonders längs des Flusses Rimac, an dessen Ufern Lima, eine der reichsten Handelsstädte Südamerikas, liegt. Auch sonst bemerkte ich hin und wieder eine schöne Vegetation. Künstliche Bewässerung, die dichten Nebel, der starke Thau und unterirdische Wasser werden hier Vermittler der Fruchtbarkeit.

Etwa eine Meile von Lima sah ich die neue Alameda, den öffentlichen Spaziergang. Er besteht aus hübschen Alleen von sehr hohen Weiden und Orangebäumen; dazwischen stehen Bänke zur Bequemlichkeit der Spaziergänger. Der erste Gegenstand, der in der Alameda meine Aufmerksamkeit fesselte, waren zwei Damen, welche rittlings zu Pferde saßen. Silberne Sporen glänzten an den kleinsten Füßen, welche mir je vorgekommen; dieß wunderte mich, ohne mich unangenehm zu berühren, denn die Frauenzimmer saßen äußerst zierlich zu Pferde und der hellfarbige Sayo y Manto stand ihnen vortrefflich.

Ich ritt rascher zu, um sie einzuholen; aber wie schmerzlich war meine Ueberraschung, als ich sah, daß die Damen, beide waren jung und sehr wohlgebildet, Cigarren im Munde hatten und Rauchwolken von sich bliesen. Nicht lange indessen, so erreichte ich die aus getrocknetem Thon erbaute, mit vier-und-dreißig Bastionen und sieben Thoren versehene Mauer, welche Lima kreisförmig umgibt, und wir hielten unsern Einzug in die Hauptstadt der Republik Peru durch das Thor de las Maravillas, das mir in einem sehr auffallenden Styl gebaut schien.

Diese Stadt, welche der Spanier Pizarro gründete, ist seit den Tagen ihres Glanzes immer tiefer gesunken. Längst ist sie vorüber jene Zeit des Ueberflusses und der Größe, wo die Kaufleute, als der Vicekönig Herzog de la Plata seinen feierlichen Einzug hielt, den ganzen Weg in der Stadt, auf dem er sich in seinen Pallast begab, mit massivem Silber pflastern ließen. Die Straßen sind durchaus gerade, und sehr viele mögen fünf-und-zwanzig Fuß breit seyn; durch die meisten laufen kleine Kanäle aus dem Rimac. Die Häuser sind aus, an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut und geweißt; sie liegen an einem großen Hofe, an den sich häufig prächtige Gärten anschließen. Von Außen nehmen sich die Häuser nichts weniger als gut aus; wegen der häufigen Erdbeben haben bei weitem die meisten nur Ein Geschoß und in den wenigsten Fensteröffnungen sieht man Glasscheiben; die Häuser der Reichen haben indessen zwei Stockwerke und sind sehr reich möblirt. Trotz der kleinen Bäche, die in ihnen fließen, sind die Straßen äußerst schmutzig und voll Unrath aller Art. Immer sieht man Dienstboten, meistens Sklaven, am Bache beschäftigt; sie waschen hier Fische und alle möglichen Gegenstände, weiden Geflügel aus und lassen die Eingeweide am Rande liegen, die nun in der Sonne fauken, bis sie die Weihen holen, deren Schwärme glücklicherweise die Straßen von allem Aas reinigen.

Durch die große Straße kam ich auf die Plaza-major, wo eine eherne Fontaine steht; aus dem großen kreisrunden Becken, in das vier Löwen Wasser speien, erhebt sich eine eherne Säule, auf der eine bronzene Fama in die Trompete stößt. Die Metropolitankirche steht auch an diesem Platze, dem Pallaste des Gouverneurs gegenüber. Eine Menge Volks, Männer, Weiber und Kinder, drängte sich auf dem Platze; es war Markttag und die Glocken läuteten eben den Angelus. Ich ergözte mich an den seltsamen Trachten der Bauern und den noch seltsamern ihrer Weiber, und der Kontrast zwischen dem Gewimmel auf dem Platze mit den einstockigen Häusern und den himmelhohen Bergen, die den Horizont begrenzten, machte mir Vergnügen. Alles ging mit Kaufen und Verkaufen, Handel und Wandel aller Art bunt durcheinander, der Lärm, der Wirrwar waren ungeheuer, da schwiegen auf einmal die Glocken. Mit einem Male warf sich jezt die Menge, jedes Alters und jedes Geschlechts, auf die Kniee, und ich blieb allein mitten auf dem Platze stehen. Da beugte auch ich unwillkührlich das Haupt. Alles hatte seine irdischen Geschäfte aus der Hand gelegt; jeder murmelte, in brünstige Andacht versunken, mit den Knieen im Staub und mit gefalteten Händen, sein Gebet her. Wer gute Kleider hatte, brauchte indessen die Vorsicht, vorher sein Schnupftuch auf den Boden zu breiten. Soldaten, welche eben über den Platz zogen, machten gleichfalls Halt und warfen sich mitten in der schweigenden, so eben noch so lärmenden Menge nieder. Wer eben zu Pferd saß, stieg ab und beugte das Knie. Kaum drei, vier Minuten, so war das Gebet zu Ende, und alle erhoben sich wieder, nachdem sie andächtig das Kreuz geschlagen. Alsbald fuhren die Wagen weiter, die Soldaten sezten ihren Marsch fort, die Reiter stiegen wieder auf, und in einem Augenblicke war der Platz wieder so malerisch lebendig wie zuvor.

Ceremonien der Art sind die vornehmsten Religionsartikel der Bewohner von Lima. Die höhern Stände machen sie nicht sehr eifrig mit, denn, wie man mich versichert, sieht man nur selten einen Mann comme il faut in einer Kirche; die Frauen dagegen besuchen sie sehr fleißig. Eine sechzigjährige Dame beichtet einmal des Monats, während ihre zwanzig bis dreißigjährige Tochter nur einmal im Jahre zur Beichte geht. Die höhern Stände sind überhaupt jezt im Punkte der Religion sehr gleichgültig und höchst tolerant; bei den untern Ständen aber ist es ganz anders, und ich glaube, die noch sehr fanatischen Bauern würden es nimmermehr zugeben, daß man ein ketzerisches Gotteshaus errichtete.

(Der Beschluß folgt.)

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Voltairen, den dieser Brief traf, als er eben beim Buchhändler Gryot zu Abend speiste, schien eine Ohnmacht anzuwandeln; er sank in seinen Sessel zurück, und als sich die Familie um ihn versammelte, den Inhalt jenes unglücklichen Briefes zu erfahren, bat der Dichter, man möchte vor allen Dingen seinen Wagen vorfahren lassen. In diesen wirft sich der Entsezte, und als eben der Mond seine stille Wanderung am nächtlichen Himmel beginnt, fliegen die gepeitschten Rosse in stäubender Eile mit dem Dichter die Straße nach Ferney hin. Er langt an, und, o des Kontrastes! die Ruhe der Unschuld, der sichere Schlaf eines ungetrübten Friedens liegt über die Gegend hinverbreitet; kein Laut regt sich, nur das Geräusch des einfahrenden Wagens tönt in der Einsamkeit wieder.

Der Dichter läßt vor dem Hotel der Gräfin halten; es ist in tiefe Ruhe begraben, er fährt vor sein Schloß, steigt aus und geht mit einem Licht, allein und mit fast bebenden Knieen, in die Gemächer der Gräfin hinüber. Ueberall tiefe Ruhe, der Mond wirft seine langen Lichtstreifen in die verlassenen Zimmer — jezt ist er am Schlafgemach — er lauscht, kein Athemzug rührt sich — der Dichter weiß sich vor Entsetzen nicht zu lassen, er glaubt noch die Tritte des Mörders zu hören, der sich so eben fortgeschlichen hat — endlich öffnet er behutsam die Thür; „Madame!“ ruft er leise, dann etwas lauter: „Madame!“ Keine Antwort; jezt fällt es ihm ein, daß es besser wäre, das Kammermädchen aufzuwecken, doch seine Unruhe läßt ihm keine Ueberlegung; er will gehen, bleibt dennoch, und endlich kommt es ihm vor, als stöhne Jemand im Kabinet; schnell reißt er die Thür auf und — das Licht droht seinen Händen zu entsinken: auf dem Sopha ruht die Gräfin, ihr Gewand, ein Theil der Polster mit Blut besprizt! Der Dichter bleibt regungslos stehen, da tönt eine schwache Stimme: „Sind Sie es, Freund, Retter!“ Voltaire stürzt zu ihren Füßen nieder, die Dame erhebt sich, ihr leichenblasses Gesicht ist von feuchten schwarzen Locken umflossen, noch perlt die kalte erstarrte Thräne der Todesangst ihr auf der Wange. „Sie leben, Theure, Sie leben!“ ruft der Dichter; „dem Himmel Dank! die Wunde, welche die bewaffnete Faust des Wahnsinns schlug, ist nicht tödtlich gewesen!“ Der Schmerz der Gräfin löst sich in Thränen auf, sie sinkt wieder zurück und der Freund entfernt sich, um einen Arzt zu suchen. Dieser erscheint und bestätigt, was Voltaire versichert hat; dieser ist wie ein Kind vergnügt, und indem er sich unzählige Mal über die Hand der Schönen küssend beugt, versichert er, für diese Augenblicke, wenn es so seyn müßte, sogar die Ehre hingeben zu wollen, der Verfasser der Henriade zu seyn. Die Kranke lächelt milde und verzeihend auf ihn herab; jezt kommt der Gemahl herbei, der sich verwirrt mit seinem festen Schlaf entschuldigt; Voltaire lacht ihm in's Gesicht und entfernt sich, um mit dem Polizeibeamten zu sprechen, der im Vorgemach wartet. Er findet in ihm einen würdigen Mann, der die Achtung des Publikums besizt. Der Dichter liest ihm jenen unglükseligen Brief vor, unter dem Lesen entfällt er ihm und er ruft einmal über's andere aus: „O Himmel! ist eine solche That je erhört! entsezlich, fürchterlich!“ Der Beamte zeigt ihm an, daß er schon Maaßregeln getroffen habe, sich des Sinelli zu versichern. „Der Wahnsinnige!“ ruft Voltaire. „Erklären Sie mir, Victoire, erklären Sie mir, theurer Mann, was ich höre und sehe; ich meine, wir sind im Traume!“ — „Wüßten Sie keine Mitschuldigen dieses unerhörten Verbrechens?“ — „Ich?“ rief der Dichter, „ich weiß von nichts. Wie Gpot, der dem rasenden Roland Rede stehen soll, kann ich sagen: Herr, mein kleiner Finger weiß mehr von dieser Geschichte, als ich.“ — „Und doch,“ entgegnete Victoire, „Sie kannten, Gnädigster, den Sinelli —“ — „Kannten?“ schrie der Dichter und fuhr mit Lächeln zurück; „und wen kenne ich nicht? und wer kennt mich nicht? Um Gotteswillen, Freund, nicht diesen Vorwurf! Kann ich etwas dafür, daß eine Million Menschen täglich meinen Namen nennt? Bin ich nicht der Erste, der immer wieder sich die Mühe gibt, zu beweisen, daß an einem gewissen Herrn von Voltaire, der sich einen Dichter und Philosophen nennt, nichts gelegen sey? Glaubt man mir aber? Ich habe es jedoch gleich gesagt, so lange sich der allerchristlichste König so weit vergißt, jenen unbedeutenden Versemacher zu verfolgen, ihn aus dem Lande zu verbannen, so können wir durchaus nichts gegen ihn ausrichten und sein Ruhm wächst von Stunde zu Stunde.“

(Der Beschluß folgt.)

Lied.

Wenn Winter kommt mit trüben Tagen,
Dann sing' ich Frühlings Sonnenscheinen,
Wenn Stürme wild an's Fenster schlagen,
Sing' ich von Blüth' in grünen Hainen.

Wenn trübe Leiden mich umfangen,
Sing' ich: wie süß warst du, mein Leben!
Zurück, du Jezt, mit deinem Bangen!
Laß alte Träume mich umschweben!

August Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Opernbälle. Das englische Schauspiel und die komische Oper. Fetis historische Konzerte.

Indessen die französischen Truppen vor der Citadelle von Antwerpen stritten und arbeiteten, und das Ingenieurwesen die so seltene Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen, ging es in Paris sehr friedlich, ja sogar lustig her; es hat den Anschein, als ob der Winter ganz in den Genüssen des Friedens verstreichen und mit vielen Lustbarkeiten bezeichnet werden sollte. Die Theaterbälle, die sonst erst nach Neujahr anzufangen pflegen, beginnen dießmal schon im December, und es wird Alles aufgeboten, um ihnen mehr Glanz zu geben, als sonst. Der thätige Veron, der auf seinen Lorbeern als Operndirektor keineswegs ausruht, versucht, das Ballet mit einem Balle zu vereinigen, das heißt, erst soll auf der Bühne von den Theatertänzern, dann im Saale vom Publikum getanzt werden, oder zuerst sollen sich die Bezahlten und dann die Zahlenden zur Schau stellen. Erstere sollen wahrscheinlich leztere in Bewegung seyen und ihnen Eifer einflößen. Das macht Dr. Veron gut. Vor ihm, das heißt, ehe er die Leitung der Oper hatte, gab es an derselben stattliche und theure Bälle; es wurde von einem zahlreichen Orchester fleißig aufgespielt, aber Niemand tanzte; es hieß ein Ball, weil nicht getanzt wurde, lucus a non lucendo. Dieß hat nun Dr. Veron geändert; seitdem er Direktor ist, wird auf dem Opern-

balle wirklich getanzt; eine ähnliche Umwälzung hatten zehn Direktoren, seine Vorgänger, nicht bewirken können. Leider aber gerieth Veron, wie Victor Hugo, mit dem Minister d'Argout in Streit, der sich, wie manche andere Minister, gern in Alles mengt und seine Macht fühlen lassen will. Es ist nämlich diesem Minister eingefallen, es dürfe zur Weihnachtszeit kein Ball gegeben werden, und überhaupt dürfe die Oper ihre Bälle nicht eher anfangen, als bis die altherkömmliche Ballzeit begonnen habe. Diesemnach hat er der Operndirektion so eben sein Verbot kund gethan, und wird deßhalb von den unabhängigen Zeitungen scharf getadelt. Die tanzende Welt wird sich wahrscheinlich bis nach Neujahr gedulden müssen, weil es dem Minister beliebt, wofern nicht ein Urtheilspruch dazwischen kommt und den Theatern verstattet, früher tanzen zu lassen. Zum Glück gibt es noch eine Menge öffentliche Tanzsäle in Paris, um welche sich kein Minister bekümmert, die jedoch nicht von den Reichern besucht werden, weil es hier zu vertraulich hergeht und die Gesellschaft ein wenig zu bunt aussieht. Die Pariser wollen aber nun einmal von keinem Minister in ihrem Vergnügen gehindert werden; sie behaupten, d'Argout habe kein Recht, ihnen ein Ballreglement vorzuschreiben. Er ist aber vor der Hand der Stärkere und wird wahrscheinlich per interim Recht behalten. — Eine englische Truppe ist nach Paris gekommen, um die schon so beträchtliche Zahl der Schauspiele zu vermehren. Es ist aber nur eine einzige Schauspielerin dabei, welche ihren Darstellungen einen besondern Reiz geben kann, die gefühlvolle, zu allen leidenschaftlichen Rollen vortrefflich geeignete Miß Smithson, welche sich früher bei den Parisern beliebt gemacht und hier einen größern Ruf erworben hat, als in ihrem eigenen Vaterlande. Wohl deßhalb ist sie mehrmals von England herübergekommen, und dießmal hat sie sich zur Aufführerin der kleinen Truppe aufgeworfen, aber dabei etwas zu sehr auf ihr eigenes Talent gerechnet. Mit einer einzigen vortrefflichen Schauspielerin kann sich unmöglich ein Schauspiel lange halten. Als Jane Shore in dem Roweschen Trauerspiele hat man die Smithson so oft gesehen, daß das Publikum durch diese Rolle nicht mehr gelockt wird. Die Theaterkritiker haben bemerkt, diese Schauspielerin treibe ihre Leidenschaftlichkeit auf der Bühne so weit, daß sie sogar häßlich werde, wozu sich eine französische Schauspielerin wohl nie verstehen würde. Das englische Schauspiel hat dießmal wenig Erfolg. Desto besser steht es mit der italienischen Oper, in welcher jetzt auch eine deutsche, aus Madrid kommende Sängerin, Dlle. Carl, auftritt. Aber seit der Dlle. Sontag haben die deutschen Sängerinnen auf dieser Bühne nicht besonders geglänzt und sich auch nicht lange darauf gehalten. Vielleicht gelingt es der Dlle. Carl besser, wiewohl ihr kein glänzender Ruf vorhergegangen ist. — Die komische Oper ist nun in vollem Gange und hat auch endlich eine große Operette in drei Aufzügen, Text von Planard, Musik von Herold, aufgeführt; dieses Stück ist ganz in dem Geschmacke von „Zampa oder die Marmorsbraut." Planard weiß solche Gegenstände für die Operettenbühne gut zuzurichten, obschon seine Stücke eben nicht von Geist und Witz übersprudeln, wie Scribe's seine. Letzterer ist unterdessen auch nicht müßig gewesen und hat das Gymnase dramatique mit einem neuen Vaudeville beschenkt, dessen Handlung dießmal auf englischem Boden vorgeht. Es ist wieder von Geld, von Renten, von Aussteuer die Rede. Seitdem das Geld dem flinken Scribe so reichlich zufließt, spricht er auch gern in seinen Stücken davon. Man beschäftigt sich ja am liebsten mit dem, was einem Vergnügen macht. Scribe scheint sich künftighin auf Vaudevilles und Opern beschränken und die Ansprüche auf höhere Gattungen der Dramatik aufgeben zu wollen. Um im musikalischen Fache den Parisern etwas Neues und Pikantes zu liefern, hat Fetis, einer der besten Theoretiker in der Musik, die es in Frankreich gibt, obschon seine eigenen Kompositionen nicht viel Glück gemacht haben, der Herausgeber der Revue musicale und der Verfasser der musikalischen Theaterkritiken im Temps, historische Konzerte angefangen. Eines dergleichen gab er schon vor einigen Monaten. In diesem Monate suchte er es noch besser zu machen und lieferte ein wahrhaft systematisches Konzert aus dem 16ten Jahrhundert, oder ungefähr aus diesem Zeitalter, denn mit der Chronologie nimmt er es, glaube ich, nicht ganz genau, was auch die Pariser nicht sehr bekümmert. Er hatte nämlich sein Konzert in drei Theile getheilt: Kirchenmusik, weltlichen Gesang, Tanzstücke, und jede Abtheilung mit dem Resultate seiner Forschungen bevorwortet, so daß die aufgeführten Stücke gleichsam zum Belege seiner Behauptungen dienten und die Urkunden zu seinen Beweisführungen abgaben. Der Mann kennt sein Publikum und hat seine Gelehrsamkeit in ein heiteres Gewand gekleidet, auch dieselbe so eng als möglich zusammengedrängt. Die alte Musik erschien zum Theil ganz neu, und einige Stücke gefielen so sehr, daß sie wiederholt werden mußten; es sollte mich nicht wundern, wenn sie auf eine Zeitlang wieder ins Leben gerufen würden und nach drei Jahrhunderten zum zweitenmale in Umlauf geriethen. Andere Stücke erregten durch ihre jetzt grotesk scheinenden Passagen, welche vielleicht den Urgroßvätern und Müttern erhaben geschienen und sie lange entzückt hatten, ein mitleidiges Lächeln und gingen wieder in ihr Grab zurück. Diese Produkte werden wahrscheinlich nie wieder zum Leben kommen. Fetis hatte auch einige alte Instrumente wieder hervorgesucht und dieselbe bei seinem Konzerte angewendet. An dieser getreuen Darstellung eines alten Konzertes nahm jedoch das Publikum wenig Antheil. Ihm war es um Belustigung zu thun, und diese konnten ihm die ältern, unvollkommenen Instrumente auch nur unvollkommen gewähren. Uebrigens ist Fetis nicht der Erste, welcher in Paris die alte Musik wieder hervorsucht. Choron, bekanntlich der Begründer einer Schule für geistliche Musik unter der vorigen Regierung, hat oft in seinen Gesangkonzerten von seinen jungen Schülern vortreffliche alte Gesangstücke, besonders von italienischen Meistern, aufführen lassen. Zur Abwechslung und zum Vergleiche sind diese Aufführungen recht gut; auch wird Fetis wahrscheinlich die seinigen wiederholen; für die Tonkünstler würden sie aber nützlicher werden, wenn er weniger Lärm damit machte und mehr Instrumentalmusik gäbe. Uebrigens erregt es ein sonderbares Gefühl, wenn man diese im Geschmacke vergangener Jahrhunderte und für längst vermoderte Geschlechter geschriebenen Musikstücke vor einem jungen, neumodischen Publikum aufführen hört, dem dieß veraltete Wesen zur Kurzweil dienen soll. Es ist beinahe, als wenn die Urväter selbst in ihren alten Kleidungen vorüberzögen. Es ist jetzt überhaupt eine Zeit, wo man Vergnügen daran findet, zur Unterhaltung die alten Sitten, Gebräuche und Geschichten wieder als Schauspiel hervorzuziehen. Gibt es doch fast keine Bühne in Paris, auf welcher nicht historische, oder doch historisch scyn sollende Gemälde aus dem Mittelalter dargestellt würden, und zwar mit der jenem Zeitalter eigenen Derbheit und Rohheit. Gerade dieses behagt jetzt den übersatten Zuhörern, weil es doch etwas Neues ist. Die Dichter und Schauspielunternehmer werden, wenn diese Gattung ebenfalls abgenutzt seyn wird, um etwas noch Pikanteres in Verlegenheit seyn. Freilich können sie noch ziemlich lange in dem geöffneten Schachte arbeiten, ohne ihn zu erschöpfen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Januar 1833.

Puis, méchand, loin de nos yeux,
Avec ton squelette odieux,
L'orgueil, l'envie et le scandale.

Piron.

Voltaire in Ferney.

(Beschluß.)

Der Beamte lächelte und sagte nach einer Pause: „Sollten nicht vielleicht Personen hier im Schlosse—“ — Voltaire schüttelte das Haupt. „Unmöglich!“ rief er; „doch, da fällt mir ein Name ein, gewiß, ein recht widriger Name: der junge Travenol, ein naseweiser, nichtsbedeutender Bursche, den man, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in eine Uniform gesteckt; er ist der Gräfin nachgegangen — es könnte seyn, daß, erbittert durch Hintansetzung —“ — „Sie meinen also?“ sagte der Präfekt. „Ich meine nichts!“ rief der Dichter verstimmt; „der ganze Handel geht mich nichts an; Sie sind Diener der Gerechtigkeit, ich bin Herr von Voltaire, der sich Ihnen hiemit freundlichst empfiehlt.“ Er stand auf und ließ den Gerichtsrath allein, der ihm mit einem Lächeln nachsah. „Travenol! armer Travenol! so sollst Du noch büßen! O, die Geschichte ist mir bekannt, wie Sohn und Vater im Gefängniß schmachten mußten, blos weil es Ihnen gefiel, großer Mann, eine lose Verläumdung gegen sie auszustreuen. Wie hämisch! nur zu sicher bin ich, daß der Jüngling unschuldig ist.“ Er erhob sich und trat vor das große Wandgemälde, das die Versammlung der Musen darstellte, in deren Mitte Apoll die Henriade aus den Händen Clio's empfängt. „Schmählicher Hochmuth!“ rief der würdige Mann vor sich; „wie erscheinst du mit einem so glänzenden Talente gepaart!“

In drei Wochen war die Gräfin fast ganz hergestellt; Voltaire schrieb darüber an die Schauspielerin Gauffin: „Hier, meine Freundin, schicke ich Ihnen mit einigen Papieren alle jene schwarzen Stunden, die wir erlebt haben, vereinigt zu; gewiß ein Stoff für die Tragödie, oder, lassen Sie es mich gestehen, eher für die Komödie. Ein zerlumpter Sklave, der am Ende ein Duc ist, ein paar leichtfertige Worte von den Lippen einer schönen Frau, darauf ein Rendezvous, ein Brief, in dem man mir schnöde Dinge sagt, die ich höchst komisch finde, und endlich, um den Wirrwarr vollständig zu machen, ein Dolchstoß! Hat Ihnen jemals etwas Phantastischeres geträumt? — Doch ich sitze am Bette einer schönen Frau, deren Brustwunde eben jezt erst geheilt ist, es ist darum kein Traum. Ich schicke Ihnen die Briefe und alle nähern Umstände; gehen Sie damit durch die Straßen von Paris und machen Sie ein öffentliches Geheimniß daraus; die Sache läßt sich doch nicht verschweigen; bald vielleicht ist's mir vergönnt, mit der schönen Geretteten nachzufolgen. Sinelli wird seine Strafe empfangen; ich hoffe, daß man ihn als einen Wahnwitzigen milde behandeln wird, und so wäre die Geschichte aus. Ich endige diese Zeilen, denn so eben läßt sich ein junger Mann bei mir melden, der wichtige Dinge mit mir zu besprechen haben soll.“

Dieser junge Mann war Niemand anders als Hippolit Travenol, der auf das gegebene Zeichen mit einer militärischen, raschen Bewegung in's Kabinet trat, wo er den befremdeten Dichter sich so eben vom Schreibtisch erheben sah. „Was steht zu Befehl, mein Herr? womit kann ich dienen?“ Bei diesen Worten erschrack der feine Mann über die rothe, wilde Jugend, die auf den Wangen des Jünglings wie Zorn brannte; die ganze schlanke Gestalt, in die blitzende Uniform gespannt, schien von einem raschen, bebenden Nerv gelenkt; er rief: „Sie haben sich, Herr von Voltaire, wie mir mein Oheim St. Bruce gestanden, gegen den Polizeibeamten Aeußerungen erlaubt in Betreff meiner, die Sie jezt verfechten sollen.“ — „Verfechten?“ wiederholte der Dichter mit einem trüben Lächeln, „fechten? Junger Mann, Ihr Oheim und ich sind in dieselbe Fechtschule gegangen, und er wird sich zu erinnern wissen, wie wenig ich damals Vortheil gezogen von den Lehren unsres guten alten Maitres.“ — „Sie sind ein Unwürdiger!“ rief der polternde Knabe, „hier ist ein Degen! Die Ehre eines trefflichen Mannes haben Sie gemordet, eine Familie haben Sie in's Elend gestürzt, und,“ sezte er hinzu, indem seine Stimme brach und eine Thräne über seine vollen Wangen rann, „einem ehrlichen Knaben das Herz seiner Dame gestohlen. Ziehen Sie, vertheidigen Sie sich, oder zittern Sie vor dem Ausgang dieser Stunde!“

Voltaire sah zu Boden, sein Auge hing an seinen Schuhschnallen, er machte eine Bewegung, um die Klingel zu ergreifen, doch der Offizier versperrte ihm den Weg. „Hier ist der Degen!“ rief der Jüngling. Der Dichter griff darnach, doch indem sich Travenol zum Kampf bereit stellte, schlüpfte jener an die Klingel und zog aus Leibeskräften daran. Zwei Diener traten herein und waren Zeugen der Scene; der Dichter trieb sie an, seinen Dränger zu entfernen; eine hohe Zornröthe überflammte das Antlitz des Jünglings, er warf einen langen und verachtenden Blick auf den Zurückbleibenden, steckte ruhig seine Waffe ein und schritt mit festem Tritt an den Schergen vorüber.

Freiherr v. Sternberg.

Drei Tage in Lima.

(Beschluß.)

Die Alameda hatte ich schon gesehen, ich ließ mich daher in die Vorstadt San Lorenzo führen, welche in den schönen Sommerabenden der Vereinigungspunkt der höhern Klassen der Gesellschaft ist. Wir gingen über die schöne Brücke von fünf Bogen, welche zum südlichen Ende der Stadt führt. Die elegantesten Damen hatten sich auf dem Spaziergang eingefunden; da konnte ich mir nun mit Muße das malerische, originelle Kostüm betrachten, in dem sie Grazie und Koketterie in so reichem Maaß entwickeln. Diese Tracht heißt Saya y Manto und ist dem Frauenzimmer von Lima eigenthümlich. Sie besteht in einem elegant gefalteten, mit Seide gefütterten Unterrock von Atlas oder Bombazine; die Falten daran sind sehr breit, elastisch und schmiegen sich sehr hübsch an Brust, Taille und Hüften an. Ueber demselben tragen sie ein offenes Kleid, das an der Taille eng schließt und, sich immer erweiternd, bis auf die Knöchel niederfällt. Dieses Kleid ist gewöhnlich schwarz oder braun, bei den eleganten Damen aber häufig hellfarbig, mit Gold, Silber und Seide gestickt und mit Spitzen besezt; ja man sieht auf manchen Kleidern sehr kostbare Perlen. Aber das eigentlich malerische Stück der Tracht ist ein in unzählige Falten gelegtes Mäntelchen von Atlas oder dichter Gaze, das um den Gürtel gebunden wird, den Rücken und einen Theil der Brust bedeckt und sich von hinten, wie die Kapuze an unsern Dominos, über den Kopf wölbt; vermittelst einer Schnur kann man es noch dazu ganz über das Gesicht ziehen, so daß nur ein Auge frei bleibt. Man hat keinen Begriff davon, mit welcher Grazie und Koketterie die Frauenzimmer in Lima dieses originelle Kleidungsstück spielen lassen. Dieses Mäntelchen, wenn man es so nennen darf, wird, wie die Pelze der europäischen Damen, über das Kleid angezogen und thut völlig den Dienst einer Maske; denn nur schwer, um nicht zu sagen unmöglich, kann ein Vater oder Ehemann die Tochter oder die Frau erkennen, wenn sie ihren Manto übergezogen hat. Auch behaupten manche Reisende, die Damen in Lima gehen in dieser Vermummung bei Nacht, wohin sie nur wollen, und die Sittenverderbniß habe unter allen Ständen den höchsten Grad erreicht. Selten sieht man in den Straßen Frauen in Begleitung von Männern und nie geben sie einem Cavalier den Arm. Ihr Gang ist meistens majestätisch, und einen ganz seltsamen Eindruck machen die so wunderlich verhüllten Gesichter und das einzige Auge, das sich aus einer rautenförmigen Oeffnung im Manto im Vorübergehen auf einen richtet.

Es gibt in Lima sehr viele Kirchen; die meisten sind sehr reich und der Gottesdienst darin ist äußerst pompös; die Wände sind häufig mit Gold und Silber bedeckt und Leuchter, Kelche, heilige Gefäße aller Art von massivem Silber und Gold im Ueberfluß vorhanden. Vorzüglich auffallend war es mir, daß in verschiedenen Kirchen an den Pfeilern des Hochaltars eine Menge silberner Käfige voll Vögeln hingen, deren Gezwitscher sich mit den ernsten, feierlichen Tönen der Orgel mischt. Die Kirche Nuestra Senora de Merced und die Klosterkirche zur Empfängniß schienen mir die merkwürdigsten und reichsten. Ich besuchte auch das Pantheon außerhalb der Stadt,

so heißt seltsamerweise der öffentliche Gottesacker, den Cirkus zu Stiergefechten, der Lieblingsbelustigung des Volks, dessen weiter Umkreis gegen zwanzigtausend Menschen faßt, und das Hospital zu St. Andreas, in dessen großen Sälen sich viele hundert Betten befinden.

Ich machte immer Morgens Ausflüge auf das Land, und da hatte man meinem Bedienten dringend empfohlen, mich nie zu verlassen und immer Waffen bei sich zu führen. Man hatte mich auch vor nächtlichen Ausgängen in der Stadt gewarnt, denn Mordthaten sind nichts weniger als selten in der Hauptstadt von Peru, und der Diebstähle kommen vollends eine Menge vor. Gerade am Tage meiner Ankunft war ein Reisender in der Alameda beraubt und durch drei Dolchstiche, die er im Kampfe mit den Räubern erhielt, dem Tode nahe gebracht worden. Ein Mann, der mittelst seiner Stellung kompetenter Richter in Dingen der Art ist und in den ich das größte Zutrauen setze, sagte mir, die große Menge der Verbrechen rühre allein von der Schwäche der Richter her, und der einzige Zügel, den die niedern Volksklassen kennen, sey die Furcht vor dem Beichtstuhl. Die Strafloſigkeit der Verbrechen empört dabei die öffentliche Meinung so wenig, daß man es im Gegentheil unverzeihlich fände, wenn der Richter das Gesetz streng vollziehen wollte. Daß in einem Lande, wo die Begriffe von Pflicht und Sittlichkeit so höchst lose sind, in sämmtlichen Zweigen der Verwaltung die größte Unordnung herrscht, kann einen nicht wundern. Dieses Volk, das seine Freiheit zu erobern gewußt hat, ist für die Segnungen einer weisen, aufgeklärten Regierung noch gar nicht empfänglich, denn es fehlt überall an Grundsätzen, an Kraft und Halt; was ihm bevorsteht, ist ein militärisches Regiment, das Alles unter das Gesetz beugt und die Uebertreter desselben streng bestraft. Indessen ist es nicht zu läugnen, die ersten Keime sind aufgegangen in diesem Boden, und mit Gottes Hülfe mag der Waizen gedeihen und das Unkraut ersticken.

Den Tag nach meiner Ankunft in Lima spürte man Abends ein sehr starkes Erdbeben, als just die Straßen voll Menschen waren. Nie in meinem Leben hatte ich ein schauerlicheres Gefühl. Auf den ersten Stoß folgte in kurzer Frist der zweite; es war erst ein unterirdisches Tosen gleich dem Rollen des Donners, dann schwankte der Boden und es war, als wollte er sich jeden Augenblick aufthun. Diese Naturerscheinung, von der ich bis jezt keinen Begriff gehabt, erfüllte mich mit Entsetzen, und was ich vor meinen Augen vorgehen sah, war eben nicht geeignet, mich zu beruhigen. Männer, Weiber, Kinder, Alles stürzte voll Schreck aus den Häusern und floh nach allen Seiten in der größten Verwirrung, mit dem gräßlichen Geschrei: el temblor! el temblor! Die Einen stürzten platt auf den Boden nieder, Andere fielen auf die Kniee und beteten mit gefalteten Händen laut zu Gott und allen Heiligen. Die Kinder schrieen erbärmlich, und die Hunde stießen ein klägliches Geheul aus. Selbst die Pferde zitterten vor Angst, und neben ihnen lagen ihre Herrn betend auf den Knieen. Das Geheul der Thiere wurde immer fürchterlicher, und jezt ließen sich auch die Glocken hören. Nach dem dritten Stoß trat eine dumpfe Stille ein, Alles verhielt sich ruhig, alle Häupter waren entblößt, und dieser Auftritt, wie die Einen standen und weinten, Andere auf den Knieen beteten, machte einen tiefen, mir ewig unvergeßlichen Eindruck auf mich. Dieses Erdbeben ereignete sich am 30sten September, und so stark es gewesen war, so wurden auffallender Weise die Gebäude doch nur unbedeutend beschädigt und Niemand kam ums Leben.

Bei dem ersten Stoße eines Erdbebens bleibt man in diesen Ländern ziemlich ruhig; beim zweiten aber schickt man sich zur Flucht an und beim dritten thut Jeder gut, sich fern von Mauern und Dächern zu halten, die jeden Augenblick über ihm einstürzen können. Jedermann flüchtet sich dann in die Höfe hinter den Häusern, wo man ganz sicher ist. Es ist bemerkenswerth, daß bei dem Gefühl von Gefahr, das man bei dieser Erscheinung hat, die Angst unaufhörlich steigt. Wer keinen Begriff von einem Erdbeben hat, mag wohl neugierig seyn, einen Stoß zu fühlen; hat man aber einmal einen derben empfunden, so wird man sich gewiß nie den zweiten wünschen.

Meinen einzigen Genuß fand ich in der herrlichen Natur dieses Landes. Ich kannte keine Familie so genau, daß mir ihre Tertulias hätten Vergnügen oder Unterhaltung gewähren können, und so brachte ich denn fast die ganze Zeit, wo ich nicht schlief, auf dem Lande zu. Mein Zimmer ging auf einen mit Orangenbäumen bepflanzten Hof, und da ich keine Fenster hatte, genoß ich beständig des köstlichen Duftes. Die tödtende Hitze in Buenos-Ayres, die gräßliche Einöde der Pampas, der Schnee und das Eis der Anden lagen hinter mir, und jezt genoß ich mit Lust Limas köstlicher Temperatur und seines entzückenden Herbstes. Meine Seele war voll Dank, wenn ich der überstandenen Gefahren gedachte, und ich verlangte nach keinen Genüssen, als denen, welche mir die Natur so verschwenderisch bot.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

Zustand der Literatur.

Ich habe Ihnen das vorigemal etwas über unsere Literatur versprochen; da läßt sich nun freilich nicht viel berichten, und das Folgende ist so ziemlich Alles, was Erwähnung

verdient. Unsere Akademie hat den fünften Theil ihrer Memoiren herausgegeben, und daraus geht recht erfreulich hervor, daß die savoyische Akademie dem Zweck ihrer Stiftung immer näher tritt. Dazu half zuerst eine ansehnliche Gabe des verstorbenen Königs Karl Felix und dann die Unterstützung ihres verstorbenen Präsidenten de Boigne. Dadurch sieht sie sich im Stande, ihren Bemühungen mehr Ausdehnung zu geben. Zuerst suchte sie alle Männer in Savoyen zu vereinigen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrungen, Untersuchungen und nützliche Arbeiten oder durch vorzügliche Schriften ausgezeichnet; hernach aber hätte sie gern wissenschaftliche Preisaufgaben gemacht und dadurch ihrem Wirken eine größere Ausdehnung gegeben. In einer der lezten Sitzungen wurde über die eingegangenen Preisschriften, den „Eloge historique" des Generals v. Boigne betreffend, erkannt, wovon wir hernach ein Wort sagen wollen. In vorliegendem Band sind einige auch für das Ausland interessante Abhandlungen enthalten, z. B. des Dr. Gouverts scharfsinnige Beobachtungen und Bemerkungen über den Einfluß der drei lezt vergangenen Jahre auf den Ackerbau und seine Verrichtungen. Der General Graf de Loche hat sich gründlich mit neuen Untersuchungen über die alten Bäder von Aix beschäftigt und Bemerkungen über alle antiken römischen Monumente dieser Stadt damit in Verbindung gesezt; darauf folgt die Beschreibung einer erst neuerlich entdeckten Piscina. Von jenem Dr. Gouvert liest man auch eine treffliche Abhandlung über die Einheit und Untrennbarkeit der Kenntniß des menschlichen Körpers und dessen Krankheiten. Hier wird die vorzüglich in Frankreich gebräuchliche Trennung der Chirurgie von der Medizin angegriffen und ihre Unzweckmäßigkeit und Gefahr dargethan.

Von dem Grafen de Boigne aus Chambery, der sich in Indostan ein ungeheures Vermögen erwarb, dann in sein Vaterland zurückkehrte und seinen Reichthum zur Gründung oder Unterstützung nüzlicher Anstalten verwendete, von diesem für Chambery so wichtigen Manne habe ich Ihnen schon voriges Jahr bei Gelegenheit seines Todes gesprochen. Es ist also ganz in der Ordnung, daß von der Akademie ein Preis von sechshundert Franken für den besten eloge historique — wie sie es nennen — auf de Boigne ausgesezt wurde. Der erste Konkurs im vorigen Jahre führte zu keinem Resultat, denn keine von den eingegangenen Schriften wurde für preiswürdig erkannt, wiewohl ein — wie es die Akademie nennt — Ossianisches Gedicht in italienischer Sprache treffliche Stellen enthielt. Der Konkurs wurde bis zum 31sten August d. J. erneuert und dann der Preis unserm Professor der Philosophie, dem Abbé Turinaz, zuerkannt.

So hat die Akademie auch einen Preis von achthundert Franken für das beste historische Gemälde von des verstorbenen Königs Karl Felix Regierung ausgesezt. Dieß ist aber gar nicht so streng gemeint, das historische Gemälde soll und darf nichts seyn, als ein wohlgesezter Panegyrikus.

Eine hier ganz neue Erscheinung war die erste öffentliche Sitzung unserer Akademie in vergangenem Sommer. Sie war öffentlich — ein fürchterliches Wort im hiesigen Lande; aber diese Oeffentlichkeit war gemäßigt und undeutlich gemacht durch ausgetheilte Eintrittskarten, und diese waren nur an Angestellte, Adelige und Militärs, wie an ihre Frauen und Töchter geschickt worden. Bei der ganzen Sitzung war auch unstreitig der Putz unserer darin bekanntlich excellirenden Damen das Merkwürdigste. Einige Dutzend schöne Frauen und Mädchen, geschmackvoll angethan, ließen mich den Eröffnungsdiskours überhören. In der Rede wurde abgehandelt der segensreiche und schüzende Einfluß der monarchischen Regierung auf die Entwickelung und die Fortschritte des Genies, der Talente in Wissenschaft, Kunst und Industrie, die alle des freundlichen Wohlwollens der Herrscher zu ihrem Gedeihen und Blühen bedürfen.

Unser neuester Almanac du Duché de Savoie ist bei unserer Armuth nicht nur ein bedeutendes Literaturerzeugniß, er ist auch wirklich durch die Menge von Anstalten merkwürdig, die nach ihm unsere kleine Stadt (12,000 Einwohner) besizt. Davon wollen wir nur Einiges anführen. Wohlthätige Stiftungen; Hôtel-Dieu; Hülfshospital für die Kranken, die in den Hospitälern kein Unterkommen finden können; Charitéhospital für die Armen, welche an unheilbaren chronischen Uebeln leiden, für Irren und Findelkinder; Waisenhaus; St. Benediktshospital, Asyl für Bettler; Dames de Charité. Auch für Wissenschaft und Unterricht fehlt es nicht an Anstalten: öffentliche Bibliothek und Museum; königliche Akademie; Kammer für Ackerbau, Industrie und Handel; Diöcesanseminarium; kleines Seminarium; königliches Kolleg mit Pensionen, worin folgende Gegenstände gelehrt werden: lateinisch, Humaniora, Rhetorik, intellektuelle (?) und Moralphilosophie, Physik, Theologie, bürgerliches und kanonisches Recht, Chemie, Botanik, Medizin, Chirurgie, mathematische Wissenschaften, astronomische Geographie (?), Zeichnen und Malen; ferner Schule der christlichen Lehre; Pensionnat du sacré coeur für junge Mädchen; Pensionnat der Heimsuchung; Schule und Pensionnat der St. Josephsschwestern; mehrere Privat-Erziehungsanstalten. Auch an Fabriken fehlt es uns nicht, denn Tücher aller Qualitäten, wollene Decken, Baumwollengarn und Zeuge durch Dampfmaschinen, Gaze, Tapeten, Florentiner Strohhüte, Bänder und Spitzen, künstliche Mineralwasser, weltberühmte Blumen und Baumschulen sind hier zu finden, und daneben noch viele hundert Fabriken verschiedener Art im Innern Savoyens. Der bei weitem größte Theil dieser Industrieanstalten und alle bedeutenden sind seit der Restauration entstanden, die überhaupt in industrieller Hinsicht unverkennbare Verdienste um das Land hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 5:

Meine Räthsel.

C h a r a d e.

1.

Das Feuer, das die Seufzer facht,
Und Thränen durch die Augen preßt,
Der Feind, dem ihr es nie vergeßt,
Wenn ihr nichts gegen ihn vermocht.

2.

Der Freund, der jenes Feuers Wuth
Schnell dämpft und jene Presse bricht;
Er zeigt und schafft euch manches Gut
Mit starkem Arm und Geistesticht.

1. 2.

Doch wenn auch er nicht helfen kann
Zum liebsten Gut, das ihr vermißt,
So siedelt sich das Ganze an;
Ein Menschenherz sein Stübchen ist.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. Januar 1833.

In Paris gibt es Häuser, wo man den Kaffee dergestalt zubereitet, daß die Trinkenden Geist bekommen; wenigstens kommt keiner heraus, der nicht glaubte, viermal mehr zu haben, als da er hinging.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Das Pariser Kaffeehausleben.

Bevor wir den Leser mit dem Leben im Kaffeehause unterhalten, sprechen wir ein paar Worte von den Kaffeehäusern selbst. Diese Anstalten verdrängten die Weinhäuser, welche unter Ludwig XIV. noch die elegante Pariser Jugend besucht hatte. Das Zeitalter war bigott, war kriegerisch, die Künste blühten, der französische Hof war der glänzendste, der geschliffenste in Europa, und zu Paris betrank sich die Jugend, Männer und Frauen! Ein französischer Gesandter in Spanien, eine Art Lucullus im Kleinen, hatte unter der vorigen Regierung ein Produkt Westindiens, den Tabak, eingeführt; ein anderer Diplomate, ein armenischer Gesandter, brachte den Kaffee nach Frankreich, der seit Jahrhunderten im Orient stark im Brauche war. Das erste Haus, wo man zu Paris den neuen Trank schlürfte, ward, der Sage nach, in der Nähe des Pont-neuf, auf dem rechten Seineufer, von einem Dienstmann des wohlthätigen Armeniers eröffnet; dieser Mann, dessen Andenken bei der dankbaren Nachwelt in Segen steht, hieß Pascal.

Sein Haus wurde Anfangs nur von wenigen feinen Herrn aus den höchsten Kreisen besucht. Hier gab es nun keine schweren Köpfe, und der Weindunst that der Unterhaltung keinen Eintrag. Der Kaffee bringt die Säfte in raschern Umlauf und befruchtet die Gedanken; der Wein reizt nur den Magen und macht die Sinne stumpf und das Hirn lahm. Nicht lange, so vertauschte man allgemein die Schenke mit dem Kaffeehaus. Schon Mercier schätzte zur Zeit, da er sein Tableau de Paris schrieb, die Zahl dieser Häuser auf sechs- bis siebenhundert; jezt sind ihrer mehr als dreitausend. Vor Einführung der Kaffeehäuser im alten Paris gab es daselbst der müßigen Schlemmer, die ein eigentliches Wirthshausleben führten, genug; da fehlte es nicht an Zänkereien, plumpen Redensarten, tollen Streichen aller Art. Die gesegnete Caprice, welche den Kaffee in die Mode brachte, machte diesem ganzen Unwesen ein Ende. Man blieb jezt in den Gesellschaften, wobei geistiger Genuß doch der Hauptzweck ist, bei gesundem Verstande, und damit zogen Ruhe und Anstand ein; man lernte jezt bei der Unterhaltung aufmerken, man mußte zusammenhängend, und was die Hauptsache ist, gewählt sprechen, weil man nicht blos vor Vertrauten, sondern zu Fremden und vor Fremden sprach. Ja, fast möchte ich behaupten, mit der Eröffnung der Kaffeehäuser zu Paris habe die rasche Entwicklung des politischen Sinns in Frankreich ihren Anfang genommen; „man verhandelt daselbst über die Zeitung," sagt schon Mercier. — Welche Bedeutung die Kaffeehäuser in den verschiedenen Phasen der Revolution hatten, ist allgemein bekannt. Nach dem Beispiele der Hauptstadt richteten sich die Provinzialstädte eilends dergleichen Orte zur geselligen Unterhaltung ein; die neuen Ideen verbreiteten sich auf diesem Wege schnell und die öffentliche Meinung bildete sich. Das Kaffeehaus ist jezt längst ein wohlerworbenes, unveräußerliches Besitzthum des Volks.

Und man stelle ja in dieser Beziehung das Lesekabinet nicht auf Eine Stufe mit dem Kaffeehaus. In der dumpfen Luft, der harpokratischen Schwüle des Lesekabinets ist von Gedankenaustausch keine Rede, der sich im Kaffeehaus von selbst macht. Ist ein Aufstand im Werke, riecht ihn ein geübter Beobachter in der Luft, noch bevor man das erste Rollen des Donners hört, so läuft er in kein Lesekabinet, um sich seiner Neuigkeit zu entledigen; er läuft nicht nach Hause, nein, in ein Kaffeehaus eilt er, in sein Kaffeehaus, wo er sicher ist, seine Bekannten zu treffen, in sein Kaffeehaus, wo er seine Journale liest, wo er als Wähler und Nationalgardist seine Umtriebe macht. Wo sammelt man sich beim ersten Trommelwirbel? wo bespricht man sich, wo holt man Muth, wo zählt man sich? im Kaffeehaus. Von den dreißigtausend Bürgern, welche General Pajol nach Rambouillet führte, trat nicht Einer in Reih und Glied, der nicht gerade aus dem Kaffeehaus kam; dort hatten alle militärisch ihre Flasche Bier oder ihr Glas Extrait d'Absynthe geleert. In den Salons macht man Kandidaten zur Volksvertretung, Minister, Präsidenten des Ministerraths, kurz das ganze laufende politische System; geben aber die Kaffeehäuser zu diesen Anordnungen ihre Sanktion nicht, so ist Alles umsonst geschafft; in den Kaffeehäusern keimen und reifen jene Krisen, welche die ganze gesellschaftliche Ordnung umkehren.

Die Kaffeehäuser dachten gering vom Direktorium, und so machte sich der 18te Brumaire ganz leicht. Marengo, so wenig dieser Tag gegen die bei Montenotte, Arcole, Rivoli ein Wunder zu nennen war, Marengo strahlte so mächtig, daß es den Kaffeehäusern die Augen blendete, und da ward die Republik eingepackt und in einen Winkel des Garde-meubles der Nation gestellt, und es fiel keiner Seele ein, dem kecken Soldaten etwas in den Weg zu legen, der sich die Krone der Despoten auf die freche Stirne sezte. Aber der Zucker wird theuer, die halbe Tasse kostet noch einmal so viel als früher; macht sich einer über das Rübensurrogat für das Rohr von Martinique und St. Domingo lustig, so wird der Unvorsichtige flugs vor den Herrn Staatsrath Polizeipräfekten geladen; die naiven Herzensergießungen werden gefährlich, man ist nicht mehr sicher im Kaffeehaus; es ist ruhig wie im Grabe, aber die Schlauköpfe wittern den Sturm. Der Brand von Moskau bringt die Soldaten mit unerwartetem, ungewohntem Frost in Conflikt; der Kaiser hat kein Heer mehr! Das 29ste Bulletin wird in den Kaffeehäusern gelesen; Alles ist starr vor Entsetzen. Da fallen einige schüchterne Aeußerungen über das harte Loos so vieler braven Vaterlandsvertheidiger und den tollen Ehrgeiz ihres Führers. Ein paar Tage, und er ist selbst da; am späten Abend, verstohlen hält er seinen Einzug in die Hauptstadt. Am folgenden Tage weiß ganz Paris, daß er zurück ist, und so ganz anders, als sonst. Da läuft ein Wortspiel durch die Kaffeehäuser; „c'est la première fois, heißt es, qu'il revient de la boucherie sans réjouissance," *) und dieser platte Spaß wird zum Verdammungsurtheil des Eroberers. Mag er immerhin neue Wunder thun, die Welt noch einmal durch noch wundervollere Geistesblitze in Erstaunen setzen, als die waren, die ihn zum größten Manne aller Jahrhunderte gemacht, er ist dem Witze des Kaffeehauses verfallen, er ist gestürzt, um nicht wieder aufzustehen. — Die Kaffeehäuser sahen mit dem Hut auf dem Kopf Periers Leichenbegängniß vorüberziehen und schlossen sich solenn an Lamarques Sarg an. Es kam sie die Laune an, die Barrikaden umzustürzen, kaum einen Tag, nachdem sie die Errichtung derselben gar nicht ungern gesehen. Hätten sie es anders beschlossen, wer weiß, wie es jezt in Frankreich aussähe? Die St. Simonisten gaben eine Zeitung heraus, errichteten eine Anstalt, worin sie sich zur Fabel der Welt machten und Unmögliches thun wollten; sie laufen in die Schenken, trinken, essen, tanzen mit den Handwerkern; sie machen schlechte Geschäfte: die Kaffeehäuser sind nicht für sie. Die neue französische Kirche ist dort besser angeschrieben; die französische Kirche könnte leicht Glück haben. Ja, die hohe Bedeutung der Kaffeehäuser unterliegt keinem Zweifel. Was ist nun aber eigentlich das Kaffeehausleben? Gibt es wirklich Leute, die im Kaffeehause leben? und wie leben sie dort? Auf diese Fragen habe ich studirt und will meine Beobachtungen mittheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Réjouissance heißt in der Sprache der Fleischbank eine Zugabe.

Sizilianische Skizzen.

Noch etwas über Sizilien zu schreiben, nachdem so viele vortreffliche Schriftsteller, um nur einiger deutschen zu erwähnen, Bartels, Münter, Goethe und Stollberg, der Neuern zu geschweigen, alles erschöpft zu haben scheinen, was sich über diese Insel sagen läßt, könnte, zum Mindesten gesagt, überflüßig scheinen. Aber mehr als ein Menschenalter ist seit jenen verflossen, und Vieles hat sich in dieser Zeit verändert, besonders nach dem langen Aufenthalt der Engländer auf dieser Insel. — Ferner sind noch immer einige Irrthümer und falsche Ansichten zu berichtigen, denen, wie wir in der Folge sehen werden, selbst jene Coryphäen unserer Literatur nicht entgehen konnten. Endlich sind, bei einem so interessanten Stoffe, individuelle Auffassungen vielleicht nicht unwillkommen, selbst wenn sie sich nur auf Kleinigkeiten er-

ſtrecken ſollten, welche die meiſten derer, die über Sizilien geſchrieben, da ſie ſich hauptſächlich mit den Alterthümern des Landes oder ſeiner Geſchichte beſchäftigten, nicht zu berückſichtigen brauchten. Auch hat man, meines Wiſſens, Meſſina und ſeinen Umgebungen zu wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt, vielleicht weil hier für Antiquare am wenigſten zu ſchaffen iſt; da dieſer Punkt mich ganz vorzüglich angezogen hat, werde ich Manches darüber nachtragen können, und ſo mögen denn dieſe Skizzen einen, wiewohl nur geringen Beitrag zu dem Bilde liefern, das man ſich von dieſer ſchönen Inſel zu machen hat.

Die Reiſe. — Von dem bekannten Grundſatz ausgehend, daß man den Norden im Winter und den Süden im Sommer beſuchen müſſe, um den wahren Charakter des einen ſowohl, als des andern kennen zu lernen — und dieß gilt von dem leztern vielleicht noch mehr, als von dem erſtern — ließ ich mich von der in Neapel ſo ſehr verſchrieenen Hitze Sizilieus nicht abhalten, dieſe ſchöne Inſel in den Monaten Juni und Juli zu beſuchen.

Die 170 Miglien (42½ deutſche Meilen) machten wir auf dem Dampfſchiffe bei immer conträrem Winde in 27 Stunden, alſo gegen 6¼ Miglien, über 1½ deutſche Meilen, in der Stunde. Es waren nicht zu viele Paſſagiere, aber gute Geſellſchaft und die Reiſe ſehr angenehm. Sobald man die Inſel Capri aus dem Geſichte verloren, ſieht man kein Land mehr, bis man die Inſel Uſtica erblickt, welche noch 40 Miglien von Palermo abliegt. Sobald man dieſe rechts liegen gelaſſen, wird die Küſte Siziliens, vom Cap Gallo bis zum Cap Zaffarano, zwiſchen welchen Palermo liegt, immer deutlicher, und es erſcheint auch der Monte Pelegrino, welcher dieſe Stadt bis ganz zulezt verdeckt. — Die Einfahrt in den Hafen iſt ſchön, wenn man nicht an den Golf von Neapel denkt.

Palermo. — Da das Dampfſchiff nicht volle zwei Tage hier verweilte, ſo werde ich wenig über Palermo ſagen können, und mich auf den Eindruck, den es im Allgemeinen auf mich gemacht hat, beſchränken müſſen. So ſchön und reich an üppiger Vegetation die Ebene iſt, auf welcher es, rund um von hohen Bergen und der See eingeſchloſſen, liegt, ſo weiß ich doch nicht, wie es zuging, es wollte mir hier, bei dem beſten Willen, nicht recht gefallen. Indem ich gern geſtehe, daß ich vielleicht ungerecht gegen dieſe ſo ſehr und nur zu ſehr geprieſene Stadt bin, will ich wenigſtens mein Vorurtheil vertheidigen. Was die Stadt ſelbſt anbelangt, ſo beſteht die größte Schönheit derſelben in zwei ſehr langen, ſchnurgeraden Straßen, Toledo, auch il Caſſaro genannt, und Maqueda, die ſich juſt in dem Mittelpunkte derſelben durchkreuzen. Hier auf dieſer Stelle, die man i quattro Cantoni nennt, iſt der Anblick nach allen vier Seiten wirklich überraſchend, indem das Auge hier das Meer, dort die Berge am Ende der langen Häuſerreihen erblickt. Leider wird das Stillſtehen an dieſem Flecke durch die unerfreuliche Nachbarſchaft der Gefängniſſe, die, auffallend genug, gerade hier ſich befinden und, wie man leicht denken kann, immer überfüllt ſind, nicht eben angenehm gemacht. Auch die Balkons verunſtalten dieſe beiden ſchönen Straßen nicht wenig. Geht man nun aber rechts oder links von ihnen in das Innere, ſo ſtößt man auf nichts als auf ſchmale, ſchmuzige, ſchlechte Gaſſen und noch ſchlechtere Häuſer. Es gibt in der großen, von 150,000 Menſchen — man ſpricht hier ſogar von 200,000 — bevölkerten Stadt nur einen einzigen großen Platz, den der Marine, am äußerſten Ende der Seeſeite, der mit einigen Bäumen bepflanzt, aber übrigens ganz unregelmäßig iſt. Der nackte Felſen von Pellegrino wird, ob man ihm gleich großartige Formen nicht abſprechen kann, am Ende zu einem traurigen Anblick, den der Gedanke, daß er der Stadt jeden erfriſchenden Luftzug von Norden her abſchneidet, noch drückender macht. Die Marine iſt zwar ſchön, aber nicht ſehr lang, und der Geruch von faulen Fiſchen dort unerträglich. Warum dieß gerade nur hier und ſonſt nirgends am Ufer von Sizilien der Fall iſt, konnte ich nicht erfahren. — Dieß die Schattenſeite von Palermo. Aber ich würde mehr als ungerecht ſeyn, wenn ich die hohe Schönheit der mit allen Reizen einer ſüdlichen Kultur geſchmückten Ebene nicht anerkennen wollte. Ich hatte Gelegenheit, ſie von einem der vortheilhafteſten Standpunkte zu betrachten, indem ich Monreale beſuchte. Dieſer nicht unbedeutende, eine kleine deutſche Meile von Palermo entfernte Ort liegt auf einer bedeutenden Anhöhe, und iſt wegen ſeiner Cathedrale berühmt, die aus der erſten Zeit der Normannen herſtammt. Der neu angelegte Weg iſt überaus reizend und man überſieht von der Höhe die ganze Ausdehnung der reichen Ebene.

La Vagueria, eine zwei deutſche Meilen entfernte Gegend, wo eine Menge Gärten und Landhäuſer liegen, ſah ich nur aus der Ferne, und war weder in Ziſa, noch in Cubba, zwei ſarazeniſchen Schlöſſern, wovon das leztere in eine Kavalleriekaſerne verwandelt iſt. — Ueberhaupt ſind die Spuren der Sarazenen in Palermo noch ſehr kenntlich, und dabei muß man auch nicht vergeſſen, daß es nie eine griechiſche, ſondern eine phöniziſche oder karthagiſenſiſche Stadt war, troz ſeines griechiſchen Namens.

Bei Gelegenheit dieſes Namens, Panormos, ſagt Stollberg, daß die Stadt ihn mit Recht geführt habe, weil ſie einen ſo großen und ſchönen Hafen habe. Im Gegentheile aber iſt es bekannt, daß er einer der ſchlechteſten iſt, eigentlich nur eine Rhede, die aber wenig Sicherheit darbietet, ſo wenig als der eigentliche kleine Hafen am Molo.

Die Wirthshäuser entsprechen einer Hauptstadt nicht und sind schlechter, als die in den andern von mir besuchten Städten.

Es war gerade Pfingstsonntag, als wir ankamen. Gegen Untergang der Sonne war daher an der Marine ein ungeheurer Zusammenfluß von Menschen, obgleich die Militärmusik die Menge auch an einen andern Ort gelockt hatte. Die Anzahl der Equipagen war so groß, daß man nur mit Mühe sich ihren Reihen anschließen konnte. In der Mitte fuhr der königliche Prinz und Statthalter, und man begegnete ihm so oft, daß das Grüßen zuletzt lächerlich wurde und Niemand mehr Notiz von ihm nahm. — Die andern Städte haben eben nicht Ursache, Palermo um den Vorzug eines solchen halben Hofes zu beneiden, welcher durch die Residenz eines königlichen Prinzen, der zugleich Statthalter ist, gebildet wird; denn es scheint mir, daß sich hier alle Nachtheile eines wirklichen großen Hofes vereinigen, ohne einen einzigen der Vortheile, die ein solcher darbietet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

(Fortsetzung.)

Das Siuxvolk.

Anders ist es in anderer Beziehung. Zwar haben wir eine Studienreformkommission, sie hat aber bisher nichts reformirt, so viel auch Veranlassung dazu zu finden ist. Weit größere Aufmerksamkeit wird auf die Vervollkommnung der Stutereien im Lande verwendet und auf den Hebammenkurs. — Zu den Wenigen unter uns, die gut denken, sprechen und schreiben, gehört der Graf de Maistre, jetzt sardinischer Gesandter in St. Petersburg, an den in Lamartine's poetischen und religiösen Harmonieen ein so schönes Gedicht steht.

Ich habe Ihnen das vorigemal Einiges aus den Briefen unserer Missionäre in China mitgetheilt. Das Folgende ist dem Briefe eines andern savoyischen Missionärs entnommen, den er aus St. Paul, dreizehn Meilen von der Behringsstraße, an unsern Bischof geschrieben hat, und der manches Anziehende über diese Stämme enthält, was deutlich auf den frühern Zusammenhang Nordamerikas mit Asien und auf die aus der asiatischen Welt übergegangenen Welt- und Religionsmythen hinweist. Wir bleiben der einfachen Darstellung des frommen Mannes ganz treu. „In der Nähe des St. Peterforts, des festesten der Vereinigten Staaten gegen die indianischen Stämme, wohnt das Siuxvolk, das aus fünf Stämmen besteht und ungefähr 50.400 Seelen zählt, mit etwa 10.000 streitbaren Männern und 30.000 Frauen. Für sie hat Jesus Christus so gut sein Blut vergossen, als für uns. Möge ihnen der Herr würdige Prediger seines Glaubens schicken. Ihre jetzige Religion erinnert hie und da stark an das alte Testament. Im Anfang, sagen sie, schuf Gott nur Männer; da sich diese aber sehr allein fühlten und langweilten, so gab er einem Manne den Gedanken ein, sich eine Rippe auszuschneiden und daraus eine Frau zu machen; Andere versichern, der Mann habe aus heißer Asche und Wasser die erste Frau gemacht. Durch mächtige Ueberschwemmungen kamen alle Bewohner der Erde um, ausgenommen ein einziger Mann mit seiner Frau. Sie flüchteten sich Beide auf einen hohen Berg; das Wasser blieb jedoch nur zwei Tage auf der Erde. Der Herr des Lebens sah aber gleich ein, daß es ihnen auf dem kalten und feucht gewordenen Land nicht mehr so wohl sey, wie ehemals auf der schönen, warmen Erde, und daß sie des Feuers bedürften. Darum sendete er ihnen einen weißen Raben, der sich aber unterwegs aufhielt, um Aas zu fressen, dabei das Feuer erlöschen ließ und in den Himmel zurückkehrte, um anderes zu holen. Der große Geist jagte ihn gleich fort, strafte ihn aber dadurch, daß er ihm seine bisherige schöne Farbe nahm und ihn schwarz machte. Dafür sandte er einen kleinen grauen Vogel mit Feuer auf die Erde, welches dieser auch richtig den Menschen überbrachte und dann gleich in den Himmel zurückkehrte, um den großen Geist von dem richtig ausgeführten Auftrag zu benachrichtigen. Dieser belohnte ihn dadurch, daß er ihm zwei kleine schwarze Striche an jedes Auge machte, die der Vogel bis auf den heutigen Tag trägt. Die Wilden betrachten daher diesen Vogel wie einen Engel, tödten ihn nie und untersagen ihren Kindern streng, auf ihn zu schießen. Um ihm zu gleichen, tatowiren sie sich zwei kleine Striche an beiden Seiten der Augen. — Um dem großen Geiste zu gefallen, stellen sie Hundopfer an, wobei sie mehrere Hunde lebendig spießen und auf einer dreißig bis vierzig Fuß langen Stange aufstellen. Je mehr und je länger die armen Thiere bei dieser Marter leiden, desto größer ist das Wohlgefallen des großen Geistes an ihnen. Sie opfern auch Pferde, Bären, Rehe u. s. w. Sie fasten ganze Monate, d. h. so lange, als ein zwei oder drei Fuß langer Stab dauert, von dem sie täglich ein Stückchen verbrennen, um Kohle daraus zu machen; mit dieser schmieren sie sich täglich das Gesicht. Sie essen nie, ohne sich vorher das Gesicht zu waschen. An anhaltendes Fasten und Hungern sind sie von Jugend auf gewöhnt, und sie ertragen es daher ohne Mühe. Nie sammeln sie Mundvorrath für den folgenden Morgen, denn ihr Mahl hängt immer an der Mündung ihrer Flinten, mit denen sie auf das Genaueste schießen. Das lange Fasten hat auch noch den Zweck, gut zu träumen und die heilenden Eigenschaften gewisser Pflanzen und Wurzeln zu entdecken. Die benachbarten Amerikaner kommen oft, wenn sie ihre Aerzte als unheilbar aufgegeben haben, herüber zu den Wilden, und mehr als einmal hat sich's getroffen, daß sie da durch die Anwendung einfacher Pflanzensäfte geheilt wurden. Ihre Kriege sind grausam und fürchterlich. Vor Allem suchen sie darin ihre Feinde plötzlich zu überfallen; da metzeln sie denn Alles unerbittlich nieder, und selbst Frauen, um ihr Haupthaar zu haben; denn wer das Haupthaar eines Mannes, einer Frau oder selbst eines Kindes aufweisen kann, wird für einen Tapfern gehalten, und dann wird zu Ehren des Haupthaars zwanzig Tage hindurch getanzt und dabei schreckliches Geschrei mit Todesdrohungen ausgestoßen. Bei Landplagen oder großen öffentlichen Unglücksfällen treten mehrere Krieger zusammen, um den Sonnentanz zu tanzen; dieser dauert drei Tage und drei Nächte lang unaufhörlich, wobei die Tänzer immer den Himmel anschauen. Ein Tänzer nach dem andern stürzt vor Ermüdung zur Erde, was jedoch die Andern nicht entmuthigt. Dieser wüthende Tanz hat die Versöhnung des großen Geistes zum Zweck."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Januar 1833.

— Ohne Wein,
Sprich, Mensch, was bleibst du noch? Ein Stein.

Lessing.

Gedichte von Wilhelm Wackernagel.

Der vollendete Mensch.

Menschenseele, welch' ein Schlafen
Dich befing,
Als der Hirt mit seinen Schaafen
Noch zur selben Tränke ging,
Als sich noch der Hügel senkte
Ungenuzt,
Keine Hand die Rebe lenkte
Angebunden, zugestuzt!

Traurig hing der Mensch am Bodem
Festgeleimt,
Denn ihm war von Gottes Odem
Noch kein Flügelpaar gekeimt;
Schlich einher in blödem Jammer
Unbewegt,
Weil der Bildner seinen Hammer
Aus der Hand zu früh gelegt;

Strich nur wie ein wehnder Schatte
Ueber's Feld:
Denn noch kein Odysseus hatte
Ihm den Becher hingestellt,
Daß er mit begier'gen Lippen
Kraft und Muth,
Sinn und Leben möchte nippen
Aus der blutig rothen Fluth.

Bis er sah mit einem Male,
Was sie meint,
Wenn mit langem warmen Strahle
An den Berg die Sonne scheint;
Bis er unversehns die Rose
Auch belauscht,
Wie sich eines Tags die Lose
Gar in kühlem Thau berauscht.

Als er nun die Höh'n bepflanzte,
Als die Fluth
Um den Fuß des Keltrers tanzte
Stark und freudig, kühn und gut,
Als im Becher schwamm der milde,
Süße Seim:
Da erst ward zum Menschenbilde
Dieses Bild von Staub und Leim.

Das Lebenslicht.

Ich trag' in mir ein Lämpchen hier,
Das kann so lieblich leuchten:
Das muß ich fein Jahr aus Jahr ein
Mit Oele wohl befeuchten.

Das Lämpchen ist mein Lebenslicht,
Sein Oel kommt von der Rebe,
Ich lebe, weil ich durstig bin,
Und durste, weil ich lebe.

Das Lämpchen ist mein Lebenslicht,
Mit Weine muß ich's tränken.
Nur seinethalben sieht man mich
Tagtäglich in den Schenken.

Das Lämpchen ist mein Lebenslicht,
Drum meid' ich auch das Wasser;
Und ist der Wein nicht gut und rein,
So brennt es gleich viel blasser.

Und kommt der lezte Krug daran,
So brennt es schon viel trüber,
Und ist der lezte Zug gethan,
So ist es gar vorüber.

Der Becher.

Ein Rosenblättchen fliegt vor dem West davon
Und dreht und wirbelt leicht sich in lauer Luft,
Und fällt herab und senkt sich nieder,
Wo mit Geplätscher ein Bach dahinfließt.

O nippe, nippe, du mit dem Rosenmund,
Vom Rand des Bechers, den du mit Wein gefüllt,
Vom Rand des Bechers, den sich eben
Zitternd die Hand mir zu reichen anschickt.

Dann sitz' und freu' ich stille mich solches Glücks
Und schaue selig lächelnd den Becher an,
Der Wein und Lenz und Kuß, der drei zusammen beschließt in der engen Runde.

Das Pariser Kaffeehausleben.

(Fortsezung.)

Außer den zufälligen Kunden, den Zugvögeln, hat jedes Kaffeehaus seine eigentlichen Insaßen; einige derselben kommen Morgens und trinken in der Geschwindigkeit ihren Milchkaffee oder ihre Chokolade, die meisten aber nach Tisch zum Zuspitzen, zum *régal*, wie es der Franzose nennt. Es besteht dieß in der kleinen Tasse schwarzen Kaffees und dem Gläschen mit gebranntem Wasser, die entweder jedes für sich genossen oder zusammengemischt werden, was dann eine Gloria heißt. Die Morgenkunden haben einen flüchtigen Blick auf den offiziellen Theil des Moniteurs geworfen; denn wie die Zeiten sind, ist Keiner sicher, daß er sich nicht plözlich als Pair von Frankreich oder Ritter der Ehrenlegion liest, und dann muß sich ja jeder kluge Mann vorsehen, daß er keinen Glückwunsch verabsäumt. Die Nachmittagsgäste reißen sich um die übrigen Journale; sie belegen dieselben zum voraus, bestellen sie bei den Aufwärtern aus der zweiten, ja aus der dritten Hand. Es gibt welche, die keines hinauslassen, ja heldenmüthig Messager, Gazette und alle andern Abendblätter abwarten, um einen Vorschmack von dem zu bekommen, was den andern Tag im Constitutionnel, in den Debats, in der Quotidienne, der Tribüne ꝛc. zu lesen seyn wird. Und diese Leute finden noch Mittel und Wege, nebenbei die klassische Dominoparthie zu spielen, und keiner unterliegt, und jeder geht regelmäßig vor Mitternacht weg und hat noch Sinn und Verstand genug, um den Weg nach Hause zu finden; es sind starke Konstitutionen.

Von diesem Schlage kann man aber eigentlich noch nicht sagen, sie leben im Kaffeehause; dieß gilt von einer andern Race, und nicht in allen Kaffeehäusern wird gelebt in dem Sinne, wie wir es verstehen; so wird nur in denen gelebt, wo man speist, wo man à la fourchette frühstückt. Liest man an den Scheiben eines Kaffeehauses angeschrieben: „Eis, Sorbet, Punsch, Frühstück, warm und kalt," so darf man sicher seyn, daß hier eine Coterie, ein Kern von Lebemännern haust, die daselbst den ganzen Tag wenigstens von einigen der Ihrigen repräsentirt werden, von Morgens, bis das Haus geschlossen wird, und oft noch weit später; denn in dergleichen Kaffeehäusern, welche warmes und kaltes Frühstück ankündigen, wird auch zu Mittag und zu Nacht gespeist. Die Leute nun, welche in solchen Häusern ihr Lager aufgeschlagen haben, sind meistens Herrn von der Feder: dramatische Schriftsteller, Romandichter, Journalisten; dazu kommen gelegentlich ein paar Buchhändler. Ihre interessante, lebendige Unterhaltung, der Kontrast zwischen ihrer Sprache hinter dem Wirthstisch und dem Ton in ihren Schriften haben für manche Personen großen Reiz, und manchmal wird es einem so gut, sich an sie anschliessen zu dürfen. Der Ton, der unter ihnen herrscht, ist höchst liebenswürdig: theoretische Altklugheit und die Intoleranz des Partheigeists sind verbannt; mancher Witz über den ältern Zweig der Bourbonen kommt hier aus einem karlistischen Munde, manche herbe Kritik des Juste-milieu aus dem Munde eines Besoldeten. Der Republikaner ist vielleicht in Punkten, welche sein Glaubensbekenntniß berühren, weniger unbefangen; aber er hat unter den Seinigen keinen Triumphator, und er weiß, besser als die beiden andern, aus Erfahrung, daß die Polizei nicht selten im Kaffeehause frühstückt und zu Nacht speist; er hält sich indessen anderweitig schadlos. Die Leute sind nicht alle jung, aber alle lustig und ohne Sorgen. Diesen Eindruck machen sie wenigstens nothwendig auf Jeden, der sie blos hier sieht. Daß sie unverheirathet sind, versteht sich; Ehemännern stände eine solche Lebensweise schlecht an.

„Mancher," sagte einst Mercier, „kommt um zehn Uhr Morgens ins Kaffeehaus, und geht vor eilf Uhr Abends nicht wieder weg; eine Tasse Milchkaffee ist sein

Mittagessen und eine Bavaroise sein Abendbrod.“ Da leben nun unsere Leute besser. Allerdings gibt es auch jezt arme Teufel, welche ihren ganzen Tag im Kaffeehaus zubringen, weil sie kein Heimwesen haben, wo sie etwas Anderes treiben könnten, als schlafen. Der Milchkaffee, die Bavaroise und der dickgekochte Reis, das ist auch ihr ganzer Speisezettel. Sie lesen die Journale, um die Zeit hinzubringen, wärmen sich in den langen Winterabenden den Rücken und sehen beim strahlenden Gaslicht den Schach-, Domiños-, Trictracpartheien zu: lauter kleine Dramen, denen es an Verwicklung und Interesse nicht fehlen mag, wenn man nicht dazu verurtheilt ist, wie zu der Galeere. Aber Tag für Tag immer dasselbe und nichts anderes, immer und ewig derselbe Hergang, dasselbe Geschwätz, dieselben albernen Redensarten, die, seit sich die Sprache fixirt hat, stereotyp sind — wahrlich, trotz Milchkaffee und Reisklösen, das heißt nicht im Kaffeehaus leben, das heißt darin austrocknen, absterben. Nein, da ist es bei unsern Leuten ganz anders.

(Der Beschluß folgt.)

Sizilianische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Seereise von Palermo nach Messina. — Am andern Abend, mit Untergang der Sonne, ging das Dampfschiff wieder nach Messina ab. So kurz der Aufenthalt war, so hätte ich ihn doch, selbst wenn ich gekonnt, nicht verlängern mögen, denn es trieb mich unaufhaltsam nach dem unvergleichlichen Messina, welches mir immer in der Idee als viel schöner wie Palermo vorgeschwebt hatte, wovon ich nun bald durch die Wirklichkeit überzeugt werden sollte. Die Reise zur See dahin, an der nördlichen und bekanntermaßen schönsten Küste von Sizilien, ist von hohem Interesse. Man sieht Termini, Cefalù und viele andere, größere und kleinere Städte und Flecken, theils dicht am Ufer, theils in den es umgürtenden Gebirgen liegen. Weiter, gegen die Spitze der Landzunge von Milazzo hin, ist der schönste Punkt. Links liegen die Liparischen Inseln: erst Alicuri, dann Felicuri, Lipari, welches aber fast gänzlich von der südlicher gelegenen Insel Vulcano verdeckt wird, und Salina. Gegen Osten macht Stromboli, dieser nie ruhende Vulkan, den Beschluß. Rechts streckt sich die Erdzunge von Milazzo mit ihrem Kastell weit in die See hinein, und gerade aus liegen die hohen Gebirge Kalabriens und der dunkle Felsen von Scilla, über ihm das Städtchen gleichen Namens, an seinem Ufer. Bald erblickt man auch den Faro, und die Spitze, auf welcher dieser liegt, umschiffend, befindet man sich in einer der schönsten Meerengen der Welt. Nur der Bosphorus bei Konstantinopel mag vielleicht noch schöner seyn. Hinter dem Faro steht ein kleiner, aber wohl erhaltener Tempel des Neptun, und es kann nicht geläugnet werden, daß, wenn irgendwo, hier der Ort war, den mächtigen Gott der Meere zu verehren. Nahe am Eingang in den Hafen trifft man die ehemals so berühmte Charybdis. Es ist weiter nichts, als ein ganz gefahrloser Wirbel oder Strudel, der, von einer entgegengesezten Strömung hervorgebracht, hie und da entsteht, und über den man mit dem kleinsten Kahn ganz sicher hinüberrudern kann. Läßt man aber die Ruder völlig ruhen, so wird der Kahn langsam im Kreise herumgedreht.

Messina. — Bald darauf fährt man in einen der schönsten Häfen von Europa ein. Eben so geräumig als sicher, hat er nur einen Fehler, welcher den meisten andern Häfen zu wünschen wäre: man klagt nämlich über seine große Tiefe. Nur eine Schiffslänge vom Ufer (und näher kann man doch den Anker nicht werfen) beträgt sie schon 100 bis 150 Fuß, an manchen Stellen 200 Fuß und darüber, gegen die Mitte zu noch weit mehr.

Dieser Hafen wird durch eine schmale, niedrige Erdzunge gebildet, die ihn in Form einer Sichel umschließt, daher der alte Name Zancle. Das Ufer nimmt ein schöner und sehr breiter Kay ein, geziert mit einem grossen Springbrunnen nebst mehreren Statüen, und besezt mit einer Reihe von Pallästen, die vor 1783, wo sie sämmtlich einstürzten, einen großartigen Anblick gewährt haben sollen. Sie sind zwar jezt wieder aus ihren Ruinen erstanden, aber nur der erste Stock ist ausgebaut, da sie sonst drei bis vier Stock hoch waren, und das über jenen provisorisch angebrachte Dach gibt ihnen das Ansehen, als ob sie noch im Bau begriffen wären, und wirklich sind sie auch meistens noch nicht völlig ausgebaut, indem man unschlüssig zu seyn scheint, ob man es wagen soll, sie höher aufzuführen oder nicht. Ein einziger Pallast, und zwar der lezte dieser sogenannten Palazzata, an dem Thore, welches das kleine Fort Posto real basso bildet, liegt noch, gleichsam als ein Ecce, in Ruinen, und doch war er der einzige, dessen erster Stock stehen geblieben war, welcher nun aber auch gänzlich verfallen ist. An diesem Kay bilden die hier ankernden, ein- und ausladenden Schiffe mit den gegenüber stehenden Pallästen gleichsam eine Straße, wo daher den ganzen Tag über eine große Geschäftigkeit herrscht; zugleich ist er aber auch des Abends der öffentliche Spaziergang, auf welchem weder Reiter, noch Equipagen fehlen. Die Aussicht ist überall entzückend. Der schöne Hafen und jenseits der Erdzunge die nie von Segeln leere Meerenge, von den hohen Küsten Kalabriens begrenzt, die deutlich erscheinenden Ortschaften derselben, von St. Giovanni, dem Faro gegenüber, bis hinunter nach der bedeutenden Stadt

Reggio, die Lebendigkeit, welche die beständig ein- und auslaufenden Schiffe in das Gemälde bringen — Alles dieß gewährt einen Anblick, dessen hohe Schönheit nicht aus dem Gedächtniß schwinden kann. Von einem etwas höhern Standpunkte, z. B. den Balkons der Palazzata, gewinnt die Aussicht noch mehr, weil, je höher man steht, die Meerenge immer breiter wird.

Die Stadt selbst ist freundlich und gut gebaut. — Von der Cathedrale, von welcher übrigens nichts zu bemerken ist, führt die schöne Strada Austria bis an die Porta nuova, und zwei lange Straßen laufen mit der Palazzata parallel, aber in gerader Linie fort, erst die schöne Straße Ferdinanda, und dann der Corso. Erstere wird noch fortwährend verlängert, und man baut noch immerfort neue Häuser in der Richtung nach Norden hin, wo sie, wie es scheint, bis zu den nahen bepflanzten Hügeln, die sie bald erreichen muß, fortgesezt werden wird. Diese mit Weinreben, Obstbäumen und aller Pracht einer südlichen Vegetation besezten Hügel, auf welchen hin und wieder noch alte Burgen und Kastelle stehen, umgeben die Stadt von der andern Seite, so daß Land und See zu wetteifern scheinen, um sie zu verschönern. Erst hinter ihnen erheben sich die hohen Berge in zweiter Linie; aber auch diese sind nicht ganz so kahl, wie die bei Palermo, und viele sind mit Bäumen, wenn auch spärlich, besezt. Unter ihnen erhebt die Antennamare, der höchste Gipfel, ihr Haupt bis zu 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Dieser Berg, vier Stunden von Messina, verhindert, daß man den Aetna von dort sieht, welcher aber schon von der See aus, in der Mitte der Meerenge sichtbar wird. Die Aussicht von oben soll über alle Beschreibung schön seyn. Ich war leider nicht dort, wohl aber auf einem nähern Berge, auf welchem der Telegraph steht, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Exkursion dahin näher zu beschreiben.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

(Beschluß.)

Das Sturvolk.

„Stirbt einer von diesen Wilden," heißt es in dem Briefe des savoyischen Missionärs weiter, „so schreitet seine Frau vor der Beerdigung sechsmal über das Grab; dann verbirgt sie sich den ganzen Tag im Gehölz; darauf ißt sie den Körper ihres Mannes ein, indem sie den Wilden seine Waffen dafür gibt und Alles, was er hinterläßt. Dieß wird auf das Grab getragen und da theilen sich die Männer darein. Die Wittwe darf sich nicht eher kämmen, als bis ihre Verwandten es ihr erlauben; diese Erlaubniß bleibt oft Monate lang aus. Oft kommt man, um auf dem Grab des Verstorbenen zu weinen, ihm Lebensmittel, Rauchtabak, ja brennende Pfeifen zu bringen. Man steckt ihm auch Feuer an, auf daß er klar sehe, um über einen sehr breiten Fluß zu setzen, dessen Brücke aus nichts besteht, als aus einer schmalen, runden Stange. Jenseits dieses Flusses setzen sie eine große und herrliche Wiese, wo der Todte Reh- und Bärenfleisch, besonders aber Branntwein, Rhum und alle Arten von geistigen Getränken findet; diese lieben sie gewöhnlich noch mehr, als ihren großen Geist. Dieß Schlaraffenland, diese große und von Allem überströmende Wiese ist ihr Paradies, das den alten Mythen von den elysäischen Feldern nicht wenig gleicht. Um von dem Schischimantu oder Gott die Gnade eines glücklichen Uebergangs über den breiten Fluß auf der schwankenden Stange zu erhalten, treiben sie sich dreißig bis vierzig Pfeile in die Arme, Beine und Schenkel, stoßen dabei ein fürchterliches Geheul aus und bleiben unter dieser Marter die ganze Nacht sitzen. Am folgenden Morgen ziehen sie nicht etwa die Pfeile wieder aus, sondern stoßen sie noch weiter ins Fleisch, so daß sie auf der andern Seite wieder herauskommen. Und warum ertragen sie diese furchtbaren Schmerzen? damit sie die Ehre haben, Tapfere genannt zu werden, was bei ihnen ein eigener Titel und eine große Auszeichnung ist. Dabei ist zu bemerken, daß Jeder über die gefährliche Stange Gehende von einer Menge böser Geister, oft in reizender Frauengestalt, angegriffen wird, die sich alle Mühe geben, um ihn schwindelig oder auf seinen Weg unaufmerksam zu machen, auf daß er in den Höllenfluß falle, aus dem keine Rettung ist. Die todtgebornen Kinder bleiben, da sie das Licht der Welt nicht gesehen haben, diesseits des ewigen Flusses, wo sie sich von dem Schaum nähren, den die immer schwankende Brückenstange im Wasser schlägt. Dieser Fluß hat mit dem alten Styx einige Aehnlichkeit. Wenn die Frauen und Mädchen ihren Schmerz über einen Todesfall oder sonst ihr Leid über etwas recht ausdrücken wollen, so schreien und heulen sie fürchterlich, daß es einen Stein erbarmen möchte, und mit einer Art von Feuerstein machen sie sich diese Einschnitte auf den Schenkeln, den Oberarmen, auf der Brust und den Wangen, und verstümmeln sich so oft für ihr ganzes übriges Leben. Sie behaupten, daß neun Mädchen lebendig in den Himmel gekommen seyen und daß diese Mädchen so oft Hunger haben und zu essen verlangen, als der Himmel im Westen roth sey; dann setzen sich gleich die jungen Männer mit den Mädchen zu einem Gastmahl, bei dem es sehr lustig hergeht, Alles zu Ehren der neun Mädchen im Himmel. Sie sind fest überzeugt, daß der Bär und die Katze ehemals Menschen waren, daß sie aber vom großen Geist verflucht und in Thiere verwandelt wurden. Unter ihnen gibt es eine Art von Hexenmeistern oder Wahrsagern, die sehr geachtet und gefürchtet werden. Sie entdecken verlorne Sachen und unterscheiden auf ein Haar, ob eine Frau mit einem Knaben oder mit einem Mädchen schwanger geht; im ersten Fall bringen sie Bogen und Pfeile, im leztern Nadeln, Zwirn und einen Sack ins Haus. Sie beten die Schlangen an und tödten sie nie; begegnen sie einer, so machen sie ihr eine Reverenz, reden sie mit Verehrung an und streuen ihr dann Tabak hin. Sie zählen ihre Zeit von einer Sonne zur andern; Stunden haben sie nicht. Ihren Monaten geben sie wunderliche Namen; die Jahre zählen sie nach Wintern ꝛc."

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Januar 1833.

Euch ist kein Maaß und Ziel gesetzt; —
Vernimm euch wohl, was euch ergötzt.

Goethe.

Das Pariser Kaffeehausleben.

(Beschluß.)

Vor eilf Uhr Morgens kommen unsere Leute nicht leicht in das Kaffeehaus. Eine Cotelette, ein Stück Geflügel, gebackene Eier, ein Bissen Roqueforter Käse, etwas Obst, eine halbe Flasche Beaune, das ist ungefähr das Frühstück. Im Hause, wo man ißt, darf die Tasse Kaffee nicht wegbleiben, und hinterdrein kommt das gebrannte Wasser, Rhum, Kirschwasser, Weingeist in allen möglichen Gestalten. Jezt erschließen sich die Herzen, der Strom der Unterhaltung fließt behaglich dahin und der Hausherr weiß immer am rechten Fleck eine Neuigkeit, ein „man sagt," einen Skandal dazwischen anzubringen. Man wundert sich, lacht; macht uns doch nichts selbstzufriedener als die böse Nachrede, die Anderer Werth verkleinert, und der Wirth weiß, daß er seine Rechnung dabei findet. Daß von diesen Herrn jeder ganz pünktlich bezahlt, läßt sich eben nicht behaupten, aber die Rechnungen sind so eingerichtet, daß der Wirth, wenn er auch ein Drittheil einbüßt, immer noch seine Miethe, den Lohn seiner Dienerschaft, seinen Tisch, seine eigene Haushaltung, sein ganzes Wesen bestreiten, sich eines Tags, nachdem er Wirthschaft und Kundschaft aus freier Hand verkauft, auf ein hübsches Landhaus zurückziehen und daselbst mit den Seinigen ruhig und zufrieden und, wie er es heißt, angesehen leben kann.

In jeder geordneten Lebensweise folgt nach der gehörigen Frist auf das Frühstück das Diner. Nach jenem eben beschriebenen, so exemplarisch frugalen ersten Mahle spielen unsere Leute um das zweite, und zwar mit Dominos, und dann geht man auseinander. Der eine lungert nun auf den Boulevards herum, ein anderer tödtet die Zeit in der Börse oder im Zelt im Palais royal, noch andere gehen nach Hause an die Arbeit, dichten, komponiren, schreiben zu unserer Unterhaltung. Zum Speisen findet man sich eben nicht sehr pünktlich ein, indessen bleiben wenige ganz aus, und ehe die Theater beginnen, ist so ziemlich Alles beisammen. Im Allgemeinen speist man im Kaffeehaus sehr schlecht und sehr theuer. Der Wirth weiß, daß ein Zufall, ein einziges Wort ihn um alle seine Gäste bringen kann, und so versieht er sich nicht mit Vielem und nicht auf lange; bei ihm darf man daher nicht verlangen, was man will, sondern muß sich mit dem begnügen, was er hat. Indessen ist sein Wein vortrefflich und sein Koch ein ausgezeichneter Mann, und ohnehin ist ja hier das gastronomische Element ein untergeordnetes, geistige Nahrung ist die Hauptsache, und dergleichen hat kein Restaurateur auf seiner Speisekarte. „Les morceaux caquetés, die Bissen, wozu man schwazt, werden am besten verdaut," sagt Piron, und in diesem Sinn ist keine Kost verdaulicher als die im Kaffeehause.

Bald geht man wieder auseinander: man muß die Sängerin hören, die in der Mode ist, bei einem historischen

Drama gähnen, oder ſich über ein Vaudeville aus den causes celèbres ärgern. Wer ernſte Arbeiten hat, nützt dieſe Zeit wieder zu Hauſe, das verſteht ſich. Zwiſchen eilf und zwölf Uhr trifft man ſich dann noch einmal im Kaffeehaus; da bringt jeder an öffentlichem und Privatſcandal ſein Deputat mit; das Alles wird nun umgerührt und gibt ein noch pikanteres Gebräude, als den Tag über gefloſſen iſt, und zwar wird jezt bei verſchloſſenen Thüren verhandelt. Geſpeist wird wenig mehr oder nicht; dagegen wird Punſch gemacht, und der Champagner fließt.

Scenen der Art werden für den aufmerkſamen Beobachter wahrhafte Thermometer des ſittlichen Zuſtandes unſerer Zeit. Galante Geſchichten kommen geiſteskräftigen Menſchen, wie dieſe, nicht leicht in den Mund; dergleichen Abentheuer ſtehen in zu grellem Widerſpruch mit unſerer Sittenſtrenge; denn daß die Sitten ungleich beſſer ſind, als früher, unterliegt keinem Zweifel. Zügelloſigkeit in erotiſchen Dingen war der Charakter der Regentſchaft und des Zeitalters Ludwigs XV.; die Wüſtlinge jener Zeit kannten keine Schaam, aber es war, als käme ihre Schaamloſigkeit juſt aus einem innern Bedürfniß, die Schande abzuſchütteln, die ſie tief fühlten und die ſchwer auf ihnen laſtete; ſie glichen dem Miſſethäter, der am Pranger den Mund zum Lachen verzieht. Ja, damals, wo die Familienſitten ſo furchtbar verdorben waren, gab es eine öffentliche Schaam; heutzutage dagegen, wo jene Sitten ohne Vergleich beſſer erſcheinen, ſind die allgemeinen ſittlichen Grundſäße auffallend lax. Unter Ludwig XV. machte ſich der Unwille des Volks auf der Straße und zwiſchen vier Wänden Luft. Die elſäßiſchen Milizen riefen einer Chateauroux auf deutſch das derbe Wort nach, das ſie verdiente, und die Pariſer Auſterweiber ſagten nicht anders als: la Pompadour, la Dubarry. Seht dagegen unſere jungen Leute hier, Menſchen von Geiſt und Gemüth: ſie ſprechen von Käuflichkeit, Schlechtigkeit, Verrath, und lachen dazu. Es kommt im Geſpräch die Rede darauf, wie dieſer oder jener ſeinen Freunden einen ſchlimmen Streich geſpielt, wie er jezt gerade gegen ſie auftreten werde; meint ihr da, das Blut ſteige den Leuten ins Geſicht, ſie ſpringen auf von den Stühlen, die Fäuſte ballen ſich, und man höre Wehe! ſchreien über den Verräther? Nichts weniger: man hält das Glas unter die Mündung der Champagnerflaſche oder unter den Punſchlöffel, und fragt ſchlürfend, was dieſem oder jenem ſein Seitenſprung eingetragen, und iſt die Summe honett, ſo fällt es Niemanden ein, zu behaupten, die Handlung ſey es nicht. Man ſchreibt gegen den Mann; begegnet man ihm aber, ſo reicht man ihm die Hand. Auch Lob und Tadel, auf Menſchen und Dinge angewandt, fließen weder aus einem beſſern Prinzip, noch aus einem höhern Grade von Ueberzeugung.

Das Kaffeehausleben iſt an alle dem nicht Schuld, nein, es gab mir nur Gelegenheit, auszuſprechen, was wohl ſchon hundertmal geſagt worden iſt. Der Eimer, den Einer herbeiſchleppt, löſcht den Brand nicht; aber der Träger thut doch ſeine Schuldigkeit.

Sizilianiſche Skizzen.

(Fortſezung.)

Ausſicht vom Telegraphen. — So ſchön überall die Ausſichten bei Meſſina über die Meerenge und Kalabrien ſind, ſo werden ſie doch alle bei weitem von der übertroffen, die man von dieſem Berge aus genießt. In weniger als zwei Stunden ſteigt man, dem Wege nach Milazzo folgend, der aber nicht fahrbar iſt, auf dieſe beträchtliche Anhöhe, die wohl 2000 Fuß über dem Meere liegen kann. Der Weg windet ſich zwiſchen den reichbebauten Thälern der erſten Hügelreihe hin, die wild durch einander liegen. Je höher man ſteigt, deſto ſchöner und maleriſcher liegt die Stadt und der Hafen mit ſeiner ſonderbar geformten Sichel zu den Füßen, die Meerenge erſcheint immer breiter, und Kalabrien mit ſeinen hohen Bergen ſieht man von hier, in der obern Region, obgleich man ferner iſt, noch deutlicher. Dieſer Anblick wäre ſchon allein werth, daß man hinaufſtiege; und doch iſt dieß nur die eine Seite des unvergleichlichen Panoramas; denn wenn man nun endlich den Bergkamm erſtiegen hat, ſo dehnt ſich auf der andern Seite ein zweites, nicht minder ſchönes aus, und man iſt unſchlüſſig, welchem man den Vorzug geben ſoll. Zu den Füßen des Berges ſieht man ſehr maleriſch im Vorgrunde die Stadt und das Kaſtell von Milazzo auf ſeiner Erdzunge liegen. Weiterhin breitet ſich die Lipariſche See aus, und man erblickt deutlich alle die hohen Inſeln, mit denen ſie wie beſäet iſt. Rechts verfolgt der Blick die Küſten Kalabriens, bis zu dem hohen Berge Cucuzzo bei Amantea, fünfzehn deutſche Meilen entfernt, links die ſchöne nördliche Küſte von Sizilien bis Cap Orlando. — Unbeſchreiblich ſind dieſe Schönheiten, die ſich von allen Seiten den trunkenen Sinnen darſtellen, und nie ſah ich eine Ausſicht, dieſer zu vergleichen, außer der von dem Theater von Taormina, welcher ſie aber nicht nachſteht. Nur Eines fehlte, was man in Sizilien ungern vermißt, der Anblick des Aetna, der, in dicke Wolken verhüllt, unſichtbar blieb; wenigſtens verſicherte man mit Beſtimmtheit, daß, wenn dieß nicht der Fall iſt, er von hieraus geſehen werden kann. Wirklich glaubte ich auch unterhalb der Wolken die bekannten Formen ſeiner Baſis zu erkennen. Nur die einbrechende Dunkelheit konnte uns bewegen, von dieſer Scene zu ſcheiden, die Alles übertrifft, was ſich die Einbildungskraft Schönes vorſtellen kann.

Contessa. — Was man sonst nur in der Nähe der größten Hauptstädte von Europa sieht, das findet man hier gegen Catania zu. In der Ausdehnung nämlich von mehreren Stunden auf der Straße nach Catania ist Haus an Haus und Garten an Garten von der Vorstadt an gereiht. Gazzi, Contessa, Mili u. s. w. heißen die hiedurch gebildeten Ortschaften. Contessa besonders ist sehr bedeutend. Hier haben die begüterten Messineser ihre Landhäuser, deren Lage äußerst reizend ist. Hinten an ausgedehnte Gärten sich anschließend, die über die Hügelreihe wie und durch die Thäler derselben bis fast an die höhern Berge des Hintergrundes sich erstrecken, sind sie nur durch die Landstraße, von welcher auf jähem und kurzem Abhang sich kleine Obst- und Gemüsegärten bis ans Ufer ziehen, von der Meerenge getrennt. Jene größern Gärten nach den Bergen hin verdienen einer besondern Erwähnung, und ich will einen der schönsten, den Garten Visignani, wählen, um ein Bild davon zu geben. Man kann es eigentlich keinen Garten nennen, sondern es ist ein Wald von Citronbäumen. Obgleich auch noch andere Agrumi, z. B. Orangen und auch Feigen- und Oelbäume, selbst Weinberge darin befindlich sind, so machen doch jene die Hauptsache und den Reichthum der Besitzung aus. Unzählige, bald mit Ordnung gepflanzte, bald regellos, wie in Wäldern, den Boden bedeckende Bäume dieser Gattung bilden die schönsten Gruppen und erreichen eine Dicke und eine Höhe, wie die größten und stärksten Obstbäume in unserm Klima. Es gab deren sehr viele, die der größte Mann nicht umspannen konnte, und deren Höhe im Verhältniß zu ihrer Dicke stand. Dennoch wird man sich vielleicht wundern, wenn man hört, daß ein einziger von diesen Riesen unter den Citronbäumen jährlich 15,000 bis 16,000 Stück Früchte trägt. So wohlfeil diese daher auch seyn mögen, so bringt doch ein solcher Baum mehr ein, wie manches Haus. Alle Agrumi, besonders aber die Citronen, bedürfen zu ihrem Gedeihen sehr viel Wasser. Dieser Garten hatte daher auch in verschiedenen Höhen zwei bis drei teichähnliche, große Wasserbehälter, die von den nahen Bergen sehr reichlich immerfort mit Wasser versehen werden. Leider ist aber hier die wohlthätige Wirkung von der zerstörenden unzertrennlich; denn wenn man nur an Orten, wo beständiger Zufluß von Wasser ist, solche Gärten anlegen kann, so muß man sie auch nothgedrungen den Verheerungen der Fiumaren aussetzen, gegen welche die höchsten und stärksten Mauern oft kein hinlängliches Abwehrungsmittel bilden. Fiumaren heißt man die Berg- und Gießbäche, die von den Wolkenbrüchen — solches sind hier die meisten winterlichen Regen — plötzlich angeschwellt, zu reißenden Strömen werden, zu jeder andern Zeit aber blos das trockene, steinigte Bette derselben darstellen. Erst im September des v. J. 1831 hatte eine Fiumara hier in der Nachbarschaft große Verwüstungen angerichtet, und eine Menge massiver Häuser des Orts so gänzlich weggerissen, daß man kaum eine Spur mehr von ihnen sah. Zum Glück kam der Strom, dessen Wuth immer nur ganz kurze Zeit dauert, bei Tage, so daß kein Mensch dabei verunglückte. In der Nacht hätte er vielen Hunderten das Leben gekostet.

Handel. — Messina ist der Versendungsort dieser und aller andern Früchte, so wie überhaupt der Stapelplatz des ganzen Handels dieser Insel. Bis 1828 genoß die ganze Stadt des Privilegiums eines Freihafens. Da aber die Stadt nicht überall von Mauern eingeschlossen ist, so mochte freilich starke Contrebande ins Innere stattfinden. Dieß hat wahrscheinlich die Regierung bewogen, der Stadt in jenem Jahre diese Bevorrechtigung zu entziehen und sie auf den Hafen einzuschränken, so wie es auch in Genua der Fall ist. Es wurden daher damals in aller Eile aus den Trümmern des Palazzo reale, im Hintergrunde des Hafens gelegen, eine Menge Magazine für die Kaufleute errichtet, wo die Waaren von der Seeseite frei ein- und ausgeladen werden können. Sobald sie aber auf der Landseite aus diesem, gleich einer Festung verschlossenen Bezirke herausgebracht werden, müssen sie den Zoll bezahlen. Jener Zeiten erinnert man sich noch mit Wehmuth und pflegt zu sagen: „Prima, quando tutto era porto franco, Messina era un gran Cariò;“ als noch alles Freihafen war, war Messina ein wahres Schlaraffenland. — Im porto franco und in den großen Magazinen, über hundert an der Zahl, erhält man einen deutlichen Begriff von der Bedeutsamkeit der Waareneinfuhr, und als Preuße freute es mich, zu erfahren, daß seit einiger Zeit die Elberfelder und Neufchateller Fabriken hier einen sehr großen Absatz haben. Außer einem Elberfelder Hause treiben auch andere hier ansäßige deutsche Kaufleute diesen großen Handelszweig.

Der taubstumme Architekt. — Das Straßenpflaster ist hier vortrefflich, und das so berühmte neapolitanische steht ihm weit nach. Freilich fahren auch hier nicht so viel Karren und noch weniger Kutschen. Ein Theil des Corso wurde eben neu gepflastert und dabei erhöht. Mein Begleiter machte mich auf den Mann aufmerksam, der diese Arbeiten mit großem Eifer dirigirte. Es war ein Taubstummer, der als Architekt im Dienst der Stadt steht. Man konnte nicht ohne rührende Theilnahme den Stolz sehen, mit welchem er auf sein schon halb vollendetes Werk hinsah, wie sich seine ganze Figur erhob, um uns zu zeigen, wie der übrige Theil erhöht werden sollte, und wie er mit Gesten, die ohnehin bei jedem Taubstummen äußerst lebhaft sind, aber vollends bei dem Sizilianer es im höchsten Grade wurden, seine Arbeiter anfeuerte. (Die Fortsetzung folgt.)

Der Bettler.

Die Lerche fliegt noch einmal auf
Und singt den lezten Abendpsalm,
Und steigt herab und legt ihr Haupt
Zur Ruh im Nestlein unter'm Halm.

Wie lieblich ruhest du im Nest!
Wie trägst du Halm so schwere Frucht!
Wie stattlich schreitet dort nach Haus
Der Rinder und der Schafe Zucht!

Mir reift kein Korn, mir färbt sich nicht
Die Traub' am Stock, die Frucht am Ast,
Mir raucht kein Herd, mir deckt kein Dach
Allnächtlich meines Bettes Rast.

In frommer Leute milde Hand
Ist all mein Hab' und Gut gelegt;
Wo sich ein Herz erbarmt, das ist
Der Acker, der mir Früchte trägt.

Und find' ich auch kein Haus, in dem
Mein müder Leib sich niederstreckt,
Herr Gott, dein Himmel stehet fest,
Der sie und mich und Alles deckt.

Und deine Sonne wandelt heut
Und wandelt morgen, die mich wärmt,
Bis du in deinen Himmel nimmst
Die Seele, die sich ausgehärmt.

Da klopfen, wie die Bettler hier,
Verzagend einst die Reichen an:
Und selten wird den Reichen dort,
Und oft den Armen aufgethan.

W. Wackernagel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende December.

Der Weihnachtsmarkt.

Die Weihnachtszeit erinnert an den tiefsten, heiligsten Frieden. Die Leute überlassen sich wieder der Lust und Sorglosigkeit. Unter „Leute" sind nicht die Berliner Faineants, sondern die Bürger verstanden; auf jene kommt es hier nie an, sie sind immer dieselben, auf diese, wie überall, sehr viel, und gerade diese scheinen überdrüssig, länger zu warten und zu sorgen. Die Handwerker und Kleinkrämer sind mit diesem Weihnachten außerordentlich zufrieden; es sey seit Jahren nicht so viel gekauft worden: Waarenlager von Spielsachen sind ausgekauft, die Arme haben nicht gereicht, alle Bestellungen zu fertigen. Selbst eine sehr alte Handlung mit Nürnberger Tand, die der Familie Kirchmeier aus Augsburg, welche seit fast einem Säculum unsere Schuljugend mit Bilderbogen und Soldaten von Prinz Eugens Zeiten bis auf Napoleon versorgte, hat, weil sie es an der Zeit gefunden, ihre Firma zu schließen und jüngern Konkurrenten den lange behaupteten Platz zu überlassen, gute Geschäfte mit dem Ausverkauf gemacht. Ganze Böden und Keller voll uralter, verlegener Spielsachen gehen zu Preisen ab, wie sie eben nur eine Zeit stellen kann, die wieder nach Spielen dürstet. Es ließen sich übrigens bei der Auction erbauliche Betrachtungen anstellen, wie Alles seine Zeit hat, auch Spielsachen, wie Nürnberg im Laufe eines Jahrhunderts überflügelt ist, daß seine Drechslerwaaren weder im Preise, noch im Geschmack mit dem konkurriren können, was jezt jeder Patentdrechsler zu Markt bringt. Aber die alte Lustigkeit auf dem Weihnachtsmarkte war, trotz des günstigen Wetters, nicht recht zu bemerken, und das könnte ein schlimmes Zeichen seyn, denn in unserm Volksleben ist Weihnachten Fasching, Johannistag, Corso, Alles in Einem. Darauf hofft der Verkäufer und spart der Käufer; selbst die Knabenlust erwartet hier einen Tummelplatz für ihren Muthwillen, und es wurden ehedem hinter den Buden recht blutige Ehrenschlachten zwischen den Gymnasien ausgefochten. Wenn nun dießmal Alt und Jung einem Paar blasser Mädchengesichter nachsah und über den Worten: „das sind die Elsterd'" selbst die Gassenjungen, Trommeln, Pfefferkuchen und Blechharnische im Stich lassend, ihnen nachliefen, so scheint mir damit von selbst ausgesprochen, daß das alte Lustre des alten Marktes einer neuen Zeit, die ihr Licht und ihre Lust anderswoher will, gewichen ist. Man findet es auch nicht mehr so hell da, was seinen sehr einfachen Grund in der Gasbeleuchtung der Straßen hat. Wir sollen gegen die Gasflammen die Lichtstümpfchen hell brennen oder gar strahlen! Wenn Rom erst mit Gas beleuchtet ist, wird auch die Herrlichkeit des Moccoliabends verschwinden. Es ließen sich da noch viel erbauliche Betrachtungen über die Spielbuden des Weihnachtsmarktes anstellen.

Die industriösen Gebrüder Gropius haben im Diorama einen Weihnachtsmarkt auf ihre Art angelegt, einen eingeschachtelten, controllirten Weihnachtsmarkt unter Dach und Fach. Es kostet Entré, aber für das gelöste Billet kann man noch etwas kaufen. Da man nicht versäumt hat, eine Auswahl hübscher Mädchen, nett gekleidet, als Verkäuferinnen in die Buden zu stellen, darf es nie an Besuchern fehlen, auch wenn die Waaren selbst nicht zögen. Ob indeß der andere Calcul eben so richtig ist, daß kein „honetter" Mann mit den schönen Verkäuferinnen handeln, sondern, was gefordert wird, unbedenklich zahlen muß, steht sehr zu bezweifeln, indem die Mehrzahl sich mit dem Sehen begnügt und zu jenen reellen Geschäften lieber in die Werkstätte oder auf den wirklichen Weihnachtsmarkt geht, wo auch ein „honetter" Mann handeln kann, und Jedermann, so heißt es, um die Hälfte kauft.

Mit dieser Anstalt ist eine Ausstellung verbunden, deren Gemälde, Aussicht auf die sächsische Schweiz von den Raibener Felsen herab, eben nichts Ausgezeichnetes ist, die aber in ihrer Einrichtung viel Ansprechendes hat. Ein geräumiger Saal ist so eingerichtet, daß man unter grünen Bäumen auf einem der hohen Felsen selbst zu sitzen glaubt, und nach Bequemlichkeit aus einer Küche in der Felsgrotte Erfrischungen fordern oder zum höhern Genuß der Natur sich an den schwindelnden Abgrund stellen kann. — In der Regel hat jeder Konditor eine Ausstellung, aber weder in der Malerei, noch im Mechanismus der beweglichen Figuren sind eben Fortschritte gemacht worden; auch lohnt es sich nicht, denn diese Ausstellungen sind meist nur glänzende Schilder, um Gäste zu den süßern und reellern Genüssen der reich ausstaffirten Laden anzulocken. Einer, Teichmann unter den Linden, backt alljährlich in Kraftmehl, oft mit täuschender Porträtähnlichkeit, die bekanntesten public characters, in Berlin nur Pflastertreter genannt; auch dießmal sieht man auf der Berliner Wachtparade bei ihm wieder eine große Anzahl befreundeter Gesichter und Gestalten. Darin ist die Censur nachsichtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Januar 1833.

Reçois mes complimens, charmant roi de la Chine;
Ton trône est donc placé sur la double colline?

Voltaire.

Der Schi-king.

Stimmen des chinesischen Volkes, von Confucius gesammelt.

Erster Artikel.

Seitdem Herder zuerst die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die Volkslieder wandte und den Eifer für die Sammlung derselben anregte, hat man bei allen Völkern, die Reisenden zugänglich sind, nach Liedern und Melodieen geforscht, und wir sahen nach und nach eine reiche Literatur des Volkslieds entstehen. Eine Fülle von Liedern aus allerlei Volk ist dem Deutschen bekannt geworden, der sie nach seiner allempfänglichen Art, wie fremd die Kinder auch aussehen mochten, mit Liebe aufnahm und sie in ihren vaterländischen Tönen sowohl, als der Muttersprache angeeignet, gerne sang. Was in Europa vom hohen Norden bis zur Südspitze hinunter, was vom äußersten Westen bis zum Osten aus dem Munde des Volkes als Poesie klang, wir haben es an uns genommen, haben uns mit Liebe und Lust in die fremden Töne hineingesungen und hineingefühlt, und wenn Reisende aus den andern Welttheilen zurückkamen, sahen wir ihnen in die Reisetaschen, ob nicht auch poetische Blüthen in ihnen zu finden seyen. Mit der Freude am Volksliede ist uns der Sinn für die fremde Poesie überhaupt aufgegangen; wie wir uns der amerikanischen Lieder aus Nord und Süd erfreut und uns an türkischen Liedern erquickt haben, so hat uns auch die reiche Poesie des Hafis, die gewaltige und süße Dichtung der Indier lieblich berührt. Ueberall erfreuten wir uns des Menschlichen, das im fremdesten Tone uns anklang, und hörten gerne den reinen, unverkümmerten Klang der Menschenbrust in Leid und Freude, in Ernst und Scherz austönen. Wenn wir in dieser Fülle von Tönen herumhorchten, in dieser Liedergeographie von Land zu Land gingen, nahmen wir mit einigem Befremden wahr, daß nur ein Land seinen Theil zu dieser allgemeinen Liedersteuer nicht beigetragen hatte. Aus dem großen Reiche China waren keine Laute der Poesie zu uns gedrungen und wir schienen darauf verzichten zu müssen, Stimmen des chinesischen Volks in das große Konzert volksthümlicher Töne einzureihen; ja, noch heute wird es dem deutschen Leser wunderlich vorkommen, wenn ihm auf einmal, gleichsam um ihn für die lange Entbehrung zu entschädigen, eine reiche Fülle chinesischer Lieder geboten wird. Denn, was wir noch von unsern Knabenjahren her von diesem verschlossenen Lande im Gedächtnisse haben, scheint alle Poesie verbannen zu müssen. Wir wissen von dieser Heimath des Thees, die unser Silber verschlingt, ohne es wieder zu geben, fast nur, was an dem Hafen von Kanton zwischen handelnden Europäern und verschmitzten Chinesen vorgeht, und was eben in Kiachta in gleicher Weise geschieht; die strengorganisirte Despotie, die Herrschaft steifer Formen, das vollständige System der Standeseintheilung und des Ceremoniels, die vorzugsweise Richtung auf's Praktische, die Regelmäßigkeit der mit Marmor gefaßten Kanäle, über welche

unzählige Brücken geschlagen sind, die Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften, selbst was uns von Confucius praktischer Tendenz bekannt geworden ist, alles schien auf ein unpoetisches Volk hinzuweisen. Auch was uns von bildender Kunst von dorther zu Gesichte kam, diese steifen Figuren auf ihrem Porzellän, und was sich aus ihrer Vorliebe für Wohlbeleibtheit und für die künstlich hervorgebrachte Kleinheit der Füße der Frauen und aus der Steifheit ihrer Kleidung schließen ließ, führte die Erwartung weit von aller Poesie hinweg, so reizend auch die ungemeine Fruchtbarkeit und Kultur, besonders des südlichen Theils des Reichs, die Menge übervölkerter Dörfer und Städte und das wimmelnde Leben des Verkehrs erschienen. Freilich hätte es tieferem Nachdenken befremdlich erscheinen sollen, daß in diesem weiten Lande, unter dem gesegnetsten Himmelsstrich, mit dem großen Wechsel von Gebirgen, Hügeln und Thälern, See'n und Flüssen, bei einer reichen Geschichte und einer Bildung, die viele Stufen überstiegen haben muß, allein die Blüthe der Poesie nicht habe gedeihen sollen, die sich doch überall über die Erde hin entfaltet, die in dem nachbarlichen Indien in hohe Wälder aufgeschossen ist, in Persien vielfältigen Duft verbreitet und selbst die Steppen der Mongolen nicht verschmäht hat. Es hätte nahe liegen können, zu denken, daß wir von dem verschlossenen Lande doch nur einzelne Punkte kennen, daß nur einige Hauptstrassen von europäischen Gesandtschaften und Missionären unter argwöhnischer Bewachnug bereiset sind, und daß wir diesen Lezten fast unsere gesammte Kunde von China verdanken. Und wirklich ist uns, seit englische, französische und deutsche Gelehrte sich der chinesischen Sprache bemächtigt haben, die früher für unbezwinglich gehalten wurde, und vor allem, seitdem Abel Remusat uns den Roman von den beiden Cousinen übersezt hat, das Herz für chinesische Familienverhältnisse und Herzensangelegenheiten etwas aufgegangen. Wir sahen da rein menschliche Verhältnisse, zarte Empfindungen, feine Gefühle, eine anmuthige Darstellung reizender Verwicklungen. Wir fühlten uns in diesen Kiosks und Gärten, unter diesen zierlichen Gedichten und Schreibzeugen, bei dem Wohl und Wehe der Entsagungen und der Gewinnste der Liebe, unter diesen fremdartigen und doch so anziehend geschilderten Charakteren fast wie zu Hause. Aber die Lieder, die uns in diesem Roman geboten wurden, konnten kaum die Lust nach einem größern Vorrathe von ihres Gleichen erwecken. Wenn wir dann zu dem alten du Halde, und zu den „erbaulichen Briefen" der Missionäre zurückgingen, um uns, so viel möglich, eine anschaulichere Kenntniß von jenen Verhältnissen zu verschaffen, so konnten wir auch in den prosaischen Uebersetzungen einiger chinesischen Oden in du Haldes zweitem Bande die Ahnung des lyrischen Reichthums noch nicht gewinnen, welcher in dem Buche Schi-king, aus dem jene Oden übersezt sind, wirklich enthalten ist. Die Uebersetzung von diesem Reichthum uns zu geben, war zwei Deutschen vorbehalten, deren einer die lateinische Uebertragung des Schi-king durch einen Jesuiten vor zwei Jahren dem gelehrten Publikum gegeben hat, das bis jezt nicht sonderlich darauf merkt. Diese Aufmerksamkeit wird der andere Deutsche anregen, der mit der Macht des dichterischen Genies in der lateinischen Prosa des übersetzenden Jesuiten den himmlischen Laut der Dichtkunst zu ahnen wußte, der schon so manchen fremden Gesang in der reichsten Form dem deutschen Volke aufgeschlossen und, wir hoffen, zur Lust und Freude gewidmet hat. Diese Deutschen sind Julius Mohl und Friedrich Rückert.

Dr. Julius Mohl, seit Jahren in Paris mit den umfassendsten orientalischen Studien beschäftigt, fand auf der Bibliothek der Pariser Sternwarte eine vollständige handschriftliche Uebersetzung des Schi-king, welche der Jesuite Lacharme in Peking vom Jahre 1733 an verfaßt hatte, und die früherhin ein Eigenthum Delisle's gewesen, späterhin in die Bibliothek des Seeministeriums und von da zur Sternwarte gekommen war. Nur einige Stücke waren früherhin aus dem Schi-king, in europäische Sprachen übersezt, bekannt geworden: acht Lieder durch du Halde in seiner Beschreibung von China, andere zehn und ein Bruchstück eines eilften durch den Pater Cibot in seinen Memoiren über die Chinesen, französisch; Fragmente dreier Lieder hat Jones englisch im zweiten Bande der Researches gegeben; in Morrisons chinesischem Wörterbuche finden sich mehrere Stellen aus Liedern des Schi-king, chinesisch und englisch; einige sind von Landresse, lateinisch und französisch, im Journal asiatique, und sieben von Brosset in seinem Versuch über den Schi-king (Paris 1828) französisch gegeben worden. Die erste vollständige Uebersetzung in eine europäische Sprache ist die erwähnte, von Lacharme durch Dr. Mohl herausgegebene, und erst dadurch ist ein Urtheil über den Schi-king selbst möglich geworden. Der Leser wird erwarten, daß wir ihm über dieses merkwürdige Buch etwas Näheres berichten. Wir können uns diesem Berichte um so weniger entziehen, da ohne denselben die Bearbeitung Rückerts, von der wir insbesondere zu reden haben, nicht verständlich werden könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sizilianische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Cigarrenfabriken. — Da die Einfuhr und der Anbau des Tabaks keinen Einschränkungen unterliegt, so herrscht eine große Thätigkeit in diesem Zweige. Die meisten Läden in der Palazzata sind Tabaksläden, wo

besonders eine unglaubliche Menge Cigarren verfertigt werden. Gewöhnlich sieht man dort ein Dutzend junger Mädchen, meistens Malteserinnen, an einem großen Tische mit der Arbeit beschäftigt. Diese Cigarren sind zwar nicht vorzüglich, aber auch unglaublich wohlfeil, indem man bis an acht Stück für einen Kreuzer erhält.

Borgo S. Leone. — Die Bevölkerung Messinas, alle Vorstädte mitgerechnet, beträgt gewiß nicht viel unter 80,000 Menschen, ob sie gleich sehr verschieden angegeben wird. Unter den Vorstädten ist der Borgo San Leone besonders merkwürdig.

Als ich einst mit einem Bekannten nach dessen Garten, dicht unter dem Kapuzinerberg gelegen, ging, kamen wir durch diesen Borgo, der mit einer unzähligen Menge ganz kleiner und niedriger Häuser, oder vielmehr Hütten bedeckt ist, die aber mit Weibern und Kindern vollgepfropft sind. Männer wohnen wenige hier, kaum ein Viertel der auf 16,000 Seelen sich belaufenden Bevölkerung. Diese besteht nämlich größtentheils aus den Frauen und Wittwen der Seeleute, die mit Kindern über alle Maaßen gesegnet sind. Sie finden ihren Unterhalt meistens durch Verfertigung von Bändern und Fransen. — Ein andermal sah ich hier (von dem Kapuzinerberg aus, welcher die ganze Vorstadt beherrscht) einem Streit zwischen mehreren Weibern zu. Obgleich von dem Schauplatz entfernt, betäubte mich doch das gräßliche Geschrei, und ich muß gestehen, daß mir die Pariser Poissarden fast wie sanftmüthige Kreaturen vorkamen, wenn ich sie mit diesen wüthenden Sizilianerinnen verglich.

Klima. — Das Klima ist eines der anmuthigsten in der Welt. Hier wird man selten oder nie etwas von der sizilianischen Hitze gewahr, die im Innern und auch in Palermo so lästig ist. Stollberg hat das Klima der östlichen Küste sehr treffend geschildert, und wenn das, was ich davon sagen werde, vielleicht paradox scheinen möchte, kann ich mich auf sein Zeugniß berufen, das um so gültiger ist, als er in derselben Jahrszeit hier war. Von Sonnenaufgang bis gegen neun oder zehn Uhr des Morgens ist die Zeit der größten Hitze. Zwischen neun und zehn Uhr aber fängt der frische Wind, den man hier Gregale nennt, zu wehen an, und der Mittag, weit entfernt, der heißeste Moment des Tages zu seyn, ist im Gegentheil beinahe der kühlste. Dieser Wind, der dem Nordost entspricht, bleibt in der Meerenge selten oder nie aus. Der Scirocco, im Sommer seltener, als im Winter, ist weder heftig, noch anhaltend. Zuweilen gibt es Schnee im Winter, aber höchst selten bleibt er mehr als einige Stunden liegen.

Nachtscenen. — Die ganze Nacht durch hört man Musik und Gesang in Messina. Wenn auch die eine und der andere meist nicht sonderlich sind, so ist es doch wenigstens angenehmer, als die gellenden Töne des Gebets der Bettler und ihr Brüllen um ein Almosen, welches, je später, desto lauter wird. Was mich aber einmal mitten in der Nacht höchst unangenehm überraschte, war das gleichzeitige fürchterliche Zusammenläuten aller Glocken der Stadt am 16ten Juni. Es schien mir außerdem noch, als wenn viele Menschen hin und herliefen, deren verworrene Stimmen ich zu hören glaubte, und so bildete ich mir denn nichts Geringeres ein, als daß der Stadt ein zweiter Untergang bevorstehe. Ich stand schnell auf, um zu sehen, was es gebe, konnte aber weiter nichts herausbringen, als daß es üblich sey, einigemale im Jahre um dieselbe Zeit mit allen Glocken zu läuten.

Die italienische Uhr. — Sie ist leider auch in Sizilien im Gange, und hier ist es noch viel schwerer und unbequemer, die Stunde nach unserer Uhr zu bestimmen, als auf dem festen Lande. Das kommt daher, weil man konsequent in einem fehlerhaften System seyn will. Hier zählt man nämlich — wie es dieses System wirklich mit sich bringt — 24 Uhr gerade eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang; also tritt die 24te Stunde jeden Tag zu einer andern Minute unserer Uhr ein. In Rom, Neapel u. s. w. springt man dagegen alle acht, vierzehn Tage und noch länger, je nach der Jahreszeit, immer um eine Viertelstunde, so daß die beiden Uhren zu jeder Zeit genau verglichen werden können.

Ankunft des Dampfschiffes. — Als ich von meiner Reise nach Catania und Syrakus zurückkehrend, wieder einige Tage in Messina verweilte, um auf das Dampfboot zu warten, welches mich nach Neapel zurückbringen sollte, hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, welch ein Leben ein einziges dieser Schiffe in einem Hafen hervorbringen kann. Dadurch, daß Alles bei den Dampfschiffen auf Tag und Stunde berechnet werden kann, entsteht eine gänzliche Verschiedenheit von den Segelschiffen, die vom Winde abhängen.

Durch den Telegraphen wußte man gleich, wann das Dampfboot in Palermo angekommen war; den Tag darauf erfuhr man die Stunde, in welcher es von dort abgegangen, dann mehrere Stunden vor seiner Ankunft hörte man, daß es noch dreißig Miglien von Milazzo sey, und da viele dabei interessirt waren, so drehte sich Alles um diesen Punkt. — Als es nun endlich in den Hafen hineinfuhr, so strömte Alles ihm entgegen, um erwartete Freunde zu bewillkommen oder Neuigkeiten zu erhaschen, denn schon die Zeitungen, die es mitbringt, sind fünf bis sechs Tage neuer als die mit der Post ankommenden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende December.

(Fortsetzung.)

Schauspiele. Vorlesungen. Konzerte. Die Oper.

Ein Herr Gregoronius aus Danzig hat ein optisches Theater aufgestellt, das günstig besprochen wird. Es ist aber doch nicht sehr viel mehr als die gewöhnlichen Ausstellungen, und hält sich in denselben Bedingungen der Entfernung, Größe und Bewegungen. Die landschaftlichen Gemälde sind zum Theil besser, als die bisherigen, wollen aber doch in Vergleich zu dem, was die Landschaftmalerei als Kunst jetzt leistet, nicht viel bedeuten. Ausgezeichnet ist nur der Mechanismus in seinen Seestürmen. Hier ist die Täuschung groß, der Wellenschlag meisterhaft, das Schäumen, der Silberblick wirklich schön. Auch das Aufspritzen der Brandung ist gelungen, und die allmählige Calmirung beim Aufgange des Mondes gewährt in der That ein befriedigendes Bild. Zu rügen wäre nur, daß das Gewitter sich noch von oben herabsenkt, als käme es über dem Horizonte her. Es müßte doch nicht schwer seyn, von dieser alten theatralischen Routine abzugehen und die Wolken seitwärts und aus der Ferne heranziehen zu lassen. Auch will das alte Spiel, einen Schiffbrüchigen an einem Seile in schräger Richtung den Fels hinaufzuziehen und ihn zum Spaß ein paarmal wieder ins Wasser plumpen zu lassen, sich zu der künstlerischen Vervollkommnung des Schauspiels nicht mehr recht schicken. — Unter den Vorstellungen der Art bleiben die „malerischen Reisen im Zimmer" von Enslin noch immer die gelungensten. — Das treffliche Pariser Neorama will noch nicht nach Deutschland kommen; das Pleorama der Gebrüder Gropius (die Umschiffung im Golf von Neapel) wollte trotz der Neuheit der Erfindung nicht recht rentiren.

Es war einmal eine Zeit, wo die Taschenspieler sich über den Besitz von Berlin stritten; jetzt treibt ein Einziger mit Mühe ein kleines Publikum zusammen, obgleich es Herrn Döblern nicht an gewissen Gaben fehlt, die sonst das Glück dieses Metiers machen. Es sind unter den Zuschauern jetzt zu viel in der Bildung Vorgerückte, die ihm in die Karte blicken, als daß man noch von Wundern eines Philadelphia und Pinetti hören könnte; es glaubt es Niemand. Und deßhalb, weil man ihm die Wunder erklärt, gibt er lieber selbst Unterricht, wie man Wunder thun kann, und statt Unglaubliches zu erfinden, erfindet er das Allernatürlichste — Menschen. Mit einer ganzen Portion wohl ausstaffirter kleiner Wesen von zwei Fuß Größe, die man sonst Marionetten genannt hatte, die er aber Automaten betitelt, unterhält er sonn- und feiertäglich sein Publikum. Von den ungeheuern Thaten eines Einzelnen, wie etwa von Beireis Ente, die nicht allein aß, sondern auch, was sie gegessen, verdaute, ist nicht die Rede, denn er bildet nur die Menschen nach, wie er sie trifft, und die nivellirende Generation will nicht große Aristokraten, sie verlangt uniformirte Kleine, und schnell Genossenes verdauen, liegt ebensowenig in der Zeit. Seine automatischen Menschen springen und schwingen sich auf dem Seile und halten sich dabei in einer gewissen löblichen Entfernung, was ihnen freilich kein Lüftre gibt, sie aber davor sichert, daß es ihnen verloren geht. Sehr bescheiden nennt der Künstler diese neu gemachten Menschen nur wieder aufgefundene; denn schon vor ihm soll ein großer Wiener sie zum erstenmal erfunden und dann in die Welt gesetzt haben; als er aber unglücklicherweise starb, verschwanden sie wieder daraus, ehe sie noch das Bürgerrecht erhalten, und die Welt wäre um diese neuen Bewohner ärmer, wenn Döblers Scharfsinn die Palingenesis nicht geglückt wäre.

Während dieser solch harmlose Menschen in die Welt setzt, erklärt ein Anderer, der aber kein Taschenspieler, sondern ein Philosoph ist, was eigentlich der Mensch ist. Dr. Butte, bekannt durch mehrere Werke, zum Beispiel seine Biotomie, hielt über diese Frage öffentliche populäre Vorlesungen, die sehr besucht waren. Namentlich schienen die Damen begierig, zu erfahren, wer sie eigentlich seyen. Dr. Butte erklärt aber seine Menschen weder für das Werk eines Taschenspielers, noch mit Steffens für die Urenkel des Granits und Feldspaths, die sich nur durch verschiedene Bildungsprozesse durch die Erd-, Pflanzen- und Thierwelt aufgeschwungen hätten, sondern er hebt den Menschen vom Anfang an über Steine, Pflanzen, Thiere weit hinaus, etablirt für ihn eine höhere Sphäre und sieht in ihm ein kleines Organon des Universums. Aber die eigentliche Zeit der populären Vorlesungen ist auch vorüber, wenn sie nicht einen praktischen Zweck haben, zum Beispiel zur Unterstützung von Armensuppen, wie die eben angekündigten Holteischen. Gelesen wird übrigens erstaunlich viel, über Generalbaß, Gewerbfleiß, und was dazwischen liegt, nur nicht über Politik.

Mit den Konzerten steht es vielleicht am schlimmsten. Die meisten werden nur durch Brand- und Bettelbriefe zu Stande gebracht. Man kommt und hört Schande und Ehren halber. Selbst namhafte Matadore müssen mit Verlust abziehen, und fremde Künstler können nicht genug gewarnt werden, hier keinen lockenden Markt zu sehen. Außer den dringendsten Kosten sind schon die bestimmt angewiesenen Wohlthätigkeitsabgaben (z. B. die Miethe des großen Konzertsaals zum Besten des Pensionsfonds) so bedeutend, daß nur im günstigsten Falle etwas übrig bleibt. Zu den Konzerten gehören Faiseurs, die an Ort und Stelle die Lieblingsneigungen und Schwächen des zahlungsfähigen Publikums kennen.

Uebrigens ist ja auch die Zeit der zweiten Talente gekommen, die nur ergänzen und füllen; von ersten ist es in der musikalischen Welt ganz leer. Unsere große Oper, die noch vor wenig Jahren für den Verfall des Theaters entschädigte, ist so herunter, daß Sänger und Sängerinnen dritten Ranges die Rollen der Prime Donne u. s. w. besetzen. Man macht schon Lärm, wenn ein Talent zweiten Ranges sich zeigt, verdirbt aber die wenigen durch übertriebene Anstrengung, daß sie bald in den dritten Rang zurücksinken. So wird allgemein Spontini vorgeworfen, daß er mehrere gesunde, vielversprechende Stimmen total ruinirt, indem er sie zu den Kunststücken und Forcepartieen in seinen Opern appretirt. Eine Choristin ist gegenwärtig, wie der Berliner sagt, „in der Mache" bei ihm, und er hat bereits eine Marionettensängerin fertig, welche verschiedene Lücken in seinen Opern ziemlich füllt, aber, ohne selbstständige Kraft und Thätigkeit, für alles Andere verdorben bleibt. Es ist mehr als klüglich, wenn eine so große, einst so blühende Kunstanstalt zu diesen Treibhausmitteln ihre Zuflucht nehmen muß. Die großen Opern, welche gefallen sollen, werden durch den Tanz gehalten, und die beiden Elsters scheinen sich immer mehr hier domiciliren zu wollen. Der Witz legt ihnen zwei Dichternamen bei: Langbein und Streckfuß.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. Januar 1833.

Voll Qual und Angst ein' schrecklich schwarze Nacht
Mein Herz, Seel und Gesicht beschweret,
Die dann mit meines Schmerzens Macht
Den Weg des Tods mich lehret.

Rodolf Wetherlin.

Die Sterbekassierer.

Bambocciade.

Drei, vier, fünf! Fünf Uhr, und der spindeldünne, schwarze, gespenstige Küster zur St. Bethlehemskirche im Ostsüdoststende von Berlin tritt mit einem klirrenden Schlüsselbunde aus dem kleinen Sakristeipförtchen an die großen Kirchenthüren, um sie aufzuschließen, und die Orgel beginnt ein schwellendes Recitativ, und der Tempel des Herrn speit allmählig die Kinder der Gerechtigkeit aus. Da wanken sie her, diesen begnadigten Gestalten, mit ihren verzückten Augen, ihren wiedergebornen Leibern, ihren gerechtfertigten Kleidern der Unschuld, und blicken schmerzhaft in die Straßen dieser sündevollen Welt, der sie auf den Flügeln der gotttrunkenen Rede ihres Seelenhirten kaum entrückt waren, und sie drücken einander die Hände und geben sich den Kuß der Bruderliebe und fangen an, noch vor den Kirchenthüren die verklungenen Reden zu kritisiren. „Das waren heute Worte des ewigen Lebens!“ sagt hier eine Schwester zu einem geistlichen Bruder, der ihr seine bescheidene Tabatiere von Nußholz offerirt, und Jener erwidert: „Ach! es war wie das liebliche Rauschen der Weiden am Bache Kidron!“ und ein Anderer sieht in die blaue Luft und spricht: „So stieg ich empor, wie die girrende Taube von Naphthali!“ und ein Lezter sieht auf die Pflastersteine und seufzt mit einem kolossalen Gleichnisse: „So wankte mein Gebein, daß ich niedersinken mochte, wie ein Opferstier, dem der Priester den Hirnschädel einschlägt!“

Doch noch stecken die jubelnden Seelen in ihren irdischen Leibern und Leibröcken, noch ruft des Tags geschäftiger Lärm einen Jeden zu den Kreisen seiner Thätigkeit oder, da es heute Sonntag ist, seiner mäßigen Erholung. Allmählig lösen sich die einzelnen Gruppen, die leibliche oder himmlische Verwandtschaft zusammengeführt hatte, auf, man drückt sich noch einmal die Hände, fragt nach der Uhr, bittet um eine Abschiedsprise, und bald ist man allein mit seinen Wünschen, seinen Rührungen, seinen Pflichten. Die vornehmen Kinder Gottes, die mystischen Generale und Kammerpräsidenten, sind schon längst nach Hause geeilt, ängstlich sich umblickend, ob wo ein höherer Chef, oder ein Subaltern, oder ein witziger Bekannter diesen seltsamen Gang bemerkt habe; sie treffen daheim vielleicht schon die älteste Tochter im Ballstaate und den Wagen vor der Thür, um sie in Robert den Teufel abzuholen; sie werfen einen erbärmlichen Blick auf die weltliche Mutter und schleichen in ihr Kämmerlein, um sich in der Langmuth und Duldung zu stärken. Andere sind auf dem Wege, ihre weitläuftigen Verwandten zu besuchen, oder einen einsamen Spaziergang zu entdecken, oder einen wasserleeren Graben, wo sie, von den sinkenden Sonnenstrahlen und den Mücken gestochen, ihr anspruchloses Abendmahl verzehren. Einigen aber, die sich zur großen Friedrichsstraße wenden, dann in die Kochstraße links, in die Charlottenstraße, den Foyer der Conventikel,

rechts und endlich halbrechts in die anmuthige, schattige Lindenstraße lenken, folgt die Muse, sie belauscht ihre Gespräche und gibt uns Rechenschaft über ihre Absichten.

Es sind schlichte, einfache Bürger in blauen Oberröcken oder schwarzen Fräcken, von denen jene immer das zu lang, was diese zu kurz sind; es ist ein bescheidenes Juste milieu der geistlichen Kindschaft, das ihnen aus den Augen sieht; sie unterhalten ihre Frauen, vor denen sie nach der sonderbaren Galanterie dieser Leute immer zwei Schritte voraus sind, zuweilen noch von zeitlichen Dingen, von dem bankerotten Besitzer dieses Hauses, der neuen Anstellung jenes Miethers im dritten Stock, von dem großen Loose, von der neuen Fontaine, von der unglücklichen Niederkunft einer Prinzessin, kurz, sie scheinen allmählig aufzuwachen aus ihren mystischen Träumen und die Sprache, in der die Dinge dieser Welt reden, wieder zu verstehen. Doch jezt nahen sich die zärtlichen Ehepaare dem Kammergericht, sie werden schweigsamer, indem sie um die Ecke biegen, ihre Blicke hören auf, unbewacht umherzuschweifen, die Gatten halten fester zusammen, sie mäßigen ihre Schritte und versinken auf's Neue in einen dämmernden Zustand. Wovor erschrecken sie? warum diese Leichenbittermiene? sehen sie Gespenster? Allerdings; es ist ein Grabesfrösteln, das sie plötzlich überkömmt. Sie fühlen ihre Lippen bleicher werden, sie hören das grausame Oktoedron, Sarg genannt, mit hohlen Schlägen zimmern, sie erblicken sich im weißen Sterbemusselin, eine Citrone in der Hand und ein Leichentuch vor dem Mund, die Stricke rasseln an dem sinkenden schwarzen Holze und die Erdschollen fallen polternd in die frostige Grube. Leise frägt der Gatte sein zitterndes Weib: „Sophie, Du hast das Quartalbuch nicht vergessen?“ — „Nein, Gottlieb!“ Und nach einer ängstlichen Pause fährt Gottlieb fort: „Sophie, Du hast die sechzehn Groschen im Beutel?“ — „Ja, Gottlieb,“ sagt die arme Sophie, „ich habe sie in Papier und dann in mein Taschentuch gewickelt.“ Und Gottlieb nickt beifällig und wischt sich eine Thräne aus dem Auge.

Im Schattenreich kann man auf den Nachen des Charon nicht so ängstlich warten, als die liebevollen Ehepaare, deren Gespräche und Mienen wir so breist belauscht haben, vor einem kleinen Häuschen stehen, an dessen Eingange zwei breitlaubige Linden ihren süßen, würzigen Duft verbreiten. Wie schneidend sind die Kontraste im Leben! Während hier die Hinfälligkeit sich die Hände drückt und zwei Wesen, die sich in manchem Jahre den sauern Lebensschweiß von der Stirn getrocknet haben, in Todesgedanken versunken stehen, rauscht nur hundert Schritte weiter das tolle Gewühl der lebensfrohen Spaziergänger zum Thore hinaus, um sich in den Strudel der Vergnügungen zu stürzen. Ein Wagen sucht dem andern den Vorrang abzugewinnen, Stuzer, auf den besten englischen Rennern, lorgnettiren die Schönen, die in den herrlichen Equipagen vorüberfliegen und vergebens ihre Reize unter dem verführerischen Gazeschleier verbergen. Wird heute im Tivoli ein Eskamoteur das Becherspiel des genialen Bosko produzieren? werden die Alpensänger vielleicht die beliebten Variationen auf den Schweizerbuben trällern? wird eine Ventriloquistin aus dem Bauche Komödien aufführen, oder soll gegen Nacht eine Citadelle erstürmt und mit bengalischem Feuer in die Luft gesprengt werden? Welche Erwartungswonne, welche Lebenslust auf allen Gesichtern! und welch sonderbare Kontraste auf einem Raum von hundert oder, wenn man sie länger nimmt, von achtzig Schritten!

Was sind aber nun Sterbekassierer? was hat die Mystik mit ihnen und die Lindenstraße mit beiden zu schaffen? wozu dienen die sechzehn Groschen, die Sophie in ein Papier und in ihr Taschentuch gewickelt hat, wozu das Quartalbuch, wonach Gottlieb so ängstlich fragte? Der Erfahrne wird es längst errathen haben, den Uneingeweihten aber sollen die nachfolgenden Erläuterungen aufklären.

Saturn verschlingt seine eigenen Kinder. Der Zauberkreis der Heiligkeit und Ehrfurcht, der um die Schöpfungen grauer Jahrhunderte gezogen war, hat sich aufgelöst. Die Achtung vor diesen alten Institutionen ist mit dem Glauben an sie untergegangen. Wenn feindliche Lehren sich damit begnügten, die morschen, verfallenen Seiten dieser ehrwürdigen Gebäude aufzudecken, so glaubte der Uebermuth und die Keckheit den Beruf zu haben, sie ihrer Stüzen zu berauben und bis auf den Grund zu zerstören. Das ist das Schicksal unzähliger Sitten und Einrichtungen gewesen, in denen Völker und Zeiten ihre Lust und ihr Glück gefunden haben, das ist die Aussicht, die noch vielen Resten unsrer alten Zustände droht. Haben sie dazu gedient, irgend eine Mühe der menschlichen Existenz zu erleichtern, so sind zwar die Bedürfnisse dieselben geblieben, aber die Art ihrer Befriedigung hat sich mannigfach geändert. An die Stelle der alten Ueberlieferungen sind neue Einrichtungen getreten, die zwar selten das Zeugniß der Erfahrung, immer aber das Vorurtheil der Neuheit für sich haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schi-king.

(Fortsetzung.)

Wir verdanken die Sammlung des Schi-king dem berühmten Reformator Chinas, Confucius. Dieser Zeitgenosse des Pythagoras hatte von früher Jugend an Sinn und Gemüth im eifrigen Studium der alten Weisen gebildet, und als er die Wahrheit des Besten und Aechtesten, was von ihnen überliefert worden war, in sich selbst erprobt hatte, trieb ihn jener Drang, der alle großen

Männer deserlt, das Ideal ihres Innern in ihrer äußern Umgebung darzustellen, der verdorbenen Zeit als ein bessernder Prophet zu erscheinen. Die damalige Lage des chinesischen Reiches schien die Ausführung seines Entwurfes zu erleichtern. Das große Reich wurde zwar von einem Kaiser beherrscht, aber in fast gänzlicher Unabhängigkeit von ihm regierten Unterkönige die vielen Provinzen des weiten Landes. Confucius unternahm zuerst, der Verderbniß der kleinen Höfe dieser Unterkönige zu steuern. Der Umfang seines Wissens, die Reinheit seiner Tugend, die einnehmende Gewalt seiner persönlichen Erscheinung machten ihn bald berühmt und schienen seinen Einfluß auch bei den Höfen zu sichern. Er sezte dem Geiz und der eitlen Hoffahrt der Höflinge, ihrer trüglichen Politik, ihrer schwelgerischen Verfeinerung, die einfache Lehre, das überzeugende Beispiel der Mäßigkeit, der Wahrhaftigkeit, der Billigkeit und der uneigennützigen Tugend und Reinheit entgegen. Da die Ränke der Höfe ihn vertrieben, wandte er sich an das Volk. Als einfacher Missionär, mit der spärlichsten Kost, mit der einfachsten Kleidung begnügt, unausgesezt lehrend und die goldnen Sprüche der weisen Altväter wiederholend und ins Leben ausprägend, sammelte er bald einen edlen Kreis von Schülern um sich her. So ist er mit den einfachsten Mitteln ein praktischer Weiser, durch sein Leben und durch die Predigt von dem Grunde, auf den er es gebaut, der Heilige seines Volks geworden und bis auf diesen Tag geblieben.

Einem Mann wie Confucius, der von der Erbschaft des Besten, was die Alten gedacht, sein Leben ausgestattet hatte, konnte nicht entgehen, was von Alters her an Gesang und Melodie im Vaterlande zu Tage gekommen war. Wie er in einem eigenen Buche, dem Y-king, alles dasjenige aus den alten Ueberlieferungen sammelte, was sich auf die Lehre bezog; wie er die Traditionen über die Geschichte und Staatsverwaltung in dem Schu-king und Tschun-tsieou, und alles, was die Ceremonien betrifft, in dem Buche Li-ki zusammenstellte, so hat er in dem Schi-king die Blüthe der lyrischen Poesie seines Volks zu einem bestimmten sittlichen Zwecke gesammelt. Diese Sammlung wurde ihm leicht, denn sie war längst vorbereitet. Der erste Kaiser aus der Familie Tscheou, Wen-wang, und seine Söhne wandten (im zwölften Jahrhundert vor Christi Geburt) ihre Aufmerksamkeit der Poesie zu. Sie selbst dichteten neue Lieder für öffentliche und häusliche Feiern und für die sittliche Bildung des Volks. Sie befahlen überdieß, um den Zustand der Provinzen kennen zu lernen, daß die Statthalter alljährlich mit dem Tribute dem Kaiser die Lieder einsenden sollten, die das Volk vorzugsweise gerne singe. Wen-wangs Nachfolger sezten dieß fort, und so entstand allmählig eine große Liedersammlung in den kaiserlichen Archiven. Confucius fand dreitausend solcher Lieder vor. Er wählte dreihundert-und-eilf davon aus und vereinigte sie in einem eigenen Buche. So entstand der Schi-king. Er besteht gegenwärtig nur aus dreihundert-und-fünf Liedern. Sechs Liedertexte sind verloren gegangen, und nur die Aufschriften und Melodieen derselben sind erhalten.

Die lateinische Uebersetzung des Schi-king, die vor uns liegt, zerfällt in vier Theile. Der erste Theil gibt in fünfzehn Kapiteln Lieder, in den verschiedenen Reichen Chinas gesungen; jedes Kapitel enthält die Lieder aus einem besondern Reiche und führt darnach seinen Titel. Das Kapitel Chao-Nan z. E. enthält Lieder aus der südlichen Provinz Chao. Im Ganzen umfaßt dieser erste Theil einhundert-und-sechzig Lieder. Der zweite Theil führt den Titel Siao-ya und gibt in acht Kapiteln vier-und-siebenzig Lieder. Den Titel erklären die Anmerkungen durch: „das kleine Rechte," weil in diesem Theile zwar richtige Sitten beschrieben wurden, die aber doch in etwas von dem vollkommen Richtigen abwichen. Diese Lieder wurden vorzugsweise bei kaiserlichen Gastmahlen, so wie die des folgenden Theils bei Volksversammlungen und Opfern gesungen. Dieser dritte Theil führt den Titel: das große Rechte (Ta-ya), und hat in drei Kapiteln ein-und-dreißig Lieder. Der vierte Theil, Song überschrieben, gibt Leichengesänge, was auch die Ueberschrift bedeutet, und zwar im ersten Kapitel in drei Artikeln ein-und-dreißig Trauerlieder auf Personen aus dem Hause Tscheou, im zweiten Kapitel vier Leichengesänge aus dem Reiche Lu, und im dritten Kapitel fünf für Personen aus der Dynastie Schang.

Wir überlassen Andern das Geschäft einer kritischen Sonderung dieser Lieder nach der Zeit und dem Orte ihrer Entstehung, und achten zu unserm Zweck auf die Gegenstände, welche diese verschiednen Dichter, wer sie nun auch gewesen seyn mögen, zu ihren Liedern begeisterten. Da kommt uns zuerst die Liebe entgegen, deren Leid und Lust, deren Gewinn und Entsagen in den mannichfaltigsten Tönen erklingen. Je weniger wir den zarten, gefühlvollen Ausdruck dieser Leidenschaft in China erwarteten, desto freudiger überrascht es uns, wenn wir jene süßen und schmerzlichen Verhältnisse, in deren Schilderung die Poesie aller Völker sich ermüdet, auch bei dem Volke von schwarzen Augen und schwarzen Haaren (wie sich der Chinese selbst rühmend nennt) in empfindungsreicher Zartheit wiederfinden. Wir vergessen schnell den unangenehmen Eindruck, den jene steifen Porzellanbilder auf uns gemacht haben, und die Scheu, die uns von diesem Eindruck vor chinesischen Liebesliedern geblieben seyn mag, wenn wir nun auch in diesen Liedern den verliebten Fischer am Stromufer die Sehnsucht nach der Geliebten ausdrücken sehen; wenn ein zärtlicher Pflanzensammler bei jeder Pflanze, die er pflückt, der fernen Geliebten denkt; wenn um den fernen, tapfern

Geliebten die Jungfrau trauert und in seiner Schilderung Trost findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende December.

(Beschluß.)

Zustand des Theaters. Raupach. Devrient.

Beim Theater geht es nicht schlimmer und nicht besser, als bei der großen Oper. Es geht vielmehr gar nichts, es steht Alles. Diejenigen, welche noch die Hoffnung genährt, daß es einmal besser gehen könnte, haben sich längst zur Ruhe begeben und daran am besten gethan. Untergehen kann das Institut nicht, so lange von oben Geld fließt und es Müßige gibt, die am Abend die Langeweile vertreiben haben müssen. Nun richtet sich Jeder, der dabei mitarbeitet, so bequem ein, wie möglich, und thut wohl daran. Kann er Gehaltszulage erlangen, so ist dieß das höchste und gewiß ein reelles Ziel seines Strebens. Noch reeller freilich ist lebenslängliche Anstellung und eine Pensionszusicherung. Den meisten Schauspielern ist das schon gelungen, und sie ruhen nun in Abrahams Schooß. Der Intendant Graf Redern hat wenigstens Hoffnung auf Anlage. Unter den übrigen Mitarbeitern steht es mit einem der vorzüglichsten, nämlich Raupach, noch nicht so gut. Er muß noch keine Zusicherung auf Pension haben, denn er arbeitet noch sehr thätig. Wer weiß aber, ob sie ihm nicht auch einmal wird, denn wer möchte diesem fleißigen Manne, der doch nun auch in die Jahre kommt, nicht die verdiente Ruhe wie den Andern wünschen? Vor der Hand hat er noch einige große fünfaktige Stücke hervorgebracht (denn er arbeitet kontraktmäßig nach Akten), zum Beispiel nach dem Cooley Grattanschen Romane „Jacobine von Holland" eines desselben Namens, in dem viel gebauen, gestochen, verwandelt und gesprochen wird. Auch zeigte sich Mad. Crelinger, für die das Stück, wenn gleich nicht zu einer günstigen Epoche, geschrieben worden, sehr brillant darin. Hiesige Blätter haben an der Jacobine viel auszusetzen; ganz mit Unrecht, denn das Stück erfüllt seinen Zweck, indem es dem Theater Gelegenheit gibt, seine Rittergarderobe zu zeigen und seine beste Schauspielerin in glänzenden Situationen zu präsentiren. Was will man mehr? Setze ich noch hinzu, daß das Publikum sich nicht langweilt und, wenigstens die ersten Male, vollzählig gekommen ist, so wäre es lächerlich, mehr zu fordern. Ob die Aesthetiker es für ein schlechtes oder ein gutes Stück erklären, ist ganz gleichgültig, und was braucht Raupach sich zu kümmern, ob er dadurch seinen Ruf als dramatischer Dichter aufs Spiel sezt, da er, was mehr als guter Ruf ist, seine Pflicht erfüllt? Er macht für sein Theater ein Stück, das den Abend füllt, der Kasse genügt, höchsten Orts kein Mißfallen erregt und die darin beschäftigten Acteurs und Actricen zufriedenstellt. Mehr kann man von einem rechtschaffenen Theaterdichter nicht fordern, und über die Anforderungen des leeren, unbestimmten Begriffes Kunst muß ein verständiger, erfahrener Mann hinaus seyn.

Indem ich dieß schrieb, kam eine Neuigkeit, die zu anderer Zeit zu den traurigen gehörte. Deutschlands erster Mime, Devrient, ist eben gestorben. Für die Kunst war er schon längst todt, wenn auch der Schatten seines ehemaligen Glanzes, der Nachhall seines Namens noch hie und da entzückte. Spielte er auch selten, so kamen doch die Jüngern, um zu sehen, was von dem Manne übergeblieben, der einmal unser Roscius, unser Garrick genannt wurde. Es blizte auch unter dem Dahingegangenen, Verstörten und Verzerrten zuweilen etwas auf, das an einen Genius mahnte, von dem seit ihm die deutsche Bühne keinen Besuch erhielt. Er schließt eine ältere Epoche, und gewiß eine bessere. Seine lezten Momente möchten für den Psychologen merkwürdig seyn. Er ließ sich nichts vorlesen, als aus seines Freundes Hoffmann Schriften. Die diabolischen Gestalten, die dieser so oft in seiner Gegenwart beschworen, erschienen ihm. Er verkehrte mit ihnen, besonders mit einigen, die, später auf die Bühne gebracht, von ihm dargestellt wurden. Aus dem Don Juan ließ er sich auf dem Klavier vorspielen und accompagnirte — so starb er. Relata refero. Daß er selbst, weil er das Leben aus zu reellen Zügen genossen, an seinem Tode Schuld ist, unterliegt keinem Zweifel. Mehrmals hofften seine Freunde und Verehrer, er werde das Verlorne wieder gewinnen, weil er es zu wollen schien. Er konnte wohl nicht mehr. Einigemal genas er, um wieder zurückzufallen. Sein freundliches Gemüth, sein weiches Herz wird von Allen, die ihm näher standen, gerühmt. Seiner Leiche werden die Schauspieler beider Theater folgen.

Paris, December.

Versuche zu Verbesserung des Zustands des Volks.

Mit dem St. Simonismus geht es schlimm, und diese Secte, oder diese Parthei, wie man sie nennen will, hat wahrscheinlich ihre Rolle ausgespielt; nicht als ob es keine St. Simonisten mehr gäbe, sondern weil ihr Ansehen dahin ist, weil es ihnen an aller Unterstützung fehlt und weil ihr Versuch, den Zustand der Menschheit zu verbessern, gescheitert ist. Denn daß einige junge Leute in blauem Ueberrocke und mit Sammtkäppchen im Garten graben, das Hausgeschirr scheuern und die Zimmer ausfegen, trägt nicht viel zur Verbesserung der Lage der untern Klassen bei. Ihr Zweck war löblich; sie wollten zeigen, daß keine Arbeit verächtlich ist und daß sich keiner scheuen darf, die in der Haushaltung nöthigen Geschäfte zu verrichten. Allein die Mittel, die sie anwandten, haben zu nichts gefrommt, als sie lächerlich zu machen, und jezt ist ihr ganzer Einfluß verschwunden. Aber in Frankreich wie in England herrscht jezt ein unablässiger Eifer, die untern, das heißt die ärmern Volksklassen aus dem elenden, prekären Zustande, worin sie sich in ganz Europa befinden, herauszureißen und ihnen zu einem bessern zu verhelfen. In Ländern, wo Vorrechte der Geburt und der Kasten die Stände scheiden und wo die Presse sich nicht frei über den Zustand der Dinge, so häßlich er auch ist, aussprechen darf, würden solche Versuche nur zu geringen Hoffnungen berechtigen und zu keinem Resultate führen. Nicht so in Frankreich und England, wo jeder Bürger frei und unverholen seine Ansichten und Vorschläge bekannt machen und die Mängel und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft ohne Scheu aufdecken kann; daher denn auch in beiden Ländern häufige Versuche angestellt werden, um das Volk glücklicher zu machen, als es jezt leider in Europa ist. Owens Versuche sind bekannt; seine Anstalt zu Lanark hat einen nicht unbedeutenden Erfolg gehabt. Die Operative Societies haben den Engländern bewiesen, was das Volk dabei gewinnen kann, wenn es seine Ersparnisse zusammenlegt und gemeinschaftlich seine Zwecke verfolgt. In Frankreich wollte St. Simon das ganze Staatswesen umgestalten und allen Klassen der Gesellschaft zu einem sicherern und freiern Zustande verhelfen. Man hat gesehen, wie seine Schüler das Ding angegriffen haben und wie der Erfolg ausgefallen ist. Jezt tritt ein Mann auf, der denselben Zweck hat, wie St. Simon, eben so kühn denkt und reformirt, als er, und wie St. Simon lange in der Einsamkeit seine Plane ausgebrütet hat. Dieser Mann heißt Fourrier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Januar 1833.

Süßes Dichten, lautre Wahrheit
Fesselt mich in Sympathie,
Kein verkörpert Liebeklarheit
Im Gewand der Poesie.

Goethe.

Der Schi-king.

(Fortsetzung.)

Wie zierlich werden sinnvolle Liebesgaben geschildert und auf den Geliebten oder die Geliebte gedeutet, wie anmuthig spricht die Sittsame aus, daß sie den Jünglingen nicht entgegen gehen, sondern deren Kommen erwarten wolle. Es erinnert an den Stoff unzähliger europäischer Romane, wenn die Jungfrau den Drohungen der Mutter zum Trotze in standhafter Treue an dem Geliebten festhält und nur ihn und keinen andern zum Gatten begehrt. Die Sehnsucht, die die Jungfrau in der Abendstille nach dem Geliebten empfindet, wird ergreifend geschildert; in einem andern Liede wird der Schmerz der Entfernung und der Sehnsucht nach strengem Zeitmaaße gemessen. Wir finden ein Lied, das uns an die Wächterlieder der Minnesänger erinnert, da Hahnenruf und Morgenstern die widerstrebenden Liebenden scheiden heißt. Der ferne Geliebte stellt sich der Erinnerung in seiner Schönheit dar; die Geliebte schildert ihn, wie er gekleidet ist, und erfreut sich an der Schilderung; oder sie rühmt seine Kühnheit, sein Jägergeschick, um ihre Liebe zu rechtfertigen. Auch der Schmerz der verkannten, der verschmähten Liebe fehlt nicht, so wenig als die Aengstlichkeit der heimlichen Liebe, die verrathen zu werden fürchtet. Der Geliebte wird zur Vorsicht ermahnt, daß er nicht Aufsehen errege und der stillen Liebe schade; die Liebende besorgt, daß feindselige Nachreden ihr bei dem geliebten Jünglinge schaden möchten. Es klagt eine Jungfrau den Sternen, daß kein Jüngling für sie kommen wolle, da der Krieg alle hinweggerafft habe. Die verkannte, die verstoßene Liebe klagt; vergeblich geht die verschmähte Liebende dem Geliebten nach und bittet ihn, von seinem Grolle zu lassen; es klagt eine andere über eine verfehlte Zusammenkunft. Dagegen vernehmen wir auch den Freudenausbruch des Wiedersehens; der Jüngling, den die Jungfrau geliebt hat, begehrt sie als Mann zum Weibe, und damit auch der heiterkomische Zug nicht fehle, so lesen wir die Schilderung einer gepuzten Kokette.

Einige Proben der deutschen Bearbeitung werden diese Uebersicht deutlicher machen; wir werden überhaupt bei jeder der Klassen, in welche wir sämmtliche Lieder getheilt haben, einige als Probe geben. Vorerst also einige Liebeslieder.

Sehnsucht.

Hat sie nicht den Fels erstiegen,
Späht sie nicht entgegen mir?
Ach, was muß mein Roß erliegen,
Das mich tragen soll zu ihr!
Einzuwiegen
Meine Sorgen,
Trink' ich eins aus goldnen Flaschen.
Statt dich heut zu überraschen,
Soll ich erst dich grüßen morgen.

Ist sie auf den Berg gestiegen,
Spürt sie dort herab nach mir?
Ach, was kann mein Roß nicht fliegen!
Keine Sehnsucht spornt das Thier.

Zu besiegen
meine Schmerzen,
Leer' ich dir die goldne Schaale;
Siehst du's nicht im Abendstrahle,
O so fühl's in deinem Herzen!

Hat sie nicht das Dach bestiegen,
Um noch einmal hinzusehn?
Schlummernde Gefährten liegen,
Und die müden Rosse stehn.
Könnt' ich fliegen,
meine Wonne,
Mit dem Nachtwind durch die Strecken!
Schlafe wohl, ich will dich wecken
Morgen mit dem Strahl der Sonne.

Standhafte Treue.

Ich schwöre meinen höchsten Eid:
Verbunden bleib ich meinem Leid,
Und eh'r werd' ich den Tod erwählen,
Als einem andern mich vermählen.

Die Mutter hat mir Gut's erwiesen,
Ihr dankbar seyn, ist meine Pflicht.
Sie sey gesegnet und gepriesen;
Doch meinen Sinn versteht sie nicht.

Ich schwöre meinen höchsten Eid:
Verbunden bleib ich meinem Leid,
Und eh'r werd' ich den Tod erwählen,
Als einem andern mich vermählen.

Das Ohngefähr.

Die Pflanzen sich besaamen
Im Feld und trinken Thau.
Ich nenne nicht den Namen
Der allerschönsten Frau.
Wir fanden uns zusammen,
Es war ein Ohngefähr;
Doch waren längst vorher
Geschüret unsre Flammen,
Und mir geschah mein Herzbegehr.

Im Walde stehn die Eichen
Und tragen herbe Frucht.
Ich nenne nicht das Zeichen
Des Mannes fein von Zucht.
Wir haben uns gefunden,
Und waren nicht bestellt.
Wenn es dem Glück gefällt,
Ist bald ein Paar verbunden.
O sey das Glück mir unvergällt!

Die Erscheinung.

Wie sie fährt auf hohem Wagen,
Dünkt es mir ein Frühlingstraum.
Gleich als sey vom Wind getragen
Durch die Luft ein Blüthenbaum.

Um ihr Angesicht die Ringel
Ihres Haars in lichtem Schwung,
Und des goldnen Schmucks Geklingel
Tönet von der Schütterung.

Zeitmaaß.

Blüthen brech' ich von dem Hage,
Aber wenn ich dich, mein Licht,
Seh' an einem Tage nicht,
Dünkt der Tag mir sieben Tage.

Gras und Laub hab' ich gebrochen,
Aber bleibst, o Freudenstern,
Du mir eine Stunde fern,
Wird die Stunde mir zu Wochen.

Blumen flecht' ich in die Haare,
Aber darf ich mit Vertrau'n
Dir nicht in die Augen schau'n,
Wird der Augenblick zum Jahre.

Verwandlung.

Der um's Haupt wie eine Krone
Seine Locken trug gewunden,
Niemals hat mein Busen ohne
Regung seinen Blick empfunden.

Heute statt in Knabenlocken
Tritt er auf im Männerhut.
Soll ich mit der Antwort stocken,
Wenn er mir den Antrag thut?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sterbekassierer.

(Fortsetzung.)

Alle Kreise des menschlichen Daseyns mußten diese Krisis überstehen. Den großartigen Veränderungen, die die Wissenschaft, die Kunst, das gesellschaftliche Leben, ja selbst der Glaube an die Gottheit erlitten, entsprachen die neuen Begriffe über die Stellung der bürgerlichen Stände, ihrer Vorrechte, ihrer Ansprüche, ihrer wechselseitigen Beziehungen. Der Staat, die Regierung, die Verfassung des Gelehrtenstandes sind nach neuen Lehren gemodelt worden, und selbst die Zunfteinrichtung der Handwerke ist auf dem Punkte, als ein hülfloses Gebäude zusammenzustürzen. Tausend Dinge haben sich vereinigt, um hier die entschiedensten Folgen nach sich zu ziehen. Die Zünfte, schon lange nicht mehr mit einem nach Außen gerichteten, einflußreichen Ansehen bekleidet, vermögen nur noch, einige unwesentliche Vorschriften ihrer innern Verfassung aufrecht zu erhalten. Wie könnte auch am Tage ihrer gänzlichen Vernichtung den Zerstörern die Freude entzogen werden dürfen, daß sie wohl gar nichts mehr zu zertrümmern vorfänden? und doch wird man auch hierin täglich lässiger. Das Wandern der Zunftgenossen ist nichts mehr, als entweder bei den Armen ein ehrbarer Schein für die Bettelnden, oder bei den Vermögenden das Studium neuer Vorrichtungen, die mit Dampf und Maschinenwerk ihr eigenes Metier zu Grunde richten. Ueber all die erbaulichen Sprüchlein, die sich sonst die Innungsverwandten

zum Gruß in fremden Oertern zurufen mußten, über diese ehrwürdige Tabulatur der handwerksmäßigen Conversationssprache lachen jezt die aufgeklärten Glaser, die freilich mit dem Zeitalter der Revolution und den zertrümmerten Juillaternen Alles gewonnen haben, lachen die Kleiderkünstler, die schon längst an der Spitze der Civilisation stehen, lachen selbst die ergrimmten Weber, die mit den Maschinen, mit der Aufklärung Alles verloren haben. Und so sind der Bindemittel immer weniger geworden, der Dilettantismus hat die Autoritäten gestürzt, und nur für einen Zweck ist die Verfassung der Altmeister und Altgesellen noch in Ehren geblieben, für die Sterbekassen. Man resignirte auf die gemeinsamen Güter, die das Leben hätte bieten können, und begnügte sich, nach seinem Tode eine Hand zu wissen, die sich aus dem Geschäft des christlichen Begräbnisses eine heilige Pflicht machte.

Zur Zeit der französischen Revolution, als man mit dem Menschenleben ein so lustiges, leichtfertiges Spiel trieb, begann man namentlich in Deutschland an eine Sicherstellung seines Leichnams und derer, die an ihm weinten, zu denken. Von diesem Augenblicke und diesen Besorgnissen an wurde eine unglaubliche Sorgfalt auf Wittwen- und Sterbekassen verwandt. Man pries sich glücklich, sein geliebtes Weib mit fünfzig Thalern in die königl. preußische Offizierswittwenkasse, auch ohne Offizier zu seyn, einschmuggeln zu können, und ehe man noch auf den Gedanken kam, größere Privatgesellschaften zu einem solchen, Tod und Leben garantirenden Zwecke zu vereinigen, warf man sich den Gewerken in die Arme, die zwar nur für ihre eigenen siechen oder verstorbenen Körper ein bestimmtes Vermögen verwalteten, dennoch aber die Uneigennützigkeit besaßen, dieß Kapital auch von fremden Personen vermehren und sie an den Zinsen desselben Theil nehmen zu lassen. Auf diese Weise war in der norddeutschen Hauptstadt vor Napoleons Invasion eines jeden Familienvaters Begräbniß durch vierteljährliche Beiträge versichert, und die hinterlassene Wittwe war gewiß, von den Schornsteinfegern oder den Klempnern oder den Töpfern das zu dem wehmüthigen Geschäft des Einscharrens nöthige Geld zu erhalten, ohne daß sie je mit diesen Leuten anders in Berührung gekommen, als durch die monatliche Reinigung ihres Rauchfanges, durch eine löcherige Kasserole, oder einen schlecht verkitteten Ofen. Doch die Leiden der Invasion und der spätern Kriegsjahre brachten den meisten dieser menschenfreundlichen Institute den Untergang. Die Tyrannei griff ihre Kapitalien an, die ansteckenden Fieber und die feindlichen Kanonenkugeln verwirrten ihre Rechnungen, man brauchte mehr, als man einnahm, kurz, man schloß die Kassen zu, zeigte die leeren Hände und erklärte sich für bankerot. Nur einige wenige Gewerke konnten noch einige Thaler aufweisen. Da hielten die Kassierer zusammen einen Rath, zählten die Mitglieder und den Rest des Vermögens, schlugen Alles auf gleiche Theile, zogen sich schwarze Kleider an und trugen einem Jeden seine wenigen Groschen ins Haus, die Hände faltend und sich alle Beileidsbezeugungen und Vorwürfe verbittend. Die lustigern Gewerke sezten noch einen bessern Vorschlag durch. Sie miethteten einen Saal, ließen ihn anständig dekoriren, bestellten einige Trompeter von der Garde, luden sämmtliche Sterbekassenmitglieder mit ihren Weibern und Töchtern ein und vertanzten und verjubelten das Geld, womit sie gewollt hatten, daß man einst ihre Leiber begrabe.

Jezt sind wir in die Lindenstraße zurückgekommen. In diesem niedrigen Häuschen mit den zwei breitlaubigen Linden war seit Jahren die Sterbekasse des löblichen Webergewerks, und welches Wunder! sie war die einzige, die die Stürme der Zeit überstand. Welcher Zufall rettete sie? Ich schweige von einer Sage, die schon lange unter den mystischen Webern kanonisches Ansehen erhalten hat, als habe ein Engel jede Nacht die Summen wieder ersezt, die am Tage von den Kontributionskommissären geholt worden, und erwähne nur, daß einige Nationalisten das unläugbare Faktum der Zahlungsfähigkeit auf einem menschlichern Wege erklären wollen. Man weiß, wie Rothschild zu seinen Reichthümern gekommen ist. Man weiß, daß er als Hofjude Sr. Hoheit des höchstseligen Kurfürsten von Hessen die ihm während der Usurpation anvertrauten Gelder seines hohen Gönners an heimlichen und sichern Orten versteckt hielt und dafür einen ewigen, klingenden Dank einerndtete. Denselben Kunstgriff soll der Hauptkassierer aus der Lindenstraße befolgt haben. Er dachte an die Heiligkeit des fremden Eigenthums, an die Thränen derer, die es gesammelt und nun so schmählich vermissen würden, wenn der Todesengel am Kopfkissen ihres Hausvaters die Fackel senkte; er kannte einige gefahrlose Schlupfwinkel, und barg dorthin die Summen, die sich freilich auf diesem Wege nicht verinteressiren konnten. Doch der größte und für die nächsten Zwecke hinreichende Theil wurde erhalten, und seither sind die Chatoullen reichlich gesegnet und trösten viele Hunderte in bangen und verzweifelten Stunden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsezung.)

Fourriers Phalanstère.

Schon im Jahre 1808 war Fourrier mit einer Ankündigung seiner Plane aufgetreten; der Zeitpunkt war aber übel gewählt. Es war die Zeit der Eroberungen, des Napoleonischen Polizeiunfuges und seines Militärdespotismus; was hätte

es geholfen, die schönsten Utopien für das Menschengeschlecht auszusinnen, da die Konscription die jungen Geschlechter in den Krieg führte und ein Wort des Polizeiministers einen Verdächtigen in den Kerker werfen konnte? Im Jahr 1822 trat er mit einem zweiten Werke auf; auch dieses ward nicht so beachtet, wie er hoffen durfte. Allein jezt ist der günstige Zeitpunkt zu Vorschlägen der Art erschienen, und auch Fourrier erfreut sich jezt der verdienten Aufmerksamkeit; seine kühnen Ideen werden besprochen, bestritten und belächelt, und man geht damit um, sein Lieblingsprojekt, das berüchtigt gewordene Phalanstère, welchen Namen auch eine, seinen Ideen gewidmete Zeitschrift führt, ins Werk zu seyen. Ich vermuthe, daß dieses Phalanstère den deutschen Lesern noch ziemlich unbekannt ist, und bitte also um die Erlaubniß, zur Erklärung desselben ein wenig in die sonderbaren, aber doch höchst humanen Ideen Fourriers eingehen zu dürfen; denn seine Zeitschrift ist bis jezt noch so wenig im Auslande verbreitet, als seine Werke, und manche Leser hören den Namen dieses zweiten Owen vielleicht zum erstenmale. Freilich erlaubt es der Raum nicht, seine ganze Utopie hier auseinanderzusezen; nur einige Züge daraus kann ich hier anführen, um begreiflich zu machen, was es mit der künftigen Anlegung der Phalanstères für eine Bewandtniß habe.

Fourrier geht, wie gesagt, von dem unbezweifelten Grundsatze aus, daß in unserm alten Europa das Volk erbärmlich lebt, und daß nur Wenige die Annehmlichkeiten des Lebens genießen, oder, nach seinem Ausdrucke, den innern und äußern Luxus führen können. Unter dem innern Luxus versteht er die Gesundheit und unter dem äußern den Reichthum. Die Gesundheit zum Luxus zu rechnen, ist ein sonderbarer Einfall. Man hatte bisher geglaubt, sie sey das Unentbehrliche und keineswegs ein Luxus; allein auf die Worte kommt es nicht an. Fourriers Aufgabe ist nun, Jedermann das zu verschaffen, was er innern und äußern Luxus nennt, das heißt, er will Jedermann zu Gesundheit und Reichthum verhelfen. Gott segne den Mann für ein so löbliches Unternehmen! Gesund ist man gewöhnlich, wenn man das, was uns Krankheit zuziehen kann, vermeidet; reich wird man am sichersten durch eine ersprießliche Arbeit. In unserm gesellschaftlichen Zustande in Europa muß sich der Arme ganz erbärmlich abquälen, um nur das Nothdürftige zu gewinnen, und wie oft ereignet es sich, daß ihm das Glück zuwider ist und er mit seiner Familie darben muß, so fleißig und gesund er auch seyn mag. Da hat denn Fourrier gedacht: „Wie, wenn man es dahin bringen könnte, daß Jedermann gern und leicht arbeitete, viel gewänne und glücklich wäre? Diese Aufgabe hat noch Niemand gelöst; ich aber will es versuchen. Die Leidenschaften sind die Haupttriebfedern jedes großen Unternehmens; ich will mich ebenfalls der Leidenschaften bedienen, um das Wohl der Menschheit zu befördern.“ Dieß soll nun durch seine attraction passionnée, „leidenschaftliche Anziehung,“ geschehen. Die, welche eine und dieselbe Beschäftigung treiben, sollen beisammen leben und zusammen wirken. Ihre Arbeit soll dadurch leicht werden; sie soll immer nur einige Stunden dauern und mit Ruhe und Vergnügen abwechseln. Eine solche Vereinigung von Haushaltungen, die einen und denselben Zweck haben, bewohnt ein gemeinschaftliches Gebäude, verfolgt gemeinschaftlich ihr Ziel und erzieht gemeinschaftlich ihre Nachkommenschaft. Zu einer solchen Gruppe kann sich eine andere gesellen, die ein anderes Gewerbe treibt; drei, sechs, ja zwölf Gruppen können beisammen wohnen, gegenseitig ihre Produkte austauschen und zusammen fröhlich und glücklich seyn. Eine solche Gruppenvereinigung hieße eine Serie; in der Folge könnten die Serien auch zur Verfolgung ihres gemeinschaftlichen Zwecks, des Glücks, in Verbindung treten; dann würden Phalangen aus den Serien, und die Phalangen könnten abermals sich unter einander verbinden, so daß zulezt die Bevölkerung des gesammten Erdbodens verbrüdert würde. Bis es aber dahin kommt, muß man bei der untersten dieser Verbindungen anfangen, nämlich bei der der Haushaltungen. Eine dergleichen Verbindung der untersten Stufe nennt Fourrier ein Phalanstère, was eigentlich das Gebäude bezeichnen soll, das die Haushaltungen bewohnen sollen, nach Art der mährischen Brüder. Denn obschon Fourrier glaubt, etwas Nagelneues erfunden zu haben, und die Revue encyclopédique seinen Plan als neu und originell gerühmt hat, so stößt man doch überall auf Reminiszenzen aus den Herrnhutischen Anstalten, aus Rappé Harmony in Nordamerika, aus Owens tanzlustiger Harmony daselbst, aus den Operative Societies in England u. s. w. Fourrier hat sich die Mühe gegeben, den Plan und die Statuten der Phalanstères gänzlich auszuarbeiten, so daß man schon morgen eines beginnen oder eröffnen könnte. Es soll ein erhaben schönes Gebäude werden; statt der Straßen bedeckte und geheizte Gänge, die indessen doch im Sommer sehr lästig werden möchten. Fourrier hat aber nur an die Kälte gedacht, und es ist ihm hauptsächlich vor Erkältungen bange gewesen, aus denen in der That manche Krankheiten erwachsen. Deßhalb soll im Phalanstère Alles hübsch geheizt seyn und die Volksmenge in einer neapolitanischen Temperatur leben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 11:

Wehmuth.

Räthsel.

Nahe bleibt der Gott, den sie entfernt.
Tiedge.

Jüngst hab' ich euch von einer Fee erzählt,
Die niemals euch mit einem Bild betrübte;
Heut hab' ich eine andre mir gewählt,
Die euch und mich schon oft im Sinnen übte.

Sie soll wohlthätig seyn; mir ist sie's nicht.
Sie ist es Keinem, der es wagt, zu lieben;
Wie ist der Nebel, den sie wirkt, so dicht!
Kein Strahl der Sonne weiß sich durchzuschieben.

Wie ist der Nebel, den sie wirkt, so kalt!
Wie hält er warme Herzen, ach, so ferne!
Wie macht er mich, der eben jung war, alt,
Wie trübt er mir die hellen Augensterne!

„Du sagst ja, habest sie dir selbst gewählt.“
Ach ja, weil sie zuvor mich schon umgeben;
Es weiß, wen sie zu ihren Sklaven zählt,
Nichts Besseres zu thun, als ihr zu leben.

Was, außer mir, mich störte, hält sie fern.
Will stillen auch mein Herz mit ihrer Stille;
Das gäb' ich hin an solche Ruhe gern,
Allein mir fehlt dazu sein eigner Wille.

O Liebe! kehrtest du nur mir zurück:
Wie schnell die stumme Fee verschwinden würde!
Die heitre bliebe, bis ein selig Glück
Auf ewig mich mit dir verbinden würde.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. Januar 1833.

Nackt kam ich und nackt geh' ich einst unter die Erde;
Nackt von hinnen zu gehn, braucht es wohl Kummer und Leid.

Herder.

Die Sterbekassierer.

(Beschluß.)

Schweigend, wie die Todtenrichter der Unterwelt, sitzen drei geisterhafte Gestalten an dem obern Ende eines langen Tisches, in einem niedern, von Lampenruß schwarz gefärbten Zimmer. Drei mächtige Folianten liegen vor ihnen aufgeschlagen, und sinnend und forschend schwebt eine leichtbeschwingte Feder über dem weißen, nur hie und da von rothen Rubrikatlinien durchzogenen Raum des steifen Notenpapiers. Der erste dieser männlichen Parzen hat vor sich das Buch des Lebens, der Zweite das des Todes, und der Lezte das des Begräbnisses. Und nun rechnen sie still und kombiniren die Möglichkeiten der Erkrankten, oder Genesenen, oder Dahingegangenen, der Zahl, dem Alter und der Zeitdauer nach, und sie setzen von Hunderten, die so eben ausrufen mögen: zwanzig Jahre denk' ich es noch mit anzusehen! und von aber Hunderten, die in diesem Augenblicke sich lebensfroh an die Brust schlagen, und auf ihre Gesundheit an die Zeit trotzige Wechsel ausstellen, den grausamen, aber gewissen Fall, daß im Nu die Kette ihrer Lebensuhr gesprengt seyn könnte. Die Phantasie dieses Triumvirats erschöpft sich in den Annahmen plötzlicher, kassengefährlicher Zufälle, imaginirt sich die schrecklichsten Plagen aus Pandorens Büchse, Pestilenz, hitzige Fieber, Cholera, und doch erschrecken die Sichern nicht; denn Alles stimmt in den Rechnungen, die Hülfsmittel sind für tausend unvorhergesehene Fälle berechnet, und man wird es diesen Repräsentanten der Gewissenhaftigkeit und Zahlungsfähigkeit nicht verargen, wenn sie zuweilen stolz ihr Haupt emporrichten, und den schwarzen Sammtdeckel darauf lüften, als wollten sie vor sich selbst salutiren.

Es klopft. Herein! Welche Komplimente! welche Artigkeit! man sollte das diesen Altmeistern des löblichen Mousselin- und Leinwebergewerks nicht zutrauen. „Sie wollen Ihr Vierteljährliches berichtigen? dürfen wir Sie gefälligst um das Quartalbuch ersuchen? wie befindet sich dero werthe Gesundheit?“ Verteufelte Frage! Im Munde dieser Todtenmänner wird jede Artigkeit zur Ironie. „Was geht sie meine Gesundheit an? Ich denke noch zehn Jahre zu leben, ich will noch für meine jüngste Tochter ein Heirathsgut erwerben, ich hoffe, in Jahren noch nicht pensionirt zu werden. Das ist ja unverschämt, mich nach meiner Gesundheit zu fragen.“ Natürlich werden diese Ausrufungen nicht laut; es sind nur werdende, nur Duodezgedanken, die vor Vollkommenheit sehr schwach im Bewußtseyn auftauchen. Man zahlt seinen Beitrag, versichert mit einigem Nachdruck, daß man, Gott sey Dank! noch recht munter sey, nimmt die Schmeicheleien der Rhadamanthe wegen seines vollen, runden, blühenden Aussehens mit lächelndem Triumphe an, wirft noch einige Groschen in die Armenbüchse des Gewerks und empfiehlt sich unter vielen Verbeugungen zu geneigter Vergessenheit.

Diese Scene wiederholt sich an den Quartalsonntagen zu unzähligen Malen; aber man glaube nicht, daß in diesem

einfachen, nur auf Höflichkeiten und Geldannahme beschränkten Geschäftsgange die ganze Thätigkeit der Vorsteher enthalten sey. Die auswärtigen Angelegenheiten sind weit schwieriger. Da sind in einer Woche drei Gichtbrüchige, eine Schwindsüchtige, kurz eine reiche Anzahl Preßhafter zu besuchen, die das Recht haben, von der Kasse eine Unterstützung zu verlangen, gleichsam schon auf Abschlag für die Ewigkeit. Dieß ist ein wehmüthiges Geschäft. Man muß der trauernden Gattin, den weinenden Kindern Trost zusprechen, man muß zuweilen behaupten, der Kranke habe ein weit beruhigenderes Aussehen, als in der vergangenen Woche, und muß zulezt dennoch der Frau heimlich zuraunen, sie möchte sogleich in der Lindenstraße Anzeige machen, falls das selige Ende wirklich kommen sollte. Unter diesen Umständen tritt nämlich vor der Beerdigung die Todtenschau ein, gleichwie die egyptischen Priester um die Leichen Gericht hielten; nur mit dem Unterschied, daß diese die Beerdigung nur zuließen um der anerkannten Tugend des Verblichenen willen, die Kassierer aber das Geld nur in dem Fall herausgeben, wenn der wirkliche, reelle, leibhaftige Tod konstatirt ist. In den Vorstädten hat man sich in dieser Hinsicht schon arge Späße erlaubt. Karls V. Pseudoexequien finden hier zuweilen Nachahmer, doch mit dem Unterschiede, daß jener Kaiser diese Komödie aus Ueberdruß am Leben aufführte, unsere Vorstädter jedoch aus Lust, noch länger zu leben. Dem Verhungern nah, griffen sie zu dieser lezten Auskunft, die ihnen nicht selten geglückt ist. Bei aller Armuth dennoch der Sterbekasse einverleibt, glaubten sie dem Schicksal zuvorkommen zu können, wenn sie versuchten, sich die Vortheile des Todes schon für das Leben anzueignen. Blaß, hager, gelb vor Hunger und Elend, hatten sie nicht nöthig, die Farbe eines Todten erst zu affektiren. Sie hüllten sich in ein weißes Sterbehemd, streckten ihre Glieder, so lang sie gewachsen, auf hartem Stroh von sich und schickten schleunigst zu den Todtenschauern, um sie mit ihrem klingenden Beutel zu citiren. Wie oft gelang die List! Vier Treppen zu steigen, ist für einen steifen Weber sehr beschwerlich, daher machten die Deputirten sehr gern ihr Geschäft schon unten in der Hausthür mit der weinenden Gattin ab; oder man behauptete, es duste bereits in der Kammer, und hielt sich die Nase zu, und der Thalermann begnügte sich, durch die kaum geöffnete Thüre zu lauschen und sie, schauernd vor der Kälte und dem blassen Angesichte, rasch wieder anzulehnen. Ach! dann freuten sich die armen Spitzbuben, bezahlten ihre Schulden, fristeten noch ein paar Monate ihr Leben und starben endlich wirklich, aller Aussicht beraubt, auf eine erträgliche Weise unter die Erde zu kommen.

Dir aber, unscheinbares Häuschen, mit deinen zwei breitlaubigen Linden, lächle eine ewige Frühlingssonne! Möchten dir nie deine Kapitalien aufgekündigt werden, nie die Häuser, auf die du die erste Hypothek hast, ohne Miether stehen! Möge die Pest und die Cholera nie mehr zwischen deinen Dividenden wüthen! Deine Solidität wird dir ewigen Nutzen bringen; denn fern von dem Wucher der Spekulation, fern von den jüdischen Wirren der Börse und des Papiermarktes ist nur die allgemeine Wohlfahrt dein Glück, und wo Thränen fließen, schickst du die Männer, die sie trocknen. O ihr schwarzen Leute! steckt noch Tausenden, die am Sarge eines Geliebten leidtragend und bestort stehen, heimlich eure silbernen Thaler in die Tasche und seyd versichert, daß ihr damit feurige Kohlen auf euer Haupt sammelt.

Der Schisking.

(Fortsezung.)

Die Verhältnisse der Brautleute und der Gatten haben fernern reichen Stoff zu Liedern gegeben. Wir finden Regeln über die Brautwerbung; wir sehen den Bräutigam, der sehnsüchtig seiner Braut zueilt; in herrlichen elegischen Bildern wird die Sehnsucht der Braut nach dem fernen Bräutigam dargestellt. Die sittsame, einfache, eingezogene Hausfrau wird der blendenden Schönheit von freien Sitten vorgezogen; die schöne und zärtliche Hausfrau wird mit der Sonne und dem Monde zierlich verglichen. Die ängstlich erwartende Sehnsucht nach dem abwesenden Gatten spricht sich in Bildern aus; der Zwang des Hofes wird verwünscht, der den Mann von der Seite der liebenden Gattin reißt; die Königin weckt den König zu seiner Pflicht vom Lager der Liebe; zweimal täuscht sie sich, weil sie den Hahn zu hören, den Morgen zu sehen glaubte. Aber häufiger als diese stillen Bilder ehelichen Glückes sehen wir die Leiden der Ehe geschildert. Es klagt die Fürstin um den gefangenen Gatten; wir vernehmen die Klage der Verstoßenen; es fehlt nicht an Betrachtungen über den Mangel an Liebe von Seiten des Gatten. Wir hören auch das Sehnsuchtslied einer verstoßenen Kaiserin. Auch verbrecherische Neigung, und selbst Gattenmord hat Stoff zu Liedern gegeben. Wir wählen zur Probe aus dieser Klasse nur ein Lied, aber eines der herrlichsten der ganzen Sammlung aus.

Klage einer ungeliebten Gattin.

Auf dem Wasser schwankt der Nachen,
Geht nicht, wie und wo er will,
Sondern wie es treibt den Schwachen,
Folget er und seufzet still.
Also fühl' ich mich getrieben
Von dem Manne, den ich lieben
Muß, wiewohl er kund mir gibt,
Daß er selber mich nicht liebt.

Soll ich's meinen Brüdern klagen,
Wie der Gatte mich verletzt?
Meine Brüder werden sagen:
Deines Gatten bist du jetzt.

Ach, den Brüdern ist entrissen,
Und die Eltern muß vermissen
Eine Arme, die den Mann,
Nicht den Freund in ihm, gewann!

Mein Gemüth ist nicht ein Spiegel,
Offen lachend in den Tag,
Noch ein Stein, den man vom Hügel
Wälzen kann, wohin man mag,
Noch ein Teppich, nach Behagen
Auf und nieder zuzuschlagen;
Nach der Richtschnur strenger Pflicht
Leb' ich, nur zu Dank ihm nicht.

Um das Loos der armen Frauen
Klag' ich, nicht um meines blos.
Auf ein lieblos Herz zu bauen
Herzenslieb', o hartes Loos!
Die verschmähte, die getrauete,
Schweigend in sich selbst gesenkte,
Fühlt erwachend ihren Schmerz,
Und im Schlaf ihr wundes Herz.

Leuchtend wechseln Mond und Sonne
Golden, silbernes Geschmeid,
Doch mein Gram, mit keiner Wonne
Wechselnd, wechselt nur mit Leid.
Seh' ich gleich in Seufzerhauchen
Ganz das Leben mir verrauchen,
Wird es doch so leicht kein Duft,
Zu verschwimmen in der Luft.

Von den Klagen und dem Jauchzen der Liebe weg rufen uns die Töne der Jagd ins Blachfeld und in die Gebirge. Da erscheint ein tapferer Mann als erster Jäger, Zecher und Trinker; dann derselbe als Wagenlenker und Tigerjäger; eine kaiserliche Treibjagd wir uns vorgeführt; in dreifacher Steigerung der Kühnheit der Jagd wird uns ein kecker Jäger geschildert, dessen freudiges Entzücken über die Anerkennung durch einen Würdigen und Sachverständigen wir sogleich als Probe dieser Jagdlieder vernehmen wollen.

Der Jäger.

Ich bin dem gewaltigen Jäger begegnet
Am Berge von Nio;
Wir jagten zusammen und waren gesegnet
Vom Glücke, jo jo!
Wir haben zusammen zwei Hirsche geschossen,
Er nannte mich einen besondern Genossen;
Nie freute ein Titel mich so.

Ich habe den mächtigen Waidmann gefunden
Am Berge von Nio;
Wir zogen zusammen, wir jagten verbunden,
Und nichts uns entfloh.
Es glückt' uns, zusammen zwei Eber zu stellen,
Er nannte mich einen beherzten Gesellen;
Wie freute der Name mich, ho!

Ich habe den muthigen Schützen getroffen
Am Berge von Nio;
Und was wir da wünschen nur mochten und hoffen,
Erreichten wir froh.
Wir haben zusammen bestanden zwei Tiger,
Er nannte mich einen verwegenen Krieger;
Wie freute der Lobspruch mich, o!

(Die Fortsetzung folgt.)

Sizilianische Skizzen.

Reise nach Catania. Man kann die ganze Welt durchreisen und man wird kaum eine zweite Straße finden, wo in einem Raum von fünfzehn deutschen Meilen in der Länge so viel Schönes zusammengedrängt wäre, als auf dem Wege von Messina nach Catania. Links die immer breiter werdende Meerenge, die zulezt in das jonische Meer ausläuft, rechts die üppigste Kultur; über diesen paradiesischen Thälern hohe Berge, mit Burgen und größern und kleinern Städten besezt, endlich der Aetna. Man braucht dieß Alles blos zu nennen, um einen hohen Begriff von der Schönheit dieses Wegs zu erwecken. Alte und neue Thürme, denn die Engländer haben manche Punkte an der See neu befestigt, stehen auf Felsen am Ufer, die weit ins Meer hineinlaufen, wie bei Nisi und an mehrern Orten; der schönste aber steht bei Capo S. Alessio. — Aber nicht nur von Schönheiten wird das Auge gefesselt, auch grause Naturmerkwürdigkeiten gibt es hier zu beobachten, in den Spuren der Verwüstungen, die die beiden fürchterlichen Elemente, Wasser und Feuer, hier angerichtet haben. Gleich von Messina aus stößt man überall auf Fiumaren. (Was man hierunter versteht, ist schon früher gesagt worden.) Sonderbar nehmen sich diese größtentheils ganz trocknen Bette von gewaltigen, aber kaum stundenlang sich ergiessenden Bergströmen zwischen der reichsten Vegetation aus, die gerade in ihrer Nähe den höchsten Flor erreicht. Große und kleine Steine bedecken schichtenweise den Boden der Fiumaren und bezeichnen ihre Grenze. Von weitem, wie z. B. von den Küsten Kalabriens, sehen sie daher wie große Chausseen aus, deren Zerstörer sie im Gegentheile sind; denn so schön auch die neue, am Ufer angelegte Straße zwischen Messina und Catania ist, so muß sie doch in der Regenzeit wegen Mangel an Brükken nicht zu passiren seyn. Man muß es wohl auch, um nicht unbillig zu seyn, der Schwierigkeit, Brücken über solche Fiumaren anzulegen (wie wir z. B. eine bei Atri sahen, deren Bett so groß wie das des Mittelrheins war), zuschreiben, wenn es bis in die neueste Zeit keine Fahrstraßen in Sizilien gab. Auch muß es viel schwerer seyn, eine Brücke über eine Fiumara zu schlagen, als über einen Fluß, dessen Ufer in den meisten Fällen hoch, wenigstens immer bedeutend über seinem Niveau erhaben sind. Das Bett der Fiumaren dagegen ist völlig mit der Chaussee sowohl, als dem anliegenden Lande in gleichem Niveau, so daß man wahrscheinlich erst damit anfangen müßte, ihnen ein künstliches Ufer zu geben. An mehrern Orten werden jezt in Sizilien Chausseen gebaut, oder sind theilweise schon fertig, aber überall fehlen die Brücken und werden auch wohl so bald nicht erbaut werden.

Taormina. — Man bleibt gewöhnlich die Nacht in Giardini, einem kleinen Orte am Ufer, weil es der halbe Weg ist, besonders aber auch, weil gerade darüber auf dem hohen Berge Taormina liegt, das kein Reisender unbesucht läßt. So stiegen auch wir am andern Morgen mit Tagesanbruch hinauf, und kamen durch das schlechtgebaute, aber nicht unbedeutende Städtchen nach dem Ziel unserer Wünsche, dem Theater von Taormina. Nachdem wir den Zank der beiden Ciceronen, von denen ein jeder sich selbst das Privilegium gegeben hat, es zu zeigen, und die sich daher um uns stritten, geschlichtet hatten, führte uns der Sieger in diesen Zauberort ein. Kein Theater in der Welt hat eine solche Lage, wie dieses. Bekanntlich war es auch das am besten erhaltene antike Theater, ehe man das in Pompeji ausgrub, und es war daher die erste und damals einzige Quelle der Kenntniß aller wesentlichen Theile, aus denen jene bestanden. Nachdem uns unser Cicerone diese gehörig erklärt hatte, führte er uns auf den höchsten Punkt, wo die von der Scene entferntesten Sitze waren, stieg dann zu jener hinab und fing an zu deklamiren. Nicht nur verlor man keine Sylbe von dem, was er sagte, sondern wenn er auch nur das leiseste Geräusch, z. B. durch Knittern eines Papiers, machte, hörte man es in dieser großen Entfernung so deutlich, als wenn man neben ihm gestanden hätte. Das Schönste bei diesem Theater ist aber die Aussicht, die nach allen Seiten hin entzückt und die ihre große Berühmtheit vollkommen verdient. Eine Lücke in der obern Mauer des Theaters ist in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet. Im Rücken hat man das Meer und vor sich die ungeheure Masse des Aetna von der Basis, die sich hier deutlich von der Fläche gleichsam ablöst, bis zum Gipfel. Man kann nur anstaunen und bewundern; wiedergeben läßt sich der Eindruck nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Fourriers Phalanstère.

Auf kurze Arbeiten, oder, wie der Erfinder sagt, auf kurze Sitzungen hält Fourrier vorzüglich; deßhalb soll jede Arbeit höchstens zwei Stunden dauern; die Mahlzeiten sollen ganz köstlich seyn, um auch durch den Reiz des Gaumens die attraction passionnée zu befördern. Im Uebrigen soll, wenn ich nicht irre, etwas von der spartanischen Lebensart eingeführt werden, besonders was die Ehen betrifft; jedoch scheint mir dieser Theil des Plans sehr dunkel; vielleicht hat es Fourrier nicht gewagt, frei mit demselben hervorzutreten. Die attraction passionnée führt jedoch auf dergleichen Vermuthungen. Er kann es nicht genug wiederholen, die Menschen sollen durch das Vergnügen zu ihrem Glücke gelangen. In dem Phalanstère soll sich ein Raum für die Kinder, ein anderer für die Eheleute, ein dritter für die Greise, ein vierter für die Fremden befinden u. s. w. Die geräuschvollen Gewerbe sollen in einem abgesonderten Flügel des großen Gebäudes betrieben werden. In demselben Theile, wo sich die Fremdensäle befinden, sollen auch Ball- und Konzertsäle eingerichtet werden; denn natürlich darf Musik und Tanz nicht fehlen; sogar an die Oper hat der Alles vorhersehende, Alles besorgende Fourrier gedacht. Also auch ein Opernsaal soll vorhanden seyn und, wie sich von selbst versteht, eine vortreffliche Truppe und herrliche Stücke. Lust und Freude sollen im Phalanstère ihren Wohnsitz haben, und es soll den Bewohnern nichts zu wünschen übrig bleiben. Die Erde soll ein Paradies werden, und Fourrier hat ein noch weit reizenderes geschaffen, als Mahomed, und setzt es nicht jenseits des Erdenlebens hinaus, sondern verspricht es uns baar, hier auf diesem Erdboden, wofern wir nur seine Phalanstères errichten. Der ärmste Mann, wofern Armuth in einem solchen Paradies angenommen, ja nur gedacht werden kann, steigt in einer geheizten Vorhalle in seinen Wagen, oder er besucht die Werkstätten, die Ställe, ohne daß es ihm einfällt, zu fragen, was es für Wetter sey? denn überall befindet er sich in einer warmen, heitern Luft. Man wird natürlich fragen, auf welche Art denn die Kosten einer solchen Anstalt für 1500 bis 1800 Einwohner bestritten werden sollen; denn dadurch unterscheiden sich die irdischen Paradiese von den himmlischen, daß sie theuer zu stehen kommen. Fourrier hat Alles im Voraus berechnet. Eine halbe Million Franken ist nach seinem Anschlage zu den ersten Auslagen hinreichend, und der Gewinnst ist so bedeutend, daß die Leute Alles vollauf haben und Alle reich werden. Da sie nämlich ganz enthusiastisch zur Arbeit gehen, vermittelst der Attraction passionnée, so leisten sie Erstaunliches, und ihre Ausgaben werden dadurch verringert, daß sie Alles gemeinschaftlich haben. Wie wird aber der gemeinschaftliche Gewinnst ausgetheilt? Die St. Simonisten sagen: Jedem nach seinen Werken und seiner Fähigkeit. Im Phalanstère gibt es nur enthusiastische Arbeiter, folglich kann jeder auf eine hohe Belohnung Anspruch machen. Besitzt ein Bewohner des Phalanstères aber mehrerlei Fähigkeiten, so kann er sich auch in mehrere Serien aufnehmen lassen und bekommt daher in jeder seinen Antheil. Ein vielwissender Mann wird daher ein steinreicher Mann, denn von allen Serien der fließt ihm der Gewinn zu. Noch einem Einwurfe ist Fourriers Vorsicht entgegengekommen. Wie sollen die Armen mit den Reichen leben, da die beiden Klassen eine so verschiedene Erziehung erhalten und so verschiedene Sitten haben? Hierauf antwortet Fourrier: gebt allen Klassen dieselbe Erziehung, laßt ihre Kinder zusammen aufwachsen, so wird nur eine Sprache, ein Ton unter denselben herrschen. — Blieben diese Träume auf dem Papiere, so wäre es kaum der Mühe werth, sich mit denselben abzugeben; allein sie sollen im März des folgenden Jahrs verwirklicht werden. Ein Volksdeputirter, heißt es, gibt 500 Hektaren Landes und ein Kapital von 300,000 Fr. dazu her, um zu Condé-sur-Vesgre, im Arrondissement von Mantes, im Seine- und Oisedepartement ein Fourrier'sches Phalanstère errichten zu lassen, wo also die Arbeit durch leidenschaftliche Anziehung vor sich gehen soll. Ich fürchte aber, die „leidenschaftliche Anziehung" wird von der Polizei nicht geduldet werden. Die Frauen sollen nämlich in zwei Klassen oder Grade getheilt werden, Vestalinnen und emanzipirte Korporation. Letzteres scheint ein Surrogat der Ehen zu seyn. Ein solches Phalanstère wird in einem christlichen Staate ein großes Scandal seyn, und ich sehe schon voraus, daß Fourrier, sein Phalanstère und seine „leidenschaftliche Anziehung" die Pariser eben so sehr belustigen werden, als die Väter der St. Simonisten, ihr Cölibat und ihre Bärte.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Januar 1833.

Eine glänzende Entdeckung wirft vorwärts; gleich einem Meteor, einen blendenden Schein auf ein weites Feld menschlichen Wissens; aber nur zu oft ist sie wirklich ein Meteor.

Laplace.

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Naturwissenschaften.

Von

Dr. Nürnberger.

Wir werden uns in diesem Artikel, wie bisher, bemühen, den Lesern eine Uebersicht der wichtigsten Erweiterungen der Naturwissenschaften zu erhalten, und dabei namentlich auch den praktischen Gesichtspunkt, die lebendige Anwendung auf Kunst und Gewerbe nicht ausschließen, da die Forschung nie würdiger erscheint, als wenn sie sich wohlthätig zum unmittelbaren Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens herabläßt. Wie schön und erhaben es ist, den Kreis des Wissens selbst für die Geister zu erweitern, so fragt die Welt doch zunächst nach der praktischen Ausbeute, und die Wissenschaft bewegt sich auf einem weitern und fruchtbarern Felde, wenn sie neben dem Gelehrten zugleich den Menschen befriedigt.

Die Kunst, sehr kräftige Magnete darzustellen, ist ganz kürzlich, und zwar durch ganz verschiedene Methoden, in Nordamerika und Norddeutschland vervollkommnet worden; die neue Welt hat aber, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, rücksichtlich der dabei erzielten Wirkung vor der alten den Sieg davon getragen, was sich leider noch öfter ereignen dürfte. — Zwei amerikanische Gelehrte nämlich, Henry und Ten Eyk, haben die Einwirkung der Elektricität, und zwar, was die meiste Bewunderung verdient, verhältnißmäßig nur sehr schwacher elektrischer Kräfte aufgeboten, um fast unglaubliche magnetische Erfolge hervorzubringen. Ich muß hier aber zuvörderst daran erinnern, daß die Wechselwirkung zwischen Elektricität und Magnetismus eine Entdeckung der neuern Naturforschung ist, welche dem Dänen Oersted, Professor der Physik zu Kopenhagen, angehört, der dieselbe gegen Anfang des vorigen Jahrzehnts machte und sie damals der Welt sogleich in einer eigenen Schrift *) ankündigte. Die Entdeckung dieses merkwürdigen Wechselbezugs zwischen der elektrischen und magnetischen Materie, welchem zufolge Magnetismus durch Elektricität, und umgekehrt auch Elektricität durch Magnetismus erregt werden kann, ist hernach von den Naturforschern weiter verfolgt und in der Darstellung auf die einfachsten Formen zurückgeführt worden. Läßt man nämlich nur zwei Platten heterogener Metalle, z. B. Zink und Kupfer, etwa einige Quadratzolle groß, zusammenlöthen und taucht ein so verbundenes Plattenpaar in ein Becken mit Wasser, zu dem man etwas Schwefelsäure getröpfelt hat, so entsteht schon dadurch in dieser Verbindung verschiedener Metalle eine elektrische Spannung, welche man sofort zur Erregung sehr wirksamer magnetischer Kräfte benutzen kann. Um Letzteres zu bewirken, läßt man ferner an jeder der Platten Häkchen anbringen, an welche ein Draht von

*) Experimenta circa effectum conflictus electrici in acum magneticam. Kopenhagen, 1820. 4.

beliebigem Metalle befeſtigt werden kann, und umſchlingt mit dieſem Drahte zuvörderſt ein Stück weichen Eiſens, dem man, wie den armirten Magneten, gern eine Hufeiſenform gibt. Hängt man nun den Draht in die Häkchen der beiden verbundenen Platten und taucht dann dieß Plattenpaar in das geſäuerte Waſſer, ſo theilt ſich dadurch die in den Platten erregte Elektricität dem Drahte mit und erregt nun in dem davon umwundenen Eiſen magnetiſche Kraft, welche ſo lange, als die Einwirkung der Elektricität auf das Eiſen, fortdauert.

Dieſes einfachen Verfahrens nun bedienten ſich auch die beiden obengenannten amerikaniſchen Naturforſcher, um wirklich bewundernswürdige magnetiſche Kraftäußerungen zu erzeugen, von denen ſich bei weiterer Ausbildung dieſer merkwürdigen Entdeckung vielleicht noch ganz ungeahnte Anwendungen auf Kunſt und Gewerbe machen laſſen werden. Es hielten jene Gelehrten dabei das Prinzip feſt, die mit dem elektriſirenden Drahte zu umwindenden Eiſenmaſſen möglichſt zu vergrößern, die Zahl der Drahtumwindungen aber, welche man ſpiralförmig geſtaltete, ſo viel als immer thunlich zu vermehren und den Draht ſelbſt, z. B. durch Umwicklung mit Seidenfaden, zu iſoliren. Einige theoretiſche Folgerungen nämlich, auf welche ich hier noch nicht eingehen kann, hatten wahrſcheinlich gemacht, und die Erfahrung hatte beſtätigt, daß eine ſolche Iſolirung der die Elektricität leitenden Drähte die Wirkung auf das zu magnetiſirende Eiſen nicht nur nicht vermindere, ſondern ſogar vermehre, indem es dabei nicht ſowohl auf eine wirkliche Mittheilung elektriſcher Materie, als vielmehr nur auf eine elektro-magnetiſche Reizung anzukommen ſcheint.

Dieſen Prinzipien gemäß nahmen alſo unſere Amerikaner eine drei Zoll dicke, dreißig Zoll lange und ſechzig Pfund ſchwere Stange von weichem Eiſen, krümmten ſie in Hufeiſenform, wie man es zur bequemern Befeſtigung der anzuhängenden Gewichte mit armirten Magneten überhaupt zu machen pflegt, und umwickelten dieſes ſo geſtaltete Eiſen mit ſechs-und-zwanzig umſponnenen Kupferdrähten, deren jeder ein-und-dreißig Fuß lang war, auf das Dichteſte. Die obern und untern Enden dieſer Drähte wurden ſodann, erſtere an die Kupfer- und leztere an die Zinkplatte eines, nach der vorausgeſchickten Beſchreibung verbundenen Plattenpaares angelöthet, wobei noch bemerkt werden muß, daß man jeder dieſer beiden Platten, zum Behuf der gewünſchten Verſtärkung der Wirkung, eine Größe von beinahe fünf Quadratfußen gegeben hatte. Tauchte man dieſes Plattenpaar in das geſäuerte Waſſer, ſo erfolgte jezt eine Wirkung, welche ſelbſt die kühnſten Erwartungen übertraf; denn die, durch jenes Verfahren im Plattenpaare erregte und in den Draht überfließende Elektricität erweckte in dem umwickelten Eiſen eine ſo gewaltige magnetiſche Kraft, daß daſſelbe, ſo lange die elektriſche Einwirkung darauf fortdauerte, das kaum glaubliche Gewicht von 2063 Pfunden zu tragen vermögend war. Freilich verſchwindet dieſe Kraft gleichzeitig mit der ſie hervorrufenden elektriſchen Aufreizung; aber ſchon ihr momentanes Vorhandenſeyn iſt einem phyſikaliſchen Wunder zu vergleichen, und wenn es dem Experimentator vielleicht einſt gar noch gelingt, dieſe Kraft durch irgend eine Modifikation ſeines Verfahrens an das Eiſen zu feſſeln, welcher Hoffnung wir nicht entſagen, ſo gibt es wohl kein zweites Beiſpiel in der Experimentalphyſik, wo mit verhältnißmäßig ſo ganz unbedeutenden Mitteln ſo ganz Ungeheures geleiſtet worden wäre.

Faſt gleichzeitig mit dieſen nordamerikaniſchen Naturforſchern hat man ſich auch in Norddeutſchland um Vervollkommnung der Magnete bemüht, obgleich hier ein ganz anderer Weg eingeſchlagen, aber auch bei weitem kein ſo ſtaunenswerthes Reſultat erzielt worden iſt. Ein Berliner Künſtler nämlich, mit Namen Dübler, hat durch bloße Verbindung mehrerer kleinern Magnete von Hufeiſenform eine ſogenannte magnetiſche Batterie, die außergewöhnliche Kräfte beſizt, zu Stande gebracht. Vorher muß aber erwähnt werden, daß Berlin ſchon früher einen ſogenannten Rieſenmagnet beſaß. Derſelbe iſt die Arbeit eines Caſſeler Mechanikers, mit Namen Gundlach, und befindet ſich jezt im Beſitze des Kölniſchen Realgymnaſiums zu Berlin. Er zieht 300 Pfund, iſt aber von einem größern eigenen Gewichte, als der nunmehr näher zu erwähnende Dübler'ſche Magnet. Das ganze eigene Gewicht dieſes lezteren nämlich beträgt nur wenig über vier-und-zwanzig Pfund; zuſammengeſezt iſt er dabei aus dreißig kleinern, wie geſagt, hufeiſenförmig geſtalteten Magneten, welche auf einander gelegt und einfach an einander befeſtigt ſind. In dieſer Zuſammenſetzung trägt er 320 Pfund. Jeder einzelne der ihn zuſammenſetzenden dreißig Magnete trägt dagegen höchſtens acht Pfund, welches alſo zuſammen nur 240 Pfund geben würde. Man ſieht hieraus, daß die Zuſammenſetzung eine gegenſeitige Verſtärkung von achtzig Pfunden hervorbringt; und dieß iſt die intereſſante Seite der Dübler'ſchen Vorrichtung. Denn bisher iſt es noch nicht gelungen, dergleichen magnetiſche Zuſammenſetzungen zu bewirken, deren Geſammtkraft die Wirkungsſumme der einzelnen Elemente übertroffen hätte; im Gegentheil fand ſich erſtere ſtets kleiner als lezlere, und dieſer Umſtand ſchien in der Natur der Sache zu liegen, da man in der Batterie allerdings eine gegenſeitige Aufreibung von Magnetismus anzunehmen berechtigt war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Schi-king.

(Fortsetzung.)

An die Jagd schließt sich der Krieg an. Die Geschichte des chinesischen Reiches vor Confucius erzählt uns von innern und äußern Kriegen. Wiederholt wird das Reich von der Geißel des Bürgerkrieges heimgesucht, und an der Nordgränze lauern Tartaren, immer zum Einbruch und zur Plünderung bereit. Gegen sie nun zieht der Krieger auf den fernen Posten und denkt dort an Vater, Mutter und Bruder in der Heimath, und sagt sich, wie sie sich um ihn grämen und ihren Gram aussprechen werden. Während die Krieger in den fernen Kampf ziehen, bleiben die Felder unbestellt; aber des Kaisers Dienst geht vor allem. Ein plötzlicher Einbruch macht die schnellste Bewaffnung nöthig; da bietet dann ein Kriegskamerade dem andern verschiedene Rüstungsstücke an, damit er nicht zurückzubleiben genöthigt werde. Jahrelang muß der Feldherr den Krieg an den Grenzen führen; wenn er dann heimkehrt, hören wir die Lieder seiner Soldaten, die ihn preisen. Wir finden ein Gastlied auf denselben Feldherrn; er bleibt nicht ohne Anfeindung, aber er stemmt sich den Gegnern als ein gewaltiger Wolf heldenhaft entgegen. Die Grenzwächter sehnen sich nach der Zeit ihrer Ablösung; die Besieger der Barbaren loben sich selbst; wir hören die Schilderung eines Heeres in einzelnen Zügen, die Klagen des Soldaten, daß der Feldherr ihn so von Noth zu Noth führe, indeß die Mutter zu Hause darbe; die Beschwerlichkeit eines weiten Kriegszuges über steile Berge, durch Regen und Schnee, der Dienst des Feldherrn in empörten Provinzen und die Noth der Soldaten werden geschildert.

Zwei Feldherrn gegen Empörer gesandt.

Der Kaiser schickt zwei Feldherrn und zwei Heere,
Und jedes zieht in Eil.
Was gibt dem einen Feldherrn er zur Wehre?
Den Bogen und den Pfeil.
Geh, schlage, die mir widerstreben!
Und wenn sie sich der Gnad' ergeben,
So sey die Gnad' ihr Theil.

Der Kaiser schickt zwei Feldherrn und zwei Heere,
Und beide ziehn in Eil.
Was gibt dem andern Feldherrn er zur Wehre?
Die Sichel und das Beil:
Du sollst die Frevler ganz ausrotten,
Die wagen meiner Macht zu spotten;
Es bleibt für sie kein Heil.

Der Grenzwächter.

Sitzend auf dem Felsgestein,
Schlägt der Held das ehrne Becken,
Wacht allein und schläft allein,
Fürchtet nicht der Wildniß Schrecken,
Spricht: Geschworen hab' ich eben,
Anders als mit meinem Leben
Nicht den Posten aufzugeben.

Auf des Berges Felsabhang
Schlägt der Held das ehrne Becken,
Und so weit man hört den Klang,
Muß er Muth dem Land erwecken;
Denn er sagt in seiner Mitten,
Daß nicht von Barbarentritten
Sind die Grenzen überschritten.

Auf des Berges höchstem First
Schlägt der Held das ehrne Becken,
Und so weit du's hören wirst,
Mußt du, Feind, zurückeschrecken;
Denn es redet dir das Zeichen
Von dem Helden ohne Gleichen
Und der Hut in unsern Reichen.

Die Mühen des Krieges führen auf die Beschwerlichkeiten, die der Beamte, der Kaiserdiener, zu tragen hat. Es ist die Eile, der Drang, welchen der Dienst mit sich führt, was besonders geschildert wird; so klagt einer, er müsse so sehr eilen, daß er verkehrt in die Schuhe und ins Kleid fahre, und wendet dann doch diese Klage zu einem Lobliede auf die rastlose Thätigkeit des Kaisers. Der Hofmann vergleicht sein mühseliges Leben mit der freien Behaglichkeit der Landleute und beschließt, den Hofdienst aufzugeben. Keine Rücksicht irgend einer Art, keine Sorge für seine Familie hält den vorwärtsstrebenden Diener im Dienste des Kaisers auf. Besonders sind es die Kaiserboten, welche über die unausgesetzte Beschwerlichkeit ihres Dienstes klagen. Dagegen erquickt es, zu lesen, wie der Vogt die Arbeiter besucht, wie er ihnen Speisen sendet, die er selbst kostet, wie sie ihn dafür loben, ihm überreiche Erndten verheißen und dagegen auch immer reichliche Kost hoffen.

Ueberdruß des Hoflebens.

Dort durch freie Räume
Wandeln sie in Ruh.
Warten Maulbeerbäume,
Singen froh dazu.
Warum opfern wir die Kräfte
Hier verdrießlichem Geschäfte?
Gehn wir heim zusammen ich und du!

Dort auf eignen Fluren
Lassen sie den Stier
Ziehn des Pfluges Spuren
Ohne Ruhmbegier.
Warum mühn wir uns verdrossen,
Wo uns keine Saaten sprossen?
Komm, nach Haus zusammen gehen wir!

Auf die Speicher schütten
Sie den Vorrath klein,
Zäunen in die Hütten
Sich mit Frieden ein.
Für den Bau des Staats zu streben,
Hat verkümmert unser Leben;
Komm und laß uns für uns eigen seyn!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

Literatur.

Ich habe Ihnen in meinen vorigen Briefen über unser ganzes öffentliches Leben und seine Bewegungen, über Hospitäler und Festungswerke, Budget und hungernde Arbeiter, über Verschwendung und Armuth gesprochen, die bekanntlich bei uns dicht bei einander wohnen. Es ist Zeit, daß ich von dem ernsten, strengen und spröden Stoff auf das Wenige übergehe, was in Literatur, Wissenschaft und Kunst in Jahresfrist bei uns aufgegangen ist.

Eine Art geistiger Cholera befällt einen, wenn man heutzutage einen Blick auf die poetischen Erzeugnisse wirft, welche die Pariser journées glorieuses zum Gegenstand haben. Nicht Victor Hugo allein sprach von géans und fils de géans; auch in Lyon spukte das in unsern Tagen so lächerlich gewordene Unwesen. Zuerst kam ein Herr Kaufmann mit seinem Gedicht: Gloire, deuil et liberté, in dem neben viel Aufgetriebenheit, Schwulst und Eitelkeit gute Stellen zu finden sind. So apostrophirt er in der Gloire den König Karl X.:

L'orage se prépare... entends tu la tempête?
Un géant en naîtra, qui, planant sur la tête;
T'enlèvera, chétif, avec sa main de fer:
Puis, ouvrant cette main dans le milieu de l'air,
Et te laissant tomber vers la terre étonnée,
Brisera sur le roc ta tête couronnée!
Le géant, c'est le peuple!...

Dieß war im Julius 1830 ein schönes und richtiges Bild; es könnte seyn, daß es im nächsten Julius wieder eben so wahr wäre. In der ersten Abtheilung dieser Trilogie, in der Gloire, wird die Freiheit einem Schmetterling mit goldenen Flügeln verglichen. Auch aus dieser Allegorie spricht eine große nationale Wahrheit. Bei den Franzosen ist die Freiheit kein begeistertes, tiefes, reines Hochgefühl, das sich auf sittliche Reife und ächte Civilisation gründet, sondern ein glänzendes Luftwesen. Uebrigens haben auch diese Verse den Hauptfehler der ausgearteten neuen Dichterschule in Frankreich: das krampfhafte Ringen nach Originalität. In England hat Lord Byrons infernalische Ironie und sein manirirter Leichtsinn eine Menge junger Männer zur Nachahmung verleitet. Da sie des Dichters Genie nicht erreichen konnten, so hingen sie sich an seine Fehler und überboten sich seitdem in düstern, Welt, Leben und Menschen verachtenden Ideen. In Frankreich ist es eben so gegangen; denn die Nachahmer Chateaubriands, Lamartine's und Victor Hugo's sind seit einiger Zeit ins Gezwungene und Bizarre gefallen, das keine Grenzen mehr kennt. Die Situationen unserer Dichter sind in der Regel falsch, entlehnt oder unwahr; hier ein blühender, wohlgenährter Dandy, der immer von seiner mourante vie spricht, dort ein recht glücklicher, in den angenehmsten Lebensverhältnissen lebender jeune France, der sich dès long tems au malheur condamné nennt, oder ein Coriban, der von einer losern Schönheit zur andern eilt und dann noch über sa virginité étouffée klagt.

Anziehender als dergleichen Poesien ist ein rein positives Werkchen: Mémoire sur la ville et le commerce de St. Etienne, welches interessante Notizen über die ungeheure Fabrikthätigkeit dieses französischen Birmingham enthält, das in wenigen Jahren von 7000 Einwohnern auf 40.000 kam. Hier sind die Waffen-, Quincaillerie- und Bandfabriken, die Gewinnung der Steinkohlen, die Arbeit in den großen Schmieden, die Stahlbereitung, die Hochöfen, der Bau der Eisenbahnen und die Gaze- und Seidenfabriken beschrieben. Aus dem vielen Interessanten hebe ich nur das aus, was die Fabrikation der Schnürbänder betrifft. Sie begann erst im Jahre 1807 auf einem Webstuhl, jetzt sind deren 2000 beschäftigt; alle zusammen weben täglich über 200.000 Ellen Schnürband, und dieß ist so wohlfeil, daß das Stück baumwollenes Schnürband von sechsund-dreißig Ellen Länge nicht mehr als 25 Centimen kostet. Die Fabrik Richard Chambovets verbraucht allein sechshundert metrische Centner rohes Material.

Lyons Geschichte ist lange nicht gut bearbeitet worden. Daran war großentheils die Abhängigkeit von der Geistlichkeit Schuld, die es nicht gerne sah, daß über Lyon wahr und rücksichtslos geschrieben werde. So entstand Mallebranche's einseitige Geschichte unserer Stadt. Es war Zeit, daß diese Lücke endlich einmal ausgefüllt wurde. Dies Geschäft hat ein Lyoner, Namens P. Clerion, übernommen und nicht ohne Talent ausgeführt. Sein Buch ist eigentlich eine Geschichte der französischen Civilisation überhaupt, mit all ihren Abstufungen und Einzelnheiten; immer aber herrscht das Lyoner Handelsvölkchen vor, unter dem Einfluß unserer eigenthümlichen Institutionen während der gallischen und römischen Herrschaft, im Mittelalter, in der Feudalherrschaft und endlich seit dem Wiedererstehen der Wissenschaften. Der Verfasser hat seinen Gegenstand so wahr und richtig gefaßt, daß jede dieser historischen Epochen eigenthümliche Zeichnung und Farbe hat. Die Römerherrschaft, von der, in unserer Gegend so viel merkwürdige Spuren übrig sind, beschreibt er mit einer gewissen Pracht und Vornehmheit; die Herrschaft der germanischen Völker, die der Franzose natürlich Barbaren nennt, erfüllt ihn aber fast mit eben so viel Ingrimm, wie die Herrschaft des verdorbenen Klerus. Bei der Erzählung des endlichen Siegs und Uebergewichts der Lyoner Gemeinde geräth der Verfasser in patriotische Begeisterung. Zwischen Sittendarstellungen geben Beschreibungen von vaterländischen Denkmalen durch, aber nicht einzelnstehend, kalt und wie eingelegte Arbeit, sondern lebendig eingreifend in die Geschichte; sie bilden eine lebendige Bühne, auf der die großen Ereignisse vorgehen, z. B. Provinzialsynoden, Konzilien und Volksversammlungen. Jeder merkwürdige Mann spielt da seine Rolle und erscheint oft in treffendem Bild; so z. B. Papst Gregor VII. „Hildebrand war aus ziemlich niederm Stand, aber durch Eifer, Gelehrsamkeit, Unerschrockenheit und Genie weit über seine Zeit erhaben. In mehrern Städten hatte er den wilden Gelagen beigewohnt, denen sich die damalige Geistlichkeit so gern und so häufig überließ; mit Abscheu hatte er die schamlose Simonie, desgleichen öffentliche Unordnungen, Ausschweifungen und die grenzenlose Liederlichkeit der Priester, Bischöfe und Mönche gesehen. So entstand in ihm der feste Vorsatz, große Reformen in der geistlichen Welt vorzunehmen und dieselbe durch strenge, exemplarische Strafen zu erschrecken. Als er endlich auf dem päpstlichen Stuhl in Rom saß, wollte er sich, wie seine Vorfahren, die Römer, den ganzen Erdball unterwerfen." — Man hat es an Clerion gelobt, daß er nicht Barante, Merimée und einigen andern französischen Schriftstellern in seiner Darstellungsart gefolgt ist; denn von dieser Weise ist man nun auch in Frankreich zurückgekommen, weil man sie nicht für etwas tief Begründetes, sondern nur für eine Mode hält. Clerion erzählt nicht die Ereignisse mehr und weniger genau und verschwindet dabei ganz als Geschichtschreiber; er gibt nicht blos eine Chronik, sondern er raisonnirt auch, er hat noble Passionen. Er vergöttert seine Vaterstadt Lyon und kennt nichts darüber, er seufzt über ihre Unglücksfälle und freut sich über ihre Triumphe. Dabei läßt er aber manchmal die Geschichte links liegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Januar 1833.

Die Ruhe, die Freiheit, unserer Wünsche Ziel zu jeder Zeit,
Die Kühle, die mich hier umweht, versetzen mich in eine andere Welt.
Wie wenig Muße lassen einem die Staatsgeschäfte, sich Glück zu kosten!

Ju-Kiao-Li
oder die beiden Basen.
Aus dem Chinesischen von Abel-Remusat.

Der Schi-king.

(Fortsetzung.)

Die Mühsal des Dienstes wechselt von Zeit zu Zeit mit Erquickung beim heitern Mahle, bei den Freuden der Geselligkeit, bei glänzenden Festen; der Uebergang von der Arbeit zur Erholung wird durch ein Gedicht bezeichnet, in welchem sehr einfach ausgesprochen wird, daß, wer essen wolle, arbeiten müsse, wer Aehren haben wolle, das Säen nicht vergessen dürfe, wer Brod essen wolle, sich dem Schneiden des Getreides nicht werde entziehen dürfen, und daß sich auf die Jagd verstehen müsse, wer Wildpret speisen wolle. Wir finden hier folgende Gegenstände behandelt. Elegische Schilderung der Winterstille nach der Arbeit des Sommers und Herbstes; ein Reicher, der seines Reichthums nicht genießt; Glück des sorglosen Unbeweibten; Vergleichung des Gastlichen mit dem Birnbaume, der alle Wanderer zu seinem Schatten lädt; Beschreibung des Königsfestes im Anzug klingelnder Wagen, im Rauschen der Musik; das Glück der Theilnahme daran auf's Höchste gepriesen; herrliche Schilderung eines Ohnesorge von Müßiggänger; einladend reizende Schilderung der Genügsamkeit; Lob des Gastes; Preis der Geselligkeit. Treffliche Fische werden gespeist, herrliche Trinklieder angestimmt; der Gast wird durch schöne Vergleichungen geehrt; ein kleines Fest wird allerliebst geschildert; ein vertrauter Gesellschaftskreis, doch mit der Aussicht auf äußere Stürme, beschrieben. Wir erhalten auch die vollständige Schilderung eines heitern Festes: Essen, Trinken, Pfeilschießen, Strafe für die Fehlenden, Tanz, Opfer für die Ahnen werden uns nach einander vorübergeführt. Wir erfahren die wohlausgedachte Bestellung eines Weinvogts, der das Uebermaaß beim Zechen verhüten soll, wissen aber freilich auch keinen Rath, wenn der Weinvogt selbst zu tief in's Glas geblickt. Wir sehen, wie der König mit Behagen auf seinem stillen Schlosse trinkt, und hören die Warnung, die an Alte ergeht, sich vor dem Uebermaaß im Trinken zu hüten.

Der Müßiggänger.

Vor dem Thore steht die Eiche,
Und die Ulme wächst am See,
Drunter sitzt der ihnen gleiche
Sorgenfreie Sohn von Tser.

Einen Glückstag wählt er eben,
Um auf's Feld sich zu begeben;
Dort wird er den Mais nicht pflanzen,
Aber einen Reihen tanzen.

Einen Glückstag wählt er aus,
Und verfügt sich aus dem Haus;
Zwar wird er den Hanf nicht säen,
Aber doch spazieren gehn.

Geselligkeit.

Auf den Wipfel fliegt die Taube,
Ruft der andern schmeichelnd zu.
Das sind Vögel unter'm Laube,
Und ein Mensch, ein Mensch bist du.

Wenn die Vögel sich bestellen,
Lädst du dir nicht auch Gesellen?
Selbst der Weltgeist fordert auf dazu.

Greise, welche gleichen Namen
Mit mir führen, lad' ich ein.
Wenn sie nicht zum Feste kamen,
Sollt' ich darum böse seyn?
Meinen Wein hab' ich geklähret,
Meines Hauses Flur gekehret,
Und wenn Niemand kommt, zech' ich allein.

Greise, von verschiednen Namen
Lad' ich ein zu meinem Schmaus.
Wenn sie nicht zum Schmause kamen,
Mach' ich mir kein Leid daraus.
Eingeschlachtet ist ein Böckchen,
Aufgestellt sind Blumenstöckchen,
Und ich selber bin mein Gast im Haus.

Setz' ich meinen Gästen fade
Speisen vor und trüben Wein?
Jeder, den ich zu mir lade,
Findet's bei mir frisch und rein.
Trommel selbst und Pauke schlag' ich,
Meinen Leib im Tanze trag' ich,
Und dazwischen schenk' ich allen ein.

Festlied.

Fische gibt's im Westen,
Trinken Wasserfluth;
Wir im Wein, dem besten,
Trinken frohen Muth.
Lebe hoch der Wirth, der seinen Gästen
Es bereitet also gut!

Bäume gibt's im Osten,
Trinken Thau allein;
Aber wir verkosten
Manche Sorte Wein.
Stehe fest das Haus mit seinen Pfosten,
Falle von der Gäste Lärm nicht ein!

Vögel gibt's im Norden,
Schwärmen allzufrei;
Wenn sie trunken worden,
Führen sie Geschrei.
Lärmet nicht gleich den Barbarenhorden,
Sondern Anstand sey dabei.

Das kleine Fest.

Der Wein ist nicht der beste,
Doch trinken wir ein Glas.
Gekocht ist nicht für Gäste,
Doch komm, wir essen was.
Komm, uns vereinen laß
Zu einem kleinen Feste!

Ich kann mich dir nicht gleichen
Im Tanz, es ist dir kund,
Und im Gesang muß weichen
Dem deinigen mein Mund.
Doch laß uns singen und
Die Hand zum Tanz uns reichen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

Dieses Hinderniß der Erzeugung kolossaler magnetischer Wirkung von Dauer, im Gegensatze ihrer blos temporären Darstellung durch das von den Amerikanern angewendete, oben beschriebene Verfahren, scheint hiernach vermittelst Döbereiners Methode beseitigt zu seyn, und es wird nur darauf ankommen, ob es bei weiterer Anwendung derselben gelingt, den Kraftüberschuß der magnetischen Batterie fortwährend im Verhältnisse der vermehrten Elementezahl zu vergrößern. So viel ist ausgemacht, daß sich der Naturforschung hier eine, früher ganz ungeahnte Gebietserweiterung zeigt, und es ist merkwürdig, daß fast gleichzeitig zwei so ganz verschiedene Wege entdeckt worden sind, um von entgegengesezten Seiten immer tiefer in dieses neue Wunderland des Magnetismus einzudringen.

Diesen Erfahrungen über die Möglichkeit einer außerordentlichen Vermehrung des Magnetismus im Eisen stehen neuere nautische Beobachtungen über die, unter lokalen Umständen eintretende Verminderung der Beständigkeit gegenüber, mit welcher die Magnetnadel ihre gewöhnliche Richtung behauptet. Man muß sich in diesem Bezuge zuerst daran erinnern, daß die Magnetnadel nur auf sehr wenigen Punkten der Erdoberfläche genau nach Norden und Süden weist, sonst aber überall eine bald östliche, bald westliche Abweichung hat, und daß selbst hierin mit der Zeit beständig Veränderungen vorgehen. Allein alle diese Veränderungen scheinen von einem großen magnetischen Prozesse im Innern der Erdkugel abzuhängen und eine gewisse Regelmäßigkeit zu beobachten, welche erlaubt, dieselben auf ein bestimmtes Gesetz zurückzuführen. Anders verhält es sich mit den lokalen Affektionen, welche die Magnetnadel an gewissen Stellen der Erdoberfläche erfährt, und von welchen wir hier sprechen wollen. Schon früher hatten die Seefahrer vielfach darauf aufmerksam gemacht, daß die Magnetnadel in der Nähe von Uferstellen, wo viel Basalt oder anderes eisenhaltiges Mineral vorkommt, eigenthümliche Abweichungen von der sonstigen Richtung erleide; und besonders hatten die englischen Schiffskapitäne, Roß und Parry, bei ihren bekannten Expeditionen nach dem Nordpole, in der Nähe desselben dergleichen Abnormitäten in der Richtung der Magnetnadel bemerkt, welche von mehrern Naturforschern auf Rechnung großer, dort wahrscheinlich vorhandener Eisenlager gesezt wurden. Allein in der neuesten Zeit war dagegen durch vielfache Beobachtung auch wieder dargethan worden, daß die Magnetnadel atmosphärischen Einflüssen: der Feuchtigkeit, der Temperatur u. s. w. unterworfen ist, und daß besonders die leztere eine sehr bedeutende Wirkung

auf die Intensität ausübt, mit welcher die Nadel ihre sonstige Richtung behauptet. Es blieb daher bis auf einen gewissen Grad immer noch problematisch, ob jene unregelmäßigen Abweichungen ihren Grund in der mineralischen Configuration der Uferstellen, oder in atmosphärischen Einflüssen hatten. Diesen Zweifeln hat nun der englische Kapitän Flinter bei seiner jüngsten Reise auf dem Ober-See in Canada auf einmal ein Ende gemacht. „Nachdem ich die Königsinsel auf diesem See verlassen hatte," erzählt er in der Beschreibung jener Reise, „nahm ich meine Richtung bei heiterem Wetter und ziemlicher Windstille gegen die Blackbay. Je näher ich dem Ufer kam, desto mehr bemerkte ich eine Abweichung der Magnetnadel von der Richtung, welche sie eigentlich haben sollte, und als ich endlich dem Ufer ganz nahe war, blieb sie unbeweglich stehen. Oft schon hatten mir Seemänner, durch welche jene Küste beschifft worden war, von diesem Phänomen erzählt, und da mir äußerst daran gelegen war, mich von den Gründen dieser sonderbaren Erscheinung selbst genau zu überzeugen, so ruderte ich in einem Boote an das Land, um die natürliche Beschaffenheit der Felsen zu untersuchen, welche hier die Küste bilden. Sogleich erkannte ich auch, daß diese Felsenbänke von schwärzlich veilchenblauer Farbe eine Menge Eisentheile enthielten, und in den Vertiefungen fand ich große Stücke gediegenen Eisens." Der Einfluß dieser Felsen auf die Nadel war so groß, daß schon die Annäherung auf einige Meilen hinreichte, um die Abweichung sehr bedeutend zu modificiren, und was die Sache außer allem Zweifel setzt, so hing die Größe dieser Veränderung von dem größern oder geringern Eisengehalte der Felsen ab. Es ist also gewiß, daß nahe und große Eisenmassen einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Richtung der Nadel des Kompasses haben, wodurch dieses Instrument an Zuverläßigkeit natürlich außerordentlich einbüßt.

Aehnliche Einwirkungen auf die Nadel des Kompasses, wie die eben angeführten, von äußern Eisenmassen herrührenden, entstehen allerdings auch aus den großen Mengen dieses Metalles, welche, namentlich bei der heutigen Bauart, im Innern der Schiffe selbst angebracht sind. Letzterem, längst bemerkten Uebelstande hat man indeß in neuerer Zeit durch eine sehr sinnreiche Einrichtung bereits zu begegnen gewußt. Da nämlich diese, im Innern des Schiffes angebrachten Eisenmassen ihre Stelle nicht verändern und der Kompaß ebenfalls seinen festen Platz in der Nähe des Steuers hat, so erhält die Einwirkung auf die Nadel dadurch eine gewisse Regelmäßigkeit, der man also entgegenwirken kann. Man bestimmt zu diesem Zweck den Einfluß des im Schiffe vorhandenen Eisens auf die Aenderung der Declination der Nadel durch Beobachtung genau und bringt sodann, ganz in der Nähe der leztern, eine kleinere Masse Eisen unter dem Namen der „Correctionsplatte" an, welche jenen Einfluß compensirt. Ob die Absicht dieser Compensation erreicht sey, wird ebenfalls durch Versuche entschieden, und solchergestalt die Besorgniß wegen des im Schiffe selbst befindlichen Eisens beseitigt. In Absicht auf die Einwirkung äußerer Eisenmassen hingegen, wollen wir uns der Hoffnung hingeben, daß vielleicht die oben geschilderten neuen Methoden zur Erweckung eines höchst kräftigen Magnetismus auch auf Verstärkung der Intensität der Richtungstendenz der Nadel ausgedehnt, und dadurch eben so technisch, als wissenschaftlich wichtig gemacht werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sizilianische Skizzen.

Mola. — Von Taormina aus sieht man im Vordergrunde eine sonderbare Stadt auf einem Felsen liegen, der mehr als doppelt so hoch ist, als der von Taormina. Es ist Mola. Von Taormina aus gesehen, begreift man schlechterdings nicht, wie Menschen da hinaufgekommen sind; denn die weit über tausend Fuß hohe Klippe ist von dieser Seite senkrecht wie eine Mauer. Blos auf der andern, gegen das Gebirge hin, führt ein äußerst steiler und gefährlicher, aber doch zu erklimmender Pfad hinauf. Nur die sonst so große Furcht vor den Seeräubern kann den, ohne diesen Umstand unbegreiflichen, Entschluß erklären, sich auf einem solchen Adlerneste anzusiedeln. Auch wird das allmählige Verschwinden dieser Besorgniß nach und nach die Bewohner solcher unbequemen Wohnplätze bewegen, wenigstens da, wo, wie hier, unten keine schlechte Luft ist, sie zu verlassen und sich in der Ebene und am Ufer anzubauen. Ja, an einigen Plätzen soll man schon den Anfang damit gemacht haben. Die armen kleinen Kinder in Mola werden, wenn auch dieses einmal herunter versezt seyn wird, am meisten dabei gewinnen, indem sie dann erst das ihnen bis jezt unbekannte Glück, frei im Freien spielen zu können, genießen werden; denn da der größte Theil dieses Städtchens an den fürchterlichen Abgrund stößt, an welchem keine Einfassung vor dem Herunterstürzen schüzt, so müssen die kleinen, vor den Häusern spielenden Kinder, um sie vor Unglücksfällen zu bewahren, wie Thiere an lange Stricke gebunden werden, die ihnen zwar einigen Spielraum lassen, aber sie vom Rande fern halten.

Indianische Feigen. Was einem Nordländer am meisten auf dem ganzen Wege auffallen muß, das ist die unendliche Menge von indianischen Feigenbäumen, die man überall, auf jeder Mauer und zu beiden Seiten der Straße, fast ohne Unterbrechung, Spaliere bilden und von Früchten strotzen sieht. Die Fülle derselben ist

so ungeheuer groß, daß man begreift, wie ein großer Theil der Bevölkerung den Sommer über fast einzig von dieser nahrhaften und erfrischenden Frucht leben kann. Am Wege scheint Jeder ein Recht darauf zu haben; in Städten, wo sie verkauft werden, kosten dreißig bis vierzig Stück — und sie sind so groß, wie die größten Birnen — nur einen sizilianischen Gram, d. h. einen halben Kreuzer. Es ist kaum zu glauben, wie leicht sich diese herrliche Frucht fortpflanzt. In die Ritzen der Steine einer Mauer braucht man blos hin und wieder abgerissene Blätter dieser Cactusart zu stecken, aus welchen dann in kurzer Zeit große Stämme entstehen, die die Mauer über und über bekleiden, so daß man nichts mehr von ihr gewahr wird. Auf diese Weise bilden sie die schönsten Einfassungen der Straßen und Gärten.

Große Bevölkerung. — Dieser Weg ist gewiß die bevölkertste Strecke in ganz Sizilien. Wenn man endlich nach beinahe zwei deutschen Meilen über die Orte hinauskommt, die mit der Vorstadt von Messina eine ununterbrochene Reihe von Häusern bilden, so findet man doch wieder, nach geringen Unterbrechungen, bis nach Catania eine Menge von kleinen und größern Ortschaften, so wie auch einzelner oder in Gruppen stehender Häuser, der vielen zur Seite auf den Bergen gelegenen Flecken nicht zu gedenken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Literatur. Ursachen des Elends der untern Klassen.

Bedeutend und interessant ist eine kleine Schrift: Examen des causes de la détresse industrielle de la ville de Lyon, welche bald nach den blutigen Novembertagen erschien. Ihr nach sind die Ursachen von der in Lyon zunehmenden Verarmung der niedern Stände schon alt. „Unsere Arbeiter sterben Hungers, sie leben im schrecklichsten Elend. Die fleissigste und unausgesetzteste Arbeit genügt nicht mehr zu ihrem Unterhalt. Dieser Jammer, diese Leiden führen den Arbeiter irre, und er klagt deßhalb diejenigen an, mit denen er in täglicher Berührung steht, nämlich die Fabrikherrn. Weil die Armen in Noth und Verzweiflung sind, so meinen sie, die Fabrikherrn seyen geizig; sie verkennen, daß diese sich alle Mühe geben, ihnen Unterhalt zu verschaffen, und daß von ihnen alle ihre bisherige Nahrung ausging; und doch kann man den Lyoner Arbeitern nicht vorwerfen, daß sie leicht aus der Fassung kommen. Wie sie unermüdet in der Arbeit sind, so verlieren sie auch bei einem Stocken unsers Handels nicht gleich den Kopf; denn sie wissen, daß häufige Bestellungen nie näher sind, als wenn sie eine Zeitlang ausgeblieben waren. Die wahrhafte Gefahr der Lyoner Industrie hat nicht eine, sondern einen Verein von Ursachen, von denen viele ganz unmerklich sind, wie die kleinen Wasserrinnen und Bäche, die am Ende Ströme bilden. Alle diese Ursachen zusammengenommen machen die Lage des Lyoner Arbeiters schlimmer, als die der Arbeiter in der Fremde, die mit ihm in Konkurrenz treten. Seidenfabriken gibt es jezt in der Schweiz, in Preussen und in Rußland; sie mehren sich dort noch täglich, und überall sind die Steuern nicht so hoch, Lebensmittel und Wohnungen nicht so theuer, als in Lyon. Wenn wir zu diesem Nachtheile noch den vermehrten Arbeitslohn fügen und dadurch den Preis unserer Seidenwaaren noch mehr erhöhen, so ist es unvermeidlich, daß die sonst nach Lyon gekommenen Bestellungen ins Ausland gehen; es ist diese Vertheuerung unserer Waaren das sicherste Mittel, uns zu ruiniren und die fremden Fabriken in größten Flor zu bringen, ja ihre Zahl noch bedeutend zu vermehren. Wir haben nur ein einziges Mittel, diese Fabriken zu erhalten, das ist, unsern Seidenarbeitern das Leben leichter zu machen. Mehr Arbeitslohn kann ihnen nicht gegeben werden, weil dieß den Preis unserer Fabrikate erhöhen und dadurch unsere Fabriken gegen die ausländischen in zu großen Nachtheil stellen würde; also bleibt nur Ein Mittel: wir müssen uns bemühen, seine Abgaben und Lasten zu vermindern. Dazu muß die Regierung und die städtische Behörde zusammenwirken. Mit der vorgeschlagenen (vor Kurzem ausgeführten) Maaßregel, die Abgabe auf die eingeführte Webseide zu vermindern, würde nur wenig für die Verminderung des Preises unserer Seidenwaaren gewonnen werden, denn

im J. 1828 wurden bezahlt auf 25.656.174 Fr. 866,559 F. Abg.
„ 1829 „ „ „ 45.836.652 „ 1.496,621 „ „
„ 1830 „ „ „ 53.587.433 „ 1.132,247 „ „

mithin in der Mittelzahl 1.165.142 Fr. Abgaben, die auf ganz Frankreich vertheilt sind. Ueberdieß ist diese Abgabe der Kultur der Seidenwürmer in unserm Süden sehr vortheilhaft, und diese Kultur ist dem Lyoner Fabrikstand wieder sehr nüzlich. Es gibt etwas Anderes, dessen Verminderung oder gänzliche Abschaffung unsern Arbeitern von weit größerm Nutzen seyn würde, nämlich die Lotterie. Sie hat allein im Rhonedepartement im Jahre 1829. 4.751,541 Fr. und im Jahre 1830. 3.043.001 Fr. eingenommen, wovon fast Alles auf die Stadt Lyon kommt. Diese ungeheuren Summen geben beinahe lediglich von Arbeitern und Unbemittelten ein. Bei diesen aber ist der Verlust des Geldes noch weit unbedeutender, als der Nachtheil, der für die Sitten daraus hervorgeht, besonders die verminderte Lust zur Arbeit. Der Gewinn für die Lottospieler war im Jahre 1829. 3.631.882 Fr. und im Jahre 1830 2.205.589 Fr. Jedermann weiß aber, daß bei diesen Leuten der Gewinn noch schädlicher auf die Sitten wirkt, als der Verlust. Abgerechnet die Administrationskosten, gewinnt demnach die Regierung 900.000 Franken jährlich von den armen Arbeitern und unterhält damit ein immer störendes Element, wodurch Lust an der Arbeit, Fleiß und alles sittlich Gute untergraben wird. Nach der Lotterie kommt der ungeheure Stand der Staatsabgaben, die sich jährlich vermehren, und nach ihnen die städtischen Abgaben, die bei uns in Lyon fast nicht mehr zu ertragen sind.“ Zur bedeutenden Verminderung des Elends in Lyon gehört nach dem Verfasser der kleinen Schrift Folgendes: Abschaffung der Lotterie, strenge Ordnung und Sparsamkeit in den städtischen Finanzen, neue Kommunikationen nach Burgund, den Ebenen des Dauphiné und Bresse, Verbesserung und Erleichterung der Schifffahrt auf der Saone, Begünstigung neuer Häuserbauten, Reinigung der Stadt und der Häuser, Anschaffung gesunden, trinkbaren Wassers in Ueberfluß. Jeder, der Lyon genau kennt und nur eine Zeitlang da gelebt hat, wird ihm Recht geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Januar 1833.

Ein Bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behende von der Erde.

Goethe.

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

Diese Anwendung der neuesten naturwissenschaftlichen Entdeckungen auf Verbesserung eines für den Seereisenden so wichtigen Instrumentes, wie der Kompaß, führt uns auf die Anwendung einer andern Naturkraft zur Beschleunigung der Landreisen: wir meinen die Kraft des Dampfes und ihre Anwendung auf Dampfwagen. Die Erfindung der Dampfwagen selbst ist zwar schon älter, indeß hatte man sich solcher Wagen bis jezt fast immer nur auf Eisenbahnen bedient, und erst ganz kürzlich sind die Versuche, mit Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstraßen zu fahren, ernstlicher betrieben und einem sichern Erfolge näher gebracht worden. Diese leztern Versuche sind daher der eigentliche Gegenstand unserer dießmaligen Mittheilung über Dampfwagen; jedoch werden wir, auf diese Veranlassung, zugleich die Hauptmomente aus der frühern Geschichte dieser merkwürdigen Maschinen in das Gedächtniß zurückrufen.

Man versteht unter „Dampfwagen" bekanntlich solche Wagen, welche, statt, wie gewöhnlich, durch die Zugkraft der Pferde, durch eine, entweder im Wagen selbst, oder in einem zweiten, mit dem erstern verbundenen Wagen angebrachte Dampfmaschine in Bewegung gesezt werden. Der Dampf, welcher sich aus Wasser, oder andern tropfbaren Flüssigkeiten erzeugt, wenn dieselben durch Feuer zum Sieden gebracht werden, besizt nämlich eine außerordentliche Expansivkraft, mit welcher er z. B. den schwersten Kolben eines übrigens verschlossenen Cylinders, in welchen leztern er durch eine Oeffnung eintritt, in die Höhe treiben kann. Wird dieser Dampf sodann durch etwas eingelassenes kaltes Wasser wieder verdichtet, so sinkt der Kolben wieder, und solchergestalt entsteht ein Kolbenspiel, welches die Bewegungsursache der Dampfmaschine wird und in Verbindung mit anderm Triebwerk die mannichfaltigste Anwendung gestattet. Nachdem man von dieser Entdeckung zunächst auf die eigentlichen Dampfmaschinen und sodann auf Dampfboote Anwendung gemacht hatte, so lag die Idee, auch Wagen durch die nämliche Kraft in Bewegung zu seßen, ziemlich nahe; und in der That sind schon vor mehr als achtzig Jahren Vorschläge dazu in England gemacht worden, ohne jedoch damals große Aufmerksamkeit zu erregen. Späterhin finden wir aber dergleichen Dampfwagen bei den englischen Kohlenminen wirklich im Gange, dergestalt, daß der voranfahrenden Dampfmaschine die andern beladenen Wagen in einer Reihe hinten angehängt werden. Ein solcher Trevithickscher Wagen bei den Kohlenminen von South-Wales, im Jahre 1804 erbaut, schleppte auf mehrern ihm folgenden Wagen eine Last von über 20,000 Pfunden fort, und legte damit über eine deutsche Meile in einer Stunde zurück. Der Transport geschieht aber auf Eisenbahnen.

Es ist unglaublich, wie sehr diese den Transport erleichtern, selbst wenn zum Ziehen blos Pferde angewendet werden, und um nur ein Beispiel anzuführen, so ist als Thatsache erwiesen, daß in Caernavonshire in Nord-Wales beim Transport von Bruchsteinen nach dem Hafen Penrye jezt auf einer solchen Eisenbahn Ein Pferd die nämlichen Dienste verrichtet, wozu sonst vierzig erforderlich waren. Man denke sich nun, was mittelst der Dampfwagen auf dergleichen Eisenbahnen geleistet werden kann, wenn neben der Fortschaffung großer Lasten durch verhältnißmäßig geringe Kräfte zugleich eine außerordentliche Geschwindigkeit erlangt wird.

Einen ganz außerordentlichen Aufschwung erhielt aber der Gebrauch der Dampfwagen auf Eisenbahnen in England, als die zur Vermeidung eines sehr langsamen Gütertransports auf dem Bridgewaterkanal angelegte Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester endlich, ganz kürzlich, vollendet war, und die Direktoren dieser riesenmäßigen Unternehmung nunmehr für denjenigen Dampfwagen eine Prämie von 500 Guineen aussezten, welcher das größte Gewicht mit der größten Geschwindigkeit, bei den geringsten Unkosten, fortschaffen würde. Es meldeten sich damals fünf Konkurrenten, von denen der Mechaniker Stephenson aus Newcastle den Preis davon trug, indem seine, von ihm mit dem Namen Rocket belegte Maschine, nach einer kleinen, später angebrachten Verbesserung, gegen 5000 Pfund in einer Stunde über vier deutsche Meilen weit fortschafft. Indeß ist Stephenson auch dabei noch nicht stehen geblieben, und seine neuesten, besonders zur Beförderung von Reisenden ausgeführten Dampfwagen legen die englische Meile in etwa zwei Minuten, das heißt in einer Stunde sechs deutsche Meilen, zurück. Dieß kommt der Schnelligkeit der berühmtesten englischen Wettrennpferde gleich, welche in zehn Minuten etwa auch eine deutsche Meile machen. Wirklich! die Einbildungskraft eines an dergleichen englische Leistungen noch nicht gewöhnten deutschen Reisenden erschrickt bei dem Gedanken einer solchen Schnelligkeit.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Schi-king.

(Fortsezung.)

Am häufigsten bieten sich uns Klagen über den Verfall des Landes, über die Ungerechtigkeit der Mächtigen, der Jammer der Verfolgten, das Wehegeschrei des Unterdrückten, der Schmerzensruf der Verarmten, der Landflüchtigen dar. Da wendet sich denn der Zorn der Unglücklichen im trocknen Ernste oder im herben Spotte gegen die Ursächer der Unterdrückung, gegen Höflinge und Schmeichler, gegen aufgeblasene Emporkömmlinge, gegen gewissenlose Aussauger des Landes. Die Sehnsucht der Klagenden wendet sich da häufig zu dem Bilde der guten alten Zeit. Alle fühlen den Druck im unglücklichen Vaterlande, aber keiner läßt sein Gefühl laut werden. Auswanderer, von den Quälern des Vaterlandes gezwungen, den heimischen Boden zu verlassen, klagen ihr Leid und die Sehnsucht nach der verlassenen Heimath. Selbst mitten in der rauschenden Lust des Hofes denkt ein Sinnender wehmüthig an alte Zeit, alte Sitten, alte Weisen und alte Lieder. Klage, Grimm und Spott wenden sich besonders gegen Günstlinge, die dem Fürsten nahe stehen und alles Unheil verschulden. Emporkömmlinge, Vornehmthuende werden mit beißendem Spotte übergossen.

Spottlied auf einen Vornehmthuenden.

Im Thale hat der Mann sein Spiel,
Am Hügel ist sein Fest bestellt;
Es scheint, daß es ihm wohlgefiel,
Doch hat es nichts, das uns gefällt.

Er schlägt mit stumpfem Besenstiel
Die Trommel, daß der Hügel gellt;
Vielleicht gefällt ihm selbst sein Spiel,
Weil es der Nachbarschaft mißfällt.

An die Günstlinge.

Am Teiche wohnt der Pelikan,
Sein Flügel nimmt kein Wasser an.
Ihr seyd nicht mit dem Glück zufrieden,
Das unverdient euch ist beschieden.

Der Pelikan wohnt an dem Teich,
Sein harter Schnabel wird nicht weich.
Ihr habt die Füll' allein zu weiden,
Weil hübsche Leute Hunger leiden.

Entschuldigung des Schlechten.

Sie wissen alle wohl das Rechte;
Warum sie nur das Schlechte thun?
Sie wissen wohl, das Rechte brächte
Die allerschlechtsten Früchte nun.

Fluch eines Mißhandelten, Verstümmelten.

Der sein Zungenschwert gewetzet,
Und zu Tod mich hat gehetzet,
Gebet ihn den scharfen Tatzen
Aller Leun und Tigerkatzen!

Wenn die Tiger und die Leuen
Sich ihn anzugreifen scheuen,
Bringet ihn hinauf nach Norden,
Gebt ihn den Barbarenhorden!

Wenn die nordischen Barbaren
Selber ihm das Leben sparen,
Gebet ihn dem Himmel hin,
Ihm zu thun nach meinem Sinn!

Ich Mong-Tsee, der dieses Lied gesungen,
Bin, ein Opfer von Verläumderzungen,
Im Pallast des Kaisers ein Eunuch.

Die ihr höret meinen Spruch,
Gebet ihm, dem es gelungen,
Mich dazu zu machen, meinen Fluch!

Hoch über aller dieser Noth und Leidenschaft, in reiner Verehrung steht der Kaiser, wie denn schon die symbolische Erklärung seines Gewandes zeigt, daß er auf seiner Stelle, hoch über aller Partheiung, den reinen Blick in alle Verhältnisse ungetrübt zu bewahren habe. Die Dekoration von des Kaisers Hand ist das höchste Ziel, das der Ehrgeiz des Dieners erstrebt, sein Aufzug das Herrlichste, was gesehen werden kann; seine Gegenwart beim Mahle ist die höchste Feier, welche zur Schilderung seiner Eigenschaften Anlaß gibt. Loblieder auf den Kaiser, wie auf die Fürsten sind daher häufig; die ganze Dynastie wird gepriesen, ihre Herkunft auseinandergesezt, das Lob an den Stammbaum geknüpft, und da kein Volk so sehr in der Vergangenheit und bei den Ahnen lebt, als die Chinesen, so schließt sich alles Lob an die Verehrung der Ahnen, an die feierlichen Ahnenfeste an. In des Fürsten Gegenwart werden Ahnenfeste gefeiert; verstorbene Fürsten werden als Vorbilder aufgestellt. Wir lesen die ausführliche Schilderung eines Frühlingsopferfestes, wir werden öfters in den Ahnentempel geführt; wir sehen die Flurweihe durch den pflügenden Kaiser verrichtet. Der reisende Kaiser wird besungen; die Brautfahrt eines Fürsten wird Gegenstand des Liedes. Dankbar erkennt ein Kaiserneffe die Zucht, die der Oheim ihm angedeihen lassen; ein unmündiger Kaiser faßt gute Vorsätze in Erinnerung an seine Vorfahren, indem er die ganze Last der Regierung ahnet.

Königsfest.

Die hohen Wagen klingeln all und klirren,
Das Ohr erfreut der Laut;
Die weißen Roß' in glänzenden Geschirren
Mit Lust das Auge schaut.
Zu ihres neuen Fürsten Dach
Die Edlen alle kommen,
Als wie im Frühling Bach um Bach
Vom Strom wird aufgenommen.

Im Thale drängt sich Eiche, Tann' und Fichte,
Der Berg ist strauchbekrönt.
Sie sitzen vor des Fürsten Angesichte,
Und Geig' und Flöte tönt.
Wer heute die Gelegenheit
Der Wonne läßt entschweben,
Wird leben bis in's Alter weit
Ein freudeloses Leben.

Die Pappeln sprossen an des Stromes Bette,
Vom Thau wird grün der Strauch.
Das goldne Blech am Mund der Klarinette
Erbebt von sanftem Hauch.
Wer heut beim Feste keinen Theil
Der Lust sich mag erwerben,
Wird künftig leben ohne Heil
Und ohne Freude sterben.

Der Hausfriede des Kaisers.

Deine Fürsten sind dein Wall,
Und dein Volk ist deine Mauer.
Zittre nicht für deinen Fall,
Sorge nicht für deine Dauer!
Fallen wirst du, Fürst, und stehen
Mit des Ganzen Wohlergehen.

Deiner Thüren Angeln hast
Du an deines Hauses Prinzen,
Und zu Riegeln am Pallast
Deines Reiches Gränzprovinzen.
Laß dein Haus nicht seiner Angeln,
Seiner Riegel nicht ermangeln!

Deines Schlosses Vorgemach
Ist das Reich in seinen Weiten,
Und der Hof um's Königsdach
Sind die Länder, die sich breiten.
Deinem Haus und Hof sey Frieden,
Friede sey dir selbst beschieden!

Seine Diener und der Kaiser.

Jedem Kaiserdiener sind
Zwei Verbrämungen beschieden,
Innenher ein Lammfell sind,
Für des Reiches innern Frieden;

Außenher, ein Bild des Sieges;
Denn des Friedens Unterpfand
Sind die Rüstungen des Krieges.

An des Kaisers Leib allein
Ist die Zwiespalt ganz vermieden;
Reines Lammfell hüllt ihn ein,
Ganz ein tiefer, heilger Frieden.

Der heilige Birnbaum.

Dieser Birnbaum heißt Tang-Li;
O wie grünt er! sehet ihn und schonet,
Seine Zweige brechet nie!
Unter ihm hat Schao der Fürst gethronet.

Dieser Birnbaum schattendicht,
Nahet euch und ihm kein Leides thuet!
Bieget seine Blätter nicht!
Unter ihm hat Schao der Fürst geruhet.

Dieser Birnbaum, weithin weht
Sich sein Laubdach; blüh' es undurchbrochen!
Krümmet hier kein Ästchen, bebt!
Schao der Fürst hat hier einst Recht gesprochen!

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

Die neuen Ehrenbürger. Die neue finnische Universität.

Ein neues Pfand der väterlichen Gesinnungen seines erhabenen Monarchen erhielt Rußland durch das am 10. April d. J. erschienene allerhöchste Manifest über die Einführung des Standes der erblichen Ehrenbürger. In demselben heißt es: „In Betracht, daß die Rechte und Vorzüge, welche durch das Statut von 1785 den Städten und Städtebewohnern verliehen worden, im Laufe so vieler Jahre, bei dem Fortschreiten des Handels und der Gewerbe, in verschiedener Hinsicht ihre Angemessenheit zu der jetzigen Lage der Dinge

verloren haben, und bei dem Wunsche, durch neue Auszeichnungen die Anhänglichkeit der Städter an ihren Stand, von dessen Aufblühen die Fortschritte des Handels und der Betriebsamkeit abhängen, immer mehr zu verstärken, haben Se. Majestät für wohl erachtet, die Rechte und Vorzüge des Bürgerstandes dadurch dauernd fester zu stellen, daß im Stande der Städtebewohner ein neues Verhältniß, das der Ehrenbürger, eingeführt wird." Die Ehrenbürger sind befreit von der Kopfsteuer, von der Rekrutirungspflichtigkeit, von körperlichen Strafen, und genießen noch mancher andern sehr bedeutenden Vorrechte. Das Recht des Ehrenbürgerthums wird entweder persönlich auf Lebenszeit oder auf immer erblich erworben. Im lezten Falle geht dieses Recht auf alle ehelichen Kinder über, wenn sie freien Standes sind. Auch ausländische Gelehrte, Künstler, Eigenthümer bedeutender Fabriken, welche das persönliche Ehrenbürgerrecht erhalten haben, können solches erblich erbitten, doch nur, wenn sie in die russische Unterthanenschaft eingetreten und in dieser Eigenschaft 10 Jahre zur Zufriedenheit der Obrigkeit verblieben sind. Dergleichen Ausländer, welche selbst den Unterthaneneid nicht leisten, können indessen, wenn sie 10 Jahre im persönlichen Ehrenbürgerrechte gestanden haben, um das erbliche für diejenigen ihrer Kinder nachsuchen, welche in die russische Unterthanenschaft eingetreten sind. Denjenigen, welchen die Verhältnisse des russischen Bürgerstandes nicht genau bekannt sind, und die deßhalb vielleicht die Frage aufwerfen dürften, warum man einen Mittelstand durch ein Gesez machen wolle, der sich überall durch die Sitte selbst gebildet habe, diene zur Antwort, daß der russische Bürgerstand zwar selbstständig ist und der öffentlichen Achtung nicht entbehrt, daß aber die Vorzüge, welche nun den Ehrenbürgern erblich verliehen worden, bis jezt von dem Einschreiben in die Gilden und dem Lösen der jährlichen Patente abhingen und persönlich waren. Da nun aber die Handelsverhältnisse einer jeden Kaufmannsfamilie im Laufe der Zeit nothwendig mancherlei Veränderungen unterworfen sind, und, sobald ein Familienvater die bedeutende Patentsteuer nicht mehr aufbringen kann, seine Familie in die Klasse der gemeinen Bürger zurücktritt, so suchte, um dieß zu vermeiden, bis jezt jede höher gebildete Familie, besonders im eigentlichen Rußland, ihre Kinder in den Staatsdienst zu bringen, wodurch dieser auf der einen Seite übersezt, und auf der andern der Gewerbsstand seiner gebildetsten Glieder beraubt wurde, welchem Uebelstande nun durch dieß neue Gesez abgeholfen ist.

Die alte Universität in Abo ward vor einigen Jahren, sammt dieser Stadt, durch eine verheerende Feuersbrunst vernichtet. Schon im Oktober 1827 befahl Se. Majestät, daß Finnlands Hochschule wieder aus der Asche erstehen, nach dem Namen ihres Wohlthäters, des Kaisers Alexander, die „Kaiserliche Alexanders-Universität in Finnland" genannt und nach dessen neuer Hauptstadt, Helsingfors, verlegt werden solle. Zum Platze für das Universitätsgebäude wies der Kaiser die Westseite des Hauptmarktes an, und bestimmte, daß zum Bau desselben die schon früher zum Besten der Universität bis zum Jahre 1828 angeschlagenen Zolleinkünfte für die Ausfuhr gewisser Artikel während der Dauer von 40 Jahren angewendet werden sollen. Auch gestatteten Se. Maj. der Universität das Recht, vom 1. Mai 1827 gerechnet, 30 Jahre lang die Einkünfte von erledigten Pfarren in Finnland, den frühern Bedingungen gemäß, zu beziehen. Außerdem streckte der Monarch der Universität ein zinsenfreies Kapital von einer halben Million Papier-Rubel auf zehn Jahre, mit dem Vorbehalt vor, daß selbiges erst nach Verlauf dieser Zeit aus dem Baufond bezahlt werden solle. Im Juli 1828 begann der Bau des Universitätsgebäudes, der für 378,000 Rubel übernommen worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Lyon, December.

(Fortsezung.)

Bericht der medizinischen Gesellschaft.

Compte-rendu des travaux de la société de médecine de Lyon depuis 1828 jusqu'en 1832. Unsere medizinische Gesellschaft wurde 1789 gestiftet und hat seitdem nicht nur mit den andern königlichen Societäten dieser Art, sondern auch mit denen des Auslands, z. B. in Edinburg, London, Kopenhagen, Berlin, Leipzig, Wien und Bologna an Thätigkeit gewetteifert. Dergleichen compte-rendus hat sie schon früher herausgegeben; der gegenwärtige ist von Dr. Dupasquier. Der Verfasser beginnt mit einer Reihe von Bemerkungen über den häufigen Wechsel der medizinischen Systeme in Frankreich, wo man bereits in der dritten medizinischen Revolution begriffen sey. Aber diese Verschiedenheit der Meinungen ist dem Fortschreiten der Wissenschaft durchaus nicht schädlich, sondern hat vielmehr zu dessen Gunsten gewirkt. Die meisten Systeme beruhen auf bisher verkannten Wahrheiten; sie wurden nur auf einmal in ihren Folgen übertrieben. Wenn aber die Systeme nach und nach verfallen und aus der Mode kommen, bleiben doch jene Wahrheiten, entkleidet von allem Fremdartigen, als steter Gewinn der Wissenschaft und der Menschheit. So ging es mit den Lehren von Brown und Razori, so wird es mit Broussais Heilmethode gehen, die der Heilkunde schon große Dienste geleistet hat. Von der Homöopathie sagt der Verfasser nichts, wiewohl sie auch bei uns eine große medizinische Aufregung zu Wege gebracht hat. Sie ging zuerst von einem Ausländer, von dem Grafen Des Guidi, aus, der hier als Arzt praktizirt. Er machte eine an ihn gerichtete Dissertation über die Cholera von Dr. Hahnemann bekannt, und da diese im Journal des Débats großen Beifall und sehr ehrende Erwähnung fand, so schwoll den hiesigen allopathischen Aerzten der Kamm und sie fielen mit wenigen Gründen, aber mit desto mehr Ausrufungen, Phrasen und Schimpfen über Guidi her. Da die Kranken jedoch nicht unterhalten, sondern kurirt seyn wollten, da sich die merkwürdigen Kuren Guidi's immer mehrten und zwar am häufigsten bei chronischen Uebeln, welche die vornehmsten hiesigen Aerzte als unheilbar aufgegeben hatten; da auch aus dem nahen Genf — wo Dr. Peschier und Dr. Dufresne die Homöopathie mit großem Erfolg eingeführt haben — Wunderdinge herüberschallten, da sich überdieß einer ihrer ehemaligen Widersacher, der Dr. Prevost, für sie erklärte, so hielten es die medizinischen Schreier für klug, still zu schweigen und nur in ihren Kreisen darüber zu schelten. Auch den deutschen Aerzten, die stolz und oft mit Schimpfworten über die Homöopathie absprechen, möchte ich zu Gemüth führen, was Dr. Prevost unter andern in seiner Schrift sagt: „Ne soyons pas si fiers d'une science qui, n'étant riche que de théorie et si pauvre en pratique, ne s'est pas encore pu débarrasser de l'épithète de conjecturale. Prenons-y garde, l'homéopathie est grosse de cette certitude après laquelle nous courons tous depuis tant de siècles sans avoir pu l'atteindre. Ne nous exposons pas à la honte de la défaite au jour de son triomphe en refusant d'apporter à son examen la bonne volonté qu'elle nous demande avec tant d'ardeur. Nous sommes toujours en présence d'un juge inexorable: le public, qui ne se contentera pas de nos raisonnemens pour nous absoudre, quand l'homéopathie se présentera riche de faits pour nous accabler."

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. Januar 1833.

— Uns gab die Natur die Lust, zu verharren im Alten!
Und sich dessen zu freun, was jeder lange gewohnt ist.

Goethe.

Der Pont-neuf und die Judeninsel.

Ich möchte wohl wissen, wer der ungerechte oder übelgelaunte Schriftsteller ist, der zuerst die Pariser das flatterhafteste Geschlecht auf Erden genannt hat. Ist es anders kein Zeitungsschreiber, so sage ich ihm ins Angesicht, er habe das Privilegium der Historiker und Romanschreiber, die Welt mit Büchern und Unwahrheiten zu überschwemmen, gröblich mißbraucht. Doch vielleicht hat man ohne böse Absicht den Pariser Autochthonen mit jener unstäten Menge, mit jenen Wogen der Kultur verwechselt, welche durch die große Stadt ebben und fluthen; ja, gerne nehme ich dieses an, denn lieber will ich einen Irrthum entschuldigen, als an Ungerechtigkeit glauben.

Seit undenklicher Zeit reißt sich der Pariser im Monat September um einen Platz in einem elenden Fuhrwerk, um sich in den Strudel der Messe zu St. Cloud zu stürzen, um sich drängen und stoßen zu lassen und ein Fest mitzumachen, dessen wunderliche Lust er, und sonst Niemand zu schätzen weiß. Um Alles in der Welt ließe er keinen Frühling verstreichen, ohne die Wiesen St. Gervais zu besuchen, deren duftende Syringen für ihn blühen. Jeden Sonntag fällt ihm ein, daß er frische Luft schöpfen muß, und er sucht sie auf Höhen und Triften um seine gute Stadt. Immer und überall hält er streng an den Bräuchen seiner Väter; er hat von ihnen die Vorurtheile, die Eigenheiten, die Treuherzigkeit, den Geist des Muthwillens, ja die Tugenden geerbt. Spricht somit der Charakter des Pariser im Allgemeinen laut gegen jenen Vorwurf, so wird, wenn man ihn im Familienkreise beobachtet, vollends deutlich, wie tiefgewurzelt bei ihm die Anhänglichkeit an alte Sitte ist. Unter den Bräuchen der mittlern und ärmern Klassen stößt man auf eine Menge Traditionen aus den Feudalzeiten, die sie sich um keinen Preis nehmen ließen. Heirathet einer in Paris, wird er Vater, stirbt ihm ein lieber Angehöriger, so ärgert ihn in der Kirche, auf der Mairie seines Arrondissements, ja auf der Schwelle seines Hauses eine Menge althergebrachter Leistungen, von denen er keine Ahnung hatte. Das Scheit Holz, das du deinem Portier abgeben mußt, stammt in gerader Linie von der Abgabe, welche jeder Pariser Bürger dem Prévot des marchands schuldete. Damals waren die Edeln von dieser Leistung frei, heutzutage wird sie einem armen Teufel zum kleinen Profit, und noch besser, jezt entbindet kein Privilegium von dem uralten Brauche.

Tag für Tag, das Wetter mag seyn, wie es will, tritt der Pariser, wenn er anders ein Kaffeehausgänger ist, zur selben Stunde in das seinige und läßt sich daselbst an seinem Lieblingsplatze nieder. Hut und Stock hängt er stets an demselben Nagel im Winkel auf. Er verlangt niemals etwas, der Aufwärter weiß schon, was er will; er liest immer nur Eine Zeitung und immer die nämliche. Wie er auf den Glockenschlag kommt, so versäumt er auch nie, weder über dem süßen Dominospiel, noch über dem Gespräch, die Stunde, wo er sich wegbegibt.

In den Reihen der Nationalgarde erkennt man den Pariser von altem Schrot und Korn unschwer an der altväterischen, zerzausten Grenadiermütze. Der Pariser ist im Wachdienst äußerst pünktlich, und schon dieß beweist, daß die Pariser Nationalgarde bei weitem nicht aus lauter Eingebornen besteht.

Ein höchst augenfälliger Charakterzug des Pariser ist ferner sein Festhalten an den alten Benennungen der Straßen, öffentlichen Gebäude und Anstalten, so oft sie auch aus Rücksichten abgeändert worden sind. Dem Pariser ist der Polizeipräfekt noch immer der Polizeilieutenant, das Zuchtpolizeigericht das Chatelet; für den Pariser von reinem Blute wurde die Straße Richelieu und die Straße Dauphine nimmermehr zur Straße de la Loi und Straße Thionville. Halt! die leztgenannte Straße führt uns geradewegs zum Pont-neuf; und just zu dieser Brücke wollte ich, deren Name ein neuer Beweis für diese charakteristische Vorliebe des Pariser für das Alte ist.

Ja, diese Brücke, zu welcher der Grundstein unter König Heinrich III. gelegt ward, hat jezt ihr drittes Jahrhundert angetreten, und der Name, den der fertige Bau erhielt, ist seitdem nie abgeändert worden. Alles rings umher zeugt von dem Unbestande alles Zeitlichen; König Heinrichs Brücke ist für alle die Geschlechter der Pariser, welche zwei lange Jahrhunderte von Tages Anbruch bis tief in die Nacht darüber strömten, die neue Brücke geblieben. Leicht begreiflich wird damit das seltsame Sprüchwort des Volks: vieux comme le pont-neuf. Die Namen, welche öffentlichen Bauten aus der Volkssprache beigelegt werden, entsprechen nur Zuständen, welche ihrer Natur nach vergänglich sind, wie der Mensch selbst, und die Zeit macht dem Bezug, der einst zwischen Namen und Sache waltete, ein Ende. Möglich, daß einst in den elysäischen Feldern die riesigen Ulmen und eleganten Kiosks einem Haufen schlechter, schwarzer Häuser Platz machen, daß sich hier ein Quartier bildet, gleich der alten, trübseligen Cité, deren Glanz eines Tags der Stolz der Vorväter der heutigen Pariser war, ohne daß darum ein Name abgeschafft wird, der schon jezt ziemlich anmaßend klingt. Indessen haben Dinge der Art, die im Munde des Volks fortleben, immer etwas Rührendes, Ehrwürdiges. Dergleichen Urnamen, die an Holz und Stein haften, sind Ehrenmale der Vergangenheit; die Erinnerungen, welche sie wecken, verknüpfen die alte Zeit mit der neuen und bringen dem Volk seine eigene Geschichte näher. Der Wilde trägt auf seinen Zügen die Gebeine seiner Väter mit sich; der kultivirte Mensch gefällt sich in Betrachtungen, die ihn an die Wiege seines Geschlechts versetzen. Der geheime Rapport zwischen der Bevölkerung einer Stadt und einem Gebäude ist demnach gewiß ein höchst natürlicher. Es ist am Ende dasselbe Gefühl, das den Seemann zu seinem lieben Fahrzeug, den Kanonier zu dem Geschütz, das er lange bedient, den Araber der Wüste zu seinem guten Rosse zieht. Aber die Anhänglichkeit des Menschen am Kirchthurm seines Dorfes, an der Brücke über den Fluß, der die Mauern seiner Vaterstadt bespült, steht wohl moralisch noch zugleich höher, als jene Gefühle; denn sie entspringt der edelsten Regung der Menschenbrust. Ja, die Vaterlandsliebe verkörpert sich nothwendig in einem Hause, einem Berge, einer Baumgruppe, einer Quelle, was es sey, wenn es nur bei den Freuden und Schmerzen unserer Kindheit und Jugend eine Rolle spielt. Ohne dieß wäre das Wort Vaterland nur im Kopf, nicht im Herzen.

Der Pariser liebt den Pont-neuf, er spricht davon in fremdem Lande mit einem gewissen selbstgefälligen Stolz; wo er eine Brücke sieht, vergleicht er sie mit seinem Pont-neuf. Seit Jahren sind in Paris manche Brücken gebaut worden, welche größern Kunstwerth haben; aber nur vom Pont-neuf preist er die massiven Pfeiler und die breite Fahrbahn. Es ist allerdings ein großes, edles Werk; trotz der hübschen Corniche, die längs der Brücke hinläuft, ist nicht Leichtigkeit, sondern Solidität, nicht Zierlichkeit, sondern Ernst ihr Hauptcharakter. Man sieht, sie stammt aus einer Zeit, wo eben erst der Sinn für die neuere Kunst zu erwachen begann und man sich mühsam von den architektonischen Formen des Mittelalters losriß, dessen Werke alle den Stempel der Kraft und Dauer tragen. Die Idee zu dieser Brücke ist wirklich großartig, und man sieht, die Rücksicht auf bloße Nüzlichkeit ist keineswegs die einzige gewesen. Sonderbar, daß dieses Werk Heinrich III. angehören soll! im Leben dieses Königs ist kein Zug, der es einem glaublich machte, wenn man es nicht wüßte. Aber so viel ist klar: nur Heinrich IV. konnte diese Brücke vollenden. Ja, zum Gemüthe des Siegers bei Ivry, des kräftigen Bearners, paßt sie besser, und sein Standbild zu Pferde, mitten auf der Brücke, predigt dieß laut.

(Die Fortsezung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Naturwissenschaften.

(Fortsezung.)

Wie glänzend hiernach die Anwendung der Dampfwagen auf Eisenbahnen erscheint, so hat die Anlegung der leztern doch auch wieder ihre Schattenseite, nämlich zuerst den außerordentlichen Kostenaufwand. Auf der oben erwähnten Bahn von Manchester nach Liverpool z. B. haben diese Kosten für jede deutsche Meile mindestens gegen 40,000 Thaler, in einzelnen Fällen aber auch mehr als das Dreißigfache jener Summe, also weit über eine Million Thaler betragen. Ferner muß für dergleichen Eisenbahnen meist ein ganz neuer Weg gewählt werden, um die gewöhnlichen Landstraßen nicht für anderes Fuhr-

werk unfahrbar zu machen, wodurch also das Landeigenthum auf sehr bedeutende Strecken zerstört und dem wichtigen Zwecke des Körnergewinns entzogen wird, und endlich lassen sich die Eisenbahnen erfahrungsmäßig meistens doch nur in ebenen Gegenden anbringen. Daher sind denn die Versuche, mit Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstraßen zu fahren, welche wir hier eben besonders betrachten wollen, allerdings von der äußersten Wichtigkeit. Der Dampfwagen selbst, abgesehen von der kostbaren Eisenbahn, auf welcher man ihn bis jezt allein anzuwenden verstanden hat, macht nur geringe Unterhaltungskosten, da sich diese ziemlich auf das Feuerungsmaterial des Dampfkessels beschränken; welch einen unendlichen, unberechenbaren Gewinn aber würde der innere Verkehr eines Landes davon ziehen, wenn man seine Produkte mit so geringen Unkosten und in so geringer Zeit verführen und zugleich den Transport der Reisenden so außerordentlich beschleunigen könnte! Jedermann muß gestehen, daß der Industrie und dem bürgerlichen Leben überhaupt dadurch eine ganz neue Aussicht eröffnet werden würde. Indeß hat die bisherige Erfahrung gelehrt, daß die Schwierigkeiten der Ausführung einer solchen Dampffahrt auf gewöhnlichen Landstraßen sehr groß sind, und wir wollen versuchen, den Lesern davon einen deutlichen Begriff zu geben. Einmal erfordert es sichtlich eine viel größere Kraft, um eine große Last auf gewöhnlichen Landstraßen fortzutreiben, als auf Eisenbahnen; es wird also in diesem Falle auch viel mehr Dampf und viel mehr Feuerungsmaterial, um denselben zu erzeugen, gebraucht. Soll ein so großer Vorrath von Feuerungsmaterial gleich mit fortgeschleppt werden, so entstehen daraus tausend Inkonvenienzen; will man ihn in Magazinen an der Straße verwahren, so erfordert das Einnehmen viel Zeit, und man verliert dadurch wieder, was an Schnelligkeit der Bewegung gewonnen wurde. Anderseits hat, wie man eben so leicht übersieht, eine so große Geschwindigkeit auf gewöhnlichen Chausseen auch sehr große Gefahren für den Reisenden: ein einziger Stoß kann einen im Fluge dahinrollenden Wagen über den Chausseegraben schleudern, das geringste Anprallen die Zerstörung des ganzen Fuhrwerks nach sich ziehen. Dabei ist auf das Springen des Dampfkessels bei so sehr vermehrter Dampferzeugung Rücksicht zu nehmen, und außerdem wird der Staub, den ein so rasches Fuhrwerk natürlich im Uebermaße erregen muß, den Zugang zur Maschinerie finden und diese in ihrer Thätigkeit lähmen. Alle diese und tausend andere Schwierigkeiten haben sich denn auch einem glücklichen Erfolge der seit dem Jahre 1802 mehrfach angestellten Versuche, gewöhnliche Chausseen mit Dampfwagen zu befahren, entgegengestellt: es ist bisher immer nur bei der Probefahrt geblieben, und die Probewagen haben höchstens nur die Möglichkeit der Lösung des Problems gezeigt.

Jezt aber lesen wir im London Journal of arts, daß es dem Dr. Church zu Birmingham endlich doch gelungen ist, einen Dampfwagen zu erbauen, welcher, wie unglaublich dieß auch nach den obigen Auseinandersetzungen klingt, alle diese unzählbaren Schwierigkeiten wirklich überwindet. Der ausübenden Mechanik ist dadurch in kunstreicher Anwendung der mächtigen Naturkraft des Dampfes ein Sieg verschafft worden, dessen Folgen geradezu unberechenbar sind. Der Dampfkessel, welchen Church anwendet, ist röhrenförmig gebaut und verdampft auf jedem Quadratfuß seiner Oberfläche stündlich über zwei Kubikfuß Wasser, wodurch mehr als zehnmal so viel Dampf, als die frühern kräftigsten Dampfmaschinen gaben, dargestellt und die Maschinerie, wie viel Widerstand sie auch zu überwinden hat, in beständiger energischer Thätigkeit erhalten wird. Diese Maschinerie befindet sich ganz unsichtbar in der Mitte des Wagens, und ist dergestalt umschlossen, daß die Gefahr einer schädlichen Einwirkung des Staubes darauf nicht zu fürchten steht. Dabei bietet der Wagen Raum für ein halbes Hundert Personen mit angemessenem Gepäck; die Bauart und Verbindung der einzelnen Theile aber ist von der größten Solidität. Für ungläubige oder durch die obige Aufzählung so bedeutender Schwierigkeiten schüchtern gemachte Leser wird die Anführung wichtig seyn, daß das als unsere Quelle bezeichnete Londoner Journal früher die Möglichkeit, mit Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstraßen zu fahren, hartnäckig läugnete, jezt aber eingesteht, daß es Dr. Church gelungen sey, alle Hindernisse auf eine sehr sinnreiche Weise zu beseitigen. Zugleich theilt es eine äußere Ansicht des Wages mit; das Detail der innern Einrichtung aber hält der Erfinder noch zurück, weil das von ihm darauf genommene Patent noch nicht eingetragen ist. Indeß tritt in London bereits eine Gesellschaft von Actionärs, die sich von der praktischen Anwendbarkeit dieses Dampfwagens überzeugt haben, zusammen, um denselben auf der gewöhnlichen Heerstraße von London nach Birmingham in Gang zu setzen, und das Gesuch ist bei dem Parlamente bereits eingereicht. Der vierte Theil der Actien ist dabei, um Einsprachen vorzubeugen, solchen Individuen vorbehalten, welche bei dem bisherigen Verkehre auf dieser Straße betheiligt gewesen sind; und es wird in dieser Beziehung vielleicht nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß, nach einem Durchschnitte, die jährliche Zahl der Reisenden zwischen den genannten beiden Orten auf eine halbe Million, das Gewicht der verführten Güter aber auf 140,000 Tonnen (zu 2000 Pfund) steigt, und daß die Transportkosten über 12,000,000 Thaler betragen, wodurch man zugleich einen Begriff von dem Verkehr im Innern Großbritanniens, dieses commerciellen Wunderlands, erhält.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Künstliche Mineralwasser in Moskau. Zustand des Handels.

Am 19ten Juli d. J. erfolgte die Inauguration des neuen Universitätsgebäudes in Helsingfors. Ehe die Feier begann, wurde dem akademischen Konsistorium durch ein Schreiben aus dem Kanzleramte eröffnet, daß Se. Maj. die medizinische Abtheilung der hinterlassenen Bibliothek des hier in Petersburg im vorigen Jahre verstorbenen Generalstabsarztes von Rehmann auf Ihre Kosten angekauft habe und der Universität verehre, so wie, daß Se. kaiserl. Hoheit der Cesarewitsch, Kanzler der dortigen Universität, derselben, zum Zeichen Ihres Wohlwollens, ein Exemplar von Lipperts Dactyliothek nebst dreitausend Abdrücken antiker Gemmen geschenkt habe.

Seit vier Jahren besteht bekanntlich in Moskau eine Anstalt zur Bereitung künstlicher Mineralwasser. Im Laufe dieser Zeit nahm man in diesem Institute 1236 Kranke auf, unter denen eine gewisse Anzahl armer Personen unentgeldliche Pflege erhielten. Die Methode der Bereitung ist die des Dr. Struve in Dresden, nach dessen Muster in jener Stadt ähnliche Anstalten in Berlin, Leipzig, Königsberg, Warschau ꝛc. seit einer Reihe von Jahren errichtet sind, die sich stets des günstigsten Erfolges erfreuen; dasselbe gilt nun auch in jeder Hinsicht von der Moskowschen Anstalt, die vom 1sten Mai bis 15ten September täglich dem Publikum geöffnet ist. Folgende Wasser werden in dieser Anstalt bereitet und vertheilt: Karlsbader von drei verschiedenen Brunnen; Emser; Wiesbader, Kochbrunnen; Aachner, Kaiserquelle; Egerer; Pyrmonter; Spaaer; schlesischer Obersalzbrunn; kaukasischer Narsan; Selterser; Geilnauer; Billner; Saidschützer und Pillnaer Bitterwasser; endlich künstliche Seebäder. Diejenigen Wasser, welche, als den vorherrschenden chronischen Krankheiten hier zu Lande am besten entsprechend, immer vorzugsweise Anwendung fanden, waren die von Karlsbad, Marienbad, Ems, Aachen und die vom Kaukasus. Der Preis für ein Billet ist monatlich hundert Rubel Papier für warme Trinkwasser, achtzig Rubel für kalte, und hundert Rubel für zehn Mineralbäder in der Anstalt.

Die hiesige Handelszeitung enthält einen Bericht über die Wirksamkeit des Handelsdepartements und eine tabellarische Darstellung des auswärtigen Handels des Reichs im Jahre 1831, mit einer Einleitung folgenden Inhalts: „Nach den ungünstigen Umständen zu urtheilen, womit das Jahr 1831 begann, und die besonders während des Verlaufs der acht ersten Monate in vieler Rücksicht der Wirksamkeit des innern Handels und Gewerbfleißes hinderlich waren, hätte man auch nur einen geringen Erfolg für den auswärtigen Handel erwarten sollen. Die in mehrern Gegenden Rußlands verbreitete Cholera, welche bis an die Landesgrenze und die wichtigsten Häfen durchdrang, die strengen Quarantänemaßregeln im Auslande für Schiffe und Waaren aus Rußland, der Ausbruch der Cholera in einigen angrenzenden Ländern, der Krieg in Polen und den westlichen Gouvernements wurden starke Störungen des Handelsverkehrs. Auch auf dem kaspischen Meere und in Georgien litt unser Handel von den Unruhen und der Pest in Persien. Indessen ist, trotz aller dieser Störungen, unser auswärtiger Handel über alle Erwartung gut ausgefallen, und nur um wenig geringer als der Handel von 1830, welches Jahr, wie bekannt, alle vorhergegangenen an günstigen Resultaten übertraf, ein Beweis, daß die Privatthätigkeit Mittel gefunden hat, diese Hindernisse wegzuräumen." Die Ausfuhr aller Waaren im Jahre 1831 betrug an Werth 246.333.598 Rubel Papier; die Einfuhr 176.995.714 Rubel; also übersteigt erstere die leztere um 69.337.884 Rub. Der Werth des eingeführten Goldes und Silbers in Barren und gemünzt beträgt, nach Abzug der Ausfuhr desselben, 40.632 933 R., die also in den innern Umlauf im Reiche übergegangen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Ueber die Ehescheidung.

Schonens Antrag in der Deputirtenkammer, die Ehescheidung bei den Katholiken wieder möglich zu machen, gab Veranlassung zu einer trefflichen kleinen Schrift über diesen Gegenstand aus der Feder eines unserer liberalsten jungen Männer. Er spricht energisch gegen den Antrag, und sehr bezeichnend für den jetzigen sittlichen und geselligen Zustand ist wohl folgende Stelle: „C'est bien de divorce vraiment qu'il est besoin dans une société comme la notre! A nous le divorce! à nous qui n'avons plus de croyances, qui chaque jour voyons briser l'idole de la veille; à nous que l'égoisme envahit et qui au sein de l'anarchie intellectuelle où nous nous agitons, battus par mille pensées contradictoires, n'apercevons plus de fanal regulateur pour nous tirer de ce chaos! Nous allons émanciper le mariage, mettre ce ci-devant à l'ordre du jour, lui que nous devrions entourer de respects comme une tradition éternelle, comme une religion de l'avenir aussi bien que du passé." Dessenungeachtet kann in dem jetzigen Frankreich die Ehescheidung nicht ausbleiben, und dieß beweist auch die Erneuerung des Schonenschen Antrags in der Kammer von 1832. „Quand la société n'est qu'un trafic, le mariage ne peut être qu'un bail." Schwer wäre es, die Ehescheidung Eheleuten zu versagen, die nicht durch Gefühl, Ueberzeugung und Wahl, sondern lediglich durch den Zufall zusammengetrieben sind, die ein Wechselagent an einander verhandelt hat, wie er Renten verhandelt; wie ließe sich solchen Eheleuten die Scheidung versagen, wenn sie sich über die lebenslängliche Dauer eines Bandes beklagen, das sie in keiner andern Absicht schlossen, als um eine Rolle in der Welt und in der Gesellschaft zu spielen, der in Frankreich Alles, auch das Heiligste, aufgeopfert wird? Spräche bei uns Jemand von der Heiligkeit der Familienbande, so lachte man ihm ins Gesicht und fragte, wo sie sey? Man könnte ihn fragen, was in den meisten Familien „der Gesellschaft" Vater und Sohne, Mutter und Töchter, Brüder und Schwestern anders mit einander gemein haben, als den Namen und das Vermögen, über welchem sie häufig in Streiten, Prozessen und Feindseligkeiten über einander herfallen. Unsere Gesetze müssen nothwendig mit unsern Sitten in Einklang kommen. Man lacht über den Ehebruch, man rühmt sich dessen und macht ein Spiel daraus. Es ist nicht lange her, da trat hier in Lyon auf öffentlichem Platz ein Mann aus niederm Stand auf, um über die vielen Mittel und Wege zu klagen, wodurch Reiche die Frauen und Mädchen der Armen verführen. Er sprach roh, aber kraftvoll und von tiefer Rührung ergriffen, denn er hatte so eben ein solches Unglück erlebt. Schnell sammelten sich Viele um ihn und immer zahlreicher wurde der Kreis; bald aber verbreitete sich das Lachen und man ließ ihn nicht ausreden, denn ausbrechendes Gelächter übertönte seine Stimme. Hätte er in schönen Worten in einem Salon über denselben Gegenstand gesprochen, so hätte man da zwar nicht laut gelacht, denn das ist gegen den guten Ton, aber man hätte ihn — verspottet. Wer kann bei einem solchen gesellschaftlichen Zustand etwas hoffen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Januar 1833.

Licht, empor zum Himmel flammt es,
Licht, vom Himmel flammt es nieder.

Platen.

Gedichte von Wilhelm Wackernagel.

Das Feuer.

Wasserfluß und Windesodem
Halten rein der Erde Haus:
Eines spült und wäscht den Bodem,
Und das Andre kehrt ihn aus.

Aber daß auch wohnlich werde
Dieser kalte, feuchte Stern,
Geht ein Feuer durch die Erde
Recht heraus vom tiefsten Kern.

Und die Linde treibt's zu lauben,
Und die Rose treibt's zu blüh'n;
In der süßen Frucht der Trauben
Seht ihr's unverholen glüh'n.

O der Gnade sonder Ende,
Die sich uns allherbstlich zeigt,
Wenn das Feu'r im Rebgelände
Brunn an Brunnen aufwärts steigt!

Selig, in sich selber trunken,
Ruht die grüne Hügelwand,
Beer' an Beere, Funk' an Funken,
Traub' an Traube, Brand an Brand.

Wo in Schlacken dieser Erden
Noch ein Herz vergraben ruht,
Alles Gold soll lauter werden
Und verklärt in dieser Gluth.

Eine Sonne.

Es ward der Sonne zu einsamlich
Da oben im Blauen:
„Ihr Sternlein alle, und wer will mich
Flugs haben zur Frauen?“

Vor Schrecken fiel auf die Erd' ein Stern
Und begann zu erzählen:
„O denke, die Sonne will einem Herrn
Und Gemahl sich vermählen.“

Die Erde erhub ein Zetergeschrei
Um diese Geschichte:
„O weh! nun ist's mit mir Armen vorbei,
Nun geh' ich zunichte!

Eine Sonne, die hilft und frommt
Und muß mich beglücken;
Doch wenn sie nun Kind auf Kind bekommt,
So brenn' ich zu Stücken.

Kommt nun Frau Sonne und hinterdrein
Noch ein Dutzend von Sonnen,
So bin ich von all' dem gnädigen Schein
Zu Asche verbronnen.

Großmächtigste Sonne, ich flehe dich
Demüthig getreulich,
Und wird dir's auch etwas einsamlich:
Ach, bleib' jungfräulich!

Was wäre denn auch für Freude dabei,
Auf Asche zu scheinen?
Ach Sonne, höre mein Wehegeschrei,
Mein Klagen und Weinen!“

Die Sonne hatte ein Einsehn gleich
Und sprach gar gnädig:
„Liebes getreues Erdenreich,
Wir bleiben lebig.“

Das ewige Wort.

Bin ich nur ein wahres Wort,
Werd' ich nie zu Schanden,
Alle Zeiten daur' ich fort
Und in allen Landen.

Reiß du mir die Blätter ab,
Das ist nicht mein Ende:
Unverhofft der dürre Stab
Fällt dir in die Hände.

Wirf du in die Flamme mich,
Brenne mich zur Aschen:
Glaube mir, ich werde dich
Doch noch überraschen.

Geh' nur hin: ich fliege doch
Dir als Staub ins Auge,
Werde dir als Stäubchen noch
Drin zur scharfen Lauge.

Der Pont-neuf und die Judeninsel.

(Fortsetzung.)

Nicht selten hat die Geschichte mit der Schmeichelei gemeinschaftliche Sache gemacht, um das Urtheil der Nachwelt über Fürsten zu verwirren. Indessen schlug Heinrichs IV. Herz so warm für sein Volk, daß dieß die Geschichte wenigstens entschuldigt, wenn sie die Fehler seiner Regierung und seine eigenen Verirrungen mit einem Schleier bedeckt; denn wirklich ist dieser König vom laufenden Jahrhundert nicht strenger beurtheilt worden, als von seinen Zeitgenossen. Sein persönlicher Muth, sein lebendiger, heiterer Geist, der herrliche Wille, den man ihm nicht absprechen kann, begeisterten für ihn dasselbe Volk, das der finstere Fanatismus der Ligue gegen ihn in Waffen gerufen. Seine Rechte auf den Thron waren höchst strittiger Natur; seine Tapferkeit legitimirte ihn in den Augen von Franzosen, denen Kriegsruhm die erste Tugend eines Königs ist. Man vergaß seine Laster, seine ärgerlichen Liebschaften, seine verhaßten Jagdgesetze, sein hartes Regiment, und dieser König, der in Wahrheit so sehr wenig für Frankreich gethan hat, ist der Liebling seines Volks und wird es bleiben, so lange dieses besteht. Ein solcher Platz im Herzen einer Nation ist mehr werth, als Standbilder, die leider nicht blos Ehrenmale für gute Könige sind. Haben doch der schwache Ludwig XIII., der wollüstige Ludwig XIV. die übrigen in Paris, und wenn die Profanation nicht noch weiter getrieben, wenn nicht sogar Ludwig XV., der König des Hirschparks, in Erz gegossen wurde, so ist nur die Julirevolution daran Schuld.

Doch zurück zu unsern Parisern, welche solche ärgerlichen Apotheosen von jeher höchst gleichgültig angesehen haben. Es ist bemerkt worden, wie an den meisten öffentlichen Denkmalen der Stadt eine Welt von Erinnerungen haftet: warum empfindet nun, trotz dem, der Pariser im fremden Lande nichts von jenem mächtigen Zug zur Heimath, von jener kindlichen Liebe zur väterlichen Erde, die in der Brust des Bergbewohners, des Dörfers ewig lebt? Wird vielleicht in dieser großen Stadt die Einbildungskraft durch die Tausende von Gegenständen zu sehr zerstreut? werden auf diesem großen Schauplatze aller Leidenschaften, in dem ewigen betäubenden Gewühl die Familienbande gelokert und die Sehnsucht nach dem Heimwesen abgestumpft? Wie dem sey, aus den seit der Revolution in den Militärspitälern gemachten Beobachtungen geht hervor, daß niemals einen Pariser das Heimweh nach Hause getrieben hat, jenes Seelenfieber, in welchem dem Armen das Land seiner Sehnsucht beständig wie eine Fata morgana vorschwebt. Und doch, euer Heimathland mag noch so reizend schön seyn, ihr Kinder der Gebirge, ihr Bewohner reicher, fruchtbarer Ebenen oder der Küsten des Meeres, kommt in der ersten Abendstunde auf den Pont-neuf, seht euch um und sagt mir, ob der erhabene Anblick, der sich hier vor euch aufthut, es nicht mit all der Naturpracht aufnimmt, die euer Herz mit süßer Sehnsucht füllte? Oft habe ich mit Entzücken dieser Aussicht genossen, deren eigenthümlicher Reiz sich aber ungleich leichter empfinden als beschreiben läßt.

Von der Terrasse, auf welcher sich Heinrichs IV. Reiterstatue erhebt, übersieht man gegen Ost und West ein bedeutendes Stück der Seine, auf deren ruhigem Strome Segen aller Art in die Stadt fließt. Fröhlich begrüßen ihre Wellen die im Schmucke der Kunst prangenden, vom Leben der Kultur wimmelnden Ufer. Gegen West wird der Horizont von den grünen Hügeln von St. Cloud und Meudon begrenzt, und in derselben Richtung dehnen sich auf dem rechten Ufer die imposanten Massen des Louvres und der Tuilerien, fast unabsehbar aus. Der leichte, gefällige Bau des Pont des Arts zieht sich höchst malerisch hinter dem Vorgrund weg, den der mit Fahrzeugen aller Art bedeckte Strom belebt. Aber besonders gegen Ost ist die Aussicht höchst merkwürdig und wirklich ergreifend. Hinter dir liegt das jugendliche, das männlich kräftige Paris, die große Stadt, die Königin von

Isle-de-France, im vollen Schmuck des Königsthums; aber vor dir breitet sich das alte Paris aus, das Paris Hugo Capets und Marcels, des Prevot des Marchands; hier steigen alle die Denkmale vergangener Jahrhunderte, bedeckt vom Roste der Zeit, damit eben so viele Erinnerungen aus der Geschichte der Nation auf. Die Insel St. Louis erhebt sich im Hintergrunde, so ziemlich in der Mitte des Flusses, mit den Massen ihrer himmelhohen Häuser, die einen ganz eigenen Effekt machen, besonders zu dieser späten Stunde, wo ihre Umrisse im bleichen, fernen Scheine der Laternen schwimmen. In derselben Richtung, aber etwas gegen das linke Stromufer, sieht man die gothischen Thürme von Notre-Dame, deren Gipfel über dem Dunste, der von Paris aufsteigt, in den Wolken zu schweben scheinen. Von Zeit zu Zeit hallt ein feierlicher Schall herüber hinter dem Nebelschleier vor; es ist die Stimme der großen Glocke, Bourdon genannt, vor deren schwingenden ungeheuren Masse die alten Mauern der Kirche beben. Die Insel, auf der dieses schöne Monument liegt, ist Julians geliebte Lutetia, und ihr ist der Name Cité geblieben, als Erinnerung an ihr Recht der Erstgeburt.

Aber nicht nur die Vergangenheit, auch die Gegenwart geht hier in den buntesten Bildern an dir vorüber. Zu jeder Stunde des Tages wälzen sich Menschenwogen über den Pont-neuf, und während die Fußgänger die Trottoirs bedecken, kreuzen sich Tausende von Kutschen, Wagen, Fuhrwerken aller Art. Diese Brücke liegt gleichsam da, wo die Hauptttheile von Paris zusammenmünden und ist somit die große Pulsader, durch die das Blut und alle Lebenssäfte der Riesenstadt fließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Naturwissenschaften.

(Beschluß.)

Dieser Sieg der fortschaffenden Mechanik wird übrigens — wir wiederholen es — zu einem wahren Triumphe für das Gewerbe gereichen, und es läßt sich bis jezt noch gar nicht übersehen, was daraus hervorgehen muß, wenn jeder Winkel Europas, ja der ganzen Welt, seine Erzeugnisse mit den geringsten Kosten und flugähnlicher Eile austauschen und seine Reisenden eben so wohlfeil als schnell zu den entferntesten Punkten schaffen kann. An die Dampfboote werden sich dann die Dampfwagen anschließen; das Reisen wird kaum einer Vorbereitung mehr bedürfen, und man wird in seine Häuslichkeit zurückgekehrt seyn, ehe man noch Zeit gehabt hat, die Entbehrung häuslicher Bequemlichkeit zu fühlen. Ja, lezterm Vortheil genießt man in England schon jezt. Wer, bei der angegebenen Geschwindigkeit der dortigen Dampfwagen von sechs deutschen Meilen in der Stunde, eine Reise von achtzehn bis zwanzig Meilen zu machen hat, was man bei uns noch immer für ziemlich bedeutend hält, kann Morgens um acht Uhr noch in seinem Zimmer frühstücken, Mittags am Bestimmungsorte speisen, seine Geschäfte verrichten und Abends zur Theestunde wieder daheim seyn. Welch unvergleichliche Aussicht für deutsche Postreisende, die zu einer solchen Expedition bis jezt immer noch fast drei Tage brauchen.

Bei der vorauszusehenden immer engern Verbindung zwischen Dampfwagen und Dampfbooten, um die Welt nach allen Richtungen eben so schnell, als wohlfeil und sicher zu durchstreifen, wird es den Lesern vielleicht angenehm seyn, wenn wir den Notizen über jene schließlich auch eine Notiz über diese folgen lassen.

Die Ehre des ersten Gedankens, Schiffe durch die Expansivkraft der Wasserdämpfe fortzutreiben, gehört höchst wahrscheinlich einem Engländer, mit Namen Jonathan Hulls, welcher 1736 ein Patent auf diese Erfindung erhielt. Allein das Detail seiner Einrichtung zeigte sich höchst unvollkommen. In dieser Kindheit blieb die Dampfschifffahrt auch bis zu Anfang des laufenden Jahrhunderts, wo ein Nordamerikaner, Livingston, in Verbindung mit seinem Landsmanne Robert Fulton ein Dampfboot zu Stande brachte, welches den Anforderungen an ein solches Fahrzeug wirklich Genüge leistete. Fulton, ein ausgezeichnetes mechanisches Genie, sezte nun seine Bemühungen fort, und so entstand unter seinen geschickten Händen im Jahr 1809 das Dampfschiff, mit welchem er den Weg von New-York nach Albany auf dem Hudson (120 Seemeilen, gegen dreißig deutsche Meilen), stromau, in zwei-und-dreißig Stunden zurücklegte. Dieses Fahrzeug, welches Clermont hieß, und von welchem man die Epoche der eigentlichen Dampfschifffahrt datiren kann, erregte bei den am Hudson wohnenden Amerikanern durch seinen Rauch speienden Mastbaum und durch die Gewalt, mit welcher es Wind und Wellen überwand, das größte Erstaunen. Von diesem Augenblicke an verbreiteten sich die Dampfschiffe über die ganze civilisirte Welt, und wenn man sie jezt die Meere und Binnenseen, die Ströme und Flüsse bedecken und in eine auf Minuten berechenbare Verbindung mit den Dampfwagen treten sieht, so fragt man sich mit gerechtem Erstaunen, welche Folgen für den Weltverkehr diese ungeheure Verbesserung der fortschaffenden Mechanik noch haben werde?

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Der Dr. Dupasquier hielt bei seiner Aufnahme in die hiesige Akademie eine Rede, welche hernach gedruckt worden ist: de l'influence du gouvernement fondé par la révolution de Juillet sur les progrès des sciences, des lettres et des arts. Sie enthält eine hübsche Zusammenstellung der Regierungen, die seit der Revolution in Frankreich auf Wissenschaften, schöne Literatur und Kunst gewirkt haben. Davon nur Einiges von der Restauration an. „Diese Zeit war reich an wissenschaftlichem und literarischem Ruhme. Bedeutende Männer traten auf und zogen die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich. Der Charakter der Literatur wurde ernster und strenger; ihr drückte sich der politische Ton vorherrschend auf und die konstitutionelle Verfassung bekam großen Einfluß. In der Minerva traten die namhaften Literatoren der damaligen Zeit: Fourrier, Benjamin Constant, Etienne, Jay, Jouy zusammen; anderwärts Royer-Collard, Villemain, Guizot, und wieder an anderer Stelle stand Dubois Globe. Unabhängiger von der Tagespolitik lieferten Barante, Lacretelle, Thiers, Thierry und Michaud treffliche Geschichtswerke. In der Dichtkunst glänzten zuerst Lamartine, Delavigne, Berranger, und später jagten Victor Hugo und seine zahlreiche Schule nach Effekt. So stand es mit der französischen Literatur, als Louis Philipp nach den Julitagen auf den Thron stieg. Unsäglich ist, was seitdem Literatur und Kunst an materieller Unterstützung verloren haben. Unsäglich ist auch, was Frankreich seit dieser Zeit an Wissenschaftsmännern verloren hat, von dem großen Cuvier an bis auf den kleinen Champollion."

Lyon hatte in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zwei Dichterinnen, Louise l'Abbé, die auch die Lyoner Sappho genannt wird, und Pernette de Guillet. Erstere ist ihrer Zeitgenossin bei weitem an Dichtergeist überlegen, aber auch Pernette hat oft die naive Anmuth ihrer Zeit. Ihre Gedichte kamen zuerst im Jahre 1545 heraus, sind aber im Laufe von drittehalb Jahrhunderten sehr rar geworden, denn es fand sich nur noch ein Exemplar in der königlichen Bibliothek zu Paris und eines in den Händen eines Lyoner Privatmanns. Nach diesem sind Pernettens Gedichte hier wieder abgedruckt worden. Unter ihnen ist viel Dunkles, Hartes und Unpassendes, aber auch manche liebliche Strophe, z. B.:

Je te promis au soir que pour ce jour
Je m'en irois, à ton instance grande,
Faire chez toy quelque peu de séjour;
Mais je ne puis: pourquoy me recommande,
Te promectant m'acquitter pour l'amende,
Non d'un seul jour, mais de toute ma vie.

oder:

Pour contenter celuy qui me tourmente,
Chercher ne veulx remède à mon tourment,
Car en mon mal voyant qu'il se contente,
Contente suis de son contentement.

In diesem Wortspiel ist gewiß viel liebliche Naivetät und sie ist anmuthig ausgesprochen. Die glücklichste Stelle aber, die, weder in den Gedanken, noch im Ausdruck, irgend ein neuerer romantischer Dichter verläugnen dürfte, scheint mir folgende:

Sans cognoissance aucune dans mon printemps j'estois:
Alors aucun souspir encor point ne jectais,
Libre sans liberté: car rien ne regrettois
En ma vague pensée,
De molt (multa, viele) désirs follement dispensée.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Zustand des Handels im Jahr 1831.

Die Einnahme der Zollgebühren von Einfuhrwaaren ging in der ersten Hälfte des Jahres 1831 ziemlich langsam von statten. Von Polangen bis Nasiwilow erhielt die Krone fast gar keine Zollgebühren; in den Häfen selbst entstanden mancherlei Zögerungen wegen der Cholera; daher mußte man im Anfang eine bedeutende Verminderung fürchten; allein mit der Beendigung des polnischen Kriegs und dem Aufhören der Cholera ward der Handel lebhafter, die Zolleinnahmen betrugen beinahe 70 Millionen Rubel und überstiegen die des vorhergehenden Jahres um mehrere Millionen. Alle Ausgaben für den Bestand des Departements des auswärtigen Handels und der ganzen Zollverwaltung betrugen nicht mehr als 7½ Procent von der Bruttoeinnahme. Diese Ausgabe ist sehr unbedeutend, wenn man in Betracht zieht, daß die Grenzzollwache, welche den größten Theil der Ausgabe erfordert, nicht nur zur Sicherung des Eingangs der Zollgebühren dient, sondern auch um den Gewerbfleiß im Innern gegen die Nachtheile der Kontrebande zu schützen, und selbst zur Beschützung der Grenzen, statt andern Militärs. Die Preise fast aller russischen Erzeugnisse, besonders die des Getreides, standen höher, als im Jahre 1830; auch hatte die Getreideausfuhr in den baltischen Häfen und in Archangel gegen das vorhergegangene Jahr beträchtlich zugenommen. Auch für die Handelsschifffahrt kann das Jahr 1831 als ausgezeichnet angesehen werden. Die Zahl der angekommenen und abgesegelten Schiffe war um ein Weniges geringer, als im Jahre 1830, allein ungleich größer, als sie in den vorhergegangenen Jahren gewesen. An Kauffahrteischiffen waren aus ausländischen Häfen angekommen: 1829, 4188 Schiffe, 1830, 5809 S. und 1831, 5577 Schiffe, wobei zu bemerken ist, daß früher nie so viele Schiffe unsere Häfen befahren haben, als in den beiden letzten Jahren. Die meisten kamen in den baltischen Häfen an, besonders in Riga und Kronstadt; in Odessa waren es fast um die Hälfte weniger, was der geringen Waizenausfuhr aus den westlichen Gouvernements zuzuschreiben ist. Die Ausbeute an Gold und Platina in den ersten sechs Monaten des gegenwärtigen Jahres 1832 war in den Kronwerken an Gold 3613 Pfund, in Privatwerken 4218½ Pfund; Platina in den Kronwerken 4½ Pfund, in Privatwerken 2300$\frac{1}{2}$ Pfund.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 17:

Die Einsamkeit.

Räthsel.

Wer es sucht, dem frommt's nicht immer,
Wer es hat, bekommt's nicht immer,
Wer's behält, der hat's nicht immer,
Bei der Macht hat's Platz nicht immer,
Wer's verdreht, der hat es nimmer;
Thor, der meint, er hab' es immer!
Ist's recht alt, so taugt's nicht immer,
Doch verjüngt wird's oft noch schlimmer;
Wer es festhält, läßt ihm immer
Freien Lauf und hemmt es nimmer;
Wer es spricht, der spricht's nicht immer,
Doch, wer's beugt, der bricht es immer.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. Januar 1833.

Dis-moi si ce grand art dont nous sommes épris,
Est aussi difficile à Peking qu'à Paris?

Voltaire.

Der Schi-king.

Zweiter Artikel.

Nachdem wir im ersten Abschnitte unsers Aufsatzes durch andeutende Inhaltsangabe und erläuternde Proben den Reichthum des Stoffes einigermaßen zu bezeichnen gesucht haben, der in diesen aus China dem Deutschen angeeigneten Liedern vorliegt, müssen wir die Frage erwarten, wie denn dieser Reichthum gewonnen worden sey, oder, um es deutlicher zu sagen, wie sich die Bearbeitung des Deutschen zu der wörtlichen Uebersetzung des Pater Lacharme verhalte? Wir versuchen diese Frage zu beantworten. Auf den ersten Anblick wird der Leser schwerlich in der trockenen, schroffen Prosa der lateinischen Uebertragung (deren Latein keineswegs klassisch, sondern höchst unbeholfen erscheint, eben dadurch aber die Sorgfalt der wörtlichen Uebersetzung verbürgt) die Fülle der Poesie ahnen, die in derselben verborgen liegt. Es zeigen sich wohl schon beim flüchtigen Lesen einzelne Züge einer poetischen Oekonomie, oft wiederkehrende Manieren der äußern poetischen Gestaltung, wovon eine besonders fast immer wiederkehrt und auch dem Pater du Halde schon aufgefallen ist. Er sagte darüber folgendes: „Einige Gedichte des Schi-king bestehen nur aus drei Strophen und stellen fast einerlei Gedanken vor, ausgenommen, daß die folgende sich auf die vorhergehende bezieht.“ Er wollte sagen, daß ein Gedanke mit denselben oder mit ähnlichen Bildern, nur durch Veränderung der Worte, durch Anwendung von Synonymen, in drei Strophen durchgespielt wird *). Es erforderte aber den Spürsinn des wahren Dichters, um den poetischen Gehalt hier auszuspüren; es war nur ihm gegeben, daß die poetische Wünschelruthe auf dieß unscheinbare Gold anschlug. Wie die Chinesen diese Gedanken geformt, wie sie mit der Zier der Melodie, mit dem Schmuck des Metrums sie umkleidet, daß sie in ihrer Sprache als helle, glänzende Poesiegestalten erschienen, ist uns unbekannt. Es liegt nur dasjenige vor uns, was, nach Göthes Bemerkung, rein Dichterisches vom Dichter übrig bleibt, wenn man ihn in Prosa übersezt. Wer in die geheime Werkstätte des Dichters zu sehen, das Auge hat, wer die Operationen der Poesie selbst zu machen befähigt ist, von denen uns Schillers und Göthes Briefe manches Geheimniß verrathen haben, erkennt auch in dem

*) Zu dieser Klasse gehört das Lied, das wir oben unter den Liebesliedern gegeben haben, wo es die Ueberschrift: Sehnsucht, führt. In wörtlicher Uebertragung aus dem Lateinischen heißt dieses Lied so: (1) „Sie besteigt jenen Felsen. Mein Pferd ist ermüdet, sagt er. Unterdessen will ich trinken aus goldner Schaale, und meine unermeßlichen Sorgen mit Wein wegzuspülen, wird mir gut thun. (2) Sie steigt auf den Rücken des Berges; das Pferd, auf dem ich reite, ist müde und schreitet langsamen Schrittes vor; inzwischen will ich trinken aus dem Trinkhorne, welches aus dem Horne des Thieres Sse gemacht ist, ob ich irgend den Schmerz lindere, der mich ohne Aufhören quält. (3) Sie strebt über jenen Berg zu steigen; aber mein Pferd ist mager und meine Freunde sind krank. Wehe mir! sagte er seufzend ꝛc.“

für andere unscheinbaren Laute des verwandten Genius, wenn nicht Klang und Ton, doch Gehalt, Seele und Motive des fremden Dichters. So wie er den unbehülflichen Laut hört, erwacht in seiner Seele die Ahnung dessen, was dieser Laut ursprünglich gewesen seyn müsse, und es regt sich in ihm jene gestaltende Sehnsucht, welche, wie die wahre Weihe, so die höchste Wonne des Dichters ist, und zwingt ihn, dem Gedanken, den er als poetisch erkannt hat, das angemessene, von keiner regellosen Willkühr abhängige, sondern von den strengen Gesetzen der Kunst geboteue Gewand zu geben. Es möchte aber immer bedenklich scheinen, sich in dieser Hinsicht dem Dichter anzuvertrauen, und es könnte sich leicht der Zweifel regen, ob er uns nicht, eben weil er Dichter ist, anstatt des Fremden, doch nur das Eigene gebe. Diese Zweifel werden beschwichtigt werden, wenn der Sänger, der uns die fremden Lieder im vaterländischen Laute tönen läßt, zu den Eigenschaften des ächten Dichters die ausgebreitetste und innigste Kunde fremden Gesanges gesellt. Wir wissen aber, daß Rückert nicht nur der germanischen und romanischen Poesie im höchsten Grade kundig, daß er nicht nur des Slavischen Meister ist, sondern daß er auch der persischen Poesie bis zu eigener reicher poetischer Produktion in persischer Sprache sich bemächtigt hat; daß er die Töne der Araber als ihr Vertrautester erlauscht und nachgesungen, daß er, wie Keiner vor ihm, die heilige Poesie der hebräischen Propheten in ihrer eigenthümlichsten Form mit bewundernswerther Meisterschaft und frommer Treue dargestellt, und daß er, ein Gewaltiger indischer Sprache und Poesie, das Unglaubliche in Nachbildung indischer Lyrik und Epik geleistet hat. Ihm, der im Verständnisse und in der reichsten Nachbildung fremder Poesie lebt und webt und mit ihren Formen als unumschränkter Herrscher schaltet, wird von Kundigen zugetraut werden, er habe in der künstlerischen Uebung den Sinn so geschärft, daß er in der wörtlichen, treuen Uebersetzung die Poesie des Originals nicht nur ahnet, sondern mit Sicherheit empfindet und darstellt. Dieß ist es auch, was sich jedem Kenner der Poesie, wenn er die deutschen Bearbeitungen der einzelnen Lieder mit den Uebersetzungen des Lacharme vergleicht, unwiderstehlich aufdrängt. Rückert hat zuweilen fast wörtlich das Lateinische wiedergegeben, am häufigsten den Sinn, den das Lateinische ausdrückt, genau in deutsche Metra gegossen, zuweilen auch aus den Anmerkungen genauere Bestimmungen in die Lieder selbst aufgenommen. Wir wollen drei Proben geben, um diese Angaben zu erläutern. Auf der achten Seite der lateinischen Uebersetzung steht folgendes Lied: „Eine Frau sehnt sich nach ihrem Manne, der rastlos in den Geschäften des Kaisers thätig ist, und lobt ihn. Der Himmel donnert im Süden vom Berge Nan-schan. Warum ist er von hier fortgegangen? Wie doch geschieht es, daß ihm keine Ruhe gelassen wird? ein Mann von höchster Tugend! Warum sollte er nicht kommen? Der Himmel donnert an der Seite des Berges. Warum schied er von hier? Wie geschieht es, daß ihm keine Muße gegeben wird? ein Mann von höchster Tugend! Warum sollte er nicht kommen? Der Himmel donnert am Fuße des Berges. Warum ꝛc.“

Die Staatsbotenfrau.

Südwärts rollt der Donner um den Berg Nan-Schan;
Wo verweilt der edle Mann?
Darf er nie im Hause ruhn?
Muß er immer das Geschäft des Kaisers thun?

Südwärts rollt der Donner um des Berges Haupt;
Ist ihm nie die Ruh erlaubt?
Giebt es Keinen andern nun?
Muß er einzig das Geschäft des Kaisers thun?

Südwärts rollt der Donner um des Berges Fuß;
O vernähm ich seinen Gruß!
Dürft' er mir am Herzen ruhn!
Doch er muß nun das Geschäft des Kaisers thun.

Ein anderes Lied auf derselben Seite heißt wörtlich so: „Die Pflaumen, welche Mani heißen, sind vom Baume gefallen und es sind am Baume nur noch sieben. Die mich wollen von jenen, welcher Jüngling es auch sey, er soll zur Ausrichtung dieser Sache einen geeigneten Tag aussuchen. Die Pflaumen Mani sind vom Baume gefallen; es sind nur noch drei übrig; welche mich wollen ꝛc. Da die Pflaumen Mani vom Baume geschüttelt sind, sind die Körbe voll geworden. Die mich wollen von jenen, welcher Jüngling es auch sey, den Tag bestimme er.“

Die Dringliche an ihre Freier.

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen,
Und daran sind nur noch sieben;
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Mög' er's nicht verschieben!

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen,
Nur noch drei sind dran geblieben;
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Sey er angetrieben!

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen,
Wer wird in den Kors sie schieben?
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Laß' es sich belieben.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pont-neuf und die Judeninsel.

(Fortsetzung.)

König Heinrichs Brücke hat zwar ihren Namen behalten, ist aber darum dem allgemeinen Loose der Werke der Menschenhand nicht entgangen; ihre Physiognomie hat sich allgemach bedeutend verändert und mit den Fort-

schritten der Kultur verschiedene Farben angenommen. Erstände ein Pariser aus dem vorigen Jahrhundert, er würde seine liebe Brücke kaum mehr kennen; vergeblich sähe er sich nach dem Wasserwerk um, dessen seltsamer Bau seinen Zeitgenossen so viel Unterhaltung machte; das war etwas für den Badaud, wie der enthusiastische, mittheilsame Pariser seit unvordenklicher Zeit heißt; vergeblich suchte er das klimpernde Glockenspiel und die Uhr, nach der so viele Tausende von Taschenuhren gerichtet worden sind. Diese Versündigung an dem, was dem Volk legitimes Eigenthum war, und am malerischen Effekt der Brücke ist ein Werk des neuen Geschmacks, der sich allerdings hat Dinge zu Schulden kommen lassen, die noch weit weniger zu rechtfertigen sind. Was ist aus den kleinen tragbaren Theatern geworden, wo sich der Widerspruchsgeist und die satirische Laune der alten Pariser schrankenlos bewegte? Der sauertöpfische Boileau mag sagen, was er will, das Publikum, das sich an den muntern Farcen auf dem Pont-neuf belustigte, bestand keineswegs aus lauter Lakaien. Nein, das Volk, das damals der Beaumonde unverschämterweise mit seinen Bedienten zusammenwarf, das Volk war es, das dort auf Augenblicke des Elends vergaß, in das es der große König stürzte, den der berühmte Kritiker so kriechend besingt. Das einzige noch übrige Privilegium des Pont-neuf ist die Weihnachts- und Neujahrsmesse. Vierzehn Tage lang sieht man hier eine Menge kleiner Magazine von Kinderspielzeug rings um Heinrichs IV. Statue. Es ist, als sollte sich hier das Bild eines guten Königs in den Gemüthern der Kinder mit ihren schuldlosen Freuden mischen.

Der Statue Heinrichs IV. fast gegenüber liegt, über die Brücke weg, ein kleiner Platz, dessen stillen Raum nur eine Fontaine ziert, auf der sich Desair's Büste erhebt. Ja, die republikanische Einfalt dieses Denkmals des jungen, unglücklichen Heerführers spricht ganz anders zum Herzen, als der prahlende Marmor, der das Andenken jener schlechten Könige verewigen soll, von denen oben die Rede war. Einen ganz seltsamen Eindruck macht aber die Ruhe, die schwermüthige Stille, die auf diesem kleinen Platze herrscht, nur ein paar Schritte vom lärmenden Getreibe auf der Brücke und in gleicher Ebene mit derselben. Es ist dieß einer der Widersprüche, wie sie so häufig in den geselligen Verhältnissen des Menschen vorkommen, und deren Erklärung und Deutung man oft vergeblich versucht. Ist es ein geheimer Zauber, ist es das Nebelbild einer hier verübten Unthat, was die Menge von diesem Platze scheucht, auf dem nur ein paar Handwerker gleichgültig ihr Wesen treiben? Allerdings, ein großer Frevel ist auf diesem einst wüsten Eilande begangen worden; aber die Menge weiß nichts davon, oder denkt nicht daran, und ihr Widerwille rührt nicht von dem Fluche, den das Volk den Thaten der Tyrannen weiht und den verfehmten Orten, die deren Zeugen waren. Man hat die Bemerkung gemacht, daß alljährlich gegen die Mitte des März eine Anzahl schwarzgekleideter Leute, die sämmtlich den höhern Ständen anzugehören scheinen, diesen Platz mit einer Andacht, einer Rührung besucht, die man sich nicht zu deuten weiß. Soll ihre Trauer eine Sühne seyn für ein Verbrechen, das keine Gerechtigkeit hienieden mit ihrem Arme erreichen konnte? Niemand beantwortet diese Frage. Die Männer bleiben eine Zeitlang nicht weit von Desair's Monument stehen; dann murmeln sie einige Worte, die Niemand versteht, drücken sich brüderlich die Hände und begeben sich feierlichen Schrittes hinweg. Unter den Männern waltet ein Geheimniß, Schmerz und Ergebung in den Willen Gottes spricht dabei aus ihrem Wesen, und ich will euch erzählen, was es ist.

Der Raum, den man heutzutage Place Dauphine nennt, und der unter Heinrich IV. mit dem Pont-neuf verbunden wurde, war vor Alters eine kleine Insel und Eigenthum des Abtes von St. Germain des Prés. So unbedeutend ihre Oberfläche war, so gab doch das Futter, das darauf wuchs, zu manchem Zank zwischem dem Mönch und den Parisern Anlaß. Sie hieß damals die Judeninsel; sie stieß beinahe an die Gärten des königlichen Pallastes, des jetzigen Palais de Justice, die ungefähr da lagen, wo jezt Straße und Platz Harlay sind, und befand sich somit in der Nähe des von den Königen den Juden angewiesenen, so oft verletzten Asyls, an das noch jezt die Straßen Jerusalem und Nazareth erinnern. Ob die Insel den Namen wegen dieser Nachbarschaft bekam, oder weil sie die Juden wirklich einmal inne hatten, dieß läßt sich nicht ausmachen.

Auf dieser Judeninsel wurden am 15ten März des Jahrs 1314, nach der Vesper, d. h. um fünf Uhr Abends, Jakob von Molay, Großmeister des Tempelordens, und Guy, Dauphin von Auvergne, Prior von der Normandie, lebendig verbrannt. Ueber die Gründe, welche Philipp den Schönen zu Ausrottung der Templer bewogen, bestehen verschiedene Ansichten; hier ist nicht der Ort, sich in eine der verwickeltsten historischen Fragen einzulassen; aber wenn die Politik der Tyrannen dieses oder jenes Interesse für sich geltend macht, so hat dagegen die Menschheit unveräußerliche Rechte; ohne zu untersuchen, ob die Templer der abgeschmackten Verbrechen, deren man sie bezüchtigte, schuldig waren oder nicht, hat die Nachwelt den abscheulichen Urtheilsspruch kassirt und dem Andenken des Königs geflucht, der sich aus niedrigen, eigennützigen Absichten mit ihrem Blut besudelte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Der Jahrmarkt bei Kursk.

Der jährlich am Dienstag oder Mittwoch in der neunten Woche nach Ostern bei Kursk eröffnete Jahrmarkt (Korennaja genannt) war in diesem Jahre ganz besonders zahlreich besucht und der Umsatz sehr bedeutend. Die Sage erzählt über den Ursprung und das Entstehen dieser, gegenwärtig sehr bedeutenden Messe Folgendes: es sey vor einigen Jahrhunderten an eben der Stelle, wo jezt der Jahrmarkt gehalten wird, auf der Wurzel (russisch Korenj) eines gefällten Baumes sitzend, das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau erschienen und in Kurzem wegen der von ihm ausgegangenen Heilkräfte und Strafgerichte berühmt geworden. Man habe dasselbe zum Zaar nach Moskau und an andere Orte gebracht, allein keine Wache, keine Gewalt habe das Bild verhindern können, immer wieder an seinem Lieblingsplätzchen zum Vorschein zu kommen. Indessen haben die Wallfahrten zu dem Heiligenbilde mit jedem Jahre zugenommen, endlich Mönche sich eingestellt und ein Kloster gestiftet, alsbald aber auch Gewerb und Handel, die überall sich Wege bahnen, einen Waarenplatz daselbst gebildet, der allmählig zu einem Jahrmarkte ersten Ranges emporgestiegen sey. Da der Platz 27 Werste von Kursk in freiem Felde liegt, so waren, auf Bitte der Kaufmannschaft, die Vorgesezten des Gouvernements bemüht gewesen, um größerer Bequemlichkeit willen eine Versetzung des Jahrmarkts nach Kursk selbst zu vermitteln; allein es war, als ob eine unsichtbare Kraft allen Anstrengungen widerstände, und der Korennajamarkt blieb auf der gebeiligten Stelle. Am Freitage nach der Eröffnung desselben versammelt sich die gesammte Geistlichkeit der Gouvernementsstadt im Wunderkloster (Znamenskoj), und nach dem Gottesdienste beginnt die Prozession, in welcher das Bild aus der Stadt nach dem Orte des Jahrmarkts getragen wird. Den Chef des Gouvernements an der Spitze, wallt eine unzählige Volksmenge, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, hinter dem Gnadenbilde her, welchem flammende Prachtlaternen vorgetragen werden. Mit Staunen sieht der Fremdling diesen Zug, eine Ceremonie, die an Glanz und Feierlichkeit ihres Gleichen nicht im Auslande hat. Der Weg selbst ist höchst anmuthig und bildet ein geräumiges Boulevard, das sich 27 Werste weit längs den Krümmungen des Flusses hinzieht. Die schönsten Baumpflanzungen zieren die Straße, mit jedem Werst bieten sich dem überraschten Auge neue pittoreske Aussichten dar; aber alle werden von der reizenden Lage des eigentlichen Marktplatzes übertroffen, der sich von einer Hochebene in ein weites Thal abdacht, durch welches sich ein wunderliebliches Flüßchen schlängelt. Das Thal, allem Anschein nach ein altes Strombett, bildet eine weite, grüne Wiese, auf der, in malerischer Unordnung, Baumgruppen und artige Meierhöfe zerstreut liegen. Von drei Seiten erheben sich terrassenartig, größtentheils mit undurchdringlichen Waldungen bepflanzt, die Thalwände und bilden ein majestätisches Amphitheater. Aus der Mitte der Markthäuser und Buden stieg diesmal, gleich einem Koloß, ein Gebäude, wohl fähig, zehntausend Personen zu fassen, von dem dortigen Civilgouverneur, Kammerherrn Paul Demidow, auf eigene Kosten erbaut und zu einem Tempel der geselligen Freude und Gastfreundschaft bestimmt, da es dort bisher an einem Lokale für öffentliche Lustbarkeiten fehlte. Durch die Errichtung dieses Gebäudes hat Demidow einerseits dem Adel und der Bürgerschaft des Gouvernements einen Beweis seines Wohlwollens, andererseits dem Jahrmarkte neuen Schwung geben wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, December.

(Beschluß.)

Die alte und die neue französische Sprache und Poesie.

Wenn man in der neuesten Zeit in Frankreich auf das Studium der vaterländischen Dichter und Schriftsteller des 15ten und 16ten Jahrhunderts, und überhaupt der Literatur vor Ludwig XIV. viel Eifer verwendet hat, so geschah dieß nicht aus bloßer Eitelkeit oder um nur den Mechanismus der Sprache und ihre Bildung zu studiren, die leider in der Zeit jenes Königs definitiv abgeschlossen ward, sondern aus einem weit wichtigern Grund. Alle, die Sinn haben für schöne Einfalt, Kindlichkeit und Anmuth, finden in den Dichtern jener Jahrhunderte einen unendlichen Reiz, der allen neuern Schriftstellern und Poeten abgeht, Lafontaine ausgenommen, der es verstand, Rémi Belleau, Villons, Joachim du Bellais, Philippe Desportes und Clément Marots Einfalt und Lieblichkeit in seine Fabeln überzutragen. Die Sprache hat durch ihre Umgestaltung unter Ludwig XIV. zwar an Klarheit, Durchsichtigkeit, rhetorischem Glanz und wohl auch an sogenannter Noblesse gewonnen, sie verlor aber ihre vorige Anmuth, Frische und Kindlichkeit. Dieß ist zu bedauern, aber es konnte nicht wohl anders seyn; denn die neuen Sitten und Ideen, die in damaliger Zeit aufkamen, verlangten auch eine andere Sprache; ist doch diese nur der lebendige Aus- und Abdruck des sittlichen Zustands der Gesellschaft. So wie die Philosophie mehr in den Geistern vordrang und da heimisch wurde, sobald man die Wissenschaften allgemeiner und nach allen Richtungen betrieb und anbaute, auch sich politische Ideen überall einmischten, mußte die einfache und ungewisse Sprache der Väter Kraft, Nerv und Klarheit annehmen, sie mußte sich in logische und rhetorische Ordnung fügen und durfte sich nicht mehr begnügen, dem Ohr wie das süße Gemurmel eines Bachs zu klingen, sie mußte eine würdige und strenge Harmonie annehmen. Darin aber ging sie zu weit, und das ist sehr zu bedauern. Sie ließ eine Menge Worte, Ausdrücke und Wendungen verloren gehen, die durchaus nichts Dunkles oder Unwürdiges hatten, sondern die Sprache nur netter, lebhafter, farbenvoller, bezeichnender und einschneidender gemacht hätten, statt daß sie jezt oft Umschreibungen gebrauchen muß, die sie verweichlichen und ihr alle Farbe rauben. Wenn man Amiot und Montaigne jezt liest, so fühlt man recht schmerzlich, welche Summe reinen Goldes die Leute des siècle de Louis XIV. von sich gestoßen haben, um statt dessen elende Flittern und Lappen anzunehmen und sich damit zu putzen. In der neuesten Zeit ist es nur einem Schriftsteller gelungen, diese glücklichen, einfachen und pikanten Worte und Wendungen altfranzösischer Autoren in seine moderne Sprache aufzunehmen: dieß war der unglückliche P. Courrier. Die Dichter haben aber noch viel mehr bei der Verstümmelung der alten Sprache verloren, als die Prosaisten. Nicht genug, daß sie zwischen Cäsur und Reim eingeklemmt sind, sie müssen auch den Prätensionen einer strengen, geschnürten, ängstlichen und bei alle dem armen Sprache nachgeben. Wie unendlich besser hätten sie es, wenn ihre Vorfahren aus jenem Schimmerjahrhundert nicht so beschränkt gewesen wären. Diesem Uebel nach und nach immer mehr durch verständige und wählende Rückkehr zum Alten abzuhelfen, ist eine der Aufgaben unserer neuesten französischen Dichter, und es ist verdienstlich, ein altes Dichtwerk nach dem andern aus der Vergessenheit zu ziehen; so ist es denn auch mit den Rymes de gentile et vertueuse Dame D. Pernette du Guillet Lionnaise.

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. Januar 1833.

— Du scheinest hier
Als Schwärmer dieses Wunderbild zu zeichnen;
Doch seh' ich nur den klugen Redner durch.

Goethe.

Der Pont-neuf und die Judeninsel.

(Beschluß.)

Die Templer wurden am 13ten Oktober 1307 zu Paris und in den Provinzen zumal verhaftet, und dieß beweist, daß ihr mächtiger, treuloser Feind auf diese verrätherische That längst gesonnen und sich dazu gerüstet hatte. Aber erst am 12ten Mai 1310, nach dreijähriger harter Einkerkerung und Foltern, wie sie nur der Fanatismus ersinnen kann, wurden vier-und-fünfzig dieser tapfern Krieger in der Vorstadt St. Antoine lebendig verbrannt. Aehnliche Greuel wurden zu wiederholten Malen zu Paris und in verschiedenen Provinzen Frankreichs an den unglücklichen Ordensgliedern verübt, und die Kommissäre der Inquisition übergaben sie dem weltlichen Arm, das heißt, dem Henker. Endlich, sieben lange Jahre, nachdem sie den Untergang ihres Ordens hatten erleben und unter furchtbaren Martern die tapfersten, frommsten ihrer Brüder hatten müssen sterben sehen, sollten auch Jakob von Molay und sein edler Gefährte blutiges Zeugniß ablegen für dieselbe Sache. Sey es nun, daß die beiden Ritter von den arglistigen Mönchen bethört worden waren, oder hatten die Folter und das Elend einer vieljährigen Gefangenschaft, die in jenen barbarischen Zeiten selbst schon eine Marter war, ihre Kraft gebrochen, sie sollten Dinge entdeckt haben, welche ein schlimmes Licht auf den Orden warfen, und man wollte ihnen deßhalb das Leben schenken. Als sie aber vor den Thoren von Notre-Dame, wo sie feierlich Buße thun sollten, die Angaben ablesen hörten, welche man ihnen in den Mund gelegt, hoben sie, im Innersten empört, den Blick und die gefesselten Arme gen Himmel, von wannen allein Schutz kommen konnte für die geopferte Unschuld, und erklärten mit lauter Stimme Alles, was hier vorgebracht worden, für eitel Lug und Trug, und daß sie diese Worte nicht gesprochen und der Orden nimmermehr solches verschuldet. Jakobs von Molay Stimme machte tiefen Eindruck auf das Volk; der tiefe Schmerz des Greisen, seine edlen Züge, seine majestätische Haltung gaben seinen Worten das Gepräge der Größe, welche immer und zu jeder Zeit die Menge besticht. Philipp war es wohl zufrieden, daß einige Templer am Leben blieben, wenn nur Verrath und Charakterlosigkeit sie verächtlich machten. Kaum hatte er aber den Widerruf des Großmeisters und seines Unglücksgefährten vernommen, so befahl er unverzüglich die Hinrichtung. Da band man sie mit Stricken, brachte sie auf die Judeninsel und stellte sie auf den Scheiterhaufen. Mitten aus den Flammen erschallte die Stimme der edlen Märtyrer; sie beharrten auf ihrer und des Ordens Unschuld, und bevor der Tod ihren Leiden ein Ende gemacht, luden sie, wie alle Chroniken berichten, König und Pabst vor Gottes Richterstuhl. — Philipp und Clemens starben noch in demselben Jahr.

Die Geschichte ist so ziemlich allgemein bekannt, sie hat Reynouard zu einer hübschen Tragödie begeistert, und unter den Gelehrten dauert der einst leidenschaftlich ge-

führte Streit über Schuld oder Unschuld der Templer zum Theil noch fort. Ihrem grausamen Feind gelang indessen sein schändlicher Plan nur halb; er wüthete gegen die Templer, aber den Orden konnte er nicht vernichten, und noch bis auf die heutige Stunde hat er sich in seiner ganzen Reinheit erhalten. Ich entsage der Hoffnung, die Spötter und Ungläubigen zu überzeugen, ihnen darzuthun, auf welch wunderbaren Pfaden die Vorsehung den Tempelorden von der Greuelzeit der Verfolgung an bis auf den heutigen Tag geführt hat, wie die Conventе des Ordens niemals aufgehört haben und die legitime Reihenfolge der Großmeister seit Jakob von Molay nie unterbrochen worden ist. Alles religiöse Gefühl ist in Frankreich fast bis auf den lezten Funken verglommen, die verächtliche Ignoranz, vornehm Philosophie genannt, hat alle Tugenden, alle Poesie vernichtet, welche Ausflüsse jenes Himmelslichtes sind. Menschen, welche an Gott glauben, sich versammeln, um das Evangelium zu lesen, und an der althergebrachten Tracht eines religiösen und kriegerischen Ordens, dem sie sich eidlich verpflichtet haben, treu halten — Alles dieß würde ihnen höchst abgeschmackt vorkommen. Niemand würde den Beweis ihrer Rechte und Ansprüche anhören wollen, und mit Scheiterhaufen bekämpft man zwar keine Lehren mehr, aber das ungläubige Jahrhundert hat andere Mittel, die Wahrheit nicht aufkommen zu lassen. Doch nicht lange vielleicht, so entspinnt sich der Kampf; junge Templer, von Glauben durchdrungen, werden den Handschuh hinwerfen und das hochgebildete Frankreich für die Barbarei des vierzehnten Jahrhunderts zur Rechenschaft ziehen. Bis dahin, und mir kommt es nicht zu, den Zeitpunkt zu beschleunigen, nur soviel. Das tiefe Geheimniß, das lange über dem Tempelorden schwebte, erklärt sich leicht aus seinen religiösen Lehren, welche die Intoleranz zu Verbrechen gestempelt hätte; mit den Sekten der Freimaurer hat er nie zu schaffen gehabt, und von Sinnbildern, Banketten, sonderbaren Prüfungen weiß er nichts. Sein Glaube ist der, welcher von Christus dem Apostel Johannes offenbart wurde und den dieser im Morgenlande predigte; dort haben ihn die Templer angenommen und er hat sich seitdem unter ihren Nachfolgern fort und fort erhalten. Der Tempelorden hat seine Märtyrer gehabt, die Zeit seiner Apostel wird nicht ausbleiben.

Ihr wißt jezt, daß jene Leute, welche alljährlich am 15ten März auf die Judeninsel pilgern, Tempelritter sind. Sie feiern hier das Gedächtniß Jakobs von Molay und Guidos, des Priors von der Normandie, seines Bruders und Leidensgenossen *).

*) Es liegt nichts daran, ob der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes im Scherz oder im Ernst geschrieben hat. Das Merkwürdige, und was uns zur Mittheilung veranlaßte, ist, daß im heutigen Frankreich, in der Gesellschaft, wo vor nicht langer Zeit Voltaire als unumschränkter Herrscher gebot, dergleichen Ernst seyn kann und immerhin von einem bedeutenden Theile der Lesewelt geglaubt wird. Wir wissen indessen, daß allerdings etwas an der Sache ist; wie es sich damit verhält, wird aber weder durch den Bericht unseres Pariser Korrespondenten vom 1ten Nov. v. J. Nro. 262., auf den wir hiemit verweisen, ganz klar, noch reicht das, was man von Zeit zu Zeit in den französischen Journalen, über Ordensfesten und dergl. liest, hin, um darüber abzusprechen, ob es sich von etwas wenigstens halbwegs Ernstem oder von einer Posse handelt.

Anm. d. Red.

Der Schi-king.

(Beschluß.)

Das eilfte Lied des ersten Kapitels ist ganz kurz. Bei dem deutschen Bearbeiter erscheint es länger, weil er die Beschreibung des chinesischen Einhorns, die in den Noten gegeben ist, in seine Bearbeitung mit aufgenommen hat. Das Lied selbst lautet wörtlich folgendermaßen: „Wer sollte nicht das Thier, das Ki-ling heißt, bewundern, mit seinen Füßen? O bewundernswürdiges Ding! Alle Kinder, die der Fürst hat, jedes derselben ist ein anderes Ki-ling. O Ki-ling mit deiner Stirne! wundernswerthes Ding! Alle Verwandte, die der Fürst hat, jeder derselben ist ein anderes Ki-ling. O Ki-ling mit deinem Horne! Leute des Fürsten des berühmten Volkes, wundernswürdiges Ding! jeder von ihnen ist ein anderes Ki-ling."

„Anmerkungen. Das Ki-ling hat den Leib eines Damhirsches, den Kopf eines Schaafes, den Schwanz und Huß eines Ochsen, die Schenkel eines Pferdes, ein einziges Horn mit fleischerner Spitze, einen Schuppenleib. Es hat fünf Farben, ist zwölf Fuß hoch, verlezt kein Gras, zertritt kein Insekt in seinem Gange, stößt kein Thier mit seinem Horne."

Ki-ling,
das chinesische Einhorn.

Das edle Thier Ki-ling,
Ein Wunder nicht gering,
Ist wohl ein seltnes Ding.
Es trägt ein ehern Horn
An seiner Stirne vorn,
Stößt doch kein Thier im Zorn.
Es gehet nie geschaart,
Es gehet nie gepaart,
Ist einzig seiner Art.
O welches Wunder! von den schönen,
Von allen unsers Königs Söhnen
Ist jeder einzig ein Ki-ling.

Das edle Thier Ki-ling,
Das nie ein Jäger fing,
Ist wohl ein Wunderding.

Es trägt ein ehern Huf,
Doch nie sein Fußtritt schuf
Des Gräsleins Weheruf.
An seinem Leib vereint
Fünffache Farb' erscheint,
Daß man zu träumen meint.
O welches Wunder! von gesammten
Des Königstammes Angestammten
Ist jeder einzeln ein Ki-ling.

Das edle Thier Ki-ling,
Einzig im Welteuring,
Ist wohl ein Wunderding.
Es führet starken Schritt,
Tritt hart nicht auf damit,
Kein Wurm darunter litt.
Es hat des Rosses Kraft,
Des Lammes Eigenschaft,
Ein Thier so musterhaft.
Was kann das Wunder übertreffen?
Ein jeder von des Kaisers Neffen
In seiner Art ist ein Ki-ling.

Wir wollen nur noch erwähnen, daß die deutsche Bearbeitung des Schi-king ein solche Fülle auf's Vollendetste behandelter deutscher Metra enthält, daß sie schon allein in dieser Beziehung als ein köstlicher, reicher Schatz künstlerischer Poesie angesehen und werth gehalten werden müßte.

Um endlich jeden Zweifel an der Möglichkeit der Uebertragung ächter Poesie aus einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung, welche die klassische Latinität durchaus nicht berücksichtigt, durch ein Beispiel im umgekehrten Sinne zu beseitigen, haben wir in der Note eines der herrlichsten Gedichte eines großen Dichters in ein Latein übersezt, das unserm Bestreben nach sich dem Latein des Pater Lacharme so viel als möglich nähern sollte *).

*) Puro lumine fertur solis currus super valle et super flumine. Eheu! excitat quotidie in cursu suo sicut tuos ita meos etiam dolores alte in corde manentes.

Nox quoque vix prodesse mihi potest. Nam ipsa somnia tristi sub specie nunc veniunt. Sentio vim horum dolorum quae tacite in corde secreto format.

Multi, multi sunt anni quod hic infra video naves vehere, quarum quaevis ad locum suum venit. Sed eheu! sempiterni dolores, qui firmi sunt in corde, a fluvio non auferuntur.

Pulchris in vestibus venire cogor. Sumpti sunt ex scrinio; nam festus dies est hodiernus. Nemo suspicatur, quam dire dilaniatum sit cor meum in corde doloribus.

Clam semper lacrymas fundere cogor; sed hilaris videri possum, immo tanquam bona valetudine fruens, rubrisque genis. Hi dolores letiferi si essent cordi meo, mortuus essem jam pridem.

Sizilianische Skizzen.

Laven. — Wie schon erwähnt, geben die Zerstörungen durch Wasser und Feuer längs dieser Straße dem Naturforscher viele Gelegenheit zu Beobachtungen. Die erste Merkwürdigkeit waren die Fiumaren, die andere, ohne Vergleich wichtigere Erscheinung sind die Laven, denen man hier begegnet. Mitten in diesem so bevölkerten Paradiese sieht man, von Taormina an bis nach Catania, mit doppeltem Schrecken die versteinerten Ströme der Laven, die, vom Aetna herunter bis ins Meer sich wälzend, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, Verwüstungen der schrecklichsten Art in diesen glücklichen Fluren angerichtet haben. — Der Charte vom Aetna von Gemellaro zufolge, die mir hier als Leitstern dient, kommt man zwischen Taormina und Catania über sechs verschiedene Lavaströme. Den ersten findet man bei Schizò und dem Flüßchen Calatapiano, wenige Miglien hinter Taormina. Er ist vom Jahre 396 v. Chr. Geb., und also einer der ältesten, von denen die Geschichte spricht. Dann passirt man noch vor Aci oder Jaci Reale — der größten Stadt auf dieser Straße mit 15,000 Einwohnern — die Laven von 1329 und 1580. Zwischen Aci Reale und S. Giovanni, auch Aci la Punta genannt, liegt die von 1444; näher an Catania die von 1381, und dicht an dieser Stadt — denn die nördliche Vorstadt ist darauf erbaut — trifft man die Lava von 124 vor Chr. Geb. Auf diese sechs Lavaströme vor Catania folgt der von 1669, welcher diese Stadt zerstörte und sich also in, oder vielmehr unter derselben und ihrem Umkreis befindet, und endlich macht die allerälteste Lava, von der man den Zeitpunkt nachweisen kann, die von 524 vor Chr. Geb., gleich hinter Catania, den Beschluß. Diese Eruption ist auch in der Geschichte durch die Elternliebe zweier Catanesischen Brüder berühmt, die ihren Vater und ihre Mutter retteten, und deren Geschlecht noch bis spät in den Römerzeiten geehrt wurde. Ja noch jezt gedenkt man der fratelli pii. Von der Größe der meisten dieser Lavaströme wird man sich durch den Vergleich mit denen bei Torre del Greco einen Begriff machen können, welche sich zu jenen verhalten, wie etwa ein mäßiger Bach zum Rheine.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Rheinpfalz, Januar.

Der Trieb zur Auswanderung in die neue Welt.

Nachdem der Nachklang des Hambacher Festes, so wie die dadurch veranlaßte Aufregung der Gemüther endlich in immer leisern Schwingungen zu verstummen scheinen, würde für den Rheinländer, und besonders für die bewegliche Natur des Rheinpfälzers, eine zu unerquickliche Stille eintreten, wenn nicht eine Erscheinung anderer Art die öffentliche Aufmerksamkeit fesselte und, die Phantasie aufs Höchste spannend, überall ein neues, vielbewegtes Leben anregte. Dieß ist die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein Gedanke, der in Vielen schon längst die Pläne gereift hat, welche das nächste Frühjahr realisiren wird, und in noch

Mehreren fruchtlos mit den Hindernissen kämpft, die sich der Wanderung entgegensetzen. Mit der ersten Frühlingssonne werden mehrere hundert Individuen, theils in Masse, theils einzeln und familienweise die gepriesenen Ufer des Rheins mit den noch mehr belobten des Missuri und Arkansas vertauschen. Und wer sind die Ziehenden und noch mehr die Lusttragenden? Leute aus allen Ständen, Staatsbeamte, Geistliche, Gutsbesitzer, Landleute und Handwerker, die meist eine wohlgesicherte Existenz haben und zum Theil sehr reiche Besitzthümer verlassen, Alle, um jenseits des Ozeans die Mutter Erde zu bauen und ihr eigenes Brod zu pflanzen, und wenn vollends Alle, die im Augenblicke mit ganzer Seele an der Auswanderung hängen, nicht durch äußere Umstände festgehalten wären, so würden wir im Laufe des Sommers viele Tausende der neuen Welt zueilen sehen. Ja, diese Vorliebe für dieselbe, für dortiges Leben und Seyn spricht sich bei Allen, die einmal von der Wanderlust ergriffen sind, so stark und entschieden aus, daß es unmöglich scheint, auch nur die geringsten Zweifel und Bedenken gegen dieselbe zu erwecken. Dort, dort allein ist Arkadien! Dort sucht ein Jeder, woran sein Herz hängt und was er hier vergebens zu suchen glaubt; dort ist noch wahre Einfalt und Unschuld der Sitten, dort ist noch ächtes patriarchalisches Leben, dort ist noch wahres Christenthum, ächte religiöse und vor Allem bürgerliche Freiheit, dort ist die rechte Schule für den Oekonomen, dort vor Allem der rechte Tummelplatz für den Erwerb, kurz, was auch der Mensch begehrt und was er wirklich oder in der Einbildung hier nicht findet, von dort her winkt es ihm und ladet ihn ein zu unverkümmertem Genuß. Diese Bilder beschäftigen tausend Herzen, laut, wie im Stillen, während Mißbehagen und Unzufriedenheit Alle ergreift, die vergebens diesem Eldorado sich entgegensehnen. Wahrlich, eine höchst merkwürdige psychologische Erscheinung, ein eben so merkwürdiges Zeichen unserer Zeit. Fragen wir nach den Ursachen derselben, so ist es klar, daß es diejenigen, die von jeher zunächst der Uebersiedlung nach den Staaten der Union zum Grunde lagen, nicht seyn können; dieß waren materiell zwingende. Bei weitem die größeste Zahl der frühern Auswanderer, wenigstens aus Deutschland, verließ einen unwirthbaren Boden oder sonst für das äußere Fortkommen ungünstige Verhältnisse. Die Schweiz, der Schwarzwald, der Odenwald mit ihren Umgebungen lieferten von jeher die meisten Auswanderer, meistens Menschen, die, von Noth und Kummer getrieben, eine ferne Freistätte suchten. In dieser Gestalt sahen wir sie in den Seehäfen Hollands und des nördlichen Deutschlands, ein Bild der Dürftigkeit und des Jammers, während jetzt Menschen von allen Ständen, von allen Stufen der Bildung und des Vermögens ihre Blicke sehnsüchtig nach der neuen Welt richten.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Demidows Lusthaus. Expedition an den Jenisei. Fortschritte in der Landwirthschaft.

Am 12. Juni waren in dem von Demidow erbauten Hause gegen fünftausend Personen auf einem glänzenden Balle versammelt, Bewirthung und Raum aber auf das Doppelte berechnet. Die Gegenwart der in ihre Quartiere zurückgekehrten Helden des Vaterlandes zierte das Fest, welches so glänzend und geschmackvoll angeordnet war, daß man sich in Armidens Zauberschloß versetzt glaubte. Das ganze Gebäude hatte die Form eines großartigen Rittersterns, bestehend aus vier spitzwinkligen Dreiecken und vier, an einer Seite gerundeten, Parallelogrammen von 105 Fuß Länge und 35 Fuß Breite, die sämmtlich an einen ungeheuren runden Saal stießen, dessen prachtvolle Kuppel 99 Fuß im Durchmesser hatte und auf zwei Säulenreihen ruhte. Fünfundzwanzigtausend flammende Kerzen erhellten die reichgeschmückten Gemächer, und die bekannte Freigebigkeit Demidows überstieg bei diesem Gastgebot alle Grenzen. Fünf Tage später existirte das, wie durch Zauberei entstandene Gebäude nicht mehr. Demidow, der voraus berechnet hatte, daß die Einkünfte des Jahrmarkts nicht hinreichen würden, dasselbe gehörig im Stande zu erhalten, und daran zweifelte, daß Jemand aufgelegt wäre, Bälle darin zu geben, ließ es auseinander nehmen und verkaufen, mit der Bestimmung, daß die Zinsen des dafür gelösten Kapitals von 20,000 Rubel am 1sten Juli jeden Jahres, dem Geburtstage der Kaiserin, unter die bedürftigsten Familien der Stadt vertheilt werden sollen. Wahrlich, ein edler Gebrauch, den Demidow von seinem unermeßlichen Vermögen macht.

Das Handlungshaus Wilhelm Brandt und Sohn in Archangel fertigte am 15ten Juli d. J. zwei demselben gehörige Schiffe, „Jenisei“ und „Nowaja Semlja,“ vollständig ausgerüstet und verproviantirt, mit fünfzehn gemietheten Arbeitern und zwei Kapitäns von der Staatsflotte bemannt, vom Archangel ins karische Meer ab, zur Entdeckung der Durchfahrt bis zum Flusse Jenisei, zur Untersuchung seiner Mündungen und für merkantilische Zwecke, wenn dieß thunlich befunden wird. Die Schiffe und die Ausrüstung derselben sind freies Eigenthum des gedachten Hauses. Es ist dieser kühnen, gefahrvollen Unternehmung in dem wenig bekannten Meere und an den unwirthbaren Küsten in der hohen nördlichen Breite ein glücklicher Erfolg zu wünschen. Die Hydrographie kann von dem Gelingen derselben wesentliche Bereicherungen erwarten.

In mehrern Gegenden Rußlands verwendet man viel Mühe auf den Anbau des amerikanischen Tabaks, der mit besonders gutem Erfolg in der Krimm gezogen wird. Die Gesellschaft für Landwirthschaft in Moskau hat den Tabakssaamen aus Amerika direkt verschrieben und in verschiedenen südlichen und nördlichen Gouvernements vertheilt. Auch verschrieb die erwähnte Gesellschaft aus Wien eine Partie Himalayagerste, um in den hohen nördlichen Breiten Rußlands Versuche über das Fortkommen derselben anzustellen, da diese Gerste bekanntlich in der kalten Region des Himalayagebirges einheimisch ist. Bis jetzt hat die Anpflanzung dieser neuen Getreideart in Rußland guten Erfolg gehabt, und wenn diese Gerste, wegen ihres schnellen Wachsthums, auch in den dem Norden nahen Gegenden zur Reife gelangt, wo andere Getreidearten nicht mehr gedeihen, so wäre dieß ein großer Gewinn für diese Gegenden. — Nach brieflichen Mittheilungen fällt die dießjährige Erndte in den meisten Gegenden Sibiriens sehr gut aus. Vorzüglich blüht die Landeskultur im Irkutskischen Gouvernement rasch auf. Wie sehr Unrecht man hatte, dem dortigen Klima so zu mißtrauen, zeigt unter andern die Erscheinung, daß Zuckererbsen und Schminkbohnen, die man vor zwölf Jahren dort noch wie Blumen in Töpfen zog, jetzt in den Gemüsegärten gedeihen. Selbst in dem, ehemals so wüsten Nertschinskischen Kreise macht man jetzt gute Getreide- und Kartoffelerndten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Januar 1833.

O heil'ges Land, wo so viel Götter thronen,
In deiner Mitte steht der fürchterliche Gast!

Schiller.
nach Virgil.

Das gerettete Orakel.

Historische Romanze
von Friedrich Kind.

So droht auch dir Zerstörung, Brand und Schwert,
Du heil'ge Delphi! Gotterfüllte Hallen!
Ihr Wunderbilder, ew'ger Huld'gung werth,
Sollt unterm Beil entmenschter Horden fallen,
Der Lorbeerstamm, von styg'schem Dampf bestaubt,
Nicht schütteln mehr sein Ahnung rauschend Haupt,
Der Priest'rin Mund, zu der aus fernen Reichen
Der Glaube hart Bedrängter floh, erbleichen!

Erzürnt von Gall'schen Rudern, schäumt das Meer *),
Von des Olympos Höh'n nach Thalgefilden
Thessalia's ergießt sich weit ein Heer —
Titanenleiber hinter ries'gen Schilden;
Ihr Führer Brennus, würdig jenes Ahns,
Der, noch das Schwert mit wägend, eitlen Wahns,
Mit Siegertrotz „Weh Ueberwundnen!“ prahlte,
Bis ihm das Schwert Camill's das Lösgeld zahlte.

Dem Führer gleich, wenn nicht an Gier nach Macht,
Nach Herrschergröße und Erobrungsruhme,
An Durst nach Wein und Wollust doch, nach Pracht,
Nach reichen Schätzen griech'scher Heiligthume,
Verlachend Götter, Opfer und Altar,
Uebt Raub und Mord die übermächt'ge Schaar,
An hundert fünfzigtausend Spießgenossen,
An sechzigtausend, Eins mit ihren Rossen.

Umsonst erhebt sich Hellas unerschlafft,
Vergebens strömt zur kampfberühmten Enge
Thermopylä der Att'schen Jugend Kraft,
Ein Häuflein gegen stets erneute Menge!
Nicht sorgt der Feind, wer griech'schem Speere sank,
In Moor und Sumpf erstickte, wer ertrank:
Er läßt den Freund, den Bruder unbegraben
Zum gier'gen Fraß der Wölfe und der Raben.

Nur — nicht Gesandte vor sich knie'n zu seh'n,
Empört des Feldherrn übermüth'ge Seele;
Nur daß nicht schon die Tempel offen steh'n,
Erhizt der Rotten Wunsch nach Kampfbefehle;
Doch finden sie durch Schlauheit und Verrath
Den Steig, auf dem Hydarnes einst genaht *),
Und stürzen nun von Oetas Hochgebirgen
In's Thal herab, zu plündern und zu würgen.

*) Ungefähr 280 Jahr vor Chr. Geb. und 100 nach dem Einfalle der Gallier oder Kelten in das römische Gebiet.

*) Herodotus VII. 211. Dieser Steig wurde dem Xerxes durch einen Griechen, Namens Epialtes, verrathen. Der Perserkönig sandte sogleich den Hydarnes mit der Schaar der Unsterblichen dahin ab, und kam auf diese Weise dem Leonidas in den Rücken.

Weh Kallion! dich trifft zuerst die Wuth!
Hier stirbt der Greis auf tapfrer Enkel Leichen;
Dort trinkt mit Muttermilch der Säugling Blut,
Bald selbst — am Spieß, ein gräßlich Siegeszeichen!
Die Jungfrau schreit, den Busen wild umfaust
Vom Nachtgelock, erfaßt von brünst'ger Faust;
Sie fleht Verschonung, um das scharfe Eisen,
Das sie befreit, dem Wütrich zu entreißen.

Raub, Schlachten, jede Schandthat ist vollbracht,
Gebäud' und Tempel stürzt in Schutt zusammen;
Gleich glühn'den Wolken zieht der Rauch bei Nacht,
Gleich Riesenschatten ragt die Säul' aus Flammen;
Bei Fackeln walzt der Reigen, den, bedroht,
Entehrte tanzen, die gescheut den Tod;
Athenes Opferkrug, Altar und Schaale
Wird Tisch und Trinkgefäß beim frechen Mahle.

Elend, nicht Frevel, trägt des Griechen Herz:
Jezt gilt es Delphis Heiligthum und Rache!
Greis, Knab' und Jungfrau hüllt den Leib in Erz,
Als lieh zur Saat die Zähne Kadmos Drache!
Doch auch in Brennus lodert wildre Gluth
Und gier'ger drängt herbei die Heeresfluth;
Sein Herrscherwort erschallt im Hörnerrufe
Und reiht das Kriegsvolk um des Felsen Stufe.

„Erblickt ihr," ruft er aus, „am Bergeshang
Die Tempel dort, und schaut im Sonnenflimmer
Zahlloser Reihen wimmelnden Gedrang
In blauker Waffenrüstung Goldgeschimmer?
Nicht Krieger sind's, ob Blick und Arm auch droht,
Nur Bilder ohne Sennen, starr und todt;
Sie schützen nicht die hier gehäufte Beute,
Das reiche Gut, das fromme Einfalt weihte."

„Was kümmert uns der Griechen Kunst und Ehr'?
Was uns die Kronen ihrer Fechterspiele?
Was ihrer Schlachten Ruhm zu Land und Meer?
Doch — reines Gold sind jener Bilder viele!
Der Städte Reichthum wird hier aufbewahrt,
So Gold, als Silber — nun für uns gespart! —
Durch Fleiß und Wucher, Macht und Trug gewonnen,
Gemünzt und roh, in Stangen und in Tonnen!"

„Und wie vergäß ich das Geräth von Gold,
Gediegne Schilde, Tische, heil'ge Krüge?
Wie das, was Lydias Kön'ge hergezollt,
Als Dank für Trug und Prunkmal blut'ger Siege?
Gyges und Krösus! gnügt dieß Namenpaar,
Gnügt das Geschmeid, das Nacken, Arm und Haar
Der Lyd'schen Königin dereinst umfangen,
Der Gürtel Helenas und ihre Spangen?"

„Ja Delphis Schatz mißt nicht Gewicht, noch Zahl;
Des ganzen Erdballs Ueberfluß ist euer!
Auf denn, zum Kampfe, Tapfre! noch ein Mal —
Zum Kampfe? nein! zu Beut' und Siegesfeier!
Laß seh'n, Apoll! ob Gall'schem Spieß und Schwert'
Dein Todespfeil des Tempels Eingang wehrt! —"
„Zum Kampf', Apoll!" brüllt dönnerlaut die Rotte,
Brüllt Widerhall, „mit Brennus, unserm Gotte!"

Und immer näher wogt die Gall'sche Schaar,
Den Umkreis Delphis ganz zu überschwemmen;
Die Bundsgenossen, nimmer weichend zwar,
Vermögen nicht der Fluthen Drang zu dämmen;
Indeß die Angst der Mutter nur in Flucht
Zur moos'gen Nymphengrotte Rettung sucht,
Erforschen tapfre Führer, kluge Greise,
Ob das Orakel selbst sich Schutz verheiße.

Die Pythonissa naht, das Auge stier,
In dunklen Locken Lorbeerkranz und Binde,
Als ob sie, gleich geschmücktem Opferthier,
Schon Vorgefühl der nahn'den Pein empfinde.
Sie schleudert Blätter in die heil'ge Gluth,
Jezt bleibt sie zitternd steh'n; ihr Auge ruht,
Entsetzt, versteinernd, beim Vorüberwallen,
Auf Polygnotos farb'gen Bilderhallen.

Es haftet auf der Brandstatt Ilions,
Es weilt voll Wehmuth auf Kassandras Munde,
Es zuckt beim Wüthen des Achillessohns,
Es thränt bei Priams offner Todeswunde,
Bei seiner Königstöchter Kettenlast,
Beim Knaben, der den Hausaltar erfaßt: *)
Ha! alles lebt! — mit immer tieferm Schauern
Wähnt sie sich selbst in Kallions schwanken Mauern.

Der Ordner mahnt, daß Phöbos ihrer harrt;
Ernst schau'n auf sie die Führer, Greise, Priester,
Doch, weil ihr Aug' schon jezt dämonisch starrt,
Mit banger Seele, ahnungsvoll und düster.
Gezwungen nur, beklommnen Athems, wallt
Sie zu dem Dreifuß über nächt'gem Spalt,
Mit Zweigen und mit Kränzen rings umgeben,
Die Stufen und des Lorbeers Wipfel beben.

Der schwarzen Höhle Wölbung wird erfüllt
Mit gift'gen Nebeln, dichtem Weihrauchsdampfe;
Die Seh'rin ächzt und jede Ader schwillt,
Die Gliedern zittern, wild verzerrt vom Krampfe;

*) Diese Darstellungen befanden sich wirklich in der von Polygnotos ausgemalten Nische zu Delphi.

Es schäumt der Mund, sie springt vom Sitz empor,
Es fliegt die Brust, nur Stöhnen dringt hervor.
Jezt, wie durchlodert von der Gottheit Grimme,
Reißt sie den Kranz ab, schreit mit rauher Stimme:

„Es naht der Tag, von dem am Klippenhang
Herophile mit flatterndem Gewande, *)
Von dem schon Vacis Mund prophetisch sang!
Die Erde kreis't mit hundertarm'gem Brande!
Apoll verstummt! Zeus, Here, räumt den Thron
Der Himmelsjungfrau und dem ew'gen Sohn!
Das Gottesreich erhebt sich auf den Trümmern
Der Heidengötzen, die im Abgrund wimmern!“ **)

Sie sinkt erschöpft, wie sie noch nimmer war,
Nur Fluth des heil'gen Quells kann sie beleben;
Sie ordnet still das wuthgesträubte Haar
Und scheint erstaunt, daß selbst die Priester beben.
Doch allzuschreckend ist das Götterwort;
Man reißt von Neuem sie zum Tripus fort:
Sie soll, gewaltsam darauf festgehalten,
Noch tiefer forschen, mehr den Spruch entfalten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Felsenspitze, wo sie weissagend gesessen haben soll, wurde noch zu Pausanias Zeiten gezeigt. Auch F. Thiersch erwähnt derselben in seinen Briefen aus Griechenland. Morgenblatt 1832. Nr. 82.

**) Virgil Buc. IV. 4. ff. in welcher Stelle man, wie in vielen Aussprüchen der frühern Wahrsager und Sibyllen, eine Prophezeihung auf Christus zu finden gemeint hat. Auch soll, nach Versicherung der Kirchenväter, der Tempel zu Delphi unter Julianus Apostata durch Blize und Erdbeben von Grund aus zerstört worden seyn, was jedoch van Dale: de oraculis, mit Grund in Zweifel zieht.

Sizilianische Skizzen.

Catania. — So sind wir denn bis zur Lavastadt am Lavaufer gelangt, denn so kann man wohl Catania nennen. Sie ist ohne Zweifel die am schönsten und regelmäßigsten gebaute Stadt in Sizilien. — Wie in Palermo, durchschneiden sich zwei schnurgerade Straßen, hier genau in der Richtung von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Nur liegt die leztere nicht in der Mitte der Stadt, sondern an ihrem südlichen Ende. Diese ist der Corso, welcher gegen Osten an das Meer stößt. Die andere, von Norden nach Süden, heißt Strada Etnea, weil dieser Berg, jedoch nicht der höchste Gipfel desselben, sich gegen Norden darstellt. Das südliche Ende begrenzt das Thor, welches zur Marine führt, die Porta Stesicorea, nach dem vaterländischen Dichter Stesichorus genannt. Nahe an diesem Thor liegen die vier Ecken der sich durchkreuzenden Straßen. Von diesem ganz nahe am Meere liegenden Thore erhebt sich der Boden immer mehr und mehr, bis zu der gegen fünf deutsche Meilen entfernten Spitze des Berges, und da die Strada Etnea bis ans Ende der äußersten Vorstadt beinahe eine halbe Meile lang ist, so befindet man sich dort schon auf einer ansehnlichen Höhe. — Dem Umfange der Stadt gemäß, scheint die Einwohnerzahl von 60,000, die man angibt, nicht übertrieben zu seyn. Die meisten von ihnen finden durch die Seidenfabriken ihren Unterhalt. — Alterthümer gibt es hier verhältnißmäßig wenige, da die Stadt so oft von Laven und Erdbeben heimgesucht wurde. Indessen ist ein Theater und ein Odeum nebenbei (so wie in Pompeji) noch sehr deutlich zu erkennen. Nach den unterirdischen Spuren — wenn sie nämlich nicht trüglich seyn sollten — zu urtheilen, müßte das Amphitheater eines der größten in der römischen Welt gewesen seyn. Unter der schönen Kathedrale endlich befinden sich sehr ausgedehnte antike Bäder.

Als wir von diesen Alterthümern zurückkehrten, führte man uns an einen Ort, wo wir etwas noch viel Merkwürdigeres sahen. Ohnweit des Kastells nämlich ist man durch eine tiefe Ausgrabung bis auf das Bette des Flusses Amenano, jezt Giudicello genannt, gekommen. Diesem Fluß hat man mit Fleiß, weil er sehr viel Schaden über der Erde anrichtete, sein jetziges unterirdisches Bette angewiesen. Ueber diesem nun liegt die alte Stadtmauer von 1669, und über ihr thürmt sich die Lava auf, die hier, aus der schon von ihr verschütteten Stadt herausströmend, sich wieder über sie hinaus einen Weg zur See bahnte. Alles dieses liegt tief unter dem jetzigen Boden und bietet einen gewiß einzigen Anblick dar. Man steigt auf einer schönen und bequemen Treppe hinunter bis da, wo der Amenano vorbeifließt. Schon dieser unterirdische Fluß ist eine Merkwürdigkeit. Nichts aber gleicht dem Anblick der Lava von 1669 am Meeresufer. Der Hafen wird ganz durch sie gebildet. Es stehen Wachthäuser und sogar eine Kapelle auf ihren zackigen Spitzen. — In einiger Entfernung von der Stadt hat der Prinz Biscari auf der Lava am Ufer einen Garten anlegen lassen, um einen Versuch zu machen, ob nicht durch Kunst die Kulturfähigkeit derselben beschleunigt werden könne. Denn zwischen den Laven des Aetna und denen des Vesuvs besteht der specifische Unterschied, daß die des leztern Vulkans nach fünfzig Jahren schon weit empfänglicher für die Kultur sind, als tausendjährige Laven des Aetna.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Rheinpfalz, Januar.

(Beschluß.)

Der Trieb zur Auswanderung in die neue Welt.

Nie konnte weniger davon die Rede seyn, die Ufer des Rheins um leiblicher Noth willen oder wegen befürchteter

Verarmung zu verlassen, als jezt, nachdem die erhöhten Preise der meisten Landesprodukte den Wohlstand nach allen Seiten hin vermehrt haben. Woher also diese Wanderlust, die wie mit einem Schlage Tausende ergriffen? Man hat sie eine Krankheit der Seele genannt, die gleich einer Seuche durch Ansteckung wirkt, eine Sucht, der nicht zu wehren ist. Allerdings erscheint dieser Trieb in Gestalt einer Sucht, sonst könnte er nicht so Viele auf einmal ergreifen; allein wodurch ward er veranlaßt, welches ist die Haupt-, welches sind die mitwirkenden Ursachen? Wenn wir die Sache erklären wollen, müssen wir immerhin von einem gewissen Mißbehagen und einer Unzufriedenheit mit dem Vorhandenen oder dem Bestehenden ausgehen; könnte dasselbe in jeder Hinsicht den menschlichen Wünschen und Erwartungen entsprechen, so würden schwerlich Gedanken an eine so beschwerliche und kostbare Uebersiedlung entstehen. Worauf beruht hier das zum Grunde liegende Mißbehagen? Offenbar bei den Meisten und zumal bei denen, welche die Sache der Auswanderung zuerst angeregt, auf übermäßigen Erwartungen in Betreff der politischen Bewegungen, wovon der Mittelrhein Zeuge und Schauplatz war. Die glücklichste Wendung der Dinge und auch ihrer individuellen Lage hielten die Meisten für gewiß; frei überließ sich das Herz den angenehmsten Träumen. Nichts von dem Allen, dessen Besitz man so nahe glaubte, konnte werden. Da wendet sich dann der Blick, der in der Nähe vergebens nach Befriedigung späht, in die Ferne, und da entsteht der Wunsch, einen Boden zu verlassen, auf dem, wie reich er auch ist, dennoch keine Frucht der träumerischen Hoffnung reift. So wird geurtheilt, und das auf diese Weise entstandene Mißbehagen gab unstreitig den ersten Impuls zur Emigration in der Weise, wie sich jezt so Viele dazu rüsten. Ihnen gesellten sich Andere bei, die auf sonstige Weise sich in ihren Lebenshoffnungen getäuscht glauben, oder die von der Zukunft nur einen allgemeinen Umsturz des Bestehenden erwarten; Schaulustige, Gewinnsüchtige, die sich goldene Berge träumen, und was sonst wirkliche oder eingebildete Gründe hat, sich ein neues Vaterland zu suchen; kurz, der erste Impuls, einmal gegeben, wirkte in immer weitern Schwingungen fort und hat nunmehr die verschiedensten Interessen, Wünsche und Bedürfnisse in dem Einen vereinigt, das alternde und kränkelnde Europa gegen eine neue, jugendlich aufstrebende Welt zu vertauschen. Nie schien das Sprüchwort der Deutschen: bleibe im Lande und nähre dich redlich, weniger Anklang zu finden, als jezt unter uns.

Abgesehen davon, ob eine so plötzlich erwachte Auswanderungslust, in der Art, wie sie entstanden ist und wie sie als eine eigentliche Sucht wirkt, für ein erfreuliches oder bedenkliches Zeichen der Zeit zu halten sey, kann es keine Frage seyn, daß eine starke Uebersiedlung aus den übervölkerten Gegenden Deutschlands, und besonders des Rheins für beide Welttheile sehr ersprießlich werden müsse; besonders werden dem ungeschlachten, aber ergiebigen Boden der westlichen Staaten der Union die fleißigen Hände und der betriebsame Sinn der Pfälzer trefflich zu statten kommen; diese werden dort ein reiches Feld für ihre Thätigkeit finden, während hier der Güterbesitz, bei der steigenden Bevölkerung und der fast ausschließenden Bestimmung für die Kultur des Bodens, in immer kleinere Theile und Theilchen zerlegt, für den Einzelnen die Lebenssphäre auf eine bedenkliche Weise beengt. Schon gleichen unsere Fluren einem in kleine Beete abgetheilten Gartenfeld, eine nothwendige Folge des stets vom Vater auf die Kinder übergehenden Grundbesitzes, so daß eine weitere Fortsetzung dieses Verfahrens für die Zukunft ganz unmöglich scheint. Nun, die Staaten Mississippi und Missuri können noch aushelfen, wenn hier die Welt zu klein wird für ihre Kinder, und schwerlich werden wir dort eine ähnliche minutiöse Zerstückelung des Bodens sobald zu erwarten haben. So angesehen, ist der Vortheil für die Auswanderer, wie für die Zurückbleibenden gleich groß.

Petersburg, December.

(Beschluß.)

Diligencen. Dampfschifffahrt.

Am 7ten September fand eine Versammlung der ersten Stifter der Diligencen in Rußland statt. Nach Durchsicht der Jahresrechnung ward, bei dem blühenden Fortgange dieser Anstalt, beschlossen, den Actionärs 30 Prozent aus Rücksicht darauf auszuzahlen, daß selbige im vergangenen Jahre, der Cholera wegen, nichts erhalten, zugleich aber von dem Ueberschuß ein vorräthiges Kapital zu errichten und in der Reichskommerzbank niederzulegen, wo auch das Grundkapital der Gesellschaft sich befindet. Um dieser so nützlichen Anstalt eine noch umfassendere Gemeinnützigkeit zu verleihen, hat das Comité seinem Hauptcomptoir aufgetragen, einen Versuch zur Einrichtung von Diligencen zwischen Moskau und Charkow zu machen.

Die regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen hier und Lübeck ist seit Mitte Octobers für dieses Jahr geschlossen. Die Mittelzahl der Stunden, welche die Dampfschiffe unterwegs waren, ist 90. Sie haben während dieses Sommers bis zum 19ten October, wo das lezte Dampfschiff von hier abging, 40 Fahrten gemacht und 1500 Passagiere geführt. — In einem Schreiben von der Insel Möon heißt es: „In der Mitte von Moon-Sund, nach dem Rigaschen Meerbusen zu, liegt eine Insel, die — wahrscheinlich von katholischen Zeiten her — Pater-noster genannt wird. Die Küstenbewohner sind gewohnt, über die Insel weg, wenn der Wind aus Süden weht, Schiffe mit schwellenden Segeln in den Sund kommen zu sehen, ohne daß Jemand daran denkt, ein Pater noster zu beten. Aber am 5ten October Mittags war es anders. Es erhebt sich aus den Fluthen plötzlich ein bedeutendes Schiff *ohne* Segel, passirt schnell die heilige Insel, kommt in den Sund, und zwar *gegen* den Wind, wie die schwarze Dampfwolke beweist, die, als ungeheures Wimpel, rückwärts nach dem Steuer zu, mit den von Norden kommenden Wolken sich vermischt. Kein Pater noster, aber viele „Isa meie“ hört man nun die am Meeresufer mit gefaltenen Händen stehenden Esthen hersagen. Immer näher kommt das Wunderwerk, die schäumenden Wellen mit seinen wirbelnden Rädern bekämpfend; die Sonne spiegelt sich in den bronzirten Wänden des herrlichen Schiffs, und deutlich kann man durch's Fernglas den Namen Ischora lesen. Das kaiserliche Dampfschiff hatte nämlich diesen geradesten und kürzesten Weg auf seiner Rückkehr nach Petersburg gewählt, und hielt sich eine Stunde hier auf, um einen Lootsen zu nehmen, was beinahe überflüssig ist, da die Admiralität alle Frühjahr das Fahrwasser bezeichnen läßt, indem auf jedes Riff eine lange Stange mit einem Ruthenbündel gesteckt wird.“ Künftig dürften nun wohl die zwischen Petersburg und Lübeck fahrenden Dampfschiffe diesen neu gebahnten, sichern Weg für den bessern halten, zumal er noch den Vortheil gewährt, Passagiere aus und nach Riga mitnehmen zu können.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Januar 1833.

— Fort in die fliehende Menge gerissen,
Eilt er, ihn treibt der Gott, der spottend sein eitel Geschmeid ihm
Endlich zerschlug und den Schwachen erreicht' in der drohenden Rüstung.

Hölderlin.

Das gerettete Orakel.

(Beschluß.)

„Es ist umsonst! erneut nicht meine Qual!"
Kreischt Pythia mit bang gerungnen Händen;
„Es schweigt der Geist, spricht nicht zum zweiten Mal;
Auch ließ er mich ja ganz das Wort vollenden.
Was sprach ich denn? was sprach Apoll aus mir?
Nein! Er wohl nicht! — denn sonst, was zittert ihr? —
Nicht wollt' ich, was von oben kam, verkünden;
Ein andrer Ruf erscholl aus diesen Gründen!"

„Wohl sah verworrne Schrecken ich enthüllt —
Der Grund erbebt! Parnassus Zinnen *) wanken!
Gluthblitze züngeln! Sturm und Donner brüllt! —
Doch — für den Sieg euch dann den Göttern danken!
Auf, heil'ge Streiter! Schwert und Speer zur Hand!
Apoll beschirmt sein Heiligthum und Land;
Von diesen Fremden soll aus Hellas Meeren
An's Heimathufer Keiner wiederkehren!"

Von Ohr zu Ohr verbreitet sich das Wort,
Ermuthigt selbst, die schon gewichen waren;
Doch, trotzt das Griechenheer auch, fort und fort
Sich furchtlos opfernd, Kämpfen und Gefahren,
Von Tag zu Tage wird es mehr bedrängt,
Der Kreis um Delphi fester eingeengt;
Wo tausend gegen hundert Waffen tragen,
Wird selbst durch Sieg die schwächre Schaar geschlagen.

Doch, ob auch lang Vergeltung weilt, sie wacht! —
Den Himmel überweben Wolkenschleier,
Die Sonn' erlischt, der Tag wird finstre Nacht,
Aus jähen Spalten brechen Rauch und Feuer.
Man sieht mit zorn'gem Blick auf Pindus Höh'n
Den Fernhintreffer bogenspannend steh'n,
Und durch das Dunkel schlüpft der Schein von Pfeilen,
Die Herrn und Sklaven, Mann und Roß ereilen.

Parnassus zittert und die Tiefe bebt,
Man hört in Luft und Boden Donner rollen;
Der Berge Gipfel, glut- und nachtumschwebt,
Zerspalten sich und schleudern Riesenschollen
Auf Brennus Lager, lauten Knalls, herab;
Hier wird die Felswand Tausenden ein Grab,
Indeß in gierig aufgerißnen Schlünden
Dort andre Tausend zu dem Orkus schwinden.

Nicht schüzt mehr Berg, noch Thal, nicht Wald noch Schlucht;
Baum und Gestein versinkt vom Erderregen.
Wohin entflieh'n? Doch nimmt, wer kann, die Flucht —
Geharn'schte Larven werfen sich entgegen.

*) Er war bekanntlich zweihäuptig. Der eine Gipfel, dem Apollo heilig, hieß Helikon, der andere, dem Bachos gewidmet, nach Einigen Kithäron.

Es glitscht der Fuß; das Roß bäumt zügelfrei;
Geheul nur und Gekrach, kein Feldgeschrei.
Bethört, voll Wahnsinns, treffen sich die Horden,
Im finstern Kampfe Freund den Freund zu morden.

Und ward der dunkle Tag zur Todesnacht,
Gebärt die Nacht noch namenlos're Schrecken:
Zu tagen scheint's, doch fällt mit Riesenmacht
Schnee, gleich Lawinen, Höh' und Thal zu decken;
Wild tobt die See, es rasen Nord und Ost,
Es wüthet grimm'ge Kälte, Todesfrost;
Das Frühroth zeigt auf weißem Eisgefilde
Nur starre Leichen, trotz des Dachs der Schilde.

Die Griechenschaar, vom Erdfall unberührt,
Baut freudig nun auf Phöbos Schutz und Gnade;
Ihr werden neue Streiter zugeführt,
Verfolgend, Rüden gleich, der Flücht'gen Pfade;
Man treibt die Heerden in der Felsen Spalt,
Birgt auf den Gipfeln sich im Hinterhalt,
Um durch Geschoß und Wurf den Feind zu fällen,
Verbrennt Getreid' und Frucht, verschüttet Quellen.

So mindert jeder Tag der Gallier Zahl;
Gefräßig zehren Hunger, Durst und Seuchen,
Das Roßgeripp, der Leichnam, wird zum Mahl,
Nicht Krieger zieh'n, gespenst'ge Schatten schleichen;
Gebrochen ist der Stolz, die Riesenkraft;
Von Furcht und Angst an Geist und Leib' erschlafft,
Von Dolch und Pfeil und Steinwurf aufgerieben —
Sprich, Brennus! sprich, wo ist dein Heer geblieben?

Oed' sind die Thäler, Bach und Weide still,
Sonst wiederhallend von der Rosse Hufen;
Den Führer grüßt nicht mehr das Siegsgebrüll,
Der Flüchtling horcht auf griech'scher Wachen Rufen;
Verwundet, nichts als Grausen um sich her,
Starrt er vom Strand' ins blitzdurchkreuzte Meer,
Wo jetzt nur Wracke seiner Flotten ragen —
Kann er den Schmerz, den Hohn des Neids ertragen?

Kann er, vergessen seiner Feldherrnpflicht,
Allein entgehn aus all der Seinen Tode?
Ein Leben retten, das nur Schmach verspricht?
Zur Heimath flieh'n, des eignen Falls Rhapsode? —
Wer dächte nicht des Zugs nach Afrika,
An Moskwas Brand, an's Grab auf Helena? —
Er färbt — die Schmähsucht sprach: in trunknem Muthe —
Das Herrscherschwert mit seinem Heldenblute.

Doch Sang und Reigen füllt die Säulenreih'n;
Der Jüngling greift zur Lyra statt der Lanze,
Thyiaden schwärmen jauchzend durch den Hain,
Der Helm der Jungfrau weicht dem Lorbeerkranze,
Dem Rosenkorb, den schön empor sie hält;
Die goldgehörnte Hekatombe fällt,
Parnaß erdröhnt von Zinken, Trommeln, Flöten
Tief durch die Nacht, bis sich die Häupter röthen! *)

*) Zusatz eines antiquarischen Freundes: Im Kapitol befindet sich eine liegende nackte Statue eines sterbenden Mannes, der sich mit dem linken Arm auf sein, am Boden liegendes Schild und Schwert stützt. Früher nannte man diese Statue den sterbenden Fechter. Neuere Untersuchungen von Nibby und Raoul Rochette (vergl. Kunstblatt 1831. Nr. 62.) haben es mehr als wahrscheinlich gemacht, daß in dieser Statue ein Theil einer ganzen Gruppe (in einem Giebelfelde?) erhalten worden ist, worin die Niederlage der Kelten bei dem Delphischen Tempel dargestellt war. Schnurrbart und Torques, Gesichtszüge und Körperbau führen auf diese Annahme. Im Dresdner Museum wird ein Torso einer offenbar ähnlichen Statue aufbewahrt. S. Hase Verzeichniß, Nr. 295. J. G.

Sizilianische Skizzen.

Die Cyklopeninsel. — Um dieses Lavaufer in seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung und Wildheit kennen zu lernen, muß man es von der Seeseite aus betrachten, und diesen Zweck erreicht man, wenn man in einem Boot zur Cyklopeninsel und den Faraglioni bei Aci Castello fährt. Kein Reisender sollte versäumen, diese merkwürdigen Basaltfelsen zu besuchen, zu denen man in etwa anderthalb Stunden hinrudert. Man fährt beständig längs dem von Lava gebildeten Ufer, welches endlich bei Aci Castello in ein gewöhnliches Ufer überzugehen scheint; doch da wir es nicht weiter verfolgten, so kann ich dieß nicht mit Gewißheit versichern.

Aci Castello ist von Lava auf Lava gebaut und nimmt sich sehr malerisch am Ufer aus. Gegen ihm über und nur einen Büchsenschuß weit liegen, nebst mehrern unbedeutenden kleinen Klippen, drei Basaltfelsen, die Faraglioni genannt, in der See, und ein wenig weiter hin eine etwas größere Insel, von derselben Steinart gebildet; dieß ist die Cyklopeninsel. — Wir stiegen oder kletterten vielmehr nicht ohne Mühe hinauf und fanden sie oben mit einem dicken Wald von indischen Feigenbäumen bewachsen. In der Mitte ist eine Cisterne, die sich mit Regenwasser füllt, und wenige Schritte davon eine natürliche Grotte, oder eigentlich ein Bogen, nach beiden Seiten offen, von wo aus man den nächsten und merkwürdigsten Basaltfelsen, der wie ein Haufen von regelmäßig gebildeten und geordneten Orgelpfeifen sich aus dem Meere erhebt, am besten sehen kann und überhaupt eine reizende Aussicht genießt. Hier nahmen wir ein Mahl ein, welches durch den Ort, wo es genossen ward, zu dem herrlichsten Feste wurde. Da das Geschlecht der Cyklopen längst ausgestorben ist, so glaubten wir, daß diese Insel keinen andern Eigenthümer habe, als den König beider Sizilien, bei dem wir uns aber für die gute Aufnahme nicht bedanken konnten. Wir hatten wohl

beim Hinaufklettern etwas wie einen Zaun bemerkt, der den obern Theil der Insel einschloß, und auch eine Art von Thor, das aber offen stand; alles freilich Zeichen eines besondern Eigenthums; da wir jedoch oben Niemand fanden, so hatten wir eben nicht darauf geachtet. Als wir nun aber in unser Boot steigen wollten, forderte ein moderner Cyklope uns sehr eindringlich ein Trinkgeld ab, weil wir seine Insel besehen haben.

Ehe ich von dieser zauberischen Insel scheide, muß ich noch eines sehr schönen mineralogischen Produkts erwähnen, welches bei dem gegenüberliegenden kleinen Dorfe Aci la Trezza gefunden wird, und mit dem wir nicht ermangelten, unsere Taschen zu füllen. Es ist dieß eine Art von Basalt, den man, wenn ich nicht irre, Analcime nennt, auf dessen Oberfläche, wie künstlich eingelegt, eine Menge Steinchen mit funkelnden Facetten gleich Diamanten schimmern. Nur in Schweden soll es etwas Aehnliches, aber lange nicht so Vollkommenes, als die Pietra della Trezza geben, die wirklich ganz allerliebst aussieht. So erzeugt die Erde hier überall Wunder.

Museum Biscari. — Ich hatte Gelegenheit diese berühmte Sammlung oft zu sehen, weil ich dort einen Bekannten wiederfand, den königl. preuß. Professor Zahn, welcher im Pallast des Fürsten Biscari wohnend, mit vier von Neapel mitgebrachten Modellirern beschäftigt war, für die preußische Regierung die besten Stücke unter den Antiken abformen zu lassen. Dieß hatte der Fürst früher nie erlauben wollen, so dringende Bitten auch von den höchsten Personen, ja von der englischen und französischen Regierung selbst, deßhalb an ihn ergangen waren. Einem Privatmann ist geglückt, was jenen mißlungen war, worüber man sich in Catania nicht genug verwundern konnte; jedoch, originell wie der Fürst ist, *scheint* es blos sonderbar, ohne es zu seyn. Er versagte der Zudringlichkeit der Mächtigen, was er dem bescheidenen Ansuchen des Künstlers gewährte.

Das Museum, das schon sein Großvater angelegt, ist nicht sowohl durch die Anzahl als durch die Auserlesenheit der Stücke das bedeutendste in Sicilien; ja man kann behaupten, daß kein Privatmuseum überhaupt ihm den Rang streitig macht.

Da ich kein Alterthumskenner bin, so beschränke ich mich darauf, mit einigen Worten die Stücke anzugeben, deren Abgüsse man in Kurzem in dem Museum zu Berlin sehen wird. Ein Torso, von allen Kunstkennern für schöner als der Vatikanische gehalten, ist leider nur der verstümmelte Ueberrest einer der schönsten Statuen des Alterthums. Man kommt jetzt, namentlich auch Zahn, zu der früher bestrittenen Idee zurück, daß es ein Jupiter gewesen. Der einzige Einwurf dagegen, daß in diesem Fall noch der untere Theil des Bartes da seyn müßte, scheint nicht entscheidend zu seyn.

Den vorzüglichsten Schatz dieses Museums machen die Bronzen aus. Bekanntlich ist das Museum von Neapel hierin das reichste; aber der Fürst Biscari besitzt einige, obgleich kleine bronzene Bilder von einer Schönheit, wie sie jenes Museum nicht aufweisen kann. Hierunter gehört ein Faun, auch merkwürdig durch die Binde am Munde zur Doppelflöte, wodurch diese kleine Figur, selbst abgesehen von ihrer hohen Schönheit, für den Antiquar eine große Wichtigkeit erhält, indem man jene Binde bei keiner andern antreffen soll. — Für einen Nichtkenner, wie ich, erschien indeß Bacchus, und vorzüglich Mercur noch viel reizender. Es ist unmöglich, die Grazie zu beschreiben, die überall aus ihnen hervorleuchtet. Ein bemalter Ziegelstein soll unter die größten Seltenheiten gehören.

Universität und Akademie. — Catania ist der Sitz der ersten Universität der Insel. Vor nicht langer Zeit war es die einzige, bis Palermo nach und nach alle Rechte einer solchen erhielt. Sie wurde 1444 vom Könige Alphons gegründet. Die um die Naturgeschichte des Aetna so verdienten Brüder Don Mario und Don Carlo Gemellaro sind eine Zierde dieser Universität. Mit dieser Akademie hängt auch ein literarisches Kabinet zusammen, welches unten in dem großen Universitätsgebäude sich befindet. Hier sieht man nicht ohne Theilnahme alle Abend um Ave Maria die Gelehrten Cataniens vor der Thüre im Kreise herumsitzen und sich über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten. Freilich sind auch Schlacken unter diesem Golde, und als ein Curiosum will ich Folgendes erzählen. Als ich eines Abends sehr ermüdet nach Hause gekommen, tritt ein Geistlicher, in Begleitung eines meiner Bekannten, in meine Stube. Dieser leztere, meine Liebhaberei für Astronomie kennend, mußte ihm, Gott weiß was, von mir gesagt haben; kurz er begrüßt mich als seinen Geistesverwandten, verehrt mir nicht nur seine Opera omnia, sondern fängt auf der Stelle an, mir sein System auseinander zu setzen. — Es war ein Professor der Philosophie der Universität, der Kanonikus M., welcher 1820 drei Bände einer Gran Teoria della Conservazione herausgegeben hat, denen 1829 ein dicker Band: Gran Teoria del Universo, gefolgt ist. In diesen Werken erklärt er ganz zusammenhängend und umständlich die Entstehung der Welt, indem er von der Dreieinigkeit ausgeht und sich mit Moses beruhigt; aber trotz seiner Orthodoxie, hat ihm die Censur viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Er bleibt die Antwort auf keine der großen Fragen schuldig, welche die Philosophen aller Zeiten beschäftigt haben. Da aber seine Gran Teoria sich leider mit dem Gesetz der Schwere nicht vertragen kann, so könnte es als ein Unglück für ihn angesehen werden, daß er genöthigt ist, allem zu widersprechen, was Newton und Laplace bewiesen haben. Doch das ficht ihn wenig an; mehr scheint es ihn verdrossen zu haben, daß sein Confrater Piazzi sich in Schriften gegen seine Leh-

ren erklärt; dieß hat ihn aber keineswegs abgehalten, immer fort, wie man sieht, an seiner Gran Teoria zu arbeiten, die er für das einzig richtige System hält, wodurch der Ursprung und der Fortgang, die Ursache und die Wirkung alles Daseyns auf das Genügendste erklärt und so das große Räthsel endlich gelöst wird, welches die Menschheit seit ihrer Entstehung gequält hat. Mit dieser Ueberzeugung ist dieser Mann (übrigens ein guter, harmloser Greis von 75 Jahren) ohne Zweifel einer der glücklichsten Menschen, die es geben kann, ganz in seiner Gran Teoria lebend und webend.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Englische Wettlust.

Es ist bekanntlich den Engländern eigen, daß sie auch in der Fremde, wofern nur Einige beisammen sind, sich leidenschaftlich ihren Nationalvergnügungen und Gebräuchen überlassen, die sie überall mit hintragen, ohne sich um die Sitten des Landes, wo sie sich aufhalten, viel zu bekümmern. In den meisten Hauptstädten stellen sie Pferderennen an; in der Campagna di Roma lassen sie zuweilen einen Fuchs los und rennen und gallopiren den ganzen Tag hinter dem armen Thiere her, bis es zulezt, aller seiner Schlauheit ungeachtet, keinen Ausweg mehr findet und sich ergeben muß. In Paris haben sie auch ihre Vergnügungen, und ihre Gebräuche folgen ihnen auf der Ferse nach. Ein Engländer könnte in diesem Augenblicke beinahe nichts als Englisches treiben, wenn er Lust dazu hätte, und mit den Franzosen, ihren Sitten und Gebräuchen gar keine Gemeinschaft haben. Er müßte deßhalb in Maurice's Hotel absteigen, in welchem nur Engländer einkehren und wo man ganz auf englische Weise bedient wird. Wollte er außer Hause frühstücken oder zu Mittag speisen, so würde er bald einen englischen Traiteur und auch eine englische Table d'hôte finden; ein ganz englisches Lesekabinet würde ihn unter seine Landsleute und die heimischen Zeitungen bringen; Abends könnte er ins englische Theater gehen, am Sonntage einen Geistlichen seines Landes predigen hören und dem Gottesdienste nach dem vaterländischen Ritus beiwohnen. Hätte er seine Kinder mitgebracht, so fände er von Engländern geleitete Erziehungshäuser für sie u. s. w. Aber was ist manchen Engländern alles dieses, wenn sie nicht auch Wetten anstellen können? Wie können sie mit den Franzosen sich vertragen, die gar nicht oder so wenig wetten, als möglich? Hätten die Franzosen große Wetten angestellt, daß die Citadelle von Antwerpen in so und so viel Tagen eingenommen seyn werde, so hätten die Engländer weit lebhaftern Antheil an der Allianz genommen und thätiger eingegriffen. Allein Niemand wettete; die Franzosen sezten nichts weiter aufs Spiel, als das Leben ihrer Soldaten. Was konnte da die Engländer bewegen, sich ernstlich an Frankreich anzuschließen? Ein Ausflug, den ich neulich nach Chantilly machte, lieferte mir einen sonderbaren Beweis von dieser englischen Wettlust. Zu Chantilly, dem ehemaligen Landsize des Prinzen von Condé, das fünf Meilen von Paris liegt, wohnen einige Engländer, wie fast in allen Landstädten Frankreichs, weil sie hier sparsamer leben, als in ihrem Vaterlande, den ungeheuren Auflagen ausweichen und durch Ersparniß ein kleines Kapital zusammenbringen, was sie dann später in Stand sezt, in ihrem Vaterlande mit etwas mehr Glanz auftreten zu können und der reichen, Alles um sich her verdunkelnden Aristokratie nicht so ganz demüthig zur Seite stehen zu müssen. Von Zeit zu Zeit kommen einige ihrer Landsleute aus Paris zu ihnen, und zwar blos, um das lang entbehrte Vergnügen zu haben, wieder etwas Weniges patrio more zu wetten. Solch eine Zusammenkunft hatte gerade während meines kurzen Aufenthaltes dort statt. Dießmal war nur Einer von Paris gekommen, aber es war der rechte Wetter, ein Mann, der zehn Meilen weiter gereist wäre, wenn er beträchtlichere Wetten hätte anstellen können. Kaum war der wichtige Mann angelangt, so wurde ein sogenanntes Pigeon-match oder eine Taubenwette veranstaltet, das heißt, eine Wette, wobei die Tauben nur als Schlachtopfer erschienen. Ein Mann in Chantilly hat bei diesen Pigeon-matches die Lieferung der Tauben, gewöhnlich fünfzig zusammen. Am festgesezten Tage begibt sich dieser Lieferant mit seinem Taubenheere auf eine Wiese, wo ein Zelt errichtet wird. Er stellt mitten auf derselben einen kleinen hölzernen Behälter mit einer Taube auf und hält im Zelte eine Schnur in der Hand, mit welcher er den Behälter eröffnen kann. Die fünfzig Tauben werden so auf ein gegebenes Zeichen eine nach der andern freigelassen, und der schußfertige Engländer sucht sie im Fluge zu treffen, nachdem er mit seinen Landsleuten eine Summe Geldes gewettet hat, daß er so und so viele von den fünfzig todtschiessen werde. Mein Mann mochte wohl ein besserer Wetter als Schüze seyn, denn von den fünfzig traf er ungefähr nur zwanzig. Die andern flogen davon, und manche sollen sich wieder zum Taubenschlage des Lieferanten begeben. Die Bewohner von Chantilly haben aber auch Lust zum Taubenschießen bekommen und stellen sich auf die benachbarten Felder, um die Tauben zu treffen, welche der Schieß- und Wettlust der Engländer entgehen. Sie treiben auf diese Art, ohne Lieferung und ohne Wetten, eine ganz unentgeldliche Jagd. Sonderbar ist es, daß dieses Pigeon-match den Bewohnern von Chantilly außer der Jagdlust auch noch die Wettlust eingeflößt hat; denn Manche stellen sich ins Zelt neben die Engländer und wetten mit. Zwar werden noch keine Bücher darüber geführt, wie zu Newmarket oder Epsom, und die Leute sezen noch keine Guineen zu, sie bleiben bei einigen Franken stehen; allein sollten diese Pigeon-matches sich oft erneuern und noch mehrere Engländer hinzukommen, so möchte ich nicht dafür stehen, daß nicht bald das Zelt auf der Wiese zu Chantilly zu einem zweiten Tattersalls Repository wird und ein Commis nöthig ist, um die Bells zu Buche zu bringen. Nach dem Wetten wird, wie es sich von selbst versteht, von den Engländern tüchtig geschmaust und besonders gezecht. An dem Tage, da ich dieser sonderbaren Belustigung beiwohnte, waren ungefähr 1200 Franken unter ihnen gewonnen und verloren worden; eine sehr mäßige Summe, freilich waren der Wettenden nur Wenige. Hätte solch ein Pigeon-match in Paris statt, so würden sich die Hunderte wahrscheinlich bald in Tausende verwandeln. Warum kaufen sie in Paris nicht einige Hundert Tauben auf, lassen sie im champ de Mars oder an einem andern geräumigen Orte aufstiegen und schießen darnach, während ein ehrlicher Buchführer alle ihre Wetten registrirte? Vielleicht fürchten sie aber, das Pariser Publikum möchte sich über sie lustig machen, und sicher würden auch unsere witzigen Zeichner sie in Karikaturen darstellen und die kleinen Tagesblätter über sie herfallen. Da thun die ernsthaften Wettlustigen denn freilich besser, daß sie in die Provinz gehen und hier ihr Wesen treiben. Anstatt ausgelacht zu werden, haben sie noch die Freude, die Einwohner mit ihrer Wettlust anzustecken und in ihr sonderbares Spiel hineinzuziehen. Chantilly haben sie schon so ziemlich englisirt. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 23:
Recht.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 10 u. Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 1.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 1. Januar 1833.

Adonis,

Statue von Thorwaldsen in der Glyptothek Sr. Majestät des Königs von Bayern.

Der Platz für diese Bildsäule war seit der Eröffnung der Glyptothek zubereitet, aber erst vor wenigen Monaten traf dieselbe in München ein und ist nun als die größte Zierde des Saals der Neuern in der Mitte desselben aufgestellt.

Der Jüngling steht, den rechten Arm auf einen Baumstamm gestützt, über den die Jägerchlamys geworfen ist, in der Rechten einen gesenkten Speer haltend, die Linke in die Hüfte gestemmt. Ein Hase, der an dem Baumstamm hängt, deutet die eben geendigte Jagd an. Der völlig unbekleidete Körper ruht auf dem linken Fuß, denn der rechte ist leicht zurückgezogen und auf die Zehen gestellt. Sein Angesicht ist etwas nach der rechten Seite gesenkt und er scheint in Gedanken verloren. Ueber alle seine Glieder ist die Schönheit blühender Jugend ergossen; die männliche Kraft des Jägers vereint sich in ihnen mit jener knabenhaften Anmuth, welche dem Liebling der Göttinnen zukommt. Sein Haar ist weich mit einer Binde umschlungen; die schönsten natürlichen Locken quellen unter ihr hervor und umgeben sein Antlitz. Stille Betrachtung, Sehnsucht, ja eine trübe Ahnung drückt sich in den schönen Zügen aus, und die mit einiger Spannung eingebogenen Finger der in die Höhe gestemmten linken Hand scheinen anzudeuten, daß er in tiefster Seele beschäftigt, vielleicht in Erwartung der kommenden Geliebten sey.

An dieser Statue fühlt man, was dazu gehört, daß der Beschauer eines Kunstwerkes recht froh werde. So innerlich und äußerlich vollendet sind nur wenige Werke der neueren Zeit. Wahrheit des Gedankens, Schönheit der Auffassung und die größte Meisterschaft über Natur und Technik sind hier in gleichem Maaße vereinigt. Die höchste Aufgabe der Plastik ist hier gelöst, einen abgeschlossenen Charakter in edelster Schönheit lebenvoll darzustellen.

Wer freilich in diesem Adonis nur einen reizenden Knaben sieht, mag immerhin an den schönen Gliedern seine Blicke weiden, mag die zarte, lebenvolle Ausbildung der Formen bewundern, die in Weichheit, Beweglichkeit und reizender Fülle mit der Natur zu wetteifern scheinen. Er wird nicht danach fragen, warum diese Gestalt ein Adonis sey, und es bleibt ihm gleichgültig, daß der Künstler traf, was uns verständig und passend dünkt.

Zu jenem sinnlichen Zweck wäre freilich Lebendigkeit sinnlicher Auffassung hinreichend gewesen. Aber die Gabe, mit Schärfe des Blicks und lebhafter Empfindung die Natur zu sehen und nachzubilden, macht noch keinen schaffenden Künstler. Du allein, Tochter des Himmels, die du Uebersinnliches in schaubare, tastbare, hörbare Formen kleidest, du allein, freie selbstschaffende Phantasie, bist es, die nie Gesehenes hervorruft, mit Empfindung durchdringt, mit Leben durchhaucht und als vollendetes Bild vor uns hinstellt.

Als Thorwaldsen diesen Adonis entwarf, formte er nicht einen schönen Knaben und nannte ihn Adonis; er hatte den Adonis gedacht, im Geiste gesehen, seine Phantasie hatte ihn erzeugt, noch eh' er den Thon dazu aufbaute.

Daß Adonis als Kind schon von Aphrodite geliebt, seiner Schönheit wegen von Proserpina geraubt, auf Befehl des Zeus ein Drittheil des Jahres der Unterwelt ein zweites Drittheil der Aphrodite verblieb, und das dritte, was ihm eigen gehörte, freiwillig der Aphrodite schenkte; daß er ein Jäger war und in früher Jugend, ein Bild der schnellverwelkenden Schönheit, starb — dieß Alles war Thorwaldsen nicht gleichgültig bei dem Entwurf seiner Figur. Seine Gedanken weilten auf diesen Umständen und seine Phantasie bildete ihnen nach.

Daher diese schwellenden, sinnliche Lust verkündenden Formen, diese Gedanken der Liebe auf dem üppigen Mund und in den schwärmerischen Augen; daher aber auch, in wunderbarer Verbindung mit so knabenhafter Weichlichkeit, das Robuste, Durchgebildete, Männlich-Edle

des Körpers, der an Beschwerden und Anstrengung gewöhnt scheint; daher endlich in dem niedergesenkten Angesicht das Trübe, fast Melancholische, welches die Ahnung früher Vergänglichkeit zu verrathen scheint.

Aber gesetzt auch, Thorwaldsen hätte ein solches Individuum im Leben gesehen, so wäre doch nur Gestalt und Charakter, nicht aber der Moment ihm gegeben gewesen, in welchem er es mit dem vollsten Ausdruck seines innersten Seyns vor Augen gestellt.

Dieser Adonis ist weder in träger Ruhe, noch in einer aufgeregten, nach aussen gerichteten Thätigkeit! Sinnend steht er, alles Aeußere unbeachtend; aber in dem ruhenden Körper verkündet sich die ungestörte Bewegung einer harmonisch gebildeten Seele. Daher ist seine Stellung weder gleichgültig und geistlos, noch gezwungen und mit dem Beschauer kokettirend. Man sieht, er steht allein, niemand beachtend, auf nichts Anderes merkend, als auf den Gegenstand seiner Gedanken, er ist nur er selbst und völlig in sich beschlossen. Dagegen vergleiche man die Venus und den Paris von Canova, die ihm gegenüber stehen, wie sie nur für die Außenwelt da sind, nur von der Aufmerksamkeit und Bewunderung leben, die sie mit Bewußtseyn in Anspruch zu nehmen scheinen. Sie sind eitel in Geberden, eitel in der Seele, daher ohne Ruhe und Selbstständigkeit.

Jene Beschlossenheit und innere Lebendigkeit des Ausdrucks aber hat Thorwaldsen allein unter allen Neuern den Griechen abgelernt, die sie nicht aus Beobachtung der zufälligen Natur, sondern vermöge einer geistigen Nothwendigkeit ihren Werken einhauchten. Das Gleichgewicht einer schön entwickelten Seele mit einem schön entwickelten Körper war ein allgemeiner Charakterzug, mit welchem die griechischen Dichter ihre Götter und Heroen ausgestattet hatten; ihm zufolge konnte auch die Bildnerei nur immer den Moment für ihre Darstellungen wählen, worin dieß Gleichgewicht sich vollkommen naturgemäß aussprach, nämlich den ruhigsten, unbefangensten, von aller nur zufälligen Thätigkeit abgeschiedenen.

Sowohl Charakter als Moment der Darstellung also sind Ergebnisse der griechischen Poesie, und der Art, wie Thorwaldsen ihr gefolgt ist. Jene poetische Idee der Adonis wurde zur Kunstidee, als sie sich der Phantasie des Künstlers in dieser Gestalt, in diesem Momente des Ausdrucks darbot; d. h. sie wurde zum anschaulichen Begriff eines menschlichen Individuums nach seiner Gesammtbeziehung auf geistige und irdische Verhältnisse. In ihr waren Seele und Körper des Adonis der Phantasie des Künstlers gegeben.

Freilich hätte weder die griechische Poesie diesen Charakter, noch hätte Thorwaldsens Phantasie diesen Moment auffassen können, wenn nicht die Elemente dazu in der menschlichen Natur vorhanden waren. Alles was geistig und körperlich an diesem Adonis erscheint, gehört der Wirklichkeit an; allein es fand und findet sich vielleicht niemals in der Wirklichkeit zu einem solchen Individuum vereinigt, obgleich dieß unter allen Verhältnissen möglich ist. Darin aber liegt die eigenthümliche Freiheit der Phantasie, daß sie zwar stets aus gegebenen Elementen bildet, dieselben aber mit eigenem Geiste durchdringt und neu gestaltet und belebt; darin noch ganz besonders das Wesen der künstlerischen Phantasie, daß sie diese Elemente nach den Mitteln und Bedürfnissen der besondern Kunstart, der sie geneigt ist, handhabt und verbindet.

Denn man sage nur nicht, bei jener innern Thätigkeit sey der Künstler bloß Dichter; er ist vielmehr schon völlig Bildner oder Maler. Je nachdem er in Masse oder durch Farbe sein Gedachtes auszudrücken hat, gestaltet auch schon seine Phantasie jenes geistige Vorbild; er erfindet den materiellen Forderungen seiner Kunst gemäß, und das geistige Bild stellt sich ihm schon völlig in diesen Beziehungen dar. Thorwaldsen dachte diesen Adonis nicht für ein Gemälde, sondern für ein Bildwerk, und zwar auch nicht für ein Relief, sondern für eine runde Figur. Um aber nun diesen poetischen, künstlerischen, ja speziellerweise bildnerischen Gedanken in der rechten Art fassen zu können, dazu war nicht allein poetischer Genius und jene besondere bildnerische Richtung des Talentes nöthig, welche nur Gaben der Natur sind, sondern eine hochgesteigerte Ausbildung dieser Gaben durch fortwährende Schärfung des Urtheils und unablässiges Bemühen, das Wahre und Schöne in Geist und Materie zu erkennen. Die geistige Gabe selbst kann nicht erworben werden, wohl aber die rechte Art und Fertigkeit, sie zu gebrauchen; daher ist sie nicht minder Gegenstand des Studiums und der Lehre, wie die Behandlung des materiellen Stoffes. Der Künstler muß eben sowohl denken als bilden lernen, obgleich er die Anlage zu beidem voraus haben muß.

Zum Denken des Künstlers ist aber ein Empfinden und ein Wissen nöthig. Ein Empfinden — denn ohne das Feuer der Begeisterung, das sich zu der Thätigkeit seiner Phantasie gesellt und ihr die Kraft verleiht, dem Gedanken jene innere Vollendung zu geben, ohne die Liebe zum Edlen und Schönen theilt er seinem Werke weder äußerliche Schönheit, noch Adel, noch den Hauch lebendiger Bewegungen mit. — Ein Wissen, denn er muß die Gesetze und geistige Bedeutsamkeit der menschlichen Gestaltung durchdrungen, sich in die geheimnißvollen Tiefen der schaffenden Natur versenkt und aus der Bestimmung jedes Theils das Maaß seiner Schönheit erkannt haben, um den schönen

Gedanken durch ein wahrhaft schönes Bild in seiner Phantasie versinnlichen zu können.

Als Thorwaldsen Hand anlegte, seine bildnerische Idee nun äusserlich am Stoffe darzustellen, ward sie endlich zum Kunstwerk. Hier begann die technische Thätigkeit, das eigentliche Bilden des Künstlers, und dazu war ihm, ausser dem Denken, Empfinden und Wissen, auch ein Können nöthig. Auge und Hand müssen durch lange Uebung vorbereitet seyn, um nicht nur den Erscheinungen der Natur nachzukommen, sondern sie frei nach dem Bilde der Phantasie zu gestalten und den poetischen Gedanken ihnen einzuhauchen. Darum ist dieser letzte Bildungsprozeß des Kunstwerks, obwohl lang und mühvoll, doch keineswegs ein nur äußerlicher gewesen. Nicht bloß eine Arbeit der Hand, sondern ein fortwährendes Schaffen der Phantasie nach der unabänderlich festgehaltenen Idee, ein anhaltendes Bestreben, die körperliche Gestalt in allen ihren Theilen jenem poetischen Charakter entsprechend zu formen und ihr denselben als die ihr eigenthümliche Seele völlig einzuprägen.

Worauf es bei jenem Wissen und diesem Können im Einzelnen ankomme, lehrt abermals eine Vergleichung von Thorwaldsens Werk mit den beiden erwähnten Statuen von Canova. Die Formen und Verhältnisse des Adonis sind einfach, edel, überaus bestimmt, und dennoch von der größten Zartheit; die des Paris und der Venus weichlich, unbestimmt, besonders am ersteren hängend und schlaff. Jenen edlen Bau des Körpers hat Thorwaldsen an den Werken der Griechen gesehen; die Griechen aber sahen ihn in der Natur, und Thorwaldsen hat, was er bei ihnen fand, ohne Zweifel an der Natur geprüft. Er erkannte das Gesetzmäßig-Schöne der menschlichen Gestalt und bildete es hier, gemäß den geistigen Beziehungen, welche in dem von der Idee gegebenen Charakter angedeutet waren. Während wir in dem Paris einen der Antike wenig angemessenen Gedanken, aufgetragen auf die Formen eines gewöhnlichen Modells, erkennen, zeigt uns Thorwaldsens Werk den völlig mythischen Charakter des griechischen Adonis, in der ihm eigenthümlichen, nicht in einer willkührlich erborgten Schönheit. Denn hat auch Thorwaldsen, wie nicht zu zweifeln ist, bei der Ausführung ein lebendes Modell, vielleicht sogar mehrere, vor Augen gehabt, so hat er doch keineswegs seine Idee durch sie bestimmen lassen. Sie verschafften ihm nur die äussere Sicherheit, was er gedacht, auch völlig naturgemäß darzustellen. Aus jener Sicherheit des Gedankens aber entsprang die Einfachheit der Formen, welche dieß Werk denen des Alterthums so ähnlich macht.

Darin aber besteht überhaupt die Meisterschaft des Künstlers, daß er an der Gestalt, die er den Gesetzen der Natur gemäß bildet, seinen Gedanken völlig hervortreten läßt; daß er nicht von der Natur beherrscht wird, sondern sie selbst durch seine Phantasie beherrscht und dennoch auch die höchste sinnliche Wahrheit und Lebendigkeit erreicht.

Zu dieser sinnlichen Wahrheit und Lebendigkeit des Werkes aber kann allerdings nur die tiefste Kenntniß der Natur, die innigste Vertrautheit mit der Bildung, Bewegung und geistigen Beziehung jedes Theils der menschlichen Gestalt verhelfen; dazu ist ferner der reinste Sinn, die zarteste Empfindung, das feinste Auge für Verhältniß, Wirkung, kurz für jede Art sinnlicher und geistiger Schönheit nöthig; dazu endlich gehört eine technische Geschicklichkeit, die jedes Zugs der Hand, jedes Meißelstrichs vollkommen sicher ist. Thorwaldsen hat diese Figur selbst mit dem Meißel vollendet, eine Gunst, die er wenigen seiner Werke erwiesen hat. Aber man erkennt auch die Hand des Meisters bis in die feinsten Züge; dieses lebenvolle Schwellen der Muskeln, diese Zartheit ihrer Verbindungen, diesen Reiz der Formen bei so viel Einfalt der Linien erinnere ich mich an keinem andern seiner Werke gesehen zu haben. Haupthaar und Gewand, ja selbst der Baumstamm und sein Attribut sind mit der größten Kunst und Naturwahrheit gearbeitet. Mit leichten Zügen ist der Name des Meisters an dem Baumstamm angeschrieben. Dieß Werk ist ganz von ihm, ein völliges Abbild seines Geistes und seiner Kunst.

Und fragen wir nun: was war die erste Bedingung, damit dieß Werk entstehen konnte? der bildnerische Gedanke? oder die meisterhafte Nachbildung der Natur? — Ohne allen Zweifel werden wir antworten: der Gedanke! denn, noch einmal sey es wiederholt, ohne den Gedanken würde diese Gestalt nicht diese Formen, nicht diesen Ausdruck, nicht diesen Charakter erhalten haben. Ohne ihn hätte Thorwaldsen diese Schönheit gar nicht erkannt, noch weniger den inneren Verhältnissen ihres Daseyns so durch und durch zu empfinden, so lebendig darzustellen vermocht. Man vergleiche nur diese ideale und doch so lebenvolle Gestalt mit dem Hirtenknaben desselben Meisters. In diesem folgte er ganz der Natur; sein Gedanke war nur das, was er in der Wirklichkeit schon ausgesprochen und für die Nachbildung dargeboten fand. Deßhalb erkennen wir in dieser Figur auch völlig das Modell, während im Adonis die verkörperte, mit sichtbarer, lebenvoller Schönheit bekleidete Idee uns entgegentritt. — Oder nehmen wir an, Thorwaldsen hätte zum Behuf dieses Werk's irgend einen Jägerburschen treu nach der Natur modellirt, würden wir nicht über den Künstler spotten, der uns ein zufällig Gesehenes für ein geistig Erzeugtes, eine alltägliche Erscheinung als Repräsentant eines mythischen Gedankens böte? Die sklav-

tigste Skizze in Thon, die leichteste Federzeichnung, die uns den wahren Charakter, den richtigen Ausdruck vergegenwärtigte, würde uns mehr werth seyn, als eine noch so fleißig und lebenvoll gearbeitete Modellfigur, mit deren Original die Natur vielleicht körperlich und geistig etwas ganz anderes gewollt als der künstlerische Gedanke verlangt.

Nur wo der Künstler keinen eigenen Gedanken hat, darf er sich begnügen, das Modell nachzubilden; dann aber ist sein Werk auch nur die Hälfte von dem, was das Kunstwerk seyn kann. Ja, ich behaupte, daß ohne allen leitenden Gedanken er die Natur weder richtig noch in ihrer vollen Schönheit zu fassen vermag. Denn um zu erkennen, was in ihr gegeben ist, muß er wenigstens ihre eigenen Gedanken, d. h. die, welche sie in ihren Geschöpfen ausgeprägt hat, erforscht und sie deutlich gemacht haben. Und selbst diese nur aus der Natur erborgten Gedanken müssen erst gewissermaßen sein geistiges Eigenthum geworden seyn, eh' er es unternehmen kann, Bildnisse des Gesehenen darzustellen. — Ohne edle Gedanken wird er in der Natur nicht das Edle vom Gemeinen unterscheiden lernen, ohne Einsicht in die Wahrheit wird ihm die Bedeutung des Schönen verschlossen bleiben, und seine Nachbildung wird eben so leicht in grelle Effektmacherei, als in Geleckтheit und widerliche Glätte sich verirren.

Die Veranlassung, über diesen Gegenstand zu sprechen, lag in Thorwaldsens Werk. Gewiß gibt es nur wenige neuere Kunstwerke, worin die ächte Begeisterung des Genius mit der größten Meisterschaft über Natur und Technik zu Hervorbringung eines so vollkommenen Ganzen zusammengewirkt hat. Diese Statue darf als ein Wahrzeichen gelten, an welchem sich die widerstreitenden Ansichten unserer Zeit vereinigen könnten. Es thut mir Noth, zu warnen vor diesem Zwiespalt und seinen drohenden Folgen. Die Einen suchen das Heil der Kunst nur im Gedanken und in der Poesie, die Andern nur in der Wirklichkeit. Die erstern achten zu wenig auf Natur und Technik, und erreichen deshalb nicht immer den wahren, geschweige den schönen Ausdruck ihrer Gedanken; es fehlt ihnen die sinnliche Anmuth, welche den ersten Blick des Beschauers fesselt und dem geistigen Inhalt Eingang verschafft. Die zweiten verzichten gewissermaßen auf die höhere Schöpferkraft, und finden es bequemer, das Zufällige der Natur in reizender Aeußerlichkeit aufzufassen, ohne zu fragen, was denn die Kunst wäre, wenn sie kein anderes Verdienst hätte als ein, doch keineswegs historisch treuer, nur oberflächlich reizender Spiegel der Wirklichkeit zu seyn? Gilt es bei diesen, den höheren Anforderungen der Poesie und Religion zu entsprechen, so zeigt sich dann gewöhnlich, daß Wissenschaft und Technik allein niemals hinreichende Vorbereitungen für die Phantasie sind, alles, was in jenen verborgen liege, zur Anschauung zu bringen. Die Erfahrung hat schon gelehrt und wird noch weiter lehren, daß auf diesem Wege die Kunst, wenn sie es wirklich zu einem kräftigen Naturalismus bringt, sich doch nicht weiter erhebt als zu jener derben Virtuosität, welche die Caracci erreichten. Die Geister Rafaels und der Alten aber können nur durch Poesie, mit ernstem und tiefem Naturstudium vereint, wieder heraufgerufen werden.

S.

Bekanntmachung.

Am Dienstag den 8. Januar 1833 und die folgenden Tage, von 10 bis 12 Uhr und von 2½ bis 4 Uhr, wird in dem Hause Nr. 610 am Promenadeplatze in München die zur Gantmasse des Freiherrn Leopold v. Kastell auf Bedernau gehörige, in 301 Pieces bestehende, bei einer früheren Schätzung auf 12,928 fl. taxirte Gemäldesammlung öffentlich an den Meistbietenden versteigert. Nach dem Urtheile von Kunstverständigen sind vorzüglichere Meister der niederländischen, deutschen, französischen und italienischen Schule, insbesondere Gemälde von Rubens, van Dyck, Jordaens, Ferdinand Bol, Franz Snevers, Troost, Adrian von Ostade, David Teniers, Johann Breughel, Cornelius und David de Heem, Gabriel Metzu, Poelemburg, Steenwick, van Bloemen, van Goyen, van der Heiden, Sachtleeven, Paul Brill, Franz Beich, Dietrich, Rottenhamer, Johann von Achen, Palamedes, Artois, Bourguignon, Tiepolo, Canaletto u. a. vorhanden, ohne geradehin deren Authenticität allseitig verbürgen zu wollen. Kaufliebhaber können sich wegen Einsicht der Kataloge, so wie der Gemälde selbst, an den Großhändler Moritz Mändl dahier wenden, welcher geeignete Aufschlüsse zu geben bereit ist, so wie auch Kataloge an die hiesigen Kunsthandlungen und bedeutenderen Antiquare zur Einsichtsgestattung übergeben worden sind.

Den 14. December 1832.

Königliches Kreis- und Stadtgericht München.

Künstler und Mitglieder von Kunstvereinen

werden auf das folgende classische und unentbehrliche Hauptwerk über vaterländische Kunstgeschichte aufmerksam gemacht, welches durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist:

Fiorillo, J. D., Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden. gr. 8. Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 4 Bände. 8 Rthlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 2.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 3. Januar 1833.

Bemerkungen über Holz-Sculptur mit farbiger Anmalung. Gesammelt auf einer Reise durch Böhmen und das Egerland.

Vom

Professor W. Wach in Berlin.

Während einer Reise durch einen Theil von Böhmen und das Egerland bis Prag, besuchte ich Kirchen, Klöster und Paläste, so viel es Zeit und Gelegenheit erlaubten, um merkwürdige Kunstgegenstände zu sehen und sie mit den erhaltenen Notizen zu vergleichen, um vielleicht auch Neues zu finden, was der Beachtung bisher entging, oder was durch die Gewöhnung, es immer vor Augen zu haben, keinem Fremden zur Ansicht empfohlen wird.

In Prag fand ich, ausgenommen in den reichen und sehr merkwürdigen Ständischen, Nostizischen, Coloredo'schen Gallerien und in der kaiserlichen Burg, in den Kirchen kein Bild, welches der Beachtung werth gewesen wäre;*) daher ward ich in denselben auf andere Gegenstände der bildenden Kunst aufmerksam, welche mir einen neuen, höchst angenehmen Genuß gewährten. Es waren dies angemalte Holz-Sculpturen und zwar Altarstücke von mehreren runden Figuren, Crucifixe, Basreliefs und einzelne lebensgroße angemalte hölzerne Heiligen-Statuen.

Im Allgemeinen hatte ich theils durch Beschreibungen, theils durch früher gesehene sehr unvollkommene Bildwerke, wie die im Dome zu Paderborn und in der Kirche von Xanten, eine Vorstellung von diesen angemalten Sculpturen, doch hatte ich nie Proben derselben kennen gelernt, die nur entfernt mein Interesse in Anspruch genommen hätten.

Durch den Aufenthalt in Italien, wo die Werke der Malerei und Bildhauerei in den größten Mustern aufgestellt sind, war ich in der Ansicht befestiget worden, daß die Vereinigung der Sculptur mit der Malerei zu Einem Kunstwerke unmöglich, und die Kunst, — obgleich die Natur Form und Farbe mit einander verbindet, dennoch nie im Stande seyn werde, beides zu einer Einheit zu verschmelzen; sondern, daß Farbe und plastische Form getrennt, die Farbe der Malerei, die Farblosigkeit der Sculptur, verbleiben müsse. Auch lehrt die Geschichte der Sculptur, daß diese Kunst, jemehr sie sich zu verschiedenen Zeiten ihren Gipfelpunkten näherte, jede Anwendung der Malerei verschmähete. Dessenungeachtet wurde, durch aufmerksame Betrachtung der hier sich befindenden Holz-Sculpturen ich auf einmal in meiner begründeten Ansicht schwankend gemacht, und es schien mir an verschiedenen Statuen dieser Art, Etwas angedeutet, ja sogar vollkommen durch die Verbindung der Farbe mit der Plastik erreicht, das ich mir auf keinem andern Wege, in diesem Maaße, hätte denken können. Die ersten Sculpturen, die mir in dieser Rücksicht bemerkenswerth schienen, fand ich in Eger, in dem dasigen Franciscaner-Kloster. Es war hier eine überlebensgroße Statue der heiligen Jungfrau, als Himmelskönigin mit dem Scepter, auf einem silbernen Halbmonde stehend, dargestellt, das Christuskind mit aufgehobenen Händchen, in anmuthig segnender Stellung, im Arme haltend.

Die Formen der Köpfe sind in schönen Verhältnissen, wie von ungeübter Hand nach edlen schönen Vorbildern, geschnitzt; das Haar an beiden Köpfen Gold; der Mantel der Madonna Gold; das Futter Purpur auf Goldfolien mit durchsichtigen Lackfarben übermalt; die Wäsche versilbert; der Ausdruck aber dergestalt durch die Malerei erhöht, daß er an die Zeit italienischer Kunst erinnert, wo Ambruogio Lorenzetto, Fra Angelico, Benozzo Gozzoli die reinen jungfräulichen Charactere erfanden, aber mit schwerer und noch ungeübter Hand darstellten. Besonders hat dieser Kopf etwas so Großartiges mit seiner breiten Stirn und den kinderartig geöffneten Augen, mit fein und regelmäßig gezirkelten, aber ganz verschwommenen Augenbraunen, mit dem

*) Das Altarbild von St. Veit war, wegen des Jubiläums des heiligen Johann von Nepomuck, durch geschmacklose Theater-Decorationen versteckt.

schöngeformten und geöffneten Munde, daß man eine so ideal geistige Gestalt sich nirgend besser denken könnte, als auf der silbernen Sichel des am Firmament schwebenden Mondes. Das Kind war weniger bedeutend, doch durchaus nicht störend, weder durch Ausdruck, noch durch auffallend mißlungene Formen. Die Malerei an dieser Gruppe war noch ganz erhalten und hatte nichts von moderner Auffrischung erfahren; welches bei andern in dieser Kirche sich befindenden Figuren, zum Theil von geringer Schönheit, der Fall war. Hände und Füße sind rohe Andeutungen und kaum besser als die des Giotto und seiner Schule, mit parallelen Fingern und langen Zehen, unbeweglich und steif wie diese.

Bei den Dominikanern daselbst war am Altar der Madonna mit dem Rosenkranz ein heiliger Thomas von Aquino und eine Statue Pius V., am Altare des heiligen Vincentius eine heilige Emerentia bemerkenswerth. An diesen Statuen war es sehr auffallend, daß bei einem ausgearteten Styl in den Gewändern, welcher an Bernini erinnert, der Ausdruck der Köpfe dennoch von großer Schönheit und Heiligkeit war, und in dieser Sculptur sich etwas nicht vorfand, welches in der Geschichte des Verfalls der Kunst, unter allen Umständen sich wiederholt hat: nämlich, daß sich die Mattigkeit des Geistes der Zeit zuerst in dem Ausdruck der Köpfe, und später erst in Gewändern, offenbart; bis sogar die Weichheit der verschwommenen Conturen der Malerei, so viel sie sich nachahmen ließen, die Liebhaberei der Bildhauer wurden, um den chaotischen Brei einer Kunst-Sündfluth auf das vollständigste zu vollenden.

In der Kirche der Kreuzherren daselbst, deren Gründung in die Zeiten der ersten Niederlassungen der Tempelherren in Böhmen, fällt, also ungefähr um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, befindet sich eine lebensgroße Statue des heiligen Wenceslaus und der Lubimilla. Der Herzog im goldenen Harnisch, reich verziert, mit der Fahne in der Hand, gekrönt, in lebendig kriegerischer Haltung und von edlem Ausdruck, ist um Vieles gehaltener im Styl, als die ebengenannten Werke; dasselbe ist mit der Lubimilla der Fall, welche mit einem reichverzierten Gewande, ebenfalls nach Art farbiger Follen, bekleidet ist. Keineswegs erinnern diese farbigen Statuen, auch nur im Entferntesten, an die Zwitter-Kunst-Geburten des gemeinsten Materialismus, nämlich an Wachsfiguren, welches vielleicht alle diejenigen fürchten möchten, die sich durch die Anschauung nicht selbst überzeugten. Im Gegentheil entsteht dadurch eine so eigenthümliche Kunstwirklichkeit, daß das Ideal der Sculptur sich neue Mittel erworben zu haben scheint, um desto lebendiger und eigenthümlicher hervorzutreten.

Das Kloster Waldsassen, eine halbe Stunde von der österreichischen Gränze in Bayern, eine Bernhardiner-Abtei, gehört zu den reichsten Stiftungen des siebenzehnten Jahrhunderts, und enthält außer den Monumenten der geschmacklosesten mönchischen Prachtliebe und einer im Gegensatz zur Schau getragenen Bußfertigkeit, vorzüglich viele Denkmäler mit Oelfarbe angemalter Sculpturen. Ein alter Glöckner, der einige Namen der Meister zu nennen wußte, welche diese Schnitzwerke gemacht haben sollten, nannte als Verfertiger eines heiligen Nepomuck, eines Johann Baptist und einiger Engelfiguren, welche bei edlen Formen denselben Reiz des Ausdrucks haben: Johannes Hartmann. Die Zeit, welche unfehlbar in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gehört, war nicht genau zu ermitteln.

Ein Präsepe und andere höchst vollendete Verzierungen, welche zwar nicht angemalt sind, und demnach, streng genommen, nicht hieher gehören, erwähne ich, wegen der unglaublich kleinen Dimensionen und weil sich der Name des Verfertigers dabei fand, Andreas Burke, Hirtenknabe aus Kalzengrün, — einem Dorfe im Egerlande. Ob dieser Knabe auch der Verfertiger der größeren Figuren sey, konnte man mir mit Bestimmtheit nicht angeben. Interessant war unter der Menge dieser Figuren von ziemlich gleichem Werth und aus gleicher Zeit ein Werk, dem Style nach aus viel früherer Zeit, zwar auch genau nicht hieher gehörig, aber wegen seiner eigenthümlichen und kunstgerechten Behandlung, die es ebenfalls zu einer gefärbten und sehr bestimmt stylisirten Sculptur machten, merkwürdig genug; nämlich eine heilige Anna und Maria als Kind. Diese zwei, in einem Glaskasten befindlichen lebensgroßen Figuren mit wirklichem Haar und Kleidern sind kaum ein Werk der Kunst zu nennen, die sich hier durch die Materialien in die Puppenmacherei verirrte, sind aber dennoch von ganz eigenthümlichem Reiz, indem sie ein wirklich rundes, lebensgroßes Bild von H. Holbein oder Porbus auf das treueste darstellen, und durch ihre Wirklichkeit der Rundung das gewöhnliche große Verdienst dieser Meister, lebensvoll darzustellen, nur erhöhen, ohne den unangenehmen Eindruck der Wachsfiguren im Mindesten zu veranlassen. Weder Name, noch Zeit der Entstehung war hier angegeben.

Einige mehr oder weniger interessante Werke dieser Kunstart zu St. Anna bei Eger und anderen Orten übergehe ich, um noch einige zu erwähnen, welche ich in Prag in den dasigen Kirchen fand. In der Theinkirche, einer der ältesten Kirchen von Prag, ist eine Seitenkapelle, links vom Hauptaltar, in welcher ein Canonikus Hammerschmidt vom Wisserath den Altar stiftete, bei welchem er in seinem 82. Jahre 1737 begraben wurde. Auf diesem Altar befindet sich ein Cruzifix, über lebens-

groß, in Holz geschnitten und angemalt, mit durch goldene Sterne bezeichneten Wunden. Die Arme breiten sich ganz horizontal aus, und der Leichnam erscheint nicht hängend. Die Füße sind nicht ganz günstig einwärts gestellt, so daß der rechte Fuß über den linken genagelt ist und das Haupt nach der linken Seite gesenkt erscheint. Der Moment des Verscheidens ist unverkennbar. Das Kreuz ist dunkel, so wie der Hintergrund. Vom Kreuze gehen vergoldete, in Holz geschnittene Strahlen aus; um die Hüften hängt eine reiche Draperie, auf jeder Seite der Hüften mit Zipfeln, welche durch ihre mäandrisch bewegten Säume fast an die Zipfel der Tuniken der altgriechischen Vasengemälde erinnern.

Es ist höchst wunderbar, wie sehr bei einem genaueren Betrachten, bei einem tiefern Eindringen in den Geist dieses Kunstwerks dasselbe an Größe und Gewalt gewinnt. Es vergegenwärtigt das Mysterium dieses Todes gerade auf eine so grandiose Weise, daß man glauben könnte, dieß wäre das einzige Crucifix, welches zum Zeichen des Christenthums auf der Weltkugel steht. Der Meister wählte die edelsten Verhältnisse mit großer Kenntniß und feiner Beobachtung der Natur, und verschmähte in der Behandlung der Formen jede Fülle, ja sie streift nahe an das Trockene, ohne dadurch unangenehm zu werden; im Gegentheil wird das Ganze geistiger und historisch bedeutender, indem das Martyrium, bis in die kleinsten Verhältnisse ausgedrückt, eine Reihe von Leiden auf das Bestimmteste andeutet. Hände und Füße sind wahr, vortrefflich verstanden und treu und einfach der Nothwendigkeit der Stellung nach angelegt. Kaum sollte man glauben, daß der feine Ton, den die Malerei hier der Sculptur gegeben hat, und der kaum röther als Elfenbein ist, so viel dazu beitragen könne, um der fast trockenen Behandlung des Körpers eine so höchst angenehme Weiche und dem Kopf durch die bläulichen Lippen und dunkel gefärbten Augenhöhlen einen so tief ergreifenden Ausdruck zu geben, der durch einen sehr dunkeln Bart und ähnliches Haar noch mysteriöser wird. Rücksichtlich der tiefen Ergreifung des Gegenstandes ist unter allen Darstellungen des Leichnams Christi, nach meiner Empfindung, nur der in der Grablegung Christi, von Raphael, in der Gallerie Borghese zu Rom, und in der Sculptur der an der Pieta des M. Angelo mit diesem Werke zu vergleichen; wenn gleich es sich in der Kunstausbildung und Durchdringung des Materiellen nicht mit jenen Werken gleichstellen läßt. Kein Name, kein Vaterland des Verfertigers ist hier zu ermitteln; Niemand in Prag kannte dieß Werk, und Alle, welche ich darüber sprach, faßten nun erst den Vorsatz, es auch einmal anzusehen, und so war denn in einer katholischen Stadt das vornehmste Symbolum der Kirche, zugleich ein vorzügliches Kunstwerk streng im Sinne der Kirche erfunden und durchgeführt, von ihr und dem Volke unbeachtet und vergessen worden.

Ich halte dies Werk für italienische Arbeit, etwa um das Ende des 14ten Jahrhunderts entstanden; auf jeden Fall gehört es in die Zeit, wo die Kirche und die Geistlichkeit selbst, durch ihre Theilnahme, den größten Einfluß auf das Entstehen von Kunstwerken hatten und dadurch manches treffliche Werk in's Leben riefen.

Ein Altar in derselben Kirche, mit fast ganz rund geschnittenen bemalten und vergoldeten Figuren, der in vielen Abtheilungen das Leben Christi enthält, hat besonders im Hauptrelief, die Taufe vorstellend, viel Tüchtiges in Form und Verhältnissen der Figuren; die Compositionen aber sind conventionell, ohne besondere Eigenthümlichkeiten; er ist blos interessant, da der Name Simon Abels bekannt ist und sich die Jahreszahl 1744 vorfindet, wo derselbe vollendet ist.

Am Herz-wehen-Altar ist ein Madonnenbild mit dem Kinde, im Ausdruck und Styl ganz dem berühmten Madonnenbild zu Cöln verwandt, welches nach Dürer's Tagebuch jetzt dem Meister Stephan zugeschrieben wird.

In der Maltheser-Kirche befinden sich am Haupt-Altar zwei Statuen der heiligen Ubaldesca und des heiligen Gerhardus. Sie sind von edler Haltung und lobenswerthem Ausdruck, welches auch bei einer heiligen Jungfrau, die zu einer Gruppe der Verkündigung gehört, der Fall ist.

Alle diese Arbeiten sind ohne Namen, aber unbedenklich Arbeiten des 17ten Jahrhunderts.

Füglich schließen sich hier zwei kleine Alabaster-Statuen an, welche von der Hand Kaiser Carls IV. herrühren sollen, und sich auf dem Carlstein bei Prag befinden. Sie sind ebenfalls roth gefärbt, alle Verzierungen reich vergoldet und stellen den heiligen Nicolaus in der Kapelle gleiches Namens und eine heilige Jungfrau in der Kapelle der heiligen Catharina vor. Der Ausdruck der Köpfe ist schwach, aber zart und edel, die Verhältnisse fehlerhaft, die Gewänder conventionell, das Nackte, so wie Hände und Füße, mangelhaft. Diese Statuen tragen das Gepräge einer edlen gebildeten Empfindung für den Gegenstand, aber einer in Technik und Wissenschaft sehr vernachläßigten Bildung, und wenn man diesen Styl auch nicht gerade kaiserlich nennen möchte, so ist es doch gewiß der Styl eines vornehmen Dilettanten, der durch die Arglosigkeit, mit der er seine Statuen färbte, eine vollkommene Einheit des Ganzen hervorzubringen wußte.

Zu Graupen in der Stadt-Kirche befinden sich auf drei Balkonen über einer Scala Santa, drei Gruppen, welche Christus vor Pontius-Pilatus vorstellen. Auf dem mittelsten Balkon ist Christus mit der Dornenkrone, dem Purpurmantel u. s. w. vorgestellt, umgeben von

Soldaten und Henkersknechten. Auf den Nebenbalkonen sind Gruppen von Juden, welche mit wüthenden Geberden schreien: „kreuzigt ihn“! — Die Figuren sind lebensgroß, doch nur halb zu sehen, da die Balustern sie bis zum Gürtel verdecken. Es trägt diese ganze Vorstellung das Gepräge einer großen Meisterhaftigkeit und Erfahrung, rücksichtlich der Charaktere sowohl als der beabsichtigten Wirkung; denn kaum sieht man von Dürer und Lucas van Leyden so wüthende Juden mit so mannigfachem und sprechendem Ausdruck und so begierig nach dem Blute des Erlösers, als hier. Sie drohen mit den Fäusten und machen die Zeichen des Hohns und der Verachtung gegen den Heiland, welcher mit edlem, sehr großartigem Anstande, bleich und schön colorirt, mit gesenktem Haupt, in der Mitte der Gruppe steht. Styl und Art der ganzen Darstellung, ja man könnte sagen, die Farbe, erinnern am meisten an Lucas van Leyden und seine Zeitgenossen. Es gehört diese Vorstellung zu den ausgedehntesten welche ich in Böhmen gefunden. Die ganze Kirche ist noch außerdem mit mehreren verschlagenen Nischen angefüllt, in welchen, wie bei lebenden Bildern, auch künstliche Beleuchtungen, durch kleine Fenster angebracht sind, und man sieht Christus auf einem Stein vor Pilatus Wohnung verhöhnt, die Hölle, das Fegefeuer u. s. w.; doch ist keine dieser Darstellungen sowohl an Ausdehnung als an Charakteristik mit der erstgenannten zu vergleichen.

* * *

Die Neigung Plastik mit Malerei zu verbinden, findet sich bekanntlich nicht selten. — Bei vielen Völkern und zu verschiedenen Zeiten sind Versuche gemacht worden, gleich der Natur, auch in der Kunst die Anmuth der Farbe mit plastischer Form zu einem Ganzen zu vereinigen. Aber immer sind dieselben nur unvollkommen, fast in der Kindheit der jedesmal neu sich entwickelnden Kunst-Epoche entstanden, und beide, die Malerei und Sculptur, haben sich, jemehr sie einen Gipfelpunkt erreichten, von einander getrennt, indem die Sculptur die Mittel der Malerei verschmähte, ja absolut ausschloß, um selbstständig durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel das zu erreichen, was in dieser Begränzung der Natur gegenüber zu erreichen ihr möglich ist. Es wäre nicht uninteressant eine sorgfältige Untersuchung mit Aufzählung der bezüglichen Monumente zu veranlassen, bei welchen Völkern, zu welchen Zeiten und mit welchem Glück die Malerei auf die Sculptur angewendet werden, und zu welchen Resultaten dies geführt hat.

Obgleich Indien und Aegypten angemalte Statuen ihrer Götter gehabt haben, so sind doch die meisten auf uns gekommenen statuarischen Monumente derselben von Bronze, Porphyr, Granit, Alabaster oder Basalt, und besonders die kleinen Götzenbilder der Indier sehr dünne Bronzegüsse mit theilweiser Vergoldung. Die Griechen sind daher vielleicht die ersten, welche durch verschiedenartige Materialien, die sie zu einem Ganzen verbanden, verschiedene Farben dem Nackten und den Gewändern gaben, und das uralte Bild der Diana von Ephesus, die spätern Werke des Phidias und Polyklet zu Argos, Athen und Olympia, von Gold und Elfenbein, so wie die auf Aegina gefundenen Statuen des Tympanums am Tempel des Jupiter panhellenius, an welchen man noch Spuren von farbigem Anstrich des Marmors erhalten findet, sind eben so viel Beweise, daß sie diese Verbindung suchten, und in mehr als einer Art eine genügende Auflösung dieses Problems zu geben sich bemühten. Mehr wie in allen diesen Versuchen, selbst die Chinesen mit ihren Porzellanfiguren so wenig ausgenommen, wie die Römer zur Zeit des Verfalls ihrer Kunst, wo mehr farbiger Marmor, verbunden mit Bronzen und edlen Steinen, zu Büsten und Statuen der Imperatoren angewandt wurden, hat die christliche Kunst durch die ganz anders gestellten Aufgaben in großer Ausdehnung und vielleicht mit größerem Glücke gelöst.

(Der Beschluß folgt.)

Bekanntmachung.

Am Dienstag den 8. Januar 1833 und die folgenden Tage, von 10 bis 12 Uhr und von 2½ bis 4 Uhr, wird in dem Hause Nr. 610 am Promenadeplatze in München die zur Gantmasse des Freiherrn Leopold v. Kastell auf Bedernau gehörige, in 304 Piecen bestehende, bei einer früheren Schätzung auf 12,928 fl. taxirte Gemäldesammlung öffentlich an den Meistbietenden versteigert. Nach dem Urtheile von Kunstverständigen sind vorzüglichere Meister der niederländischen, deutschen, französischen und italienischen Schule, insbesondere Gemälde von Rubens, van Dyck, Jordaens, Ferdinand Bol, Franz Snevers, Troost, Adrian von Ostade, David Teniers, Johann Breughel, Cornelius und David de Heem, Gabriel Metzu, Poelemburg, Steenwick, van Bloemen, van Goyen, van der Heiden, Sachtleeven, Paul Brill, Franz Beich, Dietrich, Rottenhamer, Johann von Achen, Palamedes, Artois, Bourguignon, Tiepolo, Canaletto u. a. vorhanden, ohne geradehin deren Authenticität allseitig verbürgen zu wollen. Kaufliebhaber können sich wegen Einsicht der Kataloge, so wie der Gemälde selbst, an den Großhändler Moritz Mändl dahier wenden, welcher geeignete Aufschlüsse zu geben bereit ist, so wie auch Kataloge an die hiesigen Kunsthandlungen und bedeutenderen Antiquare zur Einsichtsgestattung übergeben worden sind.

Den 14. December 1832.

Königliches Kreis- und Stadtgericht.
München.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 3.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 8. Januar 1833.

Der Beuth'sche Onyx.

Die Zahl der schon durch ihre Größe bedeutenderen Werke der alten Steinschneidekunst ist seit ganz kurzer Zeit durch die Wiederauffindung eines ausgezeichneten Denkmals dieser Kunst vermehrt worden, worüber wir die erste Nachricht Herrn Professor Toellen in der Preussischen Staatszeitung 1832 Nr. 334 verdanken. Wie alle bisher bekannt gewordenen, ganz aus Gemmen geschnittenen Gefäße, gehört auch dieses nicht der Zeit ächthellenischer Kunstübung an (Müllers Handbuch der Arch. §. 315); nimmt aber eben sowohl in Hinsicht auf die Erfindung als in Betracht der technischen Ausführung dieselbe Bewunderung in Anspruch, welche die Kenner und Freunde des klassischen Alterthums den schon bekannten Werken dieser Art stets zollten. Der Verfasser dieser Zeilen ist so glücklich gewesen, durch einen Gypsabguß, den der Besitzer dieses Schatzes, Herr Geheimerath Beuth in Berlin dem Herrn Hofrath Böttiger zusandte, sich von der Schönheit des Gefäßes zu überzeugen, so weit dieß ohne Ansicht des Originals selbst möglich ist, und in der Hoffnung, daß recht bald eine erschöpfende Beschreibung und Erklärung der darauf erhaltenen bildlichen Darstellungen von einem der ausgezeichneten Archäologen Berlins alle, die für solche Sachen Sinn haben, erfreuen wird, erlaubt er sich, einige Bemerkungen darüber niederzuschreiben, die theils bescheidene Zweifel an einigen Theilen von Herrn Toelkens Erklärung, theils eine eigene Muthmaßung über den Gegenstand enthalten.*) In der ersten Beziehung ist es nöthig, die Beschreibung des Kunstwerkes hier von neuem mitzutheilen, die natürlich theilweise nur mit Herr Toelkens Worten wiedergegeben werden kann.

Den Mittelpunkt des Ganzen bildet eine Gruppe von drei Frauen, von denen die eine (dem Beschauer links) auf einem Felsen sitzend und den linken Fuß auf einen Stein stützend, mit lebhafter Geberde ein neugeborenes Kind in Empfang nimmt, welches ihr eine vor ihr stehende Frau mit beiden Händen übergibt. Hinter ihnen, offenbar höher stehend, wie schon der auf den Felsen gestemmte rechte Fuß zeigt, ragt eine dritte Frau hervor, die mit dem linken Arme eine auf der Schulter liegende ziemlich große Amphora trägt, während sie den rechten Arm anmuthvoll gebogen zum Kopfe emporhebt. Diese drei Frauen, deren Gesichter, besonders aber die Nasen, ein wenig gelitten haben, unterscheiden sich hinsichtlich ihres Costüms und Haarputzes so, daß man schon hierin den sinnigen Künstler bewundern muß. Denn während die das Kind in Empfang nehmende Frau die gewöhnliche Tracht der römischen Matronen trägt (besonders kenntlich an den den Oberarm bedeckenden Aermeln) und außerdem das Haar ganz einfach zu beiden Seiten der Schläfe herabfallen läßt, hat der Künstler den beiden andern das leichtere Gewand dorischer Frauen gegeben, das die Arme bis an die Schultern nackt läßt; auch haben sie das Haar kunstreich geflochten und in einen zierlichen Wulst auf dem Hinterkopfe vereinigt. Links von dieser Frauengruppe sitzt auf einem Felsen eine bis an die Hüften entkleidete weibliche Figur, dem Beschauer den Rücken zugewendet, die mit Theilnahme auf jene Gruppe sieht. Am linken Arme trägt sie einen mit dem Gorgoneion versehenen Schild. Zu ihren Füßen liegt ein Helm. Den rechten Arm stützt sie auf einen zwischen ihr und der zuerst erwähnten Frauengruppe sichtbaren sehr hohen Stamm, der ein Tropäum, aus römischem Sagum, Helm und Schild bestehend, trägt; zu des Stammes Ende sitzt ein Mann, in barbarischer, weitfaltiger Tracht, unbedeckten Hauptes, die Hände hinter dem Rücken an den Stamm gebunden, die wehmüthigen, trauernden Blicke aufwärts nach der Gruppe gerichtet, an deren rechter Seite endlich ein Felsen sich erhebt, der auf seinem Gipfel ein kleines Tempelchen, ein Sacellum, trägt.

*) Es ist hier nöthig, zu erwähnen, daß ich das Wesentliche meiner Ansicht schon damals Herrn Hofrath Böttiger mittheilte, als ich weder von dieses Gelehrten noch von Herrn Professor Toeltens Meinung etwas wußte. Was ich, eines Bessern belehrt, von einem dieser beiden Archäologen angenommen habe, werde ich unten gewissenhaft angeben.

Wenn wir nun von dieser, so weit es ein Gypsabguß gestattet, möglichst genauen Beschreibung der reichen Composition uns zu ihrer muthmaßlichen Bedeutung wenden, so scheint es das Zweckmäßigste, von dem auszugehen, was nur eine Möglichkeit der Erklärung zulassend, zugleich eine Grundlage für die weitere Untersuchung bildet; und die Figur, die diesen Anfangspunkt gewährt, ist jene von der Frauengruppe links sitzende, in der jeder die Venus erkennen muß. Die Hinweisung auf die Venus Genetrix lag nahe, aber näher noch die auf Venus Victrix, wozu sie die Waffen ganz augenscheinlich machen. Die Archäologen haben nicht unterlassen, den Gegensatz einer schönen, größtentheils enthüllten Frau, zu dem sie umgebenden glänzenden Waffenschmuck als eine glückliche Idee der alten Künstler zu preisen; und die Venus von Capua, der erst Millingen ihren wahren Namen wiedergab, ist das herrlichste Gebilde, was in diesem Sinne die griechische Sculptur schuf. Die Venus von Melos, so ähnlich sie ihr in jeder Hinsicht ist, scheint doch von dem Künstler in anderer Beziehung denn als Victrix gedacht worden zu seyn. An unserer Venus aber ist der herrliche, in der schönsten Naturwahrheit gebildete Rücken bewunderungswürdig; zum höchsten Ideal der Schönheit ist auch das Medusenhaupt erhoben. Wenden wir uns nun zum Tropäum mit dem daran befindlichen Krieger, so muß uns der Widerspruch sogleich auffallen, wie ein Barbar an ein, mit römischen oder wer dieß vorziehen wollte, mit griechischen Insignien geschmücktes Tropäum gefesselt seyn kann; und daß es römische Waffen sind, zeigt der, wie Hr. Hofrath Böttiger sehr richtig gesehen hat, mit einem Blitze versehene Schild, welcher ja die gewöhnliche Verzierung dieser römischen Waffe war (Propert. IV. 10, 21. Val. Flacc. VI. 59). Nun könnte man zwar annehmen, daß hier auf einen über Bürger erfochtenen Sieg der beiden ersten Cäsaren angespielt werde; aber erstens steht damit jener Barbar in offenbarem Widerspruch, und dann, was noch weit wichtiger ist, errichtete gewiß weder Cäsar noch Augustus ein Tropäum über römische Bürger. Man weiß, wie unwillig das römische Volk über Cäsars Triumph wegen seines bei Munda über römische Bürger erfochtenen Sieges sich äußerte. Die Hofdichter, die recht gut wußten, wie sie den Augustus verherrlichen durften, preisen ihn nicht als Bezwinger des Antonius, sondern als Besieger der ägyptischen Cleopatra. Wer kann nun jener räthselhafte Barbar seyn? Man hat schon auf einen Germanen oder Dacier gerathen (um den gefesselten Aeneas nicht zu erwähnen); allein dazu stimmt die Tracht gar zu wenig; das Tropäum ist hier von neuem ein Hinderniß, und außerdem weiß die Geschichte von bedeutenden Thaten der damaligen Zeit gegen die Dacier nichts. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke des Herrn Prof. Toelken, als er in diesem Orientalen einen Parther erblickte, und diesen mit einem für die Regierung des Kaisers Augustus höchst glanzvollen Ereignisse in Verbindung setzte, obgleich ich in der Anwendung dieser Idee nicht mit ihm übereinstimmen zu können gestehe. Er scheint das Tropäum nämlich ohne Weiteres für ein Parthisches zu halten, wogegen Herr Hofrath Böttiger mit Recht die Art der Armaturen einwendet, und wir müssen daher einen andern Ausweg aus diesen mannichfaltigen Widersprüchen suchen. Bevor wir aber dieses thun, ist es nöthig, einen Blick auf die Frauengruppe zu werfen, die bisher von uns noch nicht beachtet werden durfte, um nicht den Standpunkt der Untersuchung zu verrücken. Herr Professor Toelken sieht in ihr folgendes Ereigniß: im Jahre 20 vor Christi Geburt, dem nämlichen, wo sich die Parther dem Augustus freiwillig unterwarfen, ward diesem sein ältester Enkel, Cajus Cäsar, von seiner Tochter Julia geboren. Für diesen nun hält der gelehrte und geistreiche Archäolog das neugeborene Kind; ihn liebkost die sitzende Mutter Julia; ihn eignet sich die vor ihr stehende Octavia, Schwester des Augustus, an. Zwischen ihnen befindet sich Livia, welche die Blicke betend erhebt, und durch das Lustrationsgefäß, welches sie trägt, andeutet, daß sie Gelübde für den Neugebornen darbringt, was auf dem Kapitol geschah. Der auf dem Felsen gebaute Tempel bezeichnet Armenien, das höchste Bergland Westasiens, dessen Besitznahme durch Tiberius, den Sohn der Livia, ausgeführt worden war. So weit Herr Toelken, dessen fernere Muthmaßung über Aphrodite-Anaitis ich hier übergehe, da er selbst nicht viel Gewicht darauf zu legen scheint. So wenig mir nun auch Polemik gegen den trefflichen Archäologen zusteht, so sehe ich mich doch genöthigt, bei diesem Punkte, wovon die Deutung des ganzen Denkmals abhängt, ihm etwas genauer zu folgen, und seine Meinung einer bescheidenen Prüfung zu unterwerfen. Zuerst erwähne ich nach Herrn Hofrath Böttigers Vorgang, daß Julia und Livia nie so befreundet mit einander waren, daß diese große Theilnahme für einen Sohn ihrer Stieftochter hätte empfinden können. Der Künstler dieses Denkmals wußte dieß gewiß eben so gut als wir, und eine solche fast ironische Auffassung der Verhältnisse im kaiserlichen Hause wäre ihm nicht ungestraft hingegangen. Eben so richtig bemerkt Herr Böttiger, daß, abgesehen von dieser feindlichen Stimmung, die stolze und hochfahrende Livia sich nie zum Tragen eines Lustrationsgefäßes auf der Schulter erniedrigt haben würde. Dazu kommt die oben bereits mit Genauigkeit angegebene Tracht der drei Frauen, von denen eine, die sitzende, römisch, die beiden stehenden (also die sogenannte Octavia und Livia), griechisch mit entblößten Armen (!) gekleidet sind. Fer-

ner hat Herr Toelken, wie ein unbefangener Blick auf das Denkmal lehrt, die Geberden der Frauen falsch gedeutet, denn die sitzende, d. h. die Mutter, ist so eben erst im Begriff, das Kind von der vor ihr stehenden in Empfang zu nehmen, während Herr Toelken will, daß diese es sich gleichsam von jener aneigne. Wie kann ich, ohne an moderne Affektation zu denken, etwas liebkosen, was ich nicht in der Hand habe? Die sogenannte Livia aber widerstrebt vollends dieser Deutung. Das horizontal auf der Schulter getragene Gefäß kann, abgesehen von seiner Größe, kein Lustrationsgefäß seyn; denn das darin befindliche Wasser liefe ja dann heraus. Einen betend erhobenen Blick kann ich auch nicht an dieser Figur entdecken. Sie ist im Gegentheil sehr ruhig dargestellt und läßt gern das geschehen, was sie vor sich geschehen sieht. Endlich glaube ich auch die Deutung des Tempelchens aus zwei Gründen verwerfen zu müssen, erstens: weil sie viel zu allgemein, und der klassischen Bestimmtheit ermangelnd ist, zweitens: weil sie die Einheit der Composition stört, indem nun auch der nur gedachte, nicht aber *sichtbare* Tiberius in die Gruppe aufzunehmen ist.

Nachdem wir uns so die Möglichkeit, mit einer neuen Erklärung aufzutreten, gegeben zu haben scheinen, tragen wir kein Bedenken, den Neugeborenen selbst für den Augustus zu nehmen, der hier seiner in ungeschmücktem Haare und mit römischer Matronentracht angethanen Mutter Atia, von der griechisch gekleideten und durch ihren Kopfputz ausgezeichneten Ilithyia übergeben wird, während die gleichfalls griechisch gekleidete und um das Haupt künstlich geschmückte, dahinter stehende Figur mit der gesenkten Amphora zur Localisirung der Scene dient. Wir müssen nämlich vor Allem bedenken, daß dieses Werk von einem griechischen Künstler gearbeitet ist, der sich mehr Freiheit nehmen konnte, die dem Römer nicht gestattet gewesen wäre. Jene Frauenfigur ist die Tibernymphe, die hier an die Stelle des Pater Tiberinus getreten ist, wie wir auch sonst wissen, daß die Flüsse als Frauen dargestellt wurden, (Aelian. V. H. II. 33) und die Bedeutung dieser Gruppe ist nun die, daß der Tiber und den sie umwohnenden Völkern ein Herrscher geboren sey. Aber kann man fragen, wann ist nun dieses Denkmal gearbeitet? Bei der Geburt des Octavius oder im J. 20 vor Christo? Zu keiner von diesen beiden Epochen! Vielmehr nach seinem Tode, als dem Divus Augustus auf Antrag des Senats Livia und Tiberius außer andern Kapellen auch den Tempel auf dem palatinischen Berge gebaut hatten. (Plin. N. H. XII., 19. §. 94 ed. nostrae wo Harduin, und Tac. Ann. I. 11, vergl. Dio LX. 5, der ihn Αὐγουστεῖον nennt. Vergl. Eckhel Doctr. Num. Vet. VIII. 468.) Wir sehen daher in dieser schönen und ganz abgerundeten Composition eine feine Schmeichelei auf den verklärten Augustus, die viel bedeutsamer hervortritt, als z. B. die Apotheose des Claudius. Während bei dieser der sterbliche Mann zu den Göttern entrückt wird, sehen wir hier einen in jeder Beziehung göttlichen Lebenslauf des Augustus, der durch seine Großmutter von göttlichem Blute, nicht durch bloße Adoption entsprossen (Propert. III., 4, 19. Ipsa tuam prolem serva Venus! nämlich den Augustus, den der Dichter ebenfalls wegen der Parthischen Unterwerfung preist), von der Geburtsgöttin selbst der glücklichen Mutter dargereicht wird, und göttlich seinen Lauf im palatinischen Tempel beschließt. Indem nun der Künstler nachdachte, worauf er vorzüglich die Consecration des Augustus begründen sollte, stand ihm in dem thatenreichen Leben desselben manches Ereigniß allerdings zu Gebote, worüber in der Kürze nichts so vollständigern Aufschluß gibt, als das Monumentum Ancyranum. Da nun aber aus den oben entwickelten Gründen die Bürgerkriege wegfallen mußten, da ferner die innern Einrichtungen des Augustus, was vielleicht ein moderner Künstler nicht verschmäht hätte, ihm mit Recht nicht dankbar genug schienen, und er eine Kriegsthat des Augustus wählen wollte, die ihn der Venus Victrix würdig machte, so blieb ihm nur der Parthische Ruhm übrig.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über Holz-Sculptur mit farbiger Anmalung. Gesammelt auf einer Reise durch Böhmen und das Egerland.

(Beschluß.)

Die christliche Religion, welche das Uebersinnliche im Menschen zu entwickeln und die Ertödtung alles Materiellen, der reinen Verklärung der Seele Hinderlichen, bezweckt, beraubte die Sculptur vieler Mittel, welche in der Vollendung plastisch entwickelter Formen zu finden und dafür zu benutzen sind. — Ausdruck und Charakter liegen auch in den Farben, und diese Reflexion veranlaßte gewiß die ersten christlichen bedeutenden Bildhauer, sich dieses Mittels zu bedienen, da selbst bei der vollendetsten Form und Linie dem Werke etwas zu mangeln schien, welches die begeisterten Künstler dieser Zeit, die eher als Diener der Kirche zu betrachten waren, durch den der Farbe beiwohnenden Zauber zu erreichen sich bemühten; und es ist nicht zu läugnen, daß unter den mir bekannten Werken Andeutungen vorkommen, die, bei einer gleichmäßigen Bemühung der Künstler bis auf die höchste Entwicklungs-Epoche der christlichen Kunst, vielleicht ganz unerwartete Resultate geliefert haben würden.

Ob beide vereinigte Künste sich frei von der Beherrschung der einen durch die andere erhalten können, ist vielleicht nicht leicht zu bestimmen; doch scheint die Grenze seine Beobachtungen nöthig zu machen, da die jedesmal herrschende Kunst, ich meine wie bei den Griechen die Sculptur und bei den Christen die Malerei, ihr Recht als solche geltend gemacht haben, indem der Einfluß des eigentlich innersten Wesens der Plastik auf die Malerei bei den Griechen unverkennbar ist, da ihre Malereien alle Bedingungen des Basreliefs in Farben erfüllen, so wie in der christlichen Kunst die Sculptur, und besonders die angemalte, eher durch den Einfluß der Malerei einen ihr eigenthümlichen Styl erhalten zu haben scheint, der bei den gemalten Statuen vielmehr nach Meistern der Malerkunst, als nach den ihr eignen, zu charakterisiren und zu bestimmen seyn dürfte. Merkwürdig ist es schon, wie in der Malerei, in Bezug hierauf, Form und Farbe in häufiger Ausschliessung des Einen oder Andern vorkommen und wie der Glanz energischer Farben, des Nackten sowohl als der Nebenwerke, selten sich mit streng edler und schöner Form vereinigt findet, welche allein doch die Höhe der dargestellten Natur am vorzüglichsten zu charakterisiren vermag. — Göthe bemerkt, wie in der organischen Natur sich alle Hauptfarben zerstreuen und, in zum Theil starken Oppositionen, auf der Oberfläche des Gefieders der Vögel, der Blumen, der Säugethiere u. s. w., vorfinden; eben so fänden sie sich im Gipfelpunkte der Schöpfung, dem Menschen, auf das zarteste, chemisch zu einer Einheit verschmolzen, so daß die feinste Mischung aller Farben, nach allen Richtungen derselben, den Zauber und Glanz der Hautfarbe des Menschen bilden. Nicht uninteressant ist es, in der Kunstgeschichte Aehnliches wiederholt zu finden. Meister der Malerei, wie Leonardo und seine Schule, wie die eigentlich römische Schule (Raphael fast ausgenommen, da er zum Theil auch vortrefflich colorirte), welche nach höchster idealer Vollendung der Formen und des Ausdrucks strebten, haben auch diese Mischung aller Farben zu einer Localfleischfarbe bis zu solcher Assonanz getrieben, daß eher Monotonie als reine Harmonie durch reiche Gegensätze entstand, wie dies bei Rubens und P. Veronese mit ihren Schulen der Fall ist, die nicht hauptsächlich darnach strebten, das Ideale in den Formen und Charakteren auszudrücken, sondern mehr durch Aeußeres zu glänzen, was nicht aus der Tiefe des Gemüths hervorgeht, sondern eigenthümlich zum Gebiete der Oberfläche zu zählen ist. Und indem diese Meister durch eigene Wahl oder Vorliebe ihren Personen einen untergeordneten Rang in der Schöpfung ertheilen, gewähren ihre Charaktere wenig Interesse mehr, als geistlose Personen mit sehr rothen Wangen, sehr gefärbten Augen, blauem Bart, violetten Augenliedern in der Natur zu gewähren pflegen. —

Ohne mit diesen flüchtigen Andeutungen über angemalte Sculpturen ohne Ausnahme eine Vereinigung beider Künste vorschlagen zu wollen, macht es mir doch ein großes Vergnügen, diesen Gegenstand hier zu berühren; um in einer Zeit, in der von der Kunst so viel Bedeutendes geleistet wird, auch diese Kunstrichtung anzudeuten; besonders da vorhandene Monumente der Art bestimmt genug angeben, wie eine solche Verbindung vielleicht zu nicht geahneten Resultaten führen möchte, ja der Kunst wieder ein Feld eröffnen dürfte, welches zu verschiedenen Epochen betreten, aber vielleicht zu früh verlassen worden ist, als daß die Resultate so genügend hätten seyn können, um sich zur Selbstständigkeit zu erheben und darin behaupten zu können.

Madrid.

Die vorjährige Kunstausstellung von inländischen Künstlern in Madrid soll nach dem Bericht eines spanischen Kunstkenners sehr vortheilhaft ausgefallen seyn. Als die vorzüglichsten Werke, die zur Ausstellung gebracht wurden, werden genannt: „der heil. Bischof, der seiner Heerde predigt," von dem ersten spanischen Hofmaler, Vicente Lopez; — „die Enthaltsamkeit des Scipio," von einem jungen Künstler, Namens Madrazo, und „König Alfons, der dem Cid den Ritterschlag ertheilt" von demselben. Preise in den bildenden Künsten erhielten drei junge Maler: de Ribera, Saez und Charior; zwei Bildhauer, de Medina und Ponciano Ponzano, und zwei Architekten: Alvarez und de Meza. Die Preise bestehen darin, daß die Künstler Anspruch auf eine königliche Unterstützung haben, um ihre Studien in Rom fortsetzen zu können.

(Ausland, 17. December 1832.)

Berichtigung.

Das herrliche Blatt von Toschi, die Kreuzigung nach Raphael, verlegt von Artaria und Fontaine in Mannheim, ist nun erst im Drucke beendigt worden, und die Exemplare können aus Italien vor 5—6 Wochen in Mannheim nicht eintreffen, wo dann die Versendung an die Subscribenten unverzüglich statt finden wird. —

Druckfehler.

Im Kunstblatt Nr. 1. bittet man folgende sinnentstellende Druckfehler zu berichtigen: Sp. 1. Z. 12 v. u. statt Höhe lies Hüfte. — S. 3. Sp. 2. Z. 16. v. u. statt den innereu Verhältnissen — die inneren Verhältnisse. — S. 4. Sp. 1. Z. 18. v. u. statt es thut mir Noth — es thut Noth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 4.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 10. Januar 1833.

Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832.

1.

British Institution.

Indem wir die Leser auf die einleitenden Bemerkungen zu unserm vormjährigen Berichte über die Londoner Kunstausstellungen verweisen, gehen wir sofort zur kurzen Darstellung des Bessern über, was uns die, gegen sechshundert Nummern zählende Ausstellung der British Institution im Jahre 1832 gebracht hat.

Das erste Zimmer umfaßt einiges Anziehende. „Portsmouth, von der K. Bastion aufgenommen," von Stanfield. Dieses Gemälde ist aus Auftrag des Königs gefertigt worden und gibt den Gegenstand so einfach treu wieder, wie dieser Künstler in der Regel zu arbeiten pflegt, obgleich wir den „St. Michaelsberg" und „The Wreckers," so wie manche andere Arbeiten von Stanfield dieser neuesten Production vorziehen. Eben so finden wir, daß Georg Hayter in seinem „Contadino di Sonnino" weit hinter den Erwartungen zurück geblieben ist, die man sich von seinem Talente mit Recht macht. Wer Hayter's Version von Lord W. Russel gesehen hat, wird in dieser magern, rohen Färbung, in dieser haltungslosen Figur kaum denselben Künstler erkennen. „Die Kartenspieler" von T. Webster zeigen ganz den herrlichen Effekt des Helldunkels: der Triumph des einen Spielers und die Ehre, die er sich erwarb, und die Demüthigung des andern, der so beschämt ist, daß er nicht einmal seine Hand zu zeigen wagt, sind trefflich dargestellt. Von T. Wordward finden sich mehrere Beiträge hier. Wir gedenken mit Auszeichnung des „Ueberschreitens der Furth." Zwei Knaben lassen sich von einem alten Grauschimmel über die Furth tragen, während ihr armer Hund heulend auf dem Ufer zurück bleibt. Der Ausdruck des ältern Knaben, welcher durch Pfeiffen den Hund einlädt, zu folgen, und der des jüngern, der sich vor dem Wasser fürchtet und an seinen Gefährten ängstlich anschmiegt, ist bewundernswürdig. Man wird kaum einen Wouvermann finden, welcher die Färbung des Pferdes, besonders in den Halbtinten, übertrifft, und der Hintergrund ist mit einer glücklichen Nachlässigkeit des Pinsels behandelt, welche in den Augen eines Künstlers zuweilen höchst anziehend werden kann. Einige Arbeiten von Knight, Fraser und H. Howard entsprechen kaum dem Rufe, den sich diese Künstler erworben haben; des Letztern „Morgen" ist jedoch eine ächt poetische Gabe, welche noch dadurch gewinnt, daß das frische, kräftige, wahrhafte Morgenluft verhauchende Gemälde neben J. Tennant's Fischmarkt aufgehängt ist; ein so prosaisches Ding, wie nur irgend ein Fischmarkt seyn kann. In des Aeneas und Achates Zusammentreffen mit Venus, die ihnen in der Gestalt einer Jägerin den Weg nach Karthago zeigt, von Fielding, findet der Freund von Landschaften eine ungemein anziehende Composition. Dieser Künstler hat sich durch seine Landschaften in Wasserfarben einen guten Namen erworben, dessen er sich in seinen Oelgemälden ganz würdig zeigt. W. Daniell zeigt sich als geschickter Thiermaler in Darstellungen mannigfacher Art, z. B. der gefleckten Antilope von Ceylon, des indischen Rhinoceros u. s. w. Seine Scenerie und Accessorien sind eben-so malerisch als wahr. — „Falstaff, Poins und Mrs. Quickly in dem Gasthaus zum Hosenband von G. Clint. Die Charaktere sind geschickt aufgefaßt nnd das Ganze brav in Farbe übergetragen, vielleicht nur mit zu großer Aengstlichkeit ausgeführt, da die Arbeit dieses Künstlers sonst eine Lebendigkeit des Geistes zeigen, welche sich mit Pedanterei nicht verträgt. „Die alte Hausfrau" von Edwin Landseer ist nur ein kleines Gemälde, aber an Ausdruck und technischer Vollendung wetteifert es mit dem Besten, was in dieser Art hervorgebracht wurde. Gleiches Lob gebührt seiner „Dirne, die Schaafe hütet." Man sieht zwar, daß die schöne Schäferin nicht auf der Flur aufgewachsen ist und ahnt eine Verkleidung; aber die Dirne, der Hund, die Schaafe, haben den ganzen Zauber von Landseer's Pinsel. — Ein spanischer Edelmann von H. Liverseege. Man kann den frühen Tod dieses Künstlers nicht genug bedauern. Seine Genrestücke waren stets anziehend und zeugten von Gemüth.

Die Ausführung zeigte eine Fertigkeit, welche einer reifern Uebung anzugehören schien; aber der Reiz, welcher seine Gemälde vorzüglich auszeichnete, war dem richtigen, angemessenen Ausdruck beizumessen. Eine seiner besten Arbeiten ist seine „Geistergeschichte," welche 1830 in der Ausstellung der Suffolk-Gallerie zu sehen war. Die Harmonie der Farbengebung in dem spanischen Edelmann, der augenscheinlich Porträt ist, übertrifft alles Lob. — „Eine Dame von Stand aus dem 15ten Jahrhundert, die den Schleier nimmt," von S. A. Hart. Der Künstler hat offenbar eine Gelegenheit gesucht, glänzende Farbeneffecte hervorzubringen, die Wahl seines Vorwurfs ist in so fern eine glückliche zu nennen. Aber es ist in der That betrübt zu sehen, wie wenig Seele diese prunkenden Farben umkleiden und wie weit alle Anforderungen der Kunst hinter diesem schreienden Farbentumult zurücktreten müssen. Unter den Landschaften, welche dieses Zimmer zieren, nennen wir Lee's „Ansicht des Flusses Dart" und seinen „Wagen mit Bauholz, der durch einen Bach fährt;" Burnet's Ansicht des Lum in Devonshire;" J. Stark's „Gang zum Markt;" T. C. Hofland's „oberes Ende des Loch Lomond" und „Derwent See;" Stanley's „Ansicht von Mantes, von der Seine aus;" J. Wilson's „Burmouth;" T. Creswick's „Ländliche Brücke bei Ashbourn;" „der Fußreisende" von Chason (ungemein lieblich); „Ansicht von Nord Wales" von Miß Gouldsmith; Hilditch's „Chepstow Castle" u. s. w. Auch findet man schöne Fruchtstücke von G. Lance (La Festa di Gioja) und A. J. Oliver.

In dem mittlern Sale begegnen wir vorerst einer Versinnlichung des Sprichworts „der Lauscher an der Wand hört seine eigne Schand'!" von R. W. Buß. Dieser Künstler hat ein treffliches Talent, mit wenigen Pinselstrichen viel zu sagen; er muß sich aber hüten, nicht allzu nachlässig zu arbeiten, wie hier, wo der allgemeine Ausdruck brav gehalten, das Detail aber ganz vernachlässigt ist. — „Covent-Garden-Markt" von J. F. Lewis. Die Verschönerungssucht der Londoner hat diesem Platze schlimm mitgespielt; alles das Malerische, das er früher hatte, ist verschwunden und so macht das Gemälde von Lewis ganz den Eindruck auf den Beschauer, den der neue Platz auf einen Wanderer macht, der ihn vor zehn Jahren gesehen hat. Lewis ist ein Meister in Darstellungen dieser Art; in diesem Gemälde muß man jedoch den dünnen Farbenauftrag tadeln, so wie den Mangel an Gleichheit und Harmonie in der Ausführung, auch die Luftperspective ist mißlungen. „Die Folgen der Unmäßigkeit" von Webster. Ein trauriger Beweis, wie es mit der englischen Kunst steht! Wenn Webster bei der Polizei angestellt wäre, würde er gewiß seine Stelle recht gut ausfüllen. So viel uns bekannt geworden, ist dieses nicht der erste Sünder, den dieser Künstler an den malerischen Pranger stellt, wenigstens hat er vor kurzem ein ähnliches Werk geliefert; doch ist das vorliegende größer und im Allgemeinen bedeutungsvoller; der Ausdruck ist gut, die Charaktere haben Leben und Mannichfaltigkeit und die Farbengebung ist trefflich; der Vorwurf aber gehört der Polizei an und nicht der Kunst. „Die Jungfrau mit dem Christkind und Johannes" von Felice Schiavone, lieblich und zart ausgeführt, eine Raphael-artige Composition, und der Farbenton ganz in Uebereinstimmung mit diesem Charakter. — „Rückkehr von einem Maskenball" von T. Clater. Der Künstler hat hier mit Geist und technischer Gewandtheit die Sättigung, die Müdigkeit, das Nachdenken über das Vergangene, das gewöhnlich einer tollen Nacht folgt, dargestellt; die Frische und die natürliche Pracht eines frühen Morgens contrastirt trefflich mit den verbleichten Formen und dem künstlichen Flitterstaat der handelnden Personen. „Lesen und Hören" von T. G. Good. Bewunderungswürdig, sowohl hinsichtlich des Gedankens, wie der Ausführung. Das Gemälde könnte Jemand veranlassen, über die Kunst zu hören, ein Buch zu schreiben, so gedankenreich ist es. Mancher Dummkopf galt für einen weisen Mann und manche leere Börse ist gefüllt worden, blos weil man es verstand, geduldig und entschlossen zuzuhören. Nichts bringt in der Gesellschaft so leicht weiter als diese unschätzbare Eigenschaft. Was Verstand! Was Witz! Dergleichen Leute scheut und fürchtet man, den schweigsamen Hörer ehrt und erhebt die Welt. Gemälde der Art sind besser, wie ein Buch über den Umgang mit Menschen. An dieses Gemälde, das mit Recht in der Mitte der Hauptwand hängt, reihen sich die Werke von kleinem Format, unter denen wir die besten blos nennen können. „Ansicht bei Hampstead" von J. Linell; „die Köpfe von Sancho Pansa und Don Quixote" von Leslie; „Molo von Neapel" von G. Jones; „Westminster-Abtei" von H. Wilson; „Portieus der Octavia zu Rom," von G. Jones; „italienische Landschaft" von W. Cowen; „Ansicht von Loch Tay" von C. Fielding; „Scene aus Boccaccio" von R. T. Bone; „Scene auf der Haide" von Vickers; „Scene am Strand" von Shayer. In der Nähe dieser Werke gewahren wir „den Rekruten" von Liverseege; man kann eine Geschichte nicht klarer und rühmender erzählen, als hier der zu früh verstorbene Künstler gethan hat; die Färbung ist gefällig und die Ausführung leicht und zart. „Die Speisekammer" von G. Lance. Die meisten Leute denken, das hier Gezeigte sey nur zum Essen gut; unser Künstler glaubte, es sey auch zum Malen gut und man muß wenigstens das Geschick einer treuen Nachahmung loben. Wenn nur dergleichen Ge-

genstände auf den hiesigen Ausstellungen nicht zu oft wieder kehrten. „Seegestade mit Figuren“ von T. G. Good. Herrlich, ganz Natur und Wahrheit. „Der Philosoph, der nach dem Wind spürt“ von Farrier. Der Dummkopf, welcher der Gans, die täglich ein goldenes Ei legte, den Hals abschnitt, war ein wahrer Salomon, im Vergleich mit diesem Philosophen. Der Vorwurf ist aber zu abstract, um für den großen Haufen etwas anderes als „Caviar“ zu seyn. Der Ausdruck der verschiedenen Köpfe ist bewundernswürdig. — „Llynn Idwell in Nord Wales bei stürmischem Wetter“ von Hofland. Es muß unter allen Umständen schrecklich seyn, sich in einer düstern Oede zu befinden, so fern von jeder menschlichen Hülfe; mehr noch bei diesem wilden Kampf der Elemente. Die rauhen Züge des landschaftlichen Charakters und die geheimnißvolle Größe dieser Production contrastiren trefflich mit einem andern Werke dieses Künstlers, „der Wasserfall von Terni,“ wo nur Licht, Schönheit und classische Eleganz herrscht; es ist dieß eine jener köstlichen Scenerien, welche gemacht scheinen, um von dem Pinsel des Malers oder der Feder des Dichters verherrlicht zu werden. Der durchleuchtende und silberne Ton des Wassers ist vorzüglich glücklich gelungen. — „Pauli Bekehrung“ von Hayter. Eine geistreiche Skizze, deren Ausführung wir mit Erwartung entgegen sehen. — „Sir Calepine rettet Serena,“ von W. Hilton, eine der besten Arbeiten dieses reichbegabten Künstlers. — „Liebe, der beste Arzt“ von Destouches. Dieser fremde Künstler hat sich durch seine Talente eine gute Aufnahme in England erworben. Der Gegenstand, den er hier behandelt, ist etwas abgenützt; die Leute sterben in unsern praktischen Zeiten nicht mehr an der Liebe, was den Künstler ohne Zweifel veranlaßt hat, seine Personen in das Kostüm früherer Zeiten zu kleiden. Die Behandlung ist aber vortrefflich, das Drama lebendig, der Ausdruck, obgleich etwas französisch, kräftig und gehalten, und die Farbengebung fest und sorgfältig und dem Style von Hogarth nahe kommend.

Wir gehen zu dem südlichen Saal über. „Die Seelenwanderung“ von Clater. Der Gegenstand ist aus dem Spectator (Nr. 343) genommen und erläutert den geistreichen Scherz, den ein Liebhaber seiner Geliebten spielte, indem er ihr, im Namen ihres Lieblingsaffen einen Brief schrieb. Die Ausführung zeigt die ganze technische Geschicklichkeit unsers Künstlers. — „Jacobo Robusti, genannt der wüthende Tintoretto, seinen Schülern eine Vorlesung haltend,“ von T. Holst. Dieses Gemälde ist so schlecht aufgehängt, daß es die Neugierde blos erregt, ohne sie zu befriedigen. Etwas mehr Glanz der Färbung würde den Werth des Gemäldes, das in einem großartigen Styl ausgeführt ist, bedeutend erhöhen. „Venus richtet den Bogen des Amor“ von J. Wood. Ein tüchtiger Künstler der sich auf Zeichnung und Färbung meisterhaft versteht, wie auch dieses Erzeugniß beweist; was aber den Gegenstand betrifft, so ist man Darstellungen dieser Art nicht mehr günstig und der Aufwand der Mittel, um ihnen Interesse zu geben, ist nicht im Verhältniß zu dem Lohne, welcher dem Künstler von dem gutmüthigsten Beschauer zu Theil wird. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Beuth'sche Onyx.

(Beschluß.)

Es ist allgemein bekannt, welche Bedeutung in den Augen der Zeitgenossen jene blutlose (ἀκονιτί, Dio. L. VI. 8) Unterwerfung der Parther hatte (Intpp. ad Hor. Epist. 1—18, 56. Clinton Fasti Hellenici. Vol. III. ad Annum 20. p. 240; über die Münzen s. Fabric. ad Dion. L. IV. 8, p. 103. Vol. VI, ed. Sturz; adde Pellerin Supplém. 3. aux recueils des médailles, p. 9, 54.) und als vollgültiges Zeugniß statt aller andern mögen hier die Worte des Justin. XLII. 5, 12 ihren Platz finden, die dieser ohne Zweifel dem Trogus entlehnte: plusque Caesar magnitudine nominis sui fecit quam armis alius imperator facere potuisset. Nun kann man weiter fragen, wie hieher das römische Tropäum paßt, wenn auch der Parther seine Deutung erhält? Darauf möge Augustus selbst antworten, der im Monumentum Ancyranum p. 849 ed. Oberlin. von dieser Begebenheit sagt: Parthos trium exercituum Romanorum spolia et signa (restituere) mihi supplicesque amicitiam populi Romani petere coegi. Es sind also hier nicht parthische Waffen, die Augustus auch wegen des unblutigen Siegs gar nicht aufstellen konnte, sondern römische, deren Wiedererlangung dem Augustus größern Ruhm bereitete, als irgend ein parthisches Tropäum hätte thun können. Es sind dies die Waffen des Crassus, Statilianus und Antonius, die an das Ufer der Tiber zurückgebracht, das schönste Tropäum des Augustus bildeten. Man könnte hier vielleicht einwenden, daß eine Kunde von Tropäen, die die Parther nach den römischen Niederlagen errichtet hätten, uns nicht zugekommen ist, daß es vielleicht selbst noch nicht ausgemacht ist, ob überhaupt Barbaren Tropäen errichtet haben. Allein der Künstler dachte hier als Grieche (wie sollte er auch die Sache anders darstellen?) und sprach im Bilde ebenso, wie Strabo von derselben Begebenheit in Worten sich ausdrückt (VI. p. 55, Tauchn. ἔστ' οὐ μόνον τὰ τρόπαια ἔπεμψαν εἰς Ῥώμην (οἱ Παρθυαῖοι), ἃ κατὰ Ῥωμαίων ἀνέστηταν ποτέ — und mit Wiederholung derselben Worte XVI p. 355).

An dies Tropäum ist der Parther gefesselt (wem fällt nicht hier jenes berühmte Vu et approuvé am Rheine ein, womit man das vom Cäsar dem mithridatischen gegenüber errichtete Tropäum, Dio Cassius XLII, p. 234 vergleichen kann?) Die Schmach der römischen Legionen ist getilgt. Mit einem Worte, wir sehen hier ein Zeichen römischen Stolzes, wie sie der Tempel des Jupiter Feretrius auf dem Kapitol in großer Menge in sich faßte, und wie sie Augustus in dem von ihm erbauten Tempel des Mars Ultor aufstellen ließ. Wollte einer einwenden, daß der Künstler nicht blos die Spolia sondern die Signa hätte abbilden sollen, so können wir ihn getrost mit der Kleinheit des ihm vergönnten Raumes entschuldigen, der, wenn die Adler im Verhältniß zu den übrigen Gegenständen dargestellt werden sollten, sie ohne alle Wirkung erscheinen ließ. Ich könnte hier meine Bemerkungen schließen; allein noch eine Beziehung bleibt mir zu erläutern übrig, an die der geistreiche Künstler wohl gedacht haben kann. Der Geburtstag des Octavius fiel auf den 23. September (Sueton. Aug. 5). An diesem Tage wurden dem Augustus zu Ehren schon bei seinem Leben circensische Spiele gehalten. (Dio Cassius LIV. 34; καὶ τὰ γενέθλια τὰ τοῦ Αὐγούστου καὶ ἐν τῷ ἱπποδρόμῳ καὶ ἐν τῇ ἄλλῃ πόλει πολλαχόθι θηρίων σφαγαὶ ἐτιμήθη, coll. Lips. ad Tac. Ann. I. 15); auch nach seinem Tode blieb ihm diese Ehre (Dio LVI. 46. LVII. 14.). Sehr wahrscheinlich ist es nun, daß der Künstler an die Verknüpfung der Geburt des Augustus mit seiner Apotheose dachte, und auch hierin einen fruchtbaren Stoff zum Nachdenken niederlegte.

Für diejenigen Leser, denen das bezügliche Blatt der preußischen Staatszeitung nicht zu Gesicht kam, setze ich noch Herrn Toelkens Beschreibung der Aeußerlichkeiten dieses Onyx her: „Er ist ein Balsamfläschchen, 3½ Zoll hoch, 4½ Zoll im Umfang, aus einem orientalischen Onyx von vier Lagen gearbeitet, deren Farben von bläulichem Weiß bis ins dunkelste Onyxbraun rein absetzend, und vom schönsten Feuer, besonders bei Licht, zu den Figuren meisterhaft benutzt und in starkem Relief ausgeführt sind. — — Im Mittelalter diente die Vase zur Aufbewahrung angeblichlicher Reste der heiligen Canaanina, die im Evangelium (Marc. 5, 24 — 34) vorkömmt."

Dresden, am 12. December 1832.

Julius Sillig.

Kupferstichkunde.

In der Beschreibung des Gemäldes von J. van Eyck, welches Philipp den Guten darstellt und in der Herzogl. Gallerie zu Gotha aufbewahrt wird (Kunst-Bl. 1832. Nr. 86. S. 342), wurde ein alter, nach jenem Gemälde angefertigter Kupferstich erwähnt. Derselbe ist zwar nicht mit dem Spiegel gemacht; aber er gibt die Eigenthümlichkeit des Bildnisses sehr treu wieder. Die Bretterwand und Fliege sind weggelassen. Dagegen ist das ovale Bildniß arabeskenartig von der Kette des goldenen Vließes eingeschlossen. Noch andere Arabesken sind rings um. Darin zeigen sich unten zwei Stiere, darüber Früchte, wie sie Louys so gern in den Einfassungen der von ihm in Kupfer gestochenen Bildnisse anzubringen pflegte, ferner ein Drache und ganz oben der Ritter Georg. Die Unterschrift ist: Philippus Dictus Bonus Dux Burgundiae et Belgarum Princeps Potentissimus et Serenissimus. P. Soutmann Effigiavit et excud. J. Louys sculpxit. J. Louys, geb. zu Antwerpen um 1600, war also der Stecher.*) Sein Lehrer Soutmann, geb. um 1580, der Maler, Kupferätzer und Stecher war, und in den Jahren 1626 — 1650 nicht wenig geliefert hat,**) erscheint auf obigem Blatt, wie bei manchen andern von seinen Schülern gestochenen Werken, als Verleger.

Der oben beschriebene schöne Kupferstich in Folioformat ist in der Sammlung des Freiherrn von Berlepsch.

G. Rathgeber.

*) Huber und Rost, Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler ü. d. v. Kupferst. 5. B. Zür. 1801. 8. S. 376.

**) Das. S. 270.

Für Bauverständige und Handwerksschulen.

So eben ist erschienen und von der Kayser'schen Buchhandlung in Erfurt zu beziehen:

Architektonische Entwürfe

von

Ernst Kopp.

II. Lieferung 1. Abtheilung enthaltend auf 7 Kupfertafeln und einigen Bogen Text drei Kirchen in altdeutscher Bauart.

Royal-Folio. Preis 3 Rthlr.

Beitrag zur Construktion

der

altdeutschen Bauart

von

Ernst Kopp.

I. Heft, enthaltend auf 12 Kupfertafeln und einigen Bogen Text die Construktion der Spitzbogenfenster.

Folio 1 Rthlr. 16 gGr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 5.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 15. Januar 1833.

Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832.

1.

British Institution.

(Fortsetzung.)

„Cäsar's Lager in Berkshire, von Henshaw, hat nichts Anziehendes, wenn man die seltsame Wirkung des Lichts und den chaotischen Charakter der Wolken ausnimmt. — „Scene in dem Dargle Wicklow," von O'Connor. Ein geeigneter Platz für die, welche gern im trüben Wasser fischen oder ihre Phantasie mit romantischen Schauern zu füllen geneigt sind. Die Talente dieses ausgezeichneten Künstlers verdienen ohne Frage die Bewunderung jedes Kunstkenners; es scheint aber als ob die große Düsterheit, in welche er seine Darstellungen zu hüllen pflegt, zu deren Vortheil gemildert werden dürfte. Seine „Mondlicht-Landschaft," welche nicht fern von dem genannten Gemälde aufgehängt ist, läßt jenen Charakter nicht nur eher zu, sondern sie erhält auch dadurch etwas Ernstes und Feierliches. — „Zigeunerlager" von Kidd. Die Zeichnung ist schlecht, die Wirkung des Feuers aber auf eine Gruppe frohsinniger und schelmischer Figuren ist herrlich. Das lustige Gesindel hat einen einfältigen Jagdfreund in sein Netze gelockt und es bedarf keines Orakels, um ihm sein Schicksal zu verkündigen. — „Civita Castellana" von W. Linton und „Borzodale" von T. C. Hofland. Der Gedanke, diese zwei Erzeugnisse neben einander zu hängen, war glücklich; der Charakter der italienischen und englischen Landschaft stellt sich hier zu beiderseitigem Vortheil heraus. — „Der Liebesbrief" von Webster. Das entzückte Mädchen verschlingt so zu sagen, den Inhalt des ihr zugekommenen Briefchens, während das Bierfaß ausläuft. Charakter und Ausdruck und die bräunliche Färbung des Ganzen zeugen von Talent und Geschmack. — „Kartenspieler" von Steedmann. Der Ausdruck der Köpfe hat etwas höchst Rohes und Gemeines; wenn der Maler mit Absicht dabei verfuhr, hat er seine Aufgabe mit Erfolg gelöst. — „Sonnenuntergang zur See; die Originalzeichnung zu dem Abschied der Maria Stuart von Frankreich," von C. D. Leahy. Da das Original-Gemälde für das Publikum nicht mehr zugänglich ist, so kann man sich nur freuen, Leahy's Skizze dazu vor Augen zu haben und den Geist, die Anmuth, den Charakter zu bewundern, die in diesem großartigen Entwurf hervortreten. — „Ansicht der Themse von der Waterloo-Brücke," von Deane. Der Künstler war sehr glücklich in der Wahl seines Standpunktes; die Gegenstände sind mannichfaltig und malerisch und der Effect des Lichts und der Färbung durchweg heiter und freundlich. — „Landschaft in der Nähe von Genf" von Stump. Ein Beispiel statt vieler, wie es die Maler, namentlich die Landschafter, in England jetzt machen, oder wie sie es nicht machen sollen. Je greller das Licht, je bunter die Färbung, desto besser; je mehr Gold und Purpur ein Künstler auf die Leinwand wirft, desto selbstgefälliger schaut er auf sein Werk und desto stärker, müssen wir leider hinzusetzen, drängt sich die Menge zu seiner Arbeit hin. — „Fischerkinder" von A. Fraser. Die Kinder sind allerliebst, das Fleisch frisch und warm; die Fische sind, wie schön sie auch ausgeführt werden, unmalerische Thiere. — „Das alte Fort Rouge, bei Calais" von W. Davison. Eine sturmbewegte Scenerie, voller Größe und in einem kräftigen, kühnen Styl behandelt. — „Mütterliche Liebe" von Green, eben so gefällig für das Auge, wie das Gefühl, welches hier versinnlicht ist, zu dem Herzen spricht. — „Das Todtenhemd" von J. Stewart. Einer der Vorwürfe, wodurch sich der Mangel an Geschmack bei den englischen Künstlern neuerer Zeit ausspricht. Mit etwas mehr Takt hätte Stewart statt des jungen Weibes ein altes gewählt und so das Gefühl einigermaßen mit dem Gegenstand seiner Darstellung versöhnt; die Färbung ist jedoch trefflich. — „Vase mit Blumen, nach der Natur," von Mrs. Stannard. Das Detail ist gut gewählt und ausgeführt, die Anordnung sehr künstlerisch und geschmackvoll. — „Hampshire Fischer," von Insnipp und „Landschaft mit Thieren" von W. Shayer sind besonders wegen der glänzenden Ausführung bemerkenswerth. — „Alte Gebäude bei Can-

terbury“ von Deane, wegen ihrer pittoresken Form und um des Charakters willen höchst anziehend. Wir nennen nur noch C. D. Dodd, A. Clint, G. Barret, A. Nasmyth, H. W. Burgeß und T. C. Lewis, welche sich als treffliche Landschafter bewährt haben.

Die wenigen neuen Bildhauerarbeiten, welche in dieser Ausstellung gezeigt worden sind, bestehen vornämlich aus kleinen Modellen und aus Gegenständen aus dem Alltagsleben, welche eher dem Pinsel als dem Meißel anheim gegeben werden sollten. Dahin gehören namentlich die Arbeiten von Cotterill (Mortality, der ruhende Jäger u. s. w.). Die Reiterstatue des verstorbenen Herzogs von York, von V. Gahagan hat vielen Beifall gefunden: das Gesicht, die ganze Gestalt sind sehr ähnlich, aber an dem Pferde ist nichts zu loben. „Die Jagdpartie,“ Relief von demselben Künstler, zeigt eine elegante und anziehende Gruppe, welche sich jedoch auch auf der Leinwand besser ausnehmen würde. — Eine kleine Statue von W. T. Woodington, „die Liebe,“ ist voller Ausdruck, Einfachheit und Würde.

2.

Gallerie brittischer Künstler.

Diese Ausstellung ist in jeder Hinsicht reicher als irgend eine der frühern Suffolkstreet-Ausstellungen; daß man die Zeichnungen in einem besondern Zimmer aufgehängt hat, ist eine lobenswerthe Aenderung der bisherigen Einrichtung. Wir beginnen mit einem der anziehendsten Werke dieser Gallerie, nämlich mit dem ersten Gemälde aus einer Reihe von Darstellungen des Zugs in der Westminster-Abtei am Krönungstag Wilhelms des Vierten, wozu dem Maler R. B. Davis der Auftrag vom König ward. Dieses erste Gemälde zeigt die Porträts ausgezeichneter Personen, welche den Zug bildeten. Von allem andern abgesehen, bietet ein solcher Vorwurf Schwierigkeiten hinsichtlich der Vertheilung der Personen, ihrer Haltung und Gruppirung. Davis hat diese Schwierigkeiten meisterhaft beseitigt. Die Aehnlichkeit der dargestellten Personen ist sprechend, die Ausführung der Details ist die Arbeit einer kunstgeübten Hand und das Ganze ist eine wahrhaft malerische Composition.

J. Wilson's Seestücke erfreuen sich stets des Beifalls der Kenner. Er hat die diesjährige Ausstellung mit einem seiner besten Erzeugnisse geziert: „Bergen der Marssegel, Annäherung des Sturms.“ Wenn man den Bau dieses prächtigen Schiffs betrachtet und sieht, wie stolz es die Wellen spaltet, ist man für seine Sicherheit in dem heranziehenden Sturm nicht bange. Zu gleicher Zeit sieht man auf dem Wasser einen glänzenden Sonnenstrahl, der im Vergleich mit dem ferne drohenden Unwetter eine sehr heitere Wirkung hervorbringt.

„Bellaggio und der Comersee“ von F. C. Hofland, ein Gegenstand, der schon öfter von talentvollen Künstlern behandelt worden ist, welche aber hier gegen unserm Künstler zurückstehen müssen. Das ruhige Wasser, die fernen Berge, die Terrassen, die Gebäude — alles trägt den Charakter einer Heiterkeit, wie sie nur aus einem ächten Künstlergemüth hervorgehen kann.

„Die Taufe“ von G. Harwey. Eine jener lebenreichen und anziehenden Scenen der Frömmigkeit, welche man in den Oeden von Schottland findet, wo keine Spur von einer Kirche oder Kapelle zu finden ist und wo der Schöpfer der Natur inmitten seiner Werke verehrt wird. Der Gegenstand ist aus dem auch in Deutschland bekannten Werke „Licht und Schatten aus dem schottischen Leben“ genommen und entspricht dem lebendig charakteristischen Style seines Verfassers.

„Vorsicht“ von James Juskipp. Eine von dieses Künstlers einfach wahren Darstellungen. Eine Bauerndirne überschreitet einen Bach. Man kann dies nicht mit anständigerer Vorsicht thun. Leider muß man bemerken, daß Juskipp sich zu oft wiederholt.

„Die rührende Geschichte“ von D. Paßmore. Dieser junge Künstler macht rasche Fortschritte, besonders in Darstellungen aus dem Familienleben. Die Leichtigkeit, Durchsichtigkeit und Schönheit seiner Farbengebung wird vielleicht von keinem englischen Künstler übertroffen.

„Das Innere eines Spielhauses,“ von H. Pidding. Man könnte dieses auch ein Pandämonium des Lebens nennen. Daß dieser Vorwurf aus dem Leben gegriffen ist, daß die vornehme Modewelt beiderlei Geschlechts, von dem Dämon des Geizes und der Langenweile besessen, sich mit Betrügern, Beutelschneidern und liederlichen Dirnen vereinigen kann, um zu plündern und sich plündern zu lassen, kann nur unser Staunen und unser Bedauern erregen. Es gehört aber doch in das Gebiet der Künste, wie in das des Drama's, „der Natur den Spiegel vorzuhalten, dem Laster seine eignen Züge zu zeigen, der Schande ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und der Zeit ihre Form und ihren Abdruck“ und indem unser Künstler diese Shakespeare'sche Aufgabe löste, geschah dieß in einer seine Talente höchlich ehrenden Weise.

„Die Kreuzigung“ von A. G. Vickers. Es ist eher der Effect jener dunkeln Stunde, welche dem hohen Begebniß vorherging, als dieses selbst, was der Künstler hier zu dem Gegenstand seiner Darstellung gewählt hat. Diese Production würde dem Pinsel Rembrandt's nicht zur Unehre gereichen.

„Ein Bleichplatz in den westlichen Hochlanden," von A. Fraser. Eine heitere und belebte Scenerie mit einem das Auge erfrischenden Glanz des Taglichts. Der Künstler hat hier nicht ganz in seiner gewöhnlichen Weise gearbeitet; der Styl ist aber dem Gegenstande ganz angepaßt und zeugt von dem richtigen und sichern Takte des Malers.

„Die Reformfrage" von T. Clater. Der Künstler wollte offenbar nicht die Sache selbst, sondern nur das öde, langweilige, alle Stände beschäftigende, von jedem politischen Kannegießer in Anspruch genommene Beklatschen der Frage, das Hin- und Herzerren der Angelegenheit verspotten. Dennoch zeigt sich unser Künstler als ein Antireformer, sonst hätte er die Entscheidung schwerlich einem Hund und einer Katze anheimgegeben. Ganz recht! der Künstler soll nichts verbessern wollen als sich und seine Kunst.

„Versuchung" von T. Woodward. Ein abermaliger Beweis, auf welchen Irrwegen die englische Kunst sich umhertreibt und wie kalt- und geschmacklos selbst fähige Künstler (und Woodward gehört zu diesen) in der Wahl ihrer Gegenstände sind. Wenn man einem verhungernden Hund ein Stück Fleisch vorwirft, damit ein kleiner böser Bube, der sich versteckt hat, die Freude genießen kann, ihm Schläge zu geben, so heißt das wohl „der Natur den Spiegel vorhalten," aber gewiß nicht der Natur, in deren Grenzen sich der Künstler bewegen soll. Es liegt überdieß so etwas Unedles in dem Vorwurf, vor dem ein ächtes Künstlergemüth zurückschauern muß. Wir bedauern, hinzufügen zu müssen, daß die Ausführung höchst gelungen ist.

„Die Cremoneser Geige, aus Hofmann's Phantasiestücken," von H. Poterlet. Die Uebersetzung von Hofmann's Phantasiestücken hat in England großes Glück gemacht. Wenn man nicht wüßte, woher der Künstler seinen Stoff genommen hat und was er darzustellen beabsichtigte, so würde man einen abgemagerten Paganini hier zu sehen glauben, der bemüht ist, durch seine wilden Geigenstriche unter dem Gerippe eines Todten eine Seele hervorzurufen.

„Die Süßigkeit der gestohlenen Frucht" von R. Farrier. Die Schalkhaftigkeit und die losen Streiche der Jugend werden von Farrier mit Vorliebe und mit Geschick dargestellt, und das kleine Bild, welches wir genannt haben, zeugt von seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit. Der Ausdruck der zwei Parteien, welche er hier darstellte, läßt uns lebhaft und deutlich sehen, daß die süße Frucht bitter werden, d. h. daß es zu ernsten Schlägen unter ihnen kommen könne.

„Das Kloster" von J. M. Leigh. Der Künstler versetzt uns nach Spanien und zeigt den Gegenstand in abendlicher Beleuchtung. Der Charakter der Composition, die Färbung und Ausführung zeigen, daß Leigh die besten Werke der alten Meister mit eben so viel Eifer als Erfolg studirt hat.

„Das Blumenmädchen" von B. R. Faulkner und ein „Fruchtstück" von G. Lance zeichnen sich durch ihren einfach schönen Charakter aus; besonders das letztere Stück ist wegen der trefflichen Zeichnung und der glänzenden Farbengebung beachtenswerth.

„Der Herbst" von Inskipp. Eine von den besten Arbeiten dieses Künstlers. Der Charakter der Jahreszeit und die eingeführten ländlichen Figuren passen zu den tiefen und zarten Tinten seiner Palette.

„Landschaft von Zigeunern" und „Ansicht von Richmond-Park" von J. Stark zeichnen sich durch ungemein zarte Ausführung aus, wie denn dieser Landschafter das Talent poetischer Auffassung und Darstellung mit einer hohen technischen Vollendung vereinigt.

„Porträt der Mrs. Davenport, als Amme in Romeo und Julie" von J. Hohnes. Die Bewunderer dieser lange berühmten Schauspielerin, d. h. alle die, welche sie auf der Bühne gesehen haben, werden sich freuen, ein treues Bild von ihr durch die Hand eines so geschickten Künstlers auf die Nachwelt kommen zu sehen.

„Küstenansicht; Mittagszeit" von J. Wilson. In Compositionen, wie diese, in welchen kein starker Contrast von Licht, Farbe oder Formen gefordert werden, zeigt sich die Geschicklichkeit dieses Künstlers am besten. Sein Pinsel hat wirklich etwas Magisches, wenn er in der ihm von der Natur angewiesenen Sphäre bleibt.

„Windsor von Clewer Meadows aufgenommen," von T. C. Hofland. Klar, durchsichtig, glänzend in seiner Wirkung, ist dieses Gemälde ganz geeignet, das Auge der Kunstfreunde zu fesseln.

Es finden sich in dieser Ausstellung viele gute Porträts und mehrere, welche vermöge ihres Charakters oder aus andern Gründen eine Art historischer Bedeutsamkeit haben, während andere sich durch ihre Einfachheit und Anspruchslosigkeit empfehlen. Eines der anziehendsten ist das „Porträt einer jungen Dame" von Mrs. J. Robertson, in welchem man die Anmuth und Größe Vandyk's erkennt. In dem Porträt von Eduard Lonsdale, von J. Lonsdale, bewundert man die geistreiche Auffassung eines denkenden Künstlerkopfes und die einfach meisterhafte Ausführung. Von F. Y. Hurlstrae sind zwei ungemein gelungene Porträts hier; das eine stellt den Sohn des Generals Champane dar und zeichnet sich durch seine Wahrheit

aus, das andere Mrs. Lytton Bulwer, eine der glücklichsten Hervorbringungen unseres Künstlers, ganz Innigkeit und Eleganz. — „Porträt der Mrs. Brandling.“ Der Kopf dieses trefflichen Bildes rührt noch von der Hand des Sir Thomas Lawrence her, das übrige ist von Mrs. W. Carpenter ausgeführt und man muß gestehen, daß, wenn eine Hand würdig war, eine von jenem Künstler berühmt gewordene Arbeit zu vollenden, diese reichbegabte Malerin die ersten Ansprüche hatte; ja, man darf sagen, daß sie den Glanz ihres Talentes hier einigermaßen auf Kosten des Kopfes gezeigt hat. — W. R. Faulkner hat sich in der diesjährigen Ausstellung durch seine Porträts nicht minder wie durch seine Genregemälde ausgezeichnet; doch ist eines seiner Porträts, das einer Dame, so schön es auch in seinen Halbtönen ist, durch die Eintönigkeit der Farben im Hintergrund etwas einförmig geworden. — Wenn man das Porträt von Tyrone Power von J. Simpson mit dem von Roberts von demselben Künstler vergleicht, so wird man in dem ersten den Gedankenausdruck, in dem zweiten die lebendige Handlung und in beiden die Geschicklichkeit des Künstlers bewundern. P. Simpson ist ein jüngeres Glied dieser Künstlerfamilie; sein „Porträt einer Dame“ ist aber so trefflich, daß man kaum sagen kann, er stehe seinen Verwandten an Talent nach. Bei etwas mehr Wärme in der Färbung des Fleisches würde das Porträt der Mrs. W. Lambert, von J. G. Middleton eine bewundernswürdige Arbeit zu nennen seyn; der Ausdruck des Kopfes ist hinreißend schön. — H. Room's neueste Arbeiten zeigen seine Talente in einem vortheilhafteren Lichte als jemals. Auch A. Huffam und J. P. Knight haben sich als brave Porträtmaler gezeigt.

An Bildhauerarbeiten ist diese Ausstellung ziemlich reich und es findet sich manches Werthvolle unter den Beiträgen. C. Rossi, Mitglied der K. Akademie, hat eine Marmorgruppe „Zephyr und Aurora“ ausgestellt, welche man, sowohl was Formen als Ausdruck angeht, schön nennen kann, und auf welche der Ausdruck „lebender Marmor“ wohl angewendet werden darf. „Der Mord der unschuldigen Kinder,“ von C. Smith. Durch einen solchen Vorwurf kann ein Künstler wohl seine Geschicklichkeit in der Zeichnung und Handhabung des Meißels bethätigen; der Gegenstand eignet sich aber nicht zu einer wahren Kunstdarstellung, weder für den Bildhauer noch für den Maler. — „Das verwaiste Mädchen“ von T. Kirk. Der Ausdruck ist gut, aber etwas zu künstlich. Eine Thräne gehört der Bildhauerkunst nicht an. „Kopf eines Pferdes“ von M. C. Wyatt. Eine sehr lebendige Nachbildung und der Antike ganz würdig; vielleicht dürfte die Pedanterie getadelt werden, mit welcher die Antike in den Falten um die Nüstern nachgebildet ist. Unter den Büsten nennen wir vorzüglich von C. Moore namentlich die Marmorbüste eines kleinen Mädchen, welche ganz Anmuth und Leibreiz ist und die des bekannten William Mulready. Ferner die Büste des verstorbenen Liverseege von J. Slephers, die des Kupferstechers James Stewart von H. Weigall und die seines Vaters von W. Wooles. Auch die von J. Haskoll und Sievier sind zu nennen.

Unter den Kupferstichen ist manches Ausgezeichnete. Wir erwähnen nur: „Abzug der Kinder Israels aus Aegypten, nach einem Gemälde von L. Roberts,“ von J. P. Quilley. Eben so großartig als effectreich. „Magdalena, nach einem Gemälde von W. Borall, von J. Bromley. Meisterhafte Ausführung. „Porträt des Schauspielers Liston“ nach G. Clint von H. S. Sadd. Es ist auffallend, welch' ein trauriges Gesicht die Natur diesem Frohsinn verbreitenden Komiker gegeben hat; der Maler hat ein sprechendes Porträt geliefert und der Kupferstecher mit Talent und Fleiß gearbeitet. Wir werden den neuesten englischen Kupferstichen einen besonderen Artikel widmen und verweisen die Leser auf denselben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart.

(Versteigerung von Kupferstichen und Handzeichnungen.)

In der Versteigerungs-Anstalt für Bücher und Kunstsachen von Antiquar F. F. Autenrieth werden vom 18. Februar 1833 an eine Anzahl Kupferstiche aus der englischen, französischen, niederländischen und deutschen Schule, und Handzeichnungen im Aufstreich verkauft. Der 850 Nummern starke Katalog wird nicht nur von dem Unterzeichneten, sondern auch von jeder Buch- und Antiquariats-Handlung (in Leipzig von Herrn F. A. Brockhaus, in Frankfurt von J. P. Streng und in Nürnberg von Herrn Riegel und Wießner) gegen portofreie Einsendung der Briefe unentgeltlich abgegeben. —

F. F. Autenrieth, Antiquar.

Kunst-Anzeige.

Durch alle Kunst- und Buchhandlungen ist zu beziehen:

Katalog von Kunstsachen und Büchern, welche in der Anstalt für Kunst und Literatur (R. Weigel) in Leipzig vorräthig oder durch dieselbe besorgt werden. Zeichnende Künste und ihre Literatur 1te Abtheilung. 1833. 5 Bogen gr. 8. Gratis.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 6.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 17. Januar 1833.

Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832.

2.

Gallerie brittischer Künstler.

(Fortsetzung.)

Der Raum, welcher den Wasserfarben-Malereien geweiht ist, erweist sich nicht minder mannichfaltig und anziehend, wie die übrigen Säle. Wir können das Bessere nur andeuten. „Skizze von James Northcote, in seinem Sterbezimmer und kurz vor seinem Tode, gefertigt von D. M'Clise. Die Aehnlichkeit ist so bewundernswerth wie die Ausführung und die Wirkung. — „Pallast Philipps des Schönen zu Paris," von J. Holland. Dieser Künstler zeigt sich hier in einem neuen Gebiete und ist so glücklich wie in seinen frühern Arbeiten. „Skizze einer jungen Dame," von S. J. Rochard. Höchst anziehender Ausdruck, sehr geschickte Behandlung. — „Schloß von Dieppe" von C. Marshall. Eine geschickte Probe von malerischer Architektur, kühn in der Ausführung und von klarer Wirkung. — „Wassermühle zu Gangville" von J. W. Allen. Wir nennen diese Arbeit unter vielen andern von demselben Künstler, weil sie seinen Styl am besten charakterisirt. Allen zeichnet sich durch den pittoresken Charakter seiner Darstellungen, durch die keusche Einfachheit der Färbung und durch eine große technische Fertigkeit und Gewandtheit aus. Technische Studien finden sich hier noch von Stark, Burgeß, Herriot, Bayley, T. C. Hofland (besonders seine Hampstead-Haide), Hancock (Thierstück), S. A. Hard (das Innere von St. Alban's, mit Mönchen am Sarge des Heiligen), J. M. Ince (mehrere treffliche Arbeiten, unter denen wir „Greenwich-Hospital" als die klarste und glänzendste auszeichnen), W. Derby (Gegenstände aus dem niedern Leben), R. Brondard (Stillleben), S. Gomperz (sehr anziehende Gruppen).

Unter den Miniaturen stehen die Arbeiten der Mrs. Robertson fortwährend oben an, obgleich sich mehrere Leistungen finden, welche den Charakter einer hohen Vollendung an sich tragen; wir nennen unter diesen die Arbeiten von J. Holmes, W. Barclay, J. W. Wright, und Miß T. Corbaux.

Endlich haben wir noch einiger Frucht- und Blumenstücke zu gedenken. Das Beste in diesem Zweige ist eine „Composition von Blumen und Früchten nach der Natur" von Mrs. Withers. Diese schöne Gruppe von Blumen und Früchten vereinigt zu gleicher Zeit die höchsten Eigenschaften dieses Kunstzweigs. Nicht minder lobenswerth ist „eine Gruppe von Blumen" von Miß J. F. Minton. In einer „Gruppe von Rosenpappeln" von W. Spry ist Anordnung, Zeichnung und Färbung gleich ausgezeichnet. Ein Blumenstück von G. Sinzenich zeichnet sich durch dieselbe Wahrheit und zarte, vollendete Ausführung aus, welche sein „Grünfinkennest" charakterisirt.

3.

Ausstellung der neuen Gesellschaft von Malern in Wasserfarben.

Die Gallerie dieser neuen Gesellschaft bietet an sich viel Interessantes; sie ist aber auch schon deßhalb anziehend, weil sie uns mit Künstlern bekannt macht, deren Namen, wenigstens noch eine Zeit lang, unbekannt geblieben wären und deren Werke den Sälen der alten und lange bestehenden Gesellschaft von Malern in Wasserfarben keine Ehre gebracht hätten. Wie zu erwarten ist, zeigt diese Ausstellung größtentheils Landschaften, und die Gesellschaft fand bei den Künstlern von Ruf lobenswerthe Unterstützung. Auch Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, Frucht- und Blumenstücke und Stillleben, mit Geschick ausgeführt, sind hier zu sehen. Alles das und eine kleine Anzahl guter Miniaturgemälde bildet einen recht braven Anfang und diese Gesellschaft dürfte den Beifall und die Unterstützung der Kunstfreunde in hohem Grade verdienen.

Wir gedenken zuerst der Arbeiten von Bentley, die nach Geist und Charakter den ächten Künstler verrathen; seine Ansichten in den Hochlanden, bei Dünkirchen und Liechfield, sind wohl die gelungensten. „Der

Kirchhof, auf welchem Gray seine Elegie schrieb," von J. Powell, ist großen und feierlichen Charakters und die Ausführung dem Gegenstand vollkommen angemessen; von diesem Künstler sind noch einige andere Arbeiten hier, welche gleichfalls von seinem seltenen Talente zeugen: dahin gehört „St. Alban's, von Holywell Hill aufgenommen" und „Figuren am Strand zu Folkstone." — „Die alte Mühle und Brücke zu Mantes, an der Seine," von C. R. Stanley. Dergleichen Darstellungen eignen sich ganz besonders für den Pinsel dieses Künstlers, obgleich seine übrigen hier befindlichen Arbeiten auch gelungen zu nennen sind. — „Abgeschiedenheit, Worsbro' Dale in Yorkshire" von W. Cowen. Dieser junge Künstler hat in Italien schöne Studien gemacht, wie sein „Lago maggiore" in unserer Ausstellung darthut; aber er hat in der Heimath eine Gegend zur Darstellung gewählt, welche sein Talent nicht zu seinem Nachtheil zeigt. Sein Grün ist zu grell, — der einzige Vorwurf, den man seinen Arbeiten machen kann. „Strassenscene zu Kiel, Holstein," von J. M. Ince. Unter mehreren sehr verdienstvollen Gemälden dieses Künstlers ist das genannte das glanzreichste und wegen seiner seltenen Klarheit bewundernswerth. — „Höhle in dem Thale von Clwyd, in Nordwales" von T. Wood. Man kann in Wales keine romantischere Aussicht finden wie diese; die Geschicklichkeit der Ausführung dürfte etwas nicht minder seltenes seyn. Das Gemälde ist des Pinsels von Salvator Rosa würdig. — „Das Innere der Kirche von Tottenhall, in Staffordshire," von S. R. Lines jun., an sich höchst malerischen Charakters, von dem Künstler wahrhaft poetisch aufgefaßt und meisterhaft in Farbe gesetzt. — „Ansicht von Milbank am Morgen" — „Tower-stairs in der Dämmerung" — „Ansicht von Greenwich bei Sonnenuntergang" von G. F. Philipps. Diese und mehrere andere Beiträge dieses Landschafters dürfen sich, was Wirkung und Ausführung betrifft, dem besten dieser Art an die Seite stellen; sie zeigen ein bisher wenig bekanntes oder beachtetes Talent, das zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigt. — „Cottage bei Cromer," von J. Stark. Dieser Künstler malt gewöhnlich in Oel; dieser neue Versuch zeigt, daß er auch hier strebt, der Natur den Spiegel vorzuhalten; es ist „Wahrheit und Licht" in allen seinen Landschaften. — „Studien nach der Natur" von C. Duncan. Keusch, wahr und elegant.

Unter den Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben sticht eine Studie von E. T. Parris am meisten vor; sie ist eben so anziehend erdacht als vollendet ausgeführt und glänzt wie ein Smaragd vom reinsten Wasser. „Fischer, die ihre Netze flicken," von Brandard. Eine der geistvollsten Skizzen, welche die Hand dieses Künstlers je geschaffen. Gleiches Lob gebührt den vier Skizzen nach der Natur von R. W. Buß. Unter den ausgeführteren Arbeiten dieser Art glänzen noch J. Holmes „Julie" und „Lavinia" von W. Patten; die alte Frau in dem letztern Gemälde ist trefflich gemalt. — „Belinda an ihrer Toilette" von Miß F. Corbeaux. Die schöne Künstlerin hat den Triumph weiblicher Schönheit und weiblichen Schmuckes meisterhaft dargestellt. — „Das einschläfernde Buch" von J. M. Moore. Wenn das Buch die Augen des Lesers schließen macht, so macht das Gemälde die des Beschauers sich weit öffnen; wäre etwas weniger Purpurfarbenes in dem Ganzen, so würden wir die Arbeit ein Meisterstück der Kunst nennen. — „Perlhuhn" und „Hase" von G. S. Shepherd. Ein gewöhnliches Talent reicht in unsern Tagen nicht hin, Gegenständen dieser Art ein absonderliches Interesse zu geben; dieser Künstler hat aber seine Aufgabe mit ungemeinem Glücke gelöst. — Auch muß man die Vielseitigkeit seines Talentes als Landschafter anerkennen. Sein „Waizen-Aufladen mit Schnittern" und sein „Heumachen bei regnerischem Wetter" sind herrliche Darstellungen, wahr aufgefaßt und technisch vollendet. — „Niemand will mich heirathen" von T. Uwins. Der Refrain einer alten Ballade („Nobody comes to marry me") ist hier gut ausgedrückt; das schöne Bauermmädchen, das ihre vereinsamte Lage beklagt, erregt unsere ganze Theilnahme. — „Des Spielers letzter Satz," von T. Clater. Diese Darstellung ist eine Wiederholung in Wasserfarben. Das Oelgemälde ist in der Suffolkstreet-Gallerie. In beiden ist der Ausdruck und Charakter mit kecker Hand hingeworfen und das Helldunkel ist ganz in Rembrandt's Weise. — „Vogelfänger" — „Toilette" — „Zaudern" und andere Arbeiten von R. Farrier sind brave Arbeiten; man staunt aber mit Recht, daß ein Künstler von Farrier's Talenten sich so häufig wiederholt. — „Beauchamp Chapel zu Warwick," von J. Holland. Der Künstler hat den feierlichen Charakter des dargestellten Gegenstandes noch dadurch gesteigert, daß er eine betende weibliche Gestalt hinzufügte. — „Alte Gebäude zu Sandwich in Kent" von J. Fuge. Sehr malerisch, wie die meisten Arbeiten dieses Künstlers; die Ausführung einfach und wahr. Aehnlichen Charakters sind die Gemälde von T. Maisey, z. B. Ueberbleibsel einer alten Mühle, Aberdilis, Neuth-Thal in Nordwales u. A.

An Blumen und Früchten fehlt es dieser Ausstellung nicht; das Beste in diesen Zweigen haben Mrs. Withers, Mrs. Denis Dighton und Miß Bowley geliefert.

Auch unter den Miniatur-Malereien ist Einzelnes sehr anziehend. Dahin gehört „Porträt einer jungen Dame" von Mrs. Green;" ein Zephyr" und „eine junge Dame von Stand" von S. J. Rochard; „Por-

träts der Maler T. Maisey und J. Powell" von W. Patten u. s. w.

4.

Aeltere Gesellschaft der Maler in Wasserfarben.

Wir begegnen hier zuerst den neuesten Arbeiten von Dewint und Prout, welche beide Bewundernswerthes geleistet haben, obgleich sie ihrem bisherigen Style nicht ganz treu geblieben sind, indem der erste mehr, der andere weniger Localfarbe hat, als gewöhnlich. Von F. Taylor sind sehr wohl verstandene Arbeiten hier zu sehen, unter welchen „des Wächters Wache" vielleicht die anziehendste ist. Auch Hunt hat vieles Treffliche beigesteuert, besonders ist der „Kopf eines Negers" eben so schön im Ausdruck als wundervoll in der Ausführung. Unter den architektonischen Malereien sind die ausgezeichnetsten von Wild, Nash und Macenzie; Barret, Hill, Austen, Wright zeigen sich sehr zu ihrem Vortheil und Miß Byron hat sich als geschickte Fruchtmalerin erwiesen. Betrachten wir nun einige der besten Erzeugnisse näher, so fallen uns vorzüglich die der Miß L. Sharpe in das Auge und unter diesen die „Scene aus dem Spectator" (Vol. 1. Nr. 80.). Diese Scene zeigt die weibliche Eifersucht in dem glänzendsten Style. Das Begebniß ist mit der ganzen Größe einer historischen Thatsache behandelt. Man darf sich nur denken, das ohnmächtig hinsinkende Weib habe Gift getrunken, das ihr von der triumphirenden Nebenbuhlerin gereicht worden, und man hat das Interesse einer wahren Tragödie statt des bloßen Bildes der Eitelkeit. Die Ausführung ist mit der Vortrefflichkeit der Erfindung in vollkommenem Einklang.

„Das Bankett" von J. Stephanoff. Dieses Gemälde ist aus Auftrag des Königs von England gefertigt worden. Die Scene ist aus Shakespeare's Heinrich dem Achten und stellt den verliebten Monarchen dar, wie er Anna Bullen zum erstenmal sieht. Der Gegenstand hat dem Künstler eine erwünschte Gelegenheit geboten, seine Geschicklichkeit in der Blumenkranzartigen Färbung zu zeigen, in welcher er sich so oft und nie mehr ausgezeichnet hat als bei dieser Arbeit. Gestalt und Stellung des Königs sind wohl verstanden, würdig und gefühlvoll zugleich. Der Kardinal zeigt sich etwas zu theatralisch. Das glänzende Kostüm und die Wirkung des Lichts aus dem Fenster in dem heitern Theil der Halle sind ganz geeignet, die Schönheit des Ganzen zu erhöhen. Derselbe geistreiche Künstler hat auch eine Skizze zu einem neuen, auf Befehl des Königs zu vollendenden Gemälde in diese Ausstellung gegeben, welche sein Talent in einem andern Genre zur Anschauung zu bringen verspricht und zur nächsten Ausstellung vollendet seyn wird.

„Eine That ohne Namen" von G. Robson. Wir sehen hier eine ächt poetische Darstellung des See's Coriskin nach Walter Scott, wie man sagt; wir glauben jedoch, der Künstler habe eher nach der Natur gemalt. Es ist eine schaurige Scene in einsamer Verödung, groß und erhaben erfunden und sehr geschickt ausgeführt. Derselbe Künstler hat eine „Ansicht von der Westminster-Brücke" hier, welche sein Talent von einer neuen Seite zeigt; er hat in einer glücklichen Stunde dieses ehrwürdige Werk unter so reinem und anziehendem Effect gesehen.

„Architectonische Composition" von G. Cattermole. Die Arbeiten dieses Künstlers zeugen stets von einer fruchtbaren und ausserordentlichen Einbildungskraft und ziehen die Aufmerksamkeit unwillkührlich auf sich. Wir wissen kaum, ob wir die düstere Größe dieses Werkes in seinem architectonischen Charakter oder die wundervolle Geschicklichkeit mehr bewundern sollen, mit welcher die massiven aber hinfälligen Säulen dargestellt sind. Die Gestalt des einsamen und geheimnißvollen Geistlichen steht vielleicht zu sehr in dem Mittelpunkt des Gemäldes, was der Wirkung schadet.

„Hochländische Gastfreundschaft" von J. F. Lewis. Eine reiche Mannichfaltigkeit der Charaktere und des Kostüms und eine Heiterkeit der Färbung, die dem Auge ungemein wohl thut. Die Gesellschaft ist der Art, wie ein Maler, ein Jäger und ein Reisender sie gerne findet und nicht leicht wieder vergißt. „Die Thüre einer schottischen Fischerhütte" und „Fischweiber, Newhaven, Edinburgh," von demselben Künstler, zeigen gleichfalls sein Talent und sein Gefühl für das Malerische sehr vortheilhaft.

„Ansicht in Cowes Hafen, auf der Insel Wight" von Copley Fielding. Der Künstler hat die Darstellung der Gewalt der Elemente vollkommen in seiner Hand. Die ergreifende Mischung von düsterem Nebel und gelegentlichen Lichtstreifen zieht hier eben so sehr an, wie in einem andern seiner Gemälde „Schiffe bei steifem Wind, bei Carlshott, Schloß in Hampshire" die wogende Bewegung des Wassers und dessen Durchsichtigkeit fast unübertroffen erscheint.

„Die Wittwe" von Miß L. Sharpe. Es ist wohl ein Scherz, wenn die schöne Künstlerin ein so reizendes Wesen darstellt, wie es sich von den Freuden und Wonnen des Lebens abwendet und sich nur dem Bilde ihres theuren Hingeschiedenen weiht; sie kann unmöglich an die Möglichkeit der Sache glauben; aber als Gegenstand eines Gemäldes nimmt sich alles das vortrefflich aus,

und Effect und Ausführung sind hier glänzender als in irgend einem andern Werke der Miß Sharpe.

„Zigeunerlager" von P. Dewint. Der Charakter und die Sitten dieses irrenden Stammes lassen sich in diesem schönen Gemälde sicherer studieren, als durch einen Besuch in seinem Lager. Unseres Künstlers Geschicklichkeit und Geschmack hat den Vorwurf mit allen Reizen des Malerischen aufgefaßt; die wilde und öde Haide und die panoramaartige Ausdehnung der Landschaft jenseits derselben geben dem Hauptgegenstande das höchste Interesse.

„Wintermeere mit Schiffern" von D. Cox. Eine wahre Feenlandschaft, über welche Regenbogenfarben ausgestreut sind, und wo das Leben und die Geselligkeit sich in ihrem Festtagskleid und der freundlichsten Miene zeigen.

„Reiche Verwandte" von T. Taylor. Etwas mehr aristokratischer Stolz würde dem Charakter dieses Gemäldes gut zu statten gekommen seyn; indessen beweist dieses, so wie mehrere andere Arbeiten unseres Künstlers, daß er sehr schöne Fortschritte gemacht hat.

„König Jakob der Erste und sein Juwelier George Heriot" von A. Chisholm. Eine bessere Arbeit hat dieser Künstler nie geliefert; sie reiht ihn in jedem Betracht den ersten englischen Malern in Wasserfarben an. Die Darstellung ist dramatisch, die Farbeugebung glanzreich und effektvoll. Es ist in der Kunst nicht leicht, das Lachen, besonders das Lachen eines Königs, darzustellen; der Würde muß immer ein Opfer gebracht werden, und dies ist auch in einem gewissen Grade hier sichtbar; in jeder andern Hinsicht aber ist es ein bewundernswürdiges Gemälde.

„Jenny Jones vor Mrs. Deborah Wilkins", von T. M. Wright. Wo mag wohl der Künstler sein Modell für diese eifernde Furie einer Mrs. Wilkins hergenommen haben? Die Gestalt dieses Weibes ist eine Sünde wider das schöne Geschlecht, und die Natur hat nie etwas so Scheußliches erzeugt.

„Die Näherin" von W. Hunt. Dieser Künstler hat nie eine schönere Einzelngestalt gezeichnet. Der Zauber der Einfachheit und des innigen Gefühls ist hier trefflich ausgedrückt.

„Dort am Abend" von S. Austin. Dieser belebten Landschaft wurde ein Charakter des Lichts und eine Reinheit und Durchsichtigkeit der Färbung zu Theil, welche schwer zu übertreffen sind. Die „Landschaft an den Gevern" von demselben Künstler, eine einfache und gewöhnliche Baumgruppe, eine flache Gegend und ein kleiner Wasserspiegel, besitzt ein Interesse, das ihr kein gewöhnliches Talent hätte mittheilen können.

„Isaak von York, Rebekka und Gurth", von J. W. Wright. Ein jüngerer Sprößling dieser geschätzten Malerfamilie, der zu schönen Hoffnungen berechtigt. In der vorliegenden Darstellung sind seine Figuren etwas zu breit im Verhältniß zu dem Raum des Gemäldes, und der Charakter Gurth's ist zu erhaben gehalten; Rebekka ist schön und anziehend. Eine andere Arbeit dieses jungen Mannes, „die vertrauliche Mittheilung", ist voller Geschmack und Eleganz, die Ausführung leicht und lieblich.

„Charlton-Wald bei Greenwich, mit Dammhirschen", und „Landschaft am Bach Lomond mit Thieren", von Robson und Hills. Die Talente zweier Künstler haben sich hier mit großem Erfolg vereinigt. Man kann sich kaum etwas Klareres, Glänzenderes und Natürlicheres denken, als diese zwei reizenden Gemälde.

„Das Stück Pudding" und „Brod und Milch" von W. Hunt. Wenn sich dieser Künstler herabläßt, zu scherzen, so scherzt er immer, wie Samson, mit starker Hand; wir deuten auf die kräftige Ausführung.

„Pastorella von dem Hirten entdeckt — Abend", von G. Barret. Eine Composition von klassischer Eleganz und Geschmack, wozu sich das Natürliche und Malerische gesellt. Die Figuren sind so ganz in dem Style von Westall, daß man bei dem ersten Anblick ein Werk dieses greisen Künstlers zu sehen glaubt. Auch der „Sonnenuntergang" von Barret zeigt Glanz und Geschmack in Ton und Färbung.

„Zwei Schwestern vor dem Bild ihrer verstorbenen Mutter" von Miß L. Sharpe. Der Gegenstand ist voller Gefühl und Innigkeit, die Charaktere gut verstanden, die Ausführung im besten Style.

„Das Innere der Abtei von St. Ouen," von F. Mackenzie. Dieses herrliche Gebäude wurde während der französischen Revolution fast ganz zerstört; unser Künstler hat es nach gültigen Ueberlieferungen in seinem ehemaligen Zustand darzustellen gesucht und die schwierige Aufgabe mit großem Geschick gelöst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunsthändlern und Künstlern.

Besitzern gestochener, noch brauchbare Abdrücke gebender Stahl- und Kupferplatten jeden Formats von guten ältern oder neuern Meistern, welche dieselben zu veräussern wünschen, können wir, auf Einsendung frischer Abdrücke, nach welchen die jetzige Beschaffenheit der Platten zu beurtheilen ist, Käufer zu angemessenen Preisen nachweisen.

Das bibliographische Institut in Hildburghausen und New-York.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 7.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 22. Januar 1833.

Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832.

4.

Aeltere Gesellschaft von Malern in Wasserfarben.

(Fortsetzung.)

Von dem übrigen Werthvollen, das diese Ausstellung bietet, erlaubt der Raum nur die Gegenstände und die Namen der Künstler anzuführen: „Ansichten von Venedig und Ulm“ von S. Prout. — „Hôtel des Velociferes zu Rouen“ von F. Nash (man sieht hier die Ueberbleibsel eines alten Klosters; die Diligence ist im Begriff abzufahren — treffliche Contraste, belebte und malerische Scene). — „Ein Getraidefeld, Lincoln in der Entfernung“, von P. Dewint. — „Fischerhütte zu Ventnor, Insel Wight,“ von W. Evans. — „König Cophueta und die Bettlerin,“ von H. Richter (das bettelnde Mädchen ist zu schön geputzt; wenn man zum erstenmal auf das Gemälde sieht, glaubt man den weisen Salomon und die Königin von Saba zu sehen; die Ausführung ist aber in Richters reinstem und bestem Style). — „Cottage-Scene bei Dorsord“ von W. Evans. — „Arethusa, von Alpheus verfolgt und von Diana in eine Quelle verwandelt“ von T. Fielding (eine schöne Darstellung der spröden Nymphe in schmelzender Laune). — „Eingang in Gunton-Park, Norfolk,“ von J. S. Cotman. — „Die Flucht nach Aegypten“ von F. O. Finch (die Figuren sind dem Effect des Lichts, welches man durch die Baumstämme und Zweige eines Waldes glänzen sieht, ziemlich untergeordnet; der Charakter und die Behandlung sehr originell). — „Westfronte von St. Paul von Ludgate-Hill aufgenommen“ von H. R. Esser. — „Das Innere der St. Valentins-Kirche zu Jumieges an der Seine“ von F. Nash. — „Eingang in Guddon-Hall“ von J. Cox. — „Der öde Garten“ von G. Barret. — „Eine Rohrdommel“ von W. Hunt. — „Cheddar Cliffs in Somersetshire“ von S. Jackson. — „Das Innere von Haddon-Hall in Derbyshire“ von G. Cottermoll. — „Maidstone“ von G. Pyne. — „Der Bergstrom“ von J. Byrne. — „Neapel — Santa Lucia“ von J. D. Harding. — „Einsamkeit“ von G. Barret. — „Früchte“ von Miß Scott. — „Desdemona und Emilie“ von J. W. Wright. — „Ein Fort an der genuesischen Küste mit Fischern“ von W. Walker.

5.

Königliche Akademie.

Wir wenden uns sogleich zu dem Besten, was, unter vielem Trefflichen, die diesjährige Ausstellung der K. Akademie schmückt, nämlich zu D. Wilkie's herrlichem Gemälde: „Knox predigt vor den Lords, am 10. Juni 1559.“ Wenn man die friedlichen Gesichtszüge und die ruhige Haltung des Malers Wilkie neben diesem bewunderungswürdigen und kräftigen Gemälde steht, hört man auf, an die Wahrheit der Physiognomik zu glauben. All das Feuer von Knors Beredtsamkeit, das ganze bösartige aber niedergedrückte Gefühl der beunruhigten Geistlichkeit, die ganze Angst und der Schrecken der Frauen in der Mittelgruppe, — diese und tausend andere Erregungen müssen dem Geiste des Künstlers eine Zeit lang gegenwärtig seyn, einen Theil seines Ich's gebildet haben, und doch haben sie keinen Eindruck in seinen Zügen zurück gelassen. Man kann diese bildliche Urkunde über eine historische Thatsache unmöglich betrachten, ohne die mächtige Wirkung in sich gewahr zu werden, welche in früheren Zeiten von der Kanzel ausging. Welche Gruppirung! Welcher Ausdruck! Welcher Reichthum der Farbengebung: die letztere vereinigt den Glanz der venetianischen mit dem tiefen und harmonischen Tone der spanischen Schule. Der lange Aufenthalt Wilkie's in Italien und Spanien scheint Talente in ihm geweckt zu haben, deren hohen Charakter man, trotz der großen Achtung, die er schon genoß, nicht in ihm vermuthete.

„Childe Harold's Wanderschaft in Italien,“ von J. M. W. Turner. Wir sehen auf dieses schöne, aber ungemein künstliche Gemälde wie auf eine Vision und können keinen Augenblick an seine Wirklichkeit glauben.

Dafür schätzen wir in hohem Grade die Naturwahrheit in zwei andern Gemälden von demselben Künstler, der, wenn er will, unnachahmlich ist. — Diese stellen dar: „Wilhelm III., Prinz von Oranien, von Holland kommend und nach einer stürmischen Ueberfahrt zu Torbay am 4. November 1688 landend" und „Van Tromp's Schaluppe an der Schelde-Mündung."

Ein Gemälde von Etty wird durch folgende Worte bezeichnet:

„Die Lust am Helm, am Vordertheil die Jugend,
„Des Sturms uneingedenk, der aus der Weite
„Daherzieht, harrend seiner nächt'gen Beute."

Der Sinn dieser Worte ist ziemlich moralisch; das Gemälde selbst ist aber lüstern und keineswegs geeignet, „das Herz durch das Auge zu bessern," wie von Hogarth's Werken gesagt worden ist. Einige der eingeführten weiblichen Wesen scheinen des kommenden Sturms gewärtig zu seyn. Sie sind ohne Frage vortreffliche Schwimmerinnen und mit dem Elemente wohl bekannt, mit welchem sie zu kämpfen im Begriffe stehen.

„Scene aus Shakspeare's Zähmen einer Widerbellerin" von W. R. Leslie. Die reiche aber glänzende Draperie, welche Petruchio in komischem Zorn aufhebt, zieht das Auge anfänglich vielleicht zu stark auf sich; allein sie wird es nicht lange fesseln. Der Charakter der Katharina und ihre verhaltene Wuth sind trefflich gemalt. Nur eine ächte böse Sieben ist im Stande eine solche Erregtheit zur Schau zu bringen und nur ein vollkommener Künstler vermochte sie so genau zu beobachten und so geschickt darzustellen. In jeder Hinsicht, in Composition, Färbung und Effect, ist der Gegenstand meisterhaft behandelt.

„Ein Familien-Gemälde," nämlich Porträts des Marquis und der Marquisin von Westminster, des Grafen und der Gräfin von Wilton, des Lords und der Lady R. Grosvenor, und der Lady Mary Egerton, von W. R. Leslie. Wenn wir die große Schwierigkeit erwägen, eine Gruppe von Porträts so zu ordnen und zu halten, daß der Gegenstand als künstlerische Gesammt-Erscheinung Interesse erregt, so kann man Leslie's Talent nicht genug bewundern. Alles erscheint hier an seinem geeigneten Platze und ist natürlich, geschmackvoll und elegant zusammen gestellt; die Ausführung des Hauptvorwurfs so wie der Accessorien ist sorgfältig und schön.

„Ein Hindu-Tempel zu Rotas Gur" von W. Daniell. Diese und ähnliche Darstellungen aus Ostindien (z. B. das Mausoleum eines Mohamedanischen Oberpriesters zu Sasseram, in der Provinz Bahor) vereinigen das Malerische mit der vollendetsten Technik; man sieht seit einer Reihe von Jahren stets werthvollere Darstellungen der Architektur, so wie das der Landschaft und des Costüms des Morgenlandes von diesem Künstler, so daß es eben so interessant als belehrend wäre, seine sämmtlichen Arbeiten in einem Local vereinigt zu sehen.

„Porträt von Sir Walter Scott in seinem Studierzimmer zu Abbotsford, die Proclamation der Königin Maria von Schottland vor ihrer Vermählung mit Henry Darnley lesend," von W. Allan. Eine treffliche Arbeit; die Aehnlichkeit ist vollkommen. Der berühmte Todte ist hier von einer großen Mannichfaltigkeit seltener und historisch interessanter Gegenstände umgeben und sein Lieblingshund liegt ihm zu Füßen.

„Landschaft in den Ligurischen Bergen bei Sarzana nach einem schweren Regen," von A. W. Calcott. Selbst die besten neuern Landschafter streben selten die Darstellung des Erhabenen an, ohne daß man da oder dort auf eine Lächerlichkeit stößt. Eine dieser seltenen Ausnahmen finden wir in C.'s Bild. Er hat die rasch vorübereilende Wirkung des Lichts auf eine hochromantische Berggegend aufgefaßt und mit einer Wärme, einer Wahrheit wieder gegeben, welche unwillkührlich zur Bewunderung hinreißt. Alles ist hier großartig, Schauererregend und doch ist nirgends eine Uebertreibung. Ueberhaupt ist Calcott ein eben so genialer als fleißiger Künstler, auch seine Vielseitigkeit verdient Anerkennung, denn seine „Grabruine" besticht eben so sehr durch klassische Eleganz, wie seine „englische Wassermühle" durch ihren rein idyllischen Charakter.

„Die zerstörenden Engel und bösen Geister unterbrechen die Orgien der Lasterhaften und Unmäßigen." Vision, von W. Etty. Diese ausgezeichnete Skizze zeigt uns Satan, der, seltsamer Weise, sein eigenes Werk zerstört. So ungereimt aber der Vorwurf ist, so zeigt sich doch in einzelnen Theilen die Größe und Kraft von Michel Angelo, und das Fleisch ist mit einer Ueppigkeit und Fülle des Pinsels gemalt, deren kein anderer englischer Künstler unsrer Zeit fähig ist.

„Mittagessenszeit" von W. F. Witherington. Ein ergötzlicher Contrast mit dem eben genannten Gegenstande. Hier ist alles heitere Unschuld, in welche kein böser Geist einzudringen das Recht hat. Die Ausführung ist so sorgfältig und gleich gehalten, wie die der meisten Arbeiten dieses Künstlers.

„Ländliche Höflichkeit" von W. Collins. Die Engländer verweisen alles Altmodische und kleinstädtisch Großväterliche in das alte Städtchen Gainsborough an der Trent. Dahin versetzt denn auch C. die Beschauer; die Scene zeigt die volle Kraft seines Pinsels; eben so in seinen „Kegelspielern," wo er mit Kennersinn in das Spiel eingeht. Die Scenerie in beiden Gemälden ist höchst pittoresk.

„Das vergessene Wort“ von W. Mulready. Einer der glücklichen Gedanken dieses trefflichen Künstlers, wie gewöhnlich in eine einfach natürliche Sprache gekleidet. Die Verwirrung in des Knaben Miene und Stellung ist unnachahmlich.

„Die schöne Maid von Perth am St. Valentin's-Morgen,“ von W. Allan. Der St. Valentins-Morgen ist für junge zärtliche Herzen in England eine sehr entscheidende Zeit. Wer einem jungen Mädchen zuerst zu begegnen das Glück hat, ist ihr vom Himmel bestimmt, sofern er ihr nämlich sonst schon bekannt und angenehm war; auch die freundlichen Gaben, welche man sich an diesem Morgen sendet, sind bedeutungsvoller, als sonst Geschenke zu seyn pflegen, da an diesem Tage lediglich die Liebe die Geberin ist. Mit einem solchen Vorwurf und mit Allan's Talent läßt sich viel ausrichten und der Künstler hat wirklich Ausgezeichnetes geleistet.

„Die Heiligen-Manufactur“ von T. Uwins. Der Künstler bietet hier eine komische und unterhaltende Darstellung abergläubischer Fratzen; eine gut angewandte Satyre in Farben. Solche Manufacturen waren zur Zeit des Propheten Jesaias im Schwung und er hat sie (Kap. 44) in seinem kräftigen und malerischen Style geschildert.

„Porträt von Rajah Rammohun Roy,“ von H. T. Briggs. Der Charakter dieses berühmten und außerordentlichen Morgenländers, der längere Zeit in London lebte, und der wahrscheinliche Einfluß seiner Ansichten und Schriften auf seine Landsleute und den Orient überhaupt, so wie der Ausdruck seiner Züge, die Würde seiner Person und der Glanz seiner Tracht geben einem solchen Gemälde den ganzen Werth eines historischen Werkes und die erhabene und bewundernswürdige Weise, in welcher der Künstler den Gegenstand ausgeführt hat, entspricht jenem Eindrucke vollkommen.

„Die jungen Architecten“ von D. Pasmore jun. Alle neuern Werke dieses jungen Künstlers zeigen sich durch Klarheit und Schönheit der Färbung aus; er weiß das Helldunkel so trefflich zu handhaben, daß er die meisten englischen Künstler in dieser Hinsicht übertrifft. Genremalerei scheint der Zweig zu seyn, in welchem er es am weitesten bringen dürfte.

„Hero, in Shakespeare's Viel Lärm um Nichts,“ von R. T. Bone. Ein anziehendes, reizendes Bild, mit der Klarheit und in dem Style von Rubens' berühmtem Chapeau de paille ausgeführt.

„Ansicht in Kensington Gardens“ von H. P. Bone. Diese Ansicht gehört zu den verborgenen Schönheiten des berühmten Kensington Gartens und weicht so sehr von dem gewöhnlichen Charakter desselben ab, daß nur ein ächter Landschaftsmaler sie finden und so meisterhaft darstellen konnte.

„Whitehall-Treppe am 18. Juni 1817“ von J. Constable. Man erzählt von Füßli, er habe eines Tags sein Zimmer in der königlichen Akademie in Somersethouse verlassen, um in den Saal hinauf zu gehen, in welchem die jährliche Ausstellung eröffnet war; von der stattlichen Treppe herab habe er einem der Diener des Instituts zugebrüllt: „John, bringe mir meinen Regenschirm; ich will Herrn Constable's Gemälde betrachten.“ R. Swithin, der regenspendende Heilige der Londner, hat in dem gegenwärtigen Bilde diesen Künstler abermals begeistert, denn es ist wässerig und bedrohlich, obgleich nicht so viel Sündfluthartiges darin ist wie in einigen seiner früheren Gemälde. Es sind aber bei aller Excentricität des Styls treffliche Einzelnheiten in Constable's Arbeiten, welche weit über dem Bereiche gewöhnlicher Talente liegen. So hat auch das vorliegende Gemälde Vorzüge, mit welchen sich einige Dutzend gewöhnlicher Maler aufstutzen könnten.

„Der feurige Ofen“ von J. M. W. Turner. Seit den neuen bewährten Einrichtungen gegen Feuersgefahr brechen auf Gemälden bei weitem mehr Feuer aus als in London selbst. G. Jones hat einen ähnlichen Brand in die königl. Akademie gebracht wie Turner. Dieses äußerliche Kunstfeuer ist nun aber nicht nur an sich eine betrübte Erscheinung, bei welcher man sich keine Hand, geschweige das Herz erwärmen kann; sondern diese übermäßig glänzende Farbengebung hat auch andere nachtheilige Folgen für die neuere Kunst, denn sie führt auch bei andern Gegenständen öfter zu einem gezwungenen und unnatürlichen Glanz, welcher dem Geschmack und dem Auge weh thut und an das Epigramm auf gewisse Künstler erinnert:

Mit Recht verschmäht ihr der Natur verhüllend Dunkel;
Sie kömmt schon allgemach, kopirend eu'r Gefunkel.

„Die Eröffnung der neuen London-Brücke“ von C. Stanfield. Dieses Begebniß zu verewigen sind bereits mehrere sehr gute Ansichten geliefert worden, die von Stanfield wirkt aber wie Aaron's Stab, sie verschlingt alle andere. Es ist ein wahrhaft prachtvolles Schauspiel, das sich hier dem Auge bietet; man fühlt sich zu der Stelle hingezaubert und theilt die Erregung der zahlreichen Versammlung. Sehr sinnig ist es, daß der Künstler die Ueberbleibsel der alten Brücke durch einen der Bogen ihrer stolzen Nachfolgerin sehen läßt.

„Der verwundete Ritter“ von E. T. Parris. Dieses Gemälde hat sich in eine Ecke flüchten müssen, aber Verdienst strahlt nicht selten um so heller, je mehr man es verstecken will. Parris' Werk ist erhabenen Charakters, das historische und romantische Element trefflich vereinigend; die Figuren voller Eleganz und

Ausdruck, die Ausführung meisterhaft. Die Accessorien sind gut erfunden, geschmackvoll angeordnet und mit Geschick in Farbe gesetzt. Ein reicher, tiefer und harmonischer Farbenton herrscht in dem Ganzen vor.

„Baizen" von E. Landseer. Eine Jagd dieser Art ist noch niemals in dieser Weise dargestellt worden: es ist, als wäre das Gemälde in dem Kahne eines Luftballons aufgenommen worden. Die im tödtlichen Kampf begriffenen Vögel sind dem Auge nahe gebracht und man kann sagen, jede Feder sey voller Charakter und Ausdruck, während die Jagdgesellschaft mit dem größten Interesse von unten zusieht. Das Ganze ist in dem schönsten Kunststyl ausgeführt und namentlich für Freunde von derlei Vergnügungen, hinreißend.

„Vollendete Skizze von italienischen Mädchen, welche in Prozession zur ersten Kommunion gehen" von A. W. Calcott. Der treffliche Künstler sah in dem Augenblick, in welchem die Ceremonie statt fand, einen einzigen Sonnenstrahl auf den Hochaltar fallen und faßte den Entschluß, diesen Eindruck festzuhalten. Ein solcher Augenblick ist für den ächten Künstler eine Perle von hohem Werth und vergilt eine Welt voll Mühe und Arbeit. Ohne den Strahl, wie wohl manche möchten, für ein vom Himmel fallendes Feuer als Zeichen, daß das Opfer angenehm, zu halten, sondern das Ganze einfach in seinem malerischen Charakter nehmend, finden wir die Darstellung allen Anforderungen, welche man an ein Kunstprodukt dieser Art machen kann, entsprechend.

„Phädra und Cymochles" von W. Etty. Der Gegenstand ist aus Spenser's Feenkönigin (Ges. VI.) genommen; da man aber in dem Gedichte nicht findet, daß das verliebte Paar wegen des Raumes in dem Schiffe, das sie trug, in Verlegenheit gekommen wäre, so hätte der Künstler, ohne seinem Gemälde zu schaden, in dieser Beziehung besser für sie sorgen können; die Ausführung ist aber trefflich.

„Amoretten bemächtigen sich der Nester von Vögeln" von T. Stothard. Im Styl der Gemälde von Herculanum und mit dem gewöhnlichen Geschmack und der heitern Phantasie dieses greisen Künstlers ausgeführt.

„Der Dorf-Briefträger" von T. Clater. Es bleibt ungewiß, ob der Brief ein Liebesbrief oder ein Valentinchen ist; der Ausdruck in den Gesichtern der zwei Mädchen zeigt jedoch deutlich, daß die Botschaft höchst angenehm ist. Als Kunstwerk ist dieß eine von Clater's besten Produktionen. Die Wirkung des Helldunkels in dem Innern des Zimmers und die Ausführung der Accessorien sind bewunderswürdig.

„Schmuggler" von T. Webster. Das Innere dieses Gemaches zeigt einen Charakter ganz verschiedener Art vor dem des eben genannten Gemäldes. Der gierige Blick des Mannes mit dem Telescop, und der Ausdruck und die Geberde seines Gefährten sprechen von naher Beute oder bevorstehender Gefahr. Eine der geistreichsten Arbeiten des geschätzten Künstlers.

„Aschenbrödel" von C. Landseer. Die Geschichte ist brav erzählt und in Bezug auf Färbung und Effect meisterhaft gehalten. Ein Mißgriff dürfte es seyn, daß der Künstler die beiden Schwestern zu modern kleidete. Die Wirkung des Mährchenhaften wird dadurch vernichtet.

„Die Wassermühle" von F. R. Lee. Trotz des schlechten Platzes, den man diesem Gemälde anwies, springen seine Schönheiten in das Auge. Der Vorwurf ist sehr malerisch, die Ausführung frisch und lebendig.

„Der Zug zur Taufe, Scene zu Ariccia bei Rom" von P. Williams. In dieser geschmackvollen Composition ist ein hinreichender Contrast der Charaktere und Costüme, um sie höchst malerisch zu machen, und die Geschicklichkeit und Sorgfalt der Ausführung würden selbst einem weniger erhabenen Vorwurf Interesse geben.

„Puck entzaubert Botton; Oberon und Titania versöhnen sich; Peachblossom, Cobweb, Moth und Muatardseed bringen Geschenke dar," von D. M'Clise. Bei den großen Fortschritten, welche dieser begabte Künstler in Oel und Wasserfarben-Gemälden macht, war man doch nicht auf ein so treffliches Werk von seiner Hand vorbereitet, in welchem ein glänzender Aufschwung der Einbildungskraft mit der geschicktesten und glänzendsten Ausführung Hand in Hand geht.

„Der Schauspieler Matthew's als Monsieur Mallet in Moncrif's Drama dieses Namens," von G. Clint. In Styl und Ausführung gleichen Clint's Gemälde denen des verstorbenen Zoffany; dieselbe Wahrheit, dieselbe lebendige Auffassung und geschickte Ausführung.

(Der Beschluß folgt.)

Stuttgart.

Bei den Gebr. Mäntler dahier ist ein „Verzeichniß der Kupferstiche, Lithographieen, Handzeichnungen, Gouache-Gemälde u. s. w." erschienen, die sich unter dem Nachlaß des Herrn Geh. Hofraths und Directors der K. Hofbank, Heinrich von Rapp, befinden, und am 2. Mai versteigert werden sollen. Die vielen werthvollen Kupferstiche, die darin enthalten sind, zeichnen sich größtentheils noch durch Güte des Abdrucks und schöne Erhaltung aus. Namentlich dürften Kunstfreunde auf die vielen Blätter von Chodowiecki und Boissieu aufmerksam seyn, welche letztere eine vollständige und vortreffliche erhaltene Suite bilden. Unter den Handzeichnungen finden sich viele Landschaftstudien aus Italien von dem Stuttgarter Maler Harper, einem im Ausland wenig bekannten Künstler.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 8.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 24. Januar 1833.

Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832.

5.

Königliche Akademie.

(Fortsetzung.)

„Porträts zweier Hunde" von T. Woodward. Dieser Künstler gehört zu den geschicktesten englischen Thiermalern; die genannte Arbeit ist ein Meisterstück in diesem Kunstgebiet, das leider in England mehr Aufmunterung findet als die erhabenern und edleren Zweige der Malerei.

„Archimedes" von H. Wyatt. Der Künstler hatte diesen Kopf in etwas kleinerer Form in die Suffolkstreet-Ausstellung gegeben und der Beifall, den er fand, hat ihn bewogen, ihn später größer auszuführen. Die Arbeit ist sehr gelungen und vereinigt einige der besten Eigenschaften der italienischen und flammändischen Schule.

„Ein Mädchen hört einem andern zu, das Guitarre spielt," von J. Z. Bell. Eine geschmackvolle Composition, der es theilweise nur an Wärme der Ausführung fehlt.

„Othello, Akt 5. Sc. 2." von E. D. Leahy. Der Charakter des Mohren ist gut gehalten und das Gemälde trefflich in Farbe gesetzt; aber das Drama und das Ganze als Composition bleiben hinter Leahy's frühern Arbeiten weit zurück.

Die Porträtmalerei hat durch den Tod von Sir Thomas Lawrence und Jackson sehr verloren. Man sieht viele sehr gute Porträts in der diesjährigen Ausstellung; allein es läßt sich nicht läugnen, daß der Geschmack und die Eleganz von Sir Thomas und die kräftigen und wahren Farben von Jackson sehr vermißt werden.

„Porträt des Königs Wilhelm IV.," von D. Wilkie. „Dasselbe" von Sir W. Beechey. Man sieht sich natürlich hier zur Vergleichung aufgefordert. Der Ausdruck ist verschieden und jede der beiden Arbeiten hat ihre Verdienste. Das Porträt von Willie ist kräftiger, sowohl was Gesichtszüge als was die Haltung betrifft; überhaupt erhebt es sich eher zum Charakter eines historischen Gemäldes. Das von Beechey hat, wenn wir so sagen dürfen, einen mehr häuslichen Charakter; der Ausdruck der Züge ist der der Sorge und Bedrängniß; früher war ein düsterer Ausdruck dem Antlitz des Originals fremd, indessen mag die Einwirkung der Begebnisse seit seiner Thronbesteigung ihn geändert haben.

„Heiterkeit; Porträt einer Dame" von J. Partridge. Wenn man von Turner's „Jessica," welche vor zwei Jahren in dieser Ausstellung war, mit Recht sagen konnte, sie schmecke nach dem Senftopf, so darf man von dem genannten Porträt behaupten, es habe einen Anflug von dem Rahmtopf bekommen. Der Lichteffect und die Durchsichtigkeit der Färbung sind aber trefflich.

„Porträt des Generals Lord Hill" von H. W. Pickersgil. In dieser männlichen Arbeit wahrt der Künstler seinen Platz in dem Gebiete der Kunst mit einer Kraft, welche dem Charakter des Lord Hill ganz angemessen ist. Die Stellung ist leicht und unaffectirt, und obschon das Schwert in der Linken, sieht man doch, daß es in der rechten Hand ist.

„Porträt von Eyre Coote und von J. B. Moritt, im Costüm des Hochmeisters (Archmaster) der Gesellschaft der Dilettanti, auf deren Begehren gemalt" von Sir M. A. Shee. Diese Porträts zeichnen sich, wie die Originale durch Rang und Charakter, durch ihren Kunstwerth aus und möchten wohl zu dem besten gehören, was der Präsident der Akademie hervorgebracht hat.

„Porträt von Buckland und von A. Sedgwich" von T. Philipps, der erstere ist Professor der Geologie zu Oxford, der zweite bekleidet dieselbe Stelle zu Cambridge; beide sind mit gleich großem Fleiß ausgeführt, so daß die Eifersucht der alten Universitäten hier keine Nahrung findet. Ein drittes Porträt von demselben Künstler „Miß Pearson" ist so meisterhaft, daß man es für eine Arbeit von van Dyck halten möchte. In der That sagt ein englischer Kunstrichter, freilich im Scherz, man begreife nicht, wie ein Künstler von Philipps hohem Charakter sich so weit vergessen könne, daß er ein Porträt von van Dyck unter seinem Namen in die Ausstellung schicke.

„Porträt von Mrs. Opié," von H. P. Briggs. Berühmt durch ihre schriftstellerischen Arbeiten und die Wittwe eines ausgezeichneten Malers, dessen Geschmack durch sie so bedeutend gewonnen hatte und dessen Farbe sie so trefflich zu mildern verstand, verdient Mrs. Opie eine Stelle unter den ausgezeichnetsten öffentlichen Charakteren England's. Man kann sich nur freuen, daß ein so geschickter Künstler, wie Briggs, es übernahm, ihre Züge zu verewigen, obgleich man auch gestehen muß, daß das Streben nach Effect zu sichtbar hervorvortritt. Das Auge des Beschauers soll sogleich gefesselt werden. Wenn doch die Künstler bedächten, daß nichts leichter ist, als die Augen der Menge einige Minuten zu frappiren und zu fesseln; daß es aber unendlich ehrenvoller ist, den denkenden Kennerblick noch nach Jahren auf sich zu ziehen und ihn immer wieder zu fesseln.

„Porträt von Lady Mary Fox" von G. S. Newton. Die einzige Arbeit, welche dieser brave Künstler in diese Ausstellung gegeben hat, ein Umstand, den man um so mehr beklagt, je bekannter man sich mit dem genannten Porträt macht, das in Bezug auf Ausdruck und Behandlung gleich ausgezeichnet genannt werden muß.

„Porträt von Miß Carlisle" von H. Howard. Schön; der Künstler sollte aber doch bedenken, daß die stete Wiederholung derselben Manier am Ende monoton wird.

„Porträt von Harley (Schauspieler), von Henry Robinson und Miß Armine Herring" von G. Clint. Bewundernswürdige Proben des Talents dieses geschätzten Künstlers, welche ihn den englischen Porträtmalern ersten Rangs anreihen.

„Gruppe; Porträts," von J. Hayter. Wir haben schon von der Schwierigkeit der Anordnung solcher Gruppen gesprochen. Hier sehen wir vier männliche und fünf weibliche Porträts, die sämmtlich ihre Blicke auf ihres Königs und Vaters Büste wenden. Der Charakter des Ganzen ist nicht erhabener Art, aber sehr freundlich und innig, der Ausdruck der Köpfe mannichfaltig und schön, das Gefühl, das alle beseelt, sprechend und anziehend.

„Porträt von Lord Warren" von Mrs. Carpenter. Dieses herrliche Gemälde vereinigt fast alle Vorzüge der zwei oben genannten Künstler, des Thomas Lawrence und Jacksons. Wenn man diese und die Porträts der Mrs. J. Robinson, namentlich ihr Porträt eines Offiziers von der Leibwache, betrachtet, wird man geneigt, die Palme der Meisterschaft im Porträtmalen Frauen zuzugestehen.

„Porträt von A. W. Calcott" von J. Linnell. Das Bild dieses geistreichen Künstlers ist sehr ähnlich und mit Liebe ausgeführt.

„Porträts des Viscount Hood und seiner Gattin" von Sir W. Beechey. In Färbung und Ausführung den jüngern Werken dieses greisen Künstlers ganz gleich.

„Kinder im Garten spielend," Porträts von R. R. Reinagle. Der Vorwurf so reizend wie die Ausführung. Sonst finden sich hier noch treffliche Porträts von G. Beechey, R. T. Bone, Geddes, Harrison, Joseph, Lane, Renton, Rothwell u. A.

Wenn man in den Raum herabsteigt, der „Antique Academy" genannt wird, denkt man unwillkührlich an das Fegfeuer, wenn nicht an einen schlimmern. Das Licht fällt so schief in den Saal und an manchen Orten so spärlich, daß viele unglückliche Künstler, die in die Ecken versteckt wurden, niemals Hoffnung haben, dem Publikum bekannt zu werden. Auch die allgemeine Anordnung ist der Art und es gleicht darin ein Jahr so sehr dem andern, daß man sich kaum überreden kann, man sey nicht in der vorjährigen Ausstellung. Dieser Saal umschließt manches Treffliche, von dem wir Einiges nennen wollen und wir machen den Anfang mit den Emails.

„Karl der Zehnte, das Original von Gérard, in Email von H. Bone. Diese Arbeit ist schon 1829 vollendet worden. An der treuen Nachbildung läßt sich nicht zweifeln. Das Gemälde hat ganz den Pomp und die Pracht der königlichen Würde und ist ein glänzendes Kunstwerk.

„Des Herzogs von Sussex, Porträt in Email, nach T. Phillipps von J. Lee. Dieser Künstler macht schnelle Fortschritte und hat auch in dem genannten Werke seinen Geschmack und seine Geschicklichkeit bewährt.

„Die Jungfrau, das Christkind und Engel," nach dem in der Sammlung von J. Neeld befindlichen Gemälde von Carlo Maratti in Email von H. P. Bone. Gegenstände dieser Art verdienen dem Einfluß der Zeit entrissen zu werden; sie sind für alle Zeiten und ihre Schönheiten sprechen jedes Gemüth an. Henry Bone hat mit vielem Geschick das Seinige gethan, um eine der ersten Zierden einer Sammlung zu perpetuiren, welche seinem Urtheil und Geschmack ihre Vortrefflichkeit zu danken hat.

„Email-Porträt der Lady M. Fordice, nach T. Gainsborough" von W. Esser. In dieser wie in andern Arbeiten ähnlicher Art zeigt Esser bedeutende Fortschritte in dem schwierigen Kunstzweig, dem er sich gewidmet hat.

In der Nähe dieses gelungenen Porträts sieht man einen trefflichen Kupferstich von W. Bromley, „Elgin-Marmor" überschrieben und einen Theil des Frieses darstellend. Wäre der ächte Kunstsinn in England lebendig, so würden ähnliche Werke Unterstützung finden; aber ein hübscher Mädchenkopf oder ein Pferd ziehen die

Blicke und Käufer eher an als die Nachbildung der schönsten Ueberbleibsel vom Pantheon.

A. E. Chalon's Porträts nehmen ihren gewöhnlichen Platz in diesem Sale ein; die besten sind die von Miß E. Strovin und E. Ch. Jones. Chalon's Manier ist in ihrer Art vortrefflich; allein sie kann, wie alles Vortreffliche, zu weit getrieben werden. So scheint die Bajadere, ein Porträt der bekannten Tänzerin Taglioni, die Grenzen der Natur und des guten Geschmackes zu überschreiten.

„Porträts der Kinder von J. Nichels" von D. M'Clise. Die Arbeiten dieses jungen und vielversprechenden Künstlers zieren mehrere Räume dieses Saals; in keinen aber zeigt er sich glänzender als in dem genannten Gemälde; Färbung und Ausführung sind gleich vortrefflich. Wir bemerken nur, daß, obgleich dieselbe Concentrirung des Effects bei einer Gruppe Porträts nicht wie bei andern Gegenständen wünschenswerth ist, die Theile in seiner Gruppe etwas zu sehr zerstreut sind und daß man bei mancher Einzelnheit eine weniger harte Behandlung erwarten dürfte.

„Abbotsford, Walter Scott's Wohnung" und „Trowbridge Kirche und Pfarrhaus, Crabbe's Wohnung" von W. Westall. Genie und Talent geben allem, was mit ihnen zusammenhängt, ein Interesse und dieses wird in den vorliegenden Fällen durch die Geschicklichkeit und den Geschmack bedeutend erhöht, den Westall in der Ausführung seiner Gemälde entwickelt hat.

„Todte Schnepfen" von G. Sintzenich. Voller Wahrheit. Einige Federn, welche die Vögel verloren haben, sind so leicht und täuschend nachgebildet, daß der Beschauer sie wegblasen möchte. In der Zartheit und Feinheit, mit welcher S. Gegenstände dieser Art behandelt, kann kein englischer Künstler mit ihm wetteifern und man kann nicht genug bedauern, daß er sein Talent und seinen Fleiß nicht einem edlern Kunstzweige widmet. Wenn Jemand neben ihm in diesem Genre genannt werden darf, so ist dieß V. Bartholmus, dessen Vogelgefieder immer eben so wahr als schön ausgeführt ist und der seinen Arbeiten in der Regel Blumen und andere Gegenstände beigesellt, die in vollkommener Harmonie mit dem Hauptvorwurf sind und ihm ein höheres Leben mittheilen.

„Nacht — die große Horneule, die Fledermaus und Cactus Grandiflorus," von Mrs. Pope. Die Composition ist recht poetisch, die Ausführung zart und geschickt. Gleiches Lob verdienen hier noch die Blumen von Miß Jennins und H. Stinton, so wie „geöffnetes Taschenbuch, oder die wildwachsenden Blumen" von E. Smith.

„Der Gang durch den Jordan" von J. H. Nixon. Dieser Künstler gehört der Schule Martin's an und hat hier wie in anderen Arbeiten bewiesen, daß er ein bedeutendes Talent besitzt, poetische Ideen zu verkörpern und das Außerordentliche und Wunderbare in Farben darzustellen.

„Ueberbleibsel des Tempels von Abusembal in Nubien," von J. Lamb. Der wackere Künstler hat diese Ansicht im Jahr 1824 an Ort und Stelle aufgenommen; sie ist panorama-artig und sehr fleißig ausgeführt. Die halbbegrabene Sphinx gibt kein Räthsel mehr auf, sondern predigt in ihrem sandigen Bette die Vergänglichkeit alles Irdischen.

„Der Treuschwur zwischen Ravenswood und Lucy Ashton" von H. Corbould. Wir wählen diese schöne Composition aus vielen andern nach Walter Scott's Romanen von demselben Künstler gefertigten Blättern, da sie die einzige ist, welche das Auge erreichen kann; alle andern hängen so, daß man sie nicht näher in Augenschein nehmen kann. Je öfter Arbeiten dieser Art bloße Fabrikwaare sind, desto eher sollte man das Gelungene und Treffliche den Augen des Publikums recht nahe bringen.

Von J. Constable hängt hier ein eben so malerisches als gefälliges Trio ländlicher Darstellungen, eine Kirche, eine Mühle und ein Pachthaus. Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß sie von dem Thau des Pinsels dieses Künstlers glänzen und funkeln.

„Porträt von Mrs. Peter la Touche," von A. E. Chason. Gefällig, anziehend — wie die meisten Porträts dieses Künstlers, nur zu eintönig.

„Die Cascade des Machu in Nord-Wales" von J. Byrne. Der Natur sehr treu nachgebildet und wohl der malerischeste Wasserfall, den je ein englischer Künstler gemalt hat.

„Porträt von Sir Roger Greisley" von O. Oakley. Man kann sich nur freuen, das Bildniß dieses Schriftstellers durch die Hand eines Künstlers ausgeführt zu sehen, dessen Arbeiten eben so treu als technisch vollendet sind.

„Die Krönung am 8. Septbr. 1831. Eine Skizze" von G. Jones. Ein Krönungsgerippe und nichts weiter. Jones ist ein talentvoller Künstler und sein Helldunkel ist auch in dieser Skizze von vortrefflicher Wirkung; das Ganze aber, die Composition, Haltung u. s. w. ist hier öde und nichtssagend.

„Abendscene" von J. Varley. Ein glänzendes kleines Gemälde; in Gegenständen dieser Art ist Varley Meister.

„Porträt von Ch. E. Jerningham" von Mrs. Gent, früher Miß Daniell. Geschmack und technische Fertigkeit charakterisiren diese so wie die übrigen Arbeiten dieser Künstlerin.

„Porträt von John M. Lamb“ von F. Cruikshand. Es ist vielleicht kein Künstler in England, der so rasche Fortschritte zeigt, wie Cruikshand. Seine Miniaturen haben alle den Werth von Oelmalereien und zugleich eine Zartheit der Ausführung, welche man selten in diesem Kunstzweig findet. Die dießjährige Ausstellung ist überhaupt an guten Miniaturgemälden nicht reich und mannichfaltig genug, um uns hier mit einzelnen Arbeiten näher zu befassen. Das Beste in diesem Fache lieferten M. Haughton, Miß F. Corbeaur, A. Robertson, W. Egley, W. J. Newton, S. J. Rochard, F. T. Rochard, A. E. Chalon, M. E. Cole, Miß J. Robertson, Miß E. Jones, W. C. Roß, Mrs. C. G. Godwin. Auch J. M. Serpmgeour ist zu nennen; seine Porträts sind in sehr kleinem Maaßstab in Oel auf Kupfer gemalt und werden in Armbändern und dergl. gefaßt, schon vielfach getragen. W. Bone's Arbeiten zeichnen sich fortwährend durch ihre Trefflichkeit und die Sorgfalt der Ausführung aus. Dieser junge Künstler tritt ganz in die Fußstapfen seines geschätzten Vaters und empfiehlt sich vorzüglich durch seine Gemälde in Email, deren Schönheit die jetzige Königin von England veranlaßte, ihn zu ihrem Emailmaler zu ernennen, eine Ehre, deren er sich durch sein Porträt der erhabenen Frau, nach Sir W. Beechey, vollkommen würdig gezeigt hat.

In dem Bibliothek-Saal sind die neuesten numismatischen Erzeugnisse das anziehendste; doch finden sich auch einige Gemälde hier, deren wir gedenken müssen, ehe wir zu jenen übergehen.

„Eine Vorstellung von der Treppe, welche zu den Himmelsthoren führt,“ von J. Gandy. Milton's verlornes Paradies hat dem Künstler diese Idee zugeführt. Gandy ist ein Mann von hohem Talent; aber er hat dieses Talent sehr vernachlässigt. In dem genannten Werke läuft seine Phantasie mit ihm davon und statt das Erhabene darzustellen, ist er auf das Lächerliche gestoßen.

„Architectonische Ruinen, eine Vision“ von Sir J. Soane. Eine meisterhafte Zeichnung, und ein reicher, harmonischer Ton der Farben; Vision-artiges ist übrigens nicht viel dabei zu schauen.

„Bruchstücke aus Pompeji“ von T. Scandrett, mit großer Geschicklichkeit zusammengestellt, und durch ihre Form und Mannichfaltigkeit in Charakter und Ton gleichermaßen anziehend.

„Skizze aus des Euripides Iphigenie in Tauris“ von Gandy. „Monument“ von G. G. Wyatville, „Ansicht der auf Kensall Green zu erbauenden Kapelle“ von H. E. Kendall, sind schätzbare Arbeiten.

(Der Beschluß folgt.)

Nekrolog.

Mittwoch den 26. December, am Stephanustage Abends starb in Zürich der Veteran aller Kunstgelehrten in seinem 87sten Lebensjahre, Heinrich Füßli, der Verfasser der Supplementbände des allgemeinen Künstlerlexikon's. Aus einer berühmten Künstlerfamilie stammend, selbst, von früher Jugend für Kunst und Wissenschaft mit jener ernsten Neigung eingenommen, welche dem geistreichen Forscher ein schönes Ergebniß seiner Anstrengungen sichert, ward er schon in seinem 20sten Lebensjahre in Rom durch Winckelmann für das Ziel seines Lebens begeistert, geregelt und geläutert, und verfolgte dasselbe unausgesetzt, obgleich seine Thätigkeit für Wahrheit, Licht und Recht vielseitig, und besonders auch in politischer Beziehung, in Anspruch genommen war. Seinem reinen Geschmacke verdankt z. B. Matthisson nächst der eignen Kraft den Ruhm, der ihn zu den besten Dichtern seiner Zeit reihte, denn er strich ihm zwei Drittheile seiner Gedichte, und gab nur das gediegenste Drittheil in unaufhörlich wiederholten Auflagen heraus. Füßli's wahre Freunde waren die Gebildetsten und Edelsten seiner Zeit durch alle drei von ihm erlebten Generationen; denn er blieb auch als Greis immer jugendlich heiter, und noch am Spätabende seines Lebens erhob die Morgensonne der Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes seinen Geist, daß er siegreich über alle körperlichen Beschwerden und Gebrechen, als Seher einer schönern Zukunft für uns, seine Heimath begrüßte und die männlichen Geister segnete, welche mit Umsicht, Kraft und durchdringendem Verstande Alles wieder in's Leben führen, wofür immer sein Geist wachte und sein Herz schlug.

Die Kunstwelt darf hoffen, daß Füßli's Bildniß aus seinem schönen Greisenalter von 78 Jahren, nur als ächtes Kunstwerk, wie es sich für diesen Mann geziemt, in Kupfer oder Stahlstich erscheinen werde.

Kunsthändlern und Künstlern.

Besitzern gestochener, noch brauchbare Abdrücke gebender Stahl- und Kupferplatten jeden Formats, von guten ältern oder neuern Meistern, welche dieselben zu veräussern wünschen, können wir, auf Einsendung frischer Abdrücke, nach welchen die jetzige Beschaffenheit der Platten zu beurtheilen ist, Käufer zu angemessenen Preisen nachweisen.

Das bibliographische Institut in Hildburghausen und New-York.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 9.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 29. Januar 1833.

Der Hochaltar im Münster zu Breisach.

Ein Beitrag zur Geschichte altdeutscher Kunst

von

Professor Grieshaber in Rastadt.

Das Münster zu Breisach, der einzige, aus den Stürmen der Zeit nur seiner Unverwüstlichkeit wegen noch übrig gebliebene Zeuge von der ehemaligen Größe dieses von welthistorischer Berühmtheit zum Loose eines armen Landstädtchens herabgesunkenen Ortes, schließt ein so viel als gar nicht gekanntes, aber der Beachtung höchst würdiges Kunstwerk in sich: es ist dieß sein Hochaltar, ein Werk der Holzbildnerei aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. *) Größer als der Altar der, in Hinsicht auf Gegenstände mittelalterlicher Kunst, so merkwürdigen Kirche zu Lauterbach bei Oberkirch, dürfte er überhaupt an Umfang, Schönheit und guter Erhaltung, bis jetzt wenigstens, in Deutschland wenige seines gleichen haben. Da nun bisher meines Wissens noch nirgends eine Beschreibung **) davon erschienen ist, so versuche ich es, nachdem ich ihn, nach vielfältiger früherer Betrachtung, in den letzten Herbstferien neuerdings zum Gegenstande einer näheren Untersuchung gemacht habe, hier in Kürze eine zu liefern. Vielleicht haben wir von Prof. Dr. H. Schreiber zu Freiburg in seinen „Denkmalen deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein" in Bälde eine vollständige des ganzen, einer solchen so würdigen, Tempels zu hoffen. Ich gebe diese Beschreibung um so lieber, als sie mir eine Gelegenheit darbietet, auf einen Jüngling von Breisach aufmerksam zu machen, der im Gebiete der Malerei zu den schönsten Erwartungen berechtigt, wenn ihm irgend ein hoher Gönner zu seiner Entwicklung und Ausbildung menschenfreundlich die Hand bietet.

Es nimmt der Hochaltar, am Ende des Chores stehend, der hier, wenn auch um vieles niederer, doch wohl eben so breit ist, als der eigentliche Chor, ohne den Chorumgang, im Freiburger Münster, die ganze Breite und Höhe desselben ein. Mit Ausnahme von zwei kleineren Oelgemälden auf Holz, von denen weiter unten ebenfalls die Rede seyn wird, ganz aus ungefaßtem Schnitzwerk bestehend, enthält der Altar vier oder, wenn man will, fünf Theile: das mittlere große Hauptbild; zwei Flügel; unter jenem, gerade hinter der Altarplatte, eine Figurengruppe; endlich ober dem Hauptbilde thurmähnliche Aufsätze mit durchbrochenen Nischen, in denen sich Figuren befinden.

Das Hauptbild, wie es bei dergleichen ältern Altarbildern gewöhnlich ist, in einem hier durch drei Bögen symmetrisch gewölbten Kasten befindlich, stellt in colossaler Größe die Krönung der Jungfrau Maria dar, und hat in Erfindung und Behandlung mit Baldung Grün's Gemälde im Freiburger Münster eine so auffallende Aehnlichkeit, daß ich versucht bin, zu glauben, unser Bildhauer habe des Malers Arbeit bei der seinigen, wahrscheinlich kaum zehn Jahre später vollendeten, vor Augen gehabt, ohne, wie wir sehen werden, auf Originalität zu verzichten. Ich verweise demnach auf Schreibers Beschreibung dieses Gemäldes *) und be-

*) Selbst Mone, der eifrige Forscher nach vaterländischer Kunst, wo er in seinen Beiträgen zur Kunstgeschichte des Mittelalter's (Bad. Archiv, II. Band. S. 157 ff. Vergl. S. 359. 60) auf die Werke der Bildschnitzerei unsers badenschen Vaterlandes zu sprechen kommt, kennt diesen Altar nicht einmal dem Namen nach.

**) Die wenigen Worte darüber in Kolb's verdienstvollem Lexikon von Baden machen wohl auf diesen Namen keinen Anspruch.

*) Das Münster zu Freiburg im Breisgau, in: Denkmäler deutscher Baukunst, zweites Textheft S. 58. Der leichtern Vergleichung wegen setze ich die Stelle hieher: „Das Hauptbild gegen den Chor enthält die „Himmelfahrt oder vielmehr die Krönung der Jungfrau Maria als Gegenstand. Maria kniet in der „Mitte des Bildes, die abwärts gekehrten Hände gefaltet, das Haar gescheitelt, und in Locken herabwallend, das Gewand Goldstoff. Links vor ihr sitzt „Gott-Vater, rechts Christus, beide in blaßrothem „Oberkleide, mit der einen Hand die Krone über das „Haupt der Maria haltend, in der andern Scepter

merke bloß, worin beide Kunstwerke sich von einander unterscheiden.

Bei Baldung empfängt die, auch bei ihrer Verherrlichung demuthsvolle Jungfrau die Krönung knieend, und mit gefalteten Händen. Unser Meister aber stellte sie, wie es die Verschiedenheit seiner Kunst wohl nöthig machte, weil die Figur der Maria beim Knieen sonst zu weit vorwärts gekommen wäre, auf einem zwar erhöhten, aber ihres faltenreichen Gewands wegen nicht sichtbaren Throne sitzend dar, und die kreuzweis über der Brust liegenden Hände und der überaus anspruchlose Blick der Verherrlichten drücken hier aus, was dort der Maler auf andere Weise andeutet. Die Kronen, sowohl der Krönenden als der Gekrönten, sind, der Bauart des Tempels und dem Style des Altars mehr entsprechend, thurmartig, aber keine Tiaren, wie man sie bei Darstellung ähnlicher Gegenstände auf ältern Holzschnitten *) wohl bisweilen findet.

Auch ist unser Künstler in Hinsicht der Attribute der göttlichen Personen dem hergebrachten Typus getreuer geblieben. Beide krönende Personen tragen in der andern Hand einen Scepter; die Weltkugel ruht aber auf dem Knie des Vaters, **) nur durch die leise Berührung der äußersten Fingerspitzen der Linken haltend. Welch treffliche Andeutung der Allmacht! Wie sehr erinnernd an jene homerische Darstellung des Vaters der Götter und Menschen. ***) — Wie bei Grün umschweben auch auf unserm Bilde zahllose Engel in den verschiedensten Attituden die Hauptfiguren, einige mehr im Vordergrund in ganzer Figur, andere im Hintergrunde, nur als Köpfchen aus einzelnen Wölkchen heraus der Verherrlichung der Himmelskönigin zusehend, und sie mitfeiernd. Die in ganzer Figur tragen den Saum der Gewänder, oder thun ihren Jubel über das glorreiche Ereigniß durch das Spiel der Trompeten, oder durch den Gesang von Psalmen aus aufgeschlagenen Psalterien kund. Auf einem der letztern steht die Jahreszahl 1526, wahrscheinlich das Jahr der Vollendung des Altars. Ein anderer Engel hält unterm Fuße zwischen Christus und Maria ein Täfelchen mit dem Monogramme des Meisters *H. L.*

Am oberen Theile dieses Hauptbildes, im Vordergrunde zieht sich ein, fast zwei Fuß breites, dichtes und sehr schön gearbeitetes, Gewinde von Laubwerk hin.

Dieses ganze Hauptbild ist mit sehr großer Richtigkeit der Zeichnung und mit sehr viel Kunst und Fleiß bearbeitet. Zumal das Antlitz der Figuren, und besonders das Marien's, so wie alle übrigen unbekleideten Theile, sind mit so viel Zartheit und Lieblichkeit behandelt, wie wenn sie aus Wachs bossirt wären. Sehr schön sind vorzüglich auch die Locken der Jungfrau, der lange majestätische Bart des Vaters und der kürzere Christi, und der Faltenwurf der Gewänder.

Von den beiden Flügel-Kästen enthält der Linke die ebenfalls noch etwas colossalen Bildnisse der Stadtpatrone Breisach's, der heiligen Brüder und Märtyrer Gervasius und Protasius mit ihren gewöhnlichen Attributen, dem Schwert und der Geißel. Beide tragen Mäntel und Hüte, wie wir sie bei Rittern zu Anfang des 16ten Jahrhunderts sehen. Auf dem rechten Flügel befinden sich der heilige Stephanus, Patron der Münsterkirche und der heilige Laurentius, beide in römischer Toga und mit ihren bekannten Emblemen. Alle vier tragen Scheine, auf denen ihr Name steht. Auch diese beiden Flügel haben oben das gleiche Laubwerk, wie das Hauptbild, ihre Figuren sind aber nicht so ganz richtig gezeichnet.

Beide Flügel können geschlossen werden, denn es passen die Figuren derselben genau in die Vertiefungen des Hauptbildes. Sie waren aber dazu wohl bloß beim Transporte, nie aber in der Kirche selbst bestimmt, da die Rückseite derselben aus rohen Brettern und nicht, wie es bei dergleichen Altarflügeln häufig der Fall ist, aus einem Gemälde besteht. Deßwegen mögen die zwei großen Wandleuchter von gelbem Blech, die sich an den Scharnieren der Flügel befinden, ziemlich bald angebracht worden seyn, so wie die Wappen Oestreichs und Breisach's.

Die Figurengruppe unter dem Hauptbilde, und gerade hinter der Altarplatte, gleichsam wie in einem Gewölbe, bilden die vier Evangelisten, in der gewöhnlichen Reihe von der Epistelseite gegen die Evangelienseite auf einander folgend, und an ihren hergebrachten Attributen kennbar. Sie sitzen, wohl nach einer sehr sinnigen Idee, voll Begeisterung am Altare, und sind eben im Begriffe ihr Evangelium zu schreiben. Jeder hat zu dem Ende in der Einen sein Rohr und in der Andern seinen Dintenbehälter. Der Ausdruck dieser Figuren läßt an Kraft nichts zu wünschen übrig, besonders ist die Muskulatur daran vortrefflich. Nur

---

„und Weltkugel tragend. Ueber der Jungfrau schwebt „der heilige Geist; Engel, auf verschiedenen Musik„Instrumenten spielend, umgeben die Gruppe; selbst „der Hintergrund bildet ein Wolkenmeer, aus dem „einzelne, lichte Streifen wie Eilande hervortreten, „die bei näherer Betrachtung wieder nichts sind, als „mehr und mehr in der Ferne verschwindende Engels„gestalten."

*) So erscheint z. B. auf einem Dürer'schen Kupferstiche Gott Vater mit der päbstlichen Tiare. Siehe Heinecken's neue Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen. Dresden und Leipzig. 1786. 8. I. Th. S. 177.

**) Doch sieht man öfters den Heiland mit der Weltkugel in der Linken und den Segen ertheilend mit der Rechten. Siehe ebendas. S. 326 ff.

***) Iliad. I. 528. seqq.

das Gesicht des jugendlichen Johannes ist minder gut gelungen. Schade, daß diese schöne Gruppe durch das erst später am Altar angebrachte, obgleich geschmackvoll gearbeitete, Tabernakel zum Theil verdeckt wird! —

Zu beiden Seiten dieser Gruppe sind zwei Oelgemälde, ein Ecce homo und eine Mater dolorosa von einem unbekannten, aber gewiß guten, deutschen Meister. Sicher sind sie gleichzeitig mit den Schnitzwerken des Altars, und bestimmt, den unteren Theil des rohen Altarkastens, in welchem sich das Hauptbild befindet, zu verdecken. Zu wünschen wäre, daß für ihre Erhaltung mehr Sorge getragen würde.

Nun bleiben noch die fünf thurmartigen Aufsätze oder dem Hauptbilde zu beschreiben übrig. Der Mittlere reicht bis an das Chorgewölbe hinauf und senkt sich sodann in einem kleinen Bogen wieder vorwärts herab. Er gilt deßwegen den Bewohnern Breisach's als Wahrzeichen, ob Jemand ihre Stadt und die Hauptmerkwürdigkeit derselben, das Münster, schon besucht habe, und folglich wisse, daß ihr Hochaltar, wie sie sagen, höher sey, als die Kirche. Dieser Aufsatz enthält übereinander der durchbrochenen Nischen mit Figuren zwei. Die zwei Aufsätze, nächst diesen, sind etwas niederer, und noch niederer die zwei äußersten, so daß also alle fünf mit einander eine Pyramide bilden. Jeder dieser vier letztern enthält nur eine Nische. Alle fünf sind reich mit Schnitzwerk verziert und unter sich verbunden. In der untern Nische des mittlern Aufsatzes ist das Bild von Mariens Mutter, der heiligen Anna, mit Maria und dem Jesuskinde, in der obern der mit Dornen gekrönte Christus. In den zwei nächsten Nischen, etwas niederer als Anna, befinden sich die Eltern der Heiligen Gervasius und Protasius, der heilige Vitalis, und die heilige Valeria; in den zwei noch tiefer angebrachten äußersten Nischen zwei Engel mit Cithern. Dieser obere Theil des Altars mit sinnreicher Schnitzerei nimmt sich um so besser aus, als er in vollem Lichte vier großer Fenster steht.

Das übrige Schnirkelwerk über der Gruppe der Evangelisten und am Fuße des Hauptbildes verräth sich, auch abgesehen vom Wappen der Societas Jesu, die lange Zeit durch dasselbe von den meisten katholischen Kirchen und Instituten und allen denselben gehörigen Geräthschaften Besitz ergriffen hat, wie Soldaten durch Aufpflanzung ihrer Fahne von eroberten Festungen; auch abgesehen davon schon durch seine Arbeit als späterer ganz überflüssiger Beisatz.

So strebt denn der Altar mächtig aufwärts, und trägt empor der andächtigen Gemeinde gläubigen Geist, der, gegründet auf das von den Evangelisten verzeichnete Gotteswort und genährt durch den Hinblick auf den, der früher verspottet und verhöhnt, nun zur Rechten des allmächtigen Vaters sitzt, zu vergelten Jedem nach Verdienst, Kraft und Stärke gewinnt durch die Betrachtung Jener, die nach wenigen Tagen des Schmerzes nun zu ewiger Verherrlichung gelangt ist, in Gemeinschaft mit allen treuen und standhaften Bekennern des Glaubens und der Wahrheit. Sehr an Bedeutsamkeit in dieser Hinsicht müßte der Altar gewinnen, wenn es der, durch den Verlust ihrer meistens im Elsaß gelegenen Güter sehr zurückgekommenen Münsterfabrik möglich wäre, den zwar schönen, aber die Betrachtung des Altars vom Langhause aus beschränkenden Lettner von seiner jetzigen Stelle, zwischen Schiff und Chor, rückwärts über den Haupteingang der Kirche zu versetzen.

Forschen wir nun nach Beendigung dieser Beschreibung nach dem Meister dieses Altars, so finden wir uns von allen historischen Nachrichten verlassen. Urkundliches darüber ist in Breisach nichts mehr vorhanden. Schon während der früheren Herrschaft der Franzosen über Breisach, unter Ludwig XIV. und XV., waren die wichtigsten Urkunden der Stadt über den Rhein gewandert, ohne je wieder zurückzukehren, und die wenigen, noch übrig gebliebenen gingen bei der muthwilligen Einäscherung Breisach's durch die Franzosen unter Robespierre's Schreckensregierung, im September 1793, ebenfalls mehrentheils zu Grunde. Mündliche Ueberlieferungen darüber sind auch keine vorfindlich. Wir sind also zur Ausmittelung des Künstlers lediglich auf das oben angeführte Monogramm verwiesen, und auf die, in einem der Psalterien befindliche Jahrzahl 1526, die ganz dem Style der Schnitzarbeit entspricht. Nun führt Heller*) unter diesem Zeichen einen Formschneider Hans Liefrink auf. Wann nun dieser gelebt, und ob er sich auch mit Bildhauerarbeiten in Holz abgegeben habe, ist mir beim Mangel aller weiteren Hülfsquellen völlig unbekannt. Vielleicht lieferte auch das benachbarte kunstsinnige Colmar, noch vor kurzem Martin Schön's Aufenthaltsort, oder Straßburg, den Künstler zu diesem Werke. Einen Maler Hans Leykmann hatte Schön zum Schüler.**)

(Der Beschluß folgt.)

*) Geschichte der Holzschneidekunst S. 173 und 426.
**) Siehe Heinecke S. 105.

Kunstausstellungen zu London im Jahre 1832

5.

Königliche Akademie.

(Beschluß.)

Die Freunde der Numismatik finden hier vieles Treffliche. „Die Preismedaille für das Winchester Col-

lege“ von S. Clint; „das große Siegel von England“ von B. Wyon; „Lord Brougham“ nach Baily's Büste von A. J. Stothard; die Krönungsmedaille; die Preismedaille der königl. Akademie der Künste; die botanische Preismedaille der Gesellschaft der Londoner Apotheker von W. Wyon, und drei Intaglio-Gemmen, den König, den Herzog von York und die Marquise von Anglesea darstellend, von J. de Beaux, sind wohl das Vorzüglichste.

In dem Berathungszimmer sieht man viele schöne Modelle von Kirchen, öffentlichen Gebäuden u. s. w. Das Beste ist das Modell für die St. Lucaskirche, Chelsea, von Miß Bessemes.

Schließlich haben wir den Leser noch in die „Model Akademy“ einzuführen, wo manches seine Blicke fesseln dürfte. Vor allem die „Marmorstatue von George Canning, aus Auftrag und auf Kosten seiner Freunde und Bewunderer zu Liverpool von Chantrey ausgeführt.“ Gewiß eine der würdevollsten Statuen, welche gesehen worden sind; ihr Charakter und das ganze Aeußere hebt die Nothwendigkeit jedes Schmucks und jedes Zierraths im Costüm auf. In heiterer Ruhe und Sammlung schlägt er den einfachen Mantel um sich, dessen Falten die Composition heben ohne der Figur zu schaden. Die Statue wird in dem Rathhaus zu Liverpool aufgestellt werden.

„Es ist nur die in Schlaf gewiegte Natur“ von E. H. Baily. Wer die Eva dieses Bildhauers gesehen hat, macht sich eine ungefähre Vorstellung von dem Charakter dieser holden Schläferin. Von dem Haupt bis zu den Fußspitzen Eine Linie der Anmuth und Schönheit; aber alle übrigen herrlichen Eigenschaften übertrifft der Ausdruck des Kopfes, der mit der schönsten Antike wetteifern kann. Man hofft, der Künstler werde das Modell bald in Marmor ausführen.

„Statue zum Andenken an den Feldmarschall Carl Harcourt“ von R. W. Sievier. Dem ehrwürdigen Greise sehr ähnlich, den es darstellt, die Gewänder schön angeordnet; überhaupt sind gute Vorstudien sichtbar. Diese Statue wird in der St. Georgs-Kapelle zu Windsor aufgestellt werden.

„Die Zigeunerin“ Marmorstatue von R. Westmacott. Der Künstler hat seiner Figur eine Erhhabenheit des Charakters gegeben, welche eher einer griechischen Nymphe als einer aus diesem irrenden Stamme zukömmt. Sie ist aber ein bewundernswürdiges Beispiel von seinem Geschmack und seiner Geschicklichkeit.

„Venus und Cupido,“ von J. Dinham. Eine Skizze in runden Figuren, schön und geschmackvoll componirt und wohl verdienend, daß sie in Marmor ausgeführt werde.

„Sommernachtstraum“ von W. Pitts. Ein wunderlicher und keineswegs unglücklicher Versuch dieses Künstlers, sein Talent für das Komische zu zeigen. Puck, auf einem Pilz als seinem Throne sitzend, und mit Ergötzen auf die winzigen Geister, von denen er umgeben ist, schauend, gestaltet sich zu einer trefflichen Gruppe, die leicht und anmuthig ausgeführt ist.

„Mord der unschuldigen Kinder“ von E. G. Parworth und „Gruppe aus dem Morde der unschuldigen Kinder“ von S. W. Arnald. Die Akademie hatte im letzten Jahre für diesen Gegenstand eine goldene Preismedaille ausgesetzt, welche der letztere Künstler erhielt. Wie groß aber auch das Verdienst dieser und ähnlicher Compositionen seyn mag, sie sind keine Gegenstände für das Auge des Publikums und der Künstler und Kunstfreund kann sie nur als akademische Uebungen ansehen.

„Duncan's Pferde“ von J. G. Lough. Eine ungemein geistreiche Gruppe, welche, verbunden mit dieses Künstlers früheren Leistungen, seine hohe Fähigkeit in Darstellungen energischer Thatkraft darthut.

„Die Cymbelspielerin,“ Marmorstatue von R. Westmacott jun. Wir bewundern die schönen Proportionen der jugendlichen Gestalt eher als die Handlung, welche weder natürlich, noch in Uebereinstimmung mit einer schönen Composition ist.

„Statue der betenden Jungfrau“ von L. Macdonald. Obgleich das Studium der Antike überall sichtbar ist, hat diese liebliche Gestalt doch ganz das Ansehen einer Original-Composition.

Das Modell zu einem Monument für den Earl von Pomfret, von E. H. Baily zeigt zu sehr die herkömmliche, um nicht zu sagen alltägliche Behandlung solcher Vorwürfe, um mit Theilnahme bei ihm zu verweilen.

Unter den Büsten, welche sich durch ihren Charakter oder die Ausführung auszeichnen, nennen wir: Büste des Earl von Harrowby von W. Behnes, John Crabb's von J. Ternought, einer jungen Dame von E. H. Baily, des Admirals Sir R. Keatts von W. Behnes.

In Marmor ausgeführt ist die Büste des Königs von J. Francis, der Lady Ashley von T. Campbell, des bekannten Dr. Bell von S. Joseph, des Earl von Esser von J. Francis, einer Dame von R. Westmacott jun., des Obristen Wyndham von J. E. Carew. Diese und die Statue eines Kindes von S. Crimsby, die Söhne von Veilby Thompson von R. J. Wyatt und das Modell zu einem Grabdenkmal für eine Dame von H. E. Baily, so wie verschiedene Arbeiten von Turnerelli gehören zu dem Besten, was die Akademie im Gebiete der Sculptur aufzuweisen hatte.

A.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 10.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 31. Januar 1833.

Nachrichten über die alte Kölner Malerschule.

Von

J. D. Passavant.

So hoch auch in Deutschland die Vortrefflichkeit der alten Kölner Malerschule gepriesen und so sehr sie anerkannt wurde, so hat man doch bei den wenigen bis jetzt aufgefundenen Nachweisungen aus Documenten noch kein Gemälde dieser Schule aufzuweisen, von welchem man mit historischer Gewißheit den Meister anzugeben wüßte. Eben so wenig ist selbst das einzelne, was man doch darüber berichten könnte, bis jetzt im Zusammenhang der Oeffentlichkeit übergeben worden. Ich wage es daher, über diesen Gegenstand dasjenige hier in chronologischer Ordnung mitzutheilen, was mir während meines letzten Aufenthalts am Rhein entweder durch Anschauung der Werke oder durch Mittheilungen darüber bekannt geworden ist. Vielleicht werden dadurch besser unterrichtete Forscher angeregt, über diesen Theil der Kunstgeschichte ein helleres Licht zu verbreiten, wodurch sicherlich alle Kunstfreunde zu Dank verbunden würden.

* * *

In welchem Rufe schon im 13ten Jahrhundert die Kölner Malerschule gestanden, beweist eine Stelle im Pareival von Wolfram von Eschilbach, indem darin die Maler zu Köln und Maestrich, gleichsam sprüchwörtlich, als die besten in Deutschland erwähnt werden.

Zu den ältesten noch vorhandenen Werken dieser Epoche dürfen wohl die Wandgemälde in der Chorgruft zu Sta Maria im Capitol zu Köln gerechnet werden. Bei ihrem beinahe verloschenen Zustande aber und da man sie nur mit Kerzenbeleuchtung sehen kann, erlaube ich mir über sie kein Urtheil; eben so mangeln auch historische Nachrichten darüber.

In besserem Zustande sind dagegen in der St. Ursula-Kirche in Köln die auf Schieferplatten gemalten Bilder der Apostel, vom Jahr 1224, wie eine mit dieser Jahrszahl gezeichnete Tafel ausweist. Sie befinden sich einestheils an dem Mittelaltar vor dem Chor, und andern theils an der Mauer des Seitenschiffs rechts. Erstere sind stark retouschirt, die in die Wand eingelassenen sind es zwar nicht, haben aber am meisten gelitten. Die Apostel sind sitzend vorgestellt und eigentlich nicht gemalt, sondern nur dunkel im Umriß gezeichnet und farbig colorirt; an eine Ausbildung der Charaktere ist noch nicht zu denken; sie stellen nur ganz im Allgemeinen menschliche Gestalten in der Bekleidung nach dem hergebrachten Typus der Apostel dar. Auch findet man ihre Namen darunter geschrieben. Sie haben in der Behandlungsweise eine große Uebereinstimmung mit Miniaturbildern zu den Minneliedern, welche ich in verschiedenen Bibliotheken gesehen. Von der byzantinischen oder neugriechischen Behandlungsweise sind sie sehr verschieden, diese zeigt öfters in den Anlagen Reste einer bessern Kunstperiode und eine große Versunkenheit in der Ausübung. Bei unsern Malereien sehen wir vielmehr ein frisch erwachtes Leben, mit einer großen Unbehülflichkeit des Ausdrucks: viele der Stellungen der Apostel sind offenbar aus dem Leben genommen, ganz germanisch, und so wie sie in der byzantinischen Kunstweise niemals vorkommen. Auch die Behandlung und der Wurf der Gewänder sind sehr von letzterer verschieden. Diese Thatsache wird in sofern merkwürdig, als daraus hervorgeht, daß die Kölner Schule sich nicht allein, oder auch nur hauptsächlich aus der byzantinischen Kunstweise entwickelt hat, wie man dieses nach der Entwicklung der Malerei in Florenz irrig auch für die Malerschule in Köln angenommen hat.

Aehnlich in der Behandlungsweise wie die Malereien in der St. Ursula-Kirche sind auch zwei einzelne Figuren von Johannes dem Evangelisten und dem Apostel Paulus auf Goldgrund, in der ehemaligen Wallraffischen Sammlung, nun im Kölner Museum. Auch sie sind mit harten Umrissen gezeichnet und so zu sagen nur mit Farbe colorirt. Die sie umgebenden Verzierungen in einem Spitzbogen und die Mönchsschrift gehören dem 13ten oder 14ten Jahrhundert an. Nach dem Styl in der Malerei, oder vielmehr den Bewegungen

und dem Faltenwurf, würde ich geneigt seyn, ihre Entstehungszeit in die erste Hälfte des 14ten Jahrhunderts zu setzen. Ein drittes Bild derselben Zeit, in derselben Sammlung, ist ein kleines Cruzifix mit Maria und Johannes; dabei kniet der Donatar.

Meister Wilhelm.

Bekannt ist die Stelle aus der Limburger Chronik, wo es unter dem Jahr 1380 heißt. „In dieser Zeit „war ein Maler in Köln, der hieß Wilhelm. Der „war der beste Maler in allen deutschen Landen, als er „ward geachtet von den Meistern. Er malte einen „jeglichen Menschen von aller Gestalt, als hätte er ge„lebt.“

In einer andern Ausgabe lautet diese Stelle: „1380. „Der Zeit ware der berumbt Maler in Cölln desglei„chen nit ware in der Christenheit; er malet einem als „wie er lebte, sein Name was Wilhelmus.“

Fast mit Gewißheit darf man annehmen, daß ein Meister Wilhelmus de Herle, welcher in alten Kölner Büchern schon im Jahr 1360 vorkommt, derselbe wie der in der Limburger Chronik erwähnte ist. Vom Jahr 1370 hat man von jenem einen Vertrag wegen der Rente eines Hauses; und in dem Schreinsbuch der Pfarre von Sancta Columba steht unter dem Jahr 1371 folgende Stelle, die eigentlich eine nähere Bestimmung des Vertrags von vorhergehendem Jahre ist. In Latein geschrieben, stehe sie hier verdeutscht. „Petrus Beggergasse“ (eine Straße in Köln) „und seine Frau Sibylla „übertragen dem Maler Wilhelm von Herle“ (ein Dörfchen im Bergischen, nahe bei Köln) „und seiner „Frau Jutta 6 köl. Mark in laufendem Gelde zur Zeit „der Ablöse, als Leibrente den genannten Eheleuten so „lange beide oder eines von ihnen leben wird, alljährlich, „halb um Weihnachten, halb um Johanni, oder 14 Tage „nach jedem Termin, unbefangen zu bezahlen, von zwei „Häusern unter einem Dach auf der Ecke der Schilder„gasse gelegen und zum Erbe genannt, wovon eins nach „dem Dom zu, und das andere nach dem Neumarkt zu „gelegen ist; auf welchem Hause die genannten Eheleute „auch 10 Mark köl. als jährliche Leibrente haften haben.“

Diese Nachricht, welche ich der gütigen Mittheilung des Herrn de Noel in Köln verdanke, belehren uns über den Geburtsort von Meister Wilhelm; daß er, schon 1360 in Köln anwesend und mit Frau Jutta verehelicht, sich spätestens im Jahr 1370 in dieser Stadt häuslich niederließ. Ferner ersehen wir nicht nur, welches Haus er in Köln bewohnte, sondern auch aus den Bedingungen, zu welchen er es erstand, daß er ein vermögender, oder doch viel erwerbender Künstler muß gewesen seyn.

Welche Werke sind nun aber unserm berühmten Meister Wilhelm zuzuschreiben? Darüber sind keine Documente bekannt.

Herr Professor Mosler in Düsseldorf*) war der erste, welcher darauf aufmerksam machte, daß es mehr als wahrscheinlich sey, daß das Gemälde am Grabmal von Cuno von Falkenstein in der St. Castor-Kirche zu Coblenz von Meister Wilhelm herrühre. Erstlich fällt seine Entstehung (1388) in die Zeit unsers Malers; sodann läßt sich erwarten, daß der Churfürst, Erzbischof von Trier, dieser mächtige Herr, sicher sein Grabmal von dem damals ausgezeichnetsten, berühmtesten Meister habe ausmalen lassen; endlich gibt die am Kreuz kniende Porträtfigur des Churfürsten einen sprechenden Beleg zu dem hohen Rufe, den unser Künstler als Bildnißmaler sich erworben hatte. Schwerlich dürfte man irgendwo in einer Zeit einen Maler treffen, der die individuellen Züge so bestimmt und lebendig dargestellt hätte, als es in diesem Bildnisse des Cuno von Falkenstein der Fall ist. Wir pflichten daher gerne jetzt der fast allgemeinen Annahme bei, daß diese Wandmalerei von unserm Meister herrühre. Hier noch die Angabe des Gegenstandes.

Bei Christus am Kreuze stehen links Maria mit St. Peter, rechts Johannes der Evangelist und St. Castor, eine Kirche haltend. Am Kreuze kniet der Erzbischof Cuno von Falkenstein, die Hände zum Gebet gefaltet.

Ich habe dieses Gemälde in seinem alten Zustande gesehen, mit manchen einzelnen Beschädigungen, aber sonst sehr gut erhalten; seitdem wurde es hergestellt, und obgleich man alle Vorsicht dabei anempfahl, so verlor es doch viel von seiner ursprünglichen Vortrefflichkeit, indem besonders die theilweise verloren gegangenen Umrisse nicht mit gehöriger Kenntniß sind ergänzt worden. Eine Abbildung dieses Gemäldes, worin jedoch der Charakter desselben nicht wieder zu erkennen ist, befindet sich im ersten Bande von Mollers Denkmälern deutscher Baukunst.

2) Ein anderes großes Werk, welches wir glauben dem Meister Wilhelm zuschreiben zu müssen, ist der große Altar aus der Kirche von Sta Clara in Köln, der nun in einer der Kapellen des Doms steht. Dieser große Altar, wenn seine Flügelthüren aufgeschlagen sind,

*) Diesem meinem Freunde verdanke ich außer dieser, noch manche andere Notiz, die alte Kölner Malerschule betreffend, von denen ich hier mit seiner Bewilligung Gebrauch mache. Sehr zu wünschen wäre, daß sein gründlichen Forschungen darüber recht bald an's Licht treten möchten. Sicher würde dadurch viel zur Beleuchtung dieses Theils der Kunstgeschichte gewonnen werden.

zeigt eine reiche gothische Verzierung in Holz geschnitzt und vergoldet. Diese theilt die ganze Fläche in 13 Fächer ab, die in der Mitte horizontal durchschnitten, eine doppelte Zahl oder 26 Fächer darstellt. Der untere Theil hat in der Mitte ein Tabernakel, um die Monstranz hineinzustellen. Dieses bedeckt eine Thüre, worauf gemalt ist, wie ein Priester Messe liest. Die unten sich zu beiden Seiten anschließenden 12 Abtheilungen sind auf Goldgrund mit Darstellungen aus der Jugendgeschichte Christi ausgemalt: 1) die Verkündigung; 2) die Heimsuchung; 3) die Reise nach Bethlehem; 4) die Geburt Christi; 5) die Verkündigung an die Hirten; 6) das Christkind wird gewaschen; 7) die Anbetung der Könige; 8) die Darbringung in den Tempel; 9) die Flucht nach Aegypten; 10 der Kindermord; 11) die Rückkehr nach Judäa; 12) Christus lehrt im Tempel.

Die obere Reihe enthält 12 Darstellungen aus der Leidensgeschichte u. s. w. gleichfalls auf reich verziertem Goldgrunde. 1) Christus auf dem Oelberg. 2) Die Gefangennehmung Christi. 3) Christus vor Pilatus. 4) Die Geißelung. 5) Die Dornenkrönung. 6) Die Kreuztragung. 7) Die Kreuzigung. 8) Die Grablegung. 9) Die Auferstehung Christi. 10) Christus erlöst die Seelen aus dem Limbus. 11) Christus erscheint der Maria Magdalena. 12) Die Himmelfahrt Christi (man sieht von ihm nur den untern Theil.)

Wenn durch die Eröffnung des Reliquienkastens die gemalten Flügel zugedeckt werden, sieht man inwendig in reich verzierten, vergoldeten Tabernakeln die zwölf Apostel stehen; sie sind in Holz geschnitten und farbig bemalt (einige derselben fehlen). Unter ihnen sind in kleinen Fächern Reliquien in Büsten aufbewahrt.

Die Außenseite des geschlossenen Altars ist nicht auf Holz, sondern auf leicht grundirte Leinwand gemalt *) und scheint von einer andern Hand, als die innern Bilder. In der Mitte der untern Reihe ist Christus am Kreuze mit Maria und Johannes dargestellt; sodann zu den Seiten folgende 6 Heilige: Maria Magdalena, St. Elisabeth von Thüringen, Sta Clara, Sta Catharina, Sta Agnes und Sta Barbara.

Die Mitte der oberen Reihe nimmt die Darstellung ein, wie Christus im Grabe steht, und um ihn im Grunde die Leidensinstrumente. Die ihm zu den Seiten stehenden 6 Heiligen sind folgende: St. Antonius. St. Rudolphus, Bischof; unten im Rande ist hier ein gekröntes Schild, blau im Grund mit vielen gelben Lilien. St. Franciscus. Johannes der Täufer. St. Nicolaus von Bari und St. Laurentius.

*) Aus dieser Zeit kommen dergleichen Beispiele mehrere in Köln vor, z. B. die kleinen Bilder auf bloßer Leinwand, bei dem Buchhändler Herrn Schmitz.

Die Köpfe in diesen Bildern sind meistens liebliche besonders die der Frauen; die Form davon rundlich, das Kinn aber etwas spitz. Der Ausdruck ist nicht sehr lebhaft, aber richtig. Die Proportionen etwas lang und die Figuren in ihren Bewegungen denen der Sculpturen des 14ten Jahrhunderts ähnlich. Die Flügel der Engel sind rundlich geschweift und in einzelne Federn endigend. Da eine gewisse Verschiedenheit in der Ausführung bemerkbar ist und man fast mit Bestimmtheit drei verschiedene Hände unterscheiden kann, so wird wohl Meister Wilhelm dieses Werk mit zwei Gehülfen ausgeführt haben.

Historische Nachrichten habe ich über dieses Werk nicht erfahren können; das gekrönte Wappen mit goldenen Lilien auf blauem Grund läßt aber auf einen Stifter von hohem Range schließen.

3) Ein kleineres, mit ausserordentlicher Sorgfalt behandeltes Bilder von Meister Wilhelm ist die heilige Veronica aus der ehemaligen Boisserée'schen Sammlung, nun im Besitz des Königs von Bayern, und durch eine schöne Lithographie von Strixner bekannt.

4) Ein zweites Bildchen von gleicher Vortrefflichkeit, ist eine Maria mit dem Christkinde in der ehemals Wallrafschen Sammlung, jetzt Städtischem Museum zu Köln. Das Christkind hält einen goldenen Rosenkranz; Maria, halbe Figur, eine Wickenblüthe. Beide sind von großer Lieblichkeit und haben in vieler Hinsicht die größte Aehnlichkeit mit eben erwähnter Veronica.

Auf den Flügeln unsers Bildchens sind zwei kleinere Figuren, die heilige Catharina und rechts die heilige Barbara. Außen auf den Deckeln ist die Verspottung Christi dargestellt. Diese ist sehr flüchtig behandelt, doch meisterhaft sicher im Farbenauftrag. Die Behandlung der Temperamalerei bei den innern Bildern ist sehr zart in den Uebergängen und wie in einander geschmolzen; dieses verleiht der Carnation einen besondern Reiz. Dabei ist die Färbung sehr klar und doch kräftig; das Purpur und Blau der Gewänder tief im Ton.

Diese Werke beweisen, daß unser alt-Kölner Meister eine eigene, vorzügliche Behandlung der Temperafarben besaß, wodurch das zähe Bindungsmittel überwunden ward und schon viele Vortheile der Oelmalerei enthielt.

5) In dem Berliner Museum wird eine große Folge von 35 Bildern in einem Rahmen, Nr. 179 bezeichnet, dem Meister Wilhelm zugeschrieben. Sie sind ganz in seiner Art, doch sehr flüchtig behandelt und in Leimfarben gemalt. Es sind Darstellungen aus dem Leben Christi.

6) Ein kleineres Bild mit zwei Flügeln, Nr. 175, in demselben Museum, ist etwas sorgfältiger gemalt, doch nicht von der Schönheit wie die heilige Veronica und das Madonnenbild. Der Gegenstand unseres Bildchens ist die heilige Jungfrau, mit dem Christkinde auf dem Schooße, in einer Wiese sitzend. Die heilige Dorothea reicht diesem ein Körbchen Blumen dar, dabei sind noch die heilige Catharina, Barbara und noch eine Heilige. Auf den Flügeln sind die heilige Elisabeth von Thüringen und die heilige Agnes vorgestellt. Auf Goldgrund.

7) Noch ein Bildchen, welches in der Behandlungsweise dem Meister Wilhelm sehr nahe steht, und in dem Grade der Ausführung mit vorerwähntem Bildchen übereinstimmt, besitzt der Bauinspector Herr de Lassaulx in Coblenz. Es ist ein kleiner Hausaltar, der sich ehedem in einem Nonnenkloster zu Andernach befand. In der Mitte ist die Anbetung der Könige dargestellt; der älteste kniet und küßt dem Christkinde die Hand. Im Flügelbilde links, sind zwei Apostel, wobei St. Philippus; auf dem rechten steht St. Michael, Bischof, und St. Walpurgis als Nonne mit einem Palmzweig.

Die Temperamalerei auf Goldgrund ist oft so dünn aufgetragen, daß dieser durchscheint. Die Bildung und der Ausdruck der Köpfe ist überaus lieblich, ganz in der Art wie das Gemälde in St. Castor.

Dieses kleine Bild schmückt noch außerdem eine reiche, vergoldete Verzierung im Spitzbogenstyl. Unten befindet sich ein vergitterter Raum, in welchem eine Reliquie aufbewahrt wurde.

8) Ein Bild des Schweißtuches mit der Vera Icon oder dem alttypischen Antlitze Christi, welches dem auf dem Bilde der heiligen Veronica sehr ähnlich ist, besitzt Herr Dr. Kerp in Köln. Es ist sehr bräunlich gehalten. Leider hat es zu sehr gelitten, als daß ich entscheiden möchte, daß es auch von unserm Meister Wilhelm ist gemalt worden. Auf jeden Fall gehört es der alt-Kölnischen Schule an.

9) Herr van Erthorn, Gouverneur der Provinz Utrecht, besitzt ein Bild, welches im Jahre 1829 in dieser Stadt aufgefunden wurde und vom Meister Wilhelm oder doch aus der Kölner Schule abzustammen scheint. Da ich es nicht gesehen, habe ich selbst kein Urtheil darüber. Es stellt Christus am Kreuze vor; zu der einen Seite steht Maria und zur andern Johannes, bei welchem kleiner der Donatar in betender Stellung kniet. Dieser hieß Heinrich van Ryn und war während der Jahre 1343 bis 1363 Archidiacon der St. Johanneskirche zu Utrecht. Der goldene Grund ist mit kreisförmigen Verzierungen, worin ein Löwe ist, eingedrückt. Den Rahmen bildet eine reiche Verzierung gemalter Edelsteine und Perlen. Unten liest man folgende Inschrift: Anno domini MCCCLXIII. in crastino sancti Bonifacii et sociorum ejus, obiit henricus de Reno hujus ecclesiae praepositus et archidiaconus istiusque altaris fundator. orate pro eo. S. Messager des sciences et des Arts 1836 p. 399. wo auch eine Abbildung davon.

Bilder aus der Schule des Meisters Wilhelm von Herle findet man noch viele in Köln und auch mehrere im Berliner Museum. *)

Stephan, der Meister des Dombildes.

Dieser unmittelbare Nachfolger von Meister Wilhelm erscheint mir in seinem frühesten mir bekannten Werke, dem Altar aus Heisterbach, als dessen unbezweifelter Schüler. In seiner weiteren Ausbildung strebte er nach einer größeren Individualität. Seine weiblichen Köpfe haben ganz die rundliche Bildung, welche man unter den Schönen in Köln und der Gegend antrifft; dabei verstand er ihnen einen großen Liebreiz zu geben. In seinem letzten mir bekannten Werke, dem jüngsten Gericht in dem Kölner Museum, ist ein gründlicheres Studium des Nackten bemerkbar. Mehr sonderbar als schön sind seine kleinen schwebenden Engel zu nennen, welche blau gekleidet sich in ein mageres flatterndes Gewand endigen. Die Form ihrer Flügel ist schmal und spitz und hat Aehnlichkeit mit denen der Schwalben, während, wie wir uns erinnern, die von Meister Wilhelm mehr rundlich sind und in einzeln geschweifte Federn endigen. Seine Proportionen des menschlichen Körpers sind etwas kürzer als die bei seinem Vorgänger.

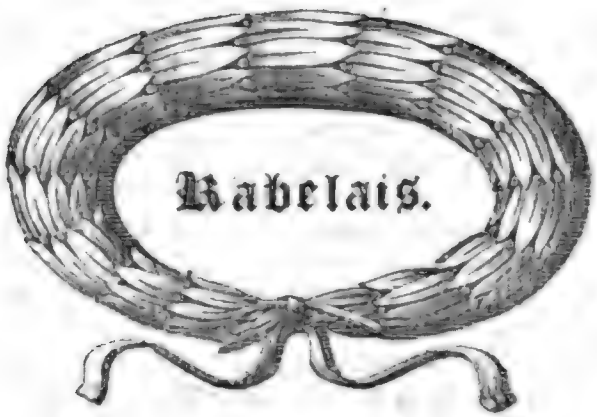
(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein Zeitgenosse Meister Wilhelms war „Meister Johann Schilder von Babinberg, Burger zu Oppinheim." Er malte den alten Hauptaltar für den Chor des Frankfurter Doms und erhielt dafür, nach einer am 5. Juni 1382 ausgestellten Quittung, 800 Goldgulden, nebst noch 8 Gulden für Kleider von dem Domkapitel. Nach diesem hohen Preise zu urtheilen, muß das Werk sehr ausgezeichnet gewesen und der Meister in hohem Rufe gestanden seyn. Leider ist von dieser Altartafel nichts mehr zu sehen. Die Urkunde wird man in meiner Kunstreise abgedruckt finden.

Monogrammen-Kunde.

Dictionaire des Monogrammes, Marques figurées, Lettres initiales, noms abrégés et avec lesquels les paintres, dessinateurs, graveurs et sculpteurs ont désigné leurs noms. Par François Brulliot, Conservateurs de la collection d'estampes de S. M. de Roi de Bavière, etc. Nouvelle Edition, revue, corrigée et augmentée d'un grand nombre d'Articles. Première Partie, contenant les monogrammes. Munich, à l'Institut litéraire artistique de la Librairie de J. G. Cotta, 1832. gr. 8.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 1. — 2. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

1) Meister Franz Rabelais, der Arzenei Doktoren, Gargantua und Pantagruel, aus dem Franzöfischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweiten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua herausgegeben durch Gottlob Regis B. R. R. Bacc. Erster Theil. Text. Mit des Authors Bildniß. Leipzig, Barth, 1832.

Der Herausgeber hat sich durch dieses Werk ein großes Verdienst um die deutsche Literatur erworben. Nur wenige deutsche Leser haben Sprachkenntniß und Geduld genug, den altfranzösischen Text des in den seltsamsten Ausdrucksweisen sich gefallenden Rabelais zu entziffern, und die alte Fischartsche Uebersetzung des Gargantua ist theils durch ihre ungeheuern Ueberladungen fast noch schwerer zu lesen, als der Text, theils beschränkt sie sich nur auf das eine Buch des Gargantua, nicht auch auf die vier Bücher des Pantagruel. Hier enthalten wir dagegen Alles, und zwar wortreu und mit einer Meisterschaft übersezt, daß uns die Sprache des Rabelais vollkommen deutlich ist, ohne von ihrer Alterthümlichkeit und Sonderbarkeit zu verlieren. Mit äußerst glücklicher Wahl hat der Uebersetzer den naiven altdeutschen Ton der Fischartschen Uebersetzung beibehalten, ohne deren Abschweifungen vom französischen Text. Ich habe jene alte und diese neue Uebersetzung mit einer der besten französischen Ausgaben des Rabelais (Amsterdam 1711) verglichen und muß gestehn, daß der von Regis auf seine Arbeit gewandte mühsame Fleiß zu bewundern und eines so schönen Resultates werth ist.

Rabelais war ein französischer Mönch und Zeitgenosse Luthers. Allein obgleich er ganz wie Luther dachte, so besaß er doch keine andre Gabe, als ridendo dicere verum. Er verließ den Mönchsstand und wurde Arzt. Den wüthenden Verfolgungen der Mönche entging er durch seinen Witz, der schon damals in Frankreich sein Privilegium hatte, und dessen er sich, wie nach ihm Voltaire, bediente. Man nannte ihn schon zu seiner Zeit den französischen Lucian, und allerdings hat er sich diesen griechischen Autor zum Vorbild gewählt; sein poetisches Genie aber ist so originell, daß die Vergleichung weder mit Voltaire noch mit Lucian ausreicht, ihn zu charakterisiren. Es ist etwas von dem nordischen (deutsch-englischen) Humor in ihm, was wir seitdem nie wieder in der französischen Literatur gefunden haben, eine Treuherzigkeit der Schelmerei, die mit der Koketterie Voltaires und der neuen Spötter sehr stark kontrastirt. Das Originellste an ihm ist aber seine Phantasie, der

nichts in der Welt gleich kommt, außer etwa der kolossale Wahnsinn des jüdischen Talmud. Er zwingt die Einbildungskraft zu Vorstellungen, die uns eben so durch ihre Neuheit, als Kühnheit schmeicheln, und deren groteske Wunderlichkeit uns selbst mit ihrer Unsittigkeit versöhnt.

Rabelais schrieb hauptsächlich gegen die Verderbniß der Kirche, die große Calamität seiner Zeit; außerdem auch gegen alle andern öffentlichen Laster und Thorheiten, gegen die in die endlosen Kommentare des römischen Rechts sich verbergende Rechtslosigkeit und Willkühr, gegen die Charlatanerie der Aerzte, gegen die in vornehmer Unverständlichkeit ihre Unwissenheit oder ihre Dienstbarkeit versteckende Scholastik, gegen die mit Wortbombast prunkenden Sophisten und Hetzhunde der Gewalt, gegen den Servilismus der Universitäten, gegen die scheinheilige Vornirtheit aller Fakultäten (wie Mephistopheles in Goethes Faust) und endlich gegen die grobe Unsittlichkeit und gegen die abstrakten Moden seiner Zeit. Diese ganze Zeit sah er voll Unnatur, Scheinwesen, Prahlerei und Heuchelei und ihrer falschen Vornehmigkeit sezte er die derbe nackte Wahrheit, ihren steifen und ehrbaren Normen die zügelloseste Dreistigkeit der Phantasie und Sprache entgegen.

Daher ist sein Held Gargantua der rohe Sohn der Natur, dessen ungeschlachte Art und Weise mit der kultivirten Welt in mannichfache Konflikte kommt, wobei der Autor Gelegenheit findet, sich über diese Welt auszulassen. Gargantua fand so viel Beifall, daß sich Rabelais entschloß, noch vier Bücher über das Leben Pantagruels, Gargantuas Sohn, hinzuzufügen, welche die nämliche Tendenz haben. Pantagruel verhält sich zu Gargantua ungefähr wie die Odyssee zur Ilias. Der erstere kämpft, der andre reist mehr. Beide sind gleich sehr barock und wir begleiten sie durch eine ununterbrochne Reihe von Frazen, die einander unaufhörlich an Neuheit und Tollheit überbieten. Rabelais sagt desfalls in der Einleitung: „Silenen waren vor diesem kleine Büchslein, wie wir sie heut in den Läden der Apotheker sehen, von außen bemalet mit allerlei lustigen, schnackischen Bildern, als sind Harpyen, Satyrn, gezäumte Gänslein, gehörnte Hasen, gesattelte Enten, fliegende Böck, Hirschen die an der Deichsel ziehen, und andre derlei Schildereien mehr, zur Kurzweil konterfeiet, um einen Menschen zu lachen zu machen: wie dann des guten Bachus Lehrmeister Silenus auch beschaffen war. Hingegen im Innersten derselben verwahrt' man die feinen Specereien, als Balsam, Bisam, grauen Ambra, Zibeth, Amonium, Edelstein und andre auserlesene Ding." So also soll man auch seine Schriften betrachten im Gegensatz gegen die scheinheiligen Schriften seiner vornehmthuenden Zeitgenossen, denn, fügt er hinzu: „das Kleid macht nicht den Mönch und ist mancher verkappt in ein Mönchskutt, der innerlich wenig vom Mönchthum weiß, geht auch wohl mancher im spanischen Mantel, dem sein Sinn nimmer nach Spanien steht."

Nun beginnt das Werk. Gargantua stammt aus dem Geschlecht der Riesen und wie er gezeugt und geboren worden, erzählt der Autor mit einer so komischen Ausführlichkeit, daß es der Verfasser des Tristram Shandy für angemessen erachtet hat, ihm dieselbe abzuborgen. Die Sprache ist hier übrigens durchgängig so derb, und der Autor befleißigt sich einer so niederländischen Treue in seiner Schilderung des Naturkindes, daß es unpassend wäre, Auszüge davon mitzutheilen. Dergleichen sind Freskobilder, die man nicht von der Wand reißen darf, wohin sie allein gehören. Sobald der Held Gargantua die Kinderschuhe, die er allezeit tief in den Koth getreten, abgelegt hat, begibt er sich nach Paris. „Nachdem er sich etlich Tag erquickt, ging er aus, die Stadt zu beschauen: und alle Leut betrachteten ihn voll Staunens und Verwunderung. Denn das Pariser Volk ist so läppisch, gaffigt und albern von Natur, daß ein Taschenspieler, ein Ablaßkrämer, ein Maulthier mit seinen Cymbeln, ein Leiermann auf der Gassen mehr Leut um sich her versammelt als der best Evangelienprediger: und drangen ihm also beschwerlich zu Leib, daß er zulezt gezwungen war sich auf die Thürm der Frauenkirch zu retiriren und niederzulassen. Wie er nun da saß und dies viele Volk um sich her sah, sprach er laut: Ich glaub', die Schlingel meinen, daß ihnen hier mein proficiat und meinen Willkomm zahlen soll. Ist billig; sollen ihren Wein han, aber par ris, per risum. Da ꝛc. und b. sie so, daß ihrer zweihundert sechzigtausend vierhundert und achtzehn elend ersoffen ohn die Weiber und kleinen Kinder." Nach dieser ersten Heldenthat nahm er die großen Glocken von Notre-Dame als Schellen für sein Roß mit. Da die guten Pariser wohl sahen, daß dem Riesen mit Gewalt nicht beizukommen sey, sandten sie den größten Orator und Sophisten der Sorbonne an ihn ab. Der begann also im Schul-Galimathias seiner Zeit: „Ehem, hem, hem, bonsdies, Gestrenger, bonsdies: et vobis Junkherru. Es wär doch halt nit mehr als billig, wenn ihr uns' unsre Glocken wolltet wiedergeben. Denn sie thun uns gar sehr vonnöthen. Hem, hem, basch. Wir han wohl eher schon gut Geld dafür ausgeschlagen so uns die von Londen in Cahors anboten, desgleichen die von Bourdeaux in Brye, welche sie haben kaufen wollen wegen der substantifikalischen Qualität der elementaren Complexion intronifiziret innerhalb der Terrestrität ihrer quidditativischen Natur zu Extranciſirung derer Halonen und Turbinen, von unsern Reben, wenn auch nicht der unsrigen, doch dicht beian. Denn verlieren wir das Rebenblut, so verlieren wir alles, Muth

und Gut. Gebt ihr sie auf mein Bitt uns wieder, verdien ich sechs Stab Würst daran und ein guts Paar Hosen, die meinen Beinen wahrlich werden zu Statten kommen, oder sie halten ihr Wort wie Schelmen. Ho Domine, bei Gott, ein Paar Hosen ischt guet et vir sapiens non abhorrebit illud. Ha nicht jeder Mann hat ein Paar Hosen, der möcht, das weiß Ich wohl an mir. Schauns Domine, es sind nun schon an die achtzehn Täg her, daß ich an dieser schönen Red spintisir und kau. Reddite quae sunt Caesaris Caesari, et quae sunt Dei, Deo. Ibi jacet lepus. Mein Treu, Domine, wann ihr bei mir zu Nacht wollt essen in camera, bei dem Sanct Chrisam charitatis nos faciemus bonum cherubin. Ego occidi unum porcum, et ego habet bonum vino. Aber von einem guten Wein kann man nit reden bös Latein. Wohlan, de parte Dei, date nobis Glockas nostras. Schauns her, ich schenk und übergeb euch auch von unsrer Fakultät ein Sermones de Utino, utinam, daß ihr uns unsre Glocken wollt geben. Vultis etiam Ablassios? Per Diem, vos habebitis, et nihil caletis. O Herr Domine, glockidonaminor nobis! Ohe! est bonum nobis. Brauchts alle Welt. Seyns eurer Mären etwann g'sund? Ei unsrer Fakultät nicht minder, quae comparata est jumentis insipientibus, et similis facta est eis, psalmo nescio quo, obschon ich mirs auf meinem Papierl gar wohl notirt hab, et est unum bonum Achilles, hem, ehedem, hem, hasch: he! ich beweis euchs, daß ihrs uns geben sollt und müßt. Ego quidem sic argumentor. Omnis Glocka glockabilis in glockorio glockando, glockans glockativo, glockare facit glockabiliter glockantes. Parisius habet glockas. Ergo Klotz. Ha, ha, das heißt parlirt, das! Ist in tertio primae in Darii oder wo anders. Auf mein Seel, ich hab die Zeit g'lebet, da ich hab Teufel mit arguiren angestellt; itzt aber kann ich nit mehr den faseln. Itzund bekommt mir nit besser als à gut Weinl, gut Bett, den Rucken am Feuer, den Bauch beim Tisch und ein fein tiefe Platten. Hey Domine, ich bitt euch doch in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti, amen, daß ihr uns unsre Glocken wieder gebt. So helf euch Gott vom Uebel und unsre Liebe Frau von der Gesundheit, qui vivit et regnat per omnia saecula saeculorum, amen. Hem, hasch, hasch, rär hem hasch." (Hier zur Vergleichung ein Theil des Originals: Ehen, hen, hen, Mnadies, Monsieur, Mnadies. Et vobis Messieurs. Ce ne seroit que bon, que nous rendissiez nos clockes. Car elles nos sont bien be soing. Hen, hen, hasch. Nous en avons bien aultrefois refusé de bon argent de ceulx de Londres èn Cahors, sy avions nous de ceulx de Bourdeaulx en Bryo, que les vouloient achapter pour la substantificque qualité de la complexion elementaire qui est intronificquée en la terresterité de leur nature quidditatifve etc.) Gargantua ließ sich denn wirklich durch diese Beredtsamkeit überwinden, gab die Glocken heraus und fing an, in Paris zu studiren. Aber die Natur schlug immer wieder vor und sein Hauptgeschäft blieb Essen und Trinken. „Er fing seine Malzeit mit etlichen Dutzend Schunken, geräucherten Ochsenzungen, Botargen, Würsten und andern dergleichen Wein-Furiren und Fürtrab an. Mittlerweil warfen ihm vier seiner Leut ohn Unterlaß einer nach dem andern Mustrich mit vollen Schaufeln ins Maul. Drauf thät er einen erschrecklichen Zug weißen Weins, ihm die Nieren zu kühlen." Daneben wurde gespielt, jedes Spiel, was damals irgend Mode war. Dieses Kapitel des Rabelais wie des ersten Uebersetzers Fischart ist eine Hauptquelle für die Kenntniß der im Mittelalter üblichen Spiele. Es ist inzwischen zweifelhaft, ob Fischart selbst immer den richtigen deutschen Namen für das französische Spiel gekannt habe. Rabelais beginnt die Aufzählung der Spiele: au feux, à la prime, à la vole, à la pille, à la triumphe, à la picardie, au cent etc. Fischart setzt dafür: der Flüssen, des Primiere, den Picarder, Zicke tack, Schachmatt, Lurtsch, des Schultheißen ꝛc. Regis: Fluß, Prim, Stich, Matsch, Triumph, Reitzu, Hundert ꝛc. Es kommt nun darauf an, daß er uns im zweiten Bande, der den Kommentar enthalten wird, etwas Näheres über diese alten Spiele sagt.

Während Gargantua in Paris studirte, fiel der Feind in seines Vaters Land ein, und konnte nur mit Mühe durch die Tapferkeit eines Mönchs aufgehalten werden. Dieser Mönch hat etwas von dem bekannten Ilsan im Rosengarten von Worms. „In der Abtei war dazumal ein Klostermönch, Bruder Jahn von Klopfleisch mit Namen, ein junger Hach, ein Wagherz, rüstig, wacker, wohlgemuth, behend, keck, hitzig, lang und hager, wohl gespaltenen Munds, erheblicher Nas, ein derber Horasheßer, Vigilienbürster und Meßabzäumer: in Summa alles zusammenzufassen, ein ächter Mönch, so jemals einer seit die mönchenzende Welt mit Mönchen bemönchelt gewesen, erfunden ward." Das Land kam inzwischen in solche Noth, daß Gargantua herbeigerufen wurde, der nun kreisam seinen ersten Feldzug that. Ein Heer vernichtete er, indem er sein Roß eine Ueberschwemmung à la Münchhausen hervorbringen ließ, ein andres zermalmte er selbst. Nach dem Siege kämmte er sich die Stückkugeln aus den Haaren, welches sein alter Vater übel nahm, da er die Manipulation seines tapfern Sohnes für eine unanständige Sitte hielt, die man nur in Spanien öffentlich duldet. Darauf bekam der kampferhitzte Sieger Durst und machte sich einen Salat von Lattich. Im Lattich aber hatten sich während der Schlacht sechs arme Pilger versteckt. „Gargantua brachte in seiner Hand den Lattich mit und darin auch die sechs Pil-

ger, die sich vor großer Furcht und Angst weder zu reden noch husten trauten. Wie er den Lattich nun am Brunnen vorläufig abwusch, sagten die Pilger mit leiser Stimm zu einander: Ei, ei, was da zu thun? Wir ersaufen hie unter dem Lattich. Sollen wir reden? Reden wir aber, so tödtet er uns gewiß für Kundschafter. Während sie also noch rathschlagten, warf sie Gargantua mitsammt dem Lattich in einen Küchennapf, so groß wie die Tonn zu Cisteaux, und aß sie mit Essig, Oel und Salz zu seiner Erfrischung vorm Abendbrod. Und hätte bereits fünf Pilger verschlungen: der sechste lag noch im Napf verborgen unter einem Lattichblatt, bis auf den Pilgerstab, der drüber herfürguckt. Als den Grandoschier sahe, sprach er zu dem Gargantua: Ich glaub da ist ein Schneckenhorn. Iß nit. — Warum? spricht Gargantua: sie seyn gesund diesen ganzen Monat. Ergriff damit den Stab und hub den Pilger daran zugleich mit auf und aß ihn lustig. Thät darauf einen schnderhaften Zug Zirbelwein, bis das Nachtessen fertig wäre. — Die so verschluckten Pilgersleut wandten sich so gut ihnen möglich, aus den Mahlsteinen seiner Zähn, und meinten, man hätte sie ins unterste Gewölb eines Kerkers hinabgestoßen. Als aber Gargantua den großen Trunk thät, dachten sie nicht anders denn sie müßten ihm alle im Maul ersaufen; auch hätt' sie der Strom des Weins beinah in den Abgrund seines Magens geschwemmt: doch halfen sie sich mit ihren Stäben, und sprangen daran, nach Art der Michler, so lang, bis sie am Rand der Zähn aufs Trockne kamen. Aber zum Unglück schmiß einer von ihnen, wie er mit seinem Pilgerstab das Land sondirt', ob sie festen Boden gewonnen hätten, so heftig in die Grub eines hohlen Zahnes, und traf den Nerven des Kiefers, daß dem Gargantua sehr weh geschah, und vor wüthendem Schmerz laut aufschrie. Doch dem Uebel zu steuern, ließ er ihm seinen Zahnkriebel bringen, ging hinaus an den Wallnußbaum und hub euch die lieben Pilgervöglein da aus dem Nest."

Nun kam auch der Mönch Jahn und beide Helden umarmten sich und zechten als gute Brüder. Darauf kämpften sie noch ferner mit einander bis zur gänzlichen Ueberwindung des Feindes. Zuletzt wollte nun Gargantua dem Mönch sich dankbar beweisen und ihn zum Abt des schönsten Klosters in Frankreich machen. Jahn aber protestirte und erbat sich den Bau eines ganz neuen Klosters nach seinem Sinn aus. „Weil man derzeit Niemand ins Kloster stieß als blinde, lahme, bokrige, häßliche, mißgeschaffne, unreimische, thörigte, verherte, vertrackte Weiber, deßgleichen nur die verkrüppelten, blöden, lendenlahmen, hausläßigen Männer: — (Ad vocem! fiel der Mönch hie ein: Ein Weib, das weder schön noch fromm ist, wozu nutzt es? Ins Kloster zu stecken, antwort Gargantua. — Recht, sprach der Mönch, und Hemden zu machen:) so ward verfügt, daß man da Niemand als schöne, wohlgestalte, wohlgeartete Frauen, und Niemand als schöne, wohlgestalte, wohlgeartete Männer aufnähm. Item, weil Männer in Frauenklöster nicht anders als heimlich kommen könnten, oder im Sturm, ward dekretirt, daß da kein Weib seyn sollt, es wär denn ein Mann dabei, noch auch ein Mann wo nicht ein Weib wär. Item, weil so Männer als Weiber, einmal ins Kloster aufgenommen, nach ihrem Probjahr lebenslang darinn zu verharren gezwungen werden, ward festgesezt, daß jeder Mann und jedes Weib da aufgenommen, wanns ihnen gut däucht' frei und gänzlich wieder heraus marschiren dürften. Item, weil die Ordensleut gemeiniglich drei Gelübd thun, nämlich Keuschheit, Armuth und Gehorsam: so ward versehen, daß man allda in Ehren möcht beweibt seyn, daß ein jeder reich wär, und in Freiheit leben sollte." Dieses Kloster war das Gegentheil von allem, was sonst die Klöster waren, und eben deshalb das Ideal eines der Natur und Vernunft angemessenen gesellschaftlichen Zustandes. Hier wird Rabelais auf einmal ernsthaft, fällt aus dem possenhaften Ton und ruft die Menschen auf, in Gargantuas schönes Kloster zu kommen:

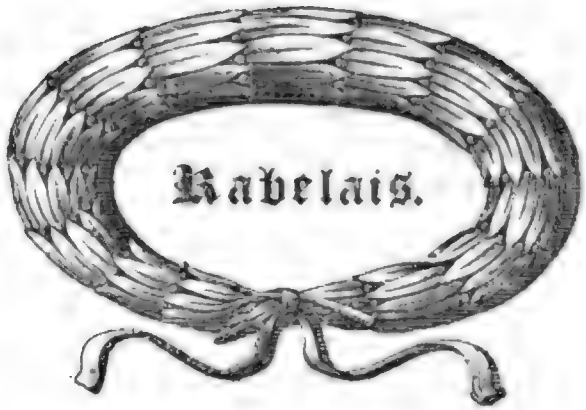
Hie kommet her die ihr des Herren Wort
Dem Feind zum Tort mit flinkem Geist verkündet.
Hie sollt ihr haben feste Burg und Hort,
Wenn Geistermord mit Glossen fort und fort
Die Gnadenpfort uns zuschließt und verspündet.
Kommt! gründet hie den Glauben, weckt und zündet!
Alsbald verschwindet, wann ihr schreibt und sprecht,
Was sich verschworen wider Gottes Recht.

Recht Gottes dauern
In heil'gen Mauern
Wird sofortan.
Wo Weib und Mann
Den Feind belauern,
Muß Gott-Recht dauern.

So genial endet Gargantua. In einem Schlußgedicht eröffnet Rabelais noch eine wunderbare Perspektive. Sein ahnungsvoller Geist sieht, da die Reformation in Frankreich nicht gesiegt, die Revolution vorher. An einer andern Stelle beklagt er sich, daß je mehr Klöster in dem glücklichen Deutschland niedergerissen würden, desto mehr in Frankreich neu entstünden, und hier droht er, das Ende dieser kirchlich-politischen Greuelzeit werde für Frankreich eine Revolution seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 2. — 4. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

1) Rabelais Gargantua und Pantagruel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Rabelais kündigt die Revolution in folgender „Räthsel-Prophezei" an:

Die Hohen, selbst aus edelm Blut erzeugt,
Sehn von Vasallen sich bekämpft, verscheucht.
Gehorsam, Ehrerbietung, Dienerpflicht
Verlieren all ihr Ansehn und Gewicht:
Denn, ist ihr Wort, trifft jeden doch die Reih
Daß er erhöht, und dann erniedrigt sey.
Und wird ein solch Handviren seyn und Raufen,
Mißhelligkeit und Hin- und Widerlaufen,
Daß keiner Zeiten wunderreiche Schrift
Von ähnlicher Verwirrung uns berichtet.
Zu gleichen Theilen ehret man alsdann
Den Ehrvergeßnen und den Ehrenmann,
Weil alles wird am Glauben und Verlangen
Der tollen Meng und dummen Einfalt hangen;
Davon den Gröbsten man zum Richter macht.

Doch fügt er sarkastisch hinzu: „es ist des Propheten Merlin Stylus: thut ihr Allegorien und Verständniß drein so tief ihr wollt, und grübelt die ganze Welt darüber so lang sie mag, ich, meines Theils, seh keinen andern Sinn dahinter als eine Beschreibung des Ballenspiels unter verblümten Redensarten. Die das Volk aufwiegeln, das sind die Partien-Macher, welches gemeinlich gute Freund sind: und wenn sie die beiden Gäng gemacht, kommt der aus dem Spiele der darinn war, und der Andre hinein."

Das zweite Werk von Rabelais, die Geschichte des Pantagruel, beginnt auf ähnliche Weise mit der weitläuftigen und komischen Geburtsgeschichte des Helden und geht dann zu seinen Studien in Paris über, wobei der Verfasser wieder Gelegenheit nimmt, die damalige gelehrte Charlatanerie zu verspotten. Er geht sehr derb mit der Sprache heraus und schont nicht: „Pantagruel turnirt in der Sorbonn mit allen Theologen ganzer sechs Wochen lang von morgens vier bis abends sechs, allein mit Ausnahm zweier Stunden Stillestands zur Atzung und Leibesrecreation: daß man nicht etwann denk er hätt die Sorbonnischen Gottesleut am Schoppen und ihrer gewöhnlichen Kehlnetz wollen behindern. Und assistirten dabei die mehresten Herren der Obergerichtshöf, Requetenmeister, Präsidenten, Räth, Rentbeamten, Sekretarien, Advokaten und Andre, nebst den Schöffen der Stadt, den Medizinern und Kanonisten. Und denket nur, daß sich dieselben meistentheils sehr straff ins Zeug geworfen hatten; aber mit all ihren Subtilitäten und

Flinten jagt' er sie gleichwohl ins Bocksborn, und bewies ihnen augenscheinlich, daß sie sammt und sonders nichts weiter als eingemantelte Kälber wären." Der gute Pantagruel wagt es, den gelehrten Augiasstall ausmisten zu wollen, er greift in alle Fakultäten ein. Er läßt sich einen Prozeß vorlegen. „Nun dann, zum Teufel, was soll mir dann all der Papierwust und dies Geschmier das ihr da bringt? Ists nicht gescheiter man hört sie selber ihre Sach mit lebendiger Stimm ausführen, als daß man die Meerkätzereien liest, die doch nichts weiter als Lug und Trug, Cepolistische Teufels-Cautelen und Rechtsverdrehereien sind? denn ich weiß wohl, ihr selbst und alle durch deren Händ der Prozeß gegangen, habt pro et contra was ihr nur konntet darein gemantscht, und statt daß anfangs ihr Handel leicht zu entscheiden und klar war, habt ihr ihn erst noch recht verdunkelt mit albernen unverständigen Clausuln, den abgeschmackten Meinungen eures Accursi, Baldi, Bartoli, de Castro, de Imola, Panormi, Hippoliti, Bertachin, Alexander, Curtii und andrer alter Köder mehr, die niemals auch nur das kleinste Gesetz in den Pandekten verstanden haben, und weiter nichts als sammt und sonders große Zehntkälber gewesen sind, unwissend in jedem Erforderniß zu einer gründlichen Rechtserkenntniß. Zudem, so sind uns die Gesetz aus dem innersten Schoos der moralischen und natürlichen Philosophi entsprungen: was können doch also die Narren davon wissen, die bei Gott! in der Philosophi noch nicht so weit sind als mein Maulthier? Und was die Humaniora, Geschicht und Kenntniß der Antiquitäten betrifft, davon strotzen sie wie die Kröt von Federn; es nutzt ihnen just so viel als wie der Kuh Muskatennuß: und gleichwohl sind davon die Recht ganz voll, ohn dies nicht zu versteben; wie ich in Schriften nächster Tag ausführlicher zu zeigen denke. So ihr denn also ein Erkenntniß in diesem Prozeß von mir haben wollt, verbrennet mir vor allen Dingen all dies Papier." Dies ist eine sehr kräftige Demonstration zu Gunsten der öffentlichen und mündlichen Rechtspflege, und beweist, welch ein gesunder Geist in Rabelais wohnte.

Pantagruel lernt einen lustigen Gesellen kennen, Panurg, der ihm durch seine muntre Laune die gelehrte Langeweile vertreibt. Dieser ächte pauvre diable war unlängst von den Türken gefangen, wie ein Haase gespickt und an den Spieß gesteckt worden, auch schon halb gebraten, als er noch glücklich entkam und auch den Hunden, die ihn verfolgten, dadurch entging, daß sie nur den noch an ihm steckenden Speck faßten, während er selbst davonlief. Die fernern Späße Panurgs sind so riesenhaft phantastisch als schamlos, doch seine Angst, da er gern heirathen möchte und sich doch davor fürchtet, und überall Raths einholt, ist äußerst ergötzlich.

Merkwürdig ist folgende Stelle über die Deutschen: „Dort die Sachsen, Osterlinger, Ostgothen und Deutschen, weiland ein unbezwinglich Volk, jezt aber Koth und unterjocht." Folgende phantastische Reisebilder (denn hier ist Pantagruel schon auf seiner großen Reise) können sogar bis auf die specielle Bedeutung der Birne (in den französischen Karrikaturen) auf das Juste-Milieu und die grotesken Vermählungen heterogener Principe in unsrer modernen Politik angewandt werden. „Man hielt just Hochzeit nach Landesart. Und kopulirten in unserm Beiseyn gar lustig eine Birn, ein stattlich Frauenzimmer unsers Bedünkens, (wiewohl die von ihr gekostet hatten, meinten, daß sie schon etwas teig wär) mit einem jungen milchbärtigen Käs: sein Haar fiel etwas ins Röthlichte. Die Mähr hievon war mir schon sonst zu Ohren gekommen, und solcher Ehen schließet man auch wohl anderwärts. Zu Haus auf meinem Ochsenstand, da sagen die Leut bis diese Stund: daß man kein Brautpaar so gerecht wie Birn und Käs zusammenbrächt. In einem andern Zimmer sah ich eine alte Pumphos mit einem jungen und geschmeidigen Stiefelein trauen. Und sagten dem Pantagruel, der junge Stiefel nähm die alte Pumphos, weils eine gute Haut wär, wohl auf dem Strumpf, fein derb und gut fürs Haus, ja zum Matrosen-Dienst. In einer andern Unterstub sah ich einen jungen Pantoffel eine alte Latsch heirathen, und ward uns gesagt, er thät es nicht um ihrer Schönheit noch Anmuth willen, sondern aus Geiz und Lüsternheit nach ihren Batzen, als womit sie überall kontrapunktirt wär."

Das Groteskeste im ganzen Buch ist der Krieg zwischen dem Tyrannen Fastnacht und der freien Republik der Würste. Hier wird der kirchliche Unsinn in Bildern verhöhnt, die alles hinter sich lassen, was jemals eine betrunkne, grillenhafte, verrückte Phantasie ausgeheckt, und die dennoch so voll Verstand sind, daß sie der himmlischen Weisheit selbst ein Lächeln abgewinnen müssen. Hier läßt er auch den alten Mönch Jahn ein des Plato würdiges Mährchen erzählen von der Antiphysis (Unnatur), welche alle Verkehrtheit in der Welt hervorbringe und sich und ihre Geburten für die wahre oder bessere Natur halte. „Und, wie ihr wißt, daß den Affinnen ihre Aeslein schöner dünken, denn alles auf der ganzen Welt, also lobt' auch Antiphysis ihrer Kinder Wohlgestalt, und bestrebt' sich darzuthun, daß sie weit schöner und reizender wären als der Physis Kinder. Also brachte sie, unter Beifall und Zustimmung der blöden Thier', bald alle Narren und Verrückten auf ihre Seit und ward bewundert von allen hirnverbrandten, tollen, gesunden Urtheils und Menschenverstandes ermangelnden Leuten. Nachmals heckt sie die Meerkatz-Mucker, Schleicher, Päpler, die hirnschelligen Pistolen-

zer, die Teufelsbesessenen Johann Calvins von Genferischen Leutbetrugs, die tobenden Putherbei, die Kuttner, Mollenbrüder, Esaustätzer, Kanibalen und mehr andre mißgeschaffne Ungeheuer und Fratzen, der Natur zum Trutz." Eben so phantastisch sind die Fabeln von den eingefrornen und wiederaufgethauten Worten, und überhaupt alle diese Reisebilder, die sowohl Lucian als Münchhausen übertreffen.

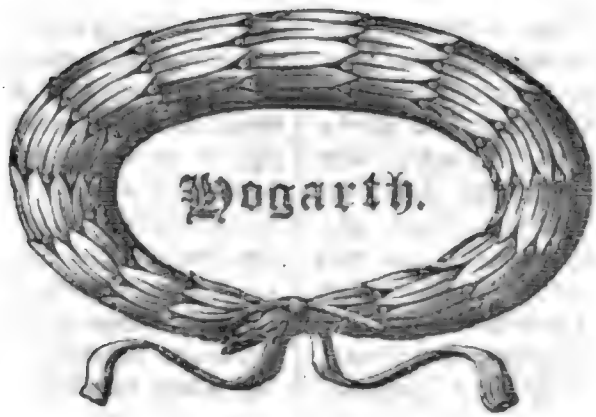
In einem dieser Reisebilder wird das damalige Papstthum folgendergestalt geschildert: „nach überstandnen Fasten gab uns der Kläusner einen Brief an Einen, den er Albian Hamar hieß, Aedituum und Sakristan des Läut-Eilands! wiewohl Panurg nannt ihn zum Gruß Herrn Eseldumm. Es war ein altes kleines gutes glatzköpfigs Männel mit leuchtender Schnut und kupfernen Karfunkel-Antlitz. Er ließ uns auf des Kläusners Fürsprach sehr freundlich an, als er ersah, daß wir die Fasten abgewartet, wie vorgedacht: erzählt' uns nach genossenem Imbiß von des Eilands Raritäten, versichernd, daß es anfangs von den Sitticinen bewohnt gewesen, die jedoch nach dem Natur-Lauf (wie denn alles veränderlich) zu Vögeln worden. — Die Vögel, groß, schön, höflich, glatt, manierlich, zierlich, sah'n fast aus wie unsre Leut zu Haus: sie assen und tranken wie Menschen, däu'ten, — — — — — schliefen, — — — wie Menschen; und doch war kein Gedank daran, meint' der Aedituus, schwur aber, daß sie nichts weniger als profan noch wörtlich wären. Auch ihr Gefieder gab uns gar stark zu rathen auf; denn etliche waren schloorweiß, andre rabenschwarz, noch andre aschgrau, wieder andre halb weiß, halb schwarz; andre hochroth, andre blau und weiß gestreift; es war eine Lust sie anzuschaun. Die Männlein nannt er Pfäffling, Münchling, Priesterling, Aebtling, Bischling, Cardinling, und den Papling, welcher einzig in seiner Art ist. Die Weiblein nannt er Pfäfinen, Münchinen, Priestinen, Aebtinen, Bischinen, Cardinen, Papinen. Gleichwohl, belehrt' er uns, wie unter die Bienen die Horlocken stoßen, die nur alles verderben und fressen, so führ auch nun seit dreihundert Jahren unter dies muntre Vögel-Völklein, man wüßt nicht wie es zuging, immer aller fünf Monat ein ganzer Schwarm von Tuckmäuserling, die all dies Eiland rundum versaut und verschändet hätten, ein so unförmlich, scheußlich Volk, daß alles vor ihnen lief; denn ach! sie hätten eitel krumme Häls, Harppenbäuch, raube Esaus-Tatzen und Krallen und Stymphaliden-Aerß; und wär nicht möglich sie auszurotten; für einen den man todtschlüg, kämen gleich fünfundzwanzig andre nach. Drauf frugen wir, was diese Vögel so unablässig zu singen trieb? Und der Aedituus antwort uns, es wären die Glocken die auf ihren Bauern hingen. Dann frug er uns: Soll ich die Münchling, die ihr hie in ihre Hippokras-Filtrirsäck wie Haubenlerchen vermummelt seht, gleich singen lassen? — O thut es doch! versetzten wir. Da zog er blos die Glock sechsmal, und Münchling sprangen, und Münchling sangen, daß eine Art war. — Und sängen auch wohl, sprach Panurg, die dort mit den rauchheringsfarbenen Federn, wenn ich hier diese Glock zög? — Nicht minder, antwort der Aedituus. — Da zog Panurg, und plötzlich rannten auch diese verschmauchten Vöglein her, und trällerten unisono; aber ihre Stimmen waren sehr rauh und garstig. Doch dafür, belehrt' uns der Aedituus, lebten sie auch von nichts als Fischen, wie die Reiger und Wasserraben bei uns, und wären eigentlich eine fünfte Species von Tuckmäusern, neu gedruckt und aufgelegt: zugleich bemerkend, wie ihm Robert Valbringue, der aus Afrika unlängst hie durchpassirt, erzählt hätt, daß nächstens eine sechste Art eintreffen würd, die er Kapuzling benamset, und ein mürrischer, birntoller, abgeschmackter Volk sey auf dem ganzen Eiland nicht erhört. — Wohl, sprach Pantagruel, hat Afrika von jeher immer die neusten Mißgeburten erzeugt. — Aber, sprach Pantagruel, da ihr uns nun erläutert habt wie Papling aus Cardinling, Cardinling aus Bischling, Bischling aus Priesterling, und Priesterling aus Pfäffling wird; möcht ich wohl wissen, woher euch diese Pfäffling kommen. Die Eltern ziehn den Kindern kurz und gut ein Hemd übers Kleid an, scheeren ihnen, ich weiß nicht wieviel Haar' vom Scheitel, und machen sie unter Abbetung gewisser apotropäischer Sühnsprüchlein, (wie die Isis-Priester in Aegypten mit leinenen Mänteln und Haarabschneidung creiret wurden), vor aller Welt und Aller Augen, handgreiflich, sichtlich, ohn Blessur noch Schaden mittelst Pythagorischer Seelenwandrung zu Vögeln, wie ihr hie vor euch seht. Doch lieben Freund', ich weiß nicht wie es kommen mag, noch was dahinter steckt, daß man von keinem dieser Weiblin, sey es nun Pfäffin, Münchin, oder Aebtin jemals ein fröhligs Lobliedlein oder ein Charisterium hört, wie nach der Lehr des Zoroaster dem Oromasis gesungen wurden; sondern nichts als Kataraten und Skythropäen wie man sie dem Arimanischen Dämon darbracht; und Jung und Alt, in einem fort sie ihre Freund und Eltern verfluchen, die sie in Vögel verwandelt haben. — Am dritten Tag, der eben so mit Schmäusen und Banketten verstrich wie die zween vorigen, begehrt' Pantagruel inständiglich den Papling zu sehen; Aedituus meint' aber, daß er sich so leicht nicht sehen ließ. Wie so? Wie so? frug Pantagruel, trägt er etwann den Helm des Pluto auf dem Kopf, oder Gyges Ring an den Klauen, oder ein Chamäleon auf der Brust, daß ihn die Welt nicht

schauen kann? — Mit nichten, sprach Aedituus, er ist nur von Natur ein wenig schwer zu sehen: ich werd indessen dafür sorgen, daß ihr, wo möglich, ihn zu sehn kriegt. Mit diesen Worten ging er weg, und ließ uns weiter knuspern. Kam nach einer Viertelstund zurück, anzeigend Papling wär itzt unsichtbar, und führt uns dann ganz still und ducklings grad auf den Vogelbauer los, worinn er in Gesellschaft zweier kleiner Cardinling und sechs schmerbäuchiger Bischling kaubt'. Panurg betrachtet' sich seine Gestalt, Gebährden, Mienen sehr aufmerksam; dann schrie er laut: Der Henker hohl das Beest! er sieht aus wie ein Widhopf. — Um Gottes Willen, redet leise! sprach der Aedituus, er hat Ohren! (wie Michael de Matiscone sehr weislich anmerkt.) — Nun, hat die nicht auch ein Widhopf? sprach Panurg. — Wo er euch nur ein einzig Mal so blasphemiren und lästern hört, seyd ihr verloren, lieben Leut. Seht ihr den Napf in seinem Bauer; die schlagen euch in einem Umsehn hundert Schuh tief unter die Erd. — Da wär's doch besser, sprach Bruder Jahn, wir tränken und banketirten weiter."

Von der Kirche wendet sich Rabelais wieder zum Staate. Er stellt denselben unter dem Bilde einer großen Kelter dar: „Wie wir hintraten, sahen wir in einer großen Preß an zwanzig bis fünfundzwanzig feiste Schlingel um einen langen Galgen-Tisch ganz grün beschlagen; die gafften sich einander an, und hatten Händ lang wie Krannichbein' und Nägel, zwei Schuh lang dran zu mindest. Denn es ist ihnen streng verwehrt sie zu beschneiden, dergestalt, daß sie ihnen so krallig-krumm wie Zinkenspieß' oder Schalter wachsen. Und eben trug man eine große Traub herein, von dem Gewächs des Extraordinarii, wie man in jenem Land sie herbstet, und mehrentheils an Pfählen hängt. Sowie die Traube kam, ward sie zur Preß genommen und quetschten ihr da Mann für Mann und Kern für Kern, das güldne Oel so rein aus, bis die arme Traub so dürr und ausmergelt weg kam, daß auch in ihrem ganzen Leib nicht ein Tröpflein Saft noch Most mehr war. Zwar hätten sie, sprach Stehmichgut, nicht allezeit von diesen großen, aber doch immer andre Sorten in der Preß. So haben sie wohl viele Stöck, Gevatter? frug Panurg. — Ey wohl, sprach Stehmichgut. Seht ihr die kleine, die man eben itzt wieder auf die Kelter legt? Dies ist die Traub vom Zehnten-Stock; die hatten sie verwichen schon bis auf den Secker ausgedruckt, aber der Most schmeckt' etwas nach dem Pfaffen-Ränzel und schien den Herrn nicht sehr zu munden. — Warum also, frug Pantagruel, legen sie's dann wieder auf? — Ey nun, antwortet' Stehmichgut, sie wolln halt sehn, ob nicht noch aus den Trestern etwas weniges herauszukontrolliren ist. — Potz Sackerdamm! rief Bruder Jahn, und die Leut nennt ihr Ignoranten? Den Teufel auch! Die zögen euch Oel aus den Wänden. — Ei das thun sie auch, sprach Stehmichgut, denn öfters thun sie Schlösser, Forsten, Wildgeheg' in ihre Preß, und ziehn aus allem trinkbares Gold. — Tragbares wollt ihr sagen? sprach Epistemon. — Nicht doch trinkbares, antwort Stehmichgut, trinkbares sag ich, denn man trinkt hie so manche Flasch davon, die einer sonst wohl nicht leicht verdauen möcht. Und Rebstöck hats hie so viel, daß man die Zahl nicht einmal weiß. Kommt her, und schaut mal dorten in den Hof! Da stehn euch mehr denn tausend, die nur auf die Stund des Kelterns harren. Da ist der Generalstock, dort der Partikular- der Festungs-Stock, der Stock der Anleih'n, der freien Gaben, der Accidenzien, der Domainen, der kleinen Vergnügungen, der Posten, der Spenden, des Hofhalts. — Was ist aber das für ein dicker dort, um den die kleinen alle so umher stehn? — Den nennt man den Ersparniß-Stock, sprach Stehmichgut, das ist der beste im ganzen Land; wenn der gepreßt wird, dann spürens diese Herren sämmtlich sechs Monat drauf in allen Adern. Als sich die Herren itzt wegbegeben, bat Pantagruel Stehmichguten uns in die große Kelter zu führen, was er auch gerne thät. Wir waren kaum eingetreten als Epistemon, der sich auf alle Sprachen verstund, Pantagruelen die Ueberschriften der Kelter, die sehr groß und schön, wie uns Stehmichgut erzählt', aus lauter Kreuzholz gezimmert war, zu zeigen anfing; denn über jedem Zubehör und Theil derselben stund der Name in ihrer Landessprach geschrieben. Die Kelter-Schraub hieß Einnahm; der Kasten, Ausgab; die Schraubenmutter, Etat; der Drengel, Contirt und nicht erhalten; die Docken, Stundung; die Torkel, Radietur; die Dauben, Recuperetur; die Bracken, Ueberschuß; die Henkel, Tariffen; das Trotten-Viet, Summa Summarum; die Hotten, Saldo; die Butten, Vons auf Sicht; die Gelten, der Tresor; der Trichter, Quittung. — Nun bei der worstlichen Königin! rief der Panurg aus; alle ägyptische Hieroglyphen sind gegen dies Rothwelsch Kinderspiel. Die Namen reimen sich, hohls der Gever! zur Sach wie Ziegen-Lorbern! Aber, Freund! Gevatter! warum nennt ihr nur die Leut hie Ignoranten? — Weil sie, sprach Stehmichgut, keine Studirten sind, und auch jemals studiren dürfen, und alles hie per Ignoranz, auf ihre Ordonnanz geschieht; auch weiter kein Raison gilt als: die Herren habens gesagt, die Herren befehlens so, die Herren wollens."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 3. — 7. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

1) Rabelais Gargantua und Pantagruel ꝛc.

(Beschluß.)

„Dann führt' Rabelais uns hinaus und weiter durch aberhundert kleine Keltern; und vor der Thür erblickten wir einen andern kleinen Henkerstisch, da saßen wieder vier bis fünf von diesen Ignoranten dran, so schmutzig und erbost wie Esel, wann sie mit Schwärmern im Hintern laufen. Die zwackten auf einer kleinen Preß, die sie da vor sich hatten, nochmals die Trauben-Kämm den Andern nach, und hießen Controlisten in der Landessprach, die widrigsten Holunken von Ansehn, die ich Zeit meines Lebens erblickt hab. Aus jener großen Kelter stiegen wir durch unzählige Kelterlein voll lauter Preßknecht, die die Kern mit einer Art von Handwerkszeug, (sie heißens Rechnungs-Artikel), zermatschen; und kamen endlich gar in einen langen Saal zu ebner Erd, wo wir einen großen Köder sahen mit zween Hundsköpfen, einem Wolfsbauch, und Krallen wie eines Lamballer Teufels, der dort mit Milch aus vielen Busen getränkt ward; denn auf Ordonnanz der Herren hielt man ihn so gut, weil auch nicht Einer darunter war, dem er nicht jährlich so viel eintrug als ein stattlicher Meierhof. Und in der Ignoranten-Sprach hieß man ihn Duplum. Auch seine Mutter lag neben ihm, an Farb und Fell fast ganz wie Er gestaltet, nur daß sie vier Köpf, zween männlich und zween weiblich hätt; die hieß Quadruplum, und war das allergrimmigste, furchtbarste Thier allda nächst ihrer Großmutter, Namens Unterschleif, die wir in einem Käfig sahen. Bruder Jahn, der immer zwanzig Ellen leere Därm hätt, ein Ragout von Advokaten zu speissen, ward endlich ärgerlich und bat Pantagruelen aufs Essen zu denken, und Stehmichguten mitzuführen. Wie wir nun durch die Hinterthür abtraten, sah'n wir einen alten Kerl an Ketten liegen, der halb gelehrt, halb ignorant war, ein rechter Höllen Zwitter; stak in einer Brillen-Haub wie die Schildkröt in der Schaal, und lebt von nichts als einem Futter, das sie in ihrer Zigeunersprach Appellationen zu nennen pflegen. Pantagruel frug Stehmichguten, als er ihn sah, von welcher Raß wohl dieser Protonotarius wär, und wie er hieß. Da sagt' uns der, wie er schon immer seit ewigen Zeiten, zu großem Aerger und Verdruß der Herrn, dadrinn in Ketten läg, die ihn schier Hungers sterben ließen, und hieß Revisit."

Auch die Verrücktheit der Gelehrten wird scharf gegeißelt. Unsre Helden kommen in das Land der Philo-

sophie, wo sie zu Abstraktoren ernannt werden und ihre Kollegen mit folgenden Dingen beschäftigt sehn: „Ich sah ein ganzes Rudel davon in wenig Stunden die Mohren bleichen. Andre pflügten mit drei Joch Füchsen den Ufer-Sand, und verloren ihr Saatkorn nicht. Andre wuschen die Ziegel auf den Dächern, und trieben die Farb heraus. Andre zogen Wasser aus Pumer oder Bimsstein, wie ihrs nennt, indem sie ihn eine gute Weil in einem marmornen Mörsel stießen und sein Substanz veränderten. Andre schoren die Esel, und erzielten gute Woll damit. Andre lasen Trauben von Dornen und Feigen von Disteln. Andre molken die Ziegenböck, und fingens in ein Haarsieb auf, zu gutem Ersprieß der Hauswirthschaft. Andre wuschen Eselsköpf, und hatten die Seif umsonst dabei. Andre pürschten den Wind mit Netzen. Einen jungen Spodizator sah ich, der einem todten Esel künstliche Winde entlockte und die Elle davon zu fünf Sol verkaufte. Andre machten große Dinge aus Nichts und wieder die größten Dinge zu Nichts. Andre maaßen auf langen Tennen bis auf ein Haar die Flöhsprüng aus, und betheuerten mir, daß dies Geschäft zum Regiment der Königreich, Kriegführung und Verwaltung freier Staaten mehr als nöthig sey: anführend wie schon Sokrates, der doch die Weisheit erst vom Himmel zur Erd herabgezogen und, aus einer müßigen Schwindlerin brauchbar und tauglich fürs Haus gemacht, sein halbes Studium lediglich auf Sprung-Messung der Flöh verwandt hab, wie Aristophanes bezeugt', der Quint essential."

Dies mag hinreichen, unsern Lesern einen Begriff von Rabelais Geist zu geben. Sein Witz ist aber so unerschöpflich und überall originell, daß es bei ihm, wie bei Jean Paul unmöglich ist, genügende Auszüge aus seinen Schriften zu machen. Auf den zweiten Theil, der den Kommentar enthalten wird, sind wir sehr begierig. Es wird uns manche witzige Beziehung verständlicher machen, und auf die Sitten- und Kulturgeschichte Frankreichs jener Zeit wahrscheinlich manches neue Schlaglicht werfen.

2) J. P. Lysers ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupfersliche mit verkleinerten aber vollständigen Kopien derselben von E. Riepenhausen. Dreizehnte Lieferung. Göttingen, Dieterich, 1833.

Man muß es der Verlagshandlung Dank wissen, daß sie die Fortsetzung dieses schönen Unternehmens gewagt hat, obgleich Lichtenberg — nicht mehr ist. Es wäre unbillig, wenn man von Lysers Erklärung verlangen wollte, was nur dem originellen Genie eines Lichtenberg möglich war. Wir sind auch mit einer weit einfacheren Erklärung zufrieden, wenn sie uns nur das Vergnügen gewährt, uns mit Hogarth zu beschäftigen.

Das malerische Verdienst Hogarths auseinander zu setzen, wollen wir Andern überlassen. Es ist indeß zu sehr ein poetisches, als daß wir es nicht von dieser Seite beurtheilen sollten. Er hat uns Gedichte gemalt, wie Walter Scott Gemälde dichtete. Dem poetischen Zweck seiner Kompositionen ordnete er allezeit das Pittoreske unter, daher ihn manche akademische Kälber gar nicht einmal für einen Maler haben gelten lassen wollen. Am besten lernt man Hogarths Werth kennen, wenn man ihn als den Maler des Lasters auffaßt, und seine Manier, das Laster darzustellen, mit den Manieren andrer, etwa der neuen deutschen Trauerspiel-Dichter vergleicht. Man denke an Werner, Müllner, Raupach, welche die heimtückischesten Schurken und galgengerechtesten Verbrecher zart empfinden, in schwärmerischen Phrasen wie den Marquis Posa deklamiren, und als Menschen von extrafeinem Seelenadel unter sentimentalen Thränen vom verehrungswürdigen Publikum Abschied nehmen lassen. Oder man denke an die edlen Lügner, an die tugendreichen Spieler und ehrliebenden Kassendiebe bei Kotzebue und Iffland, und an die reuevollen Ungetreuen, die mit Pastor und Notar wiederkehrenden Lovelaces in unseren Damenromanen. Und wenn man zweifeln muß, ob diese Mißgeburten unsrer Poesie von gänzlicher moralischer Entartung, von völliger Vergessenheit dessen, was Laster und was Tugend ist, oder vielleicht nur von Verstandesschwäche und Modenarrheit herrührten, dann ist nichts so erfreulich, als ein Blick in Hogarths Kupferstiche. Hier ist Wahrheit, hier erscheint das Laster, wie es wirklich ist, in seinen kleinsten wie größten Zügen treu, von seinem scheinbar unschuldigen Anfang bis zu seinem gräßlichen Ausgang, und nichts wird beschönigt, die Gemeinheit der menschlichen Natur wird durch keine vornehmen Phrasen, durch keine sentimentale Thräne entschuldigt; und dennoch sind diese Gemälde nicht so grell, daß sie anstatt poetischen Wohlgefallens nur Schrecken und Ekel in uns erwecken sollten. Was sie mildert, sind überall hervortretende komische Züge, und zwar Züge, die keineswegs willkührlich hineingepfuscht sind, wie sich etwa der Hanswurst in ein Trauerspiel mischt, sondern die in der Natur selbst liegen. Dem Laster fehlt es nie an Thorheit, oder würde es sonst wohl die Menschen zu Grunde richten? Viele Laster sind Folgen lächerlicher Schwächen, viele stehn mit Personen, Ort ꝛc. in einem komischen Kontraste, und sehn wir endlich, wie der Lasterhafte, seinem Wahnbild folgend, lustig ins Verderben rennt, so ist das ein wahres Lustspiel für den Teufel. In Schilderungen dieser Art ist Hogarth einzig, und niemals, zu keiner Zeit, von keiner Nation ist das Laster so wahr, so ergreifend, so poetisch gezeichnet worden.

Die Wahrheit des Hogarthschen Pinsels liegt hauptsächlich in der Gemeinheit, die bei ihm das Laster überall begleitet. Das Laster ist wirklich gemein, es läßt sich nicht, wie unsre deutschen, in dieser Beziehung wahrhaft niederträchtigen Dichter versucht haben, vor Gericht verdammen und mit dem lieben Herzen entschuldigen. Alles ist verzeihlich, nur nicht die Gemeinheit. Ein „Hugo Oerindur," der seinen Freund von hintenher erschießt, um ihm die schöne Frau wegzukapern, kann nicht entschuldigt werden, einem „Verbrecher aus Ehrgeiz" der die Kasse seines Vaters bestiehlt, einer von Mann und Kindern mit einem Buhler davonlaufenden Eulalia, wie in Menschenhaß und Reue, kann nicht verziehen werden. Indem Hogarth dem Laster den Ausdruck der Gemeinheit gab, gab er ihm den wahren, den einzig natürlichen Ausdruck. Er zeichnete die Gesichter so, daß man mit Swedenborg von ihnen sagen kann, führe diesen Menschen in den Himmel, er wird von selbst wieder herausgehn; um sich eine gemeine Gesellschaft zu suchen, die ihm besser zusagt.

Diese Gemeinheit gestattete Hogarth zugleich die größte Fülle des Komischen, und diente somit zur Milderung des gar zu Gräßlichen. Er besaß aber das ausgezeichnete Talent, die Gemeinheit überall aufzufinden und schonungslos als solche zu bezeichnen, bei allen Ständen und selbst auf den Höhen der Civilisation. Auch hierin ist er ganz das Gegentheil von unsren Trauerspieldichtern. Wie hoch steht er über dem, was er malt, wie fein und edel beherrscht sein Geist die Gemeinheiten, die er darstellt. Unsre Prahlhanse von Dichtern aber, die alles zu nobilitiren glauben, was sie bejamben oder betrochäen, wie gemein sind sie! welche böotische Dickschädel sind es, aus denen solch edles Lumpenpack, weinerliche Räuber, gefühlvolle Chatouillenerbrecher, Raupachsche romantisch-baschkirische Knutenschwinger, Kotzebuesche edle reuevolle landläuferische Eulalien ꝛc. wie Herel herausstöbern. Fi donc!

Ich gebe überhaupt die ganze weinerliche Literatur Deutschlands, die Werther, die Lafontaineschen Naturkinder, die Tiedgeschen und Matthissonschen Elegien, die Eheloſen, Unvermählten, Tanten, Großtanten und Schwiegermütter unserer Damenromane ꝛc. kurz viele tausend Bände für ein einziges Blatt von Rabelais oder Hogarth hin, selbst wenn diese Blätter schmutzig wären, denn es ist Wahrheit in ihnen, die sentimentale deutsche Literatur ist aber nur eine einzige monströse Lüge, und wenn man auch sagen kann, es sey nicht durchaus nothwendig, den Schmutz der menschlichen Gemeinheit so aufzudecken, wie es Rabelais und Hogarth thun, so muß man doch auch sagen, daß es noch viel, viel schlimmer ist, die Gemeinheit zu beschönigen, wie es unsere sentimentale deutsche Literatur thut. Ich will lieber den Schmutz vor Augen sehen und verabscheuen lernen, als mir durch sentimentale deutsche Dichter heimlich die Seele beschmutzen lassen.

Von den hier vorliegenden sechs Blättern Hogarths sind die beiden ersten politische Satyren, the times I. und II. Obgleich viel Witz in ihnen ist, gehören sie doch nicht zu dem Besten, was wir von Hogarth besitzen, wohin unstreitig die folgenden vier Blätter Tom Nero oder die vier Stationen der Grausamkeit zu zählen sind. Die Zänkereien zwischen Pitt und Fox sind schon veraltet, und um alle Anspielungen in den beiden ihnen gewidmeten politischen Bildern zu verstehen, muß man erst einen langen Kommentar lesen; dagegen die vier Stationen der Grausamkeit von selbst und allen Zeiten gleich verständlich sind. Wir sehen auf dem ersten Blatt den jungen Grausamen sich in der Thierquälerei üben, im zweiten ist er darin schon gereift, im dritten sehen wir ihn als Mörder eines schwangern Mädchens und im vierten, einem Meisterstück Hogarths, auf der Anatomie, von den Messern, Händen und Blicken der Aerzte zerfleischt. Man muß sich wundern, daß Herr Loser einen der feinsten Züge des Malers, ja den rührendsten in der ganzen Suite, in seiner Erklärung gänzlich übersehen konnte. Er sagt, der auf dem Boden liegende kleine Knabe werde von dem Wagen des Bierbrauers überfahren. Dies ist nicht der Fall. Der Knabe ist nur in Gefahr, durch die Nachlässigkeit des schlafenden Fuhrmanns überfahren zu werden, aber das eine der beiden Rosse, mitleidiger als der Mensch, bleibt stehen und nöthigt auch das andere Roß zum stillstehen. Da Hogarth gerade gegenüber einen umstürzenden Wagen gemalt hat, dessen Kutscher unmenschlich auf die Pferde losschlägt, von denen eines schon ein Bein gebrochen hat; so versteht es sich von selbst, daß er mit dieser menschlichen Grausamkeit das Mitleid jenes Pferdes kontrastiren wollte.

Diese Blätter sind, trotz ihres erschreckenden Inhalts, doch noch nicht die grausamsten, die aus Hogarths Pinsel hervorgingen. Entsetzlicher noch ist das Bild, auf dem er die Folgen des Branntweintrinkens dargestellt, da unter anderem eine in der Trunkenheit wahnsinnig lächelnde Mutter ihr Kind in einen Abgrund fallen läßt; noch mehr das Bild, das eine nächtliche Scene in einem Keller darstellt, wo zu gleicher Zeit ein Ermordeter in die Grube geworfen, der Raub getheilt, getrunken, geprügelt und geküßt und mitten im Lärm sogar geschlafen wird; am entsetzlichsten aber ist das Bild im „Leben eines Liederlichen," das die Ankunft des Liederlichen im Schuldgefängniß darstellt. Das ist das Ungeheuerste von Grausamkeit, was Hogarths Pinsel ausgedacht, und so raffinirt, daß selbst der scharfsinnige Lichtenberg es nicht einmal ahnete. Ich kann daher nicht umhin, bei diesem Anlaß die Lichtenbergische Erklärung zu korrigiren.

Die Freunde Hogarths erinnern sich, daß der Liederliche ein unschuldiges Mädchen, das ihn liebt, verführt hat, daß er sie verläßt, sich Buhlerinnen preisgibt, sein ganzes Vermögen verpraßt, wegen Schulden arretirt werden soll, in dieser Noth von jenem edeln Mädchen, das ihn noch immer liebt, gerettet wird, aber zum zweitenmal sie verläßt, um sich durch Verheirathung mit einem äußerst häßlichen, aber reichen Weibe wieder zu Gelde zu verhelfen. Als er auch dies Geld, und zwar sehr schnell durch hohes Spiel, vergeudet hat, kommt er zum Zweitenmal in die Hände der Gläubiger, und da ihm diesmal kein rettender Engel mehr beistehen kann, in das Schuldgefängniß. Hier findet er jenes unglückliche Mädchen ebenfalls, und in einer Lage, die, wie es mir scheint, Lichtenberg ungewöhnlich mißverstanden hat. Sie liegt in Ohnmacht, das ist wahr, und mit Hinweisung auf sie brüllt dem Liederlichen sein altes häßliches Weib Vorwürfe in die Ohren, während er in der Resignation der Verzweiflung völlig stupid erscheint. Wie konnte doch Lichtenberg, dieser personificirte Scharfsinn, hier an das Widersinnigste denken! Er sagt nämlich, die Ohnmacht des schönen Mädchens rühre nur von der Gefängnißluft und vielleicht von den Vorwürfen des alten Weibes her, und da diese Ohnmacht nöthig macht, daß man ihr den Schnürleib lüftet, so geht Lichtenberg in seinem Irrthum so weit, hinzuzufügen: „die enthüllten Reize mußten bei dem Liederlichen, der ihr grade gegenüber sizt, nothwendig Vergleichungen veranlassen, zwischen dem, was er einst so leichtsinnig wegwarf, und dem, was er nun besizt," nämlich zwischen der Schönheit des jungen und der Häßlichkeit des alten Weibes. Aber wo dachten Sie hin, liebenswürdiger Lichtenberg? Nein, das Gesicht des Liederlichen sieht gar nicht darnach aus, als ob es Vergleichungen anstellte, und wer möchte sie auch in dieser Lage anstellen.

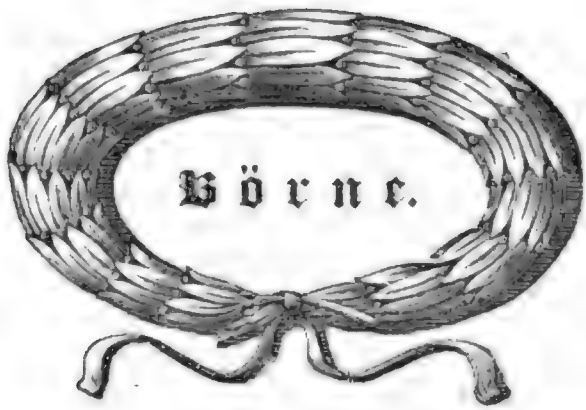
Die wahre Erklärung ist folgende: Das junge Mädchen wurde, nachdem sie den Liederlichen aus den Händen der Gläubiger gerettet, zum zweitenmal von ihm nicht nur um ihre Ehre, sondern auch um ihr kleines Vermögen betrogen. Daher findet er sie im Schuldgefängniß und zwar begriffen in ihrer zweiten — Niederkunft. Dies ist, nach allen bei Hogarth untrüglichen Zeichen, ihre Ohnmacht, und nur eine so grausame Situation ist im Stande, solche Gesichter zu erschaffen, wie sie hier Hogarth, sich selbst übertreffend, gemalt hat. Der Liederliche erndtet hier alle Früchte seiner Schlechtigkeit zumal ein. Er sizt im Kerker, die weiland reiche Erbin steht wie eine Furie neben ihm, schreiend und mit nicht umsonst geballten Fäusten, und vor ihm wird sein Kind geboren. Dies ist der boshafte Witz des Zufalls, den Hogarth so sehr liebt, und das grausamste aller seiner grausamen Bilder. Zur Bestätigung meiner Erklärung dient zum Ueberfluß die fünfte Platte, auf welcher wir das Mädchen und ihre Mutter in der Kirche erblicken, vergeblich Protestation einlegend gegen die Heirath des Liederlichen. Daß die Protestation nicht blos durch das erste sichtbare Kind unterstüzt wird, scheint aus zwei Umständen hervorzugehen, nämlich aus den zwei Lorbeerbouquets zur Linken und aus den zwei hinter den Eltern knieenden Kindern auf dem eingemauerten Kirchenbilde zur Rechten des Mädchens. Da bei Hogarth nichts ohne Absicht hingemalt ist, so können wir diesen beiden Emblemen auch nur die Deutung geben, daß die Lorbeern das Verdienst, die Betenden im Bilde die noch immer liebevolle Anhänglichkeit des Mädchens, die Zweiheit aber in Beziehung auf die zweimalige Treulosigkeit des Liederlichen auch zwei Kinder, mithin die bevorstehende Ohnmachtsscene im Kerker andeutet. Endlich ist diese Erklärung schon darum die richtigste, weil sie die grausamste ist, denn wir haben Hogarth vor uns, und nicht einen abgeschmackten Almanachskupfer-Fabrikanten aus der neu-altdeutschen lieben Himmel-Heilands-Nordlandsreken-Sentimentalität.

3) Dymokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Zweiter Band. Stuttgart, Brodhag, 1832.

Ganz dem ersten Bande gleich. (Vergl. Literaturblatt von 1832. Nr. 42.) Der kürzlich verstorbne Verfasser, Weber, gehörte wie der Verfasser von Welt und Zeit, der nun ebenfalls hingeschiedne Dr. Jassoir in Frankfurt a. M., zu den starken Geistern, deren Jugend in die Zeit der französischen Revolution fiel. Angesteckt nicht nur von der Aufklärung Voltaires, sondern auch als Juristen vertraut mit der ganzen Fülle neuer politischer Ideen, konnten sie die lezten Zeiten des deutschen Reichs natürlich nicht ohne Unwillen, nicht ohne Spott mit ansehn, und so erzeugte sich schon bei diesen ältern Männern jene unauslöschliche Lachlust, die man jezt an Börne tadelt. Weber ist nicht ganz so witzig, aber auch nicht so boshaft als Jassoir! er spottet, ohne zu vernichten, mehr um sich zu ergözen, als um die Gegner zu verwunden. Das Artigste in dem vorliegenden Bande sind seine Scherze über die Weiber und deren mit Anekdoten durchspickte Charakteristik, und seine Schilderung eines kleinen deutschen Höfchens, an dem er vor der Mediatisirung desselben angestellt war. Seine Briefe über Deutschland und seine Möncherei, die schon früher erschienen, sind ebenfalls voll Witz, und in so unverwüstlich guter Laune geschrieben, daß er nach Rabner, Thümmel, Lichtenberg, Musäus und Wieland einen ehrenvollen Rang unter den deutschen Humoristen behauptet.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 4. — 9. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

4) Briefe aus Paris, 1831 — 1832, von Ludwig Börne. 3ter und 4ter Theil. Paris, Brünet, 1833.

Ich möchte wohl in diesem oder jenem Punkt Börne tadeln, aber ich weiß nicht, ich schäme mich, es kommt mir vor, als trüge ich dann gleich die Uniform eines Polizeimanns. Wenn Börne ein wenig zu viel von sich selbst spricht, so hat er ein Recht zu sagen: muß ich nicht? würde mir mein Schweigen nicht als Niederlage ausgelegt werden? und wem stehe ich gegenüber? wahrhaftig, wenn ich nicht übermüthig werden soll, so stellt mir kein zwischen Suppe und Rindfleisch aus Brod geknetetes Geistchen wie Willibald Alexis entgegen! Gulliver geberdete sich erst als ein Riese, als er unter die Liliputaner gerieth. Und wirklich war Börne nicht immer so, vielmehr zeichnen sich seine frühern Schriften durch eine Anspruchslosigkeit aus, welche die Kraft seiner Satire verdoppelte, so wie dieselbe jezt allerdings durch die Prätension vermindert wird. Wenn Steffens uns eine bedeutende Ansicht vorlegt, so ist es gewiß nicht nöthig, daß er, wie er pflegt, hinzufügt, sie sey bedeutend; und wenn Börne, wie wir alle wissen, ein starker Geist ist, so braucht er es wohl nur zu seyn, nicht auch zu sagen, daß er es sey. Doch schon die Homerischen Helden rühmten sich, und von den Polen sagt man, daß sie zu allen Zeiten prahlen, aber auch leisten, was sie prahlen, und das thut Börne auch.

Er beschäftigt sich in diesen beiden Bänden wenig mit Politik, wenig mit Paris, und fast ausschließlich mit seinen deutschen Gegnern, mit den HH. Meyer, Wurm, Willibald Alexis ꝛc., die er denn aus dem ff. fühlen läßt, wie unedel es sey, sich mit Polizei- und Censurbehörden gegen einen Dichter zu verbinden. Er hat Recht. Ich will ganz davon absehn, aus welchem Grunde Börnes Schriften von Staatswegen hie und da verboten werden, aber möchten ihn auch alle Behörden als einen Rebellen ansehn und auf ihn fahnden, so würde er doch in den Augen der unbefangenen Schriftsteller immer nur als ein liebenswürdiger Dichter erscheinen müssen. Ist es überhaupt nicht eine wahre Philisterei, wenn ganz Deutschland sich vor einem kleinen witzigen Juden fürchtet, oder mit Spieß und Stangen gegen ihn zu Felde zieht, wie die sieben Schwaben gegen das Häslein am Bodensee. Das müßten mir schwache Staaten seyn, die ein witziges Wort von Börne umblasen oder nur gefährden könnte; oder das müßte mir ein erbärmliches Vaterland seyn, das tief beleidigt und entehrt werden könnte durch ein Wort von Börne, in dem noch

dazu nicht Haß, sondern vielmehr Liebe sich ausspricht, wenn man es recht versteht. Der Eifer gegen Börne scheint nun also ungerecht an sich, dann vollkommen unnütz und endlich unedel, sofern seine Gegner sich damit, wie man zu sagen pflegt, gern ein Bildchen verdienen möchten, sofern sie, die es nie gewagt haben würden, Börne anzugreifen, es erst in dem Augenblicke thun, da sie es glauben ungestraft thun zu dürfen, so wie es stille Hündchen gibt, die erst dann gegen den Fremden zu bellen anfangen, wenn der Herr kommt.

Börne hatte vollkommnes Recht, dieser Meute einen Knochen hinzuwerfen. Aber warum gefällt er sich so sehr im Anblick dieses Gezerrs und Geknurrs? Ich kann diese Liebhaberei Börnes, zu polemisiren, und auf diese Art zu polemisiren, so wenig begreifen, als den Platen-Immermann-Heineschen Schmutzkampf. Nur wenn der Gegner, oder der Gegenstand des Streits von allgemeiner Wichtigkeit ist, tritt der vernichtende Witz in seine rechte Stelle; im entgegengesezten Falle erscheint mir der Aufwand von Kraft wie unnütz, so auch unschön. Es verkleinert den Mächtigen, wenn er sich in kleine Kämpfe einläßt.

Börne befleißigt sich in diesen beiden Bänden einer gött[illegible]lichen Grobheit, aber sind seine Gegner derselben werth? Gutes Gott, wenn ich meine Gegner so behandeln wollte, wie sehr würde ich fürchten, ihnen zu dem Glauben Anlaß zu geben, als beschäftigte ich mich mit ihnen, als seyen sie Gegenstände, die in meinem Gedächtniß öfters wiederkehrten, oder als hielte ich sie für wichtig und gefährlich genug, um mich ihrer erst erwehren zu müssen? Nein, ich gehe mit meinen Leutchen mild um, ich thue ihnen gar nichts, außer wenn sie mir mit ihren neuen Büchern unter das kritische Messer rennen und mich dann freilich nöthigen, ihnen die Warzen zu schneiden. Was hätte wohl Müllner darum gegeben, wenn ich mich mit ihm in eine literarische Fehde eingelassen hätte! aber ich ließ ihn bellen, bis er von selbst aufhörte? Wie viele schöne Zeit hätte ich mit ihm verloren, wie hätte ich mit einem solchen Elenden klopffechtend vor dem Publikum beschämt dagestanden! Ich schwieg, wie jeder Ehrenmann thut, wenn er angebellt wird. Die Bestie hat nun längst alle Viere von sich gestreckt, und kein Mensch frägt mehr darnach, was er alles gegen mich gebellt hat. Meiner literarischen Ehre ist nicht der mindeste Eintrag geschehn weder durch sein Gebell, noch durch mein Schweigen. Vor einigen Jahren äußerte der Hofrath Förster in dem Berliner Conversationsblatt, ich ermangle gänzlich des Patriotismus. Ich habe mich nicht vertheidigt. Hätte ich es wohl nöthig gehabt? Zu welcher Girandole von Witz hätte mir dieser Hofrath, gerade dieser, Anlaß gegeben, aber er ist zu unbedeutend, eine solche Auszeichnung zu verdienen. Georg Döring ließ vor einigen Jahren, ich weiß nicht mehr wo, drucken, ich sey entsetzlich gereizt gegen ihn. Hätte ich nun den überkühnen Gedanken, mich gereizt haben zu wollen, bestätigen sollen, dadurch daß ich mich erst dagegen vertheidigt hätte? O nicht doch, es wird Niemand einfallen zu glauben, daß eine so unschuldige Fliege, wie dieser Georg Döring, mich reizen könne, und wo wäre denn eine Veranlassung? Er schreibt nicht seichter, als hundert Andre, und persönlich kennen wir einander gar nicht. Wilhelm von Lüdemann schob vor Kurzem noch meiner ganzen kritischen Thätigkeit den edeln Zweck unter, ich wolle blos „mein Huhn im Topf" haben. Sollte ich etwas dagegen sagen? Glaubt wirklich Jemand, daß ich schreibe, um reich zu werden? Ich bin darüber ruhig. Theodor Hell, daß ich ihn nicht vergesse, hat er nicht auch gegen mich geschrieben oder schreiben lassen? Ein Mensch, der unter den literarischen Krankheiten unsres armen Deutschlands das Miserere darstellt, — pfui, er mag von mir sagen, was er will, er selbst ist doch immer die gröbste Antwort auf sich selbst. Da ist noch der seichte Veith, der altkluge Bönicke. Soll ich ihrem Genergel und Gekuusper antworten? Ich halte es ganz und gar nicht für nothwendig. Der Schacht in Mainz hat ein ganzes Buch gegen mich geschrieben, so wie früher ein Becker in Zerbst oder Zeiz, ich weiß nicht mehr. Sollte ich da regelrecht antworten? O goldne Zeit, die ich liebe, wie ich nie eine andre Dame geliebt, soll ich dich solchen Schulfüchsen opfern? Wozu? Wenn ein Mann wie Schacht, der in Darmstadt das Volk vertritt und in Mainz Generale besingt, Tieck den schlechtesten und Zschokke den besten deutschen Dichter nennt, und der ein Buch über „den Unsinn und die Barbarei" schreibt, welche durch mich in die deutsche Literatur eingeführt seyn sollen, kann ein solcher zurechnungsfähig seyn? Die Jenaer Zeitung, ich weiß nicht, steckte der kleine Paulus dahinter, oder nicht, schalt mich einmal einen Jesuiten. War es nöthig, zu sagen, daß ich keiner sey? Ein und derselbe Korrespondent der Speyerer Zeitung denuncirte mich vor acht Jahren bei den Regierungen als Demagogen und vor einem Jahr beim Volk als Höfling, das erste Mal, um meine Einbürgerung in Würtemberg, das zweite Mal um meine Wahl zum Deputirten zu verhindern. Das war freilich so dumm als schlecht, aber in beiden Fällen völlig wirkungslos, und da Niemand auf die plumpe Verläumdung Werth legte, hätte ich es doch wohl nicht selbst thun sollen? Noch manche andre Beleidigung, die mir widerfahren, habe ich eben deswegen vergessen, weil ich sie nicht beantwortet habe. Und selbst Sie, kleiner Schützling der großen Frau von Staël, müssen Sie nicht im Stillen bekennen, daß ich Sie mit zarter Rücksicht behandelt habe, indem ich Sie nicht am empfind-

lichsten Theil angriff, sondern im Gegentheil am unempfindlichsten. Wie viele Waffen haben Sie mir in die Hand gegeben, wie sehr hätten Sie durch Ihren feigen Hohn im Wendt'schen Musenalmanach die grausamste Antikritik gerechtfertigt. Aber ich gehöre nicht zu denen, die aus einer persönlichen Rücksicht große Geister, wie etwa Herr von Schlegel unsern Schiller, zu verkleinern den unnützen Versuch machen, ich spreche meinem Gegner nicht das kleinste seiner Verdienste ab, ich zähle sie auf, bringe sie in Erinnerung, wenn sie vergessen seyn sollten, und zögre nicht einmal, den einen großen Kritiker zu nennen, dessen Kritik gegen mich nicht gerecht war. Ich bringe der Wahrheit dieses persönliche Opfer, und meine ganze Rache besteht darin, daß ich ihm in demselben Spiegel der Wahrheit neben allem, was er hat, auch zeige, was er nicht hat, nämlich den Beruf, über Andre zu spotten. Ich habe das in ein paar kleinen Epigrammen in einer lustigen halben Stunde gethan. Heine würde, wie gegen Platen, ein ganzes Buch gegen ihn geschrieben haben, und ohne Zweifel ein klassisches.

Also, meine Feinde allzumal, müßt ihr nicht erkennen, daß ich eigentlich ein weichherziger und sentimentaler Kritiker bin, ein Skrzynezki und Robinski der Literatur, der mehr predigt, als todtschlägt? daß ich den Anlaß, den ihr mir gebt, und die gute Gelegenheit, die ich als Chef eines kritischen Blatts täglich habe, so gut als gar nicht gegen euch benutze? Aber aufrichtig gesagt, ich thue es nicht euch zu liebe. Ist einer, wie Schlegel unter euch, so wäre es gegen alle literarische Würde, um einer kleinen Persönlichkeit willen seinen Ruhm antasten zu wollen; und die Unbedeutenden sind der Mühe ohnehin nicht werth. Ich kann ihre Vernichtung getrost dem Todeskeim überlassen, den sie in sich tragen, und achte meine Zeit höher, als sie an Lappalien zu verschwenden.

Es scheint mir nun aber, daß diese Grundsätze auch von Andern Anerkennung verdienen. Die Zeit ist ohnehin so stürmisch bewegt, und so große Dinge gehn in ihr vor, daß die literarischen Zänkereien in Deutschland, wenn sie nicht allgemeine Interessen und Tendenzen, wenn sie nur Persönlichkeiten betreffen, dagegen sehr kleinlich erscheinen, darunter schon am nächsten Tage verschwinden müssen. Börne hätte wohl nicht nöthig gehabt, sich so ausführlich zu vertheidigen. Sein genialer Geist kann nicht durch ephemere Libelle verdunkelt werden. Wer könnte zweifeln, daß man nach tausend Jahren die HH. Eduard Meyer, Cruciger ꝛc., die so brutal gegen Börne geschrieben haben, mit Verachtung ansehn wird, wenn je in irgend einer Bibliothek noch eine dieser Scharteken alsdann zu finden seyn sollte, und daß jeder Leser, die übrigen unsterblichen Schriften Börnes in der Hand, sagen wird, Börne habe eine so ausführliche Polemik nicht erst bedurft.

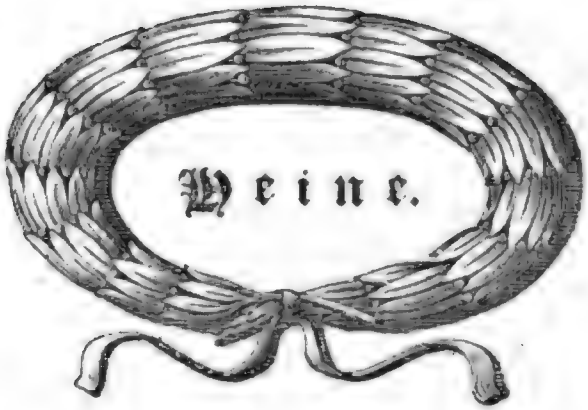
Eine einzige Stelle, die edelste im ganzen Buch, reicht hin, alle Vorwürfe, die man gegen die ersten Bände dieser Pariser Briefe erhoben hat, niederzuschlagen: „Es ist wie ein Wunder! Tausendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sey; die Andern verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kömmt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu seyn, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräthe sind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu seyn, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr. Ja, weil ich die Sklaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, weil ich in keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war, als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Thore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutscher Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Gosse trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Gränzen zu mir herüberschallte. Sie sagen, die Franzosen erschienen mir als Riesen, und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? Wem soll man begegnen? Was soll man beantworten?

Unverſtand und Mißverſtand ſind Zwillingsbrüder, und es iſt ſchwer, ſie von einander zu unterſcheiden, für jeden, der nicht ihr Vater iſt. Wo habt Ihr klugen Leute denn das herausgeleſen, daß ich die Franzoſen als Rieſen anſtaune, und die Deutſchen als Zwerge verachte? Wenn ich den Deutſchen ſage: Macht, daß Euer Herz ſtark genug werde für Euern Geiſt, daß Euere Zunge feurig genug werde für Euer Herz; daß Euer Arm ſchnell genug werde für Euere Zunge; eignet Euch die Vorzüge der Franzoſen an, und Ihr werdet das erſte Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutſchen Zwerge ſind, und die Franzoſen Rieſen? Austauſchen, nicht tauſchen ſollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und ſpräche: Ich will dich in einen Franzoſen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutſcher bleiben mit allen ſeinen Mängeln und Auswüchſen; ein Deutſcher mit ſeinen ſechs und dreißig Fürſten, mit ſeinen heimlichen Gerichten, mit ſeiner Cenſur, mit ſeiner unfruchtbaren Gelehrſamkeit, mit ſeinem Demuthe, ſeinem Hochmuthe, ſeinen Hofräthen, ſeinen Philiſtern — — auch mit ſeinen Philiſtern? — — Nun ja, auch mit ſeinen Philiſtern. Aber ich ſage Euch, es iſt ſchwer, ein gerechter Richter ſeyn!“

Die Heringsſalat, in welcher Börne den Berliner Häring zurechtmacht, iſt ein Meiſterſtück von Satire und die Phantaſie darin überſchwenglich wie bei Rabelais. Willibald Alexis hätte ſich wohl nie träumen laſſen, daß er je etwas ſo Vollkommnes hervorbringen würde. Wer ſie nicht ſchon kennt, die klaſſiſche Plattitude der Berliner „MitwochsgeſellSchaft,“ der würde hier einen Begriff von ihr bekommen, wenn er folgendes lieſt: „Am zweiten Tage meiner Ankunft in Berlin, Morgens zwiſchen zehn und zwölf Uhr und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Hering zu mir, ſchwarz gekleidet, in ſeidenen Strümpfen und überhaupt ſehr feſtlich zubereitet. Ich ſaß gerade beim Kaffee. Börne! ſagte Robert, trinken denn die Geiſter Kaffee? Darauf ſah er Hering an und wartete auf eine günſtige Rezenſion ſeines Einfalls. Hering aber, der ſeinen Beifall für ſich ſelbſt aufſparen wollte, ſprach: „Warum nicht? Im Kaffee iſt Geiſt, ſchöne Geiſter begegnen ſich, darum trinkt Börne Kaffee.“ Darauf ſagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut ſchluchzend um den Hals. Robert aber ſprach, mit bewegter doch feſter Stimme: ermannen Sie ſich, Referendär; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hauſe begegnete uns ein Mann, wir blieben ſtehen. Hering ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder einer. Hering ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vier und dreißig Perſonen vorgeſtellt, die alle Hofräthe waren ꝛc.“ Ja ſo ſind dieſe Männchen, dieſe Hofrätbchen, Liedertäfler und Bühnendichterchen, dieſe Schwächlinge, die ſchon die Polizei zu Hülfe rufen mußten, um einen Saphir zu bezwingen, die ſich einen neuen Frack machen ließen, um zu Goethe zu reiſen, und wenn ſie in ſeinem Vorzimmer ſtanden, vor Wind und Weh und Manchettenfieber wieder in den Gaſthof zurück mußten, ohne ihn geſehn zu haben; dieſer literariſche Auskehricht, in dem ſich, wie Goethe zierlich ſagt, der Menſchheit Schnitzel kräuſelt, dieſe Pappenſtiele und Schneiderläppchen, eingeſchrumpfte Apfelſchaalen, zerbrochne hölzerne Knöpfe, ausgerißne Beine altgewordner Kinderpuppen, halbverbrannte Schwefelhölzchen, aufgebrochne Papilloten und krumme Stecknadeln ꝛc. Ganz ſo ſind ſie, ſehn nach etwas aus und ſind doch nichts, als unbrauchbarer Abfall. Indeß iſt eben deshalb nichts luſtiger, als wenn ſich ſolche Nichtſe zuſammenthun, und thun, als thäten ſie etwas, und ſich bekomplimentiren, bekränzen, umarmen, als wäre Cazottes diable amoureux in den Auskehricht gefahren. Ein Fidibus in elegantem Frack kniet vor einer abgewürzten Zimmerglocke ohne Klöppel, ein ausgerißnes Beſenreis und ein verbrauchter Tabakräumer ſchwören ſich Arm in Arm ewige Freundſchaft zu, ein zerbrochnes Siegel rennt wie beſeſſen umher und ſucht ſeine andre Hälfte, da fährt plötzlich ein ungeheurer Beſen vom Himmel herab und fegt ſie alle hinaus. Was war das? Ein wüſter Traum des alten Goethe. Wahrhaftig, dieſe in Goethe verſammelte Gemeinde Berliner ſpuhlwurmförmiger Geiſterchen, die ſich Dichter nennen, es ſind in der That nur wüſte Traumbilder des alten Dichterkaiſers, wie ſie die Flatulenz nach einem langen Gaſtmahl erzeugt, es ſind Nichtſe, unreine Hauche, die aber, weil ſie von einem großen und vornehmen Manne herkommen, ſchwarze Fracks angezogen und Doktorhüte aufgeſetzt haben, und zum Theil Hofräthe geworden ſind; auch haben ſich einige dieſer flauen gelblichgrauen, ſchwefelwaſſerſtoffhaltigen Gaſe in der Hegelſchen Philoſophie verfangen, und dieſe ſind es vorzüglich, welche ſich geberden, als ob ſie wirklich ein Recht auf ihre Exiſtenz hätten, obgleich ſie nichts ſind, als der Lärm, den ſie machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 5. — 11. Januar 1833.

Humoriſtiſche Literatur.

(Fortſetzung.)

5) Heines Reiſebilder. Zweite Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831.
6) Franzöſiſche Zuſtände, von Demſelben. Daſelbſt, 1833.

Prof. Wolff in Weimar hat in ſeinen jüngſt erſchienenen Vorleſungen über die ſchöne Literatur Europas (auf die wir zurückkommen werden) Heine ſehr richtig in folgenden Worten charakteriſirt: „daß er einer der reichſten Dichter ſey, iſt keine Frage, ſeine Phantaſie hat eine unendliche Kraft, einen wunderbaren Zauber und mitunter eine ſeltne Zartheit; ſein Witz iſt glänzend und ſchlagend, ſeine Sprache erfreut ſich, wenn er will, des anmuthigſten Wohllauts, aber alle dieſe Gaben achtet er nicht; ſie ſind ihm nicht jungfräuliche Begleiterinnen, ſondern gefeſſelte Sklavinnen ſeines Hohnes, die dieſer ſelbſt mißhandelt, wo es gilt, dem Leben wehe zu thun, weil es dem Dichter weh that, und dieſer ſich rächen will. Zerſtören iſt ſeine Luſt, und ſeine Dichtungen haben daher nie etwas Erhebendes, Begeiſterndes und Verſöhnendes, weil ſie ſtets nur ſeinen Zwieſpalt mit dem Leben ſchildern, und das Leben iſt ihm Alles. Dieſe Grundempfindungen ſeines Seyns weiß er übrigens, wie ein geſchickter Tonkünſtler, unendlich zu variiren, indem er den Mißklang ſeines Weſens bald in Grauen, bald in ſtarre Verzweiflung, bald in wilde Sinnlichkeit, oder in frazzenhaften Spott kleidet. Heine iſt zu ſehr Kind der Zeit, und der harte Tadel, den er in mehr als einer Hinſicht verdient, trifft dieſe mehr, als ihn. So iſt die Frechheit, die er dem Gemeinen entgegen ſezt, als Zuchtruthe, nicht ſein urſprüngliches Eigenthum, er hat ſie dem Leben um ihn her abgeborgt, und ſtellt ſie um ſo treuer dar, als er ſie ſtets in den kurſirenden Wendungen und Ausdrücken des Tages reden läßt. Eben deshalb ſcheint dieſe Weiſe Manier, ſie iſt es aber nicht, es iſt der eigenthümlichſte Ausdruck ſeines Haſſes, wie der Menſch im Zorn überhaupt leicht das, was ihn ärgert, übertreibend nachäfft, um dadurch recht bitter den zu kränken, der es ſeiner Meinung nach verdient, weil er die Urſache des Aergers iſt. Daher auch ſeine innere Geſetzloſigkeit, die ſein größter Feind iſt, da ſie ſeinen Leiſtungen die möglichſte Vollendung, nach der doch jeder Dichter ſtreben muß, verwehrt. Hieraus nun erklärt ſich auch die anſcheinend leichte Kunſt, in ſeiner Denk- und Sinnesweiſe zu dichten, welche ſo viele Nachahmer hervor lockte.“

Der geiſtreiche Beurtheiler hätte noch hinzufügen ſollen, aus welchem Grunde unſre Zeit in dieſe Selbſt-

Verhöhnung gefallen, die wir auch außerhalb Deutschland bei Lord Byron, Janin ꝛc. finden und die sich sogar in die Sprache der Tribunen und Journale eingeschlichen hat, denn je länger je weniger kann man deren Selbstironisirung verkennen. Die Erscheinung wird am auffallendsten, wenn wir ins Mittelalter zurückblicken. In jener finstern Zeit der Barbarei, der Wirren und Noth, die schwer das Leben drückten, und der äußern wie der geistigen Armuth waren die Menschen dennoch zufrieden mit der Welt, und fühlten sich in derselben heimisch. Wurde es ihnen ja zu arg, so flüchteten sie in die Gnade Gottes, aber es fiel ihnen nicht ein, beständig mit der Welt zu hadern, wie mit einem geizigen Onkel, der dem lüderlichen Neffen nicht genug Geld zu seinen Verschwendungen geben will, oder wie mit den Aerzten, wenn man durch eigne Schuld unheilbar geworden ist. Die Leute litten auch Noth, und entbehrten namentlich an Lebensbequemlichkeiten und Genüssen unendlich mehr als wir, und doch waren ihre Herzen stark und fielen nicht leicht in Kleinmuth und Verzweiflung, und ihr Verstand war zu besonnen und gesund, als daß sie hätten die Thorheit begehn können, die schöne Gotteswelt zu verhöhnen, blos weil es ihnen darin einmal nicht wohl ging. In unsrer Zeit aber herrscht die Eitelkeit, der man den philosophischen Namen der Subjektivität gibt, um sie zu beschönigen. Die Welt soll sich nach uns richten, nicht wir nach ihr; sie soll so aussehen, nicht wie sie ist, sondern wie sie durch die Brille unsrer Laune erscheint. Der eine malt sie rosenfarben, schwarz der andre, und jeder schwört, daß sie so sey. Wenn sie aber endlich nicht läugnen können, daß die wirkliche Welt anders ist, als wie sie es haben wollen, so rächt sich ihre Eitelkeit durch Spott. Wir sehn daher in neuerer Zeit eine Gattung von Spöttern, die scheinbar den alten Aristophanen, Lucianen, Juvenalen, Rabelais verwandt, in der Wahrheit ganz das Gegentheil von ihnen sind; denn wenn jene Alten, selbst in sich klar und voll Ruhe, Besonnenheit und Vernunft, die Widersprüche, das verworrene unruhvolle Treiben und die Narrheiten Andrer schilderten, so zeigen uns dagegen viele der Neuern nur ihre eigne Unklarheit, innere Zerwürfniß, Thorheit und Verkehrtheit, darin die übrige vernünftige Welt wie in einem Hohlspiegel erst durch optische Täuschung zur Karrikatur wird. Daher die zahllosen und groben Ungerechtigkeiten unsrer modernen Hypochonder, die wie Börne und Heine, nach dem Vorgang Byrons, nicht selten über unschuldige, ja heilige Dinge spotten, und sich, wenn nicht aus Affektation, dann in reinem Wahnwitz, gerade darin gefallen.

Ich betrachte sie als Symptome einer vorübergehenden Krankheit der Zeit, einer künstlichen Ueberreizung, eines überwuchernden Triebes, der nicht Nahrung genug findet, eines zu schnellen Wachsthums, das auch im physischen Leben Spannung, Mißbehagen, fliegende Hitze, Zorn oder Betrübniß, Sinnenkitzel und zugleich Neigung zum Selbstmord erzeugt, wie Jeder an sich selbst erfährt, oder es in medizinischen Büchern ausführlich lesen kann. Ist unsre Zeit nicht wirklich in einem etwas zu schnellen Wachsen begriffen, wie ein Jüngling, dessen Leib in die Höhe schießt, ohne daß ihm die Breite folgen kann? Die innere Befriedigung und Naivetät der Kindheit ist von uns gewichen, zur wahren Mannheit sind wir noch nicht gereift, wir leben in den Schul- und respektive Flegeljahren. Das Alterthum mit seinen Kämpfen und seiner schönen Kunst liegt wie der Kindheit Spielerei, und die gnadenreiche Kirche des Mittelalters wie die Mutterliebe hinter uns. Wir treten jezt in die gährenden Jahre, wo wir etwas wollen, uns etwas dünken, und doch bald von Blödigkeit, bald vom alten kindischen Muthwillen ergriffen werden. Wir wollen gern lernen, denn wir sind neugierig und ehrgeizig, aber der Schulmeister ärgert uns. Wir glühen in der ersten Liebe, aber sie ist eine ganz andere, als jene alte fromme Mutterliebe, sie befriedigt uns nicht, sie wühlt unser Wesen bis zum innersten Grunde auf, bald wollen wir in unersättlicher Habgier Alles haben, bald zittern wir vor der Verweigerung auch der kleinsten Gunst, verzweifeln knabenhaft und wollen uns, wie Werther, erschießen. Wenn man dem Zeitalter den Puls fühlt, so wird man in seinem Blutumlauf jene politischen und poetischen Krisen, jenes Schwanken zwischen allzukühnem Drange und allzu schlaffer Resignation ganz genau wahr nehmen können. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, aber auch überzeugt seyn, daß die Zeit schon von selbst zu Jahren kommen wird, und daß man in etlichen tausenden derselben vielleicht mit Rührung auf die Periode der Byrons und Heines zurücksehn wird, wie ein Greis auf einen tollen Liebesbrief, den er als Jüngling geschrieben.

Die französischen Zustände sind größtentheils aus der Allgemeinen Zeitung schon bekannt. Die Charakteristik des Juste-Milieu ist klassisch und dieses Buch enthält dadurch nicht blos einen poetischen, sondern selbst historischen Werth. Der Bürgerkönig, Perier, Lafayette und alle die Heroen des Juli wie des Märzes, endlich die Sitten- und Meinungen des Tages sind lebendiger nirgends gemalt, als hier. In den Beziehungen auf Deutschland ist Heine bei weitem nicht so radikal als Börne, wenigstens lobt er die Personen, wenn er auch die Verhältnisse tadelt. Als Satiriker verliert er dadurch, wenn er die Sache aber aus einem politischen Standpunkt ansieht, so ist freilich die Satire nicht das rechte Mittel, die Philister zu bekehren. Man kann ihm daher nur vorwerfen, daß er in seiner Behandlung

des Publikums sich nicht ganz klar gewesen ist, und daß er es entweder nur hätte verspotten oder nur freundlich belehren sollen. Die Mischung von Hohn und Anerkennung thut keine gute Wirkung.

Wie, wenn diese geistvollen Spötter es über sich gewinnen könnten, objektiv zu werden, wenn sie die Persönlichkeiten, und zunächst die eigne, versteckten und nur wie Aristophanes, Lucian, Cervantes und Rabelais dichteten. Jeder Dichter, vor allen aber der satirische, muß, wie der Jüngling in Callot-Hoffmanns Mährchen, kein Spiegelbild haben. Wenn er die Welt in seinem Hohlspiegel abspiegelt, muß sein eignes Bild das der Welt nicht decken. Der Schöpfer der Satire war Aesop, aber er malte blos Thiere, nicht sich selbst dazu. Es wäre nun freilich wunderlich, wenn wir die Herrschaft der Subjektivität allzu streng tadeln wollten, da sie eine Konsequenz unsres ganzen Zeitalters ist, da wir alle mehr oder weniger darin befangen sind. Allein hat diese Richtung nicht vielleicht das Extrem erreicht, und dürfte nicht eine Wendung eintreten? Jezt überbietet man sich darin, der augenblicklichen Laune den Zügel schießen zu lassen. Man wird aber zulezt einsehn, daß man sich dadurch zu sehr vom Augenblick abhängig macht. Was heute ganz an seiner Stelle ist, was heute verstanden und um so lebendiger empfunden wird, als es ganz in das Interesse des Augenblicks eingreift und in der Illusion des Augenblicks entstanden ist, das wird eben deshalb morgen nicht mehr so lebendig empfunden, weil dann die Scene schon wieder gewechselt hat, wird nicht mehr so deutlich verstanden, weil die Dinge, auf die es in hundert Nebenbeziehungen anspielt, schon wieder in den Hintergrund getreten und dem Auge entrückt sind.

7) Neueste Wanderungen, Umtriebe und Abentheuer des Ewigen Juden unter dem Namen Börne, Heine, Saphir u. A. Zum Besten der Anstalten gegen die St. Simonie aus Licht gestellt von Cruciger. Friedrich Wilhelmstadt, 1832.

Der Titel zeigt schon, daß der Verfasser ein fader Patron ist, einer von der edlen Straßenjugend, die gleich hintenherlauft, wenn die löbliche Polizei etwa einen Fang gemacht hat. Wenn Geister, wie Börne und Heine auch fehlen, so ist doch so viel Adel in ihnen, so viel vom heiligen Dichterfeuer, das durch die Jahrhunderte leuchtet, und in ihren Fehlern selbst so viel vom Geist der Zeit, daß selbst der edelste Richter, wenn sie vor ihm erscheinen, aufstehn wird, um ihrem Genius zu huldigen. Das Hepp Hepp rufende literarische Lumpengesindel wirft man aber billig vor die Thür hinaus.

Gegen die Heinesche Schule kann man nicht stark genug ankämpfen, denn wenn es schon erbärmlich ist, Ansprüche auf Geist zu machen, wo keiner ist, so wird es völlig ruchlos, Haß und Hohn, Unglauben und Blasphemie nachäffen und verbreiten zu wollen. An Heine selbst dagegen ist diese Stimmung originell und natürlich. Er ist nun einmal so, und was uns dabei schwach oder verkehrt erscheint, ist so sehr verwachsen mit den unschätzbaren Vorzügen seiner Dichtergabe, daß wir es gern in den Kauf nehmen. Wer fragt bei einer prachtvollen Seemuschel oder Korallenzinke nach dem Wurm, der einmal vor hundert Jahren darin gelebt hat. So wird man in hundert Jahren sich an Heines herrlicher Phantasie erfreuen und nicht mehr die dumme Frage aufwerfen, ob man den Mann nicht moralisch verbessern und insonderheit ihm eine loyalere Politik beibringen könne. Es ist hier beinahe derselbe Fall wie mit Goethe. Diesem großen Mann können wir einige kleine Schwächen und Eitelkeiten nicht nur leicht hingehn lassen, sondern wir müssen sie sogar lieben, weil ohne sie der ganze Mann nicht so wäre, wie er ist, nicht einmal so groß. Wenn nun aber zahllose Schüler kommen und nicht seine Größe, sondern nur seine Schwächen nachahmen, und dieselben zur Mode, ja zum Gesez machen und überall ausbreiten; alsdann ist es Pflicht, gegen eine solche Narrenschule zu kämpfen, wie Schreiber dieses alle Zeit gethan hat. Man muß diesen Unterschied ins Auge fassen. Man kann eine Schule angreifen, ohne darum den Meister zu mißachten, obgleich die Schüler sich dann immer durch die Verläumdung rächen, man wolle nur den großen Meister verkleinern. Wie oft hat man mich dessen in Bezug auf Goethe beschuldigt, und doch habe ich immer nur gesagt: Goethe war ein großer Mann, der seine Eigenheiten hatte, unter denen die schlimmste, obwohl unschuldigste die war, daß er in seinen blinden Bewunderern und Nachahmern eine ganze Narrenwelt erzeugt hat. Eben so muß Heine stets als ein großer Dichter gelten, der Eigenheiten hat, und diese muß man ihm verzeihen, weil sie ihm natürlich sind, nicht aber seinen Affen, denen sie es nicht sind.

8) Briefe aus Berlin. Geschrieben im Jahr 1832. Zwei Theile. Hanau, König, 1832.

Der unbekannte Verfasser dieser Briefe ist wohl nicht zum Satiriker geboren. Er hat viel zu wenig Malice dazu. Er scherzt zu viel, und macht Brillantfeuer in die Luft, anstatt dem Gegner das Granatenfutter langsam auf den Kopf zu tröpfeln, daß ihm das

höllische Feuer bis in die Seele brennt. Auch fehlt ihm die vis comica, er bleibt zu ernsthaft, und zeigt zu sehr auf jeder Seite seine deutsche, liberale Biederkeit, überhaupt seine Biederkeit. Er begeht den Fehler, neben dem, was er tadelt, Andres zu loben. Das darf ein Satiriker niemals, weil es die Illusion stört und den Spott nothwendig schwächt. Endlich macht er es sich auch ein wenig bequem, und spricht blos richtige Urtheile aus, statt sie witzig auszusprechen. Ich möchte das Buch noch einmal über und über mit spanischem Pfeffer bestreuen. Bei gewissen pikanten Gerichten thut es der Essig nicht, im Gegentheil zu viel Essig macht matt, aber spanischer Pfeffer thut es immer, und Friedrich der Große warf bekanntlich ganze Hände voll davon in seine Speisen, weil er vielleicht die pommerschen Gänse und teltower Rüben, die ohnehin schmackhaft sind, in Gedanken mit den magern und geschmacklosen Berliner Denkern und Dichtern verwechselte, und sie aus königlichem Mitleid etwas würzen wollte. Ich vermisse überhaupt den Alten in diesen Briefen. Hat ihn das junge Geschlecht schon vergessen? Kann der Humorist, der über Berlin schreibt, seine Krücke und ihn selbst als diablo boiteux entbehren?

Trotz dieser unsrer Ausstände finden wir in dem Buch manche Schilderung sehr wahr und lustig, z. B. die Gallerie der Universitäten: „Göttingens Blüthenzeit und Glanzperiode, welche mit der Puderzeit und Perückenperiode zusammenfiel, ist längst dahin. Es gleicht heut zu Tage einem heruntergekommenen Wirthe, der das alte, berühmte Wirthshausschild noch immer als Köder für die Gäste über der Thür aushängen hat, wiewohl der alte gute Wein längst ausgelaufen ist, und die Fässer mit Krätzer wieder gefüllt sind. — Die Universität Bonn gleicht einem Handlungshause, welches große Verluste erlitten. Die alten Hauptmitglieder der Compagnie sind theils ausgetreten, (Mittermaier, Welker, v. Walther), theils gestorben (Hasse, Niebuhr, Hermes). Dadurch ist ein bedeutendes Einlegekapital aus der Handlung verschwunden, der Kredit des Hauses bedeutend gefallen, und seine Anweisungen und Papiere gesunken. Die Handlungsdiener, Comptoristen und Musterreiter des Hauses wollten das Geschäft unter der alten Firma auf eigene Rechnung fortsetzen; allein Mangel an Fonds, Neid und Zank zersprengten die Compagnie, und jeder hat jezt sein eigenes Handlungshäuschen mit geringen Fonds etablirt, und schachert und wuchert für eigene Rechnung. — Halle gleicht einer schlechten Ehe- und Haushaltung, wo Mann und Weib sich weidlich prügeln und mit Maulschellen und Ohrfeigen regaliren. Das Weib eilt heulend und klagend auf die Straße, ruft Polizei und Gericht zu Hülfe, welche aber keinen Grund gefunden, die Ehe zu scheiden; drum beißen und kratzen sich Hund und Katze in denselben vier Mauern nach wie vor. — München gleicht dem Sammelplatze einer geschlagenen Armee, wo Flüchtlinge und Ausreißer von allen literarischen Waffengattungen zusammengelaufen ein Corps bilden, ähnlich der früheren deutschen Reichsarmee. Zur Zeit nimmt man Bedacht, mehrere Glieder zu entfernen und in andere Universitätscorps zu stecken. — Auf der Leipziger Universitätsmesse herrscht gewaltiges Leben. Es wimmelt von Ideenkrebsen, wie auf der Buchhändlermesse von Bücherkrebsen. Der maulgewaltige Usurpator erlag auf dem literarischen Schlachtfelde Leipzigs nach einem langen Streite von drei Jahrzehnden, wie Napoleon nach dreitägigem Kampfe erliegen mußte. — Jena gleicht einem, auf halben Sold gesezten General, der mit Literatur und Kritik schachert und wuchert, gleich einem Roßtäuscher, als wärens Pferde, womit er täuscht, ums Geld.“ —

9) Memoiren von Figaro. Herausgegeben von F. Nork. Leipzig, Wigand, 1833.

Wir zeichneten erst kürzlich das geistreiche Urtheil Janins über den Figaro von Beaumarchais in diesen Blättern aus. Ob es nöthig war, eine in ihrer Art so vollendete Dichtung in Memoirenform fortzusetzen, zu erweitern oder zu kommentiren, dürfte sehr zweifelhaft seyn; gewiß aber ist, daß Nork den Ton nicht getroffen hat, in dem solche Memoiren, wenn überhaupt, geschrieben werden müßten. Wo bleibt die französische Grazie, wo die französische Unsittlichkeit, wo überhaupt Frankreich? Was soll denn Figaros Maske und Fabel für einen Sinn haben, wenn nicht den, den ihm Beaumarchais gegeben hat, indem er ihn zur Seele der französischen Frivolität und Intrigue im Jahrhundert der Laster machte, der Laster, denen jeglichem gleichwohl eine Grazie zur Seite ging? Davon hat aber Herr Nork keine Ahnung gehabt, er macht aus Figaro einen sehr alltäglichen spanischen Abentheurer, und glaubt die unbedeutende Geschichte desselben mit eben so unbedeutenden Anspielungen auf Literatur und Theater in Deutschland würzen zu müssen. Da wohnt Figaro einer Darstellung des Barbiers von Sevilla im Parterre bei und was dergleichen schwache Späße mehr sind, die noch dazu ohne allen Witz durchgeführt werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 6. — 14. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

10) Saphirs gesammelte Schriften. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger, 1832.

11) Humoristische Glasperlen. Eine Vorlesung von Demselben. München, Lindauer.

Wenn ich gehört hätte, Harlekin sey General-Superintendent in Halle geworden, hätte es mich weniger erschreckt, als die Nachricht, Saphir sey königlich bayrischer Hoftheaterintendanzrath. Nun, gute Laune, lebe wohl. Ein solcher Titel ist ein ellenlanges Rezept à la Molière, zu einem bittern Trank, der allen Witz abführt. Inzwischen, guter Saphir, ich freute mich. Ich weiß nicht, schon als ich dich zum lezten Male sah, kamst du mir so befremdlich, so seltsam feierlich vor, wie ein Bräutigam, der der Erfüllung seiner süßen Wünsche um einen Tag näher ist, als gestern. Ich täusche mich nicht, es war von irgend etwas Solidem die Rede. Ich sah dich glänzen, wie einen Saphir, der im Begriff ist, sich in Gold fassen zu lassen. Nun, dachte ich, der Intendanzrath ist vielleicht eine Zugabe, die man sich schon gefallen lassen muß, wie man die dürre Klaue einer Tante küßt, weil ihre Nichte eine hübsche Hand und an der Hand einen Ring hat, in den ein Saphir trefflich passen würde. Allein man sagt jezt allgemein, der neue Intendanzrath habe nichts zu rathen, sitze nie im Konseil, habe auch keinen Pfenning Besoldung und müsse sogar seinen Stuhl im Theater bezahlen. Man habe ihm zwar einen Rath gegeben, aber blos den, nichts mehr gegen das Münchner Theater zu schreiben. O Saphir, ist es dahin mit dir gekommen? „Wenn ich nur was davon hätte," sagt Staberle. Daß sich ein so jovialer Kopf in der Schlinge fangen konnte, und die Beeren waren noch dazu blos gemalte. Ei, ei, Saphir, Saphir, ich kenne dich nicht mehr. Du König der lustigen Leute, von dem Shakespeare sagen würde: „jeder Zoll ein Spaß!" Du hast den Spaß nicht verstanden und hast dich in allem Ernst gerührt geberdet und deiner zeitlichen Erhebung dich gerühmt. Und da hängst du nun und zappelst in der Schlinge und verdrehst die Augen, wie eine gefangene Drossel, und bald wird man dir deine eigne Schreibfeder durch die Nase ziehn. Hat dich denn der liebe Gott darum so witzig geschaffen, daß du einen so einfältigen Streich machen solltest? Hast du darum den Unfug der deutschen Theater so gerecht, so kühn, so unermüdlich, so eindringlich bekämpft, um zulezt ein Intendanzrath zu werden, der nicht einmal rathen darf? Wahrlich, seit dem Fuchs in

der Fabel, dem der Schwanz abgehackt wurde, hat sich noch kein Satiriker eine solche Blöße gegeben.

Wenn ich durch unselige Konstellation und des feuchten Mondes Lauf in eine so betrübte Lage gekommen wäre, so würde ich, wenn ich Saphir wäre, die Maske des alten langweiligen Pantalon, des guten Raths, den Niemand hören will, wegwerfen und als Arlecchino furioso rechts und links mit der Pritsche um mich schlagen, daß von den Köpfen meiner Feinde die Witzfunken stieben sollten und ich in einem Brillantfeuer wieder auf meinen lustigen Thron steigen könnte. Der englische Punch wurde sogar seine Frau los, warum sollte man nicht einen Titel loswerden können. Wahrlich, ich wollte machen, daß der Titel mir davonliefe, wenn ich ihm nicht davonlaufen könnte.

Wir müssen nun abwarten, was Saphir thun wird. Hat er nicht Muth genug, dem Schicksal zu trotzen, so sollte er sich auch ganz und vollständig bekehren, ein Ligorianer werden, oder ein Leipziger Krug, oder ein Berliner Prediger und Mädchenschullehrer Wilmsen oder Witschel, oder sonst ein langweiliger Mensch. Die Wahl wird ihm nicht schwer werden, denn die Langeweile reist ja mit Buchhändlergelegenheit langsam, aber sicher, durchs ganze weiland heilige römische Reich und es gibt jezt so viele langweilige Schriftsteller auf allen Straßen unsrer Residenz- und Universitätsstädte, daß man sich in Acht nehmen muß, keinen todt zu treten, wie zur Zeit der ägyptischen Plagen, da die Frösche und Kröten Mode waren. Sehn Sie da, dieser tiefsinnige Mann, wird es heißen, es ist Herr Saphir, der Wohlthäter des Menschengeschlechts, der königliche geheime Oberkirchen- und Schulrath, Prinzenerzieher und Verfasser der neuen Stunden der Andacht; seine neue Theodulia, Siona und die Weihe der Jungfrau, so wie seine Vorlesungen über Religion für Gebildete sind die Leitsterne aller Denkenden und Fühlenden.

Wenn aber Herr Saphir weder das Eine noch das Andre thäte, wenn er temporisirte, lavirte, schwankte, sich aus Anstand, Ehrbarkeit und Amtswürde zügeln und doch die alten Abonnenten auf seinen Witz nicht ganz verlieren wollte, wenn er noch witzig wäre, ohne es zu seyn, so thäte er unter allen Umständen das Ungeschickteste.

Es wäre unendlich Schade, wenn Saphir den Witz, der Witz Saphir nicht erhalten würde. Wahrlich, wir haben diesen Witz geliebt und uns nicht, wie so viele ehrbarthuende Leute geschämt, es zu sagen. Wir haben ohne Zaudern für ihn Parthie ergriffen gegen die Berliner Bühnendichter wie gegen die Rigoristen, die den Witz nur noch in einem Kompendium der Aesthetik dulden und beschreiben, sich aber vor ihm bekreuzigen, wenn er ihnen im Leben entgegentritt. Wir haben selbst die kleinen Frivolitäten und die zuweilen unbedeutenden Wortwitzeleien Saphirs als unschuldige Naivetäten der guten Laune, als Nachläßigkeiten, welche die wahre Lustigkeit immer begleiten, die wir deshalb sogar bei Shakespeare finden, ohne Rücksicht auf Saphirs zahlreiche Verfolger und Verächter vertheidigt. Er war und ist in unsern Augen ein liebenswürdiger literarischer Charakter, der nicht blos wie die meisten neuern Humoristen Witze macht, sondern eine ursprünglich launige Naturanlage, eine angeborne Heiterkeit, einen unerschöpflichen Fond von Lustigkeit besizt. Es gab eine Zeit, wo solche Gemüther nicht so selten waren, als sie es jezt sind. Saphir hätte in den lustigen Zeiten des Kaiser Max geboren seyn sollen. Damals hätte man über ihn gelacht, und ihn geliebt, während man jezt zwar auch noch über ihn lacht, aber um sich zu ärgern, daß man über ihn lacht. Er paßt zwar als Gegensatz vortrefflich zu dieser pruden altklugen Zeit, aber er wird von ihr mißhandelt, was er wahrlich nicht verdient. Es wäre traurig, wenn er dieser Zeit nicht Stand hielte, wenn er endlich in ihr verkümmerte. Wir rufen ihm zu: bleibe lustig, laß dich nicht verblüffen, zeige, daß der Spaß unüberwindlich ist, denke an die lustigen Leute des Alterthums, die nach Jahrtausenden noch die Falten der Greise glätten, alles, was sie berühren, verjüngen und im Gefolge einer ewigen Jugend, eines ewigen Lachens durch die Welt ziehn. Du hast den Talisman bei dir, gib ihn nicht aus der Hand, und hat ihn dir der alte Eulenkönig entrissen, so werde wie in Horschelts anmuthigem Mährchen (der Silberschlange) die Pritsche des Harlekin dein mächtiger Zauberstab. Traue deiner guten Natur, und du wirst die Lacher immer auf deiner Seite behalten. Die Muse des Scherzes beugt sich wie eine zärtliche Kolombine über dich: bist du todt, armer Harlekin? Nun springe lachend auf, mache einen grotesken Salto mortale, und sey noch zehnmal lustiger als zuvor, daß sich Pierrot, Pantalon, Charlatan, Bramarbas, Leander entsetzen, zurückfahren und einer über den andern taumeln.

Dies wünschen und dies hoffen wir, denn der Patient ist nicht gefährlich krank, im Gegentheil, das Blut läuft ihm noch frisch durch die Adern. Seine lezten Werkchen, die uns vorliegen, sind noch ganz voll guter Laune, voll gesunden Witzes. Also werfen wir die thörichte Angst von uns. Saphir kann nicht aufhören lustig zu seyn, und wenn er gekettet wäre im tiefsten Thurm unter Molch und Schlangen, oder im Pallast mit goldnen Ketten, Ordensbändern und Liebesbanden, unter allen Umständen würde ihn der Witz, der nun einmal keinen Zwang duldet, wieder frei machen.

Der erste Band von Saphirs gesammelten Schriften enthält humoristische Erzählungen und Dewisen, worunter die drei Tage aus dem Leben eines Theeabends und Leben, Thaten ꝛc. des Fähnrichs Eschenbüschel in einer Damengesellschaft am anziehendsten sind. In der Schilderung der gesellschaftlichen Affektation und Fadheit ist Saphir klassisch; noch keiner unsrer Schriftsteller hat die Lächerlichkeiten dieser Art so scharf beobachtet und so schonungslos dargestellt. Nur unsre Romanschriftstellerinnen haben ihn vielleicht, ohne es zu wissen, übertroffen, indem diese Guten das, was Saphir die Leute zum Scherz sagen läßt, dieselben ganz ernsthaft sagen lassen, und weit entfernt, etwas Lächerliches darin zu sehen, sich nicht wenig darauf zu Gute thun und sich einbilden, sie seyen völlig Meisterinnen des gebildeten Tons. Der zweite Band enthält kleinere Aufsätze und Aphorismen „Klatschblätter und Mimosen oder zufällige Gedanken," worunter neben viel Witzigem auch manches blos Müßige. Die beiden lezten Bände enthalten größtentheils Verse. Die lyrischen Gedichte sind häufig ernsthaft, zärtlich, rührend, süß und passen insofern kaum zu dem übrigen possenhaften Inhalt. Im lezten Bande stehn scherzhafte Gedichte, Epigramme ꝛc. größtentheils witzig, beißend, wenigstens launig. Doch kommen auch einige kleine Fadaisen vor, die sich Saphir um so weniger gestatten sollte, als er selbst die Geistlosigkeit Anderer so gerecht und scharf tadelt. Das Umschwerfen mit gemeinen Redensarten z. B. Kerl, die Burschikosität einiger Ausdrücke, und insonderheit die Wortwitzeleien sind Flecken, die wir an einem Schriftsteller tadeln müssen, der so viele Feinheit des Geistes zeigt, und sie immer zeigen könnte, wenn er wollte.

Saphir bleibt, wenn er sich zusammennimmt, zwar immer hinter dem Ernst, doch nicht hinter dem Scherz Jean Pauls zurück. Man lese folgende Stellen aus seinen humoristischen Glasperlen, deren sich wahrlich Jean Paul nicht zu schämen hätte: „Die Freiheit ist ein Magnet, und sie zieht jezt wie jeder Magnet bei den Polen am stärksten; die Kraft der Freiheit ist wie die Kraft der Magnete desto stärker je armirter sie ist. Die Freiheit ist wie die Luft, welche das Weltall umfließt, sie ist ein Gemeingut und ihre Verletzung ist pestartig, miasmatisch ansteckend, und wenn die Freiheit an irgend einem Theile der Menschheit schmerzlich berührt wird, so leidet die ganze Menschheit als consensueller Theil. Die Freiheit ist eine welthistorische Person, während sie von vielen Regierungen für eine mythologische gehalten wird, sie betrachten die Weltgeschichte als eine Weltfabel, aber ohne anhängende Moralfolge. — Lange Zeit waren viele Länder nicht anders anzuschauen als Theaterzettel, da spielten nur wenige Personen eine Rolle. Da las man: „der Fürst, die Fürstin, der Minister, eine Vertraute, ein Beichtvater, ein Hofintriguant, ein Spaßmacher" u. s. w., ganz zulezt, mit kleinen Lettern stand noch: „Wachen, Diener, Sklaven, Volk" u. s. w. Das Volk kam wie ein Figurant in einer gewissen Nationaltracht kostümirt, aus den Koulissen links, verweilte als stumme Person, und ging in die Koulisse links wieder ab. Jezt aber will das Volk auch eine kleine Rolle spielen und zwar ohne Soufleur. Das edle polnische Volk wurde von der politischen Dramaturgie in drei Theile getheilt, in eine tragische Trilogie; der eine Theil wurde preußisch broschürt, der zweite Theil östreichisch geheftet, aber der dritte Theil von den Russen gebunden, steif, in Juftenleder, mit eisernen Spangen. Allein Wälder und Völker haben zwei gleich erhabene Momente, wenn ihre Sonne aufgeht und wenn ihre Sonne untergeht, in beiden Momenten entwickeln sie ihre ganze Kraft und Heiligkeit. Die verlängerten Schatten sind die furchtbarsten, und wenn die Sonne ganz niedergesunken ist bricht das Bedürfniß nach Licht erst lebendig hervor. Nationen und Nachtigallen schweigen nur im Halblichte, fangen aber zu schlagen an, wenn man ihnen den Käfig ganz verdunkelt."

Und folgende: „Vom Wein wissen wir, daß er später als das Weib erschaffen wurde. Unser Herrgott hatte lange zugesehen, wie die Welt zu Grunde geht, wie die Freiheit vernichtet wird, wie die Menschenbrüder sich gegenseitig todtschlagen. Aber unser Herrgott beobachtete das Princip der Non-Intervention. Der Engel mit dem flammenden Schwerte stand wie die Nationalgarde vor dem Paradiese, um die Ruhe des Landes zu sichern, um das was Außen vorging, bekümmerte sich die himmlische Politik nicht. Nur als der Himmel sah, was viele Minister nicht sahen, daß das Verderbniß endlich den Himmel selbst ergreifen wird, als er sah, daß die Söhne des Himmels von den Töchtern der Erde verderbt werden, da gab endlich der Himmel sein Princip der Non-Intervention auf, und machte im buchstäblichen Sinne des Worts alle diese irdische Umtriebe zu Wasser. Ein Volk ersäufen ist ein probates Mittel es zu beruhigen, denn Tod ist Ruhe, und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Die Franzosen waren also nicht die ersten, die einen Tumult durch Wasserspritzen endigten. Der Himmel war der erste Pompier dieser Gattung. — Die paar Menschen, die noch übrig blieben, Noa und seine Familie, schrieen um Brod und Arbeit (wie die Franzosen im Palais Royal), und der Himmel, um sie zu beschäftigen, ließ eine Arche bauen. Der Regen nöthigte Noa in die Arche zu gehen, allein Noa kam vom Regen in die Traufe. Der Himmel befahl, daß Noa zwei Kammern in ihr anbringen sollte. Die Kammern sollten mit Pech bedeckt werden, damit kein

Wasser eindringe. Warum versucht man das nicht mit andern deutschen Kammern, in welchen den Leuten das Wasser schon bis an den Hals geht, und die doch in allen Dingen Pech haben? — Das waren also die ersten Kammern der Schöpfung. Ein Muster aller Kammern, denn von jeder Parthei war ein Paar da; es war also eine chambre de pairs. Was in diesen Kammern das beste war, ist der Umstand, daß es außer der lebenden Schöpfung keine Pflanzenwelt in ihr gab, weder Gras, noch Strauch noch Baum, folglich gab es auch keine Blätter da, weder ultra-ministerielle noch ultra-liberale. Denn leider sind die ministeriellen Blätter oft nur Blätter für die Feigen, wahre Feigenblätter die Blößen verhüllen sollen ohne sie zu verbessern."

12) Einige humoristische Abende. Von Dr. Wolf Lindner. Nürnberg, Winter, 1832.

Ein Nachahmer Saphirs, der seine Form zu kopiren sucht, aber nichts von seinem Geist besizt. Platteres Zeug ist nicht leicht geschrieben worden. Ein überwachter Marqueur, der endlich bei seinem Billard einnickt, kann keine fadern Träume haben, als dieser Herr Doktor Lindner; und im Auskehricht eines Ballsaals ist mehr Stoff zum Nachdenken zu finden, als in diesem armseligen Buche.

13) Vorreden meines Vetters. Herausgegeben und nur mit dem Eingange vermehrt von Raphael Hanno. Heidelberg, Groos.

„Willst du auch die Fragezeit ausfüllen helfen? Frag, mein Kind, nur zu! Wir horchen, wie alle Kinder, welche die Erde geschaffen und wieder eingeschmolzen, mit oder ohne Wissen nur nach einem Wort, um welches alle unsere Wiß- und Neugier doch im Grunde nur allein herumgehet, auch mit den buntesten Fragen, wie: „Hat sich die Abreise der Botschafter aus Konstantinopel bestätigt? Wird der Weg unter der Themse bald fertig seyn? Wird man bald ein gründliches Werk über die Giraffen zu lesen bekommen? Soll man nicht die Bundesgesandtschaft geziemend ersuchen, daß sie sich und uns das Leben mit sechs Jahren ruhigen Alters verlängere, indem sie nach Münters Stern der Weisen unser neues Jahr mit 1834 zu überschreiben dekretire? Apropos, werden noch zum Neujahrsabend Ihre frischen Austern ankommen? — Ach, wer wird an Eichhorns Stelle kommen? Wird man vom vergrößerten Rußland bald eine neue Charte haben? Apropos, wann wird das neue Museum eröffnet werden? — —" Alle diese Fragen treffen nicht zum Ziel, wechseln mit hundert andern ab, verschlingen einander wie die Fische im Meer, und oft segar, wie die nüzlichen Hausthiere in jenem Königstraum, sieben magere sieben fette; in welchem wundersamen Wirrwarr aber auch bisweilen hohe Vorahnungen, nur halbe Träume und Anklänge, von diesem Wort vorkommen, und die sind schon fähig uns auf ganze Stunden, ganze Tage zu befriedigen; und es kommt tröstlich das siebzigste Jahr, leidenschaftslos das achtzigste Jahr — allein das Suchwort haben wir noch gefunden! und ach, was wir gefunden — was der Dichter, der sich so nennt, Fund der Phantasie, der Dichter der sich nicht so nennt: herausgearbeitetes System heißt — mancher goldene Wortfaden, der uns am Tage zerstreuen und trösten und Andere, die uns auflauerten und antrieben, blenden und befriedigen sollte — hat nun am Abend, wann es spät wird und unser Licht alle Blicke entschlafen sieht, das Schicksal der feinen Ausflucht-arbeit jener Verlassenen und Umlagerten, welche auch den Tag über

— — — „wirkt' ihr großes Gewebe;
Trennt' es sodann in der Nacht, bei angezündeten Fackeln"

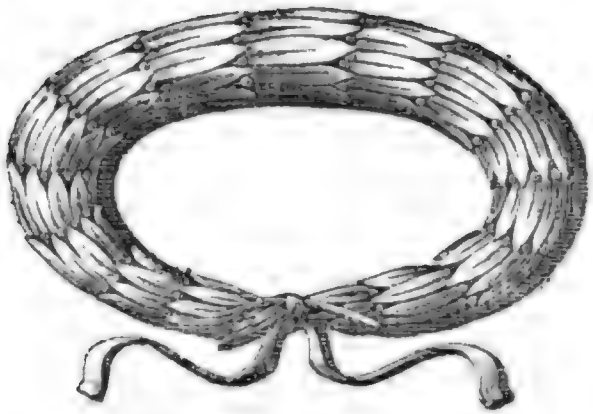
und wir müssen alle sterben: und die Erde ist die pädagogische Sphinx, die einmal ihre Schüler pädagogisch will gewähren lassen, und dann aber auch vollführt ihre Drohung nach Principien. — Doch ich wollte ja nur erzählen und nur, zur Schonung gegen manches Spielwort — nicht Spielzweck — in diesem Büchelchen, zeigen, wie es noch immer besser sey, gefabelt in Reden als gefabelt oder auch nicht mehr gefabelt im Schweigen, und daß ein wohlbekannter morgenländischer Spruch umgekehrt heißen müsse, nämlich: daß Reden Gold und Schweigen Silber — und daß da, wo Reden kein Gold, auch Schweigen kein Silber sey."

So fängt das Buch an, so geht es fort bis zu Ende, denn der Vetter schreibt gerade so wie der Vetter und ich will Raphael Hanno seyn, wenn beide nicht eins sind. Wer diese liebe, langweilige, zerstreute Manier für witzig hält, wohl ihm, ich will ihn nicht im Genuß stören. Derselbe Verfasser dichtete vor acht Jahren:

O vielgeliebtes Liebchen, sprich,
Wie viel viel lieb hat Liebchen mich?
„Ich lieb dich mehr als Malerei,
Und Goethe, Goethe auch dabei,
Ich lieb dich mehr als Harf' und Flöte
Ja sammt mit sammt und sammt dem Goethe."

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 7. — 16. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

14) Briefe eines Narren an eine Närrin. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

„Den nachfolgenden Briefwechsel — von dem, wie vom Monde nur eine Seite sichtbar ist — fand der Unterzeichnete bei einem unruhigen Kopfe, der selbst in seinem Tode die Narrheiten noch nicht lassen konnte. — Nächtlich ward ich aus meinem Schlafe durch ein ungewöhnliches Lärmen und Poltern aufgeschreckt, und vor einigen Monaten gelang es mir in einer mondhellen Stunde zwei Schädel über die Gräber des Friedhofes tollen zu sehen, die sich bald zu necken, bald zu küssen, erst zu verfolgen, dann wieder sich zu nähern schienen. Ich trat heran, und bemerkte an beiden silberweißen Schädeln einen seltsamen Schmuck, die Augen- und Ohrhöhlen waren mit Blumen besteckt, der eine trug zwischen seinen Zähnen eine Rose, der andere eine Lilie. — Ich mochte aber den Spuck nicht länger ertragen, und schlug nach §. 7 meiner Bestallung, die mir erlaubt, jeden Ruhestörer von der mir anvertrauten Stätte mit den gerade zu Gebote stehenden Mitteln zu vertreiben, dem Rosenritter mit meinem Spaten die Hirnschale von einander, die Lilie entsprang, und in meinem scharfen Eisen saßen die nachstehenden Briefe, hier und da durch den Hieb verlezt, was der Kenner an seinem Orte finden und meinem Eifer zu Gute halten wird.“

Die Briefe selbst gehören zu dem Geistreichsten, was in neuerer Zeit geschrieben worden ist. Unbeschadet der Narrheit herrscht ein Schmerz darin, der an Jean Pauls Schoppe und Giannozzo erinnert, und der oft in weiche Wehmuth übergeht. Diese Sentimentalität ist entschuldigt durch den Gegenstand, an den die Briefe gerichtet sind, denn es sind Liebesbriefe, und überdies wechselt Weinen und Lachen hier ganz so ächt humoristisch ab, wie bei Jean Paul. Ich halte diese Weichheit in der That für einen Vorzug vor der rauhen Manier, die durch Heine und Börne aufgekommen ist, denn der allzu stoische Hohn und die sarkastische Mitleidlosigkeit schließen eine gewisse Zartheit der Empfindung aus, die auf dem poetischen Gebiet eben so erwünscht ist, als sie allerdings aus dem publicistischen verbannt werden muß.

Folgende Beispiele mögen den Geist des Buchs näher erkennen lassen: „Ich schätze in Dir mehr, als man an Wesen Deines Geschechts zu schätzen gewohnt ist. Du bist nicht unbekannt mit den Grazien, und doch ein Frauenzimmer von der ernsthaften Gattung. Du gleichst dem chinesischen Glockentempel, wenn er den Ernst bedeuten soll, eben so sehr wie der Maiblume, wenn ich darunter die Freude verstehe; nur daß die lezte duftende

Glocke oben im Wipfel ſich den Strahlen der Sonne öffnet, und ich ſchmeichle mir, dieſe Sonne immer für Dich geweſen zu ſeyn. — Du ſendeſt mir eine Haarlocke, mit einem roſaſeidenen Bande geziert. Sie muß auf der Reiſe ſchlecht gelegen haben, das ſonſt ſo dunkle Haar war ausgebleicht, und ſchien ſehr grau. Das Gräuliche hat auch mich angeſteckt, mein dunkelblonder Haarwuchs iſt ſeither ſo weiß geworden, wie die ſchneebedeckten Fluren, die ſich dort drüben vor meinen Augen ausbreiten. — Ich weiß nicht, ob Dir auch ſo iſt. Mein Leben iſt mir ſchon ſo alt, und doch fühl' ich mich zuweilen jung, als lebt' ich noch immer, obſchon ich gewiß weiß, daß ich wenigſtens einmal geſtorben bin. — Glaubſt auch Du nicht daran, daß ich im Grunde nur ein Mährchen bin? Mit dem Greiſenhaupte meines Januskopfes ſeh' ich in die dunkeln Nebelpforten fernſter Vergangenheit, und mit dem Jünglingsblicke auf die Wiege, als wär' ich erſt geſtern geboren. Da hab' ich ein altes Buch voller wunderſamer Geſchichten, ich ſpiel' in ihnen immer die Hauptrolle, die verzauberten Prinzen. Jezt in einen ſchwarzen Käfer, dann in eine glühende Kröte, oder auch in ein todtes Marmorbild verwandelt, harr' ich auf Liebe und Unſchuld, die meinen Zauber löſen können. — Deine Liebe und Unſchuld hören gewiß meine Klagen, die jezt einſam durch die Nacht tönen, und von den Vögeln in Muſik, von den Blumen in Duft geſezt werden. Liebſte! erinnerſt Du Dich wohl noch jener Zeit, als ich die Anatomie Deiner Blicke ſtudierte, als ich bei Deinem Herzen anſprach um einen gefälligen Beitrag zu der Kollekte, die ich nach dem großen, von Deinen Augen in mir angerichteten Brande bei allen himmliſchen Weſen ſammeln ging? Oder wie war das? Man vergißt ſeine Freuden leichter, als ſeine Leiden. Ich habe ſo viel vergeſſen, waren das Alles Freuden?" Und folgendes originelle Bild: „Iſt Dir nicht bekannt, daß der Mond nicht das Symbol der Liebe, ſondern nur der Ehe iſt? und zwar der ewig ſchmollenden? Der Mann im Monde, nicht der Pſeudo-Claurenſche, der auf keine Nerve mehr wirkt, ſondern jener, den ich täglich ſehen kann, wenn ich an meiner Roſendecke die Nacht abwarte, lebt in zwiſtigen Verhältniſſen mit der Frau im Monde, die Du von Deiner Wohnung aus ſehen kannſt. Der Streit ſoll daher kommen, daß der Mann nur ſein Geſicht in Thätigkeit ſezt, und übers Küſſen nicht hinausgeht. Die Hunde bellen den Mond auch wirklich nur in beſtimmten Zeitläuften an; ſie machen ihm damit ordentlich Vorwürfe. Bewundere aber das große Naturgeſetz daran. So lange die Eheleute im Monde ſich den Rücken zukehren, herrſcht die himmliſche Liebe hienieden im irdiſchen Jammerthal. Verſöhnen ſich die aber da oben, und wenden ſich die Vordertheile ihres ganzen Körpers zu, ſo geht die Welt unter, alſo eigentlich vor Liebe. Wie ich immer geſagt habe, wird der Untergang der Welt eine wahre Luſt ſeyn."

Ueber Polen ſagt der Verfaſſer: „Man iſt dahinter gekommen, daß die ſchönſte Pracht der Lenzesfeier in nichts Anderem beſteht, als in den blühenden Pfirſichbäumen, wenn ſie über Hecken und Gartenzäune uns mit ihren weißen karmoſingeſprenkelten Blüthendolden grüßen. Der Frühling hat ſich für die polniſche Sache entſchieden, und die Nationalfarben des Landes zu den ſeinen gemacht, darum ſoll er nun in keinem deutſchen Bundesſtaat eingeführt werden. Man will das Erwachen jeder Leidenſchaft vermeiden, vielleicht ſezt man auch voraus, daß zwar die Blindheit der Menſchen dieſen wunderbaren Fingerzeig des Gottes in der Natur wie alles Tiefe und Ahnungsreiche nicht finden wird, doch fürchtet man, daß die Vögel auf den Zweigen von den Farben verlockt und an ſchönere Hoffnungen und Träume erinnert, von der gehäſſigen Sache ſingen könnten. Man weiß es, daß die Deutſchen auf dieſem Wege der Dichtung immer zur Wahrheit kommen. Das will vermieden ſeyn, daher dieſe Maßregel."

Ueber den Kontraſt unſrer Hyperkultur und der nordamerikaniſchen Roheit: „So ein Nordamerikaner iſt, gegen einen ſimpeln Europäer genommen, doch äußerſt unvollkommen daran. Jeder Profeſſor auf dem Katheder, jeder Gaſſenjunge unter uns kann mit Recht zu ihm ſagen: ſchäme dich, du Neuvollicher! du biſt nur ein halber Menſch, und haſt ganz und gar keine hiſtoriſche Anſäglichkeit an dir. Du weißt weder von wannen du kommſt, noch wohin du fährſt. Du biſt eine Waiſe und ein Baſtard zugleich. Du ermangelſt jener hiſtoriſchen Grundlage, die das breite Fundament unſeres Daſeyns bildet. Dein Staatsleben iſt nicht mehr werth, als der todte Mechanismus einer Uhr. Du kannſt nichts von dem geheimnißvollen Rauſchen jener tiefangelegten Quellen des Geiſtes vernehmen, die mit ihren goldhaltigen Wogen durch Jahrhunderte ſtrömten. Du weißt nicht, wie von den Bergen der Heimath die Geiſter der Vergangenheit winken. Die Leier — nicht einmal zerbrochen iſt ſie dir, du hatteſt nie eine — und dein Schwert kannſt du nicht an den Stamm einer tauſendjährigen Eiche als Weihopfer hängen! Was fühlt ſo ein Kerl wie du von dem Zauber einer Elegie in den Ruinen eines alten Burggemäuers!"

Sehr unterhaltend iſt das Gemälde, das von der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit entworfen wird: „Drei Bearbeitungen des gemeinen Mannes von Seiten der Seelſorger laſſen ſich unterſcheiden. Das kleine Häuflein der Gläubigen rückt immer dichter und näher zuſammen. Sie tauchen in ihre Empfindungen und Selbſtbeſchauungen unter, und hören vom Lärm des Tages nur ein fernes, unverſtändliches Rauſchen und Murmeln. Sie wiſſen aus

der Apokalypse, daß das lezte Thier bald losgelassen wird. Die Erscheinung des Antichrists kann nur noch wenige Jahre dauern. Wenn nun die Entscheidung wie ein Fallstrick oder ein Dieb in der Nacht eintritt, so sollst Du sorgen, daß Du wachend und betend erfunden werdest. Andere Kanzelredner wollen in der That zeitgemäß werden. Aber sie sind zu ästhetisch gebildet, um an den Wirren dieser Zeit Wohlgefallen zu finden. Sie stehen den Fürsten, besonders den weiblichen Gliedern der Höfe so nahe, daß sie zu Seitenblicken auf die arge, böse Welt beständig versucht werden. Sie predigen über Unruhe und Verwirrung, über Völker, die frevelnd am Heiligsten gegen ihre Fürsten aufstehen, über die Verläugnung aller Liebe und alles Vertrauens. In Preußen sind die Prediger nach Vorschriften der Konsistorien gehalten, solche Themata ihren Vorträgen an bestimmten Sonntagen unterzulegen. Aber es freut mich, daß diese Fürstendiener ihre Zwecke durch ihr eignes Verfahren zerstören. Der größte Theil ihrer Zuhörer besteht aus genießenden Residenzbewohnern, die die ganze Woche Sorge tragen, die unangenehmen Eindrücke der Zeitgeschichte von sich fern zu halten. Des Sonntags holen sich diese aus den Kirchen nichts weniger als Trost und Beruhigung; es werden das erst recht die Oerter, wo die Wunden aufbrechen und das Blut wieder zu fließen anfängt. — Die lezte Klasse unterscheidet sich zwar von der vorigen durch die Art der Auffassung nicht, doch steht sie tief unter jener, weil sie unredlicher ist. Die sächsischen Hof- und Leibpastoren brüsten sich mit ihrer Freisinnigkeit, ihrem Lutherthum, und was in bestimmten, vorliegenden Fällen, wo sie zeigen konnten, an welchem Fleck ihnen das Herz sizt, aus ihrem kühnen Munde gegangen ist, beweisen die kurz nach den sächsischen Unruhen in Leipzig, Altenburg, Dresden und sonst gehaltenen Predigten. — Da stehen wir wieder bei unsern Jesuitenhelden, den Vorkämpfern für Licht und Wahrheit, bei der großen Opposition gegen Montrouge und das Freiburger Seminar, bei den kühnen Cölibatsgegnern, kurz bei dieser ewigen Schande der Unredlichkeit auf der einen und der Leichtgläubigkeit auf der andern Seite. Mit der rechten Hand schreibt in Leipzig Einer gegen die Polen, mit der linken für die Juden, und er bleibt derselbe Hort der Freiheit. Gegen den edlen G. Rießer glaubt sich ein Anderer in Heidelberg bestimmt erklären zu müssen, so lange man den aber noch gegen Römlinge reden hört, bleibt er seines liberalen Rufes gewiß. Neulich hat Jemand, den ich nicht gern nenne, angekündigt, er wolle kein Bedenken tragen, er wolle das große Wagniß unternehmen, das konstitutionelle monarchische Princip gegen die Republikaner zu vertheidigen. Wo sind diese Gegner? wo sind diese Republikaner, an denen er sich messen will? wo steckt ihr denn, ihr deutschen Republikaner! Heraus, daß wir euch sehen! Redet, daß wir euch hören! Niemand da? Keiner? gar Niemand?“ Ueber dieselben Tapfern heißt es an einer andern Stelle: „Falstaff wird von seinen Gesellen wirklich für tapfer gehalten. Die vermeinten Heroen der Freisinnigkeit sind bei uns in dieser Weise oft die Unterthänigsten. Sachsen steckt voll solcher Leute, die in jedem ernsten Triumvirate nur den Lepidus abgeben müßten, die aber als Erzketzer im deutschen Reiche verschrieen sind. Sie schießen Jahr aus Jahr ein die giftigsten Pfeile in die Weite, noch kann ich mich aber keines entsinnen, den sie getödtet hätten. Sie könnten Satiren auf die Religion des sechsten Welttheils schreiben, sie würden noch immer als Heroen der Freiheit gelten.“

Von Preußen heißt es Seite 155: „Du hegst die Besorgniß, alle Dinge im Himmel und in Preußen seien nun ausgedacht. Aber Hegels Einfluß war doch nur unwesentlich im Preußischen, der Organismus des Landes und der Regierung ist noch immer Fichtisch. Fichte hat eine tiefere, mehr auf Grundlagen gebaute Stellung zum preußischen Staate gehabt. Hegel hat dem Gerüst zwar erst die Krone aufgesezt, doch nach abgehaltener Taufrede muß man sie wieder abnehmen und mit Schornsteinen ersetzen. In friedlichen Zeiten mag der Staat die Eitelkeit besitzen, sich sogar in einem philosophischen Systeme wissenschaftlich konstruirt zu sehen. Im Augenblick der Noth ruft man aber jene kräftigen Naturen wieder auf, die mit Rath vorangehen, dann selbst Hand ans Werk legen, wenn der Feind vor den Thoren ist, Schanzen aufwerfen, und sich als Landsturm auf die Pike legen. Fichte kann die Folgen nicht geahnt haben, die seine Bestrebungen für das Wohl des Staates, der ihm einst Schutz und Sicherheit gewährte, dort nach sich gezogen haben. Die schroffe, nüchterne Manier des Borussianismus ist die den allgemeinen deutschen Zwecken meist so feindselige Konsequenz eines Systems, das sich an seinen Namen am passendsten anschließen läßt. Unter seinem leitenden Kompasse hat man dort eine Welt entdeckt, die tiefer begründet seyn will, als die gemeine Wirklichkeit, aber auch höher liegen soll, als die Gesetze der Vernunft. Ich will Dir die Beweise nicht schuldig bleiben. Der öffentliche Geist in Preußen bricht sich in drei Fulgurationen: Die Beamten oder die Altpreußen, die Geistreichen oder die Cavaliere und Liebhaber des preußischen Staates und endlich die sogenannten preußischen Liberalen. Der Schlüssel dieses harmonischen Dreiklangs ist die Erziehung, wie sie war und noch ist. Die erste Klasse bildet sich durch die vaterländischen Erinnerungen, sie ist die solideste Grundlage des preußischen Systems; fast anziehend, wenn man sie in ihrer Seligkeit gewähren läßt; unerträglich, wenn sie in einen Kampf mit fremden Ansichten geräth. Das Herz dieser Patrioten schlägt für Friedrich Wilhelm so rein, wie es nur eine Braut verlangen könnte. Wenn einem Gliede

der königl. Familie die Nase blutet oder ein Ohr saust, so sind sie traurig, und sehen sich einander bedenklich an. Ließe sich ein Prinz eine Gemahlin aus dem Reiche der Irokesen kommen, die Patrioten kämen zu keinem Gastmahle zusammen, wo nicht der indianischen, schwiegerväterlichen Majestät ein entzücktes Hoch gebracht würde. Es ist liebenswürdig, man möchte Thränen vergießen. Die Schulen erhalten diesen Sinn, vaterländische Erinnerungsfeste beleben ihn, die Frauen machen ihn poetisch. Wir haben hier ein Gedicht, ein Epos der Ueberzeugung. Welche Stellung dazu Fichte einnimmt, könnt' ich aus meinem eignen Leben beweisen. Meine erste Jugend fällt in jene Zeit, wo die preußische Regierung sich vor Kindern fürchtete. Wenn wir einst auf dem Exercierplatze bei Berlin vor Hoheiten und Majestäten Uhren u. dgl. Habseligkeiten von weit über hundert Fuß hohen geschälten Fichten herunterbrachten, wie konnten wir da gefährlich werden? Es ist wahr, wir glaubten an ein freies, unabhängiges Leben, aber die Jugend ist nie folgsamer, als wenn sie unter dem Schein vollkommener Willensfreiheit erzogen wird. Es ist noch mehr wahr, wir traten in die Burschenschaft, substituirten in unsern Liedern statt Landesvater Vaterland, wir deklamirten viel vom Nibelungenhorte, der im Rhein läge, von der deutschen Kaiserkrone, aber wer unter uns hätte sie nicht Friedrich Wilhelm dem Gerechten zukommen lassen? Es ist wahr, wir ließen uns einen längern Bart stehen, als der militärisch gut gethan wurde, war das aber ein Grund, die angeblich hölzernen Urquellen dieser Begeisterung abzubrechen, die sandigen Laufgräben in der Hasenhaide zu verschütten, jenen herrlichen Irrgarten ebenda zu zertreten? Die Freiwilligen, die Lützowschen, die Turnenthusiasten sind Preußens festeste Grundlage; konnte irgend ein anderes deutsches Territorium ihrer Begeisterung größeren Spielraum geben? Wenn so ein purificirter preußischer Demagog es bis zu einem Oberlehrer etwa in Märkisch Friedland gebracht hat, so schreibt er als Ritter des eisernen Kreuzes noch nach den Julitagen ein kleines Gemälde der großen Völkerschlacht bei Leipzig, als Zeitgemäßestes. Ein Arndt, der den Franzosen vorwerfen kann, daß sie nicht wie wir germanischen Blutes sind, ist in den Burschenschaftstrümmern der preußischen Universitäten noch immer der Prophet und Gesalbte. So sehr ich Dich, meine Theure, als Ritterin des Louisenordens verehre, und die Nadelstiche segne, mit denen Du den erblindeten preußischen Kriegern das himmlische Auge der Wehmuth und des gerührten Dankes öffnest, so hat es doch immer Händel gegeben, wenn meine Kollegen nicht nur mit 13 und 11, sondern sogar mit Anno 6 anfingen, und von Louisa, Thusneldas Kinde und der einsam blühenden Rose sangen. Also das Preußenthum kann gar nicht untergehen, denn die Sentimentalität geht nie aus. Nein, auch das ist nicht der Grund; die Regierung dürfte nur die Empfindungen des Herzens verbieten, sie würden dennoch ein Organ finden, mittelst dessen sie ihre Gesinnungen an den Tag legten. Es geht in Preußen, wie in einem alten Mährchen, wo die Feinde des tugendhaften Sultans, selbst wenn sie ihn schmähten, verdammt waren, nur sein Lob auszusprechen. Die zweite Klasse sind die K. P. Staatsnarren, die in Preußen, Gott weiß, was, verwirklicht sehen. Den Kennern der deutschen Literatur kann es nicht fremd seyn, daß der Fichteschen Lebensansicht die Steffenssche sich gegenüberstellt. Sollte Steffens wirklich den Hegelschen Lehrstuhl erhalten, so ist diese zweite Klasse nach einer gewissen historischen Typik sogar mathematisch richtig bewiesen. Die tiefern in der Burschenschaft genährten Ideen über Volksthümlichkeit, Einfluß der Religion auf die Individualität der Völker, über die Nothwendigkeit gewisser theokratischer Lebensformen, gehören hierher. Du weißt, ich war einmal ein leidenschaftlicher Verehrer dieser Ansichten. Du tolles, unruhiges Weib, nanntest mich damals einen Quietisten, und wolltest mich stricken lehren. Auf einer Reise wollt' ich Dir die Beweise vorbringen. Wir durchstrichen die deutschen Gauen, gingen immer nur Flußgebieten und Bergrücken nach, suchten und forschten nach den natürlichen Gränzen der einzelnen deutschen Staaten. In den tiefsten Gegenden lauschten wir, ob wir nicht wo die Quellen der sogenannten alten Naturempfindung sprudeln hörten. Springruthen legten wir des Tages wohl zu hundert Malen an, ob uns nicht wo die sogenannten historischen Bedingungen wie Erz und Silber entgegenblinkten ꝛc. Die Mathematiker mühen sich mit der Quadratur des Cirkels ab, jene sublimen Theoretiker mit der Centralisation eines Vierecks. Sie suchen den Mittelpunkt des preußischen Staates, sie glauben ihn in Diesem oder Jenem gefunden zu haben. Der Kampf des Mechanismus und Organismus in der Politik ist ihnen für Preußen durch den Sieg des leztern entschieden. Wir wollen abwarten, wie sich ihre Illusionen aufdecken, wie die nackte Wahrheit einst sprechen wird. Der preußische Liberalismus wird von Raumer repräsentirt und Hegel ist ihm sehr verwandt. Man liest mit Theilnahme die fremden Zeitungen, und wagt einiges für Preußen zu hoffen. Man hört nicht ungern die Vorlesungen des Professors Gans und liest mit Vergnügen Börnes und Heines Schriften. Nur wird an allen diesen Richtungen eines freiern Geistes nicht der Inhalt, sondern nur die Form beachtenswerth gefunden; mißfällt die leztere, so ist jener völlig verloren, statt daß umgekehrt die Wahrheit die Schwäche ihres Organs entschuldigen sollte. Zu den preußischen Liberalen rechnet man Juden, als äußerste Linke, den Handelsstand als Centrum, die gemäßigtsten sind junge Beamte, Juristen und einige vom Militär. Hegel gehört in diese Kategorie; nicht so sehr durch sich selbst, als durch seine Schüler. Obschon Raumer von ihm ziemlich entfernt stand, so kann man doch sagen, daß Hegel die Doktrin des preußischen Liberalismus mit Ueberzeugung in seiner Art a priori konstruirte, Raumer übersezt sie ins Altpreußische, Gans ins Französische."

(Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 8. — 18. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

15) Beweis, daß der Mond aus Jodine besteht. Von Dr. Mises. Zweite Auflage. Leipzig, Voß, 1832.

Der geistvolle Verfasser, dessen in unserm Blatt schon früher aufs rühmlichste erwähnt wurde, hat in diesem kleinen Schriftchen die unter den Naturforschern und namentlich unter den Aerzten immer wiederkehrende Modethorheit verspottet, die aus der jüngsten und unbedeutendsten Entdeckung je die größten und umfassendsten Folgen herleiten will. Man sucht den Stein der Weisen, das aurum potabile nicht mehr, dafür aber tritt nun jede neue oder näher erforschte Naturkraft oder jeder neue Naturstoff in die Stelle ein. Die Geschichte der Chemie, Mineralogie und Metallurgie ist weniger Geschichte als Mythologie. Welche Fabeln knüpften unsre Vorfahren an das Salz, den Schwefel, das Quecksilber, und welche Fabeln knüpfen die Neuern an den Sauerstoff, an die magnetische und elektrische Materie, und sogar an jedes neuentdeckte Mineral. Wie es Krankheiten gibt, z. B. die Cholera, die durch hunderttausend verschiedne Mittel, kurz durch Alles kurirt werden soll; so gibt es Stoffe, und jeder neuentdeckte gilt als solcher, die hinwiederum alle und jede Krankheiten heilen sollen. „Wir haben an der Ratanhiawurzel vor einigen Jahren ein auffallendes Beispiel gesehn. Anfangs drohte sie, Alles andre aus der Apotheke zu verdrängen, und jezt möchte die Ratanhia sich selber mit Ratanhia kuriren, da sie, wie es den Aerzten zu gehen pflegt, die von den Krankheiten, die sie am häufigsten heilen, am öftersten angesteckt werden, an einer so chronischen Schwäche leidet, daß sie alle Prahlereien vergißt und sich ganz ruhig zur Tormentille und Kolumbo hinsezt, über die sie sonst mit einer so vornehmen Miene hinwegsah; und wenn sonst kein Schleim und Blutfluß war, der nicht vor dem bloßen Namen Ratanhia gezittert hätte, so sehen wir jezt diese ungezogenen Krankheiten häufig der großen Meisterin geradezu ins Gesicht lachen und eine Widerspenstigkeit zeigen, von der sie zu Anfange ihrer Praxis laut allen Nachrichten nie eine Spur erfahren hatte. Man kann nach diesem Allen den Aerzten nicht genug rathen, die Jodine jezt, da sie noch in ihrer ersten Jugendkraft ist, so oft als möglich zu benutzen, ehe auch sie der Marasmus senilis unbrauchbar macht.“ Aber die Jodine ist selten. Woher sie nehmen? „Bei der Homöopathie zwar besteht die Verlegenheit nicht sowohl darin, wie sie recht viel Jo-

dine, sondern, wie sie recht wenig bekommen soll, da, wenn wir allen Homöopathen zusammen einen Gran schenken, sie darum wie die Ameisen um den Chimborasso, in Verzweiflung, ihn je abtragen und klein machen zu können, herumlaufen werden, allein die Allopathen, die minder genügsam sind, wollen doch auch kuriren. Für diese wäre in der That sehr zu wünschen, daß nun auch ein Bergwerk von Jodine entdeckt würde, welches die nöthige Quantität von Zentnern lieferte, die die jährliche Konsumtion erfordern dürfte." Nachdem nun der Verfasser die Versuche, Jodine zu erzeugen, lächerlich gemacht hat, weiset er die Chemiker an den Mond. „Hört es und staunt! Der Mond, ja der Mond ist nichts weiter, als ein großer Klumpen Jodine. Als ächtes Meeresprodukt schwimmt er dort im blauen Himmelsocean herum, um, wie selbst jedem alten Weibe bekannt ist, die Kröpfe auf dieser Erde zu vertreiben, und beurkundet hierdurch so schön, daß nichts ohne Nutzen und Zweck an seinen Ort gestellt ist. Man könnte zwar dann fragen, wozu die kleinen Jodinflecke, die Sterne, da wären? Je nun, doch wohl um die Warzen zu kuriren, als kleinere Verkröpfungen der Hände und des Gesichts, deren Vertreibung man sonst fälschlich mit auf Rechnung des Mondes sezte. Welche reichhaltige Quelle von Jodine ist uns durch diese Ansicht auf einmal geöffnet, wie schön lassen sich alle Erscheinungen an und im Monde damit in Uebereinstimmung bringen, und zu welchen glänzenden Resultaten wird sie uns noch weiter führen. Jezt erst sind wir im Stande, auf eine ganz genügende Weise das periodische Abnehmen des Mondes zu erklären: denn da wir finden, daß der Mond blos, wenn er im Abnehmen begriffen ist, den Kropf heilt, folgt daraus nicht sehr natürlich, daß eben diese große Konsumtion für Kropfkranke den Substanzverlust am Monde hervorbringt, der sich alle Monate auf eine uns noch unbekannte Weise wieder reproducirt, was wir allerdings eben so wenig erklären können, als warum der Krebs seine Scheeren wiederbekommt. — Durch diese unsre Ansicht gewinnt auch die schon alte Meinung wieder sehr an Wahrscheinlichkeit, daß der Mond ein Excrement und quasi sputum der Erde sey, das sie, wahrscheinlich nach einer Ueberladung, ausvomirt habe. Wenigstens erklärt sich daraus sehr genüglich, warum jezt nur noch so wenig Jodine auf der Erde angetroffen wird, denn wenn man viel Galle weggebrochen hat, wird der Magen rein." Aber wie sollen wir zum Monde gelangen? Wir brauchen das nicht. Wir haben ja den Mondschein. „Ich würde rathen, daß ein Chemiker den Mondschein in einer Schüssel auffinge und einer chemischen Analyse unterwürfe: denn wie geeignet eine solche materielle Behandlungsart auch für die sogenannten imponderablen Stoffe sey, haben uns die Experimente gelehrt, wo wir mittelst feiner Drehwagen herausgebracht haben, daß das Sonnenlicht, was einen Tag lang auf einen Quadratfuß Fläche fällt, etwas über 2 Gran wiegt, und ähnliche Versuche sind, freilich mit weniger glücklichem Erfolge, auch mit der Wärme und Elektricität angestellt worden. — Ich füge nun blos noch der Charakteristik des Mondes, als Jodinekloß, Folgendes bei: der gelbsüchtige Teint des Mondes rührt auf jeden Fall von der Eigenschaft der Jodine her, die Haut gelb zu färben, die sie an ihrem eignen Felle zuerst versucht hat; und das Abend- und Morgenroth am Himmel lassen sich sehr füglich daraus erklären, daß der Mond wahrscheinlich Abends und Morgens mehr als zu andern Tageszeiten schwizt; was vielleicht auf einem hektischen Zustande desselben beruht, da er oft so auffallend dabei abnimmt; und daß die Jodine schön roth oder violett schwizt, ist ja bekannt."

16) Lob- und Schmähschriften von Ernst Ortlepp. Leipzig, Fest, 1833.

Schriftsteller sind viel im Stande, doch nur Buchhändler Alles. In einer Buchhändlerannonce las ich vom großen Ortlepp, der sich schon wieder selbst übertroffen ꝛc. Es kommt freilich erwünscht, daß wir, da Goethe todt ist, doch wieder einen großen Mann haben, aber es könnten uns deren zu viele werden, wenn sich etwa alle unsre Buchhändler auf die Großmännerfabrikation legten. Der arme Ortlepp kommt hoffentlich ganz unschuldig zu dieser Prostitution, denn in seinem eignen Buch spottet er über dergleichen. Er selber sagt S. 9: „Was brauchte ehemals ein Schriftsteller oder Dichter für Zeit, um sich auszubilden. Wie viele Jahre brauchte Schiller zu seinem Wallenstein. So etwas schreibt ein heutiger Dichter in acht Tagen zusammen. Wie sind wir doch so reich an großen Geistern. Selten wird es bei der Ankündigung eines neuen Taschenbuchs oder einer Novellensammlung anders heißen, als etwa: Wir hatten das Glück, die ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller als Mitarbeiter zu gewinnen. Wir nennen nur einen Fenner, Freudenheil, Irrwisch, Horschel, Mellig, Mynert, Lässig, Semper und Süßenborn, sämmtlich Namen, die jeder kennt und die einen wahrhaft klassischen Klang haben." Wer so schreiben kann über Andre, dem sollte man doch selbst keine Eitelkeit zutrauen. Uebrigens könnte Ortlepp seine Muse wohl mit etwas Besserm ausfüllen. Seine Polemik gegen den Dr. Sauerapfel ist wohl der Mühe nicht werth, und was sich etwa von allgemeinerem Interesse daranknüpft, das würde der Verfasser viel schärfer, gründlicher oder wenigstens

witziger ausgedrückt haben, wenn er erst seinen Geist und seine Kenntniß der deutschen Literatur ein wenig hätte reisen lassen. Man muß solche Bücher nicht schreiben, wenn man bessere schreiben kann, und man muß sie noch weniger schreiben, wenn man keine bessern schreiben kann. Als humoristisches Gedicht ist das Buch nicht witzig, als kritisches Werk nicht gründlich genug. Da es inzwischen gegen die Vielschreiberei und literarische Unverschämtheit unsrer Tage gerichtet ist, so sind wir weit entfernt, seine gute Absicht zu verkennen. Es wird damit allerdings immer ärger, so arg, daß er selbst, indem er dagegen schreibt, vom Buchhändler hineingestoßen wird.

Eins der merkwürdigsten Beispiele literarischer Zudringlichkeit kann ich, einmal bei diesem reichhaltigen Kapitel angelangt, nicht übergehn. Ein gedrucktes Blatt liegt vor mir, mit folgender Anzeige:

Deutscher Musenalmanach für 1833,
mit Beiträgen
von
K. Baur, Lud. Bechstein, A. v. Chamisso, W. v. Chezy, Ed. Duller, G. Friedrich, Anastasius Grün, Carl Grüneisen, K. Immermann, K. W. Justi, Just. Kerner, Nikolaus Lenau (Edler von Strehlenau), Wolfgang Menzel, Frau Aug. Meyer, Ernst Münch, L. Neuffer, Gustav Pfizer, Louise v. Plönnies, J. B. Rousseau, L. Schäfer, Aug. W. v. Schlegel, Ph. Schlinck, Gustav Schwab, Ludwig Tieck, Ludwig Uhland, H. G. Zehner, Wilh. Zimmermann ꝛc.
herausgegeben
von
F. H. Küntzel, Fr. Metz, Georg und F. Zimmermann.
(Mit dem Bildniß von Anastasius Grün.)

Zwar verfehlen diese edlen Herren nicht, Jeden, dem sie das gedruckte Blatt zuschicken, um gütigste Verschwiegenheit zu bitten, da die bereits auf dem Titel als Mitarbeiter Genannten eigentlich ihren Beitritt noch nicht erklärt hätten; der Versuch aber ist zu keck, als daß er Schonung verdiente. Man nennt die Mitarbeiter erst dann, wenn man sich ihrer versichert hat, und hat man sich ihrer nicht versichert, so ist es ein Betrug, mit ihren Namen andre ködern zu wollen, und eine Unanständigkeit, eine offenbare Beleidigung, ohne Zustimmung des Betheiligten seinen Namen in Gesellschaft Andrer, als gemeinschaftliche Theilnehmer an einem Werk drucken zu lassen. Wer hat den vier zudringlichen Editoren gesagt, daß ich neben einem gewissen N. N. genannt seyn möchte? Daß ich jemals an einer Gesellschaft Theil nehmen möchte, welche dieser N. N. durch seine Gegenwart verunehrt? Und was ist das überhaupt für eine Anmaßung, wenn vier unbekannte Männer die Gedichte andrer weit bekannterer Männer herausgeben wollen, sey es nun um sich neben denselben genannt zu sehen, oder auch nur, um einige Gulden zu verdienen? Diese Anmaßung ist aber um so undelikater, als bereits die meisten der hier mißbrauchten Dichter für den ehemaligen Wendt'schen jetzt Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach engagirt sind, und dies jene vier Editoren wohl wissen konnten. Ist aber nicht vielleicht die ganze Ankündigung nur eine Mystifikation?

(Der Beschluß folgt.)

Germanisirende Franzosen.

1) Cours d'histoire de l'Allemagne. Par St. Marc-Girardin. Paris, 1832.

Wer hätte das glauben sollen! Nachdem die Deutschen so lange Zeit den Triumphwagen französischer Sitte und Bildung gezogen haben, ist endlich ein Rollenwechsel unter beiden Nationen eingetreten, dessen Folgen sich noch nicht voraussehen lassen. Als Griechenlands Föderationen von den siegreichen Adlern der römischen Heere überflügelt waren, tauschten sie an die Römer gegen den Raub ihrer Freiheit ihre Ideen aus. Die Sieger saßen zu den Füßen ihrer Sklaven, und erstaunten, daß sich die natürliche Beredtsamkeit des Forums in ein System, der einfache Glaube an die Götter in eine Schlußfolge verständiger Ueberlegung verwandeln lasse. Das war das Vorbild des Alterthums. Die Folgen, die eine siegreiche und dauernde Usurpation Napoleons für Deutschland und Frankreich nach sich gezogen hätte, sind unberechenbar. Wir wären die Sklaven und Schulmeister der Franzosen geworden. Der Despotismus Napoleons hätte unsern neuen Zöglingen die Flügel beschnitten, wir würden sie gelehrig gefunden, und ihre Phantasie an die Buchstaben eines schwierigen Alten oder eines noch unverständlicheren Neuern gefesselt haben. Auf der Spitze der französischen Bayonette würde allen Völkern die deutsche Grammatik überbracht worden seyn, wir hätten die Redewerkzeuge und die Köpfe eines jeden besiegten Volkes in Beschlag genommen, und es eine Sklaverei dulden gelehrt, durch die wir in eine so ehrenvolle, ja wir würden gesagt haben, in eine allein für uns passende Stellung gekommen wären.

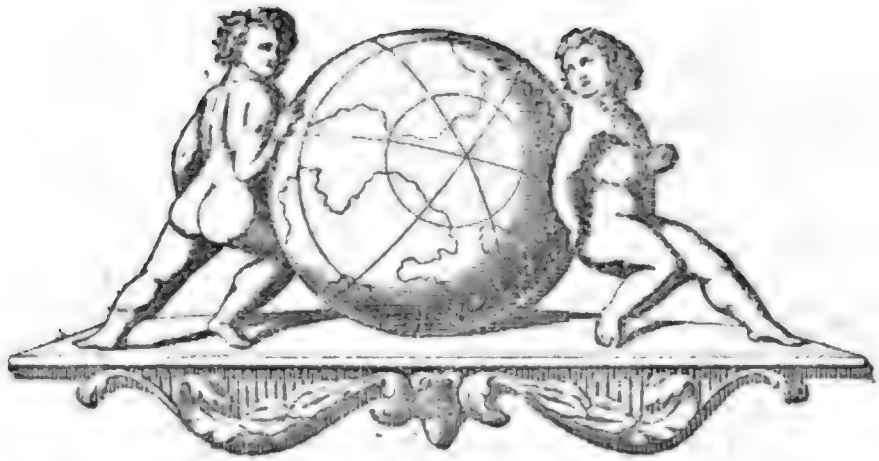
Diese müßige Hypothese dient wenigstens dazu, für eine merkwürdige Erscheinung des Augenblicks eine schwache Analogie zu geben. Die deutschen Ideen haben zwar nicht mit den Hohen Alliirten, eine weiße Binde um den Arm, den Einzug in Paris gehalten; doch sie sind da, sie haben dort ihren Katheder und ihre Dolmetscher gefunden. Die spitzen, gedrückten Köpfe der Franzosen sind von ihnen in Besitz genommen, und davon so rund geworden, wie nur irgend ein deutscher Hirnschädel. Unsre Ideen haben bei den Franzosen eben so viel Kluge als Narren gemacht, als bei uns; die Empfänglichkeit ist in allen Gemüthern dieselbe, nur der Saame und die Befruchtung machen den Unterschied. Es ist sonderbar. Während unsre Liberalen die breitkrämpigen, plattgedrückten Hüte tragen, durch die sich die Republikaner am 6. Juni in der Straße St. Merry so bald verriethen, sind bei den Franzosen die altdeutschen Sammtbaretts aufgekommen. Während wir alle Lust bezeugen, dem St. Simonismus seine Widersinnigkeiten zu nehmen, und den lezten Anstrengungen der Väter vom Merilmontant mit der ganzen Energie unsrer Begeisterung zu Hülfe zu kommen, fangen die Franzosen an, auf unsre mystischen Zustände zu lauschen, und aus den Entzückungen unsrer wiedergebornen Leineweber, der nächsten Zukunft der civilisirten Welt ihr Horoskop zu stellen. Während endlich der deutsche Liberalismus längst über seine alten Gränzen gesprungen ist, während er die Einheit Deutschlands und das Protektorat für einen Traum, die Advokaten derselben für Visionäre erklärt hat, sind die Phantasien der Franzosen von unsern schwarzrothgoldenen Hoffnungen gefärbt worden, sie haben die Trümmer unsrer alten Geheimbünde gerettet und Nachsuchungen angestellt, um den Nibelungenhort der deutschen Kaiserkrone aus den Wogen des Rheins zu heben. Ich habe französische Räsonnements gelesen, die sich wie wörtliche Uebersetzungen der alten Reden, die wir in den Jahren 17. 18. 19. Köpeniklichen Andenkens vor unsern Brüdern in bemoosten Ruinen und unter tausendjährigen Eichen hielten, anhören ließen.

Ich zweifle, ob ich meine germanisirenden Franzosen schon genug kenntlich gemacht habe. Es versteht sich von selbst, daß ein Franzos seine Ansichten nur in seinen Schriften und Handlungen, nicht wie der Deutsche auch in der ganzen Weise seines gesellschaftlichen Benehmens kund gibt. Jene Vergleichungen standen nur der deutschen Leser wegen da, weil wir in der That manche Ideen am besten durch die Kleider der Leute, die sie verfechten, kenntlich machen. Es ist nur von einem Seitenarme der großen gelehrten Kolonne die Rede, die in Paris mit den Doktrinären Hand in Hand geht, und seit dem lezten Ministerwechsel als Kompendium mit dem Portefeuille vertauscht hat. Herr Guizot, derselbe Minister, der schon kurz nach der Julirevolution so unpopulär wurde, weil er in seinen Rundschreiben an die Maires und Präfekten spekulative Untersuchungen anstellte, und in Verdacht gerieth, die Telegraphen zur Verbreitung seiner philosophischen Resultate benutzen zu wollen, derselbe jezt wieder zu Ehren gekommene Staatsmann ist die rechte Hand des Königs. Herr Cousin ist wieder die rechte Hand des Herrn Guizot, und meine altdeutsche Franzosen sind zulezt die rechte Hand des Herrn Cousin. Sollte es zu einer französischen Invasion kommen, so wissen wir nun doch die Genealogie unserer Liebhaber, die den Deutschen die Einheit geben werden, nicht weil sie zur Propaganda gehören, sondern weil sie im Kollege des heiligen Ludwig darüber Vorlesungen gehalten haben.

Der Eifer, mit dem sich die Franzosen in neuerer Zeit auf deutsche Wissenschaft und Kunst geworfen haben, ist für sie eben so außerordentlich, als schmeichelhaft für uns. Sie haben nicht nur die Solidität unserer wissenschaftlichen Forschungen anerkannt, sondern selbst unsern großen Leistungen im Gebiet der freien, dichtenden Künste eine überraschende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von jenen gestanden sie, daß sie vor ihnen erröthen müßten, von diesen, daß sie durch sie entzückt würden. Was einige unsrer scharfsinnigsten Geschichtsforscher geleistet haben, ist ihnen nicht unbekannt geblieben, ja selbst die kühnen Hypothesen, über die wir erst erstaunten, und darauf selbst den Stab brachen, erhalten sich bei ihnen immer noch im großen Ansehen, und beschäftigen die Ungeduld der Gelehrten, die so gewissenhaft sind, nur durch Widerlegung, nicht durch das Verschweigen einer Hypothese zur erweislichen Wahrheit kommen zu wollen. Unsre philosophischen Bestrebungen, diese glänzenden Zeugnisse unsrer Tiefe und unsrer Verirrungen, haben bei den Franzosen nicht nur Freunde und Bewunderer gefunden, sondern selbst entschiedene Anhänger, die auf ein einziges Wort ihrer deutschen Lehrer drei körperliche Eide zu schwören sich vermessen. Endlich ist es längst bekannt, welche folgenreiche Revolution des Geschmacks die Bekanntschaft mit unsern schönen Geistern in Frankreich hervorgerufen hat, wie tief dort die Autoritäten durch unsern Einfluß gefallen sind, wie kleinmüthig die Akademie zugeben mußte, daß ihre leergewordene Bänke von den Anhängern des neuen Gesetzes eingenommen wurden. Unsre politischen Verhältnisse haben jezt dieselbe Aufmerksamkeit erregt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 9. — 21. Januar 1833.

Germanisirende Franzosen.

1) Cours d'histoire de l'Allemagne. Par St. Marc-Girardin. Paris, 1832.

(Beschluß.)

Auch diese zu verstehen, mußte den Franzosen um so leichter werden, je einfacher sich der Uebergang aus unserm wissenschaftlichen Leben in das politische bildete. Wir haben die Erfahrungen des einen zu den Voraussetzungen des andern gemacht. Die Koryphäen der Wissenschaft gaben sich zu Dolmetschern unsrer politischen Wünsche her; die Männer des Katheders bestiegen die Tribüne; man brauchte in ihren frühern Reden an die Stelle des Wortes: Philosophie nur das Wort: Freiheit zu setzen, um zu wissen, was sie über die Bedürfnisse unsres öffentlichen Lebens behaupten würden. Es bildete sich eine Gemeine, die ihre Aeltesten und Schüler hatte, deren Stellung eine größere Wichtigkeit erlangte, als man anfing, ihr diese beizulegen, deren Lehre zuletzt den Enthusiasmus hervorrief, als die Furcht den Mißgriff beging, sie zu verfolgen. Dies war der Augenblick, wo die Franzosen mit unserm politischen Zustande bekannt wurden. Seitdem haben sie ihren fixen Begriff, wenn sie von einer deutschen Opposition hören. Sie glauben dann zu wissen, wovon die Rede ist, und geben ihren Landsleuten Aufschlüsse über Dinge, in die sie ganz besonders wollen eingeweiht seyn.

Wenn sich die Franzosen über fremde Völker unterrichten wollten, so sind sie bis jezt immer so unglücklich gewesen, daß sie ihre Absicht nur zur Hälfte erreichten. Sie haben den Begriff eines unaufhaltsamen Bildungsganges, wie ihn jedes Volk verfolgt, niemals gehabt. Sie haben es immer für hinreichend gehalten, die Merkmale eines augenblicklichen Zustandes kennen zu lernen, und nach diesem Maaßstabe auf alle folgende Zeiten zu schließen. Wie lange sind ihnen die Deutschen nicht jene ungeleckten Bären gewesen, die unsre Urgroßväter im dreißigjährigen Krieg wohl mögen gewesen seyn! Wie lange kannten sie uns nicht als jene albernen Tölpel, die über den Rhein kamen, um sich von ihnen bilden und betrügen zu lassen! Jezt werden wir ihnen einige Jahrzehnde hindurch nur jene düstere Phantasten seyn, die mit verklärten Augen nur immer den Himmel offen, nie die Hinderniſſe der Gasse sehen, die sich an heimlichen Oertern versammeln, ein Feuer anzünden, ein lamentables Lied singen, und über Deutschlands fehlende Einheit heiße Thränen vergießen, die endlich am Tage ihrer Wiedergeburt einen Kaiser auf den Thron setzen und ihn mit Philosophen und Dichtern umgeben würden. Das nennen die doktrinären Franzosen den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren lassen!

Die Meinung, die unſre neuen Kenner von uns gefaßt haben, iſt ungefähr folgende. Sie ſagen: Als die Götter den Völkern ihre Gaben austheilten, verliehen ſie den Deutſchen die Ideen und das Phlegma. Jene, um eine Brücke zu haben, auf der ſie zu den Menſchen ſteigen könnten, dieſes, um dem himmliſchen Princip ein telluriſches als Gegengewicht an die Seite zu ſetzen. Die Deutſchen ſind unpraktiſch. Schon in ihren Wäldern brüteten ſie auf den Bärenhäuten, und überließen die Geſchäfte des Hauſes ihrem Weibe und ihren Sklaven; während z. B. ein franzöſiſcher Gatte ſich noch jezt ein Vergnügen daraus macht, einen Korb an die Hand zu nehmen, auf den Markt zu gehen, und Eier und Gemüſe zu kaufen. Von Natur iſt der Deutſche republikaniſch, wie ſeine Literatur; doch wird er ſich jede Herrſchaft gefallen laſſen, in die die Wiſſenſchaft einen tiefern Sinn zu legen weiß. All ihre friedlichen Widerſprüche und gewaltthätigen Aufſtände ſind niemals durch den unmittelbar zwingenden Mangel hervorgerufen worden, ſondern zu den Beſchwerden, die man abgeſtellt wiſſen wollte, mußte ſich noch immer ein ideeller Anſtoß geſellen, ehe ſie zu den Waffen des Eiſens oder der Zunge griffen. Wenn bisher dieſes zweite Element die Religion geweſen iſt, ſo iſt es jezt die Tendenz nach einer organiſchen Einheit ihrer Conföderation. Sie wollen nicht mehr Sachſen, Hannoveraner, Heſſen ſeyn, ſondern Deutſche. Napoleons Druck hat ſie an ihre Urſprünge erinnert, aus den Quellen der Geſchichte ſchöpften ſie ihre Begeiſterung, jezt wollen ſie nur in ſo weit frei ſeyn, als ſie einig zu werden verlangen. Der nächſte Weg, der zu dieſem Ziele führt, beſteht in Nichts, als die Fürſten aus dem Lande zu jagen. Dieſen werden aber die Deutſchen immer verachten, ſie hoffen auf die Macht der Ideen. Sie warten auf den von Plato verheißenen Augenblick, wo die Könige Weiſe und die Weiſen Könige ſeyn werden. Nun iſt der Tendenz nach der Einheit der Begriff der Hegemonie verwandt. Es muß, ſo ſchließen die Deutſchen, einen Staat geben, der gleichſam die Kraft aller Uebrigen in ſich abſorbire, und ihnen dafür ein neues Leben einhauche. Welcher Staat kann dies anders ſeyn, als der Preußiſche? Der Zuſtand der preußiſchen Schulen, wie er durch Herrn Couſin ans Tageslicht gebracht iſt, wird für Deutſchlands Einheit entſcheidend werden. Die Preußen werden glorreich unter die Hadernden treten, und die Widerſacher ehrfurchtsvoll ihre Fahnen ſenken.

Man ſieht, dieſe Gedanken ſind nicht originell, und ſie ſollen es auch nicht ſeyn. Es ſind alte Bekannte, mit denen wir ſchon oft zuſammentrafen, und die wir eben ſo oft widerlegt haben. Man kann unſern Franzoſen alſo nicht den Vorwurf machen, daß ſie über die Wünſche der Deutſchen gefabelt haben. Sie ſind nur ſo unglücklich geweſen, eine Parthei für die Maſſe und ein beſonderes Intereſſe für ein allgemeines Verlangen genommen zu haben. Dieſe Transrhenaner würden anders geurtheilt haben, wenn ſie in Preußen ſich nicht ausſchließlich unterrichtet hätten. Daran thaten ſie Unrecht. Sie kamen nach Berlin, um die Primär- und Mittelſchulen zu ſtudiren, und als ſie wieder in Paris waren, beſtiegen ſie den Katheder und ſprachen von den politiſchen Erwartungen der Deutſchen. Sie eröffneten Courſe über deutſche Geſchichte, und gaben vor, ſie aus neuen und richtigen Geſichtspunkten zu betrachten. Dieſe Vorleſungen ſind jezt bekannt geworden, ſchon kurz, nachdem ſie gehalten waren, lieferte der Temps über ſie ſtenographiſche Auszüge, man kann ſie alſo vergleichen. Ich geſtehe, daß ich an ihnen Nichts gefunden habe, als die Uebertragung einiger deutſchen Phantaſien in die natürlichere Ausdrucksweiſe der Franzoſen. Man wird nicht anders können, als mehreren deutſchen Profeſſoren zu ihren Schülern Glück wünſchen.

Es ſind jezt drittehalb Jahre, daß ich einen unſrer thätigſten franzöſiſchen Freunde, der ſich durch Schrift und Rede unſere ausgezeichnete Dankbarkeit erworben hat, kennen zu lernen das Vergnügen hatte, den Verfaſſer dieſes Buchs. Es war noch in den friedlichen Tagen der Reſtauration, ungefähr drei Monate vor der Juliwoche, als ich bei unſerm Nationalliebhaber im Hotel de Rome zu Berlin eintrat. Ich war ihm als Cicerone durch die Schönheiten unſrer Literatur und Sprache empfohlen worden, und ich konnte ſeinen liebenswürdigen Bitten und meinem eignen Patriotismus nicht widerſtehen. Ich traf in ihm einen jungen, feurigen Franzoſen, voller Begierde, ſich zu unterrichten; doch hatte er denſelben viereckigen Kopf, der über dem Rhein ſo national iſt. Zuerſt kündigte er ſich mir als einen Theologen an; er wäre auf die Kirchengeſchichte verſeſſen, und wolle die Fehler, die Matter begangen hätte, durch Neander berichtigen. Dann ſprang er auf die Myſtiker über. Er hielt die damals ſo viel beſprochene Halleſche Denunciation für das folgenreichſte Ereigniß, dachte ſich unter den gotterleuchteten Eiferern die tiefſinnigſten Theoſophen, und nannte ſie immer nur in Verbindung mit Jakob Böhme, Albertus Magnus und Philo. Er war untröſtlich, als er Schleiermacher beſucht hatte, und ihm dieſer auf ſein liebſtes Thema, die Hallenſer Theoſophen, nicht Rede ſtehen wollte. Jezt warf er ſich den Hegelianern in die Arme. Er ließ ſich eine Reihe von Vorleſungen über die Encyklopädie halten; das nannte er, ſich um Deutſchlands Gegenwart bekümmern. Ich traf ihn oft erſchüttert über das Anſich, Fürſich und Außerſich; und dennoch muß er es verſtanden haben, weil er jezt in Paris vorgibt, die Tiefe der Deutſchen ſey ihm kein Räthſel mehr. Er beſuchte,

wie später sein Freund, Herr Cousin, alle öffentliche Lehranstalten, und zog von einem Oberlehrer, der in diesem Sommer von einer totalen Verrückung seines Hirns nur mit Mühe geheilt worden ist, seine Erkundigungen über die Stellung der Schule zum preußischen Staate ein. Dies ist die trügerische Quelle der durch Wissenschaft und Kunst bedingten preußischen Hegemonie, wie sie jezt auch in Frankreich gelehrt wird! Nur in einer Hinsicht habe ich über den Enthusiasten etwas vermocht, wodurch er auf einige Leute in Deutschland schliessen konnte, die sich unbegründeten Illusionen nicht so leicht hingeben. Ich schloß ihm nämlich in meiner Art das Verständniß der Goethe'schen Poesie auf, und habe die angenehmste Ueberraschung gehabt, als er in französischen Blättern die auch bei uns bekannt gewordene, von der Carlyle'schen so verschiedene Leichenrede über den großen Todten hielt. Er erklärt darin offen, daß uns mit Goethe nur ein Name gestorben sey, an den die Deutschen jezt nichts mehr, als eine schuldige Pietät kette; er nannte ihn den Dichter des achtzehnten Jahrhunderts und verhieß uns einen neuen und immer schönern Frühling im Garten der Poesie. Warum hat er nur von diesem treffenden Urtheile nicht weiter geschlossen auf unsre politischen Zustände? Warum ist er hier auf so luftigem Boden geblieben? Man mache mir keinen Vorwurf! Ich glaube, meine Hände in Unschuld waschen zu dürfen!

Wenn sich die Franzosen zur deutschen Opposition schlagen, so wird es immer schwer seyn, zu begreifen, welche Stellung sie denn im Falle einer Umwälzung Deutschlands einnehmen wollten. Es ist zwar nichts gewisser, als daß weder die Träume unsrer, noch der französischen Doktrinäre je verwirklicht werden; aber beide denken doch an die Möglichkeit dieses Ereignisses. Welchen Entschluß haben sie für diesen Fall schon im Voraus gefaßt? Unsre Gemäßigten sagen: Traut dem Erbfeinde nicht! Aber es wäre Unrecht, in die Redlichkeit der Ansichten, die so friedliche Kathedermänner über uns aussprechen, Zweifel zu setzen. Sie könnten uns dafür den beschämenden Beweis führen, daß wir sie durch unser gehässiges Mißtrauen nur beleidigen. Und dennoch hätte ich es lieber, die Franzosen schwiegen von unsrer Einheit und unsern Ideen. Sie haben die Kunst, unreife Gedanken so einfach und natürlich zu machen, als seyen sie in den Köpfen vernünftiger Leute entstanden. Die Deutschen sind aber immer gewohnt, Ideen zu verfolgen, denen man in Frankreich ein Zeugniß aufgestellt hat. Wir haben dann gleichsam von ihnen das Vorurtheil, daß sie vor dem Tribunal der europäischen Meinung nicht zu erröthen brauchen. Darum wünschte ich, die Franzosen leisteten Verzicht auf den Ruhm unsrer so genauen Bekanntschaft. Wir wollen gern von ihnen hören, daß wir in Wäldern wohnen und uns mit den Früchten der Eichbäume nähren, daß wir eine Sprache reden, die halb kalmückisch, halb gothisch ist, und daß wir in Erfurt einen Kurfürsten, in Nürnberg einen Markgrafen sitzen haben, wenn wir nur damit erreichen können, daß unsre Unitarier und Hegemonisten sie nicht als Autoritäten citiren. — G.

2) Nouvelle revue Germanique. Paris, Levrault, 1831, 2.

Dieses schon seit mehreren Jahren bestehende Journal sucht die Franzosen durch Rezensionen mit der deutschen Literatur bekannt zu machen. Der Wille ist gut, aber es fehlt der Redaktion offenbar an Uebersicht über die deutsche Literatur, und an einer richtigen Auswahl. Sie erwähnt deutsche Bücher, von denen die Franzosen wohl nichts zu wissen brauchen. Wozu überhaupt der Novellen von Willibald Alexis gedenken, wenn der Rezensent nur von ihnen sagt, sie seyen uninteressant und prätiös. Sind sie so, so sind sie auch nicht werth, daß die Franzosen von ihnen hören. Dagegen ist vieler deutschen Bücher nicht gedacht, welche die Franzosen wohl interessiren dürften, besonders nicht der trefflichen naturhistorischen und Geschichtswerke, deren Deutschland so viele hervorbringt. Freilich haben die Franzosen ein Recht, uns Deutschen vorzuwerfen, daß wir selbst so wenig über den Werth neuer Bücher einig sind. Unter den jüngsten Dichtern Deutschlands ist ohne Zweifel Julius Mosen der Ausgezeichnetste. Eine solche Erscheinung würde in Frankreich augenblicklich das allgemeine Interesse auf sich ziehn; in Deutschland aber kann er lange warten, bis man ihn aus der Masse hervorhebt und einstimmig rühmt, und noch länger, bis die Franzosen es merken. Ein Geschichtsforscher wie Plath in Göttingen würde, wenn er seine Geschichte der Mandschu in Paris französisch geschrieben hätte, den größten Ruhm der Gelehrsamkeit davon tragen; da er aber das Unglück hat, in Deutschland geboren zu seyn, so kräht jezt kein Hahn darnach, weder daß er im Gefängniß sizt, noch daß er ein bewunderungswürdiges Geschichtswerk geschrieben hat. So sieht es in Deutschland aus, und wenn wir selbst uns nicht kennen, wie sollen uns die Franzosen kennen lernen? So lange unser Nationalverstand noch nicht so weit routinirt ist, daß das Lesepublikum die Journalisten kontrollirt wie in Frankreich und England, so lange es in Deutschland noch möglich ist, wie Theodor Hell ein Blatt zu schreiben, das trotz seiner intellektuellen und stylistischen Niederträchtigkeit zu den beliebtesten und vielgelesensten gehört, so lange noch ein Gubitz, Willibald Alexis, Bruckbräu ꝛc. die Mentoren der Menge sind, so lange man die akademischen und Buchhändler-Lobfabrikanten in gleichen Rang

mit einem ächt kritischen Blatt stellt, und die gerechte Kritik erstickt unter der Last und Zahl bestellter Lobhudeleien, so lange man die Wahrheit, die noch hin und wieder ein Kritiker versicht, nur für eine Sonderbarkeit hält und ihn mit elenden Komplimenten von witziger Schreibart und Vielseitigkeit ärgert, um nur nicht sagen zu müssen, daß er wahr sey; so lange es so in unserm literarischen Deutschland bestellt ist, sey euch Franzmännern von Herzen eure Unwissenheit in Betreff unserer Angelegenheiten verziehn. Das einzige Verdienst, was ihr in dieser Hinsicht haben könnt, ist, daß ihr selbst urtheilt und euch bei leibe nicht von den Deutschen euer Urtheil diktiren lasset. Faselt auf eigne Hand, aber gebt euch nicht zum Werkzeug deutscher Faselei her. Die Kritiken, die in englischen Blättern über deutsche Literatur stehn, sind größtentheils deutsches, namentlich Berliner Fabrikat. Wie schimpflich für die Engländer, daß sie sich die Fadaisen der Hegelo-Goetholorare aufschwatzen lassen! Aber das deutsche Publikum theilt die Beschimpfung, da es die anglisirten Berliner nicht erkennt. Vor mehreren Jahren hatte ein Partheigänger des edlen Müllner einen heftigen Ausfall gegen mich einer französischen Zeitschrift einverleibt. Du guter Gott, was war ich denn, daß die Franzosen von mir hätten Notiz nehmen sollen? Jüngst war ein Schottländer bei mir, der zufällig über Hamburg, Berlin, Dresden, Wien und München gereist war, bevor er zu mir nach Stuttgart kam. Er hatte getreulich alle Narrheiten geglaubt, die ihm die Scholastiker des Nordens und die Aesthetikaster des Südens aufgeschwatzt, und nun er aus meinem Munde einige abweichende Meinungen vernahm, rief er verzweiflungsvoll aus, o warum bin ich nicht gleich von der rechten Seite durch Deutschland gereist? Inzwischen habe ich auch Engländer und Franzosen kennen gelernt, die, deutschredend, lange genug unter uns verweilt haben, um uns zu kennen, z. B. Cleasby, der ein Recht hätte über uns zu schreiben, wie es noch wenige Ausländer hatten.

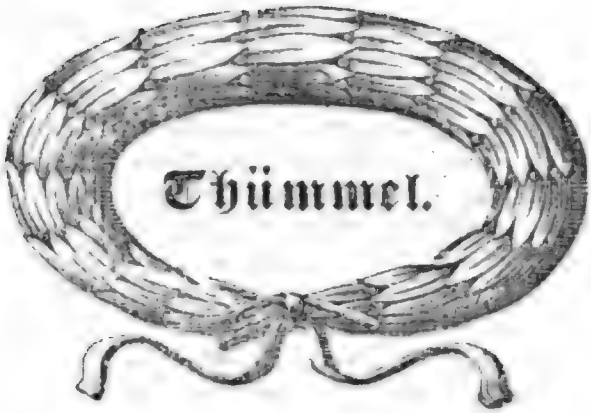
Es wird wahrscheinlich noch lange dauern, ehe der Enthusiasmus des Auslands für deutsche Gelehrsamkeit und Poesie zu Verstand kommt. Der Weg, den Edar Quinet, den Girardin gehn, führt so wenig dazu, als der Weg Cousins. Ein Franzose, wenn auch noch so geistreich, vermag nicht so gleich in Bausch und Bogen das deutsche Wesen zu beurtheilen und frischweg zu konstruiren. Dazu gehört einige, und zwar viel Detailkenntniß. Wir haben den Franzosen keinen Centralpunkt, wie Paris darzubieten, wo sie gleich alles beisammen finden könnten. Ein solcher Centralpunkt ist weder Wien noch Berlin, weder München noch Frankfurt, weder Dresden noch Leipzig, weder Weimar noch Göttingen. Wenn sie erst unsre Sprache lernen, wie wir die ihrige, und ich will nur sagen Dreitausend unsrer besten Bücher übersezt haben, wie wir die ihrigen alle, dann steht ihnen erst zu, über uns zu urtheilen, wie wir über sie. Ein kritisches Blatt wie die revue Germanique ist allerdings sehr zur Vermittelung der Detailkenntniß geeignet; aber dann könnte es nicht streng genug in der Auswahl seyn. Da aber überhaupt die neusten Bücher nur eine sehr unvollständige Kenntniß der deutschen Literatur überhaupt gewähren, so wäre den Franzosen vor allen Dingen eine gute Geschichte der deutschen Literatur zu wünschen, die weder blos leere Namen enthielte, noch blos ins Blaue hinein raisonnirte.

3) Revue de deux mondes. Paris, 1832.

Ein vortreffliches Blatt, das wir hier in der Hoffnung erwähnen, es werde künftig durch gründliche und geistreiche Aufsätze nach und nach die französischen Begriffe auch über unser Vaterland beser aufklären. Es umfaßt geschichtliche, philosophische, kritische und belletristische Aufsätze, wie die Horen von Schiller. In Deutschland existirt gegenwärtig kein solches Blatt mehr, da man eben nur politische Zeitungen, kritische Journale und modische leichte Unterhaltungsblätter lesen will. Historische Abhandlungen müssen sich in historische, philosophische in philosophische Journale flüchten, die außerhalb der Fakultät keine Leser finden. Dadurch wird der gelehrte Kastengeist nur zu sehr genährt und allgemeine Bildung und öffentliche Aufklärung gehemmt. In den vorliegenden Heften der revue de deux mondes finden wir eine Abhandlung von Ampère über den Sigurd der nordischen Edda und Sigfrit der deutschen Nibelungen, so wie einen Brief über den kürzlich verstorbenen Ludwig Robert. Diese Auswahl beweist leider, daß auch die Redaktion eines so trefflichen Journals, wie es das vorliegende ist, mit den Angelegenheiten der deutschen Literatur noch völlig unbekannt seyn muß. Ludwig Robert ist einer unsrer unbedeutendsten Schriftsteller gewesen. Will das Journal den Franzosen einen Blick in unsre literarischen Wälder eröffnen, so reicht ein solcher dürrer Zweig nicht hin.

Die jüngern Franzosen, mit ihren übereilten Versuchen, das deutsche Wesen auf den ersten Blick von Grund aus zu verstehn, werden durch Frau von Staël beschämt, die wenigstens fleißig gesammelt und beobachtet hatte. Wie interessant müßte es für uns Deutsche seyn, einmal einen klaren ausländischen Denker über die Koryphäen unsrer Literatur urtheilen zu hören. Die jungen Franzosen sind zwar gleich bereit zu urtheilen, aber sie wollen sich nicht die Mühe geben, den Gegenstand, über den sie urtheilen sollen erst kennen zu lernen; und mit den Engländern steht es noch schlimmer. Sie geben das Quaterly Review dem Berliner Gesalbader über Goethe und Hegel Preis, und die Berliner Einsender prahlen dann: seht so urtheilt das freie englische Volk! ein Betrug, der in der That weit mehr die Engländer, als uns beschämt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 10. — 25. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

(Beschluß.)

17) M. A. von Thümmels sämmtliche Werke. Dritte Ausgabe. Sechs Bände. Leipzig, Göschen, 1832.

Thümmel gehört zu einer Gattung von Schriftstellern, die jezt ausgestorben ist, zu den liebenswürdigen. Welche Zwecke suchen heute die Autoren zu erreichen! Sie wollen die Phantasie ihrer Leser mit einer schauernden Gänsehaut überziehen; sie hüllen das Publikum in ihre tollen Erfindungen und stürzen vom Nordpol zum Südpol, um in demselben Augenblicke schon wieder beim Aequator zu seyn. Sie steigen auf die Gipfel der Alpen, man lauscht, welche Worte sie ihren Entzückungen geben werden, und sie ziehen Kants Kategorientafel aus der Tasche und beweisen uns, daß bei der Naturbetrachtung die dritte der höhern Seelenkräfte zweiter Ordnung angestrengt werde. Es gibt Schriftsteller, die sich im lezten Kapitel ihrer Werke der Unsterblichkeit empfehlen und im ersten dem Publikum Grobheiten sagen, wie sie sonst unerhört waren. Ja vor Kurzem hat ein französischer Humorist erklärt, seine Absicht sey, der Leser solle sechsmal seine grausamen, verrückten Schilderungen wegwerfen, und sie das siebtemal doch wieder vornehmen. Das sind unsre Zeitgenossen. Glückselige Vergangenheit! Unsre Väter erholten sich, wenn sie im Meßkatalog die drei, vier Seiten der neuerschienenen Unterhaltungsschriften mit ihren schälernden, spaßhaften Titeln durchliefen, und wenn sie dann einen bei den Gebrüdern Jakobäern oder bei Fritschen herausgekommenen Roman zur Hand nahmen, so floß ihnen die Zeit wie ein Strom hin und sie verdauten noch einmal so gut. Dieser anmuthige, freundliche Verkehr mit dem Publikum ist jezt außer Mode gekommen. Man will bewundert, nicht geliebt seyn. Das Genie kennt keine Regel, als seine eignen Sprünge; diese gelten für die Gesetze der Schönheit. Wer stiege noch herab in die kleine Welt der kleinen Leidenschaften, der gutmüthigen Wünsche, der bescheidenen Triebe! Wer vermöchte von der Liebe noch zu sprechen, wie von einer Erfahrung, die unser Herz alle Tage macht, von der Liebe, die in den Köpfen unsrer heutigen Autoren eine Fabel geworden ist, die man am tiefsinnigsten zu erklären glaubt, wenn man sie mit der Entsagung enden läßt! Wer getraute sich noch die Räthsel des Platonischen Dreiecks auf die einfachste Art zu lösen, und von gewissen Begierden menschlich zu reden, über die die Faust's und die modernen Don Juan's so viel Göttliches gefaselt haben! Ueber den Musen hat man die Grazien vergessen.

Thümmel und Wieland haben allerdings auch in ihrer Art eine Manier veranlaßt. Die schalkhaften Streiche

des kleinen Liebesgotts hatten sich so ins Unendliche gehäuft, daß man kaum noch über sie lachen konnte. Die Poesie der Strumpfbänder und der Nachthauben, die Intriguen hinter der Gardine, die komischen Ehestandsscenen, die unschuldigen Ehebrüche en miniature konnten nur so lange allerliebst bleiben, als die lügenhaften Sentimentalisirungen des Lasters an Goethe und Andern ihre gefeierten Darsteller fanden. Die Prätzel, die Laun, die Langbein mit ihren grotesken Abentheuern, ihren vom Bock gestoßenen Pastoren, diesem ewigen: Jungfer Lieschen, weißt du was, komm mit mir ins grüne Gras! werden auf die Länge doch unausstehlich fad. Die Grazie und Anmuth eines Wieland sind in diesem Bereich ebenso unerreicht geblieben, als der Witz und die geistreiche Laune Thümmels.

Thümmels bürgerliche Stellung, die ihn bekanntlich in die nächsten Berührungen mit höchsten und allerhöchsten Personen brachte, war für den Charakter seiner Muse entscheidend. In einer noch so auffallenden Barbarei der deutschen Literatur, wie sie theilweise das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts zeigte, bedurfte es der seltensten Verhältnisse, um zu einer so ausgezeichneten Meisterschaft zu gelangen, wie sie in Thümmels Lebensansicht und Ausdrucksweise unbestreitbar ist. Diese Einflüsse seiner Erziehung und seines Umgangs waren es auch, die sich bei Thümmel mit einer fröhlichen, heitern Laune gesellten, wie sie allein ein Geschenk der Natur seyn konnte. Thümmel überrascht uns durch seine Kenntniß der fremden Literatur eben so sehr, wie durch seine feine Beobachtungsgabe, die immer die Folge einer sorgenlosen Erziehung und Lebensweise seyn wird. Wie schwer wird es den meisten Schriftstellern jener Periode, sich von den lästigen Einflüssen ihrer Herkunft und ihrer bürgerlichen Lage zu befreien! Bei den Flügen ihrer Phantasie klebt ihnen immer noch etwas tellurisches an den Füßen, sie zupfen sich verlegen an den Manschetten, wenn sie in den Tempel der Musen treten, und können bei allen Gerichten, die sie, an die Tafel der Himmlischen gezogen, genießen sollen, einen hartnäckigen Beigeschmack von Kartoffeln nicht überwinden. Das sind Unbequemlichkeiten, von denen man sich in jener Zeit nicht leicht befreien konnte, und die nur den nicht störten, dem die Vortheile eines höhern Standes zu Nutze kamen. Thümmel war ein Bevorrechteter, aber seine vorurtheilsfreie Einsicht verhinderte ihn, darauf stolz zu seyn. Thümmel war in gewissem Sinne Aristokrat, wenn man sich dieses Ausdrucks vor der Revolution bedienen darf, aber er stand ganz auf der Höhe, die Schwächen der höhern Stände zu beobachten, und besaß den für jene Zeiten seltenen Muth, diese mit oft herbem Spotte aufzudecken. Seine geistreiche Wilhelmine ist der beißendste Spott auf die damaligen Höfe mit ihren Maitressen, Intriguen, Festivitäten, Kammerherren, Hofmarschällen. Er zeigt uns die komische Seite davon, während Schiller in Kabale und Liebe die tragische zeigt. Nur auf diesem politischen Gebiet wird Thümmel zuweilen bitter. Sonst liebt er nur zu spielen und sein Humor kämpft nur mit den leichtesten Waffen. Er wirft so viel Blumen über den Gegner, bis dieser erstickt. Wenn Thümmel anfängt, sich lustig zu machen, so ist es gewöhnlich über sich selbst. Er nennt seine Satire einen Hund, der von der Kette gelassen seinem Herrn zuerst an das Bein fährt.

Die Inokulation der Liebe ist ein Scherz in dieser anmuthigen, verblümten Manier, die später so viele ungeschickte Nachahmer gefunden hat. Auch hier, wie überall bei Thümmel, wird das bewußtlose, naive Pflücken und Kosten der verbotenen Frucht mit unübertroffenem Reize geschildert. Eben so einfach ist die Situation in Thümmels berühmter Wilhelmine. In diesem durch den geschmackvollsten Styl ausgezeichneten prosaischen Heldengedichte herrscht dieselbe Diskretion des Stillschweigens, derselbe Zauber der Mäßigung in Verhältnissen, die um so anziehender sind, je weniger man ihre nackte Wahrheit aufdeckt. Nichts kann jene Zeit, wo man durch die Schürze der gutsherrlichen Kammerzofe zu einer Pfarre und zur Superintendentur gelangen mußte, mehr veranschaulichen, als dies Meisterstück der komischen Muse, die durch die Affektation der Homerischen Erhabenheit einen blendenden Effekt macht.

Thümmels Hauptwerk ist die Reise in Frankreichs mittägliche Gegenden, die Reise eines Hypochonders, eines schlechten Verdauers, der sich und seine Laune und seinen Magen durch die Sonne und die Weine und die Mädchen Frankreichs heilen will. Hier hat Thümmel alle Schleusen seines reichen Geistes geöffnet. Feine Bemerkungen über die Sitten der Zeit, Schilderungen reizender Gegenden und gefälliger Charaktere wechseln mit den anziehendsten Episoden ab, mit satirischen und verliebten Passagen, mit den drolligten Abentheuern, die ihm entweder wirklich begegnet sind, oder die er mit erfinderischer Kunst ersonnen hat. Ich habe bei diesem Kleinode unsrer Literatur nur zwei Wünsche niemals unterdrücken können, den einen um eine größere Kürze gegen das Ende hin, und den andern um Gerechtigkeit des Autors gegen sich selbst und das reizendste Geschöpf seiner Phantasie, gegen Klärchen von Avignon. Unsre Neueren sind noch alle an der Aufgabe, die weibliche Unschuld zu schildern, gescheitert, einer Aufgabe, die der unkeusche Thümmel durch die Darstellung seines Aufenthalts in Avignon längst gelöst hat. Klärchen, das katholisch-fromme Klärchen, dessen höchste Wonne das Strumpfband der Mutter Gottes, ein Auktionsstück, ist, dürfte unter allen von der Phantasie eines Dichters gebornen weiblichen Wesen das einzige seyn, dem gegründete Rechte

auf die Myrtenkrone der Unschuld zustehen. Warum hat Thümmel an diesem kindlichen Engel, den er mit lüsterner Verführung umflattert, selbst nicht glauben wollen? Warum hat er diesen himmlischen Zauber zerstört und aus dem Verstellung gemacht, was ein Triumph der reinsten Natur war? Dieser Mißgriff hat sich an dem Dichter gerächt. Die Reise verliert ihr Interesse, nachdem Klärchen für ein trügerisches Phantom erklärt ist, viele Parthien sind langweilig und Thümmel muß seine ganze Laune aufbieten, den erzürnten Leser wieder zu versöhnen.

Diese neue Auflage zeichnet sich durch artige Kupfer aus. Die frühern Ausgaben waren in dieser Hinsicht vernachläßigt; denn hölzerne, steife Figuren, die ehemals beliebten Situationen der Redenden, wo man unten die Worte zu citiren pflegte, die in dieser Situation gesprochen wurden, passen für Thümmel gar nicht. Ramberg, der diese alte Manier verdrängt und in seinen tausend erklärenden Kupferstichen immer die Situationen der Handelnden und der Charaktere gezeichnet hat, war ganz besonders geeignet, zu dem launigen Thümmel seine muntern, lebendigen Zeichnungen zu liefern. G.

Französische Literatur.

De la Grèce moderne et de ses rapports avec l'antiquité par Edgar Quinet, membre de la commission scientifique du Péloponès. Paris, 1832. (Seconde édition.)

Wir sprechen etwas spät von diesem geistreichen Buch eines geistreichen jungen Mannes, das zuerst unter dem Donner der Juliuskanonen erschien, aber auch heute sein Interesse und seine Bedeutung nicht verloren hat, wo über Griechenland ein deutscher Fürst mit deutschen Räthen, deutschen Truppen und deutschem Geld als König herrscht, nach Codrus der erste wieder in Athen.

Edgar Quinet war kaum drei und zwanzig Jahre alt, als er seinen Landsleuten unseres Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit in trefflicher Uebersetzung bekannt machte und eine Abhandlung über dies Werk schrieb, die in Frankreich Aufsehen erregte. Er verstand es, Herders Ansichten und Philosophie zuerst den Franzosen bekannt, verständlich und anziehend zu machen. Der damals unter Dubois Redaktion so vortreffliche literarische Globe (1827) sprach sich daher sehr ehrenvoll über Quinet aus, und weist ihm eine vorzügliche Stelle unter den jungen Literatoren jener so herrlich aufstrebenden Zeit an. Nach seiner griechischen Reise machte Quinet eine Reise nach Deutschland und machte da persönliche Bekanntschaft mit unsern ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftstellern. Aus dieser Reise ging seine Schrift de l'Allemagne et de la revolution hervor. Vorigen Frühling ging er nach Italien, wo er noch ist, um da Materialien zu einem Werk über die bildende Kunst zu sammeln.

Der Geist obiger Schrift über Neu-Griechenland beweist, daß Görres und Niebuhr den Verfasser lange beschäftigt haben, und daß er in ihre Ideen über das Alterthum eingegangen ist. Nur hat er mehr Farben hinzugethan, mehr poetische Bekleidung, um solche Ideen den Franzosen genießbar zu machen. In dem was Quinet über Stamm und Wanderung der griechischen Völker, über ihre Sitten und ihre Religion sagt, zeigt sich des jungen Verfassers Denken und Forschen an Ort und Stelle. Jeder der selbst Griechenlands Boden betreten hat, wird sich lebhaft angezogen fühlen, wenn er Quinet in der Vorrede zuhört: „J'ai cru que pour mieux approcher de la representation vraie d'un pays tout formé de poésie je devais demeurer dans les termes où l'art est possible et j'ai conservé la marche d'un voyage. Je n'amenais point mes reflexions de vive force; je les puisais là où elles avaient pris necessairement un corps; je les recueillais avec des mousses et des herbes. En sorte que cet itinéraire devra reproduir en quelque chose l'impression des idées et des laures d'un peuple qui de nouveau chaque matin se raniment, se pressent, se bercent sur le chemin avec les jours du voyageur, avec les roulis des barques vers les îles et les pas des chevaux à l'approche des khans." Aus der reinpoetischen Ansicht und Stimmung des Verfassers ist es zu erklären, daß er mehr als Dichter malt, denn als Beobachter spricht, wenn er in den Klephten und Palikaren nur die Abkömmlinge der Helden vor Troja erkennt, und nicht ein rauhes, auf einander eifersüchtiges Räubergeschlecht, dem es durchaus nicht um die Freiheit und Wiederaufrichtung seines Volks zu thun ist, sondern nur um seine eigene Unabhängigkeit zur freien Uebung seiner Zwecke. Ueberhaupt verliert sich bei Quinet das Volk zu sehr und jene „Heroen" drängen sich zu oft vor, was übrigens recht begreiflich ist, da den Palikaren die Freundschaft und das Wohlwollen eines Mitglieds der französischen Kommission von Werth scheinen mochte. Um den Dingen ganz ihre eigenthümliche Natur und Farbe zu lassen, will der Verfasser seine Person ganz aus dem Spiel lassen, denn er nahm sich vor, Griechenland und die Griechen ganz so darzustellen wie sie sich zeigen. Dies ist aber nicht ganz möglich.

Wem bei dergleichen Darstellungen die Poesie über Alles geht, der wird Quinets Buch mit großem Interesse lesen. Denn hier erblickt er bald das Land weiß von gebleichten menschlichen Gebeinen aus fernen Jahrhunderten, die überall aus der Erde gegraben werden und die auch das Meer aufspühlt und die unter den Kirchengewölben gesammelt werden; bald den großen Schatten der Homerischen Zeit, der sich auf den Bergen oder in den Thälern zeigt. Wenn man das Buch gelesen hat, so wird

man innig befreundet mit den erzbraunen Klephten-Gesichtern, die den Fremden fragen über den Bau ihrer elenden Wolfs- und Bären-Behausungen, die sie Häuser nennen, und mit den armen Ziegenhirten des Taurus oder von Ithome, die den Pausanias auf ihren Berggipfeln und in ihren Felsenschluchten lesen und auslegen. So begreift man, wie der Verfasser recht poetisch sagen kann: „Nun glaube ich die ganze Gestalt von Philopömen besser begreifen zu können, seinen Drang nach Gefahren, seinen kriegslistigen Geist, seitdem ich den weißlichen Schnurrbart des Nikitas an meinen Wangen gefühlt, seitdem ich auf der Matte von Botzaris und Karaiskakys Soldaten geschlafen habe.“ Wie aber dem poetischen Verfasser folgen, wenn er nicht nur überall in dem Land die epischen Sagen des Alterthums wieder aufleben und hervorsprossen sieht, sondern wenn ihm auch die ungesunden Ausdünstungen des Pfomos und das Heulen der Shakals zur Färbung und Belebung seines Gemäldes dienen müssen? Manche Seiten sind so feurig und brennend wie ein Brander Canaris, oder so mild, lieblich, sanft und harmonisch wie ein Westhauch der über den Golf von Arta kömmt.

In Quinets Buch ist nichts — wie in so vielen andern Reisebeschreibungen — sorgsam vorbereitet. Er spricht, er beschreibt, er dichtet, wie es ihm eben vorkömmt. Eben so reist und lebt er. Wenn er nicht an einem Straßenrain unter freiem Himmel schläft, so ists in der Hütte, unter dem Rohrdach eines Palikaren. Sehr anziehend haben wir gefunden die Beschreibung seines Aufenthalts zu Mauromati und zu Mistra, dem alten Sparta, seines Besuchs in Vurcano, seiner Zusammenkunft mit Nikitas, dem Bayard der alten Klephten. Endlich überfiel auch ihn das Fieber; müde, bleich und abgemagert kam er nach Aegina, in die Nähe Athens, von dem die Türken noch immer die Akropolis inne hatten. Lange hing da sein Blick sehnsüchtig an den Trümmern des Parthenons, das sich in der Ferne am andern Ufer hinzog. „Die Unmöglichkeit mich zu nähern durchdrang mich mit tiefer Trauer. Immer größer wurde in mir der Reiz, alle Schwierigkeiten zu überwinden und am Ende konnte ich ihm nicht länger widerstehn. Durch Zufall hatte ich drei französische Officiere vom Genie angetroffen und es wurde mir leicht, sie zu bereden, mich zu begleiten. So mietheten wir dann ein Kaik mit drei hydriotischen Matrosen und eines Abends, bei einbrechender Nacht verließen wir den Hafen von Aegina, um am folgenden Morgen bei guter Zeit an der attischen Küste anzukommen. In diesem Augenblicke ging die Sonne hinter den Gebirgen von Epidaurus unter. Hinter den Höhen von Aegina trat der Mond hervor und die Säule des Venustempels überzog er mit seinem Silberlicht, und so schien sie uns ein Fanal, dessen Feuer durch Stürme ausgelöscht worden. Der Wind war gefallen, das Meer spiegelglatt und eben, und unser latinisches Segel hing leblos vom Mast herab. Von Zeit zu Zeit hörten wir einen Ruderschlag aus der Ferne. Das phosphorleuchtende Meer glänzte in tausend und tausend Funken; da bewegten sich Tropfen und schmale Ringe von Feuer heran, und wir hätten glauben sollen, sie seyen lebendig und organisch. Sie leuchteten auf und verlöschten an den beiden Seiten der Barke und das Steuerruder ließ hinter sich einen langen Flammenschweif. Da begann ein Matrose ein Lied, das kaum lauter war, als das Wellengeräusch ꝛc.“ Mr.

Vermischte Schriften.

1) Conversations-Bibliothek, oder Darstellung des Wissenswürdigsten und Nützlichsten zum geselligen Leben. I—VIII. Lissa, Günter, 1830—32.

I u. II. Der Weltmann oder die Kunst, Komplimente zu machen. III u. IV. Der Erzähler, oder Sammlung kleiner Erzählungen und Anekdoten, um sie in Gesellschaft zum Besten zu geben. V u. VI. Der Familien- und Gelegenheitsdichter, oder Sammlung von allen Arten von Geburtstags- und andern Gratulationsgedichten. VII u. VIII. Blumen der Liebe und Freundschaft, um sie in Stammbüchern anzubringen. Wenn das so fort geht, kann man am Ende auch nicht mehr essen, trinken und schlafen, ohne daß uns der Conversations-Bibliothekar vorißt, vortrinkt und vorschläft. Ich wüßte mir nichts Armseligeres, als eine s. g. gebildete Welt, die sich nach den Regeln dieses Weltmanns Tag für Tag bekomplimentirte, in Gesellschaft nie etwas anders erzählte, als die hier gelieferten Geschichtchen und Anekdötchen, und deren Stammbücher sämmtlich Kopien der hier vorliegenden Blumen wären. Das wäre schlimmer als in China. Soll denn der Natur und dem Mutterwitz gar nichts mehr überlassen bleiben. Wollt ihr zuletzt noch die Kinder in den Windeln lallen lehren, aus Besorgniß, sie könnten es einmal vergessen. Daß diese Windbeutel von Büchermachern nicht einsehn wollen, ein selbsterfundner, meinetwegen naiver, unorthographischer, derber Kernspruch in einem Stammbuchblatt sey tausendmal besser, als die schönste Phrase, die man aus einem Buch entlehnt. Soll denn nichts mehr aus dem Herzen kommen, alles nur aus den vermaledeiten Büchern?

2) Diadem, gewunden aus den reifsten Blüthen der vorzüglichsten Dichter und Schriftsteller verschiedner Zeiten und Sprachen, oder: Stammbuch-Aufsätze. Glarus, Schmid, 1832. — Zwar möchte ich wissen, ob Sätze wie folgender: „Schön ist die Welt, o wahrlich! aber am Arm der Liebe ihre Schönheit zu beschauen, das erhöht ihre Schönheit, das legt Himmelsglanz auf alle Auen. Da nur empfindet die Seele,“ ob so abgedroschnes Stroh zu den reifsten Blüthen der Poesie gerechnet werden dürfe; übrigens aber finden sich unter dieser Menge denn auch viele sehr gute, aus klassischen Dichterwerken gezogene Gedanken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 11. — 28. Januar 1833.

Literargeschichte.

Die schöne Literatur Europas in der neusten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. Vorlesungen von Dr. O. L. B. Wolff, Prof. in Jena. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1832.

Der Verfasser hat es nur mit der allerneusten Literatur des laufenden Jahrhunderts zu thun, mit dem, was gerade an der Tagesordnung ist. Warum fängt er aber mit den französischen Romantikern an? Gebührt ihnen der Vorrang? Nein. Sofern es auf den höhern poetischen Werth ankam, hätten unbedenklich zuerst die Engländer genannt werden müssen, und sofern es auf Anciennität ankam, die Deutschen. Die französische Romantik hat die poetische Höhe Byrons noch nicht erreicht, und beide, sowohl Engländer als Franzosen, haben die Romantik erst aus Deutschland geholt. Bevor die Schweizer durch Herausgabe der Nibelungen, ferner Lessing und namentlich Herder durch ihre kritischen Anregungen und endlich Goethe und Schiller als schöpferische Dichter die alte Klassicität durch die moderne Romantik verdrängten, dachte kein Mensch in England daran, und noch weit weniger in Frankreich.

Wolff charakterisirt die neusten und ausgezeichnetsten Dichter Frankreichs, zuerst und besonders ausführlich Victor Hugo, dann Lamartine, Mery und Barthelemy, Beranger, Desaugiers, Delavigne, dann nur in kurzen Andeutungen Madame Desbordes Valmore, Merimée, die Herzogin von Duras, Balzack, Paul de Kock, Lacroix, A. Dumas. Jeder dieser Dichter wird uns durch das vorurtheilsfreie und geschmackvolle Urtheil des Verfassers, so wie durch die ausgezogenen Stellen in das rechte Licht gesezt. Victor Hugos Cromwell und Hernani hätten indeß, als seine unbedeutendsten Gedichte, keine so große Ausführlichkeit verdient, und dagegen wäre es nothwendig gewesen, wenigstens noch des geistreichen Janin zu gedenken, der unsern Callot-Hoffmann erreicht, und Scribes, der unsern Kotzebue übertrifft, und beides Männer, deren Ruf in Frankreich zu fest steht, als daß sie in der Reihe ausgezeichneter Dichter übergangen werden dürften. Auch boten sie Gelegenheit dar, den französischen Humor mit dem deutschen, und das neufranzösische Lustspiel mit dem alten zu vergleichen.

Unter den Engländern stellt Wolff wie billig Byron voran. Unerklärlich aber bleibt es uns, warum Wolff, der sonst selbst und richtig urtheilt, hier das fade Urtheil des seligen Wilhelm Müller citirt und beifällig unterschreibt. Wie konnte der weiche Wilhelm Müller Byron verstehen? Wahrlich so wenig als Lamartine ihn verstanden hat. Beide konnten nur etwas Mattes, Frömmelndes über ihn sagen, was beinahe

wie Neid und Nergelei und Verkleinerungssucht klingen würde, wenn es nicht aus wirklicher Einfalt des Herzens hervorginge, wie denn schwache Leute, wenn sie klug seyn wollen, immer eine gefährliche Miene annehmen. Wir haben uns früher schon in diesen Blättern über Borne (1832. Nr. 111) so wie über Wilhelm Müllers Urtheil (1831. Nr. 129) ausgesprochen, und weisen darauf hin.

Dem genialen Thomas Moore wird das gebührende Lob ertheilt, doch hätte es immerhin bemerkt werden können, daß seine persisch-indische Poesie eine Künstelei ist, die trotz ihrer Zierlichkeit doch nie die Originale erreicht. An Walter Scott wird ebenfalls fast nur die gute Seite hervorgehoben und dessen fast deutsch freifrauliche Breite und aristokrätelnde Koketterie nicht gebührend gerügt. Dann folgen Campbell, Crabbe, Rogers, Milman, Montgomery, Baston, Coleridge, Wordsworth, Shelley, Wilson, Hogg, Cornwall, Joh. Baillie, Lär. Landon, Lady Morgan, Cooper. Ueber den leztern sagt Wolff zu wenig. Seine Landschaftsmalerei in den drei Genren der Seestücke, der nordamerikanischen bürgerlichen Idyllen und der indianischen Jagdscenen ist wahrlich nicht zu verachten. Der Mann ist nüchtern, wie alle Nordamerikaner, aber diese Nüchternheit ist so charakteristisch und nationell an ihm, daß wir sie eben deshalb ungern vermissen würden. Mit Irwing schließt der Verf., ohne Irwing und Horaz Smith zu erwähnen. Dies möchte noch angehn, aber Bulwer, den vortrefflichen Bulwer hätte er doch nicht vergessen sollen, ihn, der alle Vorzüge des modernen Romans mit denen des altenglischen zu verbinden weiß, und der uns das erfreuliche Bewußtseyn gewährt, daß die Fieldings, Goldsmiths, Smolletts in England noch nicht ganz ausgestorben sind.

Was die Holländer betrifft, so wollen wir sie nicht beschämen, indem wir von ihren Dichtern reden. Holländische Poesie ist eine contradictio in adjecto.

Interessanter ist Spanien, dessen zertretene Poesie noch unter Ruinen Blüthen treibt, die freilich nur sparsam sind. Italien, obwohl ein wenig freier und glücklicher, als Spanien, ist doch auch in der Poesie sehr zurückgeblieben, denn Alfieri ist kein Schiller und Manzoni kein Goethe.

Unter den slavischen Dichtern gebührte Bulgarin eine der ersten Stellen; warum wird seiner nur in einer einzigen Zeile gedacht? Unter den dänischen Dichtern hätte Oehlenschläger etwas ausführlicher besprochen seyn sollen.

Zulezt kommt Deutschland und über dessen jüngste Dichter spricht Wolff vortrefflich, vor allen Dingen unpartheyisch und rücksichtslos. Es wird manchen Leser überraschen, wenn er darin von einer preußischen, österreichischen, bayrischen ꝛc. Poesie reden hört, und doch hat Wolff ganz Recht damit. Die deutsche Poesie, die in der Napoleonischen Periode das deutsche Reich wenigstens geistig wiederherzustellen unternahm, ist dem Beispiel dieses Reichs gefolgt, und nun haben wir k. k. Lust- und Trauerspieldichter, k. pr. Philosophen, Bühnendichter und Liedertäfler, k. bayr. Mystiker, k. sächs. Lyriker, k. hannov. und herz. braunschw. Novellendichter ꝛc., die man so gut unterscheidet, als die Uniformen der gedachten Staaten. Sehr wahr sagt Wolff: „Die Geschichte deutscher National-Literatur während des neunzehnten Jahrhunderts, zerfällt, theilweise durch äußere Einwirkung beherrscht, in drei Perioden; ich möchte sie die Periode des Drucks (von 1800—1813), des Kampfes (von 1813—1816) und des Mißvergnügens und Hasses (von 1816 bis jezt) nennen. — Bestrebungen in einer neuen, deutschem Sinne wohl in mancher Hinsicht fremden Richtung, begrüßten das neue Jahrhundert. Geistreiche Männer hatten sich dem Mittelalter zugewandt, und den eigentlichen epischen Reichthum desselben, der erst später richtig gewürdigt wurde, verkennend, in den Elementen seiner lyrischen Poesie eine neue Quelle für deutsche Dichtkunst gefunden. Der Druck fremder Zwingherrschaft, welcher sich immer lastender über Deutschland lagerte, wies die Gemüther, vorzüglich der Jüngeren, in ihrem Eifer zu schaffen und zu gründen, darauf hin, und sie ergriffen begierig das Füllhorn, das ihnen hier dargeboten wurde, denn jedes, auch das mittelmäßigste Talent, das vielleicht nur Geschicklichkeit und Gewandtheit in der Form besaß, fand hier Stoffs die Fülle, an dem es seine Kräfte üben und erproben konnte. — Die deutsche Poesie mit ihren Gaben bis zu dieser Zeit, befriedigte die Menge, die stets nur heißhungrig das Neue will, nicht mehr; auch war der ernste Sinn, der am Gediegenen allein seine Freude findet, in einer langen Zeit der Ruhe allmählig ermattet, und bedurfte einer gewaltigen Aufregung von Außen, um mit ganzer Kraft zu wirken. — Die beiden großen Heroen deutscher Dichtkunst, Goethe und Schiller, standen zu vereinzelt da; sie waren theils zu gewaltig, theils zu eigenthümlich in ihrer Manier in einer, oder zu frei von einer solchen, in anderer Hinsicht, als daß sich Nachahmer ihnen leicht anschließen könnten, zumal da sie dieselben auch stets von sich fern hielten. Klopstock dagegen erschien der Masse bereits unverständlich, indem es ihr zu mühsam ward, sich ihn anzueignen, und er sich vorzüglich in der lezten Zeit, wo sie ihre Stimme ausspruchsvoller erhob, nicht nach ihrem Geschmacke bequemen wollte, und Wieland war nie deutsch genug, um dauernd auf die Nation zu wirken, die, ob noch so irre geleitet vom Einfluß der Ausländerei, doch stets im Innersten ihre selbstständige Eigenthümlichkeit be-

wahrte. Daher fanden denn jene jüngeren Männer, die Stifter der s. g. romantischen Schule (eine Benennung, die eigentlich grundfalsch für uns ist, da die deutsche Poesie von jeher ihrem Charakter nach romantisch war) freundliches Entgegenkommen und großen Anhang, um so mehr, als sie die reichen Schätze des Wissens vor der Menge aufthaten, und in wirklich geschmackvoller und geistreicher Behandlung, wie sie bisher unserem Vaterlande eigentlich fremd geblieben, die kostbaren Edelsteine des Auslandes, in edles Metall deutscher Sprache gefaßt, darlegten und allgemein zugänglich machten. Man hatte das Auge an den Umsturz des Bestehenden gewöhnt im Leben; er war daher in der Kunst, die ein verschönernder Spiegel desselben ist, nicht so befremdend, und mußte um so mehr sich die Gesinnungen befreunden, als man neben dem Alten und ohne dieses zu verlieren, plötzlich seinen Schatz durch einen unabsehbaren Vorrath geistigen Besitzthums vermehrt und vergrößert sah. — In den eigenen Bestrebungen, die sich nun nach den Mustern des Neu-Erworbenen bildeten, ging das Gemüth auch nicht leer aus, vorzüglich als sich eine neue philosophische Schule (die der Schelling'schen Lehre) mit ihr verbündete; denn dadurch wurde ihm eine neue Bahn gebrochen; für das Vaterland konnte unter den drückenden obwaltenden Verhältnissen nicht geschwärmt werden, für die Liebe schwärmte der Einzelne nur allein, und seine Empfindungen waren zu subjektiv, um allgemein dauernde Theilnahme zu erwecken; nun aber wandte man sich zu den Geheimnissen des Glaubens, der jetzt schon lange (und eigentlich immer) der Zufluchtsort der gedrückten Menge war, und so fanden die Dichter als Herolde des Volkes das tiefste Mitgefühl, als sie die Wunder der geoffenbarten Religion in ihre Kreise zogen und diese, wie im Mittelalter, wo sie das einzige Palladium der Nationen, verherrlichten und priesen. — Obendrein war die vorhergehende Zeit eine Zeit der religiösen Kälte gewesen, und der Mensch ist nirgends eifriger, als im Ergreifen der Extreme. — Die Mystik mußte jetzt Alles in der Poesie ersetzen, denn jede Gefühlsweise konnte von ihr gesättigt werden; die Dichter schmückten sie obendrein mit dem bunten Farbenspiele des Südens und Westens, welches die Menge noch mehr blendete — und so schien für eine Zeit lang Alles gefunden zu seyn, was dem Streben der Menge Bedürfniß erschien. — Doch dauerte dies nur eine Zeit lang — denn die größten Dichter der Nation standen auf der andern Seite, und obwohl sie nicht feindlich entgegentraten, so begünstigten sie doch auch nicht; an ihrer klaren Tiefe bildete sich aber die Jugend vertrauensvoll herauf, und kehrte nach kurzen Verirrungen immer wieder mit vergrößerter Liebe zu ihnen zurück. — Andererseits schadeten die wirklichen Gegner der romantischen Schule dieser nicht, so großes Geschrei sie auch erhuben, denn sie waren in jeder Hinsicht zu mittelmäßig, und die Vorkämpfer, welche sich ihnen stellten, besaßen die herrlichsten Waffen des Geistes, die sie nur zu geschickt zu führen wußten, so daß Jene bald in ihrer ganzen Blöße und Lächerlichkeit dastanden. — Doch dauerte der Kampf noch immer fort, bis endlich der große Kampf für die Freiheit, als das höchste geistige Gut, auf das sich jedes andere Besitzthum des Gemüthes gründet, Alle zu einem Streben vereinigte. — Die leider zu kurze Periode des Kampfes steht als der glänzendste Punkt in der Geschichte unserer Literatur da. — Alle Kräfte verbündeten sich zu einem Zwecke, den, zu begeistern, zu entflammen für das Heiligste; aller Zwist verschwand und der Boden, auf dem damals die Poesie entsproß, war der reichste und würdigste, denn alle edeln Gefühle der Menschheit, Glaube und Liebe, legten ihre Saat in diese geweihte Erde der Vaterlandsliebe, — und die Saat sproßte herrlich empor, gedüngt vom Blut, das für die Freiheit mit Freuden vergossen wurde. — Der Kampf endete glorreich, die Begeisterung dauerte bei Vielen fort, denn sie war zu groß und ruhte auf zu edelm Grunde, aber — —"

Es ist Schade, daß Wolff dieses Aber nicht etwas mehr erläutert. Indeß ist es genug, wenn nur angedeutet wird, daß wie früher die Höhe unsrer Poesie eine Frucht der Begeisterung war, so jetzt ihr Verfall eine Folge der Nüchternheit, der Kälte, Ideenlosigkeit und Gemeinheit, oder aber des Hasses und der Hoffnungslosigkeit ist. Den Einfluß Walter Scotts in dieser Restaurationsperiode bezeichnet Wolff sehr richtig. „Die Zeit erkältete. Den gespannten Nerven ward ihr gewöhnlicher Zustand wieder; wenn nicht gar Aerger und Haß darüber, daß kein schöner Traum früherer Tage in Erfüllung ging, sie in eine noch gefährlichere Spannung brachten. Die Reflection bestieg wieder den Rednerstuhl, den sie auf einige Zeit dem Gefühl überlassen; doch die Ansichten waren unermeßlich geworden, der Blick umfaßte die ganze Welt und das Leben der gesammten Menschheit in allen Verhältnissen, und der Drang, sich gegenseitig Rechenschaft abzulegen und zur Rechenschaft zu ziehen, wurde allgemein. Noch war dies Streben nicht in die Poesie übergetreten, da brach Walter Scott die Bahn, indem er den Zusammenhang des Einzelnen, auch des Geringsten, mit dem Gesammtwesen seiner Zeit im Romane darstellte, und alles Menschenwerk in dessen Kreise zog. — Siegreich durchschritt er das ganze gebildete Europa, und da derselbe Drang sich überall kund that, und dasselbe Bedürfniß überall hervortrat, so strömte Alles dieser Bahn zu, und der Roman wurde wieder, was er in seinem ersten Beginnen gewesen, das Weltepos in seiner freiesten Form. — Daß er das sey, erkannten unsere ersten Dichter, und bald standen wir Deutschen in diesen Leistungen allen andern Nationen gleich, ja durch Hülfe unsres

elaſtiſchen Geiſtes, über denſelben.“ Als die Gegenſeite hätte Wolff hier des Lord Byron und der unzufriednen deutſchen Humoriſten gedenken ſollen, denn offenbar ſind in unſrer Poeſie jezt nur drei Parthien, die alte, die noch in den Erinnerungen des Paradieſes lebt, und zwei neue, wovon die eine nach Byrons Vorgang der Zeit unverſöhnlichen Haß geſchworen hat, die andre aber nach Walter Scotts Vorgang ruhig, nüchtern, elektiſch ſich mit allem Alten wie Neuen verſöhnt, um es — zu benutzen.

Vermiſchte Schriften.

Anregungen. I. War Shakeſpeare ein Chriſt? Shakeſpeare war nicht ganz Shakeſpeare. Oder über das chriſtliche Princip in der romantiſch-dramatiſchen Poeſie. Von Fritz Fritzart. Heidelberg, Mohr, 1832.

Ein originelles Schriftchen. Auf was fällt der Deutſche nicht, wenn er ſonſt nichts zu thun hat? Shakeſpeare vor dem Richterſtuhl eines Zeloten, im Bußgewande, nimmt ſich wahrhaftig recht artig aus. Der Verfaſſer ſucht erſtens zu beweiſen, daß Shakeſpeare kein Chriſt ſey, und zweitens, daß er eben deshalb von unſrer unchriſtlichen Mitwelt ſo ſehr geprieſen werde, weil dieſe alles hervorſuche, was ſie in ihrer Verſtocktheit beſtärken kann. Dann bricht er in bittern Groll gegen die Poeſie überhaupt aus. „Die Menſchen haben durch Exhalation und Anhäufung irdiſcher und finſterer Gedanken eine ſolche Dunſtkugel um ſich gebildet, daß der reine klare Aetherhimmel des Ewigen, der ſie umſpannt, ihren Sinnen und Kräften wie verſchloſſen iſt. Sie haben ſich mit Dunſt ihren eignen Himmel gebaut und mit Kunſt ihre eignen Sterne daran geſezt. Sind es nicht Irrſterne, ſind es nicht Sternſchnuppen? — Wenn Shakeſpeare, mit Homer von Jean Paul das Zwillingsgeſtirn am poetiſchen Himmel genannt, kein Chriſt iſt, was mögen die andern Sterne ſeyn, die neben und nach ihm an dieſem Himmel aufgegangen ſind? Lichter ohne Licht, wie die Nebel, darin ſie ſtanden, ein Tag zu ſeyn ſchien, und Nacht war. Es heißt zwar in der Schrift: „Lobet ihn alle leuchtenden Sterne, allein dieſe unterließen zu thun, wofür ſie ihr Licht empfangen hatten, das kein Licht war noch dazu wurde, weil ſie's nicht nährten und klärten mit dem wahrhaftigen Licht, welches allein und ſonſt keins, alle Menſchen erleuchtet.“ Alſo gute Nacht, Poeſie, alles was jemals gedichtet worden iſt, von Homer bis Lord Byron, iſt Teufelswerk! Der romantiſchen Poeſie ergeht es vor dem Richterſtuhl der proteſtantiſchen Frömmelei, der Lämmelbrüderei, der Salbaderei nicht beſſer, als es weiland den Göttern Griechenlands vor dem Richterſtuhl der Vandalen erging. Hengſtenberg kaſſirte uns bereits den Schiller, nun kömmt an Shakeſpeare die Reihe. Und doch haben noch vor Kurzem unſre modernen Geiſterſeher durch Shakeſpeare den Hades beweiſen wollen, und er wird, Gott ſey's geklagt, unter den Gewährsmännern der Prevorſter Seherin citirt. Armer Shakeſpeare! Nach zwei Jahrhunderten deines ſiegreichen Triumphzuges durch die Welt wirſt du ungeſtüm angehalten und auf der einen Seite fallen deinen geflügelten Roſſen die Geiſterſeher in die Zügel, und verlangen, du ſollſt deinen poetiſchen Geiſt für ein proſaiſches Geſpenſt erklären; auf der andern citirt dich ein proteſtantiſcher Dominikaner vor ſein Ketzergericht und verdammt dich ſammt allen deinen holden Kindern zum Feuer. Dein Lear iſt nichts mehr als ein alter Narr und dein Hamlet ein junger. Und deine Mädchen? Haſt du ſie nicht zur Luſt der Welt geſchaffen? Sind es nicht alles Kinder der Hölle, ſchnöde Götzenbilder? Du, zarte Desdemona, holdſelige Ophelia, ſüße Julie, hochherzige Cordelia, herrliche Portia, ihr Engel, wie ſie ſchöner kein Himmel ſah, ihr ſeyd nichts als eitle Luſt-Dirnen, im Schlamm des Irdiſchen erſäuft. Man muß euch erſt in ein Schweſterhaus einſperren und zum Hochzeitsmahl für den himmliſchen Seelenbräutigam fett nudeln, damit man euch mit dem Herrhuter Geſangbuch zurufen könne:

Schau, Braut, was geht der Herr mit dir vor Wege,
Was leuchtet dir vor eine Gnaden-Kerz?
Schau, er verhaut dir vollends alle Stege,
Darauf ſich ein Gemüth zieht hinterwärts.
Der treue Sinnen
Dich ließ gewinnen,
Laß ſein Blut rinnen,
Braut, auf dein Herz.

Oder man muß den Dichtern zurufen:

Wohlan ihr, die ihr ſingen wollt,
Macht mit des Lammes Blute
Euch dieſe ſüße Liebe hold,
Denn liebt und übt das Gute,
So könnt ihr Zion ſeyn,
So könnt ihr Vater ſchreyn,
So wird auch ſelbſt das Gotteslamm
Zu eurem Preis und Bräutigam!

Schade, daß uns die Seherin von Prevorſt nicht berichtet hat, ob Shakeſpeare jezt im Geiſterreich vielleicht in dieſer Schule ſingen lernt?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

№ 1.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[1] An das verehrliche Publikum der Zeitschrift Hesperus.

Da der Hesperus für diesen Augenblick cessirt, so stattet der Unterzeichnete den verehrten zahlreichen Korrespondenten für ihre zeitherige Mitwirkung hiemit seinen Dank ab, und benachrichtigt sie, daß die Verlagshandlung die noch vorhandenen ungedruckten Manuskripte ihren respektiven Verfassern zurücksenden wird. Etwaige Briefe zum Behuf irgend einer Verständigung mit der bisherigen Redaktion bittet er, wie bisher, auf dem Wege des Buchhandels an ihn gelangen zu lassen.

Stuttgart, den 10. Jan. 1833.

Friedrich Notter,
zeitheriger Redakteur des Hesperus.

---

[612] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Topographische Charte von Würtemberg, nach der neuen Landesvermessung im $\frac{1}{50000}$ Maasstabe. No. 9 oder Schichte IX. No. 6, enthaltend: Biberach, Buchau, Waldsee; und No. 10 oder Schichte XI. No. 5, enthaltend: Friedrichshafen. Ladenpreis 3 fl. 36 kr. Subscriptionspreis 2 fl. 42 kr.

Die früher erschienenen Blätter, enthaltend: Nr. 1. Tübingen; Nr. 2. Urach; Nr. 3. Blaubeuren; Nr. 4. Bahlingen; Nr. 5. Saulgau; Nr. 6. Ehingen; Nr. 7. Ulm, und Nr. 8. Wilhelmskirch.

---

[644] Neue Musikalien,

welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Herz, H., die 3 Grazien. Op. 68. No. 1. varirte Cavatine a. d. Piraten f. Pfte. 1 fl. 12 kr.

— — — — — No. 2. vart. Cavat. a. Semiramis. 1 fl. 12 kr.

— — — — — No. 3. vart. Cavat. a. Anna Polena. 1 fl. 12 kr.

Kalkbrenner, brlt. Rondo f. Pfte. über einen Theil aus Le Serment. Op. 116. 1 fl. 12 kr.

Küffner, 22stes Potpourri f. Guitarre und Flöte oder Violine üb. Th. a. Fra Diavolo. Op. 245 1 fl. 12 kr.

— 23stes Potpourri für Guitarre und Flöte oder Violine und Alt. a. Zampa. Op. 246. 1 fl. 24 kr.

— 24stes Potpourri für Guitarre und Flöte, od. Violine uod Alt. aus Fra Diavolo. Op. 247. 1 fl. 48 kr.

— 8tes Potpourri für Pfte. über Th. a. Robert dem Teufel. Op. 250. 1 fl. 30 kr.

Mainzer, Deutsche Lieder aus Italien für 4 Männerstimmen. 1 fl. 30 kr.

Mayseder, Divertist. Op. 55 f. Pfte. arrang. v. Hünten. 48 kr.

— Variation. Op. 44 für Flöte arrang. von Hünten. 48 kr.

Rinck, Choralfreund oder Studien für das Choralspiel. 1. Jahrgang, 6 Hefte. Subscriptionspreis 1 fl. 48 kr.

Ruckgaber, Variat. f. Pfte. über ein orig. Thema. Op. 26. 1 fl. 12 kr.

Weber, Franz, 4 Gedichte von Goethe und Graf Platen für eine Singstimme mit Pfte. Op. 7. 48 kr.

In Stuttgart sind diese Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[636] Bei A. Pichler in Wien ist so eben neu erschienen und wurde an alle Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Die Kunst,

Krankheiten vorzubeugen.

Eine Anleitung,

gesund und lange zu leben. — Für Aerzte, Erzieher und jeden gebildeten Leser, von Dr. L. Fleckles.

8. Wien, 1833. 260 Seiten, in Umschlag, brosch. 22 gr.

Diese neueste literarische Arbeit des Herrn Verfassers, die gleichsam eine Makrobiotik für unser Jahrhundert genannt werden darf, dürfte Aerzten und allen gebildeten Lesern höchst willkommen sern.

Ein schätzbarer Theil dieser Schrift ist das Thema: Das Verhalten bei epidemischen Krankheiten nach den individuellen Verhältnissen der Menschen. Hier kann der Verfasser, der seit einem Jahre in vielen Ländern der Monarchie die epidemischen Krankheiten im Staatsdienste beobachtete und behandelte, als praktischer Arzt, so wie als wohlmeinender Rathgeber, aus seiner reichhaltigen Erfahrung das Wort führen.

---

[586] Bei Unterzeichnetem haben so eben die Presse verlassen und sind an alle Buchhandlungen versandt:

Klee, Dr. G., Professor in Bonn, Encyklopädie der Theologie. gr. 8. geheftet. 9 ggr. od. 40 kr.

Ludwig der Elfte, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von C. Delavigne. Aus dem Französischen von F. H. Kühb. 8. geh. 18 ggr. od. 1 fl. 20 kr.

Theiner, Dr. A., über Ivo's vermeintliches Dekret. Ein Beitrag zur Geschichte des Kirchenrechts und insbesondere zur Kritik der Quellen des Gratian. gr. 8. geh. 12 ggr. oder 54 kr.

Die mit so vielem Beifalle sowohl von dem katholischen als protestantischen Publikum bisher aufgenommene Kirchenzeitung für das katholische Deutschland — von D. Sengler, Professor in Marburg, erscheint von Januar 1833 an in monatlichen Heften, unter dem veränderten Titel: Religiöse Zeitschrift für das katholische Deutschland ꝛc. in meinem Verlage. Der Ladenpreis für den Jahrgang von 12 Heften ist 4 Rthlr. 12 ggr. oder 8 fl. — Eine besondere Ankündigung, diese Fortsetzung betreffend, ist bereits versandt.

Mainz, d. 1. Nov. 1832.

F. Kupferberg.

---

[654] In allen Buchhandlungen ist zu haben (in Wien bei Mörschner und Jasper):

Sammlung interessanter

Erzählungen und Anekdoten

aus dem Thierreiche,

besonders von Affen, Hunden, Katzen, Pferden, Elephanten und anderen Thieren, zur Belehrung und nützlichen Unterhaltung für Jedermann. In sauberem Umschlag.

Preis 10 gr. od. 12½ Sgr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Gründlicher Unterricht im

Generalbasse und in der Composition,

oder deutliche Erklärung von den Tönen, Tonarten, Intervallen, Accorden, Harmonien und Melodien,

von Johann Heinrich Gdroldt.

In zwei Abtheilungen, dritte Ausgabe. Preis 1 Thlr.

Ernst'sche Buchhandlung.

---

[607] Herabgesetzter Preis.

Folgende belletristische Schriften sind in laufender Rechnung, mit 25 Pret., gegen baar mit 33⅓ Pret., zu den nebenstehenden Preisen zu haben.

Novellenkranz deutscher Dichterinnen. Erster Kranz: aus Beiträgen von Helmina v. Chezy, Elise v. Hohenhausen, Sophie Mai und Henriette v. Montenglaut. (1 Rthlr. 12 gr.) jetzt 16 gr.

Novellen von Elise v. Hohenhausen. 3 Bände. Mit einem Titelkupfer. (3 Rthlr. 4 gr.) jetzt 1 Rthlr. 8 gr.

In Change können obige Werke nur zum alten Preise berechnet werden.

Braunschweig, im November 1832.

Verlags-Comptoir.

---

[646] Im Jahr 1832 sind im Verlage der Gebrüder Borntträger zu Königsberg folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Arriani Nic. de Expeditione Alexandri Libri VII. Recens. et Annotat. max. partem criticis tum Aliorum selectis, tum suis instruxit J. E. Ellendt. Vol. II. 8. maj. 4 Rthlr. 20 ggr.

Blumauers Werke, 7 Bände in 8. cartonnirt. 2 Thlr.

Burdach, K. F., historisch-statistische Studien über die Cholera-Epidemie vom Jahre 1831 in der Provinz Preußen, insbesondere in Ostpreußen (aus den Verhandlungen besonders abgedruckt). gr. 8. geh. 12 ggr.

Hirsch, Dr. G., über die Contagiosität der Cholera. Bemerkungen zu dem Sendschreiben des Hrn. Präsidenten D. Rust an A. v. Humboldt. 8. geh. 12 ggr.

Kawerau, P. F. Th., Wandkarte von Ost- und Westpreußen zum Schulgebrauch. 4 Bl. Nebst einem Namensverzeichniß ꝛc. 1 Rthlr. 20 ggr.

Kreyßig, W. A., Landwirthschaftskunde für Staatsbeamte und andere Nichtlandwirthe, denen solche nützlich und nöthig ist, enthaltend eine wissenschaftliche Grundlage zur richtigen Erkenntniß, Beurtheilung und praktischen Leitung aller Gegenstände der Landwirthschaft. gr. 8. 3 Rthlr. 16 ggr.

Rathke, H., Miscellanea anatomico-physiologica. Fasc. I. c. Tab. aeen. III. 1 Rthlr. 8 ggr.

Sachs, L. W., die Cholera. Nach eigenen Beobachtungen in der Epidemie zu Königsberg im Jahre 1831 nosologisch und therapeutisch dargestellt. gr. 8. (aus den Verhandlungen besonders abgedruckt). 2 Rthlr. 4 ggr.

Schmalz, F., Thierveredlungskunde. Mit 25 lithogr. Zeichnungen (auf 17 Tafeln). gr. 8. 4 Rthlr. 16 ggr.

Verhandlungen der physikalisch-medizinischen Gesellschaft zu Königsberg über die Cholera. I. Band. 3s Heft und II. Bd. 1s, 2s und 3s Heft. gr. 8. geh. 4 Rthlr.

Voigt, J., Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens. 5r Band. Mit 1 Kupfer. 3 Rthlr. ord.

Wagenfeld, L., (Königl. Preuß. Kreis-Thierarzt) allgemeines Vieharzneibuch oder gründlicher, doch leichtfaßlicher Unterricht, wonach ein jeder Viehbesitzer die Krankheiten seiner Hausthiere auf die einfachste und wohlfeilste Weise auch ohne Hülfe eines Thierarztes leicht erkennen und sicher heilen kann. Mit 8 lithographirten Tafeln. gr. 8. 1 Rthlr. 18 ggr.

---

[655] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neues Färbebuch

für Haushaltungen, oder Sammlung bester Farbenrezepte: um Seiden-, Wollen-, Leinen- und Baumwollenzeuge ächt und dauerhaft selbst zu färben,

nebst Anweisung:

wie man Wachs-, Theer, Oel-, Fett-, Wein-, Obst-, Rost-, Tinten- und Eisenflecke aus allerlei Zeugen herausbringen und sich verschiedene Fleckkugeln bereiten kann. (Ein für jede Hausfrau sehr nützliches Buch.) 8. geheftet. Preis 10 ggr. oder 12½ Sgr. oder 45 kr.

Quedlinburg, Verlag der Ernst'schen Buchhandlung.

(In Wien bei Mörschner und Jasper zu haben.)

---

[634] Bei Fr. Rackhorst in Osnabrück ist erschienen:

Magazin für Elementarlehrer. Eine praktisch-pädagogische Zeitschrift, herausgegeben von K. Rosenthal. 2 Bände in 4 Heften. Mit Notenbeilagen. 8. geh. 2 Rthlr.

Meyer, J. D. H., Periclis apud Thucydidem oratio funebris explanata. gr. 8. geh. 8 ggr.

Waldhecker, S. F., die Kunst, einen gleichförmigen Druck bei'm

Steindruck

zu erreichen. Nach einer neueren, wohlfeileren Methode durch Angabe einer neuern Presse. Mit 9 Abbildungen. gr. 8. geh. 12 ggr.

Wippermann, L. Ph., Handbuch der Hippologie oder die Lehre von der

Schätzung des Pferdes

nach dessen ökonomischem und pecuniärem Werth. 8. geh. 1 Rthlr. 8 ggr.

---

[651] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Neueste und geschmackvollste Masken-Anzüge

in zwölf colorirten Blättern enthaltend 37 Anzüge. Erste Sammlung. Quer-Fol. Preis 16 gr.

Industrie-Comptoir.

---

[652] **Von der Stellung sowohl der constitutionellen Bundesregierungen als der Ständeversammlungen Deutschlands zu dem deutschen Bunde und zu Deutschlands Einheit.** Von Dr. Theodor Kind. kl. 8. brosch. Preis 6 gr.

Leipzig. Baumgärtners Buchhandlung.

---

[610] Bei Fleischmann in München ist erschienen:

Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Maximilian Josephs I., Königes von Bayern. Mit 1 Kupfer. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. Rhein.

Dieses höchst interessante Werk enthält eine Auswahl der anziehendsten Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Max Josephs I., welche selbst dem Gefühllosesten Thränen der Rührung entlocken werden.

---

[611] **Reise eines Lehrers mit seinen Zöglingen aus Ifferten in einige romantische Gegenden der Schweiz. Ein nützliches und unterhaltendes Lesebuch für die heranwachsende Jugend.** 2 Thle. Mit 13 illum. Kupfern. 8. München, bei Fleischmann. geb. 3 Rthlr. 12 gr. oder 5 fl. 42 kr.

Der Hr. Verfasser hat die Kunst verstanden, seinen Reisebeschreibungen dadurch einen eigenthümlichen Reiz zu geben, daß er einen Reichthum von nützlichen Kenntnissen für die Jugend damit verband, und dadurch zugleich für Belehrung und Unterhaltung sorgte. Eine wichtige Jugendschrift, die Eltern und Erziehern nicht oft genug empfohlen werden kann.

---

[641] **Revue des deux mondes.**

Récueil de littérature française et étrangère, de voyages, philosophie, sciences, critique et beaux arts.

Publié à Paris le 1er et le 15 de chaque mois, par livraison de 140 à 150 pages, format grand in 8. imprimé sur très beau papier grand-raisin satiné, avec des caractères neufs.

La Revue des deux mondes donne dans chaque no. un article de critique littéraire sur les livres français et étrangers, un voyage inédit, un morceau de philosophie ou d'histoire, un article de sciences, un morceau d'imagination, soit nouvelle ou conte, poésie ou fragment littéraire, des principales notabilités de l'époque.

Dans l'année qui vient de s'écouler, elle a publié pour la première fois, entre autres travaux importans, tout le Stello de M. Alfred de Vigny, les Lettres philosophiques de M. Lerminier, les Chroniques de France de M. Alexandre Dumas, les Moeurs des Américains de M. Th. Jouffroy, les Portraits littéraires de MM. Sainte-Beuve et Gustave Planche, divers articles de MM. Victor Hugo et Ch. Magnin sur les arts, de MM. Barchou, Michelet et Quinet sur la philosophie et l'histoire, de MM. J. J. Ampère et Fauriel, professeurs à la faculté de Paris sur la littérature savante. Nous citerons surtout les travaux de ces deux derniers sur la littérature scandinave et orientale, et sur l'histoire de l'épopée du moyen âge.

Les principaux collaborateurs de la Revue des deux mondes sont:

MM. J. J. Ampère, professeur de littérature étrangère à l'école normale de Paris; Ballanche, Auguste Barbier, A. Barchou, A. Brizeux, Fenimore Cooper, De Custines, Delécluze, Alex. Dumas, Dumont d'Urville, capitaine de vaisseau; E. Ermann, de Berlin; Fauriel, professeur de littérature étrangère à la faculté de Paris; A. Fontaney, Henri Heine, Léon Gozlau, Victor Hugo, A. Jal, Jules Janin, Th. Jouffroy, professeur de philosophie au collège de France; Th. Lacordaire, Edouard de Lagrange, Lamartine; Lerminier, professeur de législation comparée au collège de France; Loève-Veimars; Ch. Magnin, conservateur de la bibliothèque royale de Paris; Michelet, maître de conférences à l'école normale; De Montalembert, Eugène Noy, Charles Nodier, Gustave Planche, Edgar Quinet, le docteur Roulin, Sainte-Beuve, Eugène Sue, Aug. de Saint-Hilaire, de l'institut de France; Alfred de Vigny, etc.

Outre ses articles originaux, la Revue des deux mondes traduit des récueils anglais, allemands et américains, ce qu'ils publient de plus saillant.

Le prix d'abonnement est de:

60 francs par an pour les pays étrangers, et 30 fr. pour six mois.

On s'abonne pour l'Allemagne, à Leipzig, chez Michelsen, libraire; à la direction des postes à Aix-la Chapelle et Francfort.

Pour la Russie, chez Bellizard, à Saint-Petersbourg.

Pour l'Angleterre, à Londres, chez Treuttel et Wurtz.

Et à Paris, au bureau de la Revue des deux mondes, rue des Beaux-arts, 6, par un Mandat sur la poste ou sur une maison de Paris.

---

[643] Literarische Anzeige.

Der Freischütz

für 1833 kann bei jedem löblichen Postamte und jeder Buchhandlung, in Hamburg bei dem Herausgeber P. L. Gottfriedt (neustädter Fuhlen-Briete Nr. 6) bestellt werden, und kostet, wie bisher, 1 Mark das Vierteljahr.

Hamburg, im Dezember 1832.

---

[653] Collisions-Anzeige.

Wir lassen den so eben erschienenen Band der Edinburgh Cabinet-Library:

the travels and researches of Alexander von Humboldt being a condensed narrative of his journeys etc. One Vol. By Macgillivray etc.

für unsere unterhaltende Bibliothek sogleich ins Deutsche übertragen und etwa in 4 Wochen ausgeben.

Leipzig. Baumgärtners Buchhandlung.

---

[663] Im Dezember 1832 ist von Justus Perthes in Gotha ausgegeben worden: die zweite Lieferung der neuen Ausgabe von

Ad. Stielers Hand-Atlas

über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude.

welche nach neuem Plan (63 Blätter in Folio mit Erläuterungen) in 6 Lieferungen zum äußerst billigen Subscriptionspreis von 12½ Rthlr. oder 22 fl. 30 kr. bis Ende 1833 vollständig erscheint. Subscription nehmen fortdauernd alle Buch- und Landkartenhandlungen an.

---

[645] In der Verlagshandlung von J. C. Schrag in Nürnberg ist so eben erschienen:

Grundzüge des chemischen Theils der Naturlehre.

Zum Gebrauche für Vorlesungen, so wie zum Selbstunterrichte bearbeitet

von Dr. Heinrich Buff,

in Gießen.

Mit 77 eingedruckten Holzschnitten.

gr. 8. 1833. 2 Rthlr. 3 gr. oder 3 fl. 36 kr.

In den meisten physikalischen Lehrbüchern findet man den chemischen Theil der Naturlehre entweder gar nicht, oder doch nur als Nebensache behandelt; daher junge Chemiker öfters gerade mit solchen Vorkenntnissen, welche für sie den höchsten Werth haben, am wenigsten vertraut und gewöhnlich gezwungen sind, dieselben aus chemischen Lehrbüchern und Vorträgen nothdürftig und ohne Zusammenhang zu schöpfen. Ein Werk, worin die dem Chemiker wichtigsten physikalischen Lehren vollständig und in systematischer Ordnung zusammengestellt sind, scheint daher ein wesentliches Bedürfniß jedes Studierenden zu befriedigen. Diese Betrachtungen bewogen den Herrn Verfasser zur Herausgabe vorgenannter Schrift.

Von demselben ist 1829 erschienen:

Versuch eines Lehrbuchs der Stöchiometrie. Ein Leitfaden zur Kenntniß und Anwendung der Lehre von den bestimmten chemischen Proportionen. gr. 8. 15 gr. oder 1 fl.

Die letzten Tage eines Naturforschers, oder Sir Humphry Davy's tröstende Betrachtungen auf Reisen.

Nach der dritten englischen Ausgabe verdeutscht von

C. Fr. Ph. v. Martius,

in München.

8. In Umschlag. 1833. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Als das Vermächtniß eines der ausgezeichnetsten Naturforscher unserer Zeit, gewährt dies Werk die anziehendste und angenehmste Lektüre nicht blos wegen mancherlei Ansichten aus dem Gebiete der Wissenschaft, welche er so wesentlich gefördert, sondern auch durch des Mannes Meinungen und Selbstbekenntnisse über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit.

Die Charaktere der eingeführten Personen läßt der Verfasser ideal, und die angereihten Begebenheiten als untergeordnet und dem Zwecke der Gefühle und Lehren dienend erscheinen; doch es soll dem deutschen Leser nicht vorenthalten seyn, daß Seine Majestät Ludwig, König von Baiern, es war, der Sir Humphry Davy aus dem Traunfall errettet.

---

[618] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Freudenreich, O., die Familie Orloff als Mörder der russischen Kaiserfamilie und deren Anhänger, überhaupt als Erzfeinde der russischen Monarchie. Broschirt. 10 sgr. od. 8 ggr.

Krause, H., Vita Friderici Guil. magni Electoris Brandenburgici, qui magnitudinis opamque, quas Borussia est nacta, auctor exstitit, inpanegyrici formam redacta atque edita. Brosch. 6 ggr. od. 7½ sgr.

Kriegslieder für preuß. Krieger. geh. 2½ sgr. od. 2 ggr.

Salina, eine Zeitschrift für gebildete Leser. Der Literatur, der Kunst und Sitte des Tages bestimmt. Vierter Jahrgang 1833. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. Friedr. Weidemann. Wöchentlich 3 halbe Bogen. Preis des ganzen Jahrgangs 6 Rthlr.

Merseburg, im Dezember 1832.

Die Buch- und Kunsthandlung von Fr. Weidemann.

№ 2.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[5] **Neue Musikalien,**

welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Auber, Ouverture aus dem Liebestrank f. gr. Harmonie arrang. von Berr. 3 fl. 30 kr.
Bertini, melod. Etuden f. Pfte. Op. 86. 1 fl. 12 kr.
Fischer, Introd. et Polons. nach Th. von Kalkbrenner et Kalliwoda f. Militär-Musik. Op. 13. 2 fl. 42 kr.
Grosheim, Fragmente aus der Geschichte der Musik. 1 fl. 48 kr.
Kreuzer, Conr., 6 Lieder von Emmy f. 4 Männerstimmen. 1 fl. 30 kr.
Küffner, 6 Stücke f. d. Guittarre nach den beliebtesten neueren Melodieen. Op. 238. 24 kr.
— 25stes Potpourri aus Robert le Diable f. Guittarre, Flöte oder Violin et Alt. Op. 248. 2 fl.
Küffner et Schad, 12 leichte Stücke f. Pfte. mit Fingersatz. 2 Hefte. jedes 1 fl.
Panny, Cavatine für Tenor mit Orchester-Begleitung. Op. 33. 1 fl. 12 kr.
— Dasselbe mit Pianoforte-Begleitung. 24 kr.
— Wikingerbalk. 25ster Gesang aus Frithiofs Sage mit Benutzung der Original-Melodie für Tenorsolo und Männerchor mit Orchester-Begleitung. Op. 34 in Partitur. 2 fl. 6 kr.
— Dasselbe für Orchester in Stimmen. 3 fl. 36 kr.
— Dasselbe im Clavier-Auszug und Singstimmen 1 fl. 12 kr.

In Stuttgart sind diese Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[660] In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, in Wien bei Mörschner und Jasper zu haben:

Von der

Natur des Erdkörpers

oder populäre Beschreibung und Erklärung der innern Beschaffenheit der Erde, der merkwürdigsten physischen Erscheinungen an der Erdoberfläche und aller bekannten Lufterscheinungen, zum Selbstunterricht für gebildete Leser und zum Gebrauche der Jugendlehrer, bearbeitet von G. A. Schumann. Preis 1 Thlr.

---

[628] Geiger, (Pfarrer), die Obstbaumzucht, oder neue und überaus leichte Art, wie man ohne Unkosten, und zugleich ohne Belzen und ohne alles Künsteln nicht nur die gesündesten und dauerhaftesten Obstbäume, sondern auch neue Gattungen von schönem und gutem Obst erlangen kann. So klar und deutlich beschrieben, daß auch der unerfahrenste Mensch die ganze Kunst der Obstgärtnerei verstehen und sogar ein Kind von 9 oder 10 Jahren dieselbe mit dem glücklichsten Erfolge treiben kann. Vier Bändchen, 3te verb. Auflage. 8. München bei Fleischmann. 1 fl.

Dieses Werk, dem das seltene Glück zu Theil wurde, daß die ersten 13,000 Exemplare starken Auflagen sich in wenigen Jahren vergriffen, ist die Frucht einer beinahe 50jährigen Erfahrung. Seine vorzügliche Einrichtung und Brauchbarkeit zog sogar das Augenmerk vieler Regierungen auf sich, die es zu vielen Hundert Exemplaren ankauften und vertheilten. Da wo es einheimisch gemacht wurde, riß es so zu sagen mit Gewalt zur Obstbaumzucht hin; ein unvergänglicher Eifer für diesen edlen und einträglichen Zweig der Landwirthschaft ergriff Alt und Jung, und die herrlichsten Baumpflanzungen umgeben nun die Dörfer und schütten ihren Segen im reichlichsten Maße aus.

---

[641] **Revue des deux mondes.**

Récueil de littérature française et étrangère, de voyages, philosophie, sciences, critique et beaux arts.

Publié à Paris le 1er et le 15 de chaque mois, par livraison de 140 à 150 pages, format grand in 8. imprimé sur très beau papier grand-raisin satiné, avec des caractères neufs.

La Revue des deux mondes donne dans chaque no. un article de critique littéraire sur les livres français et étrangers, un voyage inédit, un morceau de philosophie ou d'histoire, un article de sciences, un morceau d'imagination, soit nouvelle ou conte, poésie ou fragment littéraire, des principales notabilités de l'époque.

Dans l'année qui vient de s'écouler, elle a publié pour la première fois, entre autres travaux importans, tout le Stello de M. Alfred de Vigny, les Lettres philosophiques de M. Lerminier, les Chroniques de France de M. Alexandre Dumas, les Moeurs des Américains de M. Th. Jouffroy, les Portraits littéraires de MM. Sainte-Beuve et Gustave Planche, divers articles de MM. Victor Hugo et Ch. Magnin sur les arts, de MM. Barchou, Michelet et Quinet sur la philosophie et l'histoire, de MM. J. J. Ampère et Fauriel, professeurs à la faculté de Paris sur la littérature savante.

Nous citerons surtout les travaux de ces deux derniers sur la littérature scandinave et orientale, et sur l'histoire de l'épopée du moyen âge.

Les principaux collaborateurs de la Revue des deux mondes sont:

MM. J. J. Ampère, professeur de littérature étrangère à l'école normale de Paris; Ballanche, Auguste Barbier, A. Barchou, A. Brizeux, Fenimore Cooper, De Custines, Delécluze, Alex. Dumas, Dumont d'Urville, capitaine de vaisseau; E. Ermann, de Berlin; Fauriel, professeur de littérature étrangère à la faculté de Paris; A. Fontaney, Henri Heine, Léon Gozlau, Victor Hugo, A. Jal, Jules Janin, Th. Jouffroy, professeur de philosophie au collège de France; Th. Lacordaire, Edouard de Lagrange, Lamartine; Lerminier, professeur de législation comparée au collège de France; Loève-Veimars; Ch. Magnin, conservateur de la bibliothèque royale de Paris; Michelet, maître de conférences à l'école normale; De Montalembert, Eugène Ney, Charles Nodier, Gustave Planche, Edgar Quinet, le docteur Roulin, Sainte-Beuve, Eugène Sue, Aug. de Saint-Hilaire, de l'institut de France; Alfred de Vigny, etc.

Outre ses articles originaux, la Revue des deux mondes traduit des récueils anglais, allemands et américains, ce qu'ils publient de plus saillant.

Le prix d'abonnement est de:

60 francs par an pour les pays étrangers, et 30 fr. pour six mois.

On s'abonne pour l'Allemagne, à Leipzig, chez Michelsen, libraire; à la direction des postes à Aix-la Chapelle et Francfort.

Pour la Russie, chez Bellizard, à Saint-Petersbourg.

Pour l'Angleterre, à Londres, chez Treuttel et Wurtz.

Et à Paris, au bureau de la Revue des deux mondes, rue des Beaux-arts, 6, par un Mandat sur la poste ou sur une maison de Paris.

---

[661] In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen (in Wien bei Mörschner und Jasper) zu haben:

J. G. Kögel's

ausführliches Handbuch für Branntweinbrenner oder theoretische und praktische Anleitung zur Fabrikation des Branntweins aus Getraide, Kartoffeln, Runkelrüben und allen andern der Weingährung fähigen Substanzen, nebst Anweisung zur Veredlung des Branntweins zu Franzbranntwein, Rum, Arack und feinen Likören. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

---

[629] Anzeige eines wichtigen Werks für Militär- und Civil-Personen:

J. C. F. Herdegen's praktische Zeichnungslehre zur Selbstübung für Militär- und Civil-Personen, nach Grundsätzen bearbeitet. 3 Theile. Mit 59 Kupfertafeln. Zweite Auflage. gr. 8. München bei Fleischmann. Preis 10 Rthlr. oder 18 fl. rheinl.

Der erste Band mit 9 Kupfertafeln enthält die praktisch-mathematische Zeichnungslehre als Vorbereitung zur topographischen, Situations-, Fortifikations-, taktischen, Artillerie- und Maschinen-Zeichnung. Der zweite Band mit 26 Kupfertafeln die topographische Situations-Zeichnungslehre, das Entwerfen und Zeichnen ökonomischer, chorographischer, hydrographischer, geographischer, taktischer und petrographischer Karten. Der dritte Band mit 24 Kupfertafeln die Fortifikations-, Architektur-, Perspektiv-, Artillerie- und Maschinen-Zeichnungslehre. Sämmtliche Kupfer sind von den besten Künstlern aufs Sauberste gestochen und können als Muster dienen.

---

[647] Die achte Auflage

des

Conversations-Lexikons

in 24 Lieferungen zu 16 Groschen.

Trotz der vielen Versuche, die in den lezten Jahren gemacht worden sind, die Leipziger Originalausgabe des Conversations-Lexikons zu verdrängen, hat sich die Theilnahme des Publikums für dieselbe nicht vermindert, und der zweite Abdruck der siebenten Auflage, der 1830 in 14,000 Exemplaren erschien, ist wiederum völlig vergriffen. Dankbar für diese Theilnahme, die in der Geschichte der Literatur ohne Beispiel ist, und erfreut über die rühmliche Anerkennung, welche dieses Werk auch im Auslande findet, da selbst literarisch reiche Länder, wie in der neuesten Zeit Frankreich und England, es als Grundlage oder Vorbild ähnlicher Unternehmungen benutzen, habe ich bei der achten Auflage keine Kosten und Mühe gescheut, um dem Werke einen höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und erlaube mir hierüber nur Folgendes zu bemerken:

1) Das ganze Werk wird von mehr als zwanzig deutschen Gelehrten, die sämmtlich in der Literatur und Wissenschaft hochangesehen sind und in der Vorrede genannt werden sollen, gründlich revidirt, und vorzüglich darauf Rücksicht genommen, daß das Mangelhafte durch Einschaltung neuer Artikel und Fortführung der früher aufgenommenen bis auf die neueste Zeit ergänzt, das Ungehörige ausgeschieden und auf Reinheit der Sprache die größte Sorgfalt gewendet werde. Der reiche Stoff, den das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" darbietet, wird zwar bei der Bearbeitung der achten Auflage sorgfältig benuzt, geschichtliche Artikel zu ergänzen und wissenschaftliche Erörterungen zu berichtigen; jenes Werk behält jedoch seinen selbstständigen Werth und sein Interesse, und wird fortfahren, durch eine ausführliche Darstellung der Zustände der Gegenwart sich den ausgezeichneten Beifall zu erhalten, mit welchem es die achtbarsten Wortführer im Publikum empfangen haben.

2) Im Aeußern wird diese achte Auflage mit der siebenten übereinstimmen, aber durch eine besondere Einrichtung wird es möglich gemacht, den Druck des ganzen

Werkes gleich scharf herzustellen; das Papier soll noch weißer und gleichmäßiger, der Druck noch korrekter seyn.

Hiernach darf ich in dieser achten Auflage ein mehrfach bereichertes, überall verbessertes und vervollständigtes Werk versprechen.

Der Preis des Conversations-Lexikons hat stets für beispiellos billig gegolten, und nur die starken Auflagen machten es möglich, gegen 700 Bogen auf weißem Druckpapier für 15 Thaler zu liefern. Indeß war dieser Preis trotz seiner Billigkeit für Viele zu hoch, da er auf einmal entrichtet werden mußte; ich glaube daher den Wünschen eines großen Theils des deutschen Publikums zu entsprechen, wenn ich die Erscheinung der achten Auflage in

24 Lieferungen, deren zwei einen Band bilden,

und wovon jede beim Empfang zu bezahlen ist, ankündige. Die Lieferung kostet

auf weißem Druckpapier	16 Gr.
auf gutem Schreibpapier	1 Thlr.
auf extrafeinem Velinpapier	1 Thlr. 12 Gr.

und da jede 4—6 Wochen bestimmt eine Lieferung erscheint, so vertheilt sich die Ausgabe für das ganze Werk auf zwei Jahre und wird daher auch dem Minderbemittelten nicht schwer fallen.

Zu diesen Bedingungen kann jede Buchhandlung des In- und Auslandes die achte Auflage des Conversations-Lexikons liefern und die erste Lieferung wird im Februar zu erhalten seyn.

Denen aber, die ein ähnliches, jedoch minder umfangreiches, und deshalb auch billigeres Werk wünschen, empfehle ich:

Joh. Hübner's Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Ein und dreißigste Auflage, dem jetzigen Stande der Kultur angemessen und mit vorzüglichster Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Rüder. Ein vaterländisches Handwörterbuch. Mit 150 Bildnissen von vorzüglich ausgezeichneten Deutschen. Vier Theile. Gegen 200 Bogen in gr. 8. auf gutem Druckpapier. Leipzig, 1824—27.

und will dasselbe, so weit der freilich nicht bedeutende Vorrath reicht, für den ungemein billigen Preis von fünf Thalern erlassen. Das Werk wird für das Bedürfniß Vieler ausreichen, es hat sich eine lange Reihe von Jahren bewährt und ist vollständig durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die Verlagshandlung des Conversations-Lexikons hat nun seit mehr als 20 Jahren gegen offenen und versteckten Nachdruck kämpfen müssen, indem eine Unzahl ähnlicher Unternehmungen begonnen worden, die sich mit großem Geräusch ankündigten, aber in der That meistens nur das Wort Conversations-Lexikon als ein Aushängeschild betrachteten, unter welchem sie das Publikum täuschen zu können meinten. Ich nehme kein Monopol für ein Conversations-Lexikon in Anspruch, werde aber stets gegen Unternehmungen auftreten, die unter diesem Namen das Publikum irre führen, und erlaube mir in dieser Hinsicht einige Worte über die Werke der Herren Basse und Brüggemann. Das Basse'sche Conversations-Taschenlexikon ist nun seit dem Jahr 1828, wo es begann, bis zum 62sten Bändchen gediehen, es kostet also jetzt schon, à Bändchen 6 Gr., mehr als die siebente Auflage, und der Preis wird sich am Ende wohl auf 18 Thlr. stellen. Und was erhält das Publikum für diesen Preis? Gegen 70 dünne Bändchen in Sedez, für den Gebrauch äußerst unbequem und, was das Innere betrifft, ein aus ähnlichen encyklopädischen Werken entlehntes, mit vielen Fehlern vermehrtes Allerlei, ohne bestimmten Plan und ohne alle Kritik zusammengetragen. Das Brüggemann'sche Neueste Conversations-Lexikon will zwar vorgeblich nicht mit dem meinigen konkurriren, der Titel aber schon deutet an, daß es für dasselbe Publikum, das ich im Auge habe, bestimmt seyn soll. Auch haben Herr Brüggemann und seine „Gesellschaft deutscher Gelehrten" es nicht verschmäht, mein Werk erweislich auf das Unverschämteste zu plündern, und das Meiste, was gegeben wird, ist fast nur ein verwässerter Auszug aus der siebenten Auflage des Conversations-Lexikons, dem Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur, der Pierer'schen Encyklopädie ꝛc. Was bei Herrn Brüggemann neu und Original ist, erkennt, wer die Mühe langen Suchens nicht scheut, sehr leicht. Uebrigens sind Darstellung und Sprache so nachlässig und leichtsinnig, daß es schwer seyn mag, etwas Aehnliches nachzuweisen. Belachens- oder vielmehr beklagenswerthe Stellen seines Werkes anzuführen, enthalte ich mich, denn das Publikum mag prüfen und entscheiden!

Leipzig, im Januar 1833.

F. A. Brockhaus.

---

[623] Bei Fleischmann in München ist erschienen:

Des Kajus Sallustius Krispus Werke. Uebersezt und erklärt von J. H. M. Ernesti. gr. 12. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Der große Beifall, dessen sich die treffliche Uebersetzung des Horaz von demselben berühmten Gelehrten erfreut, wird in eben dem Maße auch dieser Uebersetzung zu Theil werden. Auch hier bilden die erklärenden, Alles erschöpfenden Anmerkungen, worin der Verfasser wohl seines Gleichen sucht, einen wahren Schatz. Nur so behandelt können Uebersetzungen der alten Klassiker fruchttragend werden.

---

[638] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neue Hausapotheke,

bei den

gewöhnlichen Krankheitsvorfällen anwendbar.

Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg. Broch. Preis 9 Ggr. oder 11¼ Sgr.

Diese sehr nützliche Schrift enthält die besten Mittel gegen Abzehrung — Aufstoßen des Magens —

Augenschmerzen — Blähungen — Brustverschleimung — Engbrüstigkeit — Flechten — Geschwüre — Gicht — Gliederreißen — Hämorrhoiden — Hautausschläge — Herzklopfen — Husten — Hypochondrie — Hysterie — Krämpfe — Leibesverstopfung — Magenschmerzen — Melancholie — Mutterbeschwerden — Nervenschwäche — Rheumatismus — Schlafsucht — Schwindel — Verschleimung — Wechselfieber — Zittern u. s. w.

(In Wien bei Mörschner und Jasper vorräthig.)

---

[4] So eben ist erschienen und in allen Kunsthandlungen zu haben:

CORONATIO Sº SCTAE VIRGINIS,

Die Krönung der heiligen Jungfrau.

Nach dem Gemälde von Raphael im Vatican, gezeichnet und gestochen, in Rom und Dresden, von Ch. E. Stölzel.

Der Preis eines Abdrucks dieser Platte (25½ Zoll hoch und 17 Zoll breit) vor der Schrift ist, bis Ende Januar 1833, zu 24 Thaler, und auf chinesischem Seiden-Papier zu 28 Thaler, mit der Schrift aber zu 12 Thaler und auf chinesischem Papier zu 14 Thlr. preuß. Cour. festgesezt. Nach dieser Zeit kostet ein Abdruck vor der Schrift 30 Thaler und auf chinesischem Papier 36 Thaler, mit der Schrift aber 15 Thaler und auf chinesischem Papier 18 Thaler preuß. Cour. in allen Kunsthandlungen.

Diese Preise werden um so billiger erscheinen als der Künstler über acht Jahre mit Zeichnung und Stich sich hat beschäftigen müssen und außerdem die Verlagshandlung kaum 600 vollkommene Abdrücke, wegen Weichheit der Platte und hauptsächlich wegen der engen zarten Arbeit, abziehen zu lassen im Stande ist.

Eine ausführliche Beurtheilung dieses Blattes, vom Herrn v. Quandt und Herrn Baron v. Rumohr, in der Abendzeitung beigelegt und wird jedem Abdruck beigegeben.

Dresden und Leipzig, im Dec. 1832.

Arnold'sche Buch- und Kunsthandlung.

---

[650] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. M. Duncanii Novum Lexicon Graecum

ex C. D. Dammii LEXICO HOMERICO-PINDARICO vocibus secundum ordinem literarum dispositis retractatum emendavit et auxit V. C. F. Rost. 3te Lieferung. 43 Bogen in gr. 4. Velinpapier. — Das Werk wird circa 160 Bogen umfassen und bis zu Ostern 1833 vollendet seyn. Zur Begegnung eines im Werke seyenden ausländischen Nachdrucks des noch nicht einmal geschlossenen Werks lassen wir den frühern wohlfeilern Preis von 8 Thlr. für das Ganze von jezt an wieder eintreten und haben die auswärtigen Buchhändler befähigt, den Ertragsunterschied den Abnehmern zum 2ten Subscriptionspreis, der auf 12 Thlr. fixirt war, zurück zu zahlen.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

---

[649] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Auch ein Wort
über
Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II.
Politik
in
Polens Unfällen,
oder
Bemerkungen
über
„Polens Untergang"
von Herrn von Raumer.
Vom
Obersten von Schepeler.

8. geheftet. Preis 12 Sgr.

---

[2] In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die historischen Fresken unter den Arkaden des Hofgartens zu München. Erläutert durch Ad. v. Schaden. Nebst den sechzehn Abbildungen der geschichtlichen Fresken, eleg. broch. 10 Sgr. oder 54 kr.

---

[662] In allen Buchhandlungen, in Wien bei Mörschner und Jasper, ist zu haben:

Neuer praktischer Reitunterricht,

oder Anweisung:

in kurzer Zeit, ohne fremde Anleitung, ein Pferdekenner und guter Reiter zu werden.

Zum Selbstunterricht für Reitlustige,
mit einer Kupfertafel, herausgegeben von
Adolph Krüger.

Broch. Preis 12 Sgr. oder 15 Sgr.

Diese, für jeden Reiter empfehlungswerthe Schrift enthält Belehrungen über die Schönheiten und Mängel eines Pferdes, nebst den beim Kauf zu beobachtenden Regeln. — Vom Kennzeichen des Alters des Pferdes. — Vom Zaum und Sattel. — Vom Auf- und Absitzen. — Vom Sitz zu Pferde. — Vom Schritt, Trabe, Galopp, Carriere. — Von der Volte. — Von den Hülfen und Strafen. — Allgemeine praktische Regeln.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

1833.

Februar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte von W. Wackernagel. 30. 31. 34.
Ajas und Indumati, eine idyllische Romanze aus dem Sanskrit, übers. von Rückert. 40. 41.
Prolog zu der Aufführung von Lessings Nathan auf der Stuttgarter Bühne, von G. Schwab. 46.
Tag- und Nachtblume. 47.
Mißgunst, von A. Schöll. 49.
Waldleben, von A. Stöber. 50. 51.
Geschlechts-Homonymen. Der, Die, Das Rechte. 29. — Der, Die, Das Gift; Der, Die, Das Hast. 35. — Der Faust, die Faust, das Fäustchen. 47.
Räthsel: Kasematte. 41.

Erzählung.

Kallendorf. Erzählung von A. F. Beer. 28 — 51.

Länder- und Völkerkunde.

Sizilianische Skizzen. 30. 31. 32.
Die Ausrufer in Neapel. 51.

Reisen.

Navarin und Modon. 37. 38. 39.
Ein Gang auf den großen St. Bernhard. 42. 43.

Naturgeschichtliches.

Die Meteore in der Nacht des dreizehnten Novembers 1832. 28. 29.
Geologische Fragmente von H. v. Meyer. 33 — 36.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ueber die Production und den Verbrauch der edlen Metalle seit dem 15ten Jahrhundert. 44 — 49.

Korrespondenz.

London. 28. — Aus Böhmen. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 37. 38. — Paris. 33. 34. 35. 37. 38. 42. 43. 44. 47. 48. — Berlin. 35. 36. — Dresden. 39. — Karlsruhe. 40. 41. 42. 43. — Genf. 45. 46. 47. — Petersburg. 49. 50. 51.

Kunst-Blatt.

Nro. 11.

Nachrichten über die alte Kölner Malerschule. (Forts.) — Der Hochaltar im Münster zu Breisach.

Nro. 12.

Nachrichten über die alte Kölner Malerschule. (Forts.)

Nro. 13.

Altdeutsche Baukunst. Der St. Stephans-Dom in Wien und seine alten Denkmale der Kunst. In 48 von Wilder gezeichneten und radirten und 2 von Hyrtl gestochenen Kupferplatten herausgegeben und in künstlerischer Hinsicht beschrieben von Franz Tschischka. — Einige Nachrichten über die niederdeutsche Malerschule in Westphalen. (Beschl.)

Nro. 14.

Altdeutsche Baukunst. Der St. Stephans-Dom in Wien und seine alten Denkmale der Kunst ꝛc. (Beschl.)

Nro. 15.

Johanna von Arragonien. — Paris.

Nro. 16.

Johanna von Arragonien. (Beschl.) — Dresden. — Neue Kunstwerke.

Nro. 17.

Kunstliteratur. Neun Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben in den Jahren 1815—1824. Zuvor ein Brief von Goethe als Einleitung. Zum Beginn des Jahres 1831 herausgegeben von C. G. Carus. — Kopenhagen. Forteninger for Haandvaerkere. — Kupferstich-Versteigerung in Dresden.

Nro. 18.

Ueber die Form der ältesten griechischen Münzen. — Neun Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben in den Jahren 1815—1824 ꝛc. (Beschl.) — Kupferwerke. Der königliche Bildersaal in der St. Moritz-Kapelle zu Nürnberg, in Umrissen herausgegeben von F. Wagner.

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Englische Geschichte. 1) History of England. By the right honourable Sir James Mackintosh.

Nro. 13.

Englische Geschichte. 1) History of England. By the right honourable Sir James Mackintosh. (Beschl.) — 2) Geschichte Cromwell's. Nach gleichzeitigen Denkschriften und parlamentarischen Sammlungen, von Villemain.

Nro. 14.

Englische Geschichte. 2) Geschichte Cromwell's. Nach gleichzeitigen Denkschriften und parlamentarischen Sammlungen, von Villemain. (Beschl.) — 3) History of Scotland, by Sir Walter Scott.

Nro. 15.

Kunstgeschichte. Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt, von Amadeus Wendt. — Englische Geschichte. 3) History of Scotland, by Sir Walter Scott. (Beschl.) — 4) Tableaux généalogiques et historiques de l'empire Britannique, par P. Baron de Reden.

Nro. 16.

Englische Geschichte. 5) Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen von Augustin Thierry. Aus dem Französischen von H. Bolzenthal. — 6) Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. R. Schmid.

Nro. 17.

Novellen und Erzählungen. 1) Erzählungen und Phantasiestücke, von L. Bechstein. — 2) Novellen und Phantasiegemälde, von Demselben. — 3) Erzählungen und Novellen, von C. v. Wachsmann. — 4) Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von B. A. H.

Nro. 18.

Novellen und Erzählungen. 5) W. Alexis gesammelte Novellen. — 6) Sommernalven. Erzählungen und Novellen von E. Spindler. — 7) Lavabecher. Novellen von Leopold Schefer.

Nro. 19.

Novellen und Erzählungen. 7) Lavabecher. Novellen von Leopold Schefer. (Beschl.) — 8) Historische Novellen und Erzählungen von Eduard Gehe. — 9) Berthold Schwarz. Novelle von Eduard Duller. — 10) Das Musikfest. Rheinbayrische Novelle, von Blaul. — 11) Das Elendsfest. Drei Novellen von Balzac. Uebersetzt von Dr. Schiff.

Nro. 20.

Meteorologie. Lehrbuch der Meteorologie, von Kämtz. — Novellen und Erzählungen. 12) Rosetten und Arabesken. Novellen, poetische Gemälde und satirische Skizzen der jüngern Serapionsbrüder. — 13) Quellen des Shakespeare in Novellen, Mährchen und Sagen. Herausgegeben von Dr. Th. Echtermeyer, Ludwig Henschel und Karl Simrock.

Nro. 21.

Meteorologie. Lehrbuch der Meteorologie, von Kämtz. (Beschluß.)

Nro. 22.

Romane. 1) Scipio Cicala.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Februar 1833.

Oh! le petit garnemento! Aussi leste que joli, si celui-là manque de femmes...

Beaumarchais.
Figaro.

Kallendorf.

Eine Erzählung von A. F. Beer.

Karl, Graf Kallendorf, war durch Geburt und Vermögen auf einen Standpunkt gestellt, der ihm nichts zu wünschen übrig ließ; er war der einzige Sohn des reichsten Gutsbesitzers seines Gaues und einer italienischen Fürstin, der lezten eines nun ausgestorbenen Geschlechts. Einer seiner Vorfahren hatte sich durch seine Treue gegen Kaiser Ferdinand II. das Besitzthum eines jener Herren erworben, die Ehrgeiz oder blinde Anhänglichkeit an Wallenstein mit diesem in sein Verderben riß; doch, um dieses Vermögens, auch ohne den Schatten eines Vorwurfs, sich erfreuen zu können, hatte sein Urgroßvater eine Enkelin derselben Familie geheiratdet, deren Güter ihm zu Theil geworden waren. Sein Vater war Soldat, schlicht und rechtlich, und soweit aufgeklärt, als seine Zeit und sein Stand es mit sich brachten. Er hielt von frühe an auf strenge Zucht und körperliche Abhärtung des Sohnes, ließ ihn im achten Jahre schon meilenweite Ritte machen, schwimmen, schlittschuhlaufen, fechten und bald auch jagen, und hatte darin freie Hand, indem er die sechs Sommermonate auf dem Lande unumschränkt herrschte. Im Winter dagegen führte die Mutter das Regiment in der Stadt, wo ihr der wilde Junge mehr unter den Augen war; dabei trieb sie den Hofmeister an, vor Allem auf strenge Sitten zu halten, doch auch die Wissenschaften nicht zu vernachläßigen. Jeder erfüllte redlich seine Pflicht, und das Resultat dieser Erziehung war ein junger Mann mit den besten Ansprüchen auf Wohlwollen, Ehre und Einfluß, doch vor allen Dingen geschaffen, den Weibern die Köpfe zu verrücken. Als Kind ward er zornig, wenn die Frauen ihm unter das weiche Kinn griffen und den Lockenkopf zurückschoben, bis sie in das dunkle Meer der niedergeschlagenen Augen blicken konnten; dann stampfte er, sobald sie weg waren, unwillig mit dem Fuße und sagte zur Mutter: „ich kann's nicht leiden, wenn mich die fremden Leute so ansehen;" nach und nach aber gewöhnte er sich daran, und bald ward es ihm unangenehm, wenn ihm die Damen keine Ursache gaben, sich zu ärgern. Der Mutter entging es nicht, daß er auf jede Auszeichnung der Weiber begierig zu werden anfing, das Lob der Männer hingegen gleichgültig aufnahm, während er mit anspruchslosem Eifer seinen Studien oblag. Er sprach fertig französisch, italienisch und sogar seine Muttersprache, und las mit Leichtigkeit eine eigens für ihn eingerichtete und verklebte Ausgabe des Ovid, war auch nie begierig zu wissen, was die verbotenen Stellen enthielten, da er schon völlig genug hatte an den erlaubten; denn die klassische Gelehrsamkeit war eben nicht sein Lieblingsfach. Mit desto größerer Begierde las er Geschichte, besonders deutsche und italienische, weil er darin oft mit kindischem Vergnügen Namen fand, die den Familien seiner Eltern angehörten. Kaum hatte er sein sechzehntes Jahr erreicht, als er zum Lieutenant bei den Uhlanen ernannt und nach Mähren in Garnison ge-

ſchickt ward. Dort war er bald der Abgott ſeiner Kameraden und Bekannten, verthat ſein Geld in Lappalien und entging einem ſcharfen Verweiſe ſeines Vaters nicht, als er, bei ſeiner Verſetzung nach Nappajedl, eine Zuckerbäckerrechnung von 2000 Gulden nicht bezahlen konnte und daher eingeſtehen mußte. Er brauchte unglaublich viel Uniformen und Wäſche, war in allen ſeinen Pferdehändeln der Geprellte, konnte aber auch von allen Offizieren des Regiments mit dem wenigſten Riſico ein ſchlechtes Pferd reiten, weil er erſtens am beſten ritt und zweitens auch auf der erbärmlichſten Roſinante die Augen aller hübſchen Mädchen auf ſich gezogen hätte. — Als er ſich nach und nach zum Manne ausbildete, waren die Meinungen über ihn ſehr getheilt. Ueber ſeine Geſtalt war zwar nur Eine Stimme; denn was man ſich nur an einem hübſchen Uhlanenoffizier wünſchen kann, war vorhanden, vom ſchöngeformten Fuße, bis zum ſchlanken, über zwei breiten Schultern emporragenden Halſe, der einen ſchwarzen Lockenkopf recht ſtolz zu tragen wußte. Das Geſicht dagegen gehörte zu denjenigen, von welchen Viele mit Recht ſagen: „ſchön finde ich es eigentlich gar nicht;“ aber ſie wiſſen dabei jeden kleinen Mangel ſo genau anzugeben, daß ſie es doch ſehr aufmerkſam betrachtet haben müſſen. Einige meinten, auf Schönheit verſtehen ſie ſich nicht, doch müſſen ſie geſtehen, ſie finden ihn ſehr hübſch; eine ältliche Dame aber, die ſich ſehr wohl darauf verſtand, ſagte mit Kennermine: „il a quelque chose de très élégant.“ Das gefiel beſonders an Graf Karls Geſicht und machte es bedeutend, daß — wie auf einem ſchöngedachten Bildchen von Tiſchbein, wo ein Schäfer unter Roſen ſchläft, den über ihm auf einer Felſenſpitze lauernden Tiger nicht ahnend, noch von dieſem geahnt werdend — Auge und Stirne Blitze ſprühten, während der Mund ſich ſanft zum Lächeln öffnete.

Alles dieß fand indeſſen erſt ſpäter ſeine rechte Würdigung, denn noch war der junge Graf in ſeiner Garniſon. Zwar manches hübſche Mädchen war im Orte, doch keines, das ihn beſonders anzog; er empfand nur den Zauber, die Bewunderung der Kleinſtädterinnen en masse zu erregen. Im ein-und-zwanzigſten Jahre erhielt er den Rittmeiſtertitel und zugleich des Vaters Weiſung, ſeit drei Jahren zum erſten Male, den Winter in der Reſidenz zuzubringen. Mit Freuden folgte er dieſem Rufe.

Auch in großen Städten iſt die Ankunft eines jungen Erben eine Begebenheit in der Geſellſchaft, welcher er angehört. In einem geiſtreichen Buche unſerer Zeit haben wir geleſen: „Der Staat wird erträglich gemacht durch das, was überhaupt dem Menſchen das irdiſche Leben erträglich macht, durch den Zauber der Hoffnung. Jeder Soldat hat die Hoffnung: du kannſt, wenn du der Beſte und Glücklichſte biſt, Feldmarſchall werden. Einer nur kann Feldmarſchall ſeyn, aber Hunderttauſende marſchiren fröhlich in den Kampf, in jede Gefahr; denn Jeder hofft: es iſt nicht unmöglich, daß du der Erſte werdeſt.“ Einen ſolchen allgemeinen Hoffnungszuſtand, in allen Zweigen des geſellſchaftlichen Lebens, ſtellt der Verfaſſer als denjenigen hin, wornach jeder Staat ſtreben ſoll, zu dem einſt jeder gelangen wird. Aber — wann werden alle dazu gelangt ſeyn? in Jahrhunderten? in Jahrtauſenden? Wer weiß es! wer wagt es zu beſtimmen! Doch Alles dieß, ihr armen, von allen politiſchen und moraliſchen Inſtitutionen verbannten und verfolgten Weiber, Alles dieß ſoll hier nur euch zum Troſte geſagt ſeyn; denn für euch iſt der Zuſtand da, nach dem die Männer faſt alle vergeblich ringen, für euch, weß Standes ihr auch ſeyd, iſt das Avancement offen zur Generalin, zur Feldmarſchallin, zur Königin, zur Kaiſerin, vor der Hand wenigſtens zur Mitbeſitzerin dieſes oder jenes ſchönen Gutes. Jede hofft, oder kann hoffen: es iſt nicht unmöglich, daß du es ſeyſt, die er wählt; denn kein Deſpot, keine altherkömmliche Tyrannei hat je den Zwang des Kaſtenweſens unabänderlich auf die Weiber ausgedehnt. Sie ſind durchgedrungen und werden durchdringen durch alle Schranken. In der Republik der Mädchen iſt in Wahrheit freie Konkurrenz vorhanden; die Fürſtin muß der hübſchen Actrice, der ſchlauen Wäſcherin weichen, und die ſchöne Welſerin wird Erzherzogin von Oeſterreich. Genug, es iſt immer ein Platz offen, nach welchem das Heer der Mädchen ſtreben kann; er wählt endlich nur eine, vielleicht keine Derjenigen, die, auf Mädchenart, um ihn warben; aber dann erſetzt ihn bald ein Anderer, und ſo tragen und würzen die Weiber ihr Leben, bis Einer ſie wirklich heimführt, der, wenn es auch nicht der Feldmarſchall war, ihr doch die Ausſicht auf eine Tochter eröffnet, „die ſie dann beſſer inſtruiren kann und der es gewiß gelingen ſoll.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Meteore in der Nacht des dreizehnten Novembers im Jahr 1832.

Die Nacht vom 12ten auf den 13ten November 1832 war in meteorologiſcher Hinſicht eine der merkwürdigſten, deren ſich das jezt lebende Geſchlecht erinnert. Schon am Abend des 12ten zeigten ſich am Himmel auffallende Lichterſcheinungen, aber erſt am 23ten Morgens zwiſchen drei und ſechs Uhr erſchienen ſie in ihrer vollen Pracht und Größe. Es iſt ſehr zu bedauern, daß ſie ſomit juſt in die Zeit fielen, wo eigentliche Beobachter ſelten auf den Beinen ſind; neben wenigen Gebildeten ſind Poſtillone, Nachtwächter, Schildwachen, Schiffer, Hirten, die Gewährsmänner; an vielen Orten waren die ſcheuen Pferde nur mit Mühe vorwärts zu bringen, und die

Leute flüchteten sich häufig, von panischem Schrecken ergriffen, vom Felde in die Häuser; Neufchateller Bauern sahen eine Flinte sammt Bajonnet und einen Säbel über der Schweiz gezückt, und in der Umgegend von Brüssel wollte man sich sogleich erinnern, kurze Zeit vor der Schlacht bei Waterloo Aehnliches am Himmel beobachtet zu haben. Die Meteore waren indessen, wie es scheint, in einem sehr bedeutenden Theil von Europa sichtbar, und somit wird man doch, wenn man die Aussagen von den verschiedensten Punkten zusammenstellt, am Ende zu einem mehr oder minder befriedigenden Resultat gelangen. Man sollte also überall, so schnell als möglich, die zuverläßigsten Zeugnisse sammeln und vergleichen. In Genf hat dieß vor Kurzem Professor Gautier gethan; er stellt die im Umfang des Genfersees, in andern Cantonen der Schweiz, im nördlichen Frankreich, bei Brüssel und im südlichen und nördlichen England gemachten Beobachtungen zusammen und zieht daraus im Allgemeinen die folgenden Resultate.

In der genannten Nacht zeigte sich an sämmtlichen genannten Orten von neun Uhr Abends bis zu Tages Anbruch periodisch eine Menge höchst auffallender leuchtender Meteore, und zwar besonders stark in der zweiten Hälfte der Nacht. Sie bestanden vornämlich in einer Unzahl gewöhnlicher Sternschnuppen, welche nach allen Richtungen schossen (viele Beobachter nennen es einen eigentlichen Feuerregen), in einer kleinern Zahl von sich bewegenden Lichtkugeln und in Feuerstreifen und Säulen, aus denen zuweilen seitlich Funken, Lichtstrahlen und Feuergarben fuhren. Ihr Glanz war sehr bedeutend und erreichte den der Blitze; manche dauerten mehrere Minuten und veränderten in dieser Zeit Umriß und Farbe aufs Mannigfachste; sie spielten häufig aus Roth in Grün, Blau und Violet. Sie sind, wie es scheint, so ziemlich an allen Seiten des Himmels beobachtet worden. Da sie sehr rasch auf einander folgten und die beobachtenden Personen den Augenblick des Erscheinens, die Richtung und Dauer nicht genau angeben können, so läßt sich über ihre wahre Höhe in der Luft nichts Gewisses ausmachen; bedeutend hoch müssen aber, wenigstens die auffallendsten Meteore gestanden haben; denn man sah sie meistens gleichsam im Himmelsraum verschwinden, nachdem sie eine lange Lichtbahn gezogen, und verschiedene leuchteten hinter den Wolken. Die Meteore sind an so entlegenen Punkten, wie das nördliche England und Genf, ungefähr zu derselben Zeit beobachtet worden; dieß beweist nun zwar, wie weitausgebreitet dieselben waren, gibt aber, in Ermangelung genauerer Angaben, kein Mittel an die Hand, ihre Höhe zu bestimmen; denn man darf wohl sicher annehmen, daß an so weit von einander entfernten Orten nicht dieselben Lichterscheinungen beobachtet worden sind.

Jedem, der Humboldts Reisebeschreibung in Südamerika kennt, muß die große Aehnlichkeit der Erscheinungen in der Nacht vom 13ten November 1832 mit denjenigen auffallen, welche Humboldt und Bonpland in Cumana am 12ten November 1799 beobachtet haben. (4tes Buch, 10tes Cap.) „Die Nacht vom 11ten auf den 12ten November war frisch und herrlich. Vier Stunden lang fielen Tausende von Feuerkugeln und Sternschnuppen; ihre Richtung war höchst regelmäßig von Nord nach Süd, und sie füllten einen Abschnitt des Himmels 30 Grade nördlich und südlich vom wahren Ostpunkt. In der Ausdehnung von 60° sah man die Meteore in Ostnord-ost und Ost sich über den Horizont erheben, größere oder kleinere Bogen nach der Richtung des Meridians beschreiben und gegen Süden herabfallen. Einige erreichten 40° Höhe, alle kamen über 25 — 30° weit herauf. Unten in der Luft wehte ein sehr schwacher Ostwind, und der Himmel war völlig unbewölkt.“ Bonpland erzählt, von Beginn des Phänomens an sey am Himmel kein auch nur drei Monddurchmesser großes Stück gewesen, wo sich nicht jeden Augenblick Feuerkugeln und Sternschnuppen gezeigt hätten. Der erstern waren es weniger, da es aber welche von den verschiedensten Größen gab, konnte man unmöglich zwischen diesen beiden Phänomenen eine feste Grenze ziehen. Sämmtliche Meteore ließen acht bis zehn Grade lange Lichtstreifen hinter sich, was unter den Tropen oft vorkommt. Der Schimmer dieser Streifen oder Bänder hielt sieben bis acht Sekunden an. Manche Sternschnuppen hatten einen deutlichen Kern von der Größe der Jupitersscheibe, und von ihnen fuhren sehr lebhaft glänzende Funken aus. Die Feuerkugeln schienen eigentlich zu zerplatzen; die größten, über einen Grad im Durchmesser haltenden verschwanden indeß ohne Funkensprühen, und ließen fünfzehn bis zwanzig Minuten breite phosphoreseirende Bänder hinter sich. Das Licht dieser Meteore war weiß, nicht, wie bei den neulich beobachteten, röthlich, was wohl von dem Mangel an Dünsten und der außerordentlichen Klarheit der Luft herrührte. — Gegen vier Uhr Morgens ließ die Erscheinung allmählich nach; indessen erkannte man noch eine Viertelstunde nach Sonnenaufgang hie und da Leuchtkugeln und Sternschnuppen an ihrem weißen Schimmer und ihrer raschen Bewegung. Am 4ten November hatte man nach einigen Donnerschlägen drei Erdstöße gespürt. Auf die Einwohner von Cumana machten die Meteore am 12ten Nov. großen Eindruck; denn die ältesten Männer erinnerten sich, daß dem großen Erdbeben von 1766 ein ganz ähnliches Phänomen vorausgegangen war; ihre Besorgniß erwies sich indessen dießmal als ungegründet.

Dieses Meteor vom Jahr 1799 war vom Lande der Esquimaux, von Labrador und Grönland, unter 64—82° der Breite, bis gegen den Aequator, an den Grenzen

von Brasilien und im französischen Guyana sichtbar. Ellicot, ein nordamerikanischer Astronom, beobachtete es im Kanal von Bahama, und ein Pfarrer im Weimarischen sah es zu derselben Zeit in Süd und Südwest, woraus sich ergibt, daß diese Lichterscheinungen auf einem Flächenraum von 460,000 geographischen Quadratmeilen in ihrem vollen Glanze sichtbar waren. Nimmt man an, an den Enden dieses ungeheuren Raums seyen dieselben Feuermeteore gesehen worden, so ergäbe sich für dieselben mindestens eine Höhe von 200 geographischen Meilen; aber Humboldt glaubt, die Chaymasindier in Cumana, die Portugiesen in Brasilien, die Missionäre in Labrador und der deutsche Pfarrer haben nicht dieselben Leuchtkugeln beobachtet.

Es ist sonderbar, daß wir von dem Wesen und den Ursachen so auffallender und, im Vergleich zu den Himmelskörpern, der Erde so naher Phänomene noch so sehr wenig wissen; ja über die Sternschnuppen sogar, mit denen jene Meteore am nächsten verwandt scheinen, sind wir noch ganz im Dunkeln. Nach den korrespondirenden Beobachtungen von Sternschnuppen, welche von Benzenberg und Brandes vom Jahr 1798 an, und von lezterem, nach größerem Maßstabe, im Jahr 1823 zu Ermittlung ihrer Höhe über der Erdoberfläche, ihrer Richtung und Geschwindigkeit angestellt worden sind, ergibt sich, daß diese Meteore zwischen einer und fünfzig geogr. Meilen hoch stehen, daß ihre Geschwindigkeit vier bis acht Meilen in der Sekunde beträgt und der Lichtstreif, den sie beschreiben, zwischen einer und vierzig Meilen lang ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

England und Frankreich. Revolution im Fabrikwesen der Romane.

So wäre denn das kurze Intermezzo des Antwerpener-Krieges vorüber, und wir machen uns aufs Neue Hoffnung auf einen langen Frieden, einen Frieden, welcher um so gewisser von längerer Dauer zu seyn verspricht, als in England und Frankreich die Völker sich immer mehr zu dem Bündniß hinneigen, welches beide Regierungen geschlossen haben, und dort wie hier die sonst so einflußreichen Parteien, welche den Völkern glauben machten, die Natur habe sie zu Feinden geschaffen, immer mehr an Einfluß verlieren und ihre Stimmen immer mehr in der Wüste verhallen. Die beiden Nationen haben einander in vielen Schlachten kennen und achten gelernt; was sie von einander im Frieden gesehen haben, hat diese Achtung nur vermehrt, und sie erkennen täglich mit neuer Ueberzeugung, daß im Handel, wie in der Politik, beider Vortheil sich aufs Beste vereinigen läßt. Die aufgeklärten Franzosen haben erkannt, daß, wenn die Engländer nicht durch Muth und Beharrlichkeit in den schweren Zeiten des 17ten und 18ten Jahrhunderts das Palladium der Freiheit behauptet hätten, alle Freiheit längst aus Europa gewichen wäre, und der scharfsinnige Engländer kann nicht umhin, einzugestehen, daß in dieser drangvollen Zeit die Freiheit Frankreichs seiner eigenen zur Vormauer dient. Auch gewinnt die Idee des freien Handelsverkehrs in beiden Ländern Boden, und wird, obgleich sie noch lange mit der Wirklichkeit zu kämpfen haben möchte, endlich im Geiste der gebildeten Menschheit eben so fest Wurzel fassen, als die Idee einer beschränkten Monarchie bereits Wurzel gefaßt hat. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird bekanntlich in diesem Augenblicke auf merkwürdige Weise über diese große und wichtige Frage verhandelt. Die Reden des amerikanischen Präsidenten erregen hier immer großes Interesse; diesesmal aber besonders, weil von der Ansicht des Präsidenten vielleicht die Trennung oder das fernere Zusammenhalten der Union abhing. Statt gegen den schwierigen Staat zu toben und den Ungehorsamen mit der Macht der Union zu drohen, geht er mit Ruhe und Klarheit in die Frage des Tarifsystems ein, und wahrscheinlich wird seine billige Ansicht durchdringen.

Die Masse von Romanen, welche seit einigen Jahren hier erscheinen, haben ein System im Buchhandel nothwendig gemacht, welches auf jeden Fall den Erfindern keine Ehre bringt. Romane werden selten von Privatpersonen gekauft, sondern von Leihbibliotheken und Büchervereinen, deren es jezt in England, und zwar vorzüglich auf dem Lande, eine große Menge gibt. Da nun immer ein Roman den andern zu verdrängen drohte, so kam Alles darauf an, die Lesewelt gleich im Anfang nach einem neuen Produkt lüstern zu machen. Alle Zeitschriften wimmelten demnach schon Monate vor der Erscheinung eines solchen Machwerks, gleich viel ob gut oder unter aller Kritik schlecht, von sogenannten Paragraphen, worin man durch die abgeschmacktesten Lügen, bald über den Schriftsteller, bald über den Inhalt, besonders durch Anspielung darauf, daß ersterer irgend eine verkappte vornehme Person sey, und lezterer die Schwächen und Laster mancher in der Modewelt berühmten Personen enthülle, das Publikum zu locken suchte. Dergleichen Paragraphen werden in solcher Menge eingerückt, daß man die Formeln dazu drucken läßt, um sie desto schneller an die Zeitungen vertheilen zu können, welche, mit wenig Ausnahmen, die Machwerke als Resultate der eigenen Erfahrung des Redakteurs mittheilen. Um die Kosten aller dieser Windmacherei zu decken, durfte auch kein Roman aus weniger als drei Bänden bestehen, und jeder derselben kostete eine halbe Guinee. Seit Kurzem aber hat eine der vornehmsten Buchhandlungen, welche aber mit dieser leichten Waare ihre besten Geschäfte macht, den Grundsaz angenommen, sobald ein Roman einen oder zwei Monate in den Händen des Publikums gewesen ist und jeder Buchhändler seinen Vorrath zu dem gewöhnlichen Preis bezogen hat, alle übrigen Exemplare, vorzüglich zur Ausfuhr nach Amerika, um 8½ Pence, oder ungefähr $\frac{1}{5}$ des Ladenpreises, loszuschlagen. Ein solches Verfahren hat denn auch den ganzen Buchhandel empört und denselben geneigt gemacht, ein neues Unternehmen zu unterstützen, welches die dreibändigen Romane auf einmal vernichtet. Es erscheint nämlich unter der Leitung des bekannten Bibl Ritchie und unter dem Titel: Library of Romance, eine Romanenbibliothek von Originalwerken, wovon jedes nur ein bescheidenes Duodezbändchen füllt, aber mit solcher Ersparniß des Raums gedruckt ist, daß man leicht drei Colbornsche Bände mit dem Inhalt anfüllen könnte, und zu dem mäßigen Preis von sechs Schilling. Das erste Bändchen ist vom Verfasser der Ohara Familie (Banim) und heißt: The Ghost-hunter and his Family (der Geisterjäger und seine Familie). Die Scene ist in Irland, und die Eigenthümlichkeiten von Volk und Land sind mit derselben Treue und Lebendigkeit dargestellt, welche Banims frühere Werke auszeichnen. Das nächste Bändchen ist vom Redakteur selbst und führt den prächtigen Titel — welchem Deutschen muß dabei nicht das patriotische Herz höher schlagen — Schinderhannes, the Robber of the Rhine.

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Februar 1833.

— Oft siehest du Sterne, sobald andränget der Sturmwind,
Eben Falls am Himmel entfliehn, und das nächtliche Dunkel
Hell nachstreifende Flammen in langem Zuge durchschimmern.

Virgil.

Die Meteore in der Nacht des dreizehnten Novembers im Jahr 1832.

(Beschluß.)

Ein Brüßler Astronom fand durch Berechnung nach korrespondirenden Beobachtungen eine Sternschnuppe siebzehn eine halbe französische Meilen hoch. Die meisten dieser Meteore sind in ihrem Lauf gegen die Erde gerichtet; es kommt aber auch vor, daß sie horizontal, ja beinahe senkrecht aufwärts schießen; was beweist, daß es keine Luftsteine seyn können, die beim Eintritt in unsere Atmosphäre sich erhitzen und auf die Erde fallen. Brandes hat an sehr vielen der von ihm beobachteten eine Richtung gegen Südwest bemerkt, der Richtung der Erde bei ihrer Bewegung um die Sonne gerade entgegengesezt, und er schließt daraus, daß wenigstens viele dieser Meteore an dieser Bewegung keinen Theil nehmen. Manchmal zeigen die Sternschnuppen zu einer und derselben Zeit die gleiche Richtung, ein andermal schießen sie nach sehr verschiedenen Himmelsgegenden. Daß sie im Herbst weit häufiger sind als im Frühjahr, davon hat man sich längst überzeugt. Dr. Burney hat nach vierjähriger Beobachtung gefunden, daß ihrer in den Sommermonaten viermal mehr vorkommen als im Winter, und die Bemerkung gemacht, daß eine große Menge derselben häufig einem Sturme vorangeht, was schon Virgil im ersten Buche der Georgica ausspricht.

Brandes ist der Meinung, eine bis zwei geographische Meilen hoch in der Luft bilden sich nur sehr kleine Sternschnuppen, welche sich sehr rasch bewegen und schnell wieder verschwinden; dagegen waren alle, nur einigermaaßen bedeutende, von denen ihm korrespondirende Beobachtungen zu Gebot standen, fünf bis vierzig Meilen hoch.

Die Sternschnuppen scheinen sich demnach vorzüglich in den obersten Schichten unserer Atmosphäre und in der Region darüber zu bilden. Gewöhnlich beobachtet man dabei durchaus kein Geräusch, überhaupt nichts, was darauf hinwiese, daß feste Körper dabei im Spiel sind; die Lichterscheinung ist somit dabei das Einzige uns in die Sinne Fallende, und wir haben bis jezt von ihrem eigentlichen Wesen so gut als keinen Begriff. Daß sich irdische Ausdünstungen so hoch in der Luft sollen sammeln und entzünden können, ist nicht wohl denkbar. Näher liegt allerdings der Gedanke, sie von partiellen elektrischen Entladungen in äußerst verdünnten und trockenen Luftschichten herzuleiten. Die große Trockenheit im verflossenen Sommer und Herbst, und die Seltenheit der Gewitter könnte man nach dieser Hypothese einigermaaßen mit den Lichterscheinungen in der Nacht des 13ten Novembers in Verbindung bringen; allein der muthmaßlich sehr hohe Stand dieser Meteore über den Schichten der Atmosphäre, zu welchen noch die Wasserdünste aufsteigen, und die in jener Höhe herrschende große Kälte machen eine solche Erklärung kaum zulässig. „Diese Schwierig-

keiten, welche der Erklärung des Phänomens der Sternschnuppen in den Weg treten," sagt Humboldt, „würden sich großentheils heben, wenn die Richtung, welche die Sternschnuppen bei ihrer Bewegung verfolgen, zu der Annahme berechtigte, sie seyen Körper mit festem Kern, kosmische, dem Weltraum angehörige, nicht blos tellurische, in unserer Atmosphäre erzeugte Phänomene." — „Man könnte dann sagen," äußert er weiter unten, „hoch oben in der Atmosphäre, an der Grenze, wo sich die Centrifugalkraft mit der Schwerkraft ins Gleichgewicht sezt, sey der gemeinschaftliche Bildungsheerd für Feuerkugeln, Sternschnuppen und Nordlichter. Ob aber das periodische Eintreten dieser merkwürdigen Phänomene im Wesen der Atmosphäre selbst liegt, oder ob dabei auf die Atmosphäre etwas von außen einwirkt, während die Erde in der Ekliptik sich weiter bewegt, das wissen wir so wenig, als man es zu den Zeiten des Anaxagoras wußte."

Der lebendig erwachte Eifer der Physiker für meteorologische Erscheinungen und die wirklichen Fortschritte der Wissenschaft auf mehrern hieher bezüglichen Punkten geben indessen gute Hoffnung, daß wir in der Kenntniß dieser Phänomene bald weiter kommen werden. Manchmal sieht man auch bei hellem Tag durch Fernröhre leuchtende Meteore in der Luft; auch diesen wird man wohl zu Lösung der schwierigen Frage Aufmerksamkeit zu schenken haben. Ich meine hier nicht die großen Lichtmeteore, welche zuweilen, jedoch selten, bei Tage beobachtet worden sind, sondern kleine, glänzende, dem Ansehen nach runde Körper, die man, häufig mit Schweifen versehen und Funken sprühend, nicht selten sich rasch durch das Sehfeld der Fernröhren bewegen sieht, wenn man sie bei Tag gegen den offenen Himmel richtet. Eine auffallende Beobachtung dieser Art machte ich am 19ten Mai 1830 um ein Uhr Nachmittags, bei einer Temperatur von 14° R. und nach mehrtägigem starkem Nordostwind. Ich sah da eine unglaubliche Menge solcher kleiner leuchtender Körperchen durch das Sehfeld des Teleskops laufen, besonders wenn man es gegen Süden und in einem Winkel von 60° gegen den Horizont richtete. Diese Körperchen liefen, wie ich zu bemerken glaubte, größtentheils von West nach Ost; aber in der Neigung gegen den Horizont, in Geschwindigkeit und Größe derselben zeigten sich bedeutende Verschiedenheiten. Die größten bewegten sich immer am schnellsten; im Durchschnitt brauchten sie zwei Sekunden, um einen halben Grad zu durchlaufen. Ich beobachtete ihrer 7 — 15 in der Minute ganz in der Nähe des Zeniths, 16 — 38 in der Minute in der Höhe von 60 — 70°, in der Nähe des Horizonts dagegen sehr wenige oder gar keine. Um zwei Uhr waren dieser Körper schon weit weniger geworden, und später sah ich gar keine mehr. Ich wüßte nicht, daß man sich irgendwo mit dieser Art von Tagsternschnuppen ernstlich abgegeben hätte; dieß scheint mir aber wirklich der Mühe werth, und was sich dabei ergäbe, könnte in Verbindung mit dem, was die Beobachtung der nächtlichen Sternschnuppen bereits geleistet hat, uns immerhin in unserer Kenntniß von diesen interessanten Erscheinungen weiter bringen.

Kalendorf.

(Fortsezung.)

In Wien war jezt Graf Karl der Gegenstand mancher geheimen Absicht; sein Name, sein Reichthum, die hübsche Figur und die ruchbar gewordene Zuckerbäckergeschichte hatten ihm eine Art Ruhm erworben unter allen jungen Damen, die ihn als Kind schon gekannt hatten und jezt sehr gespannt waren, ihn erwachsen wiederzusehen. Der .....sche Gesandte gab alle Donnerstage thés dansants, die mit Recht deliziös genannt wurden; der erste Walzerspieler der Stadt leitete das Orchester, die eleganteste Welt füllte die schönen geräumigen Zimmer, und der angenehme Wirth liebte die Fröhlichkeit. Um ein Uhr ward der Tanz durch ein Souper von einem einzigen Gericht unterbrochen, das sich, unter dem Namen der poule au riz de Mr. de .... einen großen Ruf erworben hatte. Wer davon genießen wollte, mußte seinen Teller in der Hand halten, denn es ward nicht gedeckt; so konnten Tänzer und Tänzerinnen, nach sehr kurzer Pause, mit neuem Muthe in den Tanzsaal zurückeilen. Im Ganzen zogen freilich die jungen Herrn und sogar die jungen Damen ein regelmäßiges Souper vor; denn die Wiener Fräulein haben sich den Ruf eines guten Appetits erworben, den sie auch als eine Himmelsgabe betrachten und bewahren mögen, weil eine bedeutende Zufuhr an Lebenskräften erforderlich ist, um sie gegen die Strapazen eines Karnevals zu stählen, in Vergleich mit welchem eine militärische Campagne nur wenig sagen will, indem es Beispiele gibt, daß ein ächtes Ballfräulein vier-und-zwanzig Nächte hintereinander getanzt hat; aber das Gewisse, Allwöchentliche der poule au riz gab ihr eine Art von romantischem Reiz, dessen sich selten ein anderes Huhn zu rühmen gehabt hat. — Auf einem dieser thés dansants nahte sich Graf Karl zuerst dem Kreise der gepuzten Fräulein und wählte sich ein rothwangiges, braunlockiges schönes Kind mit lebhaften Augen zur Tänzerin. Die jungen Männer der großen Welt beginnen und endigen ihre Laufbahn damit, daß sie den gesunden, rothwangigen, jugendlichen Mädchen den Vorzug geben vor den blässern, erfahrenern und gewiß interessantern Frauen. So lange sie eigene Unschuld und Blödigkeit bewahrt oder noch nicht losgeschüttelt haben, wagen sie sich leichter

an ihre Altersgenossen. Das sichere, äußere Zeichen dieser Epoche ist die reine Tanzlust; ein junger Mann, der nur um des Tanzes willen tanzt, hat sicher noch wenig Erfahrung. Nach einigen Walzern wird diese oder jene verwittwete Fürstin aufmerksam auf den Neuling; sie veranlaßt leicht, daß er in ihrem Hause vorgestellt wird. Dort lernt er dann die höhern Geheimnisse der Eleganz kennen, zu denen es unter Anderm gehört, nur selten zu tanzen und nur mit gewissen, auserwählten Damen, die zwar weder hübscher, noch leichtfüßiger sind, als jene oben erwähnten Fräulein, von welchen er sich nun abwendet, die aber einmal zur fine-fleur gehören. Bald öffnet ihm der Fürstin Salon die Einsicht in manches Kabinet, in manches schöne Auge und in manches Herz; er kostet Freuden und Leiden, geht durch das Fegefeuer der Leidenschaft, verläßt und wird verlassen. Endlich wird die Sehnsucht nach Ruhe in ihm rege, und zur Begleiterin seines Lebens wählt er sich wieder eines jener rothwangigen Mädchen, die er lange nicht angesehen hat, mit der er einst ein glückliches Leben hätte führen können, der er aber jezt zu überlegen und zu grämlich geworden ist, und die deßhalb ihren Trost bald bei einem jüngern Schmetterlinge sucht. So liegt in der Sünde selbst der Keim zur Strafe, und die Buße ist erst dann vollendet, wenn der Verführer der Betrogene wird, wenn er die Schmerzen, die er Andern bereitete, tausendfach selber empfindet. Nur selten verzeiht das Schicksal eher, und wo es alle Gaben verschwenderisch verliehen hat, wo dem Kummer kaum ein Pförtchen geöffnet scheint, da hat es, zur Ausgleichung, das durch alle Verfeinerungen verwöhnte, in allen Empfindungen geschärfte Herz zu einer Folterkammer ausgebildet, in welcher jede Freude der Außenwelt schwer gebüßt wird.

Graf Karls Mutter hatte früh gealtert; doch in den sanften Zügen ihres stillen Gesichtes, mit den aus Sonnen zu Monden gedämpften Augen, lächelte die Freude über das Wohlgefallen, das ihr Sohn so allgemein erregte, das sie jedoch nicht höher schäzte, als es geschäzt zu werden verdiente. Dem Vater dagegen war dieses, wenn er es überhaupt bemerkte, gewiß höchst gleichgültig; er hatte nie etwas um Weibergunst gegeben, die Gunst der Frau ausgenommen, die ihm seinen Karl geschenkt hatte. Von dem Balle aber, der zu diesen Reflexionen aufforderte, ist weiter nichts zu bemerken, als daß er unserm Neuling eigentlich der zweite Tag seines Lebens zu seyn schien; der erste nämlich war der, an dem er zum erstenmale seine Uniform trug. — Am folgenden Abend empfing die Gräfin Kallendorf, als ihr Sohn eben bei ihr war, mehrere Besuche. Eine Dame von außerordentlicher Schönheit zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Der Mutter ernstes, fast steifes Benehmen gegen die schöne Frau in seinem Innern tadelnd, suchte er dasselbe durch zuvorkommende Höflichkeit wieder gut zu machen. „Mama, wer war die Dame?“ fragte er, als diese gegangen war. — „Die Fürstin von Salvaggio,“ erwiderte die Gräfin. — „Sie ist ausnehmend schön!“ — „Ja!“, versezte die Mutter in einem Tone, der viele Aber in sich schloß. — „Gefällt sie dir nicht?“ fragte Graf Karl. — „Sie gefällt allgemein,“ war die Antwort.

Karl hatte nicht Lust, das Gespräch weiter fortzusetzen, und dachte, auch die Besten sind doch ungerecht gegen ihr Geschlecht; denn ihm schien die Fürstin unwiderstehlich liebenswürdig. Mehrere Tage darauf schlenderte er in einer Nebengasse, als es schon zu dämmern anfing. Bald bemerkte er zwei elegant gekleidete Damen von schönem Wuchse, die auf den zierlichsten Füßen mit sichtlicher Eile vor ihm herschritten und welchen zwei Herrn auf dem Fuße folgten. Er konnte sie nur von hinten sehen; dennoch reizten sie seine Neugier genug, um seine Schritte unwillkührlich nachzuziehen. Als er um eine Ecke bog, sah er einen der Herrn sich entfernen, den andern aber der kleinern Dame nahen und bald darauf ihre Hand fassen. Als sie diese zornig wegzog, ging der Fremde eine Zeitlang neben ihr, nahte sich dann wieder und faßte sie am Ellbogen. Die Dame beschleunigte ihre Schritte in sichtbarer Angst, drückte ihr Taschentuch fest vor das Gesicht und stürzte endlich in ein unbedeutendes Haus, ihre Begleiterin mit sich fortreißend; es gelang ihr jedoch nicht, die Hausthüre zu schließen, ehe der Fremde ihr folgte. Graf Karl war außer sich vor Unruhe; er verdoppelte seine Schritte und sprang die Treppe hinan, den Frauen nach. Hier fand er die Dame, die von Anfang an seine Aufmerksamkeit besonders erregt hatte, laut weinend an eine Thüre gelehnt und ihren Verfolger im Begriff, den Arm um sie zu schlingen. Wie ein Wüthender trat er auf ihn zu und fragte, ohne auf die Damen zu achten: „Mein Herr, was wollen Sie hier?“ — „Etwas sehr Vernünftiges,“ erwiderte der Befragte kaltblütig. Diese Antwort versezte den jungen Grafen in einen solchen Zorn, daß er sein spanisches Rohr aufhob und es unfehlbar auf den Herrn hätte fallen lassen, wenn dieser es nicht, einen Schritt zurücktretend, mit fester Hand gefaßt hätte, während die Dame dem Erzürnten in den Arm fiel und ihn um Gottes Willen bat, sich zu mäßigen. Jezt wandte er zum ersten Mal die Augen auf sie und erkannte — die Fürstin von Salvaggio. Schnell gefaßt, doch mit vor Wuth zitternder Stimme, fragte er verbindlich: ob er sie nach Hause geleiten dürfe? Ein unbeschreiblich gerührter Blick, der durch die kaum verhaltenen Thränen noch süßer schimmerte, und der stumm dargebotene Arm waren die genügende Antwort. Ruhig sah der Fremde dieser Scene zu und brummte ein Liedchen vor sich hin. „Wollen Sie mir Ihre Adresse ge-

den?“ sagte Graf Karl im Weggehen. — „Ich bitte um die Ihrige,“ erwiderte jener, „dann werde ich die meinige morgen senden.“ Schweigend griff Karl in die Tasche, überreichte seine Visitenkarte und führte die Damen hinaus, die das Ende dieser, auf nichts Freundliches deutenden Scene ängstlich erwartet hatten. Am Hotel der Fürstin angelangt, ward der junge Beschützer gebeten, mit hinaufzugehen, was er jedoch für heute ablehnte, weil die noch kochende Galle ihn hinaus ins Freie trieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

Erster Brief. Die Hauptstadt Prag.

Wer Prag nie gesehen hat, der wird, wenn er sich der Stadt nähert, angenehm durch ihr imposantes Aeußere überrascht. Ihre vielen antiken und zum Theil großartigen Thürme, ihre Lage an den Hügeln und im Thale der Moldau, die freundlichen Villen in ihrer Nähe, das Aus- und Einströmen des böhmischen, meistentheils sehr originellen Landvolks, die Behaglichkeit ihrer Bewohner: Alles zusammen genommen macht einen eigenthümlichen, aber dabei recht angenehmen Eindruck auf den ankommenden Fremden. Sonderbar genug fand ich die Bemerkung, daß Prag wegen des Menschengewühls in seinen Straßen, besonders in der Altstadt, viel Aehnliches mit Paris habe, von Vielen bestätigt, welche beide Städte gesehen haben. Ueberhaupt ist es auffallend, wie sehr der Slave und der Franzose sich in ihren Manieren und selbst in ihrem Charakter ähnlich sind. Daraus läßt sich die schon so lange bekannte Sympathie der Polen und Franzosen erklären. Wie in Paris, sieht man in Prag Alles, was nur einigermaßen zu den bessern Klassen der Einwohner gehört, nett und mit Geschmack, dabei aber ein wenig lustig gekleidet. Die Boulevards von Paris ersetzen sich in Prag zum Theil durch die Moldaubrücke, zum Theil aber auch durch die seit einigen Jahren auf den Stadtwällen angelegten Spaziergänge. Wollte man jedoch den Vergleich weiter fortsetzen, so würde er hinken; denn man nehme nur z. B. das Theater. Prag, mit einer Bevölkerung von 120.000 Seelen, hat ein einziges, kleines Schauspielhaus, welches selten ganz voll ist, während deren in Paris gegen zwanzig sind, bei einer nicht viel mehr als sechsmal so starken Bevölkerung.

Es ist mir hier nicht darum zu thun, eine detaillirte Beschreibung von Prag zu geben, da es deren bereits mehrere gibt, sondern ich will es nur darstellen, wie es sich dem beobachtenden Fremden zeigt. Dort angekommen, ist für diesen der Gasthof, worin er absteigt, zunächst das Wichtigste. Es gibt deren mehrere, welche man in den ersten Rang stellen kann, und ich will hier nur die beiden am meisten besuchten nennen, nämlich den zum schwarzen Roß und den zu den drei Linden, beide in der Straße, am Graben genannt, gelegen. Die Einrichtung dieser Häuser ist gut und bequem, die Bedienung prompt und, was das Wichtigste ist, die Rechnung mäßig. Ueberhaupt berührt dieser Punkt den Reisenden in Böhmen ziemlich angenehm. Die Wiener Währung, nach welcher man noch meistentheils liquidirt, gibt zwar bald hohe Summen, welche aber dennoch den Geldbeutel wenig in Anspruch nehmen. Wollte man da eine Parallele zwischen Prag und Paris ziehen, so würde eine ungeheure Differenz sich ergeben. Leicht ist sie übrigens, da ein Gulden Wiener Währung sich gerade mit einem Franken ausgleicht. Man gibt man gewöhnlich in Paris 20 Franken aus, wo man in Prag nicht 8 Gulden gebraucht hat.

So angenehm die geraden und breiten Straßen der Neustadt, namentlich am Graben und Roßmarkte, ansprechen, eben so lästig sind die engen, kurzen und winkligen Gassen in der Altstadt. Hier muß man, wie in Wien, nur stets vor- und rückwärts sehen, um nicht von Wagen überfahren zu werden, während man an den Seiten das zu Fuße gehende Publikum entweder stößt, oder von ihm gestoßen wird. Am meisten ist man diesem vom Altstädter Ringe (Platze) bis zur Brücke ausgesetzt. Obgleich hier die Wagen nur hin- und nicht herwärts fahren dürfen, so ist dennoch des Gedränges kein Ende, indem die Trottoirs zu beiden Seiten meistentheils nicht über vier Fuß breit sind, und zwischen diesen nur eine Fahrstraße von etwa acht Fuß Breite liegt. Kommt man nun endlich hinaus zur Brücke, so eröffnet sich eine überraschende Aussicht. Gegenüber der Hradschin und der Laurentiberg, vor uns ein antiker Thurm, als Eingang zur Brücke, und diese in kolossalen Massen über den Strom gespannt. Eine Menge von steinernen Heiligenbildern schmücken sie. Vergleicht man in Gedanken mit ihr die neue Brücke Louis XV. in Paris, so erscheinen die auf derselben aufgestellten Helden und berühmten Männer sehr hölzern gegen die hier in stolzer Majestät thronenden Heiligen. Wo man dort fürchtet, es möchten die schwerfälligen Statuen die Brücke in die Seine hinabdrücken, stehen hier die Heiligen wie von eigener Kraft getragen. Eine gute Einrichtung ist es auf allen so langen Brücken, daß man es dem wandelnden Publikum zur Pflicht macht, sich jederzeit auf der rechten Seite zu halten. Eine Menge Collisionen werden dabei vermieden, denen man sonst ausgesetzt ist, wie man z. B. in Wien auf der Ferdinandbrücke oft genug erfährt. Ein Gang über die Prager Brücke gewährt eine ganz eigenthümliche Unterhaltung. Man denke sich dieselbe mehr als 600 Schritte lang und auf beiden Seiten von einem Ende bis zum andern mit Menschen bedeckt. Das bunte Gewühl dieser Massen, die Zeichen der Verehrung bei den Heiligenbildern, die man vorzugsweise einem heiligen Kreuze und dem Standbilde des Johann von Nepomuk erweist, das Jagen der Wagen in der Mitte, das Schaukeln der Kähne im Strome, die liebliche Gruppe der Färber- und Schützeninsel, die herrliche und prachtvolle Ansicht des gegenüber liegenden Hradschins und des Lorenzberges: Alles zusammen genommen gibt ein Gemälde, wie man es nur selten sieht. Hat man auch z. B. in Dresden auf der Elbbrücke ein ähnliches Treiben der Menschen, sieht man auch dort im Strom dasselbe Leben, ersetzt auch der Anblick der Brühlschen Terrasse und die Umgebung des Japanischen Palais einigermaßen die Inseln in der Moldau, so ist doch die Menschenmenge in Dresden selten so groß, und für den Hradschin und Lorenzberg geben die auf dem rechten Elbufer hinstreichenden Höhen nur geringen Ersatz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschlechts-Homonyme.

Der ist überall willkommen.
Darf zur spätesten Schbusten kommen;

Die kann durch ein sanftes Drücken
Zarte Liebe hoch beglücken;

Das zu finden ist so schwer:
Mancher trifft's von ungefähr.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. Februar 1833.

— Ich wünschte,
Dir etwas seyn zu können; wenig nur,
Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünscht' ich's zu seyn, im Leben dir zu zeigen,
Wie sich mein Herz im Stillen dir geweiht;
Doch es gelang mir nicht. —

Goethe.

Kallendorf.

(Fortsezung.)

Sehr früh des andern Tages (um zehn Uhr schon) erfolgte eine eigenhändig geschriebene, sehr höfliche Einladung zum Mittagessen bei der Fürstin von Salvaggio. Mit etwas zitternder Hand beantwortete Graf Karl das Billet: es thue ihm leid, die Einladung ablehnen zu müssen, da ihm die Geschäfte am heutigen Tage nicht auszugehen erlaubten; doch erbitte er sich die Vergünstigung, recht bald seine Aufwartung machen zu dürfen; in Bezug auf das, eine Bitte um Verschwiegenheit enthaltende Postscriptum könne er seinen Schmerz nicht verhehlen, daß ein solches für nöthig erachtet worden. Dieß Geschäft abgethan, durchmaß er sein Zimmer mit starken Schritten und harrte einer Botschaft des Fremden nicht weniger ungeduldig, als ein eingesperrter Tiger, der den Kampfplatz vor sich sieht, auf welchem er mit dem Feinde sich messen soll. Auf einmal fiel ihm ein, daß der Fremde vielleicht gar nicht daran denke, ihm irgend etwas sagen zu lassen, daß er vielleicht nur auf eine geschickte Weise sich seiner Rache zu entziehen gewußt habe. Der Gedanke an diese Möglichkeit machte ihn zittern, so süß dünkte ihm das erste Duell für die beleidigte Schönheit. Er schlug sich vor den Kopf und nannte sich den leichtgläubigsten Einfaltspinsel unter der Sonne, weil er gemeint, der erste beste Abentheurer auf der Straße werde sich wie ein Edelmann benehmen und Wort halten. Indem trat sein Jäger ein und meldete den Grafen Oertzen. Der Name war der eines entfernten Verwandten seines Hauses, doch der Träger desselben ihm unbekannt. Mit Artigkeit ging er daher dem Eintretenden entgegen, trat aber schnell wieder zurück, als er den Herrn von gestern vor sich sah. Er nahm plötzlich eine verschlossene, stolze Haltung an und erwartete schweigend die Anrede des Kommenden. Dieser dagegen trat ihm freundlich näher und sagte: „Sie müssen vermuthen, Herr Graf und Vetter, daß ich in andern Absichten komme, als ich wirklich thue; ich biete Ihnen die Hand zum Frieden." — „Es ist mir unmöglich," erwiderte Graf Karl, „mit der meinigen so freigebig zu seyn." — „Auch nicht," sagte Oertzen, „wenn ich Ihnen sage, daß die Dame, in deren Verfolgung Sie mich begriffen fanden, mir völlig unbekannt war und ist?" — „Auch dann nicht," sprach Karl streng; „sie war mir nicht bekannter als Ihnen, eh' ich ihr ins Gesicht sah." — „Dennoch," versezte Oertzen ruhig, „muß ich Ihnen sagen, ich werde mich nicht mit Ihnen schlagen; Sie mögen davon denken, was Sie wollen." — „Und warum nicht?" fragte Karl mit zornigem Blicke. Aber der Vetter war nicht aus seiner Gelassenheit zu bringen, und behauptete dabei eine so edle Haltung, daß es dem Gereizten unmöglich war, die aufdringliche Versöhnlichkeit auf einen niedrigen Beweggrund zu schieben. Die Antwort auf jene kurze Frage war: „Weil ich durchaus Unrecht, Sie durchaus Recht hatten, und weil ich eine unüberlegte Handlung, zu welcher mich allerlei mil-

dernde Umstände verführten, um keinen Preis durch eine überlegte verschlimmern möchte; lieber sage ich: ich that, was mich gereut, und Sie thaten, was Ihre Pflicht war, und biete Ihnen nochmals die Hand zum Frieden.“ Graf Karl war halb besiegt, er sah dem Gegner ins Gesicht, immer noch, ohne die dargebotene Rechte zu ergreifen; als ihm aber Graf Oertzen jezt noch einmal gutmüthig lächelnd zurief: „Nun, schlagen Sie ein!“ konnte er sich nicht länger halten, und that es von Herzen.

Die beiden jungen Leute verlebten dann noch eine angenehme Stunde bei einem Glase Champagner, mit welchem der lezte Rest von Groll in Graf Karls Brust weggeschwemmt wurde, und als Oertzen ihn verließ, geschah es mit dem bestimmt erbetenen Versprechen, bald wieder zu kommen. Als Karl allein war, mußte er sich gestehen, daß eine weit größere Seele dazu gehöre, einen Zank auf diese Art auszumachen, als durch ein Duell; dennoch sah er dem Besuche bei der Fürstin von nun an mit weniger Ungeduld entgegen, als wenn es ihm möglich gewesen wäre, noch blaß von einer für sie erhaltenen Wunde zu erscheinen. Als er, Anfangs durch mancherlei Umstände abgehalten, endlich nach einigen Tagen die Klingel ihrer Hausporte zog, erhielt er vom Portier den Bescheid, sie sey nicht zu Hause. Aergerlich gab er seine Karte ab; kaum aber hatte der dicke Schweizer sein Auge auf diese geworfen, als er dem schon Abgewandten nachrief: „Für den Herrn Grafen sind Ihre Durchlaucht zu Hause.“ Geschmeichelt durch diese Auszeichnung, ging Graf Karl die Treppe mit einem Herzen hinauf, das nicht empfänglicher für die Liebenswürdigkeit der Fürstin gestimmt seyn konnte. Er fand sie allein. Sie trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte. „Lieber Graf,“ sagte sie sanft, „ich glaubte schon, Sie wollen sich meiner Dankbarkeit ganz entziehen; aber ich sehe doch, daß Sie endlich kommen, was mich von Herzen freut.“ Er murmelte einige unverständliche Worte von Geschäften, brauchte sich aber zur Auffindung eines andern Gesprächsgegenstandes den Kopf nicht zu zerbrechen, denn sie ging mit Leichtigkeit auf das Befinden seiner Mutter über, und dann aufs Theater, auf politische Gegenstände ꝛc. Unterdessen hatte er volle Muße, das reizende Gesicht der Fürstin noch aufmerksamer zu betrachten. Es war die dritte, ganz verschiedene Situation, in der sie ihm jezt erschien: zuerst bei einer Staatsvisite in seiner Eltern Hause, in das dreifache Gewand der großen Manieren gehüllt; dann in der Aufregung der Angst und im Liebreiz der Hülflosigkeit, herausgerissen aus allen Schranken des Herkömmlichen; hier endlich in süßer Häuslichkeit und in der Vertraulichkeit einer Freundin. So gefiel sie ihm am besten, und auch in ihrer Toilette bemerkte er die angenehmste Vernachläßigung. Ihre Locken waren vom feuchten Wetter ganz aus der Kraufe gekommen und, offenbar ohne Hülfe des Spiegels, hinter das Ohr gestrichen; ein einfaches, schwarzseidenes Kleid und eine batistene Chemisette waren vom Liegen auf dem Sopha ein wenig zerknittert; eine Häkelarbeit lag vor ihr auf dem Tische, nebst einem aufgeschlagenen Bande des Waverley, der eben erschienen war. Graf Karl war bezaubert und schien auch ihr zu gefallen, denn als er aufbrechen wollte, lud sie ihn ein, beim Thee zu bleiben, und sezte hinzu: „Sie können mir ein Bischen vorlesen, aber ich bin fast am Ende meines Buchs.“ Er ließ sich gern erbitten, nahm das Buch und las vom Tode des Fergus. Nach einiger Zeit hieß sie ihn aufhören, und erzählte geistreich den Gang des Romans, den Graf Karl nicht kannte. Dann wandte sich das Gespräch auf Schönheit. Sie sagte: „Die Augen meiner Helden denke ich mir immer blau; denn wenn blaue Augen schön sind, was freilich zu den Seltenheiten gehört, dann können sich die schwarzen nicht mit ihnen messen; es kann Leben und Tod darin liegen. Welche gefallen Ihnen am besten?“ fragte sie mit Unbefangenheit. „Die schönsten, die ich gesehen habe, sind hellbraun,“ erwiderte er, die seinigen niederschlagend. Sie hatte haselfarbene. „So?“ sagte sie, „da sind wir verschiedener Meinung.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Sizilianische Skizzen.

Die Marine. — Nur noch ein Wort über die Marine, von der ich zulezt spreche, so wie ich sie auch am liebsten erst am Ende des Tages besucht habe.

Wenn man aus der Porta Stesicorea heraustritt, so kommt man gleich in einige schattenreiche Alleen, die den Hintergrund des kleinen Hafens einnehmen. Links sieht man den großen, aber jezt beinahe verfallenden Pallast Biscari nebst einem Kloster liegen, und verfolgt an beiden vorbei und um eine alte Bastion herum das Ufer bis da, wo der Corso darauf stößt. Rechts erscheint zwischen den Alleen der Fluß Amenano oder Giudicello, (der bis dorthin gezwungen worden, unterirdisch durch das Gebiet der Stadt zu fließen) unter der Stadtmauer hervorkommend und sich in den Hafen mündend. — Hier die frische Abendkühle einzuathmen, gewährt einen Genuß, der nur in so heißen Ländern in vollem Maaße zu Theil wird. Während die Vornehmen in ihren Kutschen die lange Straße Etnea auf- und abfahren und auf dem Platz der Kathedrale viertelstundenlang stille halten, ergötzen sich hier besonders die niedern Klassen, und ich beobachtete sie immer mit vielem Vergnügen. Einmal sah ich eine große Menge Menschen, auf dem Erdboden kauernd oder herumstehend, die gegen alle Erwartung höchst still waren und keinen Laut vernehmen ließen. Dieß reizte meine Neugierde, und als ich hinzutrat, sah ich, daß sie eine sogenannte Tombola spielten, welche dem ge-

sellschaftlichen Lotteriespiele bei uns gleicht. Die Leidenschaft, welche überall in Italien für dieses verderbliche Spiel herrscht, ist grenzenlos.

Hier sah ich auch zum erstenmal eine Frucht, die ein Mann ausbot, Quaranta, quaranta! rufend. Es waren Carciofi di spina, eine Art kleiner Artischocken, nicht größer als Kirschen. Er gab nämlich vierzig Stück für einen sizilianischen Gran, d. h. für einen halben Kreuzer.

Keine Reise auf den Aetna. — Ich belustige mich jezt im Geist über die bedenklichen Gesichter, die ich an meinen Lesern zu bemerken glaube, weil sie, inne werdend, daß es mit Catania zu Ende geht, im Ernst besorgen müssen, daß ich mich nun zu einer Besteigung des Aetna rüste und ihnen dieses abgedroschene Thema wieder auftischen werde. Sie können sich beruhigen. Weiter als bis Nicolosi und Monti rossi sollen sie mir nicht folgen, denn weiter kam ich auch nicht. Non cuivis homini contingit adire Corinthum. Ich will nichts weiter zu meiner Vertheidigung anführen, als daß man jung und von einer guten Constitution seyn muß, um ohne Nachtheil für die Gesundheit eine Nacht in der Casa inglese auf Stroh, bei einigen Graden Kälte zuzubringen, nachdem man unmittelbar vorher eine Hitze von 25 Grad ausgehalten hat. Und es geschieht leider auch oft, daß man sich diesem Ungemach ganz umsonst aussezt; denn wenn der Berg umwölkt ist, so hat man alle Mühe verloren. Aber wenigstens bis Nicolosi, dem lezten bewohnten Orte am Aetna, wo man ihm schon ziemlich nahe ist, so daß man ihn vollkommen übersieht, und bis zu den merkwürdigen Monti rossi muß man immerhin gehen. Schon der Weg dahin, inmitten einer Kultur, die selbst in Sizilien berühmt ist, lohnt diese Mühe. — Eine kleine Viertelstunde hinter Nicolosi, etwas links hinauf, liegen die beiden Berge, die durch den fürchterlichen Ausbruch von 1669 entstanden sind. Sie haben ein röthliches Ansehen, daher man sie Monti rossi genannt hat. Trotz dieser so sehr in die Augen fallenden Ableitung will Stollberg sie schlechterdings Monti grossi genannt wissen, was gar nicht paßt, da sie rundum die kleinsten sind. Man sieht, daß es bloßer Eigensinn von ihm ist, denn er weiß recht gut, daß man sie Monti rossi nennt; aber er bleibt mit einer unbegreiflichen Hartnäckigkeit dabei, dieß sey ein Irrthum und sie müßten Monti grossi heißen; es komme daher, meint er, weil, man höre den Grund, ein anderer Berg, die Montagnola, auch Monte rosso heißt. Es ist ihm bei dieser Kleinigkeit dasselbe begegnet, wie manchmal auch bei wichtigern Dingen. — Diesen Bergen geht es überhaupt sonderbar; nicht nur ihr Name, sondern auch ihre Beschaffenheit ist entstellt worden. So versichern Andere mit eben so viel Bestimmtheit als Uebertreibung, sie seyen so groß und so hoch, als der Vesuv. Die Wahrheit aber ist, daß sie ohne Vergleich kleiner und niedriger sind, selbst wenn man die hohe Lage ihrer Basis über dem Meere, die mehr als 2000 Fuß beträgt, mit in Anschlag bringt. Nicolosi schon liegt 2100 Fuß hoch und darüber (der Aetna, Gemellaro zufolge, 10,484 Fuß über dem Meere). — Gleich hinter den Monti rossi ist die sogenannte Fossa oder Grube, aus welcher die Eruption von 1669 wie aus einer Quelle strömte. Von oben herab bis hieher war die Lava unter der Erde geflossen. In der Tiefe der Grube ist eine Art von Schacht, in welchen man sich an Seilen hinunterlassen und tief unter die Erde eindringen kann. Jeder Ausbruch des Aetna hat einen solchen Berg hervorgebracht, deren man jezt 79 zählt. Am höchsten liegt die Montagnola, welche durch die Eruption von 1763 entstanden ist. — D. Mario Gemmellaro, welchem, nebst seinem Bruder D. Carlo, die Naturgeschichte dieses Berges so viel verdankt, wohnt in Nicolosi und nimmt alle Fremden, wie ich selbst erfuhr, sehr zuvorkommend auf, diejenigen, die den Aetna besteigen, auf das Bereitwilligste mit seinem Rathe unterstützend.

Gedichte von Wilhelm Wackernagel.

Magister artis ingenique largitor.

Und wißt ihr, wie man tanzen lehrt
Den Bären dort in Polen?
Daß Noth die Mutter ist der Kunst,
Beweist es unverholen.

In einem Stalle sizt Herr Braun,
Der Boden ist von Steinen,
Man steckt ein Feuer drunter an,
Da juckt's ihn an den Beinen.

Da brennt es ihn, er hüpft, er springt,
Er tanzt hinauf, hinunter;
Und wie er hüpft und springt und tanzt,
Rührt man die Trommel munter.

So oft er nun die Trommel hört,
Gleich hebt er auch die Tatze
Und meint, es brenne wiederum,
Wie dort an diesem Platze.

Ich weiß nicht, ob euch auch die Kunst
So juckte durch die Sohlen:
Viel besser treibt ihr sie eben nicht,
Als dort der Bär in Polen.

Frau Kratzefuß.

Hennlein, um dich satt zu machen,
Hennlein, wie viel brauchst du dann?
„Wenig nur: ich bin genügsam,
Schmiegsam, fügsam;
Doch gestatte mir, gestatte,
Daß ich kratzen, kratzen kann!"

Einen Scheffel Weizen geb' ich;
Aber laß dein Kratzen dann.
„Einen Scheffel? ei behüte!
Zu viel Güte!
Doch gestatte mir, gestatte,
Daß ich kratzen, kratzen kann!"

Um dein Kratzen ganz zu lassen,
Fordre, wie viel willst du dann?
„Sey's ein großer, voller, reicher
Weizenspeicher;
Doch gestatte mir, gestatte,
Daß ich kratzen, kratzen kann!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Hauptstadt Prag.

Einzig in ihrer Art bleibt die Prager Brücke bei der jedesmaligen Feier des Festes des heil. Johann von Nepomuk (den 16ten Mai). Da drängt und wogt auf derselben eine Volksmasse, von der man nicht glauben sollte, daß sie die Brücke fassen könnte. Aus ganz Böhmen strömt Volk an diesem Tage nach Prag, und wenn man auch das ganze Jahr hindurch die eherne Platte küßt, welche die Stelle bezeichnet, von wo dieser Märtyrer der Verschwiegenheit in die Moldau gestürzt ward, so glaubt man die daraus strömende heilige Kraft doch gerade an diesem Tage am meisten zu gewinnen. Zu verwundern ist es, daß bei diesem furchtbaren Drängen so selten ein Unglück geschieht. Selbst bei der vor drei Jahren abgehaltenen Säkularfeier dieses Heiligen lief Alles gut ab, obgleich dabei Hunderttausende von Menschen hier zusammen gedrängt waren.

Jeder gläubige Katholik, welcher an dem schon genannten heiligen Kreuze, so wie am Standbilde des heiligen Johannes vorübergeht, bezeugt demselben seine Ehrfurcht durch Hutabnehmen (die Frauen thun es durch Bekreuzen), und es wird der Ketzer, welcher dieß unterläßt, nicht selten vom Pöbel mit sehr drohenden Blicken angesehen. Im Ganzen ist man in Prag jedoch sehr tolerant.

Als Belustigungsorte des Prager Publikums sind die beiden schon genannten Inseln in der Moldau bekannt. Besonders ist es die Färberinsel, welche häufig besucht wird. Ehemals konnte man nur zu Wasser auf sie gelangen, jetzt ist jedoch eine hölzerne Brücke erbaut, auf welcher man eine Kleinigkeit für den Uebergang zahlt. Die Insel selbst bietet die herrlichsten schattigen Spaziergänge, und mehrere gut eingerichtete Restaurationen sorgen für Unterhaltung und Erquickung der Besucher. Weniger wird die Schützeninsel besucht. Ihre Bestimmung liegt in ihrem Namen. Weiter hinab ist die Hasen- oder Hetzinsel, welche ehemals ein sehr besuchter Belustigungsort der Prager war. Jetzt findet man selten viele und noch seltener gebildete Gesellschaft dort. — Da ich einmal von den Vergnügungsorten Prags spreche, so führe ich auch noch den Baumgarten und die Wimmerschen Anlagen an. Ersterer verdiente mehr, als es geschieht, besucht zu werden, indem er eine Menge der schönsten Parthien bildet. Will man ein großes Gewühl von Spaziergängern treffen, so muß man den Stadtwall besuchen. Hier begegnen sich, besonders gegen Abend, Menschen aus allen Klassen, in buntem Gewühl durcheinander. Dem würdigen Ober-Burggrafen, Grafen von Chotek, verdankt Prag diese Annehmlichkeit, welche es erst seit einigen Jahren genießt. Von hier aus eröffnet sich ein vortreffliches Panorama, dessen Ansicht stets wechselt, je nachdem man seinen Standpunkt nach der einen oder anderen Seite verändert. Noch nie habe ich Prag von hier aus gesehen, ohne mich innig über seine Großartigkeit und Pracht zu freuen. Ganz gleich ist der Eindruck, aber bei weitem noch erhabener sein Anblick, wenn man es vom Hradschin oder vom Laurentiusberge herab sieht. Der blaue Duft, in welchen es gehüllt ist, der silberne Gürtel, welchen ihm die Moldau gibt, erheben es über die meisten großen Städte von Europa. Bei weitem erreichen diese herrliche Ansicht weder Paris, noch Wien, wenn man auch ersteres vom Montmartre und letzteres vom St. Stephan herab überschaut.

Der Fremde wird sehr bald heimisch in Prag. Bescheidenheit und Zuvorkommenheit sind Hauptzüge im Benehmen des gebildeten Böhmen. Alle, welche auf diesen Namen Anspruch machen, beeifern sich, jenem seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Man besuche nur einmal einige von den hiesigen wissenschaftlichen Instituten, oder man verlange die mitunter sehr reichen Kunst- und Antikensammlungen zu sehen, und man wird meine Behauptung bestätigt finden. Ob nun gleich der Böhme in hohem Grade gefällig ist, so gibt er sich doch nicht bald hin. Im Gegentheil sieht man ihm eine Zeitlang ein gewisses Mißtrauen gegen den Fremden an. Ist dieß nicht vielleicht eine Folge seiner politischen Geschichte?

Neben jener gemüthlichen Zuvorkommenheit bewegt man sich aber in Prag in den höhern und höchsten Cirkeln noch in sehr steifen Formen. So werden z. B. alle Winter mehrere Bälle veranstaltet, worin sich die verschiedenen Kasten streng geschieden halten. Es finden da adelige, juristische, medizinische und bürgerliche Bälle statt. Selten kommen zu den ersten Individuen der andern Klassen, und man ist in Böhmen nicht ganz der Ansicht, wie in Rußland, daß z. B. der Gelehrte ziemlich gleich mit dem Adeligen rangirt.

Ich sprach von Kunst- und Antikensammlungen. Vorkommen kann es hier, daß der Fremde sie unbeachtet läßt, weil er nicht, wie in andern großen Städten, z. B. in München, durch den allgemeinen Ruf und die große Oeffentlichkeit dieser Sammlungen darauf aufmerksam gemacht wird. Beschreibungen derselben allein können ihn darauf aufmerksam machen. Hier ist ihm die von M. A. Gerle, Prag. 1825. bei Borosch, anzurathen, weil er in kurzem Umrisse Alles aufgezeichnet findet, was der Beachtung werth ist, und weil er auf dem, dem Büchlein zugegebenen Grundrisse der Stadt das Mittel hat, sich leichter zu orientiren.

Vom Theater habe ich noch nachzutragen, daß das Schauspielpersonal von jeher nicht immer zu den ausgezeichnetsten gehörte. Damit will ich aber nicht behaupten, es gebe unter demselben keine guten Subjekte. Vielmehr hat und hatte Prag deren stets von den Vorzüglichsten aufzuweisen. Das Publikum ist ziemlich nachsichtig und bezeugt auch mittelmäßigen Talenten aufmunternden Beifall. Diesen äußert man durch Pochen so gut, wie durch Klatschen. Als ich das erstemal Zeuge war von dieser Sitte, glaubte ich zwei Partheien gegenwärtig, wovon die eine für, die andere gegen das Spiel dieses oder jenes Acteurs sich aussprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In dem Nro. 28 des Morgenblatts vorgesetzten Motto ist statt garnements zu lesen garnement.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Februar 1833.

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Creaturen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Novalis.

Gedichte von Wilhelm Wackernagel.

Die drei Stände.

Kommt das Reich der tausend Jahre?
Will die goldne Zeit uns nahen,
Wie in ungetrübter Einfalt
Einst die ersten Menschen sahen?

Soll ein König wieder Vater
Gleicher freier Kinder werden?
Sollen länger keine Knechte,
Keine Edlern seyn auf Erden?

Wißt ihr, wie die Stände wurden?
Hört, ein altes Lied verkündigt,
Daß einmal ein mächt'ger Ase
Mit drei Weibern hat gesündigt.

Knechte zeugt' er mit der ersten,
Von der zweiten kamen Freie,
Aus der dritten sproß der Adel:
Dieses sind die Stände dreie.

Knechte, Freie mit den Edeln,
Alle drei von gleichem Saamen,
Gleich vor dem, aus dessen Hüfte
Alle drei den Ursprung nahmen.

Knechte, Freie mit den Edeln,
Streng gesondert alle dreie:
Denn es war ein Gott, deß Willen
Schied den Adel, Knechte, Freie.

Daß ich euch der alten Sage
Rechte Deutung weiter künde:
Von der Gottheit kam die Gleichheit,
Doch die Scheidung von der Sünde.

Knechte, Freie mit den Edeln —
Sagt, wo blieb ein Glied der Dreiheit?
Auf der halben Erde gibt es
Jezt nur Adel noch und Freiheit.

Denn die Knechte sind getreten
Aufwärts in der Frei'n Verbindung;
Und so hat das Volk zur Hälfte
Schon gewonnen die Entsündung.

Einen Schritt noch, und gefunden
Ist der Weg zum vollen Glücke:
Ach, wann kehrt zur alten Einheit
Auch der dritte Theil zurücke?

Ach, wann wollen auch die Edeln
Frei nur seyn, und wann verwill'gen,
Daß die Menschen bis auf's lezte
Ihres Ahnherrn Sünde tilgen.

Wohl, man kündet's schon im Lande,
Daß uns bald die Zeiten nahen,
Wie in ungetrübter Einfalt
Einst die ersten Menschen sahen.

Flaggenwechsel.

So nehmt denn das, wie's grade geht,
Zu eurer Meinung, Norm und Regel,
Und wendet, wie er eben bläst,
Nach jedem Winde flugs die Segel.

Und habet jederzeit zur Hand
Die eine Flagge wie die andre,
Daß an den Mast die eine jezt
Und gleich darauf die zweite wandre.

Ihr seyd des Zornes drum nicht werth:
Ihr lebt von Tage nur zu Tage,
Ihr seyd nur da, daß euch ein Hauch
Von einem Theil zum andern trage.

Doch Jene haßt mein ganzes Herz,
Die frech es stempeln zum Systeme,
Daß man den jedesmal'gen Stand
Der Dinge für den rechten nehme.

Die, wenn die Knechtschaft wirklich ist,
Sie klüglich nennen das Vernünft'ge:
Das Jezt sey wahr, das Jezt sey recht,
Und Trug ein jeder Blick in's Künft'ge.

Schlägt Knechtschaft dann zur Freiheit um,
So meint ihr, daß es wohl genüge,
Wenn ihr erklärt: „Nun zeigt es sich,
Die Knechtschaft war nur eine Lüge"?

Ihr steht noch auf der Hälfte Wegs,
Könnt ihr zur Stunde nicht erklären,
Ob schon geboren hat die Zeit,
Ob nur begonnen zu gebären.

Ja, sind die Dinge längst geschehn
Und längst gedruckt in tausend Bänden,
Da wißt ihr stets: „So war's nicht recht,
So mußt' es sich vernünftig wenden."

In dieser Zeit, wo jeder Tag
Den Blick euch ändert und erweitert,
O daß ihr nicht mit euerm Schiff
Nach langem Schwanken endlich scheitert!

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Endlich mußte Graf Karl sich empfehlen. Beim Weggehen sagte sie ihm noch: „Ich sehe Donnerstags Alles, was kommen will, Montags meine Freunde; an beiden Tagen werden Sie mir willkommen seyn." An beiden Tagen ging er auch hin, und somit war er auf den Gipfel der Eleganz und der Mode erhoben, denn kein Haus konnte sich darin mit dem der Fürstin messen, und wen sie einer Auszeichnung würdigte, der gehörte zu den Auserlesenen. — Eines Abends saß er, dem Geräusch entronnen, in einem ihrer Kabinette, während im Salon eine Sängerin und ein Violinspieler die Gesellschaft beschäftigten. Auf einem Ecktischchen neben ihm lag ein Album, welches die Fürstin mit Zeichnungen und Bemerkungen gefüllt hatte; eigentlich wußte er nicht, ob sein Blick wohl hineindringen dürfe, da es indessen offen auf dem Tische lag, konnte er der Lust nicht widerstehen. Nicht weit von ihm saßen auf einem Divan drei Damen in eifrigem Gespräch; eine giftige Zunge unterhielt sich mit zwei jüngern Frauen über die Cronique scandaleuse der Gesellschaft. Die eine rief lachend: „Das wundert mich!" — „Ich weiß etwas Anderes, was mich weit mehr wundert," sagte die Alte in gedämpftem Tone, „und das ist, daß die Salvaggio, seitdem Warnefeld zur Carlsberg übergegangen ist, gar keinen Liebhaber hat;" worauf jene versezte: „Wie ungerecht sind Sie, liebe Baronin; wenn Jemand sein ganzes Leben ein redlicher Mann gewesen ist und es kommt der Schein auf ihn, als habe er gestohlen, werden Sie es gleich glauben? Und wenn es auch jezt den Schein hat, als hätte die Salvaggio einmal ein leeres Herz, können sie ihr, die den Platz bis dahin beständig auszufüllen wußte, auf einmal zutrauen, es sey wirklich so? Ich bin überzeugt, er sizt irgendwo hinter einem Schirm verborgen und wird sich bald zeigen." Graf Karl erglühte; er warf hastig sein Buch weg und stand auf, um das Zimmer zu verlassen; denn wie sehr sein Blut auch kochte, er fühlte dennoch die Unmöglichkeit, Frauen über ein noch so indiskretes Wort zur Rechenschaft zu ziehen. Er ging in den Salon zurück. Die Fürstin saß auf einem Sopha, sich mit einer Hand auf den Sitz stützend und der Musik mit Aufmerksamkeit lauschend. Indem er eintrat, streifte ihr Blick nach der Richtung hin, wo er ging, ohne daß sie ihre Stellung verändert hätte. Die Frauen haben Augen wie die Fliegen: was sie sehen wollen, sehen sie von allen Seiten. — Kaum war die Arie, die eben gesungen ward, beendet, als Graf Karl sich der Fürstin nahte. Ihr Anblick, ihre natürliche Würde, die sich auch in der nachläßigsten Stellung nie verläugnete, hatte seinen Ingrimm gegen die Damen im Kabinet immer höher gesteigert; er sprach theilnehmender, weicher mit ihr, als je. Ziererei und gewöhnliche Koketterie waren ihr fremd, sie ging gern in den Ton ein, den man anstimmte, und immer entfalteten sich neue Geistesblüthen in ihrem Gespräche. Aus dem Zauber, mit dem sie ihn umspann, weckte ihn ein Kammerdiener, welcher laut in die Thüre hereinrief: „der Graf Oertzen!" Gleich darauf trat dieser ein, mit einem Herrn, welcher ihn der Fürstin vorstellte. Graf Karl stand wie auf Kohlen, als er den kurzsichtigen Vetter sich mit aller Unbefangenheit der Fürstin nahen sah und für beide den Augenblick des Erkennens vorausfühlte. Wirklich benahm sich Oertzen, als er der schönen Frau ins Gesicht sah, nicht viel anders, als

Jemand, der unversehens eine elektrische Flasche berührt; an ihr dagegen war keine Spur von Verlegenheit bemerkbar. In einer glatten, unbedeutenden Phrase äußerte sie ihre Freude über die neue Bekanntschaft, fragte, ob der Herr Graf schon lange in Wien sey, und hoffte, daß es ihm daselbst gefallen möge. Graf Karl erschrack ordentlich ein wenig über diesen usage du monde, der auf Oertzen übrigens den erwünschten Eindruck machte, denn er hatte bald wieder eine vollkommen freie Haltung gewonnen. Als aber der Ankömmling dem Grafen Karl freundschaftlich die Hand bot und dieser sie herzlich schüttelte, zog eine Wolke des Staunens, vielleicht des Verdrusses über ihr Gesicht, die dem leztern nicht entging, die aber eher angenehm, als unangenehm auf ihn wirkte, weil ihm die nicht zu beherrschende Aufwallung zeigte, daß auch sie aus der Fassung zu bringen sey. Fürstin Sophia (dieß war ihr Taufname) lenkte darauf das Gespräch aufs Theater; man hatte kürzlich Shakespeares Othello auf die Bühne gebracht, und sie äußerte darüber: „Mir hat die Idee dieser Liebe zu einem Mohren immer etwas Widerwärtiges gehabt; es ist doch nicht viel besser, als die Liebe zu einem Affen. Wenn ich an der Desdemona Stelle gewesen wäre, so hätte ich den Gedanken, seine Frau zu seyn, vielleicht ohne Abscheu ertragen, so lange er mir vor Augen gewesen wäre; aber wenn ich ihn nicht gesehen hätte, dann würde mir die Einbildungskraft alle Fratzen der Hölle statt seiner vorgemalt haben. Und dann die Mulatten! Hu, hu!“ Sie schauderte scherzhaft zusammen; Graf Oertzen lachte und Graf Karl erwiderte: „Was ich dem Mann noch weniger verzeihen kann, als sein Gesicht, ist seine abscheuliche Eifersucht gegen den Engel in Frauengestalt. Wie kann man an der Reinheit eines Wesens zweifeln, das man liebt! An der Liebe, das heißt, ob man geliebt wird, daran kann man zweifeln; aber ist die einmal eingestanden, dann ist ja der Himmel auf Erden gewiß.“ — „Ich bin Ihrer Meinung,“ versetzte die Fürstin; „an dem Wesen, das man liebt, zu zweifeln, wäre der größte Frevel, wenn es möglich wäre; aber es ist nicht möglich, es liegt eine so sichere Ueberzeugung vom Werthe des Geliebten in jedem guten Herzen, daß sie fast stärker ist, als der Augenschein, und die Seele, die vertraut, hat immer Recht.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Sizilianische Skizzen.

Reise nach Syrakus. — In Catania hört das Fahren auf. Blos nach Palermo führt jezt eine fahrbare Straße durch das Innere der Insel, und sie muß sehr gut seyn, da man den beinahe 200 sizil. Miglien (40 deutsche Meilen) betragenden Weg in drei und einem halben Tage macht. Wenn man also nicht zur See nach Syrakus reisen will, so bleibt nichts übrig, als zu reiten, oder eine Lettica zu miethen. Da man nun die Tour schlechterdings in einem Tage machen muß, weil unterwegs kein Unterkommen, und neun deutsche Meilen in einem Zuge weg zu reiten, besonders bei der Hitze, beschwerlich ist, so thut man weit besser, eine Lettica zu wählen, die auch, wenn sich zwei zusammengesellen, nicht theurer kommt, als ein Pferd oder Maulthier. Wir gaben für die drei Tage sieben Piaster, und es dünkte uns nicht zu viel, denn es ist wirklich ein wahres Vergnügen, auf diese Art zu reisen. Kein Reisewagen kann bequemer seyn, und man mag zu Lande reisen wie man will, nirgends kann man sich so ruhig mit einem Freunde unterhalten, wie in einer Lettica. Da gewiß viele meiner Leser keinen deutlichen Begriff von einer solchen Maschine haben, so will ich sie so genau als möglich zu beschreiben suchen. Die Lettica selbst gleicht völlig den schmalen, ganz bedeckten, noch hin und wieder zum Vorschein kommenden Kutschen, die man Vis-à-vis nennt, und ist wie diese vorne und rückwärts nur für eine Person eingerichtet; indessen sind diese Plätze ganz geräumig. Diese Lettica wird nun an zwei sehr langen Stangen, die auf beiden Seiten in zwei starke Riemen, welche von dem Sattel jedes Maulthiers herabhängen, gesteckt werden, vorne und hinten den Maulthieren aufgepackt, welches große, starke Hengste sind. Oben auf dieser Art von Sattel, welcher Bardone heißt und sehr hoch ist, so daß die Stangen fast dem Rücken des Thiers gleich liegen, hängen eine Menge beständig rasselnder Schellen, die vielleicht dazu dienen sollen, die Maulthiere munter zu erhalten. Ist nun die Lettica gehörig befestigt, so halten die beiden Mulattieri ein Brett vor die Thüre, auf welches tretend man bequem hineinsteigt. Außer den beiden Maulthieren, welche die Sänfte tragen, ist noch ein drittes nöthig, welches nebenbei dazu dient, die Bagage fortzubringen. Dieses heißt Capo retina, denn es geht voran und der darauf reitende Maulthiertreiber zieht den Zügel des vordersten Maulthiers an der Lettica nach sich. Der andere geht mit einem zehn Fuß langen Stabe nebenher und treibt die Thiere an. Alle Stunden ohngefähr oder noch früher, je nachdem sie müde sind, wechseln sie in diesen Verrichtungen ab. So kamen wir schon gegen sechs Uhr Abends in Syrakus an, und hatten also beinahe eine deutsche Meile in der Stunde gemacht. Es war den 22sten Juni, und obgleich die Sonne am Mittag nur 13½ Grad vom Scheitelpunkt entfernt war, machte eine frische Seeluft das Wetter sehr angenehm. Die Weizenerndte, die nahe an Catania eben begonnen hatte, war weiterhin nach Syrakus zu schon vollendet. Wo die Frucht noch stand, war sie allerdings sehr schön; doch erinnere ich mich nirgends eine solche Menge Unkraut damit vermischt gesehen zu haben, als mir an einem Orte bei Catania auffiel. — Zwei deutsche Meilen hinter Catania kommt man über die Giarretta, den Symäthus der Alten, den größten Fluß Siziliens, welcher hier bei seiner Mündung dem

Main nicht viel nachgibt und den man auf einer Fähre passirt. Von da an wird die Gegend sehr wüste. Man ersteigt mehrere felsigte, tief ins Land sich erstreckende Anhöhen und folgt dann meilenweit dem Meeresstrande, bis man an die lezte felsigte Anhöhe gelangt, von der man links die Stadt Agosta auf einer Erdzunge in einem Meerbusen liegen sieht, und die Steinhaufen von Syrakus, denn Trümmer kann man es nicht nennen, vor sich hat. So wüste aber auch dieser Weg ist, so stößt man doch von Zeit zu Zeit, nämlich da, wo Bäche eine befruchtende Feuchtigkeit unterhalten, auf wahrhaft paradiesische Stellen, die wie die Oasen in der Wüste liegen, und in der That mir im Kleinen ein treues Bild der egyptischen zu seyn schienen. Man befindet sich nämlich auf einmal in nicht sehr ausgedehnten, aber herrlichen Gebüschen von gigantischen Myrthen, Oleandern, Granaten-, Mandel- und Feigenbäumen, die durch den Kontrast mit der übrigen Landschaft noch mehr entzücken und dem Wanderer ihren köstlichen Schatten bieten.

Nachdem man auf dem ganzen Wege nur hie und da einzelne Häuser (Casale), aber weder Stadt, noch Dorf angetroffen, ersteigt man endlich die Höhe, auf welcher Syrakus lag, und durchschreitet die ganze Breite der ehemaligen Tyche und Achradine, um bei Archimedes Grab vorbei, Neapolis und Epipole zur Rechten lassend, in die neue Stadt zu gelangen, die blos die Insel Ortygia einnimmt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

(Fortsezung.)

Das Land.

Böhmen hat eine Menge von Eigenthümlichkeiten, die es für den Fremden in hohem Grade interessant machen. Nach Form und Lage bildet das Land ein von Gebirgen begrenztes und in sich abgeschlossenes Ganze, und um dieses zu vollenden, hat ihm die Natur auch fast alle zum Leben und zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse erforderlichen Produkte gegeben. Ihm fehlt es nicht allein nicht am Ueberflusse aller Mittel zur Nahrung und Bekleidung, sondern seine Gebirge enthalten einen Reichthum von edlen Metallen und nüzlichen Fossilien. An seine Heilquellen und Bäder dürfen wir nur erinnern, um angenehme Reminiscenzen in Einheimischen und Fremden hervorzurufen. In welchen Richtungen man auch immer das Land durchstreifen und welche Kreuz- und Querzüge man darin vornehmen mag, überall stößt man auf anmuthige und sehr häufig auf überraschend schöne Gegenden. Dem wissenschaftlich Reisenden bietet Böhmens an wichtigen Begebenheiten so reiche Geschichte jeden Tag, ja ich möchte sagen jede Stunde eine Menge Gegenstände dar, die als Monumente ihn an eine großartige frühere Zeit mahnen, obgleich es auch nicht fehlen kann, daß seine Gefühle dabei eben so oft verlezt, als angenehm berührt und erhoben werden. Schon die Umgebungen von Prag, eine in mehrere Zweige verästelte Hügelkette, bieten viele Denksteine großer Begebenheiten dar. Von den Zeiten der Wlasta bis auf Preußens großen Friedrich erinnert fast jede Anhöhe an Helden und große Thaten. Oestlich der Cisca- und westlich der weiße Berg, welch reichen Stoff bieten sie beide zu mannigfaltigen Betrachtungen.

Im Norden ist das Land mit den Bollwerken des Riesen- und Erzgebirges umgeben, und vor diesen stehen, gleichsam wie Außenwerke, eine Menge kegelförmiger Berge, welche von ferne eine höchst eigenthümliche Ansicht gewähren. Auf vielen dieser Kegel thronen die Ruinen ehemaliger fester Schlösser und Burgen. Unter und zwischen ihnen prangen die herrlichsten Thäler und Ebenen. In einem von erstern liegt Töplitz, das herrliche, liebliche, freundliche Töplitz. Wer war wohl je dort, ohne sich, so zu sagen, darein verliebt zu haben! Und dann rechts davon die über alle Beschreibung schönen Gegenden an der Elbe, von Leitmeritz herab bis zur sächsischen Grenze, deren vorzüglichster Punkt bei Tetschen ist. Wer rüstig zu Fuß und in guter Gesellschaft hier jemals reiste, der behält den angenehmen Eindruck gewiß sein Lebenlang. Näher der Schneekoppe (dem höchsten Punkte des Riesengebirges) kommst du nach Liebwerda. Im Namen schon liegt, was man da findet. Lieb ist es Jedem, wer da ist. In diesem Bade findest du, wenn du es wünschest, das Geräusch, aber seine nahen Thäler nehmen dich auch freundlich auf, wenn du die Einsamkeit suchst. Nicht gar fern liegt Friedland, der Sitz Wallensteins. Kommt man von dieser Seite nach Böhmen, so ist dieser Ort die erste Denksäule einer großen Geschichte. Damit Böhmen auch von Naturwundern etwas Großes aufzuweisen habe, steht Adersbach mit seinen nachtgewaschenen, thurmhohen Felsenmassen wie ein ungeheures Bergsteleit da. Erreichen die Formen und Gestalten dieser Felsen auch nicht das Groteske und Romantische der Basaltsäulen der Insel Staffa, so findet man in ihnen doch eine solche Menge von Gruppirungen und Gestaltungen, und so phantastisch hingeworfene Massen, daß das Auge nicht müde und die Einbildungskraft endlich so befangen wird, daß sie Aehnlichkeiten über Aehnlichkeiten entdeckt und am Ende die Steine wie belebt sieht. Ein kleines Vorspiel dieser Naturmerkwürdigkeit findet man in Klein-Stal bei Reichenberg. Der Besizer dieses Orts hat Alles aufgeboten, das, was die Natur hier formte, zugänglich zu machen und hervorzuheben. Wer in jene Gegend kommt, würde viel verlieren, wenn er nicht diesen kleinen, freundlichen Ort besuchen wollte. — Gehen wir in der Umkreisung Böhmens weiter, so erfreuen wir uns an den glänzenden Schlössern und Meierhöfen, welche überall, von Braunau herüber bis in den Winkel der glazischen, mährischen und böhmischen Grenze bei Gaulich uns entgegenleuchten. Eine überaus dichte Bevölkerung macht diese Gegenden lebendig. Leinenweberei, Bleichen und Zurichten der Leinenwaaren gibt derselben die Hauptbeschäftigung. Leider trägt aber diese Bevölkerung überall die Merkmale höchster Dürftigkeit. Oeder findet man die Gebirgszüge, welche sich über Leitomischel und Deutsch-Brod hinüber nach Budweis ziehen. Manufakturen, Fabriken und Handel sind hier noch in der Kindheit; auch sieht man dem Ackerbau seine Mangelhaftigkeit überall an. — Reges Leben verursachen im Böhmer-Waldgebirge, welches an der westlichen Seite das Land begrenzt, die Menge von Glashütten. Ueberraschend ist es für den Wanderer, wenn er mitten in den Waldungen auf Kolonien der Art stößt. Gewöhnlich wimmelt es in denselben von kinderreichen Familien, und diese führen zum Theil ein Leben, das dem Stande der Unschuld sehr nahe kommt. Tausende von Gulden trägt die Glasmacherei dem Lande jährlich ein, und Sachsen bringt eine Menge seiner schönen Species dahin. — Als Schlußstein dieser Rundreise fügen wir Karlsbad ein. Von der Höhe beim Kreuz, so wie von der des Hirschensprungs, bietet dies ein Gemälde, wie die Natur sie nur in ihren Lieblingslaunen hie und da auf die Erde gezaubert hat. (Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Februar 1833.

Der Mensch glaubt oft seinen eigenen Weg zu gehen, während er geleitet wird, und indeß er mit dem Verstande ein Ziel im Auge hat, führt ihn das Herz unvermerkt einem andern entgegen.

Larochefoucauld.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

War auch, was die Fürstin da sagte, nicht viel mehr, als etwas Gewöhnliches, so gab doch der Ausdruck der Stimme und der Züge ihrer Rede eine nicht wiederzugebende Bedeutung, und nach Allem, was in der letzten halben Stunde Graf Karls Herz bewegt hatte, lag für ihn eine hohe Bürgschaft ihres Werthes in den Worten. Oertzen fühlte sich, nach dem, was zwischen ihm und der Fürstin vorgefallen war, nicht berechtigt, an diesem Gespräche Theil zu nehmen; er schwieg bescheiden still und ward bald zu einer andern Gruppe gezogen. Kaum hatte er den Rücken gewendet, als Sophie leise zu Graf Karl sagte: „Erklären Sie mir doch Ihre Freundschaft mit dem Menschen.“ Karl erzählte die Begebenheit, wie sie war, und fügte hinzu, daß er nicht gewußt, ob er berechtigt gewesen wäre, Oertzen ihren Namen zu nennen, und ihn daher lieber verschwiegen habe; daß also sein armer Vetter bei der Einführung in ihr Haus einer Beschämung entgegengegangen sey, von welcher nur ihr Zartgefühl und ihre Geistesgegenwart ihn befreit habe. „Meine Geistesgegenwart war so groß nicht,“ erwiderte sie, „denn ich wußte, daß er an einem dieser Tage kommen würde; mein Vetter hatte mich um Erlaubniß gebeten, ihn bei mir einzuführen, was ich wirklich nicht abzulehnen wußte, ohne von der dummen Geschichte auf der Straße zu sprechen.“ — „Kannten Sie ihn denn damals?“ — „Von Ansehen und Hörensagen; er hat den Ruf eines Sonderlings, so jung er auch ist. Voriges Jahr war er nach * * * gereist, um dort mit dem Herzog von * * * *, einem gutmüthigen, etwas einfältigen Herrn, einige Geschäfte zu verhandeln. Oertzen hatte damals, in Folge eines Nervenfiebers, alle Haare verloren, so daß er genöthigt war, während seiner ganzen Reise eine Perrücke zu tragen. Nun pflegte der Herzog ihn jedesmal, wenn er ihn sah, anzureden: „Guten Morgen, Graf, wie geht es mit der Gesundheit?“ worauf Oertzen sagte: „Ich danke Ew. Durchlaucht, recht gut.“ Dann fuhr der Herzog fort: „Und mit der dänischen Sprache, wie geht es damit? kommen Sie weiter darin?“ Oertzen erwiderte submissest (denn der Herzog hatte ihm gerathen, dänisch zu lernen): „mit der dänischen Sprache geht es etwas langsam, Ew. Durchlaucht.“ Nun erst ließ der Herzog die Bombe seines Witzes springen, worauf es eigentlich abgesehen war. „Und das Haar? He! Herr Graf, das Haar, wächst es bald durch die Perrücke durch? Hehehe!“ — „Das Haar wird täglich länger, Ew. Durchlaucht.“ So ging es einmal, wie das andere. Endlich verliert Oertzen die Geduld, und als der Herzog ihn das zwölfte oder dreizehnte Mal fragt, wie es mit der Gesundheit gehe, antwortet er, ohne Unterbrechung: „Ich danke Ew. Durchlaucht; mit der Gesundheit geht es recht gut, mit

der dänischen Sprache etwas langsam und das Haar wird täglich länger.“ Der Herzog aber nahm das Bonmot so übel, daß der Graf zwar um einen guten Einfall reicher, aber um einige tausend Thaler ärmer ist, denn von Stunde an brach der alte Herr alle Unterhandlungen ab. Ueberdieß soll der Graf mit unglaublicher Leichtigkeit Dialekte und Geberden nachzuahmen wissen, und überhaupt ein kluger, sehr gebildeter Mann seyn; was ihn damals zu so grenzenloser Impertinenz gegen mich veranlaßt hat, kann ich noch immer nicht begreifen.“

Graf Karl hatte schon mehr als einmal die Absicht gehabt, sich von der Fürstin zu entfernen; denn nach dem, was er vorhin im Kabinet gehört, mußte er fürchten, wieder Anlaß zu bösem Gerede zu geben; aber sie hatte ihm immer noch ein Wörtchen zu sagen, und wußte ihn für den halben Abend an sich zu ketten, wodurch sie ihm allerdings eine große Freude bereitete, die er jedoch auch nur mit dem Schatten eines Vorwurfs für sie nicht hätte erkaufen mögen.

Den nächsten Morgen kam Oerthen ungewöhnlich früh und weckte ihn mit den Worten: „Hör' einmal, das war eine abscheuliche Geschichte gestern Abend; ich möchte eben so gern eine Viertelstunde unschuldig am Pranger stehen, als solch eine wohlverdiente Beschämung noch einmal erleben.“ Graf Karl rieb sich den Schlaf aus den Augen und sagte: „Ja wohl, ich litt recht für Dich; aber sie benahm sich dabei wie ein Engel —“ — „Von dem Du eben geträumt hast,“ fiel ihm der Vetter ins Wort; „doch nicht ganz so: einem Engel wäre die Röthe der Schaam und des Zorns auf die Wangen getreten; ich möchte lieber sagen: sie benahm sich wie das liebenswürdigste Weib unter der Sonne.“ — „Aber sage mir doch, bester Freund,“ fragte Karl, „wie bist Du dazu gekommen, dieses schöne, edle Wesen für eine Person zu halten, der man so begegnen dürfe, wie Du es thatst?“ — „Das will ich Dir erklären, mein lieber Kallendorf. Wie Du mich hier siehst, habe ich eigentlich blutwenig Erfahrung in dergleichen Abentheuern. An jenem Abend ging ich mit einem Bekannten (dem ich es vergelten werde), durch die Straßen, um die hübschen Mädchen und Weiber ein wenig zu mustern. In einem Wagen fliegt ein wahres Engelsgesicht an uns vorüber; ich kann einen Ausruf der lauten Bewunderung nicht unterdrücken. Mein Begleiter lacht und sagt: „Das ist die Freundin des Fürsten K.“ — „Nicht möglich!“ rufe ich voll Erstaunen aus. Er betheuert nochmals, es sey keine Andere gewesen, und das veranlaßt einen Streit über die Schwierigkeit und Unmöglichkeit, eine Frau nach ihrem Aeußern zu beurtheilen. In dem Augenblicke biegt die Fürstin Salvaggio mit ihrer Begleiterin aus einer Seitengasse ein und geht vor uns her. Da stößt mich mein Satan an den Arm und raunt mir ins Ohr: „Die da vorne zum Beispiel, für was halten Sie die?“ — „Für eine Frau comme il faut,“ sage ich. „Da haben wir's!“ sagt er; „die ist noch ärger, als jene in der Kalesche.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Sizilianische Skizzen.

Syrakus. — Ueber vier bis fünf Brücken, und durch die vielen und allem Anschein nach in sehr gutem Zustand sich befindenden Festungswerke, gelangt man endlich in die Stadt, welche auf einem kleinen Umfange 15 bis 20,000 Einwohner enthält und daher ziemlich bevölkert erscheint. — Die heutige Stadt ist schlecht gebaut. Sie enthält eigentlich auch wenig Merkwürdigkeiten, sowohl aus der ältesten als der neuern Zeit. Unter die erstern gehört die Kathedrale, ehemals ein Tempel der Minerva, unter die leztern das Museum. Von der berühmten Quelle der Arethusa will ich lieber schweigen, denn sie ist jezt nichts anderes als eine schmuzige Pfütze, in welcher die gemeinen Leute ihre Lumpen zu waschen pflegen.

Sechzehn bis zwanzig der schönsten Säulen des ehemaligen Tempels machen die Kathedrale zu einem sehr merkwürdigen Ueberbleibsel des höchsten Alterthums. — Obgleich hier der wahre Ort zu Anlegung eines Museums zu seyn scheint, so muß man doch keines wie das Biscarische zu Catania erwarten. Mit dem hiesigen wird man bald fertig. Es enthält nämlich eine schöne Venus und einen Aesculap von guter, doch nicht vorzüglicher Arbeit, so wie mehrere verstümmelte Statuen, die aber durch ihre unvergleichlichen Draperien sehr merkwürdig sind. Von den so seltenen bemalten Terra-cotten sind auch einige hier. Dieß ist aber auch alles, was dieses Museum Bedeutendes aufzuweisen hat.

Des andern Tags rüsteten wir uns am frühen Morgen, um Alles zu sehen, was es in und bei der alten Stadt noch Bemerkenswerthes gibt. Ich werde mich aber bei Aufzählung desselben um so kürzer fassen dürfen, als so viele gelehrte Männer, wie Münter, Stollberg u. s. w., so ziemlich Alles erschöpft haben, was sich hierüber sagen läßt. — Wir schifften zuerst in einem Boote durch die Breite des Hafens in den Anapus. Dieser Hafen ist einer der größten, schönsten und sichersten in der Welt. Das Leztere geht schon daraus hervor, daß ihn die Griechen mit einer Kette verschließen konnten. Die Amerikaner, die sich gewiß auf Häfen verstehen, wissen dieß wohl und würden für die Erlangung desselben bereit seyn, die größten Opfer zu bringen. Man sagt sogar, sie haben mehrere Versuche gemacht, ihn zu erwerben. Man ist daher nicht wenig erstaunt, bei Münter zu lesen: daß die Ursache, weßhalb der Handel in Syrakus so unbedeu-

tend ſey, in der ſchlechten Beſchaffenheit des Hafens liege. Wahrlich, man ſollte glauben, Münter ſey gar nicht hier geweſen, indem ein einziger Blick auf dieſen Hafen hinreicht, um ſich vom Gegentheil zu überzeugen. Man kann auch nicht zu ſeiner Entſchuldigung anführen, daß er von dem großen Hafen geſchwiegen und blos den kleinen, ſogenannten Marmorhafen gemeint habe; denn dieſer iſt gar nicht mehr im Gebrauch, da er nur einige Zoll tief iſt, ſo daß ſelbſt die kleinen Speronaren nicht hinein kommen können. Als Syrakus noch blühte, hatte er 24 Fuß Tiefe. Man bleibt alſo über die Urſache dieſes großen Irrthums gänzlich im Dunkeln. Daß der ſizilianiſche Ueberſetzer von Münter hierüber ſchweigt und ihn in keiner Note — mit denen er ſonſt nicht karg iſt — widerlegt, iſt nicht minder unerklärlich. — Im vorigen Winter 1831 — 32 lag hier die amerikaniſche Eskadre, beſtehend aus einer großen Fregatte und vier Korvetten, mehrere Monate lang. Ein Offizier von einem dieſer Schiffe ſtarb hier und wurde als Proteſtant in dem Garten des Cavaliere Landolina in Achradine begraben. Dieſer hat die bekannte und oft gerühmte Urbanität ſeines Vaters gegen alle Fremden geerbt, und auf die uneigennützigſte Weiſe den Proteſtanten einen Begräbnißort in dieſem ſeinem Garten angewieſen.

Doch ich komme nach dieſer Abſchweifung über den Hafen, über welchen wir zu dem Anapus ſchifften, wieder auf dieſen zurück. Wir verfolgten dieſes Flüßchen von ſeiner Mündung bis an ſeine Quelle, was, wegen des üppigen Pflanzenwuchſes an ſeinen Ufern, ziemlich ſchwierig iſt. Eine beſondere Zierde derſelben ſind die hier zu einer großen Höhe gedeihenden Papyrusſtauden, die aber beſonders bei der Quelle am häufigſten wachſen. Von hier aus machten wir auf Maulthieren die Runde der verſchiedenen Stadttheile des alten Syrakus, von denen die Inſel Ortygia, auf die ſich das neue beſchränkt, bei weitem der kleinſte war. Leider aber kann man dem, was man hier ſieht, kaum den Namen von Trümmern beilegen. Alles iſt nichts mehr als ein verworrener Steinhaufen, in welchem man kaum die Spuren der Stadtmauer von den Felſen unterſcheidet, und nur hie und da die Grundlage eines Gebäudes mehr erräth, als deutlich bemerkt. Die verſchiedenen Latomien oder großen Steinbrüche ſind, mit den Catacomben, unter Allem das Merkwürdigſte, vorzüglich das ſogenannte Ohr des Dionyſius und die Steinbrüche der Kapuziner.

Münter hat, wenn ich nicht irre, zuerſt die Lächerlichkeit der Fabel von jenem Ohr gezeigt und dieſe auf ihren Urſprung zurückgeführt, und da auch der ſizilianiſche Ueberſetzer in ſeinen Noten Einiges hinzufügt, ſo wiederhole ich um ſo mehr das dort Geſagte, als man einen lange und weit verbreiteten Irrthum, der ſich auf eine gebräuchlich gewordene falſche Benennung ſtützt, nicht oft genug bekämpfen kann, und überdieß jene bündige Widerlegung die abgeſchmackte Fabel noch nicht hat vertilgen können.

Münter erzählt alſo, der berühmte Maler Mich. Aug. Caravaggio habe in Geſellſchaft von Mirabella, welcher ſpäterhin eine Beſchreibung von Sizilien, oder blos von Syrakus herausgab, dieſe Latomie zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts beſucht. Der Maler nannte dieſe Latomie, als er das außerordentliche Echo vernahm und den gekrümmten Gang des Steinbruchs gewahr wurde, mit einem lebendigen Bilde, ein Ohr. Die Fabel von Dionyſius, der, von einer jezt unzugänglichen Stelle (wohin man ſich in einem Korbe winden laſſen muß) die Gefangenen, denn daß dieſe damals hier eingeſperrt waren, iſt ausgemacht, behorcht habe, lag nun zu nahe, als daß entweder jener Maler ſelbſt, oder andere, von dem nun einmal angenommenen Namen: das Ohr, geleitet, ſie nicht hätten in Umlauf bringen ſollen. Der Ueberſetzer bemerkt freilich gegen Münter, daß, dem Forbin zufolge, der Maler Caravaggio nie in Sizilien geweſen ſey. Doch ſey es dieſer oder ein anderer, welcher Mirabella auf dieſen Gedanken gebracht hat, oder habe dieſer ſelbſt ihn gehabt, immer bleibt die Art der Entſtehung dieſer Fabel, die jezt noch, und nicht blos von Ununterrichteten wie eine Thatſache betrachtet wird, dieſelbe. Münter ſezt noch hinzu, und ich ſelbſt habe mich von der Richtigkeit dieſer Bemerkung überzeugen können, daß man in einem Winkel dieſer Latomie Spuren finde, die beweiſen, daß man Anfangs den Gang noch verlängern wollte, wodurch die ganze akuſtiſche Erſcheinung, an die man alſo gar nicht dachte, verſchwunden ſeyn würde.

Neben dieſem phyſiſchen Beweiſe, der die Erdichtung zu Boden ſchlägt, ließe ſich vielleicht noch ein moraliſcher anführen. Man könnte nämlich ſagen, daß ein Tyrann wohl ein Intereſſe haben könne, Leute zu behorchen, die ihm verdächtig und noch nicht in ſeiner Gewalt ſind; aber wenn ſie einmal ſeine Gefangenen geworden, und zwar wie hier, in den Latomien, ohne alle Hoffnung, zu entkommen, ſo brauche er ſie nicht erſt zu behorchen, um zu wiſſen, daß ihre Geſpräche eben nicht Lobſprüche auf ihn enthalten werden. — Aber wenn man auch kein abſichtlich bewerkſtelligtes Kunſtſtück der Akuſtik hier zu ſuchen hat, ſo iſt es doch wahrſcheinlich das bewundernswürdigſte aller Echos, die es gibt. Die leiſeſten Laute, z. B. das Kniſtern eines Papiers, das man kaum vernimmt, wenn man es am Eingange hervorbringt, wird hinten durch das Echo ohne Vergleich lauter und deutlicher wiederholt, und ſo die Scala der Töne durchgehend, bringt ein abgeſchoſſener Böller den fürchterlichſten, lange nachhallenden Donner hervor, der geraume Zeit nachher erſt gänzlich verhallt. Uebrigens werden in den Nebengängen dieſer Latomie mancherlei Hanthierungen getrieben.

Die Latomien des Kapuzinerklosters sind bei weitem die schönsten, weil diese Mönche Zeit und Muße genug gehabt haben, diese weitläufigen Räume in Gärten umzuschaffen. Auch hier verfolgt einen die alberne Fabel von Dionysius Ohr, indem man versichert, eine ähnliche krumme Wölbung sey das erste Ohr gewesen, das jener Tyrann hier anlegen lassen, aber wegen der Beschaffenheit des Steins wieder habe aufgeben müssen. — Ich schweige von Epipole und seiner Burg, den Catacomben und Allem andern so oft beschriebenen, und erwähne nur noch des Theaters, welches sehr groß gewesen seyn muß, aber jezt durch mehrere Mühlen, die darin angelegt sind, gänzlich entstellt ist. — Wenn das Grabmal, welches man für das des Archimedes ausgibt, wirklich die Ueberreste dieses großen Genius aufbewahrt hat, so müßte man es für eine wunderbare Fügung halten, daß gerade das am allerbesten erhaltene das seinige ist. Wie stimmt dieß aber damit zusammen, daß Cicero vor 1900 Jahren es so lange suchen mußte und beinahe nicht gefunden hätte? Dieses liegt so offen am Wege, daß es jedem in die Augen fallen muß. — Von dem Hauptmerkmale, an dem es zu erkennen wäre, und an dem es Cicero erkannte, von der in einen Cylinder beschriebenen Kugel, ist nichts zu sehen. Doch ist dieß gerade kein Gegenbeweis, weil vom obern Theil dieses Grabmals vieles fehlt.

Ehe ich von Syrakus scheide, muß ich noch des schönen Anblicks erwähnen, welchen der Aetna von hier aus gewährt. In der Entfernung von zehn bis zwölf deutschen Meilen nimmt er sich noch majestätischer aus, als selbst ganz nahe in Catania oder Nicolosi. Dort verwirren die vielen kleinen und großen Ausgeburten desselben und stören den Anblick des Ganzen; in Syrakus hingegen erscheint er als eine einzige großartige und imposante Masse *).

*) Da es viele Leser vielleicht ebenso wie mich irre gemacht hat, wenn sie Syrakus auf den Landkarten bald über, bald unter der Parallele von 37° verzeichnet finden, so setze ich hier die Breite der Kathedrale von Syrakus her, wie sie der französische Schiffskapitän Gauthier, der mit der Aufnahme der Küsten des mittelländischen Meeres beauftragt war, angegeben hat: 37° 3′ 40″ N.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

(Fortsetzung.)

Das Volk.

Die Höhe des Landes thut sich am besten durch die nach allen Seiten aus demselben strömenden Flüsse und Bäche kund. Der Hauptstrom, die Elbe, zeigt durch seinen Lauf von der nördlichen Grenze des Landes nach der Mitte desselben eine südliche Neigung; diese geht jedoch bei weitem nicht bis ins Innere des Landes, sondern hört schon bei Königsgrätz auf und beweist, daß hier die Erhöhung schon wieder anfängt. Diese Höhe allein ist Ursache, daß Böhmen kein so mildes Klima hat, wie es seiner südlichen Lage nach wohl haben könnte. Die Elbthäler bei Melnik und tiefer hinab sind es allein, welche eine vorherrschende milde Luft haben und in welchen daher auch der Wein gedeiht. — Eine Hauptzierde gewähren dem Lande die vielen alten Burgruinen; denn mehr findet man deren in keinem andern.

Daß sich in Böhmen in den Sitten und dem Charakter des Volkes bei aller Mischung viel Eigenthümliches erhalten hat, liegt schon in den äußern Verhältnissen. Mitten in Deutschland, von allen Seiten mit deutscher Zunge und deutscher Sitte umgeben, noch tief im Feudalismus befangen, vom unabhängigen Staate zur Provinz eines andern geworden, zwar mit physischer und intellectueller Kraft begabt, dabei aber aus Gewohnheit fest an alten Formen hängend, hat sich das böhmische Volk nicht bis zu dem Standpunkte geistiger Größe emporgeschwungen, daß man bei ihm von voller Nationalkraft und von Nationalität überhaupt sprechen könnte. Noch steht bei ihm an der Stelle des Nationalcharakters eine gewisse Hartnäckigkeit, die sich gewöhnlich hinter sklavischer, erheuchelter Unterwürfigkeit verbirgt, und es müssen die edlern Volkstugenden erst durch viele Kultur auf diesem servilen Boden erzeugt werden. Wer Böhmen nur flüchtig durchreist, fällt allemal ein unrichtiges Urtheil über seine Bewohner. Es ist auch schon oft genug geschehen, daß dieses von verschiedenen Reisenden auf die allerwidersprechendste Weise ist gefällt worden. Die Einen schildern den Böhmen als ungefällig, verstockt, hinterlistig und boshaft, während ihn Andere sehr gefällig, ergeben und gutmüthig finden. Ich habe ihn seit vielen Jahren in allen Gegenden des Landes beobachten können, und mein Beruf brachte mich in mannigfache Berührungen mit ihm. Einzelne Charakterzüge, die ich hier erzählen will, mögen ein Bild von ihm geben.

Ich ertappte einst einen Arbeiter, welcher in der Scheune Tabak rauchte. Da ich dieß von fern sah, die Arbeiter mich aber bald gewahr wurden, verbarg der Raucher seine Pfeife in den Stiefel. Ich hatte dieß aber gesehen, zog sie ihm heraus und befahl ihm, mir mit derselben in die Amtskanzlei zu folgen. Kaum war er dreißig Schritte hinter mir herangegangen, als einer der Beamten mir begegnete, welchem ich auftrug, dem Arbeiter die Pfeife wegzunehmen und ihn in die Kanzlei zur Untersuchung und Bestrafung zu führen. Aber weg war die Pfeife, und der Mann versicherte nun hartnäckig, er habe weder eine Pfeife gehabt, noch geraucht. Ich konfrontirte ihn mit seinen Mitarbeitern, aber auch diese läugneten, ihn rauchen gesehen zu haben. Da es freie Arbeiter waren, denen auch, wie ich wußte, viel an der Arbeit lag, so befahl ich, sie augenblicklich aus derselben zu entlassen, wenn sie nicht eingeständen. Mit Resignation nahmen sie ihre Werkzeuge und machten sich fertig zum Abmarsche. Jezt fand sich die Pfeife in einem Winkel vor und es ergab sich, daß der Strafbare sie hinter meinem Rücken den Uebrigen zugeworfen und diese sie versteckt hatten. Sie erlitten sämmtlich die ihnen zuerkannte Strafe, ohne dem, welcher sie ihnen zugezogen hatte, nur einen Vorwurf zu machen, oder ihn von ihrer Gemeinschaft bei der Arbeit auszuschließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Februar 1833.

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerstört man das Poseidaonische Reich,
Und Alle sich vor Hephästos bücken.

Goethe.

Geologische Fragmente.

(Aus einem in der öffentlichen Sitzung der Steffensbergischen naturforschenden Gesellschaft gehaltenen Vortrage.)

Von Hermann von Meyer.

Jedes positive Wissen ist Gemeingut. Unbeschadet anderer Berufsbeschäftigungen, kann es von Jedem zur freudigen und belehrenden Erholung verfolgt werden. Der Ruhm der Naturwissenschaft in unsern Tagen besteht nun eben darin, daß sie eine positive Wissenschaft ist. Besonders ist dieß jezt die Geologie, wenn man bedenkt, wie sie noch nicht lange leerer Spekulation preisgegeben war. In Deutschland, nämlich in den Tiefen der Schachte des Erzgebirges (Werner) und auf den beeisten Höhen der Alpen (Saussure) zugleich geboren, scheint die Geologie bei ihrem Uebergange zu jenem Inselande, von dem man sagen kann, es sey der Sammelplatz aller Theile der Welt, die erfreuliche Hinneigung zur Elementarwissenschaft zu gewinnen, so daß schon der Schüler gewöhnt würde, sich mit der Geschichte des von uns bewohnten Planeten eben so vertraut zu machen, wie mit der Geschichte und den Leistungen unserer Vorfahren in früherer oder späterer Zeit, und dieß wäre sehr zu wünschen. In England steht die Geologie in hohem Ansehen; der Engländer weiß wohl, welche Genüsse sie beim Reisen gewährt. Seit einiger Zeit betreten jährlich bemittelte Engländer unsern Kontinent, belehren sich an dessen geognostischer Structur, nehmen Gebirgsdurchschnitte auf und vermehren ihre Sammlungen. Nicht selten ist dem Mann die Frau bei diesen Untersuchungen behülflich. — Auch in Deutschland und Frankreich wird die Wissenschaft nicht ausschließlich durch Männer vom Fache bereichert. Es gibt Kaufleute, Fabrikanten, welche namentlich die Geologie auf seltene Weise gefördert haben, indem sie in ihr Erholung auf ausgedehnten und nicht immer angenehmen Geschäftsreisen suchten und fanden. — Ein Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Jefferson, war ein ausgezeichneter Geolog seines Landes, und entdeckte die fossilen Knochen eines der merkwürdigsten Thiere, welche die Erde getragen hat. Daß Naturforscher Dichter seyn können, beweist der große Haller, und noch lebt ein Mann, der, obgleich nicht im Lande unserer Sprache geboren, neben seinen Entdeckungen in der Naturwissenschaft, die deutsche Sprache sich so vollkommen angeeignet hat, daß er darin als einer der besten Schriftsteller geachtet wird; es ist leicht zu errathen, daß ich den geistreichen Verfasser des Peter Schlemihl meine. Daß aber Dichter die Wahrheiten der Natur zu erforschen vorzugsweise berufen scheinen, und dabei zugleich dem Staate dienen können, hat unser vor Kurzem verstorbener größter Dichter auf eine Weise bewiesen, welche die Entscheidung schwer macht, was man an ihm mehr bewundern soll, seine dichterischen Schöpfungen, oder die Lichtblicke, die er in die Weltschöpfung gethan. Denn er eröffnete die morphische Naturwissenschaft, er war der Entdecker der Metamorphose der

Pflanzen, *) welche die Botanik umgestaltet; er deutete früher als Oken und Carus die Schädelknochen als Wirbel in der Fortsetzung der Wirbelsäule, und entschied über den Zwischenkieferknochen beim Menschen und den Thieren. An ihm fand das Licht einen Zergliederer in den entoptischen Farben, wobei er eine eigene Farbenlehre begründet hat, und als Mineraloge bewährte er sich hauptsächlich durch die Untersuchung der Gegend von Carlsbad.

Nach diesen Bemerkungen sey es mir erlaubt, hier ein Paar einzelne Linien zum Abriß der Geologie anzugeben, weniger in Betreff ihrer praktischen Richtung, als in Hinsicht auf Erdgeschichte.

Die Gesteine der Rinde unsers Erdkörpers sind entweder Massengesteine oder abgesezte, Versteinerungen führende Gesteinschichten. Seit dem Kampf der Neptunisten, deren Meister Werner in Sachsen war, mit den Vulkanisten, die von Edingburgh aus durch Hutton, hauptsächlich von Playfaire und James Hall unterstüzt, gegen die Bekenner der Lehre von der Entstehung der Gesteine auf wässrigem Wege zu Felde zogen, entschied man sich immer mehr für die jezt durch augenscheinliche Thatsachen hinlänglich bekräftigte Ansicht, daß die Massengesteine, zu denen die Granite, Syenite, Porphyre, Trachyte, Diorite, Aphanite, Phonolite, Basalte, Dolerite u. a. gehören, geschmolzen oder doch mit einem, allem organischen Leben feindlichen Wärmegrad, und gewöhnlich von heißen mineralischen Dünsten begleitet, aus dem Innern unsers Planeten durch die Erdrinde hindurch aufgestiegen sind; während es eben so sicher erwiesen ist, daß die abgesezten, Versteinerungen, und damit Reste von ehmaligen Organismen enthaltenden Steinschichten mittelbar oder unmittelbar von Wasser, und zwar über der Erde abgesezt wurden.

Die Abweichung von der ursprünglichen horizontalen Lage der abgesezten Steinschichten, die bis zur vertikalen Aufrichtung, und selbst bis zur Ueberwerfung geht, nämlich in der Nähe von Massengesteinen, und die Einwirkung der leztern, wo sie mit ersteren in Berührung traten, eine Wirkung, die demjenigen, was sich künstlich in den Hochöfen bereiten läßt, zum Theil analog ist, führten zur chronologischen Bestimmung der Gesteinserhebungen, der Umwälzungen unserer Erde und des relativen Alters unserer Gebirgssysteme und der einzelnen Berge derselben. Schon im Jahr 1667 war Stenon bei Erklärung der Neigung der Schichten der Lehre von der Aufsteigung zugethan, eine Ansicht, die auch dem Alterthum keineswegs fremd war und im 104. Psalm deutlich ausgesprochen ist. Man darf aber behaupten, daß diese Ansicht noch nie so tief begründet worden ist, als in neuerer Zeit, wo Leopold von Buch und Alexander von Humboldt insbesondere an den entferntesten Orten der Erde und in den verschiedensten Gebirgen von der Richtigkeit dieser Theorie sich überzeugten, und Elie de Beaumont mit seltener Kühnheit die Erhebungssysteme festsezte, nach denen sich in verschiedenen Welttheilen, über der ganzen Erde die Schichtenstörungen ordnen lassen, denen die Erde ihr gegenwärtiges Relief verdankt. Er nahm Anfangs vier, hierauf zehn und zulezt zwölf solche Umwälzungen der Erde an seit der Bildung von abgesezten Gesteinschichten, die heute noch ununterbrochen fortfährt, an unserer Erdrinde zu bauen, und er glaubt gefunden zu haben, daß alles um dieselbe Zeit gehobene Gebirg in derselben oder in paralleler Richtung liege und in einem großen Theil der Erde geschehene plözliche Durchbrüche ihrer Rinde bezeichne, zwischen denen Ruheperioden liegen. Der Schichtenstörungen in der Structur der Erdrinde sind aber so unzählig viele, daß die von Beaumont angenommene Zahl sich durch ausgedehntere Untersuchungen bald wieder vermehrt haben wird.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Goethe schrieb im Sept. 1786 von Padua: „Hier in dieser neu mir entgegentretenden Mannichfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger: daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, welches, wie mich dünkt, bisher sehr willkührlich geschiebt. Auf diesem Punkte bin ich in meiner botanischen Philosophie stecken geblieben und ich sehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieses Geschäfts scheint mir völlig gleich.“ (Werke, Ausgabe lezter Hand, 12°. XXVII. S. 90.) — 1790 erschien von ihm: Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären; wovon 1831 eine neue Ausgabe, deutsch und französisch, veranstaltet wurde.

Kalkendorf.

(Fortsezung.)

Oertzen fuhr gegen Karl fort: „Was mir mein Begleiter von der Dame vor uns sagte, wollte ich natürlich nicht glauben; aber er versichert es so bestimmt, fordert mich so zuversichtlich auf, mich davon zu überzeugen, daß ich dumm genug bin, es zu thun, und somit den einfältigsten Streich meines Lebens zu begehen. Und heute Morgen erst fällt mir ein, daß der Elende ein zurückgewiesener Liebhaber der Fürstin ist und sich also diesen gemeinen Streich nur ausgesonnen hat, um sich zu rächen. Dafür bitte ich Dich denn, ihm dieß billet-doux von mir zu bringen und dann mein Sekundant zu seyn.“ Nun erst war Karl seinem Vetter recht von Herzen gut; er kleidete sich schnell an, um die, seiner Meinung nach, unabweisbare Pflicht zu erfüllen; auch war er so erbost über die Niederträchtigkeit des Barons von Lamfeld, daß er sich ohne Zweifel selbst zum Rächer der Beleidigten auf-

geworfen hätte, wenn dieß nicht in noch näherer Beziehung Oertzens Sache gewesen wäre. Der Baron war eben aufgestanden, als Graf Karl zu ihm kam; er empfing ihn höflich, hatte jedoch kaum den Zettel gelesen, als er, in gezwungener Lustigkeit, lachend ausrief: „das ist einmal wieder eine von Oertzens Ideen; da ärgert er sich über eine unschuldige Mystifikation, die ihn ein Bischen in Verlegenheit setzte, während er sich kein Gewissen daraus macht, Andere zum Narren zu haben.“ Graf Kallendorf sagte ernst: „Ihr Scherz, Herr Baron, wenn es einer seyn sollte, war so beleidigender Art, daß mein Vetter denselben unmöglich anders nehmen konnte, als er es that; ich bitte Sie, Zeit, Ort und Waffen zu bestimmen.“ — „Mit Vergnügen,“ lachte Lamfeld; „die Zeit: Morgen früh zwölf Uhr, der Ort: zum wilden Mann, die Waffen: Austern und Rheinwein!“ — „Hier ist von etwas ganz anderem die Rede, mein Herr Baron,“ fuhr Graf Karl ärgerlich auf, „und ich bitte Sie, mich mit unzeitigen Späßen zu verschonen.“ — „Wenn Sie ernstlich sprechen,“ erwiderte Lamfeld, „so weiß ich wahrlich nicht, was ich dazu sagen soll; denn ich habe im Grunde doch nicht viel mehr als die Wahrheit gesagt und könnte aus eigener Erfahrung Geschichtchen erzählen, die —“ Hier riß Karls Geduld und heftig fiel er ihm ins Wort: „Herr! fügen Sie nicht zu einer Unverschämtheit noch stärkere hinzu; wagen Sie es nicht, in meiner Gegenwart einen Schatten auf die liebenswürdigste aller Frauen zu werfen, wenn Sie sich nicht auf der Stelle mit mir schießen wollen.“

Der Baron ward bleich, nahm sich jedoch schnell zusammen und entgegnete ruhig: „Kein Wort, das ich geäußert habe, kann die Fürstin mehr compromittiren, als Ihre eigene, sehr jugendliche Hitze, wenn ich, als der Erfahrenere, mich so ausdrücken darf. Es wäre wirklich das Beste, Sie versuchten Graf Oertzen von der Harmlosigkeit meines Scherzes zu überzeugen.“ — Graf Karl fühlte die Wahrheit, die in diesen Worten lag; er empfahl sich schweigend, denn er war seiner innern Bewegung nicht Herr genug, um ein Wort mehr zu sprechen, und als er dem Freunde das Resultat seiner Sendung hinterbrachte, ward auch dessen Stimmung gegen den Baron immer mehr gereizt. Dem leztern war indessen bei der ganzen Sache unwohl zu Muthe; er war einer jener Menschen, die ihre unwürdige Existenz auf die Thorheiten und Schwächen ihrer Mitbrüder gebaut haben; er galt für einen guten und schönen Spieler (beau joueur), weil er Gewinn und Verlust mit gleichem Stoicismus zu tragen wußte, und diese allerdings angenehme Eigenschaft hatte ihren Grund erstens in der überlegenen Meisterschaft, die er sich in allen Kartenspielen erworben hatte, und zweitens in einer gewissen fixen, täglichen Lombrepartie mit zwei vornehmen, steinreichen Herrn, die sehr hoch und sehr mittelmäßig spielten. Vom Ertrage dieses Frohndienstes hatte er eine hübsche Wohnung, schöne Pferde und, als Ueberschuß, die Möglichkeit, Alles mitzumachen. Eine gewisse bleiche Gesichtsfarbe und hagere Gesichtsbildung gaben ihm etwas Imposantes, seine Unverschämtheit aber etwas Unwiderstehliches bei der Gattung von Frauen, die weder für frivol gelten, noch sich die Freuden des Lebens versagen mögen. Seine Bekanntschaft mit Oertzen war bisher sehr oberflächlich, drohte jedoch jezt genauer zu werden. Oertzen erzählte laut, daß er Lamfeld für eine feige Memme halte; dieser aber schien von allen dahin zielenden Insinuationen nichts zu hören und bestand darauf, jener müsse mit der Entschuldigung, die er ihm zu machen bereit sey, zufrieden seyn. Endlich trafen beide, obgleich sie sich zu vermeiden suchten, zufällig in einer großen Gesellschaft zusammen, und Oertzen wußte seine Gesinnung nicht besser auszudrücken, als indem er dem Baron unaufhörlich den Rücken zudrehte. Nach dem Souper fragte ihn ein fremder Fürst: „weßhalb zeigen Sie heute dem Lamfeld immer die Kehrseite?“ worauf Oertzen, so laut, daß es alle Anwesenden hören mußten, erwiderte: „dem Lamfeld? weil ich ihn für eine feige Memme halte.“ Jezt war kein Ausweichen mehr; am nächsten Morgen erhielt Oertzen eine Herausforderung auf Pistolen, mit der Bemerkung, der Tag könne erst nach Beendigung eines Geschäfts bestimmt werden, welches zu verschieben dem Baron unmöglich sey. Somit war in den nächsten acht Wochen nichts weiter in der Sache zu thun.

Graf Karl gewann unterdessen immer mehr Terrain bei der Fürstin Sophia, ohne daß er etwas Anderes, als den Zauber ihres Umgangs gesucht hätte. Was ihm aber Gelegenheit gab, sie in Verhältnissen zu sehen, die seinem Herzen wohlthuender seyn mußten, war der Umstand, daß sie mit seiner Mutter immer bekannter wurde. Diese kränkelte den ganzen Winter und mußte viel das Sopha hüten; die Fürstin erbat sich die Gunst, ihr manchmal vorlesen zu dürfen, was, der Höflichkeit wegen, angenommen wurde, doch ohne daß die Gräfin das Anerbieten für mehr als eine leere Phrase gehalten hätte. Aber zwei Abende darauf erschien sie wirklich und brachte ein neues Buch mit. Bald darauf kam auch Graf Karl und hörte der schönen Leserin aufmerksam zu. Das Buch war so interessant, man konnte nicht lange in der Spannung bleiben, und schon der nächste Abend ward zur Fortsetzung bestimmt. Dabei ward denn von Zeit zu Zeit ein wenig ausgeruht, geschwazt, gelacht, und mitunter auch geweint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

(Fortsetzung.)

Das Volk.

Ein andermal hatte ich einer Menge von Weibern erlaubt, sich unter Aufsicht und in einer bestimmten Ordnung im Getreide das Unkraut sammeln zu dürfen. Der Aufseher ward einen Augenblick von mir abgerufen, und sogleich traten deren vier aus der Reihe und liefen mitten im Felde heram, um an den Stellen zu rupfen, wo sie glaubten, mehr Unkraut zu finden. Ich kam mit dem Aufseher dazu; ehe wir jedoch in die Nähe der Jäterinnen kamen, mußten wir ein kleines Defilé passiren. Mittlerweile waren die vier Schuldigen in Reihe und Glied zurückgekehrt, und wir wußten nun nicht, welche es gewesen waren. Die Andern sollten sie anzeigen, aber Alle behaupteten, es habe sich nicht eine Einzige entfernt. Ich drohte ihnen, sie allesammt wegzujagen, wenn sie jene vier nicht verriethen; auch wollte ich ihnen sämmtliches bereits gesammeltes Unkraut wegnehmen. Alles war umsonst. Sie ließen sich ruhig ihr, ihnen doch so liebes Gras nehmen und gingen mit großer Resignation davon. — Ich könnte noch mehrere ähnliche Beispiele erzählen, welche alle beweisen, wie sehr das Volk unter sich zusammenhält.

Fragt man nach dem Zustande des Volkes, so ist er in der That nicht zu beneiden. Eine Menge Frohnen, sind die Hauptursache, daß es wenig zur Verbesserung seiner Lage thun kann und mag. Seine Indolenz hat sich so vermehrt und befestigt, daß es die dargebotene und mitunter so leichte Ablösung dieser Frohnen nicht annehmen mag. Welch eine ungeheure Zersplitterung und Verschwendung der Nationalkraft in diesen Frohnen liege, das mag folgende treue Relation und Vergleichung mit bessern Verfassungen beweisen.

Für einen zweispännigen Zugtag wird, dem höchsten Satze nach, ein Gulden Wiener Währung, d. i. 24 Kreuzer Conventionsmünze, bezahlt. Nun bedenke man, daß für diesen Preis ein Mann mit zwei Pferden und den nöthigen Acker- oder Wagengeräthschaften einen ganzen Tag arbeiten muß. An vielen, ja an den meisten Orten zahlt man noch gar nicht einmal diese Ablösungssumme, sondern da und dort begnügt man sich sogar mit der Hälfte. Nun sollte man glauben, es müsse in so wohlfeiler Arbeit für den Berechtigten ein außerordentlicher Gewinn liegen; aber mit nichten: denn einmal wird die Arbeit so lässig und so schlecht verrichtet, daß sie wenig Werth für ihn hat, und zweitens sind eine Menge Herrschaften so ausgedehnt, daß es Robotno (Frohner) gibt, die zwei Meilen, ja zuweilen noch weiter zu fahren haben, ehe sie auf das obrigkeitliche (herrschaftliche) Feld kommen. Darüber rückt denn gewöhnlich der Mittag schon sehr nahe, und Nachmittags müssen sie, wenn sie nicht in ganz später Nacht nach Hause kommen wollen, wiederum zeitig abziehen, so daß ihre ganze Arbeit in vier, höchstens fünf Stunden besteht. Es ist in keiner Art zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß höchstens mit zehn Pferden und fünf Menschen bei dieser Verfassung so viel geleistet wird, als was bei freier Arbeit mit vier Pferden und zwei Menschen fertig geschafft werden könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

Der Antikendiebstahl.

Die Diebe, welche im Antikenkabinette der königlichen Bibliothek alte Goldmünzen gestohlen haben, sind nun vom Gerichte verurtheilt worden. Es ergibt sich aus diesem Kriminalprozesse, daß ein von den Galeeren entwichener Böswicht, Namens Stephan Fossard, mit einem andern freigelassenen Verbrecher, Namens Drouillet, den Diebstahl der Goldmedaillen verabredet hatte. Wie sie ins Bibliothekgebäude hineingekommen sind, ist bis jezt noch ein Geheimniß. Steph. Fossard hat vor Gericht sehr keck ausgerufen, was er nicht gestehen wolle, werde man ihm nimmer auspressen; er sage nur, was ihm beliebe. Es ist sehr wahrscheinlich, daß einer der Bedienten oder Angestellten ihnen den Eintritt verschafft, oder sie beim Zuschließen der Bibliothek darin gelassen hat. Dadurch würde denn erklärlich, wie sie die langwierige Arbeit des Aufbrechens der Thüre des Antikenkabinets und aller Schränke und Schiebladen der Münzsammlung so ruhig haben vollenden können. Ihre Arbeit hatte vielleicht schon am frühen Abend begonnen und war bis spät in die Nacht fortgesezt worden. Steph. Fossard hatte dann den Raub nach dem Hause seines Bruders, eines Uhrmachers, gebracht. Dieser scheint vielmehr ein schwacher, als ein böser Mensch zu seyn. Ihm war bange vor der Entdeckung des Diebstahls; er eilte, die Goldmünzen zum Theil zu schmelzen und das Uebrige in die Seine zu werfen, wo es bekanntlich mehrere Monate hernach großentheils wiedergefunden worden ist. Die gewonnenen Goldstangen wurden dann von Drouillet und einem andern Mitschuldigen oder Mitwissenden zum Verkaufe ausgeboten, und wahrscheinlich hat dieses Feilbieten die Polizei auf die Spur der Missethäter geleitet. Eine auffallende, aber in Paris eben nicht seltene Erscheinung ist es, daß die vor Gericht gezogenen Böswichter mitunter edle Gesinnungen blicken lassen. Ich möchte dieß für eine Wirkung der allgemeinen Bildung halten, welche auch bei dem Ueberhandnehmen abscheulicher Neigungen oder Leidenschaften doch nicht alle Keime des Guten in dem Herzen des Menschen ersticken läßt, so daß immer noch etwas davon fortblüht. So zeigte jener Stephan Fossard, der augenscheinlich einer der größten Scheine ist, die je auf den französischen Galeeren gesessen haben, und welcher bereits zur lebenslänglichen Kettenstrafe verurtheilt worden war, eine Bruderliebe, die einem bessern Menschen Ehre gemacht haben würde. Er bestand darauf, sein Bruder, der Uhrmacher, sey unschuldig und dürfe nicht verurtheilt werden, da er blos die Münzen in Empfang genommen, ohne zu wissen, woher sie gekommen. Der Uhrmacher, so verlegen er auch aussah, zog schlau Vortheil aus dieser Aussage und behauptete, er habe seinen Bruder im Unglück gesehen und nur auf Mittel gedacht, um ihm zur Flucht nach Amerika zu verhelfen. Er habe so wenig Lust gehabt, sich das Geraubte zuzueignen, daß er es ins Wasser geworfen, um es los zu werden. Seine Vertheidigung machte wenig Eindruck auf die Geschwornen; es war ihnen nur allzu deutlich, daß dieser Uhrmacher wo nicht ein Stehler, doch ein ausgemachter Hehler der Diebstähle seines saubern Bruders sey; er wurde daher von den Richtern zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, indeß der dem Bagno entsprungene Bruder zu 16jähriger Galeerenstrafe verurtheilt wurde, was bei ihm so viel hieß, als lebenslängliche Kettenstrafe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Februar 1833.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edeln Frauen an.

Goethe.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Eines Abends war der Stoff der Lektüre gekränkte Liebe, Herzlosigkeit eines Mannes gegen eine arme Betrogene; da brach die Fürstin bei einer der rührendsten Stellen plötzlich ab, hielt sich die schönen Hände vor's Gesicht und ließ es einige Augenblicke darin ruhen; dann richtete sie sich auf und sagte klagend zu der alten, gerührten Gräfin: „Sie haben es nicht empfunden, was es heißt, an einen Mann gekettet zu seyn, den man verachten muß. Ich habe es erfahren, es gibt nichts Bitteres auf Erden.“ Graf Karl horchte hoch auf; seit einiger Zeit schon hatten ihn die ehelichen Verhältnisse der Fürstin, deren er nie erwähnen hörte, eben deßhalb um so lebhafter interessirt; jezt schien der Augenblick des Aufschlusses gekommen zu seyn. Zwar drohte ein ernster Blick der Gräfin, den Strom ihres Vertrauens zurückzuhalten; allein es war vergebens, sie schien ihr Herz entladen zu müssen. Der Gegenwart des Sohnes vergessend, oder sie nicht achtend, kniete sie vor seiner Mutter nieder und sagte:

„Mir hat Keiner als Kind das Herz entwandt, aber mein besseres Selbst hat man mir gestohlen; ich war fünfzehn Jahre alt, als man mich verheirathete, und gänzlich ohne Ahnung von dem, was ich that. Bald ergriff mich der entschiedenste Widerwille gegen meinen Gemahl. Die Rohheit der Männer erstickt in einem jungen Herzen jeden Keim der Zuneigung, und bald schauderte ich, wenn ich ihn, den ich lieben sollte, nur von Weitem erblickte. Keine Frühlingszeit der Liebe ward mir zu Theil, keine Sehnsucht, kein seliges Zagen war mir gestattet, und ich ward Mutter eines Knaben, ehe mein Herz sich auch nur einem trunkenen Gefühle geöffnet hatte. Mein Mann vernachläßigte mich, als ich noch jedes weichern Eindrucks fähig war, auf das Entsetzlichste. Er kannte nur eine Leidenschaft: er spielte mit Wuth. Einst fand er mich Abends in meinem Kabinette allein, in Thränen gebadet, meine Mädchenlust mir wieder wünschend. „Was weinst Du?“ fragte er mich ärgerlich. „Ich weine über meine Einsamkeit!“ rief ich schluchzend. Er wandte sich von mir ab und brummte: „Sentimentalität! ich bitte Dich, mache mir keine Scene.“ Ich schwieg. Da fuhr er fort: „Was hast Du denn eigentlich gedacht, als ich Dich heirathete? Daß ich den ganzen Tag bei Dir sitzen würde und mit Dir tändeln, oder neun Monate mit Dir guter Hoffnung seyn? Ich will Dir einmal einen vernünftigen Rath geben, gutes Kind: wenn Dir die Zeit lang wird, nimm Dir einen Liebhaber — das ist sehr amüsant.“ Ich antwortete keine Sylbe, aber von dem Augenblicke an war er mir ein Gräuel. Außerdem war ich mit dem entschiedensten Widerwillen gegen Bonaparte erzogen; er bewunderte ihn und diente unter ihm und wußte sich nicht einmal als Soldat Achtung zu erwerben. Mein Daseyn war freudenlos, wie das Grab; aber ich sollte noch mehr erdulden. Mein Sohn kränkelte und

starb — o Gott! was war das für eine Zeit, als ich mein einziges Glück begraben mußte! Nun war jedes Band zerrissen, und — lassen Sie mich's gestehen — die nicht lange darauf erfolgende Proposition von ihm, mein Vermögen zu verzehren, wo ich wolle, und ihm den Anblick meiner Thränen zu ersparen, war mir wie der erste Lichtstrahl nach einer öden Nacht. Ich nahm es freudig an, und wenn ich seitdem die Welt wieder lieben gelernt habe, wer sollte mich deßhalb verdammen? Mein Leben ist ohne Halt, ohne Anker, aber nicht ohne Blumen; manches liebe Herz hängt an mir; ich wollte, ich könnte mir das Ihrige erwerben, theuerste Gräfin!"

Die würdige Frau küßte ihr gerührt die Stirne und bat sie, ihr jezt Ruhe zu gönnen, weil sie sich angegriffen fühle. Graf Karl führte sie zum Wagen, ohne zu sprechen; sie drückte ihm beim Einsteigen leise die Hand und hatte die großen Augen so wehmüthig ernst auf ihn gebeftet, daß er den Händedruck nur als eine allgemeine Aeußerung ihres aufgeregten Gefühls nehmen konnte. Als er zur Mutter zurückkam, sagte diese: „Man ist wirklich in Verlegenheit, wie man sich mit Frauen dieser Art benehmen soll. Fürstin Sophie hat etwas so Einnehmendes, daß ich ihr nicht anders als gut seyn kann, wenn ich mit ihr spreche, und doch muß man Frauen ihres Rufes fühlen lassen, daß sie auf das Wohlwollen unbescholtener Weiber keine Ansprüche machen können." — „Mama!" rief Karl lebhaft, „muß ich Dich so schlechte, falsche Vorurtheile gegen die arme Fürstin theilen hören? Hat denn ihr Abscheu gegen den verächtlichen Mann, hat selbst ihre reine Stirne Dich von der Reinheit ihrer Seele nicht überzeugt?" — „Mein guter Karl," sagte die Gräfin und reichte ihm die Hand, „ich möchte Dich nicht anders haben, als so, jedem Menschen und jedem Worte trauend, und es freut mich, wenn Du Dich auch der Fremden, Dir Gleichgültigen, annimmst, als wäre es Deine Schwester; aber leider muß ich Dir sagen, Fürstin Sophie verdient in dieser Hinsicht Dein Vertrauen nicht. Laß mich nicht ekelhafte Klatschereien wiederholen, sondern glaube mir darin auf mein Wort."

Aber das war gerade der Punkt, worin er der verehrten Mutter nicht glauben konnte, und wenn sie ihm alle Klatschereien der Welt erzählt hätte. Je mehr der Tadel sich häufte, um so stärker fühlte er sein Herz zu ihr hingezogen; sah er sie doch fast täglich mit eigenen Augen, in den verschiedensten Lagen, immer gleich unbefangen und selbst mit ihm, dem sie wohlwollte, so streng in den Schranken der Sitte verharrend. Er konnte sich nicht enthalten, seiner Mutter diese lezte Bemerkung mitzutheilen. „Weil Du es so sehen willst," versezte diese; „wenn Du es aber mit kaltem Blute bedenkst, findest Du dann nicht sogar in diesem lezten Gespräche, das uns beide gerührt hat, Etwas, das Dich verlezt? Darf eine junge Frau, in Gegenwart eines jungen Mannes, ihr Herz auf diese rücksichtslose Art ausschütten?" Auch hierin konnte Karl nicht einstimmen; er fand, daß Fürstin Sophie in Bezug auf einen solchen Ehemann ganz freie Hand habe, und seiner Diskretion konnte sie ja, durch die Art ihrer ersten Bekanntschaft mit ihm, gewiß seyn, während ihm die merkwürdige Geschichte jenes Abends offenbart hatte, wie weit die Verläumdung ihr schändliches Spiel zu treiben wage.

Inzwischen waren die acht Wochen, nach deren Verlauf das Duell zwischen Baron Lamfeld und Graf Oertzen stattfinden sollte, verflossen. Jener hatte sich als einen verächtlichen Feigling gezeigt und alle erdenklichen Mittel ergriffen, um dem gefürchteten Zusammentreffen zu entgehen. Indessen kam der von einem Theile gefürchtete, von dem andern mit Ungeduld erwartete Tag herbei; der Zweikampf ging nach allen Regeln der Kunst vor sich und das Glück erklärte sich, wie es so oft geht, für denjenigen, der mit zitternder Hand kaum zu zielen vermocht: Oertzen stürzte, von der Kugel in die Seite getroffen.

(Die Fortsezung folgt.)

Geologische Fragmente.

(Fortsezung.)

Statt einer weitern Erörterung von Beaumonts geistreicher Ansicht und der Erwägung dessen, was für und gegen sie spricht, bemerke ich nur, daß die Akten keineswegs geschlossen, durch ihn vielmehr die Verhandlungen über einen Gegenstand als erst eröffnet zu betrachten sind, dessen weitere Verfolgung unstreitig zu den wichtigsten Ergebnissen führen und uns den Plan an die Hand geben wird, nach welchem das Zimmerwerk unserer Erdrinde in einander greift. Zum Theil dieser Lehre huldigend, hat ganz kürzlich Thurmann angefangen, die einzelnen Gipfel und Thälchen des den Alpen gegenüberliegenden Juragebirges zu zergliedern. Er weist den Zusammenhang nach, in dem Bergformen mit dem Aufbruche des gehobenen Gesteins stehen, und classificirt die Hebungen nach den Gebilden, die dabei der Reihe nach zur Oberfläche geführt wurden und aufbrachen; für die mittlere Jurakette nimmt er vier Ordnungen an, deren jede ihre eigenen Berggestalten hat. Nur durch solche Forschungen wird eine wahre Gebirgsphysiognomik begründet, das Relief der Erde erst recht klar, die Landschaftsmalerei zur wissenschaftlichen Kunst, und das Kartenwesen durch den charakteristisch plastischen Ausdruck in horizontaler Projektion auf erfreuliche Weise vervollkommnet.

In den abgesezten Gesteinschichten, die sich, auf mannigfaltige Weise ausgebildet, vertikal überlagern, liegt ein erstaunungswürdiger Reichthum von Ueberresten von Geschöpfen vergraben, welche, mehr oder weniger den jezt lebenden unähnlich, doch sämmtlich den Typus von Erd-

geschöpfen an sich tragen, und auf der Erde so gut ihre Lebenszeit zurückgelegt haben müssen, als die jetzigen, und zwar in mehr als einer Generation; denn es liegen Generationen mit Individuen des verschiedensten Alters übereinander. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Erde eine Zeit gehabt habe, in der sie wüste und leer war und kein Geschöpf sich seines Daseyns freute. Diese Zeit finden wir näher bezeichnet in den frühesten Massengesteinen, welche großentheils Schiefer sind und zu denen der Gneuß, Glimmerschiefer, Quarzschiefer, Talkschiefer, Thonschiefer, manche Diorite, der Serpentin und andere Amphibolgesteine gehören. In allen Welttheilen, wo von Grund aus die Erdrinde durch das Eintreten von Gebirgsmassen aus der Tiefe aufgerissen sich darstellt, und ihre untersten Lagen sich beobachten lassen, bestehen dieselben aus diesen Gesteinen mit großer Uebereinstimmung, so daß sicherlich die anfängliche Rinde des Erdballs aus ihnen bestand. Die Ursache des Mangels an Versteinerungen darin ist leicht einzusehen, wenn man bedenkt, daß ihre Bildung wie die der übrigen Massengesteine, deren mineralogische oder orpktognostische Beschaffenheit sie haben, durch Feuer bedingt war. Sie bestehen wesentlich aus Feldspath, Glimmer, Hornblende, Augit ꝛc. Dagegen sind die abgesezten, Versteinerungen führenden Gesteinschichten meist Kalke, Thon, Mergel, Sand, Conglomerate, und enthalten Mineralien der Massengesteine nur auf sekundären Lagerungen.

Die verschiedenen Theorien, Hypothesen und Ansichten, welche die Bücher der frühesten Völker über die Erde und die Schöpfung enthalten, und die sich heute noch vermehren, sind großentheils mehr oder weniger fabelhaft entstellte oder durch ungeeigneten Ideenverband entkräftete Auslegungen der unläugbaren Wahrheit, daß Wasser und Feuer Schöpfer der Erde waren, auf der Epochen der Umwälzung mit Zeiten der Ruhe und ungestörten Lebens abwechselten. Die dabei entstandenen Absätze sind für die Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe von der größten Wichtigkeit, und es ist nicht denkbar, wie eine Geschichte der Menschheit von einem andern Standpunkt aus aufzufassen sey, als von dem, den sie zur Geschichte der Erde nothwendig behaupten muß, von der sie ein lezter Theil ist.

Was man über die auffallende Abweichung früherer Geschöpfe von den gegenwärtigen gesagt und vermuthet hat, verwischt sich bei genauerer Kenntniß. Es ist wahr, wunderbare Geschöpfe hat die Erde getragen, die wieder ausstarben. Ich darf mir schmeicheln, gewiß die meisten der bis jezt aufgefundenen Grundtypen der Geschöpfe einer sogenannten Vor- oder Urwelt zu kennen. Ich habe indeß bei keinem etwas bemerkt, was die reinste Harmonie in den Typen unserer Schöpfung im Geringsten beeinträchtigte, oder von der jezt noch geltenden Gesetzmäßigkeit abwiche, selbst keine Form, deren Structur so wunderbar wäre, daß sich nicht analoge aus der heutigen, noch so unvollständig gekannten Schöpfung ihr zur Seite stellen ließen. Die versteinerten oder fossilen Geschöpfe ergänzen vielmehr die Mannigfaltigkeit der organischen Lebensformen, welche die Erde, seitdem sie dazu geeignet war, bis auf heute unaufhörlich geboren hat und sich wieder erzeugen läßt. Sie sind zugleich Typen, aus denen die Beschaffenheit unserer Erde überhaupt in den verschiedenen Zeiten, von denen kein Mensch ein näheres Zeugniß hinterlassen und über die nichts Augenscheinliches besteht, mehr oder weniger deutlich zu lesen ist.

Es gibt keine solche vertikale Vertheilung der Versteinerungen in den Erdschichten, welche die Annahme begründete, daß in früheren Zeiten nur Geschöpfe aus untern Organisationsstufen, und erst in spätern Zeiten auch Geschöpfe oberer Stufen, oder mit complicirteren Organen existirten. Schon von Anfang an, wo die Erde Geschöpfe trug, muß festes Land vorhanden gewesen seyn. Die frühesten, Versteinerungen führenden Absätze, welche den Namen Uebergangsgebilde führen, umschließen schon Reste von Thieren und Pflanzen. Die Pflanzen bestehen hauptsächlich in Seegewächsen; im Steinkohlengebirg dagegen, das in einigen Ländern nicht von den jüngern Uebergangsgebilden zu trennen ist, finden sich unter den riesenmäßigen Farrenkräutern, aus denen dasselbe hauptsächlich besteht, auch schon, wider anfängliches Vermuthen, baumartige Gewächse mit höherer Organisation, sogenannte Dicotyledonen. Die Küsten der frühesten Meere umschwärmten die raubgierigen Orthoceratiten, eine jezt erloschene Abtheilung von Mollusken, welche, zu den sogenannten Cephalopoden gehörig, eine innere Organisation besaßen, die sie den Säugthieren gewissermaßen ähnlich machte.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Feigenbäume.

Zwei Feigenbäume, Mann und Weib,
Wie kommt ihr Leib
Zu Gruß und Kuß zusammen?
Er wurzelt dort, sie wurzelt hier:
Von ihm zu ihr
Wer trägt die Funken und Flammen?

Sieh da! sieh da! der Abendwind,
Geschwind, gelind,
Der bringt den Liebesboten:
Ein Bienlein führt von Laub zu Laub
Den Blüthenstaub,
Und summet, was er entboten.

Ja, holdes Mägdlein, rüttle nur
Und schüttle nur
Vernehmend deine Zweige!
Hab' Acht, ich send' einen Saus und Braus
Von Liedern aus —
O Mägdlein, denk' an die Feige!

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

(Beschluß.)

Das Volk.

Es kommen auf diese Weise nur zwei Fünftheile der ländlichen Arbeitskräfte zur Anwendung, und wenn wir, was der Wahrheit ziemlich nahe kommt, annehmen, daß jeder Bauer ein Drittheil seiner Zeit auf Robot zu verwenden hat, so geht ein Fünftheil der ganzen, auf den Landbau zu verwendenden Nationalkraft verloren. Schließt man nun weiter, daß mit diesem Theile der verloren gehenden Arbeitskraft ein eben so großer Theil von Produkten mehr erzeugt werden könnte, so ergibt sich, daß in fünf Jahren gerade eine ganze Erndte verloren ist, und daß das Land damit alljährlich eines Fünftheils seines ganzen Einkommens verlustig geht. Auf die mögliche Bevölkerung angewandt, würde diese in demselben Verhältnisse vermehrt seyn können; denn wenn auch das in Rede stehende Verhältniß auf die meisten, wenigstens größern Städte keine Anwendung findet, so darf auch von dem gedachten Fünftheile weder Aussaat, noch Bedarf für Zugvieh abgezogen werden. Hat denn aber die Regierung dieß noch nicht eingesehen? Wohl hat sie es, aber jeden Zwang und jede gewaltsame Maaßregel scheuend, bietet sie nur die Mittel und öffnet die Wege, um diese Verhältnisse aufzulösen. Schon ist auch Manches geschehen, aber der Bauer bleibt lieber beim Alten, weil er noch zu wenig weiß und zur Aufbringung des Ablösungsgeldes selten Wege findet.

Der Böhme ist im Allgemeinen mißtrauisch, obgleich ergeben; offenherzig scheinend, während er auf Gelegenheit lauert, seinen Vortheil auf jede Weise, wenn auch durch Betrug, zu erlangen, gelehrig und erfinderisch, bequem bis zur Trägheit, ein Freund des Vergnügens, besonders des Tanzes, wobei ihm sein entschiedenes Talent zur Musik zu statten kommt; seinen Gewinn behält er im Auge und nimmt es dabei selten ganz streng mit der Moral; er ist bis zum krassen Aberglauben religiös, obgleich er gern in der Religion forscht, was denn dem Gebildeten sehr klare Ansichten über dieselbe gibt, so wenig er damit hervorzutreten wagt. Im Umgange ist der Böhme Anfangs zurückhaltend, alsdann aber, wo er sein Mißtrauen ablegt, in hohem Grade gefällig, dennoch aber nicht immer ganz zuverlässig. In seiner allgemeinen Ausbildung zeigt sich eine Zwittergestalt von slavischer, deutscher und französischer Politur. Sein Vaterland liebt er, ohne sich dieser Anhänglichkeit klar genug bewußt zu seyn. Seine eigene Geschichte ist dem großen Haufen meist nur in Sagen und dunkeln Vorstellungen bekannt, und mit der immer weiter gehenden Begrenzung seiner Sprache droht seine Nationalität vollends in ihr bereits offenes Grab zu steigen. Lebendige Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit und Hoffnungen für die Zukunft finden sich nur noch als zerstreute Funken. Dem Herrscherhause ist die Masse des Volks zugethan, und nicht wenig hat hieran die Religiosität Antheil. Ein protestantischer Regent würde, wenn er auch im Stande wäre, das Land zum unabhängigen Reich zu machen, dennoch abgeneigte Unterthanen haben. Die Religion ist in das Staatsleben hier fast mehr, wie irgendwo, verflochten. — Von Körper ist der Böhme mehr klein als groß, aber kräftig und stämmig. Wo er will und wo er sein Interesse klar erschaut, da ist er in hohem Grade rührig und unermüdlich. Die Frauen sind kräftig und blühend; aber auch Häßlichkeiten findet man unter ihnen, welche als normal gelten könnten. Nur im Elsaß stößt man auf Bilder, die diese noch übertreffen. — Eine Nationaltracht hat der Böhme noch in vielen Kreisen des Landes. Seine orientalische Abkunft spricht sich in der Liebe zu bunten und schreienden Farben aus. Die Frauen lieben nebenbei weiße Linnen und hüllen sich gern in diese. Daher bietet ein Zug des Volkes, wie er an Festtagen aus der Kirche strömt, ein höchst mannigfaltiges, dem Auge nicht unangenehmes Gemälde dar.

Ein besonderes Talent hat der Böhme für Musik. Man erstaunt, wenn man hier auf dem Lande Musikchöre findet, wie sie anderwärts in großen Städten kaum so vollkommen sind. Besonders sind es Blasinstrumente, auf welchen man sich übt. Bekannt genug ist es, wie weit die Gesellschaften böhmischer Musiker gehen, die auf solchen Wanderungen sich nicht allein ihren Unterhalt erwerben, sondern dabei sich noch Geld sparen, welches sie in die Heimath zurückbringen.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Amtendiebstahl. Die Gräfin Nays.

Dieser Urtheilsspruch machte Stephan Fossard wüthend. Er überhäufte die geschwornen Bürger mit Schmähungen, nicht seinetwegen, sondern weil sie seinen unschuldigen Bruder verurtheilt. Der Bursche zeigte einen Eifer für das Heil seines von ihm ins Unglück gestürzten Bruders, den er hätte früher bethätigen sollen und der nun zu spät kam. Alles dieses war aber nicht das Auffallendste bei diesem Kriminalprozesse. Die Neugierde des Publikums war auf die zweideutige Rolle gespannt, welche eine Gräfin, nämlich die sogenannte Comtesse de Nays, die Frau eines vormaligen Unterpräfekten, bei demselben spielte. Leider aber ist diese Neugier nicht sehr befriedigt worden. Ich habe schon früher erwähnt, daß man jene Gräfin in Verdacht gehabt, sie stehe mit den Dieben im Einverständnisse, und man sie deßhalb gefänglich eingezogen. Nachdem sie aber einige Wochen gesessen hatte und einige Male verhört worden war, ließ die Justiz sie wieder los, und augenscheinlich war die Absicht derselben, sie in dieser Sache ganz aus dem Spiel zu lassen. Welche Art von Bestechung die Frau Gräfin angewandt habe, um los zu kommen, ist natürlich verborgen geblieben; aber offenbar ist es, daß die Justiz die Ungerechtigkeit begangen hat, diese Frau loszulassen, obschon sie augenscheinlich mit dieser Diebsgeschichte zu thun hatte. Hier bewies sich abermals die Vortrefflichkeit des Geschwornengerichts. Als nämlich aus den öffentlichen Verhören hervorging, daß 1500 Franken von dem aus den gestohlenen Münzen geldstem Gelde der Gräfin von Nays übergeben worden seyen, damit sie die Befreiung Fossards aus dem Bagno zu Brest bewirken möchte, so fragten natürlich die Geschwornen, was es mit dieser Gräfin von Nays für eine Bewandtniß habe, und verlangten, daß sie, da sie bereits von aller Schuld freigesprochen sey, wenigstens als Zeugin gehört werden solle. Dagegen durfte die Justiz nichts einwenden, und es mußte also die Gräfin auf den zweiten Tag der Gerichtsverhandlungen als Zeugin vorgeladen werden. Dieser Tag war vom Schicksale dazu bestimmt, den schon stark angetasteten Ruf der Frau Gräfin ganz zu Grunde zu richten. Sie erschien ziemlich geschmückt, aber verlegen; einige Tagblätter haben in ihrem Benehmen das linkische Wesen einer Frau, welche die Manieren einer vornehmen Dame nachäffen will, erkennen wollen. Vielleicht aber rührte dieses linkische Wesen einzig von ihrer großen Verlegenheit her, da sie nun unter den Augen der Zuschauer mit Dieben zusammengestellt werden sollte, mit denen sie heimlich sehr vertraut gewesen war. Dießmal hatten sich mehr Zuschauer im Gerichtssaale eingefunden, als am vorigen Tage, und es waren ziemlich viele Damen darunter.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Februar 1833.

— Mutter Erde,
Du Vielgebärerin, in deren Schooß
Der Vater aller Welt welch Sammelheer
Lebendiger verbarg, die alle du
Zum Leben ausgebierst, sie mütterlich
Ernährst und trägest, und dann friedlich sie
In deinen Schooß begräbst.

Herder.

Geologische Fragmente.

(Fortsetzung.)

Die Insektenwelt war durch die gleichfalls erloschenen Trilobiten vertreten. Daß aber schon damals Wirbelthiere bestanden, wird durch die Fische bewiesen, welche sich in England, wahrscheinlich in wirklichen Uebergangsgebilden, fanden, und nahe um dieselbe Zeit gab es auch schon Wirbelthiere mit Organen der Bewegung auf dem Lande; denn im Bergkalke Northumberlands fand Vernon Reste einer Eidechse. Diese kaltblütigen, eierlegenden Vierfüßer werden häufiger in dem in der geologischen Reihenfolge über dem Steinkohlengebirg kommenden Zechstein, mit einer Menge von Fischen, und lassen, wie schon Conchilien im Steinkohlengebirg, süßes Wasser damals auf der Erde vermuthen. Der Muschelkalk jedoch und Lias umschließen eine große Menge von bald mehr den Lacerten, bald mehr den Krokodilen ähnlichen Eidechsenarten, theils mit Gliedmaßen, welche denen unserer jezt lebenden Eidechsen sich vergleichen lassen, theils mit flossartigen Gliedmaßen, wie die der Meerküstensäugethiere, und auch nur zum unbehülflichen Kriechen an der Küste tauglich, oder ferner mit Gliedmaßen begabt, mit denen sie eben so leicht in der Luft sich bewegten, wie jezt unsere fliegenden Säugethiere, die Fledermäuse. Der Muschelkalk und der Lias ist die hauptsächliche Lagerstätte der merkwürdigen Plesiosauren und Ichthyosauren; mit ihnen sind Riesenschildkröten abgelagert, schon im Lias mit den oben genannten fliegenden Eidechsen oder Pterodactylen.

Wie gegen die untere Grenze der mächtigen Juraformation, so liegen auch gegen die obere Grenze dieser Formation die meisten Versteinerungen. Die merkwürdigsten hierher gehörigen Gebilde sind die Ablagerungen von Solenhofen, des Jura bei Solothurn, von Stonesfield und der Waldgebilde von Tilgate. Bei Solenhofen allein wurden bis jezt sechs verschiedene Arten von fliegenden Eidechsen entdeckt, und mehrere Arten Eidechsen mit Gliedmaßen zum Gehen auf dem Land, auch Schildkröten, deren sich allein bei Solothurn gegen zwanzig Arten fanden. Tilgate und Stonesfield sind berühmt wegen ihres Gehaltes an Resten einer Rieseneidechse, Megalosaurus genannt, deren Gliedmaßen wahrscheinlich so beschaffen waren, wie die des Rhinoceros und der andern Pachydermen. Tilgate zeichnet sich noch besonders durch die Reste eines ähnlichen Thiers, des Iguanodon, aus, das aber, wie jenes offenbar eine fleischfressende Eidechse, seinerseits eine pflanzenfressende war. Eine andere nicht minder merkwürdige Rieseneidechse liegt noch später als diese in der Formation der Kreide und des Grünsandes abgelagert; es ist dieß der Mosasaurus des Petersberges bei Maestricht, der auch an der Ostküste Nordamerikas mit fliegenden Eidechsen um dieselbe Zeit begraben liegt.

Von wirklichen Säugethieren kommen die frühesten Anzeigen im Schiefer von Stonesfield vor, der zu dem Gebilde der Juraformation gehört, das in England den Namen Forstmarmor erhalten hat; sie treten also weit

früher auf, als Anfangs vermuthet wurde. Drei bis vier Kiefer, welche bis jezt darin gefunden wurden, weisen auf zwei Arten von Beutelthieren, Didelphen, hin, was um so merkwürdiger ist, als diese Säugethiere sich in ihrer Struktur namentlich den fossilen Eidechsen verwandter zeigen, als irgend eine andere Säugethierordnung. In größerer Zahl aber umschließen erst spätere Schichten Säugethierreste, und es scheinen zu dieser Zeit die frühern fossilen Eidechsen fast ganz erloschen, und nur solche vorhanden gewesen zu seyn, welche den jezt lebenden sehr nahe stehen. Unter den Säugethieren dagegen sind sehr viele, die wir jezt nur fossil kennen. Viele, an Arten sehr zahlreiche Geschlechter sind ganz erloschen. Trogontherium und mehrere andere Nagethiere, die beiden riesenmäßigen, zu der Ordnung der Zahnlosen gehörenden Thiere, Megatherium und Megalonyx, der Mastodon, Rhinoceroides, Dinotherium, Elasmotherium, Adapis, Chäropotamus, Anthracotherium, Anoplotherium, Carnotherium, Paläotherium, Lophiodon, eine Menge Hirscharten, und unter den wallfischähnlichen das Geschlecht Ziphius, sind nebst unzähligen Arten anderer Säugethiere nur fossil bekannt. In den jüngern Schichten jedoch liegen bei erloschenen Arten nun auch schon solche, welche von jezt noch lebenden nicht zu unterscheiden sind. Indeß unterscheiden sich die fossilen Frösche dieser jugendlichen Gesteinschichten weit mehr von den lebenden, als die übrigen gleichzeitig mit ihnen vorhandenen Reptilien, während die fossilen Vögel, nur aus tertiären und späteren Schichten bekannt, keine solche Uebergangsformen, wie die fossilen Vierfüßer sind, sondern die größte Aehnlichkeit mit den noch in der Gegend der Fundgrube lebenden Vögeln zeigen, mit Ausnahme des Riesengeiers der Láchow'schen Insel, der aber noch der Bestätigung bedarf.

Es findet sich von den Geschöpfen mit innerer Wirbelsäule fast jede Ordnung fossil vor. Von fossilen Affen indeß ist noch keine Spur entdeckt. Die Frage, ob es fossile Menschenknochen gebe, ist bekanntlich noch immer nicht entschieden. Scheuchzers homo diluvii testis war kein Mensch, sondern ein riesenmäßiger Wassersalamander, der fossile Mann, der im Jahr 1824 Paris in Bewegung brachte, eine bloße Sandsteinconcretion; die Knochen der Riesenmenschen wiesen sich als fossile Knochen von schweren Pachydermen aus, die incrustirten Menschengerippe, so wie jene in festem Gestein auf Guadeloupe gefundenen, von denen das erste 1805 von Don Manuel Cortes y Campomanes entdeckt, vom General Ernouf gebrochen und vom Admiral Cochrane erobert und nach London gebracht wurde, sind nicht fossil; die vermeintlichen Fußeindrücke in Nordamerika sind von festern Gesteinknollen hinterlassene Räume in Flötzschichten. Dagegen verdienen die Menschenknochen, welche mit rohen Kunsterzeugnissen und mit jezt gar nicht mehr, oder in heißeren Himmelsstrichen existirenden Thieren, unter gleichen Verhältnissen und von gleicher Beschaffenheit, wie die Knochen dieser Geschöpfe, im aufgeschwemmten Land und in den ihm gleichzeitigen Spalt- und Höhlenausfüllungen, an vielen Orten Frankreichs, auch in Deutschland, England und selbst Nordamerika angetroffen werden, alle Aufmerksamkeit, und müssen mit der Ueberlieferung von einer Erdrevolution, von der das Menschengeschlecht Zeuge gewesen, verglichen werden, einer Ueberlieferung, welche von allem Volke, vom entferntesten und rohesten bis zum sittlichsten gekannt ist. Unter die merkwürdigsten Dokumente der Art gehören die Menschenschenschädel, welche Graf Razoumowsky aus kleinen Höhlen in Oesterreich anführt und auch Bouè in unserm Rheinthale fand, und die mit fossilen großen Vierfüßern zusammenlagen. Diese Menschenschädel sind von der Raçe dieser Länder verschieden und nach der noch jezt bei wilden Völkern in entfernten Welttheilen üblichen Sitte platt gedrückt. Hier ist die Grenze, wo nur der Geolog den Geschichtsforscher zu unterstützen vermag und andere Dokumente ein Ende haben.

(Der Beschluß folgt.)

Kalkendorf.

(Fortsezung.)

Graf Karl hatte, für den Fall einer Verwundung seines Freundes, alle möglichen Vorkehrungen getroffen; doch so schlimm hatte er es nicht erwartet. Oertzen war allem Anschein nach todt. Stumm saß er neben dem Lager, worauf man den Verwundeten mit aller Sorgfalt gebettet hatte. Außer ihm und dem Arzte ward Niemand ins Zimmer gelassen; aber draußen im Vorzimmer sammelten sich immer mehr Freunde, in gespannter Unruhe den entscheidenden Augenblick erwartend. Wer beschreibt Graf Karls stille Freude, als Oertzen nach mehreren Stunden wieder die Augen aufschlug! Sobald der Leidende neu verbunden und dann in einen ruhigen Schlaf gefallen war, eilte Karl zu seiner Mutter, und von dort zur Fürstin Sophie. Diese lag bleich, in Thränen gebadet, auf dem Sopha; sie war außer sich, sie hatte Alles, was vorgegangen, und mehr noch erfahren, denn das allgemeine Gerücht sagte den Grafen todt. Als Karl sie in Betreff dieser größten Besorgniß beruhigt hatte, ergriff sie mit beiden kalten Händen seine glühenden und bat ihn um Gottes Willen, ihr offen zu sagen, ob sie sich irgend eine Schuld beizumessen habe, ob er wirklich glaube, daß Hoffnung vorhanden sey, und was in der Welt sie für ihren edlen Vertheidiger thun könne. Karl war selbst nicht weniger gerührt als sie, und zugleich entzückt über *ihre* Rührung; aber er gab sich diesen Gefühlen nicht

lange hin, sondern eilte an das Krankenbett zurück, wo er die nächste Woche zuzubringen gedachte. Am Tage saß er fast immer am Bette des Leidenden, Nachts schlief er auf dessen Divan, und wohl mochte Oertzen, nächst Gott, der treuen Freundespflege die Erhaltung seines Lebens danken. Vierzehn Tage lang konnte der Arzt keine bestimmte Hoffnung geben. In den leichtern Augenblicken lag Oertzen meist still auf seinem Kissen, nahm Kallendorfs Hand in die seinige und drückte sie leise, ohne zu sprechen. Oft konnte dieser die heißen Thränen nicht zurückhalten, und täglich fühlte er sich mehr zu dem Freunde hingezogen. In seinem Herzen mischte sich Sophiens Bild mit dem seinigen; beide hatte er ja zugleich kennen gelernt, beiden gehörten ja die heißesten Gefühle seiner Seele; denn daß er die schöne Fürstin liebe, darüber war in ihm, vielleicht auch in ihr, kein Zweifel mehr vorhanden.

Nach und nach ward Oertzens Zustand weniger bedenklich; Karl konnte ihn ruhiger und auf längere Zeit verlassen, ja jener verlangte dieß so dringend von ihm, daß er besorgen mußte, ihn durch seine Weigerung zu reizen. Die Stunden, die er ihm entzog, gehörten fast ausschließlich der Fürstin. Die gewaltsamen Begebenheiten der lezten Zeit hatten alles Fremde aus ihrem Umgange verbannt; sie waren Freunde geworden und hatten sich lieben gelernt, ohne sich's zu sagen, und auch später erfolgte keine wörtliche Erklärung einer nicht länger zu verbergenden, gegenseitigen Neigung. Oft lag Karl lange vor ihrem Sopha auf den Knien, ihre Hand zärtlich in der seinigen haltend, während er mit ihr sprach; sie ließ es geschehen, sah ihn dabei mit Blicken voll Liebe an, und dennoch nannten sie sich noch immer Freunde. Die ganze Stadt war schon voll von dem neuen Verhältnisse, und Graf Karl hätte es wohl an den gleichgültigen Mienen der jungen Damen, denen er begegnete, bemerken können, daß man ihn als vor der Hand engagirt betrachtete. Das Abspenstigmachen ist nicht Mode in der großen Welt; Jeder, auch der Unerfahrenste, weiß, daß man besser thut, eine Liebschaft austoben zu lassen und dann den ersten Augenblick der Vakanz zu benutzen, wo weit weniger gewagt und weit leichter gewonnen wird. Aber Graf Karl bemerkte nichts; das Glück der Gegenwart ließ keinen Blick in die Zukunft aufkommen.

Nach acht Wochen großer Leiden und nachhaltiger Schwäche fühlte sich Graf Oertzen endlich stark genug, um an Kallendorfs Arm den ersten Ausgang zu wagen. Er verlangte seinen Wagen und bestand darauf, gleich bis an das Plätzchen im Kastanienhain an der Donau zu fahren, wo der Zweikampf stattgefunden hatte. Er sezte sich neben Kallendorf zwischen die weichbemoosten Wurzeln eines Baumes und sagte: „Wie soll ich Dir Deine Liebe vergelten, Du treuster, bester Freund?“ — „Durch Liebe,“ antwortete dieser, innig gerührt, und sie drückten sich weinend die Hand. Der Bund war geschlossen, nicht in diesem Augenblicke, sondern durch bange, schöne Stunden vorbereitet; aber das Wort gibt erst dem Gefühle seine Weihe und stempelt es zum Gelübde. Karl konnte sich nicht länger halten; er erzählte dem Freunde Alles, was zwischen ihm und der Fürstin Salvaggio vorgefallen war, und das war — eigentlich nichts, obgleich sein Leben ihm daran zu hängen schien. Graf Oertzen lächelte und sagte: „Lieber Freund, das wußte ich Alles schon; es konnte ja gar nicht anders kommen, und Deinen Geschmack kann ich nur billigen.“ Kallendorf hätte diese kalte Antwort gewiß mit dem Freunde entzweit, wenn seine Zuneigung nicht auf so festem Grunde geruht hätte. Er erwiderte schnell: vom Geschmacke könne hier nicht die Rede seyn; seine Liebe sey rein und unwandelbar, nicht etwa auf Körperschönheit gegründet; und noch mancherlei Anderes versicherte er, was jeder junge Mann in seiner Lage so fest glaubt, daß er es beschwören könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Foote und Herr von Holtei.

Von Foote weiß man, daß er plötzlich aus Ueberdruß am Geschäfts- und gesellschaftlichen Leben zugleich Schauspieler und Schauspieldichter wurde. Er stiftete selbst sein Theater in London und unterhielt das vornehme Publikum durch witzige Lustspiele, die Geißelhiebe auf die Gesellschaft in reichem Maaße austheilten, und indem der Roué die Personen, die er aus nächstem Umgange kennen gelernt, karrikirend selbst auf den Brettern darstellte, sicherte er sich einen Erfolg, der in großen Städten dem Skandale niemals fehlt. Die Zeiten sind seitdem anders geworden. Das Theater ist nicht mehr so getrennt vom Familienleben und der höhern Gesellschaft, daß der Uebergang, wie er sonst betrachtet wurde, ein verzweifelter Sprung wäre, der alle Bande mit Ehrbarkeit, Sitte und Anstand zerreißt und eine Rückkehr unmöglich macht. Hier sind die Brücken längst gebaut, während auf der andern Seite jene kecke Lust und Kühnheit, die Karrikaturen lebender Personen auf die Bühne zu bringen, durch Sitte und Gesez beschränkt ist. Aber an Footes Unternehmen, sich ein eigenes Theater zu schaffen, Stücke zu schreiben, eigentlich ein neues Genre dafür zu erfinden und selbst darin die Hauptpartieen zu übernehmen, wird man jezt durch Herrn von Holtei's Auftreten auf dem Königsstädtischen Theater erinnert. Holtei versuchte sich, ehe er als Dichter bekannt wurde, als Schauspieler. Der junge Mann wurde bald inne, daß jugendliche Eitelkeit, ein erstes Feuer für die bedenkliche Kunst, das Studium Lessings als Dramaturgen und die Liebe für Wilhelm Meister und Hamlet, der den Komödianten predigt, noch nicht einen Schauspieler machen. In Dresden zahlte er vor ungefähr zwölf Jahren das Lehrgeld, ohne Gesell zu werden; aber fortgesezte Studien als theatralischer Dichter, Theaterbeamter, als dramatischer Vorleser, und zum die Ehe mit zwei talentvollen jungen Schauspielerinnen erhielten ihn

in naher Verbindung mit dem realen Theater. Wenn Jemand, der nicht Schauspieler ist, dieses kennt, so ist es Holtei. So reifte in ihm die Ueberzeugung, daß er doch Beruf dafür in sich trage, freilich nicht zu Liebhabern und Helden, worin er sich damals versucht, sondern zu ältern Charakterrollen, und er führte in den ersten Tagen dieses Monats einen mehrere Jahre vorbereiteten Entschluß aus, indem er wieder die Bühne betrat. In einem höchst witzigen und geistreichen Prologodrama, in dem er als Debutant sich bei einem Theaterdirektor meldet, theilte er dem Publikum das mit, was ich Ihnen hier aus seiner Lebensgeschichte erzählte. Alle möglichen Fälle hatte er mit dem Witz der Furcht voraus bedacht, und stellte sich so, gewissermaßen gegen jede Kritik gewappnet, dem Publikum entgegen. Es hat ihn theilnehmend aufgenommen, und obschon die verschiedensten Stimmen, wie natürlich, bei einem so complicirten Unternehmen laut geworden, ist doch das Resultat ein günstiges und muß ihn zum Fortfahren auf der begonnenen Bahn aufmuntern. In der That lassen sich aber auch kaum verwickeltere Bedingungen für ein erstes Debut denken. Der Dichter trat zum erstenmale als Schauspieler auf, und der Schauspieler mußte die Befangenheit eines allerersten Debuts (denn so muß es angesehen werden) mit der Angst des Dichters, der ein neues Stück produzirt, theilen, wozu noch kommt, daß Holtei's Frau als Schauspielerin in diesem Stücke beschäftigt war. Wer je die Bangigkeit empfunden, die einen Schauspieler, eine Sängerin oder selbst einen Dichter befällt, der doch nicht in Person vortritt, sondern nur in seinem Werke, wenn der Vorhang aufgeht und man sich zum erstenmale öffentlich hinstellen soll, wird zu würdigen wissen, was der Dichter Holtei zu überwinden hatte im Augenblick, wo er in der Mitte seines Lebenslaufes einen neuen Lebensweg, den bedenklichsten von allen, betrat. Freunde erwarteten, und vielleicht er selbst auch, daß er wie ein fertiger Künstler, wie ein gebornes Genie dastehen werde: eine thörigte Erwartung, die eine auch noch ausgebildetere Kunst des mündlichen Vortrags, als sie Holtei in seinen Vorträgen zeigt, und noch mehr Intelligenz nicht rechtfertigten. Man kann, wie es ungefähr in dem Prologe angedeutet ist, Alles wissen, was Lessing und Engel über die Kunst gedacht, man kann seine Stimme gebildet haben wie Fleck, sein Muskelspiel wie Garrick, und dem Blick gebieten wie Devrient; man kann sogar ein Genie seyn, und ist doch ein Stümper beim ersten Debut. Keine Kunst verlangt so ihre Studien, ihre Schule, wie die Schauspielkunst.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Die Gräfin Mays.

Aus den an die Gräfin Mays gerichteten Fragen und ihren Antworten, die freilich sehr kurz und unbestimmt waren, ergab sich, daß die Frau Gräfin zuweilen Schulden hatte, und einmal in ihrer Verlegenheit an einen der Gauner schrieb: „Mein lieber Drouillet! ich wende mich an Sie und bitte Sie, mir bis Sonnabend 200 Franken zu verschaffen, da mich ein unerbittlicher Gläubiger verfolgt u. s. w.," daß sie Bälle und Soirées gab, um sich, wie sie behauptete, die Gewogenheit und den Einfluß reicher Personen zu verschaffen, welche die Gnade des auf den Galeeren sitzenden Stephan Fossard erwirken könnten. Jener Drouillet, ein abgefeimter Schelm, wie es scheint, gestand in ihrer Gegenwart, er habe die Frau Gräfin zuweilen zweimal am Tage besucht, auch die Ehre gehabt, sie zuweilen an öffentlichen Orten zu begleiten. Man sieht hieraus, wie Vieles in einer großen Stadt wie Paris möglich ist, was in einer kleinen Provinzstadt ganz und gar nicht thunlich wäre. Die Leute aus der Provinz würden zu träumen glauben, wenn sie eine gnädige Frau Gräfin, auf deren Bälle und Soirées sie die Ehre haben eingeladen zu werden, mit einem von den Galeeren entlassenen Spitzbuben, der vielleicht gar gebrandmarkt worden ist, öffentlich und vertraulich spazieren gehen sähen; sie würden sich die Augen reiben und ein trügerisches Gaukelspiel zu sehen wähnen. Aber wie wenige Menschen in Paris wissen, daß dieses oder jenes Individuum, welches mit einer wohlgeschmückten Dame einhergeht, ein Galgenschwengel ist. Das vergangene Leben der Meisten ist für die Volksmenge ein verschlossenes Buch, und sie kann die öffentlich Auftretenden nur nach ihrem gegenwärtigen Betragen beurtheilen, das noch dazu sehr unvollkommen zur öffentlichen Kenntniß gelangt. Die Gräfin von Mays hatte doch so viel Schaam, daß sie behauptete, sie habe aus bloßer Menschenliebe gehandelt; Drouillet sey in ihren Augen ein durch seine ausgestandene Strafe gebesserter Züchtling gewesen, den sie wieder habe aufrichten wollen. Ebenso habe sie aus bloßer Barmherzigkeit den Stephan Fossard von seiner langen Galeerenstrafe zu befreien gesucht, und da er endlich entwichen sey, habe sie auf sein dringendes Ansuchen seine Gnade erwirken wollen und deßhalb Geld von ihm genommen, um die nöthigen Schritte thun zu können. Es ist Schade, daß es nicht in dem Bereiche der Geschwornen lag, Auskunft über die frühern Verhältnisse der Frau Gräfin zu diesen Gaunern zu verlangen. Es muß ein interessanter Roman zum Grunde liegen. Da die Frau Gräfin zuweilen des Geldes bedürftig zu seyn scheint, so sollte sie ihre Geschichte schreiben; ich bin überzeugt, dieselbe ist anziehender, als mancher aus der Phantasie gegriffene Roman; sie würde vielleicht auch ein nicht unwichtiger Beitrag zur Sittengeschichte der Galeerengefangenen seyn. Vor der Hand bleibt hierüber noch Manches im Dunkeln, so wie über den Diebstahl der Münzen im Antikenkabinette. Dg.

Auflösung der Geschlechts-Homonyme in Nr. 29:

Der, Die, Das Rechte.

Geschlechts-Homonymen.

Erste.

Er ein Bruder böser Galle,
Sie mit Mit ist Männerfalle,
Es, ein Paß zum letzten Graben,
Ist der Laufpaß nicht zu haben,
Kann doch Kranken Hülfe seyn;
Kindern ist es jeder Wein.

Zweite.

Er findet für den Fuß nicht statt
Im Winter, ist das Eis zu glatt;
Sie raubet, wie das Eis den Flüssen,
Dir freien Lauf, wirst barren müssen;
Es lebt und fliegt nur wenig Stunden,
Sind die verflossen, ist's verschwunden.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Februar 1833.

In der Liebe geht der Trug faſt immer noch weiter als das Mißtrauen.

Larochefoucauld.

Kallendorf.

(Fortſetzung.)

Am politiſchen Himmel hatten ſich unterdeſſen unerhörte Begebenheiten vorbereitet, über die wir dem Leſer nichts zu ſagen brauchen, als daß es die des Jahres 1813 waren, da kein Kinder- und kein Greiſenherz die Worte: Napoleon, Vaterland, Freiheit, ohne die lebhafteſte Aufregung ausſprechen hörte. Kaum war Oertzen geneſen, als er und Kallendorf beſchloſſen, der Armee zu folgen und Sieg oder Tod in der Vertheidigung der guten Sache zu ſuchen. Die Mütter und Bräute jener Zeit waren Spartanerinnen geworden, ſie gaben Schwert und Schild den Geliebten ſelbſt in die Hand und ermahnten ſie, entweder mit Lorbeern geſchmückt, oder nie heimzukehren. Am Tage vor der Abreiſe ging Graf Karl zur Fürſtin Sophie; er fand ſie voll unverholenen Schmerzes, der ihm das Zeichen ihrer Liebe war. „Wann ſehen wir uns wieder?“ fragte ſie, ihre Hand in die ſeinige legend. Er drückte dieſe an ſeine Augen, mit den Worten: „O, Sophie, gäbe es keine andere Trennung für uns, als die jetzige — dürfte ich dann auf immer zu Ihnen zurückkehren, mit wie leichtem Herzen würd' ich ſcheiden!“ — „Wollen Sie, theurer Karl,“ ſagte ſie zärtlich, „dann ſey es die lezte; ich will Ihnen ganz angehören, wenn Sie die Kraft haben, ſich über Vorurtheile hinwegzuſetzen.“ Zum erſten Mal drückte Karl ſie an ſein Herz und küßte die Thränen von ihren großen Augen. „Aber wie?“ ſagte er endlich, „Ihr Gemahl, Ihre Religion —“ — „Ich bin von Geburt eine Preußin,“ erwiderte ſie, ihren Kopf an ſeine Bruſt lehnend, „und lutheriſch erzogen, bis die grauſamſte Berechnung mich dieſem Italiener in die Arme warf und mich ſogar verleitete, meine Religion zu wechſeln. Aber noch hänge ich mit vollem Herzen an dem Glauben meiner Kindheit und werde keinen Anſtand nehmen, ihn öffentlich zu bekennen, um dadurch eine Scheidung möglich zu machen — wenn Sie ſich ſtark genug fühlen, eine Frau an Ihr Herz zu nehmen, die man hart tadeln wird.“ — „Sophie, Sophie!“ rief Karl außer ſich, „was thäte ich nicht für Dich, welches Opfer wäre mir zu theuer, Dich zu erkaufen! Ach, ich habe es nie zu hoffen gewagt; ſo dürft' ich Dich wirklich mein nennen? — Du Engel, Du Schönſte, Du Beſte, als meine Braut drücke ich Dich an meine Bruſt!“ Er ließ ſie nicht zu Worte kommen, ſein Mund ſtrömte über, wie ſein Gefühl, das er ſo lange gewaltſam zurückgedrängt hatte. Jezt aber belohnte ihn die ſüßeſte Hingebung, die zärtlichſte Gegenliebe; in den holden Zügen, in der geliebten Seele fand er den Inbegriff ſeiner Wünſche, lag jezt für ihn die ganze Zukunft, und Welt, Eltern, Alles war verloren in der ſeligen Gegenwart. In einem drei Stunden langen Geſpräche wurden nun alle Plane zur innigſten Vereinigung verabredet, alle Schritte genau beſtimmt, die dieſem wichtigſten vorangehen ſollten, und der junge Graf, die Hoffnung ſeiner braven Eltern und mancher andern zärtlichen Mutter,

verließ der schönen Fürstin Haus mit gebundenen Flügeln und zum Himmel getragenem Herzen. Dennoch war ein gewisses Etwas in ihm, das ihn die Entdeckung scheuen und selbst seiner Mutter Alles verschweigen hieß. Am nächsten Morgen verließ er, vom Segen der Eltern begleitet, die Stadt.

Graf Oertzen war schon früher aufgebrochen; doch als Adjutanten desselben Generals trafen die Freunde, nach kurzer Trennung, bei der Armee wieder zusammen, und nun konnte Karl sein theures Geheimniß nicht länger in der übervollen Brust verschließen. Oertzen störte den Strom seiner Rede nicht, und als er Alles erfahren hatte, sprach er: „Lieber Freund, schütte Dein Herz aus, so oft Du willst, das meinige wird Dir immer offen stehen; ich habe auch einen tüchtigen breiten Rücken und lasse mir allerlei aufpacken; nur verlange nicht, daß ich in Deinen Ton einstimme, denn ich bin nun einmal nicht verliebt, und überhaupt gar nicht sentimental.“

Graf Karl war jezt des Freundes Art und Weise schon gewohnt, daher dachte er nicht daran, diese Aeußerung übel zu nehmen, wohl aber die Erlaubniß zu benutzen; denn so oft sie allein waren, sprach er von seiner Sophie und immer wieder von seiner Sophie. Dieser Feldzug war unbezweifelt Kallendorfs glücklichste Lebensepoche; nach Außen die angenehmste Stellung, die Jeder ihm gönnte, im Herzen das Bild einer schönen, liebenswürdigen Frau, die ihm ganz angehörte, zur Seite ein immer heiterer Freund, der sein volles Vertrauen besaß, und vor sich die Bahn der Ehre, mit dem Bewußtseyn, das Schwert für die gerechteste, edelste Sache zu führen — was kann der Mensch sich Schöneres wünschen? Nur eins beunruhigte ihn und trübte mitunter sein Glück: das dunkle Gefühl, daß die verehrten Eltern sich mit allen Kräften wider seine Heirath stemmen würden.

Man nahte sich endlich, im Wechsel ernster und lustiger Abentheuer, am Rande des Todes das Leben noch genießend, der kaiserlichen Hauptstadt, vor deren Thoren ein heißer, blutiger Kampf manchem schönen, hoffnungsvollen Daseyn ein Ende machte, während er den Ueberlebenden eine reizende Aussicht in die nächste Zukunft öffnete. Ein berauschender Tag ist es, an welchem, nach langem Kriege voll Gräuel und Grauen, der Sieger glücklich an's Ziel gelangt. Mit welchem Enthusiasmus die Alliirten damals aufgenommen wurden, ist allbekannt; die Heere ruhten aus, wie noch nie ausgeruht worden war; denn hier wurden sie einquartirt auf dem Gipfel des Luxus und aller Verfeinerungen des Lebens. Offiziere und Soldaten schwelgten in Genüssen, die bisher nur den Reichen zugänglich waren, die sie aber, zwar ohne Geld, doch weit theurer mit ihrem und ihrer Brüder Blut bezahlt hatten. Nach wenigen Wochen brachte ein leichter Reisewagen auch Fürstin Sophie in die Arme des Geliebten, die, wie so manche schöne Fremde, das damalige Paris zu verherrlichen, ein Heer von Herzen zu zerreißen, eines zu beglücken kam. Dem glücklichen Helden ward nichts versagt, was Liebe gewähren kann, ohne daß die gänzliche Hingebung seiner Geliebten sie auch nur um ein Sandkorn auf seiner Wage hätte steigen lassen. Er wußte die Schwäche, die ihn beglückte, nicht zu tadeln und betete den holden Gegenstand seiner Liebe wie einen Engel an. Doch drang er immer zärtlicher in sie, ihre Scheidung rascher zu betreiben.

Der Sommer verschwand und mit ihm die Fremden, und im Herbst füllte sich eine andere Kaiserstadt mit aller Herrlichkeit der Welt und allen Helden der Zeit, die besiegten, versteht sich, ausgenommen. Nie ist wohl die Gastfreundschaft in einem größern Maßstabe geübt worden, als es, während des Wiener Kongresses, vom Kaiser von Oesterreich geschah. Jeder Souverän sah sich in eine Lage versezt, in welcher er keine der Bequemlichkeiten seines eigenen Hofes vermissen konnte; Wohnung, Hofstaat, Equipage, Alles war kaiserlich, Alles von jener soliden Pracht, wie sie den Festen des österreichischen Hauses stets eigen und nur möglich ist bei dem außerordentlichen Reichthum nicht nur des Kaiserhauses, sondern auch einer großen Anzahl von Privatleuten.

Ein Rosengarten unübertroffener Schönheiten war hier anzutreffen, und keine Gemäldegallerie ist reicher an Idealen, als es Wien in diesem Jahre war, wo alle Länder und Zonen ihre Beiträge geliefert hatten, um ein niegesehenes Schauspiel darzustellen. Die Krone der einheimischen Schönheiten war wohl unbestritten die wunderschöne Gräfin Z., mit dem süßen, himmlischen Gesichte einer Raphaelischen Madonna, dessen Reiz so vollkommen war, daß man den gänzlichen Mangel an Augenbrauen nicht bemerkte, oder doch nicht ersezt zu sehen wünschte, weil die unbeschreibliche Reinheit ihrer Stirne durch jede Aenderung nur hätte leiden können. — In blasser, antiker Vollkommenheit der Umrisse machte eine Engländerin ihr die Palme streitig. Die Lady C. erschien zu Anfang des Kongresses in Trauer; ein schwarzes Kleid und eine große, weiße Pelzpalatine, die sie immer trug, gaben ihrer unübertroffenen Schönheit etwas Idealisches. Ein Hals, wie ihn kein Künstler je geformt hat, trug den schönsten Kopf, mit kurz geschnittenem, schwarzem Haar, das in weichen Locken um die niedrige Stirne fiel; ihre Nasenwurzel wich im Profil in kaum bemerkbarer Linie vom Umriß der Stirne ab, und schmale, gerade, dunkle Augenbrauen schwebten über großen, weitgeschnittenen, aber von unten halbgeschlossenen blauen Augen. Kein Gedanke von Roth war auf die schneeweißen Wangen gehaucht; das Gesicht, den Hals und die schöne Brust bedeckte eine weiße Atlashaut, ohne Makel, nur durch das brennende Roth der Lippen unterbrochen. Als sie später

die Trauer ablegte und nun das schwarzseidene Gewand mit einem weißen vertauschte, durchlief ein Gemurmel des Staunens den Salon, in welchem sie zuerst erschien, die schönen Glieder von weißem Atlas umflossen und die dunkeln, nur an den Schläfen sichtbaren Locken eingeschlossen in eine rund anliegende Mütze von demselben Stoffe, mit einer Spitze auf der Stirne, die in einen großen Perltropfen endigte. Sie war unbeschreiblich schön! — Wenn auch im Detail des Gesichts minder vollkommen, doch nicht minder frappant waren die, durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnete Herzogin von S., mit dem stolzblickenden Judithkopfe auf dem fehlerlosen Körper, dessen Hände Alles übertrafen, was je ein Bildhauer geformt oder ein Maler gemalt hat, und ihre Schwester, mit Augen ohne Gleichen im feinen, römischen Gesichte, mit gelblichem Teint, aber bei Licht zauberisch.

(Die Fortsezung folgt.)

Geologische Fragmente.

(Beschluß.)

Europa, der am meisten gekannte Welttheil, ward auch am reichsten an fossilen Knochen gefunden; man ging so weit, sie, mit Ausnahme der nordsibirischen Ebene, den andern Welttheilen abzusprechen, und auf diesen vermeintlichen Mangel Hypothesen und Ansichten zu bauen. Jezt ergibt sich aber, daß nicht allein Nord- und Südamerika, sondern selbst Südasien, von dem man es am wenigsten vermuthete, an fossilen Knochen, unter ähnlichen Verhältnissen wie in Europa, reich sind. Noch mehr aber beschämt Australien, dem man allen Antheil an der Erd- und Menschengeschichte, freilich nur aus Unkenntniß, absprach. Im Innern dieses, der Entdeckungszeit nach jüngsten Welttheils fand, wie früher andere Männer in Nordamerika, Henderson Bauwerke ehemaliger Bevölkerung, und Barrow, Mitchell, Lang und Rankin das Phänomen der Knochenbreccien und Knochenhöhlen ganz wie in Europa.

Nun noch zum Schluß einige Momente aus der Geschichte der Geologie, zunächst der Versteinerungen. Die Alten schon wußten, daß Meerthierreste auf hohen Gebirgen liegen. Einer der frühesten Gesetzgeber der Indier sieht die an den Seiten eines der heiligen Berge des Himalaja in Menge hängenden Ammoniten für die Darstellung einer der Incarnationen des Wichnu an. Herodot, Strabo, Ovid und Andere erkannten Aehnlichkeiten der Versteinerungen mit lebenden Geschöpfen. Indeß erneuerte erst Bernard Paliſſy zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Ansicht, daß diese Geschöpfe, wo sie sich vorfinden, den ehemaligen Aufenthalt des Meeres anzeigen. Dieser Mann hatte dabei von der damals herrschenden Ansicht, die Versteinerungen seyen Naturspiele oder Mißgebilde, viel zu leiden. Spätere Zeiten hätten ihn darüber trösten können; denn Voltaire noch sagt, Pilger, nach Andern Affen, haben diese Reste an entlegene Stellen getragen. Fabio Colonna bekämpfte 1626 die irrigen Vorstellungen, welche seine Zeit von den Versteinerungen hatte. Steno und Ciſter sprachen schon früher, und später Blumenbach sehr richtig, Beziehungen der Versteinerungen zu den Erdschichten aus, deren Kenntniß durch Smith in England und durch Cuvier und Brongniart in Frankreich so weit gebracht worden ist. An Zweiflern an der wirklichen Natur der Versteinerungen hat es indeß nie gefehlt. Gab es doch eine Zeit, wo man selbst die Mumien Egyptens nicht für Menschen, sondern für Erdgebilde, und Vasen bei Rom für Werke der Natur und nicht der Kunst hielt. So vermeinte man auch im Alterthum und durchs Mittelalter bis in die neuere Zeit herauf, die Versteinerungen seyen nur Naturspiele, das Werk einer vis plastica oder formativa. Sachs von Lowenheim und Kircher hielten die fossilen Knochen für Mergelschlamm, mit Salpeterwasser vermischt, Fallopio fossile Elephantenzähne für erdige Concretionen, und das Collegium medicum in Gotha erklärte das 1696 ausgegrabene Elephantengerippe für ein zufälliges Thongebilde. Augustinus, Hernandez, Acosta, Torrubia, Plater u. A. geben die fossilen Knochen großer Thiere für Knochen von Riesenmenschen oder Heiligen, z. B. für den heiligen Christoph, aus. Wie aber jede Zeit neben ihrer Schattenseite, wenn auch bisweilen mehr in den Hintergrund gestellt, ihre Lichtseite hat, so suchten damals schon Männer, welche, wie Tenzel, Scheuchzer, Carl, Feyjoo, Sloane u. A., auf dem Weg der vergleichenden Osteologie wandelten, augenscheinlich zu beweisen, daß es versteinerte Thierknochen gebe. Später zeichneten sich die beiden Camper, Sömmering, Merk, Pallas u. A. durch Gründlichkeit aus. Von Niemand noch war aber dieser Weg erfolgreicher betreten worden, als von Cuvier. Ihm gebührt das Verdienst, unserm Wissen hierin sichere Stützen gegeben zu haben. Täglich mehren sich die Entdeckungen und Beschreibungen fossiler Knochen; was er beschrieb und ordnete, wird bald nur ein geringer Theil dessen seyn, was die Erde wirklich noch bewahrt, und sich kaum vergleichen lassen mit der Masse von verschiedenen Formen organischen Lebens, welche, mit unendlicher Mannigfaltigkeit ausgeprägt, die Erde seit nur relativ bestimmbarer Zeit hervorbrachte, und von der unsere Schöpfung, wie sie heute erblüht, nur einen Theil ausmacht.

So ist denn die Erdrinde wirklich ein tiefbedeutendes Naturreich, unter zahllosen Stürmen und Umwälzungen entstanden, das uns über Vergangenheit, über

Gegenwart und selbst prophetisch über Zukunft der Natur belehrt; die Formationen sind Capitel, die Schichten Blätter und die Versteinerungen darin eingeprägte Hieroglyphen, deren Entzifferung und Deutung gewiß eine angenehme Beschäftigung in Mußestunden und eine Hauptgrundlage zum Naturstudium ist; sie sollte daher auch die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten in Anspruch nehmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Herrn von Holtei's Debuts.

Holtei hat sich in seinen drei Debutrollen weder als Genie, noch als ein ausgebildeter, fertiger Schauspieler bewiesen; aber wenn Jemand, der nicht den Ruf des Herrn von Holtei hätte, sich in den drei ersten Versuchen so zeigte, würde man ihn für ein Phänomen ansehen und als glückliche Acquisition für das deutsche Theater. Allein jeder Uebergang aus einem Kunstbestreben zu einem andern hat für den, der im erstern sich einen Namen erwarb, den natürlichen Nachtheil, daß die Erwartungen gesteigert sind. Herr von Holtei hat zu kämpfen mit seinem Organ, mit seinem Körper; Hände und Füße zu gebrauchen, muß man von Neuem auf dem Theater zu lernen anfangen, und der gewöhnlichste Routinier kann darin dem Genie Lehrstunde geben; allein es gibt auch Anderes, was weder das Genie, noch die vollendetste Routine besitzt, und was nur der feinen Beobachtungsgabe, der tiefen Intelligenz und dem ächten Eifer zu lösen möglich wird. Diese feinere Charakteristik verschwindet jemehr und mehr aus den Conversationsstücken und mit ihnen vom heutigen Theater, und hier scheint sich für Herrn von Holtei ein vacantes Feld zu öffnen, das ihm auch als Schauspieler einen Namen machen kann. Freilich muß er nicht in kleinen Kunststücken die Natur und die Kunst suchen; diese und das Wiederkehren gewisser Bewegungen waren indeß nur auf Rechnung der Angst zu setzen, eher zu viel zu thun, als zu wenig. Sie ließen ihn aber auf der einen Seite fast zu theaterfest erscheinen, während sie auf der andern die lyrische Selbstthätigkeit, das Ursprüngliche, was bei Anfängern oft die Rollen verdirbt und doch nothwendig ist, vermissen ließen. Doch ist diese Lyrik, die uns mit sich fortreißt, weniger für solche Charakterrollen nothwendig, welche mehr in der Reflexion, als in Gefühlsaufwallungen ihr Fundament haben. Inneres freilich muß voraus da seyn; aber Kunstweihe gibt solchen Charakteren erst das, was errungen wird, wie die Gesellschaft erst den vollendeten Gesellschaftsmann macht. Hier steht Herrn von Holtei nichts entgegen, als die noch fehlende Uebung. In der Wahl seiner Antrittsrolle war er nicht glücklich, oder, wie denn alle Stimmen darüber einig sind, kein mißgünstiger Direktor konnte dem Debutanten eine nachtheiligere Debutrolle aussuchen, als den widerwärtig hämischen Charakter eines von aller Welt gestoßenen Bauernbildes, den er sich selbst eigends dazu gedichtet. Erst kurz vor dem Schluß wird das Publikum inne, daß es sich für diesen Bauernegoism, wie Jemand ihn nannte, interessiren muß, weil er doch im Grunde ein edler Charakter ist, der nur erst aller Folterqual bedarf, um sein besseres Innere herauszukehren; bis dahin schwankt das Gefühl, das er anregt, zwischen Ekel und Lachlust, eine Aufgabe, die kaum ein Devrient genügend zu lösen im Stande wäre. Dennoch hat das Stück „Hans Jörge," als leicht gebautes, charakteristisches Rührspiel, seine Verdienste, nur nicht zum Debut für einen Anfänger. Weit günstiger war seine Rolle im zweiten, gleichfalls neuen Stücke von ihm, einem Liederspiel: „Herr Heiter;" ein feinangelegter Charakter, ein Hypochonder, der Alles schwarz ansieht, hat die fixe Idee, immer heiter zu seyn. Das recht gute und glücklich durchgeführte Intriguenstück wäre indessen fast an einigen Längen und zu vielen Liedern gescheitert, welche letztern zu oft und in einer Art, wie man es noch nicht gewohnt ist, den Dialog unterbrechen. Holtei vermeint, mit wohlgefälligen Melodien jedem dramatischen Stoffe aufhelfen zu können; Aehnliches glaubte auch früher Robert, als er im motificirten Melodrama eine Verjüngung der veralteten Tragödie ahnte; aber so musikalisch gesinnt das deutsche Theaterpublikum auch geworden ist, Alles will es sich doch nicht absingen lassen, am wenigsten die Quintessenz des Gefühls und Witzes. Auch die Franzosen, Holtei's Muster, wissen hier zu unterscheiden, obgleich sie, die Alles leichter nehmen, auch eher absingen mögen, was für uns viel zu ernst dazu ist. Indeß mag Holtei seinen eigenen Weg gehen, und wie er das Liederspiel in Deutschland eingeführt hat, ihm auch noch ein weiteres Gebiet erobern. Nur in jenem Drama wollten die beängstigenden Situationen durchaus nicht den Aufbau durch den Gesang vertragen. Am entschiedensten glücklich war der Debutant als Wallheim in seiner Lenore. Hier unterstützte ihn seine besondere Kunst im Vortrage der beliebten Lieder, die alle zu rechter Zeit einfallen, und die Wirkung war sehr groß. Hätte Holtei nicht reussirt, so war doch immer ein eigentliches Durchfallen bei seiner Theaterkenntniß und seinen Vorstudien nicht möglich; er hätte sich immer noch durch eine Wendung herausgezogen. Aber er hat mehr Beruf entwickelt, der nur reicherer Ausbildung bedarf, mehrerer Rundung, größern Applombs, um eine fühlbare Lücke in der deutschen Theaterwelt zu füllen. Ist er ein guter Schauspieler, mit eingreifender Wirksamkeit auf einem größern Theater, so kann man bei seinem glücklichen Talente, den Augenblick zu fassen und die Gelegenheit dichterisch zu gestalten, zwar nicht die Wiedergeburt einer deutschen Nationalbühne im höhern Sinne und auch nicht jene Footesche Karrikaturkomödie erwarten, aber doch die Rückkehr einiges Lebens für irgend eine Bühne hoffen. Es steht heute so mit allen, daß sie nicht von dem leben, was für überall und alle Zeiten geschaffen wird, sondern nur von dem, was der Moment, das Bedürfniß, die Laune, die Lokalität hervorbringt. Doch auch darin mangelt es: der lebendige Odem fehlt. Da lockt jetzt auf dem Königsstädtischen Theater, Allen unbegreiflich, ein Gespräch zweier Eckensteher vor der Polizei das Publikum. Niemand begreift, worin der Zauber liegt; aber der Zauber ist da, das Haus füllt sich jeden Abend, wo der Eckensteher Nante gegeben wird, und die Mitspielenden und der Verfasser schämen sich dessen, was sie gemacht. Eine recht gute Oper von Holtei und Gläser: „der Adlershorst," mit prachtvollen Decorationen, gefällt zwar, kann aber neben jener Verbrsscene nicht aufkommen. Im königlichen Theater gastirt die bekannte schöne Schauspielerin aus München, Frl. v. Hagen, und gefällt, ohne großes Aufsehen zu machen. Man spricht von ihrem Engagement an die Stelle der Dlle. Fournier, welche, lebenslänglich engagirt, nach Wien geht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 12. Februar 1833.

Au bord de l'horizon le soleil suspendu
Regarde cette plage, autrefois florissante,
Comme un amant en deuil, qui, pleurant son amante,
Cherche encor dans ses traits l'éclat qu'ils ont perdu,
Et trouve, après la mort, sa beauté plus touchante.

Delavigne.

Navarin und Modon.

Bericht eines deutschen Reisenden.

Navarin, im December 1832.

Die beiden berühmtesten Seeschlachten, welche an Griechenlands Küsten gefochten worden sind, die von Actium und Lepanto, liefern beide Beispiele des Sieges des Westens über den Orient. Unserer Zeit war es vorbehalten, im Jahre 1827 ein drittes Beispiel zu geben. Die Schlacht von Navarino, politischen Rechtgläubigen ein Greuel, in mancher Hinsicht kaum zu entschuldigen, wird durch die traurigen Folgen, welche sie für das türkische Reich hatte und die sich namentlich in dem russischen Kriege kund gaben, so wie durch den Jubel, welchen sie bei den Freunden des wiederauflebenden Hellenenvolks erregte, immer denkwürdig bleiben. Der Name der großen Bucht, an deren Nordspitze das alte Pylos lag, ward in Folge dieses Ereignisses von Tausenden von Zungen genannt; und wenn die Anwohner dieses Küstenstrichs Messeniens einigen Grund haben zu bedauern, daß ein Theil des schönsten Hafens, den Griechenland besitzt, durch die Trümmer der zahlreichen hier versenkten türkischen Schiffe wenigstens für jezt verunreinigt und verdorben wurde, so vermögen sie doch nicht ohne Freude auf die Stelle zu blicken, wo einer ihrer mächtigsten Feinde (denn innere Zwietracht schadete und schadet dem Volke mehr, denn seine muselmännischen Unterdrücker) den Todesstoß erhielt.

Den Schiffen, welche von Italien nach der Levante bestimmt sind, und durch die zwischen Malta und Candia häufig wehenden heftigen Südwinde von ihrer Bahn ab nordwärts getrieben werden, ist diese Bucht ein willkommener und sicherer Zufluchtsort. Ihr enger Eingang zeigt sich zwischen den nackten, unwirthlichen Felseninseln Sapienza und Prodano; über ihr zur Rechten ragen, wenn man von ferne blickt, schneebedeckte Kuppen des lakonischen Pentedactylon. Die Insel Sfaggia oder Sfacteria, eine lang sich hinstreckende hohe Felsenwand, bei welcher die Athener unter Demosthenes und dem Gerber Cleon die Peloponnesier schlugen, scheidet die Bucht vom offenen Meere und läßt zwei schmale Eingänge, deren nördlicher, jezt nur Fischerbooten zugänglich, sich bei Alt-Navarin oder Zonchio befindet, der südliche bei dem jetzigen Fort, von den Griechen Neo-Castron oder Avarinos geheißen, dessen Name von Einigen für des Ptolemäus Abarmus gehalten wird, nach der Meinung des, Morea enthellenisirenden Fallmerayer aber auf Gegenwart und Wohnsitz nordischer Gäste deutet. Die Beschreibung bei Thucydides (IV. 8.) ist so genau, daß sie auch jezt noch als treffende Schilderung der Lokalität gelten kann. „Die sogenannte Insel Sfacteria, welche sich längs des Hafens erstreckt und nahe dabei liegt, macht ihn haltbar und verengt die Einfahrten, so daß auf der einen Seite (gegen Pylos) zwei Schiffe, auf der andern gegen das übrige Festland acht oder neun durchfahren können. Uebrigens war sie unbewohnt und daher mit Wald bedeckt,

unwegsam und etwa gegen fünfzehn Stadien lang.“ Ein Felsenriff erhebt sich in der Bucht, deren Tiefe an einzelnen Stellen sehr verschieden ist und die nach Norden durch einen schmalen Damm von einem Landsee geschieden wird, der süßes Wasser enthält. Um die breite Seite des Meerbusens ziehen sich waldige oder mit dichtem, niedrigen Strauchwerk bedeckte Hügel, die sich bis zu den höhern Bergmassen im Innern erstrecken und den Jagdliebhabern reiche Beute an Hasen, wilden Kaninchen, Schnepfen und Wasservögeln bieten. Das Vorgebirge, welches das Fort trägt, ist so gelegen, daß eine gut eingerichtete Batterie das Einlaufen von Schiffen gänzlich verhindern könnte; das Fort, in dessen Mauerumkreis sich die eigentliche, ehemals von den Türken bewohnte Stadt befindet, von den Venezianern erbaut, von Morosini 1686 den Türken entrissen, und von Ibrahim Pascha ohne Schwertschlag den Franzosen abgetreten, ist in einem halbruinirten Zustande und hat gegenwärtig etwa 300 Mann französischer Besatzung, nebst einigen wenigen griechischen Familien, welche die frühere türkische Einwohnerzahl, nach Pouqueville an 600, ersezt haben. Die Mauern sind zum Theil mit dem dort vorgefundenen, zum Theil mit französischem Geschütz versehen; die ehemalige Moschee ist in ein Magazin umgewandelt, und einige Gärtchen mit Citronen- und Orangenbäumen in einem verschütteten Graben deuten mehr an, daß noch Bewohner vorhanden sind, als die wenigen öden Gassen und halbverfallenen Wohnungen, wo man beinahe Niemand als einige französische Soldaten erblickt. Mehr Leben und Bewegung ist am Strande. Als die Franzosen 1828 herkamen, war nichts als ein halbes Dutzend vereinzelter Fischerhütten zu sehen: das ehemalige griechische Dorf, auf dem Abhange des Hügels gelegen, hatten die Egypter in einen Schutthaufen verwandelt. Jezt bedecken über 150 Wohnungen das Thal, das sich vom Berge St. Nicolas bis ans Meer erstreckt, bewohnt sowohl von Griechen als auch von eingewanderten Italienern, Dalmatiern, Joniern u. a., die in Sprache und Kleidung mit ihren militärischen Gästen ein buntes Gemisch bilden. Der geräumige, ein Viereck bildende Platz in der Mitte des Fleckens ist mit einem Brunnen verziert und mit Kramladen umgeben, die den Bazar ausmachen. Freilich sind die Wohnungen meist ärmlich und von Holz, freilich sind diese Kaufmannsmagazine schlecht versehen, aber sie deuten doch ein Wiederaufleben an. Wein, Oel, Honig, Feigen (namentlich die von Calamata, welche die geschäzteſten unter den griechischen sind) und Pomeranzen sind die Haupterzeugnisse des Landes und finden sich am häufigsten vor; aber den Wein verderbt man, indem man ihn in getheerte Fässer füllt, da es keine Keller gibt, um ihn aufzubewahren; das Oel versteht man eben so wenig hier als sonstwo in Griechenland ordentlich zu bereiten, und bringt deßhalb meist schlechte und höchstens mittelmäßige Sorten zu Markte, während man bei mehr Sorgfalt und Gewerbfleiß, namentlich auf den ionischen Inseln, mit dem Luccheſischen und Provencer wetteifern könnte. Zum Kauf bietet man noch außerdem griechische Mützen, deren Absatz im Lande sehr stark ist, wie sie namentlich auch in großer Menge nach der Türkei verführt werden, seit der Sultan sie statt des Turbans bei seinen Truppen eingeführt hat, wollene Gürtel und andere Wollenzeuge, meist von den Küsten der Barbarei, schwere griechische Mäntel, Bettdecken von Smyrna u. s. w. Westeuropäische Waaren, fast ausschließlich französische, haben mit den Fremden häufigern Eingang gefunden; daß man geringe Qualitäten theuer bezahlen muß, ist leicht begreiflich. Neben den Griechen haben sich ein paar französische Kaffeewirthe und Restaurateurs angesiedelt, auf den Besuch der Offiziere rechnend, welche, die Langeweile des Garnisonslebens an einem solchen Orte doppelt fühlend, ihre Zeit zu tödten suchen, was ihnen nur sehr unvollkommen zu gelingen scheint.

(Die Fortsezung folgt.)

Kallendorf.

(Fortsezung.)

Als Repräsentantinnen der nordischen Götterwelt, Freia und Herta, konnten die polnische Fürstin J. und die dänische Gräfin B. mit allem Recht betrachtet werden; und mitten unter diesen hervorragenden, seltenen Schönheiten blieb das niedlich-unregelmäßige Gesichtchen der Grafin F., mit dem Weiß und Roth der Kindheit auf den glatten Wangen und der ewigen Jugend im Ausdruck, gewiß nicht unbemerkt; was je von goldbraunem Seidenhaar geträumt und gedichtet worden, sah man an ihr verwirklicht. Aber einen ganz eigenthümlichen Kontrast gegen die schwarzen Feueraugen und stolzen Schönheiten, die fast bei jedem Schritte das Auge des Beschauers fesselten, bildete die Fürstin B., eine Russin, weiß wie der Schnee ihres Landes. Sie war unstreitig zu fett, aber weder von den runden Armen, noch von dem weichen Halse hätte man sich entschließen können, etwas hinweg zu nehmen, wenn man es auch gekonnt hätte. Durch die halbgeschlossenen Augen stahl sich der süße Blick ins Herz, ohne Feuer, aber zur Liebe freundlich einladend. Manchmal entzückte sie die Gesellschaft, die vornehmste der Welt, durch die Ausführung eines Nationaltanzes, der die Männer rasend machte. Dieser bestand in einem gemessenen Hin- und Herschleichen und einem langsamen Aufheben und Wiedersinkenlassen der schönen Arme, mit fast schläfrig gesenktem Haupte und niedergeschlagenem Blicke, Alles so lieblich in Harmlosigkeit und Indolenz gehüllt, daß Mancher, wenn auch

in andern Worten, dachte: „io perdero lo pace quanto ti svegliera.“

Die hier erwähnten Frauen konnten ungefähr für die Raphaele, die Correggios und die Tiziane der Sammlung gelten; doch außerdem war der weite Saal, das große Wien, mit unzähligen andern geschäzten und schätzenswerthen Meisterstücken zweiter Ordnung reich geschmückt, alle ins bestmögliche Licht gebracht, durch Kleidung, Beleuchtung und Gruppirung zauberisch prangend. — Mögen die Mütter mit häßlichen Töchtern sich auch noch so gern weiß machen wollen, daß Schönheit ein zweideutiges Geschenk sey, sie bleibt doch ewig eine Himmelsgabe. Verleiht doch schon ein reiches, sorgfältig angelegtes Gewand der Trägerin eine Art Würde, weil sie passen will in das Kleid, das sie trägt; wie sollte denn die Schönheit nicht zur Hebung und Veredlung der Seele beitragen, deren Kleid sie immerwährend ist, der sie ohne Aufhören zuruft: entstelle mich nicht! Es ist fast um jede schöne Gestalt eine Magie verbreitet, die ihren Schimmer gewiß auch auf die Seele wirft, und nur wenn jener Abglanz unnatürlich zurückgehalten oder gewaltsam verdunkelt wird, kann diese gemein seyn, wo der Körper edel ist. — Die vielen Feste voll Pracht und Geschmack gaben freilich eine seltene Gelegenheit zur zweckmäßigsten Schaustellung jedes Reizes. Auch unter der jungen Männerwelt waren edle Ritter und Göttergestalten in Fülle anzutreffen; gewiß blieb keine Venus ohne Mars. Der Kaiser Franz selbst interessirte sich lebhaft für die Ausführung seiner Feste, war fast immer bei den Proben der Tableaux und der kleinen Komödien gegenwärtig, lobte oder tadelte in seiner freundlich-väterlichen Art, und war ganz in Eifer, seine Hauptstadt recht zu ihrem Vortheile erscheinen zu lassen.

Eines der ersten Haupttableaux war die erste Zusammenkunft der Fürstin Maria von Burgund mit dem Kaiser Maximilian, nach einem verdienstvollen Gemälde des damaligen Hofmalers Petters. Die Herzogin von S. war Maria; das Feuer ihrer vollen schwarzen Augen erschien gedämpft im bräutlich zur Erde gewandten Blick. Ein bildschöner Mann stand ihr als Maximilian gegenüber, die Hand auf ihre Schulter gelegt. Mochte ihn das schöne Gesicht der ihm sonst ganz fremden Dame begeistern, oder glaubte er, in der Hauptprobe Maria mit dem ganzen Feuer eines verlangenden Bräutigams ansehen zu müssen; kurz, der Maler fühlte sich veranlaßt, plözlich, vor den Ohren der versammelten gekrönten Häupter, mit lauter Stimme zu rufen: „Herr Graf, etwas mehr Ehrfurcht und weniger Liebe!“ Die arme Herzogin dachte unter die Erde zu sinken vor Schaam, und die Fürstin von Salvaggio, welche als Hofdame mit im Gefolge stand, flüsterte dem Grafen Karl leise zu: „Nehmen Sie sich's zu Herzen, was der Maler sagte, der Prinz von E. hat uns in den lezten zehn Minuten nicht aus dem Auge verloren.“ Karl sah sich um, fand die Bemerkung gegründet und gab daher seinen Blicken schnell eine andere Richtung. Sie fielen auf eine Gruppe lieblicher Kinder, welche die Schleppe der Maria von Burgund trugen. Eines derselben war eine jezt verstorbene Tochter des Fürsten M., mit einem reizenden Gesicht, in welchem die Knospe hoher Schönheit, kaum aufblühend, schon wieder entblättert ward.

Fürstin Sophie war im Grunde keine Freundin solcher Darstellungen; sie hatte daher, aus Gefälligkeit, nur wenige Rollen übernommen, und im Ganzen wohl daran gethan. Ihre Art von Schönheit war mehr für die nächste Nähe berechnet; denn ihr Hauptreiz, die liebliche Beweglichkeit ihres Mienenspiels, ging in der Ferne verloren. Dennoch war sie bei allen diesen Festen zugegen, denn ihr guter Geschmack und feiner Takt machten sie zur wünschenswerthesten Rathgeberin, und die jungen Herrn ihres und noch höhern Standes horchten fast mit Andacht auf ihr Urtheil. Sie selbst ließ sich unter Anderm bereden, eine der Ritterdamen bei einem prachtvollen Carousel darzustellen. Lange berathschlagte sie mit Graf Karl, was besser sey, ihn oder einen Andern zum Ritter anzunehmen, und ward endlich, wiewohl ungern, über Lezteres mit ihm einig. Graf Oerthen war der Glückliche, dem sie ihre Hand zusagte. — Das Schauspiel dieses Carousels war unstreitig eines der imposantesten von Allen. Die große Reitschule in der Burg, bei andern Gelegenheiten auch zu Konzerten gebraucht, war mit prächtigen Teppichen rings behangen; die eine Tribüne, am schmalen Ende des Gebäudes, war für den Hof, die andere für die Ritterdamen eingerichtet; die übrigen großen Gallerien waren den Zuschauern eingeräumt, welchen es möglich gewesen war, sich Billette zu verschaffen. Die handelnden Personen waren in vier Quadrillen von verschiedenen Farben vertheilt, schwarz, roth, blau und weiß, und Alle gleich prächtig gekleidet; doch nahmen sich die Edelsteine auf dem schwarzen Sammt wohl am schönsten aus.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Taubenschüzenklubb und Bälle.

Zu dem neulich eingeschickten Berichte über die Belustigung der Engländer in Frankreich. Wetten beim Taubenschießen anzustellen, muß ich berichtigend hinzufügen, daß ihnen auch in Paris diese Belustigung nicht fehlt und daß sie hier einen Klubb gebildet haben, welcher der Pigeon-Shooting Club, das heißt der Taubenschüzenklubb genannt wird, in welchem, wie in allen englischen Klubbs, ein Comité die Angelegenheiten, nämlich Schießen, Wetten und Schmausen, leitet, und an welches sich also diejenigen zu wenden haben, die vor Begierde brennen, auffliegende Tauben todtzuschießen und dabei ein Ansehnliches zu gewinnen. Ich

gebe nun zur Belustigung der Pariser über, welche glücklicherweise die armen Tauben in Ruhe lassen, es sey denn, um sie zu verspeisen, weßhalb auf dem Geflügelmarkte beständig Hunderte, vielleicht Tausende solcher unschuldigen, lebendigen oder todten Schlachtopfer den Käufern zu Gebote stehen. Was aber den Parisern vor Allem behagt, sind Bälle. Nun hat freilich die Quotidienne den Einfall gehabt, im Namen der Legitimität den sogenannten Royalisten das Tanzen zu verbieten, so lange die Herzogin von Berry gefangen sitze. Allein ich zweifle, ob dieses legitimistische Verbot eine große Wirkung haben wird. Auch Legitimisten haben Söhne und Töchter, und diese wollen gefallen, heirathen u. s. w. Sollen sie nun der Legitimität, die der Jugend wahrlich keine Sorge macht, Alles zum Opfer bringen, sogar ihr Lieblingsvergnügen, den Tanz? Welchen Ersatz hätte die arme legitimistische Jugend dafür zu erwarten? Ist etwa auch ein Verein da, um den Töchtern der legitimistischen Familien Männer zu verschaffen? Wahrscheinlich wird sich also die Verschwörung gegen die revolutionären Bälle auf einige Familien vom alten Hofe und einige überspannten Royalisten vom alten Schrote beschränken, und die Andern werden es ihren Söhnen und Töchtern nicht zur Buße auflegen, sich den Winter hindurch einzusperren, weil sich eine abenteuerliche Prinzessin hat einsperren lassen. Zudem ist die Zahl der ächten Legitimisten auch nicht so beträchtlich, daß durch ihre Abwesenheit eine große Lücke auf den allgemeinen Bällen entstände. Bei den Bällen im Faubourg St. Germain, dem Sitze dieser Parthei, und bei denen, welche das Corps diplomatique zum Zeitvertreibe gibt, mag es anders seyn, denn auf diesen spielt besagte Parthei die Hauptrolle. Die nicht legitimistische Welt, und diese ist bei weitem die zahlreichste, ist keineswegs gesonnen, sich diesen Winter den geringsten Abbruch an ihren Belustigungen gefallen zu lassen; im Gegentheil, da während der beiden letzten Winter Handel und Gewerbe darniederlagen und man wegen der Zukunft besorgt war, wollte es mit dem Tanzen nicht recht fort; man wußte ja nicht, nach welcher Pfeife man werde tanzen müssen. Jezt aber weiß man so ziemlich, daß es nach der eigenen Weise geschehen soll; der Verkehr belebt sich wieder, die Börse gibt durch ihren Kurszettel, wie an einem Barometer, heiteres Wetter an; man hat einen glücklich beendigten Feldzug zu feiern, Alles ist guter Hoffnung, und somit hat sich auch die Tanzlust wieder eingefunden. Man war so begierig nach dem Tanze, daß die gewöhnliche Ballzeit schon im Dezember beginnen sollte und die Oper, wie auch andere Theater, den ersten Ball auf den Weihnachtsabend oder vielmehr auf Weihnachten selbst festgesezt hatte. Gegen diesen Schritt that der Minister d'Argout plötzlich Einspruch. Da man nämlich der Geistlichkeit befohlen hatte, in dieser Nacht die Kirchen geschlossen zu halten, zur Vermeidung allen Unfugs, so glaubte man, die Billigkeit erfordere es, auch die Schauspiel- und Ballsäle zu schließen. Gegen diesen Befehl ließ sich Einiges einwenden, was auch die unabhängigen Tageblätter gethan haben; allein die Polizei hat das Vorrecht, daß sie Manches thun darf, ohne gesetzlich nachzuweisen, warum sie also verfährt und nicht anders.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Böhmen, Januar.

Zweiter Brief. Das Feudalwesen.

Wie in allen von Slaven bewohnten Ländern, besteht in Böhmen das Feudalsystem. Die Besizer von großen Gütern oder Herrschaften, Obrigkeiten genannt, sind hier gleichsam kleine Souveräns. Sie haben ihre sogenannten politischen Beamten, ziehen für den Staat die Steuern auf ihren Herrschaften ein, und werden dabei, wo es nöthig ist, von militärischen Exekutoren unterstüzt. Sie haben blos an die Kreisämter zu berichten und bei diesen um Hülfe nachzusuchen, wenn es gilt, Säumige und Widersezliche zu bestrafen. Bei den Aushebungen zum Militär hängt es einzig und allein von ihnen ab, welche Rekruten sie geben oder nicht geben wollen, wenn sie nur die vorgeschriebene Zahl abliefern und die Gelieferten zum Dienste nicht gerade untauglich sind. Diese Einrichtung gewährt ihnen den Vortheil, daß sie zu männlichen Dienstboten gesunde und im Dienst sehr pünktliche Leute haben, weil sie dieselben von der Militärpflichtigkeit befreien können. Da man nun diese in den österreichischen Staaten wegen der langen Dienstzeit von vierzehn Jahren sehr scheut und es für ein besonderes Glück hält, frei davon zu seyn, so drängt man sich nach dem Dienste bei den Herrschaften, und diese haben somit die Auswahl. Die Drohung, einen Knecht ins Militär zu geben, wirkt dann mehr, wie jede andere Strafe, und macht diese Leute in hohem Grade ergeben und dienstreu. Man wird eine solche Partheilichkeit freilich tadeln wollen, aber jede Sache hat ihre zwei Seiten, und die bessere an dieser ist, daß dem Lande auf solche Weise eine Menge gesunder, mitunter schöner Männer erhalten werden, die sich nebenbei noch an Fleiß, Ordnung und Gehorsam gewöhnen, und so stets einen trefflichen Kern der Bevölkerung erhalten und fortpflanzen. Ueber die Landesinsassen steht den Herrschaften ebenfalls eine gewisse vormundschaftliche Aufsicht zu, und sie können mit Zwang und Strafe eingreifen, wo Einer oder der Andere sein Hab und Gut schlecht verwaltet, oder gar durch Liederlichkeit verschleudert.

Die gedachten Herrschaften sind von bedeutender Größe. So enthält z. B. die Herrschaft Krumenau, die größte in Böhmen, 22 deutsche Quadratmeilen, aber dabei nur eine Bevölkerung von 48,000 Menschen. Andere dagegen, wie Nachod, und mehrere am nördlichen Gebirge, enthalten auf der Quadratmeile 5 — 6000 Seelen. Zu der Verwaltung dieser Herrschaften sind eigene Behörden oder Aemter angestellt. So z. B. ist das Oberamt die erste politische Behörde, und es faßt dieses die Gerichtspflege, die Landespolizei und die oben angegebene vormundschaftliche Aufsicht über die Unterthanen in sich. Die Rechtspflege ist ziemlich vereinfacht, was daraus hervorgeht, daß auf Herrschaften von 20 — 40,000 Einwohnern nur ein Gerichtshalter ist, welcher mit einigen Schreibern seine Funktionen vollkommen versieht. Neben den genannten besteht noch das Oekonomie- und das Forstamt. Beide sind bei der Größe und Ausdehnung der Felder und Wälder von Wichtigkeit.

Wie in souveränen Staaten es außer der Ordnung ist, daß der Regent sich unmittelbar mit der Regierung befasse, so gehört es auch zu den großen Seltenheiten, daß ein böhmischer Herrschaftsbesizer seine Angelegenheiten selbst leitet. Er hat hiezu seinen Vertreter, welcher Inspektor oder auch Wirthschaftsrath heißt. Wenn ich nun hiebei noch bemerke, daß es eine Menge Kavaliere gibt, welche mehr als eine, oftmals drei und mehr Herrschaften besitzen, so kann man sich leicht einen Begriff von ihrer Wohlhabenheit machen. Was jedoch auffallen muß, ist, daß die meisten derselben in neuerer Zeit sehr herabgekommen sind. Die Ursache hievon liegt in der mitunter nicht musterhaften Verwaltung ihrer Güter. Ueberhaupt ist die Produktionsfähigkeit des Landes noch lange nicht genug in Anspruch genommen, und es liegen hier im Boden noch Schäze vergraben, die der Nation, wenn sie erst hervorgesucht werden, einen großen Reichthum sichern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Februar 1833.

Benvolio. — Folg' meinem Rath, vergiß an sie zu denken!
Romeo. — So lehre mich, das Denken zu vergessen. —
Leb wohl! vergessen lehrest du mich nie!
Benvolio. Dein Schuldner sterb' ich, glückt mir nicht die Müh'.

Shakespeare.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Damit sich der Leser einen Begriff machen könne von dem Reichthum und der Art des Kostümes, mag hier die genaue Beschreibung einer der Damen einen Platz finden. Das Gewand war, nach Art der damaligen Kleidung, vorne offen. Aechte goldene Spitzen, eine Viertelelle breit, umfaßten den Rock, während das Oberkleid mit ächten Steinen gesäumt war. Neun Reihen diamantener Ketten, jede mit einem großen Rubin befestigt, hielten dasselbe vorn über dem Unterkleide zusammen. Die kurzen Aermel waren an der Oeffnung gleichfalls mit Diamanten gesäumt; ein Rosenkranz von denselben Steinen und Rubinen hing vom Gürtel bis ans Knie hinab, und fünf der schönsten Rubinen, anderthalb Zoll lang und einen Zoll breit, waren in eine Art Krone gefaßt, von welcher der schönste weiß und goldne Schleier herabhing. Schwarze Netzhandschuhe bedeckten die Arme bis an den Ellbogen und ein weißes Schnupftüchlein, mit feinen goldnen Spitzen besezt, verbreitete köstlichen Wohlgeruch, wenn den siegenden Rittern damit zugewinkt ward. — Eine andere Dame hatte schon Steine angebracht, wo es nur immer thunlich war, und zulezt keinen Platz mehr übrig für eine große diamantene Rose, die doch unmöglich ungesehen zu Hause bleiben durfte; so ward denn in der Angst die unschuldige Rose hinten an den Gürtel befestigt, was gar manches Witzwort veranlaßte. — Das Kostüm der Herrn war dem der Damen entsprechend und jeder hatte überdieß von der seinigen eine reichgestickte Schärpe bekommen. Keiner nahm sich wohl schöner aus, als Graf Kallendorf, der eine nicht mehr jugendliche, aber stattliche Dame zu der seinigen gemacht hatte. Auch auf die Fürstin Salvalggio ward heute besonders geachtet, weil sie in der That eine der reizendsten Erscheinungen und zugleich eine seltene war. Der Prinz von X. nahte sich ihr während des Abends, so oft er konnte, und den armen Grafen Karl belohnte nur ein paar Mal ein süßer, verstohlener Blick für den Zwang, den sich beide auferlegt hatten. Er fühlte sich überhaupt nicht glücklich, wenn seine Geliebte, im reichen Kleide, von Anbetern umgeben, im Salon saß, um so glücklicher aber nach einem solchen Abende des Zwanges, wenn ihm allein die Thüre ihres Kabinets geöffnet ward, und sie hier beim leichten Abendessen in der Hingebung des traulichsten Gespräches nur ihm angehörte. Dann war er der glücklichste der Menschen, und nichts kränkte ihn, als daß die Welt noch nicht wissen durfte, wie theuer sie ihm war. Aber die Welt wußte es nur zu gut; dergleichen Verhältnisse bleiben selten oder nie verborgen, darum wird es den Leser nicht so befremden, als es ihn befremdete und schmerzte, daß er eines Abends von seinen Eltern, vom Vater mit Strenge, von der Mutter mit Thränen aufgefordert ward, offen zu erklären, was an dem Gerede sey, welches sie nicht länger ertragen könnten.

Karl nahm keinen Anſtand, ihnen Alles zu geſtehen, was er ſagen durfte, worauf die würdige Frau ihn faſt fußfällig bat, ſeiner Eltern und ſein eigenes künftiges Wohl nicht ſo gewaltſam mit Füßen zu treten. Auch der Vater war durch dieß Geſtändniß des Sohnes tief erſchüttert. „Mein Gott!“ rief er aus, „was habe ich verbrochen, daß du mich in meinem Sohne ſo hart ſtrafen willſt! Karl, wenn Du ſo an uns handelſt, wirſt Du allein Schuld ſeyn, daß ich meine grauen Haare mit Thränen ins Grab legen muß; denn das ſage ich Dir, nimmermehr werde ich die Frau als meine Schwiegertochter anerkennen!“ Es war eine ſchreckliche, herzzerreißende Scene für den armen Karl; und wenn er auch wollte, konnte er jezt noch zurücktreten, war er nicht ſogar durch ſeine Ehre gebunden? Aber in dieſer Frage, die zu bejahen ihn ſein ganzes Gefühl auf das entſchiedenſte zwang, lag zugleich ſein einziger Troſt; hätte er, nach ſeiner Anſicht, das Opfer bringen dürfen, er würde es den Eltern gebracht — und mit ihm jedem Erdenglück entſagt haben; denn er glaubte mit einer Leidenſchaft zu lieben, wie noch nie geliebt worden war, glaubte nur die Wahl zu haben zwiſchen ſeiner Vereinigung mit Sophien und einem elenden, freudenloſen Daſeyn. — Der alte Graf drang auf ſeine ſchleunige Abreiſe; allein auch dazu war Karl nicht zu bewegen, er erklärte feſt, in dieſem Augenblicke Wien um keinen Preis verlaſſen zu können, was dem Vater um ſo ſchmerzlicher war, da dringende Geſchäfte ihn und ſeine Gemahlin von dannen riefen. In acht Wochen verſprach Graf Karl nachzukommen; das war aber auch die einzige Beruhigung, die er den Eltern mit auf den Weg geben konnte und wollte. — In der heftigſten Bewegung warf er ſich am ſpäten Abend ſeinem Freunde Oertzen in die Arme. Nachdem dieſer ihn theilnehmend angehört und nach und nach durch freundliche Worte zu einiger Ruhe gebracht hatte, fuhr er fort:

„Suche Dich gegen die Schmerzen, die Deiner in der Liebe warten, zu ſtählen, denn dafür wirſt Du Deine ganze Kraft aufbieten müſſen. Deine Eltern wirſt Du durch Dein in ihren Augen ſündliches Verhältniß zur Fürſtin nur augenblicklich kränken, denn — zürne mir nicht, wenn ich Dir es ſage — ſie wird Dich nie heirathen.“ Starr, und nach und nach immer zorniger, ſah Karl ihn an und fragte endlich mit ſichtlich unterdrückter Bewegung: „Was für Urſachen kannſt Du zu einer ſolchen Vermuthung haben?“ — „Erſtens,“ erwiderte Oertzen, „weiß ich aus ſicherer Quelle, daß die Fürſtin noch keinen einzigen Schritt zu ihrer Scheidung gethan hat; und dann — ſie iſt auf dem Punkt, Dir einen Andern vorzuziehen.“ — „Von erſterem weiß ich aus ihrem Munde das Gegentheil,“ ſagte Karl, ſeinen tiefen Unwillen gewaltſam bekämpfend, „und was das Zweite anbelangt, ſo glaube ich darüber ein beſſerer Richter zu ſeyn, als Du.“ Hierauf verließ er den Freund traurig und erſchüttert, denn nach den herzloſen Worten, die er eben von ihm vernommen hatte, glaubte er ihn nicht mehr lieben zu können. Doch kehrte er noch einmal um, reichte ihm die Hand und ſagte bewegt: „Leb' wohl, Cecil! Du weiſeſt mich auf ſie allein an; ich hätte Euch gern beide geliebt.“ Oertzen, nicht minder bewegt als er, antwortete mit halb unterdrückter Stimme: „Du kommſt zu mir zurück, ſo gewiß als ich Dich über Alles liebe!“ und ging in ſein Schlafgemach. In tiefem Nachdenken verloren, blieb Graf Karl noch einige Minuten im Zimmer ſtehen, dann eilte er raſch nach Hauſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Navarin und Modon.

(Fortſetzung.)

Die Häuſer am Strande haben eine angenehme Lage; zur Bequemlichkeit der Schiffer iſt ein kleiner hölzerner Molo erbaut worden, und von einem Hügel hinter dem Orte blickt eine neue, maleriſch gelegene griechiſche Kirche mit ihren weißen Mauern freundlich herab. Viele meſſeniſche Gebirgsbewohner und einige Mainoten ſind hergezogen, und mit der Zeit kann Navarin, ſchon durch ſeine Lage beſonders begünſtigt, ein nicht bedeutungsloſer, handeltreibender Ort werden, wenn Friede und Einigkeit ihren Wohnſitz in Griechenland aufſchlagen. Bis jezt aber herrſchen überall Spaltung, Furcht und Argwohn, wobei an Gewerbthätigkeit und Vertrauen und daraus hervorgehenden Wohlſtand natürlich nicht zu denken iſt. Die Parteiungen, welche dieſes unglückliche Land zerreißen und es ſeit Capodiſtrias Ermordung beinahe völliger Anarchie preisgeben, finden in jedem einzelnen Ort Anklang und ein Nachbar fürchtet oder vermuthet in dem andern ſeinen Feind. Der Eigenthümer, dem die Greuel des Krieges ſo viel übrig gelaſſen, daß er ſich ein neues Obdach hat bauen können, bedauert nicht ſelten, ſein weniges Geld daran verwendet zu haben, und ſcheut ſich, bei der völligen Unſicherheit des Beſitzes, auch nur das Nothwendigſte ferner dafür auszugeben. Die Zwiſtigkeiten, welche die Trennung des griechiſchen Senats veranlaßt haben, ſind das Tagesgeſpräch. Die friedlich Geſinnten blicken mit Sehnſucht der Ankunft der Regentſchaft entgegen, welche man erwartet; aber Niemand verhehlt es ſich, daß es dieſer, bei den redlichſten und beſten Abſichten, und gerade zum Theil deßhalb, unendlich ſchwer werden muß, in dieſes Chaos, das von geſchäftigen Händen noch immer mehr umgewühlt wird, einige Ordnung hineinzubringen und die Gemüther zu beruhigen. Darüber iſt man einig, daß ohne eine bedeutende Truppenmaſſe, welche die unabhängigen Häupter zur Unterwerfung zwingen, und einen gefüllten Schatz, welcher der allgemein fühlbaren öffentlichen

Noth abhelfen muß, nichts Ersprießliches und Dauerndes zu vollbringen seyn werde. Jezt durchstreifen bewaffnete Haufen das Land und bestimmen nach Belieben Zölle und Abgaben. Navarin, Modon, Koron, Nauplia und Patras sind durch die französische Besatzung gesichert, Athen durch die türkische, und in lezterer Stadt — man darf es kaum sagen — soll man sich für den Augenblick wohler und zufriedener befinden, als dort, wo die Sonne der Freiheit leuchtet. Im Innern des Landes soll es desto bunter hergehen. Vor wenigen Tagen langte eine kleine Abtheilung irregulärer Truppen, von Colocotronis Banden, aus den Gebirgen hier an: meist wildaussehende Kerls, mit Pistolen und Dolch im Gürtel. In einem nahen Dörfchen forderten sie Steuern ein, hier gaben sie vor, zum Fourragiren gekommen zu seyn; die Maßregeln des Kommandanten erlaubten ihnen natürlich nicht, ihr Spiel zu treiben, und sie gingen nicht reicher nach Hause, als sie gekommen waren. Das Volk hier liebt die Franzosen, denn es wird von ihnen gefüttert, und nur durch sie ist Navarin geworden, was es in diesem Augenblick ist. Der Grieche liebt leichten Erwerb und, ungeachtet seiner Regsamkeit, Nichtsthun. Da es eben einige Feiertage gab, welche den vor Weihnachten stattfindenden Fasten vorausgehen, während welcher Fleisch, Milch, Butter und Käse untersagt sind, so war der Platz mit meistens gutgekleideten und stattlichen Männern gefüllt, welche, die Hände auf dem Rücken, rauchend oder schwatzend umhergingen oder die Kaffeehäuser füllten. Es scheint ziemlich viel Geld in dem Orte zu seyn: im bunten Gemisch französische Franks und Sous, griechische Leptas, englische Pence und russische Kopeken. Wenn die Münze in Nauplia noch besteht, in welcher Capodistrias Kupfergeld mit dem Phönix und dem Kreuze geschlagen worden ist, so könnte man einige der türkischen Geschütze hinsenden, welche man aus der Tiefe des Hafens, worin sie versenkt waren, hervorgeholt hat und noch fortwährend herauszieht.

Ich benuzte die Zeit meines Hierseyns, um einen Ausflug nach dem drittehalb Stunden entfernten Modon zu machen. Der Weg, Anfangs sehr steinig und steil, zieht sich um den schon erwähnten Berg St. Nicolas, den Aegialeus der Alten, auf dessen Spitze sich eine dem Heiligen geweihte, von zwei griechischen Mönchen bewohnte Kapelle befindet, und läuft dann eine Zeitlang an einem ziemlich schönen Aquäduct fort, der das Fort mit Trinkwasser versieht. Man hat von diesem Punkte aus (welcher bei Pouqueville in einer sehr unvollkommnen Zeichnung wiedergegeben wird) einen besonders vortheilhaften Prospekt auf das Thal und den im weiten Halbkreise sich ausdehnenden Hafen, an dessen unterem Ende auf einer Felsenkuppe die Trümmer des alten Navarin liegen, dessen Burg durch eine französische Dame, Wittwe Wilhelms de la Roche, Herrn von Caritene, erbaut wurde, als die Halbinsel noch fränkischen Edelleuten zinsbar war. Durch eine steinige, aber mit einer großen Menge wildwachsender Kräuter und Stauden aller Art überdeckte Gegend und auf einem zum Theil eisenhaltigen Boden gelangt man nun über den Gebirgsrücken auf die südliche Seite, wo sich das Land nach und nach erweitert und man, den Weg nach Koron und Kalamata, nach welchem erstern Orte man in fünf Stunden reitet, zur Linken lassend, in die Ebene von Modon hinuntersteigt. Früher war dieselbe überreich an Oelbäumen und zählte mehrere griechische Dörfer. Ibrahim Pascha, von dessen Lager man noch die Ueberreste zeigt, ließ die erstern alle niederhauen und als Brennholz brauchen, und zerstörte die leztern nebst den zahlreichen Obstgärten. Seitdem liegt der größte Theil der Ebene wüst, denn es fehlt dem verödeten Lande an Bewohnern und Ackerbauern, und man trifft auf nichts als Schaaf- und Ziegenheerden, die zwischen dem Gesteine grasen, bewacht von ihren bärtigen, in gelblich-weiße Mäntel gehüllten, bewaffneten Hirten. Vor der egyptischen Invasion mordeten, plünderten und zerstörten Griechen und Türken untereinander; nach derselben mußten die traurigen Reste der erstern meist die Flucht ergreifen, um sich vor dem Untergange zu retten; die jonischen Inseln und namentlich das fruchtbare Zante wimmelten damals von ausgewanderten Moreoten. Erst nachdem die weiße Fahne Frankreichs den Halbmond verscheucht, kehrten viele der Flüchtlinge zurück und bauten sich auf oder bei den Trümmerstätten wieder an, oder zogen in die Wohnungen ein, welche die Muselmänner verlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Bälle. Heerschau der Jahrestherbeiten.

Der polizeiliche Befehl verursachte nur einen Aufschub von zehn Tagen; denn sobald der in Paris durch das Neujahr beständig verursachte Wirrwarr vorüber war, begannen auch die Bälle, vor Allem der Opernball. Dieser hatte jedoch ein besonderes Mißgeschick; es mußte wohl der Unglücksstern der Legitimität über ihm walten. Dr. Veron, der geschickte Lenker der Opernherrlichkeiten und Freuden, hatte den Operubällen ein eigenes Gepräge aufdrücken wollen und deßhalb einen schönen Plan ausgesonnen. Es sollte nämlich zuerst ein Ballet aufgeführt werden und dann sogleich der Schauspielsaal sich in einen Tanzsaal, die zuschauende Welt in eine tanzende verwandeln. Dieß war allerliebst, und in der ersten Ballnacht war ein buntes Leben und Treiben in dem Opernsaal; denn in Paris weiß man glücklicherweise nichts von jener lästigen Etikette, die in gewissen deutschen Staaten herrschen soll, und einem untern Beamten nicht gestattet, sich über einen Oberbeamten zu stellen. Erstlich bekümmert sich hier Niemand darum, ob Jemand ein Beamter ist oder nicht, ob er von der Regierung besoldet wird oder von einem Privatmanne, ob er von dem Gelde des Staats

zehrt oder von seinem eigenen. An öffentlichen Orten ist Jedermann dem Andern gleich, und man hält sehr streng auf diese Gleichheit; wer sich ein Vorrecht anmaßen wollte, könnte dieß leicht mit einem Duelle zu bezahlen haben. Zweitens kennt Einer den Andern nicht und hat ihm daher nicht mehr als die Höflichkeit der gesitteten Welt zu erweisen. Dr. Verons Plan hatte aber dießmal die jungen Leute etwas zu sehr belebt. Sie wollten sich auf ihre Art belustigen oder zu der von Dr. Veron erfundenen Belustigungsart noch etwas von ihrer eigenen Erfindung hinzuthun. Kurz, sie dachten nicht mehr daran, daß sie in der Oper seyen, und glaubten, den Ton hier angeben zu können, wie etwa in dem Salon ihrer Eltern. Es behagte aber den Uebrigen nicht, sich ihrem Willen zu fügen. Ein Streit und starke Unordnung waren die Folgen dieser Uneinigkeit. Die bewaffneten Friedensvermittler, auch Gensd'armen genannt, kamen herbei, es wurden einige Personen nicht ohne heftigen Widerstand verhaftet und der Ball gestört. Dr. Veron, der seine Leute kennt und wohl vorhersah, daß es bei den folgenden Bällen noch viel schlimmer geben möchte, indem die jungen Leute in größerer und gedrängterer Zahl auftreten und ihren Willen durchsetzen würden, hielt es für besser, sogleich in den Zeitungen ankündigen zu lassen, er verzichte einstweilen auf den Plan seiner Maskenbälle. Dieß hatte jedoch auf die Bälle anderer Theater keinen Einfluß, und hier ging es nach wie vor sehr lustig her; ebenso in den Privatgesellschaften, und selbst Dupin, der Präsident der Deputirtenkammer, stimmt durch Deputirtenbälle in den allgemeinen Ton mit ein. Für einen ruhigen Beobachter gewährt die jetzige Gesellschaft, besonders die halb gelehrte, eine sehr unterhaltende Augenweide. So war ich neulich in einen Cirkel gerathen, worin eine Dichterin den Vorsitz führte. Hier gab es romantische Jünglinge mit Bärten und ins Gesicht fallenden Haaren, wie zur Zeit Ludwigs XII., junge Künstler mit Röcken und Westen à la Robespierre, das heißt, die aussahen, als hätten die Herrn Flügel an der Brust, um sich in höhere Regionen zu erheben; junge Damen, welche am Journal des femmes arbeiten und niedliche Verschen, auch wohl empfindsame Novellchen zu Tage fördern, und zuletzt Herrn, welche Arien und besonders Romanzen aus vollem Halse herschrieen. Kurz, es war eine bunte Gesellschaft, wie sie die jetzige Zeit hervorbringt. — Am Ende des Jahrs gab ein kleines Pariser Theater eine Heerschau der Thorheiten und Tagesneuigkeiten, welche im Laufe des Jahrs die Pariser Welt bewegt oder beschäftigt hatten. Diese dramatische Satire war nicht übel und könnte allenfalls für die Pariser Chronik auf das Jahr 1832 gelten. Es kamen da die St. Simonisten vor, über die man aber nicht mehr spassen sollte, seitdem die Gerechtigkeit so hart über die armen Narren hergefahren ist, und Ladvocat, der berüchtigte Buchhändler, der schon mehrmals die Theaterdichter beschäftigt hat, durfte nicht fehlen. Man hatte ihn als Belisarius dargestellt, welcher die Vorübergehenden um ein Almosen anspricht; das Almosen, das der buchhändlerische Belisarius verlangt, ist aber ein Kapitel für sein Livre des cent et un, das mit Hülfe einiger bekannten Schriftsteller und einiger Posaunenstöße gefälliger Journalisten bis zum neunten Bande angewachsen ist, und wohl noch einige Bände weiter gehen kann, wenn ein guter Wind auch künftig den unternehmenden Ladvocat begünstigt. Der Mann versäumt kein Mittel, um seines Unternehmens Gedeihen zu fördern. Er hat sogar eigens eine Reise nach dem Staatsgefängnisse zu Ham unternommen, um vom Exminister Peyronnet ein Kapitel zu bekommen. Er muß hier wohl legitimistische Gesinnungen eingesogen haben, denn kurz darauf wurde er vor Gericht gefordert, weil er einen vor der Justiz flüchtigen Royalisten verborgen und ihr entzogen hatte, wofür er eine leichte Geldbuße von 50 Franken erlegen mußte. Obschon nun aber so viele Schriftsteller, worunter auch die Herzogin von Abrantes, sich des armen Mannes annehmen, der nun nicht mehr ein großes Hotel bewohnt, nicht mehr Schillers und Shakespears Namen an die Außenwände setzen läßt, nicht mehr im Kabriolet herumfährt, um die im dritten Stockwerke wohnenden Schriftsteller zur Arbeit für ihn anzutreiben, nicht mehr glänzende Diners gibt, so scheint es ihm doch nicht mehr zu gelingen, sie alle bei guter Laune zu erhalten, und in diesen Tagen hatte die Herzogin von Abrantes, die ihn sonst mon cher Ladvocat oder ungefähr so nannte, einen Prozeß mit ihm, weil er die Bedingungen seines Kontrakts mit ihr nicht erfüllt und vergessen hatte, zu zahlen, wodurch also einstweilen die Memoiren ins Stocken gerathen sind. So etwas that doch Belisarius nicht, und es fehlte nun weiter nichts, um die Vergleichung ganz und gar zu vernichten, als daß auch einige der sogenannten barmherzigen Beisteurer zum Livre des cent et un ihre Zahlung durch die Vermittlung der Justiz forderten, gleichwie die Herzogin von Abrantes. Dg.

Aus Böhmen, Januar.

(Beschluß.)

Straßen und Gasthöfe.

Die Provinzialstädte haben eine Art repräsentativer Verfassung. Sie wählen sich ihren Vorsteher (Bürgermeister) aus ihrer Mitte, desgleichen auch die Repräsentanten der Bürgerschaft. Nur wird ihnen ein oder in größern Städten einige sogenannte geprüfte Räthe, d. i. Rechtsgelehrte, beigegeben, um ihre innern Angelegenheiten nach Recht und Form zu schlichten. Uebrigens stehen diese Städte, wenn sie nicht sogenannte Kameral- oder Leibgedingestädte sind, unter der Oberaufsicht der Herrschaften, müssen sich zu dem Ende auch Revisionen unterwerfen.

Eine große Annehmlichkeit findet der Reisende in Böhmen an den überaus guten Kunststraßen. In wenig Ländern trifft man sie zu jeder Zeit so vortrefflich. Und dazu kommt noch das Angenehme, daß die Zölle, welche man auf denselben zu zahlen hat, sehr gering sind. Kommt man aus Sachsen oder Schlesien nach Böhmen, so wird man in dieser Hinsicht auf das Angenehmste überrascht, denn in jenen Ländern sind die Straßenzölle mehr als dreimal so hoch, wie hier. Aber so gut man die großen Landstraßen, welche fast alle in Chausseen verwandelt sind, bergerichtet findet, so schlecht sind auch die Seiten- und Verbindungswege. Wer nie einen solchen zu Wagen passirte, der hat keinen Begriff von einem wahrhaft schlechten Wege. Indeß geschieht zu deren Verbesserung seit einiger Zeit ungemein viel, und es ist wenigstens schon die Hälfte dieser Wege in gutem und fahrbarem Zustande. Nicht wenig verleiden das Reisen auf dem Lande die Gasthöfe. Ihre schlechte Einrichtung, mit farmatischem Schmutze gewürzt, spricht eben nicht sonderlich an. Dazu kommt denn noch in den Kreisen, welche ganz böhmisch sprechen, die Unbequemlichkeit der Sprache; denn findet man auch auf den Hauptstraßen in allen Gasthöfen Wirthe, welche böhmisch und deutsch sprechen, so ist dieß doch nicht so auf den Nebenwegen. Meistentheils spielen die Hausknechte in den böhmischen Landgasthöfen für den Fremden die Hauptrolle. Sie sind es, an welche er sich ganz besonders zu halten hat, wenn er und seine Pferde gut versorgt seyn sollen, und dabei sind sie auch allemal diejenigen, welche deutsch sprechen und den Dolmetscher machen, daher der Reisende, welcher sie vernachlässigt, dieß gewiß allemal bitter bereuen wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Februar 1833.

Blau ist kein Himmel noch, kein Fels noch wild,
Grün sind noch deine Thäler, deine Auen:
Kunst, Freiheit, Ruhm sind hin, doch schön ist die Natur.

Byron.
Childe Harold.

Navarin und Modon.

(Beschluß.)

Ungefähr auf der Hälfte des Weges haben die Franzosen, welche diese früher sehr beschwerliche Straße neu gebahnt haben, ein dort fließendes Wasser in einen Brunnen geleitet, und nicht weit von da auf einer Anhöhe zur Linken einige Wohnungen errichtet, wohin im Sommer und Herbst des Jahrs 1828 ihre zahlreichen Kranken gebracht wurden, da in Folge des Bivouakirens auf freiem Felde während der glühendheißen Tage und kühlen Nächte der Gesundheitszustand der Armee zu vielen Besorgnissen Anlaß gab. Wenn man sich Modon nähert, so hat man eine reizende Aussicht auf die Bastionen der dicht am Strande liegenden Stadt, auf die niedrigen Hütten eines benachbarten griechischen Dorfes, die See und die nur von wilden Ziegen bewohnte Insel Sapienza, welche, ein aus dem Meere vereinzelt emporsteigender Punkt des Bufrasischen Gebirges und bei den Alten eine der Oenussä, blos durch eine schmale Meerenge, den sogenannten langen Hafen, vom Festlande geschieden ist. Die Festungswerke von Modon, aus der Zeit der Herrschaft des Löwen von San Marco stammend, an die eine vereinzelte Granitsäule mit einer Inschrift aus dem Mittelalter erinnert, sind noch in ziemlich gutem Zustande und mögen für die Zeit, in welcher sie gebaut wurden, bedeutend gewesen seyn; von der Seeseite her ist die Stadt unnehmbar und könnte ein sehr fester Punkt werden, wenn man die einzige Stelle, von welcher sie mit Erfolg beschossen werden kann, eine nördlich dicht bei der Hauptbastion gelegene und dieselbe beherrschende Anhöhe, mit einigen Werken versehen wollte. Auf einem die Spitze des Vorgebirges bildenden Felsen am Strande, gegen welchen, namentlich beim Süd- und Westwinde, die weißschäumenden Wellen tosend anschlagen, erhebt sich ein malerisch gelegener, drei Stockwerke hoher Thurm, sonst ein Gefängniß, jezt das Pulvermagazin, in dessen Nähe sich eine kleine, wegen der wenig geschützten Lage und des seichten Wassers nur für Boote brauchbare Bucht befindet. — Jezt liegt eine Besatzung von fünfhundert Franzosen in der Stadt. Es scheint diesen in Morea nicht sehr zu gefallen: „wären wir wieder in Frankreich!“ hört man von allen Seiten, und Offizier und Soldat berechnet schon die Monate, nach deren Verlauf er wieder den Leuchtthurm von Marseille sehen soll. „Wir sind hier besser bezahlt, als zu Hause,“ hörte ich von mehr als einem derselben, „Lebensmittel und Wein sind nicht schlecht, aber was haben wir sonst in dieser Bicoque?“ Mit diesem Namen beehrte selbst der Platzkommandant, ein alter Napoleonischer Soldat, der unter Bolivar, San Martin, Pepe, Mina und Ypsilanti gedient hatte und, wie so viele andere, durch die Julusrevolution wieder unter die dreifarbige Fahne getreten war, seine Festung. „Kein Theater, keine Weiber, keine Spaziergänge, keine Vergnügungen! Nichts als exerziren, in der Kaserne oder der Schenke liegen, und von den Griechen geprellt werden.“ — Modon, das alt-be-

rühmte Methone, dem Sie William Gell indeß nicht in dem Umkreise der jetzigen Stadt, sondern in der Nähe derselben seinen Platz anweist, was aber noch problematisch seyn dürfte, ist halb leer und verödet. Früher war es, nach dem Verhältniß der Besteurung zu urtheilen, von mehr denn 1600 Türken bewohnt; der Platzkommandant versicherte, es sey ihm unmöglich, die jetzige wirkliche Einwohnerzahl ausfindig zu machen. Die Griechen haben überdieß noch eine Vorstadt. Die einzige ordentliche Straße ist die des Bazars, welcher aber dem zu Navarin nachstehen muß. Sie ist — eine große Seltenheit — ziemlich gut gepflastert und mit Laternen versehen. Die Häuser sind meist von Stein, aber sehr elend; ich ging an einem vorbei, über dessen Thüre die Worte Hôtel garni prangten, dem aber Fensterscheiben fehlten. Mehrere Kasernen und Vorrathshäuser sind neu erbaut oder hergestellt worden. Da es eben ein Sonntag war, so herrschte in der Hauptstraße einige Regsamkeit, und die Putzliebe der Griechen kann sich selbst dann nicht verläugnen, wenn ihnen kaum das Nöthigste zum Leben übrig geblieben ist.

Der lange Krieg hat auch hier jeden Wohlstand völlig zerstört und die Bevölkerung entsetzlich verdünnt. Da jezt Niemand eigentlich weiß, wen er als Herrn und Meister im Lande zu betrachten hat, während die Partheien Collettis, Colocotronis, Petro Beys u. A. sich zanken, so ziehen die Franzosen die Abgaben ein und verwenden das Nöthige auf die Stadt, die in einem ziemlich ordentlichen Zustande ist und reinlicher gehalten wird, als man es von einem griechischen Orte erwarten sollte. Der Senat in Nauplia, die Nominalobrigkeit, erhält den Rest. Die Straßen in der Umgegend sind ziemlich sicher. — So ist der gegenwärtige öffentliche Zustand im Südwesten des alten Peloponnesus.

Rt.

Kallendorf.

(Fortsezung.)

Bei der Fürstin Salvaggio wurden unterdessen Anstalten zu einem Feste getroffen, an welchem nur wenige, ausgesuchte Freunde Theil nehmen sollten. Sie besaß in seltener Vollkommenheit das Talent der Mimik, und würde Europa entzückt haben, wenn sie eine Schauspielerin und keine Fürstin gewesen wäre. Vergebens hatte man sie gebeten, eine Vorstellung am Hofe zu geben; selbst in größern Privatgesellschaften wollte sie sich durchaus nicht dazu verstehen. Eines Abends, als Graf Karl allein bei ihr war, bat er sie, ihm ein paar ihrer Attitüden zu zeigen, was sie jedoch lächelnd abschlug, indem sie versicherte, so sey das nichts; gute Beleuchtung, etwas Kostüm und selbst einige Zuschauer seyen durchaus dazu erforderlich, wenn es ihm aber Freude mache, so wolle sie an einem der nächsten Abende seinen Wunsch erfüllen. Karl war mit dem Versprechen zufrieden und geduldete sich gern. Er selbst sollte die Liste der wenigen Zuschauer machen und wählte einen kleinen, angenehmen Kreis unter denjenigen Bekannten, von welchen er bestimmt zu wissen glaubte, daß sie zu den Verehrern der Fürstin und nicht zu dem großen Heere ihrer Gegner und Herabwürdiger gehörten. Am bestimmten Tage war der kleine Kreis am Theetische versammelt und die Fürstin wollte sich eben auf einen Augenblick entfernen, um die nöthigen Veränderungen in ihrer Toilette zu machen, als ein Wagen vorfuhr und gleich darauf ein Kammerdiener den Prinzen von X. meldete. „Das ist ein odiöses Contretemps!“ rief die Fürstin ärgerlich. „Was soll ich nun anfangen? Ich denke, ich lasse mich verleugnen.“ — „Wenn ich fragen darf,“ wandte ein ältlicher Herr ein, „warum soll denn der arme Prinz, den ein Zufall dem Glücke entgegenführt, sich desselben nicht so gut wie wir erfreuen?“ — „Nun, so —“ sagte sie zum Kammerdiener, und sich noch einmal umwendend: „Gräfin Reinberg, Graf Kallendorf, was soll ich thun? sagen Sie!“ — „Ihn annehmen,“ sagte jene. Graf Karl schwieg bescheiden, doch sein Auge sprach gleichfalls Ja.

Der Prinz trat bald verlegen ein, machte viele Entschuldigungen, falls er einen vertrauten Kreis störe, und bat die schöne Wirthin, den Gang ihrer Unterhaltung seinetwegen ja nicht zu unterbrechen, worauf sie sich lächelnd entfernte mit den Worten: „Ich gehe, die Befehle Ew. Königl. Hoheit zu erfüllen.“ Bald darauf ward die Gesellschaft in ein anstoßendes Kabinet geführt, worin zwischen zwei ausgehobenen Flügelthüren ein Gerüst errichtet war; ein Vorhang ward hinweggezogen und die Fürstin, in weißer Mousseline drapirt, stand als Flora in der Mitte eines kleinen Tempels. Sie war der schönsten Statue vergleichbar, nur daß die Farben ihres lieblichen Gesichts und der Blumen, die sie trug, die reizende Gestalt, wie durch einen Zauber, todt und lebendig zugleich erscheinen ließen. Eine kurze Bewegung, und der Schmuck der Blumen war hinweggestreift: die schönste Tochter der Niobe floh Dianens Pfeil; Stellung und Gewand ahmten das Original aufs täuschendste nach. Eine zweite Bewegung, und dem schon trunkenen Beschauer hielt Hebe die goldne Schaale hin; endlich ein Zurückwerfen des Gewandes, ein Emporheben des Blicks — und die heitere Hebe war verwandelt in die schwermüthige, sterbende Artemisia, die aufgelöste Asche ihres Gatten, als lezten Trank für sich, in derselben Schaale haltend. Der Prinz war ein Kenner. „Wahrhaftig!“ rief er lebhaft, als der Vorhang gefallen war, „so etwas habe ich nicht erwartet!“ Dann zu Graf Kallendorf gewandt, der neben ihm stand, fuhr er leise fort: „Bemerkten Sie die

Haltung der Hände? Etwas ächter Antikes ist mir nie vorgekommen; wie die feinen, schlanken Finger jedesmal die Physiognomie des Schmerzes oder der Freude an sich trugen! Denn die Hände haben auch ihre Physiognomie, so gut wie die Stirne und andere mehr beachtete Theile; es gibt deren, die unmöglich einem Genie angehören können, und andere, die einen Dummkopf wenigstens eben so sicher verrathen, als das erste Wort, das er spricht; diese Hände aber gehören der schönsten der Grazien an. Lilienrein, rosigzart und erhaben kalt, wie Marmorbände, heben sie sich gegen den Hintergrund ab. Und wie der Arm sich sanft vermindert und an die kleine Hand fügt! Wahrhaftig, das hat noch kein Bildhauer vollkommener dargestellt, als es hier lebendig zu sehen ist. Keine Ader fließt zu voll, kein Knöchelchen stört das schönste Ebenmaaß; die Hand und der Arm könnten die Welt regieren, wenn sie wollten."

Graf Karl schwebte in Todesangst, daß der Prinz das Register der Reize seiner Geliebten noch weiter ausführen möchte, und sah dem Ende des Gesprächs mit Ungeduld entgegen, als dieser wirklich fortfuhr: „Und ihre Büste—" Hier flog der Vorhang zurück und Iphigenie stand da, als Priesterin der Diana, schön und keusch, wie die Göttin selbst, in ihren weichern Augenblicken; denn die antike Ruhe der Stellung, so wie der Betonung, mit welcher sie die vollkommensten Verse deutscher Dichtkunst aussprach, ließ doch ein stilles Feuer durchfühlen. Der Prinz überströmte von lauter Bewunderung, und durch das unglücklichste Ungefähr richtete er die Aeußerungen derselben immer an Graf Karl, der sich vor Verlegenheit nicht zu lassen wußte, denn mancher sarkastische Blick der Umstehenden blieb ihm unverborgen. — Man ging in das Besuchzimmer zurück. Nach wenigen Minuten erschien auch die Fürstin wieder, jezt im weißen Hauskleide, welches der antiken Draperie als Grund gedient hatte. Sie wußte die Lobeserhebungen von ihrer Person auf die Gegenstände, die sie dargestellt hatte, von ihrem Talente auf die Kunst außer ihr so weltgeübt abzulenken, daß auch kein Fünkchen von versteckter Eitelkeit zu erspähen war. Sie behandelte sich gleichsam wie einen Marmorblock, und lobte so unbefangen als Künstlerin mit, daß keine Galanterie, keine faden Komplimente an den Genuß, den sie eben gewährt hatte, geknüpft werden konnten. Der Prinz wich nicht von ihrer Seite, und da Graf Karl auch nicht eben Lust hatte, sich fern zu halten, und sich doch nicht geradezu vordrängen konnte, so ward das Ende des Abends eine raffinirte Qual für ihn, der Eifersucht nicht unähnlich; denn das Alles absorbirende Wohlgefallen, womit die Fürstin sich von den Statuen und andern Schätzen Italiens unterhielt, ärgerte ihn heute mehr, als er sich's gestehen mochte. Endlich brach Alles auf; Graf Karl nahm gleichfalls Hut und Stock, als wollte er gehen, legte jedoch beides schnell wieder weg, als die Thüre sich hinter dem lezten Fremden geschlossen hatte. Dann schloß er Sophien leidenschaftlich in seine Arme und rief: „Wie habe ich mich martern müssen heute Abend unter all den Menschen, die nicht Du sind!" — Sie sah ihn zärtlich an und sprach: „Man sah Dir's nur zu sehr an, mein Freund; glaubst Du, mich habe minder nach Dir verlangt, als Dich nach mir? Und doch denke ich ziemlich liebenswürdig gewesen zu seyn." — „Ach, ihr Weiber!" erwiderte Karl, „ihr seyd aus anderm Stoff gemacht, als wir; ihr könnt euch verstellen, ohne daß euer Gemüth darunter leidet. Und wenn ich mir denke, welch eine Menge von Affekten heute auf Deinem süßen Gesichte gemalt waren! Wie hätte unsereins das anfangen sollen? Wir sind einmal ungeschickt." — „Und wir haben euch einmal lieb, wie ihr seyd," fiel sie ein. „Ich habe übrigens den ganzen Abend nur an Dich gedacht, und doch meine Fakultäten so zu gebrauchen gewußt, daß noch ein genügender Abfall für den langweiligen Prinzen übrig blieb." — „Langweilig hättest Du ihn gefunden?" rief Karl. „Nun, ich versichere Dich, daß er das nicht glauben kann; denn Du hast alle Deine Strahlen auf ihn scheinen lassen und kaum einen Blick für Deinen unterthänigsten Diener übrig behalten." — „Karl, Karl!" schalt sie mit aufgehobenem Finger, „Du bist wahrhaftig eifersüchtig. Glaubst Du denn, daß ich ein Herz für Jemanden habe, außer für Dich? Kannst Du es glauben? Sieh mich einmal an!" und dabei rückte sie ihm das Kinn so, daß er ihr voll ins Auge sehen mußte, und im Vollgefühle seines Glückes küßte er sie auf die schönen Augen und auf den beredten, warmen Mund. Als er ihr dann arglos des Prinzen Entzücken wiederholte, lächelte sie und sagte: „So en détail habe ich mich noch nie bewundern hören, und wenn Du meinst, ich ärgere mich darüber, so irrst Du Dich." — „O ihr Weiber!" rief er heiter aus, „was seyd ihr doch für ein frivoles Geschlecht!" — „Hast Du etwa in diesen Tagen," fragte sie, „einen Traktat über die Weiber gelesen, daß Du Dich in so allgemeinen Aeußerungen über sie expectorirst?" — „Nein," antwortete er; „aber ich studire seit einiger Zeit euer Geschlecht mit Vorliebe, und muß gestehen, daß ich auf allerlei gestoßen bin, was mich wirklich stutzen machte. Ihr seyd wahre Meisterinnen in der Verstellungskunst; Ihr thut Dinge, vor denen wir Männer nur bewundernd staunen, die wir aber nie zu erreichen hoffen können; davon habe ich erst vor wenigen Tagen ein merkwürdiges Beispiel erlebt. Unter mancherlei architektonischen Zierrathen eines Hauses ragte, unter dem Mittelfenster des zweiten Stockwerks, ein steinernes Wappenschild hervor. Die Pförtnerin, die ihren kleinen Knaben im Hause vermißt, tritt vor die Thüre und ruft:

„Heinrich!“ — „Mama,“ schallt es von oben herunter; sie richtet die Augen dahin und sieht ihr Kind in der entsetzlichsten Gefahr auf einem vorspringenden Theil des Schildes reiten, lustig mit der Peitsche knallend, als triebe es Pferde an. Ich bin gewiß, jeder Vater hätte aufgeschrieen und vielleicht eben dadurch den Sturz des Kindes veranlaßt. Die Mutter dagegen rief dem Kleinen spielend zu: „Nun ist Pferdchen müde; Heinrich muß wieder absteigen und ins Haus gehen.“ Vorsichtig stieg das Kind wieder zum Fenster hinein, ohne daß der Mutter eine Aeußerung des Schreckens entschlüpft wäre; nun aber stürzte sie leichenblaß die Treppe hinauf und mit schwankenden Knieen trug sie den Knaben in ihr Zimmer zurück. Es ist etwas Himmlisches oder etwas Höllisches in solcher Geistesgegenwart. Und habe ich nicht oft gehört, wie Du selbst in den größten Gesellschaften mit Worten spieltest, die nur ich verstand, weil sie uns in Augenblicken der zärtlichsten Hingebung entschlüpft waren, ohne daß irgend eine Veränderung in Deinen Mienen vorgegangen wäre? Ich hätte sie nur mit zitternder Stimme aussprechen können.“ — „Ja,“ sagte Sophie, „unser Geist ist voll Lug und Trug, wie der der Sklaven; das ist eine Nothwehr, zu welcher Ihr uns gezwungen und seit Generationen gebildet habt; doch unser Herz ist meistens wahr, Liebe können wir nicht heucheln; in dem Punkt wird die Klügste zur Dümmsten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Litteratur und Kunst.

Die Oberfläche des Elbstroms hat endlich von der Brühlschen Terrasse an, bis so weit man von der Brücke aus gegen den Strom sehen kann, eine feste Stellung genommen. Der anhaltend heitere Himmel, bei dem es allmählig dahin kam, verbunden mit Mangel an deckendem Schnee, gab der Elbe dießmal ganz eigentlich das Ansehen einer ungeheuern Spiegelplatte, aus welcher die Bäume und Häuser des Ufers wie aus stillem, klaren Wasser hervorschauten. Man kann denken, daß die junge schlittschuhlaufende Welt die ihr so günstige Laune der Natur nicht unbenuzt ließ. Wenn sonst der Schlittschuhlauf immer nur auf eine, durch Fischer gekehrte, so wenig lange, als breite Bahn sich beschränkt, so war dagegen dießmal die ganze Elbbreite dem frohen Jugendmuthe Preis gegeben. Ein am 13ten d. M. Abends eingetretenes Gemisch von Schnee und Regen wird aber wohl der Vorläufer einer baldigen Wiederbeschränkung jener Art seyn.

Zu den hiesigen literarischen Neuigkeiten gehört das „Landtagsblatt.“ Es scheint viel Beifall zu finden. Ein anderes, zum Theil lokales, von dem talentreichen Philippi herausgegebenes Blatt: die „Bürgerzeitung,“ hat sich seit diesem Jahre zur „konstitutionellen Staatsbürgerzeitung“ erhoben, und auf solchem Wege ohne Zweifel die Zahl seiner Leser bedeutend vermehrt. — Die Stände sind für den 21sten Januar einberufen. So viel darf man gewiß erwarten, daß es, zumal in den ersten Sitzungen, den Zuhörergallerien in beiden Kammern weit eher an Raum, als an Zuhörern mangeln wird.

An dem Denkmale des verewigten Königs Friedrich August, dessen Ausführung sich bisher immer verzögerte, scheint nunmehr desto eifriger gearbeitet zu werden. Sein Erfinder, der inzwischen als Professor der Sculptur bei der hiesigen Kunstakademie angestellte Künstler Rietschel, stellte vor Kurzem, neben einem kleinen Modelle davon, das bereits während der lezten Zeit der Kunstausstellung im vorigen Jahre zu sehen war, in dem nämlichen Lokale ein um Vieles größeres für Jedermann aus. Indessen beschränkte es sich auf die Gestalt des Königs, ohne das bedeutend große Piedestal mit den dasselbe umgebenden vier symbolischen Figuren, die Weisheit, Gerechtigkeit, Milde und Frömmigkeit darstellend. Der unvergeßliche Monarch ist in seiner lezten Lebenszeit mit treffender Aehnlichkeit abgebildet. Er sizt, diesem Alter ganz gemäß, mit gebeugtem Haupte; zur Linken hat er das Gesetzbuch, während die Rechte den Herrscherstab hält. Der Miene nach scheint eben das Heil des seiner Weisheit so viel verdankenden Landes sein Nachdenken zu beschäftigen. Mit Recht erinnert in dem gewählten Kostüm durchaus nichts an die Antike. Ueberhaupt ist von dieser, mit Ausnahme des antiken Stuhles, ganz abgesehen worden. Ein einfacher Rock, am Kragen durch Hermelin bezeichnet, bildet des Königs Gewand. Des Künstlers Hand hat die todte, starre Masse zu Fleisch und Geist und Leben umzuschaffen gewußt. Wen ich über das Kunstwerk gesprochen, hat dem Künstler seinen vollen Beifall nicht versagen können. Von hoher Trefflichkeit war die zugleich mit ausgestellte, symbolische Figur der Gerechtigkeit: eine köstliche, ganz antik gehaltene Gestalt. Welch ein schönes und doch dabei unerbittlich strenges Gesicht! — Die ehrenvollste Erwähnung verdient auch ein hier im Verlage der Arnoldschen Buchhandlung erschienenes Kupfer von Raphaels Krönung der heiligen Jungfrau von Stölzel. Es ist ein Kunstwerk im eigentlichen Sinne des Wortes, von ganz ungewöhnlicher Bedeutung. Zwei einsichtsvolle und als Kunstkenner anerkannte Männer, die Herrn von Quandt und von Rumohr, haben ihr Urtheil über das Blatt öffentlich ausgesprochen. Dergleichen musterhafte Produktionen in dieser, wenn auch durch die Lithographie keineswegs verdrängten, doch in ihrem Fortkommen mannigfach gehinderten Kunst sind wahrhaft erfreulich. Dem Vernehmen nach hat der sich hier aufhaltende, ruhmvoll bekannte Kupferstecher Steinla ebenfalls mehrere größere Werke in Arbeit. Ihr zu treffendes Erscheinen, so wie das eben erwähnte Stölzelsche Blatt gewähren zugleich den Trost, daß der mitunter nur allzu rege Sinn der Menschen für Politik dem Reiche des Schönen seine Herrschaft über die edleren Naturen noch nicht völlig entzogen hat, und hoffentlich auch nicht wird entziehen können.

Unser Theaterpublikum ist mit mehreren neuen Stücken bedacht worden; ein sogenanntes Glück aber machte keines davon. „Die Hausirer,“ eine Oper von Onslow, rühmen viele Musikkenner; doch schien das Publikum im Allgemeinen nur wenig davon erwärmt. Ein Schauspiel von Deinhardstein: „Maximilians Brautfahrt,“ zeichnet sich zwar in mancher Hinsicht vor dem Gewöhnlichen aus, doch thut es dem Stücke großen Schaden, daß die wichtigsten Vorfälle nur erzählt werden. Obschon der den Kaiser Max von der Martinswand hinweggleitende Engel der beliebten Natürlichkeit zum Opfer gebracht und in einen Hofnarren verwandelt worden ist, so wollte doch manche Länge des Stücks dadurch nicht kürzer erscheinen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Februar 1833.

Diese weichlichen Gesänge, die ich hier zusammenflocht,
Wenn sie auch die Strenge tadelt, hat's die Liebe je vermocht.

Platen.

Ajas und Indumati, eine idyllische Romanze aus dem Sanskrit, Episode aus dem achten Buche des neulich von Stenzler herausgegebenen Raghuvansa, eines epischen Gedichts von Kâlidâsa, übersezt von Fr. Rückert.

(König Ajas von Ayodhya, Raghus Sohn, ist glücklich vermählt mit Indumati, der Königstochter von Vidarbha. Die wundersame Art, wie er sie verliert und betrauert, schildert die Romanze. Die Uebersetzung ist möglichst wortgetreu. Die Verszählung der Urschrift ist beibehalten; die in der Reihe fehlenden Zahlen, wie 35. 42. u. s. w. sind absichtlich übergangene, überflüssige oder störende.)

32. Eines Tags, gedenkend seines Volkes,
Ging lustwandeln der beglückte Vater
Mit der Gattin in den offnen Gärten,
Wie in seinem Paradies Gott Indras.

33. Doch, um dem am Südmeer in Gokarna
Eingekehrten Sivas auf der Laute
Vorzuspielen, eilte durch die Lüfte
Nâradas im Sonnenpfad von Norden.

Zu 33. Nâradas, gleichsam ein bärtiger Hermes, Götterbote und Erfinder der Laute, auf welcher er jezt dem Sivas vorzuspielen geht, da dieser seinen gewöhnlichen Sitz auf den Nordbergen mit einem Lustaufenthalt am Südmeer vertauscht hat, was wohl jährlich zu einer gewissen Zeit zu geschehen pflegt.

34. Den um's Haupt des Saitenspiels geschlungnen
Kranz, geflochtnen aus unird'schen Blumen,
Raubte, sagt man, ihm der ungestüme
Wind, der gleichsam sich durchdusten wollte.

36. Alles, was die Jahrszeit an Gewächsen
Bot, mit Seimgeruchfüll' überbietend,
Nahm der Himmelskranz den schönen Platz ein
Auf der Königsliebsten Busenschwellung.

37. Einen Augenblick den holden Brüsten
Sah sie ihn gesellt nur, und ohnmächtig
Schloß des Edlen Gattin ihre Augen,
Wie bei Mondverfinstrung die Nymphäe.

38. Mit dem sinnverlassnen Leibe nieder
Fallend, zog sie mit zum Fall den Gatten.
Nicht so? mit des Tropfen Oels Verschüttung
Kommt zu Boden auch die Lampenflamme.

39. Vom Gefolg der beiden mit verwornen
Weherufen aufgescheuchte Vögel,
Nistende in Lotosbüschen, schrieen
Dort nun, wie vom gleichen Schmerz betroffen.

40. Fächlung und dergleichen hob des Fürsten
Sinnumnachtung, aber sie blieb liegen;
Denn nur da kann Rettungsanstalt frommen,
Wo vom Leben übrig ist ein Funken.

Zu 37. Die nachtblühende Wasserlilie, die sich nur am Lichte des Mondes erschließt.

41. Einer Laute, welche man von neuem
Will beziehn, glich die entseelte Schöne,
Die der ganz von Zärtlichkeit durchdrungne
Hielt umfassend im gewohnten Schooße.

43. Und er klagte laut in Thränen schluchzend,
Angestammte Festigkeit vergessend;
Selbst geglühtes Eisen muß ja schmelzen,
Was soll man von Menschenseelen sagen!

44. „Ach, wenn Blumen selber durch Berührung
Eines Leibs das Leben rauben können:
Was wird nicht zum Todeswerkzeug werden
In der Hand des feindlichen Geschickes!

45. „Oder ja, zu fällen sanftes Wesen,
Brauchet Sanftes nur der Lebensender;
Dessen Beispiel sah ich eine Lilie
Jüngst an Reifbeträufelung verscheiden.

46. „Oder ja, um meines Unglücks willen
Ward von Gott gebildet dieser Blitzstrahl,
Daß von ihm nicht ward der Baum zerschmettert,
Nur die Ranke, die an ihn sich schmiegte.

47. „Die du, selber wo ich dich gekränket,
Lange Zeit auf mich nicht zürnen mochtest:
Wie auf einmal mich nun, den Unschuld'gen,
Achtest du nicht würdig anzureden?

48. „Lächelklare! wohl für einen Unhold,
Einen falschen Freund mußt du mich halten,
Daß du auf Niewiederkehr zur andern
Welt von hier gingst, sonder Abschiednahme!

49. „Hatt' es doch, Geliebte, dich begleitet,
Was ist's ohne dich zurückgekommen?
Tragen mag es nun, mein übles Leben,
All' die Qualen, die es selbst verschuldet!

50. „Hier auf deiner Wange steht des Schweißes
Perle noch, erzeugt von Liebeslustkampf,
Und du selber bist in dir zergangen;
O Hinfälligkeit der Leibbegabten!

52. „Deine blumdurchflochtenen, gekrausten,
Bienenschwarme gleichen Locken regend,
Täuscht, o Zartgegliederte, der Windhauch
Mein Gemüth mit deiner Umkehr Hoffnung.

53. „Liebste! möchtest du durch dein Erwachen
Also meinen Kummer schnell zerstreuen,
Wie durch ihren Glanz bei Nacht die Pflanze
Im Gebirg Himálaya's das Dunkel!

Zu 53. Die Erscheinung des nächtlichen Glanzausstrahlens gewisser Jahrespflanzen wird häufig von den indischen Dichtern erwähnt und dann immer, wie hier, an das nördliche Schneegebirg versezt.

54. „Aber mich betrübt dein haarumfloßnes
Angesicht mit dem verstummten Munde,
Gleich dem nächtlich eingeschlafnen Lotos,
Wenn in ihm nicht mehr die Biene summet.

56. „Die sogar ein Bett aus frischen Blumen
Mag verletzen, deine zarten Glieder,
Sage, wie sie es ertragen sollen,
Holder Leib, den Holzstoß zu besteigen!

57. „O, zum Nichterwachen eingeschlafen,
Deines Leibs Vertrautester, dein Gürtel,
Tonlos, weil dein reger Gang nun ruhet,
Dir aus Kummer scheint er nachgestorben.

58. „Deinen sanften Laut in Kukulsweibchen,
Deinen trunken matten Gang in Schwanen,
Deinen schwanken Blick in Reben, deine
Flatterung in windbewegten Ranken,

59. „Diese Eigenschaften hinterlegtest
Du, beim Himmelsfluge mich bedenkend;
Aber nicht mein Herz, von deiner Trennung
Kummerschwer, vermögen sie zu stützen.

61. „Wenn von deiner Anmuth nun befruchtet,
Der Asokabaum wird Blüthen bringen,
Dir bestimmt zum Lockenschmuck, wie soll ich
Dir zur Grabbekränzung sie verwenden?

63. „Aus Bakulablumen, welche duften
Wie dein Odem, eine Scherzkett' hast du
Halb mit mir geschlungen, nicht vollendet,
Und nun, Himmelssängerkehle, schläfst du!

64. „Freundinnen, die Lust und Leiden theilen,
Und ein Sohn, dem Mond im Wachsen ähnlich;
Und ich selbst dir einzig hold, und gleichwohl
Fest beharrest du bei deinem Vorsatz.

65. „Unterging Genuß, dahin Vergnügen,
Der Gesang verstummt, der Lenz ist festlos,
Und des Schmuckes Anlaß ist benommen,
Einsam nun geworden ist mein Lager.

66. „Weib, geheimer Rath, vertraute Freundin,
Liebe Schülerin in süßer Tonkunst,
Mir geraubt vom mitleidlosen Tode,
Du, o sage, was mir nicht geraubt sey!“

(Der Beschluß folgt.)

Zu 57. Der mit Gold und Gestein besezte, im Gehen klingende Gürtel.

Zu 58. Der weibliche Kokila, die dortige Nachtigall, hier, wie gewöhnlich Anyabhritá genannt, d. i. die von andern genährte, im fremden Nest anferzogene.

Zu 61. Der Asokabaum blüht, wenn ihn ein Frauenfuß berührt.

Zu 63. Der Bakula blüht, wenn ihn Frauenodem berührt.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

„Ich wollte doch, Ihr wäret Alle ein wenig dümmer," entgegnete Karl, und Gott weiß durch welchen Ideengang, fiel ihm jezt auf einmal Oertzen ein und die Scheidungsangelegenheit. Es ward ihm nicht schwer, diese zur Sprache zu bringen. Die Fürstin meinte: „Bist Du so eilig, die schönen Tage enden zu sehen, die uns jezt blühen? — Lieb' ich Dich nicht, liebst Du mich nicht? und das süße Geheimniß, das unser Verhältniß umhüllt, reizt es Dich nicht?" — „Mich? nein wahrlich nicht!" rief er aus. „Mit Ehren möcht' ich Dich besitzen, meine Sophie; und wenn die Welt unser Verhältniß für rein hält, so kann es mich nur schmerzen, daß wir sie hintergehen." — „O! das ist hart," weinte Sophie. „So muß derjenige, für den wir Alles thun, dem wir Alles opfern, der Erste seyn, der den Stein auf uns armen Weiber wirft! — Geh! geh! ich hab' es wohl verstanden, daß ich deine Achtung verloren habe; geh! erzähle der Welt meine Schwäche, und tröste Dich bei einer Besseren." — Es mag sonderbar erscheinen, doch Karl blieb dießmal ruhig bei ihren Thränen. Fast scherzend erwiederte er: „Daß ich nicht Dich verlassen, daß ich vielmehr mich ewig an Dich binden will, das könnte mir diesen Ausfall wohl erspart haben; doch komm, laß uns nicht streiten, sondern gieb mir Deine Hand, von der der Prinz nicht wußte, daß sie mein sey, daß ich sie in meiner großen, ungeschickten begraben darf." — So war die Versöhnung im Reinen, und das verführerische Finden und Sichzuerkennengeben, unter der Larve des gesellschaftlichen Lebens, dauerte fort. Doch wenige Tage später, als Graf Karl, wir wissen nicht weßhalb, des Morgens zu ungewohnter Stunde seine Geliebte besuchen wollte, ward ihm durch den Portier die nicht weniger ungewohnte Meldung, sie sey nicht zu Hause, während zufällig in demselben Augenblicke die Pforte sich öffnet und ein Hofwagen herausfährt, aus dessen Fenster der hübsche Kopf des Prinzen ihm gnädig zuwinkt. — Er ärgerte sich, daß ihm das Blut in den Kopf stieg, und anstatt der Pantomime des nun willfährigen Pförtners zu folgen, eilte er nach Hause.

Als er am folgenden Morgen so früh wie möglich zu ihr eilte — fast beschämt, wie er sein gestriges Ausbleiben entschuldigen sollte — fand er sie weich, traurig, an Kopfweh leidend, und deßhalb nur um so lieblicher; und als sie nun fragte, weßhalb er nicht gekommen sey, und, ohne seine Antwort abzuwarten, hinzusezte, sie habe es tief empfunden, der Tag sey ihr recht leer gewesen; da wollte Karl sich selber abläugnen, daß er gestern eifersüchtig gewesen, so wenig konnte er's heute begreifen. Auch mochte er von der Scheidungsangelegenheit, die er durchaus in dieser Zeit auf's Reine bringen wollte, jezt nicht sprechen, und freute sich deßhalb, als Sophie ihm mit freundlicher, fast heiterer Miene erzählte, daß eine längst projektirte, große Schlittenfahrt, die bisher wegen gänzlichen Mangels an Schnee unterbleiben mußte, jezt endlich, dem Himmel zum Trotz, auf trocknem Boden vor sich gehen solle. Lustig fragte er: „darf ich Dich führen, Sophie?" „Unmöglich, theuerster Karl," erwiederte sie, „was würde man davon nicht Alles zu sprechen haben!" „Das wüßte ich eben nicht," sagte er; „bei keiner einzigen Gelegenheit habe ich mich öffentlich an Dich angeschlossen; dießmal könntest Du mir den Gefallen wohl thun." „Ich will mir's überlegen," antwortete sie abbrechend, „heute quäle mich nicht; Du weißt, ich habe Kopfweh."

Verstimmt ging Karl zu Oertzen, bei dem er essen sollte, nannte jedoch die Fürstin nicht, sondern sprach nur von Gegenständen, die seinem Herzen weniger nahe lagen. „Da fährt der König von . . . in die .... straße," sagte dieser, am Fenster stehend; „gewiß mit hochklopfendem Herzen, denn ich wette, er besucht seine Dame. Komisch ist es doch, wie hier jeder Herkules nach einer Omphale gesucht und — wie bald er sie gefunden hat. Alle Herrscher haben bereits ihre Herrscherinnen, und die Prinzen wollen ihnen nicht nachstehen." Dann gingen sie miteinander die kleinen Herzenssachen der großen Herren der Reihe nach durch, diesem Glück wünschend, weil er sich an eine Gefällige gewandt, jenem Trost, weil er sein Herz an eine Spröde gehängt hatte. „Apropos," sagte Oertzen, „wen führst du bei der Schlittenfahrt?" „Ich denke, die Fürstin Sophie," antwortete Karl erröthend. „Da denkst du falsch," versezte Oertzen, „denn sie ist schon seit einigen Tagen mit dem Prinzen von X. engagirt." „Woher weißt du das?" fragte Karl hastig. „Von ihm selbst," war die Antwort. — Karl schwieg und verbiß seinen Unmuth. Abends ging er in's Theater, traf dort die Geliebte und begleitete sie nach Hause. Das Theater mußte wohl die Kopfschmerzen verschlimmert haben, denn sie war befangen und wortkarg, sah ihm manchmal lange und wehmüthig ins Auge und bat ihn endlich — sie allein zu lassen. Er ging, aber es war Etwas in den Vorgängen der lezten Tage, und namentlich in ihrem eigenen Benehmen, was ihn unaussprechlich beunruhigte. Er schlich die Straße hinab und sah schmerzlich in die Winternacht, als auf einmal ein großer Mann ihm begegnete, dessen Gestalt in einen Mantel gehüllt und dessen Gesicht nur undeutlich von dem schwachen Strahl einer fernen Lampe erhellt war; Graf Karl konnte die Züge nicht erkennen und fühlte sich dennoch bei dem Anblick durch und durch aufgeregt. Er wandte sich um und ging dem Fremden langsam nach, und als dieser vor dem Hause der Fürstin stille stand und sich umsah, benuzte er den Augenblick, ging rasch an ihm vorbei und zog höflich den Hut. „Ah, guten Abend,

Graf Kallendorf!“ rief ihm der Prinz verlegen zu; „wohin so spät?“ — „Nach Hause, Ew. Königl. Hoheit!“ erwiderte dieser und eilte weiter, blieb aber an der nächsten Ecke stehen, um den Prinzen zu beobachten, und mußte nun sehen, wie derselbe, nach vorsichtigem Umherspähen, an des Pförtners Fenster klopfte und sogleich eingelassen ward. Fast besinnungslos stürzte er zu Oertzen und warf sich, wie ein Kind weinend, in des Freundes Arme. — Das hatte er nicht verdient! — Noch einmal wollte er der Hoffnung Raum geben, sie sey unschuldig, irgend ein anderes Abentheuer habe den Prinzen in das von Mehreren bewohnte Haus gelockt. Da ergriff Oertzen seine Hand und sprach: „Armer Karl! die Kur war herbe, aber sicher. Jezt muß ich Dir übrigens sagen: das Verhältniß mit dem Prinzen ist nicht von heute; schon an dem Abend, als sie die Tableaux in ihrem Kabinet darstellte, war es ein abgekartetes Spiel, daß der Prinz kam; nicht für Dich, für ihn wurden sie gegeben; Du mußtest nur zum Vorwand dienen. Sieh, ich ließ Dich gewähren, weil ich wußte, wie schwer es sey, Dich durch Worte zu überzeugen, weil ich hoffte, daß Du so den Schmerz eines Augenblicks durch die heilsamste Erfahrung belohnt sehen würdest, und weil ich fest überzeugt war, daß sie, wenn auch die Gesetze sie wieder frei machten, Dich doch nie heirathen würde. Glaube es — nicht mir, denn ich bin weder erfahrener, noch klüger, wenn auch etwas kälter, als Du — aber glaube es vielen gewitzigten Menschen: eine Frau hat nie einen schlechten Ruf unverdient, es ist immer etwas daran.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Januar 1833.

Vom Entwicklungsgang der Zeit in Beziehung auf dramatische Poesie.

Bei meiner lezten Besprechung der Oper habe ich schon so Manches berührt, was heute seine wiederholte Anwendung finden wird, wo ich von den rezitirenden Darstellungen unserer Bühne im vergangenen Jahre reden will. — ich meine die Stellung der Intendanz als leitende Behörde einer Kunstanstalt dem Publikum gegenüber, und die Grenzen des von diesem leztern ausgehenden Einflusses. Um auf meinem Standpunkte nicht mißverstanden zu werden, finde ich einige einleitende Bemerkungen nöthig.

Ich gestehe, daß die Aufgabe eines Nationaltheaters in einer großen Hauptstadt eine ganz andere seyn muß, als die des Hoftheaters einer kleinen Residenz, herrührend von ihrer verschiedenen Stellung zum Publikum. Jenes steht im Sold und in der Gewalt der Menge; dort, bei dem Ueberfluß von Theatern, deren jedes auf den Untergang des andern denkt und arbeitet, fallen bei jedem Zischen der Zuschauer die Aktien der Unternehmer, und das zu vermeiden, dahin zielen alle Anstrengungen; dort ist die Entrepriſe eines Theaters eine kaufmännische Geldspekulation, dort ist der Einfluß der Zuschauer unbedingt und gebietend, und dort ist es gut, daß es so ist; nicht so hier. Wer auch nicht viel vom Zeitgeist und der Stimme des Volkes und dem Ausdruck der Allgemeinheit hören will, wird doch anerkennen, daß große Umgestaltungen, weltverändernde Ereignisse, neue reichhaltige Entwikelungen nicht par ordre du Mufti geschehen zum Erstaunen der überraschten Welt, sondern daß die vorbereitenden Ideen nach und nach im Volke erwachen, sich verbreiten, endlich fest Wurzel fassen, sey es durch seine Wortführer geweckt, oder aus ihm selbst entstanden, daß diese sich entwickeln als Wunsch, als Forderung, endlich als Nothwendigkeit, und dann auch sicher ins Leben treten, allmählig oder im Sturme. Diese Wortführer sind dann nur die kühnsten, oder die geistreichsten, oder die ehrgeizigsten. Dieses Volk, das ich hier meine, ist aber nicht das Volk einer Stadt, noch selbst immer eines Landes, dessen Stimme oft trügerisch, irregeleitet, in Vorurtheilen gezeugt ist, sondern es ist der Ausspruch der Bildung, wo sie am weitesten gediehen ist, die Summe der moralischen und intellektuellen Bildung aller Nationen, die Quintessenz ihres Wissens und Könnens, wenn sie aus dem ausschließlichen Besitz der wenigen Auserwählten auf die größere Anzahl übergeht und umfassendere Anerkennung genießt. Diese Gewalt schreitet unaufhaltsamen Schrittes über die Erde hin, und keine menschliche Macht ist im Stande, sie zurückzutreiben; zum höchsten haltet ihr sie auf, aber bald erwacht sie zu schnellem Wandern, und unerbittlich tritt sie die hemmenden Kräfte zu Boden wie Halme, und reißt die Widerstrebenden mit sich fort wie Flugsand. Dieß ist der allgemeine Gang zur Vervollkommnung im politischen Leben der Staaten, wie im Treiben der Kunst und Industrie, der Gang der Geschichte. Nur der Mensch geht dem Tode entgegen, die Menschheit der Vollkommenheit. Denselben Gang gehen die Künste. Manchmal sollte man glauben, hier, wie in andern Zweigen, Rückschritte zu bemerken, doch sie sind nur scheinbar. Es ist wahr, die Raphaele, die Dürer, die Rubens sind ausgestorben, aber ihre Kunst ging nicht verloren; können wir sie auch nicht nachahmen, so können wir sie doch begreifen; ihre Kunstwerke sind Gemeingut geworden, und stehen sie auch als die ersten da, so ist eben dieß Urtheil Zeuge, daß die Malerei nicht gesunken ist. Die Poesie sinkt nicht, wenn auch nicht jedes Lustrum einen Schiller gebiert, sie fände, wenn ein — dieser oder jener — mehr gälte als ein Goethe, ein Kotzebue mehr als ein Shakespeare. Die Länder der Bildung müssen ihre Eile mäßigen und die andern erwarten, die noch viele Stufen zu jener Höhe zu erklimmen haben und doch auch zur Allgemeinheit gehören. — Der Entwicklungsgang der Poesie ist zweierlei. Der Dichter, auf gleicher Stufe mit seinem Volke, erfaßt dessen Leben, dessen Sinn, dessen Geschmack und Neigungen, und giebt ihm in der Dichtung wieder, was es ihm im Leben gegeben; er ist à la hauteur du siècle. Der andere, das Genie, ahnt die höhern Räume über sich, die erst künftigen Generationen sich erschließen sollen, er erlauscht ihre Geheimnisse in der eignen Brust, er glüht von prophetischem Feuer, und in seiner Begeisterung dem Jahrhundert vorgreifend, ist er größer, als seine Zeit, und oft erst seine Enkel lernen ihn verstehen. Die Bühnendichtung, die dramatische Poesie kann sich dem allgemeinen Entwicklungsgange nicht entziehen, sie kann nicht still stehen, wo Alles um sie her im Fortschreiten begriffen ist; nirgends ist der Schrei nach Neuheit begründeter und gebieterischer, als hier, und der Lorbeer der alten Koryphäen der Bühne ist oft in Gefahr, zu welken, oder muß sich doch bequemen, für Neulinge und Abkömmlinge Ableger herzugeben. Die Infallibilität der Racine und Moliere hat schon gewankt, und Iffland und Kotzebue lassen die Augen trocken und das Zwergfell ruhig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Februar 1833.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Schleppt er des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht.

Goethe.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Graf Karl ließ Oertzen ruhig reden; er sah starr vor sich hin, kaute am Knopfe seines Stockes und schien nicht geneigt, seinem Herzen in Worten Luft zu machen. Nur einmal, nach langer Pause, rief er mit herzzerschneidendem Tone: „Ich möchte sterben!“ — „Guter Karl,“ sagte Oertzen sanft und faßte seine beiden Hände. „Du siehst es mir an, wie ich mit Dir leide; aber zugleich danke ich Gott für Deine Rettung. Mache Dich jezt los von hier, so schnell Du kannst; im März folge ich Dir, wo Du auch seyn magst. Was meinst Du, willst Du vielleicht zu Deinen Eltern gehen?“ — „Nein!“ fuhr Karl auf, „dahin am wenigsten, sie haben Sophiens Zauber nie empfunden!“ — „Du solltest reisen,“ rieth Oertzen. „Lasse Dich als Kurier irgendwohin schicken, dazu ist jezt immer Gelegenheit; es hat überdieß durchaus nichts Auffallendes und reißt Dich doch aus dem Kreise, in welchem Du hier gefesselt bist, hinaus.“

Dieser Gedanke gefiel Kallendorf. Oertzen versprach, Alles zu besorgen, und schon nach zwei Tagen hatte jener die Wahl zwischen Italien und England; aber er wollte nicht wählen, er gab sich willenlos dem Freunde hin. Dieser entschied für England; „denn,“ sagte er, „in Italien ist zu viel Nahrung für die Schwäche Deines Herzens; dort ist Alles Erinnerung, Alles auf die Vergangenheit hinweisend; Kunst und Natur sind dort erhitzend und erschlaffend zugleich; die äußere Poesie des Landes und des Himmels ruft die ganze Poesie des Innern hervor, und was ist diese anders als Liebe, entweder das Sehnen darnach, oder die Erinnerung daran? Nein, nach England mußt Du gehen; da wird der Anblick des Landes und des Lebens die Freiheit der Seele, die Vernunft, gewaltig in Dir anregen, da wird die nette Vollendung jedes einzelnen Gegenstandes des täglichen Lebens, klein oder groß, wichtig oder unwichtig, Dich von schwermüthigen Grübeleien abhalten, Dich unwiderstehlich der heitern Außenwelt zuführen.“

Am folgenden Tage schon saß Kallendorf im einsamen Postwagen, durchflog in rascher Eile Deutschland und Frankreich und schiffte von dort hinüber in das Eiland, das uns damals noch als eine halbe Feenwelt erschien, das aber seitdem der lebhafte Verkehr uns näher gerückt hat.

Mit einem Gemisch von Schmerz und Erleichterung erfuhr die Fürstin von Salvaggio seine Abreise; denn seine Gegenwart war ihr in der lezten Zeit zu peinlich gewesen, um sie länger wünschenswerth zu finden. Nur in edleren Naturen folgt der Liebe stets ein verwandtes Gefühl, weit ruhiger als sie und doch zärtlicher als Freundschaft, ein Wohlwollen, dem ein wehmüthiges Sehnen, wie nach einem geliebten Gestorbenen, beigemischt ist. Bei Fürstin Sophie war es nicht ihr Herz, sondern ihre Eitelkeit, was sie von Graf Karl getrennt hatte.

Wie aber der Prinz, der sie ihm raubte, eigentlich beschaffen war, davon wissen wir nicht viel mehr, als von irgend einem fernen Planeten; denn eben die Entfernung, in welcher die Großen der Erde uns erscheinen, gibt ihnen, so gut wie den Sternen am Himmel, eine Art Normalgesicht, und die kalten Strahlen, die sie auf uns werfen, lassen uns nicht wohl unterscheiden und ergründen, ob sie aus lockeren Licht- oder Wasserstoffen, oder aus solidern Massen bestehen, und eben so wenig, ob die Flecken, welche manchmal den Schimmer unterbrechen, Schatten eigener Höhen, oder nur Oeffnungen in der Lichtatmosphäre sind, durch welche man den dunkeln Körper entdeckt. — Kurz, er war ein Prinz, der einst noch mehr werden sollte; im Aeußern wie andere Menschen anzuschauen, recht hübsch und hübschen Weibern hold, dabei lebhaft, gebildet, belesen und im Benehmen gar nicht stolz; aber jeder Herablassung folgte ein Seitenblick, der den Effekt ermessen wollte, den eine so außerordentliche Freiheit von Standesvorurtheilen hervorbringe.

Könntet Ihr es voraus wissen, Ihr Frauen, denen der erste Seufzer eines unschuldigen Jünglings gehört, welche Saat der Thränen Ihr oft durch die Lehren, die Ihr ihm in Worten oder Thaten gebt, in ein langes Menschenleben säet, könntet Ihr voraus wissen, wie Generationen von Thorheiten, Täuschungen und Schmerzen aus der einen Thorheit, die Ihr ihn begehen lehrtet, hervorwachsen, Manche von Euch würde, statt der Freude des Augenblicks, den dauernden Frieden wählen, die Seelenruhe für sich und Andere. Die Wohlthaten wuchern fort von Geschlecht zu Geschlecht, aber ebenso die Uebelthaten. — Franklin, der Mann, dessen Weisheit, mehr als die irgend eines andern Philosophen, in kleiner Münze auf das Leben anwendbar ist, schickte einmal zehn Louisd'or an einen Unbekannten, der ihn um eine Unterstützung gebeten hatte, mit der Verpflichtung, dieselben, wenn er einst in glücklicheren Umständen einem andern ehrlichen Manne in ähnlicher Noth begegne, diesem einzuhändigen, und zwar wiederum mit der Verpflichtung, seine Schuld auf eben die Weise dereinst einem Dritten abzutragen u. s. w. „So hoffe ich," sagte Franklin, „kann dieß Geld durch viele Hände gehen, bis endlich ein Bube es erhält, der den fernern Umlauf hemmt." Auch ohne diese Anweisung ist die Geschichte jener Louisd'or die Geschichte aller Saamenkörner, gut oder bös, die in das menschliche Herz gelegt werden. Die Tugend, die der Eine vom Andern lernt, wird er wieder mittheilen, daß sie ferner mitgetheilt werde, von Geschlecht zu Geschlecht, und so wird jedes einfache, tugendhafte Beispiel eine Kette von Segnungen zur Folge habe, bis vielleicht ein Bube einmal aus der Art schlägt; aber der Keim einer Sünde, in das Herz der Unschuld gelegt, wird nicht minder forterben und fortwuchern, überall, wo er Boden findet, und erst nach langem Fluche wird er im Herzen irgend eines edleren Wesens untergehen.

Die drei Personen, deren Zusammenleben uns bisher besonders beschäftigte, waren jezt auseinandergerissen und sahen bekümmert dem Ende des Winters und seiner Freuden entgegen. Der Prinz schleppte die Fürstin Sophie durch manche stundenlange Polonaise auf und ab, ohne daß ihr Auge ein Antlitz gefunden hätte, auf dem es, wie früher, mit Vertrauen ruhen konnte. Vielleicht hatte sie dießmal wirklich geliebt und sich nur durch Eitelkeit und nicht mehr zu beherrschenden Leichtsinn fortreißen lassen? — Oerthen trauerte um den Freund, den er mit voller Seele liebte, und Karl durchlebte einige trostlose Wochen in London, meldete seinen Eltern schriftlich die gänzliche Auflösung seines Verhältnisses mit der Fürstin und sah ohne Interesse in das kalte Leben hinein. Der schwermüthige Fremde fing bald an, Aufsehen zu erregen in den wenigen Häusern, die er betrat; theilnehmend forschte man nach seinem Schmerze und suchte dessen Quelle bald in der Politik, bald in irgend einem romantischen Ereignisse. Hätte er getröstet seyn wollen, so fehlte es nicht an weichen Herzen, die bereit waren, sich seiner anzunehmen. Die Engländer der vornehmen Welt waren damals erpicht auf alles Fremde, wie wir auf alles Englische. „Old Blucher, the beautiful Emperor Alexander," das waren damals Klänge, welche die brittische Phantasie kaum weniger in Bewegung sezten, als die erste persische Gesandtschaft. Graf Karl ward oft gebeten, zu erzählen, und that es auch willig, wofür ihm dann mancher interessante Blick in die Herzen der so eigenthümlich entwickelten Engländer vergönnt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ajas und Indumati, eine idyllische Romanze aus dem Sanskrit, Episode aus dem achten Buche des neulich von Stenzler herausgegebenen Raghuvansa, eines epischen Gedichts von Kâlidâsa, übersezt von Fr. Rückert.

(Beschluß.)

67. „Trunkenaugige, die du einst trankest
Süßen Saft von meinem Munde, wie nun
Sollst du trinken meine thränentrübe
Dir in's Jenseit nachgereichte Spendfluth!

68. „Blieb die Königsmacht auch, da du fehlest,
Nur soweit sey Ajas Lust gerechnet:
Ungereizt von anderen Begierden,
Ist in dir beschlossen mein Verlangen."

69. Kosala's Gebieter, also klagend
Leidgefugte Weisen um die Liebste,
Machte rings die Bäume des Gefildes
Von den Zweigen Harzflußthränen regnend.

70. Endlich die aus seinem Schooß gerissne
Holde Gattin ward von den Begleitern
Angethan mit Todtenschmuck, gegeben
Sandelaloegenährtem Feuer.

71. „Einem Weibe starb er nach aus Kummer,
Er ein Fürst!“ erwägend solchen Leumund,
Deßhalb nur nicht opfert' er der Gluth sich
Mit der Kön'gin, nicht aus Lust am Leben.

73. Und so zog er ohne sie zur Stadt ein,
Gleich dem Monde, den die Nacht verlassen,
Seines Kummers Ueberströmung schauend
In bethränter Städterinnen Augen.

74. Doch sein Lehrer, der in heil'ger Weihe
Hütete die Siedelei, da kund ihm
Durch Eingebung ward der Schmerz des Königs,
Sendet, ihn zu trösten, einen Schüler:

75. „Weil den Muni fromme Bräuche halten,
Obgleich deines Kummers Anlaß kennend,
Ist er selber nicht zu dir gekommen,
Der aufrechte, um dich aufzurichten.

76. „Doch, o Trefflicher, du trifft in meinem
Munde seinen Gruß geschwinden Rathes,
Du, deß Ruhm die Welt vernahm, vernimm ihn,
Und im Herzen mögest du ihn wahren.

77. „Denn in dem Gebiet des unerschaffnen
Höchsten Geistes sieht mit ungehemmtem
Auge der Erkenntniß das Gedritt' er,
Das Gewesne, Seyende und Künft'ge.

78. „Einst, so heißt es, über Trinavindu's
Schwere Büßung in Besorgniß schwebend,
Sendete zur Störung seiner Andacht
Haris Harini'n, die Götterschöne.

79. „Er mit Zorngluth der gehemmten Buße
Das Gestad des Gleichmuths überwogend,
Fluchte der vor seinem Blick liebreizend
Gaukelnden: Zum Menschenweibe werde!“

80. „„Heil'ger Mann! ich diene fremdem Willen:
Die gethane Ungebühr verzeihe!““
Die so Fleh'nde bannt' er doch zur Erde,
Bis sie würde Götterblumen schauen.

81. „Sie nun ward, geboren im Geschlechte
Kratakaisika's, zu deiner Gattin,
Und sie blieb es, bis ihr fiel vom Himmel,
Unverlangt, was jenen Fluch beendigt.

82. „G'nug des Grames nun um ihr Entschwinden!
Untergehn muß Alles Aufgegangne.
Richte deinen Blick auf diese Erde,
Denn die Erde ist des Fürsten Gattin.

83. „Der du, Uebermuth im Glück vermeidend,
Weisheit einst mit festem Sinn entfaltet,
Mögest du, da dein Gemüth ein Leid traf,
Mit Unweichlichkeit auch jetzt sie zeigen!

86. „Kummerfreien Sinns erfreue deine
Hausgenossin mit den Todtengaben;
Denn der Angehör'gen stetes Weinen
Brennt den Hingeschiednen, also lehrt man.

89. „Edler Selbstbeherrscher, nicht in Herrschaft
Der Betrübniß falle, gleich Gemeinen!
Was ist Unterschied von Berg und Bäumen,
Wenn sie beid' im Winde wollen schwanken?“ —

90. „Gut, so sey es!“ Also nahm er an das Wort
Seines Lehrers, und ließ ziehn den Boten;
Doch, nicht findend Raum in kummervoller Brust,
Zog auch es zum Meister gleichsam wieder.

91. Acht Jahre bracht' er hin mit Noth, getreulich
Und freundlich, um des jungen Sohnes willen,
Mit Schau'n von Ebenbildern seiner Liebsten,
Und flüchtiger Vereinungslust in Träumen.

92. Der Keil des Kummers aber spaltet' unversehns
Sein Herz, wie eines Hauses Wand ein Feigensproß;
Annahm er dieses, Aerzten unheilbare, Weh
Für Heil, aus Sehnsucht, seiner Gattin nachzugehn.

93. Als wohlerzogen, waffentragend, seinen Sohn
Zur Hut der Völker brauchgemäß er eingesetzt,
Des kranken Leibes üble Wohnung räumete
Der Fürst, sich unterziehend freiem Hungertod.

Zu 78 — 81. Haris, d. i. Wischnus, sendet eine der himmlischen Nymphen, Namens Harini, um mit ihren Reizen den frommen Büßer Trinavindus zu verlocken, damit dieser nicht durch Büßungen Götterwürde erringe, was die beständige Furcht der Götter vor solchen Heiligen ist. Dieser nun verwünscht die Störerin seiner Andacht, und zwar zuerst unbestimmt, dann, auf ihre Vorstellungen, daß sie ja nicht aus eigenem Willen, sondern auf Befehl der Götter handle, fügt er als Bedingung ihrer Wiedererlösung das Erblicken von Himmelsblumen hinzu, und das sind denn die vom Narada's Laute fallenden, B. 54.

Zu 90. Von hier an wechselt das bisher gleichmäßige Versmaaß des Originals, wie gewöhnlich gegen das Ende eines Gesangs geschieht.

91. Wo am heil'gen Wallfahrtort sich Sarayù und Ganga Mischen, ließ er seinen Leib, und trat im Götterchor ein;
Und vereint mit seiner Liebsten, reizender als jemals, Spielet er in Wonnehäusern, Paradiesesräumen.

Zu 91. Sarayù, der Fluß bei der königlichen Hauptstadt Ayodhya, der nicht weit davon in die Gangà, den Ganges, fällt. Ein solcher Zusammenfluß ist ein heiliger Ort, an welchem zu sterben unmittelbar selig macht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Januar 1833.

(Fortsetzung.)

Die Bühnen der Weltstädte und die Hofbühnen.

In Frankreich, im Lande der Revolutionen und innern Kämpfe, sehen wir diesen Kampf auch auf dem Gebiete der Dichtung wiederholt, und er dient uns als deutliches Beispiel. Wie der Glaube an ihre klassische Poesie zu wanken anfing, so schuf das Gefühl, das ihn wankend machte, und das Bedürfniß eine andere Gattung, die romantische; die Theater blieben leer bei Racines sonst angebeteten Meisterwerken, und sind zu klein, die Menge zu fassen, die sich zu Victor Hugo's abenteuerlichen Geburten herzudrängt; die Diderots und Marivaux verschwinden von den Brettern, um schauerlichen Sittengemälden von Spielern und Henkern und den ausgelassensten Leidenschaften Platz zu machen; und außerdem geben jeden Abend Dutzende jener leichten Produkte über die kleinen Theater der Hauptstadt, die ihren Zweck in der Neuheit und der Unterhaltung des Augenblicks, durch Anspielungen und im Echo der kleinlichen Tagsgeschichten erfüllen. Dort dient Alles der Menge, dort fügen sich der Dichter und der Unternehmer dem Publikum, und dort, darf man annehmen, in dem auf zwei Quadratmeilen zusammengedrängten Frankreich, im Zusammenfluß aller Capacitäten, ist sein Ausspruch mehr als Laune, ist sein Beifall oder seine Mißbilligung der Ausdruck der intellektuellen Bildung der Gesammtheit; dort ist die Werkstätte der französischen Geschichte, nicht nur der politischen, auch der Kunstgeschichte. — Die Deutschen sind keine Freunde der stürmischen Umwälzungen, sondern der ruhigen Entwickelung; wir lassen die Franzosen die Revolutionen machen und bitten uns nur unsern Theil des Genusses davon aus. Auch der Dynastienwechsel des Klassicismus und der Romantik kann nicht ohne Einfluß an uns vorübergehen, da es ja auf unsern Theatern von französischen Produkten fast noch so sehr wimmelt, als zu den Zeiten des Hamburger Dramaturgen. Der Gang der dramatischen Poesie müßte in Deutschland rascher, entscheidender seyn, wenn wir ein Paris, wenn wir eine Volksbühne des gesammten Vaterlands hätten; wenn die zerstreuten Kräfte aus ihrer Zersplitterung vereint wären, so würde das Bedürfniß deutlicher zur Erkenntniß kommen und schneller Wege sich finden, es zu befriedigen. So hindert theils die Vereinzelung, theils die Censur der Hoftheater, daß in Wien, in Berlin, in Dresden nicht die Werkstätte der Kunst ist, sondern nur eine bessere Lehranstalt derselben, eine bessere Versinnlichung der schon bestehenden. Die kleinern Städte machen nur Chorus der größern und des Auslands. Die Kunstentwickelung nimmt darum doch ihren Gang, und vielleicht einen nur um so gemessenern, besonnenern und richtigern, aber jedenfalls langsamern.

Doch um nicht zu weit abzukommen, muß ich endlich die Anwendung der langen Einleitung machen, und es ist vielleicht zu viel aufgewendet, um zu dem nachfolgenden Schlusse zu gelangen und den Unterschied klar zu machen, der zwischen der Stellung einer Theaterintendanz in jenen Hauptstädten der Welt, und der des Hoftheaters einer kleinen Residenz stattfindet, und der daher auch von beiden verschiedene Handlungsweise verlangt. — In einem Orte von 20 — 30.000 Einwohnern ist der Ausspruch dieser, oder sogar nur der Theatergänger unter ihnen, nicht der Maßstab der allgemeinen intellektuellen Bildung, nicht die letzte Instanz des Geschmacks; denn es wäre leicht, zu zeigen, wie Städte, wie ganze Völker, in Kunst, wie in Poesie, ganz falsche Richtungen einschlugen und erst später, überflügelt vom Genius der Vervollkommnung, in die rechte Bahn einlenken mußten. Hier lausche also die Intendanz nicht ängstlich auf die Launen ihrer Zuhörer, sie fröhne nicht ihrem Geschmack, wenn er nicht der rechte ist, sie bilde ihn. Sie kann es, denn sie hat durch ihre Dotation vom Hofe die Mittel dazu, zeitweise geringere Einnahmen nicht so sehr zu fürchten, und ihr Theater das Privilegium, weil es das einzige ist, keinem andern nachgesetzt zu werden. Auch hier, wie in der Oper, muß ich sie auf einen Mittelweg zwischen Klassicität und Neuigkeitssucht verweisen; das Gute bleibt, die leichtern Augenblicksergötzungen, die gelegenheitlichen Erzeugnisse ziehen vorüber, das Schlechte soll gar nicht zugelassen werden. Hier muß die Intendanz durchaus Eklektiker seyn. Selten wird sie etwas Neues zur Aufführung bringen, was nicht schon irgendwo besser gesehen wurde. Ihre Aufgabe ist daher, zu thun, was die Parterre der größern Städte schon thaten, das Korn von der Spreu zu sichten und nur jenes uns vorzusetzen. Sie erspart dadurch dem Publikum Langeweile und Aerger, und sich Mühe und Kosten. Darum braucht, wie ein Feldherr zum Kriegführen Geld, ein Intendant vor Allem Geschmack und wieder Geschmack und zum drittenmale Geschmack.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Geschlechts-Homonymen in Nr. 35:

Der, Die, Das Gift. Der, Die, Das Hast.

Räthsel.

Ein Keller ist's in einem Haus,
Worin der Tod lau'rt aller Ecken;
Er schenkt nur selten Festwein aus
Den Helden, die sich drin — verstecken.

Der Keller hat die Helden oft
In Feindes Lager ausgespieen,
Und dieß hat oft nicht unverhofft
Brod, Fleisch und Wein umsonst verliehen.

Der Keller hat die Helden wohl
Neu vor des Bleies Wuth geborgen,
Doch Eine Kugel schwer und hohl
Kann drin erum'n die bangsten Sorgen.

Sie bricht durch sein gewölbtes Dach,
Erhellet seine Nacht mit Flammen,
Preßt selbst aus starker Brust ein Ach!
Und bettet Mann und Stein zusammen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Februar 1833.

— Wo himmelhoch Gebirg,
Deß tausendjährgen Scheitel eroger Schnee,
Wie Silberhaar des Greisen Stirne, kränzt,
Sich unabsehbar in die Ferne dehnt,
Dort fühltest du, was groß und göttlich ist.

Hölderlin.

Ein Gang auf den großen St. Bernhard.

Will Einer reiche und ergreifende Abwechslung in Natur und Sitte haben, so gehe er nur von Genf über den See nach Waad und von da über Martigny den großen St. Bernhard hinauf. Ich habe diesen Weg vorigen Sommer mit den Meinigen gemacht, und aus diesen wenigen Tagen haben wir einen großen Reichthum von Bildern in unsere Tage- und Skizzenbücher geborgen. Erst das ernste und etwas spröde Franzosenthum von Genf in ganz schweizerischer Gletschernatur, dann das heitere, offene Waad mit seinen reizenden Seedörfern und Städten, die wie schöne Steine um den sapphirnen Leman gesezt sind, und dazu die lustigen, gastlichen Einwohner durch das Idyllenland des pays d'en haut bis zu dem herrlichen Felsenthore von St. Maurice hinauf, wo die Waadländer Natur aufhört, wie sich auch der Menschen Art und Weise ändert; denn nun kommen die Mücken und die Cretins von Martigny; und Alles dieß in wenige Stunden zusammengedrängt.

An einem schönen Augusttag brachen wir früh um fünf Uhr nach dem St. Bernhard auf. Kaum hat man das weite Rhonethal links liegen lassen, so erhebt sich der Weg auf breiter und wohlerhaltener Straße, der mächtige Felsen zur Seite stehen, an denen breite Glimmerblätter glänzen, als wenn's eine Spiegeldekoration wäre. Bei dem kleinen la Valette stehen noch einige Hochöfen, die seit geraumer Zeit eingegangen und verlassen sind. Vor Zeiten wurde da auf Blei und Kupfer gearbeitet. Das erste Monument auf dem Weg zum St. Bernhard gehört also getäuschter Spekulation an, in einer lachenden, reichen Natur, die tausend Reize und Hülfsquellen beut. Das lezte ganz oben gehört dagegen der edelsten, muthvollsten Menschenliebe an, die unwandelbar ist in ihren großen Opfern, inmitten einer erstarrenden Natur, inmitten von Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art. So liegen nur wenige Stunden Wegs zwischen den verunglückten Anstrengungen der Industrie und den glücklichen Triumphen der Humanität. In perpendikulärer Linie sind sie nur wenig mehr als eine halbe Stunde von einander. Nicht weit über dem Gehöft la Valette hört die Weinlinie auf, und schon bisher wurden die Reben immer kleiner und ärmlicher. Bald darauf wachsen auch keine Nußbäume mehr. Der Anblick der Drance ist imposant, fürchterlich, und doch angenehm. Der Strom schäumt in einem tiefen Bett, über das von beiden Seiten mächtige Tannen, Lerchen und Birken hereinragen und manchmal ein herrliches Zelt bilden. Die Vegetation ist hier bereits ihrem Ende nah, und doch schöner denn je und irgendwo. Alles wahrhaft Schöne wird in dem Augenblick noch schöner, wo es verschwinden will, so die Flüsse bei ihrer Mündung ins Meer, so die Sonne bei ihrem Untergang, so der edle Mensch bei seinem Tod.

Ueber dem Dorf Branchier hängt ein mächtiger Berg, der sich darüber herbückt und jeden Augenblick zusammenstürzen zu wollen scheint. Ich hoffe mich zu irren,

wenn ich glaube, daß die Felsenmasse so nicht länger mehr als einige Jahre hängen kann. Ich theilte einigen Leuten des Dorfs meine Besorgniß mit, sie aber erwiderten mir, erst erstaunt über meine Beschränktheit und dann lächelnd: so habe der Berg schon über ihren Urgroßvätern gehangen. Es war gerade dasselbe Lächeln, wie bei den Leuten, die am Fuß des Aetna und Vesuv ihre Häuser auf Lavaströme bauen. Und doch ist's gewiß, daß der Berg über Branchier zusammenbrechen und alle Einwohner begraben wird, wie es vor hundert Jahren an den benachbarten Diablerets und noch näher in einem Thal geschah, dessen Namen mir entfallen ist. Auf dem Gipfel des überhängenden Bergs steht gleichsam als Wächter und Hüther vor der Gefahr eine kleine Einsiedelei. Im frommen, gläubigen Mittelalter hätte gewiß ein Maler den Einsiedler dargestellt, wie er betend mit einer Hand die drohende Bergwand aufrecht erhält.

Im Anfang ist der Weg von Branchier nach Orsière steil und mühsam, was Einen jedoch auf diesen Bergkolossen weniger wundert, als die angenehmen Fußpfade und die lachenden Thäler. Bei Orsière, das von den ehmals in Menge hier hausenden Bären seinen Namen hat, steht eine hübsche, obgleich sehr alte romanische Kirche, und ihr gleichen all die Kirchlein, mit ihren blendendweißen Thürmen, die am St. Bernhard wie Kinder um ihren Vater herumstehen.

Bevor man nach Liddes kömmt, zieht sich der Weg lange an hohen, wunderlich gestalteten Kalkfelsen hin. Ganz in einem Winkel des Drancegrundes, dicht am Ufer des Stromes, der Einem nun zur Rechten ist, steht ein kleines Dorf wie in einem Abgrund, wie verloren und verlassen von der ganzen übrigen Welt. Kaum weiß man, daß es auch Drance heißt, wie der Strom, der ihm Nahrung gibt; denn hier, in dieser Heimath der Ueberschwemmungen, der Lawinen und der Bergstürze wohnen nur Kahnführer, Flößer und Holzmacher, vertrauend auf die Vorsehung und auf St. Bernhard.

In Liddes hält man an, denn nun gehts nicht mehr mit Wagen; man kann nur zu Fuß oder auf Maulthieren weiter. Das Wirthshaus ist trefflich, wie die mehrsten in der Schweiz. Gewiß wird jeder Reisende dankbar an die lieben Wirthsleute zurückdenken, in deren freundlichem Empfang und sorgsamer Pflege etwas wahrhaft Patriarchalisches liegt. In allen übrigen Ländern ist ihr Stand ein Gewerb, ein mehr und weniger vortheilhafter Erwerbszweig, in diesen Gebirgen aber, in dieser Einöde bekommt er etwas Religiöses. Aufmerksame und zarte Sorge an solchen Stellen kann nicht mit der Rechnung bezahlt werden. Wer viel gereist hat, wird dergleichen an Freundschaft grenzende Gastlichkeit nicht in polizirten, vielfach ausgebildeten Ländern gefunden haben, sondern nur an den Marksteinen der Civilisation, wo die gesellschaftliche Kultur und ihr Firniß noch nicht hingedrungen ist: auf den Hochalpen der Schweiz, in den Sennhütten Tyrols, in den Hütten der Morlaken, der Hochschottländer und Dalekarlier. In Liddes ist auch ein Fremdenbuch, dem man in der Schweiz nicht entkommt. Wie weh thut es Einem, auf dieser reinen Höhe, in dieser großartigen Einsamkeit Titelworte und Phrasen zu lesen, die erbärmlicher Weltsinn und Eitelkeit schrieb und die an den Schmutz erinnern, den man doch hinter sich lassen sollte, wenn man einmal hier heraufgedrungen ist. Engländer und Franzosen zeichnen sich in diesem Buch, wie in dem benachbarten Chamouny, auf dem Montanvert und in Grindelwald, besonders aus, die Engländer durch ihre Titel und ihre langen Verse, die Franzosen durch ihre Phrasen, ihre Witze und manchmal durch grobe Fühllosigkeit und Gemeinheit. Lezteres ist besonders bei denen der Fall, die 1814 Italien mit dem Rücken ansehen mußten und von da nach Frankreich zurückkehrten, was freilich ihre üble Laune erklärt, aber nicht entschuldigt. Gar sehr sind die Menschen zu bedauern, deren Seele nicht durch Widerwärtigkeiten gereinigt und erhoben wird. Die ohne Würde im Unglück sind, wären wahrscheinlich im Glück ohne Tugend und Gerechtigkeit gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Kallendorf.

(Fortsezung.)

Byrons Gedichte, wie er selbst, hatten auf die höhere Gesellschaft in London gewirkt, wie elektrische Funken auf isolirte Flaschen. Graf Karl hörte Wunderdinge, wahr und unwahr, von dem außerordentlichen Manne erzählen; auch war er so glücklich, die Bekanntschaft einer Dame zu machen, die einst eine heftige Leidenschaft in dem Herzen des Dichters entzündet und erwidert hatte. Mit einem Gemisch von Staunen und Interesse betrachtete er die unregelmäßigen Züge des feinen Gesichtes, das rothe Lockenköpfchen und das extravagante Betragen der modernen Laura. Er suchte die feinen Fäden in ihr aufzufinden, durch die sie das glühende, ewig lechzende Herz des großen Dichters an sich gezogen hatte, und glaubte sie bald in ihrer unbeschreiblich regsamen Seele zu entdecken, die vom Körper nur wie von einer dünnen Hülle umgeben schien und in tausend Blitzen aus den blauen Augen sprühte. Sie hatte ein Beispiel aufgestellt, wie eine Brittin lieben, aber auch, wie sie hassen kann; denn als sie nach schwerem Kampfe sich gedrungen fühlte, Lord Byron in ihrem Innern für einen treulosen Verräther zu halten, beschloß sie, ihn fortan als todt zu betrachten und veranstaltete nicht nur auf ihrem Gute ein feierliches Leichenbegängniß, um ihn, in effigie, in einem leeren Sarge

begraben zu lassen, sondern legte auch, als Denkmal seiner Treulosigkeit, alle ihre Verhältnisse mit ihm in einem Romane nieder, in welchem sie selbst der Welt Bekenntnisse macht, die Byron gewiß nie abgelegt haben würde. Zu jeder andern Zeit würde Graf Karl ein solches Benehmen, als übertrieben rücksichtslos und unweiblich, gewiß streng gerichtet haben; jezt war nicht der Augenblick für ihn, zu verdammen, was aus wahrer Leidenschaft geschah. Alles schien ihm besser als eine Verrätherei, wie sie eben an ihm verübt worden war; daher interessirte ihn die Dame lebhaft, und kaum in seiner Wohnung angelangt, nahm er Byrons Gedichte zur Hand, um darin die Spuren jenes Verhältnisses aufzusuchen. Im Blättern fiel ihm ein Gedicht in die Augen, welches ihn innig ansprach; es war jenes Gedicht, dessen lezten Verse so lauten:

Dein Name erklingt mir
Wie Todtengeläut.
Wie warst du so lieb mir!
Es schaudert mich heut.
Sie wissen nicht, wie ich
Zu gut dich gekannt;
Wie ich dich beweine —
Kein Wort hat's genannt.

Wir sah'n uns verstohlen.
Und stumm ist mein Schmerz,
Daß dein Sinn konnte täuschen,
Vergessen dein Herz.
Und seh' ich dich wieder,
Wenn Jahre sind um,
Wie soll ich dich grüßen?
In Thränen und stumm.

Graf Karl konnte sich nicht von dem Gedichte trennen. Es war wie aus seinem innersten Herzen genommen, und von dem Augenblick an war Byron sein Freund. Kein Wunder daher, daß er in der nächsten Soirée den hart Angegriffenen lebhaft vertheidigte, Sonderbarkeiten, Leichtsinn, selbst Eitelkeit nicht ableugnend, aber auf der Wahrheit seines tiefen Gefühls, auf der Wärme seines edlen Herzens fest beharrend. Als er, des großen Kreises wegen, den er um sich versammelt sah, in Verlegenheit gerathen, sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte, trat ein schöner junger Mann auf ihn zu und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ich bin Byrons Freund, Herr Graf, und, wenn Sie wollen, von heut an der Ihrige.“ Karl wußte, daß es ein Lord G. war, hatte aber von dessen Stellung zu Lord Byron nichts geahnt. Er schlug herzlich ein und versprach den nächsten Morgen um zwei Uhr (Nachmittags, versteht sich) einen Spazierritt mit ihm zu machen.

Zu Hause warf er sich erschöpft auf's Lager, doch lange Zeit verging, eh' der Schlaf die müden Augen schloß, und nach wenigen unruhigen Stunden erwachte er zu neuer Sehnsucht; denn alle Schmerzen seiner Seele waren neu aufgeregt, und obwohl er die ganze Nacht von Lady Alantha, so nannte sich Byrons einstige Geliebte, geträumt hatte, dachte er wachend doch nur der verlornen Sophie. Er erschrack, daß man ohne Gewissensbisse so unglücklich seyn könne, als er sich fühlte. In trüber, düsterer Stimmung schlichen die Morgenstunden hin; um zwei Uhr kam Lord G., ihn abzuholen. Die Bäume in Hydepark waren noch nicht grün, aber der englische Rasen schimmerte so smaragdhell in der Frühlingssonne, daß Graf Karl ihn bewundern mußte. Es ward ihm wohler hier, als in seiner Kammer. „Kommen Sie mit mir,“ sagte sein Begleiter, „und tummeln Sie sich auf meinem Rasen; da will ich Ihnen recht viel erzählen von Byron und unserm Jugendleben.“ Nach wiederholter Bitte nahm Graf Karl die Einladung an, und wenige Tage darauf saß er mit dem Lord in dessen Wagen und sah den Segen Englands, sowohl auf den frischen Fluren ringsum, als in Gestalt der vier herrlichen Braunen, die ordentlich mit dem Fremden zu kokettiren schienen. — Das Schloß des Lords war eines jener Gebäude, welche, ein modernes Innere in gothischen Mauern fassend, die neue Zeit behaglich mit der alten vereinen. Umringt von einem weitläuftigen Park, dessen noch blätterlose Bäume einen unabsehbaren grünen Teppich durchblicken ließen, nahmen sich die hohen Mauern aus der Ferne schon gar stattlich aus, während seitwärts ein entfernter Kirchthum dem Auge als angenehmer Ruhepunkt diente, und gegenüber zwei riesenmäßige Eichen ein reinliches Strohdach unter ihre Obhut nahmen. Alles athmete ländliche Ruhe im Schooß des Ueberflusses. Graf Karl war entzückt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Theaterwesen.

Man hat, wie gewöhnlich, die im Laufe des vorigen Jahrs gegebenen neuen Schauspiele summirt und dießmal gefunden, daß die Zahl zwar 250 übersteigt, aber doch nicht so beträchtlich gewesen ist, als im Jahr 1831. Die Ursache war nicht schwer zu finden. Die Cholera und nichts Anderes war Schuld daran. Die bangen Pariser hatten mehr mit Beerdigungen als mit Lustbarkeiten zu thun, und so Viele waren aus Paris geflüchtet, daß auch die Volksmenge bedeutend abgenommen hatte. Uebrigens beweist die geringere Anzahl von Schauspielen nicht immer eine mindere Thätigkeit der Schauspieler; wenn in Paris einmal ein Stück die Zuschauer in Menge herbeizieht, so wird es oft fünfzig- bis hundertmal kurz nach einander gegeben, und die Intendanzen brauchen dann sobald kein neues Stück zu geben; dieß ist mit manchen Schauspielen im Laufe des Jahres 1832 der Fall gewesen. Da jedoch die Zahl der Schauspielhäuser sich mit jedem Jahre zu vermehren scheint und alle ihren eigenen Vorrath von Stücken haben, so hätte allerdings im Jahre 1832 eine bedeutendere Menge von Neuigkeiten auf die Bühne gebracht werden müssen; aber wie gesagt, die abscheuliche Cholera verleidete den Leuten das Besuchen der Schauspielhäuser.

Man hat ferner bemerkt, daß Scribe im vorigen Jahre nicht mehr der flinkste und thätigste Theaterdichter gewesen ist und sich von zwei andern hat überholen lassen. Einige junge Theaterkritiker in den Journalen haben es sich zur Gewohnheit gemacht, über Scribe's Methode sich lustig zu machen, und es ist ihnen gelungen, das Publikum nach ihrem Sinne umzustimmen; Scribe hat auch so viel für das Theater gedichtet, daß es ihm nicht wohl möglich ist, fernerhin durch den Reiz der Neuheit das Publikum anzuziehen. Er kann daher nicht mehr steigen, sondern muß hinter seinem Rufe zurückbleiben. Dieß mag ihn entmuthigt haben, wenn auch sein Dichtergeist noch nicht erschöpft ist. Ein solcher Geist, dessen Hauptcharakter Heiterkeit und Witz ist, erschöpft sich selten. Talleyrand ist beinahe noch eben so witzig, als er vor 30 oder 40 Jahren war. Glücklicherweise sind Scribe's Mitarbeiter weder reich geworden, noch erschöpft; Mazères, Bayard u. A. arbeiten ziemlich fleißig. Ancelot fährt fort, Vaudevilles höherer Gattung zu schreiben, die eben so wohl Schauspiele oder Lustspiele genannt werden könnten, und Victor Hugo, der seinen Prozeß wider das Théâtre français richtig verloren hat, wie ich es vorhergesagt hatte, ist schon mit zwei neuen Stücken bereit, die schaulustige Menge zu ergötzen, zum großen Gräuel der klassischen Partei, welche die phantastischen und derben Dichtungen dieses Mannes für wahre Barbarismen hält; und in der That gefällt es Victor Hugo, die scheußliche Seite des Mittelalters wieder hervorzuziehen und nach der Natur darzustellen, was denn gegen die feinen Sitten der heutigen Pariser Welt gewaltig absticht. Dieß geht so weit, daß in seinem letzten, vom Minister d'Argout verbotenen Stücke: le Roi s'amuse, wahre Zoten vorkamen, die das züchtige Ohr einer Dame nicht ohne Erröthen vernehmen konnte. Man sieht nicht ein, was die Literatur, und die dramatische Dichtkunst insbesondere, bei dem Wiederaufleben der Zoten des 15ten oder 16ten Jahrhunderts gewinnen kann. — Ein empfindlicher Schlag für das musikalische Theater ist der Tod Herolds, des einzigen Tonsetzers, der nebst Auber die jetzt alt gewordenen Boyeldieu's, Berton's und Cherubini's ersetzen konnte, und der kürzlich durch die Musik der komischen Oper: le Pré aux Clercs, sich einen neuen Lorbeer errungen hatte. Ich habe dieses Stück noch nicht aufführen sehen; allein Kunstkenner versichern, daß es weit über seiner Zampa stehe, die doch gewiß zu den bessern neuern Opern des französischen Theaters gehört. Herold hätte noch Großes leisten können, denn er war in einem Alter, in welchem Boyeldieu erst anfing, schöne Opern zu setzen. Wenn jetzt das Schicksal sich der musikalischen Bühne nicht annimmt und nicht unerwartet irgend einen vorzüglichen Tonsetzer verbeiführt, so sieht man nicht ein, wie die komische Oper wird bestehen können. Denn mit dem Alten ist es in Paris nicht gethan. Das hiesige Publikum verlangt beständig Neues. Die Direktion mag also mit der Laterne in der Hand sich auf den Weg machen, um Herolds Nachfolger aufzusuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, Januar 1833.

(Fortsetzung.)

Statistik der Bühne.

Wie unser Intendant seine Aufgabe verstanden, oder wie er sie seither gelöst hat, mag sich aus dem Folgenden herausstellen. Unter den Neuigkeiten, die uns im Laufe des verflossenen Theaterjahrs geboten wurden, waren 3 Trauerspiele, eigentlich nur 2 und ein französisches Melodram, jedes in einmaliger Darstellung; das eine, Raupachs König Enzio, seitdem wiederholt, das andere, L. Roberts Macht der Verhältnisse, wie es scheint, zurückgelegt. Von Lustspielen, Possen und dergleichen sahen wir 12 neue in 20 Aufführungen, darunter Raupach neunmal, Bauernfeld, Robert, 4 französische und ein englisches (Richards Wanderleben). Also unter etwa 200 Stücken, die in 12 Monaten über die Bühne gingen, begegneten wir 19 neuen, die 4 schon besprochenen Opern mit eingeschlossen; ferner noch 7 neu einstudirte dazu gerechnet, macht 26; also hinkte immer hinter 10 alten ein neues, und hinter etwa 30 ein neu einstudirtes Stück her. Davon mußten 6 oder 7 nach einer Aufführung wieder bei Seite gelegt werden, als nicht bestanden vor dem Urtheile des Publikums. Diese hätten entweder schon in erster Instanz verworfen werden sollen, oder wenn der Intendant sie für gut hielt und damit den Geschmack des Publikums zu bilden glaubte, hätte er sich durch einen einmaligen Fall nicht abweisen lassen dürfen; so war es eine blinde Wahl. Auch früher wußte man eben so wenig, welche Stücke man halten mußte; ein Hernani ging als ergötzliche Neuigkeit vorüber. Calderons Arzt seiner Ehre durfte nach einer etwas lauen Aufnahme nicht sogleich ad acta gelegt werden. Demnach scheint es, als ob man hier den Neuerungen und Neuheiten nicht sehr gewogen sey. Dafür wird vielleicht listig genug gerade das schlechte Neue ausgewählt, um uns daraus auf das übrige schließen zu lassen und uns nicht lüstern zu machen nach ähnlichen Produkten, damit denn ungestört die alten Herrn der Dichtkunst herrschen, und er, sich mit ihnen auf den Parnaß träumend, nicht das Gesumse und Geklingel in der Ebene hören muß. Es wäre gewiß nicht zu tadeln, wenn der Dichter, der theatersähig seyn will, auch parnaßfähig seyn müßte. Daß dieses bei der Oper seine Ansicht nicht war, haben wir bereits gesehen; wie es um Tragödie und Komödie steht, wollen wir jetzt kennen lernen. Die Aufführungen älterer Trauerspiele nahmen 14 Abende ein, darunter 3 Goethe'sche, eines von Schiller, eines von Lessing, 2 von Shakespeare; zudem wurden Schillers Räuber auf Antrieb eines Mitglieds des Theaters unter der herrlichen Mitwirkung von Seydelmann neu einstudirt, und zum Beweis, wie unrecht man oft ältere Stücke liegen läßt, viermal bei vollem Hause gegeben. Die beiden Shakespeare wurden, unabhängig vom Repertoire, von Gästen gewählt. Man glaube ja nicht, das Publikum liebt und besuche das Trauerspiel nicht, und man müsse es daher so viel vermeiden, als es möglich ist, ohne den Anstand und die Ehre des Theaters zu verletzen. Der ernste Sinn für die Tragödie liegt im deutschen Volke tiefer als in manchem andern, und ein gutes, treu dargestelltes Trauerspiel wird seine rührende und erhebende Wirkung auf einen großen Theil der Zuschauer nie verfehlen, und wenn auch die Einen oder die Andern über Langeweile schreien, so muß man sich damit trösten, daß man es ja doch nie Allen recht machen könne. Ich sah im Burgtheater in Wien unsere klassischen Trauerspiele stets am meisten besucht, und brachte manchen herrlichen Abend dort zu im doppelten Genusse der dargestellten Leiden und der wirklichen Thränen, die um mich herum, und aus wie schönen Augen! vergossen wurden, und selbst hier zogen Karlos, Egmont, Götz, Romeo, Lear viele Schaulustige an, und es ging gewiß keiner leer nach Haus. Das Trauerspiel ist die nationalste deutsche dramatische Dichtungsart; das sollte man wahrlich nicht sinken lassen, und man bringe uns nur die guten Stücke, so finden sie sicher einen kräftigen Anklang in mancher Brust, der auch laut wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. Februar 1833.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält.

Goethe.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag machte Graf Karl einen langen Spaziergang mit seinem freundlichen Wirth, und gelangte endlich an das allerliebste Jägerhäuschen in der Fasanerie. Das niedlichste Tyroler Bauernhaus diente im Erdgeschoß dem Jäger, im obern Stockwerk dem Besitzer zum stillen Ruheplätzchen. Gestützt auf grünumlaubte Säulen, lief eine Gallerie rund um das Haus und drei elegante Zimmer hatten Thüren auf diese und auf eine Flur, mit ausgestopften Vögeln, Hirschgeweihen und Jagdgeräthen geschmückt. Eine sehr junge, schöne Frau, mit einem Knaben auf dem Arme, trat den Kommenden entgegen, eine von den frischesten, lieblichsten Gestalten der Welt, mit wahren Madonnenaugen. Sie bot den Herrn ein Frühstück an und eilte froh, es herbeizuschaffen, als es angenommen ward. Dann führte der Lord seinen Gast die zierliche Treppe hinan, und Karl war auf's Neue überrascht, durch den Blick in die geschmackvolle Gruppirung der Bäume und Gebüsche, in welchen sich die halbzahmen Vögel bald verbargen, bald wieder zeigten. „Hier möchte ich wohnen!“ rief er aus, sich behaglich auf einen Sopha streckend. Der Lord sah ihn einen Augenblick forschend an; dann sprach er: „Wenn Sie hier lieber sind, als im Hause, so bleiben Sie; ich komme oft her und werde Sie auch hier täglich sehen, mithin das Vergnügen Ihres Umgangs nicht entbehren.“ Noch desselben Tages zog Graf Karl aus dem geräuschvollen Schloß in das stille Jägerhäuschen, ließ sich von der muntern kleinen Frau in das ihm bestimmte Zimmer führen, und erfreute sich dann, seit langer Zeit zum ersten Male, eines ruhigen Schlafes. Früh am andern Morgen weckte ihn die helle Stimme der Jägerin, als sie die Fasanen zur ersten Fütterung herbeirief. Karl sprang auf und trat ans Fenster. Im kurzen Hauskleide, das Söhnlein auf dem Arme, stand sie mitten unter den Vögeln da, die, zahm wie die Hühner, ihre niedlichen Füße umpickten; ein stolzer Goldfasan flog ihr gar auf die Schulter und bog den schlanken Hals rückwärts hinab nach dem Futterkorbe, während sein prächtiger Schweif weit über den Kleinen hinabhing; es war ein reizendes Bild. Als darauf ihr Mann aus der Thüre trat, schüttelte sie den Vogel ab und ging ihm freundlich entgegen. Graf Karl stand fortwährend am Fenster, doch den Blicken der glücklichen Menschen verborgen und ganz verloren im Anschauen ihrer kleinen Häuslichkeit. Der braune, breitschultrige Jäger sah fast väterlich auf das kindliche Weib hinab, und als er ihr, nach einer kurzen Besprechung über die Geschäfte des Tages, die derbe Hand zum Abschied bot, schlug sie im Umdrehen neckend hinein und hüpfte ins Haus, um, wie sie sagte, dem deutschen Grafen sein Frühstück zu bringen. — Karl setzte sich in einen großen Lehnstuhl und wünschte das wohlthuende, süße Gefühl, das er eben empfand, festzuhalten; doch das wollte nicht gelingen. Sollte es wahr seyn, dachte er, sollte Liebe und Treue wirklich nur in Hütten wohnen? warum mußte ich dann auf ei-

nem Schlosse geboren werden? Mit dieser Frage erwachte wieder der alte Schmerz. — Die junge Frau hatte ihre Kleidung ein wenig geordnet, ehe sie zu ihm ins Zimmer trat; an die Stelle des heitern Betragens vor dem Hause war eine kleine Verlegenheit getreten, sie schien steif, wie wir uns die Engländerinnen zu denken pflegen, war aber doch freundlich und aufmerksam. Nach dem Frühstück führte sie ihn, auf seine Bitte, mit sichtlichem Wohlgefallen in ihrer kleinen Wirthschaft herum. Alles war sauber, selbst Hühner-, Schaaf- und Kuhstall, und mit einer Zierlichkeit eingerichtet, die auf den öfteren Besuch der Herrschaft deutete. „Kommt der Lord oft her," fragte Karl, „um sich an Ihrer niedlichen Wirthschaft zu erfreuen?" — „O ja," erwiderte sie, „beinahe täglich, wenn er nicht in der Stadt ist." — „Das zeugt für seinen guten Geschmack," sagte Karl, und die hübsche Jägerin lächelte.

In dem Augenblicke theilten sich zwei Haselbüsche und der Lord sprang über eine Hecke, mitten zwischen die Sprechenden. „Schon Bekanntschaft gemacht?" fragte er heiter und bot der jungen Frau freundlich die Hand, dann auch dem Grafen, mit den Worten: „Ich komme, Sie zum Jagen abzuholen." Graf Karl warf sich in sein Reitkleid und eilte zur ersten englischen Hetzjagd, die er mitzumachen Gelegenheit hatte. Trotz seiner Unbekanntschaft mit dieser wahnsinnigsten aller Vergnügungen, erndtete er Lob und Freude ein, und als Abends die schöne Wirthin ihm auf sein Zimmer leuchtete, empfand er dasselbe süße Gefühl der Ruhe, das er am Morgen vergebens zu fesseln strebte, das aber dießmal schon dauernder war. So vergingen mehrere Tage, und Karl dankte dem Lenker des Schicksals, daß er ihn in dieß Asyl des Friedens geführt hatte, wo die Wellen seines Herzens allmählig ruhiger flossen, so daß manches schöne Bild sich in ihnen zu spiegeln begann.

Da erscholl plötzlich eine Posaune, die ganz Europa aus dem kaum begonnenen Schlummer weckte. Napoleon hat Elba verlassen! — die Nachricht war, wie einst der Ruf des Ubaldo, genügend, um die Rinalden unserer Zeit den Armen mancher Zauberin zu entreißen. Auch Graf Karls Entschluß war schnell gefaßt; er kündigte sogleich dem neuen Freunde die nahe Abreise an, und so lieb auch diesem seine Gesellschaft war, er konnte und mochte ihm nichts in den Weg legen. Am Morgen des Abschiedstages mußte die schöne Jägerin Graf Karl noch einmal herumführen, zu den grasenden Kühen, den girrenden Tauben, überall hin. Im kleinen Blumengarten legte er seinen Arm sanft um ihren Leib, küßte sie auf die Stirne und sagte: „Gott erhalte Ihnen Ihr Glück und Ihre Unschuld, liebe Frau." Bei diesen Worten überzog ein brennendes Roth ihre Wangen, als, plötzlich, wie am ersten Tage, der Lord zwischen ihnen stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Gang auf den großen St. Bernhard.

(Beschluß.)

Weiter hinauf bei dem Gehöft Alève sahen wir zum erstenmal eine ökonomische Vorrichtung, die uns nicht erfreuen konnte. Die Hülsenfrüchte werden hier oben nicht mehr reif, deßhalb müssen sie an der Sonne getrocknet werden und geben auch so nur eine ziemlich ungesunde Nahrung. Nach einer halben Stunde gelangt man nach dem Flecken St. Pierre, der aus einer einzigen langen, steilen und gewundenen Straße besteht, und sich mit einer Brücke über die Drance von Val Sorcy endigt; denn Drance scheint in den Gebirgen der generische Name für Gebirgsstrom. Furchtbar und schauervoll ist der Anblick des Abgrunds, in den er sich hier stürzt. Zwischen den Felsen, die über ihm hängen, zieht sich ein schmaler Fußpfad hin, der nur von Landeseinwohnern ohne Gefahr betreten werden kann. Als Bonaparte mit seinem Heer über den St. Bernhard zog und er diesen Abgrund mit dem Ziegenweg sah, wandelte ihn die Lust an, sich mit seinen dicken Reiterstiefeln darauf zu wagen. Man rieth ihm ab, und endlich ließ er einen Maulesel des Landes herbeiführen, schwang sich rasch darauf und trieb ihn an. Das Thier aber war klüger denn er, es erkannte die Gefahr und ging daher nur sehr langsam und vorsichtig fürbas. Neues Spornen des Reiters benahm ihm jedoch seine Ruhe, und schnellen, unsichern Trittes war es im Begriff, in die Tiefe zu stürzen, als einer der starken Gebirgsmänner Bonaparte schnell bei seinen Kleidern packte und zurückriß. Das Thier stürzte hinunter. Der Mann, welcher den General rettete, lebt noch; der großmüthige Corse ließ ihm hundert Franken zur Belohnung geben! Das Schicksal der Welt lag also damals in der starken Hand des Mannes von Saint Pierre. Wie, wenn sie nicht zugegriffen hätte? — Prou heißt eine große Weide, die sich in einem langen und traurigen Thal endigt, und weiter hinauf wollen die Thiere nicht gehen. Ueberall liegen die Trümmern von Lawinen und hereingebrochenen Bergströmen, zwischendurch erblickt man hier und da ein Blümchen, das sich kränklich auf seinem schwächlichen Stiel wiegt; denn ein Geringes weiter erstarrt die Natur und bringt nichts mehr hervor, wiewohl hier noch einige elende Hütten liegen. Daraus traten uns zwei bettelnde Kinder entgegen, ein blindgeborner Knabe, der von allen Dingen der Welt nichts kannte, als den lieben Gott, den Flecken St. Pierre, das dort gekaufte Brod, und den Sou, womit er es bezahlt, wenn er ihn sich erbettelt hat, und seine ältere hektische Schwester, die recht gut die Größe der Erde begriff, denn sie wußte, daß noch Leute jenseits Liddes und jenseits des Klosters wohnten.

Je höher man kommt, je wundersamer wird Alles für den beobachtenden Wanderer im Innern und Aeußern. Zuerst wird ihm nicht wohl, und er fühlt, daß er sich

erst an die dünne Luft gewöhnen muß, in der eigentlich kein Mensch leben soll. Die Adler folgen ihm nicht mehr, so oft sie auch unten seinen Blicken in der Höhe verschwunden sind; auch sie können hier nicht mehr leicht athmen. Man sieht sie nun unter sich durch die Wolken kriechen. Die beweglichern, lebenskräftigern Insekten, die die Luftverdünnung nur langsamer fühlen, erheben sich zwar bis zur lezten Grenze der Vegetation; aber es ist nicht mehr der Apollo des Montblanc mit seinen gletscherfarbigen Flügeln und ihren rosigen Ringen, der so gern mit dem Rhododendron buhlt, auch nicht jener andere Alpenschmetterling mit dem Perlenmutterkleid, das ein breiter Saum von schwarzem Sammt einfaßt, und der sich so gern an die mächtigen Tannen von Servoz hängt. Hierher kommen keine Schmetterlinge, höchstens eine Spinne mit schwarzen, magern Füßen, die einen Felsen hinaufklettert, oder ein häßlicher Tausendfuß, der auf einem nassen Stein fortkriecht. Dieses Gewürm gedeiht, wo der Adler nicht mehr leben kann. Die Pflanzenwelt ihrerseits geht aus einem Grad der Ausartung in den andern über, was für den Botaniker ein eigenes, interessantes Studium wäre.

Bald beginnt nun auch der ewige Schnee, und ein kleines Geräusch verkündigt die Nähe des See's, der leise gegen seine Eisdecke anplätschert. Von hier aus quellen zwei Ströme, von denen der Eine sein Wasser ins mittelländische, der Andere ins adriatische Meer ergießt. Schon umfaßt der Blick zwei Welten, die antike römische, die Welt Hannibals, Cäsars, und die mittelalterliche, die Welt Franz I. und Karls V.

Endlich gelangt man zum Kloster St. Bernhard. Vorher kommt man durch das Todesthal am Todesberg vorüber, wo alles den Tod anzukündigen scheint. Von den ersten Gebäuden rechts heißt eines das Hospital, wo verirrte Reisende den ersten Schutz und die ersten Nahrungsmittel finden, bevor sie zum Kloster gelangen. Das andere Gebäude heißt das Grab; denn hier werden in unterirdischen, in den Felsen gehauenen Gewölben die Leichen der verunglückten Reisenden aufgestellt, welche die Religiosen bei ihren Nachsuchungen im Winter nicht haben finden oder zum Leben haben zurückbringen können. Sie liegen und lehnen da in einer Art von Ordnung, wie Pilger, die im Beten eingeschlafen sind. Beim ersten Anblick scheut man sich, sie aufzuwecken, denn nichts an ihnen erschreckt und verkündigt die Zerstörung des Todes. Wenn hier oben die Natur die Kraft nicht mehr hat, dem Menschen das Leben zu erhalten, so hat sie auch nicht die Kraft, seinen Körper zu zerstören. Der Schlaf dieser christlichen Epimenides wird von keinem reißenden Thier gestört, nie wird der Grabeswurm unter ihren Kleidern sein Gespinnst weben, und wenn einst der Engel der Auferstehung kommt, um sie zu erwecken, so braucht er ihnen nur wieder eine Seele einzuhauchen. Die Eitelkeit des Menschen, der nicht ganz sterben will, die Liebe mancher Gatten, Kinder, Geliebten und Geschwister, die nicht ganz verlieren wollen, was ihnen der Tod geraubt, brauchte auf dem St. Bernhard das Geheimniß der Guanchen und der Egypter nicht, denn die Leichen werden hier in kurzer Zeit feste Mumien.

Wer bisher über das Kloster vom St. Bernhard sprach, hat der herrlichen Gastlichkeit erwähnt, mit der die Religiosen Fremde in ihren Mauern empfangen und verpflegen. Man kann aber nicht genug sagen, wie brüderlich, einfach, natürlich und für Alle gleich sie ist. Anderwärts nimmt man auch Fremde auf, es scheint aber eine Wohlthat; hier wird Einem Alles dargeboten, als habe man darauf ein Recht. Die frommen Männer scheinen selbst nur Gäste hier; denn auch sie können nicht lange daselbst verweilen. Schnell verzehrt hier oben dünne Luft und Kälte den Menschen, zumal diese Männer sich allen Unbilden des Klimas und der härtesten Jahrszeit mit Heldenmuth aussetzen, heftigen Stürmen, Schneeweben, Lawinen und niederstürzenden Waldströmen. Gar Manche von ihnen sterben schon jung, denn Alle zeigen heroische Hartnäckigkeit und wollen nicht von ihrem Posten weichen. Manche müssen wohl, wenn sie oben nicht mehr nützlich seyn können; dann steigen sie in die Ebene, um in der Schweiz für ihr Kloster zu sammeln oder um Pfarreien zu versehen, die von ihm abhängen. Man kann sich leichter eine rechte Vorstellung machen von dem Großartigen und Majestätischen des St. Bernhards, als von der unendlichen Güte und Humanität dieser Religiosen. Ich hatte mich, wo ich nur konnte, mit Empfehlungsbriefen an sie versehen und legte großen Werth darauf; aber bald, nachdem ich sie übergeben, sah ich ein, wie überflüssig sie waren. Was galt hier mein Name und meine Stellung in der Gesellschaft? Hier war ich nur Mensch und Reisender.

Nach dem Gottesdienst des folgenden Morgens verließ ich das Kloster wieder. Die Nacht war kalt und stürmisch gewesen und den Weg versteckte drei Fuß hoher Schnee. Weiter hinunter, unter dem Prou, war es nur noch ein graulicher Glatteis, das wie dünner Sand auf Wiesen und Feldern lag; beim Flecken St. Pierre war's nur noch Regen. Bei Liddes klärte sich der Himmel auf und die Sonne glänzte zwischen einigen Wolken; nur an den großen Tropfen, die an den Pflanzen hingen, sah man, daß es geregnet hatte. Bei Orsiere stiegen die Leute mit ihren Sicheln in das tiefe Drancethal, um da zu mähen. Unterhalb la Vallette hatten die Weinreben das schönste Ansehen und die Trauben begannen im warmen Sonnenstrahl zu reifen. In der schwülen Ebene wurde Getreide geschnitten. So sahen wir, wie im magischen Spiegel, die vier Jahrszeiten; oben im Schnee und der ewigen Erstarrung, Poesie und Begeisterung; unten im fruchtbaren, blühenden Thal, Walliser Prosa und Cretins.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Januar 1835.

(Beschluß.)

Statistik der Bühne.

Die noch übrige Zahl der Produktionen füllen die ältern Schau- und Lustspiele aus, und da erscheinen denn gar manche, die füglich der Vergessenheit übergeben und mit andern vertauscht werden dürften, denen billiger eine Stelle gebührte. Kotzebue, der sonst unbeschränkte Beherrscher der Komödie, ging nur neunmal über die Scene, Iffland nur dreimal; sie mußten Raupach das Feld räumen, der in sechszehn Darstellungen paradirte. Neben ihm buhlten am meisten und erfolgreichsten um die Gunst des Publikums Töpfer (siebenmal) mit seinen geschichtlichen Porträts, und Lebrün (fünfmal) theils mit eigenem, theils mit französischem Stoffe. Das Lustspiel wäre arm bestellt, wenn wir nicht, wie im vorigen Jahrhundert fast ausschließlich, auch jezt immer noch bei den Franzosen zu Gast geben dürften, und bei solch großem Vorrath finden sich immer ganz artige Erzeugnisse, um einige Stunden angenehm auszufüllen. Nur muß auch die rechte Auswahl getroffen werden; denn es ist nicht gut, daß man z. B. „die Schule der Alten" liegen läßt und „die beiden Sergeanten" immer wiederkäut. Rechnen wir zu den 23 französischen Lustspielen noch die 32 Opern derther, so muß man gestehen, daß Frankreich viel zu unserer Unterhaltung beiträgt. England lieferte uns dagegen nur 12 seiner Erzeugnisse, darunter 5 von Shakespeare, Spanien 5 durch Moreto, Calderon und Lope de Vega, und Italien, ohne seine Opern, 2 durch Goldoni. Im Ganzen steht Deutschland mit 91 Stücken auf dem Repertoire, und Frankreich mit 55. Unter den erstern begegnen wir dem Namen Schillers, so wie Goethes, jedem fünfmal, daneben vereinzelt Lessing, Müllner, Houwald, Deinhardstein, Auffenberg. — Wenn das Repertorium nicht reich ist an ausgezeichneten neuern Erscheinungen, so müssen wir uns darin billig finden lassen; wir würden auch oft verlegen seyn, obgleich es noch nicht so arm in der Theaterwelt aussieht, als man aus unserer Uebersicht schließen könnte; gegen alles Schlechte aber protestiren wir, und andernseits möchten wir es nicht gerne sehen, wenn das vorzügliche Alte, was da ist, in die Rumpelkammer geworfen würde.

Unter den Gästen, welche uns in dem vorliegenden Zeitraume besuchten, steht Seydelmann obenan, und er wäre der erste, wären ihrer auch hundert gekommen. Seine Kunst bis in ihre kleinsten Details kann nirgends bekannter seyn, als in Stuttgart; darum genüge hier die einfache Anzeige des Faktums, daß seine Charakterschilderungen unübertrefflich gefunden wurden und durch den unbegrenztesten Beifall dem Künstler diese Anerkennung bewiesen ward. Eine jedenfalls interessante Erscheinung war Jerrmann. Von seinem kühnen Entschlusse, im Théâtre français zu Paris, als Deutscher, aufzutreten, und von dem glücklichen Gelingen dieses unerhörten, einzigen Unternehmens war in den Pariser Berichten dieses Blattes bereits die Rede. Er ist also wieder nach Deutschland zurückgekehrt, um unter seinen Landsleuten den Triumph fortzusetzen, den er unter Fremden begonnen; so gastirte er denn auch bei uns. In Frankreich wäre Jerrmann ein großer Schauspieler, in Deutschland ist er es nicht; im Théâtre français war er vielleicht der, welcher unter allen Andern seine Rolle am meisten aus der Fluth des allgemeinen Pathos rettete und ihr noch am ersten Charakter aufdrückte, der am wenigsten perorirte und der Natur am nächsten stand; bei uns aber ist das Verhältniß anders. Eine Charakterisirung des Spiels der Deutschen und der Franzosen in ihren Trauerspielen und des Unterschiedes würde mich, wenigstens für dießmal, zu weit führen, und man wird mich doch verstehen, wenn ich behaupte, daß man den französischen Einfluß auf Jerrmanns Spiel zu sehr merkte, ein Umstand, der uns zuwider ist, weil die Darstellung dadurch von der Natur entfernt, in einer willkührlich angenommenen, falschen, renommirenden Manier erscheint, die die einfachsten Reden auf pathetische Stelzen setzt und die Wahrheit dem Glanze des Augenblicks aufopfert, die uns stets den Schauspieler näher stellt als seine Rolle, den Darsteller stets durch die Löcher seiner Darstellung erkennen läßt. Zum Beschluß in außerordentlicher Vorstellung gab Jerrmann die beiden Rollen des Franz und Karl Moor am selben Abend. So etwas würde in Paris Furore machen, aber wir Deutschen sind so prosaisch, diesem Kunststücke keinen rechten Geschmack abgewinnen zu können; es gehört zu den Hexereien, bei denen man Mund und Nase aufsperrt, die man aber trotz dessen nicht schön finden kann. In den Konzerten werden wir ja meist mit solchen Tausendkünsten, anstatt mit wahrer Musik regalirt. Wir sind so unverständig in der Kunst, daß die überwundene Schwierigkeit gar nichts zu unserm Genusse beiträgt, und wir ein Oelgemälde deßwegen nicht höher schätzen, wenn wir erfahren, es sey mit einem faustdicken Pinsel gemalt.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Theater und Konzerte.

Die große Oper hat noch mit Meyerbeers Diableries und mit hübschen Balletten und noch hübschern Tänzerinnen zu schaffen. Das lezte Jahr ist dieser Oper sehr günstig gewesen; so lange Dr. Veron dieselbe leitet, ist es wahrscheinlich, daß sie sich stets wohlbefinden wird. Wenn er seine Kranken so gut behandelt hat, als er die Oper behandelt, so muß er ein vortrefflicher Arzt seyn. Es hat sich neulich Jemand die Mühe genommen, eine Flugschrift herauszugeben, um zu beweisen, es sey nothwendig, eine zweite Operettenbühne in Paris zu errichten. Allein der gute Mann, der sie geschrieben, scheint sich um die Wirklichkeit nicht sehr zu bekümmern; denn sonst wüßte er ja, daß man viele Mühe gehabt hat, auch nur eine einzige Operettenbühne wieder in Gang zu bringen, und daß eine zweite bald wieder geschlossen werden müßte. Jedoch könnte die große Oper ebenfalls kleinere Opern geben; dadurch bekäme sie mehr Mannigfaltigkeit. Sonderbar ist es aber, daß sich die meisten Pariser Bühnen, etwa ein Dutzend, mit Vaudevilles abgeben, obschon sich mehrere Theaterkritiker, Jules Janin an ihrer Spize, gegen diese Gattung verschworen haben und beständig in den Feuilletons der Tageblätter dagegen schreiben. Es muß wohl im Vaudeville etwas dem Charakter der Nation überaus Zusagendes liegen, das kein Feuilleton in der Welt verbannen kann. An Konzerten hat es im vorigen Jahre nicht gefehlt, und es ist Schade, daß man sie nicht mitberechnet, wenn man am Schlusse jedes Jahrs das Facit der öffentlichen Belustigungen zieht. Die Oper hat jedoch nur einige wenige zum Besten Paganini's veranstaltet; alle andern wurden in kleinern Sälen gegeben. Auch in diesem Monate folgen sie schnell auf einander. So wohnte ich einem Konzerte bei, das von einem gewissen Larmande gegeben wurde. Woher dieser Larmande stammt, weiß ich nicht, wahrscheinlich aus Italien; wenigstens ließ er eine Invocazione à la charità und eine Veglhiara à la madonna für drei Stimmen aufführen. Es wurden dann noch zwei Konzertstücke für's Klavier von Herz, welche man aber für die Harfe umgesezt hatte, von Mad. Desarone gegeben, wie auch einige Arien von Rossini, die selten in einem Pariser Konzerte fehlen. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Februar 1833.

— Komm, du Erdenbrut, du Buhlerin
Von aller Welt, du Stifterin des Zanks
Und Völkeraufruhrs, thu, wozu dein Wesen
Dich treibt!

Shakespeare.
Timon.

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

Geld regiert die Welt. Ja, der Mensch hat seit Jahrtausenden sein äußeres Leben in die Gewalt jener metallischen Dämonen gegeben, Gold und Silber genannt, und er hat, gleich dem Zauberlehrling, den Spruch vergessen, der den Zauber aufhebt; er wird ihm auch unterthan bleiben, bis sich der größere Zauber löst, der, in Mitten einer sich stets erneuernden Natur, seine Geschlechter blühen und verwelken läßt, und bis ihn einst ein neuer Schlag der magischen Ruthe zu seinen Vorgängern, den Mammuths, bettet. Wer sich aber die Mühe nimmt, ein dickes Buch zu lesen, das im vorigen Jahre ein gelehrter Engländer, Namens Jakob, herausgegeben hat, dem wird, wenn er es nicht vorher schon wußte, recht klar, daß das Geld die Welt in noch weit höherem und ernsterem Sinn regiert, als der Einzelne gewöhnlich meint, wenn er in seinem engern oder weitern Kreise mit dem silbernen oder goldenen Stabe in der Hand behaglich den Herrn spielt. Jenes Buch, betitelt: „Historische Untersuchungen über die Erzeugung und den Verbrauch der edlen Metalle," ist voll Zahlen und Brüchen und Tabellen, aber auch voll von interessanten Winken über den Zusammenhang der in Silber und Gold webenden Elementargeister mit der Entwicklung der Weltgeschichte.

Wenn wir die Absicht ankündigen, die Hauptresultate, zu denen der Engländer durch seine gelehrten Forschungen gelangt ist, mitzutheilen, so dürfen die Leser keine national-ökonomische Abhandlung fürchten. Wir rechten nicht um Procente, und auf halbe Millionen soll es uns nicht ankommen; anderswo mag man mit dem englischen Staatswirth um die Haltbarkeit seiner Schätzungen und Voraussetzungen streiten, uns genügt die Ueberzeugung von ihrer relativen Richtigkeit vollkommen, und wenn auch viel von Milliarden und Millionen die Rede seyn wird, so glauben wir damit, wie immer, nicht nur zu belehren, sondern auch zu unterhalten, und zu Erreichung des lezten Zwecks möchten wir hiebei kaum des Schmucks des Styls bedürfen. Denn wie der Bewohner der Ebene sehnsüchtig nach den fernen Gebirgen blickt, von denen herab ihm seine Gewässer rinnen, und mit Staunen vernimmt, zu welchen Höhen sie, nach den Berechnungen der Kunstverständigen, emporsteigen, so hängt die Phantasie des Menschen, wenn er sich auch bei der Flachheit seines Beutels ganz wohl fühlt, mit Interesse an jenen Gebirgen von Gold und Silber, welche ihm der Mann vom Fache als allmählig aufgethürmtes Eigenthum seines Geschlechts heraufrechnet, und leicht ist er in die Stimmung versezt, wo er fast mit Respekt innerlich jene gigantischen Metallmassen anschaut, von denen herab die Silberbäche strömen, die er, so gut er kann, auf seine Wiese oder unter sein Wasserrad leitet.

Die Frage, in welchem Verhältniß sich die edlen Metalle durch die Jahrhunderte herauf vermehrt haben, welchen Schwankungen ihre Produktion und Consumtion

unterworfen war, greift, wie man leicht sieht, aufs Tiefste in die ganze Geschichte, in alle bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse der europäischen Menschheit ein, von der wir hier zunächst reden. Was das Alterthum betrifft, so ist es bekannt, wie viel in diesem Fache unser Landsmann Heeren geleistet hat; für die neuere Zeit scheint uns der genannte Engländer sehr beachtenswerth.

Vom Alterthum durch das Mittelalter herauf blieb sich die Menge der im Verkehr der Völker befindlichen edlen Metalle so ziemlich gleich, und die fortwährende Ausbeutung der Bergwerke der alten Welt leistete wenig mehr, als daß sie das Metall wieder ersezte, das auf die mannigfaltigste Weise verloren ging; wenn ja in der Produktion und Consumtion des Goldes und Silbers Schwankungen vorkamen, welche auf das gesellschaftliche Leben Einfluß hatten, so waren sie entweder unbedeutend, oder ist es wenigstens uns unmöglich, sie gehörig zu würdigen. So war es bis zum Schluß des fünfzehnten Säkulums; da aber trat fast plötzlich eine Katastrophe ein. Wie nach der neuesten Geologie die Gebirge jach aus den Eingeweiden der Erde aufgestiegen sind und das geschichtete Gestein der Erdrinde durchbrochen und aufgehoben haben, so stieg mit der Entdeckung einer neuen Welt plötzlich ein Gold- und Silbergebirge auf, das alle menschlichen Verhältnisse verwirrte und die in ruhiger Schichtung übereinander gelagerten Stände der Gesellschaft durcheinander warf. Immer höher hob sich dieses Gebirge, drei Jahrhunderte lang; in jedem Säkulum bietet es aber ein anderes Profil dar, und es ist der Zweck der folgenden Bemerkungen, im Allgemeinen zu zeigen, in welchen Umrissen es in jeder Periode am Horizont der Gesellschaft stand. Der Verfasser, dem wir dabei folgen, meint, diese steigende Bewegung habe in der neuesten Zeit, vorerst wenigstens, aufgehört; der Leser mag dieß nun glauben oder nicht, immerhin wird er dabei Anlaß zu weiterem Nachdenken finden.

Wir beginnen mit dem Jahrhundert, das jener Umwälzung in den pekuniären Verhältnissen der Welt voranging.

Fünfzehntes Jahrhundert. — Schon der niedrige Preis, in dem im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert alle Lebensbedürfnisse standen, beweist, wie sehr selten damals die edlen Metalle waren. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bediente sich der Kupfermünze, oder man zahlte mit Lebensmitteln und Handarbeit. Durch den damals allgemein herrschenden rechtlosen Zustand und die sehr starken und plötzlichen Schwankungen im Preise der ersten Bedürfnisse mußten die Wohlhabenden nothwendig veranlaßt werden, sich heimlich einen Vorrath von Gold- und Silberstücken anzulegen. Die Grausamkeiten, die man sich damals gegen die Juden erlaubte, hatten bekanntlich keinen andern Zweck, als von ihnen die Schätze zu erpressen, die sie aus guten Gründen verborgen hielten. Offenbare Schätze an Geschmeide, Gold- und Silbergeschirr durfte man nur bei Fürsten und in Kirchen suchen. Dergleichen wurde fast ausschließlich in Italien fabrizirt, das die Kultur der alten Welt geerbt hatte, und woselbst damals die reichsten Handels- und Gewerbestädten blühten. Ein sehr großer Theil der edlen Metalle war in den Händen der Lombarden, die zu Hause und durch ganz Europa einen höchst einträglichen Handel damit trieben. Die reichsten Länder nach Italien waren Flandern und die Hanseestädte. Das übrige Europa sehen wir von innern Unruhen so zerrissen und so arm, daß die edlen Metallen im Allgemeinen gewiß äußerst selten waren. Um einen richtigen Begriff von ihrem wahren damaligen Werth zu bekommen, müßte man den Mittelpreis der ersten Lebensbedürfnisse, besonders des Getreides kennen; denn nach der allgemeinen Annahme gibt dieses Produkt, nach welchem die allgemeinste und gleichförmigste Nachfrage geschieht, und das bei weitem dem wenigsten Wechsel unterworfen ist, den sichersten Maaßstab für derlei Berechnungen. Wie will man aber den Mittelpreis des Getreides in einer barbarischen Zeit genau bestimmen, wo man höchstens aufschrieb, wenn das Korn außerordentlich theuer oder wohlfeil war? Ueberdieß wechselten die Preise in Folge des verwahrlosten Landbaus, der ewigen Kriege und Räubereien, besonders aber wegen des Mangels an Kommunikationsmitteln, von Jahr zu Jahr ungeheuer. Die Bauern waren zu arm, zu gedrückt, als daß sie auf künftige Theurung hätten Getreide sparen können, und nicht selten war Hungersnoth in einer Stadt, während man fünfzig, sechzig Stunden davon im Ueberfluß schwamm.

Unser gelehrter Engländer hat indessen alle Chroniken des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts durchstöbert und ist zu dem Resultat gelangt, daß, abgesehen von den ungeheuren Sprüngen, die den eben berührten Ursachen zuzuschreiben sind, die Mittelpreise des Getreides in diesen beiden Jahrhunderten vor der Entdeckung von Amerika sich wenig verändert haben. Er zieht daraus den Schluß, daß die in der alten Welt, besonders in Deutschland ausgebeuteten Bergwerke just so viel edle Metalle lieferten, daß das durch die Reibung abgenuzte, zu Kunstgegenständen verwandte, durch Schiffbrüche, Kriege und überhaupt in den Wirren der damaligen Zeit fortwährend verloren gehende Gold und Silber gerade wieder ersezt wurde. Nach der Analogie anderer Zeiten und nach dem Werth der damals in verschiedenen Ländern geschlagenen Münzen, glaubt er das zu jener Zeit im Umlauf befindliche gemünzte Gold und Silber auf 412 bis 424 Millionen Gulden anschlagen zu dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Ernst, aber freundlich sah der Lord beide an und sagte nach einer kleinen Pause zu Graf Karl: „Ich komme, Sie abzuholen; ich habe meine Braunen vor einen leichten Jagdwagen spannen lassen, um sie auf einem hübschen Umwege nach London zu führen. Sie kommen noch früh genug dort an und müssen deßhalb dem Freunde dieß lezte Vergnügen nicht versagen.“ Graf Karl machte keine Einwendungen, der Wagen war vorgefahren und in ein paar Minuten flogen die Braunen über den Schloßhof.

„Nun, wie hat Ihnen mein Fasanenhaus gefallen?“ fragte Lord G. unterwegs. „Ich werde es nie vergessen,“ antwortete Graf Karl, „und Sie haben mir, durch die Aufnahme dort, einen unschätzbaren Dienst erwiesen; Sie haben mein Herz in Ruhe gewiegt und mir gezeigt, daß es wirklich Glück und Tugend auf der Welt gibt.“ — „Dienst um Dienst,“ erwiderte der Lord; „ich bin auch Ihnen Dank schuldig, und da Sie jezt England verlassen, will ich Ihnen sagen, wofür. Sie haben mir einen Beweis von der Treue meiner Ellen gegeben.“ — „Wie so?“ fragte Karl, „ich verstehe Sie nicht.“ — „Nun, Sie waren fast vierzehn Tage mit ihr unter einem Dache; und ohne Ihnen zu sehr schmeicheln zu wollen, es gereicht mir zu nicht geringem Trost, daß Sie, bei so guter Gelegenheit, mir ihr Herz nicht abwendig gemacht haben.“ — „Auf mein Wort,“ sagte Karl, „ich verstehe Sie noch nicht.“ — „Nun,“ fuhr der Lord ungeduldig fort, „dann haben Sie wahrhaftig weniger Scharfsinn, als sonstige Gaben. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß der Schatz im Jägerhäuschen mir gehört?“ — „Und der Mann?“ fragte Karl verwundert. „Einen Mann mußte sie haben, und der gute Miller war der erste, der sich fand; er hat sie auch herzlich lieb.“

So war denn für Graf Karl das mühsam erworbene Bischen Ruhe mit einem Male wieder dahin, und Mißmuth und Unwille bemeisterten sich von Neuem seines Herzens. Also die schöne, die unschuldige Ellen war nichts weniger als das, wofür er sie gehalten, und der Jäger, mit dem sie so glücklich lebte, nichts als der Berger ihrer Schande! — Ein schneidender Mißton in den Nachhall seines Stillebens! Zerstreut und wortkarg saß er jezt da, konnte sich der schönen Natur nicht freuen, die Ankunft in der Stadt nicht erwarten, fand kaum Zeit zu Dank und Abschied, wiewohl er's herzlich meinte, raffte dann sein Bischen Hab und Gut zusammen und flog auf Sturmesflügeln der Armee nach. Hier erst kam er zur Ruhe, denn hier empfing ihn der treue Freund, an dessen Brust er weinen, dem er die harten Täuschungen seines Lebens klagen durfte. Oertzen erschrack über die Stimmung, die ein an sich so geringfügiger Umstand, wie das wahre Verhältniß der schönen Jägerin in Karls Seele erzeugt, oder vielmehr wieder hervorgerufen hatte. Er hatte ein anderes Resultat von dem Aufenthalt in England gehofft; jezt blieb nichts übrig, als den mildernden Einfluß der Zeit ruhig abzuwarten.

Die Schlacht von Waterloo ward geschlagen. Avancement und Ehre mußten die Wunde versüßen, die Graf Karl bald um den linken Arm gebracht hätte. Weil er Anfangs der Wunde wenig achtete, kam er mit den heftigsten Schmerzen einer furchtbaren Entzündung nach Paris, wo ihm ein hitziges Fieber auf mehrere Tage die Besinnung raubte. Oertzen ward durch unabweisliche Geschäfte gezwungen, sogleich wieder abzureisen; die ganze Pflege des Schwerkranken wäre mithin dem Bedienten allein überlassen gewesen, wenn ihm die Frau des Hauses nicht freiwillig Hülfe geleistet hätte. Sie war eine Deutsche von Geburt, doch Wittwe eines französischen Generals, eine Frau von angenehmer Gesichtsbildung und sanftem Wesen. Kaum hatte sie die Gefahr ihres Gastes vernommen, als sie sich erbot, das ihm angewiesene Zimmer mit einem bessern, luftigern zu vertauschen, dessen Fenster in den Garten gingen, und schon am folgenden Tage ward er dort hingebracht. Hier wachte sie, abwechselnd mit ihrer Dienerin, zwölf Nächte bei dem Kranken, und sorgte so liebevoll für jede Kleinigkeit, daß weder Mutter- noch Schwesterliebe ihn treuer hätte pflegen können. Als Graf Karl wieder zu sich kam, fielen seine ersten Blicke auf das bescheidene Gesicht der etwa 28jährigen Frau. Sie saß, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, vor seinem Bette; ein Mädchen von dreizehn Jahren kniete neben ihr und fragte, obgleich nur halblaut, doch mit unverkennbarem Ungestüm: „Wie ist es mit ihm, Karoline? wird er davon kommen? O Gott! wenn es möglich ist, so laß ihn leben!“ Karoline wischte sich eine Thräne aus dem Auge, dann sagte sie: „Sey ruhig, Cäcilie; er mag leben oder sterben, Du weißt, er ist in Gottes Hand.“ — Karl wachte schon lange; er fühlte sich leicht und wohl, aber er gab kein Zeichen des Lebens, um sich des Eindrucks, den das angenehme Bild auf ihn machte, nicht zu berauben. Endlich schlug eine Uhr; da stand die Dame leise auf, schlich ans Fenster und nahm gleich darauf dem Bette, mit einer Medizinflasche in der Hand. Leise schlug sie den gelbseidenen Vorhang zurück, und als sie nun, dicht über ihn gelehnt, gewahrte, wie er heiter lächelnd dalag und sie mit seinen blauen Augen ansah, da konnte sie einen Schrei nur halb unterdrücken; ein sanftes Roth stieg in ihre Wangen, doch schnell sich fassend, sagte sie: „Mein Gott, Sie wachen?“ — „Er wacht!“ rief Cäcilie und wollte rasch den Vorhang aufziehen; aber Karoline wehrte es ihr. Da sprang das Mädchen zur Thüre hinaus und ließ ihr Freudengeschrei: „Er lebt, er ist besser!“ so laut

durch das ganze Haus erschallen, daß es bis ins Krankenzimmer hineindrang. Unter solchen Umständen knüpfte sich eine Bekanntschaft an, die über Graf Karls ganzes Leben entscheiden sollte.

Die freundliche Pflegerin zog sich nicht von ihm zurück, als er nach und nach zu Kräften kam; sie geleitete ihn in den Garten und die drei breiten Steinstufen, die in den Salon führten, wieder hinauf. Jeden Morgen fand er auf seinem Tische ein Körbchen mit den auserlesensten Früchten; die vollsten Pflaumen, Pfirsiche, Weintrauben, Feigen, was der Augenblick eben herangereift hatte, lagen auf grünen Blättern, wie der schönste Hupfum geordnet. Die Pariser Früchte übertreffen alle andern an Süßigkeit und Fülle, und die Obsthändlerinnen wissen sie so graziös herauszuputzen, wie sich selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Der Klavierspieler List. Prozesse des Théâtre français.

Zuletzt gab List oder Liz sogenannte Etudes caractéristiques von Moscheles; was dieser Titel bedeuten soll, begreife ich nicht recht; es schienen nur Phantasien eines genialen Meisters zu seyn, die der junge List mit außerordentlicher Fertigkeit vortrug. Wenn man die gewaltigen Bewegungen seiner Hände und Arme sah, so hätte man glauben können, er hämmere sie ab; auch ist er als ein furchtbarer Hämmerer bekannt, und man hat es ihm schon in den Tagesblättern vorgeworfen, daß er die Instrumente, die er unter den Händen habe, ganz unbarmherzig behandle. Dieser List kam vor ungefähr zehn Jahren als ein musikalisches Wunderkind nach Paris und ist seitdem hier hängen geblieben. Er ließ damals auch Improvisationen hören, und man glaubte, es stecke ein zweiter Mozart in ihm, so daß man, um sein Talent auf die Probe zu stellen, ihm eine Oper zu setzen gab. Die Oper kam zu Stande und wurde aufgeführt; allein eine Mozartsche Oper war es nicht, und seitdem quälte man den armen Jungen mit dem Komponiren nicht mehr. Unterdessen ist er groß geworden, und wenn auch von seinen eigenen Kompositionen selten die Rede ist, so ist er doch einer der fertigsten Klavierspieler in Paris, wo es an Spielern dieser Art gewiß nicht fehlt. Man wirft ihm aber vor, daß er die Meisterwerke, die er öffentlich spielt, auf eine widerliche Art verbräme und dadurch verderbe. — Ich habe oben erwähnt, daß der dem Théâtre français von dem berühmten Dichter Victor Hugo angehängte Prozeß zu Gunsten des Theaters entschieden worden ist, und obschon der Dichter an ein höheres Gericht appellirt hat, so ist es doch wahrscheinlich, daß auch hier dem Théâtre français Recht gegeben werden wird, weil es ein vom Minister des Innern als unsittlich verbotenes Stück nicht hat aufführen wollen, oder vielmehr können; denn zu dem Unmöglichen kann ja Niemand angehalten werden; und wenn ein Minister, dem die Polizei und die Gensd'armerie zu Gebote stehen, sagt, ich will nicht, daß ihr das Hugo'sche Lustspiel aufführt, so muß sich ja wohl das Théâtre français darein fügen; denn erstlich brächte es durch seine Widersetzlichkeit nichts weiter zu Wege, als daß man es schlösse, und zweitens liefe es Gefahr, die bedeutende Zulage zu verlieren, welche ihm jährlich von Seiten der Regierung zufließt. Seitdem hat es dasselbe Theater mit einem andern Schriftsteller zu thun gehabt, der ihm einen ähnlichen Prozeß angehängt hat und glücklicher gewesen ist, als Victor Hugo, weil sich dießmal kein Minister darein mengte. Ein bisher unbekannter Dichter, Laverpillière, hatte dem Theater vor fünfzehn oder sechszehn Jahren ein Stück eingehändigt, welches dasselbe auch angenommen und aufzuführen versprochen hatte. In diesem Stücke hat der Dichter das heimliche Treiben der unter der berüchtigten Restauration so mächtigen jesuitischen Parthei schildern wollen, und einen Charakter gezeichnet, der zwar aus Neigung ein Liberaler ist, aber es dabei mit der bigotten Parthei hält, weil diese alle Aemter und Pensionen vergibt. Solche gebässige Charaktere gab es damals in Menge, und von manchem damals sich umhertreibenden Manne mag der Dichter einen Charakterzug entlehnt haben. Den Schauspielern mochte aber wohl bange seyn, die Hofgunst zu verlieren, wenn sie dieses nach der Natur geschilderte Treiben am Hofe darstellten; aus diesem Grunde ließen sie also das Stück liegen und führten es nicht auf. Der Dichter war geduldig und wartete. Nach der Julirevolution trat der Zeitpunkt ein, wo die häßlichen Züge der vorigen Regierung dem Publikum vorgeführt werden konnten; aber auch da bezeigten die Schauspieler des Théâtre français noch keine Lust, das Stück aufzuführen. Jezt aber verlor der Dichter die Geduld und citirte das Théâtre français vor das Handelsgericht; es konnte hier keinen triftigen Grund anführen, warum es Laverpillières Lustspiel nicht darstellen wollte, und wurde dazu verurtheilt, es binnen einer bestimmten Frist zu geben. Die Herren und Damen des Théâtre français rächten sich nun dadurch an dem Dichter, daß sie die Rollen den jüngsten Subjekten ihres Theaters anvertrauten, so daß kein einziger beliebter Schauspieler in dem Stück auftreten sollte. Nun forderte der Dichter sie wiederum vor Gericht; aber dießmal war er nicht so glücklich, wie das erstemal. Das Gericht erkannte, daß die Sociétaires das Recht haben, die Rollen zu vertheilen, wie es ihnen gutdünkt, und daß Niemand sie zwingen kann, in diesem oder jenem Stücke aufzutreten. Das neue Lustspiel mußte also den sogenannten Doubles überlassen bleiben. Diese, welche nicht oft Gelegenheit haben, sich in wichtigen Rollen zu zeigen, thaten ihr Bestes, um diese einzige Gelegenheit zu benutzen, und spielten wirklich sehr gut. Allein das Stück selbst hatte leider nichts Ausgezeichnetes, nichts, was die Zuschauer entzückt oder hinreißt. Es war ein Lustspiel, das man bald vergißt, wenn man aus dem Theater getreten ist, und somit wird es sich auch schwerlich lange auf der Bühne halten. Wird sich dann der Dichter ans Publikum halten und auch dieses verklagen, daß es sich weigert, sein Lustspiel anzusehen? Ueberhaupt halten sich die auf Befehl eines Gerichts gespielten Stücke selten lange auf der Bühne; denn meistens sind es solche, von denen die Schauspieler nach ihrem praktischen Sinne nicht viel Gutes hoffen. In Hinsicht des Théâtre français ist es aber gut, daß zuweilen ein Dichter es von Gerichtswegen antreibt, die bereits angenommenen Stücke zu spielen; denn die Sociétaires dieses Theaters sind sehr der Bequemlichkeit zugethan und verlassen sich zu sehr auf die Zulage der Regierung. Sie haben manchen ungeduldigen Dichter zur Verzweiflung gebracht. Seitdem jedoch in Paris eine so erstaunliche Konkurrenz im dramatischen Fache herrscht, sind auch die Sociétaires des Théâtre français etwas reger geworden und lassen nicht alle von ihnen angenommenen Schauspiele zwanzig Jahre in ihrem Archive, wie vormals, ehe sie sich dazu bequemen, sie einzustudiren und aufzuführen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Februar 1833.

Noch schwebt der Sonn' ein Dunst von deinen Seufzern vor,
Dein altes Stöhnen summt mir noch im alten Ohr;
Und so verwandelt nun? —

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Auch ohne weitere Auseinandersetzung wird es den Leser nicht befremden, wenn wir ihm vertrauen, daß die wärmste Dankbarkeit den Genesenen an den Schutzgeist knüpfte, der so segenskreich über ihm gewacht hatte. Von den einfachen Verhältnissen der jungen Wittwe war ihm, auch ohne direkte Erkundigung, manches bekannt geworden. Ihre Familie war von altem Reichsadel, aber nicht reich. Ein französischer Obrist hatte während des Krieges Gelegenheit gefunden, ihren Eltern sehr wichtige Dienste zu leisten. Als er darauf, von uneigennütziger Liebe geleitet, um Karolinens, der ältesten Tochter, Hand bat, ward sie ihm aus Dankbarkeit, und um so lieber gewährt, da den Eltern eine so gute Versorgung sehr angenehm war. Als diese nicht lange darauf gestorben waren, kam die jüngste Tochter, Cäcilie, unter der Generalin besondere Obhut. Carolinens sanfter, ergebener Sinn half ihr die harten Verluste in ihrer Familie gelassen tragen, ja selbst dem Willen des Unerforschlichen in Demuth sich fügen, als im Jahre 1812 eine Kanonenkugel ihr den innig geliebten Mann, dem Vaterlande einen braven Krieger raubte. Sie hatte Frankreich lieb gewonnen und verließ es nicht wieder, auch als keine Bande, außer denen eines reichen Besitzes, sie dort mehr festhielten; aber auch für ihre Landsleute hatte sie ein Herz behalten, wenn sie auch des unanständigen Jubels sich enthielt, der gewiß keinem Franzosen ziemte, als die Alliirten einzogen, und freudig wachte sie über das Leben des jungen Oesterreichers, den das Schicksal ihr anvertraut hatte.

Als Graf Kallendorf völlig hergestellt war, riefen ihn seine Verhältnisse natürlich in das gesellige Leben zurück, aber die Abendstunden, die er an Carolinens Seite verleben konnte, wurden ihm immer lieber. Die wilde, braunaugige Cäcilie sprang ihm, so oft er kam, mit lautem Jubel entgegen, flog an seinen Hals und sezte sich auf seinen Schooß, trotz der leisen Abmahnungen der Schwester, welche durch ein klar ausgesprochenes Verbot des Kindes Unschuld zu stören fürchtete. Karl spielte mit ihr, oder wehrte sie sanft von sich ab, je nachdem er eben gestimmt war; aber Carolinens seelenvolles Gespräch fand jederzeit Eingang bei ihm. Wenn er eine Weile mit ihr gesprochen hatte, fühlte er, wie sein Herz sich weiter ausdehnte, wie seine Ansprüche an sich selbst sich vermehrten, während die an seine Nebenmenschen sich allmählig verringerten. — Auch Sophien lernte er vergeben, auch ihr Bild trat immer milder vor seine Seele, bald nur wie ein Zauber, der seine Jugend umwoben hatte; denn die Jugend lag jezt hinter ihm, die großen Weltbegebenheiten hatten ihm den Ernst des Lebens gewaltig vor's Auge geführt und wohl das Ihrige dazu beigetragen, ihn von sich selbst abzuziehen.

Caroline war immer beschäftigt, entweder mit nützlichen und zierlichen Handarbeiten, oder mit dem Unterricht der wilden Cäcilie, die sie oft von einem hohen Kastanienbaume

herunterrufen mußte, wenn die festgesezte Stunde nahte. Die beiden Schwestern bildeten den auffallendsten Kontrast: die ältere erschien in jeder Lage in stiller Frauenwürde, immer gleichgestimmt und freundlich, wie ein Sommertag; ihre Haut war durchsichtig und lilienweiß, doch die kleinste Gemüthsbewegung lockte ein sanftes Erröthen auf ihre jungfräulich reine Stirn. Dabei leitete sie das Haus mit der sichern Hand einer klugen Frau; auch die verminderte Schlankheit ihres regelmäßigen Wuchses deutete auf ihren Frauenstand, so wie der erfahrene Blick, in dem die Lust der Jugend nicht mehr wohnte. Sie kleidete sich mit der höchsten Sorgfalt, und Behaglichkeit und Ordnung waren rings um sie verbreitet. — Cäcilie dagegen war noch eckigt in Bewegung und Form; sie ging nicht, sondern lief oder sprang, wie ein Knabe kletterte sie auf die Bäume, um die reifen Kirschen zu pflücken, oder sich vor der Schwester zu verstecken, und stets war ihre Gesichtsfarbe erhöht, weil irgend eine äußere Anstrengung oder ein lebhaftes Gefühl ihr Blut in fortwährender Aufregung erhielt. Ihre braunen Locken trozten dem Kamm und rollten sich in unzähligen Ringen um Stirn und Nacken; ihr Auge schwamm stets in Freud oder Leid, aber selten blickte es lange auf einen Gegenstand. Was schicklich sey, davon hatte sie eben so wenig einen Begriff, wie von etwas Argem. Von dem ersten Augenblicke an, da Graf Karl ins Haus trat und bleich auf einen Stuhl hinsank, zog ein mächtiges Gefühl sie zu ihm hin; sie konnte, troz ihrer Unruhe, stundenlang vor ihm knieen und den Kopf auf seinen Schooß legen, wenn er, während er der Schwester vorlas, mit der linken Hand in ihren Locken spielte; dann sprang sie oft auf, um irgend ein vergessenes Geschäft mit einer Hastigkeit zu besorgen, als hienge der Welt Heil davon ab, und kam nicht selten mit hochglühenden Wangen und zerrissenen Kleidern zurück, um bei den Ermahnungen der Schwester, unter heißen Thränen, die besten Vorsätze zu fassen.

Nach und nach ward Caroline Graf Karls Vertraute; er öffnete ihr sein noch immer wundes Herz, sie tröstete ihn nicht, aber ihre Gegenwart, ihr Umgang tröstete ihn. Wenn ein Herz sich gedrungen fühlt, die Leiden seiner *ersten* Liebe in das eines jugendlichen Wesens andern Geschlechtes auszuschütten, so ist dieser Drang unfehlbar der Prolog zu einer *zweiten*. Karl mußte sich selbst die Wahrheit dieser Bemerkung eingestehen, als er sich nach einiger Zeit darauf ertappte, daß er seine Tage nur nach den Stunden zu berechnen pflegte, die er mit Carolinen zugebracht hatte. Er mußte lächeln über diese Entdeckung in seinem Innern, die ihm durchaus angenehm war. Der Genuß, den ihr gebildeter Geist, ihr reifes Urtheil ihm verschaffte, war ihm unschäzbar. Fast täglich ging er mit ihr und Cäcilie in das Museum, wo Schäze ohne Zahl aufgestellt waren. Caroline liebte die Kunst, doch blieb sie beim Anblick der Statuen kalt; Gemälde waren ihre Freunde. Sie kannte alle Eigenthümlichkeiten der vorzüglichsten Werke. Wenn sie nun mit Graf Karl aufmerksam vor diesem oder jenem Meisterstücke weilte, mit dem feinen Finger da- und dorthin zeigte und mit noch feinerem Urtheil diese und jene Bemerkung machte, stand Cäcilie gewöhnlich unbeachtet zur Seite und hing mit schwärmerischem Blicke an dem Meisterstücke der Natur, das sie in Graf Karls Gestalt bewunderte. — Eine aufkeimende Leidenschaft im Herzen eines Kindes ist ein großes Räthsel; scharf unterschieden von jedem andern Gefühle, kann sie darin Wurzel fassen, ohne den geringsten Zusaz von Sinnlichkeit; der heftige Wunsch nach der Nähe des geliebten Gegenstandes ist der einzige, der in einem ganz unschuldigen Herzen Raum findet. Daher war es eben so naturgemäß, als aufrichtig gemeint, wenn Cäcilie seit einiger Zeit ihre Schwester täglich bestürmte, sie solle Graf Karl heirathen, damit sie immer beisammen blieben. Caroline ward oft ungeduldig und verwies ihr das kindische Gerede über Dinge, von denen sie nichts verstehe. Das half aber nicht viel. Eines Tages sezte sie, nach einem ähnlichen Gespräche, hinzu: „Wenn zwei Leute sich heirathen wollen, liebes Kind, müssen sie sich vor allen Dingen über Alles lieb haben; ich liebe Dich aber weit mehr als Graf Karl, und diesem fällt es gar nicht ein, mich Andern vorzuziehen.“ — „O, das weiß ich besser!“ erwiderte Cäcilie mit nachdenklichem Blick.

Nach und nach entzündeten diese Reden des Kindes eine stille Gluth im sanften Herzen der Schwester; sie fing an nachzudenken, ob Cäcilie Recht habe, und prüfte ernstlich, was ihr Herz wohl sagen würde, wenn Graf Karl mit dem Bekenntniß der Liebe vor sie träte. Doch bald unterdrückte sie solche Gedanken wieder und bat Gott, sie in ihrer Unbefangenheit zu erhalten. — Karl hingegen gab sich dem süßen Zauber immer wohlgefälliger hin, bewachte jeden Blick der Freundin, als hinge sein Schicksal davon ab, und nahm sich vor, sobald er Hoffnung sähe, seinem Glücke keine entfernte Frist zu sezen, sondern sich des Engels, den ihm der Himmel zugeführt hatte, je eher je lieber zu versichern.

(Die Fortsezung folgt.)

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

(Fortsezung.)

Sechzehntes Jahrhundert. — So war es also im Jahr 1492, dem Jahr der Entdeckung von Amerika. Bedenkt man, daß man mit derselben Menge Goldes damals sechsmal mehr kaufen konnte, als heutzutage, so wird man die Gier, mit der die Europäer über die Schäze

der neuen Welt verfielen, begreiflich finden. Die Jahre, welche in dem nun folgenden Jahrhundert die größten Mengen edler Metalle nach Europa förderten, waren einmal die ersten, weil man da den Eingebornen alles Gold, das man bei ihnen vorräthig fand, abnahm, und dann die lezten, weil die reichsten Minen erst dann ausgebeutet werden konnten, als das ganze Land erobert und untersucht war. Mexiko wurde aber 1521 erobert und die Minen von Potosi wurden 1545 entdeckt. Unser Engländer schäzt, in ziemlicher Uebereinstimmung mit Alexander von Humboldts Angabe, daß von 1492 bis 1600 an Gold und Silber über tausend siebenhundert und fünf und zwanzig Millionen Gulden nach Europa kamen.

Will man nun ungefähr wissen, wie viel Geld im Jahr 1600 im Umlauf war, muß man jene 421 Millionen, welche der Annahme nach vor der Entdeckung von Amerika cirkulirten, dazurechnen, und dann wegen Verlust durch Friktion und auf anderm Wege etwa $\frac{1}{10}$ abziehen. Der Engländer rechnet überdieß, daß ein Zehntheil der ganzen Summe von edlen Metallen, von der Entdeckung des Wegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung an, nach Asien ausgeführt, ferner, daß ein Fünftheil zu Schmuck und Geräthe verwendet wurde. Nach allen diesen Abzügen schäzt er die Summe, welche im Jahr 1600 in Umlauf war, auf 1634 Millionen; dieß ist aber viermal so viel, als kurz vor Beginn des eben abgelaufenen Jahrhunderts cirkulirte. Man darf indessen daraus nicht den Schluß ziehen, als ob der Preis der Lebensmittel alsbald in geradem Verhältniß mit dem vermehrten Zufluß von edlen Metallen gestiegen wäre; denn im Maaße, als ein nüzlicher Stoff häufiger wird, wird er auch vielfältiger verwendet und die Nachfrage darnach nimmt zu. Ueberdieß nahmen damals Gewerbfleiß und Handel einen starken Aufschwung in Europa, auch die Bevölkerung war in rascher Zunahme begriffen, und Alles dieß machte größere Massen von Münze, von Geschmeide und Silbergeschirr erforderlich. Im sechzehnten Jahrhundert erhob sich eine zahllose Menge reichgeschmückter Kirchen und Kapellen. Die Plünderer der neuen Welt meinten ihre Gräuel dadurch zu sühnen, daß sie ihren Raub zum Theil zu frommen Zwecken verwandten. Häufig thaten die Abentheurer vor Beginn ihrer Züge Gelübde, aus denen die Kirche guten Nutzen zog, und in Europa, im Süden vornehmlich, strozten bald die Altäre von Gold und Silber. Allerdings wanderten andernseits in Folge der Reformation die Schäze der Kirche in großer Menge in die Hände der Laien, und noch dazu blieben die Kirchen sogar von den Katholischen nicht immer verschont, und Roms Plünderung i. J. 1527 durch das Heer des Herzogs von Bourbon ist ein furchtbarer Beleg hiefür. In jenen schrecklichen Tagen litt die Hauptstadt der Christenheit mehr, als je von Gothen und Vandalen. Die Hauptsache ist und bleibt aber, daß Gold und Silber sich von nun an weit tiefer herab in den Ständen verbreiteten. So erzählt Guicciardini, die reichen Bürger in den flandrischen Städten haben sehr vieles Silbergeschirr gehabt, und ein alter englischer Chronist, Hollingshed, klagt bitter über den unglaublichen Luxus, der sich damals im Land verbreitet; als schlagendsten Beweis führt er die Erfindung der silbernen Löffel an.

Um wie viel in dieser Periode, in Folge des vermehrten Zuflusses von edlen Metallen, der Preis der Lebensmittel gestiegen sey, ist schwer genau auszumachen; nach unserm Verfasser scheint indessen in England im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts der Preis des Getreides sich verdreifacht, ja vervierfacht zu haben, und aus allen Dokumenten geht das Resultat hervor, daß im sechszehnten Jahrhundert allgemach die Preise im Allgemeinen in einem nur wenig geringern Verhältnisse gestiegen sind, als die edlen Metalle häufiger wurden.

Diese rasche Veränderung des Maaßstabes, nach dem Alles im Leben und Verkehr gemessen wird, hatte auf die Geschichte des ohnehin so merkwürdigen sechzehnten Jahrhunderts einen Einfluß, den sogar unsere jetzigen Geschichtschreiber nicht immer genug würdigen, über den sich aber vollends die Zeitgenossen ganz täuschten. Wir auf unserem Standpunkte können jezt das naturgemäße Wirken einer solchen Revolution vollkommen übersehen, aber die damals lebten, schrieben das Wohl und Weh, das sie ihnen brachte, eher jeder andern Ursache, als der wahren zu. Daß Alles überall und schnell anders wurde, sah man wohl; aber die unterrichtetsten Männer tappten im Finstern, wenn es sich darum handelte, die Erscheinung zu erklären. In England z. B., wo die Güter auf sehr lange Frist, gewöhnlich auf 99 Jahre verpachtet wurden, bereicherten sich die Pächter auf Kosten der Grundeigenthümer. Ein Pachtschilling, der i. J. 1500 vierzig Pfund besagte, war hundert Jahre später eigentlich nur noch zehn Pfund, weil man mit derselben Geldsumme viermal weniger Tuch, Eisen, Korn, oder was man will, kaufte. Der Profit der Handwerker und Fabrikanten war nicht so groß, indessen gewannen sie doch auch unvermerkt; denn der Arbeitslohn, den sie ihren Gesellen dem Herkommen gemäß nach dem alten Maaßstab fortbezahlten, war in Wahrheit geringer, als er hätte seyn sollen. Ferner kauften sie die Materialien zu ihrem Gewerke zu einem gewissen Preise an und verkauften sie später zu einem höhern, abgesehen vom innern Werth, den sie ihnen durch die Bearbeitung gegeben. Dieser Nutzen war zwar mehr Schein als Wirklichkeit, weil sie mit dem erhaltenen Preis nicht mehr Korn u. s. w. kaufen konnten, aber er munterte sie doch gewaltig auf. Die einzigen Handwerker, die einbüßten, waren die

Gold- und Silberarbeiter, weil die Waaren, die sie auf dem Lager behielten, allmählig, aber fortwährend an innerem Werth verloren. Gewerbsleute, welche Geld aufnahmen, konnten sich nach einer Reihe von Jahren leicht ihrer Schuld entledigen, weil diese Schuld, ohne daß es der Darleiher inne wurde, sich von Tag zu Tag verminderte. Auf wessen Kosten aber aller dieser Gewinn ging, wer in Wahrheit verlor, das waren die Kapitalisten, was in damaliger Zeit so viel heißen wollte, als die Grundeigenthümer. Ihre Einkünfte blieben den Ziffern nach sich gleich, während Alles, was sie zu kaufen hatten, fort und fort theurer wurde. Sie sahen sich genöthigt, ihre Dienerschaft zum Theil zu verabschieden, ihre kostbaren Pferde zu verkaufen, kurz, sich auf eine Weise einzuschränken, daß ein Theil der untern Volksklassen empfindlich darunter litt. Mancher ging ganz zu Grunde, und mehr als ein Pächter hat sich in dieser Zeit zum Eigenthümer aufgeschwungen. Wenn die Pachtzeit abgelaufen war, erhöhte man allerdings den Pachtzins; aber dann schrie man laut über die Habsucht der Grundeigenthümer, während sie doch die eigentlichen Opfer der Revolution waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

Fortschritt und Stillstand im öffentlichen Leben.

Epimenides würde sich bei uns nach vierzigjährigem Schlaf ebenso die Augen reiben, wie auf Kreta, denn es liegt mehr als ein Jahrhundert in dieser Zeit: zuerst die blutigen Harlekinaden und Marktschreiereien der Revolution, dann die Vereinigung mit Frankreich, dann das Glück, die Hauptstadt eines französischen Departements zu seyn, einen kaiserlichen Präfekten zu besitzen und Genfer Kinder in Italien, Deutschland, Spanien und Rußland zum großen Vortheil ihres Vaterlands todtschießen zu lassen; endlich die Befreiung der Schweiz durch die Alliirten, und so auch Genfs, das nun aus einem französischen Departement ein Schweizerkanton wurde; endlich der Reflex der Pariser Julustage, in deren Folge eine Menge heilsamer Abänderungen in der Regierung und Verwaltung unsers kleinen Staats gemacht wurden: Preßfreiheit, neues Wahlgesetz, Herabsetzung des Wahlcensus, Trennung der Gewalten, Verbesserung der Justizverfassung, Abschaffung der Richter-Staatsräthe, der temporären Anstellung der Richter, neues Kommunalgesetz, und endlich Oeffentlichkeit der parlamentarischen Sitzungen. Noch mehr wundern aber würde sich dieser Epimenides, der vielleicht bei dem Lärm einer der vier sonst so häufigen prises d'armes eingeschlafen, unser Völkchen jezt so ruhig und besonnen zu sehen, da es die erweiterte Freiheit nicht für Ungebundenheit und Licenz hält; so wahr ist der politische Grundsatz: les lumières du peuple sont toujours la mesure de sa modération. Solch ein Epimenides wäre etwa J. J. Rousseau. Wenn er nächstens, wenigstens in bronzener Statue, hier aufgestellt wird — J. Pradier hat sie vor Kurzem glücklich vollendet — so braucht er sich seiner Vaterstadt nicht mehr zu schämen, und ich glaube, er würde wieder ihr Bürger seyn wollen, so ganz anders ist die Regierung, ihr Geist und ihr Handeln geworden, in deren Maasregeln sich jezt so viel Eifer für das Glück des Volks, als besonnenes Fortschreiten im Sinne der Zeit zeigt.

In manchen andern Dingen hingegen, z. B. in dem Thun und Treiben unserer Akademie, würde Epimenides Jean-Jacques Alles noch ziemlich auf dem alten Fleck finden, und der Ehrenmann würde durchaus nicht begreifen können, daß mehr als ein halbes Jahrhundert fast spurlos an ihr vorübergehen konnte. Dieß ist in den neuesten Tagen recht ans Licht gekommen, denn da trat der auch in Deutschland ehrenvoll bekannte J. Humbert auf, um eine Menge Blößen und wunde Stellen der Akademie aufzudecken und das corpus academicum wundärztlich zu untersuchen. Seine Darstellungen und Bemerkungen haben um so mehr Werth, da er selbst akademischer Professor, also Mitglied dieses corpus ist, überall aus eigener mehrjähriger, geprüfter Ansicht und Erfahrung spricht und anderwärts recht gut gelernt hat, wie dergleichen Dinge anders und besser seyn können. Es ist nicht uninteressant, Einiges aus dem Humbertschen Krankheitsbericht auszuheben, was in Deutschland unglaublich scheinen wird, wo die Genfer Akademie noch hin und wieder einigen Ruf hat, den sie auch durch einzelne tüchtige Männer und neuerdings durch unsern wackern Botaniker Decandolle verdient, so isolirt diese Männer auch stehen, indem sie immer nur einem engen Wissenschaftskreis und darin wieder einer einseitigen Richtung angehören; denn an höhere, nicht materialistische Ansicht der Naturwissenschaften, an Philosophie, Geschichte, Philologie, Jurisprudenz, Archäologie und Theologie in ihren höhern wissenschaftlichen Beziehungen ist gar nicht zu denken, und manche Stimmführer der Akademie machen sich selbst eine Pflicht daraus, davor zu warnen. „Wenn Einer fragt, welcher Behörde bei uns die Aufsicht und Oberleitung des öffentlichen Unterrichts und seiner Anstalten anvertraut ist, so geräth man schon in Verlegenheit, denn eine solche Behörde existirt nicht, und mit ganz unbestimmter Begrenzung theilen sich mehr als ein halbes Dutzend öffentliche und Privatautoritäten darein: die Akademie, der akademische Senat, die akademische Kompagnie, die Kompagnie der Pastoren, die Kommission für den öffentlichen Unterricht, die Gesellschaft für den religiösen Unterricht der Jugend, die Societät zur Beförderung der Künste, und gewissermaßen auch die oberste Regierungsbehörde, der Staatsrath. Es ist unumgänglich, die Attributionen dieser Behörden genau zu bestimmen. Die Akademie, die aus achtzehn ordentlichen, vierzehn Honorar- und sechs Emeriten-Professoren mit einem Prinzipal, zusammen aus neun-und-dreißig Mitgliedern besteht, hat folgende bekannte Attributionen: Jährlich am Promotionsfest muß ein Professor in der Hauptkirche St. Peter eine Rede vorlesen; die Akademie muß das französische Pensum aufsetzen, das bei dem Juniuskonkurs ins Lateinische und Griechische übersezt wird; sie muß die Ausarbeitungen korrigiren, mit denen jährlich um den Preis der Arithmetik, der Religion, der Rechtschreibung und der alten Literatur gerungen wird; sie muß die jährlichen Prüfungen der Studenten und der Kollegiumsschüler vornehmen; sie versammelt sich aber als Akademie nie, um sich über Verbesserungen in dem öffentlichen Unterricht zu besprechen; sie erhält auch als solche keinen Gehalt, genießt aber dagegen des Vorrechts, bei öffentlichen Prozessionen und Umgängen neben den ersten Behörden der Republik einherzuziehen, desgleichen, mit Ausschließung der Geistlichen und anderer Literaten, Vorlesungen in dem sogenannten akademischen Museum zu geben und unentgeldlich den hier gehaltenen Vorlesungen beizuwohnen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Februar 1833.

Apollo nahm mich an in seine Gunst und Holde,
Vulkanus hatte schon gemacht von gutem Golde
Die Feder meiner Faust: ich war nun ganz bereit,
Mit meines Geistes Frucht zu brechen durch die Zeit.

Martin Opitz.

Prolog
zur Darstellung von Lessings Nathan,
auf dem Stuttgarter Hoftheater, am 15ten Februar 1833.

Von Gustav Schwab.

Wo ist die Werkstatt, drin die sichre Waffe,
Das Wort, zum Pfeil, zum Schwert, zum Helm und Schild
Geschaffen wird? Nicht wenig liegt daran,
Zu Schutz und Trutz es tüchtig zu besitzen,
Zum Angriff scharf, doch ehrlich, giftig nicht,
Zum Schirme fest und sicher, doch nicht plump.
Es recht zu schmieden, ist die große Kunst,
Ist unsrer Zeit fast einziges Bestreben,
Denn nicht mehr auf des Degens Spitze nur,
Auch auf der Lippen Schneide ruht die Welt.

Der Heros, der in kühnem Redestreit
Mit neu erfundnen Künsten angeführt
Das kämpfende Jahrhundert, dem das unsre,
Ein unruhvolles Kind, entsprossen ist,
Der große Lessing, an dem Ambos stand
Des Wortes er, ein deutscher Waffenschmied.
Manch blankes Wurfgeschoß fliegt glänzend jetzt
Herüber und hinüber durch die Luft,
Das Er geschmiedet, das vom alten Rost
Er einst gesäubert, Niemand weiß es mehr.
Doch wie Apoll, der Fernhintreffende,
Nicht stets den Bogen spannt und manchesmal
Der Muse Schlummer mit den Saiten weckt:
So hat auch Er das Wort zum Waffendienst
Nicht stets gebraucht, es ward auch ihm zum Liede,
Es ward zum weltgestaltenden Gedicht.

Zwar hielt er selbst sich, der Bescheidene,
Für keinen Schöpfer, keine Dichterkraft:
„Nicht fühl' ich in mir die lebend'ge Quelle,"
Sprach er, „die aufwärts dringt mit eig'nem Trieb,
„Und in so reichen, frischen, reinen Strahlen
„Aufschießt an's Licht; durch Druckwerk nur und Rohr
„Preßt sich's bei mir herauf." So sprach der Mann,
Und sandt' aus seinem Geist der Dichtung Quell,
Der sprudelnd heut, nach sechzig Jahren, quillt.
Wir fragen nicht: ist es ein Wasserfall,
Der in die tiefe Heimath niedereilt,
Ist es ein Springquell, den die Absicht schuf?
Uns ist's Natur. Und wär' es Gartenkunst:
Zur schönen Wildniß ward für uns die Kunst;
Ein heil'ger Hain ist seine Poesie,
Aus dem des deutschen Geistes Welle rauscht.

Auch dieser Nathan ist noch immer frisch,
Ist Leben, wie's die rechte Dichtung ist.
Sein Gleichniß von den Ringen funkelt noch

Rubinenhell, erfreut, erbittert noch,
Zum Staunen und zum Zweifel weckt es noch.

Doch warum davon sprechen, wenn sein Wort,
Sein eigenes, nur harrt, von unsern Lippen,
Ein theueres Vermächtniß, auszugehn?
Gewährt ihm Stille, diesem ernsten Wort;
Bewegt's in eurem Geist, und ängstet's euch,
So ruft empor, was ihr in eig'ner Brust
Von Ueberzeugung und von Glauben hegt.
Kein Wort ist furchtbar, wenn den Hörer es
Mit inn'rem Gegenwort gerüstet findet.
Drum, Freund und Widersacher, horchet auf!
Nur Segen bringen kann ein Dichterwort!

Kalleudorf.

(Fortsetzung.)

Eine schöne Sommernacht lockte Graf Karl einst spät ans Fenster; da erblickte er unter einem Gebüsche Caroliuens rührende Gestalt im Mondlicht. Sie saß zurückgelehnt auf einer Bank, die Hände im Schooß gefaltet und das Gesicht ein wenig seitwärts in den Mond gerichtet. Karl konnte nicht widerstehen, er ging hinunter und so leise durch den Garten, daß sie ein wenig erschrack, als er plötzlich vor ihr stand, denn ihr Auge hing voll Thränen, und sie konnte es nicht früh genug trocknen. Er sezte sich neben sie und fragte zärtlich: „warum weinen Sie?“ — „Ueber manches Unbestimmte in mir selbst, das mich ängstet, guter Graf,“ erwiderte sie. „Wie Caroline?“ fuhr er fort, „ist in Ihrem reinen Herzen etwas Anderes als Licht und Friede?“ — „Wenn ich eine Räubergeschichte lese,“ antwortete sie, „oder eine Hofintrigue, mit grellen Farben dargestellt, dann komme ich mir selbst recht rein und sicher vor; aber eben deßhalb sind die Bücher, die uns trockene Begriffe von Tugend und Laster hinstellen, schlecht; sie wirken entweder gar nicht, oder verderblich, denn in der Wirklichkeit ist die Tugend aus unendlich kleinen Theilchen zusammengesezt; jeden Tag, jeden Augenblick müssen wir an dem Gebäude arbeiten, daß es nicht einfalle, und wer müßte nicht wachen und kämpfen, wenn er diese Ueberzeugung hat? Ich möchte weit besser seyn, als ich bin.“ Karl ergriff schweigend ihre Hand und küßte sie. Sie ließ es geschehen, und durch diese Duldung kühner gemacht, legte er den Arm um ihren Leib und sagte mit leiser Stimme: „Ich kenne nur Einen Fehler an Ihnen.“ Als sie schwieg und nicht fragte: welchen? fuhr er fort: „daß Sie nicht mein sind.“ Dann drückte er einen Kuß auf ihre Schulter, und sie wehrte ihm nicht; sie saß still da und zitterte. Jezt war kein Zweifel mehr, er fühlte sich geliebt und wagte es auszusprechen: „Caroline! Sie lieben mich, nicht wahr? nicht wahr?“ Ein leises Ja war die Antwort, die Alles in sich faßte. Er stand auf und zog sie mit sich fort, weil's ihn nicht länger sitzen ließ; er hätte jauchzen mögen in die Nacht, daß er die beste der Frauen gewonnen hatte. Sie preßte beide Hände gewaltsam an das Herz, als wollte sie es halten, und lehnte sich sanft und hingebend in seinen, sie noch immer umschließenden Arm. So gingen sie ein paar Mal die Lindenallee auf und ab und sogen den Duft der Levkoyen ein, den ihnen der Nachtwind als erste Huldigung entgegen trug. — Dann wollte er sie fester an sich drücken; jezt aber wehrte sie ihn ab und sprach endlich mit noch bebender Stimme: „Ja, Karl, ich liebe Sie, aber ich will Sie nicht binden. Sie sollen frei seyn, wie bisher.“ Er sah sie ungewiß an und fragte: „Sie lieben mich und wollen mich elend machen?“ Doch nachdem er ihr ins Auge gesehen, fuhr er fort: „Caroline, werden Sie meine Frau, machen Sie mich und meine guten Eltern glücklich.“ — „Nein, nein,“ fiel sie ihm eilig ins Wort, „Sie täuschen sich. Ich bin fünf Jahre älter als Sie; ich bin nicht reizend genug, um Sie zu fesseln; ich stehe Ihnen in Allem nach. In spätern Jahren würden Sie Ihre Wahl bereuen.“ — „Wie sprechen Sie, Caroline!“ rief er aus. „Sie sind ein Engel und ich bin ein sündiger Mensch, der seinen einzigen Trost in Ihnen sucht.“ — „Lassen Sie uns heute von der Zukunft schweigen,“ sagte sie sanft und bittend; „Morgen will ich mich näher erklären. Warum sollten wir uns die schöne Stunde verderben, die vielleicht nie wiederkehrt?“

Ja es war eine schöne Stunde, in der sie Arm in Arm die Gebüsche durchwandelten. Caroline war aufgelöst in Weichheit und Wonne; warme Thränen entfielen ihrem Auge, das sie unwillkührlich nach oben richtete, als wollte sie den Himmel fragen, ob sie auch so selig seyn dürfe. Aber die Sterne schienen klar in ihr Herz und öffneten es mehr und mehr der reinsten Liebe. Karl fühlte sich beglückt und erhoben durch ihren süßen Taumel; er hätte sie nicht stören mögen in ihrem Gespräche mit den Engeln. Nur in den hellsten Mondschein zog er sie, um sich ihres Anblicks zu freuen. So verging die halbe Nacht, denn spät erst trennten sich die Glücklichen. Beim Scheiden gab sie ihm einen Rosenzweig; er legte ihn in ein Gebetbüchlein, das er von seiner Mutter erhalten hatte, und las um so fleißiger darin.

Am folgenden Morgen trat sie ihm mit Cäcilie an der Hand entgegen, die ihm gleich auf ihre gewohnte Weise an den Hals sprang; er aber drückte sie so gerührt und lange an sich, daß sie ihn forschend und verwundert ansah, ohne in seiner schnell gesammelten Miene lesen zu können, was der ungewöhnliche Empfang bedeute. Darauf wich sie nicht von seiner Seite, beobachtete unaufhörlich ihn und Caroline, als sage ihr ein Instinkt, es sey etwas vorgegangen; aber das unveränderte Benehmen der Schwester brachte sie doch endlich auf andere Gedanken.

Nach dem Frühstück ging sie in ihr Zimmer, sich auf dem Klavier zu üben, und lange tönten die schülerhaften Klänge in das tiefe Schweigen, in welches die Beiden versenkt waren, indem sie Hand in Hand neben einander saßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Der Bischof Latimer hielt im Jahr 1548 vor König Eduard VI. eine Predigt, in der es heißt: „Mein Vater war ein Landmann; er hatte kein eigen Land, er zahlte Pachtzins, aber drei, vier Pfund zum Höchsten, und gab einem halben Dutzend Knechte Brod. Er konnte ein Hundert Schaafe weiden lassen und meine Mutter molk dreißig Kühe. Er konnte sich stattlich zu Pferd zeigen, wenn er ausritt, des Königs Löhnung in Empfang zu nehmen. Wohl gedenkt es mich noch, wie ich ihm das Geschirr zurecht machte, da er auszog zur Schlacht von Blakheath. Er schickte mich in die Schule, und sonst hätte ich nicht die Ehre, vor Ew. Hoheit zu predigen. Er verheirathete meine Schwestern, und gab jeder fünf Pfund Heirathgut, und erzog sie in der Furcht des Herrn. Seine Thüre stand offen den Nachbarn, denen es schmal ging, und er gab den Armen: Alles vom Ertrag des kleinen Pachtguts. Und derjenige, so jezt darauf sizt, zahlt sechzehn Pfund des Jahrs oder drüber, und kann nichts thun für seinen König, für sich selbst und seine Kinder, noch dem Armen, der Durst hat, einen Trunk reichen.“ Da just um dieselbe Zeit auch mit dem Ackerbau in England eine gänzliche Veränderung vorging, so schob der gute Bischof Alles Unheil, worüber er klagt, auf die Gehege, die Schaafweiden und dergleichen. Er ereifert sich darüber, daß Alles theurer werde, und sieht den Grund davon in der Habgier seiner Zeitgenossen. „Ist der Arme krank,“ ruft er, „so hat er keine ärztliche Hülfe, er zahle denn übermäßig; braucht er den Rechtsmann? der rührt keine Hand, er werde denn übermäßig bezahlt; beim Kaufmann ist alle Waare übermäßig theuer. Ihr, Edle und Grundherrn, Ihr nehmt zu viel; was man sonst um zwanzig oder vierzig Pfund pachtete, gilt jezt fünfzig und hundert. Menschenwerk ist diese furchtbare Noth, während uns Gott mit den Früchten der Erde reichlich segnet u. s. w.“ — Man sieht, der geistliche Herr war über das, was unter seinen Augen vorging, vollkommen im Irrthum. Er meinte, der Preis aller Dinge verändere sich, während sich nur der goldene oder silberne Maaßstab dieses Preises veränderte, und er ließ seinen Zorn just an denen aus, die am meisten bei diesem Zustand zu leiden hatten, an den Eigenthümern.

Später, im Jahr 1581, erschien eine merkwürdige kleine Schrift, W. S. unterzeichnet, die i. J. 1751 wieder aufgelegt und William Shakespeare zugeschrieben wurde. Shakespeare war indessen damals erst 16 Jahre alt, und Watt hat so ziemlich dargethan, daß sie W. Stafford angehört. Diese „kurze Betrachtung über das Wohl des Reiches Engelland“ ist ein Gespräch zwischen einem Kavalier, seinem Pächter, einem Fabrikanten, einem Krämer aus einer großen Stadt, einem Hutmacher und einem Doktor der Theologie. Jene Zeit ist darin so vollkommen charakterisirt, daß wir ein paar Sätze daraus mittheilen.

Der Kavalier spricht: „Alle Meinesgleichen, die Edelleute meine ich, haben jetzund höchlich Klage zu führen, da überall Alles schwer theuer wird, dergestalt, daß ihr viel besser nach Standesgebühr könnt leben, denn unser einer. Könnt ihr doch, wenn, was zu des Lebens Nothdurft gehört, theuer wird, hinauf mit dem Preis eurer Waare, und ihr thut's auch; was sollen aber wir anfangen? So geschieht es denn, daß mancher von uns von seinem Edelsitz scheiden muß, und in ein Kämmerlein zu London ziehen, und zu Hof gehen, wohin er nicht geladen ist, und das mit einem einzigen Knecht, Leute, so einstens ein Dutzend Bursche mit saubern Röcken im Hause hatten, und ein paar Dutzend Menschen, die bei ihnen des Tags einsprachen, zu essen gaben. So geschieht es, daß wir um ein Drittheil einziehen müssen, und der und jener von uns miethet gar einem Andern Land ab und zieht Schaafe und Vieh darauf.“ Darüber ereifert sich der Pächter und meint, just diese neue Sitte, das Feld einzuhegen und Vieh zu ziehen, sey an allem Unheil Schuld; die Schaafe haben die Menschen vom Feld gejagt, und ein Taugenichts von Schäfer ziehe jezt, wo sonst zwanzig Bauern gearbeitet. Der Fabrikant beklagt sich, daß er seinen Gesellen zwei Sols täglich mehr bezahlen müsse, und daß sie, wenn das Jahr herum sey, doch nichts zurückgelegt haben. Der Krämer zählt ein paar Dutzend Waaren her, welche, seit er einen Laden hat, um ein Drittheil aufgeschlagen haben. „Alles,“ sagt er, „wird theurer, fort und fort, und das ist, will mich bedünken, nicht von Gott verhängt; habe ich doch Tags meines Lebens nicht mehr Frucht, Heu, Vieh gesehen, Gott sey gelobt!“ — Was den Doktor anlangt, so kann man sich leicht denken, daß er nicht klagt, denn der in natura zu liefernde Kirchenzehnten blieb bei den steigenden Preisen derselbe. Er jammert nur über die Zwiste im Schooße der Kirche, worauf der Hutmacher grob dareinfährt und sagt, die Doktoren seyen daran Schuld und Niemand anders, und säße er im Rath der Königin Elisabeth, so stellte er alle Doktoren der Gottesgelahrtheit hinter den Pflug. — Der Kavalier beschließt das Gespräch und äußert unter Anderm sehr rich-

tig: der Jammer komme vornämlich daher, daß Alles gegen ehemals viel zu theuer sey, obgleich es an nichts fehle.

Die Geschichtschreiber haben, wie schon gesagt, die Folgen dieses raschen Steigens der Preise im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts zu sehr aus den Augen gelassen. Alle Stände hatten darunter zu leiden, oder meinten es wenigstens, und dieß hat offenbar zu dem abentheuerlichen Geist, der durch dieses ganze Jahrhundert weht, und sich durch Revolutionen und Bürgerkriege äußerte, sehr viel beigetragen. Die beiden Extreme der Gesellschaft, einerseits die Grundbesitzer und Kapitalisten, andererseits die geringen Handwerker und Bauern, die von jenen lebten, waren dabei die Bevortheilten, während die größere Gewerbe Treibenden, besonders aber die Pächter, ungeheuer gewannen, ohne zu wissen, wie es zuging. Daraus erklärt sich der rasche Aufschwung des Mittelstandes in jener Zeit und namentlich auch der Flor, in den die Pachtgüter kamen. Der Pächter konnte seine Früchte für die Theurung aufsparen; er ließ seinen Kindern eine bessere Erziehung geben und hob damit seinen Stand auf der gesellschaftlichen Stufenleiter. Was hier von England gesagt ist, gilt mehr oder weniger auch vom übrigen Europa, besonders aber da, wo die Güter auf lange hinaus verpachtet waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsetzung.)

Zustand der Universität.

So geht Humbert alle übrigen Senate, Kompagnien und Societäten durch, und zeigt überall ihr veraltetes, viel zu weitläuftiges und nicht ineinander greifendes Räderwerk; er bespricht die Opposition zwischen den Geistlichen und Professoren, die im akademischen Senat sitzen, die unglaubliche Unthätigkeit der Compagnie académique in dem ihr seit mehreren Jahren von der Regierung aufgetragenen Projekt zur Umgestaltung und Verbesserung unsers ganzen Unterrichtswesens, und findet die Hauptursache von all diesen Uebelständen und Mißbräuchen in dem Umstand, daß in diesen Behörden Professoren selbst das Wort zu führen haben, welche sich wohl hüten, neue Einrichtungen zu treffen, die ihre bisherige Bequemlichkeit und Behaglichkeit unterbrechen könnten; dadurch werden die fünfmonatlichen Ferien und die großen Lücken in den Fakultätswissenschaften begreiflich, indem z. B. in der Theologie von keiner Exegese und Hermeneutik die Rede ist, sondern sich das theologische Studium fast ganz allein auf Predigtkunst beschränkt, auch nur ein Geistlicher zum Professor der Theologie ernannt werden kann. Gegen diese Humbert'schen Aufdeckungen und Bemerkungen erhob sich zwar ein junger Professor der Akademie; er hat aber gegen die Richtigkeit und den Reichthum der von Humbert als Belege aufgestellten Fakten nichts vorbringen können, als Phrasen und oratorische Wendungen, und die Akademie muß auf einen andern Advokaten denken. Indessen ginge man doch zu weit, wenn man der Akademie, dem akademischen Senat und der akademischen Kompagnie alles Streben nach innerer Vervollkommnung absprüche; denn dagegen läßt sich mit Recht anführen, daß kürzlich zwei Lücken durch die Ernennung eines Professors der Rhetorik und eines Professors des französischen Rechts ausgefüllt wurden. Jene Stelle erhielt der durch seine Bibliothèque de mon oncle und sein Presbytère rühmlich bekannte A. Töpfer, die andere der talentvolle Advokat Trembley. Wenn endlich einmal das Projekt zu einer gänzlichen Studienumgestaltung von der Compagnie académique ausgegangen und dieser hochwichtige Gegenstand im Conseil représentatif diskutirt seyn wird, dann werden die Studenten ihre Vorlesungen wählen dürfen, und einige wenige Professoren werden dann kein Monopol mehr für ihre Vorträge haben. Dann wird sich auch die Studentenzahl in ganz anderm Verhältniß als bisher mehren. Im Jahr 1827 zählten wir 190 Studenten, 1828 — 219, 1829 — 258, 1830 — 237, 1831 — 210, eine Verminderung, die sich von der Cholera und der Furcht vor dem Krieg herleiten läßt; 1832 — 231 und 1833 — 272. Darunter sind 114 Genfer Landeskinder und 158 Ausländer. In der philosophischen Fakultät, wo über Philosophie fast gar nicht gelesen wird, wozu aber hier die Vorlesungen über Botanik, Zoologie, Physik und Chemie gehören, waren natürlich die meisten Studenten. Der französischen Theologen werden immer wenigere.

Gegen den Plan einer schweizerischen Universität, der zuerst von dem verdienstvollen Professor Monnard in Lausanne ausging, lehnte man sich hier auf, besonders Decandolle, der gleich von vorne herein den Grundsatz aufstellte, eine solche Universität sey nicht blos kaum möglich, sondern sie sey sogar für die Schweiz schädlich, da sie nur auf dem unitarischen Prinzip ruhen könne, von dem man sich, besonders in Beziehung auf den Unterricht, ganz fern halten und darin jeden Kanton frei schalten und walten lassen müsse nach seinem Gutdünken; die Schweiz habe nur in Einem das Prinzip der Union, nämlich in der Vertheidigung seines Bodens gegen äußern Angriff, in allem Uebrigen sey jeder Kanton souverän. Diese Souveränität war wohl nur Vorwand, denn sie ist bei dem neuen Conföderationspakt, den der Genfer Deputirte mit entworfen und unterzeichnet hat, in gar Manchem aufgeopfert worden. Die Hauptursache war, daß man nicht zu einer Universität beitragen will, die weit mehr nach deutschem, als nach französischem Muster eingerichtet und geordnet werden wird, und auf welche deutscher Wissenschaftsgeist und deutsche Philosophie einen bedeutenden Einfluß haben dürften. Aber ungeachtet dieser Genferischen Opposition möchte die Schweizer Gesammtuniversität, wenn auch erst in einiger Zeit, zu Stand kommen. Lieben, schätzen und verehren mußte man hingegen Decandolle in der Rede, womit er am 26sten Julius v. J. die erste Sitzung der hier versammelten schweizerischen naturforschenden Gesellschaft als ihr Präsident eröffnete. Man konnte seinen Ansichten über das Studium der Naturwissenschaften als etwas eng nicht ganz beipflichten, aber jeder Fühlende wurde ergriffen, als er vom Tod Cuviers mit so tiefer Rührung sprach, daß seine Stimme mehrmals bewegt wurde und wankte. Kein Naturforscher war wohl würdiger, als er, über den großen Todten zu sprechen, der in seiner Wissenschaft eine Macht war, wie sie in ihr nicht mehr aufgewiesen werden kann. — Von der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Genf hat schon ein anderer Korrespondent des Morgenblatts seiner Zeit ausführlich gesprochen; ich schweige also darüber.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Februar 1833.

Liebe mit Besonnenheit ist prosaische Poesie.

Lady Morgan.

Kalkendorf.

(Fortsetzung.)

Endlich hub Caroline an: „Ich versprach Ihnen gestern eine Erklärung, mein Freund, und will mein Versprechen lösen. Sie sind unter Umständen in mein Haus gekommen und mit mir bekannt geworden, welche durchaus geeignet waren, Ihr Herz allen freundlichen Gefühlen zu öffnen. Ich pflegte Sie mütterlich und Sie sahen täglich, wie ich für Sie besorgt und bemüht war. Daß mich nichts Anderes dazu bewog, als Mitleid und allgemeine Menschenliebe, das werden Sie mir gewiß glauben. Allein nach und nach fühlte ich mein Herz für Sie erwarmen. Ich hatte mich längst hinaus geglaubt über die Jahre der Liebe; jezt fühle ich, daß sie erst für mich gekommen sind, und wenn ich in mein Inneres blicke, dann muß ich mich schämen, vor mir selbst — und vor Ihnen; denn, sehen Sie, ich glaube es noch: nur eine warme, zärtlich-dankbare Freundschaft ist es, was Sie an mich bindet, und was Sie bei Ihrem lebhaften Gefühle für Liebe halten. Ich bin gar nicht dazu gemacht, eine Leidenschaft einzuflößen, bisher glaubte ich, auch nicht dazu, eine zu fühlen.“ Karl drückte sie bei diesen Worten leidenschaftlich an sein Herz; dieß Gemisch von Zärtlichkeit und Demuth, von frauenhafter Ueberlegung und jungfräulichem Gefühle schien ihm reizender als irgend ein anderer Gemüthszustand, und er versprach sich's hoch und theuer, ihr zu beweisen, daß es Liebe sey, was er für sie fühlte. — Sie wand sich sanft aus seinen Armen und fuhr mit niedergeschlagenen Blicken fort: „So müssen Sie gar nicht seyn, wenn Sie mich nicht ganz einschüchtern wollen. Ich schlage Ihnen jezt vor, ernstlich zu prüfen, ob ich Ihnen wirklich so theuer bin, als Sie es glauben. Verlassen Sie mich auf ein Jahr; vergessen Sie gestern und heute, und gelingt es Ihnen, auch mich zu vergessen, so seien Sie sich als frei an, und glauben Sie mir, kein Vorwurf wird Sie verfolgen, ich werde Ihnen immer, unter allen Verhältnissen gut seyn und bleiben. Ueberlebe ich die Trennung in Ihrem Herzen, dann kehren Sie zu mir zurück, und wir trennen uns nie wieder.“ — „Ein schöner Vorschlag!“ rief Karl. „Das süße Geschenk Ihrer Gegenliebe soll ich dazu benutzen, Sie zu fliehen und zu versuchen, ob ich Sie nicht vergessen kann! Nein, hoffen Sie nicht, mich dazu zu bewegen. Bin ich nur sicher, daß Sie mich wirklich lieb haben, so bringt mich jezt keine Macht der Erde von Ihnen weg. Daß Ihre weibliche Seele sich einen solchen Plan ausdenkt, finde ich begreiflich, wäre ich aber thöricht genug, ihn auszuführen, so verdiente ich wahrhaftig, ins Narrenhaus gesperrt zu werden. Kurz, ich bleibe hier, und wenn Sie wegreisen, so folge ich Ihnen — vom Indus bis zum Pole!“ Schweigend sah ihn Caroline an, halb ernst, halb

entzückt; endlich sagte sie: „Nun wohl, so bleiben Sie; aber was zwischen uns vorgefallen ist, bleibt das tiefste Geheimniß vor Jedermann; kein Wort, kein Blick darf verrathen, daß etwas anderes als Freundschaft uns verbindet. Und damit auch nicht der Schatten einer Verpflichtung Sie in Ihren eigenen Augen binde, verlange ich, daß dieses Verbot auch auf unsere einsamen Stunden sich erstrecke; nichts, gar nichts darf zwischen uns vorfallen, dessen ich mich zu schämen hätte, wenn ich dereinst wieder einsam dastehen sollte.“

Karl versprach Alles, der Zeit vertrauend und der menschlichen Schwäche; und nach und nach gelang es Carolinen wirklich, das ungestüme Aufwallen seines Blutes etwas zu besänftigen und ihn an dieß neue Verhältniß zu gewöhnen. Täglich stieg sie in seiner Achtung und schien ihm, fast wie ein Schutzengel gegen das Böse in seinem eigenen Innern, so unentbehrlich, daß er sich nur bei ihr wohl fühlte.

Eines Vormittags traf er sie in Thränen. Um die Ursache befragt, antwortete sie: „Es ist das Schicksal einer Freundin, das mich bewegt; Labédoyères Urtheil wird heute gesprochen, und ich kenne und liebe seine unglückliche Frau seit Jahren.“ Karl schwieg, erbot sich jedoch nach wenigen Minuten, in das palais de justice zu gehen, um ihr gleich von der Entscheidung Nachricht zu geben. Sie war der traurigsten Art. Umsonst warf sich des Verurtheilten Gattin dem Könige, umsonst dem Fürsten Talleyrand und Allen, an deren Einfluß sie glaubte, mit Thränen der Verzweiflung zu Füßen; sie konnte nur Mitleid erlangen, das ihr um so reichlicher zu Theil ward, da man bald erfuhr, daß der Unglückliche nur ihretwegen zum Tode ging; denn nur der Wunsch, sie noch einmal zu umarmen, hatte ihn den Verfolgern in die Hände geliefert. — An einem schwülen Morgen, den 19ten August, dröhnte eine Trommel dumpf in das Kabinet, in welchem Graf Karl gemeinschaftlich mit Caroline und Cäcilie das Frühstück einnahm; es war die Trommel, welche den Krieger zum Richtplatz begleitete. Caroline entfiel der Löffel bei dem furchtbaren Schall; sie ward leichenblaß und faltete die Hände; Cäcilie warf sich laut weinend vor einem Lehnstuhl auf die Knie und verbarg ihr Gesicht in die Kissen. Karl verließ leise das Zimmer und suchte sein beklemmtes Herz im Freien zu erweitern. Ganz Paris war in einen dunkeln Trauerflor gehüllt. Das allgemeine Mitleid durfte sich zwar nicht laut äußern, war aber um so sprechender in jedem Blicke zu lesen. Nach einiger Zeit gerieth Karl in eine unzählige Volksmenge, welche vom Richtplatz zurückkam; er zog den Hut über die Augen und eilte mit Anstrengung weiter, um seine Rührung nicht überhand nehmen zu lassen. — Am Eingang des Museums begegnete er sechs englischen Grenadiren, welche Rubens große Kreuzesabnahme trugen; sie hatten einen Strick durch die Leinewand gezogen, um die Last leichter zu handhaben. Eine Art Schauder überlief ihn bei dem Anblick, es war ihm zu Muthe, als hätten die Vandalen Rom gestürmt; bald überwand er zwar dieß Gefühl, und schämte sich der Macht, die augenblickliche Eindrücke auf ihn auszuüben vermochten; aber immer trieb es ihn weiter, er konnte den Klang der gedämpften Trommel nicht wieder los werden. Da hielt im Faubourg St. Antoine plötzlich ein Wagen neben ihm still; er wandte den Blick dahin, und Oertzen lag an seiner Brust. Das war die beste Ausgleichung aller Mißtöne, die wirksamste Aufforderung zu neuer Freude, die ihm werden konnte. Noch denselben Abend führte er den Freund zu Carolinen; sie empfing ihn freundlich und er war sichtbar eingenommen von dem holden Wesen der hübschen Frau. Cäcilie dagegen war an diesem Tage recht unangenehm. Oertzens trockenes Wesen schien ihr sehr zu mißfallen, sie war daher meist still und mürrisch, dann plötzlich wieder ausgelassen und wild, als wollte sie ihre Stimmung gewaltsam verdrängen. Kaum hatte Oertzen sich entfernt, als sie zu Graf Karl sagte: „Das ist ein unausstehlicher Mensch!“ — „Warum?“ fragte Karl, „ich liebe ihn von ganzem Herzen.“ — „Darum eben kann ich ihn nicht ausstehen,“ fiel Cäcilie ein,“ denn Sie haben den ganzen Abend keinen Blick für mich gehabt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Jahrhundert. — Je näher man unserer Zeit rückt, desto zuverläßiger werden die Angaben über die Masse des in Umlauf gesetzten edlen Metalls und über die Preise der Lebensmittel. Im Lauf des siebzehnten Jahrhunderts brachten die Minen für etwa 4218 Millionen Gulden Gold und Silber in Umlauf. Der Handel nach Indien war noch nicht sehr ausgedehnt, und man kann, wie im vorigen Jahrhundert, rechnen, daß er Europa nur ein Zehentheil seiner edlen Metalle entzog. Dagegen weiß man, daß das Gewerbe der Juweliere und Goldarbeiter sich sehr ausbreitete, und leicht mag wieder, auch wie im vorigen Jahrhundert, ein Fünftheil des nach Europa aus Amerika fließenden Metalls in Schmuck, Silbergeschirr und dergleichen verwandelt worden seyn. Und allerdings war jezt nicht mehr alles Land im beständigen Kriegszustande; jezt lagen nicht mehr einzelne Städte, einzelne Edle mit einander in Fehde, sondern die Kriege wurden nach und nach von regelmäßigen, besser disciplinirten Heeren geführt, wobei man ferne vom Kriegsschauplatz in ziemlicher Sicherheit lebte, und überdieß nachgerade hin und wieder eines längern allgemeinen Friedens

genoß. Unter diesen Umständen griff der Luxus mit Geschmeide und Silbergeschirr reißend um sich. Was indessen von allen Epochen gilt, gilt auch von dieser: in Friedenszeiten verwendet man viel Gold und Silber zu Schmuck und Hausrath, im Kriege wird viel in Münze verwandelt. Nimmt man auf alle diese Umstände, namentlich auf Friction und Verlust wie im vorigen Zeitraum Rücksicht, und macht darnach die Abzüge, so bleibt am Schluß des siebzehnten Jahrhunderts für 3262 Millionen Gulden Münze im Umlauf; also 128 Procent mehr als am Schluß des vorigen Jahrhunderts.

Das Steigen der Preise hielt mit dieser Zunahme des edlen Metalls keineswegs gleichen Schritt. Die Angaben, die man in dieser Hinsicht aus verschiedenen Ländern und Orten erhält, sind höchst abweichend; Alles zusammengenommen, scheint es indessen, als ob man mit einiger Sicherheit die Zunahme in den Preisen zu etlichen und dreißig Procenten annehmen dürfte. Daß die Preise bei weitem nicht in gleichem Maaße mit der Menge des Goldes und Silbers stiegen, beweist also, daß der Verbrauch dieser Metalle und die Nachfrage darnach sehr zugenommen hatte.

Achtzehntes Jahrhundert und Anfang des neunzehnten. — Vom Jahr 1700 bis 1809, in welchem Jahre die Unabhängigkeitskriege in Südamerika den Anfang nahmen, producirten die Minen etwas weniger als eilftausend Millionen Gulden. Diese Summe muß man zu dem im Jahr 1700 vorhandenen Kapital schlagen; dagegen kann man annehmen, daß in diesem Jahrhundert der allmählig sehr lebhaft gewordene asiatische Handel zwei Fünftheile der obigen Summe verschlungen hat, und daß zwei Drittheile derselben zu Schmuck und Geräthe verwendet worden sind. Nach diesen Abzügen blieb im Jahr 1809 in Europa noch ein Kapital von ungefähr 4750 Millionen Gulden; also etwa 28 Procent mehr als zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Was das Steigen der Preise der Lebensmittel betrifft, so geht aus allen Zusammenstellungen das merkwürdige Resultat hervor, daß die Preise beinahe in demselben Verhältniß gestiegen sind, als der Geldreichthum zugenommen hat, nämlich um etliche und zwanzig Procent. Wirklich, denkt man an die starke Zunahme der Bevölkerung und des allgemeinen Wohlstands, so muß man sich darüber wundern. In diesem Zeitraum entstiegen große Staaten, wie die nordamerikanische Union, den Wäldern, andere haben bedeutende Fortschritte in der Kultur gemacht; die Bevölkerung hat im achtzehnten Jahrhundert in ganz Europa ungeheuer zugenommen, in England z. B. um 70 Prozent. Dabei gewann die Fabrikation von Schmuck und Uhren, besonders in Frankreich, der Schweiz und England, eine ungemeine Ausdehnung. Daß Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel in diesem Jahrhundert im Allgemeinen Fortschritte gemacht haben, ist unzweifelhaft, und man sollte denken, diese Fortschritte hätten, was den Preis der Lebensmittel betrifft, den vermehrten Zufluß von edlen Metallen zum wenigsten ausgleichen sollen.

Dem ist aber nicht so, und um die Erscheinung zu erklären, muß man daran denken, welche Massen von Gold und Silber durch die Folgen der französischen Revolution wieder in Umlauf gesezt wurden. Von 1789 bis 1816 ist oft und viel eine Menge von Schmuck und Geschirr in klingende Münze umgesezt, und fast in ganz Europa sind Kirchen, Palläste, Schlösser geplündert worden. Die französischen Ausgewanderten und manche Familien in Frankreich und anderswo zehrten von ihrem kostbaren Geräthe. Dabei wurde wenig dergleichen gekauft, denn Kriege und Revolutionen richten zehn Familien zu Grunde, bis sie Eine bereichern. Mancher Staat mußte, nachdem der Krieg seine Kassen geleert hatte, sich nach andern Hülfsmitteln umsehen, und so trat Papiergeld an die Stelle der Münze; dieses Scheingeld aber vermindert die Nachfrage nach dem wirklichen Geld und somit seinen Werth. Alles dieß zusammen macht begreiflich, warum seit 1789 die Preise gestiegen sind, und sogar in stärkerm Verhältniß, als in den fünfzig Jahren vorher, und auch nur diesen Ursachen kann man das Steigen der Preise noch nach dem Jahr 1809 zuschreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tag- und Nachtblume.

Blume du in meiner Hand,
Dich erkor ich zum Symbole!
Ernste Tag- und Nachtviole,
Des gelösten Streites Pfand!

Seh ich deiner Farben Pracht
Scharf, wie mit dem Stahl zerschnitten,
Denk' ich dran, wie einst gestritten
Um die Herrschaft Licht und Nacht.

Abgetheilt war schon ihr Reich;
Dich noch wollte jedes fassen,
Keines dich dem andern lassen,
Endlich kam es zum Vergleich.

Und das Licht, das heiß gekämpft,
Ließ von seinem strengen Rechte,
Und das trotz'ge Schwarz der Nächte
Ward zum sanften Blau gedämpft.

Oft auf dir mein Auge weilt,
Trage gern dich auf dem Herzen,
Drein die Freuden sich und Schmerzen,
Wie in deinen Kelch, getheilt.

G. P.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Beschluß.)

Die evangelische Gesellschaft.

Unsere methodistische Société évangélique erfreut sich eines guten Fortgangs. Durch bedeutende Beiträge aus Nordamerika, England und Schottland ist die Gesellschaft in den Stand gesezt worden, ein eigenes Kollegium mit Hörsälen und Wohnungen für die Professoren und Studenten zu erbauen. Es ist aber, als wenn der schnell zunehmende Wohlstand der Gesellschaft ihrer frühern Würde, Milde und Bescheidenheit etwas Eintrag thäte, denn in ihren neuesten Schriften herrschen jene schönen Eigenschaften nicht wie sonst, wo sie auch Nichtmethodisten Achtung und Theilnahme für die Gesellschaft einflößten, die sich so aussprach. So ist in dem Rapport de la faculté théologique de la rue des Chanoines 1832 zu lesen, daß diese Fakultät en avant du siècle sey, also auch voraus den Universitäten Deutschlands! Man glaubt, dem Jahrhundert vorausgeeilt zu seyn, wenn man die Theologie und ihre Lehre auf den Punkt zurückführt, wo sie im 16ten Jahrhundert waren; wenn man die Glaubensbekenntnisse wieder auferweckt und sie seinen Anhängern abfordert, wiewohl die Katholiken selbst ihrer müde sind und dieß Joch nicht mehr tragen wollen; wenn man alle Untersuchung zurückstößt und nichts mehr kennt, als das magister dixit. Man glaubt sich en avant du siècle, wenn man nur diejenigen zu Professoren aufnimmt, welche auf Calvins Katechismus und auf Athanasius Symbol schwören. Eben so wunderlich ist die Behauptung in jenem Rapport, daß die Fakultät zuerst in der Schweiz und in Genf volle Freiheit des Unterrichts in ihren Kollegien eingeführt habe; denn alle Lehrer und Professoren der Fakultät sind bei Strafe der Absetzung gezwungen, ganz genau dieselben Grundsäze und Dogmen auszusprechen und zu lehren, und sich auf denselben Ideenkreis zu beschränken, wie die Häuptlinge der Fakultät, Gaussen, Merle und andere. Dieß ist ungefähr dieselbe Lehrfreiheit, wie einst bei der Sorbonne. Der neu angestellte Professor Häbernick, der in lateinischer Sprache über das Hebräische und Exegese des alten Testaments liest, trat seine Stelle mit einem in trefflichem Latein geschriebenen Programm an, das er aber am Ende durch eine Menge von beleidigenden Härten und Invectiven gegen die Genfer Geistlichkeit verunstaltete. So ist sehr zu bedauern, daß sich die junge Fakultät schon jezt dieselben Fehler zu Schulden kommen läßt, die sie mit Recht dem Journal de Genève und dem Genfer Protestant zum Vorwurf macht, eine unwürdige, beleidigende und bissige Sprache gegen ihre Gegner. Dieß ist gewiß nicht der Weg, sich Achtung, Vertrauen, Liebe und Anhänglichkeit zu erwerben.

Paris, Februar.

Die neue Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften.

Nun ist eine ganz neue Akademie im Gange, oder doch beinahe im Gange, nämlich die von Guizot erfundene oder vielmehr wieder hergestellte Académie des sciences morales et politiques. Schon während der Revolution, bei der Wiederherstellung der Akademie unter dem allgemeinen Namen Institut de France, war eine Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften errichtet worden, die aber späterhin mit einer historischen Klasse zusammenfloß. Ueber diese Wiederherstellung einer, unter Napoleons Despotismus verschwundenen Anstalt, die eben nicht sehr dringend wieder verlangt wurde, ist in den Tagesblättern viel hin und her geschrieben worden, und bis jezt ist es noch nicht ausgemacht, ob es wirklich etwas Nüzliches ist oder nicht. Jeder höhere Beamte hält sich für einen theoretischen Staatsmann und glaubt daher gerechte Ansprüche auf eine Stelle in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu haben, und bei dem Einflusse, den solche Männer in einem Staate, besonders in der Hauptstadt ausüben, steht immer zu befürchten, daß sie den bloßen Gelehrten den Rang ablaufen. Dann ist es auch bedenklich, eine Anzahl von Männern auf Kosten des Staates zu unterhalten, damit sie über Politik Abhandlungen vorlesen und debattiren. Nicht als ob die Politik nicht verdiente, ruhig abgehandelt zu werden, oder als ob sie ein Arcanum bleiben müßte, wie es in despotischen Staaten behauptet wird, sondern weil man in dieser Wissenschaft die Theorie nicht berühren kann, ohne beständig gegen die Wirklichkeit zu verstoßen, und da diese in einem freien Staate von den Parteien auf ganz verschiedene Weise angesehen und beurtheilt wird, so steht zu befürchten, daß viel und heftig gestritten und doch wenig dadurch gefördert werde. Nun gibt es aber des Streites in den Zeitungen, auf den öffentlichen Rednerbühnen und in den Flugschriften genug, und man begreift nicht, wie eine Akademie die politischen Gegenstände umständlicher und gründlicher erörtern könnte, als es bereits vor dem Publikum geschieht. Sodann hat jede Regierung gewisse Grundsäze, die sie als unumstößliche Wahrheiten angesehen wissen will. Soll nun die politische Akademie dieselben ebenfalls als heilige Dogmen unangetastet lassen, oder darf sie dieselben ihren Forschungen und Erörterungen unterwerfen? Was würde dann aber zulezt aus diesen vorgeblich unumstößlichen Grundsäzen werden? Kommen viele von der Regierung abhängige Männer, besonders Staatsbeamte, in diese Akademie, so steht zu befürchten, daß sie zulezt nichts weiter werde, als ein Echo der ministeriellen Lehren. Behauptungen und Anmaßungen, und daher für die öffentliche Freiheit eher schädlich, als nüzlich. Alle diese und ähnliche Betrachtungen hat man nicht ermangelt anzustellen, als es Guizot einfiel, die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften wieder aufzurichten. Man fürchtete, die jezt im Ministerium sizenden Doctrinairs haben die Absicht, eine Pflanzschule ihres politischen Systems anzulegen, und in der That erkannte man bald, daß sie dahin strebten, Cousin und die andern Doktrinärs in die neue Akademie zu bringen; ja fast das gesammte Ministerium sollte hineinkommen. Dieß gelang nicht völlig; indessen wurden doch mehrere Doktrinärs aufgenommen, und diese werden gewiß ihren noch nicht aufgenommenen Mitbrüdern die Hand reichen, damit auch diese hineinkommen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 41:
Kasematte.

Geschlechts-Homonyme.

Er, der Hölle schon verfallen,
Durft' auf Erden wieder wallen,
Eines Dichters Machtgebot
Nach dem Tod raubt' ihn dem Tod.

Sie hat manchen Streit entschieden,
Eignes Recht war ihr beschieden;
Sie ist Machwerk Einer Hand,
Drin sein Heer ein Räuber fand.

Wirst du aber sie verkleinen,
Es ist nur ein Ding zum Weinen,
Wenn man's in ein Täschlein macht,
Aber drein wird oft gelacht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Februar 1833.

Sie allesammt antworten Eines Lauts:
Man sey im Fallen, brauche Geld, man könne
Nicht, wie man wolle. —

Shakespeare.

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Die jetzige Zeit, vom Jahr 1809 an. — Das Jahr 1809 eröffnete wirklich eine ganz neue Periode. Bis dahin hatte die Ausbeute der südamerikanischen Bergwerke in steigendem Verhältnisse zugenommen; aber mit dem Aufstande der spanischen Kolonien hat der Zufluß von edlen Metallen von dorther fast ganz aufgehört. Die reichsten Minen, wie die von Valenciana, wurden unter Wasser gesezt, und trotz der Anstrengungen fremder Unternehmer liefert Amerika bei weitem noch nicht seinen alten Tribut an edlen Metallen, denn es hat von 1809 bis 1829 kaum mehr als 1009 Millionen producirt. Auch in Europa hat die Ausbeute der Bergwerke gegen die hundert zehn vorhergegangenen Jahre abgenommen; in den genannten zwanzig Jahren betrug sie kaum 37 Millionen; dagegen haben die russischen Bergwerke in derselben Zeit bei 250 Millionen ertragen. Im Ganzen kamen von 1809 bis 1829 gegen 1300 Millionen neu in Umlauf.

Ueber den Verbrauch edler Metalle in dieser zwanzigjährigen Periode gibt unser Engländer viel Interessantes, wovon hier nur Einiges. Es gibt in England gegen hundert Goldschläger, welche die zur Vergoldung auf Holz, auf Buchbinderarbeit u. s. w. dienlichen Goldblätter bereiten. Manche dieser Arbeiter brauchen 16 Unzen und mehr Gold in der Woche, und es werden von ihnen 16,500 Unzen des feinsten Goldes jährlich in Blätter verwandelt. Für Vergoldung der Knöpfe gehen jährlich 21,800 Unzen darauf. Eine Menge von Spielzeug und kurzer Waare wird mit Vergoldung versehen, und dafür braucht man nicht weniger als 51,000 Unzen, zum Goldplattiren 2,600, zum Vergolden des Porzellans 3,200 Unzen, und man darf dabei nicht vergessen, daß fast bei allen diesen Anwendungsarten das Gold wirklich verloren geht. Das meiste Gold wird aber zu Schmuck verwandt, und seit man Mittel gefunden hat, mit sehr wenig Gold welchen zu fabriziren, ohne daß man ihm dieß ansieht, hat sich dieser Luxusartikel sehr tief herab in den Ständen verbreitet. Ferner hat man die Kunst erfunden, mit Gold wie mit Silber zu plattiren, und man macht jezt Schmuck, der blos auf der Oberfläche von Gold ist. Bei alle dem hat unter den Wohlhabenden die Nachfrage nach ächtem, feinem Schmuck durchaus nicht abgenommen. Es werden ferner jährlich in Großbritannien über 14,700 goldene Uhren probirt, und der ganze jährliche Verbrauch an Gold beläuft sich auf 407,440 Unzen, welche über 20 Millionen Gulden werth sind. — Was das Silber betrifft, so führen wir nur beispielsweise an, daß in England jährlich über 240,000 silberne Uhren verfertigt und 750,000 Unzen Silber nur zu Pferdegeschirren verwandt werden; es ist klar, daß im leztern Fall:

das Metall durch das Scheuern nach und nach ganz verzehrt wird. Im Ganzen werden über 3,280,000 Unzen Silber im Werth von 10 Millionen verarbeitet, und somit wird in England im Ganzen für mehr als 30 Millionen edles Metall jährlich zu andern Zwecken als zum Münzen verwendet.

Nothwendig hat diese Consumtionsweise des edlen Metalls seit dem Frieden überall auf dem Continent, so gut wie in England, zugenommen. Ueberall sieht man jezt ungleich mehr Uhren und Schmuck als früher; silbernes Tafelgeräthe findet man jezt aller Orten, sogar in Dorfwirthshäusern, und die Zahl der Gasthöfe und Kaffeehäuser in den Städten hat sich außerordentlich vermehrt. Die Masse von edlem Metall, welche Goldschmiede, Juweliere und Uhrmacher jährlich in Frankreich verarbeiten, schlug Chaptal im Jahr 1819 zu mehr als 14½ Millionen Gulden an. In der Schweiz, wo verhältnißmäßig so viel Schmuck und Uhren fabrizirt werden, kann man den Werth des jährlich verbrauchten Goldes und Silbers auf mehr als 4 Millionen schäzen. Unser Engländer glaubt annehmen zu dürfen, daß $\frac{1}{10}$ des zu den hier in Frage stehenden Zwecken verwandten edlen Metalls aus altem Schmuck und Geschirr besteht, und schlägt endlich die Masse von Gold und Silber, welche auf unserm Continent und in Amerika jährlich in Schmuck und Geräthe verwandelt wird, auf etwa 74 Millionen Gulden an.

In derselben Periode von 1809 bis 1829 ist nun aber mit dem Handel nach Asien eine bedeutende Umwälzung vorgegangen. Statt daß früher beständig und fast ausschließlich edle Metalle dorthin floßen, zieht man in neuerer Zeit hin und wieder welche aus Indien, ja sogar aus China. Die vervollkommneten europäischen Manufakturwaaren haben nach und nach in jenen Ländern einen Markt gefunden; ferner gleicht sich seit mehreren Jahren der Werth des Opiums, das man in China absezt, so ziemlich mit dem Werth des Thees aus, den man von dort bezieht, und man darf sicher annehmen, daß der asiatische Handel in den lezten zwanzig Jahren nur noch 25 Millionen jährlich verschlungen hat. — Schlägt man nun zu der Geldsumme von 4750 Millionen, welche, wie oben angeführt, i. J. 1809 im Umlauf war, die Ausbeute der Bergwerke in den lezten zwanzig Jahren, zieht man dagegen die Massen ab, welche in Schmuck und Geschirr verwandelt wurden, so wie das, was nach Asien ging, so ergibt sich, daß 1830 blos noch etwa 3960 und etliche Millionen Gulden im Umlauf waren, und diesem nach hätte sich die cirkulirende Geldmasse in den zwanzig Jahren um ein Sechstheil vermindert.

Welchen Einfluß hat nun diese Verminderung auf den Preis der Waaren und den ganzen gesellschaftlichen Zustand geäußert? Diese Frage ist sehr wichtig, denn die Masse der edlen Metalle könnte sich leicht dieses Jahrhundert lang auf dem genannten, verhältnißmäßig niedrigen Stand halten, aber leider auch höchst verwickelt. Die steigende Bevölkerung, das an sich so einfache, aber in Beziehung auf den hier in Frage stehenden Punkt so verwirrende Wechselsystem, der Uebergang aus dem Kriegszustand in den Frieden, der außerordentliche Aufschwung der Industrie, die mannigfachen chemischen und mechanischen Erfindungen und Entdeckungen, wodurch zahllose Gegenstände, abgesehen von allen andern Umständen, wohlfeiler werden — Alles dieß sind Elemente, welche für jezt wenigstens alle Schäzungen unsicher machen. Aber Einen Punkt gibt es, an den man sich dabei mit ziemlicher Sicherheit halten kann. Die zahlreichste Klasse der Gesellschaft ist die der Landbauer; ihre Produkte sind in jeder Hinsicht bei weitem die einfachsten, gleichförmigsten, und sie müssen es daher zuerst gewahr werden, wenn die edlen Metalle im Werthe steigen; sie müssen es zuerst wissen, wenn man für dieselbe Menge Korn, Fleisch, Wolle, Baumwolle, Zucker u. s. w. nicht mehr das alte Gewicht an Gold und Silber bekommen kann. In England nun sind die Landbauer, seit die Ausbeute der Minen abgenommen und die Verwendung der edlen Metalle zu Gegenständen aller Art zugenommen hat, im Allgemeinen zurückgekommen. Dieselben Klagen vernimmt man überall in Europa, und nicht in Europa allein. In Nordamerika, auf den Antillen, in Südamerika, in Indien ist es ebenso; überall, die Abgaben mögen stark, oder leicht seyn, unter freier, wie unter despotischer Regierung, der Boden mag so oder anders gebaut werden, durch Sklaven, Leibeigene, oder freie Eigenthümer, überall dieselbe Erscheinung. (Der Beschluß folgt.)

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Karl verzieh Cäcilien die Antipathie, er wußte selbst nicht warum. Des andern Tages sagte Oertzen zu ihm: „Du hast Dich da bei einem Engel einquartirt, um dessen willen man die wilde Hummel allenfalls ertragen kann, die jedes ruhige Gespräch stört.“ — „Die Hummel ist so übel nicht,“ erwiderte Karl, „aber daß Du die Generalin so liebenswürdig findest, das freut mich.“ Aber Oertzen fand sie täglich liebenswürdiger und vertraute dem Freunde nach wenigen Wochen, daß, wenn ihn ein Weib von seiner Angst vor dem ganzen Geschlechte heilen könnte, diese es sey. Dieß Geständniß versezte Kallendorf in die größte Verlegenheit; er besann sich jedoch nicht lange, was er zu thun habe; die Zuverläßigkeit des geprüften Freundes und andrerseits die Gefahr erwägend, die ihm durch Carolinens Zauber drohte, entschloß er sich bald, ihm sein ganzes Verhältniß mit ihr zu offenbaren. Oertzen war betroffen, doch schnell wieder gefaßt, sagte er lächelnd: „Ich komme immer um eine Minute zu spät; übrigens danke ich Dir, daß Du mich warntest, ehe ich mir die Flügel verbrannte. Von nun an kannst Du in Betreff meiner ruhig seyn.“

Und wirklich war er von Stunde an ein Anderer, gesprächig, heiter und unterhaltend, wie er es lange nicht gewesen war. Eine Geschäftsreise nach Rußland hatte ihn so lange von Paris entfernt gehalten; da fehlte es denn nicht an den mannigfaltigsten Reiseanekdoten, die er mit Laune und vortrefflicher Nachahmung der Dialekte vortrug. So erzählte er unter anderm, in Ostpreußen habe ihn die Insolenz und Nachläßigkeit eines Posthalters einmal so sehr gereizt, daß er zulezt den Säbel gezogen und ihm mit flachen Hieben gedroht, der Posthalter aber habe im breitesten preußischen Dialekt geantwortet: „Iraf, keene Schläge! das ist mir nicht anjenehm und kann mir nicht anjenehm seyn.“ Ueberhaupt trug Oertzen durch seine stets gleiche Laune viel zur Erheiterung des kleinen Kreises bei, und selbst Cäcilie konnte nach einiger Zeit nicht läugnen, daß man sich vortrefflich amusire, seit der neue Gast da sey. Dennoch versicherte sie Graf Karl täglich, ihn habe sie tausendmal lieber; er sehe so gut aus und so freundlich, Oertzen dagegen könne bei den ernsthaftesten Dingen lachen und die komischsten Sachen ganz ernsthaft erzählen, das gefalle ihr gar nicht an ihm. Karl sagte: „Darum ist er eben so komisch, weil er das kann.“ — „O ich mag die komischen Leute nicht!“ rief sie und fiel ihm um den Hals.

Cäcilie war überhaupt nach und nach stiller geworden und sinniger; die Jungfrau blühte sichtlich aus der Knospe der Kindheit hervor, und das unbändige Wesen stellte sich immer seltener ein und manchmal unmittelbar nach einem tiefen Ernst, der ihre Züge umschleiert hatte. Der Bund mit Caroline blieb jedoch auch ihr fortwährend ein Geheimniß, und Karl konnte manchmal kaum begreifen, wie es ihm möglich war, eine Leidenschaft, bei welcher jedes zärtliche Gefühl des Herzens der Geliebten entgegenflog, so streng im Zaume zu halten, daß auch Cäcilie, die doch fast immer mit ihnen war, nichts davon merkte.

So war der Sommer und so der Herbst vergangen, und Karls verlängerter Urlaub vergönnte ihm noch immer, in Paris zu weilen, als ein unerwartetes Ereigniß eintrat. Die Gräfin Kallendorf war gefährlich krank geworden, weßhalb der Vater in einem eiligen Schreiben dringend des Sohnes Heimkehr begehrte. Karl schwankte nicht einen Augenblick, und eben so schnell erklärte sich Oertzen bereit, ihn zu begleiten. Als er mit klopfendem Herzen Carolinen die Nachricht mittheilte, las er nur Ergebung und Mitgefühl in ihren Augen. Cäcilie dagegen brach in den unmäßigsten Schmerz aus; sie weinte den ganzen Tag und wich nicht von seiner Seite. Caroline ward durch diesen heftigen Schmerz tief ergriffen; doch blieb sie äußerlich ruhig ergeben, und nur die fast kränkliche Blässe ihrer Wangen verrieth, was in ihr vorging. — Um eilf Uhr schlug die Trennungsstunde. In einem einsamen Augenblicke schloß Karl die geliebte Caroline fest in seine Arme und küßte sie innig; Cäcilie aber mußte fast mit Gewalt von seinem Halse losgerissen werden, als die Freunde in den Wagen stiegen.

Als träte Kallendorf aus einer hellen Frühlingslandschaft in ein düsteres Gemach, so beklommen war ihm zu Muthe nach der Trennung von dem geliebten Hause. Lange starrte er in die Weite hinaus, ohne irgend etwas zu sehen; erst nach und nach lösten sich die verschiedenen Gegenstände von einander los und seine Blicke fielen auf ein ärmliches Land, dessen in tiefe Unwissenheit versenkte Bewohner jezt, bei eingetretener Ruhe, die ganze Erschöpfung, die auf die gewaltsamen Anstrengungen der verflossenen Jahre folgen mußte, erst zu fühlen anfingen. Der Deutsche, als solcher, hat eine natürliche Abneigung gegen das quecksilberne Leben der Franzosen, es wird ihm nie recht behaglich in ihrer Nähe; den ehrlichen Pudel stört das ewige Caprioliren des Windspiels, das am Ende doch nicht weiter kommt, als er. So ging es auch unsern Freunden. Sie waren froh, als sie wieder biedere, grobe Postmeister antrafen, ja sogar über die langsamern Postillons hätte sich ihr Patriotismus ohne Zweifel gefreut, wenn Karls Herz nicht allzu ungestüm nach Nachrichten von der geliebten Mutter geklopft hätte. Wir wollen ihn aber jezt in seinen Briefen an Caroline selbst sprechen lassen.

„Ich habe meine Mutter besser angetroffen, als ich es erwarten konnte; es war das erste Wiedersehen nach einer stürmischen Trennung. Sie drückte mich innig an sich, alles Geschehene vergessend. Armer Karl, sagte sie, mir in die Augen sehend; aber mein Blick und meine Züge verriethen keinen Kummer mehr: den haben Sie geheilt... Mein Geschmack, in Bezug auf die äußere Schönheit, hat sich geändert; sonst konnte mir ein Weib nie schlank genug seyn, weil ich eine Schlanke liebte; jezt habe ich mir die Modelle, die uns das Alterthum wie die neuere Zeit geschaffen, genau betrachtet und ausgemessen: keines ist schlanker, als Sie, meine Caroline, und in keinem Auge liegt ein solcher See von Gefühlen, wie in dem Ihrigen.“

Ein paar Tage später:

„Ich bin tief erschüttert, theure Caroline. Vorgestern noch saß mein Vater heiter mit uns bei Tische, recht herzlich vergnügt, weil die gute Mutter zum ersten Male mit uns essen konnte. Er sprach viel von der Zukunft, namentlich in Bezug auch mich. „Mein Karl,“ sagte er, „ich danke Gott täglich, daß er Dich uns wieder gegeben hat, und liebe Dich darum, als wäre es Dein eigenes Verdienst.“ Er wollte weiter reden, allein plötzlich veränderte sich sein schönes Gesicht, vom Schlage gerührt, sank er zur Seite nieder, daß ich ihn in meinen Armen auffangen und die arme Mutter, die im ersten Schreck in Ohnmacht fiel, fremder Hülfe überlassen mußte. Glücklicherweise kam sie bald wieder zu sich und konnte nun mit jugendlicher Geschäftigkeit dem theuren Sterbenden beistehen. Aber ach! es war vergebens. Er sprach nicht mehr, erhielt auch nicht einen Au-

genblick die Besinnung wieder, und hatte ausgelitten, ehe die Thurmuhr zwölf schlug. Sobald die lezte Pflicht erfüllt war, sank die gute Mutter wieder so kraftlos zusammen, daß ich auch für ihr Aufkommen wenig Hoffnung habe."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Reformen im Institut und bei der Bibliothek.

Die neue Akademie ist nun vollständig; aber man sieht noch nicht ein, was sie treiben und mit was sie ihre Sizungen füllen wird. Das einzige Positive, was sie zu ihren Beschäftigungen gerechnet hat, ist die Statistik; allein auch die Akademie der Wissenschaften gibt sich mit Statistik ab und belohnt jährlich die beste Preisschrift, welche auf diese Wissenschaft Bezug hat. Der Minister hätte also wenigstens der neuen Akademie einen bestimmten Wirkungskreis anweisen sollen, und zwar einen von den Beschäftigungen der andern Akademien verschiedenen. Am Vernünftigsten wäre es aber gewesen, wenn man in der Académie française, die doch wenig zu thun hat, eine Abtheilung für Politik und Moral gebildet hätte, statt eine besondere Akademie dafür zu stiften, die eben so wenig fortlaufende Beschäftigung haben wird, als die Académie française. Was besonders Tadel verdient, ist, daß die neue Akademie zum Theil aus Mitgliedern der andern besteht, so daß also mehrere Gelehrte zwei- und dreimal Mitglieder desselben Institut de France sind, welches bekanntlich die sämmtlichen Akademien in sich faßt. Ueberhaupt ist man von dem ursprünglichen Geiste der Stiftung dieses Institut de France schon sehr abgewichen. Es sollte die Repräsentanten aller Fächer des menschlichen Wissens in sich fassen und in mehrere Klassen abgetheilt seyn, die aber immer nur Abtheilungen eines und desselben Ganzen wären. Deßhalb sollten auch monatlich allgemeine Sizungen stattfinden. Dieß wurde aber nicht beibehalten. Die politische Abtheilung wurde von Napoleon unterdrückt, der keine andere Politik dulden wollte, als die er im Moniteur predigen ließ und die sich um den unbedingten Gehorsam als Hauptlehre drehte. Die Klassen hielten keine allgemeinen Versammlungen mehr. Als die Bourbons zurückkamen und so Manches änderten und verdarben, griffen sie auch das Institut an und stellten die alten Akademien wieder her; zwar sollte das Gesammte noch Institut de France heißen, allein es fehlte ihm jezt an einem gemeinsamen Bande. Der veraltete Name Académie des inscriptions wurde hervorgesucht, um die historische und philologische Klasse damit zu schmücken. Kurz, man verdarb den ursprünglichen Plan des Institut de France, und seit der Revolution des Jahrs 1830 ist die Wiederherstellung der politischen Klasse die einzige Veränderung, welche man vorgenommen hat, vermuthlich, weil man weit wichtigere oder dringendere vorzunehmen hatte. Man muß nun sehen, ob dieser Einfall Guizots ein guter war und ob die neue Akademie wirklich verdient, daß man die Kosten des Institut de France um 60 bis 70,000 Franken vermehre. Natürlich war es, daß man zuerst diejenigen dazu berief, welche ehemals zur politischen Klasse gehört hatten; darunter befanden sich einige berühmte Männer, wie Abbé Sieyes und Graf Röderer, die längst vom Schauplaze der politischen Welt abgetreten sind. Andere waren seitdem in andere Akademien übergegangen. Es soll ein sonderbarer Anblick gewesen seyn, als diese alten Ueberbleibsel einer verschollenen Akademie wieder zusammentraten, um ein neues Gebäude zu errichten. Einige waren so alt geworden, daß sie nicht einmal mehr aus ihrem Zimmer konnten. Noch sonderbarer erscheint es, daß Mehrere, die während der Revolution von denselben Grundsäzen wie ihre Kollegen ausgegangen waren, seitdem andern Meinungen gehuldigt haben, so daß sich jezt alte Republikaner und neue Monarchisten zusammenfinden. Wenn diese Leute nun zusammen Politik treiben, so muß ein sonderbares Gemisch entstehen, oder vielmehr ein sawer zu bedender Gegensaz. Cousin und Guizot werden sich wahrlich mit Sieyes und Röderer in ihren Grundsäzen nimmer vertragen. Freilich ist Gleichheit der Grundsäze in keiner Akademie erforderlich; aber hier wird doch der Widerspruch zu heftig seyn, als daß aus diesem Streite der politischen Meinungen und Grundsäze Vernünftiges hervorgehen könnte. Am Klügsten wird es seyn, wenn die Akademie die politischen Erörterungen und Verhandlungen den Rednerbühnen in den gesezgebenden Kammern und den Journalen überläßt und sich hauptsächlich mit Staatswirthschaft, Statistik und höherer Rechtswissenschaft abgibt. — Auch die königliche Bibliothek hat durch Guizot eine Art von Reform erlitten; ich sage eine Art; denn im Grunde ist die seit der Revolution bestehende Einrichtung dieselbe geblieben. Diese große Anstalt hatte nämlich während der republikanischen Zeit für jedes Fach zwei Konservatoren erhalten, und die acht Konservatoren zusammen bildeten den Verwaltungsrath. Dieß war insofern gut, als dadurch jedes Protektorat bei der Bibliothek wegfiel; allein da einige der Konservatoren alt und schwächlich geworden waren, so schalteten die jüngern nach Belieben und ließen sich einige arge Mißbräuche zu Schulden kommen, besonders beim Ankaufe von Alterthümern, Handschriften und andern Dingen und bei Anstellung der Unterbeamten, die sie gern aus ihren Familien wählten, weil Jeder sich selbst der Nächste ist. Nun war unter den ältern Bourbons davon die Rede, einen Oberbibliothekar zu ernennen und dazu einen sehr angesehenen Mann zu wählen. Dieß ist auch dem jezigen Minister Guizot gerathen worden; dieser weiß aber, daß der große Gehalt, welchen ein solcher Oberherr bezieht, besser auf den Ankauf von Büchern verwendet wird, und daß der vornehme Mann nichts weiter als ein fünftes Rad am Wagen ist. Er hat also klüglich keine Oberstelle geschaffen, sondern verordnet, daß einer von den acht Konservatoren den Vorsiz in ihrem Rathe als Direktor haben, ferner, daß jedes Fach an der Bibliothek (das heißt Antiken, Bücher, Handschriften, Kupferstiche) zwei Unterkonservatoren erhalten solle, die auch in dem Rathe sizen, aber blos mit berathender, nicht entscheidender Stimme. Diese sollen also gleichsam die andern Herrn bewachen, daß sie keine Unterschleife begehen. Es ist schlimm, daß auch die Gelehrten nicht frei von dem Verdachte sind, Unterschleife zu begehen; allein überall, wo Geld zu manipuliren ist und Stellen zu vergeben sind, wird die Versuchung zuweilen allzu stark, als daß auch der Gelehrteste derselben zu widerstehen vermöchte, wofern seine Gelehrsamkeit nicht auf einer festen Grundlage von Rechtschaffenheit ruht. Ferner läßt die Guizotsche Verordnung den Unterbeamten die Hoffnung, allmählig zur Konservatorstelle emporzusteigen, ohne jedoch die nicht zur Bibliothek gehörenden Mitbewerber ganz auszuschließen. Uebrigens bleibt noch Mehreres zu wünschen übrig. Besonders ist nicht genug dafür gesorgt, daß sich im Fache der gedruckten Bücher, deren Zahl so ungeheuer groß ist, hinlänglich bewanderte Beamte befinden; namentlich steht es mit der Kenntniß fremder Sprachen unter den Angestellten kläglich aus, und ihre Bücherkenntniß ist mehr ein Werk der täglichen mechanischen Uebung, als wissenschaftlich erworben; man sollte diese jungen Leute auf ein oder zwei Jahre nach Deutschland reisen lassen, wie man die jungen Künstler nach Italien sendet.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Februar 1833.

Lottchen, wer kennt unsre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?

Goethe.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Acht Tage später schrieb Kallendorf an Caroline: „Ich habe beide Eltern in die Familiengruft gebracht. O, Caroline! wie verlassen, wie traurig fühle ich mich in dem weitläuftigen Schlosse! Und doch, welch' ein schönes Loos für sie! Möchten auch wir dereinst so vereint sterben, und von einem Sohne, der weint, wie ich weine, neben den Eltern beigesezt werden! — Ich brauche den Vater nun nicht mehr zu fragen, wo ich hausen soll, habe aber beschlossen, vor der Hand hier zu bleiben und dem Andenken der Geliebten noch eine stille Zeit zu weihen. An eben diesem Orte hat vor gerade vier-und-zwanzig Jahren die Mutter mich geboren. Wie sie dalag, die lange, sterbende Gestalt, wie sie mich ansah mit Augen, so voll Liebe, daß man wohl sehen konnte, wie der Tod darüber nichts vermag! Ich danke Gott, daß kein Wölkchen mein Verhältniß zu der Theuren mehr trübte; aber nie, nie werd' ich es vergessen können, daß die beste Mutter so bitter um mich geweint hat."

So lebte Kallendorf noch ein paar Monate seinen kindlichen Gefühlen; dann fesselten ihn dringende Geschäfte, und erst gegen das Frühjahr konnte er nach Paris zurückkehren. Ein nicht geringer Trost während dieser Zeit war ihm die Nähe Oertzens, dessen Regiment nicht weit entfernt war, und den er daher oft sehen konnte. Oertzen hatte noch nicht geliebt; so oft er einen Anlauf dazu genommen, hatte ihm der Freund im Wege gestanden, und die Besorgniß, diesen zu kränken, war bisher immer stärker als die Neigung des Herzens gewesen. Dennoch, und obgleich er vor der Welt nur launig und sarkastisch, mitunter sogar eisig kalt erschien, wußte er mit inniger Wärme in die Welt der Gefühle einzugehen, in welcher Karl athmete. Nur dünkte es ihm äußerst unbequem und thöricht, sich selbst eine übermäßige Last schöner Empfindungen aufzubürden, denn es war ihm unmöglich, sich von einer gewissen Indolenz zu befreien, die ihm angeboren war. Und gerade diese Thäler, wo bei Karl Berge sich erhoben, diese Gletscher, die an seiner Gluth zerschmolzen, machten ihr Verhältniß so innig, daß nicht nur Oertzen, sondern selbst Karl mit Bangen einer längern Trennung entgegen sah. Als aber die Geschäfte beseitigt und die heimischen Fluren hinter ihm waren, da war im Herzen des leztern doch nur Raum für ein Gefühl; denn je länger er die Sehnsucht desselben bezwungen hatte, desto ungeduldiger klopfte es jezt der Geliebten entgegen. Er hatte ihr den Tag seiner Ankunft nicht geschrieben, ging zu Fuß in ihre Wohnung und öffnete unangemeldet und leise die Thüre ihrer Zimmers. — Caroline saß am Fenster und las, den Rücken gegen ihn gewendet; daher erblickte Cäcilie ihn zuerst, und mit leidenschaftlicher

Bewegung stürzte sie in seine Arme; die Schwester hingegen gehörte nicht zu denen, welche den Ton der aufgeregteren Zärtlichkeit gleich wieder zu finden vermögen; sie mußte erst nach und nach aus ihrer natürlichen Zurückhaltung herausgerissen werden, und deßhalb war ihr Gruß beim Wiedersehen nie so warm, als ihr Abschied. So hatte sie auch heute nichts, als einen stillen Händedruck und ein innerlich bewegtes Herz. Diese Eigenthümlichkeit würde auch auf Karl, der sie ja nicht anders kannte, gewiß keinen unangenehmen Eindruck gemacht haben, wenn sie nicht zu sehr abgestochen hätte gegen die trunkene Freude der lachenden und weinenden Cäcilie. Nach kurzem, beredtem Schweigen sagte er zu dieser: „Wie haben Sie sich verändert in den sechs Monaten! Sie sind nicht mehr dieselbe!“ — „Nicht?“ rief sie, und sah ihn mit blitzenden Augen an, „habe ich Sie weniger lieb?“ Gerührt erwiderte er: „Nein, gewiß nicht, aber ich meine, Sie sind ordentlich eine Dame geworden.“

Caroline hörte diesem Zwiegespräche neidlos zu und bemerkte selbst zum ersten Male und mit Freuden, wie sehr die Schwester an Fülle und Schönheit gewonnen hatte. Erst nach zehn Uhr, nachdem diese zu Bette gegangen war, war den Liebenden ein, für beide gleich ersehntes, rückhaltsloses Gespräch vergönnt. Caroline, die ihren zärtlichen Empfindungen ungern Worte gab, hatte wenig zu erzählen, Karl desto mehr. Er fand sie unendlich liebenswürdig in der weichen Theilnahme an seinem Schicksale, und gern gewährte er ihr die Bitte, die verklärte Mutter recht genau zu beschreiben. Sie wollte Alles von ihr wissen, die kleinsten Eigenthümlichkeiten ihrer Gestalt und ihrer Gewohnheiten. Karl malte sie unwillkührlich der Geliebten ähnlicher, als sie es wirklich gewesen war; wie seine Gefühle für beide, so verschmolzen auch die Züge beider in seiner Phantasie. Dann mußte Caroline von Cäciliens Fortschritten berichten, und zu ihrer innigen Freude konnte sie die Schwester durchaus loben. Karl kam immer wieder darauf zurück, wie sehr sie sich verändert habe. „Sie wird auch im Sommer schon fünfzehn Jahre,“ sagte Caroline erklärend. „Ei, schon so viel?“ versetzte Karl und sprach von etwas anderem.

Einer der ersten schönen Frühlingstage ward zu einer Ausfahrt bestimmt. Karl war um die bestimmte Stunde mit einem leichten Wagen vorgefahren und hatte schon ein paar Mal ungeduldig mit der Peitsche geknallt, als Caroline endlich allein und ziemlich erhizt herunter kam. „Wo ist Cäcilie?“ rief ihr Karl entgegen. „Ich kann sie nicht mitnehmen,“ antwortete sie. „Und warum nicht?“ — „Lieber Graf, dieß ist ein häusliches Detail.“ — „Sagen Sie mir es doch,“ fiel er bittend ein, indem er die Pferde noch immer anhielt und sich vom Bocke aus nach ihr zurücklehnte. „Nun wohl,“ sagte sie, „wenn Sie es durchaus wollen, aber ich thue es ungern. Sie hat mich durch ihre unverbesserliche Unordnung gezwungen, ihr die Strafe aufzuerlegen.“ Halb lächelnd, halb im Ernst erwiderte er: „Ich bin auch ein unartiges Kind; wenn Sie Cäcilie nicht verzeihen, fahre ich nicht von der Stelle.“ — „Sie scherzen,“ sagte Caroline. „Ich rede im Ernst,“ versezte er, und bei dieser Versicherung blieb er, bis Caroline sich endlich auch alles Ernstes gekränkt fühlte und sagte, sie wolle lieber auch wieder aussteigen und zu Hause bleiben. Er beugte sich zu ihr in den Wagen, küßte ihr die Hand und sprach: „Versagen Sie mir die Bitte nicht; lassen Sie Cäcilie holen.“ Caroline befahl dem Bedienten mit unmuthigem Blick, es zu thun, und in ein paar Minuten kam jene verweint aus dem Hause und stieg hocherröthend in den Wagen. Caroline erklärte ihr, sie habe sich mit ihrem Dank an Graf Kallendorf zu wenden, was sie mit Beschämung und Wärme that. Karl gab sich alle Mühe, Caroline wieder in den alten Ton zu bringen, aber es gelang ihm heute nicht, sie blieb einsylbig, ja kalt gegen ihn, und so blieb ihm nichts übrig, als sich ausschließlich mit Cäcilie zu unterhalten. Ihm war jedoch unwohl dabei zu Muthe, und erst daheim, nachdem er die erstere unter vier Augen aufrichtig um Verzeihung und Versöhnung gebeten hatte, ward ihm wieder freier ums Herz. „Sie haben mich wirklich, durch Ihr ungehöriges Eingreifen in meine mütterlichen Rechte, gekränkt,“ sagte sie; „denn Sie sollten mein Herz genau kennen, um zu wissen, wie ungern ich *ihr* eine Freude versage und wie gern ich *Ihnen* willfahre. Sie hätten aber bald eine Scene vor den Leuten veranlaßt, und haben mich in der That nicht durch Ihren Trotz, sondern nur durch die Scheu vor einem solchen Ende gezwungen, gegen meine bessere Ueberzeugung zu handeln.“ Karl schwieg beschämt und ließ sich gern schelten, weil er hoffte, sie dann wieder gut zu sehen.

Im Juni war Cäciliens Geburtstag, und sie hatte sich zur Feier desselben eine Lustfahrt nach Fontainebleau erbeten. Graf Karl hatte seine Reitpferde vorausgeschickt, um die Damen recht bequem und mit Muße im Walde herumführen zu können. Allein Caroline, die noch nie ein Pferd bestiegen hatte, weigerte sich auch dießmal, den Versuch zu machen, und verbot es auch der Schwester mit einer Bestimmtheit, die Karl fast wie Eigensinn vorkam; man begnügte sich daher, die Alleen des weitläuftigen Gehölzes, das jedoch manchem deutschen an Schönheit weit nachsteht, in der Kalesche zu durchfahren. Nachmittags ging man auf das Schloß, das tausend noch bestehende Erinnerungen zum Tempel einer treuen, wenn auch ungesetzmäßigen Liebe geweiht haben. In allen Zimmern hat Heinrich III. seinen Namenszug mit dem der schönen Diane von Poitiers verschlingen lassen; in den Gärten steht ihr Marmorbild und in manchem Baumstamme ist ihr Name eingeschnitten. In einem der neu

eingerichteten Gemächer des Schlosses stand noch Napoleons und Marie Louisens großes Prachtbett, und der Tisch, auf welchem jener abdicirt hatte, zwar klein und schlecht, doch gut genug, um der Träger einer neuen Weltordnung zu werden.

Die kleine Gesellschaft wollte noch in derselben Nacht nach Paris zurück, weil die Hitze unerträglich war; gleich nach dem einfachen Abendessen ward daher der Wagen bestellt. Caroline sezte sich rechts, Karl links, Cäcilie in die Mitte. Während jene an des Grafen Arm bedächtig einhergeschritten war, hatte diese, hin- und herhüpfend, wohl den doppelten Weg gemacht; sie war daher sehr ermüdet, und kaum war der Wagen in Bewegung, als sie an Carolinens Brust fest einschlief.

(Die Fortsezung folgt.)

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

(Beschluß.)

Aus allen angestellten Untersuchungen und Vergleichungen geht allerdings hervor, daß die Verminderung in der Produktion der edlen Metalle auf ihren Werth bereits einigen Einfluß geäußert hat. Er wurde kaum erst um das Jahr 1818 oder 1819 merkbar; dieß erklärt sich aber naturgemäß daraus, daß die Ausbeutung der amerikanischen Bergwerke nicht plözlich stockte, daß Einflüsse dieser Art überhaupt langsam wirken, daß Krieg und Umwälzungen einerseits Alles unmittelbar vertheuert und andernseits gleichsam neue Minen eröffnet haben, indem sie die in Schlössern, Kirchen und öffentlichen Kassen verborgenen Schäze ans Tageslicht brachten; so kam noch 1830 durch die Eroberung von Algier für etliche und zwanzig Millionen Gold und Silber in Umlauf.

Würden aber nun die edlen Metalle fortdauernd seltener, so sähen wir eine Umwälzung beginnen, und zwar eine sehr traurige. Alle Gewerke, welche mit edlen Metallen zu thun haben und so viele Tausende geschickter Arbeiter beschäftigen, Vergolder, Uhrmacher, Juweliere, Gold- und Silberarbeiter, geriethen in Verfall, trotz des kleinen Vortheils, den ihnen der steigende innere Werth ihrer Waaren gewährte. Alle Schuldner, die nicht sogleich bezahlen könnten oder dürften, würden in steigendem Verhältniß verlieren; die Fabrikanten könnten nicht wieder zu ihren Auslagen kommen, die Landwirthe müßten wohl lange zu hohen Arbeitslohn bezahlen und würden durch die niedrigen Preise der Produkte der Erde entmuthigt; kurz, die thätigsten Klassen der Gesellschaft wären die Opfer eines solchen Verhältnisses. Ackerbau und Gewerbfleiß müßten in ihrer Entwickelung gehemmt werden, und es träte gerade das Gegentheil von dem ein, was sich im sechzehnten Jahrhundert ereignete: nur die obersten und die untersten Stände, die Kapitalisten und die geringen Arbeiter und der Pöbel gewännen unverhofft auf Kosten der Mittelstände. Am Ende aber verlöre Jedermann, weil Allen daran gelegen seyn muß, daß der Boden gut gebaut und so viel möglich fabrizirt wird. Wir schweigen davon, daß, was ohnehin schon drückend genug ist, Staatsschulden und Abgaben, täglich drückender würde.

Es ist demnach vom höchsten Interesse für die Welt, daß die edlen Metalle nicht fortwährend noch seltener werden, und als souveränes Mittel dagegen erschiene die Pacifikation Amerikas. Leider aber ist es, wenn es sich davon handelt, die amerikanischen Minen wieder auf den alten Fuß auszubeuten, nicht damit gethan, daß man die Völker dort zur Ruhe bringt. Nur durch unmenschliche Behandlung der Eingebornen und Neger konnte man früher jene Gold- und Silbermassen aus den Eingeweiden der Erde ziehen. Dergleichen Maßregeln sind aber jezt nicht mehr an der Zeit, und soweit man es auch im Maschinenwesen gebracht hat, so bleibt es doch, bei den Kosten, welche Taglohn, Brennstoff und Transport verursachen, sehr zweifelhaft, ob die Ausbeutung der reichsten Minen so viel erträge, als jedes andere Unternehmen, auf das man gleichviel Geld verwendete. Möglich, daß die russischen Bergwerke, welche seit einem Dutzend Jahren so bedeutend geworden sind, einstens den Ausfall Amerikas decken; kann man doch dort Leibeigene arbeiten lassen, wie einst hier Sklaven, und noch dazu ist wohl die Arbeit im Ural, des Klimas und der Art der Ausbeutung wegen, ungleich leichter als in Amerika. Wie sich aber auch in dieser Beziehung die Verhältnisse gestalten mögen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß in den nächsten Jahren die Masse der edlen Metalle merkbar zunimmt.

Wir bedauern, wenn es dem lesenden Publikum, bei diesem Blick in den Zustand der Weltfinanzen, um Europas Zukunft nachhaltiger bange geworden ist, als etwa um das Schicksal eines Romanhelden in diesen Blättern. Wir sind vielleicht künftig im Stande, etwas mitzutheilen, was die schwarzen Rechnungen des Engländers zu Schanden macht; auf jeden Fall wünschen wir aber, daß recht bald wieder in den Thälern der Cordilleren die Oefen rauchen und die Silberflotten den Ocean durchfliegen möchten, und zwar lange, bevor die Leser in Versuchung kommen, ihre Stücke edlen Metalls, auf welche der zierliche Arbeiter die Probe gedrückt hat, dahin auswandern zu lassen, wo die Könige Truppen für den Detailverkehr pressen und sie mit ihrem höchsteigenen Conterfei uniformiren.

Mißgunst.

Wär's nicht Christenpflicht geworden,
Fremdes Glück zu schauen gern,
Jenen von dem Blumenorden
Möcht' ich neiden ihren Stern,

Die da sagen, was sie fühlen,
Lieben, leben, sey Gesang,
Was sie dichten, singen, spielen,
Sey ihr eigner Lebensgang.

Ach, wie muß ihr Leben gleiten,
Da so leicht ihr Liedchen hüpft!
Ach, wie ist für mich den Zeiten
Gar ein ander Loos entschlüpft!

Mancher Sang ward mir gegeben,
Leben auch schon ziemlich lang;
Doch mein Sang ward nicht zum Leben,
Und mein Leben ist kein Sang!

Adolph Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

Apologie der Petersburger Gesellschaft.

Im dießjährigen Juliheft des Morgenblatts (177. 78) findet sich ein Artikel aus Petersburg, der die Leser des auch hier vielgelesenen Journals in nicht geringes Erstaunen versetzt haben muß. Da Sie bereits in einer Note Ihre Leser darauf aufmerksam gemacht, daß der Verfasser jenes Artikels keineswegs ins Schöne, gewiß auch nicht immer richtig gemalt habe, worin Ihnen hier Jedermann sicher beipflichtet, werden Sie gewiß auch bereit seyn, folgenden Zeilen, welche die in dem erwähnten Aufsatze enthaltenen Beobachtungen und Erfahrungen über das hiesige gesellschaftliche Leben in etwas berichtigen, ein Plätzchen in Ihrem Blatte zu gönnen.

Weit entfernt, dem Verfasser jenes Aufsatzes irgend eine besondere Absicht bei Mittheilung seiner hier im Laufe eines halben Jahrs gemachten Beobachtungen unterlegen zu wollen, wie etwa die, Moskaus Einwohner auf Kosten der hiesigen zu erheben, kann Referent, der, beiläufig gesagt, Petersburg seit fünfzehn Jahren kennt, versichern, daß er in dieser Reihe von Jahren so glücklich gewesen ist, ganz andere Erfahrungen zu machen, als jener unbekannte Verfasser, welcher, wie er selbst sagt, damals erst seit beinahe einem halben Jahre in der prächtigen Kaiserstadt sich befand, wohin er aus Moskau, wo er sich drei Jahre aufgehalten, gekommen ist. In dem erwähnten Aufsatze heißt es: „Der Ton in Petersburg ist weit ceremonieller, gezwungener und zurückhaltender, als in Moskau; es finden sich hier nur wenige Häuser, in welchen man sich nicht den Gebräuchen und der Etikette des Hofes zu nähern sucht. Die vielen fremden Gesandten theilen den gesellschaftlichen Cirkeln den Charakter diplomatischer Wichtigkeit und ein gewisses zurückhaltendes Wesen mit, welches dem Benehmen der Männer große Fesseln anlegt.“ Referent, der nie in Moskau war, enthält sich natürlich jeder Bemerkung, in wie weit der Anfang dieses Satzes richtig ist; was aber das Uebrige betrifft, so ist Alles falsch. Wie sich von selbst versteht, kann der Berichterstatter hiebei nur die Cirkel der Haute-Société meinen, und derjenige, welchem sein Rang und Stand berechtigen, an selbigen Theil zu nehmen — denn hier, so wie in der ganzen Welt, findet ein Unterschied der Stände statt, der aber wahrlich in Petersburg nicht so schroff und streng ist, als in manchen andern kleinen Orten — oder wer gar das Glück hat, dem Familienleben unsers Kaiserhauses näher zu stehen, wird den Verfasser eines Bessern belehren können. In die Salons unsers höchsten Adels, die jeden Abend geöffnet sind, kann bekanntlich ein Jeder, der Zutritt zu denselben hat, kommen, wann er will, bleiben, so lange er will, sprechen, so viel oder so wenig er will, auch mit wem er will, und dann wieder gehen, wann er will, ohne daß Jemand die geringste Notiz davon nimmt; denn der Herr des Hauses ist bei dergleichen täglichen Cirkeln sehr häufig gar nicht einmal gegenwärtig.

Ferner macht es der Verfasser den Petersburgern zum Vorwurf, daß sie nicht Schwätzer und Spaßmacher lieben, auch nicht solche Leute, welche durch ihre Talente in der Gesellschaft glänzen, da das doch lauter Leute sind, welche in Moskau Ehre und Beifall einerndten würden. Die armen Moskauer wären wahrlich recht sehr zu bedauern, wenn sie überlästige Schwätzer und platte Spaßmacher mit Ehre überschütteten, was hier freilich nicht geschieht, und auch, zur Ehre Moskaus wollen wir es hoffen, dort wohl nicht der Fall seyn dürfte. Darin hat der Verfasser nun freilich Recht; sehr Unrecht aber, wenn er sagt, daß man Leuten, die durch ihre Talente in der Gesellschaft glänzen, hier die wohlverdiente Anerkennung versage, so wie überhaupt in Allem, was nun folgt. Der Petersburger wirklich seltene Gastfreundschaft, ihr freundliches, herzliches Entgegenkommen gegen Fremde sind weltbekannt, und darüber ist nur Eine Stimme. Wie hat der Beobachter hier so unglückliche Erfahrungen machen können! Nichts ist leichter für einen gebildeten Fremden, als in Petersburg freien Zutritt in Häusern zu erlangen; man fragt durchaus nicht, was ist der Mann? kann mir seine Bekanntschaft Nutzen bringen? Nicht Geburt, Stand und Rang sind bei neuen Bekanntschaften ein Gegenstand der Berechnung, wie der Verfasser glauben machen will, wohl aber seine persönlichen Eigenschaften, seine Bildung und Talente. Und ist es denn dem Verfasser so ganz unbekannt, daß hier jedes Haus einen sogenannten Gesellschaftstag in der Woche hat, wo es jedem Bekannten und Freunde freisteht, auch ohne besondere Einladung zu Mittag zu kommen und den Abend zu bleiben, oder nicht? Fast scheint es so, wenn er sagt: „Hier (in Petersburg) soll Jeder planmäßig kommen und gehen, in jedem Hause nur zur bestimmten Stunde erscheinen; seine Freunde, Gönner und Bekannte kann man nur an gewissen Tagen, zur bestimmten Stunde, ja wohl gar Minute sehen und sprechen.“ Da ist kein wahres Wort daran. Lächerlich ist es, wenn der Verfasser ferner sagt, daß man hier in Gesellschaften nur vom Wetter und von Spazierfahrten zu plaudern wisse; daß ein natürliches Betragen, Freimüthigkeit, Ungezwungenheit und Gastfreundschaft hier für ungeschliffenes Wesen und für Rohheit der alten Zeit gelten, und man von einer Person, die in dieser Art auftritt, sage, sie besitze keine Lebensart. Mit welcher Art von Leuten muß das Unglück den Verfasser zusammengebracht haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Februar 1833.

O säß' mein Lieb im Wipfel grün,
Thät wie 'ne Droſſel ſchlagen!
O ſprüng' es, wie ein Reh, dahin,
Daß ich es könnte jagen!

Uhland.

Lieder von Adolph Stöber.

Waldleben.

1. Liedereinzug.

Luſtig fliegen wir feldein
In die blaue Ferne,
In ein warmes Herz hinein
Bauten wir uns gerne.

Aus der kühlen Waldesluft
Kommen wir geflogen,
Friſchen, würzigen Tannenduft
Haben wir eingeſogen.

Wo ſich dumpf ein Herz verſchließt,
Flüchten wir mit Schauer,
Wie der Vogel vorüberſchießt
Am vergitterten Bauer.

Aber öffnet ſich eine Bruſt
Friſch und himmelbläulich,
Da von Lieb' und Waldesluſt
Singen wir getreulich,

Thun mit hellen Stimmen kund,
Was wir konnten erlauſchen
In des Jägermägdleins Mund,
Oder im Waldesrauſchen.

2. Waldabentheuer.

Vom ſchwülen Felde draußen
Sucht' ich beim Walde Raſt,
Viel dämmergrüne Klauſen
Erſchloß er ſeinem Gaſt.

Die Brünnlein kamen geſprungen,
Des Hauſes Kinder all',
Erzählten mit regen Zungen
Und grüßten mit hellem Schall.

Sie wußten viel zu plaudern
Von einer Jägerin
Und führten mich ohne Zaudern
Zur ſchlafenden Jungfrau hin.

Die Büſche mit grünen Fächern,
Die kühlten ihr die Luft,
Maiglöckchen aus blanken Bechern
Ergoſſen würzigen Duft.

Ich nahte ſchon — da rauſchten
Die Wipfel fort und fort,
Und alle Bäume tauſchten
Gleich das Verſchwörungswort.

Das Mägdlein ſtreifte die Locken
Vom Angeſichte bang
Und flüchtete ſich erſchrocken
Den Waldespfad entlang.

Ich rief sie schnell zurücke
Mit einem süßen Gruß,
Da zerrte mit schlimmer Tücke
Ein Dornbusch mich am Fuß.

Der Hecken dichte Wildniß
Umstrickte mich ganz und gar,
Bis mir vom schönen Bildniß
Die Fährte verloren war.

Die Bäume klatschen inzwischen
Mit grünen Armen herab,
Ein schadenfrohes Zischen
Geht rauschend den Wald hinab.

Auch zwitschern aus den Hecken
Spottvögel um und um,
Und schwirren mit wildem Necken
Mir keck um's Haupt herum.

Und auch das Brünnlein kichert
Versteckt am Felsenhang:
Dieweil die Maid gesichert
In's Jägerhaus entsprang.

3. Das Jägerhaus.

Hab' mich endlich doch gewunden
Aus dem zähen Dorn heraus,
Hab' auf grünem Plan gefunden
Das umzäunte Jägerhaus.

Und mit Lachen drückt der Jäger
Mir die wundgerizte Hand,
Zeigt mir gleich die blanken Schläger,
Die da blitzen an der Wand.

Auch der Büchsen lichte Reihe
Muß ich loben ganz und gar,
Drüber streckt ein Hirschgeweihe
Seine braunen Ranken dar.

Aber schweigend am Kamine
Sizt des Jägers Töchterlein,
Guckt mich an mit schlimmer Miene,
Lächelt still in sich hinein.

Und in zwei nußbraunen Zöpfchen
Spielt ihr dichtgewundnes Haar
Um das morgenrothe Köpfchen,
Um den Nacken lilienklar.

Und ein Windspiel trippelt schmeichelnd,
Bis es ihr zu Füßen liegt,
Bis die Jägermaid es streichelnd
An die sanften Kniee schmiegt.

Doch sie schlägt die Augen wieder
Zu mir auf und kichert leis;
Meine Blicke senk' ich nieder,
Auf die Stirne tritt der Schweiß.

Und ich meine, zähe Hecken
Ritzen mich schon wiederum,
Bäume klatschen, Vögel necken,
Quellen kichern um und um.

4. Die Waldkapelle.

Die Maid ist heimlich fortgesprungen;
Ich spähte nach dem holden Bild
Und kam durch grüne Dämmerungen
Bald auf die Fährte meinem Wild.

In der verborgnen Waldkapelle,
Da kniet die Jungfrau ganz allein;
Ein Lämpchen flimmert sternenhelle
Durch die bemalten Fensterlein.

Sie neigt sich unter frommen Grüßen
Still vor die Mutter Gottes hin,
Und legt ihr demuthvoll zu Füßen
Ein frisches Kränzlein Rosmarin.

Holdselig Kind! hast unter Scherzen
Mir deinen frommen Ernst versteckt;
Du gleichst dem Wald: im tiefsten Herzen
Hält er sein Kirchlein grünverdeckt.

Buntlustige Gedanken springen
Dir stets im Köpfchen aus und ein;
Wie gern im frischen Laub sich schwingen
Schalkhafte, muntre Vögelein.

Doch in der Seele tiefstem Grunde
Brennt heimlich deiner Andacht Licht;
Wie tief aus dunkler Tannenrunde
Das Lämpchen der Kapelle bricht.

Laß in dein innig Herz mich bringen,
Sieh, meine Lieder will ich ganz
Um deine fromme Scheitel schlingen
Als einen wilden Rosenkranz.

5. Versöhnung.

Seit sie mich liebgewonnen,
Ist auch der Wald versöhnt,
Kein Strauch hat mich umsponnen,
Kein Vogel mich gehöhnt.

Und kommen wir gesprungen,
Ein innigfrohes Paar,
Da bringt in tausend Zungen
Der Wald uns Grüße dar.

Und alle Wipfel neigen
Sich rund zum Bogengang,
Und ſtreuen aus den Zweigen
Uns Duft den Weg entlang.
Die Vögel ſchlüpfen munter
Aus dichtem Laub herfür,
Und ſingen friſch herunter
Brautlieder für und für.

(Der Beſchluß folgt.)

Kallendorf.

(Fortſetzung.)

Caroline und Karl ſprachen wenig, theils um das ſchlafende Geburtstagskind nicht zu ſtören, theils weil die helle Mondnacht zum Schweigen einlud. Nicht lange vermochte Caroline die liebe Laſt zu tragen, daher ſchob ſie die Schläferin bald auf die andere Seite und legte ſie lächelnd an Karls Bruſt. Als bald darauf auch Caroline eingeſchlafen war, ward ihm wunderbar zu Muthe unter der warmen Bürde. Der Kopf des lieblichen Mädchens lag in ſeinem Arm, ſo daß ihr friſches, blühendes Geſicht im vollen Licht des Mondes ihn anglänzte. Sein Herz fing ſtärker an zu ſchlagen und — mag's ihm verargen, wer will — er drückte einen leiſen Kuß auf ihre Stirn und dann einen feſten auf ihre Lippen. Das Mädchen erwachte nicht; Karl wollte ſehen, wie tief ſie wohl ſchlafe; er drückte ſie immer inniger und heißer an ſich; ſie lächelte ſelig, doch nur im Schlafe — da ſeufzte Caroline leiſe. Er erſchrack, ſammelte ſich aber ſchnell, lehnte Cäcilie in den Fond des Wagens zurück und ſuchte ſeine Gedanken von ihr abzuziehen. Als gleich darauf ein Stoß beide Schweſtern weckte, that er, als entſteige auch er dem Reich des Traumes, und ſchalt auf den Weg. Im Stillen freute er ſich über deſſen lezte Wirkung, und mehr noch über die Nähe von Paris, die ihn aus einer gefährlicheren befreien ſollte. Auch kam weder der Schlaf zurück, noch wollte ſich ein Geſpräch fortſpinnen laſſen, um die Zeit zu verkürzen. Endlich kamen ſie vor dem Hauſe der Generalin an und trennten ſich nach kurzem Abſchied; aber in Kallendorf hatte ſich eine Veränderung zugetragen, auf die er mit Schaam und Unruhe ſah. Cäcilie war nicht mehr dieſelbe, wie er bei ſeiner Rückkehr aus Wien vorahnend geſagt hatte; ſie war herangewachſen und hatte ihn mit der gefährlichſten aller Waffen zu bekämpfen gewußt, mit einer unſchuldigen, ja unbewußten, aber heißen Liebe. — Seit der Fahrt nach Fontainebleau war er befangener mit ihr, während Caroline wie eine Heilige vor ihm ſtand, der er ſein ſündiges Herz hätte öffnen mögen. Dennoch beharrte er bei dem Entſchluß, ihr treu zu bleiben, wenn er auch ſich ſelbſt und Cäcilie opfern müſſe; die Nähe ihrer reinen Seele, meinte er, werde ihn ſtärken, und Cäciliens Jugend werde ihr behülflich ſeyn, ihn zu vergeſſen. Auch begehrte dieſe nichts in der innerſten Kammer ihres Herzens, als die Vereinigung des Geliebten mit der Schweſter.

Am Jahrestage jener ſchönen Nacht, in welcher der Leztern Bund geſchloſſen ward, ſchien der Mond wie damals in die Gebüſche, ſie alle in Silberpappeln verwandelnd. Der edle Duft der Orangen miſchte ſich mit dem der Levkoyen, und ein betäubender Reichthum von Weihrauch war über die Erde verbreitet; wie damals ſaß Karl neben Carolinen auf der Bank und badete ihre Hand mit Thränen, die — er wußte kaum, warum? — ſeinem Auge entfloſſen. Endlich ſprach er gefaßt und ruhig: „Ein Jahr, Caroline, war der Termin, den Sie mir ſezten; er iſt abgelaufen; wollen Sie jezt mein ſeyn?“ Mit traurig-milden Blicken ſah ſie ihn lange an; endlich ſagte ſie: „Noch ein Jahr, Karl.“ Er vermochte nicht zu antworten; endlich wand er die Frage aus ſeiner Bruſt heraus: „Und wozu dieſes grauſame Zögern, das alle Kräfte in mir aufreibt?“ — „Sind wir nicht glücklich ſo?“ erwiderte ſie. — „Biſt Du glücklich?“ rief er in großen Bewegung; „ich bin es nicht. Du liebſt mich nicht wie ſonſt; Cäcilie liebt mich mehr als Du.“ — Sie drückte, wie damals, beide Hände auf ihr Herz und weinte, aber nicht Thränen des Entzückens, ſondern des Schmerzes. Endlich bat ſie: „Quälen Sie mich nicht; mein Vorſchlag, mein Entſchluß iſt gut; Sie werden ihn mir noch danken.“ Und mit dieſen Worten ſtand ſie langſam auf, ging der Glasthüre zu und die drei Stufen hinan.

Karl war in einem Wirrwarr von Gefühlen und Vermuthungen, wie noch nie. Ahnet ſie etwas? dachte er, und zitterte, es zu denken, oder hat ſich ihr kühles Herz noch mehr abgekühlt? denn recht lieben kann ſie doch nicht. Dann redete er ſich ein, daß ſie ihn gewiß leicht vergeſſen würde, und dachte ſich zum erſtenmale die Möglichkeit, ſeiner Verpflichtung (denn als ſolche erſchien ihm die einmal gegebene Erklärung) los zu werden. Aber Wochen vergingen, ohne daß er den Gedanken hätte zur Reife kommen laſſen. Carolinens Tugend zog ihn auch mächtig genug an, um ihn vielleicht länger noch im Schwanken zu erhalten, als es ſein Pflichtgefühl allein gethan hätte. Ueberdieß kam Cäciliens gereiftere Jungfräulichkeit ihm zu Hülfe; ſie ſprang ihm nicht mehr auf den Schooß und ließ ſich den Kuß, den er ihr aus alter Gewohnheit täglich gab, nur leidend gefallen; ſie verſicherte ihn nicht mehr jeden Augenblick ihrer Liebe, ſondern zeigte ſie ihm nur in vielen unbewußten Zügen; ſie las nur die Bücher, die er ihr empfahl, und am liebſten nach ihm, und fing an, die franzöſiſche Tragödie zu haſſen, weil er ſie nicht liebte. Um dieſe Zeit nahm ſie auch Unterricht im Singen; ihre ſchöne Stimme entwickelte ſich mit reißender Schnelligkeit und war bald der kleinen, weichen der Schweſter in demſelben Maße überlegen, als die herrliche Geſtalt der Herangewachſenen Carolinens un-

ansehnliche Figur überragte. Auch fehlte es nicht lange an Verehrern der kaum aufgeblühten Schönheit. Ein junger, hübscher Franzose von guter Familie und noch besserm Auskommen hatte sie nur einige Mal auf dem Spaziergange gesehen, als er gleich den Entschluß faßte, um sie zu werben. Caroline fühlte sich durch diesen Antrag in die peinlichste Verlegenheit versezt, Cäcilie in gar keine; denn sie dachte auch nicht einen Augenblick daran, den Freier zu erhören. Auf ihr Verlangen mußte die Schwester sogleich eine bestimmte Verneinung in ein höfliches Billet fassen, die Jugend des Mädchens vorschützend; aber schon am folgenden Tage kam ein Oheim des jungen Mannes und bat um eine Privataudienz bei der gnädigen Frau. Cäcilie ging in den Garten, wo die herbstlichen Blätter schon raschelten, und lehnte sich an das Geländer eines kleinen Wasserbeckens, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte, und die Umgebungen stimmten sie weich und träumerisch. Inzwischen kam Karl um die gewohnte Stunde zu seinen Freundinnen und erhielt die Weisung, die gnädige Frau habe Geschäfte und das Fräulein sey im Garten. Schnell folgte er der Leztern Spur und fand sie noch am Geländer, Blumen in das Wasser werfend. Er lehnte sich still neben sie und fragte nach dem Geschäfte, das ihre Schwester in Anspruch nehme. Sie gestand es ihm offen. „Cäcilie," rief er, „was werden Sie thun?" — „Ihn nicht nehmen," antwortete sie entrüstet, „und Keinen, nie einen!" Sie sagte dieß mit einem Tone, der ihn im Innersten aufregte. Er sah schweigend in das Wasser hinab, den schwimmenden Blumen nach; aber seine heiße Wange war der ihrigen nahe; er drückte sie an die glühende des Mädchens, und ihre Thränen fielen hinab in die klare Fluth. Seiner nicht länger mächtig, zog er sie an seine Brust und küßte sie feurig. Sie wand sich los: „Was ist das, Graf Karl?" fragte sie mit hochklopfendem Busen, „was wollen Sie mit mir?" — „Du mußt mein seyn!" rief er. „Du bist mein," fuhr er fort, „Du allein bist meine Liebe!" Und es bedurfte keiner Versicherung der Gegenliebe; hatte sich die seinige doch nur an dem Bewußtseyn der ihrigen entzündet. (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

(Fortsezung.)

Apologie der Petersburger Gesellschaft.

Das vornehmste Vergnügen in Petersburg soll das Kartenspiel seyn. Das ist ganz richtig; nur fehlt dabei etwas: von wem ist hier wieder die Rede? Ist der Verfasser so unbekannt mit der Welt und sollte er nicht wissen, daß es in jeder großen Stadt eine Menge Personen gibt, von denen einige das Spiel als das bequemste Mittel, die Zeit zu tödten, andere als eine Art Erwerbsquelle betrachten? und deren gibt es hier allerdings sehr viele; aber in andern großen Städten sind deren nicht wenigere. Warum denn nun gerade über dem armen Petersburg so unbarmherzig den Stab brechen? Ja, es ist wahr, hier wird gespielt, in manchen Häusern viel und auch hoch, in andern wieder wenig und niedrig; aber es gibt eine große Anzahl Häuser, in denen man gar keine Karte findet. Das widerspricht nun freilich geradezu der obigen Behauptung des Verfassers, der daraus noch folgenden Schluß zieht: „Derjenige, welcher im Stande ist, hoch zu spielen, wird in die glänzendsten Gesellschaften gezogen, um hohen Personen die Partie voll zu machen; wer nicht spielt, hat Langeweile und wird nicht leicht wieder eingeladen, da man andere Zeitvertreibe und Unterhaltungen, Gespräche über wissenschaftliche Gegenstände und Werke der Kunst nicht liebt." Ist es möglich, daß Jemand, der auch erst sechs Monate in Petersburg gewesen und sich nun gedrungen fühlt, seine in Gesellschaften gemachten Erfahrungen und Beobachtungen zu veröffentlichen, so etwas ganz im Allgemeinen aussprechen kann! Das kann doch wohl nur von gewissen Häusern gelten, in die der Zufall, oder vielleicht etwas Anderes jenen aufmerksamen Beobachter geführt hat, paßt aber keineswegs auf das Ganze. Aufrichtig muß ich bedauern, daß sechs Monate nicht hinreichend gewesen sind, ihn ein richtigeres und besseres Urtheil über die Petersburger im Allgemeinen fällen zu lassen.

Man höre weiter: „Petersburg gilt für eine Stadt, wo man die Musik leidenschaftlich liebt; in der That singt man hier viel und spielt eine Menge Instrumente; hieraus darf man aber nicht schließen, daß die Stadt eine große Anzahl wahrer Kenner und Dilettanten, Komponisten und Virtuosen in der Musik aufzuweisen habe." Das ist kurz und bündig; schade, daß es wieder nicht richtig ist. Ich lebte fünfzehn Jahre lang in dem Wahne, daß in Petersburg sehr viel Sinn für Musik sey. Selbst ein großer Freund und Liebhaber derselben, benuzte ich so viel als möglich jede sich hier so sehr häufig darbietende Gelegenheit, sowohl in öffentlichen Konzerten, als in Privatgesellschaften und musikalischen Cirkeln mir diesen hohen Genuß zu verschaffen. Wie kann es einem aufmerksamen Beobachter entgangen seyn, wenn er nur einen einzigen Winter hier gewesen ist, daß Petersburg wirklich eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Künstler, sowohl von Profession, als bloße Dilettanten, und eine Menge wahrer Musikkenner, nicht blos solcher besizt, die in jedes Konzert laufen, weil es nun eben Ton ist, sondern Leute, die sehr wohl wissen, das Gediegene, Aechte in der Kunst, den wahren Künstler vom Pfuscher zu unterscheiden. Das wissen auch auswärtige ausgezeichnete Künstler recht gut; wie würden sie sonst wohl fast sämmtlich hieher in den hohen Norden kommen, wenn sie nicht sicher wären, daselbst ein Publikum zu finden, welches im Stande ist, ihrem Talente gebührende Anerkennung und ihnen selbst bedeutende pecuniäre Vortheile zu gewähren. Ist es ferner der Beobachtung des Verfassers entgangen, daß im Winter, außer der großen Anzahl öffentlicher Konzerte, so sehr viele Privatvereine stattfinden, wo Freunde der Tonkunst zusammentreten und, unter der Leitung eines ausgezeichneten hiesigen Virtuosen, durch ihre Talente den Zuhörern höchst erfreuliche, schätzenswerthe musikalische Genüsse bereiten? Dergleichen musikalische Abendunterhaltungen finden dann nicht blos täglich, sondern mehrfach an einem und eben demselben Abend statt. Von solchen und ähnlichen Cirkeln, wo der Wirth es versteht, seine Gäste mit etwas Besserm, als bloßem Kartenspiel oder Unterhaltung über Regen und Sonnenschein zu regaliren, scheint der Verfasser nichts zu wissen. Will man sich übrigens davon überzeugen, daß Petersburg reich an wirklich vorzüglichen Talenten, namentlich auch unter den höchsten Ständen, ist, so gehe man nur in die Konzerte, die jährlich von mehrern unserer geschäzten Dilettanten zum Besten der Armen gegeben werden und sich noch jederzeit durch gelungene Leistungen sehr vortheilhaft auszeichneten. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Februar 1833.

— Der Verkäufer und Käufer Lärm
Ringsum! Horch, wie sie preisen die Waare mit lautem Ruf!

Platen.

Die Ausrufer in Neapel.

In einer Stadt, wo alles nur Erdenkliche in den Straßen ausgerufen wird, nicht etwa blos von ambulanten Herumträgern, sondern auch von den stationären Verkäufern, Obsthändlern u. s. w., ja selbst Fleischern, und wo die Virtuosität des Schreiens wie sonst nirgends zu Hause ist; müssen natürlich die Ausrufer eine große Rolle spielen.

Keine kleine Zugabe zu dem vielfältigen Ungemach, dem der Fußgänger in den lebhaften Straßen ausgesezt ist, sind diese Stentorstimmen, die das Ohr gräßlich zerreißen. Dem Eingebornen macht dieser unbeschreibliche Lärm gewiß eben so viel Vergnügen, als er uns Fremden lästig fällt; denn man hat keinen Begriff von der leidenschaftlichen Liebe der Neapolitaner für alles, was recht lärmend und betäubend ist. Die Kanonenschläge bei den häufigen Kirchenfesten sind für sie wahre Syrenenmusik. Um diese einigermaßen im Kleinen nachzuahmen, machen die Gassenbuben Kugeln von Thon, die sie in der Mitte aushöhlen und so mit Gewalt an die Erde werfen, wo sie dann, wenn es glückt, einen Knall wie der eines Pistolenschusses hervorbringen. — Doch wieder zurück zu unsern Ausrufern. — In andern Städten ruft man fast ohne alle Ausnahme die zu verkaufenden Gegenstände bei ihrem Namen aus; hier geschieht dieß fast nie. Zuweilen ist es eine Metapher, z. B. Ah! che belli mustaccioli! (süße Pfefferkuchen) um Kastanien anzupreisen, weil beide dieselbe Farbe haben; oder: Ah! che Montagna di Somma! womit man Weintrauben empfiehlt. Die Kirschen werden zu Korallen, die Feigen sind Honig, das Brod Manna u. s. w. Oft beschränkt man sich auch auf eine allgemeine Empfehlung, z. B. A la compra a buon prezzo! (zum wohlfeilen Einkauf) was für jeden Artikel gelten könnte, hier aber nur Mützen bedeutet; oder come fina! come fina! (wie fein, wie fein!) worunter man wieder alles mögliche sich vorstellen kann, aber schwerlich auf Branntwein rathen würde, der allein dadurch bezeichnet wird. Hiebei muß ich im Vorbeigehen als auffallend bemerken, daß dieser häufige, schon vor Tagesanbruch beginnende Ruf beweist, wie viel mehr Branntwein hier getrunken wird, als sonst im Süden. Manchmal hört man auch wohl blos den Preis ausrufen; am häufigsten: una prubica, d. h. 1½ Gran, nämlich eine kleine Kupfermünze, auf deren einen Seite publica commoditas steht, welch ersteres Wort die Neapolitaner nach ihrer unlöblichen Weise in prubica oder auch prubca verdreht haben. Jedermann weiß dann schon, was und welches Maaß man für diese Münze ausbietet. Ein sehr gewöhnlicher Ruf ist auch: Ah! che belle cose! — ah! che bellezza! Dieser wird von den heterogensten und oft am wenigsten den Schönheitssinn ansprechenden Gegenständen gebraucht, so wie alles überhaupt bello oder bravo ist. Strümpfe sind brav,

„brave calzette," und die häßlichsten, freilich wohlschmeckenden Meerprodukte sind schön: „belle angine," (schöne Meerigel) u. s. w. Zuweilen ist der bildliche Ausdruck so gewagt, daß er etwas, von dem Gemeinten ganz Verschiedenes bezeichnet; wer dächte z. B. an Stockfisch, wenn man fette Hennen ausrufen hört: ah! che Galline! oder vollends an Nüsse bei Wachtelschenkeln: „Zampe di quaglia." Alles dieß wird mit so entsetzlicher Anstrengung geschrieen, daß man alle Augenblicke glaubt, dem Schreier müßten die Halsadern bersten. — „Alici, alici!" (Sardellen) ist besonders ein fürchterlicher Ruf, um so beschwerlicher, als er zu jeder Stunde vom frühen Morgen bis spät in die Nacht gehört wird. Sieht man daher von weitem einen Lazzarone mit einem kleinen, horizontal getragenen Korbteller kommen, so gehe man ihm ja aus dem Wege, wenn man kein neapolitanisches Ohr hat.

Was ferner das hiesige Straßengeschrei, von dem in andern großen Städten, wenigstens in den mir bekannten, Madrid, London und Paris, auszeichnet, ist, daß es hier beinahe die Uhren entbehrlich macht; denn man hört regelmäßig an demselben Ort denselben Ruf um dieselbe Stunde, jedoch verschieden in den verschiedenen Gegenden der Stadt, so daß man, wenn man ein anderes Stadtviertel bezieht, sich erst wieder in diese Art von Uhr einstudiren muß. Einige Beispiele hievon mögen genügen. — Wenn ich in in meiner im Viertel von Chiaja gelegenen Wohnung sehr frühe aufwache, wo vor Tagesanbruch noch Alles ganz still ist, so würde ich über die Stunde der Nacht in Ungewißheit seyn, wenn ich nicht den Ruf hörte: Come fina! come fina! und daher bestimmt schließen dürfte, daß es noch eine gute Stunde vor Sonnenaufgang ist. So frühe trinken die Neapolitaner ihr Schnäpschen. Die Ziegen mit ihren Glöckchen und die Kühe mit ihren gewaltigen Schellen kommen erst viel später, und zwar jene eine halbe Stunde vor den leztern. — Schlafe ich wieder ein und wache erst auf, wenn schon die Sonne das Zimmer hell erleuchtet und ich nun besorgen muß, es möchte schon sehr spät seyn, so höre ich zu meinem Trost „Foglie molle e petrosin" rufen (weiche Blätter und Petersilie); denn nun weiß ich, daß es nicht über acht Uhr ist. Habe ich noch länger geschlafen, so schrecken mich um neun Uhr wieder andere bestimmte Rufe aus dem Bette, und ehe ich nach der Uhr gesehen, habe ich mir Vorwürfe über meinen langen Schlaf gemacht. — So weit die Morgenuhr. Weiter am Tage, um zwölf Uhr, wo ich gewöhnlich ausgehe, bin ich gewiß, die Stunde nicht zu versäumen, denn ich kann unmöglich die gellende Stimme des alten Weibes überhören, das Mineralwasser herumträgt und abwechselnd schreit: „Ah! che neve d'aqua, ah! che frescha!" (Welches Eiswasser! wie frisch!), welcher Ruf regelmäßig gegen Mittag ertönt. — Ganz anders ist es wiederum Abends. Wenn ich ausgehe, was selten geschieht, so bin ich gern um neun Uhr wieder zu Hause. Da habe ich nun nicht nöthig, heimlich in Gesellschaft nach der Uhr zu sehen, um zu wissen, wenn es Zeit zum Aufbrechen ist, sondern ich warte ruhig ab, bis ich in tiefen, sonoren Baßtönen purpi cotti (polpi cotti, eine Art eßbarer Polypen) erschallen höre, und wenn ich jezt nach Hut und Stock greife, so bin ich sicher nicht lange nach neun Uhr zu Hause.

Dieses unablässige Schreien ist allenfalls in gehöriger Entfernung, im zweiten oder dritten Stock, bei verschlossenen Fenstern, noch auszuhalten; aber unten auf der Straße, in der Nähe bringt es oft zur Verzweiflung. Am schlimmsten kommt man im Toledo und in der Via di Chiaja weg, denn abgesehen davon, daß sich dort alle ambulanten Ausrufer zusammendrängen, haben die Kuchenbäcker der Lazzaroni daselbst an den Ecken ihre Leckerbissen feil, und dieß sind gerade die unbarmherzigsten Schreier, welche schlechte, in Oel gebackene Kuchen in Tönen ausrufen, die gewiß in der weiten Welt einzig sind: „un grano il quarto di pizza!" (ein Viertel Torte um einen Grau.)

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Als Caroline, nach Beendigung ihrer Verhandlung mit dem Marquis, an den Teich kam, fand sie Karl in einer Verlegenheit, die er nicht zu bekämpfen vermochte, Cäcilie in einer sonderbaren Stimmung, mit schwärmerischen Augen, voll Zärtlichkeit gegen sie und doch stumm. Karl hatte ihr streng verboten, die Wahrheit zu gestehen, und nie war ihr etwas schwerer geworden, als diesem Verbote zu gehorchen. Caroline erzählte, halb lachend, halb ärgerlich, daß sie einen schweren Stand mit dem alten Marquis gehabt, der durchaus nicht von ihrer kleinen Cäcilie lassen wollen, und selbst beim Scheiden noch die Hoffnung geäußert habe, sie werde sich vielleicht noch besinnen; „und wer weiß, was geschieht?" fügte sie scherzend hinzu. Ein Brand schoß in Cäciliens Antlitz, und unwillkührlich richtete sie den Blick auf Karl, der sich aber so weit gesammelt hatte, daß sein Gesicht nichts verrieth. Er empfahl sich jedoch diesen Abend früher als sonst und durchmaß sein Zimmer mit unruhigen Schritten. Die Wonne seines Herzens, denn die empfand er, war nicht ungestört, oft sogar übertäubt von einer innern Stimme. Vergebens sagte er sich, daß Caroline selbst, durch ihre Kälte, durch ihren Eigensinn ihn von sich entfernt, daß sie dagegen die junge, blühende Rose in gar zu vertraute Nähe mit ihm gebracht habe, und daß kein menschliches Herz dem Einfluß jener Fahrt von Fontainebleau widerstanden haben würde; eine andere Stimme zwang ihn, Carolinens Kälte zarte Scheu, ihren Eigensinn Charakterfestigkeit zu nennen, und in der Arg-

losigkeit, mit welcher sie seinen Umgang mit der Schwester betrachtet und geduldet habe, einen Sporn mehr für sich selbst zu erkennen, die reine Seele nicht zu hintergehen. Aber was konnten jezt diese Betrachtungen helfen, da er sein ungestümes Herz nicht mehr zu zügeln vermochte und bereits das Mädchen mit in den Strudel gezogen hatte? Endlich faßte er den Entschluß, Carolinen gelegentlich Alles zu entdecken, was ja doch spät oder früh geschehen mußte, bis dahin aber ihr Herz nicht durch langsame Qual zu kränken. Sobald er daher Cäcilie allein sah, schärfte er ihr die größte Vorsicht von Neuem ein, und in der That mußte er sich selbst wundern, wie sie, unter dem Mantel der Unbefangenheit, Alles zu entfernen wußte, was Verdacht erregen konnte. Aber er selbst vermochte am wenigsten die Lage lange zu ertragen.

Eines Sonntags Morgens, als Caroline eben aus der Kirche kam, folgte er ihr in ihr Zimmer. Freundlich, doch verwundert über den Ausdruck seiner Züge, sah sie ihn Anfangs an; als er sich aber sprachlos und seiner nicht mächtig vor ihr auf die Knie warf, fing sie so heftig an zu zittern, daß sie erblassend auf einen Stuhl zurücksank. Er verbarg sein Gesicht in ihren Schooß und weinte lange wie ein Kind. Endlich nahm sie sich zusammen und sprach: „Errathe ich Sie, Karl?“ — „Wenn Sie das Schlechteste von mir denken, ja!“ erwiderte er. „Sie lieben mich nicht mehr!“ fuhr sie bebend fort, „haben mich eigentlich nie geliebt, wie ich Ihnen früher schon sagte!“ — „Nein, nein!“ rief er, „ich habe Sie geliebt, liebe Sie noch, und bin dennoch zum Verräther an Ihnen geworden.“ — „Bester Karl!“ sagte sie sanft, „ich wollte, ich könnte Ihnen die Thränen, die ich jezt weine, verbergen, damit Sie ohne Gewissensbisse sich von einer Kette befreit sähen, die Sie drückt. Aber ich kann es nicht, ich kann nur betheuern: so gewiß ich weine, so gewiß ist kein Fünkchen Groll in meinem Herzen. Reisen Sie weg von hier — und seyn Sie glücklich.“ — „Ach!“ stammelte er halblaut, „ich bin noch nicht fertig mit meinem Bekenntnisse; ich hoffte, Sie haben den Rest errathen.“

Sie stand auf, ihre Wangen glühten, wie er sie noch nie gesehen hatte. „Sprechen Sie weiter!“ rief sie aus, und er sagte kaum hörbar: „Cäcilie.“ — „O, dann ist Alles gut!“ rief sie wie begeistert, und indem ihre Spannung sich in einer neuen Thränenfluth löste, fiel sie ihm um den Hals, drückte ihn lange und innig an sich und küßte ihn auf die Stirn. „Dann segne Sie Gott!“ sagte sie im Tone der innigsten Ergebung, „und auch ich werde noch recht glücklich werden. O, wie danke ich dem Himmel, daß er mir eingegeben hat, Sie nicht zu binden!“ — Er stand noch immer stumm und beschämt vor ihr; deßhalb fuhr sie nach kurzer Pause fort: „Seyn Sie ruhig und heiter. Sehen Sie, daß es so kam, das war für mich eine gerechte Strafe des Himmels, weil ich, wenn auch nur vorübergehend, daran denken konnte, Sie für mich zu behalten. Ich wußte es, daß ich nicht für Sie war; aber mein eigenes Herz und das Ihrige, das Sie betrog, hatten mich verführt. So ist es besser; im Gefühle des Glückes, das Ihnen und meiner Cäcilie winkt, werde ich ein recht seliges Leben führen. Ich hatte es Gott eben in der Kirche gelobt, wenn es seyn müßte, auch Sie hinzugeben; denn eine Veränderung hatte ich längst an Ihnen bemerkt. Jezt hat mir die Vorsehung das Opfer leicht gemacht, da es Sie und meine Cäcilie zugleich beglückt. Sind Sie einig mit ihr?“ — Karl nickte beschämt mit dem Kopfe; da ließ Caroline die Schwester rufen, und als diese zitternd und etwas Außerordentliches ahnend ins Zimmer trat, eilte sie ihr entgegen und nahm sie recht mütterlich an ihre Brust. Denn sie verstellte sich nicht, sie fühlte in Wahrheit ihr Herz erweitert und erhoben durch das Glück der geliebtesten Seelen. Dem ihrigen, in Bezug auf Karl, hatte sie nie getraut. In der natürlichen Exaltation edler Seelen fühlte sie sich emporgehoben über die Welt durch das Opfer, das sie bringen konnte, und sah die Schwester so freudig in des Geliebten Armen, wie eine selige Abgeschiedene ihre Erdenschätze in andern theuern Händen sehen mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Adolph Stöber.

(Beschluß.)

6. Herbstfahrt auf dem Weiher.

Träumend bin ich ausgefahren
Auf den frostumhauchten Teich,
Kalte Flocken in den Haaren
Und die Wangen starr und bleich.

Aus den Lüften kreischen Reiher,
An den Stämmen hackt der Specht,
Und im dunkelgrünen Weiher
Nach dem Raube schießt der Hecht.

Bäume schlagen mit den Armen
Auf sich ein mit steter Hast,
Gleich als möchten sie erwarmen
Von dem Schauer, der sie faßt.

Doch vor all' den trüben Bildern
Weiß ich, daß ein Trost mir blieb:
Meine Trauer muß sich mildern,
Denk' ich an mein süßes Lieb.

Mitten aus verdorrten Ranken
Sproßt die Tanne maiengrün;
So durch meine Herbstgedanken
Dringt ihr Bild in stetem Blühn.

Gleit', o Fähre, still hinunter
Auf dem frostumhauchten Teich;
Auch im Leide bin ich munter,
Auch im Herbste frühlingsreich.

7. Waldsage.

Von einer Blume geht die Sage,
Die tief im Waldgesträuche sprießt;
Man hört geheime süße Klage,
Wann sie den jungen Kelch erschließt.

Und wer die Stimme hat vernommen,
Und wer die Blume hat erkannt,
Darf aus dem Walde nimmer kommen,
Ein Zauber hält ihn festgebannt.

Und wann zerfällt die Blumenkrone,
Klingt abermal der tiefe Laut,
Und sterben muß am süßen Tone,
Wer den geheimen Kelch erschaut.

Ich hab' die Blume jüngst gefunden,
Vernommen ihren ersten Gruß;
Ihr Zauber hält mich fest umwunden,
Daß ich im Walde bleiben muß.

So will ich stets die Blicke tauchen
In dich, mein Lieb, mein Blumenstern;
Und muß dein lezter Klang verhauchen,
So ruf' mich ab — ich folge gern.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

(Beschluß.)

Apologie der Petersburger Gesellschaft.

Doch nicht blos viel und gut gespielt, sondern auch viel und gut gesungen wird hier. Seit einer Reihe von Jahren besteht, außer verschiedenen kleinern Singvereinen, eine Singakademie unter Leitung unsers geschäzten Musikdirektors Behling. Ich würde dem Verfasser rathen, diesen oder ähnliche Vereine der Art zuweilen zu besuchen, unter andern die zweimal wöchentlich stattfindenden Singübungen der Hofsänger; vielleicht gelangt er dann doch zu der Ueberzeugung, daß es hier recht viele gute, ja herrliche, klangreiche Stimmen und geübte Sänger und Sängerinnen gibt. — Auch die liebenswürdigen Petersburgerinnen kommen in dem erwähnten Artikel schlecht weg. Sie sind höflich und kalt, gefallsüchtig, wie aller Orten, scheinen gutmüthig und mitleidig, sind es aber nicht, sprechen vortrefflich über Gefühl, Mitleid und Sittenlehre, und das ist Alles. — Wie es ferner den Petersburgern zum Vorwurf gemacht werden kann, daß sie gut und besser französisch sprechen, als die Bewohner Moskaus, ist schwer zu begreifen. Ganz wahr ist, daß es hier zum Bonton gehört, gut französisch zu sprechen, und das ist doch jedenfalls besser, als die seltsame, halb französische, halb russische Mundart, die sich in den Salons Moskaus gebildet haben soll. Wer eine Sprache, es sey, welche es wolle, spricht und sprechen will, der bemühe sich, sie in möglichster Vollkommenheit zu sprechen, und spricht der gebildete Petersburger so rein französisch, als der Pariser selbst, so ist das doch sicher kein Grund, ihn deßhalb zu tadeln. Ebenso sonderbar ist, was über einen Ball in Petersburg gesagt wird; es lautet folgendermaßen: „Ein Ball in Petersburg scheint von einem Comité geleitet zu werden, das aus einem französischen Balletmeister, einem chinesischen Ceremonienmeister, einem deutschen Ritter und einem italienischen Dekorateur zusammengesezt seyn muß. Alles ist an seinem bestimmten Orte, von Allem ist genug, von einer Sache sogar zu viel da, von der Langeweile. In Moskau tanzt man hingegen bisweilen gegen den Takt, manchmal sind die Instrumente verstimmt, manchmal Talglichter unter den Wachskerzen zu bemerken; die Dielen knarren unter den Füßen der Tänzer; nicht selten fließt bei einem reichen Souper der Champagner unnüzerweise in Strömen, und es ist zuweilen auf einem Balle mehr Lärm, als auf einem Dorfjahrmarkte; aber man vergnügt sich doch dabei, nicht aus Convenienz, sondern in Wahrheit." Um aus Vorstehendem einen ordentlichen Vers zu machen, müßte man freilich erst wissen, von welcher Art von Bällen in Petersburg und von welcher Art in Moskau eigentlich die Rede ist, da man in der Welt doch nur immer Dinge gleicher Art mit einander vergleichen kann. In Petersburg scheint der Verfasser von den großen, steifen Bällen der Haute-Société zu sprechen, die sich aller Orten gleichen, aber auch auf diese paßt solch grelles und höchst übertriebenes Gemälde keineswegs. Die Petersburger sind ein lustiges, munteres, vergnügungssüchtiges Völkchen; der Gebildete bleibt aber immer, auch bei der größten Lustigkeit und Fröhlichkeit, besonders in Gegenwart von Damen, in den Schranken des Anstandes, und ein Lärm und Scandal, wie er auf einem Dorfjahrmarkte wohl vorkommt, würde hier in guter Gesellschaft zu etwas Unerhörtem gehören. Ebenso wenig würde es sich ein hiesiger Ballgeber, versteht sich, in den höhern Ständen — denn nur von solchen spricht doch wohl der Verfasser — verzeihen können, wenn der Boden seines Tanzsaales unter den Füßen der Tänzer knarren und zittern und die Tanzenden in die geringste Gefahr bringen sollte. Sollte das wirklich so in Moskau seyn? Ja wohl, auf vielen Bällen gewiß, und dergleichen gibt es auch hier genug. In Petersburg wird sehr viel getanzt; ist im Winter eine Anzahl junger Leute beisammen, so ist der Ball auch gleich fertig; einer aus der Gesellschaft sezt sich ans Klavier und nun geht's munter fort, die halbe Nacht durch. Da es nun in Petersburg so viele Privatbälle und tanzende Thees gibt, so gibt es dagegen im Ganzen nur wenige öffentliche Bälle; jedoch fanden die seit einigen Jahren von Kaufleuten im Lokale des Kommerzklubbs arrangirten Subscriptionsbälle allgemeine Theilnahme; indeß suchte man vergebens dort die, nach dem erwähnten Artikel hier bei jedem Balle nothwendig erforderlichen Personen.

Doch nun genug, und vielleicht schon allzuviel davon. Mit dem Wunsche und in der Hoffnung, daß dem erwähnten Beobachter in dem bevorstehenden Winter mehr Gelegenheit geboten werde, die Petersburger von einer andern, bessern Seite kennen zu lernen, als in den ersten sechs Monaten seines hiesigen Aufenthalts, wollen wir ihn ungestört seinen fernern Beobachtungen überlassen, indem wir nochmals unser Bedauern zu erkennen geben, daß er bis jezt so unglücklich gewesen ist, nur in solche Cirkel zu kommen, wo er dergleichen traurige Erfahrungen gemacht hat, die ihn gegen die guten, gastfreundlichen, kunstliebenden und auf einer hohen Stufe der Bildung stehenden Bewohner der schönsten Stadt der Welt so eingenommen haben.

Auflösung der Geschlechts-Homonyme in Nr. 47:
Der Faust. Die Faust. Das Fäustchen.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 18 u. Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 5. Februar 1833.

Nachrichten über die alte Kölner Malerschule.

Stephan, der Meister des Dombildes.

(Fortsetzung.)

Eigen ist es, daß man in Köln selbst bis jetzt noch keine Nachricht über ihn gefunden hat. Die Stelle aus Albrecht Dürer's Tagebuch: „Item hab 2 Weiß. pf. von der Taffel aufzüsperren geben, die Meister Steffan zu Cöln gemacht hat“ ist, wie bekannt, auf den Maler des Dombildes bezogen worden,*) da dieses ehedem den Altar der Rathskapelle zierte und außer dem Gottesdienst verschlossen war. Dieser Ansicht beipflichtend, glaube ich folgende Stelle in Verbindung mit obiger bringen zu dürfen. Mathias Quaden von Kinkelbach in seiner: deutschen Nation Herrlichkeit. Cölln 1609. S. 429 berichtet nämlich: „Ich hab vor 10 Jahren bei einem Goldschmit gearbeitet, welcher ein alter Kunstreicher und wol dewanderter Mann gewesen, der erzalt uff ein Zeit wie er von kundtbaren Leuthen verstanden hette, Albrecht Dürer ist im Hinabziehen durch ein gewaltige und nahmhafte Statt kommen, welche dismal nicht zu nennen stehet, also ward ihm (vielleicht mehr aus Hofirung gegen Maximiliano, dann aus Liebe der Kunst) ein herliche und ausbundige schone Tafel gezeigt, und gefragt, was ihm davon daeuchte: kundte Albrecht Dürer kaum vor großer Verwundrung sein Gedunken davon aussprechen. Da sagten die Herren zu ihm: dieser Man ist allhie im Spital gestorben (heimlich dem Dürer ein Stich gebende, als was sie arme Fantasten sich mit Ihrer Kunst doch dunken ließen die so ein ärmliches Leben furen müssen). Ei, sprach Dürer, daß mögt ihr euch wohl berühmen, wird Euch ein feine Ehr sein nachzureden einen solchen Man, durch den Ihr einen ruhmlichen Nahmen hattet erwerben kunnen, also verächtlich und elendig hin zu weisen.“

Daß hier unter der gewaltigen, nahmhaften Stadt, welche Albrecht Dürer bei seinem Hinabziehen (nach den Niederlanden) besucht habe, wie ihm sein Meister, der Goldschmid in Köln berichtet, nur gerade diese Stadt Köln seyn könne, wird bei dem Umstande, daß Mathias Quaden von Kinkelbach sich dort aufhielt, höchst einleuchtend. Eben so, daß hier von der Tafel in der Rathskapelle die Rede ist, indem sie ihm durch die Herren gezeigt wurde. Dürfen wir nun als begründet annehmen, daß die dabei erzählte Nachricht sich auf unsern Meister Stephan bezieht, so gäbe uns diese einen Grund, warum er, in beschränkten Vermögensumständen lebend, nicht in den Rechnungsbüchern der Stadt erwähnt wird.

Folgende sind die mir bekannten Gemälde von dem Meister des Dombildes, oder wie wir annehmen, Meister Stephan.

1) Altar aus der Benedictiner-Abtei zu Heisterbach bei Bonn.

Von diesem Werke sind nur noch Fragmente bekannt, wozu nach einer Conjektur des Professors Mosler folgende Bilder gehören: die einzelnen in gemalten Tabernakeln stehenden Apostel mit dem heiligen Benedict und dem heiligen Bernhard, ehedem in der Boisserée'schen Sammlung, nun dem König von Bayern gehörig. Sodann aus dem Leben Christi: die Verkündigung und Christus auf dem Oelberge an demselben Orte, ferner zwei in dem Kölnischen Museum und zwei, welche verdorben wurden.

Nach der Combination desselben Forschers war es ein Altar mit Doppelflügeln. War er geschlossen, so zeigte sich auf dem einen Flügel die heilige Ursula mit ihren Jungfrauen und der heilige Gereon mit seinen Gefährten. Bei der ersten Eröffnung sah man auf vier großen Tafeln, jede in vier Abtheilungen, 16 Darstellungen aus dem Leben Christi, welche mit der Verkündigung anfingen und mit dem Tod der Maria endigten.

Bei der zweiten Oeffnung zeigte sich erst das Innere mit einem großen Mittelbilde, das nun verloren gegangen ist und wohl Christus und Maria darstellte. Auf den innern Flügelbildern befanden sich dann die

*) S. Kunstblatt vom 27. Januar 1823, worin Dr. J. F. Böhmer d. A. so viel mir bekannt, zuerst darauf aufmerksam gemacht hat.

noch erhaltenen Apostel und Heiligen-Gestalten in gemalten goldenen Tabernakeln stehend. Acht davon sind, immer zwei und zwei, durch Lithographien im Boisserée'schen Werke herausgekommen.

2) Das Altarbild mit Flügeln, gewöhnlich das Kölner Dombild genannt. Ehedem befand es sich in der Rathskapelle, jetzt ist es in der Kapelle, worin das Grab der Gräfin Irmengard von Zütphen, im Dom zu Köln. Dieses köstlichste Gemälde der Kölnischen Schule trägt die Jahrszahl 1410, wie wir nach den darauf befindlichen Zeichen mit Wallraf annehmen; auf jeden Fall stimmt diese Zeit ganz mit seiner Behandlungsweise überein. Bekanntlich stellt das Aeußere der geschlossenen Flügelbilder die Verkündigung vor. Das innere Hauptbild enthält die Anbetung der heiligen drei Könige (9′ breit 8½′ hoch) und die inneren Flügelbilder die Stadtpatronen St. Gereon und St. Ursula mit ihren Martyrgenossen. Da Friedrich von Schlegel dieses Gemälde ausführlich in der Europa II. 2. beschrieben hat, und auch Wallraf im Taschenbuch für Freunde altdeutscher Literatur und Kunst für 1816 einen längern Aufsatz darüber bekannt machte, so wird hier, um Wiederholungen zu vermeiden, nur auf diese Abhandlungen verwiesen. Die Lithographie davon, in 5 Blättern von August Foucaud und bei Gebr. Avanzo herausgekommen, giebt von der Composition einen anschaulichen Begriff; nicht so von der Tiefe und Kraft des Tons, der darin eben so bewundernswürdig ist, als der Reiz und die Harmonie der Färbung. Darin übertrifft dieses Temperabild alle übrigen die mir je vorgekommen und grenzt selbst an die Pracht der venetianischen Oelmalerei.

3) Das dritte große Altarblatt vom Meister Stephan befand sich ehedem in der Pfarrkirche zum heiligen Laurentius in Köln, wohin es nach dem darauf befindlichen Wappen, von der Familie Muschel Metternich gestiftet wurde. Jetzt sind die Theile dieses Altars an drei verschiedenen Orten. Das Haupt- und innere Mittelbild stellt das jüngste Gericht vor, und befindet sich in dem Städtischen Museum zu Köln. Christus auf Wolken thronend, hat zu seiner Rechten Maria und zu seiner Linken Johannes den Täufer. Kleine, blaugekleidete Engel mit den Passionsinstrumenten in den Händen umschweben ihn. Unten, rechts vom Heilande, ist die Pforte des Himmels; vor ihr stehen der Apostel Petrus und einige musicirende Engel. Die Schaar der Seligen geht ein. Auf der linken Seite ist die Hölle mit den Verdammten vorgestellt. Darin sieht man, wie auch bei den Seligen, Päpste, Kardinale, Bischöffe u. s. w. Dieses Bild, welches wohl das zuletzt entstandene von den bis jetzt erwähnten ist, zeichnet sich durch eine gutverstandene und nach dem Leben studirte Zeichnung der nackten Figuren aus; doch ist mehr Wahrheit darin, als daß man sie schön nennen dürfte; überhaupt giebt dieses Bild nicht den Begriff der Vortrefflichkeit unsers Meisters, als es bei dem Dombilde der Fall ist; denn er hatte hier nicht die Lieblichkeit der Maria mit ihrem göttlichen Kinde, nicht die ruhige Würde der anbetenden Könige, oder die jugendliche Fülle und Anmuth der heiligen Jungfrauen und der sie begleitenden Ritter darzustellen, sondern einen Gegenstand ganz verschiedener Art, wozu eine große Tiefe der Charakteristik und eine imposante Darstellungsweise erfordert werden. Diese Eigenschaften aber besaß Meister Stephan nur in geringerem Grade. Trotz einem sehr kräftigen Tone der Färbung darf daher dieses jüngste Gericht auch nicht entfernt mit dem Bilde in Danzig verglichen werden, das bei weniger Tiefe in der Färbung, gerade das Erhabene und tief Charakteristische in hohem Grade besitzt.

Die Seitenbilder stellen in zwölf Abtheilungen das Martyrthum der zwölf Apostel dar. Da auch hier unser Meister wenig Gelegenheit fand, seine vorzüglichen Eigenschaften zu zeigen, und er die bösen oder gemeinen Charaktere bis zur Caricatur verzerrte, so gewähren diese Darstellungen noch weniger Befriedigung als das Mittelbild. Aus der Sammlung Tosetti in Köln sind sie in die des Städel'schen Instituts zu Frankfurt a. M. gekommen. Die äußeren Flügelbilder zeigen immer zu drei zusammengestellt, sechs Heilige: St. Anton den Einsiedler; einen Papst (?); Maria Magdalena; die heilige Catharina, St. Hubertus und St. Quirin, und auf jedem Flügel einen dabei knieenden Donatar, beide in kleinerer Proportion. Der Tracht nach waren diese Männer des Hauses Muschel Metternich vermuthlich geistliche Beamte. (In der Lithographie von Strixner sind die Donataren weggelassen). Aus der Sammlung Boisserée kamen diese Bilder in den Besitz des Königs von Bayern.

4) Ein allerliebstes Madonnenbildchen vom Meister Stephan besitzt Herr von Herwegh in Köln. Maria mit holdseliger Miene sitzt, das Christkind im Schooße haltend, auf einer blumenreichen Wiese. Eine Laube mit Rosen, in den Farben der Reinheit und Liebe blühend, wölbt sich über sie, und hinter ihnen, an einer Rasenbank schauen anbetend mehrere kleine Engel herein; einige reichen dem Christkinde Aepfel und vorn sitzen noch zwei Engelchen zu jeder Seite und musiciren. Ueber dieser lieblichen Gruppe thront Gott Vater und sieht aus goldenen Wolken segnend herab; dabei schwebt die weiße Taube, das Symbol des heiligen Geistes. Zwei blau gekleidete Engelein, gleichsam um dem Beschauenden die Scene zu zeigen, halten einen goldenen, roth durchwirkten Vorhang zurück. Dieses Bildchen auf Goldgrund ist sehr zart ausgeführt, und in

den Einzelnheiten, wie z. B. der Krone auf dem Haupte der Maria und dem Schloß, welches ihren Mantel schließt, von großer Vollendung. Auch der Wiesengrund ist sehr schön behandelt und reich an Erdbeeren, Veilchen, Masliebchen u. dergl. m. Der Ton der Färbung ist klar und kräftig. Ohngefähr 1¾′ hoch und 1¼′ breit.

Außer diesen vier unbezweifelten Bildern des Dombildmeisters, giebt es besonders in Köln noch sehr viele aus seiner Schule oder von seinen Nachahmern, wie z. B. die Folge mit der Legende der heiligen Ursula in der Kirche dieses Namens. Sodann mehrere in dem Städtischen Museum und in den Sammlungen der Herren Lyversberg, Schmitz u. a. m.

Zwei sehr ausgezeichnete Bilder, welche in ihrer Behandlungsweise der des Meisters sehr nahe kommen, sind die im Berliner Museum Nr. 161 und 162, welche die Findung des Kreuzes und die Anbetung der Könige darstellen.

Ein schönes Bild ist die Krönung Mariä, aus der Boisserée'schen Sammlung, wovon im Kunstblatt vom 19. März 1824 ein Bericht und eine Abbildung mitgetheilt wurde. Von Strixner ist unser Bild lithographirt.

Vorzüglich ist noch ein Bild aus der Schule in der Gallerie zu Darmstadt. Es stellt die Darbringung im Tempel vor und hat folgende Inschrift:

Jhsu Maria geit vns loen
Mit dem Rechverdig Symeo
der heltv (Heiligthum) ich hy zeigen schoen
1447.

Hier muß auch noch ein Miniaturbild erwähnt werden, welches acht weibliche Heilige vorstellt und in der Behandlungsart ganz mit der des Dombildmeisters übereinstimmt. Sowohl in Anordnung, als in der Feinheit der Bewegungen gehört diese Miniatur zum Schönsten was ich in dieser Art kenne. In der Ausführung ist sie ziemlich leicht, aber sehr zierlich und geistreich behandelt. Sie ist im Besitz des Herrn Dr. Kery in Köln.

Der Meister der Passion bei Herrn Stadtrath Lyversberg in Köln, auch Israel von Mekenen genannt.

Nach dem was Bartsch in seinem Peintre graveur VI. p. 192 über Israel von Mecken oder Meckenen berichtet, wäre anzunehmen, daß es einen ältern Maler dieses Namens und einen jüngern Kupferstecher, der sich auch Goldschmied, zu Bocholt wohnend, unterzeichnete, gegeben hat. Da aber die Stelle in Jacob Wimpheling's Epitome rerum Germ. Cap. LXVII., wo er sagt „die Bilder (icones) von Israel dem Deutschen sind in ganz Europa sehr gesucht und von den Malern sehr geschätzt" noch keinen hinlänglichen Beweis giebt, daß dieser Meister Gemälde verfertigte, sondern unter icones auch Kupferstiche können verstanden werden, so bleibt es überhaupt noch zweifelhaft, ob es einen Maler des Namens Israel gegeben hat. Nach obiger Stelle waren die „icones" Israel des Deutschen, von den Malern besonders geschätzt; daraus wird es nun viel glaublicher, daß von Kupferstichen die Rede ist, indem die Maler, auch abgesehen von der Farbe, die das Publikum mehr anzieht, bildliche Darstellungen, die wie Zeichnungen behandelt sind, mehr zu schätzen wissen.

Zur Unterstützung dieser Ansicht verdient noch beachtet zu werden, daß bei der Aufschrift des Porträts eines Israel mit seiner Frau, von Israel von Meckenen gestochen, dieser nicht angegeben hat, daß jener ein Maler sey, wie er doch bei dem seinigen sich als Goldschmied bezeichnete.

Mathias Quaden von Kinkelbach, welcher in Köln lebte, wußte zum wenigsten nichts von einem Maler Israel, sondern nachdem er in seinem Werke: Teutscher Nation Herrlichkeit, Cölln 1609. S. 426. einen F. van Bocholt als den ältesten Kupferstecher bezeichnet, läßt er darauf „Israel von Meckenich, aus der Eiffel bürdig" folgen, der kunstvolle Platten geschnitten habe; daß er aber auch Maler gewesen, erwähnt er mit keinem Wort, obwohl er dieses gleich darauf bei Martin Schöngauer (den er Martin Stock nennt) ausdrücklich bemerkt.

Carl van Mander, ein Zeitgenosse von Quaden, ist wohl der einzige unter den alten Schriftstellern, welcher den „Israel von Mentz" mit einigen andern deutschen Künstlern, als einen Meister erwähnt, der Kupferstecher und Maler zugleich gewesen sey. Doch gesteht er selbst, daß er keine Gemälde von ihm gesehen habe und über die ältern deutschen Künstler keine Nachrichten besitze.

Unter den Kupferstichen von Israel von Meckenen kenne ich nur einen mit einer Jahrszahl; es ist das Blatt der unbefleckten Jungfrau, mit: Israel v. M. Ao. 1502. gezeichnet.

Jahrszahlen auf Gemälden, welche man dem Israel von Meckenen zuschreibt, kenne ich zwei: 1465 steht auf dem Altarblatt in der Kirche zu Linz am Rhein. (Auf dem Topf, worin die Lilie, steht ADER. I. ATVT. was mir keine Bedeutung zu haben scheint). Die andere Jahrszahl ist von 1488 an der Kreuzabnahme in der ehemaligen Wallraffischen Sammlung, jetzt dem Städtischen Museum in Köln. — Diese Jahrszahlen (1465 bis 1502 stehen zwar nicht so sehr auseinander, daß sie nicht leicht die Zeit der Thätigkeit eines Menschenlebens umfassen könnten, doch lassen folgende Gründe vermuthen, daß der Meister der Passion bei Lyversberg nicht dieselbe Person, wie der Goldschmied und Kupferstecher Israel von Meckenen ist.

Erstens hat dieser seinen Namen oft auf seine Stiche gesetzt, während man davon kein Beispiel auf den Gemälden die man ihm zuschreibt, findet. Unerklärlich erscheint dieses aber, wenn diese verschiedenen Werke von demselben Meister herrühren sollten. Zweitens ist das mit 1488 bezeichnete Bild, welches als ein Epitaph-Gemälde des in diesem Jahre verstorbenen Herrn de Monte (du Mont?) verfertigt wurde, bei aller Schönheit, doch nicht so kräftig behandelt, wie die Passion bei Lyversberg und andere Bilder des Meisters; so daß es mir die abnehmenden Kräfte des Alters zu verrathen scheint. In dieser Annahme bestärken mich die zwei Flügelbilder, welche unser Gemälde begleiten und von einem Schüler oder Nachahmer unsres Meisters in den Jahren 1494 und 1508 ausgeführt wurden, wie die darauf befindlichen Jahrszahlen es angeben. Darf man nun auch nach den Darstellungen der Bilder annehmen, daß sie gleichfalls Epitaphgemälde von zwei später verstorbenen Verwandten des de Monte sind, welches sie als ein Andenken neben dem des Vorausgegangenen stifteten, so scheint es doch sehr natürlich, daß, hätte der alte Meister noch gelebt, man ihm den Auftrag dazu auch gegeben haben würde. Ich nehme daher an, daß unser Meister vor 1494 starb, oder doch aus Altersschwäche unfähig war, seine Kunst ferner auszuüben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Hochaltar im Münster zu Breisach.

(Beschluß.)

Zum Schluß noch ein paar Worte über einen achtzehnjährigen Jüngling aus Breisach, Gervas Krezmaier, von dem ich das verflossene Spätjahr ein Gemälde in Gouache auf Papier erwarb, das, mit seiner Unterschrift etwas über 18 Zoll neubadisches Maaß lang, und 13 Zoll breit, diesen Hochaltar sammt dem ganzen Chor darstellt. Zu bedauern ist, daß der unberathene Jüngling es nicht zur letzten Kunstausstellung nach Carlsruhe sandte; es hätte nicht verfehlen können, die Aufmerksamkeit edler Kunstfreunde auf sich zu ziehen. Mit so viel Fleiß und dabei mit so viel Talent und Geschmack ist es gearbeitet, daß sogar Kenner, die es auf meiner Durchreise durch Freiburg und hier bei mir sahen, sich darüber verwunderten, zumal wenn sie hörten, es habe der Maler desselben nie von Jemanden weder im Zeichnen noch im Malen Unterricht empfangen, und in dürftigen Verhältnissen ohne alle Unterstützung sich von selbst zu solchen Leistungen emporgearbeitet. Die Treue der Darstellung kann nur der bemessen, der den Altar selbst genau kennt. Sie läßt aber nichts zu wünschen übrig. Ich wette zum Beispiel, nicht ein einziges Blatt des sehr in einander verschlungenen Laubwerks ist dem Auge des Jünglings entgangen. Er arbeitete aber auch mit solcher Liebe daran, daß er fast zwei volle Monate nur mit der Aufnahme in der Kirche zubrachte. Auch die Perspective des Ganzen, und insbesondere des Gewölbes, ist zum Verwundern wohl gelungen. Und wie nett ist das Schnitzwerk der Chorstühle, des Chorsitzes, und der Altar-Aufsätze! Wie ausdrucksvoll die Köpfe der Figuren? Wie lebendig und durchsichtig die Farben? Nicht möglich ist es z. B., ein niedlicheres Gebilde von dem Umfang zu liefern, als der Kopf der Maria ist. Die eigene liebenswürdige Anspruchlosigkeit des Malers glaubt man darin zu lesen. Unverkennbar zeigt sich in Darstellung der Figuren des Jünglings Beruf zur Historienmalerei, die er auch schon durch die Kühnheit des Gedankens, wie immer die Ausführung seyn mag, an den Tag legte, sich in diesem Alter und ohne vorherigen Besuch einer Schule an ein zehn bis zwölf Fuß hohes Altargemälde, von eigener Composition, zu wagen. Was bei einem andern dreiste Unverschämtheit wäre, verräth bei diesem Charakter wahren Künstlerberuf: für welchen sich zu bilden aber das jetzige Breisach, seine schöne Natur und die Erinnerungen an die Vorzeit abgerechnet, durchaus der Ort nicht ist. Das Altargemälde hängt, wenn ich nicht irre, schon ein ganzes Jahr im Münster zu Breisach, die obengenannten Schutzpatronen der Stadt darstellend, mit dem Münster im Hintergrund einer Landschaft, und die Madonna von Engeln, lauter Porträten Breisacher Kinder, umgeben, oder ihnen schwebend. Auch hat Krezmaier schon mehrere gelungene Porträte, und erst unlängst zwei getroffene Ansichten von Breisach geliefert, und letztere lithographiren lassen, um von dem Erlöse sich und seine ganz mittellosen Angehörigen ernähren zu helfen. Sein Vater ist nämlich ein Maurer, der vom täglichen Erwerb seiner Hand sich und die Seinigen erhält. Möchten dem Jüngling diese Versuche in so Verschiedenartigem, zu denen ihn das liebe Brod nöthigt, nur nicht in seiner Bildung hinderlich seyn, damit er nicht etwa in Manchem etwas und im Ganzen nichts Gediegenes leiste, was ohnehin unvermeidlich ist, wenn er nicht bald einer Kunstschule anvertraut wird. Sehr zu wünschen wäre demnach, unsere hohe Regierung, die in neuerer Zeit schon manches emporstrebende Kunsttalent unterstützt hat, möchte auch diesen hoffnungsvollen und überaus anspruchlosen und gesitteten Jüngling ihrer Aufmerksamkeit würdigen und ihm Mittel zum Besuche einer Kunstschule, etwa der Münchner, verschaffen, damit der, welcher unter guter Leitung ein Meister seines Faches zu werden verspricht, nicht etwa durch die Macht trauriger Verhältnisse darnieder gedrückt, zum Anstreicher herabsinke. —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 12.

Kunst-Blatt.

Samstag, 9. Februar 1833.

Nachrichten über die alte Kölner Malerschule.

Der Meister der Passion des Herrn Stadtrath Lyversberg in Köln, auch Israel von Meckenen genannt.

(Fortsetzung.)

Endlich geht aus den vielen Gemälden unsers Meisters, welche sich in Köln und der Umgegend befanden und zum Theil noch befinden, und aus der zahlreichen Schule, die er hier gründete, unzweifelhaft hervor, daß er sich in dieser Stadt hauptsächlich aufhielt und nicht in Bocholt, wie Israel von Meckenen auf seinen Stichen von sich angiebt. *)

Diese Angaben, so ungenügend sie an und für sich sind, scheinen jedoch hinreichend, um zu zeigen, wie unerwiesen es ist, daß es einen Maler Israel von Meckenen gegeben habe, selbst wenn man den Israel den deutschen, des Wimpfeling, für einen Maler nehmen und das Porträt des Israel mit seiner Frau, für dessen Bildniß halten wollte. Keinen einzigen Beweis aber habe ich finden können, wodurch die Behauptung unterstützt würde, daß der Maler der Passion bei Lyversberg Israel geheissen habe, oder gar der Israel von Meckenen sey.

Die Gemälde des Meisters der Passion sind bei Herrn Lyversberg noch meist auf Goldgrund gemalt und schließen sich in dieser Hinsicht, so wie in der Art der Färbung, die lebhaft, kräftig und klar ist, an die alte Schule an. Im Allgemeinen aber ist in ihnen der Einfluß der van Eyck'schen Schule sehr überwiegend. Nicht nur sind sie in Oel gemalt, sondern auch die Behandlungsweise und viele Stellungen sind der Art und Weise dieser Schule entnommen. Dabei findet man in ihnen die Charakteristik in einem hohen Grade ausgebildet. Unser Meister ging in diesem Bestreben aber, gleich seinen Vorgängern, öfters zu weit, wenn er niedere Charaktere darstellte, wie z. B. in den Verfolgern Christi. Darf man ihm nun auch nicht absprechen, daß er edle Charaktere eben so bestimmt und würdig darzustellen wußte, so haben sie doch nicht die bedeutende Haltung, wie man sie in den plastischer gehaltenen Werken der altkölnischen Schule findet, noch die hohe Würde und den Adel in der Bildung, wie wir ihn in einzelnen Meistern der gleichzeitigen niederländischen und westphälischen Schule bewundern. Am meisten vermisse ich in ihm jenen Liebreiz, welcher nicht nur einige seiner Zeitgenossen, sondern in hohem Grade den Kölner Meistern Wilhelm und Stephan eigen ist.

Unter seinen zahlreichen Schülern ahmten die meisten seine Fehler nach, ohne sich zu seinen Vorzügen erheben zu können oder eigenthümlich zu entwickeln. Nur wenige kommen ihm nahe, die meisten sind in jeder Hinsicht viel schwächer.

Werke unsers Meisters haben sich, wie schon gesagt, mehrere erhalten. Diejenigen, welche sich in den Gallerien zu Wien und München befinden, sind unter dem Namen von Israel von Mechlen aufzusuchen. Der Katalog des Berliner Museums von Dr. Waagen giebt mehrere und nur als vom Meister der Lyversberger Passion herrührend, richtig an. Einige aus der Boisserée'schen Sammlung sind in dem lithographischen Werke bekannt gemacht und über die in der Moritzkapelle zu Nürnberg giebt das Kunstblatt vom 8. October 1829 Auskunft. Hier sollen nur die erwähnt werden, welche ich am Rhein kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

1) Vorzüglich schön ist die Folge von acht Bildern der Leidensgeschichte bei Herrn Stadtrath Lyversberg in Köln. Sie bildeten die inneren Seiten zweier Flügel, welche wohl kein Mittelbild hatten, sondern ein Schnitzwerk in Holz bedeckten. Die äusseren Seiten enthielten die Anbetung der Könige. Wo diese hingekommen, ist mir unbekannt, eben so wenig weiß ich, in welcher Kirche sich dieser Altar ursprünglich befand. Alles, was im All-

*) Ich hatte keine Gelegenheit, Stiche des Israel von Meckenen neben den Gemälden des Meisters der Passion bei Lyversberg zu vergleichen, sonst würde ich auch hieraus ein Resultat haben ziehen können. So viel ich aber aus der Erinnerung sagen darf, so scheint mir ein merklicher Unterschied zwischen der Art der Kupferstiche und den Gemälden statt zu finden, obgleich sie denselben Schul-Charakter tragen.

gemeinen von den Werken unſers Meiſters geſagt worden iſt, gilt auch insbeſondere bei dieſen Gemälden der Lyversberger Sammlung. Folgendes ſind die Darſtellungen: 1) das Abendmahl; 2) die Gefangennehmung; 3) Chriſtus vor Pilatus; 4) Chriſti Dornenkrönung. Ueber der Thüre, wo Chriſtus bei Pilatus iſt, ſtehen die Buchſtaben A. S. R. T. und dabei ein Wappen mit drei dem Hebräiſchen nachgebildeten Zeichen; ich kann daraus nichts anderes entziffern, als daß dadurch ſoll angegeben werden, daß die dargeſtellte Begebenheit unter der Regierung von Kaiſer Tiberius ſich ereignete. 5) Die Kreuztragung. 6) Die Kreuzigung. Die Kreuzabnahme. 8) Die Auferſtehung.

2) Das Gemälde mit Flügelbildern, urſprünglich in der Kirche zum heiligen Andreas in Köln, nun im Städtiſchen Muſeum, iſt ſchon erwähnt worden, hier eine nähere Angabe davon.

Mittelbild: Chriſtus vom Kreuze genommen, wird von Joſeph von Arimathia und Nicodemus getragen, während Maria und Johannes ſie trauernd begleiten. Links ſteht St. Andreas mit dem vor ihm knieenden Donatar, und rechts St. Mathias. Es hat die Jahrszahl 1488. Auch dieſes Bild iſt ſehr ſchön, doch nicht ganz ſo kräftig wie die bei Herrn Lyversberg: es verräth die abnehmenden Kräfte des Alters.

Das Flügelbild links enthält die Figur des Apoſtels Andreas mit einem knieenden Canonicus, dem Donatar. Es iſt mit der Jahrszahl 1491 gezeichnet.

Das Flügelbild rechts ſtellt den Apoſtel Philippus vor und einen knieenden Canonicus. Es iſt vom Jahr 1508. Beide letztere Flügelbilder ſind, wie ſchon erwähnt, von einem Schüler oder Nachahmer des Meiſters.

3) Herr Zanoli in Köln beſitzt noch zwei ſchöne Bilder unſers Meiſters. Das eine zeigt uns die ſtehende Maria mit dem Chriſtkind auf dem Arm; links neben ihr ſteht die heilige Urſula, einen Bären führend, und rechts die heilige Catharina. Das zweite Bild iſt das der Heimſuchung in einer Landſchaft. Dieſe iſt ſehr zart behandelt, und die Kräuter ſehr wahr und ſchön gezeichnet.

4) In der Kapelle Hardenrath in St. Maria im Capitol zu Köln iſt eine Glasmalerei, welche, der Zeichnungsart- und Entſtehungszeit nach, dem Meiſter der Paſſion in der Lyversbergiſchen Sammlung muß zugeſchrieben werden. Der größere, mittlere Theil des Erkerfenſters enthält die Kreuzigung Chriſti. Neben in den ſchmalen Fenſtern iſt auf der einen Seite Chriſtus mit der Samariterin am Brunnen dargeſtellt, und auf der andern, wie Chriſtus einen Kranken heilt. Zu bedauern iſt, daß dieſes ſehr ſchöne, farbig gemalte und braun ſchattirte Fenſter ſo ſehr gelitten hat, daß man das Fehlende mit fremdartigen Glasſtücken erſetzte; da dieſes nun nicht mit gehöriger Wahl geſchah, ſo machen dieſe ſtörende Ergänzungen eine ſehr unangenehme Wirkung. Auch die Wände dieſer Kapelle ſind zum Theil von unſerem Meiſter ausgemalt. Das obere Bild ſtellt die Verklärung vor, und darüber ſtehen ſieben einzelne Heilige. Noch tiefer ſind, grau in grau gemalt, mehrere halbe Figuren der Kirchenväter. Links iſt der Stifter mit ſeinem Sohne, beide knieend und ganz klein dargeſtellt und auf der Seitenwand ein St. Georg und St. Martin, auch ganz klein. Noch eine Darſtellung im Kleinen iſt ein ſpielender Organiſt mit mehreren ſingenden Chorknaben. Dieſe Darſtellung bezieht ſich auf eine durch Johann von Hardenrath im Jahr 1464 geſtiftete bedeutende Muſikſchule, welche ſonſt alle Tage hier eine Meſſe mit Muſik begleitete. Die Malereien ſind nach einer Inſchrift vom Jahr 1466. Doch wurden ſie 1757 durch einen Maler Schmitz beim Herſtellen ſtark übermalt, ſo daß wenig mehr vom Urſprünglichen zu ſehen iſt.

5) Von dem Altarblatt zu Linz vom Jahr 1463 war ſchon die Rede. Ein anderes befindet ſich ſchon in der ſchönen Kirche zu Siuſig, und ein drittes ſah ich in Coblenz in der Behauſung des Herrn Profeſſors Görres. Es iſt ein Altarblatt aus der Kirche des Hoſpitals für alte Prieſter zu Cus, welches der Cardinal Nicolaus von Cus dahin geſtiftet hatte. Es ſtellt die Kreuzigung Chriſti vor; eine ſehr reiche Compoſition mit Figuren von ⅓ Lebensgröße.

Werke der Schüler findet man in Köln und der Gegend ſehr viele; auch in der ehemaligen Boiſſerée'ſchen Sammlung und im Muſeum zu Berlin ſind ihrer mehrere; da ſie ſich aber nicht durch etwas Beſonderes auszeichnen, ſo ſind ſie hier billig zu übergehen.

Meiſter Chriſtoph.

Herr Fochem, Pfarrer zu St. Urſula in Köln, iſt der erſte, welcher von dieſem Meiſter folgende Nachricht ertheilt: *)

„Ich habe gefunden, daß die zwei Gemälde bei Stadtrath Herrn Jak. Lyversberg: Chriſtus am Kreuze und der heilige Thomas (beide Flügelbilder) und folglich das große Flügelbild bei den Herren Boiſſerée, St. Bartholommäus genannt, ſo wie jenes des hieſigen Arztes Herrn Kerp (ein kleines Madonnenbild) nicht von Lucas von Leyden ſeyn können, denn nach der Ausſage der in Latein geſchriebenen Genealogie der ehemaligen Kölniſchen Carthaus Fo. 140 hat der Dr. der Rechtsgelahrtheit Peter Rink (oder Brink) das erſte Bild (Chriſtus am Kreuze) im Jahr 1501 und das zweite noch früher

*) S. Rheinblüthen, Beilage zum Kölniſchen Correſpondenten vom 9. Januar und 21. März 1831.

der Kölnischen Carthause geschenkt. Lucas von Leyden, nach van Mander, Sandrart u. A. war damals aber erst sieben Jahr alt."

„Die Nachricht über das andere Bild lautet wie folgt:"

„Picta est hoc anno 1471 Tabula Altaris S. S. Angelorum a Magistro Christophoro. Analecta ad conscribendum chronicon Domus S. Barbara V. et M. intra Coloniam Agrippam, compilate ab adum vbbi Padre ac Dno Michaele Moerkens presbytero ac dictae domus Seniore etc. Das Buch ist in 4. und geht vom Jahr 1334 bis 1449."

Es steht zu erwarten, daß es Herrn Pfarrer Fochem noch glücken wird, einige weitere Nachrichten über unsern Meister zu finden, oder es ihm doch beliebe, das Gefundene seinem ganzen Inhalt nach mitzutheilen, indem besonders die erstere Nachricht nicht genügend mitgetheilt erscheint; auch geht in Köln die Sage, daß zu dem darin erwähnten Bilde noch bis zum Jahre 1521 Beiträge gegeben worden seyen.

In wie weit nun aber diese Nachrichten auf die Gemälde in der Lyversberger Sammlung dürfen bezogen werden, dieses ist nach der gegebenen Mittheilung nicht zu bestimmen. Erstere ist zu unvollständig mitgetheilt, so daß es zweifelhaft bleibt, ob in der Urkunde der Meister und das Gemälde bezeichnend erwähnt sind; und bei letzterer vom Jahr 1471 müßte bewiesen werden, daß die „Tabula Altaris S. S. Angelorum" auch dieselbige mit dem Apostel Thomas bei Herrn Lyversberg ist. Mir ist dieses, nach der Behandlungsart des Gemäldes zu urtheilen, sehr unwahrscheinlich, denn diese trägt ganz den Charakter aus dem Anfang des 16ten Jahrhunderts und hat selbst etwas der holländischen Schule sehr nahe stehendes. Daß die Bilder dieses Meisters aber dem Lucas von Leyden sind zugeschrieben worden, darüber erhoben sich schon vielfache Zweifel. Auch mir scheint es unglaublich, nach andern in England befindlichen Bildern, die von Lucas von Leyden seyn sollen *) und die ganz mit dem Charakter seiner Kupferstiche übereinstimmen.

Folgendes sind die Gegenstände der beiden Bilder in der Lyversberger Sammlung.

1) Das Mittelbild stellt die Kreuzigung Christi vor. Dabei ist St. Hieronymus. Der linke Flügel enthält die Figuren des Apostels Philippus, Johannes des Täufers und der heiligen Cäcilia; das Flügelbild rechts den heiligen Alexius und die heilige Agnes.

2) Christus mit dem ungläubigen Thomas. Oben Gott Vater von Cherubim und kleinen Engeln umgeben. Links St. Helena und St. Hieronymus und rechts Maria Magdalena und ein Bischof. Im Flügelbilde links: der heilige Hippolyt und St. Afra; in dem zur rechten: die Jungfrau Maria und Johannes der Evangelist. Dieses Bild hat ein Familienwappen.

3) Das Bildchen von demselben Meister bei Herrn Dr. Kerp in Köln stellt die heilige Jungfrau sitzend dar, indem sie in dem Schooße ein Buch hält und in der linken Hand zwei Rosen, sie hat ein hellgraues Gewand an und eine große, reichverzierte Krone auf dem Haupte. Das Christkind sitzt ihr zur Rechten auf der Wiese. Der Hintergrund ist vergoldet. Dieses liebliche Bildchen hat leider sehr gelitten.

Was die Gemälde unsers Meisters ganz besonders auszeichnet, ist der Schmelz der Farben, welcher durch häufiges Lasiren bewirkt ist. Die Verhältnisse der Figuren sind etwas kurz. Die Extremitäten öfters stark; es fehlt daher seinen Gestalten die Grazie der Zeichnung. Die Charaktere sind meist sprechend, zuweilen selbst bedeutend. In den Verzierungen fällt er in's Ueberladene, was besonders bei dem Schmuck seiner weiblichen Heiligen in dem Gemälde mit dem Apostel Bartholomäus, aus der Boisserée'schen Sammlung, sehr auffallend ist. Strixner hat letzteres Gemälde schön lithographirt.

Ich kann diese Abhandlung, welche „Meister Christoph" zur Ueberschrift hat, nicht schließen, ohne die Vermuthung zu äußern, ob der unterm Jahr 1471 erwähnte Meister Christophoro nicht jener Peter Christophoro ist, welchen Vasari Meister Pietro Crista nennt und welcher der van Eyck'schen Schule angehört? Zwei Gemälde mit Unterschriften haben sich von ihm erhalten: das eine besitzt der Banquier Herr Oppenheim in Köln. Es stellt den heiligen Eligius vor, welcher als Goldschmied einem Brautpaar einen Trauring verkauft. Dieses Bild hat leider sehr gelitten, so auch die Inschrift, welche nach der Herstellung folgendermaßen lautet;

cpc (pet[r]) me fecit a° 1449.

Mit noch einem Monogramm:

Das zweite Bild befindet sich im Berliner Museum, stellt das Porträt eines Mädchens aus der Familie Talbot vor und hatte auf dem Rahmen folgende Aufschrift: Opus Petri Christophori.

So im Finstern hin- und herfühlend könnte man auch noch einer andern Vermuthung Raum geben, nämlich ob der von Herrn Pfarrer Fochem erwähnte Meister Christophoro vielleicht der Meister der Lyversberger Passion seyn dürfte? Der Zeit nach würde es zum wenigsten zutreffen.

*) S. deren Beschreibung in meiner Kunstreise durch England und Belgien, die nächstens erscheinen wird.

Der Meister der gemalten Fenster im Kölner Dom.

Weltberühmt sind die prachtvollen fünf großen Fenster auf der nördlichen Seite des Doms in Köln. Sie tragen die Jahreszahlen 1508 und 1509, und zeigen als Donatare den Erzbischof Hermann von Hessen, der Friedfertige genannt, welcher im Jahr 1508 starb; sodann den Erzbischof Philipp, gebornen Grafen zu Daun, mit seinen sechszehn Ahnen. Auch die Wappen der Stadt Köln, des Domkapitels und einiger vornehmen Häuser bezeugen ihren Antheil an der Ausführung dieses Werkes. Wie aber der Meister dieser prachtvollen Glasmalereien geheißen, oder ob mehrere ausgezeichnete Künstler daran Antheil hatten, darüber schweigen die Nachrichten. Doch machte mich Herr de Noel aufmerksam, welche große Uebereinstimmung in der Darstellungsweise mehrerer Gemälde im städtischen Museum mit den Glasfenstern des Doms haben, so daß es höchst wahrscheinlich wird, daß sie von demselben Meister herrühren. Auf dieselbe Weise sind in ihnen die Gewänder viel gebrochen; die Fleischfarbe etwas röthlich. Selbst der Mangel an Colorit, oder der zarten Uebergänge der Farben und der Rundung der Formen, scheint dafür zu sprechen, indem diese Theile der Malerkunst bei der Glasmalerei jener Zeit auch in Anwendung gebracht wurden.

Die Gemälde, welche wir meinen, sind das große Bild des h. Sebastian, nach dem mit Pfeilen geschossen wird, nebst den beiden Flügelbildern, mit Darstellungen aus seiner Geschichte. In der einen kniet ein Weib vor ihm, der von zwei Männern im Kerker bewacht wird. In dem rechts ist die Geißelung des Heiligen vorgestellt. Die Flügel auf den äußeren Seiten zeigen links: die stehende Maria mit dem Christkinde; dabei St. Rosa und St. Agnes. Rechts; den h. Antonius, St. Rochus und noch einen heiligen Fürsten. Die Zeichnung an den Figuren auf diesen äußeren Theilen ist schöner, als die an den inneren.

Noch ein Gemälde derselben Sammlung und welches demselben Meister angehören dürfte, ist eine St. Anna mit der Maria und dem Christkinde; dabei sind noch die andern Marien und h. Frauen mit ihren Kindern, den nachmaligen Aposteln, nebst der h. Katharina. Im Hintergrunde ist die Darbringung im Tempel und der Tod der Maria dargestellt. Auf den Flügeln sind mehrere Heilige und die knieenden Donatare, viele Männer und Frauen. Die Carnation in diesem Bilde ist nicht so roth, als im vorhergehenden, und die Färbung überhaupt kräftiger.

* * *

Einige Nachrichten über die niederdeutsche Malerschule in Westphalen.

Daß die alte Malerschule Westphalens in ihrer frühern Richtung der Kölner sehr verwandt war, und selbst als ein Nebenzweig derselben dürfte betrachtet werden, daß sie sich aber zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eigenthümlich ausbildete, vielleicht auch einigen Einfluß der holländischen und oberdeutschen Schulen erlitt, davon hatte ich auf meiner letzten Reise Gelegenheit mich zu überzeugen.

Sehr angenehm wurde ich durch die Ansicht mehrerer Gemälde, im Besitz des Herrn Regierungsraths Krieger in Aachen, überrascht, welche der alt-westphälischen Schule angehören und zum Theil von der größten Schönheit, alle aber um so mehr von hohem Interesse für die Kunstgeschichte Deutschlands sind, als Werke dieser ausgezeichneten Schule von großer Seltenheit zu seyn scheinen. Ich zum wenigsten war sehr erstaunt hier mit einer Kunstschule bekannt zu werden, von deren Vortrefflichkeit ich bis dahin nicht die geringste Ahnung hatte.

Von der größten Auszeichnung sind einige Bruchstücke des großen Hauptaltars aus der Klosterkirche zu Liesborn, bei Münster in Westphalen. Das Mittelbild stellte Christus am Kreuze vor, zwei Engel fangen das Blut seiner Wunden in Kelchen auf. Unten zu der einen Seite stehen am Kreuze die Mutter des Herrn, der heilige Cosmas und der heilige Damian, letztere zwei Jünglinge von außerordentlicher Schönheit. Auf der andern Seite steht der Evangelist Johannes, die heilige Scholastica und der heilige Bernhard. Der Ausdruck einer sanften, himmlischen Begeisterung ist bei dem letztern wahrhaft überirdisch zu nennen; dabei sind alle Köpfe von eigenthümlicher Schönheit in den Formen und von großem Liebreiz. Die Figuren haben etwa zwei Drittel Lebensgröße. Der Grund ist ganz vergoldet und die Scheine mit den Namen der Heiligen eingedrückt.

(Der Beschluß folgt.)

Kunsthändlern und Künstlern.

Besitzern **gestochener**, noch brauchbare Abdrücke gebender **Stahl-** und **Kupferplatten** jeden **Formats**, von guten ältern oder neuern Meistern, welche dieselben zu **veräussern** wünschen, können wir, auf Einsendung frischer Abdrücke, nach welchen die jetzige **Beschaffenheit** der Platten zu beurtheilen ist, Käufer zu angemessenen Preisen nachweisen.

Das bibliographische Institut in Hildburghausen und New-York.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 13.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 12. Februar 1833.

Altdeutsche Baukunst.

Der St. Stephans-Dom in Wien und seine alten Denkmale der Kunst. In 48 von Wilder gezeichneten und radirten und 2 von Hyrtl gestochenen Kupferplatten herausgegeben und in künstlerischer Hinsicht beschrieben von Franz Tschischka, Archivar und Registratur-Direktor der K. K. Haupt- und Residenzstadt Wien. Wien 1832. kl. Fol. Velinpapier 7 Thlr. 12 Gr. (In Leipzig in Commission bei Scharschmidt und Volkmar).

Unstreitig sind für die Kunst und ihre Geschichte keine Unternehmungen förderlicher und ersprießlicher, als solche, welche sich nicht in leeren und hohlen Exklamationen über die Schönheit und Herrlichkeit eines Kunstwerks verbreiten, sondern es sich zum Ziele setzen, dasselbe nach allen Seiten zu durchforschen und zu durchdringen, ohne dabei einem kleinlichen und ermüdenden Pedantismus zu huldigen. Zu den würdigsten Gegenständen für diese Kunstforschung aber gehören die Kirchen und Münster, diese erhabenen Denkmale des religiösen Geistes, den unsere Vorfahren, in diesen Riesenunternehmungen auszusprechen sich gedrungen fühlten, über welche Lastalier in den diesem Werke als Einleitung vorgesetzten Strophen so begeistert singt:

> Gemessen nach dem hohen Gedanken, den
> Sich unserer Ahnen Seele von Gott gedacht,
> Sprichst du durch kühne Menschenarbeit
> Laut den Unendlichen aus und stehst Ihm!

Erst unseren Tagen gehört das Verdienst, diesen Baudenkmalen wieder die gebührende Anerkennung verschafft und Liebe und Forschungsgeist auf dieselben gelenkt zu haben: denn über die Münster zu Köln, Freiburg und Straßburg ist von Boisserée, Moller und Schreiber in jeder Hinsicht Preiswürdiges geleistet worden; und nur der vierte Zweig in diesem herrlichen Kleeblatte, entbehrte bisher noch einer mit Geschmack und historischem Forschungsgeiste abgefaßten Beschreibung, der St. Stephans-Dom in Wien, dieses herrliche Denkmal deutscher Baukunst, auf welches mit Recht alle Oestreicher mit Stolz und Liebe blicken, wie es in seinen großen, gewaltigen und doch so zierlichen Massen kühn zum Himmel hinanstrebt, alle trüben Geschicke seines Vaterlands und der mächtigen, um einen Fuß gelagerten Stadt siegreich bestanden, alle glücklichen Ereignisse derselben in stolzer Hoheit und Würde erschaut hat. Denn des Pater Tilmez Beschreibung ist schwer zu erlangen und Ogessers Beschreibung ist theils ungründlich, theils durch ihre Weitschweifigkeit und zu breite Behandlung des Unerheblichen höchst langweilig und ermüdend: beide aber dem gegenwärtigen Standpunkte der historischen Forschung durchaus unangemessen. Das Werk, welches wir hiermit der Theilnahme des Publikums empfehlen, hilft daher einem lange gefühlten Bedürfnisse auf eine sehr erfreuliche Art ab, und verbreitet durch die gründliche Forschung in den Quellen, worunter der Verfasser mit Recht die große Anzahl von städtischen Kirchenmeister-, Ober- und Unterkammeramts-Rechnungen als die wichtigsten mitzählt, über die Geschichte sowohl des Baues des Domes selbst als über seine einzelnen Kunstdenkmale in vieler Hinsicht ein neues Licht.

Der Verfasser hat sein Werk in drei Abschnitte getheilt. Der erste enthält die eigentliche Baugeschichte des Domes, der zweite die Beschreibung des Baues der Kirche und der letzte die Geschichte und Beschreibung ihrer alten Kunstdenkmale. Indem wir den wesentlichsten Inhalt dieser Abschnitte und das in ihnen enthaltene Neue in der Kürze mittheilen, hoffen wir die Kunstfreunde und Geschichtsforscher um so dringender zur näheren Einsicht des schönen und in typographischer Hinsicht lobenswerth ausgestatteten Werkes einzuladen.

Bereits vor dem Jahre 1141 wurde von Oestreichs erstem Herzoge Heinrich II., den Kennern der östreichischen Geschichte durch den Beinamen Jasomirgott, seiner Lieblingsbetheurung, bekannt, der Grund außer den Ringmauern der damals noch kleinen Stadt Wien zu dem Gotteshause gelegt, das durch spätere Anbaue

und Vergrößerungen endlich zu dem Riesendome anwuchs, dessen Pracht wir gegenwärtig erblicken. Nach einem in dem Baumeisterarchive zu Wien, der vormaligen großen Steinhütte zu St. Stephan, befindlichen, auf 2 hölzernen Tafeln geschriebenen, Verzeichnisse der Bauherren und Steinmetzen, welche zu Wien von den ältesten Zeiten bis gegenwärtig wichtige Gebäude aufführten, was mit dem Jahre 719 beginnt und den Namen der Meister zugleich ihre Monogramme beifügt (ein Theil der Kunstgeschichte, welcher bisher noch sehr wenig angebaut worden ist) durch die in den Jahren 1627 und 1641 damit vorgenommenen Veränderungen und Ergänzungen aber leider sehr an seinem geschichtlichen Werth verloren hat, war der erste Werkmeister des Baues Octavian Falkner aus Cracau, welcher den Bau mit solcher Betriebsamkeit leitete, daß die Kirche bereits im Jahr 1147 eingeweiht und dem Märtyrer Stephan gewidmet werden konnte. Die Emporkirche mit den beiden vorderen Thürmen, welche damals die westlichen Ecken des Gebäudes bildeten, sind die einzigen Ueberbleibsel seines Werkes und wahrscheinlich wurde der Dom von ihm in der Gegend, wo jetzt die großen Thürme stehen, mit einem halbrunden Chor geschlossen. Diese ursprüngliche Gestalt behielt jedoch die Kirche nur bis zu den Jahren 1258 und 1275, wo sie durch Feuersbrünste großen Schaden erlitt und bei ihrer von dem Kirchspiele mit Beihülfe König Ottokar's von Böhmen erfolgten Wiederherstellung beträchtlich erhöht wurde. Noch bedeutendere Veränderungen derselben nahm Albrecht II. vor, indem er nicht allein der an der Westseite der Kirche, zur Linken von dem Ritter Ulrich von Tirna und seiner Ehegenossin gestifteten Kreuzkapelle, zur Rechten die Eilgiuskapelle anfügen, sondern die Westseite selbst beträchtlich erhöhen und die Unterkirche ihrer Breite nach bis zu den jetzigen Hauptmauern erweitern, auch einen Chor erbauen ließ, welcher wahrscheinlich die Breite des Mittelschiffs hatte und bis an den gegenwärtigen Hochaltar reichte, dessen Einweihung 1340 statt fand. Allein erst unter seinem Nachfolger Rudolph IV., der Stifter genannt, erhielt der Dom seine gegenwärtige Gestalt: denn dieser erste Erzherzog vollendete nicht nur den schon von seinem Vater angefangenen Bau des untern Kirchentheils mit gänzlicher Schließung der Gewölbe und Aufsetzung des hohen Daches, sondern begann auch durch Abbrechung des Albertinischen Chors einen neuen erweiternden Bau an diesem Theile des Gebäudes, zu dem er am 3. April 1359 den ersten Grundstein legte: gleichzeitig wurde aber auch von ihm die Gründung der beiden hohen und schönen Thürme begonnen, welche noch gegenwärtig ihm ein unvergängliches Andenken sichern.

Ueber den Genius, welcher diesen herrlichsten Theil des Bauwerkes geschaffen, sind die Meinungen stets sehr verschieden gewesen: alle früheren Beschreibungen des Domes legen demselben den Namen Georg Hauser bei, eine Ansicht, welche der leider für die Kunstgeschichte zu früh dahingegangene Aloys Primisser auf eine sehr überzeugende Weise in einem in Hormayr's Geschicke und Denkwürdigkeiten Wien's, Jahrgang II. Band I. S. 115 und ff. enthaltenen Aufsatze bekämpft hat, und zu welcher die in dem Wiener Stadtarchive befindlichen, auf Pergament sehr sauber gezeichneten, sechs Risse Veranlassung gaben, welche jedoch sämmtlich im Jahr 1312 von dem Kirchenbaumeister Gregor Hauser aus Veranlassung einer nothwendigen Ausbesserung der Thürme gezeichnet worden sind. Nach des Herrn Verfassers Meinung war es Meister Wenzla, ein armer aber reichbegabter Meister aus Kloster Neuburg an der Donau. Da an der Hauptseite der Kirche, welche die Form eines lateinischen Kreuzes bildet, bereits die beiden von Falkner erbauten Thürme sich befanden, so sollten nach des Baumeisters Wenzla Plane die beiden neuen größeren Thürme sich über die Vorsprünge des Kreuzes erheben, allein leider war es dem trefflichen Meister nicht vergönnt, die Vollendung des Baues zu erblicken. Bei seinem im Jahr 1404 erfolgten Tode war, ohnerachtet der Beihülfe, welche ihm sein wackerer Schüler und Nachfolger, Meister Peter von Brachawitz, in den Tagen der zunehmenden Alterschwachheit geleistet hatte, der Thurm der Mittagsseite erst auf zwei Drittel in die Höhe gediehen. Letzterer setzte zwar den Bau bis 1429 mit unermüdetem Eifer fort; allein erst seinem großen Gehülfen, dem Palier Hans Buchsbaum, war es vorbehalten, nachdem der Bau 74 Jahre gedauert, am vierten Tage nach Michaelis 1433 die Spitze des Thurmes der Mittagsseite zu krönen. Ihm vindicirt der Verfasser auch das bekannte, bisher dem Anton Pilgram beigelegte steinerne Bildniß an der Kanzel und unter dem Schlußpfeiler des Orgelchors, indem er aus der Chronologie sehr kundig beweist, daß dem Pilgram nur ein sehr kleiner und viel späterer Antheil an dem Baue des zweiten unausgebaut gebliebenen Thurmes gebühre. Die übrigen Beweise für seine historischen Angaben hat der Verfasser aus den von dem Magistrate zu Wien aufbewahrten, für die Geschichte des Baues allerdings sehr wichtigen Kirchenmeister-Rechnungen entnommen, deren sich aus der Zeit des Thurmbaues noch 9 vorfinden: die älteste derselben ist von 1404 und hebt also an:

> Hie is vermerkt das Ausgeben das Ich Hans der Moosprunner, die Zeit Kirchenmeister und verweß des Paws all hayligen Tumkirche daz sand Stephan zu Wien getan hab von alln Renten, die der Kirche gevallen sind und hab angehebt, da man zelt 1400 Jar nach Christi Geburt dar-

nach in dem vyrten Jar am nächsten Sampztag nach dem heiligen Weihnachttag von erst in die Stainhütten geben alle Woche ꝛc.

Wenzla kommt in dieser zuletzt am Samstag nach Jacobi dem Apostel 1404 vor, und daß dieß sein Todesjahr gewesen, beweist der Umstand, daß zu seinem Gedächtnisse in der nächsten Woche darauf ein feierliches Seelenamt gehalten wurde, am Sonntage derselben aber bereits Meister Peter von Brachawitz als Werkmeister aufgeführt ist. In der Woche Estomihi verschwindet Peter plötzlich aus den Rechnungen und am Sonntag Invocavit ist bereits Hans als Werkmeister aufgeführt, der schon sehr jung bei dem Baue gebraucht worden zu seyn scheint, indem er schon 1415 unter dem Namen Hensel der Jung oder Hänslein von Wurmitz Steinzierrathen zum Baue geliefert und aus der Hüttenkasse bezahlt erhalten hat. Sodann kommt er bis zur Uebernahme des Baues als Palier vor. Sein Zuname ist zwar in den Rechnungen nirgends verzeichnet; die Combination aber, daß es jener Hans Buchsbaum sey, welcher in Urkunden des Archives der Stadt Wien von 1446, 1450 und 1454 ausdrücklich als Baumeister zu St. Stephan genannt wird, erhält dadurch Gewißheit, daß derselbe sich in einem Reverse selbst Hans Puchspaumb der Wurmitzer nennt, während Anton Pilegramb von Brünn in den Steinmetztafeln nur als Baumeister bei der Ausführung des unausgebaut gebliebenen Thurmes genannt wird. Zu wünschen wäre hierbei, daß der Herr Verfasser den obengenannten Revers seinem Werke hätte beidrucken lassen und über den Beinamen, der Wurmitzer, einige Forschungen mitgetheilt hätte, da uns als ähnlich klingende Orte nur Würmla, 5 Stunden von Wien, Würm im Neckarkreise in Schwaben und einige Orte Würbitz in Schlesien bekannt sind. Ein besonderes Licht über das Baumaterial selbst gibt eine Verordnung Friedrichs III. um die Zeit des beginnenden Thurmbaues, wodurch Jedermann angewiesen wurde, den in diesem Jahre gewachsenen ungenießbaren Wein, sofern er ihn nicht trinken wollte, auf den Friedhof von St. Stephan zu bringen, damit man den Kalk damit löschen, und den Bau um so haltbarer machen könnte; ein Material, was im verflossenen Jahre die Gegenden von Grüneberg, Meißen und Naumburg wohl auch hatten in reichlichem Maaße liefern können.

Von Buchsbaum wurde auch der von Rudolph angefangene und allein noch unvollendet gebliebene Bau des obern Kirchentheils fortgesetzt und der fernere Bau des zweiten Thurms besorgt. Nach seinem im Jahr 1454 erfolgten Tode übernahmen Leonhard Steinhauer, Lorenz Pfenning von Dresden und Seifried König von Constanz; mit dem Beginne des sechszehnten Jahrhunderts aber George Khlaig von Erfurt und Anton Pilgram von Brünn den Bau, welcher bei der bedeutenden Erhöhung des Arbeitslohnes und den geringen Hülfsquellen, welche dem Baue aus frommen Vermächtnissen und landesherrlichen Zuschüssen zuflossen (letztere betrugen nur wöchentlich 4 Pfund Pfenninge) überhaupt nur sehr langsam von Statten ging, bis man sich endlich im Jahe 1516, wo erst Georg Hauser Baumeister war, genöthigt sah, den Bau gänzlich aufzugeben, und sich späterhin mit Zudeckung des unvollendeten Thurmes zu begnügen.

Dieses Schicksal eines zweiten nur halbvollendeten Thurmes theilt sonach der Stephansdom mit den meisten großen Münstern, deren Ausbau und Vollendung ebenfalls an der späteren Lauigkeit und Armuth der Zeit, an Geist wie an Mitteln, scheiterte. Seitdem hat er seine jetzige Gestalt unverändert behalten, jedoch durch die im Jahre 1792 erfolgte Wegräumung aller denselben entstellenden kleinen Gebäude, welche die vordere Seite desselben verhüllten, sehr gewonnen; eine Verbesserung, welche er dem Hochsinne des gegenwärtigen edeln Kaisers Franz verdankt, welcher bei seiner Rückkehr von der Krönung als römischer Kaiser die üblichen Ehrenpforten verbot, und die dafür bestimmte Summe der Enthüllung dieses ehrwürdigsten Triumphbogens widmete.

(Der Beschluß folgt.)

Einige Nachrichten über die niederdeutsche Malerschule in Westphalen.

(Beschluß.)

Herr Krüger besitzt aus der in mehrere Stücke gesägten Altartafel den Kopf des Heilandes, der dem alten byzantinischen Typus nachgebildet ist, und den obern Theil der sechs am Kreuze stehenden Figuren.

Die Flügelbilder enthielten acht Darstellungen aus dem Leben Christi. Auch von diesen sind bei Herrn K. zwei ganze Bilder: die Verkündigung und die Darbringung im Tempel. Sodann noch ein Bruchstück der Anbetung der Könige. Diese etwa 3′ hohen Bilder sind sehr gut ausgeführt und die Nachahmung des Wirklichen ist oft mit vielem Glück behandelt, zwar nicht mit jener täuschenden Wahrheit, wie bei Johann van Eyck und seinen bessern Nachfolgern, vielmehr ist in der Richtung unsers Meisters etwas Ideales, dem Fra Angelico da Fiesole in der Innigkeit und frommer Milde nahe verwandt; im Liebreiz und in der Schönheit der Formen möchte ich ihn am liebsten mit Gentile da Fabriano vergleichen. Doch ist unser Meister ganz deutsch. In der Behandlungsweise der Carnation hat er viel Aehnlichkeit mit der des Wallraffischen Madonnenbildes oder der heiligen Veronica der ehemaligen

Boisserée'schen Sammlung, beide von Meister Wilhelm. Nicht als wolle ich damit sagen, daß er dessen Schüler könne gewesen seyn, er fällt vielmehr, wie wir sehen werden, in eine spätere Zeit. Allein es ist nur wahrscheinlich, daß diese westphälische Schule sich als ein Zweig aus der alt-Kölner Malerschule des Meisters Wilhelm entfaltet hat, und dabei dessen Art und Weise treuer und zu höherer Vollendung ausbildete, als es in Köln der Fall war. In dem Faltenwurf ist unser Liesborner Meister einfach und groß; in der Färbung klar und zart; der Ton hat selbst noch etwas von der Temperamalerei, obgleich die Bilder mit Oelfarben vollendet sind, es scheint, daß seine Ausführungsweise, wie bei den Italienern des 15ten Jahrhunderts, noch beiden Malarten angehört. In der Zeichnung ist er viel schöner, edler als der Dombildmeister und seine Figuren haben gute Verhältnisse.

Nach den von Herrn Dr. Troß in Hamm angestellten Untersuchungen, fand sich in einer alten Liesborner handschriftlichen Chronik die Nachricht: daß im Jahr 1465 der Abt Heinrich den Chor mit dem Hauptaltar nebst vier andern Altären einweihen ließ. Diese Altäre, heißt es weiter, schmückte er durch eingesetzte Gemälde kostbar aus, welche (Gemälde) so an Gold und Farbenpracht sich auszeichnen, daß dem Künstler, nach Plinius Urtheil bei den Griechen, mit Recht der Rang des ersten Meisters gebührte.

Wer nun dieser hochgepriesene Meister war, wie sein Name? darüber schweigen die Nachrichten. Immerhin ist es angenehm, zu wissen, zu welcher Zeit diese Gemälde sind verfertigt worden. Wir wollen hoffen, daß die weitere Forschungen des Herrn Dr. Troß, im Verein mit Herrn Regierungsrath Krüger, der mir obige Nachricht mitzutheilen die Güte hatte, auf weitere und befriedigendere Resultate führen.

Noch eine Folge von 7 Bildern eines andern, wohl gleichzeitigen Meisters der westphälischen Schule besitzt Herr K. Das eine stellt die Krönung Mariä vor, die sechs anderen, Vorstellungen aus der Leidensgeschichte. Obgleich auch diese Bilder vieles Schöne enthalten, so kommen sie doch ersteren nicht gleich; weder in der Tiefe und Milde der Charaktere, noch in der Schönheit der Formen.

Eine weit reichere Sammlung von Gemälden der alt-westphälischen Schule besitzt, wie ich gehört, Herr Regierungsrath Barthels in Preußisch Minden. Sie kommen meist aus den Klöstern Liesborn und Marienfeld. Vielleicht befinden sich bei ihm auch solche der späteren Zeit, wo der Einfluß der niederländischen Schule in dem Grade bemerkbar ist, als in der Kölnischen in den Werken vom Meister der Lyversberger Passion. Daß ein solcher Einfluß bis auf einen gewissen Grad statt gefunden, beweisen die Gemälde des Meisters Jarenus aus der Schule von Soest, in dem Museum zu Berlin und in der Sammlung des Grafen von Pembroke und Montgomery in seinem Landsitze Wiltonhouse. Letzteres ist ein kleines Bild und stellt Christus vom Kreuz abgenommen vor, wie er von den heiligen Frauen beweint wird; dabei stehen Joseph von Arimathia, Johannes und andere Männer. Einer derselben hält eine Tafel mit der bis jetzt ungekannten Inschrift:

Im Grunde des Bildes sieht man das Grab und rechts in der Ferne den Calvarienberg. Es ist sehr schön und vollendet in der Ausführung. Dort wird es dem Albrecht Dürer zugeschrieben.

Das große Gemälde mit Flügeln desselben Meisters, jedoch ohne Inschrift, im Berliner Museum, stellt im Mittelbild die Kreuzigung Christi dar, und enthält noch außerdem viele andere Vorstellungen von der Gefangennehmung an, bis zur Grablegung und Niederfahrt in den Limbus. Auf Goldgrund. Es ist in der dritten Abtheilung mit Nr. 173 gezeichnet.

Die beiden Seitenbilder sind jedes in vier Abtheilungen getheilt. Das eine enthält die Verkündigung, die Geburt Christi, die Anbetung der Könige und die Darstellung im Tempel.

Das andere, die Auferstehung Christi, die Himmelfahrt, die Ausgießung des heiligen Geistes und das jüngste Gericht. Sie sind mit Nr. 185 und 184 gezeichnet.

Bei diesen ärmlichen Notizen über eine ausgezeichnete, bis jetzt fast ungekannte Schule, wodurch sich ein neues Feld in der Kunstgeschichte Deutschlands aufschließt, wäre es sehr erfreulich, wenn noch mehrere Werke der westphälischen Maler an's Licht gezogen und so viel als möglich historische Nachrichten darüber bekannt gemacht würden. Ich kann daher gegenwärtige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, hier den Wunsch öffentlich zu wiederholen, daß die obengenannten Kunstfreunde doch recht bald das Publikum mit ihren Forschungen über die westphälische Schule und anderen Entdeckungen in der deutschen Kunstgeschichte erfreuen möchten. Sicher würden ihnen alle andern Kunstfreunde dafür eben so sehr zu Dank verbunden seyn, als sie durch solche neue Beleuchtungen zu weitern Untersuchungen Veranlassung geben und andere Entdeckungen befördern würden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 14.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 14. Februar 1833.

Altdeutsche Baukunst.

Der St. Stephans-Dom in Wien und seine alten Denkmale der Kunst ꝛc.

(Beschluß.)

Die in der Form eines lateinischen Kreuzes von lauter Quadersteinen erbaute Kirche ist eines der großartigsten Baudenkmale des Mittelalters. Von ihrer Größe und Erhabenheit kann man sich am besten daraus einen Begriff machen, daß zu dem Dache derselben allein 2900 Hauptstämme verwendet wurden, und sie 31 große, bis an das Gewölbe reichende, Fenster zwischen Strebepfeilern enthält. Die Stirnseite der Kirche liegt gegen Westen, und wird hier von den beiden sogenannten Hinterthürmen eingeschlossen; eine Benennung, welche schon in den frühesten Urkunden von Wien vorkommt und vielleicht auf frühere heidnische, an der Stelle befindlich gewesene Bauwerke hindeutet. Diese durchaus von Quadersteinen erbauten Thürme haben, wie ihre achtgiebeligen, mit Pflanzenknorren verzierten, Steindächer eine achteckige Gestalt, sind in vier Geschosse abgetheilt und bekunden ihr Alterthum, da sie das einzige sind, was von dem ursprünglich von Jasomirgott errichteten Gebäude unbeschädigt dem großen Brande von 1258 entging, durch ihre Aehnlichkeit mit den Thürmen der Kirche zu Freiburg an der Unstrut, den östlichen Thürmen des Naumburger Domes und besonders mit denen der in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts entstandenen Kirche zu Gelnhausen. Nur die sehr zierlichen Gallerieen, jede auf sechzehn Tragsteinen ruhend, und die schönen Blumenknospen auf den Spitzen gehören einer späteren Zeit an.

Ausserdem ist an diesem ältesten Theile der Kirche unstreitig das Interessanteste, das sogenannte Riesenthor, welches den neugriechischen Styl als vorherrschend erkennen läßt. Die vordere sich allmählig enger schliessende Oeffnung seiner Halle wird von einem Spitzbogen bedeckt, welcher an jeder Seite von sieben Säulen getragen wird, über deren blätterförmige Knäufe sich gedrückte Halbbogen ausdehnen, welche, wie die Säulenschäfte, theils mit Gitterwerk, theils wie Blumenstängel verziert sind. Besonders reich aber und mannichfaltig mit Löwen, geflügelten und anderen seltsamen Gestalten, auch ironischen oder Spottfiguren geschmückt, z. B. einem Kinde mit einer Kapuze, ist die über die Säulenknäufe sich hinziehende Leiste, über welcher sich wieder sechszehn männliche Brustbilder erheben, unter denen die zwölf Apostel und das große Mittelbild, der Heiland in segnender Stellung zwischen zwei Engeln sitzend, durch ihre durchaus gediegene aber uralte Steinmetzenarbeit sich vorzüglich auszeichnen. Die Halle dieses Thores bildet eine besondere Vorlage, mit wunderlichen Zierarbeiten in Stein, Löwen und Löwenbändigern einem knieenden Juden, einem Jüngling, welcher sich einen Dorn aus dem Fuße zieht, geflügelten Phantasiegestalten u. s. w. auf's heiterste und mannichfachste ausgeschmückt.

Von höherer Schönheit aber sind die beiden langen Seiten der Kirche, namentlich die gegen Süden gelegene, in deren Mitte sich, wie der Verfasser mit Recht sagt, der weit berühmte hohe Thurm wie im Triumphe emporschwingt. Man hält ihn für den stärksten in ganz Europa, und es ist ihm an Schönheit nur der Straßburger, an Höhe aber der zu Landshut zu vergleichen. Ausserdem tragen die schönen Eingangshallen, so wie besonders die Pracht der inneren in die Kirche selbst führenden Pforten, nicht wenig dazu bei, das Interesse des Kunstfreundes für diese Seite der Kirche ganz besonders in Anspruch zu nehmen. Vorzüglich reich ausgestattet, hauptsächlich auch in dem Thürbogen, ist die dem Bischofshofe zunächst gelegene Pforte, in zwei Abtheilungen mit 10 Statuen heiliger Frauen geschmückt, welche sämmtlich unter sehr kunstreich gearbeiteten Dächlein stehen. An sie schließen sich auf beiden Seiten die Statuen Rudolphs des Vierten und seiner Gemahlin Catharina, beide mit ihren Wappenträgern, an. Die andere Pforte, das Sängerchor, ist fast gleich ausgestattet; nur schmücken die Zwischenräume der Thürbogen-Einfassung lauter männliche Heilige, entweder als Bezeichnung des Eingangs für jedes Geschlecht, oder um auf eine sehr sinnige Weise die Verherrlichung beider Geschlechter durch die Religion und ihre gleiche Berechtigung zu den

Wohlthaten der Kirche anzudeuten. Den Beschluß machen abermals Rudolph IV. und seine Gemahlin.

Die Thürme selbst stehen im Kreuze der Kirche und hinter ihnen erhebt sich der hohe Chor. Der südliche fertig gewordene Thurm ist sowohl durch die Schönheit und Zierlichkeit seiner einzelnen Theile als die Uebereinstimmung und Harmonie, welche der ganze Bau mit seinen zahllosen Spitzsäulen und Thürmchen in sich schließt, dem vollsten und reinsten musikalischen Accorde zu vergleichen. Er ist bis zur Spitze von Quadersteinen gebaut; seine schwere Masse jedoch auf eine höchst kunstreiche Weise durch das allmählige und unmerkliche Abnehmen seiner Verhältnisse fast ganz dem Auge des Beschauers entrückt.

Ueber den dreifachen äußeren Bogen seines Einganges erheben sich zwei nebeneinanderstehende Fenster; über dieselben schwingt sich ein großer schöner dreieckiger Giebel empor und bedeckt zum Theil das erste, bei fünfzig Fuß hohe, Glockenfenster. Höher hinauf zeigen sich zwei Giebel, zwischen welchen das zweite bis zur Uhr reichende Fenster sich emporhebt. Von der Uhr oberwärts theilt sich der Stamm des Thurmes von der Spitze ab, welcher hier mit einem freien, von zwölf hohen freistehenden Thürmen geschützten Gange umgeben ist. Der obere Theil desselben ist eine achtseitige gestutzte Spitzsäule, die aus wachsenden, mittelst ovaler Bogen verbundenen Schenkeln gebildet ist. Sie ergänzt sich dreimal, und an ihren Kanten sieht man über drei Fuß breite Pflanzenknorren durch gewaltige in der Mitte der Pyramidenachse sich kreuzende Eisenstangen befestigt. Ein doppelter Adler, über welchen sich ein Kreuz erhebt, die irdische Majestät der himmlischen unterordnend, krönt des Thurmes Spitze, in dessen Inneres man durch zwei Aufgänge gelangt. Bis zur Höhe des Kirchendaches führen 555 steinerne Stufen. Höher hinauf leiten hölzerne Stiegen und Leitern. In der Höhe des Kirchendachs beträgt die Mauerdicke bei 2 Klaftern, und der ganze Durchmesser acht Klafter, wodurch sich ein Verhältniß des letztern zur ersteren wie 4 zu 1 ergibt: in diesen Verhältnissen aber liegen gewiß noch viele Geheimnisse der damaligen Baukunst verborgen, deren Entdeckung jedoch wohl nur dann zu erwarten ist, wenn günstigere Zeiten es gestatten, ähnliche Bauten wieder in's Leben zu rufen. Der Thurm neigt sich merklich nordwärts und die Abweichung der Spitze von der verticalen Lage beträgt genau 3 Schuh 1¼ Zoll, nach den Messungen, welche die Artillerie-Lieutenants Maschner und Pilsak im Jahr 1810 auf höheren Befehl unternahmen. Der unausgebaute Thurm hat im Ganzen mit dem ausgebauten im Grund und Aufriß dieselbe Einrichtung, so wie in der Eingangshalle, nur daß der Baumeister, gleichsam als hätte er geahnet, daß dieser Theil seines Werkes unvollendet bleiben würde, dem trauernden Werke zum Troste noch reicheren Schmuck an Bögen und durchbrochenen Baldachinen verliehen hat.

Gleich hinter diesen beiden Thürmen beginnt der hohe Chor, aus einem Hauptchor und zwei Nebenchören bestehend, deren jeder wieder seine besondere Vorlage hat; der erstere ist fünfseitig gebildet und mit eben so viel Fenstern versehen, während den Nebenchören nur zwei Fenster zugetheilt sind. Sein Gewölbe wird von sechs freistehenden herrlichen in zwei Reihen stehenden Pfeilern getragen, welche die mit dem Hauptchore gleich breiten Nebenchöre von demselben absondern, leider, jedoch einer freien Ansicht durch das im Jahr 1647 errichtete kaiserliche Oratorium und den gegenüber angebrachten Musikchor entbehren, wobei sich dann unwillkührlich der Wunsch aufdringt, daß bald eine Zeit kommen möchte, wo unsere herrlichen Baudenkmale, mit Hintenansetzung aller kleinlichen und engherzigen Rücksichten von allen das Ebenmaaß und den Eindruck störenden Familienkapellen, Musikchören und Einbauen wieder befreit dastehen, und den großartigen Anblick gewähren, welchen die Gründer derselben bezweckten. Der Schmuck der Pfeiler ist nicht so reich, wie in dem Schiffe und sein einfaches Kreuzgewölbe ist an den Schlußsteinen blos mitden Zeichen der Evangelisten geziert.

Das 19 Klafter 2 Fuß breite Schiff der Unterkirche wird von zwölf Pfeilern getragen, welche durch die Kraft und Großartigkeit, mit welcher sie zu dem mächtigen, gleich einem zweiten Himmel ausgespannten Gewölbe emporsteigen, einem Walde herrlicher Riesenpalmen zu vergleichen, den Sinn des Beschauers gefangen nehmen. Nächst ihrer eigenen Schönheit besteht ihr vorzüglichster Schmuck in den sechs Steinbildchen, welche einen jeden derselben umgeben, da sie stets dem Schiffe, so wie den Seitengängen zugewendet, und das mittelste stets etwas höher gestellt, alle mit durchbrochenen, bewundernswürdig sauber und zierlich gearbeiteten, oben in einer Spitze sich endenden Baldachinen versehen sind, so leicht und frei, als wären sie aus dem fügsamsten Stoffe gemacht. Die Statuen stellen Heilige der römischen Kirche dar.

Zu den schönsten Capellen des Domes, welche ihre alterthümliche Gestalt noch in ihrer vollen Reinheit bewahrt haben, gehört die Eligius-Capelle, deren Beschreibung wir bei dem Verfasser nachzulesen bitten.

Höchst ergreifend ist der Anblick von dem über den oberen Bogen des Riesenthores befindlichen großen Musikchor, von wo aus man den großartigsten Ueberblick dieses majestätischen Bauwerkes gewinnt.

Zu den ausgezeichneten alten Kunstdenkmalen im Dome gehören die Kanzel und der Orgelfuß, beide mit des Baumeisters Bilde, der Taufstein, die Chorstühle,

Glasmalereien, und an Grabmälern die des Herzogs Rudolph IV. und seiner Gemahlin Catharina, des Kaisers Friedrich III., des Dichters Protucius Celtes, des Geschichtschreibers Caspinian, das Hutstokker'sche, das des Riemer Siegenfelder und das Grabmal des lustigen Rathes Fuchs.

Die Kanzel ist unstreitig eines der schönsten Bauwerke dieser Art, da sie bis auf die obere Bedachung ganz von Sandstein und doch so fein und zierlich gearbeitet ist, daß sie dem geschicktesten Holzkünstler zur Ehre gereichen würde. Die Brüstung über das Pult derselben überragt den eigentlichen Pfeiler und bildet für diese wieder eine mit Bogen und Spitzen reich und zierlich ausgestattete Bedachung. An demselben stehen in Nischen die vier Kirchenväter, über deren Häupter wieder ein mit bewundernswürdiger Sauberkeit und Reichthum ausgearbeiteter Kranz von Spitzen und Bogen sich windet. In den Gesichtszügen und der Haltung dieser Kirchenväter ist das Leben mit einer solchen Wahrheit und Lebendigkeit erfaßt, daß man den Meißel und sein unbehülfliches Material vergißt und lebende Personen vor sich zu haben glaubt. Sie ist ein Werk der sechs Steinmetzen Andreas Grabner, Conrad von Heinperg, Peter von Nürnberg, Georg Achmüllner, Johann Pehen und Hans von Waetzheim, der Antheil eines jeden an dem Werke jedoch nicht anzugeben. Das Treppengebäude ist ganz mit gothischen durchbrochenen Rosen geschmückt, die abwechselnd aus dem Dreieck und Viereck gebildet sind und sich leicht wie ein Band um die Treppe schlingen. Auf die Handgrissfläche haben die Meister eine ununterbrochene Kette von heraufkriechenden Eidechsen und Fröschen gesetzt, was man für eine ironische Anspielung auf die ehemalige Geistlichkeit ansehen möchte. Ganz diesem schönen und zierlichen Baue entspricht die obere Bedachung, welche ein auf einem feinen durchbrochenen Kranze stehendes Thürmchen bildet, welches sich oben in einem Kreuze endigt und durch seine durchbrochenen Zierrathen einen so leichten Charakter erhält, daß es fast wie eine Lichterscheinung über dem Haupte des Redners schwebt.

Das neben dem Kanzelfuße angebrachte, aus dem Fenster schauende Bildniß des Baumeisters der Kirche in halber Figur ist nicht ganz von der Vollendung, als das an dem in Laub- und Bogenverzierungen höchst kunstreich gearbeiteten Orgelchore, was den Meister in vorgerücktem Alter, mit dem Hammer und Winkelmaaß in der Hand, über der Schnürweste mit einem faltenreichen Gewande bekleidet, darstellt, und durch die Lebendigkeit des Ausdrucks und die Feinheit und Breite des Faltenwurfs den besten Zeiten der Kunst angehört.

Die Chorstühle, besonders der architectonische Theil der 11 Fuß 7 Zoll hohen Hinterwand gehören zu den kunstreichsten Schnitzarbeiten der damaligen Zeit, und dürften in dieser Großartigkeit und Erhabenheit in Deutschland nicht ihres gleichen haben; sie enden sämmtlin Spitzbögen von solcher Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit, daß keiner dem andern ähnlich ist, und man daher dem Verfasser es sehr danken muß, daß er uns dieß von allen früheren Beschreibern des Domes nicht beachtete Kunstwerk so ausführlich beschrieben und demselben neun Kupfertafeln gewidmet hat.

Das größte Meisterwerk des Domes aber ist der von dem berühmten Strasburger Bildhauer Nicolaus Lerch um 1467 noch bei des Kaisers Lebzeiten begonnene, aber erst im Jahre 1518 unter Mitwirkung vieler andern Künstler vollendete Sarkophag Kaiser Friedrich III., indem Lerch bereits 1493 in einem Jahre mit dem Kaiser mit Tode abging. Er und sein Nachfolger Maximilian I. sollen dafür die für jene Zeiten höchst bedeutende Summe von 40,000 Dukaten bezahlt haben. Aus roth- und weißadrigem Salzburger Marmor gehauen, ruht er auf einem Piedestal, und ist von einem durchbrochenen Geländer umgeben, welches mit kleinen Säulen und Statuen gezierte Portale vorstellt. Innerhalb dieses Gebäudes ruht der Sarg auf einem von 20 kunstreich gearbeiteten Rundbögen eingeschlossenen Fußgestelle, deren in Felder abgetheilte Zwischenräume der Künstler zur Ausführung seines Hauptgedankens brauchte:

daß das Gebet aller jener frommen Verbrüderungen, welche der Kaiser in's Daseyn gerufen, für sein Seelenheil zum Himmel emporsteige;

indem sich sämmtliche in den Vertiefungen dieser 8 von den Rundungen gebildeten Felder in halberhabener Arbeit abgebildete Vorstellungen auf die vorzüglichsten frommen Stiftungen des Kaisers beziehen. Auf diesem Fußgestelle ruhen als Gürtel des Sarges die dreißig Wappenschilde der Erbländer Oestreichs, und über sie breitet sich, ebenfalls von Wappenschildern eingefaßt, der Sargdeckel aus, auf dessen Fläche die hohe Gestalt des Kaisers im kaiserlichen Ornate mit dem Wappen seines Hauses und des deutschen Reiches umgeben unter einem Schutzdache ruht, dessen Fronte der heilige Christoph mit dem Christuskinde schmückt. Den Scepter umwindet eine Rolle, auf welcher die Buchstaben A. E. I. O. U. zu lesen sind, deren der Kaiser sich als Symbol bediente und welche gewöhnlich durch Austria erit in orbe ultima, Oestreich über Alles, gedeutet werden. Ohnerachtet des großen Reichthums an Figuren, man zählt deren über 240, ist doch Alles mit dem größten Kunstfleiße ausgeführt, die Gewänder in großen und breiten Falten geworfen, und es fällt schwer, einzelnes als das Vortrefflichste zu bestimmen. Sehr sinnreich ist auf dem Basrelief, die Jungfrau Maria von der Dreieinigkeit gekrönt, die Idee der Einheit des göttlichen Wesens da-

durch ausgedrückt, daß die drei göttlichen Personen alle drei ganz gleich als bärtige Männer mit Mänteln und Kronen abgebildet sind. Die herrlichen Apostelgestalten aber dürften kaum die Vergleichung mit Peter Vischers Apostelfiguren am Sebaldusgrabe zu Nürnberg zu scheuen haben.

Das mit Adam Kraft'schem Geiste gearbeitete Grabmal des Rathsherrn Hutstocker, die Kreuztragung nach Golgatha vorstellend, ist leider so beschädigt, daß es schwer hält, dasselbe in seiner ganzen Vortrefflichkeit und scharfen Charakteristik der Personen zu würdigen; allein ein Bildwerk voll des tiefsten Gefühls und der edelsten Simplizität ist das Basrelief an dem Grabmale des Riemer Siegenfelder, den Abschied des Heilandes vor seinem Einzuge nach Jerusalem darstellend. Ganz in Schmerz aufgelöst, ist die Mutter des Herrn zu seinen Füßen gesunken und indem der Heiland ihrer Hand mit der seinigen im Vorwärtsschreiten den letzten Abschiedsdruck ertheilt, mit seiner andern Hand aber eine Thräne von dem Auge trocknet, die übrigen Apostel mit ernsten und trauernden Mienen um ihn herumstehen, ist der Gegenstand der dargestellten Scene, ein schmerzlicher und letzter Abschied zu einem großen Schicksale, so wahr und ergreifend ausgedrückt, daß wir gleich mitten darunter versetzt und zum Mitgefühl auf's Lebhafteste angeregt werden. Ja, es dürfte nicht zuviel gesagt seyn, wenn dies schöne Bildwerk dem herrlichen Basrelief Peter Vischers in der alten Pfarrkirche zum heiligen Ulrich zu Regensburg vom Jahr 1521, von dem sich in dem vierten Hefte der Lebensbeschreibungen Nürnbergischer Künstler ein sehr gelungener Umriß befindet, an die Seite gesetzt wird, und zwar um so mehr, als beide in Betreff der Zeit ihrer Verfertigung nahe an einandergrenzen, indem das Wiener im Jahr 1517 gefertigt wurde.

Das aus Sandstein etwa um 1334 gefertigte Grabmal des alten Meistersängers und lustigen Rathes Neithard Fuchs besteht aus einer einfachen, auf einer schlanken Säule ruhenden Bedachung, unter welcher der Sarkophag steht. Die wenig bekannte Anecdote, welche ihm den Beinamen des Bauernfeindes erwarb, ist ein interessanter Beitrag zu einem Gemälde der damagen Sitten. Zu Herzog Otto's Zeiten nämlich feierten die Wiener jährlich das Veilchenfest. Sobald ein Veilchen von Jemanden gefunden worden war, wurde es dem Herzoge angezeigt, welcher sich sofort mit seinem Hofstaate und den Wiener Bürgern nach dem Orte begab, um das erste Frühlingskind zu begrüßen, wo alsdann Reigen um dasselbe getanzt wurden und die sittsamste Jungfrau aus der Umgegend das Recht erhielt, dasselbe abzupflücken. Einmal war auch Meister Fuchs so glücklich, das erste Veilchen zu entdecken, er legte vorsichtig seine Schellenkappe darüber und eilte nach Hause, um seinen Fund dem Herzoge anzuzeigen. Unglücklicherweise kam aber auch ein Bauer des Wegs daher, entdeckte das unter der Kappe verborgene Veilchen, und entfernte sich mit demselben, nachdem er vorher noch den Ort besudelt und die Schellenkappe wieder sorgfältig darüber gedeckt hatte. Nicht lange nachher langten die Wiener mit dem Herzoge an, sahen aber leider, als Fuchs sein Kappe aufhob, ein ganz anderes Veilchen als sie vermuthet hatten, und brachen anfangs in ein Gelächter, nachher aber in einen solchen Zorn gegen Neithard aus, daß dieser nur durch die eiligste Flucht sich ihren Mißhandlungen entziehen konnte. Auf derselben geräth er in ein Dorf und sieht hier die Bauern ganz lustig um sein Veilchen tanzen. Dieß erregte in einem solchen Grade seine Galle, daß er mitten unter sie sprang und deren mehrere todt schlug, seitdem aber von den Bauern als ihr ärgster Feind gefürchtet wurde.

Die dem Werke beigegebenen, sehr reinlich und bestimmt in Umrissen gearbeiteten 44 Kupfertafeln entsprechen dem Zwecke vollkommen, die beschriebenen Gegenstände klar und deutlich von allen Seiten vor Augen zu stellen, und es ist sehr zu loben, daß zu den Zeichnungen das Kupfer und nicht der wohlfeilere Stein gewählt wurde, welcher zu scharfen architectonischen Zeichnungen weniger geeignet ist. Sie sind sämmtlich von dem als architectonischer Zeichner rühmlich bekannten Kupferstecher Wilder gezeichnet und von ihm auch größtentheils gestochen, bis auf einige Blätter, welche dem Kupferstecher Hyrtl angehören, der sich namentlich durch das Titelkupfer, die innere Ansicht des Domes vom Hochaltar gegen das Riesenthor zu aufgenommen, als ein sehr tüchtiger mit Luft- und Linearperspective gleich vertrauter architektonischer Stecher bewährt hat. Nur die Ansicht des ganzen Domes mit dem Thurme von der Mittagsseite, die als Vignette den schön gestochenen Titel ziert, hätten wir in größerem Maaße gewünscht; auch wäre es vielleicht zweckmäßiger gewesen, die vier Blätter, welche den Thurm von seinem Fuße bis zu seinem Gipfel darstellen, zusammenzustoßen und zum Auseinanderschlagen einzurichten, wodurch die Uebersicht des Ganzen gewonnen haben würde. Wo aber so Vieles und so Gelungenes gegeben worden ist, darf man im Kleinen nicht rechten, und wir wünschen herzlich, daß dem Verfasser, welcher, wie es scheint, den Selbstverlag übernommen, der Antheil des Publikums nicht fehlen möge, und zwar um so mehr, als es vielleicht wieder Noth thut, deutschen Sinn kräftiger anzuregen, dazu aber Hinweisungen auf die großen Werke und Thaten unserer Vorfahren, als so viele Mahnungen, sich ihrer würdig zu bezeigen, die wirksamsten und kräftigsten Mittel sind.

Jmgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 15.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 19. Februar 1833.

Johanna von Arragonien.

Leipzig, im August 1832.

Das Interesse, welches ein unter diesem Namen in mehreren Gallerieen befindliches Bildniß einer wunderschönen in rothen Sammt gekleideten Dame einflößt, setzte vor einigen Jahren (im April 1826 der Abendzeitung) auch die Feder zweier höchst geachteter Kunstkenner, des Herrn Hofrath Hirt und des Herrn v. Quandt, in Bewegung. Ersterer stellte bei Beurtheilung desselben folgende drei Fragen auf. Wer ist der Maler dieses Bildnisses? Wo befindet sich jetzt das Original desselben? Wer war diese Johanna von Arragonien? In Rücksicht der ersten Frage schien es Herrn Hofrath Hirt befremdend, daß man das Bildniß, nach welchem der Kupferstich von Leroux erschienen, in Paris dem Raphael zuschreibe, da doch die ganze Manier nichts von diesem großen Meister habe, vielmehr der Art des Leonardo da Vinci vollkommen ähnlich sey. Vasari beschreibe ein anderes Porträt aus dem Attelier des Vinci, wovon die Angaben ganz auf die zarte Behandlung paßten, mit welcher wir das Bildniß der Johanna gemalt sehen, nämlich das der Mona Lisa. Ueber das Bildniß dieser schönen Florentinerin war, wie Vasari berichtet, eine solche zauberische Anmuth verbreitet, daß man eher ein göttliches als ein irdisches Wesen darinnen wahrzunehmen glaubte; alles war bis zum Leben beseelt. Da nun Leonardo das Bild der Mona Lisa nach seiner Rückkunft aus Mailand gemalt, zu einer Zeit, wo er in der vollsten Reife seiner Kunst stand, und man es später in der Sammlung Franz I. zu Fontainebleau gesehen, so könne man hienach auf die Vermuthung fallen, daß es mit dem der Johanna in der Pariser Sammlung synonym sey, und seitdem nur den Namen der Person und des Meisters geändert habe. *) Dieß führe zur Untersuchung der zweiten Frage; wo befindet sich das Original des Bildes? Auch hierüber bleibe kein Zweifel: in der Gallerie Doria zu Rom. Genetisch lasse sich das zwar nicht nachweisen, aber mehr als alle Nachweisungen gelte hier die alterthümliche Manier, in welcher das Bild gemalt sey, denn bei aller Vollendung, die das Gesicht habe, verrathe es doch in andern Theilen, zum Beispiel in den Haaren, der Gewandung, Architectur und Luftperspective, bedeutende Härte, selbst die Gelenke der Finger zeigen noch Unbeholfenheit, obwohl schon das Ideal einer schönen Hand darin liege. Hieraus sey wahrzunehmen, Leonardo habe das Bildniß gemalt, ehe er auf dem Scheitelpunkte seiner Kunst gestanden, und bevor er nach Mailand berufen worden. Alle übrigen Bildnisse der Johanna, welche man in Paris, London und anderwärts zeige, halte er für spätere Copieen, weil in ihnen jene alterthümlichen Härten nicht zu finden seyen. Eine ähnliche Copie besitze die Berliner Sammlung, wie er glaube, von der Hand des Sassoferrato. Hirt ging nun zur Beantwortung der dritten Frage über: Wer war die schöne Johanna von Arragonien? Er gestand, daß ihm nichts Geschichtliches von der schönen Frau bekannt sey, führt indeß zwei Johannen an, die im Zeitalter Leonardo's vorkommen, wovon die ältere, die Tochter Johann II., Königs von Arragonien war, die sich 1477 mit Ferdinand I., Könige von Neapel, vermählte und 1517 starb; die zweite, Tochter der erstern, 1496, an ihren Neffen, den König Ferdinand II. von Neapel, verheirathet und 1518, ein Jahr nach ihrer Mutter, verstorben.

Da nun das Bildniß, wenn es von Leonardo's Pinsel, in den Jahren 1477 — 1489 gemalt seyn müßte, so vermuthet Hirt, es könne nur die ältere Johanna darunter verstanden werden. Herr Dr. Hase, damals Inspector des Königl. Antikenmuseums, war indeß der entgegengesetzten Meinung. Unter mehreren angegebenen geschichtlichen Johannen, sagte er, falle gerade die Blüthenzeit der oben angeführten jüngeren Johanna in die schönste Kunstperiode des Raphael und durch ihren Rang als Königin von Neapel rechtfertige sich auch die Unterschrift unter dem von Leroux erschienenen Kupferstich des Pariser Bildes. Nach dieser Abhandlung er-

*) Keineswegs, denn beide, die Johanna und Lisa, befinden sich im Musée Royal.

schien eine kritische Beleuchtung der von Herrn Hofrath Hirt aufgestellten drei Fragen von Herrn von Quandt. Dieser findet die Beantwortung der erstern Frage: Wer ist der Maler des Bildnisses? darum schwierig, weil es in mehreren Gallerieen vorhanden und darum erst bestimmt werden müsse, von welchem Bilde die Rede sey. Von dem zu Paris befindlichen sage allerdings die Notice des tableaux exposés dans la Galerie royale 1819, daß es Jeanne d'Arragon sey, deren Kopf Raphael, das Uebrige aber Giulio Romano gemalt habe. Dasselbe behaupte Quatremère de Quincy in seiner Histoire de la vie et des ouvrages de Raphael §. 139, und beziehe sich auf Comolli Vite inedite. Gleichwohl könne er sich nicht überzeugen, daß an dem Pariser Bilde Raphael einigen Antheil gehabt. Es sey ihm eintöniger, gelbgräulicher als irgend eins von Raphael oder Giulio erschienen, wozu noch komme, daß der Ausdruck etwas lebloser sey, ja die Starrheit einer Maske habe. Dagegen erinnere er sich desselben Porträts in der Gallerie des Grafen Fries in Wien, welches ihm weit mehr durch Farbe und seelenvollen Ausdruck würdig geschienen, als ein Werk Raphaels zu glänzen. — Herr v. Quandt glaubt, alle diese Bilder hätten bis jetzt ein gewiß noch unentdecktes Urbild. Dieses Vorbild habe wahrscheinlich Leonardo da Vinci gemalt, doch folge daraus noch nicht, daß das auf gleiche Art angeordnete Bild der Johanna, nicht Johanna sey, denn zwei verschiedene Damen könnten gleiche Toilette machen, und es sey leicht möglich, daß Raphael die Königin Johanna in der Weise dargestellt habe, wie früher Leonardo da Vinci das Bild einer andern Dame anordnete, welches man als Normalbild später von Porträts höher und schöner Frauen betrachten könne, wie es gewisse Prototypen für Herrscher-, Redner-, Philosophen- und Dichterporträte gebe, denn das Treffliche sey nicht zu übertreffen, und könne nur befolgt werden. Daß auf gleiche Weise zwei verschiedene edle Frauen durch diese Bildnisse dargestellt worden, davon überzeuge die gänzliche Verschiedenheit der Physiognomieen in beiden, welche einander vollkommen unähnlich seyen. Das Porträt in der Gallerie Doria zu Rom sey allerdings so entzückend, daß es in dieselbe Begeisterung versetzen könne, mit welcher Vasari von dem Bilde der Mona Lisa spreche, aber daraus folge nicht, daß es auch wirklich Mona Lisa sey, denn wie käme diese Florentinerin, die Frau des Francesco del Giocondo, zu dem päpstlichen Schmuck, in welchem die hohe Frau in dem Bilde in der Gallerie Doria prange, und wer wäre dann die Mona Lisa im Musée royal zu Paris? Sollte er eine Vermuthung wagen, so würde er die hohe Schönheit in der Gallerie Doria Beatrice d'Este nennen. Dieser Beatrice komme unter allen schönen Frauen, die Leonardo gemalt, allein der Fürstenhut zu. Ihr Bild habe sich von Leonardo's Pinsel neben seinem Abendmahle befunden, sey aber spurlos verschwunden. Nun wäre es leicht möglich, einer von Leonardo's besten Schülern, vielleicht Salaino, habe das Porträt nach dem Wandgemälde, für die Gallerie Doria gemalt. Das bräunliche Colorit und die trockene Zeichnung in dem Bilde der Dorierin zeuge mehr von Salaino's als seines Meisters Leonardo Pinsel. Bis also vielleicht ein Bild von Leonardo's eigner Hand sich finde, welches unbezweifelter das Gepräge der Meisterhand trage, halte er das Porträt in der Gallerie Doria für ein Werk des Salaino. Die dritte Frage: wer eigentlich die Johanna von Arragonien gewesen, wisse er ebenfalls nicht entscheidend zu beantworten. Der Name Johanna werde in der neapolitanischen Geschichte mit böser Bedeutung genannt. Noch sey sie im Volk ein Gegenstand mährchenhafter Sagen, die ihre Schönheit und Grausamkeit unermeßlich schildern, und der Lazzaroni zeige mit Grauen ein Schloß am Meere, in dessen öden Hallen die brandenden Wogen des Meeres stürzen, als wollten sie diese Stätte zügellosen Genusses und ungeheurer Thaten verschlingen. Wahrscheinlich habe die Phantasie des Neapolitaners hier zwei Johannen zusammen geschmolzen und ein colossales Bild voll Reize und Schrecken daraus geformt. Die 1382 begrabene Johanna, welche ihren ersten Gemahl, den König Andreas, ermorden ließ, und auf Befehl des Königs Ludwig von Ungarn auf gleiche Weise umgebracht wurde, könne es durchaus nicht seyn, wenn man von einem Bilde des Leonardo oder Raphael spreche. Eben so wenig Johanna II., Schwester des Königs Ladislav, Wittwe des Herzogs Wilhelm von Oestreich, die der Papst Martin V. zur Königin ernannte, und welche schon 1435 gestorben. Johanna III., Tochter Ferdinand des Katholischen, Gemahlin Philipps, Mutter Karl V., lebte zwar gleichzeitig mit Raphael, sey aber als häßlich bekannt, und niemals nach Rom gekommen. Wenn von einer Johanna von Arragonien gesprochen werde, die Raphael gemalt, könne man folglich nur an die Johanna denken, welche Tante und zugleich Gemahlin Ferdinand II. und wirkliche Königin von Neapel gewesen.

So weit die Urtheile jener um die Geschichte der Kunst hochverdienter Männer. Sie erregten in mir um so lebhaftere Theilnahme, je stärker der Eindruck war, welchen das Bild selbst, sonst in der Sammlung des Grafen Fries in Wien, jetzt im Besitz des Herrn Baron Speck von Sternburg in Leipzig, gleich bei seinem ersten Beschauen auf mich gemacht hatte. Jeder, der es sah, bewunderte die edle Anord-

nung in der Zeichnung, die lebenathmende Wahrheit in der Färbung, kurz den unendlichen Zauber der Natur, Anmuth und Hoheit, der, über das Ganze ausgegossen, den Blick von andern Meisterbildern, die es umgeben, unwiderstehlich immer wieder auf das eine zurücklenkt. Ausgemacht schien Jedem, der es sah, nur der Pinsel eines hohen Meisters könne ein Kunstwerk, welches in so hohem Grade Leben athme, in's Leben gerufen, auch müsse nothwendig die hohe Frau dem Maler selbst gesessen haben, und das Bild könne nicht nach einem frühern copirt seyn, weil allein der treuen und unmittelbaren Auffassung der Natur solche Lebensfrische gelänge. Auch ohne den Namen des Meisters zu wissen, würde man das Bild als eine Zierde jeder Gallerie betrachten. Der Zauber, den es verbreitet, ist so mächtig, daß der entzückte Beschauer sich wenig darum kümmert, ob es Leonardo's oder Raphaels Pinsel schuf.

Weniger gleichgültig scheint jedoch die Frage: Wer war denn die schöne Johanna von Arragonien, die diesen oder jenen Meister zu dem unsterblichen Kunstwerke begeisterte? Wann hat sie gelebt? Welche Schicksale knüpfen sich an ihr Andenken? Wie man im Leben beim Anblick einer hohen Schönheit Aehnliches zu fragen pflegt, darf man es wohl auch bei einer Frau thun, welche nach drei Jahrhunderten noch im Bilde bezaubert. Eine gründliche Notiz über das Geschichtliche der Johanna von Arragonien schien mir auch schon darum wünschenswerth, weil durch die Jahre, in welchen sie in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit gestanden, sich allein die Frage: wer der Maler ihres Bildnisses gewesen? mit größter Wahrscheinlichkeit beantworten läßt. Daher suchte ich in mehreren historischen Quellen etwas über eine Johanna von Arragonien zu erforschen, fand aber nichts weiter als das, was durch die erwähnten Männer von Fach bereits über die verschiedenen Johannen zu Tage gefördert ward, bis mir endlich der alte Bayle in die Hände fiel, welcher im zweiten Bande seines Dictionnaire historique et critique, Edit. Amsterdam 1740, unter dem Artikel Jeanne d'Aragon so viele lichtverbreitende Notizen gibt, daß ich nicht umhin kann, einige der interessantesten davon, den geehrten Lesern dieser Blätter im Auszuge mitzutheilen.

Johanna von Arragonien — sagt Bayle — eine der berühmtesten Frauen des 16ten Jahrhunderts, war die Tochter Ferdinands von Arragonien, Herzogs von Montalto, dritten natürlichen Sohns Ferdinand I., Königs von Neapel. Sie vermählte sich mit Ascanio Colonna, Fürsten von Tagliacozzo. Ich habe — fährt der Historiograph fort — in keinem Wörterbuche einen Artikel über diese Dame gefunden, eine Unterlassungssünde, die gerügt zu werden verdient, denn es hat vielleicht nie, weder einen Mann noch eine Frau gegeben, deren Werth von so vielen schönen Geistern noch in so vielen Sprachen gepriesen worden, als die schöne Johanna von Arragonien. Die zu ihrem Lobe erschienenen Gedichte gab im Jahr 1555 Girolamo Ruscelli zu Venedig heraus. Das Buch führt den Titel: Tempio alla divina Signora Donna Giovanna d'Arragona, fabricato da tutti i più gentili Spiriti ed in tutte le lingue principali del mondo. Die dichterische Apotheose der reizenden Frau glich fast dem Canonisiren der Heiligen; anfangs nahmen es sich mehrere schöne Geister vor, aus eigenem Antriebe ihr, gleich einer Gottheit, Verehrung durch eine Gedichtsammlung zu bezeugen, die sie einen Tempel nannten, später aber, im Jahr 1551 ging von der Akademie der Dubbiosi zu Venedig über die Sache ein förmliches Decret aus. Man hatte vorgeschlagen, den Tempel zugleich ihrer schönen Schwester, der Marchesa del Vasto, zu weihen, indeß nach vielen Berathschlagungen und Debatten wurde beschlossen, daß, wie einst der Pontifex dem Marcellus Einspruch gethan, als dieser einen und denselben Tempel dem Ruhme und der Tugend widmen wollte, die Marchesa del Vasto keinen Antheil an dem haben könne, welchen man ihrer Schwester errichte. Zu ihrer Vergötterung hatten sich nicht blos italienische Zungen, sondern dem welschen Wortlaut völlig heterogene, wie slavonische, polnische, ungarische, hebräische, und sogar chaldäische, in arkadischen Klängen vereint. Nicht allein Männer, die Verse machen konnten, auch solche, welche nur in Prosa schrieben, setzten zum Lobe der reizenden, aus Königsblute entsprossenen Neapolitanerin ihre Feder in Bewegung. Ruscelli, der Herausgeber der Tempio, preist sie in Ausdrücken göttlicher Verehrung in der Vorrede zu dem Werkchen, wiewohl er gesteht, dem höchsten Wesen gebühre jene Verehrung vor allem darum, weil es ihr solche Reize verliehen. Hier sind seine Worte: Questa conoscenza . . . ha fatto, questi anni adietro, che conoscendosi in universale ed in particolare da ogni più raro giudizio i gran meriti e il sommo valore e la bellezza infinita di corpo e d'anima della illustrissima ed eccellentissima Signora e Donna Giovanna d'Arragona, si sieno tutti i più begli Spiriti di commune consentimento posti à sacrarle un Tempio, come a Donna interamente divina e la quale, come nobilissima fattura e sembianza del sommo Iddio, meriti veramente d'esser cor la lingua e col cuore adorata per immenso honore del fattor suo. Später weihte sogar ein galanter Autor diesem Tempel Bilder. Er gab nämlich 1566 ein 121 Seiten starkes Werkchen heraus, betitelt: Le Imagine del Tempio della Signora Donna Giovanna d'Aragona, in welchem er die Schilderungen der Reize anderer Schönen geschickt mit denen der Göttin des Tempels zu verbinden wußte. Einer ih-

rer eifrigsten Anbeter war der Arzt und Philosoph Augustin Niphus. Er schrieb eine Abhandlung über das Schöne, dedicirte sie der Johanna von Arragonien und widerlegte darin die Behauptung der alten Philosophen, daß es in der Welt nichts vollkommen Schönes gäbe. Er führte zum Beweis des Gegentheils die schöne Fürstin an, pries das Ebenmaß aller ihrer Glieder, und begnügte sich nicht mit Beschreibung der Schönheiten, die Jedermann sehen konnte, sondern ging so weit, auch die, welche die Natur selbst zu verstecken pflegt, mit den glänzendsten Farben zu schildern. Auch sagt er im 18ten Kapitel seines Tractats: Unter allen lebenden Frauen verdiene nur Johann von Arragonien den Namen einer Glücklichen, denn sie besitze die beiden Haupterfordernisse, zur Glückseligkeit der Frauen: Schönheit und Keuschheit. Mehrere Schriftsteller behaupten zwar, Niphus habe, als ein alter verliebter Geck, die Reize der schönen Fürstin übertrieben, aber er war nicht der Einzige, der von ihr mit Begeisterung sprach. Selbst der Cardinal Pompeo Colonna — und Jedermann weiß, daß ein Cardinal damaliger Zeit in solchen Dingen der kompetenteste Richter seyn konnte — sagt in einem Schreiben an Niphus, welches der erwähnten Abhandlung vorgedruckt ist, daß Jeanne Arragonia Columna, wie er sie nennt, den ersten Rang unter den schönsten Frauen ihrer Zeit verdiene. Der Muth, die Klugheit und die Einsichten, welche sie in öffentlichen Angelegenheiten bewies, zeichnete sie nicht minder vor allen andern Frauen von Stande höchst vortheilhaft aus. Unter dem Pontifikate Paul IV. nahm sie an den Plänen Theil, welche durch die Colonna's gegen die päbstlichen Interessen geschmiedet wurden. Man würde sie eingekerkert haben, hätte man nicht Rücksicht auf ihr Geschlecht genommen. Man begnügte sich damit, daß man ihr verbot, Rom zu verlassen. Dennoch wußte sie auf eine geschickte Weise die Augen der päpstlichen Wächter zu täuschen, und flüchtete aus Rom, um die Unternehmungen ihres Sohnes, jenes Marco Antonio Colonna, welcher späterhin in der Schlacht von Lepanto so hohen Ruhm einerntete, kräftiger unterstützen zu können. Die nähern Umstände dieser Flucht der Johanna von Arragonien, welche im Jahre 1556, wo sie schon eine ziemlich bejahrte Dame war, erfolgte, entlehnt Bayle aus der im Jahre 1669 zu Salamanka in lateinischer und 1699 zu Paris in französischer Sprache erschienen Geschichte des Herzogs von Alba. Sie ward vom Papste als Geißel in Rom zurückgehalten, bis ein Waffenstillstand eintrat, und die Wege freier waren, welcher Moment der Johanna günstig zum Entfliehen schien. Da ging sie eines Tages mit ihren zwei Töchtern zu Fuße aus der Stadt, indem sie sich stellte, als wolle sie nach einem nahe den Wällen gelegenen Weinberge lustwandeln. Als sie so weit gekommen war, daß die Schildwache des Stadtthores sie nicht mehr sehen konnte, bestieg sie einen für sie in Bereitschaft gehaltenen Zelter, während zwei Cavalliere ihre Töchter auf andere Rosse hoben, und sich, als schützende Begleiter, auf die Kruppen schwangen. In diesem, der hohen Frau unwürdigen, aber ihrer Lage günstigen Aufzuge, erreichte sie das spanische Lager. Herzog Alba empfing den schönen Flüchtling mit unbeschreiblicher Freude, umarmte sie um so inbrünstiger, je minder das herangerückte Alter der Dame Raum zum Verdachte gab, und bewillkommte auch ihre Töchter auf das herablassendste. Mich dünkt, rief er der Fürstin entgegen, ich sähe jene berühmte Clölia, welche flieht, nicht aus feindlichem Lager nach der Stadt, getrieben von Vater Vaterlandsliebe, sondern aus der Stadt in das Lager, gedrängt von der Gewalt mütterlicher Zärtlichkeit. Die Fürstin war entzückt über die freundliche Aufnahme des spanischen Feldherrn und bezeugte ihm vielfältigen Dank dafür, konnte sich aber, des zarten Alters ihrer Töchter wegen, nicht entschließen, im Lager zu verweilen, und reiste, begleitet von einer Escadron Cavallerie, welche ihr der Vicekönig als Ehrengarde mitgab, unaufhaltsam weiter. Auffallend scheint es, daß der Geschichtschreiber des Herzogs von Alba, der Johanna von Arragonien, Mutter des Marco Antonio Colonna, den Titel Herzogin von Palliane beilegt, ja sie sogar einmal verwittwete Herzogin (Duchesse douairière de Palliano) nennt. Es läßt sich aber annehmen, daß der Familienname ihres Gatten: Tagliaccozzi, auf dem langen Umwege durch Spanien nach Frankreich verstümmelt ward, und das Prädikat: verwittwete Herzogin, sich auf den, wahrscheinlich bald nach jenem Ereignisse erfolgten, Tod ihres Gatten bezieht, welcher noch in dem nämlichen Jahre 1556, als seine Gattin aus Rom nach Neapel floh, wie mehrere Geschichtschreiber melden, durch seinen eignen Sohn, jenen von der Mutter so zärtlich geliebten Marcantonio Colonna des Hochverraths gegen Seine katholische Majestät angeklagt, eingekerkert ward und bis an seinen Tod in Haft blieb.

(Der Beschluß folgt.)

Paris.

Dictionnaire historique d'Architecture, comprenant dans son plan les notions historiques, descriptives, archaeologiques, biographiques, théoriques, didactiques et pratiques de cet art, par Mr. Quatremère de Quincy, de l'Institut Royal de France (Académie des Inscr. et Belles Lettres,) et Secrétaire perpétuel de l'Académie des Beaux-Arts. Tome I. II. Paris, Adrien le Clere et Comp. 1832. 4.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 16.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 21. Februar 1833.

Johanna von Arragonien.

(Beschluß.)

Ueber die Mißverhältnisse zwischen Vater und Sohn gibt Cardinal Palavicini einige Auskunft, woraus hervorzugehen scheint, daß der Vater übel mit seinen Gläubigern umgegangen war, und hierdurch eine Beschlagnahme seiner Ländereien herbeigeführt, sein Sohn, längst mit ihm gespannt, diesen Augenblick aber benutzt hatte, den eignen Vater zu plündern und sich mit Gewalt der Waffen seiner konfiscirten Güter zu bemächtigen. Dieß geschah kurze Zeit vor dem Tode Julius III. — Durch die vielleicht gegründete, aber niederträchtige und verrätherische, Anklage suchte Marc Antonio sich den Besitz des väterlichen Vermögens zu sichern, was ihm auch gelang, da Ascanio Colonna nun bis an sein Lebensende im Kerker schmachten mußte. Die Mutterliebe, welche Johanna für diesen schändlichen Sohn empfand, gibt fast Raum zu dem Verdachte, als sey sie Mitschuldige an dem Verrathe gegen ihren Gatten gewesen. Wäre dieser Verdacht erwiesen, so würde allerdings das reine Bild getrübt werden, welches wir uns von einer Frau gemacht haben, die an Leib und Seele so schön geschildert wird. Allein kein Schriftsteller erwähnt, was jenen Verdacht bekräftigen könnte, und wer weiß, ob es der schönen Gattin des Ascanio Colonna nicht zu Liebe geschah, daß Herzog Alba den unglücklichen Greis nicht allein liebreich behandelte, sondern ihm auch, statt des engen Thurms, in welchem er vorher eingekerkert war, ein bei Neapel gelegenes, mit allen Bequemlichkeiten versehenes Schloß zum Aufenthalte anwies. Da Johanna von Arragonien schon im Jahre 1556 als eine bejahrte Matrone geschildert wird, so muß sie sehr alt geworden seyn, denn sie starb im October des Jahres 1577. Zwei Jahre vor ihrem Tode schenkte sie den Kapuzinern del San Sacramento den Ort, wo ihr Kloster in Rom erbaut ist. Vorzüglich freigebig war sie gegen die Jesuiten, sie ließ die Kirche des heiligen Andreas wieder aufbauen, welche ihnen 1566 vom Bischof von Tivoli geschenkt worden war. Die bereits erwähnte Schwester der Johanna war Maria von Arragonien, Gemahlin des Alfonso d'Avalos, Marchese del Vasto, (Marquis du Guaste) Schwiegermutter der schönen Isabella di Gonzaga. Ein spanischer Autor drückt sich über diese drei Damen folgendergestalt aus: Que cosas no podrian dezirse en laude y exaltazion de la hermosissima Duquesa de Tallacora, Donna Joanna de Aragon, muger de Sangre Real y en summo grado casta y buena? Yansi de Donna Maria Sa Hermana, Marquesa del Vasto? Y de Donna Isabel de Gonzaga, su nuera? In ihrem Gemahl schätzte Karl V. einen seiner tapfersten Krieger. Sorbiere setzt die Marchesa del Vasto unter die geehrtesten und geistreichsten Frauen. Brantôme ist von ihren Reizen entzückt. Ihre Schönheit blühte noch im höchsten Alter. Sie war schon eine sechzigjährige Matrone, erzählt Brantôme, als der Groß-Prior von Frankreich, Franz von Lothringen, ihr zu Ehren einen großen und glänzenden Cirkel gab, und doch noch so reizend und liebenswürdig, daß man ihr den Vorzug vor ihren beiden Töchtern geben mußte, so jung und schön diese auch waren, so daß der, in sie verliebte hohe Wirth zu ihr sagte: ihr Herbst übertreffe alle im Saale versammelten Frühlinge und Sommer, wiewohl er — por adombrar la cosa — ihre älteste Tochter sich zur Geliebten erkor. Als sie Brantôme sechs Jahre später, im Jahr 1539, in Neapel wieder sah, hatte sie nur wenig von ihrer Schönheit verloren. Sie starb zu Chiaja im November 1568. Der nämliche Ruscelli, welcher der Johanna den Tempel weihte, feierte auch den Ruhm ihrer Schwester, der liebenswürdigen Maria. Das 75 Blätter starke Werkchen ward 1552 in Venedig durch Giovan Griffio gedruckt und führt den Titel: Lettera sopra un sonetto dell' Illustrissima Signora Marchesa della Terza alla divina Signora Marchese del Vasto. Warum Brantôme in seiner Schrift über berühmte Frauen ihre Schwester, die Johanna, nicht erwähnt, ist unbegreiflich. Er spricht zwar von einer Gemahlin des Ascanio Colonna als von einer Frau, die man für die schönste von ganz Italien gehalten, so daß Barbarossa selbst

ihr nachgestellt und sie zu entführen getrachtet, um sie dem Groß-Sultan als Geschenk zu übersenden. Unter diesem Barbarossa muß man den Capudan Pascha Hoi Raddien Barbarossa verstehen, welcher den Türken die Colonie Algier erobert und zu Carl V. Zeiten sich durch sein Kreuzen im mittelländischen Meere der Christenheit so furchtbar machte. Brantôme nennt indeß die Dame, welche er zu rauben gedroht, Livia Gonzaga und verwechselt zwei Schönheiten, die vielleicht beide würdig gewesen als schöne Odalisken in dem Serail eines Großherrn zu glänzen.

Ich konnte nicht umhin, alles, was uns Bayle von der schönen Johanna von Arragonien erzählt, dem Leser mitzutheilen, weil ich glaube, wenn er sich für ihr Bild interessirt, wird ihm auch die geringste Notiz nicht gleichgültig seyn, die uns von dem Leben der reizenden Fürstin übrig geblieben. Nicht ohne Absicht fügte ich aber auch einige Data über ihre Schwester Maria Marchesa del Vasto bei. Wir wissen, daß Johanna 1577 als eine hochbejahrte Dame starb, ihr Geburtsjahr ist nicht angegeben. Man kann annehmen, daß sie gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts geboren wurde, diese Vermuthung wird aber zur Gewißheit, wenn wir hören, daß sie eine Schwester hatte, welche 1559 sechs und sechszig Jahre alt gewesen, mithin 1493 das Licht der Welt erblickt haben mußte. Johanna von Arragonien stand also gerade in der Blüthe ihrer Jahre, als sie Raphael malte. Wahrscheinlich geschah dieß vor dem Jahre 1515, wo Franz I. bei Gelegenheit seiner Krönungsreise, ihr Bild in der Familie Colonna oder bei dem Cardinal Hippolyt von Medicis sah, der ihm späterhin ein solches Bildniß für seine Gemälde-Sammlung in Paris zum Geschenk übersandte. Wir finden diese Nachricht sowohl in dem Recueil d'Estampes, Paris 1729 von Crozat, der den Vasari als Gewährsmann anführt, als auch in dem 1752 zu Paris erschienenen Catalogue raisonné des tableaux du Roi par M. Lepicié, wo es Tome 1. §. 94 von dem Bilde heißt: Jeanne d'Aragon est représentée assise, sont habillement de velours rouge est peint avec un soin merveilleux, le fond d'architecture n'y est pas moins traité. Raphael peignit lui-même la tête, dont la couleur est d'une grande beauté et il fit achever les autres parties par Jules Romain, son élève. Le Cardinal Hippolyte de Medicis en fit présent à Francois.

Wir wollen die Aechtheit des Pariser Bildnisses also gar nicht in Zweifel setzen, obwohl Herr von Quandt, wie oben bemerkt, uns versichert, es sey ihm eintöniger, gelbgraulicher als irgend eins von Raphael erschienen, der Ausdruck habe etwas Lebloses, ja die Starrheit einer Maske, dagegen er sich desselben Porträts in der Gallerie des Grafen Fries in Wien erinnere, welches ihm weit mehr durch Farbe und seelenvollen Ausdruck würdig geschienen, als ein Werk Raphaels zu glänzen. Die zwei Kupferstiche, welche mir von dem Pariser Bilde bekannt sind, ein älterer in dem Recueil d'Estampes, und der neuere von Lerour, zeigen, vorzüglich der letztere, das Starre, Maskenartige des Ausdrucks im Gesicht der Johanna, wenn man sie gegen das, früher in der Fries'schen Sammlung, jetzt hier in der Gallerie des Herrn Baron Speck von Sternburg befindliche, seelenvolle Bild hält, allerdings in hohem Grade. Dennoch kann es wohl seyn, daß an dem Pariser Bilde Raphael den Kopf, und das Uebrige Giulio Romano gemalt hat. Der Cardinal besaß es schon von seiner Hand und wünschte es noch einmal für Franz I. Es mag für einen Künstler von Geist etwas Lästiges haben, sein eignes Werk zu kopiren. Raphael konnte und wollte aber vielleicht den Auftrag nicht von der Hand weisen. Er malte das Porträt ohne die Begeisterung, welche die Schönheit der Johanna ihm bei dem ersten Bilde eingeflößt. Verdrüßlich darüber, daß es ihm nicht so gut gelungen, legte er vermuthlich bald den Pinsel wieder weg und ließ es seinen Schüler vollenden. Wenn wir nun zugeben, der Kopf des Pariser Bildnisses sey, wie auch Quatremère de Quincy behauptet, von Raphaels Hand — und welche Gründe könnten wir haben, dieß zu bezweifeln? — wie viel mehr müssen wir uns dann geneigt fühlen, jenes Bild für ein Werk des Raphael zu halten, welches sich jetzt im Besitz des Herrn Baron Speck von Sternburg befindet, da es, nach dem, was Herr v. Quandt darüber urtheilt, durch Farbe und seelenvollen Ausdruck in höherem Grade, als das in der Pariser Gallerie, das Gepräge des Raphael'schen Pinsels an sich trägt, und welchem, als es sich noch in der Fries'schen Sammlung befand, im Jahre 1809 der Kenner Denon selbst bei'm ersten Anblick den Vorzug vor dem Pariser einräumte!*) Man wird freilich fragen: wie kam dieses kostbare Gemälde in die Werkstatt des Tischlers zu Basel, wo es ein fremder Bilderhändler, dem es vor etwa 30 Jahren Graf Fries abkaufte, aufgefunden haben will? Diese Frage scheint uns fast überflüssig, wenn man erwägt, wie wunderbar die Schätze der Kunst oft vom Zufall umhergestreut werden. Ließe sich, vorausgesetzt, der Bilderhändler habe das Märchen von der Werkstatt des Baseler Tischlers nicht geflissentlich erfunden, um die Quelle, welche ihm den Besitz des Kunstwerks zugeführt, zu verbergen — nicht z. B. annehmen, daß ein Glied

*) Hr. Baron v. Speck hat das Gemälde nun lithographiren lassen. Das sehr wohlgelungene Blatt ist von Ludwig Zöllner zu Dresden mit der Kreide auf Stein gezeichnet.

Anm. d. Herausgebers.

der Familie Colonna in Zeiten der Unruhen über die Alpen geflohen und in Basel verweilt, daß nach seinem Tode das schöne Bildniß, dessen Werth man vielleicht nicht gekannt, versteigert ward, und so in den Besitz des Tischlers gelangte? Oder könnte nicht das Bild der Preis des Sarges gewesen seyn, den der Tischler geliefert? Ueber das Bild in der Gallerie Doria zu Rom wage ich kein Urtheil zu fällen. Hat es Leonardo da Vinci zu der Zeit, wo er noch nicht den Scheitelpunkt seines Ruhmes erreicht hatte, welches nach Hirt in den Jahren 1477 bis 1489 geschehen seyn müßte, gemalt, so kann es nicht Johanna von Arragonien seyn, weil diese damals noch gar nicht lebte, geschweige in der Blüthe jungfräulicher Schönheit stand, in welcher wir sie von Raphael gemalt sehen. Stellt das Porträt in der Gallerie Doria aber nicht die Johanna, sondern — wie Herr v. Quandt vermuthet — die schöne Beatrice von Este vor, wie kommt es dann, daß es in Stellung und Anzug dem Raphael'schen Bilde vollkommen gleich angeordnet ist? Zugestanden, es gebe gewisse Prototypen des Trefflichen, wie Marc Aurel in der Skulptur für alle Herrscherbilder: so mag es doch schwer eingehen, zu glauben, daß der schaffende Genius eines Raphael sich zu sklavischer Nachahmung eines ältern Bildes bis auf die kleinsten Details in demselben bequemt haben sollte, als er die erste Schönheit Italiens zu malen hatte. Wenn es mir erlaubt wäre, das Dilemma, in welches die schöne Dorierin die Kunstwelt setzt, durch eine Vermuthung zu lösen, so würde ich sagen: wir nehmen an, nicht Leonardo da Vinci habe das Bild in der Gallerie Doria gemalt, sondern ein anderer geschickter Maler, der sich oft mit Porträtmalerei beschäftigte, Sebastiano del Piombo, vielleicht, wie von Quandt des bräunlichen Colorits und der Trockenheit in der Zeichnung wegen vermuthet, Leonardo's Schüler, Salaino, aber es sey nicht dem Bildnisse der Beatrice von Este des Leonardo nach gemalt, vielmehr eine treue, wenn auch in der Physiognomie nicht ganz ähnliche, Copie der Raphael'schen Johanna von Arragonien, deren Bild, nach Allem, was wir von der schönen Frau wissen, ohne Zweifel vielfältig gemalt werden mußte. —

Wie nun aber die reizende Gemahlin des Ascanio Colonna, Fürsten von Tagliacozzo, auf den, nach dem Pariser Bilde erschienenen Kupferstichen, so wie in dem Texte des Recueil d'Estampes zu dem Titel einer Königin von Neapel, einer Vicekönigin von Neapel, einer Vicekönigin von Sicilien gekommen, dürfte schwer zu ermitteln seyn. Bayle sagt zwar, daß sie aus königlichem Blute entsprossen, und eine Enkelin Ferdinands I., Königs von Neapel, gewesen, aber nirgends lesen wir, daß ihr Gemahl jemals die Würde eines Vicekönigs von Neapel bekleidet. Ob es demnach der Fall war, mögen Geschichtsforscher ergründen. Unmöglich scheint es nicht, denn ein anderer dieses Namens, der Cardinal Pompeo Colonna, ist nach Bayle im Jahre 1532 als Vicekönig von Neapel gestorben. Mindestens scheint es aber nicht, daß, wofern jener Titel sich nicht auf ihre königliche Abstammung bezieht, Johanna von Arragonien eine Vicekönigin von Neapel gewesen sey, als sie Raphael malte, weil ihr der Künster wohl eher das Diadem oder die Krone, als den Fürstenhut verliehen haben würde.

W. Gerhard.

* * *

Aus dem elegischen Liederkranz: Italia in hundert und einem Ständchen gesungen von einem Morgenländer. *)

Reizend erscheint Lovini's Bild im Palaste Sciarra,
Wie der Bescheidenheit dort Eitelkeit weicht mit Verdruß.
Wie nun die zweite hier von der ersten besiegt wird an Anmuth,
So die erste vom Bild, strahlend in Doria's Saal,
Welches Da Vinci gemalt; ob Sie Neapels Johanna,
Welche Johanna sie sey, wird noch bezweifelt mit Recht,
Welcher Thor war's, welcher zum Trotz der Geschicht' und der Menschheit,
Dieses Engelsbild Mörd'rin Johanna getauft?
War sie Königin auch, so mordete sie nicht den Gatten,
Nach Brantôme's Bericht, der sie die Mörderin schilt. **)

*) Der Dichter dieses fast unbekannt gebliebenen Liederkreises (Darmstadt, bei Leske, 1830. 314 S. in gr. 8.), in welchem man allgemein den großen Orientalisten Wiens zu erkennen glaubte, besingt die ihm am meisten anmuthenden Erscheinungen in Natur, Kunst und Menschenleben auf einer Reise von Venedig bis Baja. Das hier nach einer veränderten Handschrift abgedruckte Fragment ist dem 82sten Abschnitt (S. 243 ff.) entnommen, welcher Rom's Paläste überschrieben ist, und die erlesensten Gemälde, die dort die Bewunderung der Fremden auf sich ziehen, bereit an uns vorüberführt. Wohl nur wenigen wurde durch die seltene Gunst eines freundlichen Genius, der den Dichter auf allen seinen Reisen in den Ost- und Westländern begleitete, der seltene Genuß zu Theil, alle sieben Johannen selbst zu beschauen. Die Warwick'sche sah er unter allen zuerst bei seinem Aufenthalte in England im Jahre 1802, also um viele Jahre früher, als Fürst Pückler von ihr begeistert wurde, und dieß in den Briefen eines Verstorbenen lebhaft genug aussprach. B.

**) Die Beschreibung, welche Brantôme in seinen Memoiren davon macht, läßt keinen Zweifel übrig, daß

Mich bedünket dies sey die Arragonierin nimmer,
Die als Johanna saß auf dem sicilischen Thron,
Sondern Johanna von Arragon, die Weise, die Schöne,
Die dort der Dichter Chor eifernd in Wette besang.
Drei Centurien sind's von Sängern, flechtend in Eintracht
Jenen Sonnettenkranz, den sie als Tempel erhöht
Ihr der göttlichen Frau Giovanna von Arragona,
Hört! vielzüngig ertönt classischer Dichtungen Laut.*)
Diese Johanna ist, so glaub' ich, die Heldin des Bildes,
Die mir Staunenden schon, früher in England erschien.
Denn im mittelsten Punkt des Dreizackschwingenden Eilands
Thront auf Warwick's Schloß Sie als die Herrin der Burg.
Dort ergriff mich zuerst das Bild mit himmlischer Anmuth.
Und als Ideal brennt' es der Seele sich ein.
Zehen Jahre darnach fand ich's am Ufer der Seine
In des Louvre Saal, fand es in Crawfurd's Besitz;
Ward im Louvre das Bild von Sanzio wirklich gemalet,
O so rief auch Er jenes zu Warwick hervor!
Zweimal fand ich die Heldin dann auch im strahlenden Abbild,
In den Palästen von Wien (aber wo weilet sie jetzt?)
In Lubomirsky's Palast ward Sie mit dem Loose verspielet.
Von dem Friesischen zog gern Sie zu Puthon hinaus.**)

Aber zum sechsten Mal enthüllt sich ihr Reiz mir in Mailand*)
Zwar im verkleinerten Maaß treu nach dem Urbild copirt,
Also sechsmal schon war mir die Heldin erschienen
Immer mit neuem Glanz frischend die britische auf;
Doch zum siebenten Mal erschien mir in Roma ihr Urbild
Dort in Doria's Saal von Leonardo gemalt.
Fromm anbetend beug' ich mein Knie der himmlischen Schönheit,
Auf die erhabene Gestalt heftet sich liebend der Blick.
Sie ist Madonna mir aus allen Frau'n der Paläste,
Zaubernd erscheint im Traum, zaubernd im Wachen das Bild.
Küsse werf' ich ihr zu, indem ich scheide von Roma,
Dorthin den schmachtenden Blick, wo sie noch thronet, gewandt.

---

er wirklich die Obige meint; aber es ist unglaublich, daß sowohl er, als seine Nachbeter, deren jüngster der ungenannte englische Verfasser der Geschichte Johanna I. ist, so wenig die Chronologie zu Rathe zogen, daß sie das Porträt für Johanna's I. hielten, welche im Jahre 1381 starb, während Da Vinci erst 1445 geboren ward. Aus demselben chronologischen Grund kann es aber auch nicht das Porträt Johanna's II., der Arragonierin, seyn, welche ebenfalls vor Da Vinci gestorben war. Es ist also wohl kein anderes, als das der göttlichen Giovanna d'Arragona. Diese lebte gleichzeitig mit Da Vinci, sie war die Schwester der heldenmüthigen und schönen Marchesa del Vasto. Anmerk. des Dichters. Ueber diese ihre Schwester vergleiche v. Hammer's Geschichte des osmanischen Reiches Th. III. S. 169 ff., wo auch von unserer Johanna die Rede ist. B.

*) Il tempio della divina S. Donna Giovanna d'Arragona, fabricato da tutti i gentili spirti, e in tutte le lingue principali del mondo. In Venetia 1595. Dieses seltene Buch enthält gegen 100 Gedichte von beinahe dreihundert Verfassern zum Lobe der schönen göttlichen Frau. Anmerk. des Dichters.

**) Letztere ist es, welche von Wien nach Leipzig verpflanzt worden ist. B.

*) Im Besitze der Frau Marchesa Archinta, geborne Marchesa Trivulzi. Anmerk. des Dichters.

Dresden.

An die Stelle des am 27. April 1757 geb., am 15. Oct. 1832 in Dresden gestorbenen Professors der Baukunst und Directors der Bauschule bei der Akademie der Künste in Dresden, C. A. Benj. Siegel, ist der ihm schon seit sieben Jahren adjungirte Herr Prof. Thürmer eingetreten.

Der Bildhauer Herr Ernst Rietschel in Dresden ist als ausserordentlicher Professor bei der dasigen Akademie der bildenden Künste angestellt worden.

Neue Kunstwerke.

1. Sechs der schönsten und seltensten Holzschnitte von Albrecht Dürer, in originalseitigen treuen Copien mit der Feder auf Stein gezeichnet von August Küntzel in Berlin. 1831. Fol. Gedruckt in der lithographischen Anstalt von J. Storch.
2. Auswahl der vorzüglichsten Gemälde der Pinakothek, herausgegeben von der literarisch artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München. 3te und 4te Lieferung.
3. Auswahl der vorzüglichsten Gemälde der Herzogl. Leuchtenberg'schen Gallerie. Herausgegeben von Derselben.
4. Denkmale der Baukunst vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert am Niederrhein, herausgegeben von Sulpiz Boisserée. München, in der J. G. Cotta'schen literarisch artistischen Anstalt. 5 — 10tes Heft. Folio.

Verantwortlicher Redacteur; Dr. Schorn.

№ 17.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 26. Februar 1833.

Kunstliteratur.

Neun Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben in den Jahren 1815 — 1824. Zuvor ein Brief von Göthe als Einleitung. Zum Beginn des Jahres 1831 herausgegeben von C. G. Carus. Leipzig 1831. Gerhard Fleischer.

„Die so wohl gedachten als schön geschriebenen Briefe über Landschaftsmalerei sollten Sie dem Publikum nicht vorenthalten, sie werden gewiß ihre Wirkung nicht verfehlen, und für die mannichfaltigen Anklänge der Natur das Auge der Künstler und Liebhaber glücklich aufschließen.“

Mit diesen Worten des großen Hingeschiedenen (S. VIII.) eröffnen wir die leider verspätete Anzeige eines Werkes, welches die Aufmerksamkeit und vielmehr das Studium des Künstlers und des Kunstfreundes verdient. Die Landschaftmalerei ist nicht allein eine der jüngsten Künste, sondern sie ist auch, wie groß die in ihrem Gebiete vorhandenen Leistungen seyn mögen, doch bisher den übrigen Schwestern, namentlich der Historienmalerei, so ganz nachgesetzt worden, daß auch die Literatur sich nur wenig mit ihrer Erforschung und Erläuterung abgegeben hat. Das beste in dieser Hinsicht ist ohnehin nur gelegentlich beigebracht worden, wie von Göthe über Hackert und Anderes anderwärts. In der vorliegenden Schrift hingegen tritt die Landschaftmalerei als selbstständiger Gegenstand theoretischer und practischer Unterweisungen hervor, und der Griffel ist in eine Hand gekommen, die ihn eben so gewandt und gründlich wie den Pinsel selbst zu führen versteht. Der Verfasser, berühmt als Naturforscher und Arzt und außerdem den Lesern des Kunstblattes als geistreicher Landschaftmaler oft genannt, hat seine Aufgabe in der bequemen Form brieflicher Mittheilungen des Freundes an den Freund, nichts desto weniger jedoch mit wissenschaftlichem Geiste und philosophischer Schärfe der Beobachtung und des Urtheils gelöst. Vom allgemeineren Gesichtspunkte ausgegangen und auf ein höheres Prinzip gestützt, entwickelt er mit so viel Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe als Anmuth und Fülle des Vortrages die wesentlichen Bedingungen und wichtigsten Seiten landschaftlicher Kunst, und schließt nach einem großartigen Entwurfe des wahren Zieles und reiner Vollendung der Landschaftmalerei, mit Winken über die Bildung des Landschaftmalers für dieses Ideal, Winken, welche aus einem reichen Schatze von Wissenschaft und Erfahrung hervorgezogen sind. Hier eine nähere Uebersicht des Inhalts.

Im ersten Briefe rechtfertigt der Verfasser das Unternehmen, einen Gegenstand der Empfindung, die Kunst, mit dem Gedanken festzuhalten und untersuchend davon zu sprechen und zu schreiben, und sagt, „er scheue sich nicht, die Schönheit mit allen Zweigen seiner Seele zu umfassen, und er erfahre dann erst den vollen und ächten poetischen Genuß, wenn sich vor einem Kunstwerke das lebendige Ansprechen seines Empfindens mit klarer Einsicht der inneren Vollendung und dem Gewahrwerden eines reinen Willens im Künstler vereinigen; ein Genuß, der alsdann, als auf Schönheit, Wahrheit und Recht gegründet, auch bei keiner wiederholten Betrachtung sich mindre und zum Siegel der Classizität des Kunstwerks werde.“ (S. 16). In dieser Reflexion über das Eigenthümliche künstlerischer Thätigkeit begegnet nun zunächst dem Verfasser das „Wiedererschaffen, jenes Nachahmen einer ewig fortwirkenden Weltschöpfung, jene freie Pro- und Reproduktion des Kunstgenius,“ und zwar ursprünglich in den drei Künsten, die noch von eigentlicher Naturabformung freibleiben, und nur durch die reinen Verhältnisse der Rede, des Tons und der Masse sich aussprechen: Poesie, Musik und Architektur. Von hier aber tritt er im zweiten Briefe in den anderen Kreis, wo die beharrenden Gestalten der Natur den Stoff darbieten, in das „Reich der bildenden Kunst, welche ihr Werk auf zweifache Weise, entweder rund und wahrhaft körperlich, d. i. in der Masse, oder durch Schattirung oder Färbung auf einer Fläche, d. i. im Lichte, schafft und sich sonach in Malerei und Bildnerei theilt, wenn man nicht als dritte, jedoch etwas zwitterhafte Gattung das Anordnen der Naturkörper selbst zum

künstlerischen Endzweck, nämlich als Gartenkunst, Mimik und Tanzkunst betrachten will." (S. 23). Auch die Kunst der Malerei und, als die eine Seite und Richtung derselben, die Landschaftmalerei, soll durch Anschauung der Göttlichkeit, d. i. der schaffenden Macht im Menschen selbst, auf das Gemüth bald so, bald anders einwirken, immer aber über das Gemeine uns erheben; der Künstler soll in sich immer ein Gefäß erblicken, welches vom Gemeinen frei bleiben muß; das Kunstwerk soll aber auch „nie der Natur zu nahe treten, viel eher sich über sie erheben, damit das Erschaffen dieses Werkes durch den Geist des Menschen nicht vergessen, die Beziehung auf den Menschen dadurch nicht verloren werde." (S. 26).

Da „jede nachahmende Kunst nothwendig zweifach auf uns wirkt, einmal durch die Natur des nachgebildeten Gegenstandes, sodann, inwiefern das Kunstwerk eine Schöpfung des Menschengeistes und zugleich eine Erscheinung menschlicher Gedanken ist;" so betrachtet der Verfasser bei der landschaftlichen Kunst diese beide Wirkungen zuerst gesondert und weist nach, wie die Phänomene des Naturlebens das Gemüth vorzugsweise beruhigend und besänftigend ansprechen. Diese Betrachtung setzt er im dritten Briefe, nach einer die allgemeineren Prämissen des ersten Briefes näher erläuternden Abschweifung, in Hinsicht des Einwirkens landschaftlicher Schönheit im Bilde fort und unterscheidet bei landschaftlichen Darstellungen die Art derselben nach ihrer Wahrheit, nach ihrem Sinne und nach ihrem Gegenstande. Die Wahrheit eines Bildes liegt in der Treue der Naturnachbildung; es zeigt sich aber an der Vergleichung der Natur mit dem Spiegelbilde, daß die Wahrheit einer landschaftlichen Darstellung allein noch nicht die erlangte Befriedigung gewähre, weil das Spiegelbild ewig nur als ein Stück, als ein Theil der unendlichen Natur, losgerissen aus seinen organischen Verbindungen und in widernatürliche Schranken eingeengt, erscheint; sondern hier eben wird deutlich, daß das landschaftliche Bild als ein organisches Ganze, aus einer Einheit hervorgegangen und in bestimmtem Zusammenhange begriffen, sich darstellen müsse. Diese Einheit nun ist eben der Sinn, welchen der Geist des Menschen hinzubringt und welcher, da der Geist immer in einer gewissen Stimmung sich befindet, eben diese Stimmung ausspricht; da aber die einzelne Stimmung mehr den einen oder andern Naturgegenstand zur Auffassung und Darstellung, je nachdem er ihr zusagt, zu wählen pflegt, so ist denn als die Hauptaufgabe landschaftlicher Kunst dieß ausgesprochen:

> Darstellung einer gewissen Stimmung des Gemüthslebens (Sinn) durch die Nachbildung einer entsprechenden Stimmung des Naturlebens (Wahrheit.)

In drei Beilagen zu diesem dritten Briefe entwickelt der Verfasser, wie die Regungen des Gemüths und die Zustände der Natur sich entsprechen; von welcher Wirkung die einzelnen Gegenstände sind, welche nachgebildet werden, und auf welche Weise in diesem Wiedergeben des Naturlebens die Idee der Schönheit erreicht werde. Die Natur in den vier Stadien der Entwicklung und vollendeten Darstellung, der Verwelkung und völligen Zerstörung, Zustände, die sich auch wieder unter einander berühren und vermischen, erweckt nicht blos die Vorstellung dieser Erscheinungsformen des Naturlebens, sondern auch entsprechende Gefühle und Stimmungen des Aufstrebens, der inneren Klarheit und Ruhe, der Schwermuth und der Fühllosigkeit im Gemüthe, wohingegen vorwaltende Gemüthsstimmungen sich wiederum in die Anschauung des Naturlebens hineintragen und die künstlerische Naturnachbildung mannichfaltig modificiren. — Die Idee der Schönheit findet der Verfasser in Allem, was Empfindung des Unendlichen in dem menschlichen Gemüthe anregt, und das Anregende bezeichnet er als die innere Gesetzmäßigkeit, die ewige Vernunft in den Dingen der Welt. Indem wir diese jeden beengenden Fanatismus des Begriffes vermeidende Definition der Idee anerkennen, sind wir jedoch mit der Beschränkung nicht einverstanden, welche der Verfasser schon S. 56 und noch mehr im Folgenden eintreten läßt, wo er das göttliche Wesen und Walten, soferne dessen Empfindung durch die Schönheit angeregt werde, blos in der Natur d. i. in der Welt der sinnlichen Erscheinungen sucht und ferner ausruft: „Wer möchte das unerschaffene, unendlich erhabene Urwesen an und für sich schön nennen, da doch nur die Erscheinung desselben so zu nennen und die Schönheit in ihm inbegriffen ist?" (S. 57). Alle Gesetzmäßigkeit, Harmonie und organische Gestaltung des sittlichen Lebens wie der sinnlichen Erscheinung, der unsichtbaren Welt wie der sichtbaren, ist Gegenstand des Wohlgefallens, also schön, und die Gottheit ist nicht allein der Grund und Inbegriff alles Guten, Wahren und Schönen in der Welt, sondern selbst auch die höchste Schönheit für den ahnenden Geist und das empfindende Gemüth, wie sie die reinste Tugend und die unendliche Wahrheit ist; von dieser Quelle alles Denkens und Lebens fließen nicht nur alle ewigen Ideen aus, sondern auch wieder in ihr zusammen, und sind in allem Anderen nur darum real und wesenhaft, weil sie es im Anfange, im göttlichen Wesen sind. — Ueber den Unterschied der landschaftlichen Schönheit in der Natur selbst und in der Kunst gibt der Verfasser die Bestimmung: daß in der Natur das Gefühl wahrer und unmittelbarer Verkörperung göttlichen Wesens uns erhebt, da hingegen in der Kunst ein Wahrnehmen der Göttlichkeit des Menschengeistes, welcher seine Empfindungen durch ein Nach-

bilden oder vielmehr ein Nacherschaffen göttlicher Naturformen ausspricht, uns, obwohl mit schwächeren, doch zugleich mit engeren Banden an sich feß'le. „Die Naturschönheit ist göttlicher, die Kunstschönheit ist menschlicher, und so wird es erklärlich, warum eben erst durch die Kunst der Sinn für die Natur wahrhaft aufgeschlossen wird." (S. 62).

Der vierte Brief setzt nach dem Erachten des Verfassers die Begriffe fest, welche den Sprachformen, womit die Eigenthümlichkeiten der Kunstwerke bezeichnet werden, zum Grunde liegen. Unter Styl denkt er sich „die Art und Weise, die ergriffene Idee, den Sinn des Kunstwerks, in der Wahrheit oder real darzustellen"; er unterscheidet davon den „Charakter, welcher die Gattung der ausgesprochenen Idee, so wie den Vortrag, welcher allein die künstlerische Darstellung, das Technische, bezeichnet." So im richtigen Gegensatze mit neueren Begriffsbestimmungen des Styls u. s. w. spricht er von einer einzigen ächten Gattung des Styls und Vortrags und fordert Streben darnach, ohne zu befürchten, daß dadurch die Freiheit des Künstlers beschränkt und Einförmigkeit der Kunstwerke herbeigeführt werde, weil er die Unendlichkeit des Zieles und die Mannichfaltigkeit möglicher Annäherungen an dasselbe kennt. So viel bleibt ihm aber gewiß: „die höchsten und vortrefflichsten rein schönen Leistungen werden sich immer am nächsten stehen, dahingegen, je schroffer noch die Individualität des Künstlers sichtbar wird, um so mehr auch noch die Leistung von dem Ideal entfernt seyn wird." (S. 75).

Die hohe Aufgabe der Landschaftmalerei, die Natur an und für sich als Werk und Spiegel des Göttlichen anzuschauen und in ihrem Sinne zu dichten," konnte erst, nachdem die Menschheit frühere Stadien ihrer geistigen Entwicklung durchlaufen hatte, in der Sphäre des Christenthums zum Bewußtseyn kommen, und wie dieß geschehen und was fürderhin in diesem Fache geleistet werden müsse, beginnt der Verfasser im fünften Briefe nachzuweisen. Die Erfahrung, daß in den ersten Meistern jeder Kunst die Ausübung derselben gewöhnlich auch zur größten Vollendung gelangt sey, und die Ueberzeugung, daß nur ein kindlicher Sinn und ein treues, offenes, gemüthliches Anschließen an die Erscheinungen des Naturlebens die großen Maler gebildet, späterhin aber die Schule meistens einen falschen Geschmack und einseitiges oder leichtsinniges Studium der Natur herbeigeführt habe, scheine alle Hoffnung auf die Zukunft zu verfinstern. Indessen erwartet der Verfasser — und davon gibt er im sechsten und siebenten Briefe die nähere Ausführung — von der gründlicheren Kenntniß der Natur, überhaupt von der wissenschaftlichen Bildung des Künstlers das größere und bleibende Heil der Kunst und sieht diesen Schluß namentlich durch die Beobachtung bestätigt, wie auf dem Gebiete der Poesie Göthe in vorgerückten Jahren durch Studium zu neuen und höheren Anschauungen und Auffassungen der Naturerscheinungen und Lebensvorgänge geleitet worden sey. „Wenn die ältesten naiven Landschaftsmaler entweder an die täglich uns umgebende Natur unbedingt sich hielten und eben durch ihr treues Anschließen an diese ihre Umgebung unbewußt manches Bedeutungsvolle darbildeten oder durch Beziehung auf Geschichte und Mythe der Menschen ihren Bildern höheres Interesse verleihen wollten, so würde dem Maler, dem die Erkenntniß des Naturlebens aufgegangen wäre, der reinste und erhabenste Stoff von allen Seiten zufließen. Wie redend und mächtig spricht nicht die Geschichte der Gebirge zu uns, wie erhaben stellt sie nicht den Menschen unmittelbar als Göttliches in Beziehung zu Gott, indem sie jede vergängliche Eitelkeit seines irdischen Daseyns gleichsam mit Einem Male vernichtet, und wie deutlich spricht sich diese Geschichte in gewissen Lagerungen und Bergformen aus, daß selbst dem Nichtwissenden dadurch die Ahnung einer solchen Geschichte aufgehen muß, und steht es nun dem Künstler nicht frei, solche Punkte hervorzuheben und im höheren Sinne historische Landschaften zu gestalten? — Wie bedeutungsvoll ist nicht die Art der Vegetation für den Charakter der Gegend; und die Geschichte der großen Formationen der Pflanzenwelt uns im schönen und sinnigen Gewande vorzuführen, wäre sicher eine edle Aufgabe der Kunst; denn es gibt ein geheimes Verhältniß unter diesen stillen Geschöpfen, und ein reiches poetisches Leben verbirgt sich in ihren Blättern und Blüthen. — Wie unendlich mannichfaltig und zart sind nicht die atmosphärischen Erscheinungen! — Alles, was in des Menschen Brust wiederklingt, ein Erhellen und Verfinstern, ein Entwickeln und Auflösen, ein Bilden und Zerstören, alles schwebt in den zarten Gebilden der Wolkenregionen vor unsern Sinnen; und auf die rechte Weise aufgefaßt, durch den Kunstgenius vergeistiget, erregt es wunderbar selbst das Gemüth, an welchem diese Erscheinungen in der Wirklichkeit unbemerkt vorübergleiten. — Es werden einst Landschaften höherer, bedeutungsvollerer Schönheit entstehen, als sie Claude und Ruisdael gemalt haben, und doch werden es reine Naturbilder seyn; aber es wird in ihnen die Natur, mit geistigem Auge erschaut, in höherer Wahrheit erscheinen, und die steigende Vollendung des Technischen wird ihnen einen Werth verleihen, den frühere Werke nicht haben konnten." (S. 109 ff.) Die Zuversichtlichkeit dieser Prophezeiung ist um so großartiger, je schwieriger an und für sich die Aufgabe ist, zwei Elemente, die sich in der Wirklichkeit gewöhnlich einander abstoßen, zur innigsten Durchdringung und zu wechselseitiger Verklärung zu vereinigen. Selbst in Göthe,

dem größten Dichtergeiste unsers Jahrhunderts, hat sich, wie uns bedünken will, das poetische Leben durch die wissenschaftlichen Studien nicht in solchem Grade wieder aufgeschwungen und erfrischt, daß der dichterische Gehalt und Ton späterer Werke mit dem urkräftigen Geist und unmittelbaren Hauche des Gefühls in früheren Dichtungen die günstige Vergleichung aushielte, von welcher der Verfasser spricht. Indessen, auch ohne Beispiel, scheint es uns im Bedürfnisse des menschlichen Geistes zu liegen und durch die Bestimmung der Wissenschaft wie der Kunst geheischt zu werden, daß eine Fortentwicklung statt finde, wie diese, von welcher Carus die Grundzüge entwirft, und die Annäherung an ein Ziel wie das von ihm geahnte.

(Der Beschluß folgt.)

Kopenhagen.

Forteninger for Haandvaerkere. (Vorlegeblätter für Handwerker). Med Autorisation af det kongelige Akademie for de skionne Kunster, samlede og udgivne ved G. F. Hetsch. Hefte 1, 2, 3. Kiobenhavn paa Udgiverens Forlag. Faaes hos H. J. Bing. (1832). Fol.

Von dieser Sammlung wird alle zwei Monate ein Heft, bestehend aus 6 Blättern von verschiedenem Inhalt, herausgegeben, wobei hauptsächlich auf folgende Handwerke Rücksicht genommen ist: Gold- und Silberarbeiter, Kupferschmiede, Zinngießer, Klempner, Gürtler, Schwerdtfeger, Eisengießer, Schlosser, Tischler und andere Bau-Handwerker, Stuhlmacher, Dreher, Porzellan- und Fayance-Fabrikanten, Töpfer, Weber und Posamentierer u. s. w. Das ganze Werk wird aus 12 Heften bestehen. Der Preis eines Heftes ist für diejenigen, welche auf die vollständige Sammlung subscribiren, 9 Mk. Repräsentation (2 fl. 42 kr. im deutschen Buchhandel), und zu größerer Bequemlichkeit für die Käufer können die Blätter zu den einzelnen Heften aus der Gesammtzahl derselben nach eigenem Gutdünken gewählt werden.

Kupferstich-Versteigerung in Dresden.

Am 25. März d. J. wird in Dresden die Versteigerung der großen Kupferstich-Sammlung ihren Anfang nehmen, welche die verstorbene Gräfin Einsiedel-Reibersdorf hinterlassen hat. Das so eben erschienene Verzeichniß der ersten Abtheilung, welche die italienische, flamändische und holländische Schule enthält, ist von Herrn Inspector Frenzel verfaßt und führt den Titel:

Catalogue raisonné des estampes du Cabinet de feu Mdme. la Comtesse d'Einsiedel de Reibersdorf etc. par J. G. A. Frenzel, Conservateur de la galerie d'Estampes et de dessins de S. M. le Roi de Saxe. I. Vol. contenant: les écoles Italienne, Flamande et Hollandaise, dont la vente publique se fera à Dresde le 15 Mars 1833 chez C. E. Heinrich, Commissaire Priseur du magistrat. Dresde de l'Imprimerie de C. C. Meinhold et fils 1833. 8.

Die verstorbene Besitzerin, durch ihre Bekanntschaft mit Otto, Huber, Winkler, Bause und Oeser zur Kennerin gebildet, hatte auf ihrem Landsitze in der Lausitz einen großen Theil ihrer Zeit und ihres Vermögens auf die Anlegung dieser Sammlung verwandt und weder Mühe noch Kosten gescheut, um sich stets die besten Abdrücke zu verschaffen. Unter den hervorstechenden Schätzen der Sammlung, die sich im vorliegenden Bande verzeichnet finden, sind die Blätter nach Bandinelli und Beccafumi, die Werke der Caracci, die seltene Magdalena v. Edelinck, die schönsten Blätter nach Correggio, Domenichino, Guercino, C. Maratti zu nennen; das jüngste Gericht des Michel Angelo von C. Rota, die Rafaelschen Fresken aus dem Vatikan von Volpato und Morghen in 2 Exemplaren, wovon das eine vortrefflich colorirt ist, und die heilige Familie von Edelinck, vor dem Wappen. Ferner die Blätter nach den Gemälden des Giulio Romano im Palazzo del T. zu Mantua, auserlesene nach Titian, Tintoretto und Paul Veronese; die vier Reiter nach L. da Vinci, und das Abendmahl von R. Morghen nach demselben. Unter den italienischen Stechern zeichnen sich Blätter von Bartolozzi, Beatrizet, das vollständige Werk von della Bella, das jüngste Gericht und die Passion von Bonasone, die Ghisis und Marc Anton aus, letztere vorzüglich schöne Abdrücke, besonders der Kindermord, die Madonna mit dem langen Schenkel u. a., und der Triumphzug mit einer Retouche, wahrscheinlich von Rafael oder Marc Anton selbst. Die italienische Schule begreift 1317 Numern. Noch reichhaltiger ist der zweite Abschnitt, welcher die holländische und flamändische Schule in 3791 Numern aufzählt. Es befinden sich darunter allein 244 Blätter (viele in seltenen Abdrücken) nach Van Dyck und 283 von Rembrandt, wobei das Hundert-Guldenblatt, das Ecce Homo, die große Kreuzigung, der Bürgermeister Sir u. a. Auch einige Handzeichnungen, so wie eine Anzahl ausgezeichneter Kupferwerke befinden sich in der Sammlung. Herr Frenzel hat seinem ausführlichen Katalog viele belehrende Anmerkungen und ein alphabetisches Register hinzugefügt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 18.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 28. Februar 1833.

Ueber die Form der ältesten griechischen Münzen.

Welcher Mittel man sich auch in früheren Zeiten bedienen mochte, ehe das Gold in Erfindung kam, die mancherlei Geschäfte des Lebens zu betreiben, so erreichte man diese Absicht doch nicht eher vollkommen, als bis man das Metall dazu anwendete, kleine Stücke aus ihm zu fertigen, denen ein gewisser Werth beigelegt und ein gewisses Zeichen mitgetheilt wurde. Dieß gab die Entstehung der Münzen. So viel man weiß, ist Aegina die älteste Münzstätte der Griechen.

Die ersten hier geprägten Münzen waren von roher Gestalt, kulbig, fast kugelartig geformt. Nur auf einer Seite mit einem Typus versehen, einer Schildkröte, nahm die andere Seite das Quadratum incusum ein. Man glaubt, dieses Quadrat habe zum Festhalten der Münzplatte bei ihrer Prägung gedient. Mag dieß auch im Anfange der Fall gewesen seyn, so wurde doch auch in Folge der Zeit, als man in der Technik bereits Fortschritte gemacht hatte, zuweilen dieses Quadrat angewendet, wahrscheinlich als ursprüngliche Gestalt der Münzbildung in Ehren gehalten, oder weil in den Städten, wo es noch späterhin sich findet, die vorgeschrittene Prägungsart noch nicht eingeführt war. Dieses lassen so viele Münzen muthmaßen, deren Typus der Vorderseite zierlich gearbeitet ist, also aus Zeiten, wo die Kunst sich bereits erhoben hatte und dennoch das Quadratum incusum nicht verlassen wurde, bald auf die alte rohe Weise, bald der vordern Seite angemessen, in besserer Form ausgeführt. Solche Münzen zeigen selbst die äginetischen auf, vornehmlich aber die eleganten Münzen von Akanthus in Macedonien. Die fernere Beibehaltung des Quadrats lassen auch die bei den Griechen später als die goldenen und silbernen in Gebrauch gekommenen ehernen Münzen erkennen. Hin und wieder ließen Städte solche Münzen prägen, und auch Aegina gab sie, von sehr geringer Größe, das Quadrat von gleicher Form der silbernen, anstatt der Schildkröte der vordern Seite aber den Typus zweier Fische.

Fragen wir nun, was zu jener kulbigen Form Gelegenheit gab. Unbeholfenheit konnte wohl nicht die Ursache seyn, ein Zufall wohl nicht darauf führen; ein Gegenstand mußte vor Augen stehen, der die Form förderte. Von dem, was aus dem Alterthum übrig blieb, zeigt sich kein Gegenstand, auf den man dabei Rücksicht nehmen könnte, als die geschnittenen Steine, die den Namen Scarabäen führen. Kein anderer als dieser Rest alter Kunst kommt der Form jener Münzen gleich, stimmt mit ihnen in der Einrichtung überein.

Die Scarabäen finden wir zunächst bei den Aegyptern. Sie haben vor andern geschnittenen Steinen das Besondere, daß beide Seiten mit Sculpturen besetzt sind. Die vordere Seite trägt das erhaben gearbeitete Bild eines Käfers, die andere vertiefte Bilder, oder auch Hieroglyphen. Dieser Käfer ist die Darstellung des Scarabaeus sacer, κανθαρος, den Aegyptern das höchste Symbol als das Bild der Sonne und selbst des Weltschöpfers. Daher erscheint er auf allen ägyptischen Denkmälern von den ältesten Zeiten an bis in die spätern, daher wurde er auch auf ihren Gemmen vorgestellt. Bei der großen Anzahl, in der diese Gemmen aus dem Alterthum übrig blieben, ist es nicht zu vermuthen, daß sie gleich anderen geschnittenen Steinen, bloß zu Siegelringen dienten. Wurden sie zugleich, des heiligen Käfers wegen, vielleicht auch als Amulete angewendet, so bleibt ihre Anzahl doch immer noch zu bedeutend, und so wird es sehr wahrscheinlich, daß ihnen noch eine andere Bestimmung gegeben war. Was sich nun auch hier vermuthen läßt, so erhält die Ansicht des Herrn S. Quintino*) doch sehr viel Wahrscheinlichkeit, daß sie bei den Aegyptern die Stelle des Geldes vertraten.

S. Quintino nimmt zweierlei Arten von Scarabäen an. Die sepulkralen, die den Mumien in den Sarkophag beigelegt wurden, theils lose zwischen den Binden des Byssus, worein die Mumien gehüllt sind, theils an Fäden gereiht und dem Verstorbenen um den

*) Sul uso cui erano destinati i monumenti egiziani detti communemente Scarabaei. Del Cav. di S. Quintino.

Hals geschlungen, religiöse Denkmale mit symbolischen Aufzeichnungen, aus guten Steinen gearbeitet, und zuweilen von bedeutender Größe. Die andern von kleinerer Form, nicht nur aus Stein geschnitten, auch aus gebrannter Erde geformt, waren größtentheils zum Dienst des gewöhnlichen Lebens bestimmt. Hier nahmen sie die Stelle der Münzen ein, da die Aegypter bis zur Zeit, als die Lagiden des Reiches sich bemächtigten, keine Münzen von Metall hatten, das in ihrem Lande der Schoos der Erde nicht in sich faßte.

Doch ist wohl zu vermuthen, daß schon früherhin das Geld in Aegypten nicht ungewöhnlich war. Denn da von Psammetich an fremde Völker das Land betraten, erst Griechen, dann Perser, da unter der Herrschaft der persischen Könige in Aegypten der Handel daselbst in sehr blühendem Zustande war und besonders mit den Griechen lebhaft betrieben wurde, so konnten, schon bei dem einfachen Verkehr mit jenen Völkern, noch weniger aber bei den kaufmännischen Verbindungen, die Scarabäen jetzt Genüge leisten. Von da an wanderte unstreitig Geld nach Aegypten, zur Führung der mancherlei Geschäfte mit den Fremden, und persische so wie griechische Münzen kamen in Umlauf. Dieß verdrängte jedoch die Scarabäen nicht, sie blieben in ihrem Werthe bei den Bewohnern des Landes, sie dienten, wie vorher, bei dem, was im Innern des Landes noch nach alter Weise betrieben wurde. Und hierin konnte erst in dem Jahrhundert der Lagiden Veränderung eintreten, wo in Gewohnheiten und Lebensweise der Aegypter vieles eine andere Gestalt erhalten mußte.

Die tief geschnittenen Darstellungen der untern Seite der Scarabäen sind von sehr großer Mannichfaltigkeit. Hier finden wir Embleme, Bilder der Götter und andere Figuren, sehr häufig auch Hieroglyphen. Alle diese Darstellungen sind mit einem einfachen Ringe umgeben, so wie man die auf Baudenkmälern in Hieroglyphen geschriebenen Namen der Könige und Fürsten umringt findet, um sie zu isoliren und von andern Zeichen abzusondern und herauszuheben. Daher enthalten gewiß auch die Hieroglyphen der Scarabäen die Namen der Fürsten, während deren Regierung die Steine gearbeitet wurden. Doch ist es zu weit gegangen, wie es geschehen, hier mit voller Bestimmung zu verfahren, jedem Steine die Zeit seiner Entstehung anzuweisen und mit voller Gewißheit jeden dieser Namen lesen zu wollen, da in der Erklärung und Entzifferung der Hieroglyphen noch viel Schwankendes herrscht. Die auf vielen solchen Steinen angebrachten kleinen punktähnlichen Kreise dienen unstreitig, wie S. Quintino bemerkt, zur Bestimmung des Werthes der einzelnen Stücke, wie bei den Römern die Theile der Asse durch Punkte angegeben und ausgedrückt wurden.

Schon die einfache leichte Vermehrung der Scarabäen aus gebrannter Erde, wobei aus Einer Form eine bedeutende Anzahl gleicher Stücke hervorging und daher größere Verbreitung statt finden konnte, verstärkt die Vermuthung, daß sie zu einem Gebrauche dienten, der eine große Anzahl nöthig machte, die in keinem andern Bedürfnisse des täglichen Lebens zu finden seyn möchte, als in dem des Geldes.

Diese Vermuthung, die Scarabäen als Münzen anzuerkennen, erhält durch eine Stelle des Plato*) noch Bestätigung. Es ist zu verwundern, daß S. Quintino diese Stelle nicht erwähnt, da sie zur Unterstützung seiner Ansicht nicht wenig beiträgt. Plato erinnert an die verschiedenen Arten des Geldes bei verschiedenen Völkern. Er bemerkt, wie die Carthagenienser Riemchen von Leder dazu anwendeten, wie die Lacedämonier Münzen aus Eisen fertigten, und kommt dann zu den Aethiopiern — worunter auch die Aegypter zu verstehen — bei welchen es Sitte gewesen, als Münzen geschnittene Steine zu gebrauchen, auf die, fügt er hinzu, ein Lakonier keinen Werth setzt. Zwar nennt Plato diese Steine nicht, aber was könnten sie anders seyn, als die Scarabäen, da von den Aegyptern keine andern geschnittenen Steine bekannt sind, als diese.

Aber nicht die Aegypter allein, auch die Griechen hatten in den ältesten Zeiten Scarabäen, die man auch für etruskische Arbeit hält. Dieß führt auf den Gedanken, daß auch solche Steine bei beiden Völkern die Stelle der Münzen ersetzten, ehe diese bei ihnen aufkamen. Unterstützt uns hierbei keine Anzeige eines alten Schriftstellers, so führt doch die Gleichheit der ägyptischen Steine mit den griechischen darauf. Diese Gleichheit besteht vornehmlich in der Form, und daß die obere Seite beider von einem Scarabäus bedeckt wird, die untere vertiefte Sculpturen hat. In zwei Dingen findet sich jedoch zwischen beiden ein Unterschied. In der Materie, daß die ägyptischen aus sehr verschiedenen Steinen, auch aus gebrannter Erde bestehn, die griechischen nur aus Carneolen geschnitten sind. In den Darstellungen der untern Seiten weichen die etruskischen oder griechischen von den ägyptischen darin von einander ab, daß die erstern keine Hieroglyphen haben, sondern mit Götterbildern, Pferden oder symbolischen Vorstellungen besetzt sind.

Daß auch die Griechen des Käfers sich bedienten, darf nicht befremden. Er hatte auch bei ihnen eine hohe Bedeutung. Er war das Symbol der Gottheit des Zeus, als befruchtende, nährende Kraft. Zeus kommt

*) Eryxias, pag 400. Salmasius de usuris, pag. 408, erwähnt dieser Stelle auch, ohne jedoch dabei der Scarabäen zu gedenken.

auch in den Mythen als Käfer vor *), umringt mit dem Miste der Schafe, Rosse und Mäuler, gleich der ägyptischen Mythe. Unstreitig entlehnten die Griechen diese Ansicht von derselben Natur-Erscheinung, welche die Aegypter beachteten, wo der Käfer in der Wüste dem Dünger der vorüberziehenden Kameele der Caravanen seine Eier einlegt, und die Brut der jungen Thiere dann in das Leben tritt, wodurch die Aegypter die Schöpfung der Welt aus Nichts sich versinnlichten. Und so war den Griechen der Käfer auf gleiche Weise heilig, ihn zur steten Vorstellung zu gebrauchen auf Gegenständen, die, dem Volke täglich vor Augen, zur steten Erinnerung an die Gottheit und ihre schaffende Kraft dienen sollten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Creuzer, Symbol. und Mythol. Auszug von Moser, S. 398.

Kunstliteratur.

Neun Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben in den Jahren 1815 — 1824 ꝛc.

(Beschluß.)

Der Verfasser verwahrt sich im siebenten Briefe gegen den Vorwurf einer didaktischen Kunst im gewöhnlichen Sinne und schafft, für seine Zwecke, der Landschaft und landschaftlichen Kunst die neuen Namen: Erdlebenbild, Erdlebenbildkunst. Diese Benennung ist indessen weniger bequem als richtig. Nicht blos das Gigantische rechnet er dahin, auch das Beschränkte, Einfache, Stille, „alles, was irgend eine Bedeutung umfaßt.“ Bei dem Verhältniß menschlicher Figuren zum Landschaftsbilde wird mit Recht gefordert, daß die Schilderung der Erdlebens vorherrsche und sodann Menschen und Menschenwerke als durch die Erdnatur bestimmt erscheinen. Befremdlich ist es aber, daß der Verf. in solcher Hinsicht nicht die Anerkennung des bisher sogenannten historischen Landschaftbildes, wie es von den großen Meistern unserer Zeit, Koch, Reinhard, Schick, Steinkopf, Reinhold behandelt worden ist, hervorhebt und vielmehr es, wie S. 121 zu geschehen scheint, beseitigt; — befremdlich, da doch in demselben der Charakter des Naturlebens mit dem Geiste der Handlung, mit der Stimmung der dargestellten Personen die genauesten Beziehungen zu unterhalten pflegt und auch umgekehrt eine mythologische oder geschichtliche Scene von der Eigenthümlichkeit griechischer Natur und von der besondern Form, Luft und Farbentönen einer Landschaft getragen und gleichsam gefordert seyn kann.

Im achten Briefe werden aus den bisherigen Betrachtungen Resultate für das gegenwärtige Studium der landschaftlichen Kunst gezogen. Der Verfasser hält es zwar für ein Glück, daß die Landschaftmalerei bisher auf den Akademien stiefväterlich behandelt worden, aber doch findet er den Verfall dieser Kunst in der Schule einzelner Lehrer, in dem blinden Anschließen vieler Jünger ohne freien und hellen Blick in die Natur selbst. Das rechte Lehren und Studium im Naturerkennen habe nur Einen Weg, auf dem auch der minder reich Begabte, auch der, dem nicht die höchste Fülle eigenthümlicher Productivität zu Theile ward, den jedoch nicht minder innige Liebe zur Natur und Sehnsucht sie künstlerisch aufzufassen durchdringt, zu ihrem Urquell aufsteigen könne, und dieser Weg heiße — Wissenschaft. „Wie aber alle bildende Kunst äußerlich bedingt wird durch zwei Organe, Auge und Hand, innerlich aber vom Eingeborenwerden göttlicher Ideen in ein reines Gemüth ihr eigentliches Leben empfängt, so kann auch alle Anleitung, aller Unterricht in der äußern Kunstübung nur in Entwicklung der Fertigkeiten von Auge und Hand ihr Ziel setzen; dahingegen Anregung zur Reinigung und Veredlung des innersten Seelenlebens, welches, wie das Thun des ganzen Menschen, so auch den Kern seiner künstlerischen Wirksamkeit erheben und veredeln wird, Gegenstand eines andern Bestrebens als des Kunstunterrichtes seyn muß.“ (S. 137). Was nun besonders die äussere Kunstbildung betrifft, so ist das Erste die Bildung des Auges zur Wahrnehmung der Natur in ihrem eigenthümlichen göttlichen Leben und ihren Gestaltungen, damit es die Formen der Naturdinge in ihrer ewigen Gesetzmäßigkeit auffasse und sofort die Verschiedenheit der Substanz in den Naturdingen gewahr werde. „Es sind mir Zeichnungen vorgekommen von Gebirgen, gezeichnet von Geognosten, welche, ohne irgend Künstler zu seyn, die Nothwendigkeit der Nachbildung einer gewissen merkwürdigen Gebirgsform empfanden, und diese Zeichnungen hatten so viel inneres Leben, so viel Charakteristisches, daß man einige technische Unbehilflichkeit gar nicht achtete und sie bei Weitem vorziehen mußte anderen ähnlichen Zeichnungen, von sehr routinirten Künstlern gegeben, aber ohne Ahnung von der eigentlichen Natur des dargestellten Gegenstandes, weßhalb denn oft der bestimmter Empfindende eine Zeichnung der letztern Art eben so gut ihrer Behandlung nach für Darstellung eines Schwammes als für Darstellung eines Gebirges hätte nehmen können. Eben so ist es mit den von Wissenden gegebenen Zeichnungen von Pflanzen und Thieren.“ (S. 143 ff.) Die Beobachtung des Schönen in den Naturformen soll bei dem Kunstjünger nach und nach vom Einfacheren zum Zusammengesetzteren emporgebildet werden, und das Volk soll durch die Kunst zum Betrachten der Natur gereizt und dadurch hinwiederum für die Kunst gebildet werden.

Ueber Bildung der Hand (S. 155 ff.) hebt der Verfasser namentlich dieß hervor, daß die erste und wirksamste Uebung, gleichsam die Logik des Zeichnens, das vielfältige und sorgsame freie Nachbilden und Selbstconstruiren geometrischer Grundformen sey, als welche die Grundlagen aller organischen Bildungen sind.

Das Verhältniß des Künstlers zur Welt, zu Menschen, wird im neunten Briefe noch berührt. „Warum soll der Künstler, dem ein Ziel vorschwebt, nach dem die gemeine Welt sich nicht umsieht, den alltäglichen Bedarf nicht durch irgend ein ganz alltägliches Treiben erwerben? Ja ich behaupte: selbst dieser Kampf mit dem alltäglichen Leben, wobei es ihm frei und sogar natürlich bleiben wird, das Alltägliche selbst von einer großartigen und edlen Seite zu nehmen, wird ihn innerlich kräftigen und wird eben so seine gesammte menschliche Ausbildung vervollständigen, wie ein gesunder Körper nur durch gleichzeitige tüchtige Regsamkeit seiner niedern und höhern Organe als wahrhaft gesund erscheint.“ (S. 155 ff.) Die Blüthe soll nicht Wurzel seyn, die Kunst nicht die melkende Kuh werden. Ueber diese Forderung läßt sich Vieles sagen und streiten, jedenfalls hat sie Manches für sich. Merkwürdig ist aber, daß ein gewisser Stolz in den Künstlern die von dem Verfasser vorgeschlagene Lebensweise verwirft, während der wahre Stolz auf die Kunst den Künstler dazu bestimmen sollte, sein Talent in keinem andern als dem höchsten Sinne sein tägliches Brod seyn zu lassen.

Als Beilage folgen geistreiche Andeutungen zu einer Physiognomik der Gebirge, die indessen Niemand so wohl im Stande wäre, insbesondere für das Bedürfniß des Künstlers und den Zweck der Kunst, weiter auszuführen als der Verfasser selbst. Ferner gibt er Fragmente eines malerischen Tagebuches mit Scenen aus der Dresdener Umgegend, und namentlich ein Bild vom Aufbruch des Eises bei Dresden im Januar 1821; jenes Tagebuch enthält bald größere bald kleinere Bemerkungen, die von großer Liebe, tiefem Studium und gewandter Beobachtung des Naturlebens zeugen, oft nur kurze bedeutsame Winke, die uns geheimnißvoll ansprechen. Die Beschreibung des Elbeisganges ist mit einer anschaulichen Wahrheit und so poetischem Leben gegeben, daß Landschafter daran studiren können.

Fassen wir ein Urtheil über das Ganze zusammen, so ist es dieß, daß hier Wesen und Bestimmung der Landschaftmalerei auf eine gründliche Weise dargestellt und dem Künstler wie dem Publikum Anregung geworden sey, diesen Kunstzweig in seiner großen Bedeutung höher zu achten, ernstlicher zu erforschen, und durch Beziehung auf Geistesleben und Gemüthsstimmung zu fördern.

C. Gr.

Kupferwerke.

Der Königliche Bildersaal in der St. Moritz-Kapelle zu Nürnberg, in Umrissen herausgegeben von Friedrich Wagner. Erstes Heft. Nürnberg bei Riegel und Wiesner. 8. Preis 24 kr.

Die Gallerie der St. Moritz-Kapelle in Nürnberg, über welche das Kunstblatt früher ausführlich berichtet hat, enthält so viele interessante Gemälde der altdeutschen Schule, daß das Unternehmen des Herrn Wagner, sie in Umrissen herauszugeben, die größte Aufmunterung verdient. Zwar sind diese Umrisse, der Anlage des Werks nach, klein; doch geben die Blätter des vorliegenden ersten Hefts den Charakter der Originale größtentheils mit Treue wieder. Wir finden hier: Maria mit dem Jesuskind nach Hans Holbein d. Aelt.; den heiligen Benedikt und den heiligen Moritz, beide nach Hemskerk; den Cardinal von Bourbon, Erzbischof von Lyon, nach Joh. v. Eyck, und die Anbetung der heiligen drei Könige nach einem Bilde, welches von der Hand des Joh. Schwarz von Gröningen herrühren könnte. An diesen Blättern vermissen wir nur in den Zügen des heiligen Mauritius die Aehnlichkeit mit dem Original, und in der Anbetung der Könige eine gewisse Zartheit und Gleichheit der Behandlung, welche Umrissen dieser Art die nöthige Harmonie und Wirkung sichert. Uebrigens ist Herr Wagner als ein guter Umrißstecher zu bekannt, als daß es ihm nicht gelingen sollte, solche Mängel in den folgenden Blättern zu vermeiden. Nach der Ankündigung soll jedes Blatt mit einem kurzen Texte begleitet werden, der die Größe des Gemäldes, dann die besondern Merkmale der Behandlung, Farbe u. s. w. so wie einige kurze Notizen über den Meister enthält. Diesem ersten Heft ist jedoch noch kein Text beigegeben. Das Ganze soll in Lieferungen, jede zu 4 Blättern, erscheinen und zwei Octavbände ausmachen. Die Ausgabe des zweiten Heftes hat sich, wie es scheint, verzögert; wir wünschen jedoch, daß Hr. W. die nöthige Theilnahme beim Publikum finden möge. Für Erweckung derselben wäre es freilich vortheilhafter gewesen, wenn er diejenigen Gemälde zu Anfang gegeben hätte, welche noch nicht in dem großen lithographischen Werk der HH. Boisserée bekannt gemacht sind, und nur auf Verlangen der Subscribenten auch die Umrisse dieser letztern zur Vervollständigung hätte folgen lassen. So würden die ausgezeichneten Bilder von Wohlgemuth, Zeitbloom, Dürer ꝛc., welche die Moritz-Kapelle theils aus der Nürnberger, theils aus der Wallerstein'schen Gallerie erhalten hat, schon allein eine anziehende Reihe von Blättern bilden und jedem Kunstfreunde willkommen seyn.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 12. — 1. Februar 1833.

Englische Geschichte.

1) History of England. By the right Honourable Sir James Mackintosh. III Vols. (Von den ältesten Zeiten bis zur Revolution von 1688.) Ins Deutsche übersezt von Dr. C. F. Wurm. Hamburg bei Aug. Campe. (Bis jezt zwei Theile.)

Was der englischen Geschichte einen ganz besondern Reiz verleiht, ist die in ihrer Art einzige Erscheinung, daß sie sich als die Kunde von den Fortschritten eines großen Volks zur Freiheit im Verlauf von sechs Jahrhunderten herausstellt. Dies ist denn auch die Idee, welche als leitender Faden, aber zwanglos, durch Mackintosh's ganzes Werk läuft, und nach welcher die Reformbill als lezte Stufe der Emancipation von dem normännischen Joch und endliche Versöhnung der Nation durch Rechtsgleichheit hätte erscheinen müssen, nachdem die Auflegung jenes Jochs als Abfall erschienen war. Leider war es ihm nicht vergönnt, seinen Plan zu vollenden, sondern der Tod überraschte ihn, ehe er zu jener Periode kam, wo der Sieg der Volkssache, zu deren eifrigsten Sachwaltern im Parlament er gehörte, so manche Wünsche und Bestrebungen verwirklichen sollte, welche sich im Schooß der schaffenden Zeit langsam und mühsam entfaltet hatten, bis sie zulezt mit unwiderstehlicher Kraft ans Licht hervorbrachen.

Diese Eigenthümlichkeit der Geschichte Englands verdient sehr beachtet zu werden, weil sie auch für die andern Staaten höchst lehrreich seyn kann. Manche Nationen sind der englischen auf der Bahn der bürgerlichen Verbesserung vorangegangen oder haben gleichzeitig mit ihr dieselbe betreten; allein ihre Anstrengungen blieben ohne dauernden Erfolg und die von ihnen gegründeten volksthümlichen Institutionen geriethen bald wieder in Zerfall und gingen zu Grunde. Innere Usurpation und äußere Gewalt wirkten zusammen, dieses unheilvolle Resultat herbeizuführen. Was half es den aus der Finsterniß des Mittelalters auftauchenden Völkern, daß ihnen die Elemente höherer Staatsbildung nicht mangelten, den Spaniern z. B., daß sie, schon sechs und vierzig Jahre vor der Charta Magna, das erste Beispiel der Einführung des Repräsentativprincips in die europäische Gesetzgebung gaben, oder den Italienern, daß in Bezug auf Entwicklung freien Bürgerthums wenige Epochen mit dem zweiten klassischen Alterthum derselben die Vergleichung aushalten? „Der freie hochherzige Sinn der Barbaren des Nordens schüzte ihre entarteten Söhne nicht wider das Umsichgreifen der bis dahin beschränkten Fürstengewalt: Parlamente und Reichstage, General-

ſtaaten und Cortes verſchwanden allmählich von der politiſchen Bühne oder ſanken von erhabenen Verſammlungen zu unbedeutenden Formen herab, und Europa ſchien nahe daran zu ſeyn, nur das widrige, zurückſtoßende Schauſpiel der todten Einförmigkeit eines ſchwachſinnigen Deſpotismus, ausſchweifender Höfe und grauſam unterdrückter Völker zu gewähren.“ So klagt der Verfaſſer, indem er einen Blick auf das Staatenſyſtem von Europa wirft, wie es ums Jahr 1453 daſteht — einer Epoche, wo, nach Vertreibung der Engländer aus Frankreich, die Gebiete der verſchiedenen Nationen ſich raſch der Geſtalt und Ausdehnung näherten, die ſie bis zum heutigen Tag behalten haben. Gegen Ende des folgenden Jahrhunderts war von alter Volksfreiheit auf dem ganzen Kontinent auch nirgends faſt eine Spur mehr übrig, wenn man die Schweiz und die Niederlande ausnimmt. Wie kommt es nun, daß dem engliſchen Volke das ſeltene Glück zu Theil ward, „durch alle Ausdehnung der Zeit hindurch und bei dem ungeheuern Umfang ſeiner Ländererwerbungen ſeine Verfaſſung unverſehrt zu bewahren, eine abſolute Monarchie in Indien zu kontrolliren und nach einer politiſchen Trennung Zeuge zu ſeyn von dem neuen Aufblühen ſeiner Geſetze und Einrichtungen in den Demokratien Nordamerikas?“

Auf den erſten Anblick könnte es ſcheinen, daß die Urſachen, die anderswo auf den Untergang der Freiheit hin wirkten, in nicht geringerem Maße auch in England Statt gefunden hätten. Invaſionen, Bürgerkriege, meineidige Könige, die, was ſie heute gelobten, morgen umſtießen, ſervile Parlamente, die jedes Dekret der Willkühr bereitwillig ſanktionirten, politiſche und religiöſe Inquiſition, Hochverrathsprozeſſe, Aechtungen und Konfiskationen verheerten und befleckten den brittiſchen Boden, die Geſchichte kennt wenig Länder, wo es ſo viel gewaltſame Thronveränderungen gab, wo ſo viel edles Blut von Henkershand vergoſſen wurde, — in der That das engliſche Volk mußte einen geſunden Kern in ſich haben, ſein geſellſchaftlicher Organismus auf ſicherer Grundlage ruhen, die hohe Beſtimmung ſeines Landes mit feſter Hand von der Vorſehung vorgezeichnet ſeyn, ſollten die zahlreichen Stürme, die darüber ergingen, als befruchtende Gewitter für daſſelbe ſich erweiſen und nicht vielmehr als zerſtörende Orkane. Freilich war Letzteres auch nicht ſelten der Fall oder deutlicher ausgedrückt, es mußte ſo der Fall ſeyn, damit der große Zerſetzungs- und Läuterungsprozeß vor ſich ging, wodurch dem geplünderten und zerſtückelten Land (ums Jahr 700 zählt Mackintoſh fünfzehn unabhängige, in ewige Fehden verwickelte Fürſten, die ſich in die Inſel Großbritannien getheilt) Einheit und Selbſtſtändigkeit, dem aus allen ſeefahrenden Nationen des Nordens zuſammengewürfelten Volk Gemeinſamkeit des Nationalbewußtſeyns und der Sprache erwachſen, und jener kühne Geiſt der Freiheit in ihm ſich entwickeln konnte, worin „der eigenthümliche und charakteriſtiſche Ruhm Englands beſteht, der unſchätzbare Vorzug, den es vor andern Nationen beſitzt, die Quelle ſeiner Größe, die Schule ſeiner Tugenden und die Pflegerin ſeines Geiſtes.“ Am meiſten aber möchte man ſich wundern über die Möglichkeit der Ausbildung des hohen Rechtsſinns und der Achtung vor dem Geſetz, welche gleichfalls zu den ausgezeichnetſten Eigenſchaften des engliſchen Charakters gehören, wenn man bedenkt, wie oft der Buchſtabe von Recht und Geſetz von der Tyrannei zu den ſchnödeſten Begriffen auf Leben und Eigenthum mißbraucht wurde. Wenn der normänniſche Eroberer der Maſſe der Eingebornen ihre Beſitzungen entriß, unter dem Vorwand (wofern er anders eines Vorwands zur Beſchönigung bedürfen zu müſſen glaubte), daß ſie ihm die Unterthanenpflicht gebrochen, während ihr einziges Verbrechen war, daß ſie ihrem Vaterland mit Treue anhingen, ſo iſt dies in Betracht der Rohheit des Zeitalters nicht unbegreiflich, wenn aber ein König, der keiner der ſchlimmſten iſt, die auf dem engliſchen Thron ſaßen, und der erſte, der nach langen innern Unruhen dem Land wieder ein einheimiſches Fürſtengeſchlecht gab, Heinrich VII., mehr als 400 Jahre nach dem Eroberer und 300 Jahre nach der Charta Magna, unter geſetzlichen Formen und Vorwänden ein Erpreſſungsſyſtem auszuüben vermochte, welches ihn in Stand ſezte, bei ſeinem Ableben einen Schatz von 1,800,000 (nach des Verfaſſers Reduktion auf jetziges Geld von 16,000,000) Pf. St. zu hinterlaſſen, ſo ſcheint es faſt erlaubt, Zweifel in die Güte von Inſtitutionen zu ſetzen, welche das Volk nun ſchon ſeit ſo vielen Menſchenaltern beſaß und die ihm gleichwohl ſo wenig Schutz gewährten. „Die Mittel der Erpreſſung, erzählt der Verfaſſer, nach der Autorität Lord Bacons, welcher Heinrich VII. gewiß nicht zu nahe treten wollte, nachdem er ihn, Ludwig XI. und Ferdinand den Katholiſchen für „„die drei Weiſen des Jahrhunderts““ erklärt hatte, beſtanden hauptſächlich in der Eintreibung von Geldbußen für die Nichtbeachtung längſt ſchlummernder Geſetze, in der Verwandlung anderer Strafen für unbewußte Vergehen in Geldbußen und in dem Handel mit Begnadigungs- und Verzeihungsbriefen. Jeder Aufſtand war eine reiche Quelle des Gewinns. Wenn die Konfiskationen im Großen vorüber waren, ſo blieb noch eine ergiebige Nachleſe durch wahre oder falſche Anſchuldigung der Theilnahme am Hochverrath. In einem mißvergnügten Diſtrikt wohnen, hieß, nach einer Auslegung zu Gunſten des königlichen Schatzes, ein Rebell ſeyn. Niemand konnte ſich verſichert halten, daß er nicht einem der zahlreichen Geſetze verfallen ſey, die wegen ihrer kleinlichten und chicanenhaften Beſtimmungen ſo in Abgang gekommen waren, daß ſie ſtraften, ohne

zuvor gewarnt zu haben. Oft war es, selbst bei falschen Anklagen, gerathener, durch Geld die Sache beizulegen, als sich der Raubsucht und der Rache des Königs und seiner Werkzeuge auszusetzen. Was die leztern betrifft, so war Dudley ein Mann von guter Familie, beredt und Einer, der eine häßliche Geschichte in schöne Worte zu kleiden Verstand. Empson, der Sohn eines Siebmachers in Towcester, rühmte sich seiner Unthaten und kannte keine Rücksicht. Sie waren Geheimräthe und Juristen, welche Recht und Gerechtigkeit in Wermuth und Raub verkehrten. Sie ließen Jeden, den sie verklagen konnten, festnehmen und sperrten ihn, ohne Absicht, die Sache zu verfolgen, so lange ein, bis er sich loskaufte. Sie verfolgten die Mayors und andere obrigkeitlichen Personen in London, weil sie ihre Pflicht vernachläßigt haben sollten oder in unbedeutenden Dingen vielleicht wirklich vernachläßigt hatten. Gefällige Richter legten unerschwingliche Geldbußen auf und der König hielt, so lange er lebte, einige der widerspenstigen Uebertreter in Haft. Sie warfen Geschworne ins Gefängniß und straften sie an Geld, wenn sie Anstand nahmen, ihre Hülfe zu leihen, so man es genehm fand, diese nachzusuchen. Durch langen Erfolg kühner gemacht, verschmähten sie es endlich, der Gerechtigkeit halben Schein zu beobachten: sie ließen die Reichen und Furchtsamen in ihre Häuser rufen, machten die Sache ohne Geschworengerichte summarisch ab und bestimmten die Stärke der zu erpressenden Summen einzig nach der Furcht und dem Vermögen der Opfer."

Gewiß ist Nichts mehr geeignet, das Ansehen der Gesetze zu untergraben und die Anhänglichkeit an dieselben in Abneigung und Haß zu verwandeln, als wenn das Volk sich auf solche Art ihres schützenden Charakters entkleidet sieht, wie das hier aus der Regierungszeit des ersten Tudors angeführte Beispiel von Eingriffen in die Rechte der Bürger, wogegen man bei keinem Parlament und keinen Geschwornengerichten Hülfe fand, indem eine damals erschienene „Akte für die Vollmacht der Sternkammer," Hemmung und Störung des Rechts in seinem gewöhnlichen Gange durch die Jury vorschützend, alle Selbstständigkeit der leztern sogar förmlich aufhob und deren Entscheidungen einem aus sieben entlaßbaren Räthen der Krone zusammengesezten Kollegium unterwarf, bieten auch die folgenden Regierungen noch genug Fälle dar; was war es also, was der brittischen Verfassung dessenungeachtet diese Lebenskraft unterhielt, wodurch sie zulezt über alle Anfechtungen der Herrschsucht triumphirte?

Als einen glücklichen Umstand müssen wir es betrachten, daß, so unermeßlich auch das Elend war, welches England durch die normännischen Eroberer erlitt, diese es ihrem Vortheil angemessen fanden, dem Volk sein bisheriges Gewohnheitsrecht, „die Gesetze König Edwards," zu lassen. Es mag wahr seyn, daß diese Gesetze, wenn sie von den fremden Richtern auch auf das Strengste gehandhabt worden wären, was nicht zu erwarten stand und auch nie geschah, nicht mehr die alten Früchte tragen, den Engländern ihre Unabhängigkeit, ihren Untergang als Nation nicht hätten ersetzen können; allein immerhin dienten sie dazu, das alte Nationalgefühl und die Hoffnung einer bessern Zukunft ihnen zu bewahren. Kamen günstige Gelegenheiten, so boten sie einen Rechtsboden dar, auf dem sich leicht festbauen ließ. Die zwischen den Siegern und den Besiegten aufgeführte Scheidewand konnte nicht ewig dauern und da diesen jeden Falls das numerische Uebergewicht blieb, so mußte ihnen durch Aufrechthaltung ihrer Institutionen später auch der gebührende moralisch-politische Einfluß zufallen. Das numerische Verhältniß beider zu einander kann man daraus ermessen, daß Tumers Tafeln zu Folge, nach den normännischen Verheerungen, die Bevölkerung Englands sich auf 1,700,000 Seelen belief, während nach Thierry (dem trefflichen Geschichtschreiber der Eroberung, der vielleicht nur darin gefehlt hat, daß sein Gemälde durch systematische Zustimmung aller Züge von Barbarei aus jener Zeit etwas zu grell erscheint) bei der großen allgemeinen Huldigungsversammlung aller Eroberer und Söhne der Eroberung, welche gegen Ende des J. 1086 zu Salisbury (andere sagen zu Winchester) Statt fand, und welcher jeder in Würden stehende Mann, Laie oder Priester, an der Spitze seiner Waffenleute und der Lehensleute von seinen Gütern beiwohnte, sich sechzig Tausend, alle Besitzer zum wenigsten von einem Theil Landes, der zur Unterhaltung eines Pferdes und einer vollständigen Rüstung hinreichend war, zur Leistung des Vasalleneids einstellten. Wie sehr aber in der englischen Civilisation das angelsächsische Element vor dem französisch-normännischen vorherrscht, zeigt am besten die Sprache. „Von den Angelsachsen, sagt der Verfasser, sind die Namen unserer ältesten Beamten, der meisten Abtheilungen des Königreichs und beinahe aller Städte und Dörfer abgeleitet. Von ihnen stammt auch unsere Sprache her, die in Bezug auf den Bau und die Mehrzahl ihrer Wörter in weit größerem Maße, als diejenigen glauben würden, welche nicht über die Sache nachgedacht haben, sächsisch ist. Von den neun und sechzig Wörtern, aus welchen das Vaterunser besteht, sind nur fünf nicht-sächsische; der beste Beleg für die natürliche Anlage unserer Sprache und für die Art von Wörtern, welche man am ehesten wählt, wenn man ungesucht spricht oder schreibt. Von ein und achtzig Wörtern in Hamlets Monolog sind nur dreizehn lateinischen Ursprungs. Selbst in einer Stelle von neunzig Wörtern bei Milton, dessen Sprache gelehrter ist, als die irgend eines andern Dichters, finden sich nur sechzehn lateinische Wörter. In vier Versen der autorisirten Uebersetzung der Genesis sind von hundert und dreißig Wörtern nur fünf lateinischen Ursprungs. Unter neun und siebzig

Wörtern bei Addison, dessen vollendeter Geschmack ihn vor einer pedantischen oder erzwungenen Vorliebe für irgend einen Theil der Sprache bewahrte, sind nur fünfzehn lateinische. In spätern Zeiten hat die Sprache wider den schlechten Geschmack der Schriftsteller sich aufgelehnt, welche, anstatt wie Milton den Styl durch die Wortfügung zu veredeln, ihn durch ungewöhnliche und weithergeholte Ausdrücke zu heben suchten. Selbst Dr. Johnson, von dessen Korruptionen der englische Styl eben jezt sich wieder zu erheben beginnt, hat nicht mehr als ein und zwanzig Wörter von lateinischem Ursprung in sieben und achtzig Wörtern seiner schönen Parallele zwischen Dryden und Pope anzubringen gewußt *). Die Sprache des Umgangs, die Ausdrücke des Scherzes und der Laune und diejenigen des nothwendigsten Verkehrs, die Idiome oder eigenthümlichen Redensarten, zu welchen die Worte sich von selbst gestalten, die Sprichwörter, welche in gedrängter oder geschärfter Rede den Verstand des Volks enthalten, die Partikeln, von welchen die Syntax abhängt und die beständig wiederkehren — all diese Grundbestandtheile der Sprache sind noch entschiedener für den sächsischen Ursprung der unsrigen, als selbst die große Mehrzahl der sächsischen Wörter, deren man im Schreiben und die noch größern, deren man im Sprechen sich bedient. Well being arises from well doing (Wohlseyn entspringt aus Wohlthun) ist ein sächsisches Sprichwort, welches in dem lateinischen Theil unserer Sprache folgender Maßen wiedergegeben werden kann: Felicity attends virtue; aber wie viel bedeutender ist der sächsische Ausdruck als der lateinische? In dem sächsischen Ausdruck finden die Theile oder Wurzeln der Wörter in der Sprache unmittelbar ihre Beziehung, sie sind dem Auge und Ohr vertraut; die lateinischen Wörter hingegen, welche dasselbe bedeuten, gehören ihren Wurzeln und Bestandtheilen nach einer fremden Sprache an und haben nur einen kalten und konventionellen Ausdruck für das englische Ohr." Indeß gesetzlich zur Sprache des Landes und der Regierung erklärt wurde das Englische erst im z. B. Regierungsjahr Edwards III. (1577), nachdem Chaucer es geadelt hatte. — Chaucer, von welchem der Verfasser sagt, er sey die größte dichterische Anlage, wo nicht der größte Dichter, welchen, den einzigen Dante ausgenommen, Europa vielleicht seit Lucretius hervorgebracht und der unstreitig jeden englischen Dichter, mit Ausnahme Shakespeare's, in der Mannichfaltigkeit und Fruchtbarkeit seines Geistes übertreffe.

Gewöhnlich nimmt man an, die Normänner hätten das Feudalsystem mit all den hierarchischen Abstufungen von dem König als oberstem Lehnsherrn (Lord paramouel) bis zu dem Afterlehnsherrn als wirklichem Inhaber des Landes (tenant paravail) zuerst in England eingeführt; Mackintosh neigt sich zu der Ansicht, daß sie es in den Grundzügen bereits vorgefunden, dann aber vollendet haben, wobei ihnen das auf Befehl König Wilhelms aufgenommene allgemeine Lagerbuch (domesday-book), welches als ewiges Denkmal der Eroberung auf unsre Zeiten gekommen ist, zur Basis dienen konnte. Indeß, obgleich trefflicher Kenner der Rechtsgeschichte seines Landes, getraut sich der Verfasser in dieser Beziehung kein entschiedenes Urtheil zu und er begnügt sich, die verschiedenen Klassen, worein die Bewohner von England in der sächsischen Zeit zerfielen, mehr aufzuzählen, als zu bestimmen. Demnach gab es zwei Hauptklassen: Freie und Sklaven. Da aber in den sächsischen Gesetzen und dem Lagerbuch mehrere Namen vorkommen, welche sich nicht leicht zu einer der beiden Abtheilungen zählen lassen, so schlägt er vor, eine Mittelklasse mit Unterabtheilungen anzunehmen, die den Bauernstand in sich begriffen, je nachdem das Gebunden seyn an die Scholle mit mehr oder weniger Privilegien verknüpft war — so die Villains (villagers), Ceortes (churls), Bordars, Cottars ꝛc. Die eigentlichen Sklaven (servi im lateinischen Text des Lagerbuchs) waren im Angelsächsischen unter dem Namen Theow, Esne und Thrael (thrall) bekannt. Auswärts verkündigten die Eroberer, sie seyen nach England gegangen, um die Civilisation dahin zu tragen; aber die dortigen Barbaren waren besser gewesen und gesitteter als sie. Die Sklaverei war dort von mildem Charakter und im Abnehmen; das Leben der Personen aus dieser Klasse war durchs Gesetz geschützt, der Verkauf derselben nach dem europäischen Festland und nach Ireland verboten, sie konnten Eigenthum erwerben, um sich loszukaufen, und Ertheilung von Freibriefen zählte man unter die guten und frommen Werke, welche die Kirche empfahl, deren Reuige auf dem Todtenbette sich als eines Mittels der Seligkeit bedienten. Wie ganz anders unter den Normännern. Nicht nur wurden die freien sächsischen Eigenthümer meist Lehensleute, sondern viele freie Menschen sanken in den Stand der Sklaverei herab und erst unter der Regierung Edwards III. (ums J. 1339) finden wir ernstliche Anstalten zur Abschaffung der Leibeigenschaft, nachdem Frankreich mit gutem Beispiel vorangegangen war, durch ein Edikt, das Philipp der Lange im J. 1318 erließ, worin er erklärte: „Da unser Reich das Reich der Franken oder freien Mannen genannt wird und wir wünschen, daß der Stand der Dinge dem Namen entsprechen möge, so verleihen wir allen Leibeigenen auf unsern Krongütern Freiheit unter billigen Bedingungen."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Beispiele sind gesammelt und die Materialien zu der Berechnung angeführt in Turner's Angelsächsischer Geschichte II. Anhang I.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 13. — 4. Februar 1833.

Englische Geschichte.

1) History of England. By the right Honourable Sir James Mackintosh. III Vols. (Von den ältesten Zeiten bis zur Revolution von 1688.) Ins Deutsche übersezt von Dr. C. F. Wurm. Hamburg bei Aug. Campe. (Bis jezt zwei Theile.)

(Beschluß.)

Dem Beispiel der Monarchen folgte der Adel, aber weder in England noch in Frankreich erschien ein allgemeines Gesetz in Bezug auf Freilassung, und noch manche Jahre verflossen, bis der Grundsatz aufgestellt ward, daß der englische Boden frei mache. Der berühmte Aufstand der „armen Leute“ von Kent, Norfolk, Suffolk, Esser, Susser im Mai 1381, in welchem der Priester John Bull predigte:

Als Adam grub und Eva spann,
Wer war da wohl der Edelmann? *)

*) When Adam delved and Eve span,
Where was then the gentleman?

und Wat Tüler 60,000 Mann stark, Anfangs London einnahm, bald aber bei einer Unterredung mit dem König — wie es scheint — meuchlerischer Weise getödtet wurde, zog in der furchtbaren Reaktion, welche die unmittelbare Folge davon war, sogar einen augenblicklichen Wiederruf vieler Freilassungpatente nach sich. War aber das Leibeigenschaftswesen unter den Sachsen nicht so ausgebreitet, als unter den Normännern, so ist es um so weniger gedenkbar, daß der große Güterbesitz, der unter jenen vorhanden war wie unter diesen, nicht mit einer Art Lehensverband zusammenhing. Das Verhältniß der eigentlichen Sklaven zu den höhern arbeitenden Klassen der Villains, Cottars und Bordars war ungefähr wie 1 zu 7; wollte man nun, argumentirt den Verfasser, die erwähnte Mittelklasse (semi-servile) zu den Sklaven zählen, so würde die Anzahl der Freien unter aller Wahrscheinlichkeit seyn, wogegen die geringe Zahl der Sklaven nichts Unwahrscheinliches hat, vorausgesezt, daß die Villains, Cottars und Bordars durch ihre Lehenspflicht gehalten waren für die großen Gutsbesitzer beim Landbau gewisse Dienstleistungen zu verrichten.

Die parlamentarische Verfassung, wie sie die Charta Magna im J. 1215 vorbereitet hat, verdankt England zunächst den Baronen, also demjenigen Theil der Nation, welcher sich der Mehrheit nach normännischer Abkunft

rühmte; aber sowohl in der Beitrittserklärung der Hauptstadt, die als Repräsentantin der übrigen Bürgerschaften des Landes gelten konnte, als in mehreren der Statuten selbst gibt sich die zunehmende Geltung der lang unterdrückten niedern Bevölkerung hinlänglich zu erkennen. Einmal waren diese Statuten blos vorgebliche Folgerungen aus der vermeintlichen Charte Heinrichs I., die aber Nichts gewesen zu seyn scheint, als eine Bestätigung des alten Rechts König Edwards; sodann ist die Verbindung des demokratischen mit dem aristokratischen Element, welches der englischen Verfassung das Doppelprincip der fortschreitenden Verbesserung und der Stätigkeit sichert, darin bereits angedeutet. Die Reichsversammlung der Charta Magna bestand ausschließlich aus Vasallen der Krone und ließ den Grundsatz der Repräsentation nicht zu; insofern hatte sie mit der angelsächsischen Witenagemote, der Versammlung der Wissenden, da diese auch nur Prälaten, Grafen und Thane oder die ersten Grundeigenthümer als persönlich Berechtigte in sich begriff, alle Aehnlichkeit. Der aristokratische Charakter dieser beiden Versammlungen läßt sich nicht läugnen, bei der leztern aber wurde er dadurch gemildert, daß sie keine in sich abgeschlossene Aristokratie enthielt (denn zum Rang eines Thanes konnte jeder Freie erhoben werden, der eine gewisse Quantität Land erworben, drei Seereisen gemacht oder die Priesterweihe empfangen hatte) und noch mehr durch den unter Athelstan aufgekommenen Brauch, die von dem König und seinen Räthen verfaßten Gesetze solchen Volksversammlungen (Folkmotes) zur Annahme vorzulegen, die, da sie distriktweise zusammenberufen wurden, von der Mehrheit der freien Bevölkerung besucht werden mochten. Dagegen gedenkt zwar aristokratisch genug der große Freiheitsbrief König Johanns nur der von den Vasallen zu leistenden Beiträge, wenn er festsezt, sie sollen nicht anders als durch die allgemeine Reichsversammlung erhoben werden, und die Freiheiten Londons und der andern Städte werden darin nur im Allgemeinen gewährleistet; allein in ihren Artikeln hatten die Barone ebensowohl die den Bewohnern der Städte und den nicht wehrpflichtigen freien Leuten überhaupt auferlegte Steuer (taillage) als der parlamentarischen Bewilligung angehörig bezeichnet gehabt und wurde gleich das Steuerbewilligungsrecht erst achtzig Jahre später, unter der Regierung Edwards I., dem Parlament durch die sogenannte Confirmatio chartarum ausdrücklich zuerkannt, so war doch der Grundsatz einmal ausgesprochen, es sey die Einwilligung des Volks zu einer gerechten Besteuerung wesentlich nothwendig und somit eines der zuverlässigsten Schutzmittel gefunden gegen willkührliche Erpressung. Aber nicht blos das Eigenthum, sondern auch die Personen stellten die Charte unter die Obhut der Gesetze. Durch den neun und dreißigsten Artikel: „Es soll kein freier Mann verhaftet oder geächtet oder auf irgend eine Art benachtheiligt oder gegen ihn verfahren werden anders als nach dem gesetzlichen Ausspruch von seines Gleichen (of his peers) oder nach dem Rechte des Landes“ wurden mittelbar zwei der stärksten Bürgschaften der Freiheit, das Habeas-Corpus-Mandat und die Jury gegeben. In diesen wenigen Hauptbestimmungen der Charte lag der fruchtbare Samen, woraus in dem kurzen Zeitraum einiger Menschenalter das ganze Verfassungswesen mit der Gestalt, die ihm später blieb, hervorging. Der 22ste Januar 1265 war der in der Geschichte Englands denkwürdige Tag, an welchem statt der aristokratischen Reichsversammlung zum ersten Mal ein Parlament zusammentrat, worin außer den Prälaten und Baronen zwei Ritter für jede Grafschaft, zwei Bürger für jede Stadt und zwei Einsassen für jeden Burgflecken Sitz und Stimme hatten. So war das Princip der Vertretung gefunden. Ohne Zweifel haben jedoch mehrere Uebergänge Statt gefunden, die man jezt nicht mehr kennt, und da wird man wieder auf die angelsächsischen Institutionen hingewiesen, als diejenigen, welche die vermittelnde Kette bildeten, so daß die Jury als eine Frucht der alten Volksgerichte, das Stimmrecht der freien Untersassen bei den Grafschaftswahlen aus ihrem Verhältniß als Schöffen bei den Grafschaftsgerichten und die Vereinigung des niedern Adels mit den Bürgern in dem Begriff der Gentry, als einer jedem Mann von Bildung und Vermögen offenen Klasse aus dem Vorgange des Verhältnisses der Thane sich erklärt. Daß aber alle die mancherlei Veränderungen, welche das englische Volk durchlaufen mußte, in ihren endlichen Resultaten der Freiheit günstig waren, davon scheint dem Verfasser in der fleißigen Uebung des in unsern Tagen so angefochtenen „konstitutionellen Kaufhandels“ (constitutional bargain), wie er die Verbindung der Abgabenbewilligung mit der Abhülfe von Beschwerden nennt, befriedigender Aufschluß zu liegen. Nur muß man nicht vergessen beizufügen, daß in England Konjunkturen sich ergaben, welche den Gebrauch dieses großen Verfassungshebels außerordentlich beförderten. Darunter möchte der Umstand, daß den englischen Thron so lange Monarchen einnahmen, in welchen ein Theil der Nation Usurpatoren erblickte, und die deßwegen sich blos durch Bewilligung neuer Zugeständnisse allgemeine Anerkennung zu verschaffen im Stande waren, nicht von mindester Bedeutung seyn, so wie die unter den Fürsten aus dem Haus Plantagenat herrschende Uneinigkeit. Während die Sieger sich gegenseitig bekämpften, bekamen die Besiegten immer einen Theil derselben zu Alliirten, die ihnen neue Rechte zu erringen halfen und dieser Konflikt schwieriger Verhältnisse ward, indem er eine stete Wachsamkeit und

rasche Benutzung glücklicher Gelegenheiten nothwendig machte, für die einen und die andern eine Schule jener politischen Verstandesbildung, wodurch vor allen das brittische Volk ausgezeichnet ist. So geschah es, daß schon im Jahr 1399 das Parlament in den Fall kam, einen Akt der Machtvollkommenheit zu vollziehen, welcher in der Revolution von 1688 sein Seitenstück fand. Es war die in Folge von 39 Klageartikeln ausgesprochene Absetzung König Richards II. und die Veränderung der Thronfolge durch Uebertragung des Reichs von dem Hause York auf das Haus Lancaster. Uebrigens haben auch die sächsischen Institutionen kein göttliches Recht der Könige anerkannt: denn wenn das Were für den Mord eines Königs 30,000 Thrymesas betrug — eine Summe, die zwar größer war, als die, womit der Mord eines Unterthanen, aber nicht viermal so groß, als die, womit der Mord des Statthalters einer Grafschaft gebüßt werden sollte, so gibt dies, um mit Hume zu reden, „einen fühlbaren Beweis von der Unterordnung des Königs im Verhältniß zur Volksgemeinde.“

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne den Wunsch auszudrücken, daß ein jedes Volk eine Bearbeitung seiner Geschichte besitzen möchte, wie diese, die so ganz ihrem Zweck, praktische Staats- und Sittenlehre zugleich zu seyn, entspricht. Wenn es wahr ist, wie verlautet, daß Lord John Russel, der Reformer, die Vollendung des angefangenen Werks unternehmen wird, so kann er nichts Besseres thun, als den Plan seines Vorgängers streng zu befolgen. Mackintosh hat geschrieben nicht als Whig, nicht als Tory, sondern als Freund seines Volks und im weitern Sinn der Menschheit kritisch, aber ohne gelehrten Prunk; mit bündiger Kürze, klar und einfach, aber umfassend, eine treue Darstellung aller gesellschaftlichen Entwicklungsstufen, und die höhern Momente der Zeit mit der edlen Beredtsamkeit überleuchtend, verständlich, wie er in dem Vorworte selbst bemerkt, für gebildete und denkende Leser, aber mit so wenig Raisonnement begleitet, als die lezte Rücksicht gestattet und ohne weiteres Eingehen in Einzelheiten als erforderlich ist, um charakteristische Züge eines Volks oder eines Zeitalters ins rechte Licht zu setzen, um das innere Leben der Geister zu schildern, die auf das Volk mächtig eingewirkt haben und vor Allem um das sittliche Gefühl zu kräftigen und es zur rechten Würdigung jeder tüchtigen Persönlichkeit aufzufordern; ein Handbuch endlich, leicht zugänglich zum Behuf des Nachschlagens und alle Notizen über die Angelegenheiten eines Volks enthaltend, welche Leser von anderweitigen Studien oder von weniger Muse oder Ausländer in einem solchen erwarten. Was die deutsche Ausgabe betrifft, so wissen wir darüber blos zu sagen, daß wir sie für geeignet halten, der englischen Geschichte viele Leser zu befreunden.

2) Geschichte Cromwell's. Nach gleichzeitigen Denkschriften und parlamentarischen Sammlungen, von Villemain. (Uebersezt in der Pölitzschen Bibliothek der wichtigsten neuern Geschichtswerke des Auslandes, 10te und 11te Lieferung.)

In den lezten Jahren der Restauration bildeten die HH. Guizot, Cousin und Villemain ein literarisches Triumvirat, welches damals in Paris viel Aufsehen erregte, und, was diese drei gelehrten Herren, gegenwärtig Minister und Pairs geworden, nicht von sich rühmen können, in hohem Grade populär war. Sie hatten unter dem pfäffischen Ministerdespotismus Villele's Verfolgung erlitten; um so eifriger strömte das Volk zu, als das Martignac'sche Juste-Milieu ihnen die Lehrstühle zurückgab. Einer besonders ausgezeichneten Theilnahme hatte sich Villemain zu erfreuen, der in einem der Säle der Sorbonne Vorträge über französische Literatur hielt. In diesen Vorträgen waren zur Vergleichung und um die nationellen Wechselwirkungen zu bezeichnen auch der englischen Literatur einige Abschnitte gewidmet, namentlich der von dem englischen Volk so trefflich gepflegten historischen Kunst und deren berühmten Meistern Hume, Robertson, Gibbon, es wurde die Frage von den wesentlichen Eigenschaften des Geschichtschreibers zur Erörterung gebracht und als der größte von allen Tacitus erklärt. Denn, sagte Villemain, die historische Unpartheilichkeit dürfe nicht bis zur Theilnahmlosigkeit gehen, Tacitus sey aber als der gewissenhafteste zugleich der leidenschaftlichste, prüfend, gleich einem Richter, ruhig und ernst, und Bericht erstattend wie ein Zeuge, zürnend und eifernd über den Fluch der Zeit. Diese Ansicht mag, so weit auch der Sprung ist von der Theorie zur Praxis, einen Maßstab liefern zur Beurtheilung des vorliegenden Werks Villemains, wenn auch weniger in Bezug auf seine Leistung, so doch in Bezug auf seine Bestrebung.

Man sieht, Herr Villemain hat sich kein übles Vorbild gewählt, allein war er auch der Mann — (diese Frage ist der Methode, welche der Verfasser in seiner Literaturgeschichte selbst angenommen hat, den Schriftsteller aus dessen Persönlichkeit und äußeren Verhältnissen zu erklären, ganz angemessen) — war er auch der

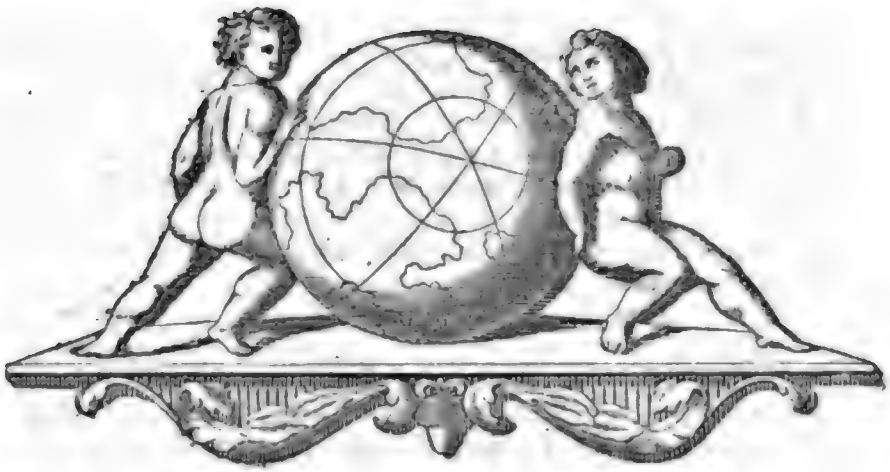
Mann, um ein Tacitus, noch mehr, um der Tacitus Cromwell's zu seyn? Wie Tacitus schreiben Republikaner, denen der Haß der Tyrannei jene pathetische, epigrammatisch-körnige und dunkle Beredtsamkeit eingibt, womit sie über den Untergang der Freiheit trauernd, die Feigheit der Völker und die Bosheit ihrer Unterdrücker der Nachwelt überantworten. Aber eine solche stolze Römerseele ist der feine akademische Aesthetiker nicht — er ist Royalist — allerdings einer der liberaleren, wie die ihm widerfahrene Anfeindung der Jesuiten beweist, aber immerhin ein Royalist, der das bescheidene Maß der Freiheit, dessen er zu seinen harmlosen Forschungen bedarf, lieber der Güte eines glänzenden Medizäers verdanken würde, als daß er sie erkämpfen möchte in den Gefahren einer unruhigen Demokratie, oder genießen mit der spartanischen Suppe, ja von dem wir überzeugt seyn dürfen, daß er, wenn er im vorigen Jahr schon Pair gewesen wäre, mit seinen Freunden, den Doktrinärs, für eine ansehnliche Civilliste gestimmt hätte, als das beste Mittel, Kunst und Wissenschaft emporzubringen. Und bedenkt man die Periode der legitimistischen Reaktion, worin er schrieb, als der Partheigeist bis in das Heiligthum der Wissenschaft eindrang, war da ein Tacitus der englischen Republik und des Protektorats auch nur möglich? Ohne nun zu behaupten, ein Biograph müsse in vollkommener Geistesverwandtschaft stehen mit der Person, die er schildern will, so läßt sich wenigstens nicht in Abrede ziehen, daß in dem Umfang Charakterverschiedenheit nicht Statt finden dürfe, daß dadurch die Einsicht in deren Individualität oder die Pflicht der Gerechtigkeit gegen dieselbe erschwert werden könne. War aber Lezteres mit Villemain nicht mehr oder weniger der Fall? Mußte er, wenn er mit dem Helden seiner Geschichte glimpflich verfuhr, nicht befürchten, bald revolutionärer Gesinnung, bald des Bonapartismus verdächtig zu werden? Konnte er in dem Königsmörder und Usurpator noch den großen Mann anerkennen und konnte er die Usurpation verwerflich finden, wenn er sich erinnerte, daß sie zur Wiederherstellung der alten Monarchie führte? Konnte endlich ein Zeitalter, in welchem das religiöse Gefühl eine so mächtige Rolle spielte, unbefangen ein Mann würdigen, welcher in der Einleitung bekennt, daß ihm die Autorität Bossuets und Voltaires über Alles geht, von denen der eine in den Freiheitsmännern des siebzehnten Jahrhunderts vornehmlich fanatischer Sektirer erblickt, die er mit dem Bannstrahl belegen zu müssen glaubt, während der andere ihnen blos eine lächerliche Seite abzugewinnen weiß — oder — mit andern Worten — von denen der eine nach kirchlichen Begriffen verdammt, der andere ohne religiösen Sinn abspricht? Und diese nennt er den berühmten englischen Geschichtsschreibern überlegen, und er sagt von ihnen, sie scheinen ihm in den meisten Beziehungen, weniger in Folge mühsamer Forschung, deren Bahn er gleichwohl als den sicherern Weg betreten will, als mit genialer untrüglicher Auffassung das Wahre getroffen zu haben.

Herr Villemain verspricht eine treue vollständige Geschichte Cromwell's und seiner Epoche, und gedenkt damit eine Lücke auszufüllen, welche, wie er meint, die Arbeiten von Harris und Banks noch immer übrig gelassen haben. Wie weit hat er diese Aufgabe gelöst? Er hat sie gelöst, wenn es genug war, eine fortlaufende Erzählung zu geben von dem Wichtigsten, was durch und unter Cromwell geschah, von Intriguen, Verschwörungen, Thaten im Parlament und im Feld, Siegen und Niederlagen, kurz von all dem bunten Gewirr äußerer Erscheinungen einer durch Auflösung der gesetzlichen Ordnung erschütterten Zeit und dieselben durch manche passende, mitunter geistreiche, Bemerkungen zu begleiten: er hat sie nicht gelöst, wenn es galt, aus den Einzelheiten große allgemeine Züge zu schöpfen, um daraus ein Bild zu entwerfen, worin die Entzweiung sich auflöste in Einheit, so daß der tiefere Beobachter die Wahrheit des Lebens mit der natürlichen Mischung von Gutem und Bösem, von Idealität und gemeiner Wirklichkeit, die Menschen und Dinge in ihrem richtigen Verhältniß zum Ganzen und diesem untergeordnet und dabei immer noch die Porträt-Aehnlichkeit erkennte; wenn es galt, einen politisch-religiösen Freiheitskampf darzustellen, und nicht blos ein langes Schauspiel von Lüge und Heuchelei, worin die ganze Masse der handelnden Personen sich eintheilte in Betrüger und Betrogene.

Um einiges Besondere herauszuheben, so vermißt man namentlich eine richtige Gruppirung der Partheien, die sowohl unbefangener, als schärfer gezeichnet seyn sollten. Die Royalisten (Cavaliere, Papisten) werden mit auffallender Vorliebe behandelt; die ersten Republikaner — und doch zählten sie einen Milton und Algernon-Sydney in ihrer Mitte — bleiben fast gänzlich vernachläßigt und vergessen; die übrigen (Agitatoren, Levellers, Fünfmonarchisten) sind ihm Narren, welche verdienen, daß Cromwell sie betrügt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 14. — 6. Februar 1833.

Englische Geschichte.

2) Geschichte Cromwell's. Nach gleichzeitigen Denkschriften und parlamentarischen Sammlungen, von Villemain. (Uebersezt in der Pölitzschen Bibliothek der wichtigsten neuern Geschichtswerke des Auslandes, 10te und 11te Lieferung.)

(Beschluß.)

Ueberhaupt wird man fast nur über den Schmuz der Revolution unterhalten; das Große, das sie in ihrem Gefolge hatte, wird nur flüchtig berührt; von Blake's unsterblichen Siegen, welche die englische Seeherrschaft begründeten und der Navigationsakte Anerkennung erzwangen, ist zum Theil nicht einmal das Datum angegeben; der Verfasser gefällt sich in der Karikatur: darum flicht er gerne Anekdoten ein, die geeignet sind, den Charakter des Protektors herabzuwürdigen. So soll Cromwell, man erfährt nicht warum, eines Tags einem seiner Obristen ein Polster ins Gesicht geworfen und dieser ihm den Spaß heimgegeben, so soll er einem der Kommissäre die Dinte aus der Feder, womit er so eben das Todesurtheil Karls I. unterzeichnet hatte, ins Gesicht gesprüzt haben; einmal vergißt Herr Villemain sogar die Würde der Geschichte dermaßen, daß er den Protektor mit dem Titel eines Spizbuben (Fourbe) beehrt. Sollen wir noch beifügen, daß er manche der interessantesten Scenen jener Periode, z. B. den Prozeß des Königs, die Auflösung des langen Parlaments — den 18. Brumaire des brittischen Bonaparte — unverhältnißmäßig kurz abfertigt? Daß er die Cromwellschen Reden auf eine Art zerstückelt, wodurch der Leser allen Totaleindruck verliert? Die Methode der Alten, ihren historischen Personen Reden in den Mund zu legen, welche von denselben nicht gehalten worden waren, die sie aber nach ihrem Charakter und ihrer Stellung hätten halten können, that doch wenigstens der dramatischen Wahrheit keinen Eintrag, und mochte sich in einer Geschichte als Kunstwerk betrachtet rechtfertigen, wogegen dieses Anflicken unzusammenhängender Bruchstücke wirklicher Reden das Gesez der Wahrheit wie der Schönheit gleich stark beleidigt.

3) History of Scotland. By Sir Walter Scott. 2 Vols. Uebersezt: 1) von Friedrich Vogel, großherzogl. hess. Hauptmann. Darmstadt, im Verlag von Karl Wilh. Leske. 2) von Bärmann. Zwickau, Schumann, 1830.

Ist es ein Cäsar oder Napoleon, welcher Geschichte schreibt, so erwartet man wichtige Aufschlüsse über Ge-

genſtände der Staatskunſt und Geſetzgebung, über Maßregeln des Kriegs und Friedens, iſt es ein diplomatiſcher Hofmann, daß er in die Geheimniſſe der Kabinette blicken laſſe, iſt es ein Philoſoph, daß er Fragen des Staats- und Völkerrechts mit beſonderer Schärfe behandle, iſt es aber ein Dichter, ſo fragt man gerne, wie er dieſe und jene poetiſchen Stoffe, auf welche ſeine Arbeit ihn führt, aufgefaßt und benützt habe. Nun vollends Walter Scott, von deſſen Hand das Publikum bereits ſo herrliche Familiengemälde aus der ſchottiſchen Geſchichte beſitzt, wodurch er dieſe manchen entfernten Völkern vertrauter gemacht hat, als die Geſchichte ihrer eignen Heimath — jetzt da er auftritt mit der längſt verſprochnen National-Geſchichte, zu welcher, wie man gehört hatte, ſeine Novellen und Erzählungen blos die Propyläen bilden ſollten, wer träumt ſich nicht gleich verſetzt in einen Luſtgarten voll romantiſcher Zauberpartien, bevölkert von Helden wilder Clans und kühnen Barden? Las man die Anzeige in der Literary Gazette, ſo ſchien die Sache ausgemacht. Da hieß es: „die Geſchichte Schottlands von Sir Walter Scott — wir nehmen keinen Anſtand, es zu erklären — wird, wo möglich, eine noch zahlreichere Leſewelt feſſeln, als das populärſte Werk der Einbildungskraft von demſelben fruchtbaren Verfaſſer und zwar aus dem naheliegenden Grunde: ſie vereinigt die glänzende Farbengebung Ivanhoe'ſcher Sittenſchilderungen und all die anmuthige Leichtigkeit des Styls und die Virtuoſität der Beſchreibung ſeiner übrigen romantiſchen Dichtungen mit der gewiſſenhafteſten Treue in Bezug auf die hiſtoriſchen Thatſachen und einer eindringenden Erforſchung ihrer Authentizität und ihres relativen Werths, welche einen Hume und andere Geſchichtſchreiber von Profeſſion beſchämen könnte. So mächtig iſt der Zauber von Sir Walter Scotts Feder, daß ſie das einfachſte Ereigniß des Alltagslebens nur zu berühren braucht, damit es alles Intereſſe einer romantiſchen Scene gewinnt und mit ſolcher Treue hält er ſich an den Text der Natur, daß die Ritter, Leibeignen und Narren mit Halsbändern, womit ſein erfindungsreicher Geiſt ſo manche Bände ausſtattete, von uns nicht als bloße Schöpfungen der Phantaſie betrachtet werden, ſondern als Perſonen von Fleiſch und Blut mit all den Tugenden, Gefühlen und Irrthümern der gemeinen Menſchheit."

Nun mußte freilich Jedem einfallen, daß Walter Scott in der Geſchichte Napoleons, welche mit eben ſo viel Pomp angekündigt worden war, ſeinen Beruf als Hiſtoriker eben nicht entſchieden erprobt hatte; oder wollen die, ſo von ihm rühmen, daß er der Geſchichte den Reiz des Romans zu geben wiſſe, behaupten, er habe hier, wo es galt, nicht zu erfinden, nicht auszuſchmücken, ſondern darzuſtellen, die Bilder einer wundervollen Wirklichkeit in einen Rahmen zu faſſen, die nackte glanzloſe Wahrheit der Erſcheinungen im Leben jenes großen Mannes und der ihn begleitenden Charaktere und Ereigniſſe nur erreicht — wir ſagen nicht — mit der Friſche und Anſchauungskraft einer Dichterſeele verherrlicht? Selbſt wenn man zugäbe, daß es nicht ſowohl die Darſtellungskunſt ſey, als das ſtrenge Richteramt, wodurch ſich der Beruf des Hiſtorikers beurkunde, möchte der Beweis ſchwer zu führen ſeyn, Walter Scott habe wenigſtens der lezten Anforderung entſprochen. Ohne daß man ein beſonderer Verehrer Napoleons iſt, kann man mit Byron ſagen: „Der Held iſt gefallen, aber nicht durch euch, ihr Sieger von Waterloo." Walter Scott läßt ſich aber durch den zufälligen Schimmer dieſes Tags dergeſtalt verblenden, oder er huldigt ſo unbedingt den Vorurtheilen ſeiner brittiſchen National- und Standesbegriffe — Franzoſenhaß und Torysmus — daß er ſich nicht entblödet, den Feldherrn der Koalition über den Sohn des Jahrhunderts zu ſtellen.

Indeß ein Anderes iſt die Geſchichte Napoleons, ein Anderes die Geſchichte von Schottland; jene war ihm eine von außen gewordene Aufgabe, dieſe das Lieblingsſtudium ſeines Lebens; zu jener mußte er die Materialien mühſam aus dem Chaos der Gegenwart erſt zuſammentragen, er ſchrieb ſie nach dem Ausgang eines Kampfes, der alle Leidenſchaften entzündet hatte, unter zu mächtigen Eindrücken, als daß nicht ſelbſt ſtarke Geiſter Mühe fanden, ſich der Befangenheit zu erwehren — dieſe war mit den früheſten Erinnerungen ſeiner Jugend, wie mit den ernſten Beſtrebungen ſeines reifern Alters aufs Innigſte verwoben, der reiche Born, aus welchem ihm zu den bewundertſten Schöpfungen des Genies die Begeiſterung quoll. Gewiß aber war es alſo Niemand auffallend oder unerwünſcht, daß Walter Scott bei einer jener gemeinnützigen literariſchen Unternehmungen, welche unter dem Namen von Familienbibliotheken, Kabinetsbibliotheken, Encyklopädien ꝛc. gegenwärtig in England erſcheinen und wozu die Geſellſchaft zu Verbreitung nützlicher Kenntniſſe Beiſpiel und Impuls gegeben zu haben ſcheint, in Verbindung mit Mackintoſh und Moore, als Bearbeiter des ihm vertrauteſten Theils der Geſchichte des vereinigten Reichs von Großbritannien und Irland einſtand.

Bedauern muß man, daß das Publikum auch diesmal in ſeinen Erwartungen im Ganzen getäuſcht ſeyn wird. Aber warum mußte es, ſo oft Walter Scott ein neues Werk in die Welt ſandte, vor Allem auf äſthetiſche Genüſſe rechnen? Warum mußten gefällige literariſche Mäckler (auch in England iſt die Literatur ſo gut wie irgendwo eine Waare, die durch bezahltes Lob Umſatz erhält) jedes Mal in die Poſaune ſtoßen und ausrufen: „Kauft ein! Kauft ein! Ein neues Werk von

dem großen Unbekannten; er hat sich wieder selbst übertroffen.“ Man ermangelte dann nicht, als die Quintessenz seines Talents, seine Darstellungskunst (High descriptive power), die Lebendigkeit und Originalität seiner Charakter- und Naturbeschreibungen, seine Kenntniß des menschlichen Herzens, den Reichthum seiner Phantasie — kurz all die poetischen Vorzüge zu rühmen, die man traditionell gewohnt war, an den Scott'schen Novellen zu bewundern. Wir halten Walter Scott für vollkommen unschuldig an diesen marktschreierischen Verkündigungen; er konnte sich dadurch nicht einmal geschmeichelt fühlen, denn sie setzen im Grunde eine gewisse Einseitigkeit voraus, die er sich keineswegs beilegte. Sey es ein Fehler oder eine Tugend — er will, wenn er Geschichte schreibt, Nichts vom Dichter mitbringen — er will blos wahr seyn — die schönsten poetischen Illusionen — er ist entschlossen, sie unbarmherzig zu zerstören. Diese Strenge trieb er so weit, daß er fast schon den Schmuck der Beredtsamkeit für eine Versündigung an der historischen Treue gehalten zu haben scheint.

Ist jedoch die vorliegende Geschichte von Schottland zu einem ganz besonders magern Gerippe geworden, so möchten wir den Grund zunächst nicht sowohl in diesem historiographischen Rigorismus suchen, als darin, daß der Plan, wenn wir uns nicht sehr irren, ein wahres Hors d'oeuvre von historischer Komposition ist. Bekanntlich gab der Verfasser früher in den „Erzählungen eines Großvaters“ eine Reihe interessanter Skizzen aus der schottischen Geschichte heraus, welche wegen des schönen individuellen Lebens, das sich in ihnen bewegt, nicht mit Unrecht seinen besten Novellen an die Seite gestellt wurden; diesen soll nun die „Geschichte von Schottland“ als Ausführung und Ergänzung dienen. In den Erzählungen, sagt Walter Scott, habe er sich bestrebt, Alles, was den Verstand des jungen Lesers hätte in Verlegenheit bringen oder seine Aufmerksamkeit ermüden können, auf die Seite zu schieben oder wegzulassen und ihm Nichts zu bieten, als was vorzüglich geeignet gewesen, die Einbildungskraft anzusprechen; er habe sich daher auf Thatsachen beschränkt, die Untersuchung der denselben zum Grunde liegenden Beziehungen einer spätern Periode vorbehaltend. Diese Untersuchung solle jezt die Geschichte liefern. So verhalten sich die Geschichte und die Erzählungen wie eine Art siamesisches Zwillingspaar zu einander, wovon die eine Hälfte aus Fleisch und Blut, die andere Hälfte aus Knochen und Sehnen besteht. Walter Scott scheint übrigens bescheiden, indem er als Zweck dieses für Leser von reiferem Alter bestimmten Werks einfach den bezeichnet, daß es nützliche Wahrheiten verbreiten soll. Diesen populären Zweck als eine angenehme nützliche Lektüre (denn der Scott'sche Geist läßt sich auch hier nicht verkennen) mag es in Großbritannien, wo die Autorität des Scott'schen Namens gilt, erfüllen; für den ausländischen Leser verliert es, da der Verfasser es verschmäht, (was Mackintosh's englische Geschichte so werthvoll macht), seine Forschungen, Ansichten und Urtheile durch Hinweisung auf die Quellen zu verbürgen, einen großen Theil seiner Brauchbarkeit, oder die gründlicheren Werke von Robertson, Laing ꝛc. können ihm wenigstens dadurch nicht entbehrlich werden.

Das Werk beginnt mit der frühesten Geschichte Schottlands, die es äußerst flüchtig behandelt — die Periode von Cäsars Landung in Britannien, (55 vor Christi Geburt) bis auf Robert Bruce (Anfang des vierzehnten Jahrhunderts) auf wenigen Bogen — von Bruce an wird es ausführlicher, wie denn die drei Regierungen Jakobs V., Marias und ihres Sohns allein den ganzen zweiten Band ausmachen; es endet mit Jakobs VI. Uebernahme der englischen Krone (1603), wornach Schottland aufhört eine eigene Geschichte zu besitzen, wenn gleich noch mehr als hundert Jahre verflossen, bis es durch den Unionsvertrag mit England zu einem geschlossenen und unauflöslichen Ganzen vereinigt wurde. Man sieht, daß Walter Scott keine Volksgeschichte schreiben wollte, denn das schottische Volk blieb, auch als Schottland aufhörte einen eigenen Staat zu bilden, und könnte immerhin noch seinen Geschichtschreiber haben. Warum entzog sich wohl Walter Scott dieser weitern Aufgabe? Etwa weil es seinem verschrieenen Aristokratismus angemessen gewesen, keine Volksexistenz anzuerkennen, wo sie nicht mehr als Macht gilt? Wir glauben dies nicht, sondern eher scheint uns die Kränklichkeit seiner lezten Lebensjahre Ursache gewesen zu seyn, daß er die Gränzen seiner Arbeit beschränkte.

Ueberhaupt ist das Werk so wenig in einem vorherrschend poetischen als aristokratischen Geist geschrieben. Ein paar Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Nach Scott war Macbeth kein Tyrann, Duncan kein Fürstenspiegel, Lady Macbeth, eigentlich Graoch mit Namen, nicht die gräßlichste der Frauen, wohl aber ein rachsüchtiges Weib, das sich als Enkelin Kenneths IV., der gegen Malcolm II. fiel, zur Blutrache an dem regierenden Fürsten aufgefordert hielt; so war auch Macbeths Besitznahme vom Thron keine Usurpation (gleich Dunkan, Enkel Malcolms II., hatte er sogar nach schottischem Erbrecht noch gegründetere Ansprüche als jener, der die seinigen blos von der weiblichen Linie ableitete), seine Ermordung des Königs nicht zugleich ein Verbrechen gegen die Gastfreundschaft. Er überfiel den König und erschlug ihn an einer Stelle, die man Bothgowan

oder des Schmids Haut nennt, in der Nähe von Elgin und nicht, wie angenommen worden ist, in seinem Schlosse zu Inverneß. Solches begab sich im Jahre 1039. Nach einer kräftigen, gerechten und billigen Regierung von siebzehn Jahren, die jedoch gegen das Ende aus Furcht vor der Parthei des nach England entwichenen Sohns des vorigen Königs sich, wie es scheint, zuweilen zu Maßregeln der Gewalt hinreißen ließ, wodurch sie den Haß des Adels auf sich zog, wurde Macbeth von dem dänischen Grafen von Northumberland, Seward, welcher sich auf den Rath Macduffs, des mächtigen Maormor von Fife, für den Prätendenten erklärt hatte, in einem Treffen in der Nähe der berühmten Burg Dunsinane überwunden und auf der Flucht bei Lumphanan getödtet. Der Prätendent bestieg hierauf als Malcolm III., genannt Cean-More, (Großkopf) den Thron, nachdem Macbeths Sohn, Luach, nach einem lezten Versuch des Schlachtenglücks, bei Essie in Strath Bogie geblieben war. In Bezug auf die übrigen Personen des Drama ist noch zu bemerken, daß nach den alten Chronikenschreibern die drei Zauberinnen — Weiber von mehr als menschlicher Größe und Schönheit — Macbeth wirklich in einem Traum oder Gesicht erschienen sind und ihn zuerst als Thane von Cromaty, dann von Moray und endlich als König von Schottland begrüßt haben, wodurch ihm die verführerischen Hoffnungen eingeflößt worden seyn sollen, welche das unsterbliche Dichterwerk so meisterhaft ausdrückt. Dagegen sind Banquo und dessen Sohn Fleance keine historische Personen und konnten also auch nicht die Ahnen des Hauses Stuart seyn. In dieser Darstellung hat nun allerdings Walter Scott dem poetischen Enthusismus nicht so viel eingeräumt, um Sagen eine größere Wichtigkeit beizulegen, als sie verdienen, weil sie (Worte Walter Scotts) „verherrlicht durch einen der erhabensten Geister, die wir kennen, in die ergreifendste Schilderung von Ehrsucht und Gewissensqual eingeflochten sind, die je das menschliche Gemüth mit Größe erfüllten. Shakespeare fand die Sage von Macbeth in Holinsheds schottischer Chronik und sein Genie verlieh ihr einen Glanz, ähnlich dem, womit öfters ein Stück Glas, von einem Sonnenstrahl getroffen, funkelte. Aus der Ferne gesehen, gleicht es einem Diamant; in der Nähe betrachtet ist es werthloser Tand.“ Einen andern Beweis seiner poetischen Selbstverläugnung gibt Walter Scott in der Geschichte der Maria Stuart, die er, während die feurige Einbildungskraft romantischer Verschwörer sie noch mit der ganzen unvergleichlichen Anmuth ihrer frühern Zeiten ausschmückte, als eine „lahme, ältliche und aufgedunsene Frau“ beschreibt. Dies soll sie schon im Jahre 1582 (fünf Jahre vor ihrer Hinrichtung) gewesen seyn, als sie die Erlaubniß erhielt, das Bad von Buxton zu besuchen, von welchem sie mit folgendem Distichon Abschied nimmt:

Buxtona, quae calidae celebrabere nomine lymphae,
Porto mihi posthac non adeunda vale:

Im Verlauf der langen kummervollen Jahre ihrer Gefangenschaft, unter der zunehmenden Strenge der Behandlung, die endlich so weit getrieben wurde, daß Paulet, der lezte und härteste ihrer Wächter, an den Minister Walsingham schrieb: „Voriges Jahr als sie nach Tutbury kam, klagte sie, ihr Bett sey schmutzig und habe einen übeln Geruch und Herr Somer, um ihrem Bedürfniß abzuhelfen, gab ihr sein eigenes Bett, welches blos ein gewöhnliches einfaches Federnbett war; und jezt durch den langen Gebrauch dringen die Federn durch den Ueberzug und die Härte ihres Lagers verursacht ihr große Schmerzen“ — unter diesen Umständen waren die Rosen ihrer Jugend bald verblüht und wenn ihre Base Elisabeth ihr die gewünschte Zusammenkunft verweigerte, so konnte es wenigstens nicht aus Besorgniß geschehen, in jener Beziehung durch sie verdunkelt zu werden.

Wir haben noch kurz nachzuweisen, daß man Walter Scotts Geschichte auch keine übertriebene Vorliebe für aristokratische Institutionen zum Vorwurf machen darf. Indem er auf die Unterwerfung Schottlands unter das Joch Edwards I., Königs von England, zu sprechen kommt — eine Unterwerfung, die so allgemein war, daß die meisten altadeligen Geschlechter genöthigt sind, die Namen ihrer Ahnen auf den sechs und fünfzig Pergamentblättern zu suchen, welche das demüthigende Zeugniß dieser lezten vor dem auswärtigen Eroberer enthalten — nimmt er, dem Grund dieser auffallenden Erscheinung nachforschend, keinen Anstand, das Feudalsystem anzuklagen. Durch Malcolms Cean-More, Zeitgenossen Wilhelms des Eroberers, und seiner Nachfolger unveränderte Politik waren fast alle Kronlehen in die Hände eines dem Lande fremden Geschlechts übergegangen, das weder für das Volk noch für Schottland jene Anhänglichkeit fühlte, die den Eingebornen an den Boden fesselt, den seit Jahrhunderten seine Vorfahren bewohnten. Die Folge war, daß viele normännisch-schottische Edeln nur einen sehr lauen Antheil an der Vertheidigung ihres Vaterlandes nehmen, und daß manche sich, während der schnell wechselnden Scenen, da einige Menschenalter den Normann in einen Schotten — zu verwandeln noch nicht vermocht hatten, der entehrendsten Wankelmüthigkeit schuld machten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 15. — 8. Februar 1833.

Kunstgeschichte.

Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt, von Amadeus Wendt, Hofrath und Prof. Leipzig, Barth, 1831.

Ueber die Kunst sind so viel historische und philosophische Untersuchungen angestellt worden, daß man sich wundern muß, wie sie selbst dabei immer zu kurz gekommen ist. Es ist ein sonderbares Schicksal, das die Kunst getroffen hat. Man gibt vor, von den alten Dichtungen zu sprechen, und man spricht von den religiösen Ahnungen der Völker auf den asiatischen Hochebenen, man will die alten Bauwerke erklären, und verliert sich in die urweltliche Naturgeschichte, man hat es mit den Pyramiden und Obelisken zu thun, und grübelt über die ägyptische Seelenwanderung. Das ist zur Sitte geworden. Man verlangt nach einigen Regeln über die gothische Baukunst, und erhält die Antwort, daß der wahre Kalk und Mörtel der Vorfahren ihre Innigkeit, die katholische Andacht, die Ahnung, ich weiß nicht welcher typischen Beziehungen gewesen sey; man erwartet die Erläuterung eines altdeutschen Gedichts, und hört von Nichts, als vom germanischen Volkscharakter, von den geistigen Elementen des Ritterthums, von den alten Domen und den architektonischen Ahnungen. Nun ist es allerdings zu glauben, daß in der Kunst nicht nur ihr Inhalt die Form bedingte, sondern auch ihre verschiedenen Zweige ineinander gingen und sich wechselseitig aushalfen. In einer gewissen Beziehung läßt es sich hören, daß man, wenn man von der Kunst reden soll, von der Religion spricht, und wenn man die Religion erklären soll, über die Natur weitläuftig wird. Aber es muß doch endlich einmal einen Punkt geben, wo die Kunst aufhört, Religion zu seyn, man muß es nachweisen, warum ein Andächtiger nicht zu einem Gebetbuche oder zu einer Selbstpeinigungsgeißel, sondern zum Meißel oder zur Mauerkelle greift, um seiner Ueberschwenglichkeit Luft zu machen. Ein Tempel von Ellora oder auch nur ein einfaches Götzenbild macht sich doch durch meine Andacht, durch ein paar gefaltete Hände nicht von selbst, es muß der künstlerischen Schöpfung eine Ahnung dieses Schöpfungsvermögens, der Begriff eines technischen Handgriffes, die Bekanntschaft mit den bildsamen Stoffen der Natur vorausgegangen seyn, oder sollen alle diese Dinge schon durch die Religion, durch das sogenannte Drängen der Subjektivität, sich nach Außen hin zu vergegenständlichen, schon erklärt seyn? Welche übereilte Schluß-

folgen! Man betrachte einmal auf der Kunstkammer in Berlin die scheußlichen Götzen, die in der That und Wahrheit Kunstprodukte der Wilden sind. Es sind ungeheure Köpfe, aus einem kafftartigen Stoffe zusammengesezt, mehr viereckig als rund, mit den schreiendsten Lackfarben überzogen, die Augen zwei große schwarze und weiße Räder, die jeden schüchternen Anblick zermalmen. Man wird sagen: hier ist der Zusammenhang mit der Religion, hier die erste Stufe der Kunst. Ich gebe das Erste zu, ohne aber dabei auf das Leztere zu schließen. Diese kalibanischen Köpfe sind unstreitig für den otaheitischen Kultus bestimmt: man ahnt den Eindruck, den sie in der Gemeinde machen müssen: diese glotzenden Augen sind unversöhnlich, dieser mit spitzen Zähnen besezte Rachen lechzt nach Blut, man kann sich eine Menge heulend und schreiend vor diesem Götzen im Staube liegen denken. Jezt ist nur dies die Frage: Hatten die Otaheiten ihren Glauben an eine blutdürstige, zähnefletschende Gottheit früher oder später, als diese Bilder derselben? Ist ihre Religion schuld an diesem plastischen Drachen, hätten sie ihren Götzen edler machen können, oder fehlte ihnen eine edlere Idee von demselben? Unsre sublimen Aesthetiker würden sich darüber so ausdrücken: Die Religion ist früher als die Kunst. Wo sich das Göttliche dem Menschen nur furchtbar offenbart, da werden auch die Darstellungen der religiösen Idee diesen furchtbaren Charakter tragen. Die Religion des Wilden erhält auch seine Kunst nur immer auf der niedern Stufe, wo jene steht. Gebt dem Otaheiten das Christenthum, er wird aus seinem Heiligen einen bessern Götzen machen, oder umgekehrt, macht ihn mit edleren Gestalten der Kunst vertraut, und er wird bessere Begriffe über die Gottheit bekommen! Doch in diesen Behauptungen liegen eben die falschen Maßstabe und die falschen Folgerungen. Ein einzelnes Götzenbild soll auf die ganze künstlerische Thätigkeit schließen lassen! Die Fortschritte der Kunst sind unabhängig von der Verknöcherung einer religiösen Idee. Das Grausenhafte dieser Bilder ist zu absichtlich, man sieht zu deutlich das Gemachte an dem Schrecken, daß man nicht annehmen müßte, der Verfertiger derselben sey Meister seines Gegenstandes gewesen, d. h. die Kunst sey älter, als die Absicht, eine religiöse Idee zur Anschauung zu bringen. In aller Welt, wo ist der Uebergang von einer andächtigen Empfindung zu einem artistischen Werke? Mußte die Technik nicht älter seyn, als dieser Uebergang? Ist also die Kunst, mag man sie nun Instinkt oder Ueberlegung nennen, ihrem Wesen nach nicht völlig unabhängig von Offenbarung, Mythus, Symbol und all den Begriffen, die man aus der Religionsgeschichte entnimmt, um sie an die Spitze der Kunstgeschichte zu stellen? So kommen wir immer wieder auf den einfachen Satz des Aristoteles zurück, demzufolge der Ursprung der Kunst entweder eine Nachahmung oder eine Ergänzung der Natur ist. In dem lezten Ausdrucke liegt nichts Sublimes, nichts von einer ewigen Schöpfung, nichts von einer Verklärung der Materie zum Geiste, wie unsere Kunstkenner wollen, sondern die simple Bemerkung, daß sich der Mensch, was ihm die Natur nicht gibt, z. B. Wagenräder, Waffen und dergleichen mit einer gewissen Fertigkeit selbst verschaffen lernt.

Diese Bemerkungen sind auch gegen Herrn Hofrath Wendt gerichtet. Er hütet sich zwar, in seinen Deduktionen sich dem Vorwurfe auszusetzen, als wolle er die Geschichte konstruiren, doch ist er auch darauf bedacht, den Ideologen nicht fremd zu erscheinen. Ueberhaupt ist es von Herrn Wendt charakteristisch, daß er es mit keiner Parthei verderben will. Man kann ihn sogut zu einem Anhänger Hegels, als zu einem Schüler Krugs machen. Die Kenner seiner Schriften werden sich darüber oft gewundert haben.

Es ist ein ungeheurer Stoff, den der Verfasser in diesem Buche zusammengedrängt und unter einige Gesichtspunkte gebracht hat. Es wird schwer seyn, nachzuweisen, wo dabei zu viel und zu wenig gegeben ist. Im Allgemeinen hat wohl die Literatur zu Gunsten der bildenden Kunst zu sehr eingebüßt. Der Verfasser scheint z. B. gar nicht beachtet zu haben, daß man mit vielem Grunde auch von einer philosophischen, historischen Kunst sprechen kann. Doch hielt es schwer, auf einen so kleinen Raum Alles zu vereinigen. Es genügt, die Haupterscheinungen nach einem historischen Principe geordnet zu sehen. Herr Wendt ist mit seinem Gegenstande wohl vertraut, und es ist längst bekannt, daß man namentlich in der musikalischen Literatur in ihm auf einen sehr gründlichen Kenner stößt.

Am Schlusse seiner Darstellung spricht der Verfasser von den Aussichten, die sich für die Kunst in der Zukunft eröffnen. Er besizt die Aufrichtigkeit, einzugestehen, daß diese schlecht sind. Die desfalls von ihm angeführten Gründe sind zum großen Theile richtig. Es ist die Mißachtung der Kunstformen, die Anarchie der Kritik, der einreißende Dilettantismus und die Virtuosität, es sind die Capricen, Sympathien und Antipathien eines der Kunst immer mehr abgewandten Publikums, die mit einem sichern und aufgemunterten Kunststreben sich nicht vertragen wollen. Es ist noch mehr! Fast alle Zweige der Kunst sind an sich selbst irre geworden. Die Zeitgenossen sind so unbillig, immer nur tonangebende,

bahnbrechende Genien zu verlangen, sie wollen nur Originalien sehen, und drücken mit der Bemerkung, dies Bild sey im Style Titians, jene Arie sey Rossinisch u. s. f. immer zugleich einen Tadel aus. Daher das Mißtrauen der Künstler in ihren eignen Gegenstand, daher die Neuerungssucht. Man hebt die alten Unterscheidungen der Kunstformen auf, um sie zu verbinden. Man sucht die Gränzen zwischen der Musik und dem Worte niederzureißen, und hat aus dem Melodrama und der Oper schon die wunderbarsten Dinge machen wollen. Dieselben Kombinationen sind in andern Gebieten versucht worden, und scheiterten.

Ein Blick auf die gegenwärtige Kunst und Literatur entwaffnet unsern Tadel, weil in ihr fast nur ein geheimnißvolles Schicksal zu walten scheint. Man nehme irgend eine einzelne Kunstform und untersuche, wie es jezt mit ihr steht! z. B. der Roman. Wie vielen Veränderungen ist diese Gattung nicht unterworfen gewesen! Seit zehen Jahren ist sie aber verknöchert, mit dem historischen Roman scheint der Roman selbst aufhören zu wollen. Mag darin auch etwas Richtiges liegen, so werden wir uns davon doch nie überzeugen, weil wir uns an einen solchen Stillstand nicht gewöhnen können. Man spricht ferner jezt von einer Weltliteratur und will damit ein neues Geheimniß entdeckt haben. Was ist diese Erfindung aber mehr, als das Resultat des Eigennutzes und einer gewissen Eitelkeit? Die Nationen verhalten sich gegen diese Ankündigung sehr gleichgültig, und fragen selten den Autor, woher ers habe, sondern, was er gibt? Die französische Kunst und Literatur ist gegenwärtig die Einzige, die sich in einem ringenden, gährenden Zustande befindet. Aber das Neue, was sie producirt, ist theils so beschaffen, daß wir andern Nationen schon darüber hinaus sind, oder es ist der Sieg einer gewissen Kunstgattung, die die Besorgniß für die Zukunft nur vermehren kann. Der Vorzug der Franzosen besteht unstreitig in diesen anmuthigen Schilderungen des objektiven Lebens, mit denen sie seit einigen Jahren die übrigen Nationen zur Nachahmung reizen. Man liest diese Genrestücke von Jal, Sue, Janin mit Vergnügen, wird aber immer erstaunen, am Schluß eines solchen Bildes nichts, als die Erinnerung einer angenehm vertriebenen Stunde zu haben. Und diese Richtung nimmt im gegenwärtigen Augenblick die ganze europäische Literatur. Die Schilderungen des gemeinen und historischen Lebens tragen den Sieg über alle anderen Darstellungen davon. Wir selbst und unsre eignen Zustände werden uns die höchsten Ideale werden. Was ist dies? Wir ahnen es wohl, es sind die Vorzeichen der erschütterndsten Ereignisse, es ist die lezte Bekanntschaft, die wir noch mit einander machen wollen, um dann ein Jeder auf seinen Platz zu treten und den Sturm der Begebenheiten abzuwarten. Die Kunst, die Wissenschaft, die Religion, Alles, was in Jahrtausenden die Menschen beglückt hat, sammeln wir um uns her, sie sollen die Blumen seyn, die die Zeit auf unser nahes Grab streuen wird. Ach! Herr Hofrath, dies Buch über die Hauptperioden der Kunst wird man auf Ihren Sarg, und diese Kritik über dasselbe auf den meinigen streuen!

G.

Englische Geschichte.

3) History of Scotland. By Sir Walter Scott. 2 Vols. Uebersezt: 1) von Friedrich Vogel, großherzogl. hess. Hauptmann. Darmstadt, im Verlag von Karl Wilh. Leske. 2) von Bärmann. Zwickau, Schumann, 1830.

(Beschluß.)

Walter Scott knüpft hieran folgende Betrachtungen an: „Die Normänner waren weder durch Geburt, noch durch Lebensart empfänglich für die Geschichte, worauf die Vaterlandsliebe beruht. Ihre Vorfahren waren jene Skandinavier, welche ohne Bedenken ihr nordisches Geburtsland verließen, um bessere Wohnsitze aufzusuchen, und gleich dem freiwilligen Verbannten der neuesten Zeit mit dem Winde dahin segelnd, unbekümmert, an welche Küste er sie triebe, wenn nur nicht zurück an die ihrige. Die Erziehung konnte die Normänner des dreizehnten Jahrhunderts nicht mit jener Liebe zum Geburtslande bekannt machen, von welcher ihre umherstreifenden Voreltern Nichts wußten. Mehr als alle andern Völker von Europa hingen sie an dem Ritterwesen, dessen Lehrsätze und Einrichtungen mit der Liebe zum Wohnort sich nicht vertrugen. Das Ideal des irrenden Ritters war ein Held, der von Land zu Land auf Abentheuer umherzog, um Ruhm einzuernten, und, mit Hülfe seines guten Schwertes, Grafschaften, Königreiche, ja sogar Kaiserthümer zu gewinnen, und sich endlich ohne einen einzigen Rückblick auf das Land, das ihm das Leben gab, in seinen neuen Besitzungen niederzulassen. Diese Gleichgültigkeit gegen das Geburtsland entwickelte sich in dem jungen Mann, der nach der Ehre des Ritterschlags strebte, schon dadurch, daß er frühzeitig von allen Banden sich losmachen mußte, wodurch der Jüngling mit seinen Angehörigen zusammenhängt. Der Gang der militärischen Erziehung entfernte ihn als Knabe aus dem Vaterhaus. Man schickte ihn an den

Hof eines ausländischen Großen, um daselbst die Lehrjahre des Ritterthums zuzubringen, und in dem bunten regen Leben am Hofe waren bald die Gefühle vergessen, welche sonst die Menschen an ihre Familie und ihre Geburtsstätte knüpfen. Hatte der junge Mann den Ritterschlag empfangen, so fand er eine Heimath auf jedem Turnierplatz, auf jedem Schlachtfeld und siedelte in dem sich an, wo die Tapferkeit am besten belohnt wurde. So sonderbar die Behauptung auch lauten mag, so lag in dem Feudalsystem selbst Manches, das der Unterthanentreue und der Vaterlandsliebe nicht günstig war. Ein Adeliger konnte in mehr als einem Reich Güter zu Lehen haben und dies war auch häufig der Fall; ja einige schottische Große waren sogar Vasallen der Könige von Frankreich, England und Schottland. Ein solcher Lehensträger war also gewisser Maßen Unterthan der Könige dieser drei Reiche und konnte folglich für keinen seiner Herren eine ausschließliche Anhänglichkeit fühlen, wenn nicht besondere Umstände dahin wirkten. Brach nun ein Krieg zwischen zwei oder mehreren der Fürsten aus, deren Oberhoheit der Große anerkennen mußte, so ging er mit sich zu Rathe, welchem von seinen Lehensherrn er sich anschließen sollte, und machte sich dann von der einen der kriegführenden Mächte dadurch los, daß er die Besitzung aufgab, die er von demselben zu Lehen trug. Eine solche Möglichkeit, das Vaterland und den Herrn zu wechseln, und die Gewohnheit, nur so lange einem Fürsten zu dienen, als man sein Vasall war, führte zu oberflächlichen und nicht sehr strengen Begriffen von Treue und Vaterlandsliebe und gab dem Lehensträger mehr das Ansehen eines Miethlings, der für Sold kämpft, als eines Vaterlands-Vertheidigers, der nur für die Beschützung der Heimath das Schwert zieht." Erst langwierige gemeinsam bestandene Kämpfe, wiederholte Niederlagen und muthvoll erneute Anstrengungen, nachdem in den Kriegen mit England alle Stämme die gleiche Noth erfahren und fast alle mit gleicher Auszeichnung daran Antheil genommen hatten, führten die Vereinigung zwischen dem Adel und ihren Dienstmannen, zwischen den höhern und niedern Ständen herbei und viele niederländische Barone sezten sich in den celtischen Distrikten fest, wo es ihnen erging, wie den anglonormännischen Adeligen, die sich außerhalb den von den Engländern eingenommenen Distrikten niederließen, und von denen eine Parlamentsakte sagte, sie seyen „ipsis Hibernis Hiberniores" geworden, d. h. sie nahmen sehr bald die celtischen Gebräuche und mit ihnen die dem menschlichen Stolz so sehr schmeichelnde Gewalt celtischer Gebirgshäuptlinge an und eigneten sich die weithergeholten, wo nicht völlig erdichteten Genealogien zu, wodurch die Barden die Namen ihrer Voreltern mit denen alter celtischer Helden verbanden, deren Nachkommen das Recht hätten, die Verehrung und den Gehorsam der Clans zu fordern. Auf solche Weise wurden, wenn gleich die Trennung zwischen sächsisch-normännischem und gälischem oder celtischen Geschlecht nicht unmittelbar aufgehoben werden konnte, die scharfe Gränzlinie vielfach durchbrochen und das königliche Ansehen auch in den Hochlanden befestigt. Diese glückliche Gestaltung der Dinge dankt Schottland der Regierung des Königs Robert Bruce. Die unter seinem Panier erfochtene Unabhängigkeit hatte alles Volk mit jenem Gefühl durchdrungen, welches in dem alten Biographen Roberts, David Barbour, in dem Ruf hervorbricht:

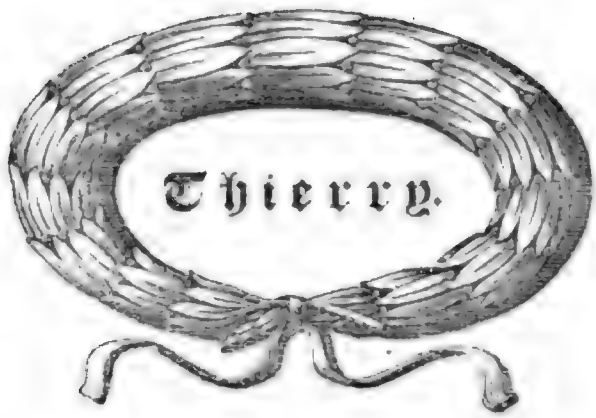
Ah! Freedom is a noble thing!

4) Tableaux généalogiques et historiques de l'empire Brittannique. Par F. Baron de Reden. Hannovre, Hahn, 1830.

Ein Folioband, voll der ausführlichsten Tabellen über die Geschlechtsfolge der altbretonischen, angelsächsischen, normannischen, der Plantagenet-, Tudor-, Stuart- und Guelfendynastie, sodann auch der Herzöge von Bretagne und der altschottischen Könige, und endlich der berühmtesten Adelsfamilien, der Douglas, Hamilton, Percy, Seymour, Wellesley, Cavendish, Russel, Gordon und Seton, Spencer und Churchill, Pierepont, Rutland, Pelham, Lincoln, Montagu, Willoughby, Buttler, Temple, Grenville, Nugent, Chandos und Bridges, O Brean, O Neil, Thynne, Lonsdale, Anglesey, Pitt, Wentworth, Watson, Fitzwilliam, Fitzgerald und Fitzmaurice, Graham, Bentink, Reede, Berkeley, Egerton und Bridgewater, Glower (Stafford und Grenwill), Hay, Ker, Campbell, For (Holland), Wilpole, Harley (Orford), Talbot (Schrewsbury), Villiers, Stanhope, Osborn (Leeds), Hyde, (Rochester, Clarendon, Darnley, Clifton), Beauchamp, Neville, (Westmoreland, Salisbury, Warwick), Herbert, Cevil, Tufton, Capel (Esser), Courcy, West, Grey (Walsingham, Stamford, Goderich), Poulett (Bolton und Wincheſter), Erskine, Barneval, Fielding, Finch (Winchelsea und Nottingham), North, Waldegrave, Compton, Burgh (Clanrikarde), Plunkett, Bruce, Sackville (Dorset), Bernsford, Townshend, Arundel, Hastings (Pembrocke) Bristol, Boyle, Hill und Biron, nebst einigen erläuternden Abhandlungen über das hohe Alter dieser englischen Familien.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 16. — 11. Februar 1833.

Englische Geschichte.

(Beschluß.)

5) Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen von Augustin Thierry. Aus dem Französischen von H. Bolzenthal. Zwei Theile. Berlin, Rücker, 1831.

„Die obern und die niedern Klassen, die heut zu Tage sich beobachten und mit einander um politische Systeme kämpfen, sind in mehreren Ländern nur die siegenden und die besiegten Völker einer frühern Periode. Der Stamm der Eroberer ist eine bevorrechtete Klasse von da an geblieben, wo er eine Nation für sich zu seyn aufgehört hat. Er hat einen kriegerischen Adel gebildet, der sich, um nicht zu erlöschen, mit allen Ehrsüchtigen, Abentheurern und Unruhigen aus dem niedern Stande verstärkt hat, und er hat über die arbeitende und friedliche Volksklasse so lange geherrscht, als die von der Eroberung herrührende militärische Regierungsform gedauert hat. Der überwundene Stamm, des Eigenthums des Bodens, der Gewalt und der Freiheit beraubt, nicht vom Kriege, sondern von der Arbeit lebend, nicht Burgen, sondern Städte bewohnend, hat einen andern gesellschaftlichen Verein neben dem militärischen gegründet. Hat nun diese Klasse in den Mauern ihrer Städte die Ueberreste römischer Bildung bewahrt; hat sie mit Hülfe des geringen Theils, den sie davon erhalten hatte, den Gang einer neuen Civilisation begonnen; genug, sie hat sich nach Maßgabe erhoben, daß das entweder durch unmittelbare Abstammung, oder durch politische Verzweigung von den alten Eroberern herrührende Feudalsystem gesunken ist. — Wenn die wichtigen Erscheinungen, welche den Kampf des fünften Königs vom normännischen Stamme mit dem seit der Eroberung ersten Erzbischof vom englischen Stamme begleiteten, mehr als jeder andern Ursach, der zwischen den Eroberern und den Besiegten noch fortlebenden Feindschaft müssen zugeschrieben werden; so war ein anderes, nicht weniger wichtiges Ereigniß, der große innerliche Krieg unter Johann und Heinrich III. gleichfalls mehr ein Zwist der Stämme als der Regierung.“

Aus diesem Gesichtspunkt sieht der Verfasser überhaupt die englische Geschichte an, und aus diesem betrachtet er insbesondere die Geschichte der normännischen Eroberung, als die Ursach aller folgenden innern Partheikämpfe Englands, als die Stiftung der herrschenden normännischen Torrie-, und der unterdrückten sächsischen Whigpartei. Er theilt sein Geschichtswerk folgendermaßen ein. „Die erste Periode ist die der Territorialeroberung: sie beginnt mit dem Siege bei Hastings, am 14ten Oktober des Jahres 1066, und enthält die allmähligen Fortschritte der Eroberer von Osten nach Westen und von Süden nach Norden; sie endet im Jahre 1070,

nachdem alle Widerstandspunkte zerstört worden sind; nachdem die Großen sich unterworfen oder das Land verlassen haben. Die zweite Periode, die der politischen Eroberung, fängt da an, wo die erste endet; sie begreift die Reihe der von dem Eroberer gemachten Versuche, dem besiegten Volke seine bürgerliche Verfassung und seinen volksthümlichen Charakter zu nehmen. Sie schließt sich im Jahre 1076 mit der Hinrichtung des lezten mächtigen Großen des sächsischen Volkes, und mit dem Beschluß der Degradation des lezten Bischofs von eben diesem Stamme. In der dritten Periode unterwirft der Eroberer die gewaltsamen Resultate der Eroberung einer regelmäßigen Ordnung, und wandelt die Besitznehmungen seiner Soldaten in gesetzliches, wenn auch nicht rechtmäßiges Eigenthum um: diese Periode endet im Jahre 1086 mit einer großen Musterung aller derer, die durch Eroberung Güterbesitzer geworden waren, welche, indem sie zusammen dem Könige den Eid der Lehnshuldigung erneuerten, zum ersten Male die Rolle einer Grund und Boden besitzenden Nation, und nicht mehr eines im Felde stehenden Heeres spielten. Die vierte ist mit den innerlichen Zwisten der Nation der Eroberer, und mit ihren bürgerlichen Kriegen um den Besitz des eroberten Bodens und um das Recht der Gewalt angefüllt. Diese Periode, länger als die vorhergehenden, endet erst im Jahre 1153 mit der Erlöschung aller Prätendenten zum Throne Englands mit Ausnahme eines einzigen, Heinrichs, des Sohnes von Gottfried Grafen von Anjou und von der Kaiserin Mathilde, Nichte Wilhelms des Eroberers. Endlich in der fünften Periode gehen die Normannen Englands und des Festlandes, da nicht mehr innerliche Zwiste ihre Thätigkeit und ihre Kräfte verzehren, von den beiden Mittelpunkten ihrer Unternehmungen aus, um fremdes Gebiet zu erobern, um sich auf demselben niederzulassen, oder ihre Herrschaft auszudehnen, ohne den alten Besitz aufzugeben. Heinrich II. und sein Nachfolger Richard I. sind die Repräsentanten dieser Periode; die mit Kriegen auf dem Festlande und mit neuen Eroberungen angefüllt ist. Sie endet in den ersten Jahren des 13ten Jahrhunderts mit einer dergestalt heftigen Reaktion gegen die anglo-normännische Herrschaft, daß die Normandie selbst, das Vaterland der Könige, der Herren und der militärischen Bevölkerung Englands auf immer von diesem Lande, dem es Eroberer gegeben hatte, getrennt wurde. — Diesen verschiedenen Perioden entspricht der Wechsel des Schicksals der angelsächsischen Nation: sie verliert Anfangs das Eigenthum des Bodens, darauf ihre alte politische und religiöse Verfassung, nachher erhält sie vermittelst der Spaltungen unter ihren Gebietern und dadurch, daß sie sich der Parthei der Könige gegen die aufrührerischen Vasallen anschließt, Zugeständnisse, die ihr einige Augenblicke die Hoffnung gewähren, wieder ein Volk zu werden, oder sie versucht es wohl noch, obgleich ohne Erfolg, sich durch die Gewalt frei zu machen. Endlich in Folge der Erlöschung der Partheien unter dem normännischen Volke hört sie auf, eine politische Rolle zu spielen, verliert ihren volksthümlichen Charakter in den öffentlichen Handlungen und in der Geschichte, und steigt herab zu dem Stande der niedern Klasse. Ihre Empörungen, die sehr selten wurden, werden von den gleichzeitigen Schriftstellern nur für Zwiste zwischen den Armen und den Reichen ausgegeben, und die Geschichte einer solchen Empörung, die zu London im Jahre 1196 Statt hatte, und augenscheinlich von einem Sachsen von Geburt geleitet wurde, schließt die ausführliche Erzählung der auf die Eroberung Bezug habenden Ereignisse."

Die sächsische Reaktion gegen die normännische Eroberung schreitet fortan immer weiter vor, und ihre wichtigsten Stadien sind die Revolution des 17ten Jahrhunderts und die gegenwärtige Reform, wodurch die altsächsische Bevölkerung wieder in alle ihre alten Rechte eintritt, und den Nachkommen des normännischen Adels und ihren einst so stolzen, das Land beherrschenden Boroughs nur noch ein Schatten der alten Macht bleibt.

Es wird hinreichen, die Punkte hervorzuheben, um zu beweisen, daß das Werk von Thierry nicht blos ein antiquarisches Interesse hat, daß vielmehr sein Inhalt mit der gegenwärtigen Katastrophe des englischen Staatslebens in sehr naher Beziehung steht. Aber auch auf die alte Geschichte wirft diese Bearbeitung neues Licht. Sie entkleidet so manche Begebenheit des romantischen Gewandes und stellt sie in ihrer nackten Wirklichkeit dar. Am interessantesten ist in dieser Beziehung die Politik der römischen Kirche, von der durch die ganze Geschichte Englands hindurch nachgewiesen wird, daß sie jederzeit die Volksfreiheiten bekämpfte, daß sie jederzeit gegen ein christliches Volk, das sich von Rom unabhängig erhalten wollte, fremde Eroberer bewaffnete, so die Angelsachsen gegen die alten christlichen Britten, und die Normannen wieder gegen die Angelsachsen. Schwerlich würde Wilhelm England erobert haben, wenn der Papst nicht die ganze Christenheit gegen dasselbe bewaffnet und die Gläubigen Schaarenweise in das Lager des Herzogs wie zu einem Kreuzzug getrieben hätte.

Von hoher tragischer Wirkung ist die Schilderung der Eroberung und der grausamen und systematischen Beraubung des englischen Volks und der Zerstörung seiner alten Rechte. Wir glauben alles wieder zu erleben, was längst vergessen ist. Wenn man jezt die unermeßlichen Versammlungen und Prozessionen des Volks von London, Birmingham, Manchester sieht, und den Don Quichote Londonderry, der gegen eine Batterie von Koth ansprengt, so frägt man staunend: ist das erschla-

gene Volk, unter dem einst im Schlamme die schwanenhalsige Editha König Harolds Leichnam suchte, wieder aufgestanden? Wer hat ihre Zahl verdreißigfacht? wer sie bewaffnet? und wo sind jene stahlgepanzerten Normannen, die jeden Berg in England mit einer Burg krönten? ist dieser bleiche ausgezehrte Dandy, der stumpfsinnig das Mordgebrüll seiner dreißigtausend Pächter anhört, ist er der Erbe eines Percy, Allan, Garenne oder eines andern jener schrecklichen Landräuber, unter deren Fußtritt damals die Kreidefelsen von Albion zitterten. Damals wurden (wie durch Urkunden erwiesen ist) 36 angelsächsische Kirchspiele zerstört und das herrlich angebaute Land absichtlich in einen Park umgewandelt, worin der Eroberer der Jagdlust fröhnte. Jezt steht die vertriebene Bevölkerung durch Kinder und Kindskinder vermehrt, Kopf an Kopf gedrängt, hinter dem morschen Zaun und droht ihn und dann den Besitzer zu zerreißen. So wechseln die Zeiten.

Indem Thierry die politischen Freiheiten der Angelsachsen schildert, welche durch die Normannen zerstört und erst später durch die Reaktion des Volks allmählich wiederhergestellt wurden, macht er zugleich eine Bemerkung, welche Beherzigung verdient. „Bis jezt haben die Geschichtschreiber der neuern Völker in der Erzählung jener großen Begebenheiten die Ideen, die Sitten und den politischen Zustand ihrer Zeit auf die vergangenen Zeiten übergetragen. Sie haben die germanische Königswürde der ersten Eroberer des römischen Reichs und die Königswürde in der Lehnsverfassung des zwölften Jahrhunderts nach der großen Gewalt der Könige des siebzehnten gemodelt. Die Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts waren auf gleiche Weise zu sehr von der Philosophie ihrer Zeit befangen. Zeugen von den Fortschritten der mittlern Klasse und Organe im Kampfe für ihre Bedürfnisse gegen die Gesetzgebung und das Meinungssystem des Mittelalters, haben sie die alten Zeiten, wo jene Klasse in der bürgerlichen Gesellschaft kaum ein Element war, weder objektiv angeschaut, noch beschrieben. Sie haben die Thatsachen mit Verachtung des Rechts und der Vernunft behandelt, was sehr gut seyn mag, eine Revolution in den Geistern und im Staate hervorzubringen, aber bei weitem weniger, die Geschichte zu schreiben. Uebrigens darf dies nicht befremden: man kann nicht, welches geistige Uebergewicht man auch habe, über den Gesichtskreis seines Jahrhunderts hinaus, und jede neue Periode gibt der Geschichte neue Gesichtspunkte und eine neue Form. — Heutiges Tages ist es nicht mehr erlaubt, zum Vortheil einer einzigen Idee, die Geschichte zu schreiben. Unser Jahrhundert will es nicht mehr; es verlangt, daß man ihm alles mittheile, daß man das Daseyn der Nationen in den verschiedenen Perioden klar vor Augen führe, und daß man jedem vergangenen Jahrhundert seinen wahren Platz, seine Farbe und seine Bedeutung gebe.“ Dieses Bestreben, gerecht gegen die Illusionen der Vorzeit zu seyn, und jedes Jahrhundert nur aus dem Standpunkt seines eignen Zeitgeists anzusehn, die Begebenheiten aus ihren eigenthümlichen Motiven, nicht aber nach ihren zufälligen Resultaten oder nach unsern modernen Normen zu beurtheilen, dieses sehr löbliche Bestreben zeichnet in der That die neueste französische Geschichtschreibung aus, und ist eine Folge, nicht des viel umfassenden Geistes, des gleichsam poetischen Gerechtigkeitssinns und der Spekulation wie in Deutschland, sondern des großen Schicksalswechsels, den die lezten vierzig Jahre der französischen Geschichte darbieten. Alle Partheien haben in Frankreich in der Herrschaft gewechselt, jedes Extrem ist zu Schanden geworden, die Franzosen sind also durch die Erfahrung belehrt, fremden Ansichten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das bewunderungswürdigste Meisterstück einer so gerechten Geschichtschreibung ist Mignets Geschichte der französischen Revolution.

6) Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen herausg. von Dr. Reinhold Schmid, Prof. in Jena. Erster Theil, Text und Uebersetzung. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Dies sind die alten Gesetze vor der normännischen Eroberung, die von den Normannen theils vernichtet, theils verunstaltet wurden. Da sie sowohl auf die Eigenthümlichkeit des germanischen Staatsprincips, als auf die Ausbildung insbesondre des englischen Staatslebens ein helles Licht werfen, so dürften folgende hierauf bezügliche Stellen der vortrefflich geschriebnen Einleitung allgemeines Interesse verdienen: „Die germanische Staats- und Rechtsverfassung beruhte auf dem gemeinen Frieden, durch welchen jedem Staatsbürger Freiheit und Recht, Sicherheit der Person und des Eigenthums gewährt wurde. Dieser Friede gründete sich auf wechselseitige Rechtsverbürgung, d. h. auf Vereinigung zu gegenseitigem Schuze von Leib, Gut und Ehre. Wir finden zwei Grundformen der Rechtsverbürgung. Die eine ist die der freien Gemeindeverbindung, wo die Genossen mit gleichen Rechten und Pflichten neben einander stehen; bei der andern findet ein Verhältniß der Unterordnung statt; aus jener entspringt das demokratische, aus dieser das aristokratische Element der germanischen Staatsverfassungen. Obgleich sich das demokratische Princip der freien Gemeindeverfassungen in Deutschland früher ausbildete, muß doch das Princip der Herrschaft als das ursprünglichere angesehen werden, da es sich unmittelbar auf die hausväterliche Gewalt in der Familie gründete. Spuren einer ehemaligen Einwirkung der Familienverfassung auf die Volksverfassung finden wir unter andern in der Gewohnheit aller germanischer Völker,

ihren Obern vom Alter entlehnte Namen zu geben. Indeß lernen wir die Deutschen erst in einer Zeit genauer kennen, wo die Stämmverbindung bereits gesprengt und durch die Gemeindeverbindung ersezt oder doch dieser in ihrer Organisation nachgebildet war. Die verwandten Geschlechter standen nicht mehr unter einem Stammhaupte vereinigt, sondern bildeten eine freie Genossenschaft, die ohne feste Abgeschlossenheit zu wechselseitigem Schutze ihrer Rechte verbunden war (Magenbürgschaft.) In den meisten Beziehungen war die Gemeindeverbindung an die Stelle der Stammverbindung getreten. Der Ursprung der spätern monarchischen Gewalt, die bei allen germanischen Völkern hervortritt, sobald sie sich auf fremden Grund und Boden niederließen, ist leicht zu erklären. Das Königthum ging aus dem Geleite hervor. Es war nämlich ein weit verbreiteter Gebrauch, daß sich kriegslustige Männer irgend einem kühnen Führer anschlossen, mit dem sie auf gemeinschaftliche Abentheuer auszogen. Dies ist der Ursprung der meisten monarchischen Staatsverfassungen bei den Germanen und namentlich der in Britannien. Hengist und Horsa, die Gründer des Königreiches Kent, waren die Führer eines germanischen Geleites; eben so Aella, der erste König von Sussex, Cerdic, der Stifter des Königreiches Wessex u. s. w. Das rechtliche Verhältniß des Geleitsherrn zu seinem Gefolge war ungefähr dasselbe, wie das des Hausherrn zu seinen freien Hausgenossen. Er war ihr Schützer und Vertreter, defensor et patronus, bei den Angelsachsen hlaford and mundbora. Von ihm ging der Friede aus, den die Genossen unter einander gegründet hatten, und er war der Führer im Kriege (dux, heretoga). Die Mannen aber waren ihm keineswegs unbedingt unterworfen, denn das Dienstverhältniß beruhte auf einem Vertrage, durch welchen gegenseitige Rechte und Pflichten begründet wurden. In allen Angelegenheiten von einiger Wichtigkeit wurde die Mitwirkung der Nationalversammlung, an der die angesehensten Männer des Volkes, die optimates, principes, magnates, proceres etc. Theil nahmen, erfordert. Hier wurden die Anordnungen allgemeiner kriegerischer Unternehmungen besprochen, Abgaben bewilligt, Unvollkommenheiten und Mißbräuche der Verwaltung gerügt, neue Gesetze berathen u. dgl. m. Dieses Witenagemot bildete auch den höchsten Gerichtshof, wo nicht blos wichtige Urkunden bestätigt, sondern auch Streitigkeiten, die von den untern Gerichten dahin gebracht waren, entschieden wurden. Unter dem Witenagemote standen die einzelnen Shirgemoten, bei denen wir wieder dieselbe Theilung der Gewalt finden. Die Rechte des Königs wurden durch einen Ealdormann (Comes) vertreten, der die Mannschaft der Shire im Kriege anführte und mit Beihülfe des scirgereſa (vicecomes) den Frieden unter Mitwirkung des Shirgemote handhabte. Die Shirgemeinden oder Grafschaften zerfielen ferner in eine unbestimmte Anzahl von Hundertschaftsgemeinden, wo dasselbe Verhältniß statt fand, und neben oder innerhalb derer wieder andere Gemeinden vorkamen, die ihre besondern königl. Beamten hatten, z. B. einen tungereſa bei einer Townshir, einen burh- oder portgereſa bei einer Burg oder Stadt ꝛc. Ueberall zeigt sich derselbe Dualismus der Gewalt, die theils von der Gemeinde ausging, theils von dem Könige als hlaford and mundbora."

Die angelsächsischen Gesetze selbst, wie sie uns aus alter Zeit erhalten sind, haben den großen Vorzug, in der Landessprache geschrieben zu seyn, während die fränkischen, gothischen, burgundischen, allemannischen, bojoarischen, friesischen Gesetze nur lateinisch abgefaßt sind. Sie lassen uns daher viel deutlicher in den alten sittlichen und Rechtszustand des Volks hineinblicken. Uebrigens aber sind sie so wenig systematisch, als irgend ein andres altgermanisches Gesetzbuch. Je älter, je mehr enthalten sie blos Bestimmungen des Wergeldes, strenge Strafen gegen Friedensbruch und Diebstahl, und Erklärungen des Mundiums, und die ganze Gesetzgebung scheint nicht über die Grenze der gemeinheitlichen und Familienpolizei hinauszugehn. Erst später treten die königlichen und kirchlichen Prärogative je mehr und mehr hervor, die unter den Normannen die alten Volksrechte fast gänzlich verdrängen. In der Mitte zwischen der altsächsischen und normännischen Periode stehen die Gesetze Alfreds, die sich, wie ihr Urheber, auffallend durch Humanität und eine gewisse über den Geist der Zeit erhabne Aufklärung auszeichnen. Zwar knüpft sich diese legislatorische Humanität buchstäblich an die Bibel an; allein es ist aus den übrigen germanischen Gesetzen bekannt, daß bei Einführung des Christenthums fast nur je die grausamsten und blutigsten der mosaischen Gesetze in die ursprünglich mildern germanischen übergingen, und daß überhaupt Menschlichkeit und Duldung bei den Deutschen durch Einführung des Christenthums anfangs wenig oder gar nichts gewannen. Nur die Angelsachsen machten davon eine Ausnahme und sie waren es, die im Gegensatz gegen die Franken, den milden Geist des Christenthums, Liebe, Brüderlichkeit, Gleichheit, Gedankenfreiheit und Duldung predigten. In diesem Sinn eiferte der angelsächsische Mönch Columbanus, der erste Apostel der germanischen Wälder, gegen den unlautern und tyrannischen Geist des Papstthums, und widersezte sich demselben durch Schrift und That, aber sein Nachfolger Bonifacius pflanzte den Papismus in Deutschland ein, der nur zu bald auch die jungen Saaten der Bildung in England zertreten sollte. Aus jener schönen Periode der ersten angelsächsischen Kultur sind nun auch König Alfreds Gesetze. Wir finden darunter eine Verordnung, daß jeder Sklave, wenn er ein Christ sey, nach sieben Jahren frei gegeben werden müsse; eine andre, daß freigeborne Weiber, auch wenn sie dienen, nie als Sklavinnen behandelt werden dürfen; eine dritte, daß man gegen Fremde und Ausländer hülfreich seyn und sie auf keine Weise drücken solle ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 17. — 13. Februar 1833.

Novellen und Erzählungen.

Erster Artikel.

Nur herein, meine Herren und Damen! Die Hallen der Unsterblichkeit sind weit genug, auch Sie noch zu fassen. Blicken Sie doch nicht so verschämt zu Boden, wer wollte Ihren Verdiensten den Lorbeer streitig machen! Und tausend Kränze hängen noch rings an den Wänden, für die man schwerlich würdigere Häupter auffinden könnte, als die Ihrigen. Ich nenne nur einen Wachsmann, einen Wilibald Alexis, einen Eduard Gehe und unter den Frauen die geachteten Namen einer Francisca von Neepel, einer Adeline von D****, einer Isidore Grönau, Namen, die niemals im Vaterlande werden genannt werden, ohne einen Klang von sich zu geben. Ist es nicht Sophokles dort, der Arm in Arm mit Frau Friederike Lohmann einherwandelt, und sich Scenen aus dem siebenjährigen Kriege, die Geschichte der hochherzigen Cappel und Aehnliches erzählen läßt? Ist es nicht Shakespeare, der hier dem seligen Buchhändler Riedmann die Hand drückt und ihn mit seinem eignen Schicksal ob der Beschuldigung tröstet, seine zahllosen Novellen seyen das Machwerk eines Verbrechers, für den man noch den Galgen zu gut gehalten hat? Und Dante läßt sich von der Frau Fouqué über den Unterschied der Stände, Anakreon von der Frau Huber über die Vorzüge des Cölibats belehren; Sie sehen, man kann auf keinem vertrauteren Fuße stehen! Also nur herein in die Unsterblichkeit, Einer nach der Andern und wiederum Eine nach dem Andern, je ein Männlein und ein Fräulein!

Der Zug dieser frommen Waller ist so lang, daß wir ihn der Einregistrirung ins Buch des vorigen Lebens wegen in einzelne Chors eintheilen wollen. Also das erste Dutzend voran!

1) Erzählungen und Phantasiestücke. Von Ludwig Bechstein. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger, 1831.

Wir sind diesen Erzählungen schon hie und da begegnet; es scheinen die Erstlinge der Bechsteinschen Muse zu seyn. Man weiß, daß Niemand an den ersten dichterischen Versuchen mehr auszusetzen findet, als der Dichter selbst; und doch sind es ihm die liebsten, und er scheut sich nicht, sie mit allen ihren Fehlern zu erhalten, mit ihren Fehlern, die durch seine spätern Vorzüge so leicht entschuldigt werden. Bechstein, einer unsrer liebenswürdigsten Schriftsteller, hat in diese Sammlung Vieles aufgenommen, was nach seinen größern romantischen Gemälden, z. B. der Weissagung der Libussa, nicht mehr an ihm befriedigt. Der Ton ist so oft noch unsicher,

die Erfindung alltäglich. Die Darstellung verliert sich zuweilen in die redseligste Weitläufigkeit und gefällt sich in einer Schilderung von Umständen, die für das Ganze nicht immer wesentlich sind. Auf die einfachsten Dinge legt die Erzählung einen Nachdruck, der ihnen nicht zukömmt, und mit vieler Umständlichkeit wird z. B. die Vorbereitung zu einem Schwure beschrieben, die darum so lästig ist, weil sie sich in Nichts von den uns Allen wohlbekannten Zurüstungen zu dieser feierlichen Scene unterscheidet. Dennoch aber bleibt diese Sammlung reich an gefälligen und anziehenden Parthien. Der Knoten in manchen Erzählungen ist zuweilen recht kunstvoll geschürzt und wird dann sehr überraschend gelöst, an die Stelle der epischbreiten Erzählung tritt dann eine lebenvolle, dramatische Handlung, die nun einmal von solchen Skizzen kleineren Umfangs nicht getrennt werden darf. Die Aehnlichkeit des Sujets verliert sich, und der Dichter wagt sich in keckere, freiere Situationen.

Durch Bechsteins Erzählungen zieht sich eine Stimmung, die jedes reine, unverdorbene Gemüth ansprechen muß. Man wird sich bald mit der Armuth der Erfindungen versöhnen, wenn man sieht, wie es Bechstein versteht, jeder derselben eine wohlthuende, die Empfindung erwärmende Richtung zu geben. Von falschen Romanentugenden, genialen Unsittlichkeiten, von lügenhaften Gefühlsaffektationen wird der naturgetreue, unverstellte Sinn hier niemals beleidigt; in den Leidenschaften, die Bechstein schildert, herrscht Wahrheit, Einfachheit, und jene Wärme für Theilnahme, die von der gleichgestimmten Empfindung des Erzählers immer auf seinen Gegenstand übergeht. Nichts kann anziehender seyn, als die vertraute Bekanntschaft dieses Erzählers mit den Reichen der Natur, deren Schätze er so geschickt für seine Darstellungen zu benutzen weiß, daß man ihn mit Vergnügen von den Geheimnissen der Minerale, von der Mannichfaltigkeit der Thierwelt, von dem Zauber des Pflanzenreichs reden hört. Daher sind Aerzte, Naturforscher, Apotheker, Blumisten auch immer die Staffagen derjenigen Erzählungen, die man von allen für die gelungensten erklären muß.

Für einige Gattungen ihrer Produktionen haben unsre Novellisten ganz sonderbare Ausdrücke. Was ist z. B. ein Nachtstück? Und wie unterscheidet sich ein Nachtstück von einem Phantasiestück? Soll in jenem mehr das Dämonische, hier das Menschliche hervortreten? Haben wir dort vielleicht den Kapellmeister Kreisler, hier nur den Meister Floh? Die Novellisten haben darin ein gewisses Herkommen, worüber sie doch einmal das Publikum belehren könnten. Bechstein gibt uns solcher Stücke mehrere; doch ist er zum Callot-Hoffmann schwerlich mit den erforderlichen Eigenschaften begabt. Seine Nachtstücke, wie er sie auch nennt, werden erst dann wieder interessant, wenn der Verlauf der Erzählung anfängt, seiner gemüthlichen, idyllischen Manier zu entsprechen.

Die vorzüglichsten Erzählungen in dieser Sammlung sind der Pedell und Manoel, jene wegen ihrer rührenden und ergreifenden Situationen, diese wegen eines mährchenhaft wunderbaren Zuges durch die afrikanische Wüste, den Bechstein mit allen seinen phantastischen Abentheuern, seinen stupenden Naturwundern unübertrefflich schön geschildert hat. In dieser Sphäre ist der bescheidene Dichter vollkommen Meister.

2) Novellen und Phantasiegemälde. Von Demselben. Zwei Bände. Hildburghausen, Kesselring, 1832.

Der Verfasser scheint sich ein bestimmtes Feld von Erzählungen abgesteckt zu haben, traumartige Phantasien und tragische Katastrophen, die allerdings seinem Genius am meisten zusagen. Nirgends ist dabei das Pathos gereizt, es sind nicht Verbrechen, die sich über einem Unglücklichen häufen, nicht die Furien der Reue und Verzweiflung, die dem Uebelthäter auf der Ferse sitzen, sondern meist unvorhergesehene Schläge des blinden Schicksals, die den eingeleiteten Fiktionen eine plötzliche Wendung geben, und den Leser weniger mit Schrecken als mit Wehmuth erfüllen. Ein Maler, der von Rom heimkehrt, bringt einen Pinsel zurück, den ein Priester verflucht hat, weil er sich dessen während des Gottesdienstes zur Kopie einer knieenden Veterin bediente, er malt mit Grauen seinen Vater, seine Mutter, seine Schwestern und seine Geliebte, und weiht sie damit einem jähen Tode, der ihn zuletzt selbst erreicht. Oder eine Mutter, die ihren von Reisen heimkehrenden Sohn nur wieder sieht, um ihn bald zu verlieren und ihm selbst in den Tod zu folgen. Ueber solche einfache Darstellungen weiß Bechstein einen so unwiderstehlichen Zauber der Sprache und des Gefühls zu verbreiten, daß es schwer hält, die hervorquellende Rührung zu bemeistern.

Die erste und letzte Erzählung dieser Sammlung verdienen, als die gelungensten bezeichnet zu werden. Die Anlage kann nicht einfacher seyn. Eine Schauspielergesellschaft, die in einer kleinen Residenzstadt nächstens den Klingemannschen Faust aufführen will, zählt zu ihren Mitgliedern eine reizende Primadonna, die es in ihrer Laufbahn als Avantüriere endlich bis zu diesem Stadium gebracht hat. Sie wird umschwärmt von Anbetern, von denen jedoch Jeder sich für den allein begünstigten hält. Während sie den Einen unter Schwüren ewiger Treue entläßt, schleicht der Andre die Treppe herauf, bis sie zuletzt mit Sr. Durchlaucht dem Fürsten

hinter den seidnen Vorhängen verschwindet. Inzwischen naht der Tag des Faust. Der erste Akt ist kaum vollendet, so wird der Schauspieler, welcher den Mephistopheles, bei Klingemann den Fremden, spielt, plötzlich krank, das Personal ist in der äußersten Verlegenheit; doch ein Unbekannter spielt den Teufel fort, man zittert; denn wie leicht konnte dies Satan selbst seyn? Es bleibt dieser Zweifel auch unentschieden, und nur so viel gewiß, daß der dunkle Mime Helena-Primadonna als eine ungetreue Geliebte reklamirt, sie bei einem verunglückten Rendezvous mit ihren Verehrern, zu denen vor Allen der Fürst gehört, überrascht, und in einem Wagen mit sechs feuerschnaubenden schwarzen Rossen davonfährt. Der glückliche Gedanke in dieser Erzählung ist der Fürst, der im Arme Heroinens nur in moralischen Sentenzen redet. Im Theater unterrichtet er seine junge Tochter in der Sittenlehre und läßt keine Stelle vorüber, woran er nicht erbauliche Betrachtungen knüpfte. Diese Durchlaucht hat Bechstein mit vielem Humor gezeichnet.

In der lezten Skizze, einem phantastischen Traume, wird das afrikanische Wunderland Maravi geschildert. Alle Zauber der üppigen Tropenwelt sind hier vereinigt, die riesigen Himmelsblumen, die mährchenhaften Thiergestalten, die Uebertreibungen der Phantasie, und die erwiesenen Erscheinungen der unter Afrikas Sonne wuchernden Natur. Wir sagten schon vorher, daß Bechstein in solchen Schilderungen jede Anforderung übertrifft.

3) Erzählungen und Novellen. Von C. von Wachsmann. Dritter und vierter Band. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Wenn man etwas recht Fades lesen will, so nehme man eine historische Erzählung von Herrn von Wachsmann und man wird sich immer befriedigt finden. Es gibt Augenblicke, wo man zu lachen wünscht, wo der eigne Witz nicht ausreicht und fremder nicht zur Hand ist, dann wird sich Herr von Wachsmann immer meisterhaft bewähren, ja er kitzelt das Zwerchfell, ohne es zu wollen. Wie artig weiß er die Geschichte zu benutzen! Wie allerliebst sind die Figürchen, die er in die Schicksale historischer Helden spielen läßt! Wie bezaubernd ist dieser Styl, von dem er selbst schwören möchte, daß ihn Jeder für sehr geistreich halten muß! Doch wollen wir einen dieser Reize nach dem andern betrachten und Nichts übereilen.

Börne hat neulich gesagt, er würde sich lieber aufhängen, als sich einmal die beiden Worte: ei, ei entschlüpfen lassen. Und er hat Recht. Ich kenne einen jungen Autor, der kürzlich gegen Spekulation in der Philosophie geschrieben hat und sich öfters des Ausdrucks: ich fürchte, ich fürchte! bedient. Wäre mir das widerfahren, ich würde dies für ein so schlechtes Omen meiner schriftstellerischen Laufbahn halten, daß ich lieber Holz hacken oder Körbe flechten ginge, als darin fortfahren. Was sagt man nun aber zu einem Autor, der in solchen schalkhaften, fingerdrohenden, schmunzelnden Redensarten es zu einer Meisterschaft gebracht hat, die selten ist! Hiezu kömmt aber bei Herrn von Wachsmann noch mehr. Seine handelnden Personen schäckern nicht immer, sie werden zuweilen ernsthaft, sehr ernsthaft und beginnen Verhandlungen über „bedeutende“ und „bedenkliche“ Fragen. Wer einmal in einem Berliner Theecirkel auf der Folter gelegen hat, der wird sich hier seltsam überrascht finden. Es wird z. B. eine Frage aufgeworfen über Raupachs Genie oder Heines Zerrissenheit. „Heine ist ein mit Gott und der Welt zerfallener Dichter“ sezt ein Referendär als Thema. „Das kann man doch wohl so eigentlich nicht behaupten“ entgegnet ein aus Milch zusammengeronnenes Fräulein. „Weit entfernt, so Etwas behaupten zu wollen“ — fällt eine ältre Dame ein, deren weitre Ansicht wir verschweigen wollen. Dann versezt wieder ein Andrer: „So ganz ist dies wohl nicht der Fall“ und ein Andrer: „Damit will ich indeß gar nicht behaupten“ und noch ein Andrer: „Ich gestehe, nicht läugnen zu können“ und endlich ein Lezter: „Meine Herren, Sie sprechen, als stünde es über allen Zweifel bereits entschieden.“ Man kann bei diesem Behaupten, Nichtläugnen, Weitentferntseyn rasend werden. Herrn von Wachsmanns Dialogen sind Muster für diesen semmeligen, milchigen Theestyl. Ja sogar eine junge Dame, die er ihre Liebe eingestehen läßt, beginnt: „Warum sollte ich es läugnen!“

In diese dialektische Grundsuppe läßt nun der Dichter seine historischen Helden hineinplumpen. Ankarström, Karl XII., Oldenbarneveldt, der Stallmeister Froben („Brandenburgs Decius“) müssen sich durch diese Fluth wäßriger Redensarten durcharbeiten, und stehen triefend von diesem faden Naß vor uns. Man kann sich denken, wie die Charaktere, die Empfindungen dieser Sprache des „Läugnens“ entsprechen. Ankarström läßt sich z. B. durch eine auf dem Klavier gespielte Fuge zum Mord Gustavs entflammen. „Das ist zu bunt“ sagt Herr von Wachsmann.

Zulezt noch eine Bemerkung, die Ihrem patriotischen Herzen wehe thun wird, Herr von Wachsmann. Wie mochten Sie doch schon im Jahre 1675 das Symbol der preußischen Vaterlandsliebe und kriegerischen Größe die schwarzweiße Fahne nennen? Seit wann haben die Preußen schwarzweiße Fahnen? Seit wann

haben diese Fahnen aufgehört, orange schwarz und weiß zu seyn? Ha, ich sehe sie erschrecken, Sie sind ein verlorner Mann, ein Hochverräther, Sie haben andre Farben aufgesteckt.

4) Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1831.

In der Schilderung der Schwindsucht, des Nervenfiebers, der Kinderkrankheiten und der kleinen Hausmittel dagegen war die selige Frau Therese Huber unübertrefflich. Niemand hat so wie sie auf den Menschen in den Windeln, im Pohlrocke, im Hochzeitskleide gelauscht, sie war einzig in ihren Erfahrungen, vertraut mit einem großen und merkwürdigen Zeitraum der Geschichte, den sie erlebt, unterrichtet über Sitten und Gebräuche und selbst einige Vorurtheile ihrer Zeitgenossen und dabei immer bewandert in den friedlichen Kreisen der Familie und der Haushaltung. Frau Huber gehört keinesweges unter die klatschende Theesippschaft unsrer nervenschwachen, schreibenden Damen, man hat an ihr etwas Kompaktes, etwas Wirkliches, man sieht, daß sie Kinder gehabt hat, daß sie bemüht war, ihnen eine gewissenhafte Erziehung zu geben, und daß sie sich auf ihre eigene Lebensschicksale berufen durfte, wenn Andre wegen eines Beispiels für ihre guten Lehren in Verlegenheit sind. Auch in dieser Fortsetzung ihrer gesammelten Erzählungen wird man auf der zehnten Seite immer auf ein naives Kindergequatsch, und auf der zwanzigsten auf die Krankheit eines Mädchens stoßen, kurz auf Dinge, die mit vieler Naturwahrheit ganz aus dem Leben gegriffen sind.

Frau Therese Huber hat auch ihre Fehler gehabt, die wir zu verschweigen gar nicht geneigt sind. Wie sie ihre Tugenden vor ihren schreibenden Mitschwestern voraus hatte, so hat sie doch diese mit ihnen gemein. Es ist bekannt, worauf die Thorheiten unsrer literarischen Damen hinauskommen. Es handelt sich Alles um die Ehe, dies seltsame Institut, wofür die Weiber allein bestimmt scheinen, und gegen das sich doch ihre schreibenden Anwälde wie gegen das Uebel sträuben. Hier hat sich Frau Huber, eine zweimal verheirathet Gewesene, einen großen Namen erworben. Alle alten Jungfern, alle glücklichen Wittwen und unglücklichen Ehegattinnen haben sich bei ihr Trost und Muth geholt. Sie hat den ehelosen Stand, wie die kühnste Vertheidigerin des Cölibats, in ein System gebracht, zu dem man selbst die sonderbaren Ehen, die sie in ihren Schriften statuirt, rechnen möchte. Je älter, je weniger reizend, desto gewisser wurde sie in diesen Lehren, und unter den vorliegenden Erzählungen findet sich eine, in der die Wuth der Männerfeindschaft bis aufs Höchste gestiegen ist. Die alten Amazonen schnitten sich doch nur die Brust ab, um besser gegen die Männer kämpfen zu können, hier reißt sich diese moderne Vorkämpferin der Andromachie selbst das Herz aus, um keiner Versuchung zu unterliegen. In der Erzählung: drei Abschnitte aus dem Leben eines guten Weibes hat die selige Huber Alles aufgeboten, was den Zauber des bräutlichen und den wahrhaften Werth des ehelichen Lebens nur vernichten kann. Es herrscht darin eine so gränzenlose Erbitterung gegen Alles, was den männlichen Namen trägt, daß man sich erzürnen könnte, wenn man dies über ein schwaches Weib darf. Die Liebe wird hier für Contrebande erklärt, die Ehe zu einem Kontrakt zwischen zwei willenlosen Partheien gemacht, der zulezt darauf hinausläuft, die Ehe nur als eine Versorgung für die Hülflosigkeit darzustellen.

Diese lügenhaften Lehren werden nun dann vollends lächerlich, wenn sich die prüden Damen selbst genöthigt sehen, dagegen zu verstoßen. Die Romane, welche nicht mit vollkommner Entsagung schließen, pflegen mit einer solchen zu beginnen, sich aber dann wahrhaft niederträchtig aufzulösen. Die edlen Weiber nämlich, die sich erst mit Caprice von ihren Anbetern wegwenden, dann einem Andern in die Arme werfen, ihm gewöhnlich ihre Schönheit und Unschuld verkaufen, kommen dann zu jenen ersten Verschmähten reuevoll zurück, seinen Schutz d. h. in einem polizirten Staate immer seine Hand erflehend. In solchen Darstellungen, gegen die sich Sittlichkeit und Ehrgefühl empört, und die in der Wirklichkeit vergebens nach Beispielen suchen, ist Frau Huber sehr bewandert gewesen. Zu der vorliegenden Sammlung gehört ein Roman: die Familie Feldorf, in dem Alles auf diese sittenlosen Grundsätze zurückkömmt. Hier jagt eine Unnatürlichkeit die andre. Wie kann Tugend mit so viel Laster, Männlichkeit mit so viel Schwäche bestehen? Wo gibt es ein Mädchen von der Bildung, wie sie Sara genossen haben soll, das sich so im Vorübergehen verführen läßt, wie diese selbe Sara? Wo gibt es einen jungen Mann, der bei so viel Edelmuth und Charakterstärke, wie Roger besizt, zugleich ein solcher Simpel ist, daß er eine Schamlose noch immer lieben kann, sogar mit ihrem Kinde spielt und zulezt sich noch bereitwillig findet, sie zu heirathen? Pfui, solche Gemeinheiten würden empörend seyn, wenn sie nicht unmöglich wären!

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 18. — 15. Februar 1833.

Novellen und Erzählungen.

(Fortsetzung.)

5) W. Alexis gesammelte Novellen. Dritter und vierter Theil. Berlin, Duncker und Humblot, 1831.

Ich kann mir den Schmerz eines Menschen denken, der schon einmal berühmt gewesen, und den man nachher wieder schmählich vergessen hat. Alexis, der vor drei Jahren noch unsterbliche Willibald Alexis ist in diesem traurigen Falle. Dieselbe Nation, die ihn damals ihren großen Unbekannten nannte, ihn aber wohl kannte, nennt ihn jezt den kleinen Unbekannten, und kennt ihn wirklich nicht. Das sind die Wechselschläge des Schicksals, denen sich ein öffentlicher Character, und ein solcher will Alexis doch seyn, nicht entziehen kann. Wir finden das bedauerlich und sehen mit Theilnahme auf die vorliegende Sammlung, das Grab des Ruhms, und hören wehmüthiglächelnd, wie der früh Geschiedene seinen Freunden zuruft: Seht, das waren die Staffeln, auf welchen ich zu meiner Größe aufstieg! Es sind „meine gelungensten Arbeiten, weil Entwurf und Gestaltung, Wille und Unwillkührliches, Phantasie und Wahrheit sich hier am innigsten durchdrungen haben!“ Wie angenehm für uns, wenn wir ihm dies bezeugen könnten!

Venus in Rom hat Aehnlichkeit mit der neuen Oper Zampa. Hubert, ein deutscher Ritter, sucht bei seinem Aufenthalte in Rom einen ehemaligen Waffengefährten, Savelli, auf und findet ihn wahnsinnig wieder. Savelli hatte geheirathet und am Tage der Hochzeit seinen Trauring, weil er ihn beim Ballschlagen inkommodirte, an den Finger einer Venusstatue gesteckt. Diese marmorne Kreatur krümmt den Finger, so daß ihn Savelli nach dem Spiele abschlagen muß. Der Finger fällt, aber Niemand weiß wohin, und der junge Ehemann wird ohne Ring von seiner spröden Vermählten nicht ins Brautgemach gelassen. Daher der Wahnsinn. Alles Uebrige, was sich nun um dies Verhältniß herumdreht, steht in sehr loser Verbindung, doch hat das Ganze zulezt doch einen Ausgang, der sonderbar genug ist. Hubert, in der Heimath verheirathet, hat sich nämlich von einer Römerin umgarnen lassen, d. h. wie Alexis sinnig bemerkt, er ist in den Venusberg gerathen, bis ihn endlich seine Frau heimsucht, Allen ver-

gibt und die Baſtarde der Römerin liebevoll an den lieben Neckar mitnimmt. Savelli findet ſeinen Ring an dem Finger wieder, den er einem Kardinal, ſeinem Feinde, abhaut, ſeine Gattin, die ſich indeß für ſeinen Verluſt ſchadlos gehalten hat, ſtirbt reuevoll an ſeiner Bruſt und er ſelbſt, nachdem er zugleich auch noch Revolutionär und zwar mit den jammervoll hohlen Phraſen von Roms alter Herrlichkeit geweſen iſt, pilgert unter dem Muſchelhute gen Paläſtina. Dieſen tollen Wirrwar ſcheint Alexis für ſehr genial zu halten. Daran ſchließt ſich ein Mährchen, Emmerich. Was mag ſich wohl der Verfaſſer unter einem Mährchen vorſtellen? Das Mährchen verlangt ſehr ſcharf gezeichnete Geſtalten, zugeſpitzte Begebenheiten, eckige, kantige Thaten. All ſein Zauber iſt zerſtört, wenn es in ihm anfängt zu flimmern, wenn die Perſonen neblig verſchwimmen und nichts drin vorkömmt, als ein ewiges Singen und Klingen und Rauſchen und Lauſchen. Da iſt Alexis recht auf einen Holzweg gerathen. Er bietet alle ſeine Poeſie auf, um dieſen Mährchenhelden, Emmerich, in die ſäuſelnde Natur verſchwimmen zu laſſen, und damit alles zu zerſtören, was nur irgend erlaubt hätte, dieſem wunderbaren Menſchen einmal ins Geſicht zu ſehen. Dieſe Geſchichte iſt ſo fade, daß ſie nur noch von Alexis humoriſtiſchen Ausflügen übertroffen wird. Die dritte Erzählung: Acerbi, iſt dem Dichter ſelbſt die theuerſte. „Ihr Inhalt, ſagt er, iſt bitter, gewiß; aber der Autor war nicht bitter, der Gegenſtand war es.“ Man wird nicht begierig auf eine bittere Erzählung ſeyn; doch will ich verſuchen, ſie etwas ſüßer zu machen. Acerbi, eine myſteriöſe Perſon, die nicht weiß, von wannen ſie kömmt, noch wohin ſie fährt, alſo dem Novelliſten ſehr willkommen iſt, macht in einem Poſthauſe die Bekanntſchaft eines Grafen und ſeiner Tochter. Gleiche Anſichten über die Geſchichte des Tages, namentlich über die Stellung des Adels führen ſie zuſammen und Acerbi darauf in das Schloß des Grafen, wo er angezogen von der Tochter deſſelben, Eveline, eine längere Zeit zu verweilen gedenkt. Die Unterhaltungen drehen ſich hier beſtändig um den Adel, deſſen begeiſterter und unduldſamer Vertheidiger vor allen Acerbi iſt. Acerbi ſteht durch ſeinen Geiſt und ſeine Talente in den glänzendſten Verbindungen, repräſentirt mit ruhigem Gewiſſen ſeine adlige Herkunft, obſchon er ſie nicht zu beweiſen vermag. Dieſer lezte Umſtand entzieht ihm Evelinens Hand, die ſie ſelbſt unter andern Umſtänden ihm würde gegeben haben. Wahnſinn, Verzweiflung, ein hitziges Fieber, Geneſung, eine Reiſe, Wiederfinden in den Bädern von Pyrmont. Eveline iſt mit einem Fremden verlobt, ſie weiſt alle Annäherung des noch immer halbwahnſinnigen Acerbi zurück, dieſer ſucht ſeinen Schmerz am Spieltiſch zu tödten. Va banque! Er ſprengt die Caſette des Marquis Fabiani, eines alten Bekannten, der ihn verzweiflungsvoll um einiges Darlehn bittet, ſich wieder zu reſtauriren. Acerbi ſchlägt es muthlachend ab, doch beſinnt er ſich beſſer und eilt am folgenden Morgen den Marquis zu befriedigen, findet ihn aber todt und nach einigen Aufklärungen in dem Selbſtmörder oder vielmehr dem vom Sohn Gemordeten ſeinen Vater. Geſteigerte Wuth. Er will ſich dicht neben Evelinen an öffentlicher Tafel erſchießen, er will es ſpäter auf einem Balle thun, wo ſie mit ihrem Verlobten in einem entfernten Zimmer ſizt, er thut es endlich an dem Schloſſe des Grafen, wird halbtodt gefunden, und ſtirbt verſöhnt mit Evelinen. Ohne Scherz, die Anlage dieſer Erzählung hat Alles für ſich, doch hätte in ihre tragiſche Wendung weit mehr Pathos gelegt werden können. Acerbi, der exaltirte Vertheidiger der Adelsvorrechte, mußte weniger den Schmerz einer verſchmähten Liebe fühlen, als die Verzweiflung, einem Stande nicht anzugehören, der ihm über Alles ging, er mußte niemals einen Marquis zum Vater bekommen, ſondern an der „ungeheuern Ironie“ ſeines Daſeyns untergehen. Wäre dieſes Moment ſittlicher und tiefer hervorgehoben worden, ſo gäbe Acerbi ein tragiſches Seitenſtück zu Tiecks Ahneuprobe ab.

Bekanntlich hielt W. Alexis es eine Zeitlang ſeiner Würde nicht für unangemeſſen, fremde Geiſter nachzuahmen. Dabei führte ihn ein unglücklicher Stern auf Hoffmann. Die Götter ſind ſo geizig mit den Gaben des Witzes, ſie geben wenig davon heraus, wie Viele mußten nicht erſt den Himmel ſtürmen, ehe ſie witzig wurden? Alexis iſt aber kein Himmelsſtürmer und der Witz hat ſich immer nur gegen ihn geſpizt. Aus jener Hoffmanniſirenden Periode liegen uns hier zwei verunglückte Schöpfungen vor. Pommerſche Geſpenſter iſt eigentlich gar Nichts, wie ſich's für ein Geſpenſt geziemt. Es iſt nicht einmal tolles Zeug, es iſt nur dummes Zeug. Was die Pommerſchen Gänſebrüſte ſo delikat macht, das pikante Ineinander von Süß und Salzig, das kann dem Witze nur ſehr ſchädlich ſeyn. Herr Kritik iſt wo möglich noch abgeſchmackter. Dieſe traurigen Reſte aus der Sonntagsvergötterungsperiode, aus jener Zeit, wo Hoffmann, Devrient, das Berliner Weinhaus, Lutter und Wegener und die Reſtauration bei Sala Tarone für identiſch mit dem Teufel gehalten wurden, ſind um Vieles im Preiſe gefallen, und wenn der ſanfte, gefühlvolle Willibald Alexis ſie noch einmal aufwärmt, um Alles.

6) Sommernächten. Erzählungen und Novellen von C. Spindler. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1832, 33.

Spindler hat ein seltnes Talent der Erfindung. Er überrascht durch die immer neuen und interessanten Situationen, in die er Personen zu bringen weiß, die lebendig, voller Wahrheit vor unsre Anschauung treten. Spindler bewährt darin einen äußerst poetischen Blick. Es sind malerische, farbenhelle, sprechende Attitüden, mit denen er seine Erzählungen beginnt, und er versteht es, diesen Zauber der Illusion durch den Verlauf der dargestellten Begebenheiten immer in Wirksamkeit zu erhalten, ihn fest an die Einbildungskraft zu bannen. Spindler ist sich dieses glücklichen Silberblicks vollkommen bewußt, und vertraut ihm so sehr, daß man zuweilen wünschen möchte, die nüchterne Idee seiner Sujets wäre früher in ihm entstanden, als die phantasiereichen Porträts, mit denen er ihre Ausführung eröffnet. Denn nach diesen ersten, klaren, spiegelhellen Expositionen übereilt ihn plötzlich die Fabel, die Begebenheiten fangen an sich zu drängen und zu stören und der Knoten wird entweder nur schwach geschürzt oder gewaltthätig gelöst. Darum ist das beschränkte Feld der Novelle für Spindler niemals recht geeignet gewesen, die Bilder sind zu umfangreich für diesen kleinen Rahmen, und die Erzählungen, die auf die einfachste Art ihren Anfang nahmen, schließen sich gewaltsam und romanenhaft. Dann ist Spindler ohne sich dessen zu versehen aus der Novelle in den Roman getreten, zwei Gebiete, deren Gränzen eine gesunde Theorie doch sehr scharf abzeichnen muß. Denn ist es wahr, daß der Roman die Begebenheiten mehr als Handlungen, die Novelle die Handlungen immer als Begebenheiten, die so selten von uns abhängen, schildert, so erkennt Spindler hier niemals eine Regel an, sondern seine Personen raffen sich von ihrer für die Novelle ganz geeigneten Indolenz auf, gehen nach fremden Ländern, wo sie sich sonderbarerweise gleich nach der Ausschiffung wieder in den Weg kommen, sie greifen nach der Flinte und schießen sich wechselseitig todt, mit welchem Knalleffekt die so schön angesponnenen Fäden dann zerrissen sind.

Die hier gesammelten Erzählungen und Novellen sind nicht die neuesten Erzeugnisse der Spindlerschen Muse, sondern eine Sammlung mehrerer, an andern Orten zerstreuter Piecen. Die Novelle: Der gespenstige Hof zieht durch seine phantastischen Episoden wohl am meisten an. Auf den jezt verödeten fürstlichen Lustschlössern wird immer ein poetischer Duft liegen, vielleicht so lange, bis einmal eine nackte, schauerliche Wahrheit aus diesen kalten Mauern spricht. Die Erzählung: Fior di Levante endet eben so mangelhaft, als ihr Anfang vorzüglich war. Die Begegnisse eines französischen Offiziers, der im Orient seinen inzwischen Muselmann gewordenen Oheim aufsucht, sind besonders so interessant durch den Kontrast der westlichen und östlichen Sitte, aus welcher leztern jedoch noch immer das französische Leben hervorblickt. Den Neffen selbst hätte der Dichter nicht so entschuldigend behandeln sollen, weil es doch immer ein schlechter Streich blieb, die Geliebte eines Vetters, dessen Treue und Edelmuth rühren, zu stehlen. Kann man um einer griechischen Sklavin, eines willenlosen, kalten Geschöpfes willen einen solchen Verrath der Freundschaft begehen? Auch möge sich Spindler vor solchen Spionen, wie der Coopersche und Lewalds Przebracki ist, hüten, sein Rockides ist eine eben so unnatürliche Erfindung, wie jene. Der Herr im Hause und die öde Drillingsburg, eine Spuk- und Rittergeschichte à la Spieß und Cramer, sind zwei anmuthige, durch ihre heitre Laune gefällige Scherze. Endlich treffen wir noch auf Lorbeere, Palmen und Nesseln aus dem Lebenskranze des Mimen, eine Skizze, die leider da abbricht, wo sie anfängt, interessanter zu werden, und in dem, was sie gibt, nicht neu ist.

Spindler scheint sich gegen die Franzosen, die seine Romane übersehen, revangiren zu wollen, er gebraucht das Retorsionsrecht und gibt mehrere aus dem Französischen übersezte Stücke. Der Mann ohne Namen ist zu übertrieben forcirt, es ist darin, wie bei Balzac und einem gewissen Seitenzweig der neuern phantastischen Schule in Frankreich, keine Lebenswahrheit. Unendlich vorzüglicher ist die Skizze: an der Beresina. Wir erinnern uns seit lange nicht, etwas Ergreifenderes und Schöneres gelesen zu haben.

7) Lavabecher. Novellen von Leopold Schefer. Erster Band. Stuttgart, Hallberger, 1833.

Leopold Schefer soll durchaus ein großer Mann seyn, man nennt ihn den einzigen Deutschen, auf welchen sich Jean Pauls Geist vererbt habe, und hält in den Museen von Frankfurt und Bremen über ihn Vorlesungen. Chacun à son goût. Mich widern Leopold Schefers Novellen an, seine Manier ist für mich unausstehlich. Dies Drehen und Wenden, dies gedankenlose und doch anspruchsvolle Federkauen, dies endlose Fortführen einer Gedankenreihe, die ohne Plan und Ziel anfängt und im zweiten Gliede noch nicht weiß, was im dritten stehen wird, das soll groß, geistreich, unübertrefflich seyn? Was man Schefers lyrische Trau-

kenheit nennt, ist in der Novelle nicht nur höchst unpassend, sondern ein berechnetes Reflektiren, das sich weder durch Tiefe noch durch Wahrheit auszeichnet. Die bei Schefer handelnden Personen schwimmen in einem Meere von seichten Redensarten, die mit einer bedeutsamen Miene und in der unschuldigen Voraussetzung vorgetragen werden, als unendlich geistreich und ergreifend beklatscht zu seyn. Alles soll süß und zart seyn, und ist nur dämmernd, flaumig. Zuweilen lacht der Dichter, setzt einen Gedankenstrich, und was dahinter steht, soll dann immer etwas sehr Schlagendes, Witziges seyn; aber ein feiner Schriftsteller braucht nie einen Gedankenstrich, um damit zu sagen: Seht, nun kömmt Etwas, was euch überraschen wird und gefallen muß. Kurz es ist eine Pein, sich mit L. Schefer bis an das Ende seiner Novellen zu winden, drehen, kopfübern, einzuschlafen, wieder aufzustehen, weiter zu kriechen, und zulezt wohl gar noch lachen zu sollen. Was doch ein Autor nicht Alles verlangt, wenn man ihn einmal gelobt hat.

Lavabecher? Nicht wahr, das ist unbeschreiblich tief? Viele werden das gar nicht verstehen, und ich selbst bin mir meiner Sache nicht recht gewiß, wenn ich unter einem Lavabecher einen Becher verstehe, wie man ihn am Fuße des Vesuv aus versteinerter Lava schneidet. Was haben nun die beiden hier gelieferten Erzählungen mit dem Vesuv, mit Lava, mit einem Becher gemein? Scharfsinn hier verläßt du mich! Ich kann's nicht angeben. Und doch! heilige Ahnung, entschlüpfe mir nicht, ich halte dich fest, ich muß dir deine Krone rauben! Man höre! Also mag der Dichter kalkulirt haben: Sintemal ich ein ganz eigenthümlicher Dichter bin, d. h. insofern ich in meinen Erzählungen außer einem Erzähler immer noch etwas Andres bin, d. h. insofern ich meine Erfindungen immer erst in das untertauche, was meine Landsleute meine Tiefe, mein Gefühl, ja was weiß ich, nennen, und somit alle die von Außen kommenden Stoffe in meinen Empfindungen krystallisire, insofern — ich bin schon ganz matt, aber wohlan! — insofern gleichen meine Erzählungen jenen Gebilden, die aus einem versteinerten Fluidum, (wohlgemerkt, dies flüssige sind meine Reflexionen) geschnitten werden und also aus Fließendem, Unhaltbarem entstanden, doch etwas Ganzes geben. Warum hat Herr Schefer keinen Preis auf dies Räthsel gesetzt? ich schmeichelte mir dann, ihn gewonnen zu haben.

Wir wollen den Inhalt dieser hier mitgetheilten beiden Erzählungen kurz angeben, und nur so viel hinzufügen, daß sie an Unwahrscheinlichkeit Alles überbieten, und daß ihre unglückliche Behandlung jedes Interesse zerstört, was sie etwa hätten gewähren können. Im Sklavenhändler, der selbst recht gut gehalten ist, werden die Schicksale des abentheuerlichen Lord Baltimore zu folgender Verwickelung benuzt. Lord Baltimore hat den Bruder seiner Gattin erschossen und sich mit dieser selbst ennüyirt, er verläßt sie und ihr Kind, und geht nach Konstantinopel, wo er in der Kleidung eines weiblichen Muselmanns, oder wie ich an Sefers Stelle und ganz in seinem Geiste gesagt hätte, einer Muselfrau, seit längerer Zeit lebt. Er hält sich ein Serail und steht deshalb mit dem Sklavenhändler Amilakhoro in Verbindung. Inzwischen ist sein Schwager nicht todt und hat sich aufgemacht, in Begleitung der Lady ihn aufzusuchen. Sie finden ihn, vertrauen sich einem seiner Begleiter und suchen dem Melancholischen auf eine ihm zusagende Weise zu begegnen. Amilakhoro erwartet nämlich eine reizende Lesgistanerin, die er dem Pascha Millidufe und seinem Mohren Otural versprochen hat, und deren Anblick er seinem alten Kunden, dem Lord, auch gönnen wollte. Ehe diese noch ankömmt, übernimmt die Lady die Rolle dieser Sklavin, Baltimore sieht sie, erkennt sie nicht, staunt und kauft sie. Jezt aber tritt der Mohr dazwischen, dies soll die Lesgistanerin seyn, er hat Aufgeld gegeben und sein Herr erwarte sie mit Ungeduld. Die Verwirrung wird groß, sie endet mit einigen Pistolenschüssen und der Wegführung der Lady. Unterdeß ist aber eine neue Erkennung vorgefallen; unter den Sklavinnen befindet sich eine Tante der jezt von ihrem Manne erkannten Lady, die ehemals im Serail des Pascha Milleduse gewesen ist, ihm seine liebste Sultanin vergiftet hat, und nun geflohen war. Wunderliche Rencontres! Genug, diese Dame will vermitteln, es gelingt ihr schlecht und sie hängt bald am Kreuze. Nun ist aber endlich die wahre Lesgistanerin angekommen, sie wird dem Pascha, der die Lady noch nicht berührte, zugeführt, würde aber deren Stelle nicht ersezt haben, wenn der Lady Bruder nicht den Pascha erschossen hätte. Dies hätte diesem wieder ans Leben gehen können, wenn der Kapidschi Pascha nicht die seidne Schnur für den nur Verwundeten überbracht hätte. Jezt ist Alles versöhnt, auch der Sultan, der Melliduse nach Jerusalem verbannt. Dieser nimmt seine Dame vom Kreuz und geht mit ihr zufrieden ab. Lord Baltimore aber begibt sich in die Heimath, und lebt zehn Jahre mit seiner Gattin glücklich, und der Sklavenhändler geht in die Krimm, wo er geboren war.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 19. — 18. Februar 1833.

Novellen und Erzählungen.

7) Lavabecher. Novellen von Leopold Schefer. Erster Band. Stuttgart, Hallberger, 1833.

(Beschluß.)

Virginia Accorambоni vermählt sich einem jungen Verwandten des spätern Papstes, Sixtus V., erhält ihn aber zur Brautnacht ohne Kopf; man hatte ihn vor den Garten gelockt und ermordet. Sie weint, und nimmt die Hand eines früheren Bewerbers, des Herzogs Ursini, den man jezt den Mörder ihres ersten Gemahls nennt. Das Volk insultirt sie als Theilnehmerin des Verbrechens, sie wird in die Engelsburg geschleppt, vom Papste Sixtus, damals noch Kardinal, gerettet, und ihrem Manne wieder zugeführt. Jezt öffnen sich ihr die Augen, und sie haßt ihren Gemahl unsäglich und sinnt auf Rache. Hat nun dieser ihren ersten Gemahl ermordet? Gott weiß, Schefer reflektirt, und wir wundern uns, daß er schuldlos sich ersäuft. Nun gab es aber noch einen dritten Bewerber von ehemals, ein Paganelli, der vermuthlich der rechte Mörder war, der aber von Virginien vorher, jezt und später noch immer verschmäht wird, und sie endlich ermordet. Er ergibt sich der strafenden Gerechtigkeit, die unter Sixtus V. so streng gehandhabt wurde. Ich bin in Verlegenheit, ob ich an dieser Erzählung nicht etwas Wesentliches vergessen habe, oder ob nicht Alles vielleicht ganz anders ist, als ich es mitgetheilt habe. Der Schluß dieser Erzählung flimmert so unbestimmt vor den Augen des Lesers, daß man L. Schefers Klugheit bewundern muß. Wir sehen, wie er unaufhörlich nach dem Olymp greift, und bemerken dabei nicht, daß er mit der Faust nur Wind hascht. Es ist unzweifelhaft, daß diese Erzählung ohne Werth und Gehalt ist, und doch ist darin so viel Wesens, daß man wetten möchte, etwas Rechtes gelesen zu haben.

8) Historische Novellen und Erzählungen von Eduard Gehe. Leipzig, Focke, 1831.

Herr Gehe hat das Talent, historische Ereignisse recht lebhaft und anschaulich darzustellen, was die hier mitgetheilten drei Erzählungen beweisen. Provida schildert die schreckliche Katastrophe der sicilianischen Vesper und darauf die Besitzergreifung Siciliens von Pedro, dem spanischen Könige. Die Bürger von St. Jean für Saone ist ein Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege, wo Gollas seine Schaaren gegen die genannte Stadt entsendet, von ihr aber hartnäckig zurückgewiesen und nach heldenmüthiger Gegenwehr von Conds entsezt wird. Char-

lotte Corday endlich zeichnet den Charakter dieses Mädchens der Geschichte treu und gibt die Konstellation des Augenblicks, wo sie ihre bewunderungswürdige That vollbrachte, recht anschaulich wieder.

Störend sind die sonst gewissenhaften Studien des Verfassers, wenn er sie zu roh benuzt. Man müßte es z. B. nicht merken, daß er italienische Landschaftsgemälde, die eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert beleben sollen, aus den neuesten Reisebeschreibungen genommen hat. Lästig ist auch das ewige unter dem Text stehende „Geschichtlich" „Geschichtlich", was pedantisch klingt und die Illusion stört. Charlotte Corday ist im Grunde weder ein passender Gegenstand für das Drama, noch für die Erzählung. Man muß den Entschluß zu einer solchen That, wie er sie ausführte, in keinem, selbst dem seltensten Weibe nicht entstehen sehen. Sie muß wunderbar, als eine plötzliche Erscheinung in Mitte der Begebenheiten auftauchen; der Kampf, der bei dem Manne einer großen That vorangeht, macht einen andern Eindruck, als der allmählige Entschluß eines Weibes, weil jener nur mit den Rücksichten, dieses aber mit der Schwäche zu kämpfen hat.

9) Berthold Schwarz. Novelle von Eduard Duller. Stuttgart, Hallberger, 1832.

Dieser Dullersche Berthold Schwarz hat das Pulver nicht erfunden. Duller besizt Talent; doch die vorliegende Novelle ist ein völlig mißlungenes Produkt. Die Mittheilung des Inhalts wird dies Urtheil zur Genüge bestätigen.

Vor dem Altare des Barfüßerklosters in Freiburg betet ein Fremder in den verzweifeltsten Ausdrücken. Die Kirche soll geschlossen werden, und der Frater Pförtner treibt ihn mit einem Holla auf. Ein dritter legt sich dazwischen, ein alter Mönch, der den Fremden zu sich nimmt. Sie gehen auf den Chor und hören den Todtengräber und Lustigmacher Jeremias mit einem sehr, sehr verunglückten Humor in der Kirche tollen, sie lachen und gehen. Jeremias geht auch und der Pförtner Zachäus wirft sich vor den Altar und bittet sich Hülfe zu einem großen Werke, das er unternehmen will. Der Narr aber sizt in seinem Häuschen im Friedhofe, es ist Nacht und ein Mädchen kommt mit einem Ritter ringend, wie zu Anfang des Don Juan, in die Scene, Jeremias steht der Unschuld bei, versezt dem Ritter eins, woran er einige Wochen denken kann, und nimmt das Mädchen zu sich. Sie komme von Basel, sagt sie, habe keinen Vater und keine Mutter mehr, und wollte zu einer Base. Diese ist todt, sagt Jeremias, und das Mädchen geht traurig in sein Haus. Jezt tritt Zachäus, der sich vorhin Muth erfleht hatte, bluttriefend auf, er hat einen Mönch erdolcht, und der Narr nimmt auch ihn in seine Wohnung. Hier beträgt er sich aber fast ungebührlich gegen die Basler Waise, und Jeremias schiebt ihn in einen unterirdischen Gang, der ihn ins Freie führen soll. Unterdessen war der Fremde von vorhin mit dem Pater Albertus vertrauter geworden, sie sind in den Naturkräften wohl unterrichtet, wollen zusammen arbeiten und beten, denn auch jener will Mönch werden. Es kömmt zu Vertraulichkeiten und der Noviz erzählt seine Geschichte, wie er Berthold heiße, wie ihn seine Mutter in Sünden von einem welschen Grafen empfangen habe, wie sein Großvater ein gar böser, aber wohlbewanderter Chymikus gewesen, und er an dem Biß einer giftigen Schlange gestorben sey. Der Famulus des Vaters, Jesaias, habe sich seiner und seiner Mutter angenommen, Jesaias sey selbst verheirathet und Vater eines Töchterleins, Maria, gewesen, dann sey seine Mutter gestorben, er sey nach Paris gegangen, habe dort ein gar anmuthiges Kind kennen gelernt und einem Ritter, der ihm nachstellte, ein Derbes versezt und jezt sey er hier, unzufrieden mit seinem Daseyn. Während Berthold dies erzählt, wird es ruchbar, daß der Guardian ermordet und Zachäus fort sey. Der Guardian war aber nur verwundet, jener Ritter vom Friedhofe besucht ihn, sie erkennen sich als alte Freunde, der Guardian nennt seinen Mörder Francesco und den Bruder eines Mädchens, das er einmal verführt habe und der Ritter ist jener, dem Berthold in Paris eine Schlappe beigebracht. Der Ritter, Marco, erzählt weiter von seinen nächtlichen Abentheuern, die alten Sünder werden lüstern, sie gutiren den Narren, finden das versteckte Mädchen, dies wird abgeläugnet, und zulezt sogar beiden Herren vom Jeremias mit der Prophetin eines Leichenhuhns der nahe Tod geweissagt. Zachäus dämmert inzwischen um Freiburg herum, trifft eine wahnsinnige Bettlerin, die in lichten Augenblicken erzählt, wie sie aus Konstanz sey, und nach Paris gegangen, und den Berthold geliebt in Konstanz und Paris, dann aber der Verführung Konstantins (des verwundeten Guardians) erlegen und von ihm verlassen sey, wie sie in Basel geboren und später ihr Kind verloren habe, und daß sie es jezt suche. Francesco-Zachäus nimmt das Weib mit sich in seinen geheimen Versteck. Berthold aber macht unterdeß bei Albertus ansehnliche alchymische Fortschritte und bei einem Spaziergange klärt sich durch den hinzugekommenen Schalksnarren auf, daß er jener Famulus war, der Berthold und seine Mutter pflegte, daß seine Tochter in Paris zu einem unehelichen Kinde gekommen sey, und seither in Basel verstorben. Man sieht, die Erkennungen gehen nun vor sich. Berthold hat durch das Fenster der Todtengräberwohnung der Baselerin Gesicht gesehen, er er-

kennt seine Pariserin wieder, obschon sie nur deren Tochter ist, er geht hinein, doch hat Jeremias das Mädchen, um sie vor den beiden adligen Wüstlingen sicher zu stellen, in die Gruft gebracht, wo sich Francesco-Zachäus und seine Tochter, die Mutter der Baslerin, versteckt halten. Das Mädchen ist also des Narren Enkelin. Inzwischen sehen die beiden lüsternen Herren den Mönch heraustreten aus dem Orte, wo sie ihr Täubchen eben aufsuchen wollen. Der Narr sagt, das Kind sey diese Nacht gestorben und begraben, und ob sie es nun glauben oder nicht, genug, sie beschließen, Berthold als den zu bezeichnen, der den Guardian mörderisch angefallen habe. Dieser wird ins Gefängniß gesteckt, von seinem Freunde Albertus besucht und mit chemischem Apparate zur Unterhaltung versehen. Der Narr, in sein Haus zurückgekehrt, sieht, daß ein Schrank geöffnet ist, wo eine Weinflasche neben einer Giftflasche gestanden, die leztere fehlt, er geht in den Gang, und sieht in der Gruft seine Enkelin und deren Mutter, seine Tochter, vergiftet. Zachäus hatte sie erquicken wollen und sich so arg vergriffen; jezt, da Alles verloren, denkt er das Lezte zu thun, er geht ins Kloster zurück, übernimmt das Amt des Kellermeisters, und vergiftet den Guardian und Marco. Plözlich gibt es einen Knall, Berthold hat im Keller das Pulver erfunden, es hat ihn das Leben gekostet, und die Geschichte ist zu Ende. Francesco aber war der Oheim Bertholds, der die Verführung seiner Schwester rächen wollte an Konstantin, dem Guardian, dem Verführer, dem Vater Bertholds.

Dies sind die Umrisse eines Gemäldes, wo Alles grau in Grau gemalt ist. Eine Beziehung stört die andre, nichts wird recht klar, und man würde, wenn diese Novelle ein Strickstrumpf wäre, sagen, er ist verprudelt. Die Anlage ist ängstlich, der Verfasser hat nichts Uninteressantes geben wollen, und deshalb alles Mögliche zusammengerafft um nur mit jedem Worte etwas zu sagen, was zur Fabel gehört. Aber eine Geschichte, die nur Erkennungsscenen enthält, langweilt, und diese Novelle thut noch mehr, sie peinigt, weil sie jeden Augenblick zu Ende ist und jeden Augenblick wieder von Vorn anfängt. Was geschieht in dieser Erzählung? Nichts; man läuft und rennt, und begegnet sich und weicht sich aus, und thut nichts, als lange Reden halten, man erdolcht und vergiftet sich, und wir begreifen lange nicht warum? Schattenbilder gaukeln an der Wand auf und ab, ohne Charakter, ohne Handlungen, nur mit Erzählungen, Erinnerungen, abgemachten Dingen. Dazu kömmt, daß die ganze Erfindung gar keinen Sinn und kein Interesse hat, daß der Humor des Narren mit seinem Ho je, heisa, lustig, eine traurige Rolle spielt, und daß die Hauptsache von den Dingen, die ein Jeder für die Nebenumstände halten wird, gänzlich verdrängt wird. Wir denken, in dieser Novelle soll das Pulver erfunden werden, und riechen es erst auf der lezten Seite.

10) Das Musikfest. Rheinbayrische Novelle. Von G. Fr. Blaul. Heidelberg, Winter, 1832.

Hätte der Bundestag diese Novelle gekannt, es sähe vielleicht anders im Vaterlande aus. Die Rheinbayern sind nicht ganz diese umwälzerischen Menschen, zu denen sie die Umstände gemacht haben, sie haben noch Viele in ihrer Mitte, die philisterhaft, nüchtern, demüthig und gehorsam denken, Viele, die erstaunlich albern sind; denn die in dieser Novelle handelnden Personen und ihr Verfasser sind alle aus dem Leben gegriffen.

Ein junger Mann aus Mainz bereist Rheinbayern. Im Gasthofe zu Frankenstein trifft er den alten dicken Herrn Petersen — Aber wozu die heilige Zeit so misbrauchen! Es geht nichts über die Abgeschmacktheit dieser Erzählung. Das Interessante an dem Ganzen ist die Nachricht, daß das Hambacher Fest keine Improvisation ist, daß nur der politische Zeitgeist ihm diese Richtung gegeben, die es nahm, und daß man vor zwei, drei Jahren an demselben Orte eine Festlichkeit hatte, wo der rheinbayrische Musikverein zur Exekution großartiger Musikstücke zusammentrat. Herr Blaul ist von daher noch ganz entzückt und nicht wenig ungehalten über die Neuerung des vorigen Jahres.

11) Das Elendsfell. Drei Novellen von Balzac. Uebersezt von Dr. Schiff. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1832.

Die vernünftigen, gescheiten, praktischen Franzosen sind auf dem Wege, recht fad und albern zu werden. Sie werden uns Deutsche noch zu einer Genugthuung verhelfen, die uns schmeicheln darf, weil sie wahr ist. Wir dürfen uns jezt schon mit Wohlbehagen die Hände reiben, wenn wir sehen, welch' ungeschickte Sprünge sie in den weiten Schuhen machen, die wir längst ausgetreten haben. Die Romantik hat den Franzosen den Kopf verwirrt, und es ist zum Lachen, wenn sie Hoffmann und den Satan in den Mund nehmen. Eine hagere Gestalt, ein blasses Gesicht, langstarrendes Haar, ein glühendes Auge, der Spieltisch, perdu, ein versuchter Selbstmord, eine Engelschönheit, eine Verführung, die Blasphemie, das sind die Farben, mit denen sie den Teufel an die Wand malen, das sind ihre Vorstudien der Hölle. In der That, besäßen die Franzosen nicht im Styl ihre bewundernswerthe Leichtigkeit und das Talent, aus jeder Kleinigkeit etwas Anziehendes zu bilden, sie würden mit ihrer ästhetischen Desperation, mit ihren Bizarrerien und ihren Nachtstücken eine recht klägliche Rolle spielen.

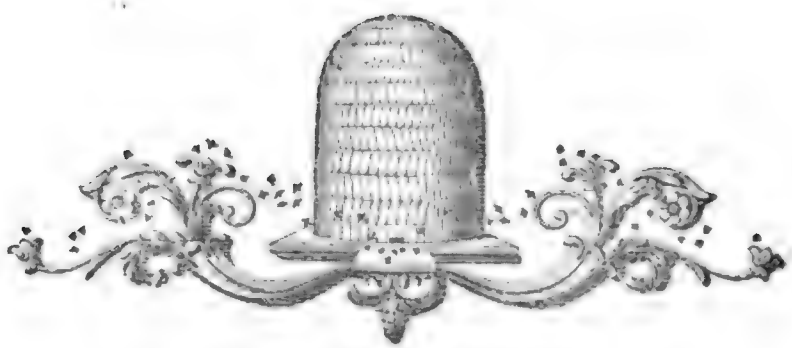
Balzac will in jeder Beziehung der französische Hoffmann seyn. Er ist unerschöpflich in Erfindungen, die auch er die Nachtseite des Lebens nennt. Er hat einen Bund mit dem Satan geschlossen, dessen Früchte seine Phantasiestücke, seine braunen Erzählungen, seine Elendsfelle sind. Aber was fehlt ihnen? Der Witz, der einem Hoffmann die Natur gab, die heitre, ironische Laune, die einen Janin so liebenswürdig macht, die Wahrheit des Lebens und der Natur, die man selbst in den grausamen Erzählungen eines Eugène Sue nicht vermissen wird. Balzac schreibt in der unnatürlichsten Champagnerbegeisterung, einem Feuer, das die Franzosen bisher nicht gekannt haben, weil sie die wäßrigsten Weintrinker sind. Balzac schildert keine Menschen, sondern nur Schatten; was die Tiefe ihres Charakters seyn soll, sind Widersinnigkeiten, mit denen man sich nicht befreunden kann; sein Wahlspruch: gemein im Gemeinen und erhaben im Erhabenen ist nichts, weil er in beiden nicht göttlich genug ist. Wir wollen sehen, was die Franzosen heutzutage eine geistvolle Komposition nennen und womit sie Hoffmann nacheifern. Der Inhalt der Peau de chagrin ist folgender:

Raphael erbt von seinem Vater eine gute Erziehung und 11,120 Franken. Er ist Jurist, hat aber einen poetischen Zug und folgt ihm. Er kennt die deutsche Literatur, und übersezt Tieck und Goethe. Er bewohnt im entlegnen Ende von Paris ein kleines Zimmer, dichtet, übersezt und gibt der Tochter seiner Wirthin, einer heruntergekommenen Edeldamé, Unterricht. Pauline ist reizend, aber noch sehr jung. Raphael hat einen Freund, Rastaignac, der es unternimmt, ihn in die große Welt einzuführen. Er reizt seine Dichtereitelkeit und ladet ihn ein, die glänzenden Zirkel der russischen Fürstin Feodora zu besuchen. Raphael schlägt ein, er debütirt mit seiner Gestalt und seinen Manieren und reüssirt, nicht so mit seinen Uebersetzungen, die er später vorliest. Zwar ist der ganze Salon trunken vor Entzückung, aber die Fürstin nicht, und Raphael war doch auf dem Wege, sie zu lieben. Feodora äußert ihr Mißfallen, aber so gnädig, daß er Vertrauen zu sich und zu ihr faßt. Rastaignac fährt mit ihm in Paris herum, zu Buchhändlern, mit denen er wegen Memoiren, die erst gemacht werden müssen, kontrahirt, zu einer schwäbischen Gräfin, die die Natur und die Empfindsamkeit liebt, vor der Stadt wohnt, und Rastaignac heirathen will. Inzwischen hat Feodora den verunglückten Uebersetzer ersuchen lassen, sie will seinen Arm, um in die Oper zu gehen. Nach dem Theater kömmt es zu einer spröden Scene, die Raphael heftig erbittert, ihre Koketterie geht ins Weite. Tag's darauf eine zweite Einladung. Sie gehen beide in den botanischen Garten, sie weint, er frägt, sie sagt, sie sey in Verlegenheit, und er sagt, er wolle ihr helfen. Feodora führte Prozesse, russische Prozesse wegen ihrer heimathlichen Güter, Raphael, Jurist, nimmt sich deren an, steckt seine 11,120 Franken hinein und wird zu guter Lezt von Feodora ausgelacht. Er schwört Rache, er geht noch einmal in ihren Salon, liest eine Novelle vor, worin die Liebe eines Malers zu einer Sängerin, die aber kein Weib, sondern ein Kastrat ist, geschildert wird, er macht dann den Uebergang zu Feodoren, nennt sie einen empfindungslosen Marmor, macht sie in jeder Hinsicht schlecht, stürzt hinaus und eilt mit dem lezten Louisd'or in ein Spielhaus. Jezt mischt sich Satan ins Spiel. Er verliert und will sich ersäufen. Vorher geht er noch in einen Laden, sieht sich das ganze Magazin an, und erhält vom Herrn desselben ein Elendsfell zum Geschenk, wodurch er alle seine Wünsche befriedigen kann. Nicht wahr, das ist sehr sonderbar? Genug, dieses Fell besizt die Eigenschaft, dem Besitzer alle Wünsche zu erfüllen, doch macht es jeder erfüllte Wunsch kleiner, und wenn es bis zum Verschwinden klein ist, stirbt der Besitzer. Raphael tritt hinaus, Rastaignac begegnet ihm, zieht ihn mit sich, man hat ihn zum Redakteur eines neuen Journals gemacht und die Aktionäre wollen ihm jezt ein Fest geben, Raphael folgt, seine Grundsäze gefallen, man ißt, trinkt und Raphael probirt sein Fell, indem er wünscht, daß alles schläft. Gewünscht, geschehen. Sie wachen alle wieder auf, die Herren und Damen, und Raphael wünscht sich Geld, und die Thür öffnet sich, weil man die Nachricht bringt, daß er 20 Mill. Franken erbe. Raphael richtet sich jezt wie ein Fürst ein und lebt allein wie ein Eremit. Die zunehmende Verkleinerung seines Elendsfelles macht ihm Sorge, er sieht den Tod vor Augen und quält sich, nichts zu wünschen. Feodoren haßt er, er sieht sie eines Abends im Theater, als plözlich alle Augen auf eine Schönheit hinter ihm gerichtet sind. Pauline, seine reizende Schülerin Pauline, ist es, die ihn lächelnd anredet, er ist entzückt, er begleitet sie, er heirathet sie in der schmerzlichen Gewißheit, sie in einem Jahre zur Wittwe zu machen. Das Fell wird täglich kleiner, und eines Tages, wo er mit Paulinen im Garten ist, war es so klein, daß er fällt und todt wäre, wenn jezt Herr von Balzac nicht zu lachen anfinge, das Ganze für einen Spuk erklärte, und Raphael reich und zufrieden mit seiner Paulinen leben ließe.

Ist in dieser Fabel ein Zusammenhang? Ueberrascht sie durch ihre Wendungen? Sind die Zauberarabesken auf einen passenden Grund gestickt? Bekömmt die Pariser Alltäglichkeit der Journalisten, der Salons durch das zur Maschinerie des Mährchens gehörige Fell einen neuen Reiz? Wird mit dem Ganzen ein tiefer, ein ergreifender Gedanke ausgesprochen? Läßt sich der gewaltsame Schluß nur einigermaßen durch das Vorangehende rechtfertigen? Ich möchte die Beweisführung hören, die diese Fragen bejahen kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 20. — 20. Februar 1833.

Meteorologie.

Lehrbuch der Meteorologie. Von Kämtz, Prof. an der Universität zu Halle. Halle, Gebauer, 1831. 2 Bde. gr. 8. mit lithographirten Tafeln.

Verfolgt man die Fortschritte der Meteorologie in den neuern Zeiten, so gelangt man bald zu der Ueberzeugung, daß dieser wichtige Theil der Physik erst seit der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wissenschaftlicher behandelt worden ist. Saussüre und de Lüc, welche die Erscheinungen der Natur in den Schweizer-Alpen studirten, zeigten, ersterer besonders in seinen „Voyages dans les Alpes (deutsch von Wyttenbach, Leipzig 1781 — 88)“ und „Essais sur l'hygrométrie (deutsch von Titius, Leipzig 1784),“ lezterer namentlich in der „Relation de différens voyages dans les Alpes (1776)“ und „Recherches sur les modifications de l'atmosphère ou théorie des barometres et des thermometres (deutsch von Gehler, Leipzig 1776),“ daß bei den atmosphärischen Processen, trotz ihrer Komplikation, bestimmte Gesetze Statt finden, und daß man bei meteorologischen Untersuchungen stets auf klimatologische Verhältnisse mit Rücksicht nehmen müsse. Um dieselbe Zeit erschien ein Traité de Meteorologie von Cotte (Paris, 1774. 4.), und einige Jahrzehnte später gaben unter Andern in Deutschland Tobias Mayer ein Lehrbuch der Meteorologie (Göttingen 1805), Lampadius eine Atmosphärologie (Freiburg 1806),“ und neuerlich endlich Kastner ein „Handbuch der Meteorologie (Erlangen 1825)“ heraus. Ueber manche andere Bemühungen auf diesem Felde der Naturkunde, z. B. über Ditmars „Aurora,“ gehen wir hinweg; aber in den lezten Jahren verfolgten zwei Deutsche, von Buch und von Humboldt, aufs neue den von Saussüre eingeschlagenen Weg. Ihnen verdanken wir die Untersuchungen über die Wärmevertheilung auf der Erdoberfläche, und über die barometrischen Windrosen *), auf welche Dorn seine neuesten meteorologischen Ideen begründen konnte; und diese jetzige Richtung meteorologischer Ansicht verspricht endlich für rationelle Begründung dieser physikalischen Disciplin entscheidend zu werden.

Das vorliegende „Lehrbuch der Meteorologie“ stellt die Wissenschaft in jenem, ihrem neuesten Zustande dar, mit kurzer Vergleichung der wichtigsten Untersuchungen früherer Physiker über die betreffenden Gegenstände; aber, dem wahren Bedürfnisse einer, vergleichsweise, noch so

*) D. h. den Bezug zwischen Windrichtung und Barometerstand, indem Buch zeigt, daß man die Richtung der Winde besser nach dem Barometerstande, als nach der Windfahne bestimmen könne. N.

wenig ausgebildeten Disciplin gemäß, sind es besonders Resultate der Beobachtung, welche der Verfasser mittheilt, wogegen rein analytische Spekulationen, namentlich die von Fourier *), welche in anderen Werken, z. B. im Artikel „Temperatur der Erde" in Gehlers neuem physikalischen Lexikon, eine so große Rolle spielen, gewiß mit Rechte, weniger berücksichtigt worden sind.

Der erste Band beschäftiget sich, nach einer Einleitung, in vier Abschnitten mit der chemischen Beschaffenheit der Atmosphäre, dem Gange der Temperatur im Allgemeinen, mit den Winden und den Hygrometeoren; und wir werden daraus solches Einzelne ausheben, wovon wir die gewisse Ueberzeugung haben, daß es allgemeines Interesse erregen wird.

Eine der auffallendsten Aenderungen im Zustande der Atmosphäre ist gewiß der Wechsel von Wärme und Kälte, die ungleiche Temperatur der Luft an verschiedenen Orten, und die oft fast unendliche Schnelligkeit, mit welcher sich diese Veränderungen ereignen. Vorzüglich freilich ist es die Weltgegend, welche den Stand des Thermometers bestimmt; außerdem aber — und diese Erfahrung ist neu — hat auch die Entfernung vom Boden einen bedeutenden Einfluß darauf. Die Erde nämlich als fester Körper wird von der Sonne stärker erwärmt als die durchsichtige Luft, und umgekehrt erkaltet sie auch in der Nacht mehr als diese. Die Wärmestrahlung ist Ursache, daß sich eben dieser Unterschied bei allen benachbarten Körpern, und zwar desto stärker zeigt, je näher sich dieselben am Boden befinden. Mehrfache Beobachtungen haben gelehrt, daß, während des Tages, die Luft nahe am Boden oft eine um zwei bis drei Grade höhere Temperatur hat, als in einiger Entfernung davon, während in heitern windstillen Nächten das Gegentheil eintritt. Sehr merkwürdig sind in dieser Hinsicht die Versuche, welche Pictet zu Genf anstellte: er fand, daß ein 5 Fuß vom Boden aufgehängtes Thermometer beim Aufgange der Sonne 2°,5 niedriger, dagegen um 2 Uhr Nachmittags 2°,5 höher stand, als ein 75 Fuß vom Boden hängendes Thermometer. Während des Tages wird die Temperatur vorzugsweise durch die Sonne bedingt; in der Nacht dagegen erkaltet die Erde durch Strahlung, und daher sinkt das Thermometer bis zur Morgendämmerung.

Beobachtet man, mit diesen Rücksichten, das Thermometer längere Zeit an einem Orte, so entdeckt man seine Oscillationen, und, bei Vergleichung des gleichzeitigen Standes mehrerer Thermometer an verschiedenen Orten, die Temperaturdifferenzen. Werden leztere bedeutend, so erfolgen diejenigen gleichergestalt mehr oder weniger bedeutenden atmosphärischen Störungen, welche man Winde nennt, und über welche sich unser Werk besonders lehrreich und interessant verbreitet. In der analytischen Sprache würde man die Winde als Funktionen des verschiedenen Thermometer- und Barometerstandes an verschiedenen Orten bezeichnen können. Allein leitet man blos aus dieser Formelsprache die Geschwindigkeit des Windes z. B. bei einem Unterschiede der Barometerhöhen von 12 Linien, und der Thermometer von 10 Graden ab, so findet man bereits 100 Fuß auf die Secunde, welche Gewalt des Windes hinreichen würde, die stärksten Bäume zu entwurzeln. Die Erfahrung lehrt aber, diesem rein analytischen Resultate zuwider, daß dergleichen verheerende Stürme, selbst bei viel größeren Differenzen der Luftspannung und Temperatur, glücklicherweise sehr selten sind. Mehrere Umstände, welche sich nicht so leicht in Rechnung bringen lassen, sind Ursache dieser Verminderung in der Geschwindigkeit der Winde; und es ist höchst belehrend, die von der Natur zu diesem Zwecke getroffenen wohlthätigen Maßregeln zu erforschen. Die Punkte der Erdoberfläche, welche den gegebenen größten Differenzen entsprechen, liegen meistens weit von einander. Während der Barometerstand z. B. im westlichen Europa das Minimum erreicht, liegt das Maximum vielleicht erst in Nordamerika, oder tief im Innern von Rußland; und die Luftmassen müssen also, zur Wiederherstellung des aufgehobenen Gleichgewichtes, einen sehr weiten Raum durchziehen. Dabei aber erfahren sie nothwendig eine, wenn auch nur geringe, Adhäsion an der Erdoberfläche, einen Widerstand durch die Unebenheiten derselben u. s. w., welches Alles die Gewalt der Winde natürlich sehr vermindern muß.

(Der Beschluß folgt.)

*) Théorie analytique de la chaleur. Paris 1824. 4.

Novellen und Erzählungen.

(Beschluß.)

12) Rosetten und Arabesken. Novellen, poetische Gemälde und satirische Skizzen der jüngern Serapionsbrüder. Zwei Bände. Berlin, Bechtold und Hartje, 1832.

Wer kennt nicht den Berliner Sonntagsverein, den Rival der Mittwochsgesellschaft? Wenigstens ist es noch nicht vergessen, daß der wirkliche Geheime Intendanzrath Saphir vor vier, fünf Jahren in Berlin jenen ersten Verein gründete und ihn witzig nicht die, sondern den Sonntagsgesellschaft nannte, um jede Beziehung auf die Sonntag in diesem Namen zu unterdrücken und bei

der Nachwelt der Vermuthung zuvorzukommen, als sey Wilibald Alexis, der Enthusiast, jenes Vereins Stifter gewesen. Saphir wußte diese Gesellschaft bald zu bevölkern. Die Zahl seiner Schüler und Verehrer war beinahe eben so groß, als die seiner Feinde. Saphir zeigte, daß der Witz nichts gelernt zu haben brauchte, daß die Phantasie alle Lücken ausfülle und der Götterfunke auf keine Schulzeugnisse sehe. Das war das Signal zu einer Autorensaat, die aus den seinen Gegnern ausgeschlagenen Zähnen aufwuchs und sich mit Begeisterung unter seine Fahne stellte. Die Seidenwaarenhändler in der breiten Straße tobten, daß ihre Ladendiener, statt die Waaren richtig zu messen, Versfüße maßen, um Charaden, Logogryphe und Räthsel zu machen, die sie am folgenden Tage mit klopfendem Herzen in Saphirs Blättern abgedruckt sahen. Die Kopisten auf dem Stadtgerichte sollten Ehescheidungsdekrete, Verführungsgeschichten und Schlägereien ins Reine schreiben, und übten sich in der literarischen Polemik, mit der sie dem Satir in der Behrenstraße immer willkommen waren. Die Studiosen, die bei Savigny die Pandekten hörten, machten humoristische Ausflüge, und beschwerten das Felleisen der Schnellpost und des Couriers, dieser weltbekannten Institute ihres großen Generalpostmeisters. Gar nicht zu erwähnen, daß für die Juden ein ewiges Laubhüttenfest der Poesie angebrochen war, daß sie sich ihre satirischen Adern öffnen ließen, und unter dem Schutze ihres großen Messias Alles thaten, wozu er selbst sie die Handgriffe lehrte. Damals blühte die Sonntagsgesellschaft und trug herrliche Früchte, von denen sie zum Besten der Ueberschwemmten vor Jahren einige Spenden bekannt machte. Später kam die Gesellschaft unter den Vorsitz meines liebenswürdigen Freundes, Oettinger. Dann kam die Reihe an die Lezten, um die Ersten zu werden. Diese sind auch noch heute der Stamm, sie haben sich von Saphir emancipirt, und hören nicht gern, daß man sie an die Schule ihrer Talente erinnert. Die beiden vorliegenden Bände führen den Nebentitel: Spenden aus dem Archive des Sonntagsvereins, und geben den Maßstab für das, was dieser war, ist und seyn könnte.

Zwanzig Köpfe haben hier ihre Phantasien, ihre Ideen, ihre Einfälle und Ausfälle mitgetheilt. Jede Kunstform hat ihren Repräsentanten gefunden, und man ist zweifelhaft, nach welchem Gesichtspunkte man die große Zahl sondern soll. Darf ich nach den Vornamen gehen? Dann kämen z. B. Ludwig Schneider und Ludwig Liber zusammen, die freilich auch zusammen gehören, weil sie kürzlich mit zwei großen goldnen Verdienstmedaillen belohnt worden sind, Ludwig Schneider (auch Both genannt), der das Glaubensbekenntniß eines Landwehrmanns geschrieben hat, und Lieber Ludwig, wollt' ich sagen, Ludwig Liber, von dem „Herzensergießungen über die richtige Mitte“ ausgegangen sind. Doch, wie gesagt, das ist Alles zu weitläuftig, und ich begnüge mich nur, anzuzeigen, daß diese beiden Bändchen eine Musterkarte von Trivialitäten, geistlosen Gedankenspänen, kurz von literarischen Berolinismen sind, einzelne Sachen von Heinrich Smidt, W. Fischer und selbst Schneider ausgenommen. Und selbst der Mittlere sagt in einem Neujahrsliede zum Jahre 1832:

> Es schwand ein Jahr, und welch' ein Jahr vorüber!
> Vergebens sucht Ihr es im Buch der Zeit!

Wie billig, frägt man den Verfasser, wo es denn geblieben sey? Solcher Ungereimtheiten findet man zu Dutzenden. Die „satirischen Kleinigkeiten“ von Wilhelm John erregen allerdings Gelächter, weil sie bewunderungswürdig fade sind. Man höre: „die Erfahrung der lezten Zeit hat gelehrt, daß Enthusiasten häufig Esel, aber Esel niemals Enthusiasten sind. Hieraus könnte man schließen, der Enthusiasmus sey eine solche Eselei, daß sich nur Enthusiasten, aber keine Esel dazu verstehen können.“ Wie dumm! Ferner: „die gröbsten Ausfälle werden gewöhnlich am meisten gegen Diejenigen gerichtet, welche die feinsten Einfälle haben.“ Ich hätte Lust, das erste Glied dieses Satzes wahr zu machen, wenn unser John Bull es nur mit dem zweiten könnte. Ferner: „der Witz des Pöbels gleicht mitunter dem rohen Metall, daß nur der Politur bedarf, um zu glänzen.“ Herr John, Sie werden doch nicht auf sich selbst stichteln? „Die Sucht originell zu seyn, hat das Originelle an sich, daß sie Narren bildet.“ Ach! es ist genug.

Die Metamorphose von Herr Smidt ist eine geistvolle Phantasie, die dem Verfasser Ehre macht. Doch kömmt von den Novellen keine über dies Mittelmaaß hinaus.

13) Quellen des Shakespeare in Novellen, Mährchen und Sagen. Herausgegeben von Dr. Th. Echtermeyer, Ludwig Henschel, und Karl Simrock. Drei Theile. Berlin, Fincke, 1831.

Shakespeare hat das Schicksal aller großen Geister getheilt. Oft verkannt, ist er noch öfter überschätzt worden. In Sachen des Geschmacks und des Urtheils sollten die Extreme nie gelten, aber der Enthusiasmus liebt sie. Wenn Shakespeare noch in dem lebendigen Bewußtseyn der Sage und Volkspoesie dichtete, wie der lezte der oben genannten Herausgeber auf der einen Seite behauptet, so durfte er auf der andern Seite gegen die, welche Shakespeare seiner Schulstudien wegen

anklagen, nicht ausrufen: Sollt' es einem Genie, wie dem seinigen, nicht ein Spiel gewesen seyn, sich Sprachen anzueignen! In beiden Urtheilen liegt ein Widerspruch. Wenn Shakespeare mit seiner Bildung und Anschauungsweise noch in dem volksthümlichen Boden seiner Zeitgenossen wurzelte, so konnte er die vielbesprochene Sprachenkenntniß höchst wahrscheinlich nicht haben: und diese Unmöglichkeit lag nicht in seinem Genie, sondern in der Sitte der Zeit. Man erwäge nur, welch' ein ungeheurer Bildungsapparat dazu gehört hat, daß unsre Schuljugend sehr wohl weiß, Böhmen werde nirgends vom Meere bespült, eine Kenntniß, die Shakespeare vielleicht nicht hatte. Ich weiß aber auch nicht, wie man Shakespeare gegen Vorwürfe der Unwissenheit vertheidigen kann, da über die, die sie ihm gemacht haben, schon längst der Stab gebrochen ist.

Shakespeares Quellen waren meist kunstgemäß ausgebildete Erzählungen, die er im Englischen entweder als Originale oder als Uebersetzungen, oder, wenn er in der That fremde Sprachen verstand, im Französischen und Italienischen vorfand. In dieser Bibliothek sind die Novellen, die augenscheinlich zu den berühmtesten seiner Dramen den Stoff darboten, in wohlgelungenen Uebertragungen mitgetheilt; sie sollen der Mehrzahl der Leser Unterhaltung, einigen Liebhabern auch Belehrung gewähren.

Unsre modernen Erzählungen suchen in der möglichsten Annäherung an's Drama ihre höchste Aufgabe zu erreichen, jene alten Novellen tragen durchgängig den Charakter des Epischen. Jetzt führen wir Jedes dem Auge vor, damals dachte man sich nur Hörer, und berichtete Alles. Die Leidenschaften und Empfindungen sind von demselben Gesetz der Mäßigung beherrscht, wie die Darstellung, und noch ganz fehlt es an der Absicht unsrer heutigen Erzähler, die dargestellte Geschichte in dem Hörer oder Leser eben so zu reproduciren, wie sie den handelnden Personen der Erzählung zugestoßen war. Wie würde ein Tromlitz, Blumenhagen, die erwachende Julie und den überraschten Romeo dargestellt haben? Romeo und Julien, die bei Bandello sich schweigend umarmen, und sogleich wieder den verliebten Ton zierlicher Courtoisie anstimmen?

In eben diesen Erzählungen wird das große, unerschöpfliche Thema der Liebe unaufhörlich variirt. Oft dreht sich das Ganze der Intrigue um eine einzige Nacht, die entweder schon genossen ist und sich später rächt, oder um eine, für deren Glück ein Nobili tausend Zechinen und die Hälfte seiner Seligkeit geben würde, die er aber meist nie erhält, sondern dafür entweder eine untergeschobene Beischläferin, oder einen Nebenbuhler oder wohl gar Prügel. Interessant ist die Vergleichung, wie sich solche Novellenstoffe bei verschiedenen Völkern, z. B. in deutscher und italienischer Gestalt ausnehmen. Die Italiener schildern mit einer feinen, abgerundeten Etikette, ihre Prosa ist so glatt wie ihr Gewissen, und ohne den Ernst des Livius zu besitzen, ist doch bei allen das Studium seiner leichten, gefälligen und in den Reden oft tiefsinnigen Prosa nicht zu verkennen. Anders die Deutschen. Nur durch die leichte Färbung der Naivetät wird bei ihnen der Mangel der Grazie ersetzt. Da stehen die Figuren neben einander gereiht, mehr angedeutet als ausgeführt; an einen Hintergrund, an Perspektive, an künstlerische Haltung der Charaktere ist nirgends gedacht. Wie auf altdeutschen Gemälden der Ausdruck des Gesichts allein anzieht, so deutet auch hier immer das Eine, was da ist, auf das Andre, was fehlt, und überläßt das Meiste der Ahnung. Zum schlagenden Beweise dieser Bemerkung kann die Geschichte vom Apollonius aus Tyrus dienen, die nach ihrer deutschen Bearbeitung in dieser Bibliothek erzählt ist. An die Stelle der sinnlichen Lust ist hier die himmlische Liebe getreten; Apollonius wird von Lucina nicht seiner anmuthigen, männlichen Gestalt wegen geliebt, sondern weil er das Trivium und Quadrivium durchgemacht hat, und ihr so vortrefflichen Unterricht in der Harfenirkunst ertheilen kann.

Eine verdienstvolle Zugabe zu diesen Uebertragungen sind einige literarische Zusätze von K. Simrock. Nur wäre es wünschenswerth gewesen, er hätte sich über den Sinn eines vielgebrauchten Ausdrucks, dessen er sich auch bedient, bestimmter ausgesprochen. Man pflegt nämlich zu sagen, die Geschichte von Romeo und Julie sey die Sage von Hero und Leander, der rasende Orestes sey der blödsinnige Brutus und der nicht klügere und nicht unklügere Hamlet. Soll in dieser Zusammenstellung nur eine witzige Parallele liegen, oder wird damit eine tiefere Verwandtschaft angedeutet? Kann man von der „Identität" solcher Figuren in einem andern Sinne sprechen, als in dem, daß die Liebe ein ewiges Gedicht ist? die Rache aber ein scharfgeschliffener Diamant, der den Zeiten und Jahrhunderten trotzt? die Sage legt dem Brutus einen goldgefüllten Stab bei, eines ähnlichen erwähnt Saxo bei der Geschichte des Hamlet; liest man nun die Erläuterung über dieses Attribut, so sollte man fast glauben, der Erklärer halte nicht die Idee des Rächenden für identisch hier und dort, sondern die Rächer selbst, nur unterschieden durch die Accommodation an Sitte der Zeit und des Ortes! Vielleicht erhalten wir hierüber etwas Bestimmteres in der Fortsetzung des Unternehmens. G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 21. — 22. Februar 1833.

Meteorologie.

Lehrbuch der Meteorologie. Von Kämtz, Prof. an der Universität zu Halle. Halle, Gebauer, 1831. 2 Bde. gr. 8. mit lithographirten Tafeln.

(Beschluß.)

Es findet hier ganz derselbe Umstand wie bei der Bewegung des Wassers in Strömen Statt: die Geschwindigkeit des Wassers an der Mündung sollte gleich der eines aus der Höhe der Quelle bis zur Mündung frei fallenden Körpers seyn; und doch zeigt die Erfahrung immer, daß sie vielfach kleiner ausfällt. Ferner haben die Luftströme in verschiedenen Höhen der Atmosphäre selten die nämliche Richtung; sie widerstreben sich vielmehr ganz oder theilweise, wodurch Verzögerungen entstehen, welche sich durch die ganze Luftmasse verbreiten und die zu gewaltsamen Bewegungen in derselben sehr selten machen. Forster, der bekannte Verfasser des Werkes: „Ueber die Wolken" ließ kleinere Luftbälle aufsteigen, deren Richtungen er verfolgte und auf diese Weise oft sieben bis acht verschiedene Luftströmungen in den unterschiedenen Höhen der Atmosphäre beobachtete. In größeren Höhen finden sich diese Strömungen stärker; und also scheint die Natur ihren Zweck der Luftreinigung durch die Winde zu erreichen, ohne die Bewohnbarkeit der eigentlichen Erdoberfläche zu gefährden.

Der Verfasser geht nun zu einer Einzelangabe der konstanten Winde über, und berichtigt, auf diese Veranlassung, einen Irrthum, welcher sich, nach Bergmanns (Physikalische Beschreibung der Erdkugel) Vorgange, in Gehlers Wörterbuch und mehrere Werke eingeschlichen hat, indem dort die Ausdrücke: Passatwinde und Moussons als gleichbedeutend gebraucht werden. Allein unter „Passatwinden" (wahrscheinlich von „passiren," indem man das Weltmeer mittelst Hülfe dieser Winde „passirt"), vents alizés der Franzosen, tradewinds der Engländer, versteht man die zwischen den Wendekreisen und noch einige Grade darüber hinaus auf dem Weltmeere wehenden beständigen Ostwinde; unter Moussons, Mansoons der Engländer (vom Malayischen Worte Mussin, welches Jahreszeit bedeutet), dagegen aber solche Winde, welche nur in gewissen Jahreszeiten eine gewisse bestimmte Richtung haben, und welche besonders im indischen Meere vorherrschend sind. Die Erklärung der ersteren ist seit Halley bekannt genug; die Bemühungen des Verfassers, die lezteren aus den respektiven Lokalitäten abzuleiten, erscheinen uns sehr verdienstlich. Ehe wir ihn aber in diesem Abschnitte verlassen, wollen wir noch einen, von unsern Lesern selbst leicht anzustellenden Versuch anführen, welcher die Entstehung der Passate,

der Land- und Seewinde auf eine sehr augenfällige Art zeigt. Wenn man nämlich im Winter die Thüre eines geheizten Zimmers öffnet, so entstehen ebenfalls zwei Luftströme: in dem obern Theile der Oeffnung fließt die warme Luft nach außen, während die kalte Luft am Fußboden nach innen strömt. Hält man eine brennende Kerze in verschiedenen Höhen in die Oeffnung, so wird deren Flamme im oberen Theile nach außen, im untern nach innen getrieben; etwa in der Mitte der Höhe aber heben sich die beiden entgegengesezten Ströme auf, und die Flamme steht hier ruhig.

Unter den wäßrigen Meteoren, zu welchen sich das Werk hiernächst wendet, nehmen die Wolken, mit ihrer zuweilen höchst seltsamen Gestaltung, die Aufmerksamkeit am öftersten in Anspruch. Trotz jenes, so äußerst verschiedenartigen Ansehens aber, zeigen die Wolken doch einige Aehnlichkeit im Bau, und lassen sich unter verschiedene Hauptgruppen bringen. Auch hat man eine solche Klassifikation in der lezten Zeit wirklich versucht; und da die Terminologie derselben häufig vorkommt: so hoffen wir unsern Leser durch Mittheilung derselben zu verbinden. Die Federwolke (Cirrus) besteht meistens aus zarten Fäden, welche bald als ein feiner weißlicher Federpinsel am blauen Himmel erscheinen, bald das Ansehen von gekräuselten Locken haben, bald sich netzförmig durchkreuzen. Von keiner Wolkenart ist das Ansehn so verschieden: zuweilen ändert sie dasselbe in ganz kurzer Zeit, zu andern Zeiten steht der Cirrus stundenlang ruhig an derselben Stelle; gleichwohl aber ist der Charakter dieser Wolkenart durch jene Züge hinreichend angedeutet, und man wird sie darin immer richtig wieder erkennen. — Die Haufenwolke (Cumulus) dagegen zeigt sich in der einfachsten Form als Halbkugel über einer horizontalen Grundfläche; es häufen sich bald mehrere solche einzelne Halbkugeln zusammen und bilden dann die Wolken, welche, am Horizonte stehend, einem Gebirge mit glänzenden Gipfeln, theils dunkel schattirt, gleichen. — Die Schichtwolke (Stratus) ist eine oben und unten horizontal begrenzte Nebelschicht, welche man an heitern Sommertagen über Wiesen und Gewässern liegen sieht, und die sich beim Untergange der Sonne bildet, und meistens mit deren Wiederaufgange verschwinden. — Unter fedrigen Haufenwolken (Cirrocumulus) versteht man die zarten, runden, in Reihen geordneten Wolken, welche in Deutschland „Schäfchen“ oder „Lämmerchen“ genannt werden. Sie sind eine Mischung von „Feder- und Haufenwolke.“ — In ähnlicher Weise ist die fedrige Schichtwolke (Cirrostratus) aus der „Schicht- und Federwolke“ zusammengesezt, — die gethürmte Haufenwolke (Cumulostratus) aber entsteht durch Zusammenballung und Aufthürmung mehrerer „Haufenwolken“ und geht endlich meistens in die Regenwolke (Nimbus oder Cirrocumulostratus) über. — Da haben meine Leser die ganze Terminologie der neuesten Wolkenlehre in der gedrängtesten Gestalt.

Der zweite Band spricht über den Gang der Temperatur, über die Schwankungen des Barometers, und über die elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre.

Die wichtigste Quelle der Wärmeänderungen auf der Erde ist unstreitig die Sonne: ihre Strahlen kommen leuchtend an, werden von den Körpern absorbirt, und nachdem die Temperatur derselben dadurch erhöhet worden ist, so strahlt jener also absorbirte Stoff, theils als dunkle Wärme wieder aus, theils wird er durch Leitung in das Innere der Körper geführt. Aber schon hier bietet die Lehre von Licht und Wärme zahllose Schwierigkeiten dar. Auf welche eigentliche Weise nämlich geht diese Umwandlung des als Licht zu uns gelangenden Sonnenstrahles in Wärme vor sich? Daß eine solche Umbildung wirklich Statt finde, scheint unwidersprechlich aus dem Umstande hervorzugehen, daß die dunkeln Körper, welche die geringste Menge von Lichtstrahlen reflektiren, auch diejenigen sind, welche von der Sonne am meisten erwärmt werden. Ob nun aber hier gleichwohl Licht wirklich in Wärme verwandelt wird, oder ob die Lichtstrahlen der Sonne vielmehr von Wärmestrahlen begleitet werden, welche sich von ihnen nur durch geringere Brechbarkeit unterscheiden, ist immer noch nicht entschieden. Höchst merkwürdig bleibt es hierbei, daß die Wärme erzeugenden Lichtstrahlen durch Körper hindurch gehen können, ohne die Temperatur derselben zu verändern, während sie in einiger Entfernung davon eine bedeutende Erhitzung hervorbringen, wie denn z. B. Scoresby erzählt, daß seine Matrosen mit großem Wohlbehagen eine Pfeife geraucht hätten, die sie vermittelst einer aus Eis verfertigten Linse anzündeten.

Betrachtet man hiernächst das Problem der Erwärmung der Atmosphäre durch die Sonne in seiner größten Allgemeinheit, so sollte sich die Wärme regelmäßig vom Minimo bis zum Maximo und von diesem wieder bis zu jenem ändern. Bei Berücksichtigung des Mittels aus mehrjährigen Beobachtungen ist dieses auch wirklich der Fall; aber in einzelnen Jahren erfolgt die Wärmeänderung dagegen oft sehr unregelmäßig. Zwei Umstände tragen besonders zur Erzeugung dieser Aeromation bei: die Hydrometeore und die Winde.

Den Schluß dieses wichtigen Abschnittes bilden noch einige Betrachtungen über die oft aufgeworfene Frage: wie die Temperatur des Erdkerns beschaffen sey? — Je nachdem ältere Physiker in den vulkanischen Gegenden wohnten oder nicht, wurde von ihnen angenommen, daß im Innern der Erde eine große Hitze vorhanden sey; die Wirkung schien gar zu augenfällig auf eine

solche Ursache hinzuweisen, und das Urtheil mußte dadurch bestochen werden. Spuren dieses Glaubens an eine außerordentliche Hitze im Innersten des Erdkörpers werden häufig bei den Alten angetroffen, und die ganze christliche Mythologie des Mittelalters, so wie der Volksglaube in vielen Gegenden, nehmen diese Hypothese als erwiesen an. So ist Mairans bekannte Behauptung eines irdischen Centralfeuers entstanden; und der hierüber geführte lange Streit hat die neuesten Naturforscher auf den Weg geführt, durch wirkliche Beobachtung auszumitteln, ob sich eine Wärmezunahme bei tieferem Eindringen in den Erdkörper offenbare? Eine solche scheint nun zwar aus den meisten thermometrischen Messungen in großen Tiefen, in Schachten u. s. w. mit großer Bestimmtheit hervorzugehen; allein eine ganz andere Frage ist, ob eine gleiche Wärmezunahme sich auch bis zum Mittelpunkte der Erde, als dem vermeinten Sitze des Mairan'schen Centralfeuers, zeigen werde? Wahrscheinlich nicht. Die vulkanischen Erscheinungen, welche man zur Unterstützung jener Behauptung anführt, scheinen sich, nach Davy, aus Zersetzung des Wassers vermittelst der leicht oxidirbaren Metalle vollständig erklären zu lassen; und das Finalresultat der bisherigen Untersuchungen über diesen Gegenstand besteht mehr in der Hindeutung auf einen stationären Zustand der Erdtemperatur, für welchen sich überdies eine Menge von Gründen a priori angeben lassen.

Unter den, von der neueren Naturforschung sorgfältiger beobachteten Erscheinungen, welche uns das Barometer, zu dem das Werk nunmehr übergeht, zeigt, bemerkt man zunächst seine tägliche Periodicität. Wird der Stand des Instrumentes längere Zeit hindurch von Stunde zu Stunde beobachtet, und dann das Mittel aller zu derselben Stunde gefundenen Höhen genommen, so entdeckt sich im Laufe des Tages eine regelmäßige Bewegung des Quecksilbers. Von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Morgens steigt dasselbe, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends fällt es, von 4 Uhr Abends bis 10 Uhr Abends steigt es wieder, und von 10 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens fällt es wieder, woraus also zwei Ebben und zwei Fluthen der Atmosphäre folgen. Das Barometer hat also, abgesehen von anderen unregelmäßigen Einflüssen, um 4 Uhr Morgens und 4 Uhr Abends seinen niedrigsten (seine Ebbe), und um 10 Uhr Morgens und 10 Uhr Abends seinen höchsten Stand (seine Fluth). Die Momente, wo diese Extreme eintreten, nennt Humboldt „Wendestunden (heures tropiques)." Diese Wendestunden treffen aber nicht zu allen Jahreszeiten genau im nämlichen Augenblicke ein, sondern die Tageslänge übt einen andern, ebenfalls höchst merkwürdigen Einfluß darauf aus: im Sommer ist jede dieser Wendestunden bedeutend weiter vom Mittage entfernt. Die Ursache dieser täglichen Oscillationen der Atmosphäre anbetreffend, so haben mehrere Naturforscher dieselbe, gleichwie Ebbe und Fluth des Meeres, aus einer ähnlichen Anziehung der Atmosphäre durch Sonne und Mond hergeleitet. Wahrscheinlicher ist es indessen, daß diese Erscheinung lediglich vom Einflusse der Sonnenwärme abhängt, wie dieses namentlich Laplace annimmt, obwohl er zugibt, daß eine vollständige Lösung des Problems zu schwierig sey, um von den Kräften der Analysis erwartet zu werden *).

Eine andere hierher gehörige Frage von großem Interesse, ist die nach den Grenzen unserer Atmosphäre. Man kann die Höhe der irdischen Atmosphäre, so weit sie Licht zurückwirft, auf 8—9 geographische Meilen anschlagen; hier handelt es sich aber um ihre absolute Höhe. Da die Dichtigkeit der Luft nach dem Gesetze von Mariotte (welchem zu Folge sich diese Dichtigkeit wie die zusammendrückende Kraft verhält) immer kleiner wird, je weiter wir uns von der Erde oberflächlich entfernen, so vermindert sich natürlich in eben dem Maße die auf sie einwirkende Schwerkraft, während die Mittelpunktfliehkraft wächst; wo letztere nun größer wird als erstere, fangen die Lufttheilchen an sich von der Erde zu entfernen, und gehören derselben also nicht mehr an. Die Rechnung lehrt, daß dies in einer Höhe von 5,61 Erdhalbmessern erfolge, wonach also die gesuchte absolute Höhe der irdischen Atmosphäre zwischen 4000 und 5000 geographische Meilen beträgt.

Von welchem praktischen Nutzen aber die genaueste Kenntniß der Abhängigkeit des Barometers vom Zustande der Atmosphäre und die sorgfältige Beobachtung aller dahin gehörigen Umstände werden könne, zeigt besonders die Nautik. Krusenstern schreibt die Sicherheit, womit er den Gefahren eines Sturmes stets die geeignetsten Maßregeln entgegensetzte, hauptsächlich seinen beharrlichen Barometerbeobachtungen zu; und Scoresby versichert, daß er die Zeit und Stärke der Stürme aus dem Verhalten des Barometers mit einer unter 18 Malen 17 Mal zutreffenden Gewißheit vorhergesagt habe. Die Quecksilbersäule des Barometers oscillirt bei Stürmen mehr oder weniger, ganz den unregelmäßigen Bewegungen des Fluidums folgend, von welchem sie getragen wird. Als eine ziemlich allgemeine Regel gilt, daß das Barometer bei Stürmen sinke **); die Umstände, welche Ausnahmen von

*) Vergl. die „Mechanik des Himmels" in der Uebersetzung von Burckhardt. Bd. II. S. 334. M.

**) Dieser Zusammenhang der Barometerveränderungen mit der Witterung war schon Otto von Guericke, dem berühmten Erfinder der Luftpumpe, bekannt. Er sagt im Jahre 1660 aus dem starken Fallen seines „Wettermännchens," welches eigentlich auch ein, wenn gleich sehr unvollkommenes Barometer war, einen großen Sturm vorher. Nach zwei Stunden erreichte der Sturm Magdeburg wirklich; und die Vorhersagung machte damals viel Aufsehen. M.

dieser Regel herbeiführen, muß man im Werke selbst nachsehen.

Den Eingang zu dem nun folgenden lezten Abschnitte unseres Werkes: Von den elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre, macht der Verf. durch Anführung der Aeußerungen älterer Physiker über die Analogie zwischen der Gewittermaterie und unserer Maschinenelektricität. Er verfolgt diese Analogie späterhin, und wendet dieselbe auf seine, vielleicht sonderbar klingende Behauptung an, daß der Blitz nicht blos aus den Wolken zur Erde hernieder, sondern umgekehrt auch aus der Erde hinauf in die Wolken fahre. Wäre dieser merkwürdige Umstand nicht schon durch die zuverläßigsten Beobachtungen außer allen Zweifel gesezt, so würde er sich vielleicht a priori schon durch Betrachtung der Gewitter, als reciproke Wiederherstellung des elektrischen Gleichgewichts zwischen der Erde und ihrer Atmosphäre, ausmachen lassen; allein in der That zeigt das Experiment mit der Maschine etwas Aehnliches, und wenn man dem elektrisirten Leiter eine metallne Kugel nähert, so kommt es auf die Stellung der leztern an, ob der Funke von ihr nach dem Leiter, oder umgekehrt von dem Leiter nach der Kugel überspringt *) (oder dies wenigstens so scheint).

Von der ungeheuren mechanischen Gewalt, welche der Blitz auf schlechte Leiter ausübt, die er in seinem Laufe antrifft und aus dem Wege wirft, werden äußerst interessante Beispiele angeführt. So verschob der Blitz, am 6. August 1809 in einem Hause unweit Manchester, eine Mauer zwischen einem Keller und einer Cisterne, die 3 englische Fuß dick und 12 Fuß hoch war, dergestalt, daß sich der weggeschobene Theil an einer Seite 4 Fuß, an der andern 9 Fuß aus seiner Lage entfernt fand. Dieser fortgeschobene Theil wog über 50,000 Pfund; um aber den ganzen mechanischen Effekt zu berechnen, müßte auch noch die Größe der Cobäsion der Theile bekannt seyn. — Die geheime Naturkraft, welche sich uns in der Erscheinung des Blitzes offenbart, scheint aber überhaupt gar keine Grenze ihrer Gewalt anzuerkennen; und der mächtigste Felsen würde sie nicht aufzuhalten im Stande seyn, während ihr ein dünner Metallstreifen eine unverlaßbare Bahn aufzwingt.

Der Verfasser bringt auf diese Veranlassung auch sehr Interessantes über die sogenannten „Blitzröhren" bei. Wenn der Blitz in die Tiefe dringt, so verändert und schmilzt er die Körper, durch welche er hindurch schlägt, wie wir dieses, im Kleineren schon mit starken Elektrisirmaschinen nachahmen können. Ist der Weg des Blitzes namentlich durch Quarzsand gegangen, so findet sich dieser Weg durch röhrenförmige, geschmolzene Massen angezeigt, und dergleichen Massen nun heißen „Blitzröhren." Sie kommen sehr häufig vor, und sind oftmals gleich nach Gewittern, an solchen Stellen, wo der Blitz in die Erde gedrungen ist, zu finden, so daß über jenen ihren Ursprung kein Zweifel übrig bleiben kann. Um denselben aber zur Gewißheit zu erheben, und zugleich die Analogie zwischen der Blitzmaterie und unserer Maschinen-Elektricität noch zu vergrößern, so darf man nur etwan ein Loch in einem Ziegelsteine mit gepulvertem Glase erfüllen, und einen starken elektrischen Schlag hindurch gehen lassen; man wird dann Röhren erhalten, welche den Blitzröhren vollkommen ähnlich sind.

Eine andere viel besprochene, und in unserm Werke sehr schön discutirte meteorologische Frage bezieht sich auf die sogenannten „Wetterscheiden." Nicht selten nämlich beobachtet man, daß Gewitter, welche sich über einer Ebene bilden, und vom Winde gegen Berglämme getrieben werden, hier plözlich stehen bleiben, als wenn sie in dieser Richtung nicht weiter könnten, sich dann theilen, und so theilweise in anderen Richtungen weiter ziehen. Die Höhenpunkte, wo dergleichen wiederholentlich zu geschehen pflegt, nennt man „Wetterscheiden." Auch Gewässer üben diesen Einfluß, und diesen Umstand wünschten wir noch in die Erklärungen des Verfassers aufgenommen zu sehen.

Unter den Bemerkungen über das Wetterleuchten hat uns die Hypothese am meisten gefallen, welche dasselbe als eine, unabhängig von Gewittern vorgehende, leuchtende Erscheinung darstellt, die durch Ausströmung starker Elektricität, ohne elektrischen Gegensatz benachbarter Wolkenschichten veranlaßt wird; diese Erscheinung ereignet sich häufiger an heißen Sommerabenden, an welchen höhere Luftschichten, bei Eintritt der Nacht, schnell herabsinken, ihre Elektricität, wegen der Annäherung zu feuchteren, tieferen Schichten nicht mehr aufgesammelt erhalten können, und also ausstrahlen lassen.

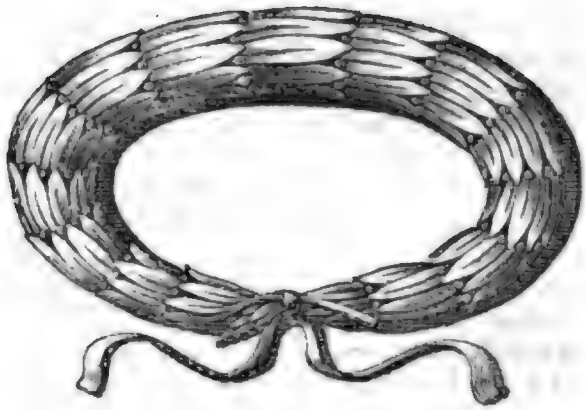
In Absicht auf den Hagel äußert der Verfasser, daß namentlich der Umstand, da Hagel mit einem metallischen Kerne vorkomme, wie diese Erscheinung kürzlich mehrfach beobachtet worden ist, schwer zu erklären sey. Allein Ideler zeigt in seiner, neulich von uns in diesen Blättern angezeigten Schrift: „Ueber den Ursprung der Feuerkugeln," daß diese, im Hagel gefundenen Concremente die nämlichen Bestandtheile als die Meteorsteine enthalten, und gründete darauf ein Hauptargument seiner Behauptung eines tellurisch-atmosphärischen Ursprunges der gedachten Meteormassen (eine Ansicht, welcher, wie wir auf diese Veranlassung bemerken müssen, der Verf. Bd. I. S. 39 seines Werkes übrigens auch beizutreten scheint).

Schließlich bemerken wir noch, daß das Werk durch die fortwährenden Citate aus den besten und zuverläßigsten Reisebeschreibungen einen außerordentlichen Reiz erhält, so daß wir dasselbe allen den Lesern angelegentlich empfehlen dürfen, welche mit einer gründlichen Belehrung über meteorologische Gegenstände eine angenehme Unterhaltung zu verknüpfen wünschen.

Dr. Nürnberger.

*) Referent erinnert sich, vom verewigten Gilbert dasselbe gehört zu haben. Man kann das Experiment übrigens leicht selbst anstellen, indem man den Leiter positiv elektrisirt, und die Kugel bald über bald unter dem Leiter hält. N.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 22. — 25. Februar 1833.

Romane.

1) Scipio Cicala. Vier Bände. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Dieser Roman gehört zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen, die die neuere Literatur hervorgebracht hat. Ein Werk der Bewunderung für Walter Scott, übertrifft es diesen bei Weitem nicht nur in seinen Fehlern, die hier vermieden worden sind, sondern selbst in seinen Vorzügen. Der ungenannte Verfasser spricht sich in einer geistvollen Vorrede über seine Stellung zu Walter Scott aus, er bewundert ihn, leiht aber diesem Enthusiasmus so einsichtige und treffende Worte, daß man zwar schwerlich von seinen früheren Meinungen über den ehrenwerthen Gründer des historischen Romans zurückkommen wird, die billige Anerkennung unseres Verfassers aber um so mehr schätzen muß, als ihn so Vieles zu einem Vorzuge vor seinem Meister berechtigt. Was diese Vorrede weiter über des Verfassers Persönlichkeit, die Art seiner Bekanntschaft mit Scotts Romanen, und den Entschluß, zu ihnen ein Seitenstück zu schreiben, berichtet, reizt die Neugier und man bedauert, daß gerade, was wir genauer erfahren möchten, dasjenige ist, was er verschweigen zu müssen glaubt. Der Verfasser, schon weit über die Sonnenwende des Lebens, faßt nach einer überstandenen Krankheit, die ihn zuerst mit dem Autor des Waverley zusammenführt, den Entschluß, die Stunden seiner nur karg zugemessenen Muse zu einem Werke zu benutzen, an dessen Spitze er den Ausdruck seiner Hochachtung für diesen Schriftsteller, der seiner Phantasie, seinem Verstande und seinem Geschmacke so wohlgethan hatte, stellen konnte. Er würde sich öffentlich zu einer solchen Schrift bekannt haben, wenn er nicht in Deutschland lebte, wo man sich von dem Vorurtheil, einen guten Schriftsteller für einen schlechten Geschäftsmann zu halten, noch immer nicht befreien kann. Der Verfasser spricht von einer ansehnlichen bürgerlichen Stellung, die er bekleide, und seine Schrift ist am geeignetsten, alle diese Angaben zu bestätigen. Alle die tiefen und reifen Erfahrungen, an denen sie reich ist, kann man nur in einem vorgerückten Alter, einen nicht geringen Theil derselben nur in einer Stellung gewonnen haben, die über die gewöhnlichen Kreise hinaus liegt.

Der Verfasser hätte sich bestimmter über die Quellen seiner Geschichte erklären sollen; denn allerdings schmälert die seltene Wahrheit derselben nur insofern sein eignes Verdienst nicht, als er sie durch eigne Zuthat oder Abänderung hätte beeinträchtigen können. Er spricht von einer alten Handschrift, die die Grundlage des Ganzen bilde und von mehreren Nebenquellen, die er zur Berichtigung mancher Irrthümer oder Erweiterung benuzt

habe. Er scheint an manchen Stellen nur wörtliche Uebersetzungen zu geben, und diese kehren so häufig wieder, daß man auf eine genauere Kenntniß seiner Autoritäten begierig wird. Bedenkt man, daß solche Stellen gerade die geistvollsten und witzigsten Gespräche, überhaupt eine Zierde dieses Buchs sind, so sezt dies eine kunstreich überarbeitete Quelle voraus, über die uns der Verfasser keine Aufklärung hätte schuldig bleiben sollen. Doch läßt sich bald, was dem Verfasser ganz eigenthümlich ist, errathen, und man wird keinen Anstand nehmen, dazu die Schilderungen der italienischen Natur, die Frucht einer eignen Anschauung, und die Ausführung der wunderbaren und zauberhaften Elemente, deren erste Anlage unverkennbar den alten Papieren gebührt, zu rechnen. Wir wollen jezt über den Inhalt des Romans ausführlicher berichten, und uns dabei von dem in ihm eingeschlagenen Gange nicht entfernen.

Wir befinden uns auf neapolitanischem Boden und mitten in den Elementen, die hier im sechszehnten Jahrhunderte zusammenstießen. Die verhaßte Herrschaft der Spanier, die Unzufriedenheit des einheimischen Adels, die in allen Zeiten gleiche Beweglichkeit und Unbeständigkeit der niedern Volksklasse in der Hauptstadt, die Kämpfe Karls V. mit dem Pabst und dem Könige von Frankreich um den Besitz Italiens, die Anstrengungen des Maltheserordens gegen den Orient und die häufigen Landungen der Türken auf Siciliens und Neapels Küste, dies sind die Fäden, die in diesem Romane immer verschlungen gedacht werden müssen. Die Scene eröffnet sich in einer Bucht im Meerbusen von Sorrent mit einem Gespräche zwischen Bootsknechten, das, so oft es in dem Buche wiederkehrt, dem ästhetischen Gourmand über Alles behagt. In diesen Unterhaltungen der niedern Klassen ist ein Schrot und Korn, das an das Trefflichste bei Cervantes erinnert. Scipio Cicala, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, ist im Begriff, das am Ufer haltende Boot zu besteigen. Er stößt auf eine Scene, der er eine für sein ganzes Schicksal wichtige Entscheidung gibt. Ein spanischer Zollwächter hat ein Weib mißhandelt, das zusammenlaufende Volk schreit und tobt darüber, Scipio spornt es zur Rache an und der spanische Soldat wird erschlagen. Unser junger Held ist auf dem Wege zu der im Golf von Neapel liegenden Maltheserflotte, wo ihn sein Oheim, Caraffa, als Befehlshaber eines Schiffes aufnimmt. Zum Schrecken dieses Alten erzählt er, daß er so eben seine Verwandte, Porzia Serfale, auf offnem Markte vor dem Dome von Sorrent geküßt, und damit nach damaliger Sitte angedeutet habe, er wolle sie heirathen. Dies Beginnen mußte um so thörichter erscheinen, als Scipio eben in den Maltheserorden treten wollte, der ihn zur Ehelosigkeit verpflichtete. Indessen macht Scipio die Bekanntschaft des Großpriors und des Großbaillif's, der beiden ersten Häupter der Flotte, denen er sich bestens durch sein ritterliches und bescheidenes Benehmen, durch die Erinnerung seines todten Vaters und seiner noch lebenden Mutter empfiehlt. Botighella und Georg von Schilling, die beiden genannten Ordenshäupter, nehmen ihren jungen Freund auf eine Lustfahrt nach Ischia mit, die Allen durch das Gespräch der Ruderknechte, das uns mit Sitte und Glauben der Zeit bekannt macht, gewürzt wird. Auf Ischia findet Scipio Gelegenheit, ein Abentheuer zu bestehen, das ihn seinen neuen Gönnern ausnehmend empfehlen mußte. Die Türken, unterrichtet von der Anwesenheit der tapfern Ordensgenerale auf Ischia, versuchen unter den Mauern der Festung auf dieser Insel einen nächtlichen Ueberfall auf das Schloß, das zwei der ganzen Christenheit theuere Leben beherbergte. Scipios Entschlossenheit vereitelt allein dies Unternehmen, das sich mit der Gefangennehmung des furchtbaren Renegaten Uludsch Ali, und den gerechten Lobsprüchen der geretteten Häupter endigt. Wie überrascht mußten aber die beiden Männer seyn, als sie bei ihrer Rückkehr nach der Flotte erfahren, über den jungen Scipio, den Sproß einer der angesehensten Familien des Landes, habe der spanische Statthalter wegen Todschlags eines Dieners der öffentlichen Gerechtigkeit ohne weitern Prozeß die Todesstrafe erkannt! Sie vermögen zwar den Retter ihres Lebens nicht in ihren Schutz zu nehmen, versprechen aber, sich beim Vicekönige zu verwenden, und senden ihn einstweilen in das Camandolenserkloster bei Sorrent, wo sie ihn an den Bruder Sperantius addressiren.

Scipios Mutter war von einem türkischen Vater und einer griechischen Mutter geboren, sein Vater hatte sie als Maltheserritter bei Eroberung eines griechischen Hafens als Antheil der Beute erhalten, er liebte sie, gewann ihr Herz und vom Pabste die Erlaubniß, aus dem Orden zu treten. Donna Renata hatte sich allmählich an die Sitte des Occidents gewöhnt, sie war eine eben so eifrige Christin, als hingebende Gattin und konnte für die seltene Stärke ihres Geistes bald ein Zeugniß ablegen, als sie Wittwe und ihres Sohnes einzige Erzieherin wurde. Scipio wuchs unter Frauen auf, wie Achill, und blieb doch so tapfer und männlich, wie dieser. Der kleine Kreis seiner Familie erhielt durch eine alte Griechin, die ein volles Recht im Hause übte, eine geheimnißvolle, dämonische Richtung. Melantho ist kein Zerrbild, man kann sie nicht mit den Runen, den Meg Marilies Walter Scotts vergleichen, die alle Augenblicke mit ihrem widerlichen Hihi in einem Hohlwege, auf den Rücken eines Gebirgs kommen und an sonstigen unheimlichen Oertern aufspringen, es ist eine hehre, priesterartige, griechische Gestalt, die der kleine Torquato Taße, dessen erste Kindheit in diese Periode fällt, mit Recht

Pythia Melantho nennt. Melantho ist eine Zauberin, aber ihre Weissagung, ihr Bannen der Gottheit macht einen großartigen Eindruck. Melanthos Anschauungen sind der Konflikt des christlichen und altgriechischen Lebens, sie ist eine begeisterte Seherin, eine christliche Medea, eine Medea ohne Leidenschaft. Die blinde Melantho hat eine gezähmte Schlange um sich, mit der sie in einem wunderbaren, vielleicht magnetischen Zusammenhange steht, so daß wir uns in die Höhle des Trophonius versezt glauben. Man muß die Nachtseite des griechischen Mythus kennen, um den Zauber dieser wundervollen Erscheinung recht zu empfinden. Das schauerliche Reich des Todes, des Schreckens, der Nacht, von dem sich der alte Grieche entsezt abwandte, ist hier geöffnet, und Melantho waltet in ihm, als eine würdige Priesterin der grauenvollen Hekate. Sie hat es von den Göttern des Traums erlauscht, daß ihres theuern Scipio Leben an das seiner Verwandten, Porzia Sersale, geknüpft ist, daher ihr Eifer, die in den jungen Herzen noch keimende Liebe zum Geständnisse zu bringen. Sie verlobt die Beiden, ungeachtet der Weigerung von Porzias Mutter, in einer schauerlichen Nachtscene durch geheimnißvolle Sprüche, während ihr Torquato Tasso als Opferknabe dient, während leise in den Zweigen die wunderhafte Schlange raschelt und das Bellen der Hunde den geheimnißvollen Umgang der unbekannten Göttin ankündigt. Bald nach dieser Verlobung stirbt Melantho. Porzias Mutter aber hat die Hand ihrer Tochter einem Markese, dem Obersten der geheimen Polizei des Statthalters, versprochen. Scipio jedoch, seit seiner ersten Jugend dem Orden auf Malta geweiht, macht durch den schon erwähnten Kuß dies Versprechen kraftlos, er gedenkt zwar einstweilen die Gelübde anzunehmen, hofft aber später, wie sein Vater, davon entbunden zu werden. Inzwischen nahm sein Schicksal plözlich eine andre Wendung, wie wir schon im Vorigen angegeben haben.

Scipio gelangt erst nach mancherlei Fährlichkeiten an seinen Zufluchtsort. Nachdem er in einsamen Felsgemächern am Meergestade mit einem jüdischen Greise, den die Umgegend den Zauberer Scaccinopole nennt, und dem Hauptmann Mungone, dem Befehlshaber über die Leuchtthürme, die das Ufer entlang zum Schuß und zur Wachsamkeit gegen die Ueberfälle der Türken erbaut waren, zusammengetroffen und in dem leztern einen erbitterten Feind der spanischen Herrschaft kennen gelernt hatte, gerieth er bald darauf in die Gefangenschaft dreier spanischer Soldaten, deren Wachtmeister in ihm sogleich den zum Tode verurtheilten und flüchtigen Cicala erkannte, wohl aber geneigt war, ihn entlaufen zu lassen, wenn unser junger Held dazu nicht zu stolz gewesen wäre. In dem nächsten Türkenthurme befreit ihn aber die Bekanntschaft und die List des Hauptmanns Mungone und Scipio kann sich jezt ungehindert in sein Asyl begeben. Der Bruder Sperantius, dem er empfohlen, war ein sonderbarer Mann. Apoplektischen Zufällen unterworfen, lag er drei, vier Tage lang in seiner Zelle, ohne daß ihn Jemand stören durfte. Scipio traf den unglücklichen Moment, und mußte sich fürs Erste mit einigen auffallend geheimnißvollen Warnungen des Pförtners, mit dem übrigens trefflichen Humor eines Lazarusritters, der unter Cortes die neue Welt hatte erobern helfen und für die Gefahr, von den Mexikanern hundertmal gebraten und geschunden zu werden, hier das Gnadenbrod aß, endlich mit der Salbung des hundertzwanzigjährigen Priors unterhalten lassen, bis der Bruder Sperantius aus seinem Schlummer zurückkehrte und seinen Schuzbefohlenen freundlichst empfing. Der Bruder war ein feiner Kopf, er sprach über Politik zum Erstaunen frei, und schlug Scipio vor, sich unter den Schuz des Fürsten von Salerno zu begeben, eines unabhängigen Großen, der an der Spize der Unzufriedenen stand. Ehe noch Scipio diesen Rath befolgte, erlebte er in der Klosterkirche eine grausenerregende Scene und später eine zweite, die ihm den heiligen Ort sehr verdächtig machen mußten. Er sah nämlich zur Nachtzeit, daß am Altare der Pförtner feierlich von einem Mönche mit dem Schwerte hingerichtet wurde, und als man ihn später begrub, entspann sich am Grabe zwischen einem wahnsinnigen Mönche, der sich von seiner Kette losgerissen hatte und unaufhörlich wie ein apulischer Schäferhund bellte, und jenem nächtlichen Scharfrichter ein grausiger Kampf, der mit dem Tode des leztern und dem fürchterlichen, immer heiseren Bellen Jenes endigte. Diese Erlebnisse konnten sich für Scipio erst in späterer Zeit aufklären, als sie in Zusammenhang mit andern Schicksalen traten.

Die Ueberfahrt von Sorrent nach Salerno machte Scipio auf einem Fahrzeuge, das ihm zwiefach merkwürdig seyn mußte. Es enthielt nämlich in einfacher Fischertracht ein Mädchen, dessen Geist und Schönheit alles überstrahlte, was ihm bis jezt davon begegnet war. Er sah, daß hier eine Verkleidung Statt fand, die ihm um so mehr auffallen mußte, als sich das Fahrzeug dreist der nahe liegenden türkischen Flotte näherte und ungehindert an ihr vorüberfuhr. War das Schiffermädchen eine verkleidete Türkin? Wie konnte das möglich seyn? Sie sprach das fertigste Italienisch und war vollkommen bewandert in occidentalischer Sitte. Die naive Art, mit der die Unbekannte von ihren Reizen sprach, mußte für Scipio ein Räthsel seyn. Beim Landen in Salerno war die Schöne verschwunden, und es bedurfte des ganzen Gewichts der Erwartung eines jungen Mannes auf die Bekanntschaft eines Fürsten, um den Eindruck, den sie auf ihn gemacht, allmählich zu verwischen.

Der Fürst von Salerno hegte ehrgeizige Entwürfe, die aber nur durch die Vertreibung der Spanier verwirklicht werden konnten. Scipio wird an seinem Hofe mit einer Menge ineinanderverschlungener Fäden und Intriguen vertraut, die eine Begebenheit herbeiführen sollten, die er selbst am meisten wünschte. Er trifft hier den Hauptmann Mungone wieder, ja selbst den Bruder Sperantius unter der Maske eines Franziskanermönches, der ihm bald als die Seele der Verschwörung bekannt wird. Der Fürst selbst ist von einer Anzahl unzufriedener Edelleute und Condottierenführern umgeben. Verbindungen sind mit Franz I., dem Pabste, den Podestas norditalienischer Städte, und ganz in der Nähe mit dem einflußreichen, das ganze Vertrauen des Vicekönigs besitzenden Kommandanten von Ischia, Agorra, und dem aus seiner Gefangenschaft entkommenen, in den nächsten Gewässern stationirten Uludsch Ali angeknüpft. Scipio bemerkt bald, daß die Verschwornen ihm eine der ersten Rollen übertragen wollen, ein Ansinnen, das seinem Ehrgeiz schmeichelte, und dem sein Haß gegen Spanien bereitwillig entgegenkam. Scipio erhält den Auftrag, eine Dame, deren Aehnlichkeit mit der verkleideten Fischerin ihm längst aufgefallen war, nach Neapel zu begleiten. Er hat sich nicht geirrt; es ist Uludsch Alis Tochter, eine unerschrockene Abenteurerin, deren Besuch in Salerno der Fürst benuzt, um sie gleichsam als Unterpfand für ihres Vaters Versprechungen zurückzubehalten. Scipio soll sie nach Neapel zu seiner Gattin geleiten. Dieser Zug ist eine ungemein anziehende Passage. Die liebenswürdige, durchaus occidentalisch gebildete Türkin, die sich mit Recht für das reizendste Geschöpf unter der Sonne hält, und dem Namen Narzissa vollkommen entspricht, macht auf den jungen Mann um so mehr Eindruck, je mehr er sich ihm zu erwehren sucht. Ihre tolle Ausgelassenheit bringt ihn in tausend Verlegenheiten. Bald ruft sie den Vorübergehenden zu: Ich bin Uludsch Alis schöne Tochter: bald den spanischen Soldaten: Seht, das ist der Scipio Cicala! Dann verläßt sie ihren frommen Zelter und besteigt ihres Begleiters muthigen Hengst, der mit ihr im Sturm davon jagt und sie der Todesgefahr nahe bringt. Endlich langt er nach vielen Mühen in Neapel an, das er in der wildesten Aufregung antrifft. Narzissas Muth sinkt und sie schließt sich jezt schüchtern an ihren heldenmüthigen Ritter, den sie den ganzen Weg über unaufhörlich geneckt und verspottet hat. Scipio aber wird von den aufrührerischen Fischern erkannt, sie ziehen ihn jubelnd vom Pferde, und trennen ihn so von Narzissen, die er alsbald aus den Augen verliert.

Das gegen unsern jungen Helden ausgesprochene Todesurtheil war zwar auf Veranlassung des Großpriors der Maltheser aufgehoben worden, doch trafen neue Beschuldigungen zusammen, um ihn in den Augen des Vicekönigs nicht nur verdächtig, sondern selbst strafbar darzustellen. In der Umgebung des Spaniers befand sich ein Mann, der Scipio tödtlich haßte, derselbe Markese, dessen Ansprüche auf Porzia Scipio zuvorgekommen war. Er hatte Scipios Spur ausfindig gemacht und sie im Kloster der Camandolenser gefunden, einem Orte, wo er entsezliche Gräuel entdeckt haben wollte. Er zeigte dem Vicekönige an, daß der im ganzen Lande durch seine apoplektischen Zufälle bekannte Bruder Sperantius ein Betrüger sey, daß man in seiner Zelle ein ihm täuschend ähnliches Wachsbild gefunden habe, das seine Stelle vertrete, während er außer dem Kloster Tagelang handthiere. Der Markese ist ein schlauer Fuchs, er wagt die sonderbare Behauptung, daß der Bruder Sperantius und der Hauptmann Mungone eine Person sey; denn diesen hatten seine Soldaten ins Kloster schleichen sehen; doch lacht ihn der Vicekönig aus, als er sogar den Kommandanten von Ischia in eine Verbindung mit diesen Doppelgängern zu bringen sucht. Scipio aber hatte auf seinen jüngsten Wanderungen, von Spaniern angehalten, zu mehreren Malen seinen Weg mit raschen Handlungen bezeichnet, er hatte sich in der That zweier Soldaten entledigt, und war mit den neuen Unruhen Neapels in einem Zusammenhange, der sich nicht läugnen ließ. Man beschloß also, auf ihn zu fahnden. Man nahm ihn vor einem Landhause der Fürstin von Salerno gefangen.

Hier hatte nämlich Scipio die erste Spur Narzissas wieder gefunden. Die Fürstin nahm ihn freundlich, aber mit nachdenklicher Miene auf, und Scipio mochte schwören, Porzien im Garten gesehen zu haben. Die Erinnerung an sein Verlöbniß, die nur in den Hintergrund getretene erste Liebe wachte wieder auf, und wurde um so heftiger, als er Narzissen krank und vom Fieber entstellt wieder fand. Er hatte sich nicht getäuscht, Porzia war im Schuze der Fürstin, aber welcher Schmerz für sie, als Narzissa, von glühender Liebe für Scipio entbrannt, in fieberische Träume verfiel, in denen sie von ihrer Liebe zu Porzias Verlobten wie von einer erwiderten sprach, in denen sie sogar das, was ihre Leidenschaft begehren mochte, als schon genossen schilderte. Porzia, eine sanfte, weiche Natur, zweifelte keinen Augenblick an der begangenen Untreue; als sie jezt Scipio wieder sah, war ihr Entschluß, ins Kloster zu gehen, schon gefaßt und sie floh vor ihrem Verlobten, mit dem sie keine Versöhnung hoffen durfte. Scipio stürzt verzweifelnd aus dem Garten und wird von den lauernden Spaniern verhaftet.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

№ 3.

Intelligenz-Blatt.

1833.

[619] Bei Fleischmann in München ist erschienen:

Pausanias

Beschreibung von Hellas,

übersezt und erläutert

von

E. Wiedasch.

4 Bände. Mit Planen von Athen, Olympia und Sparta und einer Karte des Peloponnes. gr. 12.
6 Rthlr. 16 Sgr. oder 11 fl. 48 kr.

Jezt, bei der Wiedergeburt der alten berühmten Hellas, wird die Erscheinung der Uebersetzung eines der merkwürdigsten griechischen Schriftsteller, die mit den reichhaltigen Anmerkungen ausgestattet ist, Allen willkommen seyn, welche sich eine genaue Kenntniß des alten Griechenlands verschaffen wollen. Wir empfehlen dieses Buch als ein schätzenswerthes Bibliothekwerk für jeden Gebildeten um so mehr, da auch der sehr billige Preis den Ankauf erleichtern wird.

---

[639] In allen Buchhandlungen ist zu haben (in Wien bei Mörschner und Jasper vorräthig):

Der

Whist- und Boston-Spieler,

wie er seyn soll.

Oder gründliche Anweisung, das Whist- und Bostonspiel, nebst dessen Abarten, nach den besten Regeln und allgemein geltenden Gesetzen spielen zu lernen, nebst:

26 belustigenden Kartenkunststücken

und 3 Tabellen zu Boston-Whist. Von F. v. H. In saubern Umschlag gebunden. Preis 12 Ggr. oder 15 Sgr. oder 54 Kr.

Quedlinburg, im Verlage der Ernst'schen Buchhandlung.

Dem, welcher das Whist- oder das Bostonspiel fein und möglichst vortheilhaft spielen will, ist dieses Buch bestens zu empfehlen.

---

[13] Im Verlage der Unterzeichneten erscheint seit Anfang 1833 und ist durch alle resp. Buchhandlungen zu beziehen:

„Der Humorist." Eine Wochenschrift zur Beförderung guter Zeit, herausgegeben von C. Geisheim. 8. Preis für den Jahrgang. 2⅔ Rthlr.

Der Herr Herausgeber, bereits seit 12 Jahren als Redakteur des „Hausfreundes" in Breslau sowohl als überhaupt in Schlesien vortheilhaft bekannt, stellt sich bei dem Austritt aus dem bisherigen stilleren Kreise des Hauses in die große Welt die Aufgabe: in Bildern, Ansichten und Mittheilungen, Erheiterung, Seelenfrieden, Herzensfreuden, Geistesbewegung, glückliche Würdigung der Thorheit und Wahrheit, Lust und Liebe zum Leben und menschenfreundlichem Wirken den Lesern als die schönsten Gefahrten der guten Zeit zuzugesellen.

Graß, Barth und Comp in Breslau.

---

[14] Um Kollisionen zu vermeiden,

zeige ich an, daß sich mehrere sehr geschäzte geographische Schriftsteller auf meine Aufforderung vereinigt haben, um von dem eben in Paris erschienenen Abrégé de Géographie par Balbi eine deutsche, mit den nöthigen Berichtigungen ausgestattete Uebersetzung in meinem Verlage erscheinen zu lassen. Ich hoffe, dieselbe vor Ende des Jahres in den Buchhandel zu bringen.

Wien, im Februar 1833.

Anton Strauß's sel. Wittwe.
(In Kommission bei Friedr. Volkmar in Leipzig.)

---

[5] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Jahrbücher der Literatur. Sechzigster Band. 1832. Oktober, November, December.

Inhalt:

Art. I. Hesiodi carmina. Recensuit et commentariis instruxit Carolus Goettlingius. Gothae et Erfordiae 1831.

II. Die Bayern im Morgenlande. — Gedächtnißrede zum drei und siebenzigsten Stiftungstage der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften. — Gelesen am 28. März 1832 durch Joseph Freiherrn von Hormayr.

III. Bayerns Gauen nach den drei Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojoaren. Aus den Urkunden nachgewiesen von Karl von Spruner. Gegen Herrn Ritter von Lang's Bayerns Gauen ꝛc. Bamberg 1831.

IV. Reginald Heber's Leben und Nachrichten über Indien. Herausgegeben von Friedrich Krohn. Berlin 1831.

V. Erste Wanderung der ältesten Tonkunst, als Vorgeschichte der Musik, dargestellt von Gottfr. Fink. Essen 1831.

VI. Pausaniae de situ Graeciae libri decem. Recognovit Imman. Bekkerus. Berol. 1826 — 27.

VII. Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Dr. Fr. Wilken. Siebenter Theil. Die Kreuzzüge des Königs Ludwig des Heiligen und der Verlust des heiligen Landes. Leipzig 1832.

Art. VIII. 1) Goethe, aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Leipzig 1832.
2) Goethe's lezte literarische Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden, nach Mittheilungen seiner Freunde, dargestellt von Dr. Karl Wilhelm Müller. Jena 1832.

IX. Die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Von G. R. Treviranus. Erste Abtheilung des zweiten Bandes. Bremen 1832.

X. Die Dichtkunst der Chinesen. Erste Epoche. Confucii Chi-king, sive liber Carminum. Ex latina P. Lacharme interpretatione edidit Julius Mohl. Stuttgartiae et Tubingae 1830.

Inhalt des Anzeige-Blattes. Nro. LX.

Dänische Literatur. Von N. Fürst. — Sojuti's Leben und Schriften. — Ueber das Wunderbare im Epos. Register.

---

[615] Bei Fleischmann in München ist erschienen:

Dr. J. H. M. Ernesti erstes Uebungsbuch in der Muttersprache und praktische Vorbereitung zu den schönen Redekünsten für die zu bildende kleine Jugend. Sechste Originalausgabe. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr. (19½ Bogen stark.)

Dieses nützliche, wohlfeile Buch erscheint hier in sechster Auflage. Dies ist wohl der sicherste Beweis seiner großen Vorzüglichkeit, so daß wir auf dasselbe blos aufmerksam machen dürfen.

---

[21] Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheinen im Laufe dieses Jahres auf Subscription:

Theodor Körner's sämmtliche Werke.

Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Karl Streckfuß,

Königl. Preuß. geh. Ober-Regierungsrathe.

Vollständige Gesammt-Ausgabe in Einem Bande.

(Im Format und Druck der bekannten schönen Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken in Einem Bande ähnlich.)

Die vorgenannte Ausgabe wird außer demjenigen, was bereits öffentlich bekannt ist, mehrere noch ungedruckte Gedichte, Novellen, beendigte Arbeiten, einige interessante Bruchstücke, Briefe des Dichters aus den lezten Jahren bis zu seinem Tode, auch mehrere Briefe Goethe's über ihn und seine Arbeiten, enthalten.

In der Hoffnung auf einen recht zahlreichen Beitritt zur Subscription, werden wir den Preis so billig als möglich stellen, und wir glauben schon jezt versichern zu können, daß derselbe die Höhe von 2 Rthlr. Preuß. Cour. nicht übersteigen werde. Die bis jezt bekannt gewordenen einzelnen Schriften des Dichters kosten zu zusammen 4¾ Rthlr.; es wird demnach die hier angekündigte neue Gesammt-Ausgabe, bei allen innern und äußern Vorzügen, noch um mehr als die Hälfte billiger seyn!

Ausführliche Ankündigungen und Proben der Ausstattung werden in Kurzem durch alle Buchhandlungen zu haben seyn.

Berlin, im Februar 1833.

Nicolai'sche Buchhandlung.

---

[12] So eben ist erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Schönheit und Gesang.

Grosses lithographisches Tableau, 19 Zoll breit, 26 Zoll hoch. Preis 16 Gr.

Enthaltend die sehr ähnlichen Porträts der Damen Seidler, Schechner, Schröder-Devrient, Pirscher, Heinefetter, Fischer in reizender Gruppirung von Wolken umgeben und Emblemen der Musik.

Dieses äußerst angenehme, schön ausgeführte Blatt eignet sich sehr zu einer geschmackvollen Zimmerverzierung. Es werden in Kurzem noch einige dergleichen Blätter folgen.

Leipzig.

Industrie-Comptoir (Baumgärtner).

---

[10] Der erste Band der

Austria,

Zeitschrift für Oesterreich und Deutschland, herausgegeben von Groß-Hoffinger;

ist so eben erschienen. Jeden Monat wird ein Band zu dem Preise von 1 Thlr. oder 1½ fl. CM. ausgegeben.

Anonyme Beiträge

werden gerne angenommen, wenn ihr Inhalt von der Redaktion vertreten werden kann.

Liter. Museum in Leipzig.

---

[8] Anzeige für Juristen.

In meinem Verlag erschien so eben:

Zeitschrift für Civilrecht und Prozeß, herausgegeben von Linde, Marezoll, von Schröter. 6ten Bandes 1stes Heft. gr. 8. broch. Preis des Bandes von 3 Heften 3 fl. 36 kr.

(Der verstorbene Hofrath Dr. von Wening-Ingenheim in München war thätiger Mitredakteur des 1—4ten Bandes.)

Inhalt des obigen Hefts.

I. Sieben Abhandlungen aus der Lehre vom Edikt der Aedilen über verkäufliche Gegenstände und besonders von der actio redhibitoria, von Dr. Gesterding, Professor in Greifswald. — II. Verliert durch nachfolgende Verzeihung und Versöhnung eine faktisch vorhandene Enterbungssache ihre Wirksamkeit? von Marezoll. — Ueber Wesen und Umfang der in integrum restitutio, von v. Schröter.

Das hier angezeigte juristische Werk, unter Mitwirkung so vieler ausgezeichneter deutscher Gelehrten begonnen und regelmäßig fortgesezt, hat namentlich durch die darin enthaltenen vorzüglichen praktischen Abhand-

lungen mit vollem Recht eine ungewöhnlich günstige Aufnahme gefunden; ja es ist dasselbe unstreitig als ein wahrer Gewinn für die Wissenschaft zu betrachten, und sollte bei keinem Juristen vermißt werden.

Fortwährend sind durch mich wie durch alle Buchhandlungen auch Exemplare der reichhaltigen ersten fünf Bände, jeder zu 3 fl. 36 kr., zu beziehen.

Gieſſen, im Januar 1833.

B. C. Ferber.

---

[614] J. Düval's Anweisung zur Fecht- und Voltigirkunst. Mit 60 Figuren, qu. 4. München bei Fleischmann. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Der Verfasser hat sich durch Bearbeitung dieses Buches ein großes Verdienst erworben. Officiere und Liebhaber überhaupt, die sich nach diesem gründlichen Unterrichte bilden, werden es in kurzer Zeit zu einer nie gekannten Fertigkeit bringen.

---

[7] Durch alle Buchhandlungen ist die folgende gemeinnützige Volksschrift zu erhalten:

Gesundheit und Krankheit.

Ein

diätetisch-medicinisches Handbuch für alle Stände

von

Dr. G. Fr. Most.

Zweite, stark vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. Hannover. 1 Rthlr. 8 Ggr.

Zur Empfehlung dieses bereits viel verbreiteten Werks bedarf es nur des Abdrucks der nachstehenden Recension in „Hecker's Annalen der gesammten Heilkunde," welche wörtlich lautet:

„Man sieht es dem vorliegenden Werke an, daß „der Verfasser desselben keine andere Absicht hatte, „als nützlich zu werden, und das ist ihm gewiß ge„lungen. Wenig Worte, aber viel Sachen, kurz, „deutlich, eindringlich vorgetragen, Herausheben des „Wichtigen, überall Vermeiden des dem Nicht„arzte Unnützen oder gar Schädlichen, was man in „so vielen populair-medicinischen Schriften findet — „fast immer Vermeiden des Unverständlichen — „das sind Vorzüge, welche das Buch einem Jeden „empfehlen müssen."

---

[6] Lezte einfache Frage an den Buchdrucker Herrn Basse in Quedlinburg.

Hat der unbekannte Schwarze vom Herrn Professor Berzelius die schwedische Handschrift seines vollständigen Lehrbuches der Chemie mit dem Auftrage erhalten, solches unter seiner Leitung in das Deutsche zu übertragen? oder hat Hr. Basse die deutsche Original-Ausgabe — welche der Herr Prof. Wöhler aus Berzelius Handschrift (nicht Druckschrift) deshalb in das Deutsche übersetzen mußte, weil Berzelius unserer Schrift-Sprache nicht ganz mächtig zu seyn glaubte — hergenommen, zu seinem Vortheil wie zu der rechtmäßigen Eigenthümer größtem Schaden aus dem vollständigen Lehrbuche von 270 Bogen 90 Bogen zusammenflicken lassen und das Publikum mit der unmöglichen Zusicherung zu täuschen, der Schwarze habe beinahe dreihundert engedruckte Bogen in 90 Bogen zusammenzudrängen vermocht?

Das rechtliche Publikum möge nach Herrn Basse's Beantwortung entscheiden, wo die Gesetze leider so verschieden als so viele Länder und Ländchen in Deutschland sind.

Die deutsche vollständige Originalausgabe in 8 Theilen mit 13 großen Kupfern ist noch immer in allen ehrliebenden Buchhandlungen statt 25 Thlr. für 18 Thlr. 18 Gr. zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[15] Bei Brüggemann in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Historia ecclesiae evangelicae augustanae confessioni addictorum in Hungaria universe. 8. maj. 2 fl. 30 kr. CM.

Neueste statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Ungarn, Croatien, Slavonien und der ungarischen Militär-Grenze. gr. 8. 1832. 5 fl. CM.

Umrisse einer möglichen Reform in Ungarn, im Geiste des Juste-Milieu. Erste Lieferung. gr. 8. 1833. 1 fl. 20 kr. CM.

---

[611] Revue des deux mondes.

Récueil de littérature française, et étrangère, de voyages, philosophie, sciences, critique et beaux arts.

Publié à Paris le 1er et le 15 de chaque mois, par livraison de 140 à 150 pages, format grand in 8. imprimé sur très beau papier grand-raisin satiné, avec des caractères neufs.

La Revue des deux mondes donne dans chaque no. un article de critique littéraire sur les livres français et étrangers, un voyage inédit, un morceau de philosophie ou d'histoire, un article de sciences, un morceau d'imagination, soit nouvelle ou conte, poésie ou fragment littéraire, des principales notabilités de l'époque.

Dans l'année qui vient de s'écouler, elle a publié pour la première fois, entre autres travaux importans, tout le Stello de M. Alfred de Vigny, les Lettres philosophiques de M. Lerminier, les Chroniques de France de M. Alexandre Dumas, les Moeurs des Américains de M. Th. Jouffroy, les Portraits littéraires de MM. Sainte-Beuve et Gustave Planche, divers articles de MM. Victor Hugo et Ch. Magnin sur les arts, de MM. Barchou, Michelet et Quinet sur la philosophie et l'histoire, de MM. J. J. Ampère et Fauriel, professeurs à la faculté de Paris sur la littérature savante. Nous citerons surtout les travaux de ces deux derniers sur la littérature scandinave et orientale, et sur l'histoire de l'épopée du moyen âge.

Les principaux collaborateurs de la Revue des deux mondes sont:

MM. J. J. Ampère, professeur de littérature étrangère à l'école normale de Paris; Ballanche, Auguste Barbier, A. Barchou, A. Brizeux, Fenimore Cooper, De Custines, Delécluze, Alex. Dumas, Dumont d'Urville, capitaine de

vaisseau; E. Ermann, de Berlin; Fauriel, professeur de littérature étrangère à la faculté de Paris; A. Fontaney, Henri Heine, Léon Gozlau, Victor Hugo, A. Jal, Jules Janin, Th. Jouffroy, professeur de philosophie au collège de France; Th. Lacordaire, Edouard de Lagrange, Lamartine; Lerminier, professeur de législation comparée au collège de France; Loeve-Veimars; Ch. Magnin, conservateur de la bibliothèque royale de Paris; Michelet, maître de conférences à l'école normale; De Montalembert, Eugène Ney, Charles Nodier, Gustave Planche, Edgar Quinet, le docteur Roulin, Sainte-Beuve, Eugène Sue, Aug. de Saint-Hilaire, de l'institut de France; Alfred de Vigny, etc.

Outre ses articles originaux, la Revue des deux mondes traduit des récueils anglais, allemands et américains, ce qu'ils publient de plus saillant.

Le prix d'abonnement est de:

60 francs par an pour les pays étrangers, et 30 fr. pour six mois.

On s'abonne pour l'Allemagne, à Leipzig, chez Michelsen, libraire; à la direction des postes à Aix-la Chapelle et Francfort.

Pour la Russie, chez Bellizard, à Saint-Petersbourg.

Pour l'Angleterre, à Londres, chez Treuttel et Wurtz.

Et à Paris, au bureau de la Revue des deux mondes, rue des Beaux-arts, 6, par un Mandat sur la poste ou sur une maison de Paris.

---

[626] **Fr. Otto, Dr., Handbuch der Spanischen Sprache für Schul- und Privat-Unterricht. Mit einem spanisch-deutschen und deutsch-spanischen Wörterbuche ꝛc. 8. München bei Fleischmann. 3 fl. 36 kr.**

Als Lehrbuch auf Gymnasien und Lyceen verdient dieses schöne Werk die höchste Beachtung, da es das Beste aus den besten spanischen Schriftstellern enthält.

---

[9] **Freunden der englischen Literatur.**

Bei Carl Jügel in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs zu haben:

Gems of Fiction

or

Series of tales and novellettas

characteristic, traditional and legendary.

Edited by Howard Howe, Esq.

Auf Velinpapier in elegantem Umschlag cartonirt.
Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Dieses geschmackvoll ausgestattete Bändchen enthält eine Auswahl der schönsten Erzählungen von W. Irving, H. Mackenzie, S. Walter Scott, Leigh Hunt, Wilson, Gillies ꝛc. ꝛc. und wird gewiß dem beabsichtigten Zweck, zur Unterhaltung und zum Unterricht zu dienen, vollständig entsprechen.

Uebrigens reiht sich dieses Bändchen den von mir herausgegebenen Pocket-Novelists an, wovon die erste Nummer den beliebtesten Roman Matilda by Lord Normanby und die 2te und 3te Nummer den nicht minder geschätzten Granby by Lister enthält. Preis jedes Bändchens 1 fl. 48 kr.

---

[656] In allen Buchhandlungen und in Wien bei Mörschner und Jasper ist die sehr hülfreiche Schrift zu haben:

Die vorzüglichsten Mittel zur Vertreibung

der Hühneraugen, Warzen, Muttermähler, und Fußschwielen,

nebst nützlichen Belehrungen über: Fußschweiß, — Einwachsen der Nägel, — Uebereinanderliegen der Zehen, einer zweckmäßigen Pflege der Füße auf Fußreisen, — und einer Anweisung,

erfrorene Glieder

sicher und aus dem Grunde zu heilen, nebst besten Heilmitteln bei Ueberbeinen, Quetschungen, bösen Fingern, Verbrennungen, Verstopfungen, u. s. w. 4te verbesserte Aufl. geh. Preis 8 Sgr. oder 10 Sgr. oder 36 Kr.

---

[16] Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheinen auch für das Jahr 1833 folgende Zeitschriften:

Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung.

Herausgegeben vom Forstmeister Behlen.

Diese Zeitschrift erfreut sich in ihrer jetzigen Anordnung und neuen typographischen Ausstattung des allgemeinsten Beifalls. Die bereits erschienenen Monathefte der neuen Folge, Oktober bis December 1832 (à 1 Rthlr. 4 Sgr. oder 2 fl. 6 kr.) und Januar 1833 (per Jahrgang zu 12 Monatheften à 4 Rthlr. 16 Sgr. oder 8 fl. 24 kr.) sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Erholungsstunden.

Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Georg Döring.

Redaktion und Verlagshandlung waren bemüht, neue Mitarbeiter, wie Belani, Ludwig Storch und Andere, für den laufenden Jahrgang zu gewinnen, und von Seiten der Verlagshandlung wurde auch noch für eine schönere typographische Ausstattung gesorgt. — Der Jahrgang von 12 Heften 5 Rthlr. oder 8 fl.

---

[616] Bei Fleischmann in München ist erschienen:

J. Hütz, Beschreibung der Europäischen Türkei, nebst einer allgemeinen Uebersicht des ganzen Türkischen Reichs. Nach den vorzüglichsten Hülfsquellen bearbeitet. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl.

Dieses 387 Seiten starke Werk ist im gegenwärtigen Zeitpunkt eine willkommene Erscheinung, und wir machen Jedermann um so mehr darauf aufmerksam, als dasselbe auch eine sehr ausführliche Beschreibung von Griechenland enthält.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

1833.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Lazarethe; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiernit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Abbitte. 52.
Drei Gedichte des Dänen Andersen, von A. v. Chamisso. 54.
An L. U. 56.
Ein Lied aus dem siebzehnten Jahrhundert. 57.
An die Freunde im deutschen Musenalmanach, von Fouqué. 59.
Abschied, von Wackernagel. 60.
Sehnsucht nach Frieden, von A. Peters. 61.
Der Riese, von E. Stöber. 67.
Episoden aus dem zweiten Theil des Faust von Goethe. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76.
Das kleinste Palindrom-Quadrat. 53.
Logogriph: Raa, Aar, Ara. 59.
Charade: Wiedersehen. 65.
Homonymen: Kreuzer. 71. — Andeuten. 76.

Romane und Erzählungen.

Kallendorf, Erzählung von A. F. Beer. 52 — 61.
Das Grab des armen Andrej. 68. 69.

Länder- und Völkerkunde.

Neapel und der Vesuv. 58. 59. 60.

Reisen.

Römische Briefe. 52. 53. 54.

Naturgeschichtliches.

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode. 66—72.
Die Himmelsbegebenheiten des Jahres 1833. 75. 76. 77.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Shakespearesfest i. J. 1769. 55. 56.
Der Briefwechsel zwischen Martin Crusius und einigen gelehrten Griechen im sechzehnten Jahrhundert. 61—65.
Die Roulette. 65. 66. 67.
Von den Ansprüchen der Araber auf Erfindung des Papiers, des Kompasses und des Schießpulvers. 73. 74. 75.
Ueber das Pariser Münzkabinet. 77.

Korrespondenz.

München. 52. 53. 54. — Aus dem Waadtland. 55. — Berlin. 56. 57. — Lyon. 57. — Petersburg. 58. 59. 60. 61. 62. 75. 76. 77. — Paris. 61. 62. 63. 64. 68. 70. 72. 73. — Deutschland. 65. 66. 67. 68. 69. — Erlau in Ungarn. 69. — Genf. 71. 72. 73. 74.

Kunst-Blatt.

Nro. 19.

Vorzügliche Glasgemälde und Limosins im Besitz der von Tucher'schen Familie in Nürnberg. — Ueber die Form der ältesten griechischen Münzen. (Beschluß.) — Zeitungs-Nachrichten.

Nro. 20.

Kunstliteratur. Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte, dar-

gestellt von A. Wendt. — Vorzügliche Glasgemälde und Limosins ꝛc. (Beschl.) — Leipzig. Katalog von Kunstsachen und Büchern, welche in der Anstalt für Kunst und Literatur in Leipzig vorräthig oder durch dieselbe besorgt werden.

Nro. 21.

Kunstliteratur. Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte ꝛc. (Forts.) — Neue Kupferwerke. Original-Ansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmäler alter und neuer Zeit. Nach der Natur aufgenommen von Lange ꝛc.

Nro. 22.

Johann Adam Klein's Gemälde, Handzeichnungen und radirte Blätter in der Hertelschen Kunstsammlung zu Nürnberg. — Kunstliteratur. Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte ꝛc. (Beschl.) — Toulouse. — Paris.

Nro. 23.

Neueste Kunstunternehmungen in München. — Johann Adam Klein's Gemälde ꝛc. (Forts.) — Dannecker's Christus in der Kirche zu Neresheim.

Nro. 24.

Ueber altgriechische Baukunst. — Johann Adam Klein's Gemälde ꝛc. (Beschl.) — Paris.

Nro. 25.

Wandmalereien des Kapitelsaales im Kloster St. Francesco zu Pisa von Niccolo Petri. — Ueber altgriechische Baukunst. (Beschluß.)

Nro. 26.

Kunstliteratur. Mittheilungen aus Wien: Zeitgemälde des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften ꝛc., herausgegeben von Franz Pieznigg. — Restauration des Theaters in Bordeaux. — Bayern. — Kunstanzeige.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Romane. 1) Scipio Cicala. (Beschl.) — 2) Beate. Aus einer alten Chronik ohne Titelblatt, von Bronikowski. — 3) Die Frauen von Neidschütz. Novelle von Bronikowski.

Nro. 24.

Romane. 3) Die Frauen von Neidschütz. (Beschluß.) — 4) Die Irrwische des Tags. Ein Roman aus der neuesten Zeit, von D. L. B. Wolff. — 5) Die lezten Zapolya, von Francisca v. Stengel. — 6) Angela. Eine Geschichte in Briefen, von Agnes Franz. — 7) Die Palme. Roman aus der bayrischen Geschichte, von Adeline von D. — 8) Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johanns des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des 16ten Jahrhunderts, von W. v. Oertel.

Nro. 25.

Romane. 9) Roßlawlew, oder die Russen im Jahr 1812. Ein historischer Roman von Sagoskin. Aus dem Russischen übersezt von E. Göring. — 10) Atar-Gull, von Eugène Sue. Aus dem Französischen.

Nro. 26.

Romane. 11) Cabanis. Roman in sechs Bänden. von W. Alexis. — 12) Zohrab, der Geißel. Aus dem Englischen Morier's, des Verf. des Hadschi Baba, von Sporschill.

Nro. 27.

Romane. 12) Zohrab, der Geißel. (Beschl.) — 13) Der Ungar. Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit der Hunyades, von Herloßsohn. — 14) Die Geschwister. Ein Roman von Adeline v. T. — 15) Freundes-Treue. Historisch-romantische Erzählung von Corelli. — 16) Erzählungen: Die Vielgeprüfte. Der Doppelgänger, von A. v. Schaden. — 17) Der Dorfpfarrer von Wakefield, ein Roman von Oliver Goldsmith, in drei Sprachen (englisch, französisch und deutsch) und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Winterling. — 18) The Vicar of Wakefield by Dr. Goldsmith. — 19) Sammlung ausländischer Romane. Peregrine Pickle von Smollet. Aus dem Englischen übers. von Vogt, und die Geschichte des Guzman d'Alfarache von Matheo Aleman. Nach Lesages Bearbeitung aus dem Französischen von Gleich. — 20) Ultime lettere di Jacopo Ortis. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche, von Ghezzi.

Nro. 28.

Staatswissenschaft. 1) Code diplomatique. Par le baron Charles de Martens. — Vermischte Schriften. 1) Sphynx. Räthselalmanach auf 1833 von Freimund Ohnesorgen. — 2) Zeitvertreib für Sprachfreunde, von Giftschütz. — Bücherkunde. Kritisches Verzeichniß höchst seltener Incunabeln und alter Drucke in der Hofbibliothek zu Aschaffenburg, von Mertel.

Nro. 29.

Staatswissenschaft. 2) Geschichte der Staatswissenschaft, von Weizel. — 3) Ursprünge der Kirchenverfassung des Mittelalters, von Hüllmann. — Genealogie. Fürstenbuch zur Fürstentafel der europäischen Staatengeschichte, von Damberger.

Nro. 30.

Staatswissenschaft. 4) Der Zweck des Staats. Eine propolitische Untersuchung im Lichte unsres Jahrhunderts, von Murhard. — 5) Ueber Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen die bestehende Staatsgewalt ꝛc., von Murhard. — 6) Staatswissenschaftliche Vorlesungen ꝛc., von Pölitz. — Italienische Literatur. 1) Il Parnasso Italiano continuato etc. — 2) Teatro classico Italiano antico e moderno.

Nro. 31.

Staatswissenschaft. 7) Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von F. v. Raumer. — 8) Worüber streitet man jezt? Auszug aus einer Rede von dem schwedischen Bischof Dr. Tegner.

Nro. 32.

Staatswissenschaft. 9) Konstitutionelle Phantasien eines alten Steuermanns im Sturm des Jahrs 1832. — 10) Niccolo Machiavellis sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen von Ziegler.

Nro. 33.

Staatswissenschaft. 11) Anselms von Feuerbach kleine Schriften vermischten Inhalts. — 12) Ueber das Revolutioniren des Rechtsbestandes, von Baader. — 13) Des Grafen Leopardi von Rimini Gesprächbüchlein. Ein liberaler Katechismus für sehr viele Servile. — 14) Die Täuschungen des Repräsentativ-Systems, von Vollgraff. — 15) Das revolutionäre und konstitutionelle Treiben oder der Liberalismus unsrer Zeit von Hönicke. — 16) Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. Nebst Einleitung von Dr. Rust. — 17) Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwicklung, von Mundt. — 18) Ueber Preßfreiheit, Protestantismus ꝛc. — 19) Versuche zum Sehen, oder Blicke auf die Vergangenheit, Gegenwart und in die Zukunft, von Distling. — 2) Encyklopädie der Staatswissenschaften, von Lüdau.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. März 1833.

Zwiefach war deines Ruhmes Schein;
Kaum mochte wohl die Welt, dein Sklave,
Der Toga unterworfner seyn,
Als jüngst dem Purpur der Conclave.

Delavigne.

Römische Briefe.

Die Piazza del Popolo und das Forum romanum.

Wie kann man die beiden Orte zusammenstellen? Im ganzen Rom gibt es nicht zwei Punkte, die sich mehr entgegengesezt sind. Zum ersten stehen sie meilenweit aus einander, wie man aus der topographischen Karte sieht, und dann ist der Volksplatz eine glänzende Erscheinung der neuesten Zeit, während die Gründung des Forums sich in die älteste Römergeschichte verliert. Hier Trümmer über Trümmer, aus dem aufgebrochenen Boden hervortretend, dort das prächtige Pflaster, der weite, freie Raum, die heitern Bauten und Gärten. Dieser Kontrast ist eben der Grund, warum ich sie zusammenstelle; sie sind zwei Miniaturen des alten und des neuen Roms, enthalten die Grundlinien des großen Gemäldes dieser Doppelstadt. Auf dem Forum stehen die Alterthümer allein noch in bedeutungsvollem Zusammenhange, und der Volksplatz ist ein wahres Epitome der neuen Stadt. Der Reisende, der vom Norden über den Ponte molle (mulvius) herkömmt und gleich im ersten Momente seiner Ankunft diesen Platz betritt, wird von dessen großartiger Herrlichkeit so bezaubert, daß er nicht im Stande wäre, denselben in seine Bestandtheile zu zergliedern; hat man aber Rom schon gesehen und kommt man vom rauschenden Süden her, so hat der Zauber weniger Wirkung und die menschenleere Weite weckt das Nachdenken. Stände dieser Platz in Neapel, welch romantisches Schauspiel würde er gewähren, wie angenehm würden sich die vielen bunten Gruppen in diesem regelmäßigen goldenen Rahmen ausnehmen; um diesen starren, einsamen Obelisken wogte eine lärmende Menge, und von seinem Piedestal herunter narrte sie ein Charlatan; Wagen an Wagen drängte sich durch das Gethümmel, den Pincio hinauf, hinab; hübsche Mädchen in zweideutiger Matronenbegleitung markteten an Buden und ließen Papierstreifchen auf den Boden fallen; auch hin und wieder Händel von der besten Sorte und Aerger und Gelächter der Vorübergehenden. Von alle dem ist hier nichts; drehst du dich aber links und rechts um, so schauen dich gleich drei alte, neu angestrichene Kirchen an und ein schönes Kloster. Drei Kirchen und ein Kloster auf einem Platze, am Ende der Stadt! wie viel werden wohl in der Mitte stecken? Ich habe über 130 gezählt, und zwar schöne, große, besuchte Kirchen — die Mutter Gottes bewohnt allein über 30 — dazu die doppelte Zahl von unbedeutenden Kapellen und geweihten Stellen. Dort steht das Hôtel des Iles britanniques; dabei denkt man gleich an Roms Industrie, die in nichts besteht als im Bewirthen der Fremden. In einer Statistik Roms las ich: „der Handel dieser Stadt besteht in Gegenständen der schönen Künste; (wer kauft sie, als die Reisenden?) man fabricirt auch Seidenstoffe, Tücher (ist

faſt gar nicht wahr), Blumen und künſtliche Perlen (ſie haben ihre ächten Kleinodien ſchon lange für Brod ausgegeben), Kämme und Roſenkränze.“ Den britanniſchen Goldinſeln gegenüber ſteht ein römiſches Haus, ſo ſtill und ſäuberlich wie nur ein römiſches Haus ſeyn kann; kein Rauch aus dem Schornſtein, kein Geſicht am Fenſter, unter der Thüre ein magerer Cerberus, kurz ein recht römiſches Haus. Die beiden Halbzirkel des Platzes ſind mit Statuen geſchmückt: die Bildſäule Roms zwiſchen dem Anio und der Tiber, gegenüber Neptun und die Tritonen von Ceccarini, die vier Jahreszeiten u. ſ. w. Ferner liegt auf dem Platze die große Kaſerne der päbſtlichen Hatſchierer; die iſt ganz recht gelegen, ſie gibt uns einen Begriff von der kriegeriſchen Donquixotiade der jetzigen Regierung; in der Mitte des Platzes endlich ſteht der große Sonnenobelisk aus den Zeiten der Pharaonen, auf dem Sixtus V. ſich verewigt hat durch eine Inſchrift, das unvergängliche Zeichen thörichter Eitelkeit. Ich könnte dir noch mehrere ſolche Grundzüge auffinden, wenn dieſe nicht ſchon hinreichend wären, eine Mimik dieſer Stadt anzudeuten, wie ſie ſich gegenwärtig darſtellt.

Nun aber zum Gegenſtücke, zum Forum romanum und ſeinen Umgebungen. Wir ſteigen über das Kapitol, das wir ſpäter berühren werden, und haben auf deſſen ſüdlichen Abhang den Trümmerhaufen des Campo vaccino vor Augen. Bevor wir aber in das eigentliche Viereck des Forums treten, betrachten wir zuvor die Mamertiniſchen Gefängniſſe, ſüdöſtlich am Berg. Ich habe mir oft ſchon über unbedeutenden Sachen den Kopf zerbrochen, und auch jezt verwundere ich mich weniger über die raffinirte Grauſamkeit, die dieſe Löcher ſo phalereiſch-künſtleriſch erbaute, als vielmehr darüber, daß dieſer Schreckensort hier und nicht anderswo ſteht. Dort am Weſtende des Berges ſchaut nun gar noch der drohende Tarpejus auf das Forum hinab, das iſt doch ungereimt! Wir verſtecken, ſo gut wir können, unſere Kerker und Richtplätze, deren Anblick unſerm verfeinerten Geſchmack wehe thut, und wenn man weiß, was in alten Zeiten ein Forum und ein Kerker waren, ſo ſcheint einem eine ſolche Kameradſchaft unbegreiflich. Wie konnten die Alten hier bei Tempeln, Triumphbogen, Verſammlungshallen, Spaziergängen und Marktbuden dieſe ekelhafte Nähe ertragen, dieſe Jammermuſik der Unglücklichen hören, wovon ſogar die Gefängnißtreppe „Stiege des Wehklagens“ genannt wurde? Und doch hat die Oertlichkeit der antiken Gebäude ſo tiefe Bedeutung und iſt gleichſam eine Hieroglyphe der Geſchichte. Welche Verſchiedenheit zwiſchen einſt und jezt! Mein Freund Kriminalrichter, der den Staat für eine Zuchthausanſtalt anſieht, findet zwar, gemäß ſeinen Heidelbergiſchen Heften, daß hiedurch die exemplariſche Tendenz des alten Kriminalweſens beurkundet werde, und wird in Kurzem die große Dummheit begehen, darüber zu ſchreiben. Er iſt leider zu ſehr Juriſt und zu wenig Menſch, und unter uns geſagt, die Gelehrten ſind nicht im Stande, Gegenſtände zu verdauen, die ihnen der ſchlichte Menſchenverſtand nicht vorgekaut hat; ſie ſind die Sauggefäße des geſellſchaftlichen Organismus. Ich will dir nun aber meine Anſicht ganz einfach vortragen, damit du beſſer deren Blößen ſiehſt. Man könnte ſagen, im uralten kleinen Rom war wenig Raum und daher die Gebäude alle zuſammengedrängt; aber zu Ciceros und Neros Zeiten noch ſpielten dieſe Mamertiniſchen Gefängniſſe eine große Rolle, und das Forum ſtand daneben in ſeiner größten Pracht, und ganz in ſeiner Nähe der goldene Pallaſt der Imperatoren. Wenn du dich noch erinnerſt, was ich dir von Pompeji aus über das Forum daſelbſt, in deſſen Umfang ebenfalls das Stadtgefängniß gefunden wird, geſchrieben habe, ſo habe ich weniger weit auszuholen. Das Gemeinweſen der Alten war auf dem Forum ſinnlich repräſentirt; das römiſche Volk, das ſeine Seelenzuſtände in Stein meiſelte, um ſie zu begreifen, ſeinen Leidenſchaften Tempel baute, um ihnen zu opfern und zu fröhnen, hatte, wie alle rohen Völker, einen mächtigen Selbſterhaltungsinſtinkt, dem die Kerker und Richtplätze ſeiner Feinde recht wohl zuſagten. Die Nähe und Oeffentlichkeit dieſer Orte iſt unäſthetiſch, ſagt man. Wahrhaftig, es iſt eben ſo unäſthetiſch, unglückliche Beſiegte, wie Laſtthiere, an Triumphkarren ziehen zu ſehen, als das Schmerzensgeſchrei unterjochter Feinde anzuhören. Sieh, hier iſt die Appiſche Straße, daher zogen die ſiegreichen Feldherrn; bei den Mamertiniſchen Gefängniſſen führte ſie der Weg gerade vorbei; da wurden die Beſiegten abgeſpannt und eingemauert, während die Triumphatoren ihren Zug noch einige Schritte weiter, den „heiligen Weg“ hinauf in den capitoliniſchen Jupitertempel fortſezten, wo ſie ihrem Ehrgeize opferten. Du ſiehſt hieraus, daß dieſe Kerker genau mit den Triumphzügen in Berührung ſtanden, und ſie waren ſelbſt ein Triumphbogen, der keinem andern auf dem Forum nachſtand. Die höchſten Staatsgefangenen wurden hier abgeſchlachtet. Jugurtha, Sypbar ꝛc. trauerten und ſtarben hier, und Cicero weidete ſich an dem Todesröcheln der Catilinenſer, er, der gute Bürger. Eben ſo ſah das ſinnliche Volk den Tarpeiſchen Felſen wie ſeine Krone an und feierte in ſeinem Anblick ſeine ſtolze Sicherheit; es warf diejenigen auf das Forum herunter, die ſich über daſſelbe erhoben hatten, und hätte vielleicht ein Gerüſt dazu aufgeſchlagen, wenn der kluge Fels nicht da geweſen wäre.

(Die Fortſeyung folgt.)

Kallendorf.

(Fortſeyung.)

An demſelben Tage noch ward die Verlobung erklärt, und zum erſten Male ſah ſich Karl vor der Welt im Beſitze

einer Geliebten. Nicht ganz so langweilig und leer, wie mancher Brautstand, verfloß der übrige. Sie beschlossen, woran beide, wie es zu gehen pflegt, bisher nur wenig gedacht hatten, alle Merkwürdigkeiten von Paris, die auch nach Abzug vieler eroberten und wieder eroberten Schätze noch sehenswerth genug waren, in Carolinens Begleitung in Augenschein zu nehmen. Die Antikengallerie, die sie früher schon besucht, hatte jedoch beträchtlich und wohl am meisten gelitten. Der Apoll von Belvedere, die Venus von Medicis waren in ihre Tempel zurück gewandert, und der Farnesische Herkules, der Torso, die Fechter, der reizende Faun, der sich einen Dorn aus dem Fuße zieht, waren reklamirt worden. Die vollständige Versammlung der Götter war mithin nicht mehr auf dem Olymp zu finden; wie den Wiener Kongreß, so hatte Napoleon auch diese durch sein zweites Erscheinen auseinander gestäubt. Dennoch blieb noch viel Herrliches zurück, das Cäcilie entweder noch nie gesehen, oder doch früher nicht verstanden und nicht genossen hatte. Obgleich aus der Gemäldegallerie wohl noch mehr an die früheren Besitzer zurückgegeben war, hatte diese doch weniger gelitten, denn man hatte aus andern, der Regierung gehörigen Sammlungen die Lücken zu ergänzen gesucht, und auch jetzt noch können sich wenige Gallerien mit der Pariser messen, wo man nicht nur sechzehn Raphaele von der größten Schönheit sieht, und unter diesen die bella giardiniera, den Erzengel Michael und den reizenden, kleinen St. Georg, sondern auch die aus dem Palais Luxembourg ins Museum gebrachten vierzig Gemälde von Rubens, welche das Leben der Maria von Medicis darstellen.

Als die Alliirten Paris erobert hatten, ging es ihnen fast wie jenem Soldaten, der den Kameraden zurief: „ich habe einen Gefangenen gemacht!“ als aber dagegen der Ruf: „bringe ihn her!“ erscholl, antworten mußte: „er läßt mich nicht los.“ Sie wurden unwillkührlich und fast unmerklich von Paris bezwungen, und wenn sie auch die Zeichen der Macht von den öffentlichen Monumenten hinwegräumten, der Herrschaft selbst konnten sie doch nichts anhaben. Auch Kallendorf empfand dieß und theilte die Bemerkung Carolinen mit; diese erwiderte: „Ich bin die Glücklichste; halb Deutsche, halb Französin, kann ich mich über die Triumphe beider Nationen freuen, da sie wieder in Frieden Hand in Hand gehen.“

Karl hatte gleich nach seiner Verlobung einen etwas verlegenen Brief an Oertzen geschrieben, worin er ihm den Wechsel in seinem Schicksale ankündigte und ihn dringend bat, zu seiner Hochzeit, die noch im Jahre 1816 stattfinden sollte, nach Paris zu kommen. Oertzen machte ihm die Sache leicht; er schrieb zurück: „Daß Du glücklich bist, ist im Grunde ja die Hauptsache; ich bin es mit Dir. Die kleinen Zwiste, die ich oft mit Deiner Braut hatte, bitte ich zu vergessen. Unter uns gesagt, ich freue mich eigentlich, daß Du eine Frau bekommst, die nicht allzusehr nach meinem Geschmack ist und desto mehr nach Deinem. Nur eines ärgert mich, daß ich nämlich vor einem Jahre nicht mein Bestes gethan habe, Dich bei Carolinen aus dem Sattel zu heben; am Ende wäre mir's vielleicht gelungen, und wir hätten nun Jeder sein Theil. Jetzt habe ich zu dergleichen keine Zeit, denn ich habe eine Mission nach Brasilien angenommen. Zur Hochzeit komme ich; dann aber muß ich eilen und mich auf Jahre von Dir trennen. Du bist der Einzige, der mir den Abschied von Europa erschwert; die übrigen Menschen sind mir ziemlich gleichgültige Reisegefährten, aus denen ich auf der kurzen Ueberfahrt das Beste zu machen suche. Uebrigens wollte ich selbst, daß ich nach Außen etwas wärmer wäre, denn im Innern drängt und quält mich doch oft ein Gefühl, das keinen Gegenstand findet. Darum hasse ich Mondschein und Romane, weil sie mich weich stimmen und weil dabei wahrhaftig nichts herauskommt.“

Im Spätherbst, wenige Tage nach Oertzens Ankunft, ward die Hochzeit gefeiert. Als das junge Ehepaar am Morgen nach der Hochzeit ins Frühstückzimmer trat, empfing Caroline sie mit der Nachricht, daß Oertzen in der Nacht verschwunden sey. Er hatte ein Billet zurückgelassen, worin er zu den herzlichsten Glückwünschen die Bitte fügte, ihm zu verzeihen, daß er sie so plötzlich und ohne Abschied verlassen habe. — Die jungen Leute hatten schon vorher beschlossen, gleich nach der Hochzeit nach Wien zu reisen, wo Kallendorf seine schöne junge Frau vorstellen wollte. Beide hatten immer noch gehofft, daß Caroline ihren Bitten nachgeben und sie begleiten würde; aber sie sahen sich getäuscht und mußten allein die Reise antreten. Unterwegs vertraute Karl seiner Frau das frühere Verhältniß zwischen ihm und ihrer Schwester, dessen er bis dahin auf der letztern bestimmtes Verlangen gar nicht erwähnt hatte. Es machte einen tiefen, erschütternden Eindruck auf Cäcilie. Sie weinte viel und sagte wiederholt: „O Karl, Karl! wenn Du es nur nie bereuest, mich dem Engel vorgezogen zu haben.“ Sie erzählte ihm dann noch viele schöne Züge von der geliebten Schwester; aber Alles, was sie sagen mochte, warf in seinen Augen nur einen neuen Glanz auf die Erzählerin.

In Wien, wo das Fremde leicht mehr gilt, als das Einheimische (den Adel ausgenommen), machte die junge Gräfin Furore. Schon die Nachricht von der Verheirathung eines der wünschenswerthesten Epouseurs hatte keinen geringen Eindruck gemacht; aber gerade dieser Umstand bewirkte, daß die Beglückte mit unmäßigen Lobeserhebungen überschüttet wurde, nicht aus Falschheit, sondern aus Selbstachtung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abbitte.

War doch keine bei den Spielen
Ausgelaſſner als wie Sie,
Gar nicht ſchien ſie mir zu fühlen
Meines Blicks Melancholie.

Ach, in allen meinen Gliedern
Spürt' ich ja den Abſchied ſchon,
Konnte keinen Scherz erwidern,
Und ihr Muthwill ſchien mir Hohn.

Länger trug ich nicht die Schmerzen,
Die Verzug nur ſchärfer ſchliff;
Sie war mitten noch im Scherzen,
Als ich raſch den Hut ergriff.

Wie verändern da ſich ihre
Blicke ſchnell und wunderſam,
Und Sie folgt mir vor die Thüre,
Wie dem Hirten folgt das Lamm.

Lang verzögert ſie das Scheiden,
Duldend-fromm in Einem Blick
Gibt Sie mir mein eigen Leiden
Wie viel tiefer, ach! zurück.

Dieſer Blick der Duldend-frommen —
Nein! er raubt mir gar die Ruh':
Lieb', ich will ja wiederkommen,
Scherze, Liebchen, immerzu!

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Rückblick auf Griechenlands Befreiungsgeſchichte.

Mit dem Abmarſche der hier für den griechiſchen Militärdienſt gewordenen Truppen ſchließt ſich ein Zeitraum, welcher im Hauſe Wittelsbach Epoche macht und in der Geſchichte dieſer Stadt eine Periode bildet, welche zu ihren bilderreichſten und belebteſten gezählt und als die ſonderbarſte darunter betrachtet werden kann. Die hieſigen Zeitungen haben das Meiſte von dem berichtet, was darauf Bezug hat; allein die eine dieſes, die andere jenes, die eine ſo, die andere anders, ſo daß man ſie alle zuſammen lange und mühſam durchblättern müßte, wollte man ſich eine wahre und kurzweilige Geſchichte davon herausleſen. Was auswärtige deutſche Zeitſchriften darüber enthalten, iſt eben ſo unzureichend, weil ihre ſogenannten Korreſpondenznachrichten aus München gewöhnlich nichts anders als ein ſimpler Auszug aus hieſigen Tageblättern ſind. Dieß erwägend und in der Vorausſetzung, daß man bei der Wortkargheit *) hinſichtlich des hieſigen Lebens und Webens nichts Beſſeres oder Vollſtändigeres nachliefern werde, verſuche ich es nun, Ihnen beſagte Periode, wenn auch nicht ausführlich, doch der Hauptſache nach zu beſchreiben. Die Kunde, daß Hellas nun endlich einen König habe, deſſen Krone nichts anders ſeyn werde, als die Krone, welche man der Befreiung eines ſo lange erſt zerfleiſchten und dann zerriſſenen Volkes aufſetzte, erregte allgemein die lebhafteſte Theilnahme, weil wir in einer Zeit leben, wo jede ſchöne Erſcheinung ein Publikum findet, das mit Enthuſiasmus Beifall klatſcht und ſein Evoa mit Furore ruft, in einer Zeit, die zwar Viele verpönen und als ein Ungeheuer darſtellen, indem ſie ihr Widerſpruch, Verkehrtheit, Verzerrtheit ꝛc. als ſchmähliche Zeichen anhängen, die aber deſſenungeachtet gerade ihren Gang geht, hoch den Kopf trägt und an der ſtolzen Stirne eine Gluth führt, die leuchtet wie ein gewaltiges Licht und glänzt wie ein ſchöner Stern am nächtlichen Himmel. Dieſer Stern iſt's, der die Abgründe und Klüfte, welche die Geſpenſter des Aberglaubens und der Vorurtheile, die Geiſter der Sekten und der Kaſten in die menſchliche Geſellſchaft hineingaukeln, beleuchtet und vernichtet, welcher die Auswüchſe der Barbarei vollends dorrend und abfallend macht, den Menſchen dem Menſchen näher führt, ihm die Bruſt höher und freier wölbt, ſo daß jede ſchöne Regung von Herzen zu Herzen fortzittern kann, daß jeder ſchöne Laut in mächtigem Echo forthallt von Bruſt zu Bruſt. Dieſer Stern hatte eben herrlich zu glühen begonnen, als die Griechen aufſtanden, und wohl ihnen! denn er führte ihre gänzliche Befreiung herbei. In jener Zeit aber, welche man die gute alte Zeit zu nennen pflegt, welcher nichts dergleichen an der Stirne glühte, in welcher Einzelne, Individuen an einander Intereſſe nahmen, aber die Völker ſich wenig um einander bekümmerten, und dazu auch weder Herz, noch Stimme hatten, in jener guten alten Zeit würden ſich die Griechen umſonſt nach rettender Theilnahme umgeſchaut haben. Damals bedauerte man nur, daß ſie Chriſten waren, und gedachte ihrer etwa mit demſelben Gefühl, mit dem man jetzt an die Bosniaken denkt; ja man that gewöhnlich, als ob es gar keine Griechen mehr gebe, gleichſam, als hätten mit der Götterwelt auch ſie untergehen müſſen. Europas Nationen ſtudirten die griechiſche Sprache, jede ſprach ſie auf eigene Weiſe aus und alle anders, als die Griechen ſelbſt; man ſuchte emſig hervor, was an Griechenland erinnerte. Inſchriften, Münzen, Säulen und Bilder, ſchmückte die Paläſte und Häuſer, Plätze und Gärten, Wege und Stege griechiſch aus, rief ſogar die Götter wieder ins Leben, um unſere irdiſchen Himmel auszuſchmücken; aber die, welche dieſe Götter geſchaffen hatten, die ſuchte man nicht wieder ins Leben zu rufen, denn man meinte, ſie ſeyen alle ohne Nachkommen geſtorben, oder ſammt ihren Nachkommen umgebracht worden. Wenn ſomit die armen, verſchollenen Griechen nicht den Glauben an ſich ſelbſt verloren, ſo verloren ſie doch das Zutrauen auf ſich ſelbſt; ſie getrauten ſich nicht mehr ſich Europäer zu nennen *), und träumten ſie von ſchönern Tagen: ſo erzählten ſie ſich nicht vom Geiſte ihres Volkes, der Jünglingen und Greiſen im Trauergewande erſcheine, aber mit ſtolzem Worte ſie auffordernd zum höchſten der Werke, ſo erzählten ſie ſich von einem blonden, von einem fremden Volke, das einmal kommen werde, ſie zu erlöſen. Von Fremden erwarteten ſie ihr Heil; ſie waren tief gefallen, bei Gott!

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Iſt es z. B. nicht befremdend, daß die, doch von ſo ſeltenen und jetzt wohl nirgends anderswo zu findenden Kunſterſcheinungen zeugende hieſige Kunſtausſtellung außer dem Wenigen, was Herr Lewald in ſeinem Oktoberfeſte und meine Wenigkeit im Morgenblatte darüber ſagten, faſt mit keinem Worte beſprochen wurde, während man die Berliner überall bekannt machte und dabei die halbe deutſche Leſewelt mit unerhörten Dingen amuſirte.

*) Noch heutzutage ſagen die Griechen, wenn ſie unſere Länder beſuchen wollen: „wir wollen nach Europa," und: „wir verlaſſen Europa, um nach Griechenland zurückzukehren," wenn ſie heimfahren. Doch habe ich noch keinen gehört, der dann geſagt hätte: „ich kehre nach Aſien zurück."

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. März 1833.

In der Ehe macht einem oft, was man in ihr erlebt, nicht soviel zu schaffen, als was man vor ihr erlebt hat.

Frau v. Staël.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Von der Fürstin von Salvaggio erhielt Kallendorf bald nach seiner Ankunft in Wien folgendes Billet: „Lieber Graf, es haben Mißverständnisse zwischen uns bestanden, die ich innig bedaure; lassen Sie uns eine Jugendthorheit nicht auf reifere Jahre ausdehnen; nehmen Sie diejenige, die Ihnen dereinst werth war, als Freundin in ihr Haus und in ihr Herz auf" u. s. w. Kallendorf antwortete: „Mein Glück ist noch zu neu, als daß ich es durch einen Schatten trüben möchte. Deßhalb, gnädigste Fürstin, kann ich nicht umhin, Sie, um meiner Ruhe und um meiner Frau Willen, zu bitten, den Umgang mit uns nicht zu suchen. Sie ist ein argloses Kind, das nicht gekränkt werden darf u. s. w."

Fürstin Sophie beeilte sich, dieß Billet einigen Freunden zu zeigen, welche Abschriften davon nahmen, und in wenigen Tagen cursirte dasselbe in ganz Wien und gab Anlaß zu unzähligen Spöttereien über die neue Rolle des Tugendhelden, die Graf Kallendorf spielen wollte. Cäcilie ahnte von diesen Vorgängen, wie überhaupt von dem ganzen Verhältnisse nichts, und ihr Mann fand es auch nicht gerathen, sie davon in Kenntniß zu setzen. Die Fürstin hingegen fühlte sich im höchsten Grade gekränkt; sie benahm sich kalt und stolz gegen die junge Gräfin und suchte dieselbe so viel wie möglich zu vermeiden. Dennoch entging es ihr nicht, daß sie einen vortheilhaften Eindruck auf Cäcilie gemacht habe und daß diese offenbar bemüht war, sie für sich zu gewinnen. Dieser Umstand führte sie bald auf die Vermuthung, daß der Gräfin von den frühern Verhältnissen ihres Mannes nichts bekannt sey. Sobald ihr dieß klar war, ließ sie alle Zurückhaltung fallen und ward herzlich und zutraulich gegen ihre glückliche Nachfolgerin. Diese war, mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit, von jetzt an ganz begeistert für die Fürstin, und jedesmal, wenn sie mit ihr zusammengetroffen, mußte Graf Karl zu Hause aus dem Munde der Frau das ungemessenste Lob der frühern Geliebten vernehmen. Vergebens bemühte er sich, ihr durch Liebkosungen und Küsse den Mund zu schließen, einmal im Zuge, war sie so leicht nicht zurückzuhalten. Endlich drang sie darauf, der Fürstin einen Besuch zu machen, worauf Karl, nach langem Zögern, erwiderte: er könne das nicht gestatten, denn er müsse ihr nur gestehen, die Fürstin habe keinen guten Ruf. Cäcilie fragte betroffen, ob er Beweise habe, die ein so hartes Urtheil begründen könnten. „Nein," erwiderte Karl etwas gedehnt. „Nun, siehst Du!" rief sie und fiel ihm fröhlich um den Hals, „so glaube ich auch nicht ein Wort davon. Soll ich anspannen lassen?" Der verlegene Ehemann wußte wirklich nicht, was er antworten sollte. Nach dem Billet an die Fürstin, worin er das

Gegentheil so bestimmt ausgesprochen hatte, konnte er in der That den Wunsch Cäciliens nicht gewähren, und es blieb ihm nichts übrig, als sie zu bitten, seine abschlägige Antwort als eine Grille, an der er nun einmal leide, und diese Entbehrung eines angenehmen, geselligen Genusses als ein erstes Opfer anzusehen, welches sie der Laune des Ehemanns zu bringen habe. Hierauf schloß er sie zärtlich in seine Arme. Cäcilie sah ihn träumerisch an und schwieg von der Sache.

Um diese Zeit tauchte eine neue, ephemere Erscheinung in der Wiener Gesellschaft auf. Eine Dame, die gar zu gern eine Rolle gespielt hätte, dazu aber nicht Vermögen genug besaß, vertraute ihren Freundinnen, daß sich eine unglückliche Gabe in ihrer Seele entwickelt habe, vor welcher ihre Heiterkeit und ihre Ruhe nach und nach dahinschwänden; es sey dieß nichts weniger, als die seltene Gabe, in die Zukunft zu sehen, vermöge welcher sie zu gewissen Zeiten den Menschen, besonders den Frauen, ansehen könne, was ihnen bevorstehe. Die Freundinnen trugen das sonderbare Geheimniß weiter, und bald sah sich die Dame von den ersten Sternen der Mode schmeichelnd und selbst ehrfurchtsvoll umgeben. Das Ungefähr war ihr zu Hülfe gekommen. Eine junge Frau, deren noch geheim gehaltene Schwangerschaft ihr zufällig bekannt geworden war, drehte sich eines Abends in einer muntern Gesellschaft leichtfertig auf einem Fuße herum. Mit marktschreierischer Miene trat die Prophetin ihr näher und sprach: „Tanzen Sie nur, tanzen Sie nur! — Sie werden lange nicht tanzen!“ An ihr süßes Geheimniß denkend, lächelte die junge, angehende Mutter und dachte: sie ist wirklich eine Wahrsagerin. Als sie aber die Gesellschaft verließ, glitt sie auf der Treppe aus, fiel hinunter und brach das Bein, was auf der Stelle eine zu frühe Entbindung und dann ein Krankenlager von einem ganzen Jahre zur Folge hatte. So war der Ruf der Prophetin begründet und ihr Zweck erreicht; sie that jezt fortwährend sehr geheimnißvoll und spielte ihre Rolle überhaupt mit vieler Pfiffigkeit. Eine Wahrsagerin von hohem Stande, die ihre Kunst ganz als Dilettantin trieb, das war nicht nur eine neue, sondern auch über die Maaßen interessante Erscheinung. — Einst hatten mehrere Frauen, und darunter auch die Fürstin Sophie und die Gräfin Cäcilie sich um sie versammelt und dringend um Beantwortung einiger Fragen gebeten. Sie war aber den Tag stumm und sagte endlich: „Heute nicht; Sonnabend, um sieben Uhr Abends werde ich Euch im Hause der Fürstin sagen, was ich weiß.“ Die leztere lud darauf alle Anwesenden ein, sich heimlich um diese Stunde bei ihr einzufinden. Cäcilie, welche diese Wendung vorhersah, hatte sich zurückgezogen, aber die Fürstin eilte ihr nach und sagte: „Liebe Gräfin, Sie müssen vor Allen versprechen, zu kommen; denn Niemandens Schicksal möchte ich lieber kennen, als das Ihrige.“ — „Ich kann nicht,“ erwiderte Cäcilie verlegen. — „Sind Sie engagirt?“ — „Nein.“ — „Warum können Sie denn nicht?“ — „Weil — ich nicht — aber ich kann nun einmal nicht.“ — „Ich weiß es,“ sagte Sophie schalkhaft; „Ihr Mann will es nicht haben, er ist ein Pedant, ein Tyrann!“ — „Wie können Sie das sagen!“ erwiderte die junge Gräfin eifrig. „Nun, wenn er das nicht ist, so kommen Sie,“ sagte die Fürstin, „und wenn er es ist, so kommen Sie auch, denn kein Mensch wird etwas von dieser Zusammenkunft bei mir erfahren; die Lanberg holt Sie ab, als ob sie ins Theater führe.“ Damit ging sie in den Salon zurück und ließ Cäcilie stehen.

In dieser kämpfte die kindische Neugier nach der Prophezeiung mit der Pflicht, ein Gebot zu erfüllen, das ihr allerdings recht eigensinnig erscheinen mußte. Als der Sonnabend kam, war sie völlig mit sich einig geworden, nicht zu gehen; sie schrieb daher der Gräfin Lanberg ein Zettelchen, worin sie ihr ankündigte, daß sie zu Hause bleiben wolle. Sie war eben fertig geworden und saß an ihres Mannes Seite, den Kopf an seine Brust gelehnt, auf dem Sopha, als die Thüre aufsprang und das junge Ehepaar von der lustigen Lanberg in dieser Attitude überrascht ward, die an sich schon gar zu sehr reizte, ein solches Schäferverhältniß in das gewöhnliche Geleis herabzuziehen.

(Die Fortsetzung folgt.

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Das Gemeinwesen war bei den Alten wirklich eine Wahrheit. Ich gebe nichts darauf, daß, selbst unter den Kaisern noch, jedem Beschlusse die Volksbilligung angehängt war, weil ich wohl weiß, was man im Namen eines Volkes thun und lassen kann; aber du mußt dich ja nicht stoßen an Patriziern und Plebejern, Ciceronen und Gracchen, Herren und Sklaven; diese Ungleichheit, wodurch die Thierheit der Menschennatur beurkundet wird, hebt die Humanität, nicht aber das Gemeinwesen auf. Bei den ungebildetsten Völkern, bei den Thieren selber findest du den Gemeinverband inniger als bei den sogenannten civilisirten Nationen. Gemeinwesen und Staat ist nicht das Nämliche: je civilisirter der Staat, desto größer die Absonderung und Zersplitterung; jedes Dörfchen, jeder Mensch dreht sich da wieder um seine eigene mikrokosmische Axe; Talente brechen sich eigene Bahnen, die Industrie gibt tausend neue Mittel, das süße Gift des Luxus unterscheidet den Geschmack und — das Blut. Wo aber ein ganzes Volk auf der nämlichen Stufe der Unkultur steht und Alle sich gleich sind in Unwissenheit, da sind sie gefesselt an die gemeinsame Galeere roher Bedürfnisse und

Vorurtheile, vereinigt gegen die nämlichen Gefahren, für die nämlichen Genüsse; die massenhaften Ungleichheiten von Geld und Macht bringen nur massenhafte Unterscheidungen hervor; der Geldgeiz leidet Schiffbruch an dem Midaswunsch des Goldes, der Ehrgeiz übersättigt sich bis zum Ekel mit steinernen, unfruchtbaren Trophäen; Purpur und Paläste unterscheiden den Mächtigen allein von dem schlechtesten Kerl des Pöbelhaufens; aber die nämliche abergläubische Furcht jagt Alle in die Tempel, der nämliche Ungeschmack vereinigt sie in Amphitheatern, die nämliche Langeweile versammelt sie in Säulenhallen und Thermen; kurz, die nämliche Gemeinheit ist das eigentliche Forum eines ungebildeten Volkes, mag es nun aufgebaut werden in Stein, oder festgehalten werden in den Sitten. Ich habe nie etwas gelesen über die Mamertinischen Gefängnisse, und fand es daher für gut, dich etwas länger mit ihnen zu unterhalten. Daß sie jezt in eine Kapelle umgewandelt sind, weil die Heiligen Peter und Paul hier sollen eingekerkert gewesen seyn, was ich nicht glaube, ist ein neuer Beweis der päbstlichen Intoleranz und Vernachläßigung der Antiquitäten; sie haben dieselben, wo sie nur immer konnten, gleichsam wie Münzen umgeprägt.

Wir gehen jezt an einigen Tempelresten vorüber, wo seit Jahr und Tag einige hungrige Kerls herumschaufeln, oder auf ihren Schubkarren sitzend poetisch die Cigarrenstümpchen herunterbrennen, die der Reisende wegwirft. Beim Triumphbogen des Septimus Severus betreten wir das länglichte Viereck des Forum romanum. Die Fabel, daß Romulus und Tatius zum Zeichen der Versöhnung diese Stelle zum öffentlichen Ort und Marktplatz von Rom geweiht haben, hat einen tiefen Sinn und deutet den Begriff eines Forums an. So wie dieses Forum das älteste in Rom ist, so war es auch das herrlichste. Sein Schmuck fiel im fünften und sechsten Jahrhundert in die Hände der Barbaren; doch betrachtete man diesen Platz noch im siebenten Jahrhundert als den ersten Roms, was unter anderm die Säule beweist, die dem Phokas errichtet wurde; jezt liegt es da, ein ungeregelter, sich selbst begrabender Steinhaufen, und dient zum Viehmarkte. Der Gedanke an das Einst und Jezt, so abgenuzt er ist, beschleicht Einen dennoch jedesmal, wenn man diese Stelle betritt. Wer nicht träumen kann, der sieht wachend Nichts und geht gewiß gedankenlos hier vorüber, wie auf einer dürren Haide; es ist hier gar nichts zu beschreiben, als die Vergänglichkeit. Wenn du aber, dich deiner Einbildungskraft überlassend, das Viereck in einen Portikus einzufassen anfängst, in dessen Erdgeschoß die belebten Buden standen, dann südlich die Curia des Senates, den Volkspallast oder des Comitium, die Wohnung der fremden Gesandten oder Graecostasis, westlich Cäsars Tempel, östlich das Criminalgerichtshaus, nördlich das Finanzgebäude und die Xanthische Schule aufbaust und Palatinus und Capitolinus dir denkst, von oben hereinsehend mit ihren Tempeln und Burgen u. s. w., dann wird dir aus der fernen Geschichte ein Blitz über den andern hereinbrechen und die Pracht des alten Roms wie eine Donnerstimme nachhallen. Da stand, wie der Kern all dieser Herrlichkeiten, inmitten die Rednerbühne mit den Schiffsschnäbeln, umgeben von den Bildsäulen der Gesandten, die auf ihren Sendungen umgekommen waren; da erhoben sich rings die Monumente gefeierter Helden, die hohen Pfeiler, an denen die Siegesbeuten aufgehängt wurden, und ein altes Bettelweib kommt daher und stört deine magische Glückseligkeit, oder ein Meßglöcklein aus den vielen benachbarten Kirchen ruft dich in die arme Gegenwart zurück. Wie sie dastehen diese heiligen Zwerge, geschmacklos und unverständig aus den alten Trümmern zusammengesezt, wie Bettler in abgetragenem Purpur stolzirend! Ein Wagner rumpelt in der alten Curie und Viehställe traten auf die Stufen der Versammlungshallen. Ich gehe weiter nach Süden; Schritt für Schritt begegnen mir Trümmer und Zeichen ihrer Entweihung. Da gelange ich rechts an den Berg Palatinus, der fast in der Mitte der andern Stadthügel steht. Schon bei Betrachtung dieser Hügel schien mir Rom aus vorrömischen Menschenwohnungen hervorgegangen, und Rom wirklich, wie man sagt, nicht das Werk Eines Tages, Eines Planes, Eines Mannes gewesen zu seyn. Es scheint so ganz natürlich, daß sich auf diesen Hügeln herum schon früher einzelne Ortschaften befunden haben, die zu verschiedenen Zeiten durch Mauern an das Capitol, so wie später die halbe Welt, gekettet wurden. Ich kenne leider Vikos und Niebuhrs Ansichten und Kritiken der Livischen Vorzeit kaum halbwegs, aber schon durch die Darstellung von deren Fabelhaftigkeit haben sie der Geschichte selber mehr auf die Beine geholfen, als es je die Nachbeter der Klassiker zu begreifen im Stande sind. Unter Ancus Martius ward der Aventinus, der Cölius unter Tullus Hostilius zum Capitol geschlagen, das in der ältesten Zeit ganz für sich von einer eigenen Mauer umgeben war. Die Sage geht, daß auf dem Quirinalis die fabinische Stadt Cori, auf dem Palatinus die arkadische Stadt Pallantium gestanden habe; interessant ist auch, zu wissen, daß die beiden lezten Könige auf dem Esquilin gewohnt haben sollen. Der capitolinische Berg hieß früher „saturnischer“ und dann „tarpeischer.“ Ja die Idee, sich auf Berge zurückzuziehen und sich zu sichern, scheint selbst später wieder in dem römischen Volk erwacht zu seyn, als sich dieses der patrizischen Unterdrückung entzog und auf dem „heiligen Berg“ verschanzte; man kennt die That des Menenius Agrippa.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Fortsetzung.)

Rückblick auf Griechenlands Befreiungsgeschichte.

Unbeachtet und unbemitleidet schmachteten die Griechen lange in dieser Tiefe. Hie und da erklangen unter ihnen noch Gesänge, mit Tänzen *) begleitet, aber es waren Trauermelodien; zuweilen erstanden Helden unter ihnen, aber diese Helden lebten als Räuber und starben gewöhnlich den Tod des verworfenen Verbrechers; ihre schönsten Töchter wurden klägliche Opfer, ihre Güter beraubt; auf fast unzugänglichen Felsenspitzen hingen die Tempel, wo sie ungestraft die Hände ringen konnten nach Gotteshülfe, und ließ man ihnen einen Patriarchen, so war das ein Wunder, und gab es damals Greise in Griechenland, so ist das zum Erstaunen, und wurden die Griechen alle, mehr oder minder, kriechend, feil, giftig, falsch und verschlagen, so war das ganz natürlich. Sie waren Sklaven eines eben so launigen, als gewaltigen Herrn, dessen Gewalt keine Schranken kennt und dessen Laune sich oft auf das Grausamste austieß. Vor diesem krochen sie, um sich zu rühren, wurden feil, weil sie Sklaven waren, wurden falsch und verschlagen, weil — doch wer sieht nicht die Gründe ein, warum sie es werden mußten? Sie machten aus der Noth eine Tugend, und nur schlechte Eigenschaften konnten ihnen Zutritt bei ihrem Herrn verschaffen. Ihr Herr, der Großsultan, der Padischah, der Sohn einer Sklavin, herrscht über Räuberhorden, die wild auf fremdem Gute gelagert sind, und über ganze Völker von Sklaven, die einander hassen und anschwärzen. In dem Lager waltet als Gott ein finsteres, unvermeidliches Schicksal, wird ein Buch angebetet, welches die bildenden Künste verbietet, wird eine Sprache gesprochen, in welcher der Engel unsern ersten Eltern das Paradies versagte **), und wandeln Lehrer, die nur Sternbilder und Träume zu deuten wissen. An der dieses Lager beherrschenden Pforte krochen nun die Griechen, erschmeichelten sich die Gunst ihres Herrn und wußten sich ihm unentbehrlich zu machen. Anfangs durch Geist, Witz und Verstand, und dann auch durch Kenntnisse und Wissenschaften. Da lächelte den Unglücklichen ein besseres Schicksal. Die Griechen des Fanars erhielten Provinzen, denen der Inseln und der Küsten fiel Handel und Schifffahrt anheim, und überall wurden Schulen errichtet. Unter den erstern erschienen die Maurokordato und ähnliche Patrioten, von den andern wurden die materiellen und in den Schulen die geistigen Mittel errungen zu einem künftigen, aber noch nicht geahnten Aufstande. Nun fingen auch die Weisen im Volke an, die Sprache des Volkes zu reden, aber sie sprachen nur noch von Dingen einer andern und bessern Welt, oder sie erzählten Mährchen und Geschichtchen in Prosa und in Versen; nun wurden auch wieder die klassischen Werke der Vorfahren gelesen und erklärt, aber eher, um deren äußerliche Schönheiten zu bewundern, als mit der heiligen Absicht, ihren Geist auf Sitten und Charakter, auf bürgerliche und politische Prinzipien einwirken zu lassen. Nun verließen immer mehr junge Leute aus den Schulen vom Athosberge, von Smyrna, von Janina ihr Vaterland, um sich in Europa weiter auszubilden; aber wenn sie wieder heimkamen, brachten sie noch nichts anderes mit, als Hefte über Medizin und Chirurgie und etwa auch einige Uebersetzungen italienischer Poesien; die Begeisterung aber für das, was ihre Vorfahren gewesen, die kam erst später über sie, die lernten sie, könnte man fast sagen, von den Deutschen *). Nun sang Riga sein δοιζε παιδες των ελληνων, und alle Hellenen lauschten bewegt, und es erschien den Greisen, den Jünglingen, ja den Weibern sogar jener Geist im Trauergewande, aber mit stolzer Rede, mit blitzenden Augen, und forderte sie auf zum höchsten der Werke. Um dieses auszuführen, traten die Fürsten des Fanars, so wie die Lezten im Volke, Primaten und Armatolen, die Herrn der Schiffe und die Handelsleute, die Prälaten und die Priester in einen heiligen Bund. Das Schicksal war ihnen günstig, und ihr gestrenger Herr, der blindlings an das Schicksal glaubt, ließ Alles sich fügen zu ihrem Besten; ja er gab ihnen sogar die Waffen selbst in die Hand **); ihre Geldmittel vermehrten sich durch den ausgebreitetsten Handel ins Unglaubliche, und Brandraketen schleuderte unter sie, wie aus fernem Alterthume, wie mitten aus der Versammlung der größten ihrer Ahnen, der greise, unermüdliche, von den heiligsten Gefühlen entbrannte Coraï ***). Da erscholl abermals das δοιζε παιδες, in Masse erhoben sich die Söhne der Hellenen und wiederholten den Sang im fürchterlichen Chore, und des Gesanges Echo wurde vom Jubel, vom Bravoklatschen der Nationen bedeckt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der Gesang bei den Griechen ist nie ein leerer Schall, ist immer begleitet, sey es vom Tanze, sey es von höchst lebendigen Bildern aus dem Leben oder aus der Geschichte; schlechte Lieder werden selten gesungen; die Poesien von Riga, die der Klephten, die von Christopulos und Salomos sind jezt fast die einzigen, welche im Munde des Volkes leben.

**) Nach einem morgenländischen Sprüchworte.

*) Welchen Einfluß Deutschland, vorzüglich von Wien aus, auf die Palingeneste Griechenlands ausübt, ist noch nicht genug gesagt worden.

**) Gegen Ali Pascha.

***) Coraï sammelte die griechischen Klassiker, versah sie mit seinen mit glühender Beredtsamkeit geschriebenen Prolegomenen und sandte sie so unter seine Landsleute.

Das kleinste Palindrom-Quadrat.

1	2
3	4

Auf 1. 2. warten oft mit Schmerzen
Zwei junge von zwei alten Herzen;
2. 1. steigt langsam da hinan,
Wo seinen Bauch es füllen kann.

Nie ruft 3. 1., wer neu gesehen,
Das was von 1. 3. ber geschehen.
Wer 3. 4. was geschieht, schon sah,
Wie's kommt, er kommt Propheten nah.

4. 3. befiehlt oft umzukehren,
Es will dich etwan etwas lehren;
2. 4. sagst du wohl überrascht,
Hat dich das 4. 3. noch gehascht.

4. 2.! auf Weltverbildungsbrettern
Hörst du's oft rufen unter Wettern;
4. 2. 4. 2. schallt's oft hinein;
Hier komisch, dort wird's tragisch seyn.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. März 1833.

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel.

Klopstock.

Drei Gedichte,

aus dem Dänischen des H. C. Andersen.

Das Deutsche und das Dänische sind Zweige eines und desselben Baumes: wir aber sind mit der Literatur der uns fremden französischen Sprache vertrauter, und werden mit deren Erzeugnissen schneller und allgemeiner bekannt, als mit denen der uns verschwisterten Sprachen. Frankreichs Ueberwiegenheit fesselt unsere Aufmerksamkeit, und von seiner Rednerbühne schallt das Wort leicht hin durch unsere Marken.

H. C. Andersen, ein junger dänischer Dichter, hat in seiner Heimath Anerkennung gefunden, und verdient, daß sein Name zu uns herüber schalle. Zwei Gedichtsammlungen von ihm liegen uns vor: Digte 1830 und Phantasier og Skizzer 1831. Mit Witz, Laune, Humor, volksthümlicher Naivetät begabt, hat er auch tiefere, Nachhall erweckende Töne in seiner Gewalt. Er versteht besonders, mit Behaglichkeit aus wenigen leichthingeworfenen, treffenden Zügen kleine Bilder und Landschaften ins Leben zu rufen, die aber oft zu örtlich eigenthümlich sind, um den anzusprechen, der in der Heimath des Dichters nicht selbst heimisch ist. Vielleicht ist, was von ihm übersezt werden konnte, oder übersezt worden ist, am wenigsten geeignet, ein Bild von ihm zu geben.

1.

Der Soldat.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte, der Weg wie lang!
O, käm' er zur Ruh' und wär' es vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei!

Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jezt man den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradirt,
Dazu bin ich auch kommandirt.

Da schaut er auf zum lezten Mal
In Gottes Sonne freudigen Strahl;
Nun binden sie ihm die Augen zu — —
Dir schenke Gott die ewige Ruh'!

Es haben die Neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbei gefegt;
Sie zitterten Alle vor Jammer und Schmerz —
Ich aber, ich traf ihn mitten in's Herz.

2.

Muttertraum.

Die Mutter betet herzig und schaut
Entzückt auf den schlummernden Kleinen;
Der ruht in der Wiege so sanft, so traut,
Ein Engel muß er ihr scheinen.

Sie küßt ihn und herzt ihn, sie hält sich kaum,
Vergessend der irdischen Schmerzen,
Es schweift in der Zukunft ihr Hoffnungstraum,
So träumen Mütter im Herzen.

Der Rab' indeß mit der Sippschaft sein
Kreischt draußen am Fenster die Weise:
Dein Engel, der wird ein Räuber sein,
Dein Engel — dient uns zur Speise!

3.

Märzveilchen.

Der Himmel wölbt sich rein und blau:
Der Reif stellt Blumen aus zur Schau.

Am Fenster prangt ein flimmernder Flor,
Ein Jüngling steht, ihn betrachtend, davor.

Und hinter den Blumen blühet noch gar
Ein blaues, ein lächelndes Augenpaar.

Märzveilchen, wie jener noch keine geseh'n!
Der Reif wird angehaucht zergeh'n.

Eisblumen fangen zu schmelzen an
Und — Gott sey gnädig dem jungen Mann!

Adelbert v. Chamisso.

Kalendorf.

(Fortsetzung.)

„Ich komme, Sie in's Theater abzuholen, liebe Gräfin," sagte die Lanberg, nachdem sie ein wenig gespöttelt hatte. „Ich mag nicht gehen," erwiderte Cäcilie verlegen, „ich bin nicht wohl." — „Wo fehlt Dir's denn, mein Kind?" sagte Graf Karl scherzend; „fängst Du auch schon an, nervös zu werden? Gehe Du nur mit, lieber Engel." — „Ach, sie wird gar nicht gefragt!" rief die Gräfin; „so junge Frauen dürfen noch gar keinen Willen haben." Dabei zog sie munter an der Klingel und sagte dem eintretenden Bedienten: „Der Gräfin Pelz und Hut!" Das Verlangte kam sogleich. Graf Karl packte seine Frau selbst sorgfältig ein und geleitete beide Damen an den Wagen. Die Lanberg rief: „Ins Burgtheater!" aber bei der ersten Straßenecke zog sie die Schnur und gab dem Kutscher andere Ordre. Cäcilie wußte nicht, wie ihr geschehen war, als sie sich plötzlich in der Fürstin Haus befand. Diese kam ihr freudig entgegen, mit den Worten: „Kleine Widerspenstige, Sie werden doch nicht Charakter haben wollen? Lassen Sie Ihren Mann allein philosophiren und halten Sie's mit uns Weibern."

Der Abend war übrigens ein recht gewöhnlicher, und es bedurfte des entschiedenen Willens der versammelten Damen, um außerordentliche Beziehungen in den Reden der vornehmen Wahrsagerin zu entdecken. Der Einen sagte sie: „Die Pique-Dame bringt Ihnen Unglück;" eine Prophezeiung, die manche Andere eben so gut hätte wagen können, wenn sie etwa wußte, daß der Liebhaber der Einen einer Andern den Hof zu machen begann. Eine Zweite ward mit den Worten abgefertigt: „hüten Sie sich vor dem 19ten April;" eine Warnung, wodurch die Prophetin noch drei Monate lang in Ansehen erhalten wurde, und wenn endlich am bestimmten Termin nichts vorfiel, so bewies dieß nur, daß die Gewarnte sich wohl gehütet habe; wenn aber auch nur das geringste Unglück an diesem Tage erfolgte — welch' ein Triumph! Zur Fürstin Sophie sagte sie: „Was Sie wünschen und bezwecken, wird nicht geschehen, denn wer die Weisheit einmal verlassen hat, der wird nie wieder ihr ächter Jünger." Für Cäcilie, als die Neueste und Unbefangenste, hatte sie ihren Hauptcoup aufgespart. Sie sah sie lange an und sprach dann mit düsterem Tone: „Nur der Wein, der die Linie passirt hat, kann Dich berauschen!" Darauf schwieg sie, um auf ihren Lorbeeren zu ruhen, und mochte sich denken: nun mache Dir daraus, was Du willst und kannst.

Cäcilien war eigentlich die ganze Sache entleidet; außerdem quälte sie ihr Gewissen, sie sehnte sich wieder nach Hause, und bat die Gräfin Lanberg um ihren Wagen. Da die Theaterstunde bereits verflossen war, wurden ihr auch keine weitern Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Sie fand ihren Mann lesend, versicherte, wirklich Kopfweh zu haben, und legte sich zu Bett, unzufrieden mit sich wie mit den andern. Während sie sich so schlaflos auf ihren Kissen hin- und herwälzte, tobte in Karls Herzen ein Sturm, den er nur mit der größten Anstrengung verbergen konnte. Kaum war nämlich seine Frau mit der Lanberg weggefahren, als ein Freund kam und auch ihn aufforderte, ins Theater zu gehen. Nicht das Auftreten eines neuen Schauspielers bewog ihn, den Vorschlag anzunehmen, denn er liebte das Theater nicht, sondern nur der Spaß, den er sich von der Ueberraschung seiner Frau versprach. Wir aber wissen, daß er sie vergebens in allen Logen suchen mußte. Mißmuthig ging er daher nach Hause, indessen an einer Erklärung ihrerseits nicht zweifelnd. Als sie aber stillschweigend zu Bette ging, da erwachten alle bösen Geister des Argwohns und des Verdrusses in seiner Brust. Er entschloß sich jedoch, ruhig abzuwarten, ob sie ihm das sonderbare Ereigniß nicht unaufgefordert erklären werde; allein sie schwieg, und dieses Schweigen ward der Anlaß zu einer immer tiefer wurzelnden Verstimmung in seiner Seele. Wie Manches hatte er selbst erlebt, wie Manches von Andern erfahren, was nur allzu bestimmt für die Unzuverlässigkeit der Weiber zeugte! Alles dieß trat jetzt lebendiger als je vor sein Auge, besonders die Würde der Fürstin Sophie, die Engelsunschuld der schönen Ellen im Fasanenhäuschen; dann die Leichtigkeit, mit welcher Cäcilie, selbst vor der Schwester,

ihr Verhältniß zu ihm verborgen hatte, so daß diese ohne Ahnung desselben geblieben war, und nun das Geheimniß des Theaterabends! Mit Ungeduld sah er dem Frühjahr entgegen, weil er hoffte, daß auf dem Lande die Mißtöne in seinem Innern sich wieder auflösen würden. Cäcilie hatte indessen ihren Fehltritt, dem wahrlich nichts Arges zum Grunde lag, wieder vergessen und genoß mit ungetrübter Freude der Lustbarkeiten, zu welchen die Vermählung der Erzherzogin mit dem Infanten Don Pedro Anlaß gaben. Auf einem Balle beim außerordentlichen Botschafter von Portugal erschien, vom ganzen Hofe umgeben, die erlauchte Braut, eine kleine Gestalt mit unregelmäßigen Gesichtszügen und blonden Haaren. Das Porträt des Bräutigams, tellergroß durch die ungeheuren Diamanten der Einfassung, verdeckte zu viel von der wunderschönen Brust, die, nebst den vollkommensten Armen und Händen, die man sehen kann, ihre einzige Schönheit ausmachte und ein weibliches Fideicommiß des Hauses Oesterreich zu seyn scheint. Heiter und wohlwollend sah sie in die Gesellschaft, die sie bald verlassen sollte, und mit Muth schien sie an die bevorstehende weite Reise zu denken. Die Töchter des Kaiserhauses waren damals alle herangewachsen; die zweite, mit dem Prinzen Leopold von Sicilien verlobt, war eine hübsche, jungfräuliche Gestalt; aber die Zierde des Hofes war die sehr schöne und noch lieblichere Erzherzogin Henriette, Gemahlin des Erzherzogs Karl. Wie eine Blume wiegte sich ihr frisches, rundes Köpfchen auf der hohen, schlanken Gestalt, und ihre Augen blickten in der Lichter Glanz und in die Gesellschaft wie zwei Thautropfen in der Morgensonne, und leider sollten sie, gleich diesen, den Morgen nicht überleben. Sie sowohl, wie die Braut des Tages und noch eine andere jüngere Tochter des Kaisers, und außer diesen noch so manches junge Leben, das damals zur höchsten Zierde der Gesellschaft gehörte, hat ein allzufrüher Tod bereits hinweggerafft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Beschluß.)

Es ist keineswegs lächerlich, solche Hügelstädtchen anzunehmen, wenn man noch im heutigen Italien so häufig auf bürgerliche, nicht ritterliche Ortschaften stößt, die auf die paar Schuhe Boden einer kahlen Bergspitze aufgepfropft sind. Das Faktum, das Livius erzählt, daß Publikola in den ersten Zeiten der Republik sein Haus auf dem Palatinus aufführen wollte, davon aber durch das Murren des Volkes abgehalten wurde, möchte mich auf den Gedanken bringen, daß früher eine Art von Feudalritterschaft da herum gewohnt habe; denn ich für meinen Theil bin überzeugt, daß alle Staaten, die alten, wie die neuen, aus solchen ursprünglichen einzelnen Elementen zusammengesezt worden sind; gewiß murrte das Volk nicht blos der Wohnung wegen, die da oben keineswegs gefährlich werden konnte, ohne die Attribute früherer Zwingherrschaft. — Der Hügel war und blieb immer bewohnt; in spätern Zeiten standen auf ihm die Häuser der Gracchen, des Catulus, Flaccus, Crassus, Hortensius, Cicero, Clodius, Catilina, Octavius, und noch später bedeckte der Kaiserpallast den ganzen Berg. Ein Kaiser überbot im Bauen den andern: Caligula wollte sogar den Palatinus mit dem Capitol durch eine Brücke verbinden; Nero baute sich eine Stadt zu seiner Wohnung vom Palatinus zum Esquilinus, und nannte das „wie ein Mensch wohnen.“ Er verschlang den halben Staatsreichthum und kam doch nie auf die Idee: l'état c'est moi! Vespasian und Titus beschränkten ihre Häuser wieder und bauten aus den übrigen Theilen der Neronischen Pallaststadt andere Werke auf, als: das Coliseum, die Thermen u. s. w. Der Kaiserpallast litt später durch Genserich und Totila; jezt sieht man blos noch seine Unterlagen, die aus grünen Eichen, Lorbeern und Cypressen hervorsehen und den vernachlässigten farnesischen Gärten jenen pittoresken Anblick gewähren, der den Reisenden für getäuschte Hoffnungen tröstet. Die literarische Gesellschaft Arcadia hielt früher ihre Versammlungen in diesen Gebüschen; sie ist seither sehr unarkadisch geworden.

Ich wende mich nun links zurück, zum Schlußsteine der heutigen Wanderung, zum Coliseum. Der zauberische Einfluß eines erhabenen Gegenstandes hindert uns sehr an dessen Würdigung; wir sollten uns immer, wie Ulysses, an den Mastbaum des Verstandes anbinden können, um von den Syrenen der Einbildungskraft nicht mit fortgerissen zu werden; aber was kann ein Deutscher dafür, wenn er warm wird! Ich hatte die Amphitheater von Arles und Capua gesehen, und dennoch ergriff mich hier wieder jenes demüthigende Erstaunen, das von unserer Schwäche zeugt, jenes verzweifelte Zittern der Nerven, das wir Begeisterung nennen. Im Abendsonnenglanze leuchteten die röthlichen Mauern, in den gewaltigen Arkaden rauschte die Windsorgel und über den stolzen Zinnen flatterten, geisterähnlich, schwarze Vögel. Ich trat hinein in den Tempel der Geschichte, recht ängstlich fromm; ich hätte mich über meine Knabenhaftigkeit auslachen mögen. Da erblickte ich im Mittelpunkt der Arena ein Bildniß, vor dem das vorübergehende Gesindel die lumpigen Mützen schwenkte, und herum in der elliptischen Rundung standen vierzehn Altäre, der Kreuzweg des Messias. Ein Jesuitenmönch führte geistlich gekleidete Buben von Altar zu Altar, und an jedem beteten sie ein Ave Maria. Da verging mir die schülerhafte Schüchternheit und der Geist des Heidenthums kam über

mich, in weißer oder schwarzer Gestalt, ich weiß es nicht mehr. Ich hielt eine pathetische Rede, die im „Diario di Roma“ nicht aufgenommen wurde, und kam mir endlich vor wie Camillus, welcher der verrathenen Schuljugend Weidenruthen für ihren Schurken von Magister in die Hände gab. Plötzlich aber bemerkte ich, daß das christliche Mäntelchen, aus dem die heidnischen Gliedmaßen, wie Cuviers großes Urskelett aus Kinderwindeln, heraustraten, eher eine Fastnachtssatire auf sich selber, als eine Verkleinerung des Erhabenen sey. Das Erhabene hat sein bleibendes Gepräge und lächelt über diese kleinlichten Insulten, wie der Mond über den bellenden Hund. Ein Bild der Zeit, die sich ruhig über die Verhaue und Barrikaden der Menschenohnmacht fortbewegt, steht diese Trümmer da; Barbaren aller Art haben Jahrhunderte lang an ihr herumgewüthet, und doch steht sie. Die Thierhetzen und Ritterfehden gingen an ihr vorüber, die größten Paläste Roms erbauten sich aus ihren Eingeweiden, und doch steht sie, und stehen wird sie noch, wenn lange schon auch die Monumente unsrer Zeit mit ihren Vorurtheilen zu ihren Füßen modern werden, als treues Handbuch der Geschichte jener Menschen, die hier gelebt und sich groß gedünkt haben, jener Menschen, die da immer aus den Handlinien des Alterthums sich den alchimistischen Stein der Weisen prophezeiten, aber nie und nimmermehr die große Wahrheit ihres eigenen Nichts erkannten, jener Menschen, die wir bemitleiden, weil wir ihnen so ähnlich sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Beschluß.)

Rückblick auf Griechenlands Befreiungsgeschichte.

Wohl den Griechen, daß unsere Zeit den Kopf hoch trägt und an der Stirne jene Gluth, daß die Völker ein Herz hatten und eine Stimme, daß sie laut rufen durften: wir sind der Griechen Schuldner und wir wollen unsere Schuld abtragen! daß sie es mit unbeschreiblichem Enthusiasmus rufen durften, daß selbst die Engherzigen mit einzustimmen für gut fanden, und daß somit, trotz dem politischen Interesse, die Schlacht von Navarino geschlagen werden mußte. Da waren die Griechen frei, und sie werden es bleiben, dafür haften die Großmächte und ihre gegenseitige Eifersucht. Griechenland erschien nun wieder in Europa wie aus dem Auswurfe, unter dem Schutte eines Vulkans hervorgegangen, gebrandmarkt, entstellt, besudelt, dagegen aber auch in Manchem, in Vielem sogar schön erhalten, wie unter leichter Asche Jahrhunderte lang vor den immer mehr ins Monotone und Prosaische stoßenden Anfällen des Modewitzes geschützt, gewissermaßen ein Pompeji im Großen, und wer freut sich da nicht an den Bildern, die so lebendig in die bewundertste und wundervollste der Zeiten versetzen? In ihren Sitten und Gebräuchen und selbst in ihrem Charakter lassen uns die Griechen noch so Manches Hellenische sehen, was sich in unserer Gesellschaft schwerlich erhalten haben würde; ihr Land ist noch immer dieselbe schöne, von so himmlischer Luft umflossene, von so herrlichen Meeren bespülte, mit so wundersamen Bergen, so reichen Hügeln, trefflichen Häfen und Rheden ausgestattete Hellas, und jezt um so fruchtbarer, je länger das Land brach gelegen, um so hoffnungsvoller, je weiter die Welt um sie wird und schon geworden ist, je ausgebreiteter ihre Verbindungen werden können, zu welchen die Lage des Landes unumgänglich führt; ihre Sprache, in Vielem zwar verkrüppelt und erstarrt und durch Barbarismen und fremdartige Wendungen verdorben, ist noch immer voll Wohlklang und noch immer berechtigt, wie keine andere, nach dem schönsten Modelle, nach der Sprache der Veredler des Menschengeschlechtes sich zu bilden und ihm nahe zu kommen, und durch diese ihre so nahe Verwandtschaft liegt es ihr gleichsam ob, nur das auszusprechen, was den Menschen veredelt. Ihre Religion und ihre Priester endlich haben gewaltig zu ihrer Befreiung beigetragen, und werden daher auch die Freiheit immer als ein Gut betrachten, nach welchem sie sich lange gesehnt, werden also, wollen sie konsequent seyn, in Allem mitwirken, was die Glückseligkeit des Volkes befördert und befestigt. Griechenland wurde frei, und wo unlängst nur Wüste war, sollte nun heiteres Leben emporblühen, umrieselt von unzählbar sich erschließenden Quellen des Wohlstandes, und die Griechen sollten beweisen, daß sie werth sind des hohen, durch Jahrhunderte lange Erniedrigung nicht zu theuer erkauften Glückes, nun endlich einmal als Eine Nation dazustehen. Leider entsprachen sie keineswegs den Erwartungen. Es schien im Gegentheil, als sey ihre Freiheitsliebe nichts anders gewesen als Herrschsucht, ihre Vaterlandsliebe nichts als Egoismus. Die noch während ihrer Sklaverei begründeten Parteiungen traten um so bestimmter hervor, je freier der Spielraum war, in dem sie sich bewegen konnten, um so verderblicher, je größere Nahrung sie durch Haß, Mißtrauen, Eigennutz und ausländische Ränke erhielten; die verschiedenartigsten Elemente wogten unbändig, in wilden Strömen, die Nation spaltend, und ihr Gebrause erquickte nur irgend eine glückliche Soldatenhaut, welche, wie immer bei ähnlichen Fällen, gewiß auch diesmal schon im Hintergrunde auf Raub lauerte. Eine Vereinigung der einflußreichsten Männer der Nation über die Interessen derselben wurde unmöglich, und fast natürlich wurde daher die Einmischung der Großmächte in die theuersten Angelegenheiten eines Volkes, das ihnen verbunden, aber nicht verpflichtet war, und ganz natürlich mußten die Mächte auf den Gedanken verfallen, daß der kräftigste Damm gegen die Verwüstungen des Egoismus und der Leidenschaft ein König sey. Aus Auftrag der griechischen Nation wurde ihr also ein König gewählt. Die Wahl fiel auf Leopold von Sachsen-Coburg. Leopold aber, aus räthselhaften Beweggründen, schlug den rühmendsten Thron der Welt aus, und Capodistrias erhielt dadurch eine längere Frist, das Volk auf das Königthum vorzubereiten. Capodistrias aber wurde getödtet. Die Anarchie, die dieser gebändigt hatte, nur um sie besser zu nähren, brach von Neuem los, und schien vorher die Ernennung eines Königs erwünscht, so schien sie jezt nothwendig. Die Großmächte, aus Auftrag der griechischen Nation, gingen abermals damit um, und endlich erscholl die Kunde, daß Prinz Otto von Baiern König von Griechenland seyn werde, und diese Kunde, so sehr auch der Enthusiasmus der Nationen in der neuesten Zeit verkümmert und abgemartert worden ist, erregte, wie schon gesagt, die lebhafteste Theilnahme. Ich schließe für heute; ein andermal mehr über diesen, das hiesige Leben genau berührenden Gegenstand.

L.

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. März 1833.

Mir ist, als tönten ländliche Schalmei'n:
Das ist das Haus, das die beglückte Schwelle,
Die sich zuerst des Sängers durfte freu'n.
Du satzst die ersten Spiele deines Knaben,
Du sollst des Alternden Gebeine haben.

Bauernfeld.

Das Shakespeares-Fest, gefeiert zu Stratford am 6ten September 1769.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte.

In einem Alter, wo Ehrgeiz gewöhnlich die mächtigste Leidenschaft des Mannes ist, ward Shakespeare schon gleichgültig gegen den allgemeinen Beifall seiner Nation. Er hatte immer die ruhigen Freuden der Natur und eines stillen Biederlebens geliebt, und sehnte sich jezt mehr als jemals nach ihnen. Plötzlich verschwand er aus London und kehrte zurück nach Stratford, seiner Vaterstadt, wo er von der Clopton'schen Familie eines der schönsten Häuser in der Stadt kaufte. Hier vergaß der große Dichter, wie einen Traum, alle Ergötzlichkeiten der Hauptstadt, allen Ruhm, den er eingeerntet hatte, alle Meisterstücke seines Genies, und lebte noch einige Jahre als Philosoph in einem kleinen Zirkel auserlesener Freunde, denen sein Umgang durch seine muntere Laune und sein schönes Herz unschätzbar wurde. Keiner von ihnen dachte, daß ihr stilles Glück so bald vernichtet werden würde, und Shakespeare vermuthete es wohl selbst nicht. Er pflanzte an seinem Hause einen Maulbeerbaum, in dessen kühlenden Schatten er die Abende seines Alters mit seinen Freunden durch, herzen wollte. Das Bäumchen wuchs, grünte, fing schon an, seine jungen Zweige um die friedliche Wohnung des Dichters zu winden, als Shakespeare starb. Die Nation bedauerte den Verlust ihres Lieblings, aber sie vergaß ihn nicht. Sein Andenken blieb ihr heilig, und er ist ihr noch jezt, was er ihr in der glänzendsten Epoche seines Ruhmes war, und mehr als ein Denkmal zeugt von ihrer Achtung und Liebe gegen ihn. Seine Vaterstadt stiftete ihm das erste; in der Kirche, wo er begraben liegt, stellt ihn ein Monument von Kupfer unter einer Art von Arkade sitzend dar; in der rechten Hand hält er eine Feder, in der andern eine Rolle Papier; unten am Fuße des Grabmals auf einem Steine stehen folgende Verse:

Good friend, or Jesus' Sake forbear
To dig the dust inclosed here.
Blest be the man, that spares these stones,
And curst be he that moves my bones.

Beim Blut, das Jesus für dich gab,
Stör' nicht den Staub in diesem Grab.
Heil sey dem Mann, der diese Steine ehret,
Und Fluch auf dem, der die Gebeine störet.

Der Vaterstadt des Dichters folgte erst lange nachher die Nation, auf Veranlassung der Frauen. Diese hatten so oft mit der sanften Dulderin Desdemona gelitten, über Ophelions trauriges Loos geweint, bei Mirandens naiver Einfalt gelächelt, kurz, sie dankten Shakespearen so manche süße Empfindung, so manche köstliche Thräne, daß sie in einer Art von Begeisterung sich vereinigten, sein Andenken zu schützen und zu erhalten. Sie brachten

es endlich dahin, daß ihm in der Westminster-Abtei ein Grabmal gesezt wurde (1740), und dieses majestätische Denkmal steht an einem Orte, der als Begräbnißplaß der Könige den Engländern heilig und ehrwürdig ist.

Aber auch noch auf eine andere Art sollte Shakespeares Andenken verewigt werden, auf eine Art, die er mit andern großen Männern nicht gemein hat. Der Zierde der englischen Bühne, Garrik, war es vorbehalten, für Shakespeare eine ganz neue Ehrenbezeigung zu erfinden, und ein sonderbarer Vorfall gab ihm dazu die Veranlassung.

Ein gewisser Geistlicher kam nach Stratford, um sich da niederzulassen, und kaufte sich an; Shakespeares Haus war unter dem begriffen, was er an sich brachte. In dem Garten an diesem Hause stand noch des Dichters Maulbeerbäumchen, jezt ein befahrter Baum, ein Heiligthum für Stratfords Einwohner. Dem neuen Besitzer aber gefiel er nicht, weil er sein Haus verdunkelte, und so wagte es der Mann, ohne Achtung für seine Mitbürger, ohne Liebe für Shakespeare, einmal des Nachts, den Baum umzuhauen. Mit Anbruch des Tages verbreitete sich das Gerücht von dem Sturze des heiligen Baumes durch die ganze Stadt, und Alles entsezte sich über den Frevel. Rom würde kaum so bestürzt gewesen seyn, wäre das Feuer im Tempel der Vesta erloschen. Dem ersten Schrecken folgte allgemeiner Unwille; alles athmete Rache, man lief zusammen, umringte das Haus; mit trübem Blicke betrachtete Jedermann den ehrwürdigen Baum, der zu Boden lag, und schwur, den großen Mann, der ihn gepflanzt, an dem Frevler zu rächen. Die Gemüther waren so erbittert, daß der unvorsichtige Geistliche, nachdem er von einer Freistätte zur andern geschlüpft war, zulezt dem Rathe seiner Freunde folgen und aus der Stadt entweichen mußte. Die Einwohner aber verbannten ihn und verpflichteten sich durch einen feierlichen Eid, keinen Menschen, der seinen verhaßten Namen führe, jemals unter sich zu dulden. Den Maulbeerbaum kaufte ein geschickter Arbeiter und verfertigte daraus eine Menge kleinen Geräthes, als Theetassen, Schreibzeuge, Dosen ꝛc., die eben so viele Kleinode wurden, nach deren Besiz Jedermann geizte. Das Vorzüglichste davon behielt der Rath zu Stratford und kam dabei auf den Gedanken, dem Schauspieler Garrik das Bürgerrecht in dieser Stadt, mittelst eines Schreibens, anzutragen. „Wir würden," heißt es am Schlusse desselben, „es sehr gerne sehen, wenn wir dagegen von Ihnen eine Statue oder Büste von Shakespeare bekommen könnten, um sie auf dem Neumarkte (New-Place) unserer Stadt aufzustellen, und würden uns glücklich schäzen, wenn Sie Ihr Bild beifügen wollten. Garriks Andenken würde sich zugleich mit dem Shakespeares an dem Orte erhalten, wo dieser große Dichter das Licht erblickte und wo er immer noch in den Herzen aller Einwohner lebt." Das Schreiben lag in einer Kapsel, die aus Holz von Shakespeares Maulbeerbaum gemacht war. Garrik fand dieses Anerbieten sehr schmeichelhaft, und der Wunsch, der Stadt seine Freude darüber zu bezeigen, brachte ihn auf den Einfall, in Stratford ein Jubelfest zum Andenken Shakespeares zu feiern. Bei der lezten Vorstellung vor dem Schlusse der Bühne trat er hervor und sagte nach den üblichen Worten: „künftiges Jahr kommen wir wieder zusammen," eine kleine Rede in Versen her, in welcher er die ganze Versammlung förmlich zur Jubelfeier einlud. Der Vorschlag ward mit Enthusiasmus angenommen und nicht lange hernach ausgeführt.

Sobald der Plan zum Feste entworfen war, ward in Stratford ein prächtiges Amphitheater nach dem Muster der Rotonda in Ranelagh aufgebaut, welches nicht allein zu Ball, Schauspiel und andern Feierlichkeiten Raum genug hatte, sondern auch den sämmtlichen Adel und andere Standespersonen fassen konnte, die, wie man vermuthete, sich in großer Anzahl zum Feste einfinden würden. Vorne ans Orchester sezte man eine Statue Shakespears, die bestimmt war, den Markt zu Stratford zu zieren, und nach dem Feste auch dahin versezt wurde. Garrik hatte sie den Einwohnern geschenkt. Auf dem Markte wurden alle Fenster mit leuchtenden Devisen und Sinnbildern ausgeschmückt, die vorzüglichsten Charaktere aus Shakespeares Schauspielen vorstellend; auch das kleine Haus, in welchem der Dichter geboren war, bekam als Symbol eine Sonne, welche dicke Wolken durchbricht, um die Welt zu erleuchten. Zur Bequemlichkeit der Reisenden wurde eine neue Landstraße angelegt, und wozu man bei andern Gelegenheiten vielleicht einige Jahre gebraucht hätte, das ward jezt in einigen Tagen fertig. Die Straße bekam den Namen Shakespearesstraße.

(Der Beschluß folgt.)

Kallendorf.

(Fortsezung.)

Der Winter verging übrigens ohne weitern Vorfall, der für Kallendorfs von besonderem Interesse gewesen wäre, und noch vor dem Mai reisten sie auf ihre Güter in Oberösterreich. Der Graf besaß bedeutende Salzwerke nahe am Gmündener See, in dessen reizender Nähe auch sein Schloß Amsee lag. Cäcilie freute sich innig der schönen, großen Natur, gegen welche die französische recht auffallend in ihre Unbedeutenheit zurückfiel. Oberösterreich und die angrenzenden Gebirgsstriche sind nicht weniger schön als die Schweiz, und haben für Reisebeschreiber überdieß den reellen Vorzug, daß ihre geheimsten

Schönheiten noch nicht aus allen Gesichtspunkten so genau beschrieben und abgezeichnet worden sind, daß selbst der originellste Schriftsteller nicht ein neues Wort mehr darüber zu sagen vermöchte. So z. B. ist ein gewiß noch unbesungener Vorzug des Gmündener Sees sein Reichthum an den größten und schönsten Krebsen der Welt, die, vielleicht in Folge des beträchtlichen Zuflusses an Salzwasser, etwas von der Natur ihrer Vettern, der Hummer, angenommen haben; dazu kommen die köstlichsten Fische, Schwarzreuter, Forellen, und das Element, in dem sie hausen, klares, sprudelndes Wasser, das in hüpfenden Wellen über Kieseln hinabeilt und von dem jähen Sprunge, den es in seiner Kindheit über steile Felsen wagen mußte, sich noch immer nicht in den anständigen Schritt norddeutscher Bäche hineinfinden kann; grüne Wiesen und Bäume, Wasserspiegel und Wasserbänder, Felsen, Gletscher, ein großes Schloß und ein schönes junges Weib, das Alles besaß Graf Kallendorf, und dennoch nagte ein Wurm an seinem Frieden, den ein Augenblick geboren, aber kein folgender getödtet hatte.

Im Laufe des Sommers ward, die Jagdtouren nicht gerechnet, manche Lustreise in die Berge unternommen, die täglich bald drohend, bald lächelnd in die Fenster schauten und einluden, sie näher zu erforschen. Cäcilie war rüstig zu Fuße und voll lebendigen Sinnes für die einfachsten Freuden. Graf Karl hatte seinen Abschied genommen, um sich der Verwaltung seiner Güter zu widmen. So ward denn dieser erste Sommer benuzt, um die eigenen Besitzungen, so wie die Umgegend zu bereisen und im Allgemeinen wenigstens kennen zu lernen. Gegen den Herbst fing Cäcilie an zu kränkeln, doch löste sich dieses Ungemach bald in Freude auf. Sie verzichtete leicht auf den Winter in Wien und beschloß, ihre Niederkunft auf der Herrschaft abzuwarten. Im März gebar sie einen Knaben, welcher, der Mutter und Oertzen zu Ehren, Cäcil getauft ward. Der Leztere ward im Herbst zurück erwartet und traf auch wirklich, mit Geschenken für die Freunde beladen, in einer Jahreszeit, die den Genuß der Natur noch erlaubte, in Amsee ein.

Der Wein war reif und hing in schweren Trauben durch das Gitterdach der Veranda vor dem Gartensaale, aus welchem die Bewohner gerne die Sonne untergehen sahen. An einem der grün umschlungenen Pfeiler stand Cäcilie im weißen Kleide und hielt ihren kleinen Sohn in die Höhe, um ihn nach den Trauben greifen zu lassen, und wenn er dann ganz nahe daran war, zog sie ihn schnell weg, was jedesmal ein lautes Gelächter des Kleinen zur Folge hatte. Kallendorf dagegen saß trübe in einer Ecke und konnte sich selbst an diesem unschuldigen Spiele nicht freuen. Als aber Oertzen, der sich leise herangeschlichen hatte, plötzlich vor ihm stand, da stürzte jener mit einem Schrei der Freude in seine Arme, und auch Cäcilie, hingerissen von dem Entzücken ihres Mannes, reichte ihm mit inniger Wärme die Hand und zeigte ihm den kleinen Cäcil. Karl war den ganzen Abend heiter und unbefangen, wie ehemals. So hatte Cäcilie ihn lange nicht gesehen, und je tiefer sein immer wachsender Trübsinn sie gekränkt hatte, um so größer war ihre Freude über den heilsamen Einfluß des Freundes. Sie schrieb damals an Caroline: „Oertzen ist zurückgekommen; er hat sich nur wenige Stunden in Wien aufgehalten, um desto eher bei uns zu seyn. Dir hat er zwar immer besser gefallen, als mir; aber du würdest Dich dennoch über die vortheilhafte Veränderung wundern, die mit ihm vorgegangen ist; er ist stärker und brauner, als vor seiner Reise, erzählt angenehm und ohne zu brodiren *), was mir früher so unangenehm an ihm war, und seine damalige spitze Kälte hat sich in einen recht imposanten Ernst verwandelt. Er kommt mir überhaupt so gereift vor, daß ich oft eine Art Ehrfurcht vor ihm empfinde, obgleich er immer heiter ist. Seitdem er den Dritten in unserm Bunde ausmacht, ist auch Karl wieder ein Anderer geworden, gesprächig und freundlich, so wie Du ihn kanntest. Wüßte ich nur, was ihn betrübt, ich würde, meinen Cäcil ausgenommen, Alles hingeben, um ihn zu trösten; aber er ist verschlossen wie ein Stein über diesen Punkt, und ich fürchte, auch über manchen andern, denn sein volles Vertrauen besitze ich leider nicht. Nur Eines tröstet mich: die Gewißheit, daß er mich von ganzer Seele liebt. Er behandelt mich fast wie eine geliebte Kranke, die er bald zu verlieren fürchtet, so zart, so liebevoll und so traurig ist er, wenn er mich mit den großen Augen anblickt, deren Ausdruck Du kennst, und dennoch bin ich frisch und gesund, und hänge doppelt am Leben, seit ich den kleinen Jungen auf dem Arme trage."

An einem schönen Herbsttage, an dem die Sonne noch recht heiß auf die goldene Erde herabbrannte und ein süßes Lüftchen, das die Düfte reifer Früchte trug, die weißlichen Gewebe des Nachsommers durchflatterte, ritten Oertzen und Kallendorf auf einen ziemlich entlegenen Hof, um der Weinlese beizuwohnen. Cäcilie hatte den Kleinen nicht so lange verlassen wollen und war zu Hause geblieben. Es war ein fröhliches Leben über der ganzen Gegend verbreitet. Ueberall begegneten ihnen Wagen mit vollen Körben und schönen Bäuerinnen, die bald in reinliche, dichtbelaubte Bauernhöfe mit weißschimmernden Häusern einlenkten, bald weiter ins Gebirge hineinfuhren. Entfernte Heerdenglocken läuteten und stimmten zur Ruhe, wie Kirchenglocken zur Andacht;

*) Der Leser wird es uns zu Gute halten, wenn wir diesen und ähnliche Gallicismen der redenden Personen nicht abändern.

fröhliches Getümmel, dann und wann gemischt mit den schrillen Tönen einer Pfeife, schallte lustig aus einem Wirthshause heraus, dessen hölzerner Bacchus heute mit wirklichen Reben und Trauben dicht behangen war. Alles war in der lautesten Aufregung, denn köstlicher Wein war es, der von der mütterlichen Rebe getrennt und in die Kelter gebracht, und so gleichsam ins praktische Leben eingeführt werden sollte, und die vollen Trauben versprachen reichen Genuß für das ganze folgende Jahr. So jubelt das Volk, daß es den Gott gefangen legt, der, früh oder spät entfesselt, als gewaltiger Geist in diejenigen fahren wird, die ihn jezt zu bändigen wähnen. Endlich erreichten die Freunde den Weinberg, das Ziel ihres heutigen Rittes; alsbald ward der Gutsherr von runden frischen Winzerinnen mit Kränzen umringt, und auch die Winzer hielten von der Arbeit inne, doch verlegener als ihre Weiber, drehten sie ehrerbietig die Hüte in den derben Händen. Auf einen Wink des Verwalters eilte jedoch Alles wieder an die Arbeit; die hohen schmalen Körbe füllten sich mit dem Segen des Jahres, und leichtgeschürzte Mädchen trugen sie auf ihren Köpfen zu den Wagen hin. Dieß Schauspiel mußte Jeden zur Fröhlichkeit stimmen, dessen Inneres nicht ein tiefer Mißton durchhallte; aber Kallendorf blieb ernst und trübe und starrte in die untergehende Sonne, die feurig und strahlenlos am Saume des Himmels hing. Endlich mahnte er den Freund, der in einer kleinen Entfernung mit zwei muntern Mädchen scherzte, welche mit ländlicher Koketterie den stattlichen Mann zu fesseln suchten, zur Heimkehr.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Waadtland, Februar.

Pferderennen im Trab und Schritt.

Das Institut der Pferderennen zum Behuf der Verbesserung der Pferderaçen ist von den Sachverständigen von jeher gleich sehr gepriesen und verdächtigt worden. Was namentlich die englische Methode betrifft, so stellen sie die Einen als die Hauptursache, wo nicht als die einzige, der hohen Veredlung der dortigen Pferderaçen dar; Andere dagegen behaupten, es werden dadurch höchst einseitig Reit- und Jagdpferde oder Rennpferde selbst gezogen, wogegen die Raçen, welche wegen ihres speciellen Nutzens für Ackerbau und Industrie am meisten Aufmerksamkeit verdienen, vernachlässigt bleiben. — Am besten würde wohl diesem Streit dadurch ein Ende gemacht, daß man zweierlei Rennen anstellte, eine Art, wobei man die Zucht von Pferden im Auge hätte, deren Hauptvorzüge Geschwindigkeit und Leichtigkeit sind, und eine andere, wo man auf Thiere hinwirkte, wie sie sich der Landmann und der Gewerbtreibende überhaupt vorzugsweise wünschen.

Die Art und Weise, wie zu New-Market und auf dem Pariser Marsfeld gerennt wird, kennt Jedermann mehr oder weniger; aber auf eine Gesellschaft zu Veredlung der Zugpferde, welche sich im Waadtland gebildet hat, möchten wir das größere Publikum aufmerksam machen. Alljährlich sezt diese Gesellschaft einen großen und einen kleinen Preis für die beiden Zugpferde aus, welche am schnellsten im Trab eine bestimmte Strecke zurücklegen, und ähnliche Preise für diejenigen zwei Pferde, welche einen schwer beladenen Wagen am besten im Schritt ziehen. Die angenommenen Bestimmungen sind folgende: 1) Die Fahrt im Trab wird mit einem, der Gesellschaft zugehörenden vierräderigen Wagen gemacht. 2) Die zurüczulegende Strecke beträgt 2500 Fuß im Kreise. 3) Jeder Pferdeeigenthümer darf sein Pferd zäumen, anschirren, anspannen, führen, wie er will. 4) Die Verschiedenheit in der Schwere der Fahrenden wird durch Gewichte ausgeglichen. 5) Wenn das Pferd bei der ersten Tour aus dem Trabe fällt, so hat der Eigenthümer das Recht, das Pferd an den Anfang der Bahn zurüczuführen und von vorne anzufangen; fällt es beim zweitenmal wieder aus dem Trab, darf er zum drittenmal, aber leztenmale wieder anfangen. 6) Der Kutscher, der das, die Bahn begrenzende Seil abstreift, darf auch zweimal, aber auch nur zweimal von vorne anfangen. 7) Die Kraftproben beginnen sogleich nach der Fahrt im Trab. 8) Jeder Eigenthümer darf sein Pferd zäumen, anschirren, anspannen, führen, wie er will, jedoch darf er es nicht besteigen. 9) Der vierräderige Wagen wird mit steigenden Gewichten beladen und muß ohne Stillstand hundert Schritte weit gezogen werden. 10) Hält das Pferd an, oder wird es durch einen unvorhergesehenen Umstand aufgehalten, so ist ein zweiter und dritter, aber lezter Versuch erlaubt. 11) Dasselbe Pferd kann nur Einen Preis erhalten u. s. w.

Ein solcher Wettlauf in Trab und Schritt fand nun im verflossenen Herbst bei Morges auf der Ebene von Bois-rond vor einer großen Anzahl von Liebhabern und Neugierigen statt. Zehn Pferde rangen um den Preis im Trablaufen. Dasjenige, welches den Preis davontrug, legte die Strecke von zweitausend fünfhundert Fuß in zwei Minuten elf Sekunden zurück, das zweite in zwei Minuten dreizehn Sekunden; die übrigen brauchten über zwei Minuten fünfundvierßig Sekunden. Jeder Eigenthümer führte sein Pferd, das an einen sehr leichten Wagen gespannt war; neben ihm saß ein Kampfrichter, der darüber entscheiden mußte, wann das Pferd in den Galop fiel, und sodann von vorne anfangen ließ. — Unmittelbar darauf folgten die Versuche mit der Zugkraft. Die Pferde mußten, ohne anzuhalten, ein steigendes Gewicht hundert Schritte weit, ziemlich bergan, auf nicht sehr festem Boden ziehen. Das Preispferd zog auf diese Weise fünfundvierzig Centner, das nächste nach ihm vierundvierzig. Die anwesenden Pferdebesizer und Liebhaber zeigten sehr reges Interesse für diese Versuche. Sie überzeugten sich, daß intensive Muskelkraft in beiden Fällen zum Siege führte und daß Pferde, welche ihre Korpulenz kräftiger erscheinen ließ, als die andern, häufig den Kürzern zogen. Die Zwecmäßigkeit dieser Versuche war so einleuchtend, daß sich die Gesellschaft alsbald um manche Mitglieder vergrößerte, so daß in Zukunft die Preise gesteigert werden können. Man gab sich das Wort, alljährlich das Wettrennen, wenn man es so nennen darf, zu wiederholen. Da ein so nüzliches Institut überall leicht ausführbar ist, so zweifeln wir nicht, daß dieses Beispiel aller Orten, wo man der Pferdezucht in Beziehung auf Ackerbau und Gewerbe Aufmerksamkeit schenkt, Nachahmung finden wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. März 1833.

Sie sind nicht stets nach Gründen eifersüchtig:
Sie sind es, weil sie's sind. Es ist ein Schicksal,
Erzeugt durch sich, und durch sich selbst geboren.

Shakespeare.
Othello.

Kalkendorf.

(Fortsetzung.)

Oertzen wunderte sich, wie der glückliche Gutsherr so ernst in das laute, lustige Treiben sehen konnte, und auf dem Rückwege sagte er zu ihm: „Karl, Du bist nicht glücklich. Was hast Du? was fehlt Dir in dieser Fülle von Freuden, die Dich im Hause und außer demselben umgeben?“ Seufzend erwiderte Karl: „Es fehlt mir nur das Eine, daß ich sie nicht genießen kann, weil — weil ich wahnsinnig bin!“ Oertzen sah ihn scharf an. „Ja, ja!“ fuhr Karl fort, „wahnsinnig! und das mit Bewußtseyn, aber ohne Kraft, es zu ändern. Von Dir allein kann ich Heilung erwarten; komm, laß uns absteigen und zu Fuß durch den Wald nach Hause gehen.“ Sie übergaben die Pferde den Reitknechten und schritten langsam unter den, von der Abenddämmerung schwarzgefärbten Bäumen weiter.

„Du kennst meine ganze Geschichte,“ sagte Karl; „Du weißt, wie mich Sophie betrogen, wie ich dann wieder Caroline hintergangen habe und in Cäcilie mein Glück zu finden hoffte.“ — „Und nicht fandest?“ fragte Oertzen erschrocken. „O wohl, wohl!“ rief Karl, „ich fand mehr, als ich hoffen durfte. Ich meinte ein Kind in meine Arme zu nehmen, und es war das vollendetste Weib, zwar lebhaft, erregbar, aber harmlos, wie ein Kind, und dennoch eines Betruges fähig.“ Hier erzählte er ihm die Theatergeschichte, und Oertzen machte ihm sodann Vorwürfe, daß er nicht sogleich Erklärung gefordert habe. „Wer bürgt mir,“ fuhr dann Karl fort, „daß die Liebe, deren ich mich noch erfreue, auf festem Grunde ruht? wer bürgt mir, daß sie einer Versuchung, die in dieser argen Welt täglich sich darbieten kann, zu widerstehen vermöchte? — Und sieh', dieser Gedanke ist es, der mich stumpf macht, für jede Freude nicht nur, sondern auch für jeden Schmerz, außer dem einen der Ungewißheit.“ Oertzen erwiderte: „Theurer Freund, Dein Gemüth ist ernstlich krank; aber ich will Dir Einen nennen, der Dich heilen kann. Wirf Dich vor Gott auf die Knie, blicke tief in Dein eigenes, sündiges Herz, und dann bitte ihn um Vergebung für Deinen vermessenen Wunsch, in die Geheimnisse seiner heiligen Fügungen einzudringen. Sprich selbst, frevelst Du nicht? Mit allen Gütern der Erde, mit einem liebenswürdigen Weibe bist Du gesegnet, und anstatt Gott zu danken, zitterst Du vor einem Phantome!“ Karl warf sich weinend an seine Brust. „Ja,“ sagte er, „ich frevle, ich fühle es; aber — ich bin für's Narrenhaus reif, ich bin verloren, wenn Du mir nicht aus diesem Zustand heraushilfst.“ — „Und wie soll ich das anfangen?“ fragte Oertzen theilnehmend; doch als Karl mit festem, ruhigem Tone antwortete: „Du sollst suchen, meine Frau zu verführen!“ prallte er

einen Schritt zurück und rief: „Ich will Dir etwas sagen: Du bist nicht wahnsinnig, bilde Dir das nicht ein — Du bist schlecht!“

Kallendorf stand wie niedergedonnert, beide Hände vor die glühenden Augen haltend. Endlich sprach er flehend: „Ja, ich bin schlecht; — aber — hilf mir!“ — „Mensch, hebe Dich weg von mir!“ rief Oertzen mit abwehrender Gebehrde, sezte jedoch in weicherem Tone hinzu: „Wenn ich glauben könnte, daß Dein Vorschlag mehr sey, als die Ausgeburt einer kranken Phantasie, ich jagte Dir eine Kugel durch den Kopf, um Dir den sogenannten Wahnsinn auszublasen.“ — „Thätest Du es doch!“ sagte Karl; „denn ich lebe in der Hölle, seit der unglückliche Gedanke mich gefangen hält. Uebrigens — die Sache scheint mir doch der Ueberlegung werth; denn Gewißheit muß ich haben, will ich haben, das schwöre ich; gibst Du sie mir nicht, so gibt sie mir ein Anderer, wobei Cäcilie und ich schlechter fahren möchten.“

Es gibt bekanntlich keinen größern Despoten, als die Eitelkeit; das zeigte sich auch hier. Oertzen ward durch Kallendorfs Vertrauen gerührt und entwaffnet; er reichte ihm die Hand und sagte: „Schwöre mir lieber, daß Du wenigstens nie einen Vierten in diese Sache hineinziehen willst.“ — „Wenn Du mir hilfst, gewiß nicht!“ betheuerte Karl. „Es möchte Dir überdieß auch nicht so leicht werden,“ fuhr Oertzen fort, „einen aufzutreiben; denn ein Ehrenmann wird sich schwerlich finden für Dein sauberes Projekt, und einem Spitzbuben wirst Du es nicht anvertrauen wollen.“ — „Dir, Dir allein!“ rief Karl aus, „und Du wirst auch der Freundschaft das Opfer nicht versagen und doch ein Ehrenmann bleiben.“ — „Das kommt, weiß Gott, darauf an,“ meinte Oertzen; „ich bin auch ein Mensch, und wenn mir einer die Schaale vor die Lippen hält und mir sagt: kost' einmal, ob's der rechte Nektar ist, so könnte mich's wohl gelüsten, einen Zug zu viel zu thun.“ — „Wenn Du das vermöchtest,“ entgegnete Karl, „ich würde es kalt ansehen und zufrieden seyn; ich wüßte dann doch, woran ich wäre.“ — „Laß uns ein andermal weiter davon reden,“ sagte Oertzen; „es ist wahrhaftig so dunkel geworden, daß man die Hand nicht mehr vor den Augen sehen kann.“

Gleich darauf zuckten die ersten Blitze eines späten Herbstgewitters durch den einsamen Wald; bald donnerte es heftig und die Freunde geriethen immer tiefer ins Dickigt, ohne zu wissen, wo sie waren, oder wohin sie sich wenden sollten. So mußten sie mehrere Stunden ganz durchnäßt umherirren, und erst gegen eilf Uhr Nachts, nachdem das Gewitter sich verzogen, erscholl das Rufen ferner Stimmen durch den Wald, und Reitknechte mit Laternen eilten auf ihre antwortenden Stimmen herbei, um sie auf den rechten Weg zu geleiten. Bald war nun das Schloß Amsee erreicht. Bleich und in Thränen gebadet, lief Cäcilie ihrem Mann entgegen und warf sich an seine triefende Brust. Sie hatte einen angstvollen Abend zugebracht, und erst als sie ihn geborgen am hellen Kaminfeuer sitzen sah, fand sie, obgleich unter Thränen, das Lächeln wieder und konnte die Augen nicht von ihm abwenden. Oertzen sah den Freund bedeutungsvoll an; dieser aber schlug die Augen vor seinem Blicke nieder.

Am nächsten Morgen, als er mit derselben trüben Miene in Oertzens Zimmer trat, sagte dieser: „Nun, Freund, hat Dir Gott nicht gestern Abend ein sichtbares Zeichen gegeben, um Dich von Deiner sündlichen Thorheit zu heilen? lag keine Ueberzeugung in ihren Blicken voll Sorge und Liebe? War“ — „O, Cäcil!“ unterbrach ihn Kallendorf, „glaube doch nicht, daß der Grund meines Argwohns in ihr liegt. Von ihr bin ich nichts gewohnt, als Hingebung und Liebe. Mein eigenes Herz ist mein Feind; je zärtlicher sie ist, je mehr zittere ich vor dem Gedanken, daß diese Zärtlichkeit vielleicht einmal auf einen Andern gerichtet seyn könnte.“ — „Welcher Unsinn!“ rief Oertzen, „was bewiese Dir's denn am Ende, wenn ich Deinen tollen Plan ausführte und von ihr zurückgewiesen würde? Konnte denn ein Anderer nicht vielleicht glücklicher seyn?“ — „Ich habe nun einmal den Glauben,“ meinte Karl,“ daß ich ihrer gewiß seyn kann, wenn sie Dir widersteht. Doch, wenn Du nicht willst, so laß' es; ich finde wohl einen Gefälligern.“ — „Tausend für einen,“ sagte Oertzen; „und wenn man ein Schuft seyn will, ist die Sache auch gar nicht so übel. Doch ohne Scherz, ich habe mir die Sache überlegt: Du brauchst nicht weiter zu suchen; ich bin der Mann, und will mich so aimable machen, wie ich kann.“ Karl fiel ihm entzückt in die Arme. „Mein Freund, mein Retter!“ rief er aus; „wie soll ich Dir danken?“ — „Durch einen feierlichen Eid,“ erwiderte Oertzen, „daß, wenn ich den Versuch wage, er möge ausfallen, wie er wolle, Du nie wieder einen ähnlichen unternimmst, und daß Du, wenn es mir beschieden wäre, Dir Deine Frau abspenstig zu machen, Dein Schicksal als Mann tragen und weder an ihr, noch an mir, noch an Dir selbst eine rasche Handlung begehen willst. Denn, laß Dir's gesagt seyn, ich stehe für nichts, und wie es auch werden mag, Gewißheit sollst Du haben, entweder daß Cäcilie ein Engel, oder daß sie meine Geliebte ist.“

(Die Fortsetzung folgt.

Das Shakespeares-Fest, gefeiert zu Stratford am 6ten September 1769.

(Beschluß.)

Am 6ten September 1769 begann endlich das Fest. Mit Anbruch des Tages ward die ganze Stadt durch eine Kanonensalve aufgeweckt. Darauf zog ein Chor Musikanten maskirt durch die Gassen und brachte den

vornehmſten Perſonen Generaden unter den Fenſtern; verſchiedene Stimmen ſangen dabei ein Lied, an die Damen gerichtet, worin ſie gebeten wurden, ſich der Süßigkeit des Schlafes einmal zu entziehen und an Shakespeares Feſt Theil zu nehmen. In jedem Hauſe wurden gedruckte Zettel ausgetheilt, auf welchen die Divertiſſements und Ergötzlichkeiten des Tages der Reihe nach aufgezeichnet waren. Nebſtdem wurde noch Jedermann gebeten, die Farben und Bänder zu tragen, die man für dieſen Feſttag gewählt hatte und Shakespeares Livree nannte. Verſchiedene Salven aus kleinem Gewehr unterbrachen hierauf die Muſik. Um acht Uhr verſammelte ſich der Rath in einer der vornehmſten Gaſſen und begab ſich von da aufs Rathhaus, wo Garrik ſich ſchon eingefunden hatte. Hier überreichte ihm der Rath Shakespeares Bildniß in Medaillenform aus Holz von jenem Maulbeerbaum geſchnitten und mit Gold ausgelegt. Garrik nahm es und hing es ſich auf die Bruſt. Um halb eilf Uhr ging Alles in die Kirche, wo von dem Orcheſter der Drurylanebühne das Oratorium Judith aufgeführt ward. Von da kam Garrik unter Ceremonien zurück ins Amphitheater; der größte Theil des Adels begleitete ihn, und vor ihm her zog der ganze Schwarm von Muſikanten und Sängern, die alle ein Freudenlied zur Feier des Tages ſangen. Gegen drei Uhr war Mittagstafel für ungefähr 700 Perſonen. Nach der Tafel ſpielte das Orcheſter wieder einige Geſänge und andere Stücke, die ſich auf den feſtlichen Tag bezogen. Abends wurde die Stadt und das Amphitheater erleuchtet, mit denſelben farbigen Glaslampen, welche das Jahr zuvor bei den Feſten gebraucht worden, die Englands Königin dem Könige von Dänemark gegeben hatte. Die Verſammlung war ſehr zahlreich, und nun ward der Ball eröffnet.

Die ſchlimme Witterung des folgenden Tages ſtörte den Glanz des Feſtes. Es ſollte nämlich ein Zug von Masken, aus allen Perſonen in Shakespeares Stücken zuſammengeſezt, ſeine Bildſäule auf einem Triumphwagen durch alle Straßen der Stadt bis zum Amphitheater führen, wo Garrik die Statue mit Lorbeeren krönen wollte. Lezterer erſchien gegen eilf Uhr vorne auf der Rotonda unter einer Gruppe von Sängerinnen, und rezitirte nach einer Ouvertüre eine ſelbſt gedichtete Ode nach einer ganz neuen Manier. Er deklamirte nämlich ohne Geſang den größten Theil ſeiner Ode abwechſelnd mit einer Arie, die den Refrain ausmachte, und wobei jedesmal die Singſtimmen und Inſtrumente wieder einfielen. Nach dieſer Ode, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, hielt Garrik eine Lobrede auf Shakespeare, ſagte einige Verſe von Milton zum Lobe des Dichters, und ſchloß endlich damit, daß er alle Feinde des Dichters zu dem Wageſtück aufforderte, ſeinen Ruhm anzutaſten. Da trat King, der berühmte Londoner Schauſpieler, auf, bat um Erlaubniß, zu reden, und erklärte ſich öffentlich für Shakespeares Feind. Dieß gab Anlaß zu einem ſehr lebhaften und luſtigen Auftritte, der um ſo mehr Vergnügen machte, je unerwarteter er war. Nachdem der launige Mann die Verſammlung lange genug durch ſeine Spöttereien unterhalten hatte, nahm Garrik das Wort wieder und ſprach zu den Damen: „Sie ſind's, meine Damen, Sie allein, die Shakespeare in den Beſitz der Bühne wieder eingeſezt haben; Sie vereinigten ſich, ihn zu vertheidigen; Sie errichteten ihm zuerſt zu Weſtmünſter ein Denkmal, das ihnen ſelbſt zu ſo großem Ruhme gereicht, als dem Todten. An Sie alſo wende ich mich noch einmal mit der Bitte; ſchützen Sie ſein Andenken gegen die Anfälle derer, die von jeher an ihren Empfindungen künſtelten, aber ihr Gefühl dadurch abſtumpften und zumal allen Geſchmack an Natur, wahrer Schönheit und Shakespeare verloren." — Auf dieſe kleine Rede folgte eine andere in Verſen, voller Lobſprüche auf den Dichter und auf das ſchöne Geſchlecht. Abends ſollte auf dem entgegengeſezten Ufer des Avon ein prächtiges Feuerwerk gegeben werden; wegen des Regens aber konnte man die vorzüglichſten Stücke nicht abbrennen. Alles eilte auf einen Maskenball, wo Pracht und guter Geſchmack ſich vereinigten. Unter andern Charaktermasken zeichneten ſich beſonders die Ladys Pembroke, Bouverie und Crewe aus, drei der ſchönſten Damen in England, im Koſtüme der drei Hexen aus Macbeth. Ihre Schönheit bildete einen ſonderbaren Kontraſt mit der Häßlichkeit ihrer Masken. Auch ein Fallſtaff gefiel allgemein. Garrik wiederholte daſelbſt ſeine Ode, weihte Shakespeares Tempel ein und bekränzte ſeine Statue.

Am dritten Tage fand ein Pferderennen ſtatt, wobei ein Jubelbecher von 50 Pfund an Werth der Preis war. Abends ward endlich das prächtige Feuerwerk bei günſtigem Wetter vor dem Amphitheater ganz abgebrannt. Nach dem Feuerwerke war wieder Ball, und damit ſchloß ſich das glänzende Jubelfeſt. Doch ſollte es nach der Abſicht ſeines vortrefflichen Stifters nicht das leztemal ſeyn, ſondern alle ſieben Jahre wieder gefeiert werden.

J. Ch. Schwarz.

An L. U.

Wie träfe mich ein Blick von dir
So fern und abgekehrt?
Noch minder höreſt du von mir;
's wär' auch der Mühe werth!

Was hilft ein blindlings tappend Wort,
Das man von Weitem ſchreibt,
Wenn Einen hier, den Andern dort
In Kampf das Leben treibt!

Dich such' ich nicht, dich frag' ich nicht,
Mich mühet Andres hier;
Doch strahlt dein schweigend Angesicht
In meinen Nächten mir.

Und wie man die Unsterblichen,
Die schon der Tod bewährt,
Mit heiligem Gedächtniß treu
Im dunkeln Busen ehrt:

So trag' ich, während noch du lebst,
Dich heimlich in der Brust,
Und nähre dein unsterblich Bild
Mit stillster Herzenslust.

A. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Pocken und Prozesse. Kriminalgeschichten.

Mit zwei Wundern fange ich meinen Februarbericht an: die Pocken grassiren und die Prozesse vermindern sich. Die Pocken, ein Ungethüm aus den Kindermährchen, hielt unsere ärztliche Weisheit seit einem Drittelsjahrhundert durch die Kuhpockenimpfung für vollständig ausgerottet. Die Erfahrung lehrt aber, daß man entweder eine zu schwache Dosis von dem Gifte eingeimpft hat, oder daß jede Impfung nur auf eine gewisse Zeit sichert. Schon während des polnischen Krieges überraschte die Nachricht, daß in unserm Grenzkordon zwar kein polnischer Aufstand, aber die Kinderpocken ausgebrochen seyen und viele Männer wehrlos machen. Jetzt sind sie, ich weiß nicht, ob auf dem Wasser oder Landwege, auch bis Berlin gedrungen und grassiren ziemlich stark. Man hört, daß erwachsene Leute zu neuen Impfungen sich entschlossen haben; von Todesfällen in Folge der Krankheit hat indessen hier noch nicht viel verlautet. Während nun dieß eine temporäre Ungethüm, das man durch den St. Georg Jenner für ewig gefesselt oder todt erachtete, seine Ketten zersprengt hat und wie eine Kindernarrheit Spukbesuche bei der Welt der Erwachsenen macht, scheint, incredibile dictu! ein anderes Ungethüm, so alt wie die Welt und, man meinte, so ewig wie die Welt, die Prozeßsucht, bei uns an Auszehrung zu sterben. Die Advokaten klagen wenigstens beim Kammergericht, daß die Zahl der Prozesse von Jahr zu Jahr abnehme; beim Stadtgericht, wo neben unserm wohlhabenden Hier auch die untern Klassen sich des Armenrechts bedienen, um Prozesse über Prozesse, die hier nichts kosten, anhängig zu machen, ist das nicht so der Fall. Aber in der That, die Lust zu prozessiren nimmt unter den Gebildeten von Jahr zu Jahr ab. Man rechnet, daß nichts herauskommt, und ist, um der Kosten und des Aergers überhoben zu seyn, mit den kleinsten Vergleichssummen zufrieden. So verschwinden besonders die Konkurse. In den allerwenigsten Fällen lassen die Gläubiger es zur Eröffnung kommen, und diese ergiebigen Quellen, an denen die alten Advokaten, und die sächsischen, reichsstädtischen u. s. w. wohl noch Jahrzehnde bis zu halben Jahrhunderten schwelgten, versiegen immer mehr. Jene goldene Zeit war freilich nie bei uns, wo der Advokat Vater dem Advokaten Sohne einen Prozeß zur Ausstattung mitgab, an dem er, bis er wieder Kinder hätte, die ihr Brod verdienten, zehren sollte; indeß waren unsere Konkurskuratorstellen doch immer einträgliche Aemter. Der ehemalige, viel gerühmte und besprochene Luxus unserer Justizkommissarien nimmt daher ab. In wiefern die verbesserte Justiz, die auch wir nämlich noch von unsern Reviseren erwarten, wieder, der erfundenen Schnelligkeit wegen, zu Prozessen locken wird, steht dahin. So wohlthätig es ist, daß der Arme ohne Geld sein Recht im Wege des Prozesses erlangen kann, wäre doch auch hier eine Begrenzung nothwendig, um durch Gesetze, wo es der gebildete Sinn nicht thut, der Prozeßwuth zu steuern.

Neben Prozessen und Pocken nehmen die Kriminalgeschichten einen Rang in der neuesten Ehronik ein. Mord, Todtschlag, Selbstmord und Lügen. Ein jetzt durch Steckbriefe verfolgter Barbier soll einem jüdischen Kaufmann den Hals abgeschnitten haben. Gewiß ist aber nur, daß der Kaufmann todt, ermordet, und der Barbier verschwunden ist. Die löbliche Zunft der Barbiere führt dagegen zu ihrer Ehrenrettung an, daß der Kaufmann zwar todt, aber gut rasirt gefunden worden sey, daß die Wunden mit einem Beile ihm zugefügt seyen und nicht mit einem Rasirmesser, und in dem Zimmer, das der Barbier verlassen, was allerdings auffallend ist, so bedeutende Summen sich vorgefunden haben daß eine Beraubung gar nicht einmal wahrscheinlich sey. Wenn es aber doch der Barbier Nauendorf gewesen, so habe er den Dschuchis nicht in der Eigenschaft als Barbier, sondern als Spieler und Taugenichts umgebracht, indem er nie ein eigentlicher, rechtschaffener Barbier gewesen, sondern eben nur barbirt habe, um die Leute oder die Polizei zu barbiren. Somit falle das Odium der That nicht auf die Zunft der Barbiere, sondern auf die der Spieler und Taugenichtse. Sey dem auch so, die unglücklichen Barbiere sind doch dadurch in solchen Mißkredit gerathen, daß sehr viele ihre Kunden verloren haben, und ein Messerfabrikant hat die Gelegenheit benutzt, Rasirmesser zu erfinden, mit denen kein Barbier Jemanden den Hals abschneiden kann, wenn der Jemand nicht selbst es will.

Außerdem hat eine Schildwache sich selbst mit dem Gewehr auf dem Posten erschossen, ein junges Mädchen aus den gebildeten Ständen sich ersäuft, ein Schulknabe es gewollt, und eine Frau ist aus einer Mistpfütze ertrunken herausgezogen worden. Da dieß indessen für eine Woche nicht genug wäre, muß auch ein Dienstmädchen ein ausgesetztes Kind mit 500 Thalern neben sich finden; sie behält die 500 Thaler und steckt das Kind in den Ofen, und der Polizeiinspektor Dunker, ein Genie in seiner Art, Falschmünzern, Diebsbanden, und dergleichen auf die Spur zu kommen, wird, indem er eben eine gefährliche Gaunerbande überrascht, durch dreizehn Messerstiche von den entsetzlichen Böswichtern niedergestoßen. Man bringt ihn sterbend nach Berlin und Viele haben ihn im Wagen gesehen. Es versteht sich indeß, daß er sowohl frisch und gesund lebt, als das Kind mit den 500 Thalern, wenn es überhaupt je gelebt hat.

Die Singakademie hat an Zelters Stelle — dessen Lieutenant er schon bei Lebzeiten war — Herrn Rungenhagen zum Direktor gewählt. Er siegte bei der Wahl mit sehr bedeutender Stimmenmehrheit gegen Felix Mendelssohn, dessen größern musikalischen Talente Niemand in Abrede stellt, der aber vermöge seiner Jugend und Familienverhältnisse, welche ihm noch keine vollkommene Freiheit gestatten sollen, der Mehrzahl, besonders den ältern Mitgliedern, nicht geeignet schien, schon jetzt diesen einflußreichen Posten für die musikalische Welt zu bekleiden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. März 1833.

O Süßigkeit der Stimmen!
Wie pfeifens also rein!
Im Luft wie lieblich schwimmen
Die fliegend' Pfälterlein!
Wie zierlich thuts erschallen
Im krauf' und leeren Holz!
Will mirs ja bas gefallen,
Als alle Musik stolz.

Friedrich Spee.

Ein Lied aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von einem Freunde aus Weitersweiler im Wasgau erhielt ich nachfolgendes Lied, welches ich der Aufbewahrung werth halte. Er fand dasselbe bei einem alten Bauern seines Dorfes; es war auf verrauchtes Papier, jedoch noch sehr leserlich, in verzogener gothischer Schrift geschrieben. Der Bauer hielt große Stücke darauf, erlaubte nur eine Abschrift davon zu nehmen und wollte es nicht aus den Händen lassen; übrigens wußte er nur, daß es schon seit langen Jahren in einer alten Bibel gelegen und er diese, zugleich mit dem Hause, von seinem Vater geerbt habe. Mir scheint es aus dem sechzehnten Jahrhundert, von einem Dichter aus Friedrich Spee's Schule zu kommen. Ich konnte den Verfasser noch nicht ausfindig machen, fand auch das Lied noch in keiner Sammlung gedruckt. Sachkundige Literatoren werden ihm schon seine Stelle anzuweisen wissen.

Straßburg im Winter 1833.

August Stöber.

*

Das gaistlich Vogelgsang genannt.

Wohlauf ihr kleinen Waldvögelein,
Alles was in Lüften schwebt,
Stimmt an, lobt Gott den Herren mein!
Singt All, die Stimm erhebt!
Dann Gott hat euch erschaffen
Zu seinem Lob und Ehr,
Gsang, Feder, Schnabel, Waffen,
Kommt alles von ihm her.

Amsel.

Die Amsel dicht*) zu morgen
In ihrem grünen Haus,
Ihr Herr thut für sie sorgen,
Er warf ihr fleißig aus;
Er läßt ihr täglich bringen
Ihr Trank und frische Speis,
Sie darf nichts thun als singen
Zu Gottes Ehr und Preis.

Bachstelz.

Die Bachstelz thut oft schnappen
Und fangt der Mucken viel;
Nicht auf höret zu knappen
Ihr langer Pfannenstiel.
Den Schweif thuts allzeit schwingen,
Sie läßt ihm nie kein Ruh;
Wann andre Vögel singen,
Gibt sie den Takt darzu.

*) Dichtet.

Fink.

Fröhlich der Fink am Frühling singt:
Sasa, sasa, hoi Dieb!
Im ganzen Wald sein Stimm erklingt,
Wanns Wetter nicht ist trüb.
Die Dieb will er verjagen,
Die er rund auserschilt,
Dem Spatzen thut er's sagen,
Der so viel Waizen stielt.

Lerch.

Das Lerchlein in den Lüften schwebt
Und singt den Himmel an,
Vom grünen Feld es sich aufhebt
Und tröst den Ackersmann.
Gar hoch thut es sich schwingen,
Daß man's kaum sehen mag,
In Zirkel rund thuts singen,
Lobt Gott den ganzen Tag.

Rapp (Rabe).

Der Rapp thut täglich singen,
Ein groben, rauhen Baß,
Heut will es ihm nicht glingen,
Drum singt er cras, cras, cras;
Wer sein Sach schiebt auf morgen,
Will's nicht berichten heut,
Muß sich allzeit besorgen,
Es werd ihm fehlen weit.

Spatz.

Der Spatz sitzt auf der Rinnen,
Ruft alle Dieb zusamm:
Es ist hie nichts zu gwinnen,
Wir ziehen in Böham;
Wir lassen uns nicht schrecken
Den wilden Böhmerwald,
Er kann uns wohl bedecken
Am Winter, wann es kalt.

Staar.

Der Staar schwätzt, schnadert, pfeift und singt,
Er ist, der Alles kann,
In seinen Kopf er Alles bringt,
Was er hört, nimmt er an.
Er thut auf Alles losen, (hören),
Er merkt auf Alls mit Fleiß,
Wascht oft die schwarzen Hosen
Und 's werden doch nicht weiß.

Schwalm (Schwalbe).

Die schwätzig Schwalm macht alle toll,
Sie plaudert hin und her,
Früh hat sie Kist und Kasten voll,
Spat ist Alls leer, leer, leer;
Zu Morgens, wann die Sonn' aufgeht,
Fangt sie zu schwätzen an,
Zu Abend, wann sie niedergeht,
Noch nicht aufhören kann.

Storch.

Wann der Storch hört das qua, qua, qua,
Spaziert er auf dem Moos,
Hat sich das Fröschlein gern zunah,
Er geht darüber los.
Er zieht ihm über die Ohren
Die grünen Hosen ab,
Die Schlacht hat er verloren
Der gut einfältig Schwab.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Karl ward blaß und roth, zitterte und stand wieder fest da, wie von Eisen. Endlich sprach er entschlossen: „Ich leiste den Eid hier in Deine Hand! Und nun an's Werk. Ich habe täglich Geschäfte in Sophienhof, eine Meile von hier; Du wirst daher Deine Morgenstunden allein und ungestört mit meiner Frau zubringen.“ Und schon am folgenden Morgen schritt Kallendorf zur Ausführung seines, in der That wahnsinnigen Planes. Nach dem Frühstück sagte er zu Cäcilie: „Ich komme vor Mittag nicht nach Hause; Oertzen bleibt, er mag Dir etwas vorlesen, wenn er will.“ Oertzen verbeugte sich, Cäcilie sagte gleichgültig: „gut.“ Als Kallendorf weg war, fragte er, welches Buch ihr gefällig wäre. Sie antwortete: „Ich wollte eben die Romane der Madame de la Fayette und der Madame Tencin lesen; wollen Sie die aus der Bibliothek holen?“ — „Gnädige Gräfin,“ entgegnete Oertzen, „ich will Alles für Sie thun, nur verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen Romane vorlese, die widerstehen mir durchaus.“ — „Nun dann wählen Sie selbst,“ sagte sie. Er kam mit dem ersten Bande von Robertsons Geschichte wieder, setzte sich und fing sogleich an zu lesen. Cäcilie gähnte, er ließ sich nicht stören. Endlich sagte sie: „Ich bitte, hören Sie auf; ich bin erst vor zwei Jahren aus der Schule gekommen, und das ist mir Alles noch erstaunlich gegenwärtig. Lassen Sie uns lieber ein Bischen schwatzen.“ Sie plauderten ein halbes Stündchen von gleichgültigen Dingen, dann ging Oertzen auf sein Zimmer und kam erst, als er Kallendorfs baldige Rückkunft vermuthen mußte, in den Salon zurück, wo er ein lebhaftes Gespräch über die Zimmereinrichtung auf Amsee begann, in dessen Mitte der Freund sie antraf. Cäcilie ging ihm entgegen, ihm die Hand zu reichen, indem sie Oertzen noch im Fluge zurief: „Man muß die Dinge ganz kennen, um sie zu beurtheilen.“

Als Oertzen zur Mittagstoilette auf sein Zimmer ging, eilte Kallendorf ihm nach: „Nun, wie weit bist Du mit ihr gekommen?“ Oertzen antwortete: „Das Ding geht seinen guten Gang, wir waren den ganzen Morgen sehr liebenswürdig zusammen.“ — „Was liesst Du ihr denn vor?“ fragte Karl, und mit der ernsthaftesten Miene erwiderte Oertzen: „Le siège de Calais, von Madame Tenein, wo ein guter Freund in aller Unschuld dem andern seine Frau stielt und sich sehr interessant dabei benimmt.“ — „Bravo! vortrefflich gewählt!“ sagte Karl und biß sich in die Lippen; „fahre nur damit fort. Interessirte sie das Buch?“ — „Außerordentlich! Hernach spann ich ein Gespräch an über die Liebe, und ob die Sünden, zu denen sie Veranlassung gebe, nicht zu den verzeihlichen gehören; wir waren noch mitten darin, als Du kamst.“ — „Darum sagte sie also: man muß die Dinge ganz kennen, um sie zu beurtheilen?“ — „Ja wohl,“ sagte Oertzen gleichgültig. Kallendorf pfiff: di tanti palpiti, und ging auf sein Zimmer. So ging es wohl vierzehn Tage ununterbrochen. Robertson ward gelesen, dann wußte man nicht, was man sprechen sollte, und sehnte sich nach Karls Rückkehr, besonders weil Oertzen dann erst liebenswürdig ward. „Mich dünkt, Du kommst gar nicht weiter, Cäcil,“ sagte Kallendorf nach Verlauf dieser Zeit zu seinem Freunde. „Doch,“ sagte dieser, „morgen wage ich eine Deklaration.

Der Morgen kam; dem Ehemann ward sonderbar dabei zu Muthe. Anstatt nach Sophienhof zu reiten, kehrte er bald wieder um, ließ sein Pferd beim Gärtnerhause stehen und erreichte auf heimlichen Wegen die Bibliothek, von wo aus er jedes Wort hören konnte, das im anstoßenden Salon gesprochen wurde; das überwiegende Interesse dessen, was dort vorfallen sollte, schien ihm diesen Schritt zu rechtfertigen. Der Robertson war doch gar zu langweilig gewesen, Oertzen hatte daher diesen Morgen einen Theil von Buffons Naturgeschichte mitgenommen und las dessen Abhandlung über das Schaaf vor. Cäcilie hörte eine Zeitlang mit Vergnügen zu; doch endlich sagte sie: „Ich wollte, Karl wäre erst mit seinen Geschäften auf Sophienhof fertig; es ist recht langweilig, daß Sie immer auf mich reducirt sind.“ — „Im Gegentheil,“ erwiderte Oertzen, doch mit einem Tone, der das Verbindliche des Wortes völlig aufhob. „Ich finde es ordentlich unausstehlich von Karl,“ fuhr sie ärgerlich fort. „Warum reiten Sie nicht lieber mit ihm?“ — „Sie müssen ihm das nicht übel deuten,“ bemerkte Oertzen; „er hat Geschäfte dort, und Sie wissen, wir sind nicht auf dem Fuße, uns vor einander zu geniren. Wenn ich Sie in die Zeit zurückführen könnte, da mir nur durch seine Sorgfalt das Leben erhalten ward, indem er Tag und Nacht an meinem Bette wachte, so würden Sie begreifen, daß mich eine kleine Vernachläßigung von seiner Seite nicht kränken kann. Ich danke ihm unendlich mehr, als ich ihm je zu vergelten im Stande bin, und liebe ihn so von ganzer Seele, daß ich darin selbst Ihnen keinen Vorrang zugestehen kann.“ — „So höre ich Sie gern!“ rief Cäcilie mit glänzenden Augen. „Ja wohl ist er ein guter Mann, wenn er auch manchmal ein wenig verdrießlich ist; und das ist er nur im lezten Jahre geworden.“ — „Er ist nicht verdrießlich,“ sagte Oertzen; „ich fürchte vielmehr, er ist nicht ganz gesund; seine Nerven scheinen mir durch die Strapatzen der beiden Feldzüge, in denen er sich wie ein Held benommen hat, ernstlich gelitten zu haben. Und hat er auch eine liebende Pflegerin an Ihnen gefunden, so glaube ich doch, daß er etwas Außerordentliches für seine Gesundheit thun sollte.“ — „Meinen Sie das?“ sagte Cäcilie; „mein Gott, wie bin ich dann nicht oft zu tadeln gewesen, wenn ich mich über seine üble Laune ein wenig ärgerte! wenn es Krankheit ist, was kann er dann davor? Ich weiß nur zu gut, wie unmöglich es mir war, immer heiter zu seyn kurz nach Cäcils Geburt. Also Sie meinen wirklich, Karl sey krank?“ — „Ich glaube es gewiß und bin überdieß der Meinung, daß man ihn auch als einen Kranken behandeln muß, ohne daß er es merkt; dann, denke ich, wird sein Uebel sich heilen lassen. Soll ich weiter lesen?“ — „Ach nein; die heutige Lektüre hat mich zwar mehr angesprochen, als Ihr vortrefflicher Robertson; aber da Sie um diese Stunde immer auf Ihr Zimmer gehen, so werden Sie verzeihen, daß auch ich dießmal über meinen Morgen disponirt habe. Von zwölf bis zwei Uhr lasse ich immer zwei kleine Mädchen bei mir lesen und arbeiten; dann bin ich gerne zu Ihren Diensten.“ — „Ich bitte, gnädige Gräfin, lassen Sie sich durch mich nicht stören; erlauben Sie mir, wie gewöhnlich, um vier Uhr wieder herunter zu kommen; dann wird auch Karl gewiß bald wieder da seyn.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Theater. Raupach und Häring.

Im Theater sieht es, wie immer, traurig aus. Nichts Neues und nichts Gutes. Das Podium des Opernhauses soll neu gedielt werden, seit die Elsters fort sind, um auf die kleine Grundlage ihres Reichthums, der hier erworben worden ist, in London Häuser zu bauen. Die unnatürliche Theilnahme der Schaulustigen hatte doch in lezter Zeit etwas abgenommen. Das Fräulein von Hagn gastirt ununterbrochen fort und wird vermuthlich nächstens engagirt werden. Das Urtheil über sie als Künstlerin will sich noch nicht recht feststellen, wiewohl keine Aktrice, unter denen, die jezt bekannt

sind, schon einen so stereotypischen Charakter als Künstlerin hat, daß man auf den ersten Blick weiß, was man bei ihr finden wird und was nicht. Im Tragischen läßt sie, trotz der Fülle der ihr zu Gebote stehenden Mittel, kalt, denn Begeisterung und innere Anregung lassen sich nicht machen. Dagegen hat sie im Kokettenfache Wunder gewirkt, und wenn auch ihre Gurly wenig, so hat ihre Mirandolina desto mehr die feuerfangenden Herzen erobert. Es läßt sich in der That dieser Charakter, wenn er Charakter und nicht Maske ist, nicht vollendeter geben. Indeß wird nicht ihre Kunst, ihr Talent und ihr Fleiß, sondern ihre Schönheit den Ausschlag geben, ob sie als engagirtes Mitglied hier bleibt. Sie wird nichts bessern und nichts verschlechtern. Dlle. Fournier ist zu Anfang dieses Monats nach Wien gegangen, zu lebenslänglichem Engagement. Ein schon auf die Liste der Todten gesetzter Schauspieler, Herr Lemm, wurde durch eine homöopathische Kur in Dresden von namenlosen Leiden so hergestellt, daß er jetzt wieder unter die rüstigsten und verdientesten Mitglieder unseres Theaters zu zählen ist. Einen dämonischen Spaß hatte man sich mit dem Genesenden erlaubt, welcher schon einen Gesunden von schwachen Nerven und reizbarer Phantasie niederwerfen könnte. Lemm empfing am Begräbnißtage Devrients eine Visitenkarte mit dessen Namen und der Einladung, ihm noch in diesem Jahre nachzufolgen.

Raupachs Thätigkeit erlahmt. Seine neuesten Possen wollen kein Glück machen. An bitterm Witze fehlt es ihnen nicht, aber unglücklicherweise wird das Streben fühlbar, Stoffe, die recht gut zu einaktigen Lustspielen ausgereicht hätten, in fünf Akte auszudehnen. Der derbe Spaß kann vor einem zartsinnigen Publikum nur dann noch in Ehren bestehen, wenn die übrigen Zuthaten glatt und mundrecht sind. Aber die Damen klagen über die Zweideutigkeiten und die Herrn — mit Recht über Vieles und mit Unrecht über noch mehr. Raupachs Stücke haben den Nachtheil, daß sie keine Ballette sind, etwas, was sich nun einmal durchaus nicht ändern läßt. Sein letztes Stück, „Denk an Cäsar," hat irgendwo ein hochnothpeinliches Halsgericht abseiten eines liberalen Publikums zu überstehen gehabt. Davor war hier keine Sorge, aber mit und ohne Politik wollte es nichts durch sich seyn; sein „Schelle im Monde," reicher an Witz, konnte nicht zur Aufführung kommen, weil, abgesehen von der Politik, doch wohl kein Publikum unterm Monde die Exekution des Dr. Weinholdschen Prozesses auf dem Theater geduldig ertragen hätte. Herr von Holtei hat ihn nun vorgelesen; die Schnupftücher der Damen mußten helfen. Ein neues Trauerspiel aus der Hohenstaufenreihe wird einstudirt. Eine hier erschienene Broschüre nennt Raupach und Häring als preußische Dichter im Gegensatz zur süddeutschen Literatur und Poesie. Eine seltsame Aufgabe, die sich der junge Autor gestellt, und an die keiner der beiden genannten Schriftsteller gedacht haben mag, die sich überhaupt verwundern mögen, so neben einander gestellt zu erscheinen, jener wegen seiner Hohenstaufendramen, dieser wegen des Romans Cabanis. Guter Wille und Kenntniß der Entwickelungsgeschichte deutschen Lebens und Geistes lassen sich dem Verfasser nicht absprechen, aber, wie er selbst bekennt, aus Hegels Schule hervorgegangen, räumt er dem Stoffe und der glücklichen Wahl desselben ein solches Vorrecht ein, daß die Poesie selbst dabei zu kurz käme und die Dichter vor Allem dagegen Protest einlegen mußten; denn um deßhalb, weil die Hohenstaufen ein großartigeres Thema für die Poesie, als alle alten griechischen Dynastien sind, wird doch Raupach nicht mehr seyn wollen als Sophokles, und ebensowenig Häring sich etwa über Jean Paul und Goethe setzen wollen, weil er in seinem Cabanis einen historisch-großartigern Gegenstand zum Vorwurf wählte, als jener im Siebenkäs und dieser im Meister. Die Wahl ist etwas, aber noch nicht Alles, die Behandlung noch mehr, aber die Inspiration das Höchste.

Zum Schluß eine Nachricht, die eben aus den Pommerschen Wäldern eingeht. Es hat ein Küstenadler sich auf ein ausgewachsenes Rothwild niedergelassen und dasselbe so gemartert, daß es schon am Sterben war, als ein Jägerbursch — den Adler — nein, das Rothwild mit einem Schuß erlegte. Nun ist eine Untersuchung angestellt worden, der Adler ist entflohen und hat sich noch nicht als Zeuge gestellt, aber es ist in contumaciam gegen ihn angenommen, daß er es gethan hat, und die Adler sind seitdem bei dem schwächern Geschlechte sehr im Kredit gestiegen.

Lyon, Februar.

Die neue Kettenbrücke.

Da, wo die Saone in die Stadt Lyon eintritt, ist sie zu beiden Seiten von steilanstrebenden Felsen sehr eingeengt. Früher waren dieselben noch dichter geschlossen und durch zwei Festungen, von denen man noch die Trümmer sieht, gekrönt. Zur Erweiterung der Pariser Straße auf dem rechten Ufer des Flusses hat man seit mehreren Jahren ein großes Stück des Felsens gesprengt, und mit ihm das eine Fort. Die seit dem Jahre 1830 beschlossenen und neuangelegten Festungswerke befinden sich zum Theil auf dem keilförmigen Hochplateau zwischen Rhone und Saone, auf dessen äußerstem Ausläufer die berühmt gewordene Vorstadt Croix-Rousse liegt, theils auf einem Höhenzuge, der das rechte Ufer der Saone von ihrem Einflusse in die Stadt bis zu ihrer Mündung in die Rhone in einem convexen Halbkreise umschließt. Auf ihm liegen die Vorstadt St. Just, die berühmte Kapelle unserer lieben Frauen zu Fourvieres und alles Mauerwerk, was noch aus der Römerzeit übrig ist. Ein dritter Theil der Fortifikationen liegt in der Ebene, welche das linke Rhoneufer ausmacht und die Vorstadt la Guillotière trägt. Um die sehr schwierige Kommunikation zwischen der Croix-Rousse und der Höhe von Fourvieres zu bewerkstelligen, hat das Ingenieurkorps den Vorschlag gemacht, beide Felsen durch eine Kettenbrücke zu verbinden. Die Höhe derselben über dem gewöhnlichen Bette des Flusses würde etwa 200 Fuß und die Länge derselben 200 Meters (600 Fuß) betragen. Nach angestellten Versuchen und darauf gegründeten mathematischen Berechnungen aber würde sich selbst eine freischwebende Kettenbrücke in einer Länge von 1800 Meters ausführen lassen. Eine Kettenbrücke, die ein französischer Ingenieur in Basel ausführt, soll überdieß eine Länge von 250 Meters erhalten, so daß die genannte Länge der Brücke unserm Unternehmen keine Schwierigkeit in den Weg legen könnte, besonders da die Enden der Ketten in Granitfelsen ruhen würden. Die erforderlichen Kosten sind auf 250.000 Franken angeschlagen und sollen durch Aktien gedeckt, dagegen den Aktionären ein Brückengeld zugestanden werden. Die Sprengung und Abdachung der Felsen, um bequeme Zugänge zur Brücke zu haben, würde das Kriegsministerium auf sich nehmen. Man sagt, es seyen schon bedeutende Summen bei einem Notar Lyons zu diesem Unternehmen niedergelegt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. März 1833.

— Ihr Herrn vom Volk,
Wie kann er schmeicheln eurem Laich von Wachmuchs,
Da auf ein Tausend kaum Ein Rechter kommt?

Shakespeare.
Coriolan.

Neapel und der Vesuv.

Im Sommer 1832.

Wie es eigentlich in Neapel aussehe und hergehe? fragst du. Das ist ein gewichtiges Thema; man möchte dabei zuvörderst fragen, ob's auch der Mühe lohne? Ist nicht schon genug Dinte für Neapel geflossen, um seinen Golf zu schwärzen, genug Papier verschrieben worden, um den Krater seiner Montagna zu füllen? Gibt es noch mehr Häuser zu begaffen, Kirchen zu besuchen, Gemälde zu beschnüffeln, Antiken aufzuzählen, Aussichten zu malen, Orangen und Feigen einzukaufen? Kennen wir nicht alle Staatswagen und Livreen, die auf dem Corso erscheinen? alle sogenannten Lazzaroni von Pie di grotta bis Porta Maddelona, wie sie Makaroni fressen, faule Fische verkaufen, alla Morra spielen und Schnupftücher stehlen? Hat man uns nicht prozessionsmäßig von der heiligen Brüderschaft ins Pulcinelltheater, aus dem Pallaste der Gerechtigkeit in den Moder des Gefängnisses, aus dem glänzenden Damenkreis ins Hospital geführt und uns bewiesen, dieß Alles und Anderes sey das wahre Treiben und Leben Neapels? Wahrlich, es kommt Einem vor, als würden die Fremden hier mehr Neapolitaner, als die von ihnen beschriebenen Neapolitaner selbst, so sehr zersplittern sie ihre Aufmerksamkeit, fassen das Allerunwesentlichste der Nation auf, trinken aus dem ersten besten schmutzigen Bache, als wären sie zu träge, an die Quellen zu gehen. Freilich, wenn man so beobachtet und kritisirt, dann könnte man Jahre und nicht nur wenige Monate laufen, rennen, staunen und stieren, und doch nichts Gescheidteres ersinnen, als Herr v. L., der sich bescheiden einen Nachahmer San Domingos nennt, als könnte er dessen Witz nachahmen, der denn doch wieder sehr oft auf Kosten der Wahrheit das Licht erblickt hat. Ich hatte erst im Sinne, eine Beschreibung der Beschreibungen Neapels zu liefern; aber das würde zu weit führen, langweilig seyn und vielleicht obendrein zu Händeln Anlaß geben. Aber, wie gesagt, es kommt mir ernstlich vor, gerade das Gemeinste, Unbedeutendste habe die ausländische Aufmerksamkeit am meisten gefesselt, mir will scheinen, man habe vor Allem den Pöbel (nicht die Lazzaroni, deren es ja gar keine mehr gibt) und seine Pöbelhaftigkeit im weitesten Sinne des Wortes beschrieben, als wenn der Pöbel nicht überall Pöbel, als wenn Gefräßigkeit, Diebsgelüst, Faulheit, Rachsucht nicht auch in unsern Ländern das ächte Gepräge des rohen, ungezogenen Haufens wäre, als wenn es nur hier Eltern gäbe, die ihren Kindern bloße Namen und keine Erziehung verschaffen. Lernt man erst in Neapel die goldenen Kälber kennen, die Unvernunft heiligt und anbetet? erfährt man erst hier, wie Eigennutz und Unsinn die Wissenschaft zur Quacksalberei, die Politik zur Beutelschneiderei, die Religion zur klingenden

Schelle erniedrigen? Iſt es denn noch nicht europäiſche Thatſache, daß der rohe, unerzogene Menſch ſeine natürlichen Kräfte nicht zum Dienſte des geſelligen Lebens, ſondern, wie das Thier, zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe gebraucht? daß er eben deßhalb lügt, betrügt, ſtiehlt, todtſchlägt, wenn es Noth thut, und zwar um ſo mehr, je entwickelter er aus den Händen der Natur hervorgegangen? Ob nun der Prügel oder das Stilet, Makaronigier oder Branntweinrauſch, ſtinke Prellerei oder plumper, grober Diebſtahl die Aushängeſchilde der Pöbelhaftigkeit ſind, das iſt wohl nicht ſo vieler feiner Diſtinktionen werth. Wenn man Notizen liefert über ein Volk, ſo muß man vor Allem die geiſtigen und leiblichen Hebel deſſelben aufſuchen und berückſichtigen, nicht den Pfuhl ausmalen, in dem der Entwickelungsphaeton ſtecken geblieben. Ein Volk iſt eine bewegliche Dunſtmaſſe, gegen deren Mittelpunkte ſich immer mehr leuchtende Punkte zuſammenziehen, die zulezt Geſtirne, Sonnen, Milchſtraße des Dunſtkreiſes werden. Den Uebergang vom Dunſt in leuchtende Punkte zeigt die Geſchichte; aber der Dunſt iſt allenthalben eine geſtaltloſe Maſſe, gut zu einer Atmoſphäre, keiner beſondern Erwähnung werth. Es gibt freilich auch Sterne, die mit falſchem Lichte glänzen, mit vorübergehenden, unſelbſtſtändigen Strahlen ſchimmern, flackernde Irrlichter, blendende Sumpfmännchen. Solcher mag es auch hier geben; aber laß dir etwas ſagen, was du vielleicht nicht weißt: es gibt auch ächte Lichter hier, ächte Männer, hochſtehende Männer, und du lachſt vielleicht, wenn ich dir ſage, in welchem Stande am meiſten: unter den Gelehrten. Lache aber nicht zu früh und ſchüttle auch nicht den Kopf. Vorerſt ſind die neapolitaniſchen Gelehrten nicht ſo abſchreckend als die unſrigen; da ſie aus freien Stücken, durch keine Halbſchule gerädert, nur dem innern Wiſſensdrange folgend, ihrem Leben eine geiſtige Richtung geſichert haben, ſo ſuchen ſie mehr ein Bedürfniß, als die Eitelkeit zu befriedigen, eher die Wahrheit zu erfaſſen, als ihren Nimbus zu erhaſchen; deßhalb ſchreiben ſie weniger, und denken mehr. Was das ſonderbar klingt, weil man es ſelten oder nie gehört! Gebt Acht, wo die Luft am dichteſten iſt, da iſt das Licht am ſtrahlendſten! Und dann, mein Freund, ſehe ich bei meiner Behauptung von der Gelehrſamkeit der gelehrten Herrn ganz ab; ich denke, Männer, die dem lähmenden Einfluſſe eines erſchlaffenden Klimas, einer mehr noch erſchlaffenden Mitwelt Trotz bieten, ohne andere Mittel, als ihre Talente, ohne andere Ausſichten, als die eigene Veredlung, verdächtigt bei einer Regierung, die lieber dem Kalabreſen, als dem Gelehrten die Hand reicht, ſolche Männer mögen wohl mehr ſinnen, als ſich durch geometriſche Kurzweil, archäologiſche Augenweide, naturhiſtoriſche Sammlungen die Zeit zu vertreiben! Und Männer der Art wachſen hier wie aus der Erde hervor; man weiß nicht, woher ſie kommen. Sonderbar! iſt denn eine Nation unzerſtörbar, auch wenn man ihre vollſten Blüthen zertreten? hält der immer neu aufſtrebende Geiſt mit der Alles zerdrückenden Gewalt gleichen Schritt? düngt Unterdrückung wie zerſtörende Lava? Seltſamer Widerſpruch! Ob zufälliges Spiel, ob nothwendiges Reſultat? Ich weiß es nicht, das aber weiß ich, daß ich abbrechen muß, ſoll ich nicht — Doch, gar nichts mehr davon! raſch zu etwas Anderem! was mir eben einfällt, und was fällt einem in Neapel eher ein als der Veſuv?

(Die Fortſetzung folgt.)

Kallendorf.

(Fortſetzung.)

Kallendorf ſtand während dieſes Geſpräches wie auf Kohlen, und anſtatt dem Freunde, ſeine Verirrung einſehend, reuig und gerührt um den Hals zu fallen, fühlte er ſich im Gegentheil durch ihn gekränkt, und fragte, ſobald ſie allein waren, mit kaum verſteckter Ironie: „Nun, wie ging es mit der Deklaration?“ — „Schlecht, mein guter Kallendorf; ich wurde förmlich abgewieſen, und nun, denk' ich, kannſt Du Dich auch zufrieden geben, denn ich richte nimmermehr bei Deiner Frau etwas aus.“ Kallendorf erwiderte: „Ich bin krank, Cäcil, wie Du ihr heute ſehr richtig ſagteſt, aber nicht ſo leicht zu heilen, wie Du meinteſt. Du ſiehſt, ich habe Deine plumpe Liſt durchſchaut.“ — „Du wirſt grob,“ ſagte Oertzen, über und über roth; „aber ſage lieber *behorcht*, anſtatt *durchſchaut*, das wird der Wahrheit wohl näher kommen. Doch laſſen wir das; ich hoffe, Dein Vertrauen auf die Menſchheit wird durch dieſe kräftige Maßregel nicht gelitten haben.“ — „Hoffſt Du das wirklich? da muß ich Dir ſagen, daß Du Dich verrechnet haſt. Du haſt mich von Anfang an hintergangen; es iſt nichts zwiſchen Dir und Cäcilie vorgefallen, Du haſt ihr keine verfänglichen Romane vorgeleſen, Du haſt nicht in Worten der Liebe mit ihr geſprochen — kurz, noch einmal, es iſt *nichts* zwiſchen Euch vorgefallen!“ — „Nein, geradezu *nichts*,“ ſagte Oertzen kalt, „aber ich dächte nicht, daß dieſes *Nichts* Dich ſo zu entrüſten brauchte.“ — „Das thut es in einer Hinſicht auch gar nicht,“ erwiderte Karl, „nur werde ich mich natürlich, zur Betreibung *meiner* Angelegenheit, an einen Andern wenden. Montag erwarte ich mehrere Freunde zur Jagd; ſie werden längere Zeit hier bleiben, ich werde prüfen, welcher unter ihnen ihr am beſten gefällt, und dann thun, was mir gut dünkt.“

Oertzen ſchwieg und ließ ihn gewähren, auf günſtigere Umſtände hoffend und jedenfalls froh, vor der Hand der peinlichen Rolle überhoben zu ſeyn; denn die ſonderbare Lage, in der er ſich, Cäcilie gegenüber, befand, war doch

nicht ganz ohne Eindruck auf ihn geblieben. Von jenem Gewitterabende an, als er sie blaß und weinend dem heimkehrenden Gatten entgegeneilen sah, war sie ihm in anderem Lichte erschienen, fast wie ein unschuldiges Opfer, über dem das Schwert gezückt war; denn wohin konnte die Tollheit des Mannes nicht noch führen? Je ernster aber die Sache selbst erschien, um so nöthiger war es, den seiner Sinne nicht Mächtigen zu heilen, und Oertzen hielt jedes Mittel zu diesem Zwecke für erlaubt.

Bald ward es munter auf Amsee; die Gäste trafen nach einander ein, erst einige Verwandte mit ihren Familien, dann mehrere unverheirathete junge Leute, unter welchen der junge Graf Breder nicht allein durch Schönheit und den Besitz der besten Pferde in Wien ausgezeichnet war, sondern auch vor Kurzem den zweideutigen Ruhm erworben hatte, daß seine Schwägerin aus Gram über ein Verhältniß mit ihm gestorben war; sonst ein liebenswürdiger Mensch, bis auf diese Episode, die, obgleich durch seine Schuld herbeigeführt, nicht einmal bedeutend in sein Leben eingegriffen hatte. Mit diesem kam ein Baron Kurzdorf, der häßlichste Mensch der Hauptstadt, der einst in Paris, als sein Cabriolet umgefallen war, von einem zur Hülfe eilenden Franzosen mit den Worten angeredet ward: „ah, Monsieur, comme vous êtes défiguré!“ worauf er verdrießlich erwiderte: „que le diable vous emporte! je n'ai jamais eu une autre figure;“ übrigens ein lustiger Gesellschafter, ein ritterlicher Charakter und ungefährlicher Freund der Damen. Ferner kam ein Graf von Goll, der mit einer gewissen naiven Schlechtigkeit alle Herzen zu gewinnen wußte, die *reinen*, versteht sich, ausgenommen; der freigebige Sultan mehrerer Schauspielerinnen und in der Gesellschaft der Todfeind aller Unverheiratheten, jung und alt, sich *selbst*, versteht sich, ausgenommen. „Wenn ein Fräulein mir nahe kommt,“ pflegte er zu sagen, „wird mir angst und bange.“ Dann der junge, harmlose Fürst V., den die Wiener zu citiren pflegten, wenn ein Fremder behauptete, bei ihnen gebe es keine unschuldigen, jungen Männer. Dieser war halb blind, halb einfältig und ganz gutmüthig. Außerdem müssen wir noch einen ältlichen Herrn ganz andern Schlages anführen, einen Stiefoheim Kallendorfs, den Grafen * * *. Er war Besitzer einer großen Herrschaft in Böhmen, eine ungeschickte Figur mit entsetzlich provinziellem Accent und sehr guten theoretischen Grundsätzen über Glasschmelzereien, deren mehrere er selbst leitete. Seine Frau war in Wien erzogen, hatte sich nur mit Mühe entschlossen, den zwanzig Jahre ältern Mann zu heirathen, und es endlich nur des Reichthums wegen gethan. Sie hatte herrliche Shawls, jeden Tag ein anderes Kleid an und kaum ein Interesse, das über diese zwei Artikel hinaus ging, etwa ihre Triumphe beim männlichen Geschlecht ausgenommen.

Die Herrn pflegten sich gewöhnlich Morgens beim Frühstück zu verabreden, wer ihr den Tag über den Hof machen solle, und der Unglückliche, den das Loos traf, that zwar sehr viel zum Ergötzen der Andern, aber gar wenig zum eigenen; denn sie hatte einmal irgendwo gelesen, daß die Menschen durch nichts fester an uns gekettet werden, als durch Dienste, die sie uns leisten; daher mußte denn ihr armer aide de champ du jour immer auf dem Sprunge seyn. „Ach, Gott!“ sagte sie schmachtend, „holen's mer a Glas Wasser aus der Quellen.“ Goll flog hin; denn die Frau war hübsch und jung genug, daß man für sie einen Gang nicht zu scheuen brauchte. Kaum war er zurück, so hieß es: „Sie sind a Schotz, Goll; aber Sie müssen noch amal lauf'n; mai Paperl is mer d'von g'sprung'n; es sizt k'wis auf der Linden im Hof.“ — Darauf warf sie ihm ein Kußbändchen zu, und Goll kam mit dem Papagayen wieder. Ein andermal wollte sie ein Buch haben, oder ihren Shawl, oder Ueberschuhe; kurz, auf die Länge hätte es auch der Flinkste nicht ausgehalten, aber einen Tag ließ sich's tragen. Der Ehemann sah diese Geschichten mit wahrem Aerger an, der gewiß die einzige Ursache war, weßhalb seine Korpulenz nicht übermäßig zunahm, und jeden Augenblick fragte er: „Hast denn nich Leit g'nug, Laure? kannst nich main Jager schicken?“

Nach einigen sehr lustig zugebrachten Wochen, deren Saus und Braus aber nicht im Stand gewesen war, Graf Karl zu zerstreuen, war das Amseer Schloß nicht nur von Gästen leer, sondern auch die Besitzer hatten dasselbe verlassen, um auf einige Zeit das wärmere Haus in Wien zu beziehen. Dort fanden sich unter den ersten Besuchen natürlich auch diejenigen ein, welche in Amsee eine so gastfreundliche Aufnahme gefunden hatten. Ein gefälliger Wirth, eine schöne Wirthin, eine bequeme Wohnung und ein trefflicher Koch machten auch das Etablissement in der Stadt sehr angenehm. Als Kallendorf und seine Frau bei einem großen Diner mit der Fürstin von Salvaggio zusammentrafen, ging diese eilig auf das Ehepaar zu und wünschte demselben Glück zur Rückkehr in die Stadt nach so langer Abwesenheit. „Sie haben sich recht verändert, liebe Gräfin,“ sagte sie; „mich dünkt, Sie sind noch gewachsen.“ Darauf ward nach dieser und jener gefragt, und auch auf die vornehme Wahrsagerin kam die Rede. „Erinnern Sie sich noch des Abends bei mir, als sie uns Allen die Köpfe verdrehte?“ fuhr die Fürstin fort. „Und denken Sie sich, es ist Alles wörtlich eingetroffen; am 19ten April fiel die Gräfin V. mit dem Wagen um, und —“ Sie wollte fortfahren, aber die Gluth auf Cäciliens Wangen, die Thränen in ihren Augen und des Mannes durchbohrender Blick machten die Fürstin stocken. „Ach, Gott behüte mich!“ rief sie; „ich Unglückskind habe doch keine Klatscherei gemacht? ich

dachte, der Spaß sey Ihnen längst bekannt, Herr Graf.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

Statistische Notizen aus dem Reich.

Der jährlich von der Akademie der Wissenschaften in russischer und deutscher Sprache herausgegebene St. Petersburger Kalender war schon für das verflossene Jahr durch mehrere hinzugefügte statistische und andere Tabellen sehr bedeutend und zweckmäßig vermehrt. Der neue Kalender für das gegenwärtige Jahr aber hat durch eine große Anzahl neuer nützlicher und wichtiger Tabellen, die aus amtlichen Quellen der verschiedenen Ministerien genommen sind, noch einen sehr ansehnlichen, interessanten Zuwachs erhalten, und dürfte daher in seiner gegenwärtigen Gestalt auch für das Ausland von Interesse seyn. Auf die gewöhnlichen astronomischen Tabellen, auf die Verzeichnisse der Kirchen- und Staatsfeste, der Ritterfeste am russischen Hofe und derjenigen Tage, an welchen in den Kirchen für errungene Siege Dankgebete gehalten werden, auf die Berechnungen der Jahreszeiten und der Himmelserscheinungen nach altem Styl und mittlerer Petersburger Zeit, des Auf- und Untergangs der Sonne zu Riga, Archangel, Astrachan, Kiew und Tobolsk, folgt eine Liste derjenigen Orte des russischen Reichs, deren Lage durch astronomische Beobachtungen bestimmt ist: hiernach ist der nördlichst gelegene Ort Kilduin, 69° 22′ n. B., während Kola nur unter 68° 52′ 30″ n. B. liegt, der südlichst gelegene Ort ist Baku, 40° 21′ 26″ n. B.; ferner eine Uebersicht der im Jahr 1831 bei der hiesigen Akademie der Wissenschaften angestellten meteorologischen Beobachtungen: im genannten Jahre fand der letzte Frost am 25sten April n. St. statt, und der erste Frost trat am 13ten Oktober ein; Nordlichter wurden sechs gesehen. Nachricht von dem Auf- und Zugange der Newa seit 1718: am frühesten ward der Strom mit Eis bedeckt im Jahr 1805 am 28sten Oktober n. St., am spätesten im Jahr 1826 am 26sten December; das Eis ging am frühesten auf im Jahr 1822 am 18ten März, am spätesten im Jahr 1810 am 12ten Mai. Auf dreißig Seiten folgt nun ein alphabetisches Verzeichniß aller Städte und bedeutendern Orte des Reichs, Finnlands und Polens, nebst Angabe der Entfernung derselben von den beiden Hauptstädten und von ihren Gouvernements- oder Provinzialstädten; der Hauptort des Kamtschatskischen Bezirks, der Peter-Pauls-Hafen oder die Awatschabay, ist von Petersburg 13.153½ Werst entfernt, Ochotsk 9753 W. Eine besondere Tabelle gibt die Bevölkerung der wichtigsten Städte und Orte des Königreichs Polen und des Großfürstenthums Finnlands im Jahr 1830 an; nach einer spätern Zählung im Oktober 1831 hatte Warschau nur 114.000 Einwohner. Tabelle der vorzüglichsten europäischen Staaten mit Anzeige ihrer Größe und Bevölkerung in Europa, so wie der wichtigsten europäischen Hauptstädte, nebst Angabe ihrer geographischen Lage, ihrer mittlern Temperatur und Bevölkerung; Petersburg zählte hiernach im Jahr 1831 448.000 Einwohner, Moskau 305.000 E., London 1.474,000 E., Paris 770.000 E., Wien 320.000 E., Berlin 223.000 E. — Eine andere Tabelle enthält ein Verzeichniß der europäischen Staaten mit Angabe ihres Flächenraums und ihrer Bevölkerung in den verschiedenen Welttheilen; hiernach hat Rußland in Europa einen Flächeninhalt von 70.000 Quadratmeilen mit 48.000.000 Einwohnern, in Asien 257.000 Q.M. mit 10.450.000 E., in Amerika 23.000 Q.M. mit 50.000 E. Tabelle über die Zahl der in Rußland 1830 Gebornen, Gestorbenen und der geschlossenen Ehen: von griechisch-russischer Konfession waren geboren 1.844.266, gestorben 1.337.241; Ehen wurden geschlossen 349.281. Von den Gestorbenen waren unter 5 Jahren 365.448; ein Alter von mehr als 100 Jahren erreichten 1052 Personen, zu einem Alter von 120 — 125 Jahren brachten es 46, zu 125 — 130 J. 6, zu 130 — 140 J. 10; zu 140 — 145 J. 3 Personen, und Einer erreichte sogar das seltene Alter von 150 Jahren. Evangelischer Konfession waren im ganzen Reiche, mit Ausnahme von Polen und Finnland, geboren worden 64.985 und gestorben 49.937, kopulirt wurden 14.450 Paare. — Zwei andere Tabellen enthalten die Zahl der in Petersburg und Moskau im Jahr 1831 Geborenen, Gestorbenen und der daselbst geschlossenen Ehen. In Petersburg wurden geboren 9779, es starben 12.727 Personen, Ehen wurden geschlossen 1944; in Moskau wurden geboren 7945, es starben 9078; an beiden Orten zusammen überstieg also die Zahl der Gestorbenen die der Gebornen um mehr als 4000 Menschen. Kirchen gab es im Jahr 1830 im russischen Reiche 28.257, Klöster 448, worunter 98 Nonnenklöster, geistliche Schulen 359 mit 1250 Lehrern und 51.350 Lernenden. Die unter dem Ministerium der Volksaufklärung stehenden Lehranstalten im Jahr 1826 (neuere Angaben sollen im Kalender des nächsten Jahres folgen), die in allen Theilen des Reichs verbreiteten, sehr zahlreichen Militäranstalten ungerechnet, bestanden in 6 Universitäten, 61 Lyceen und Gymnasien, 313 Kreisschulen, 815 Pfarr- und Volksschulen, 13 Lancasterschulen und 290 Privatanstalten mit 4500 Lehrern und 70.000 Lernenden. — Typographien gab es 134 und Lithographien 29. — Nach einem von der Obercensurdirektion mitgetheilten Verzeichnisse über die im Jahr 1830 in Rußland erschienenen Bücher und periodischen Zeitschriften, worunter indeß alle die Werke und Zeitschriften nicht begriffen sind, welche unabhängig von der Censur des Ministeriums der Volksaufklärung herausgegeben werden, erschienen im genannten Jahre: Bücher in russischer Sprache 428, in polnischer 92, in samogitischer 5, in deutscher 105, in lettischer und estnischer 21, in französischer 48, in englischer 5, in lateinischer 45, in altgriechischer 3, in neugriechischer 4, in hebräischer 17, in türkischer und französischer 1, in chinesischer und russischer 1. Periodische Schriften: in russischer Sprache 32, in polnischer 3, in deutscher 3, in französischer 3. — Eine andere Tabelle enthält ein Verzeichniß der Wohlthätigkeitsanstalten in Rußland, die unter dem Kollegium der allgemeinen Fürsorge stehen, jedoch ohne die in Petersburg selbst befindlichen, die unter der Verwaltung eines besondern Kuratelraths stehen: Hospitäler 124, Armenhäuser 73, Häuser für Unheilbare 4, Irrenhäuser 34, Invalidenhäuser 10, Findelhäuser 28, Wittwen- und Waisenhäuser 12, Arbeitshäuser 31, Zuchthäuser 32. Fabriken und ähnliche Anstalten zählte Rußland im Jahr 1830, 5450 mit 254.000 Arbeitern. — Auf den folgenden Seiten geben mehrere Tabellen eine deutliche und specificirte Uebersicht über Rußlands Schifffahrt i. J. 1831, über Ein- und Ausfuhr. Eingeführt ward unter andern Baumwolle für 47 Millionen Rubel Papier; Seide für 6 Millionen; Sandzucker 24½ Mill.; Wein und Branntwein 12 Mill.; Thee 6½ Mill., Kaffee 5 Mill.; ausgeführt: Getreide für 64 Mill., Talg für 40 Mill. und Talglichter für eine halbe Million, Lein und Garn 25½ Mill., Hanf 18½ Mill., Lein- und Hanfsaamen 15½ Mill., Holz 7 Mill., Eisen 6 Mill., Kupfer 3 Mill., Häute, Leder, Pelzwerk 13½ Mill., baumwollene Fabrikate 5 Mill., Leinwand und Segeltuch 7 Mill.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. März 1833.

— Ueber ew'gen Kämpfen schwebt im Liede,
Gleichwie im Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Uhland.

An die Freunde im deutschen Musenalmanach für 1833.

Ihr holden Sangesgenossen,
So traulich mir einst bekannt,
Wie sind viel Jahre verflossen,
Drin Mancher so fern mir stand!

Aber Eure Lieder tönen
Reich mich an im edlen Chor,
Und den Freundeslenz mich krönen
Fühl' ich jezt noch, wie zuvor.

Mein Chamisso, wackrer Franke,
Gleich mir dem Westen entstammt,
Tief schöpfest Du, tief vom Tranke,
Der glühend die Seele durchflammt.

Ob auch Meinungen uns trugen
Abwärts oft, um Recht und Pakt:
Unsre Frankenherzen schlugen
Wahrlich immer gleichen Takt.

Heil, Eichendorff, grünender Sänger!
Ob Herbst durchhauche den Wald:
Du grünest je frischer, je länger,
In ahnender Elfengestalt.

Ja, der Jugend Lust erwacht mir,
Wo Du tönst, und sey's im Schmerz.
Tagbell wird die finstre Nacht mir,
Strahlt als Mond Dein liebes Herz.

Freund Schwab, den in glücklichen Tagen
Ich einst meinen Gustav genannt,
Noch jezt aus dem Leben voll Klagen
Biet' ich Dir vertraulich die Hand.

Mög' es, Dichter, Dir gelingen,
Als erneuter Orpheus, rein
Leben in den Stein zu singen! —
Starrer doch ist Welt, als Stein.

Und, Houwald, Seele voll Liebe,
Wie labt mich Dein sanfter Akkord!
Ob Sturm über Meere mich triebe,
Du lebtest mir lieblich auch dort.

Blieb' mein Gruß auch unerwidert
All dieß Leben lang von Dir:
Liedespfeil, von Treu' befiedert,
Gibt, schon fliegend, Antwort mir.

Vier hab' ich genannt vor den Andern,
Doch Andern gilt ähnlicher Klang,
Auch Solchen schon mit, die da wandern,
Noch fremd mir erblühend im Sang.

Deute sich's ein Jeder treulich,
Jüngling sey er oder Mann.
Klingt Dir treuer Gruß erfreulich,
Geht auch treuer Gruß Dich an.

De la Motte Fouqué.

Kallendorf.

(Fortsezung.)

Karl faßte sich schnell und sprach von etwas Anderem. Als er mit seiner Frau nach Hause kam, sagte er: „Du hättest uns diese Scene ersparen können, wenn Du offen gewesen wärest.“ Sie fiel ihm weinend um den Hals, erzählte den ganzen Hergang der Sache und fügte hinzu, daß sie im Anfange nur aus Angst vor seinem Zorn geschwiegen habe, dann aber, weil die ganze Sache ihr wirklich unbedeutend erschienen sey. Er entgegnete: „Wenn Du gleich gesprochen hättest, wäre uns beiden viel Herzeleid erspart worden; damals wäre es mir leicht gewesen, einen solchen Schritt zu vergeben; jezt ist mir's unmöglich, ihn zu vergessen.“

Cäcilie weinte viel und war so rührend und lieblich, daß er endlich ganz freundlich wurde und darauf bestand, sie solle am folgenden Tage der Fürstin einen Besuch machen. Sie ward empfangen, als ob nichts vorgefallen wäre, und Goll, der als Vetter der Fürstin fast immer und auch an diesem Tage bei ihr war, half der verlegenen Gräfin über die Unannehmlichkeit des Besuches gänzlich hinweg, indem er das Gespräch alsbald auf das angenehme Leben in Oberösterreich brachte. — Leider zeigte sichs bald, daß die Versöhnung zwischen Karl und Cäcilie keine wahre, dauernde gewesen war, daß er wirklich nicht mehr vergessen konnte. Seit einigen Wochen schon war Graf Breder der deklarirte Liebhaber der Fürstin Sophie; denn so discret zu seyn, wie Kallendorf einst, fühlten sich seine Nachfolger nicht verpflichtet. Eines Abends fragte Karl seine Frau: „Willst Du heute Abend zu Hause bleiben?“ — „Ja,“ erwiderte sie, „ich erwarte Besuch, die Fürstin Sophie will bei mir Thee trinken.“ — „Das ist sonderbar,“ sagte Karl, „Breder hat mir gesagt, er habe dieselbe Absicht.“ — „Nun, so kommen sie beide,“ entgegnete Cäcilie. „Nein!“ fuhr Karl mit grimmigem Blicke auf, „dieß ist mir denn doch etwas zu stark! in meinem Hause sich Rendezvous zu geben!“ Er ging ein paar Mal hastig auf und ab, klingelte und befahl dem eintretenden Bedienten, sogleich der Gräfin Wagen vorfahren zu lassen. Cäcilie stand erschrocken auf und fragte ängstlich: „Karl, was willst Du?“ — „Dich ins Theater führen lassen,“ erwiderte er. Die hellen Thränen in den Augen, sagte sie: „Ich kann wahrhaftig nicht; es ist eine ganz bestimmte Verabredung mit der Fürstin.“ Mit einem Tone, der sie zittern machte, erwiderte er: „Eben deßhalb wirst Du ins Theater gehen! — Glaubst Du, daß ich mein Haus zu Zusammenkünften für diese Person hergeben werde? — Alles das kommt von Deinem heimlichen Besuch bei ihr; hättest Du Deinen Mann nicht hintergangen, so wäre uns auch dieser Auftritt erspart geblieben.“

Mit blutendem Herzen hörte Cäcilie sich ein Vergehen vorrücken, wegen dessen sie sich schon einmal absolvirt glaubte. Sie fügte sich indessen still in das Unvermeidliche und ging in die Oper. Man gab Griselde von Paer. Die Sage von dieser orthodoxen Frau, die den mitunter wahrhaft barbarischen Launen des Mannes Alles opfert, Alles hingibt, ohne je zu murren, ist eine der lieblichsten, und für das weibliche Geschlecht nicht weniger ansprechend, als die Rinaldos und Tankreds für das männliche. In jeder Gestalt, von der alten französischen Romanze an, in welcher Griselda auf die strenge Forderung des unbedingten Gehorsams sanft erwidert: Sire, obéir à ce qu'on aime est bien plus doux que commander, bis zur großen Oper, kann dieser Stoff seine Wirkung nie verfehlen, obgleich derselbe von einem fast vergessenen Dichter, Ludwig Heinrich v. Nicolay, in einer einfach rührenden Ballade wohl am gelungensten behandelt ist. Cäcilie faßte, durch das Beispiel dieses Musterweibes angefeuert, den Vorsatz, jede Härte ihres Mannes ruhig zu ertragen, und empfing ihn mit ungetrübter Miene, als er ihr nach einer Stunde in die Loge folgte. Er dagegen war und blieb still und machte ihr das Herz nicht leichter durch seine Gegenwart. Aber in ein anderes Gemüth, als das seiner Frau, hatte Kallendorf diesen Abend einen glühenden Brand geworfen. Die Fürstin Sophie war höchst gereizt über die Beleidigung, die ihr widerfahren war. Nach einer förmlichen Verabredung so ohne Weiteres von seiner Thüre abgewiesen zu werden, das stach gar zu grell ab gegen die seligen, heimlichen Abende, die sie mit ihm in ihrer Wohnung verlebt hatte. Sie beschloß, Graf Karl, auf den sie alle Schuld schob, zu vergelten, was er an ihr gethan; Graf Goll schien ihr ein passendes Werkzeug ihrer Rache, sie fuhr daher augenblicklich nach Hause, ließ den Vetter zu sich kommen, eröffnete ihm ihr beleidigtes Herz und gab ihm zu verstehen, daß sie ihm die Macht zutraue, dem Kallendorf seine Frau abspenstig zu machen, was dieser als einen pikanten Zeitvertreib für den langen Winter ansah.

Oertzen, der am nächsten Tage Alles, was vorgefallen war, aus Karls Munde erfuhr, würde es, als an sich unbedeutend, gewiß nicht weiter beachtet haben; allein die Art, wie es erzählt ward, zeigte nur zu unverkennbar, daß durch diese geringfügigen Vorfälle die alte Grille des Freundes von Neuem zur heftigen Leidenschaft angefacht war. Als er ihn freundlich zur Ruhe zu ermahnen begann, versicherte Karl, sich alle seine frühern Vorwürfe und Drohungen vorgehalten und recht zu Herzen genommen, ja fortwährend, im Gebet wie im Geräusch der Welt, gegen die Idee, die ihn beherrsche, gekämpft zu haben, aber Alles umsonst. Sein eheliches Glück sey gestört; er fühle selbst, daß er seine Frau wie ein launischer Tyrann behandle, ihre Jugend trübe, ihr Glück untergrabe; allein er selbst sey noch unglücklicher, er führe ein elendes Scheinleben, in welchem ein Gedanke alle andern verschlinge,

und keine Gewißheit könne ihm so schrecklich seyn, als dieser Zustand des Zweifels. Daher bitte und beschwöre er ihn noch einmal, sich seiner anzunehmen und mit Aufrichtigkeit den frühern Plan wieder aufzunehmen, nämlich: alle Künste der Verführung zu versuchen, um zu sehen, ob Cäcilie wirklich mit ächter Liebe an ihm hänge, und erst nachdem er sich am Ziele oder abgewiesen sehe, ihm Leben oder Tod anzukünden. Oertzen, den das bisherige Schweigen Kallendorfs über dessen Seelenverfassung irre geführt hatte, der sich daher jezt plözlich auf eine recht betrübende Weise enttäuscht sah, erwiderte nach einer Pause: „Karl, ich danke Dir mein Leben, und seit einigen Jahren auch den ganzen Reiz desselben; deßhalb will ich, so schwer es mir auch wird, thun, was Du verlangst. Ich will redlich an Dir handeln, so wahr mir Gott helfe; und nun sey ruhig: laß mich gewähren, treibe mich nicht, frage nicht, wie es steht, und füge Dich in Alles, was ich verlange. Mit einem Wort: gieb Dich ganz in meine Hände!“

(Die Fortsezung folgt.)

Neapel und der Vesuv.

(Fortsezung.)

Das ist ein dankbarer Gegenstand, so breitgeschlagen und doch immer neu; da kann man sich als Gelehrten, Romantiker, Helden, Poeten, besonders als Poeten darstellen. Ja, ich habe einen Menschen gekannt, der seine politischen Ansichten ein halbes Leben lang mit sich herumtrug, ohne sie losschlagen zu können, bis er endlich auf dem Vesuv Muth und Gelegenheit fand, mit einem sogenannten großen Manne darüber erst leise, dann laut vor der Welt zu sprechen. Was das poetisch ist! Besonders ist die reizende Gefahr sehr interessant für einen Kraftmenschen, von dem gesprochen werden soll. Zudem haben wir glücklicherweise eine Eruption, und zwar keine alltägliche. Der frische, gedoppelte Lavastrom, der die vorhergehende Nacht den alten, gewöhnlichen Fußweg überfluthet hatte und nun eine Meile über die Einsiedelei hinab mit sehr starker Wendung, wie die zwei-und-zwanziger Lava, nach Torre del Greco läuft, war uns eine liegende, leuchtende Säule, an deren linker Seite hinauf wir den Weg auch ohne Führer sicher gefunden haben würden. Der glühende Fluß liegt in einem zehn Fuß hohen Schollenbette, das er sich selber erst abgesondert, vielleicht, wie der erste freie Blutstrom sich die Ader bildet. Wir stiegen hart unter dem Gluthstrom hinauf, der uns sicher durch jeden Seitenausbruch verschüttet hätte. Da ist aber keine Gefahr; jede Lava dämmt sich selbst, wie jede organische Revolution. Wir gelangten an die Mündungsquelle dieses sonderbaren Stromes, und sahen den glühenden Strich in seiner ganzen Länge durch die Nacht hin ausgegossen. Ruhig war die Quelle und überwallte geräuschlos; nur am Abhang des Berges, wenn sich hin und wieder das glühende Geschiebe angehäuft, rutschten die knorrigen Klumpenmassen, überwarfen sich und donnerten flammend ins Thal. Der Ritter Monticelli hatte uns früher von der radförmigen Fortbewegung der Lava gesprochen; doch bemerkte ich dießmal durchaus kein Rollen, vielmehr ein fortwährendes Schieben und Geschobenwerden. Die Bewegung scheint sich nur nach der Verschiedenheit der jedesmaligen Flußmasse richten zu müssen. Gewiß ist diese höchst verschieden bei den verschiedenen Eruptionen, die nach Breislaks Bemerkung die jedesmaligen Repräsentanten bestimmter innerer geologischer Bildungsverhältnisse seyn müssen. Sicher ist die ießige Lava sehr abweichend in ihren Bestandtheilen von derjenigen, die ich bei einem frühern Ausbruch zu beobachten Gelegenheit hatte, hätte ich auch keine andern Beweise als den Geruch; denn da ist keine Spur von dem früher bemerkten charakteristischen arsenikalischen Knoblauchgeruch; auch der Schwefeldampf ist sehr gering, fast gar nicht bemerkbar. Die gegenwärtige Masse scheint überdieß sehr hart zu seyn; schwere Steine, mit Gewalt darauf geworfen, sprangen winklicht ab; auch gibt sie nicht so leicht ihre Wärme ab, denn man nabt sich ihr auf einen Schritt; einer unserer Gefährten sezte sich sogar auf eine überhängende Schollenbank und spielte mit dem Stocke in der unter ihm fließenden Gluth. Mir kommt es einmal als ausgemacht vor, daß die Lava eben fließt, wie sie kann, und deßhalb gewiß sehr verschiedenartig. Daher die Erscheinungen der stoßenden, schiebenden, radförmigen, flüssigen ꝛc., sogar stäubenden Bewegung, welch leztere zu der abgeschmackten Idee von Wassereruption geführt hat, da sie doch von glühendem, wirbelnden Lavasand herkommt. Soll denn die Natur und ihre Erscheinungen überall ins Gelehrtengeleis gebannt werden?

Endlich kamen wir oben auf dem Rand des alten, großen Kraters an. Hier ließe sich nun, wie es die Gewohnheit mitbringt, eine merkwürdige Connaissance machen, ein gefallener Ministar sprechen, eine reizende Amazone einnehmen, man könnte im Glanze der Dichtung seine Unbedeutenheit sonnen, und das nicht ohne Grund; denn wenn man da oben ankommt, so muß man entweder ein Mann seyn, oder einen lügen. Man ist dem erhabenen Schauspiel nicht gewachsen, man wird erdrückt von dessen Größe; da aber hilft die Eitelkeit, die uns nie fallen läßt, nach und stellt uns auf Stelzen; unser Gesichtskreis wird erweitert, wir sehen mehr, als vorhanden, und schreiben mehr, als wir sehen, d. h. wir schreiben Apokalypsen. Das ist der Ursprung der Vesuvischen Romane. Die Wunder des gemeinen Lebens sind für uns verloren; daher die geckenhafte Betäubung bei außergewöhnlichen Erscheinungen, die doch im gemeinen Leben

fußen. Wir unsererseits fanden leider nur sehr gewöhnliche Leute vor, einige englische Maler, die Rhum wie Wasser tranken, um sich zu erwärmen oder gar zu begeistern, eine zärtliche Französin, welche die Wuth hatte, sich von ihrem Begleiter an eine höhere Randspitze führen zu lassen, trotz des Cicerone's Bemerken, daß weder Gefahr noch Aussicht dort zu finden sey. Ich kannte das Weib, ihr Mann liegt todtkrank in Castellamore; o Weiberbegeisterung! Ich für meinen Theil sezte mich ganz behaglich und unpoetisch neben einige Neapolitaner nieder, von denen die aufrichtigen Reisenden aller Orten berichten, daß sie nicht den Muth haben, ihre Montagna zu besteigen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Post- und Fuhrwesen. Aufhebung von Klöstern.

Aus den mitgetheilten ausführlichen Nachrichten über die Organisation des russischen Postwesens ergibt sich, daß der Betrag des Postportos innerhalb der Grenzen des Reichs sehr gering ist; man zahlt für einen Brief, der ein Loth, oder ein Paket, das ein Pfund schwer ist, für eine Entfernung von 1000 — 1200 Werst nur 60 Kopeken Kupfer (5 Silbergroschen), und nie mehr als einen Rubel Papier (9 Silbergroschen), wenn ein Brief auch 7 — 8000 Werst weit geht. Anders jedoch ist es mit den nach dem Auslande bestimmten Briefen: ein einfacher Brief nach Hamburg z. B. kostet 315 Kopeken Kupfer, nach Frankreich 6 — 7 Rubel, nach Portugal und Spanien 9 Rubel, und das Porto für alle von hier abgehenden Briefe muß auch hier in Petersburg entrichtet werden. Den Schluß dieses höchst reichhaltigen, gemeinnützigen Kalenders machen die Nachrichten über die Diligencen und über die Einrichtung zur Assekurirung der Transporte. Diese Transporteinrichtung ist für Rußland von großem Nutzen. Sie übernimmt es, schwere, schwierig zu verpackende und flüssige Waaren aller Art zu transportiren, welche die Post nicht annimmt, und welche, wenn man sie Fuhrleuten anvertraut, in Gefahr sind, unterwegs gestohlen, verdorben oder verspätet zu werden. Leute gemeinen Standes werden auch bei diesen Transporten, gegen geringe Bezahlung, als Passagiere angenommen. Man kann Sachen und Waaren ohne Assekurirung versenden; geht dann etwas verloren oder leidet Schaden, so treiben die Comptoirs und Sektionen mit Hülfe der Regierung den Werth des Verlornen oder Beschädigten von den Fuhrleuten ein und bemühen sich, die Eigenthümer zu befriedigen. Wünscht aber Jemand ganz sicher zu gehen, so kann er seine Sachen oder Waaren assekuriren; dann zahlt er, außer den Frachtgeldern, noch vom Werth ½ Procent Assekuranz. Wenn assekurirte Sachen verloren gehen oder verdorben werden, wird das Geld unverzüglich nach dem angegebenen Werthe erstattet.

Französische Blätter finden ein Vergnügen daran, Verfügungen der russischen Regierung, die im Geiste der Gerechtigkeit und des Wohlwollens abgefaßt sind, im gehässigsten Lichte und ganz verdreht darzustellen. Unter mehrern ganz falschen Angaben wollen wir nur Eine herausheben und einige kurze Details über den wahren Zusammenhang der Sache geben. Die Gazette de France sagt in einer ihrer Nummern vom November, man habe die Kathedrale zu Wilna zu einem Pulvermagazin bestimmt, die Kirche der heiligen Väter zu Ponewiez in einen Maskeradensaal, in der einzigen Diöcese von Wilna 120 katholische Klöster in russische Kirchen verwandelt und die Priester des lateinischen Ritus mit Priestern vom griechischen vertauscht. Von all diesem, was jeder Unbefangene, der nur einigermaßen mit dem Geiste und den Ansichten der russischen Regierung bekannt ist, selbst gehörig zu würdigen wissen wird, ist nichts wahr, als daß eine gewisse Anzahl russischer Klöster in Weiß-Reussen und in den südlichen Provinzen aufgehoben worden ist. Diese Anordnung aber, weit entfernt, ein Akt der Verfolgung zu seyn, ist nichts als eine einfache Maßregel der Ordnung, dem kanonischen Rechte gemäß, welches vorschreibt, daß eine Klostergemeinde aus nicht weniger als acht Profeßthuenden bestehen soll. Da nun mehrere Klöster dahin gekommen waren, daß sie nur zwei bis drei Mönche zählten, so ließ die Regierung Erkundigungen über den Zustand der römisch-katholischen Klöster einziehen, woraus sich ergab, daß die Hauptursache des Verfalls derselben, welcher öfters schon den Unwillen der römisch-katholischen geistlichen Behörde selbst erregt hat, in der geringen, sich stets noch mindernden Zahl der Profeßthuenden liegt, die schon seit geraumer Zeit in keinem Verhältnisse mehr mit der Menge der vorhandenen Klöster steht. Während Rußland nämlich auf mehr als 35 Millionen Bekenner des griechisch-russischen Ritus etwa 400 Klöster zählt, hatte es auf etwa 2½ Millionen Katholiken 500 katholische Klöster, folglich ein Kloster auf ungefähr 8000 Katholiken, während bei den erstern ungefähr auf 100.000 nur ein Kloster kam. Viele dieser katholischen Klöster liegen in Gegenden, wo fast die ganze Bevölkerung nicht zu ihrer, sondern zur griechisch-russischen Kirche gehört. In Lithauen und Samogitien, deren Bewohner sich fast durchgängig zum römisch-katholischen Glauben bekennen, kommt auf 20.000, ja sogar auf 40.000 Katholiken nur Ein Kloster, während in den südlichen Gouvernements und in Weiß-Reussen, wo fast die ganze Bevölkerung griechisch-russisch und griechisch-unirt ist, ein Kloster auf 3000 und selbst 1000 Einwohner gerechnet werden kann, die von der Weltgeistlichkeit bedienten Pfarrkirchen nicht mitgezählt. Natürlich, daß hier die Mönche schon durch die Lage ihrer Klöster zum Müßiggange verleitet werden mußten, ihren Nebenmenschen keinen Nutzen brachten und öfters denselben zur Last fielen. Viele Klöster enthielten, wie gesagt, nicht einmal die kleinste Zahl von Mönchen, die Papst Benedikt XIV. selbst im Jahr 1744 für die Fortdauer eines Klosters vorschrieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 55:

i	a
e	b

Unendlicher Logogriph.

Schneide den Kopf mir weg und setz' ihn hinten am Schwanz an:
War ich Stange zuvor, werd' ich ein Adler anjetzt.

Raube dem Räuber den Kopf und heft' ihn wieder dem Schwanz an:
Sieh da! im Augenblick wird er ein Papagey seyn.

Schneidest du nun dem Papagey selbst den geschwätzigen Kopf ab:
Hinter mit ihm: so erstehst Stange der Segel im Schiff.

Fährst du so immer fort mit Kopfabschneiden und Ansatz:
Reicht auch unendlich Papier nimmer zum längsten Geschäft.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. März 1833.

— Die heil'ge Ehre seiner selbst
Und seiner Gattin gibt er Preis dem Leumund,
Deß Stachel schärfer als das Schwerdt, und nie
(Denn wie die Sachen stehn, so ist's ein Fluch,
Daß man ihn nicht dahin bringt,) reißt er aus
Die Wurzeln seines Wahns.

Shakespeare.
Wintermährchen.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Karl versprach Alles und war von dem Augenblicke an wieder heiterer und nachsichtiger gegen die Thorheiten der Menschen. Nach einigen Tagen besuchte er selbst mit seiner Frau die Fürstin von Salvaggio und entschuldigte ihr neuliches Ausfahren durch ein Mißverständniß. Sophie nahm die Entschuldigung freundlich an, obgleich sie sehr wohl wußte, was sie davon zu denken habe. Die neue Lage, in welche Oertzen sich versetzt sah, veranlaßte ihn natürlich, sich viel an Cäcilie zu halten; aber er fand fast immer Goll an ihrer Seite. Dieser begleitete sie nicht nur ins Theater und wieder nach Hause, führte sie in allen Gesellschaften zu Tische, oder stand hinter ihrem Stuhle am Thee- und Spieltisch, sondern er besuchte sie auch täglich in ihrem eigenen Hause; kurz, er that Alles, was, nach Kallendorfs Meinung, Oertzen hätte thun sollen. Karl aber bemerkte von Allem dem nichts, denn er vernachläßigte seine Frau gefliſſentlich, um sie ganz sich selbst zu überlassen, und sie — genoß arglos der Freuden des Lebens, sah sich manchmal, wenn sie sich des männlichen Schutzes bedürftig glaubte, nach Kallendorf um, und nahm, wenn dieser nicht in der Nähe war, unbefangen den Arm, der sich ihr zuerst darbot, und das war fast immer Golls. Mit Unmuth bemerkte Oertzen die Emsigkeit, mit welcher der neue Anbeter ihr seine Huldigungen darbrachte, und wie es ihm gelang, sie nach und nach in immer nähere Verbindung mit der Fürstin Sophie zu ziehen, wo viele ästhetische Abende verbracht wurden, die Cäcilien unwiderstehlich zu fesseln schienen. Kallendorf war nie gegenwärtig dabei, er vermied die Fürstin noch immer, wenn er irgend konnte; um so mehr fühlte sich Oertzen bewogen, sich in den Zirkel einzudrängen, und sobald jener erfuhr, daß Cäcilie und Oertzen sich bei der Fürstin träfen, gab er die häufigen Besuche ohne Murren zu. Es ward oft gelesen, und immer erhielten Cäcilie und Goll die Rollen der Heldin und ihres Liebhabers; beide lasen mit Gefühl, und wenn Goll mit leidenschaftlichen Blicken an ihr hing, wurden dieselben oft mit gütigen, theilnehmenden erwidert. Dem armen Oertzen ward immer banger ums Herz, er überlegte Tag und Nacht, was zu thun sey, fand aber vor der Hand nichts nöthiger, als unaufhörlich zu wachen. „So hat denn," sagte er sich, „der edelste, beste Mensch durch die eine unbegreifliche Grille den Teufel am Ende selbst beschworen, den er verbannen wollte. Nur seine Launen und seine Vernachläßigung haben die arglose, liebenswürdige Frau dahin gebracht, daß ihr Herz sich wirklich von ihm wendet; aber nicht, wie er es berechnete, denn das Schicksal spottet immer des vorwitzigen Menschen." Uebrigens ging durchaus nichts vor, was sich geradezu als tadelnswerth hätte bezeichnen lassen.

Man sang, las, sprach und lachte, und das Alles mit einer Feinheit, mit einem Geschmack, wie es nur in den gebildetsten Kreisen möglich ist; es war ein kleines Athen in Aspasiens vertrautesten Gemächern, wo namentlich über die Dichter unserer Zeit manches geistreiche Urtheil gefällt ward, das Oertzen wohl hätte niederschreiben können, damit wir uns im Stande sähen, es den Lesern mitzutheilen. So viel uns davon bekannt ist, war Goll ein großer Bewunderer von la Motte Fouqué, mit seinen ritterlichen Gestalten und kühnen Verwicklungen. Oertzen dagegen haßte diesen Schriftsteller, was manchen lebhaften Streit veranlaßte, der von den Frauen entschieden oder noch mehr verwirrt wurde. Einst sagte Goll: „La Motte Fouqué kann ohne Zweifel neben die besten Dichter unserer Nation gestellt werden.“ — „O ja, im Bücherschrank,“ entgegnete Oertzen in seiner trockenen Manier. Die Fürstin, die diesen Witz noch nicht gehört hatte, sagte: „Man weiß den Propheten daheim nie zu schätzen. Was Graf Oertzen da sagte, ist so fein und witzig, wie irgend ein gedrucktes Bonmot, und morgen ist's vergessen.“ — „Und wenn es wirklich ein unsterbliches Wort wäre,“ sagte er galant, „es hätte seinen schönsten Augenblick eben jetzt durch Ihren Beifall.“ — „Wie altmodisch!“ erwiderte sie. „Um wieder auf la Motte Fouqué zu kommen,“ sagte Cäcilie, „meine Schwester schrieb mir neulich, daß er in Norddeutschland nicht weniger enthusiastische Verehrer habe, als Sie sind, Graf Goll. Bald nach der Einnahme von Paris machte er von dort eine Reise nach Holstein, wo er nach wenigen Tagen gar possirlich wie ein gerupfter Hahn umher ging, weil die Damen, um ein Andenken von ihm zu haben, seinen Federbusch plünderten. Aber darum bin ich nicht weniger Ihrer Meinung; er ist gewiß ein großer Schriftsteller, schon durch seine Undine, und sollte es nicht entgelten, wenn Manche sich durch übertriebene Verehrung lächerlich machen. Wie ungerecht wäre es, ihn weniger zu bewundern, weil Andere es zu viel thun.“ — „Ja, wer das Maaß seiner Bewunderung immer bestimmen könnte,“ sagte Goll seufzend vor sich hin, „das wäre ein glücklicher Mensch!“ — „Hat es Sie schon einmal zu tief getroffen, lieber Vetter?“ sagte die Fürstin, um die sehr deutliche Beziehung noch handgreiflicher zu machen. Cäcilie sah verlegen vor sich hin, Oertzen ärgerlich, denn ihm schien gar zu viel Absicht in der gezwungenen Sentimentalität zu liegen. Goll seufzte tiefer. „Nun, Antwort!“ fuhr die Fürstin fort, „berichten Sie, aus welcher Wunde fließt denn das Blut?“ — „Ach!“ erwiderte er, „die Wunde ist groß, weil sie so klein ist.“ — „Wie groß würde sie erst seyn, wenn sie gar nicht wäre!“ setzte Oertzen in ähnlichem Tone hinzu. — Cäcilie brach in lautes Lachen aus und Goll lachte mit, biß sich aber dabei in die Lippen. Die Fürstin sagte: „Wahrhaftig, Oertzen, Sie sind heute unübertrefflich, ich liebe Sie trotz meiner selbst.“ — „Dießmal,“ antwortete er, „müssen Sie einen alten Witzkopf statt meiner lieben, denn das letzte Bonmot war wirklich nur ein Etat, ich war gar nicht zu Originalwitz aufgelegt.“

Als die Gesellschaft bald darauf auseinanderging, nahm er sich vor, das Treiben der Fürstin wo möglich keinen Tag mehr aus den Augen zu lassen. Kallendorf suchte inzwischen seine innere Unruhe hinter äußerer Sorglosigkeit zu verstecken; aber sein Gemüthszustand war wirklich bedauernswerth. Ob Krankheiten, wie die seinige, ein Unglück sind, das der Himmel über uns verhängt, so daß es Jeden treffen kann, oder ob sie nur in eigener Verschuldung ihren Keim haben, das ist eine Frage, die man vor Zeiten gewiß im Sinne der letzteren Voraussetzung entschieden hätte; jetzt aber, wo so manche Sünde als Monomanie betrachtet oder doch dargestellt wird, glauben wir etwas Aehnliches für unsern Freund in Anspruch nehmen und ihn dadurch in den Augen der Welt entschuldigen zu dürfen. Was ihn selbst anbelangt, so fühlte er in der Idee, die ihn beherrschte, keine Gewissensbisse, sondern nur die peinliche Unmöglichkeit, sich davon loszumachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapel und der Vesuv.

(Beschluß.)

Der alte große Krater, der vor zwei Jahren ein ungeheurer leerer Kessel war und nur auf seinem Grunde, in den man hinabsteigen konnte, einige kochende Schlünde hatte, hat sich in sehr kurzer Zeit bis an den Ring hinauf mit Lava angefüllt. Diese Masse, glühend in der Tiefe, ist auf ihrer Oberfläche zum Theil erkaltet, zum Theil in eine Menge flammender Risse gesprengt; sie ist an verschiedenen Punkten über den Rand des Kessels ausgetreten und fließt besonders auf der östlichen Seite nach Ottajano hinunter in mehreren Strömen, die viel mächtiger sind, als die beiden vordern, die nach Torre del Greco hinunter laufen. Ungefähr in der Mitte dieser Lavamasse hat sich nun allmählig ein neuer, kleinerer Kegel nach Art des alten aufgeworfen und trägt jetzt den eigentlichen thätigen Krater in sich. Derselbe erhöht und dehnt sich zusehends aus, und muß allem Anscheine nach, wenn er so zu schaffen fortfährt, seine Linien mit denen des großen Kegels vereinigen, kurz, einen einzigen Berg mit ihm ausmachen, so daß der Vesuv wieder ungemein an Höhe gewinnen wird.

Das merkwürdigste Phänomen dieser unserer Eruption ist gewiß die gegenwärtige äußere Gestaltung des Vesuvs selber; sie dürfte vielleicht Berücksichtigung verdienen und besonders nicht so ganz zufällig seyn, als es geradehin

scheinen möchte. Göthe hat zu seiner Zeit schon die nämliche Katastrophe gesehen und dieselbe sehr treu beschrieben. Mittlerweile ward der ganze Kessel wieder ausgebrannt, leer, voll, fiel, stieg in sehr verschiedenen, aber immer ganz regelmäßigen und einander bedingenden Formen. Die aufgezeichneten metereologisch-statistischen Beobachtungen über diese äußern Formveränderungen sowohl als auch über die Vorboten, Symptome, Nachläufer der Ausbrüche, über die Paroxysmen und Remissionen derselben, deuten auf einen systematischen Entwicklungsgang des ganzen vulkanischen Prozesses hin, und wenn wir dann bedenken, daß schon Plinius den Berg in seinem Verhalten ganz so beschreibt, wie es in neuerer Zeit beobachtet worden, so könnte man leicht versucht werden, anzunehmen, daß hier von Bildung zur Zerstörung hinüber ein eigenthümlich gesetzlicher Gang, ein bestimmter, natürlicher, gleichsam organischer Formationswechsel vorwalte, der freilich nicht durch bloße Höhenmessungen und malerische Expositionen von kleinlichten Terrainsverschiedenheiten, sondern durch eine treue, allgemeine Auffassung der Physionomie und der Lebensäußerungen einer jedesmaligen Eruption ergriffen und in ein kritisches Licht gestellt zu werden verdiente. Die immer wiederkehrenden, einander wechselseitig verschlingenden und gebärenden Bildungsperioden des Berges sind ein wahres und treues Bild des Kreislaufes der Weltgeschichte.

Der junge Kegel hat nun das Feuerhandwerk seines Vaters übernommen und schafft recht munter fort; bis in unsere Nähe jagte er seinen schweren Gluthregen. Nachlassend und wieder aufbrausend, als hätte er Athem geholt zu seinen Anstrengungen, schien er einige Male sogar fürchterlich werden und uns Angst machen zu wollen; es war aber leider keine Gefahr vorhanden, wie sie doch die Französin zu wünschen schien. Zwei junge Schweizer suchten jedoch die Gefahr auf, die die Dame erwartete. Ihre Idee war, über die Lavadecke weg, die, wie Eis über einem See, über der siedenden Masse lag, bis an den kleinen Kegel vorzudringen. Der geringste Zweifel in ihr Vorhaben war Grund genug für sie, dasselbe auszuführen. Sie liefen, gleich Orpheus, in die Hölle, ohne jedoch für eine geliebte Euridice getrieben zu werden. Ihr Ziel ist über zweihundert Schritte entfernt; nun denke dir die Lavadecke überall von flammenden Schlünden zerrissen, die sie oft weit umgehen müssen; die Decke selber schwankt bei jedem Fußtritte; plötzlich, nur durch dumpfes Tosen mahnend, bricht links und rechts der erstickende Rauch, das versengende Flammengestöber hervor; sie stehen auf einem losgetrennten Stück — es bewegt sich vorwärts, sie fahren — da gilt's, über den gähnenden Abgrund zu springen. Je näher sie rücken, desto größer die Gefahr; jezt ersteigen sie den ersten Ring, der von dem zirkelförmig fallenden, schwereren Gluthhagel wie ein Wall aufgeworfen worden; sie dringen innerhalb der Schußlinie hinab; bald stehen sie am Fuße des donnernden Kegels, aber ein flammender Cocytus umgürtet die höllische Werkstätte, sie können nicht weiter und bringen ihre elende Beute, einige Schwefelstücke, wie der Alpenjäger ein armselig Grattier, von dem lebensgefährlichen Waguiß zurück, Gesicht und Haare verbrannt, Hut und Sohlen eingeäschert. Unsere Angst um sie war so groß, als ihre Verwegenheit; häufig waren sie uns aus den Augen verschwunden, entweder hinter Lavahaufen, oder im Rauch versteckt. Was das liebe, derbe Trotzköpfe sind! Als wir die jungen Helden hinlänglich gelobt und getadelt hatten, ritten wir Alle zusammen, mit Asche wohl bepudert, auf unsern Stöcken zum Waldbruder hinunter.

Am meisten für Vulcanologie haben hier der Mineralog Ritter Monticelli, der wohl das schönste vulcanische Museum besizt, und der Chemiker Covelli gearbeitet; ihre Schriften sind klassisch, was sie nicht nur den angestrengtesten, fast tagtäglich unternommenen Beobachtungen, sondern noch mehr dem wirklich wissenschaftlichen Streben, das sie auszeichnet, zu verdanken haben. Covelli, der Freund Davys und Humboldts, ist leider vor einiger Zeit, in seiner schönsten Lebensblüthe, gestorben; der alte Monticelli lebt noch wie ein Jüngling seinen Studien. Er ist einer jener Schilde, die Neapel gegen die witzelnden Kritiken der vorübersummenden Fremden beschüzen; er hat in frühern Zeiten für sein Volk gelitten, jezt lebt er nur der Wissenschaft.

Göthe spricht in seinen Briefen aus Neapel von einer tropfsteinförmigen Bekleidung einer vulkanischen Esse, die durch die allerfeinsten vulkanischen Ausdünstungen gebildet worden sey; diese allerfeinsten vulkanischen Ausdünstungen sind salzsaure Säze, in ungeheurer Menge vorhanden und mit Metallen verschiedentlich gefärbt. Die Analysen der verschiedenen Laven und Lavenbestandtheile werden hier sehr fleißig und tüchtig gemacht; aber der Chemie, so viel sie auch verspricht und auch leisten sollte, traue ich nicht mehr so ganz, seitdem sie Alles machen kann, was sie will, im Gegensatz zu der Alchimie, die nicht fand, was sie suchte. Ueber den eigentlichen Ursprung des vulkanischen Feuers kann dir unser Pfarrer, der nie stecken bleibt, wo es sich um Beweise handelt, noch immer bestimmtere Auskunft geben, als ich. Er hat früher in der Christenlehre so was von Sodoma und Gomorrha mit der Vulcanologie verflochten, und siehe da, seine Verwandten hier haben ganz und gar die nämliche Exegese über den Untergang von Pompeji und Herkulanum unter die Menge gebracht, und halten die lebenslustigen Neapolitaner mit diesem einleuchtenden Dogma im Zaume. Die Dummköpfe sind nur darum so zuversichtlich und tongebend, weil sie einander aller Orten verstehen, was

bei den Gelehrten so selten der Fall ist. Ich habe übrigens die grobe Ansicht von einem Steinkohlenbrande, die mir Lippi angeschwazt hat und die ich wie ein Heiligthum vertheidigt habe, aufgegeben, die Neptunisten, die mich mit den oben angeführten salzsauren Salzen so lange gefangen hielten, verlassen und bin zu den Vulcanisten übergelaufen. Der feurige Erdmittelpunkt, den ein theologischer Professor in der Schweiz ebenfalls, aber unter einem andern Namen, nämlich als Hölle, anerkennt, erklärt leicht, allgemein und viel; denn man muß am Ende doch etwas glauben, wenn man nichts weiß.

Abschied.

Nun gürte, Liebste, gürte zur Reise mich,
Um Brust und Hüfte schlinge mir fest den Gurt,
Und schenke, Liebste, mir noch einmal
Hier an der Schwelle den Wein des Abschieds,

Voll bis zum Rand' und daß es darüber geht:
Rubin der Becher, aber der Wein ein Kuß;
Der Gurt ein Armumfang, daran ich
Ewig gedenke mit süßen Schauern.

W. Wackernagel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Aufhebung von Klöstern. Pferderennen.

Im zweiten Theil der von Pabst Benedikt XIV. bei dieser Gelegenheit erlassenen Bulle heißt es unter anderm: „Wir haben erfahren, daß mehrere Klöster der polnischen Provinz in die höchste Armuth versunken und kaum zwei oder drei Mönche zu unterhalten im Stande sind; in solchem Falle verordnet das kanonische Recht, mehrere Klöster in eins zu vereinigen, so daß zehn oder mindestens acht Mönche in einem Kloster beisammen leben.“ — Demnach hat der Kaiser verordnet, daß diejenigen katholischen Klöster, in denen die Zahl der Mönche nicht vollständig ist, und solche, die mitten in griechisch-russischen und griechisch-unirten Ortschaften liegen, deren Mönche mithin in Gemeinden einer ihnen fremden Konfession nie in den Fall kommen; ein geistliches Amt auszuüben, aufgehoben, die Mönche in andere fortbestehende Klöster versetzt, die Klosterkirchen in solchen Gemeinden, wo wenigstens hundert katholische Einwohner sind, die eigene Häuser besitzen, in Pfarrkirchen verwandelt und die Gebäude der aufgehobenen Klöster zu milden Stiftungen oder gemeinnützigen Einrichtungen verwendet werden sollen. Die baaren Kapitale der aufgehobenen Klöster sind alle ohne Ausnahme zur Hülfskasse geschlagen, die der katholische Klerus in Rußland besitzt, und die sowohl dazu dient, gebrechliche Geistliche zu unterstützen, als auch die Fonds der Seminarien zu bereichern. Dieß Unterstützungskapital für ärmere katholische Kirchen und Klöster ward nämlich aus dem Ueberschuß der Einkünfte reicherer katholischer Kirchen gebildet. Dieser von sechs Eparchien bestrittene Beitrag, der am 1sten Januar 1823 seinen Anfang nahm, gibt jährlich eine Summe von 5575 Rubel Silber. Jezt beträgt dieses Kapital, mit Einschluß der im Jahr 1829 aus dem Reichsschatz bewilligten Summe von 100.000 Rubel Banko, schon 350.000 R. B. und wächst nun, durch die Kapitalien der aufgehobenen Klöster, bis zur Summe von 4.850.000 R. B. an. Das unbewegliche Vermögen und sonstige Eigenthum der eingehenden Klöster ist der Krone zur Verwaltung übergeben, jedoch unter der Bedingung, daß die Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken, namentlich zu Schulen, statt der bisher bestandenen Klosterschulen, verwendet werden. Das Eigenthum der römisch-katholischen Klöster besteht in Vorwerken, Ackerland, Wiesen, Waldungen, Dörfern mit Bauern und in baaren Kapitalien. Diese Güter haben die Klöster auf verschiedenen Wegen erlangt, zum Theil durch das Traditionsrecht, zum Theil als Wiederkauf, die meisten aber wurden ihnen testamentarisch vermacht, unter der Bedingung, daß Seelenmessen gelesen oder gottgefällige Anstalten unterhalten würden. Der Gesammtbetrag der Kapitalien der Klöster ist 49.137 Dukaten, 63.125 Thaler, 2.173.490 Rubel Silber; ferner 29.242 männliche Erbleute, von denen in Weiß-Reussen und den drei Südgouvernements sich fast alle zur griechisch-russischen Kirche bekennen. Hiervon gehörten den aufgehobenen Klöstern 13.098 Bauern, 7278 Dukaten, 2600 Thaler und 1.166.765 Rubel Silber. Was die wohlthätigen Anstalten und Schulen der aufgehobenen Klöster betrifft, so wird die Sorge für erstere der geistlichen Ortsobrigkeit, für leztere dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts anheimgestellt. Die Klostergebäude sind, mit Ausnahme der Wohnungen der Priester derjenigen Kirchen, welche für Pfarrkirchen erklärt worden, zu gemeinnützigen Anstalten bestimmt, in jeder Eparchie aber ist ein Kloster für die Bedürfnisse der Geistlichkeit selbst, und namentlich zu Versorgungsanstalten bejahrter und an unheilbaren Krankheiten leidender Kirchendiener vorbehalten.

Auf Veranstaltung der Regierung werden in verschiedenen Gegenden des Reichs Pferderennen angestellt. Dergleichen fanden den verflossenen Herbst z. B. in Jekaterinoslaw und Cherson statt. Der erste Preis bestand aus einer silbernen Vase, 1500 Rubel an Werth, der zweite in 500 Rubel. In Neu-Tscherkask war im Oktober ein Pferderennen bei dem Obrist Orlow. Die Rennbahn maaß 21 Werst; von 12 Rennern legten dieselbe 3 in 36 Minuten zurück. Die Besitzer sämmtlicher Renner kamen überein, daß Jeder derselben einmal im Jahre ein Pferderennen bei sich anordnen und die Liebhaber dazu einladen wolle, um immer besser die Schnelligkeit und Kraft der Pferde kennen zu lernen, an denen Rußland vor vielen andern Ländern reich ist. — Auch in Orenburg hat die dortige Regierung die Kosaken des Uralschen Heeres aufgefordert, die Pferderennen wieder ins Leben zu rufen, welche von Alters her ein Lieblingsvergnügen der kriegerischen Bewohner des Urals waren. Am 15ten September ging dieser Wunsch in Erfüllung. Der Gebieter des westlichen Theils der kleinen Horde der Kirgis-Kaissaken, von der Heeresobrigkeit eingeladen, kam mit einem ansehnlichen Gefolge. Zum Rennen wurden 30 Pferde aus den Gestüten des Uralschen Heeres und 13 Kirgisische Pferde auserlesen, die von jenen abgesondert rannten. Die Rennbahn betrug 16 Werst. Um 11 Uhr wurden die Uralschen, eine Viertelstunde später die Kirgisischen Pferde losgelassen. Die Vordersten der erstern erreichten in $22\frac{1}{2}$, die der leztern in $21\frac{1}{2}$ Minuten das Ziel, und ihre Besitzer empfingen auf der Stelle die ausgesezten Preise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. März 1833.

Wohl manches Land der lebenden Erde möcht'
Ich sehn; doch sieh ist immer nicht eines mir,
Wie jenes, wo die Göttersöhne
Schlafen, das trauernde Land der Griechen.

Hölderlin.

Der Briefwechsel zwischen dem Tübinger Professor Martin Krusius und einigen gelehrten Griechen zu Konstantinopel, in Beziehung auf den Zustand Griechenlands und der Griechen im sechzehnten Jahrhundert.

So sehr das alte Griechenland seit Wiederherstellung der Wissenschaften die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen, so sehr seine Literatur und Kunst ihren Fleiß, Forschungsgeist und Scharfsinn in Anspruch genommen hatte, und ein so helles Licht durch fortgesezte Bemühungen über das Leben jenes Volkes in allen seinen Beziehungen verbreitet wurde, so wenig war das neuere Griechenland einige Jahrhunderte hindurch berücksichtigt und so dunkel und unbekannt waren sein Zustand und seine Schicksale. Weitläuftige Untersuchungen wurden über die Lage dieses oder jenes alten Ortes, über die Abstammung dieser oder jener alten Völkerschaft, über den Ursprung dieser oder jener Sitte angestellt; was aus Athen und Sparta geworden, ob die Nachkommen der Sieger von Marathon und Salamis nur noch existiren und unter welchen Bedingungen sie existiren, darüber suchte Niemand Auskunft. Ein Masse von Gelehrsamkeit wurde auf die Aufhellung der griechischen Geschichte, Literatur und Kunst, Mythologie und Alterthümer verwendet; ob jezt die Stille des Grabes, die Finsterniß der Barbarei, ob das Kreuz oder der Halbmond in jenen klassischen Gefilden herrsche, dieß interessirte Niemanden. Man sprach von dem ruhigen Flusse der Sprache Herodots, dem kräftigen Ausdrucke eines Thucydides, der sanften Anmuth eines Xenophon; welche Laute jezt gehört werden an jenen Orten, wo der gefeierte Jonier dem bewundernden Volke seine Geschichtsbücher vorgelesen, wo der ernste Athener seine Geschichte und der herrliche Führer der Zehntausende seinen Zug und des Sokrates Lehren niedergeschrieben, darum bekümmerte man sich nicht. Die Kunde, welche zuweilen ein Wanderer aus Europas Osten brachte, betraf nur Konstantinopel und seine Umgebungen; das eigentliche Griechenland war für das übrige Europa in dasselbe Dunkel gehüllt, wie Europas Westen zur Zeit Homers für die Griechen. Der erste Gelehrte, welcher über das neue Griechenland sich Licht zu verschaffen suchte, ist der bekannte Tübinger Professor Martin Krusius, in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, ein enthusiastischer Verehrer von Allem, was griechisch war und griechisch hieß; selbst die Predigten, welche er anhörte, schrieb er griechisch nach bis zur Zahl von siebentausend. Diesem gelang es, mit dem Patriarchen zu Konstantinopel und einigen Gelehrten daselbst einen Briefwechsel anzuknüpfen und auf diesem Wege Nachrichten über das neue Griechenland und die kirchlichen und politischen Verhältnisse desselben zu erhalten. Dieser Briefwechsel ist

bis jezt nur für die Geschichte der kirchlichen Verhandlungen zwischen Tübingen und Konstantinopel benüzt; die in demselben enthaltenen Nachrichten über Griechenland und seine Bewohner, ihre Sprache ꝛc. wurden nicht einmal in neuester Zeit beachtet. Ich versuche es, sie zu geben, nebst einer kurzen Geschichte dieses Briefwechsels, besonders so weit in derselben der Geist des Volks und der schreibenden Personen charakteristisch sich ausspricht. *)

Kaiser Maximilian II. schickte im Jahr 1573 den Freiherrn David von Ungnad als Gesandten nach Konstantinopel. Dieser bat sich von der theologischen Fakultät zu Tübingen einen tüchtigen, kenntnißreichen jungen Mann aus zum Prediger auf seiner Reise und während seines Aufenthaltes zu Konstantinopel. Die Fakultät schlug ihm den Magister Stephan Gerlach vor. Martin Kruſius beschloß, diese Gelegenheit zu benützen, „um sich von dem Zustande des griechischen Volks, seiner Sprache, der griechischen Kirche und andern Verhältnissen Kenntniß zu verschaffen und den Griechen Glück zu wünschen, wenn sich noch einige Trümmer der alten Herrlichkeit bei ihnen vorfinden sollten.“ Da er Niemanden zu Konstantinopel kannte, sondern nur wußte, daß ein Patriarch sich daselbst befinde, so wandte sich Kruſius an diesen, wiewohl er ihm sogar dem Namen nach unbekannt war, und ließ ihm durch Gerlach einen vom 7ten April 1573 datirten Brief einhändigen. Kruſius äußert unter Anderm in demselben, „daß nicht unbescheidene Neugierde ihn zu seinem Schreiben veranlasse, sondern eines Theils wolle er den Griechen Glück wünschen, daß das Christenthum noch nicht bei ihnen erloschen sey — er habe früher geglaubt, die christliche Kirche sey in jenen Gegenden ganz ausgerottet, später aber habe er erfahren, daß noch ein Funke des Christenthums bei ihnen glimme und daß ein Patriarch ihrer Kirche vorstehe — anderntheils wolle er sie seiner Liebe zu Griechenland, dessen Sprache und Wissenschaft er den größten Theil seines Lebens gewidmet habe, und seiner Theilnahme an dessen Schicksale versichern.“ Um dem Patriarchen einen Begriff von der evangelischen Lehre und von seinem Eifer für das Griechische zu geben, legte Kruſius eine, von dem Tübinger Kanzler Jakob Andreä bei Gerlachs Weihung gehaltene, von ihm in das Griechische übersezte Rede bei. Sie hatte die Worte des Evangeliums Johannis X. 12. „ich bin der gute Hirt,“ zum Gegenstand. Gerlach kam den 6ten August in Konstantinopel an. Der Patriarch nahm ihn sehr zuvorkommend auf und versprach Beantwortung des Schreibens. Nach Gerlachs Entfernung las der Patriarch das Uebersandte, erstaunte aber nebst mehrern gerade anwesenden Griechen nicht wenig über die Predigt. Kruſius hatte ihrer in dem Briefe nicht näher erwähnt, sondern nur den Zweck ihrer Uebersendung lateinisch beigesezt. Dieß hatten die Griechen entweder nicht bemerkt oder nicht verstanden; kurz, sie sahen in der Predigt eine Aufforderung der Deutschen an den Patriarchen, sein Amt mit mehr Eifer und größerer Thätigkeit zu versehen. Der Rhetor des Patriarchen und Gerlach lösten endlich das Mißverständniß. Ohne noch eine Antwort erhalten zu haben, schrieb Kruſius im März 1574 einen zweiten Brief an den Patriarchen, welchem wiederum eine griechisch nachgeschriebene Predigt beigelegt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Um das nationelle Gepräge nicht zu verwischen, habe ich, so viel möglich, wörtlich übersezt und einige Stellen der Briefe beibehalten, welche nicht unmittelbar den angegebenen Zweck berühren.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Während dessen hatte sich Baron Kurzdorf, den wir auf Amsee flüchtig haben kennen lernen, in der Nähe dieses Gutes angekauft. Er schrieb an Kallendorf, er sehe als wohlinstallirter Nachbar seiner und seiner Familie Rückkehr nach Amsee freudig entgegen und hoffe, sie werden nicht erst den Sommer abwarten, sondern mit den ersten Schneeglöckchen zu ihm hinauseilen. Zu dieser freundlichen Aufforderung kam bald noch eine andere, stärkere. Oertzen, der die Leseabende bei der Fürstin Sophie eifrig besuchte, bemerkte bald, daß sie Cäcilien und Goll auf alle Weise zusammen zu bringen suchte, und bekannt mit allen Verhältnissen der Vergangenheit, wußte er den Schlüssel zu dieser unedlen Verfahrungsart leicht zu finden. Er war im Innersten empört über diese Frau, die ihm einst so angenehm gewesen. Was ihn aber tiefer noch bewegte, war die Entdeckung, daß Cäcilie offenbar anfing, sich für Goll zu interessiren. Er glaubte zwar fest, daß ein Wüstling, wie er, sie nie auf die Länge fesseln würde; aber ihre große Jugend und Lebhaftigkeit, bei der gänzlichen Vernachläßigung von Seiten des Mannes, erregten doch mancherlei Besorgnisse in ihm. Er war überzeugt, daß Cäcilie den besten Willen habe, daß sie den Gedanken einer Untreue nicht nur verabscheue, sondern daß derselbe ihr noch nie in den Sinn gekommen sey; aber zugleich bedachte er die Gebrechlichkeit aller Menschen und die ganz eigene Lage, in welcher sie, ihr selber unbewußt, sich befand. Er glaubte, und entschiedener noch als ihr Mann, daß sie allerdings fähig sey, einer Verführung zu unterliegen; aber er glaubte dieß ohne Unterschied von allen Menschen und meinte, Jeder habe seinem Gott zu danken, wenn es ihm gelungen sey, der Versuchung zu widerstehen, weil sie vielleicht nicht zur rechten Stunde, oder unter den rechten Umständen gekommen war. Daher schien es ihm auch so frevelhaft

an seinem Freunde, nicht nur von seiner Frau eine an sich übermenschliche Festigkeit zu verlangen, sondern sogar die Umstände und die Stimmung herbeiführen zu wollen, die zwei gute Menschen zu den elendesten machen konnten. In diesen Verhältnissen hielt er ein keckes Eingreifen nicht für unrecht, selbst wiederum von einer andern menschlichen Schwäche verführt, die uns gar zu leicht verleitet, die Rolle des Schicksals übernehmen zu wollen. — In Folge dieser Reflektionen ging er am folgenden Morgen zu Kallendorf und erklärte ihm: hier im Geräusche der Stadt lasse sich zur Ausführung seines Planes nichts Ordentliches anfangen; er sehe Cäcilie kaum ohne einen ganzen Schwarm von Anbetern, die sie überall umringen; daher bitte er ihn, seine Abreise aus der Stadt zu beschleunigen, damit er ihr Gemüth in der Stille des Landlebens besser erproben könne. Graf Karl sah ihn scharf an und sprach: „Oertzen, Du bist stark in Deinen Forderungen und verlangst mein Vertrauen so unbedingt, daß Du einen sehr hohen Begriff von demselben haben mußt. Doch Du sollst Dich darin nicht getäuscht sehen; in vierzehn Tagen werde ich mit Cäcilie abreisen, Du magst dann folgen, sobald Du es für gut hältst.“

Cäcilie empfing diese Nachricht sehr unmuthig, zumal ihr natürlich kein anderes Motiv anvertraut ward, als die Bitte des Baron Kurzdorf; Goll und die Fürstin aber waren au désespoir, um so mehr, da Oertzen jedes tête à tête zwischen jenem und Cäcilien zu verhindern wußte. Er paßte auf wie ein Argus und die Fürstin fing an, sich in Betreff ihrer getäuschten Erwartungen hinsichtlich Golls zu trösten, weil ihr die Gefahr, von Oertzen geliebt zu werden, für Cäcilie noch näher erschien, und weil ihr nur daran lag, sich an Kallendorf gerächt zu sehen, gleichviel durch welches Mittel. Die vierzehn Tage waren bald verstrichen, und die arme Cäcilie schied von den Freuden der Stadt, ohne eine Ahnung der Intriguen, die ihretwegen dort gespielt worden waren, doch auch noch früh genug, um der Gefahr zu entgehen, die ihr allerdings unter solchen Verhältnissen drohte. Bald darauf ging Oertzen auch aufs Land, doch nicht gerade nach Amsee, sondern erst zu Kurzdorf, wo nicht lange nachher auch Kallendorf mit seiner Frau sich einfand.

Nach reiflicher Ueberlegung aller Umstände und Folgen schien es Oertzen das Beste, den ehrlichen Baron von der unerhörten Lage, worin er sich befand, vollständig zu unterrichten und sich dessen Rath und Hülfe zu erbitten. Theils aus natürlichem Hang zu allem Abentheuerlichen, theils aus wahrem Edelmuth und aus Freundschaft für Kallendorf, interessirte sich Kurzdorf auf das Lebhafteste für die Sache, hielt es aber für nöthig, nach einem feierlichen Versprechen der Verschwiegenheit und des Gehorsams, seine Frau mit ins Geheimniß zu ziehen, um sich in keinem Falle durch sie gestört zu fühlen. Als Kallendorfs mit den ersten Blättern ankamen, wurden sie von dem biedern Wirthe und seiner Gattin als liebe Verwandte so gut als möglich empfangen. Bald war man in dem reizend gelegenen, noch etwas leeren Hause behaglich eingerichtet. Aus einer Spalte des Felsen, worauf das Schloß erbaut war, drängte sich eine mächtige Ulme, die mit ihren Wipfeln den Balkon überragte, der zu Cäciliens hübschem Zimmer gehörte. Durch die Aeste des alten Baumes blickte der Mond und beleuchtete die nahen Gebirge und den Silberspiegel des Sees. Kallendorfs Zimmer, neben dem ihrigen, stand fast immer leer, weil er täglich Geschäfte auf Amsee hatte und nur auf Stunden herüberritt. Kurzdorf und Oertzen waren auch oft aus, und so waren die Frauen, des Morgens wenigstens, fast ganz auf sich selbst beschränkt und auf den kleinen Cäcil, der ein schwarzlockiger Amor und der Stolz und die Freude der Mutter geworden war. Der flüchtige Eindruck, den Goll auf Cäcilien gemacht hatte, war in der Stille des Landlebens bald ganz verwischt, und die Erholung von den Strapatzen des geselligen Treibens that ihr, auch körperlich, sehr wohl. Der süße Frühling hauchte bald seinen Duft durch alle Gänge des Gartens, und jeder Tag rief neue Blüthen ins Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Der Fasching.

Es war eine erfreuliche Erscheinung, das Pariser Volk beim lezten Fasching so froh und lustig zu sehen. Seit mehrern Jahren war keine solche allgemeine Theilnahme an den öffentlichen Lustbarkeiten bemerkt worden. Zwar hat es nicht an grämlichen Leuten gefehlt, welche, besonders in den karlistischen Blättern, hämische Bemerkungen über den fröhlichen Fasching laut werden ließen. Wollte man ihnen glauben, so hätte das Volk dießmal in einem Taumel von Ausgelassenheit und Ausschweifung den Karneval zugebracht, und Paris wäre, zur Schande der Menschheit, der Tummelplatz eines betrunkenen, sich wie das Vieh im Kothe wälzenden Volks gewesen. So verläumden die Parteimänner ein Volk, das eine ihnen gehässige Revolution durchgeführt hat. Allein die Gelegenheit, sich zu rächen, ist nicht lange ausgeblieben, und jene Leute, welche so viel von der Sittlichkeit des vorigen Hofes wußten, sind über die Maßen beschämt, seitdem die abentheuerliche Geschichte der Herzogin von Berry von ihr selbst eingestanden worden ist. Von den Ausschweifungen, welche die Karlisten den Parisern zur Last gelegt haben, waren wenig Spuren zu bemerken, und zwar nicht mehr, als zu jeder andern Zeit; denn daß Alles in der größten Zucht und Ordnung abgelaufen sey, möchte ich eben nicht behaupten und läßt sich auch bei einer solchen Gelegenheit, wo alle Stände in Bewegung sind, und in einer so großen Stadt, wo die schlechten Sitten neben den guten wohnen, nimmermehr erwarten. Daß aber sogar die Frauen aus den gebildeten Ständen empörende Frechheit und Ausgelassenheit bewiesen haben sollen, wie ich in ei

neun karlistischen Tageblatte gelesen habe, ist eine baare Verläumdung. Interessant wäre es aber in psychologischer Hinsicht, zu erforschen, woher plötzlich eine so allgemeine Fröhlichkeit, ein so entschiedener Hang zu Lustbarkeiten entstand, daß überall nur von Bällen, Soirées dansantes und dergleichen die Rede war. Ein kleines Pariser Tageblatt behauptet, doch wohl nur zum Scherze, vom 1sten Februar bis zum Faschingsdienstage haben in Paris jeden Abend 500 Bälle und Soirées dansantes stattgefunden, und man könne deren in Allem, vom Neujahr an, 50,000 rechnen, die zusammen 500,000 Kontretänze ergeben. Was für eine Tanzlust muß sich der Pariser bemächtigt haben, wenn sie seit Anfang des Jahrs 500,000 Kontretänze geliefert haben! Ich glaube, die Ursachen dieser Fröhlichkeit brauchen nicht lange gesucht zu werden. Seit einigen Jahren lebte man in beständiger Unruhe und Sorge. Von außen her war der Krieg zu befürchten, von innen das gänzliche Stocken des Handels und der Ruin des Gewerbfleißes. Dazu kam noch im vorigen Jahre die furchtbare Cholera, welche so manche Familien in Betrübniß versetzt hat. Jetzt sind alle diese Uebel verschwunden. Man hat nun die Gewißheit, daß die großen Mächte alle friedfertig bleiben, und ihre Anleihen beweisen, daß sie nicht im Stande sind, sich leichtsinnigerweise in Kriegsunternehmungen zu stürzen. Auch Frankreich hat dazu weder Lust, noch Mittel. Der Handel lebt wieder auf und der Gewerbfleiß wird wieder rege. Die furchtbare Cholera ist überstanden und man fühlt das Bedürfniß, sich zusammen zu finden und gemeinschaftlich darüber zu freuen, daß man der Verheerung entgangen ist. Auch die aufrührerischen Bewegungen im Innern Frankreichs haben aufgehört und es hat den Anschein, als ob künftig Alles ruhig seinen Gang fortgehen werde. Alles dieses mag dazu beigetragen haben, das Volk zur Fröhlichkeit zu stimmen und bei allen Klassen den Hang zu öffentlichen und Privatlustbarkeiten dießmal zu vermehren. Der Hof gab das Beispiel mit seinen Bällen, zu welchen statt der sonstigen sogenannten hoffähigen Personen Familien aus den verschiedenen Klassen eingeladen waren. Aber auch ohne den Hof hätten die Pariser nicht ermangelt, sich diesen Fasching nach Herzenslust zu vergnügen. Die Theater hatten, wie gewöhnlich, einige neue Possen in Bereitschaft, um das Zwergfell der Zuschauer zu erschüttern. Die große Oper und mehrere andere Theater gaben, wie sonst, Bälle. Leider war, wie ich früher gemeldet, dem Direktor Veron sein Belustigungsplan verdorben worden, so daß die Opernbälle dieses Jahr eben nicht die reizendsten waren und auch nicht am häufigsten besucht wurden. Am Direktor lag die Schuld nicht, denn er hatte den besten Willen; allein, wie gesagt, das Schicksal hatte seinen Plan vereitelt. Dagegen war es im Variétéstheater und in andern Schauspielsälen desto lebhafter, so wie in den großen Privathäusern, in den eigentlichen Ballsälen und den Schenken, die fast alle außerhalb der Barrieren der Stadt liegen. Der letzte Tag des Fasching ward durch ein gelindes und heiteres Wetter begünstigt. An diesem Tage war daher die Hälfte der Einwohner von Paris in Bewegung und strömte besonders den Boulevards und der St. Honoréstraße zu, wo sich die meisten Masken zu zeigen pflegen. Man glaubte, der alte Gebrauch der Verkleidungen verschwinde allmählig bei veränderten Sitten aus Frankreich; allein dießmal sah es hier gar nicht darnach aus, als ob die Saturnalien zu Ende gingen. Der Gebrauch taucht wieder auf, und wahrscheinlich wird er noch nicht so bald untergehen, obschon er wahrlich nicht zu den gescheidtesten gehört; jedoch eben dieß ist oft der Grund, warum sich Gebräuche lange fortpflanzen; die vernünftigen werden oft mit vieler Mühe aufrechterhalten.

(Die Fortsetzung folgt.

Petersburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Gold-, Silber- und Platinalager im Ural.

Im Ural und den andern Gebirgen Sibiriens werden fortwährend sehr bedeutende neue Gold- und Silbererzlager aufgefunden. So sind die im Jahre 1831 unternommenen Bergexpeditionen zum Aufsuchen neuer goldhaltiger Erdöle und Silbererze im Bezirk der Kolywanowoskresenskischen Hüttenwerke in Sibirien von dem schönsten Erfolge gekrönt worden. Zu diesem Zwecke wurden in dem genannten Bezirke vom Mai bis November zwölf Expeditionen unternommen. Man fand in mehreren Bergflüssen Goldsand, wovon 4000 Pfund 4, 5, ja selbst stellenweise 30 Solotnik Gold lieferten; in einigen Thälern fand man nur eine bis zwei Ellen unter der Oberfläche goldhaltige Lager, die aus zertrümmerten Gängen von Golderzflusen entstanden zu seyn scheinen, daher deren Entdeckung zur Auffindung der eigentlichen Goldflusen führen kann. Eben so befriedigend sind die Resultate der Expeditionen ausgefallen, die zum Auffinden der ursprünglichen Lager von Silbererzen ausgeschickt wurden. Man entdeckte an mehreren Orten bedeutende Silbererzlager, von denen 40 Pfund Erz von 10 — 15 Solotnik Silber, 2 — 6½ Pfund Blei und 1 — 4½ Pfund Kupfer gaben. An einigen Stellen hat man zwar keine Lager von Silbererz entdeckt, jedoch höchst beachtenswerthe Anzeigen derselben, die in der Folge zu nähern Nachsuchungen benutzt werden sollen. Neue Spuren von Platina hat man dagegen bei dieser Gelegenheit nicht gefunden. Bis vor zehn Jahren rühmte sich bekanntlich die neue Welt des alleinigen Besitzes der Platina; im Jahr 1822 entdeckte man im Ural, bei Gelegenheit des dort neu aufgefundenen, so ungemein ergiebigen Goldsandes, die erste Platina in den Bergwerken der Gräfin Stroganow und des Herrn von Jacowlew. Zwei Jahre später fand man mehrere reiche Platinaschichten in den der Krone zugehörigen Minen von Nertschinsk und Goroblagodat. Diese russische Platina gibt der amerikanischen durchaus nichts nach, und man findet sie in Sibirien, ebenso wie in Amerika, in größern oder kleinern Stücken, in Gestalt von Blechen oder Körnern, welche selten mehr als ein Quentchen wiegen. Bis jetzt wurden in Amerika nur zwei sehr große Stücke dieses Metalls gefunden, von denen das eine, 15 Quentchen schwer, sich im Berliner Museum, das zweite, 1½ Pfund schwer, im königlichen Museum zu Madrid befindet. Gleich zu Anfang, da sich in Sibirien die ersten Gold- und Platinaspuren zeigten, war die Menge der dort gefundenen gediegenen Goldkörner bei weitem bedeutender, als in Amerika; dasselbe gilt nun auch von den jetzt von dort bezogenen Platinastücken, die zugleich noch viel größer sind, als die aus Amerika kommenden. Zwei vor einigen Jahren in Sibirien aufgefundene gediegene Platinastücke sind besonders merkwürdig. Eines derselben wiegt, was im Auslande fast unglaublich erscheinen dürfte, 10½ Pfund. Es ist eine dichte Masse von unregelmäßig sphärischer Figur, mit vielen Erhöhungen und Narben, 4 Zoll lang, 3 Zoll breit und 2½ Zoll dick; die Farbe kommt hellglänzendem Blei gleich, spielt jedoch ins Silberfarbene. Man fand es am Ufer eines Flusses in Lehmerde, welche die Arbeiter zur Zubereitung von Ziegeln aufgruben. Der Arbeiter, der die Masse aufwarf, hielt sie im ersten Augenblick für einen gewöhnlichen Sandstein und wollte sie bei Seite werfen. Das zweite gediegene Platinastück wiegt 14½ Lod und ist ganz flach geformt. Da nun die jährliche Ausbeute an Platina so sehr bedeutend ist, so hat die Regierung bekanntlich bereits seit mehreren Jahren aus diesem Metalle Münzen zum Werth von drei und fünf Silberrubel prägen lassen. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. März 1833.

Wie nun? — was ist's? — Hab' ich, hat sie die Schuld?
Versucher und Versuchte — wer fehlt mehr?

Shakespeare.
Maaß für Maaß.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Nach einiger Zeit ging Kurzdorf allein mit Kallendorf spazieren. „Hören Sie einmal, Freund," sagte jener, „ich weiß nicht recht, was ich von Ihnen denken soll, daß Sie Ihre allerliebste Frau immer so allein lassen mögen. Sie könnte sich doch leicht dadurch gekränkt fühlen." — „Sie sehen aber doch, daß sie es nicht thut," erwiderte Kallendorf; „sie blüht ja wie eine Rose und hat ihren Cäcil." — „Welchen Cäcil meinen Sie?" fragte der Baron pfiffig, „den Kleinen oder den Großen?" Und da Kallendorf nur mit einem finstern Blick antwortete, fuhr er fort: „Nun ja, das kann man wahrhaftig wohl fragen, und, lieber Vetter, Sie mögen es nun gut oder übel aufnehmen, ich muß durchaus einmal ein ernsthaftes Wort darüber mit Ihnen reden. Es ist nicht richtig damit; ich sage Ihnen, der Oertzen geht ihr nicht mehr von der Seite." Graf Karl erwiderte kalt: „Oertzen ist mein bester Freund, lieber Nachbar; ich bin seiner so sicher, wie meiner selbst, und bitte Sie überhaupt ein für alle Mal, meine Familienangelegenheiten in Ruhe zu lassen." Kurzdorf sagte, sichtlich pikirt: „Hm, mir kann's recht seyn, das heißt, ich kann schweigen, so lange es eben geht, und länger nicht."

Karl blieb den Abend bei der Gesellschaft und war sehr bewegt, Oertzen dagegen sehr heiter und angelegentlich um Cäcilie beschäftigt, die, durch ihres Mannes längere Gegenwart erfreut, des Freundes Scherze mit vieler Laune erwiderte. Mit schwerem Herzen und heftig streitenden Gefühlen ritt Karl am andern Morgen nach Amsee zurück. Oertzen hatte, ausschließlich mit Cäcilie beschäftigt, jede Gelegenheit zu einem Gespräche mit ihm vermieden, und Karl konnte seinen Aerger darüber nicht unterdrücken, obgleich er es auf der andern Seite durchaus nur als aus seinen eigenen Forderungen hervorgegangen betrachten konnte. Am folgenden Tage kam er mit einem kleinen Wagen, um seine Frau zu einer Morgenpromenade abzuholen; sie sagte: „heute kann ich nicht, Karl, ich soll zum ersten Male versuchen zu reiten; Oertzen will mich darin unterrichten." — „Ah, das ist etwas Anderes," versetzte er mit verbissenem Unmuth; „vielleicht beehrt mich die Baronin mit ihrer Gesellschaft." Diese war gleich bereit, setzte ihren Hut auf und fuhr mit ihm davon, während Cäcilie sich zur Reitstunde anzog. Erst gegen die Essenszeit kam sie in fröhlicher Aufregung nach Hause und erzählte dem Manne Wunderdinge von Oertzens Sorgfalt und Geschicklichkeit und von ihrer eigenen Gelehrigkeit. Graf Karl fing an, seine Lage ganz unerträglich zu finden; er hatte das Gefühl, sich im eigenen Netze gefangen zu haben, doch ein falsches Ehrgefühl erlaubte

ihm nicht, zurückzugehen. Als er bald darauf einen einsamen Augenblick mit Oertzen erhaschte, sagte er: „Das geht ja jezt herrlich, Cäcil.“ — „Ja, wahrhaftig!“ erwiderte dieser leichtsinnig, „es geht — ich hätte es selbst nicht gedacht. Aber Du zweifelst doch nicht mehr an mir?“ — „Gott bewahre!“ rief Graf Karl und stürzte hinaus in den Garten, wo er, die glühende Stirn an einen Baumstamm drückend, seine heißen Thränen nicht zurückhalten konnte. Abends erwartete er Cäcilie auf ihrem Zimmer; als diese hereintrat, sagte sie gähnend: „Ah! bist Du da, Karl? Ich bin zwar müde von dem Ritt, aber es wäre doch schön von Dir, wenn Du mir etwas vorläsest.“ Damit streckte sie sich aufs Sopha neben ihn hin, und kaum hatte er angefangen zu lesen, als sie fest einschlief. Er schlug sich vor den Kopf und dachte: „O ich Thor, wie konnte ich einem Weibe, wie konnte ich einem Manne trauen!“ Und mit der bittern Gewißheit, ihr Herz verloren zu haben, verließ er das Zimmer, schickte die Kammerjungfer hinein, die Gräfin zu entkleiden, und ritt noch denselben Abend nach Amsee zurück. Als Oertzen ihn dort am andern Morgen besuchte, war er kalt und verschlossen, und als jener das Gespräch auf Cäcilie brachte, sagte Karl im Tone der ärgerlichsten Empfindlichkeit: „Ich bitte Dich, verschone mich; Du hast mir ja selbst gesagt, wir wollen von der Angelegenheit nicht weiter sprechen.“ — „Du bist doch, in Bezug auf Cäcilie und mich, Deinem alten Wunsche und Verlangen treu geblieben?“ fragte Oertzen, ohne Rücksicht auf Kallendorfs zerrissenes Gefühl. „Durchaus!“ erwiderte dieser; „aber nicht mir, sondern Gott allein sollst Du Rechenschaft geben!“ — „Das ist nicht ganz der Abrede gemäß,“ fuhr Oertzen unbarmherzig fort. „Aber — wie Du nun bist! Erst drängst Du mich, läßt mir keine Zeit und Ruhe, und kaum thue ich, was Du verlangst, so willst Du vor Eifersucht bersten.“ — „Ich?“ fuhr Karl auf; „ich eifersüchtig! Ich glaube Du bist toll! — bin ich doch Deiner sicher, wie ich hoffe!“ — „So sicher wie irgend eines Menschen; aber Du weißt, die Menschen sind eben alle schwach.“ — „Nun so seyd es!“ rief Karl aus, „seyd so schwach, daß ihr mit kaltem Blute Freund und Mann verrathet, so werde ich doch endlich wissen, woran ich bin!“ — „Wo ist denn jezt Deine Ruhe geblieben?“ versezte Oertzen. „Was hast Du mir gelobt? was hast Du beschworen? ist das schon Alles vergessen? Uebrigens thätest Du besser, mir zu vertrauen, als zu rasen.“ Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Kallendorf erschien nicht beim Essen; statt seiner jedoch kam Abends ein Zettel an Cäcilie, worin er ihr trocken meldete, daß er auf vierzehn Tage verreisen müsse und ihr freie Wahl lasse, ob sie so lange die Gastfreundschaft Kurzdorfs in Anspruch nehmen, oder allein auf Amsee das Haus hüten wolle. Sie wählte ersteres, weinte aber bitterlich, daß der geliebte Mann sie so unvorbereitet und ohne Abschied verlassen konnte. Ueberhaupt fühlte sie sich durch sein ganzes Betragen wirklich tief gekränkt und konnte den Grund desselben durchaus nicht errathen, denn sie hatte die feste Ueberzeugung, daß die Ursache seiner Verstimmung nicht in abnehmender Liebe zu suchen sey. Allein seine gänzliche Verschlossenheit hemmte auch den Erguß ihres Vertrauens, daher zwang sie sich, in seiner Gegenwart heiter zu erscheinen und hielt es unter ihrer Würde, ihm Vorwürfe zu machen.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefwechsel zwischen Martin Krusius und einigen gelehrten Griechen.

(Fortsezung.)

Krusius schrieb den 21sten Januar 1575 sowohl an den Rhetor als an den Protonotar des Patriarchen, auch ohne ihre Namen zu kennen. In seinem Briefe an den Rhetor äußert er seinen Wunsch, mit einigen Griechen in Briefwechsel zu treten, und verbindet mit der Bitte um Antwort zugleich die, der Rhetor möchte den Patriarchen bewegen, ihm insbesondere, wenn auch nur einige Zeilen zu schreiben; „er wolle diese in seiner ihm so lieb gewordenen griechischen Bibliothek als einen Schaz aufbewahren.“ Dieses Schreiben war mit einem Geschenk begleitet — einer von Krusius in das Griechische übersezten Leichenrede des Doktors Heerbrandt auf Barbara Schnepf! In seinem Schreiben an den Protonotar sagt Krusius: „Ueber folgende zwei Punkte wünschte ich nähere Nachricht von Dir, nämlich erstens, welche der berühmteren Städte — ich meine ein Thessalonich, Athen, Chalcedon, Nicäa u. a. — der Zerstörung entgangen sind und noch stehen, welches neben ihren alten Namen die jezigen sind und in welchen von ihnen Metropoliten, Erzbischöffe und Bischöffe jezt noch den christlichen Kirchen vorstehen; der gute Zustand derselben würde mir außerordentliche Freude verursachen; sodann, ob eine Anleitung zur Erlernung der jezigen gemeingriechischen Sprache und ein Lexikon derselben vorhanden, ob das neue Testament in das Neugriechische übersezt ist und woher ich diese Bücher mir verschaffen könnte. Ich wünschte gar sehr die Kenntniß der neugriechischen Sprache, welche ich bereits etwas gekostet habe, an die alte, ächt hellenische Sprache wenigstens so weit anzuknüpfen, daß ich das in ihr Geschriebene verstehen könnte. Denn es ist meiner Ansicht nach sonderbar, wenn man das Alte versteht, von dem aber, was die Gegenwart gibt, beinahe keine Kenntniß besizt. Darum habe ich zu der lateinischen Sprache auch ihre Töchter, die französische und italienische gelernt.“

Der Rhetor, Johannes Zygomalas, antwortet Kruſius am 15ten November 1575 in einem Briefe voll der höflichſten und freundſchaftlichſten Ausdrücke. Seine Kenntniß der griechiſchen Sprache, ſagt er unter Anderem, das Attiſche ſeines Ausdrucks habe ihn beinahe außer ſich gebracht. „Ich,“ fährt er fort, „preiſe Dich und die Deinigen glücklich; Dich, weil Deine trefflichen Eigenſchaften Dir den Lehrſtuhl der lateiniſchen und griechiſchen Literatur erworben haben; die Deinigen, weil ihnen ein neuer Demoſthenes und Cicero in Deiner Perſon geworden iſt.“ Nachdem Zygomalas Einiges von dem Patriarchen und den Religionsſtreitigkeiten erwähnt hat, ſchließt er alſo: „Wir bitten die freigebige Hand Eurer Großen durch Deine und des Kanzlers Vermittlung um Geldunterſtützung. Ich richte dieſe Bitte an Euch wegen unſerer zahlreichen Bedürfniſſe und der vielen Abgaben, welche wir alljährlich unſern Beherrſchern bezahlen müſſen. Dann vermögen wir mit um ſo größerer Bereitwilligkeit und um ſo regerem Eifer zur Auffindung von noch nicht gedruckten griechiſchen Schriften, beſonders Geſchichtswerken, Euch behülflich zu ſeyn. Wir werden ſie entweder abſchreiben, oder die Originale ſelbſt ſchicken, damit Ihr ſie durch den Druck zu einem Gemeingut machen könnt. Auch in Betreff der neugriechiſchen Sprache werden wir es an uns nicht fehlen laſſen.“ Der Protonotar Theodoſius Zygomalas, ein Sohn des Rhetors, antwortete ebenfalls am 15ten November 1575 und ſchloß dem Briefe an Kruſius ein Schreiben an die Tübinger Studirenden bei, voll Ermahnungen und Aufforderungen zum Fleiß, zur Sittlichkeit, zu Gehorſam und Ehrerbietung gegen den Regenten, und nicht ohne die Vorausſetzung abgefaßt, es werde, ja wohl in der Abſicht, es möchte dem Herzoge gezeigt werden. In dem Briefe an Kruſius heißt es unter Anderem: „In Betreff Deiner Frage, welche der berühmteren Städte Griechenlands noch nicht zerſtört ſeyen, bemerke ich, daß ich Dir zu Gefallen eine Darſtellung der Metropolen, begleitet von einigen andern ſpeziellen Nachrichten, welche mir der Patriarch von Alexandrien während ſeines Hierſeyns im vorigen Jahr mitgetheilt hat, verfaßt und Herrn Gerlach zur Beſorgung an Dich übergeben habe. Das Wiſſenswertheſte von den berühmteren Städten iſt beigefügt. Ich habe dieſe Schrift verfaßt, ſo gut es gehen mochte; denn unſere Hausgenoſſin iſt die Armuth, welche die Ausführung ſo manches Trefflichen hindert. Dieſes, nach dem Ausſpruche des Komikers, verderblichſte Thier wird ſelbſt beim Schreiben läſtig und hat auch eine Antwort auf Deinen Brief verzögert. Gezwungen von dieſer Deſpotin, mußten wir uns, wenn auch wider Willen, mit dem Erwerbe der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe beſchäftigen. Die Wiſſenſchaften ſind Gegenſtände, welche uns kaum im Traume zu Geſicht kommen. Dieß möge Dir die Spuren mangelhafter Bildung, welche mein Brief an ſich trägt, erklären. Nur eine aus inniger Liebe Alles überwindende, ja ich möchte ſagen, blind machende Freundſchaft kann mich bewegen, an euch zu ſchreiben, die ihr an Bildung, Kenntniſſen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, ſo wie durch eure Akademien bereits Athener ſeyd. So oft ich von euren Akademien höre, entſteht in mir das ſehnliche Verlangen, ſie mit eigenen Augen zu ſehen, ſie, die die Schätze des alten Hellas als Erbinnen in ihren Schooß aufgenommen haben. — Athen habe ich mehrmals beſucht (ich bin nämlich von Nauplia im Peloponnes, welcher in der Nähe Athens liegt); ich habe es durchwandert und Alles mit Aufmerkſamkeit betrachtet: den Areopagus, die ehemalige Akademie, das Lyceum und das Parthenon. Letzteres iſt das ausgezeichnetſte Gebäude, das es geben kann. Es enthält auf ſeiner Außenſeite rings herum Darſtellungen aus der helleniſchen Götterlehre in halberhabener Arbeit. Auf dem großen Thore ſtehen ſchnaubende Pferde, welche man für belebt halten könnte. Sie ſind, wie es heißt, eine Arbeit des Praxiteles, deſſen künſtleriſches Genie ſelbſt Steine zu durchdringen wußte. Noch bietet Athen manche andern ſehenswerthen Merkwürdigkeiten dar. Ich erwähne nicht des der Stadt gegenüberliegenden Berges, welcher Heilkräuter aller Art hervorbringt und welchen ich den Garten des Adonis nenne, nicht der geſunden Luft, des trefflichen Waſſers und anderer Vortheile. Ihnen verdanken die Athener, wiewohl ſie ſonſt in Barbarei verſunken ſind, ihr natürlich gutes Gedächtniß und ihre wohlklingende Stimme. Sie wiſſen durch verſchiedene Geſänge ihre Zuhörer nicht minder zu bezaubern, als die Sprenen im Alterthum.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Guſtav III. von Scribe und Auber. Neue Lieder von Beranger.

Zur Feier des Faſchings hätte auch Scribe's und Auber's neue Oper, „Guſtav der Dritte oder der Maskenball,“ bereit ſeyn ſollen; allein die großen Opern werden nicht ſo bald fertig, als es der Direktor und das Publikum wünſchen. Das Stück konnte erſt am 27ſten Februar zum erſtenmale gegeben werden. Vielleicht kam es auch dem Direktor gelegen, in der nüchternen Zeit nach dem Faſching ein recht anziehendes Stück zu haben. Genug, dieſe Oper iſt wieder ein neuer glänzender Beweis von der beſondern Fähigkeit Scribe's, jeden Gegenſtand, und auch den ernſthafteſten, heiter aufzufaſſen und geiſtreich zu ſchildern. Wer hätte ſich zum Beiſpiel eingebildet, daß ſich aus der Geſchichte des ſchwediſchen Königsmordes durch Ankarſtröm eine heitere Oper werde machen laſſen? Hätte man zwanzig Theaterdichtern dieſe Aufgabe vorgelegt, wären ſie vielleicht Alle geſcheitert; aber Scribe wußte es zu machen. Natürlich hat er ſich an die Geſchichte wenig gekehrt, und hätte die hiſtoriſche Begebenheit ſo geendet, wie Scribe's Stück, ſo wäre Alles gut abgelaufen. Scribe

sowohl, als Auber haben mit diesem Stücke ihren Ruhm, der durch ihre lezten gemeinschaftlichen Arbeiten gelitten hatte, wiederhergestellt. Indessen hatte Scribe schon nach einigen mißlungenen Versuchen ein sehr geistreiches dramatisches Gemälde für das Gymnase dramatique geliefert, nämlich „das Unglück eines glücklichen Liebhabers," das man seinen besten Stücken zur Seite sezt und das jezt fast täglich auf jener Bühne aufgeführt wird. Die neue Oper mag freilich in ästhetischer Hinsicht kein Meisterstück seyn; allein Scribe versteht es besser, als alle andern Dichter, einem Tonkünstler in die Hände zu arbeiten und einer Oper einen dramatischen Zuschnitt zu geben, daß sie belustigt und unterhält, und geschieht dieses, so fragt der Zuschauer, wenn er eben nicht Anspruch darauf macht, ein großer Kenner der Dichtkunst und Dramatik zu seyn, wenig darnach, ob das Stück ästhetisch schön ist; es hat ihn unterhalten, weiter hat er nichts verlangt. Zu einer Oper gehört Spektakel, Augenweide, Bewegung, Abwechslung. Alles dieses findet sich in dem neuen Stücke, und der lezte Aufzug, welcher den Maskenball darstellt, ist einer der glänzendsten, den die Oper je geliefert hat. Die Zeitungen haben bemerkt, kein Hof sey im Stande, ein so glänzendes Fest zu geben; freilich hat kein Hof ein solches Tanzpersonal zu seinem Befehle, wie Dr. Veron hier eines dem schaulustigen Publikum vorführt. Dieser Maskenball würde beinahe allein hinreichen, den Erfolg des Stückes zu sichern. Was Auber's Antheil an dieser Oper betrifft, so sind die Stimmen darüber getheilt. Einige behaupten, er habe sich einem so großen Unternehmen, wie das Setzen einer Oper in fünf Aufzügen ist, gewachsen gezeigt und die Zahl seiner besten Opern um eine vermehrt. Dagegen meinen Andere, er habe die vortrefflichen, ihm von Scribe gelieferten Situationen schlecht benuzt und, einige interessante Singstücke abgerechnet, eine sehr flache, geringfügige Oper geschrieben. Mangel an Originalität wird dem Tonsezer bei dieser Gelegenheit von Neuem vorgeworfen, was ziemlich unnöthig ist; denn von diesem Mangel muß das Publikum jezt schon so ziemlich überzeugt seyn. Indessen kann sich der Tonsezer mit dem Glücke trösten, daß seine Opern in ganz Europa gemacht haben, vielleicht Italien ausgenommen, wo es noch nicht Mode ist, von den Franzosen Opern zu entlehnen. In England war dieß ebenfalls sonst nicht Sitte; allein seit dem Frieden haben die Engländer bei dem Mangel eigener Opern eingesehen, daß sie im Grunde doch nichts Besseres thun können, als die neuen Stücke der französischen Bühne entlehnen, wie sie es auch mit den Vaudevilles machen, manchmal ohne daß die Uebersezer oder Bearbeiter so redlich sind, ihre Muster anzugeben. — Zu den Karnevalsfreuden gehörte auch die Erscheinung einer neuen Sammlung Berangerschen Lieder, mit einer merkwürdigen, gefühlvollen Vorrede dieses originellen Dichters. Er nimmt darin gewissermaßen Abschied von der Lesewelt, indem er ankündigt, er werde zwar nicht aufhören zu dichten, aber selbst herausgeben wolle er keine Gedichte mehr. Er liebe, wie immer, seine Freiheit und Unabhängigkeit. Er habe sich nun so viel erworben, daß er für die Zukunft beruhigt sey; weiter werde er niemals etwas verlangen, und Niemand habe je über ihn vermocht, mehr anzunehmen. Zwar habe es nicht an edelmüthigen Anerbietungen gefehlt; er aber wolle gegen Niemand in Verbindlichkeit stehen, sondern auf seine Weise leben. Charaktere, wie Beranger, sind in Paris höchst selten. Bei den vielen feinen Lebensgenüssen, welche hier einen gefeierten Schriftsteller locken, gehört eine starke Lebensphilosophie dazu, solchen Verführungen zu widerstehen und nicht diesen oder jenen Grundsaz aufzugeben. Der Eine besingt die Macht, der Andere eine Parthei, der Dritte läßt sich bereden, zu schweigen, um Niemand zu mißfallen; fast Keiner schlägt ein gemächliches Leben aus, wenn es ihm angeboten wird. Beranger allein hat den Muth, sich mit Wenigem zu begnügen, nur das Nothwendige selbst zu erwerben und den Ueberfluß zu verschmähen. Lucian Bonaparte ließ ihm, als der Dichter noch jung und unbekannt war, die erste Aufmunterung zu Theil werden und überließ ihm seinen Gehalt als Mitglied des Nationalinstituts. Dessen gedenkt Beranger mit Dankbarkeit, und deßhalb widmet er seinem ehemaligen Wohlthäter diese lezte Sammlung von Liedern.

(Die Fortsezung folgt.)

Petersburg, Februar.

(Beschluß.)

Lawinen in Grusien.

Berichte aus Grusien geben Nachricht von einer fürchterlichen, glücklicherweise daselbst seltenen Begebenheit. Am Morgen des 25sten August stürzte nämlich eine, durch ihre außerordentliche Größe in der Geschichte der Erde vielleicht unerhörte Schneelawine vom Berge Kasbek in die Schlucht herab, durch welche die große Heerstraße von Tiflis geht, und bedeckte diese auf 2 Werst in der Länge; in der Breite erfüllte sie die ganze 40 Faden weite Schlucht, und lag auf dieser Strecke in einer Höhe von ungefähr 40 Faden, so daß in dieser Ausdehnung die ungeheure Masse von mehr als anderthalb Millionen Kubikfaden Schnee, Eis und durch die Gewalt der Lawine mit fortgerollten Felsstücken die Kommunikation versperrte. Der Terek, der durch die verschüttete Schlucht fließt, ward in seinem Laufe gehemmt, so daß er oberhalb des Engpasses tobend aus seinen Ufern trat, mehrere Brücken wegriß, einen Theil der Straße zerstörte und die Niederungen überschwemmte, bis er sich einen Abfluß gebahnt hatte. Daß durch diese Lawine kein Mensch verunglückt ist, verdanken die Bewohner der Umgegend ihrem Scharfsinne und der Kenntniß ihrer Gebirge. Schon eine Woche, bevor die Schneemasse herunterrollte, hatten sie Kennzeichen bemerkt, die ihnen keinen Zweifel ließen, daß eine fürchterliche Lawine herabrollen werde, und waren daher mit ihren Heerden und ihrer ganzen Habe nach entfernten Gegenden geflüchtet. Die Vorboten einer großen, Gefahr drohenden Lawine sind die mehr oder minder häufig herabrollenden kleinen Lawinen und das, den Bergbewohnern wohl bekannte Lockerwerden des ewigen Schnees auf dem, 2500 Toisen über die Oberfläche des schwarzen Meeres sich erhebenden Kasbek. Wenn nämlich auf diesem Berge und am Abhange desselben die Masse des sich jährlich mehrenden Schnees so angewachsen ist, daß sie ihre Haltbarkeit verliert, so rutscht sie allmählig herab und reißt große Felsenmassen mit sich fort, was mit einem donnernden Getöse geschieht; zugleich bemerkt man an den in den Terek sich ergießenden Gebirgsströmen, daß sie stark anschwellen und Erde und kleinere Felsstücke mit sich fortrollen. Dieß sind sichere Vorzeichen der Lawinen. Da der Kasbek 17 Werst von da entfernt ist, wo die Lawinen in die Schlucht herabstürzen, so vergeht immer einige Zeit, ehe die herabrutschende Schneemasse sich so anhäuft, daß sie über alle Felsenvorsprünge, welche die Straße schüzen, wegrollen kann, und so wird es den Gebirgsbothern leicht, sich zu flüchten, ehe die Gefahr eintritt. Aehnliche Schneefälle kennt man, seitdem Grusien zu Rußland gehört, nur noch zwei, von denen der eine sich im Jahr 1808 und der andere 1817 zutrug; trotz aller angewandten Mühe und der angestrengtesten Arbeit dauerte es beinahe fünf Jahre, ehe aller herabgestürzte Schnee theils weggeräumt, theils geschmolzen war.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. März 1833.

Wer je erglühen wollte für Freiheit, Ehr' und Ruhm,
Der holte sich das Feuer von unserm Alterthum.
Das Feuer, welches schlummernd in Aschenhaufen ruht,
Die einst getrunken haben hellenisch Heldenblut.

Wilhelm Müller.

Briefwechsel zwischen Martin Krusius und einigen gelehrten Griechen.

(Fortsetzung.)

„Wenn ein Orpheus," fährt der Protonotar Zygomalas in seinem Schreiben an Krusius fort, „welcher Thiere und Steine der Sage nach bezaubert hat, wenn ein Terpander aus Methymne oder ein Marsyas, welcher mit Apollo selbst einen musikalischen Wettstreit hatte, die Athener gehört hätten, so würden sie, betroffen von dem Siege der Natur über die Kunst, ihre Flöten weggeworfen und ihre Rohrpfeifen zerbrochen haben. Doch was mache ich so viele Worte von Athen? ist es doch nur noch die leere Haut eines Thiers, dem das Leben entflohen! Das wahre Athen ist jezt bei Euch, so wie auch der Helikon, Böotiens Berg, welchen ich bis auf den Gipfel erstiegen habe. Ich habe mit forschendem Blicke jene Wälder betreten, jene herrlichen Wiesen, habe von dem Lorbeer des Parnasses gekostet, habe die Musen gesucht und die Hippokrene, und was sonst noch hochgefeiert lebt in dem Gesange; aber ich habe vergeblich gesucht, und ich Thor mußte mir gestehen, daß dieß Alles da gewesen ist zu jener Zeit, als weise Männer daselbst wandelten und wohnten. Alles Schöne, alles Herrliche ist nun verschwunden aus Hellas: es ist zu Euch gewandert. Ihr seyd jezt die Besitzer, die Weisheit ist Euer Studium, Euer Hauptzweck, nicht, wie bei uns, Nebenbeschäftigung. Die Wissenschaften verleihen Eurem Geiste täglich mehr Schärfe und Kraft, mehr Glanz; aber von uns sind Weisheit und Wissenschaft gewichen, da wir Sklaven sind. Doch davon genug! — Was die Bücher in der neugriechischen Sprache oder ein Lexikon betrifft, so wisse, daß nichts dergleichen vorhanden ist; auch die heilige Schrift ist nicht in unsere Sprache übersezt. Eine solche Arbeit würde sich weder lohnen, noch Jemand sie auf sich nehmen. Sollte jedoch ein Reicher bei Euch, der uns unterstützen will, dergleichen Schriften verlangen, so möge er uns Geld schicken, und wir werden uns an die Arbeit machen. Ich werde solche unter Mitwirkung anderer Gelehrten, wenn diese dafür belohnt werden, innerhalb eines Jahres vollenden und Euch zu allgemeiner Bekanntmachung zuschicken, so wie auch eine neue historische Schrift, welche den Uebergang der Türken nach Europa mit möglichster Genauigkeit, Treue und Kürze beschreibt. Sie ist von uns verfaßt und noch Niemanden mitgetheilt worden, noch wird sie es werden, wenn wir nicht eine, unserer Mühe angemessene Belohnung dafür erhalten. Zudem kann ich auch correkte alte Schriften von Werth, gedruckte und ungedruckte, besorgen." Das leztere Anerbieten wiederholt Zygomalas am Schlusse seines Briefs und hofft, er werde noch manchen alten, ungedruckten Klassiker in den verschiedenen Städten finden; doch sey hiezu, wenn je zu etwas, Geld nöthig.

Krusius antwortete dem Rhetor Zygomalas den 14ten April 1576. Er bemerkte ihm unter anderm, daß ihn seine Bekanntschaft mit den Griechen in Konstantinopel mehr freue, als eine große Summe Geldes. In Betreff einer Geldunterstützung und der Anschaffung von griechischen Büchern wölle er mit dem gerade abwesenden Kanzler zu Rathe gehen. Dem Portonotar Zygomalas wurde in demselben Monat geantwortet. Krusius bezeugt in diesem Briefe seine Freude über die erhaltene Antwort und fährt dann fort: „Was Du von Athen schreibst, hat mir große Freude verursacht. Ich höre mit Vergnügen, daß die Stadt noch steht, aus welcher Künste und Wissenschaften nach allen Richtungen hin sich verbreitet haben. Einige unserer Geschichtschreiber, die ihrer erwähnen, erzählen, sie sey völlig zerstört und nur einige Fischerhütten befinden sich an der Stelle des ehemaligen Athens. Ich konnte dieser Nachricht hauptsächlich deßwegen keinen Glauben schenken, weil Laonikus Chalkondylas, der ein gebornер Athener war und vor hundert Jahren lebte, nichts dergleichen in seiner Geschichte erzählt. Da Du die Stadt selbst gesehen hast, so bist Du mir ein glaubwürdiger Zeuge. Sehr angenehm wäre es mir, wenn Du mir eine Abbildung von Athen, aber von Deiner eigenen Hand, schicken würdest, des Thucydides wegen, welchen ich meinen Zuhörern erkläre. Bei Erwähnung des Helikon äußertest Du, Du seyest auf demselben gewesen, habest aber keine Spur des alten Ruhmes mehr daselbst vorgefunden; bei den Deutschen seyen jezt alle Vorzüge. Ich berichte Dir nun Folgendes, nicht um zu prahlen, sondern um die Wohlthaten Gottes zu preisen.“ (Hier folgt eine Beschreibung der würtembergischen Lehranstalten, besonders der Tübinger Universität, „welche unter den protestantischen nicht die lezte sey.“) — „Unter meine Wünsche,“ fährt Krusius fort, „gehört namentlich der, Dich zu Fortsetzung der Geschichte des Laonikus Chalkondylas bis auf unsere Zeit bewegen zu können. Gibt es keinen andern Geschichtschreiber, welcher die Eroberung der Stadt und den Untergang des oströmischen Reiches mit allen Einzelnheiten beschrieben hat? Wer war die Gemahlin des lezten Kaisers Konstantin, welche zugleich mit ihm den Tod fand? wie hat sie geheißen? Die Nachrichten mangeln mir hierüber. Wer war der damalige Patriarch und was ist aus ihm geworden? Wie wurde die Patriarchenwürde wieder hergestellt? Gibt es noch einige Paläologen, Kantakuzeno, Notara, Laskaris, Chrysoloras, Argyropulo und Chalkondylas? Die lezten vier sind es, welchen wir Deutschen die ersten Anfänge hellenischer Bildung zu verdanken haben. Vergnügen würde es mir gewähren, mit den Namen der Gelehrten in Konstantinopel, Griechenland und Asien, so wie der Patriarchen, Metropoliten, Bischöffe und anderer ausgezeichneten Männer bekannt zu werden. Gieb mir darüber Auskunft, theurer Freund, und theile mir einige der an dießjährigen Pfingsten bei Euch gehaltenen Predigten mit. — Die Nachricht von Eurer Armuth hat mich schmerzlich berührt. Ich werde mir alle mögliche Mühe geben, gute Menschen zu Eurer Unterstützung zu bewegen. Indessen nimm beifolgendes geringe Geschenk an; ich bin leider nicht Herr über reiche Ländereien und über unversiegbare Einkünfte, sonst würde ich mir das größte Vergnügen daraus machen, Dich und Andere zu unterstützen.“ Mit diesem Briefe des Krusius wurde von den Tübinger Studirenden eine Antwort auf den Brief des Theodor Zygomalas abgeschickt.

Die Wißbegierde des Krusius beschränkte sich indessen nicht auf die von Zygomalas erhaltenen Nachrichten, sondern er schrieb im Mai 1577 auch an einen Diakonus Symeon Kabasiles nach Konstantinopel um Nachrichten über Griechenland. Sein Brief enthält unter Anderm folgende Stellen: „Ich liebe die Griechen sehr und es ist mein sehnlicher Wunsch, das Wohlwollen der Besseren der Nation zu erwerben und eine innige Verbindung zwischen Deutschland und Griechenland nach Kräften anzuknüpfen. Die alte Sprache Griechenlands trage ich nach meinen geringen Kräften vor als Lehrer; die verderbte neuere wünschte ich zu erlernen. Ich habe zwar einige Fortschritte darin gemacht, aber es fehlt mir leider an einem Wörterbuche. Wenn Du einige freie Zeit hast, so bitte ich Dich, mir beiliegende Hochzeitgedichte (sie waren von Krusius selbst in altgriechischer Sprache verfaßt, das eine auf die Vermählung des Herzogs Ludwig von Würtemberg, das andere auf die Verheirathung des Doktors Schwarz) Wort für Wort in die neugriechische Sprache zu übersetzen und die Uebersetzung mir zuzuschicken. Auch um Uebermachung von Anderem, in dieser Sprache geschriebenen, das Du sonst weggeworfen haben würdest, ersuche ich Dich. Sehr erfreulich wären mir Nachrichten über die Sprache in Thessalonich und Athen, über den Zustand und die Größe der lezteren Stadt und über ihre Merkwürdigkeiten. Von nicht geringerem Interesse wird es für mich seyn, zu erfahren, in welchem Theile Griechenlands die alte Sprache am wenigsten barbarisch gesprochen wird.“ Krusius begleitete diesen Brief mit einem Geschenke, dem mathematischen Lexikon des Daspodius.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Nach vierzehn Tagen erhielt Kurzdorf einen Zettel, worin ihm Kallendorf seine Rückkehr nach Amsee meldete. Dieser eilte sogleich selbst hin, ließ sich bei dem Grafen melden und bat um eine geheime Unterredung, die Kallendorf mit schwerer Ahnung gewährte. „Mein

beſter Freund," hob der Baron an, „ich muß Ihnen geſtehen, ich befinde mich hier in einer Lage vor Ihnen, die ich mir nicht unangenehmer denken könnte. Sie entſinnen ſich vielleicht eines Geſpräches, worin ich Ihnen am Schluß erklärte, ich werde über gewiſſe Dinge ſchweigen, ſo lange es angehe." Kallendorfs Herz klopfte hörbar, als er mit dumpfer, zitternder Stimme erwiderte: „Ohne Vorrede, Herr Baron; was iſt es?" — „Es exiſtirt," ſagte dieſer, „mit einem Worte, es exiſtirt —" — „Zum Teufel! was exiſtirt?" rief Karl ungeduldig. „Es exiſtirt ein Verhältniß zwiſchen meiner Couſine, Ihrer Frau, und Graf Oertzen, Ihrem Couſin. Karl ſah ihn eine Weile erboſt an und ſagte endlich: „Das weiß ich." — „Verzeihen Sie," wandte Kurzdorf ein, „das wiſſen Sie nicht! Von kleinen Galanterien mögen Sie etwas wiſſen, aber nichts von dem, was vorgeht." — „Was geht denn vor?" fragte Karl gepreßt. — „Sie gibt ihm Rendezvous auf ihrem Zimmer." — „Ihr Zimmer iſt jedem offen," ſagte Karl ärgerlich. „Auch von der Seite, mein Schatz," polterte der Baron heraus, „von welcher Oertzen hinein kommt? über die Ulme auf dem Balkon?" — „Sie lügen!" rief Kallendorf. „Hoho, Schatz!" erwiderte Kurzdorf, „Sie wollen mich beleidigen! Aber einem Manne in Ihrer Lage verzeihe ich Alles." — „Ich glaube ſo etwas nicht, bis ich es ſelbſt ſehe," ſagte Karl. — „Nun, ſo ſehen Sie es, mein Herr, ſehen Sie es, und das heute Abend noch, wenn Sie wollen; die Gräfin wird ihn ohne Zweifel wieder herein laſſen, denn ſie weiß nichts von Ihrer Rückkehr." Karl wollte wieder auffahren, nahm ſich aber zuſammen und ſagte: „Gut, ich werde es unterſuchen; um zehn Uhr bin ich bei Ihnen."

Wie dem Unglücklichen bis zehn Uhr die Zeit verſtrich, wollen wir nicht ausführen; es wäre ein zu unerfreuliches Gemälde. Entfeſſelt tobten alle Leidenſchaften in ſeiner zerrütteten Seele, und wenn er, wie Marie Antoinette, in Einem Tage graue Haare bekommen hätte, ſo wäre es nicht auffallender geweſen, als bei ihr. Um neun Uhr hüllte er ſich in ſeinen Mantel und ging zu Fuße nach Kurzdorfs Schloß. Dieſer kam ihm am Eingange des Parks entgegen. „Sie müſſen nicht ins Haus," ſagte er; „aber hier von der Einſiedelei aus haben Sie die freie Ausſicht auf den Ihnen wohlbekannten Balkon." Dann ſezte er ſich einen Augenblick neben ihn auf eine Bank vor der Hütte und drang auf ein förmliches Verſprechen, ſich heute wenigſtens ruhig zu verhalten, es möge geſchehen, was da wolle. „Das habe ich ohnehin ſchon mit einem feierlichen Eide gelobt," erwiderte Kallendorf dumpf. — „Gut," ſagte Kurzdorf; „aber jezt muß ich Sie verlaſſen; meine längere Abweſenheit würde zu Hauſe auffallen. Alſo ich baue auf Ihr Wort: Sie benehmen ſich wie ein Mann und wie ein Chriſt."

Nicht lange war der Baron weg, als Kallendorf ein leiſes Pfeifen an der Ulme vernahm und bald darauf die Balkonthüre ſich öffnen ſah. Cäcilie, nur zu kenntlich an einem hellblauen Kleide, auf das der Schein des Lichtes im Zimmer fiel, trat heraus; gleich darauf raſchelte es in den Zweigen und Oertzen, in ſeinem hellen Ueberrocke, die Jagdmütze auf dem Kopf, ſchwang ſich von einem ſtarken Zweige des Baumes über das Eiſengitter des Balkons, wo ihm Cäcilie in die Arme fiel und ihn dann in ihr Zimmer hineinzog. Kallendorf riß ſein Taſchentuch, das er eben in der Hand hielt, mitten durch und verließ die Einſiedelei und den Park, ohne zu wiſſen, was er that und dachte. Er hatte lange nur das eine, herzzerreißende Gefühl, daß er der elendeſte Menſch unter der Sonne ſey. Es war ihm nie ſo klar geworden, wie theuer ihm Cäcilie war, als in dem Augenblicke, da er ſie auf immer verloren hatte. Erſt allmählig kam er wieder zur Beſinnung, und jezt rief er ſich die ganze Geſchichte ſeines Verhältniſſes mit ihr ins Gedächtniß zurück. Er dachte an den unwiderſtehlichen Zauber ihrer bewußtloſen Liebe, an ihr kindlich argloſes Herz, und mit einem Male ward es ihm klar, wie er allein der Mörder ihrer Unſchuld ſey, wie er ſelbſt den Freund und ſie gewaltſam in den Abgrund gezogen habe, der jezt Beide zugleich mit ihm verſchlungen. Der Gedanke an ſeinen Sohn, der den Namen trug, welcher einſt Alles umfaßte, was ihm theuer war, ſtimmte endlich ſeinen Schmerz weicher. Er warf ſich unter einen Baum ins feuchte Gras und weinte wie ein Kind. Das Weinen ging bald in Gebet über; er murmelte leiſe ein Vater unſer. Als er an die Bitte kam: „und führe uns nicht in Verſuchung," ſchauderte er zuſammen und rief: „Nein, die Bitte darf ich nicht mehr thun, denn ich habe Andere in Verſuchung geführt und ins Elend! O Gott! verzeihe mir, verzeihe mir, wie ich ihnen verzeihe!" — Damit raffte er ſich auf und ging ſeinem Hauſe zu. Oertzens Verluſt ſchien ihm jezt in ſeiner weichen Stimmung faſt noch ſchmerzlicher, als Cäciliens, denn ſie war nur verführt worden, er hatte den Vertrauenden verrathen; doch auch ihm wollte er verzeihen, nur ſich ſelbſt als den verworfenen Urheber verabſcheuen. Dem Bedienten ſtockte, beim Anblick ſeiner verſtörten Züge, das Wort auf der Zunge; er ließ den Grafen in ſein Kabinet gehen, ohne eine Beſtellung, die er an ihn hatte, auszurichten. Karl ſchloß die Thüre hinter ſich zu und wollte ſich aufs Kanapee werfen, als er zu ſeinem unbeſchreiblichen Erſtaunen Oertzen in feſtem Schlafe darauf liegen ſah. Dieſe Frechheit rief augenblicklich den böſen Geiſt in ihm hervor; er nahm eine Piſtole von der Wand, doch als ſein Auge wieder auf den ſchlafenden Freund fiel, gedachte er ſeines Eides, und in demſelben Augenblick ſchleuderte er die Piſtole durch's Fenſter, deſſen zerbrochene Glasſcheiben

klirrend ins Zimmer fielen. Oertzen sprang jählings auf und rief: „Karl, bist Du toll!“ aber das Wort war kaum heraus, als ein Blick in des Freundes Gesicht ihn befürchten ließ, es möchte in der That Grund zu dieser Frage vorhanden seyn; denn seine Züge waren entstellt, Todesblässe bedeckte sein Gesicht und die Lippen bebten krampfhaft. „Karl!“ rief er wieder im Tone des tiefsten Gefühls, „was ist Dir?“ — „Das fragst Du?“ erwiderte Karl mit zitternder Stimme, „Du Mörder meines Glücks! Du Schurke!“ — „Karl!“ rief Oertzen zum drittenmale, „Du vergißt Dich! Oder — bist Du wirklich wahnsinnig?“ — „Nein; aber ich komme von der Einsiedelei, von wo man die Aussicht auf Kurzdorfs Schloß hat.“ — „Mein Gott, mein Gott!“ rief Oertzen, „er redet irre! Karl, ich beschwöre Dich, lege Dich zu Bette, Du bist krank!“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Literarische Charlatanerie.

Die Charlatanerie in der Literatur scheint Fortschritte zu machen, oder von einem Unternehmen zum andern überzugehen. Ich habe neulich von einer vorgeblichen „Gesellschaft zur intellektuellen Emancipation“ gesprochen, von der aber wohl Niemand etwas weiß, als ihr vorgeblicher Sekretär Emile de Girardin. Ich habe aus dem von ihm unterzeichneten Programme dargethan, was für riesenhafte literarische Unternehmungen wir von jener unsichtbaren Gesellschaft zu erwarten haben, abgesehen von dem schon wirklich vorhandenen Journal des connaissances utiles, das, wie Jedermann weiß, oder wie es Emile de Girardin versichert, zu nicht weniger als 100.000 Exemplaren abgedruckt wird, ohne einmal die deutsche Ausgabe mitzurechnen, welche, wie ebenfalls Girardin versichert, zu 25.000 Exemplaren verbreitet wird, damit auch die armen Deutschen des Lichtes nicht beraubt werden, welches die unsichtbare Gesellschaft, der ganzen Welt zu Frommen, mitten in Paris aufsteckt. Nun beklagen sich zwar einige literarische Nachspürer, daß sie nicht im Stande seyen, jenes vortreffliche Journal in Deutschland aufzutreiben, und einige wollen schon eine Prämie für denjenigen aussezzen, der so glücklich seyn wird, ihnen ein Exemplar davon zu verschaffen; allein vielleicht haben sie nicht emsig genug darnach gesucht. Ein Journal, das uns zu 25.000 Exemplaren beschеert wird, muß doch wohl irgendwo stecken; ja es muß überall vorhanden seyn, in Museen, Schenken, Gasthöfen ꝛc. Man wird sich ferner aus erwähntem Berichte erinnern, daß die Herausgabe des Journal des connaissances utiles nur eine der geringsten, und man kann dreist hinzusetzen, der geringfügigsten Arbeiten der unsichtbaren Gesellschaft ist. Sie hatte einen gemeinnützigen Kalender für das Jahr 1833 zu liefern versprochen, und zwar zu 1.500.000 Exemplaren, was, beiläufig gesagt, eine vortreffliche Ausbeute für den Staatsschatz in Ländern abgegeben haben würde, wo das Kalendermachen und Drucken ein Vorrecht des Königs ist und wo er seinen Stempel auf jedes Exemplar setzen läßt. Allein in Frankreich ist es glücklicherweise dem Könige niemals eingefallen, ganz allein Kalender machen und verkaufen zu wollen. In Frankreich macht Kalender, wer will und wie es ihm beliebt. Kein Kalender hat hier je unter dem Stempeldrucke geseufzt, noch dem Staatsschatze etwas abgeworfen, und Gottlob sind die Kalender beständig so frei geblieben, als die Luft. Daher erscheinen sie denn auch jährlich unter allen möglichen Gestalten, von der Größe eines Fingergliedes an bis zu Mannshöhe, mit und ohne Kupfer und Holzschnitt, mit und ohne Witz, mit und ohne Verstand. Somit hat denn auch die unsichtbare Gesellschaft einen Kalender oder Almanach herausgeben können, und dießmal ist ihr Werk offenbar, und nicht zweifelhaft, wie die deutsche Ausgabe ihres Journals. Es wird den Vorübergehenden auf den Gassen von Paris für 10 Sous angeboten, und dieser Preis ist wahrlich nicht zu hoch für den nützlichen Inhalt; ob aber der Almanach zu 1.300.000 Exemplaren abgedruckt worden ist, möchte ich eben nicht verbürgen; vielleicht hat man drei Nullen zu der Zahl in der süßen Hoffnung hinzugesezt, daß die Ankündigung einmal wirklich in Erfüllung gehen werde. Mit diesem Almanache ist aber noch wenig gefördert. Die unsichtbare Gesellschaft wird einige Hundert Gewerb- und Ackerbauschulen, einige Hundert Sparkassen, einige Tausend Bibliotheken für die Gemeinden anlegen und die Bücher dazu selbst schreiben. Das sind die eigentlichen herkulischen Arbeiten, wegen welcher sie, wie sie behauptet, zusammengetreten ist; man kann denken, was für einen sauren Posten Emile de Girardin hat, welcher bis jezt das einzige Organ ist, wodurch sich die Gesellschaft der Welt kund thut. Wenn er nur nicht unter der Last erliegt!

Indessen er nun nach Bekanntmachung des Almanachs ein wenig ausruht und die Tagesblätter nicht mehr wie zuvor mit so langen Ankündigungen oder sogenannten Prospektus heimsucht, erscheint eine andere Gesellschaft auf dem Schauplatz und nimmt die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Gesellschaft verspricht zwar nicht so viele Dinge, als die vorige, aber was sie leisten will, geht ebenfalls ins Erstaunliche; sie will ein Journal liefern, eine Europe littéraire, die ein Meisterwerk seyn soll. Bereits hat man in deutschen Blättern die Soirées der Gesellschaft und ihre mittelst goldener oder vergoldeter Löffel präsentirten Sorbets gerühmt, was wenigstens beweist, daß die Gesellschaft wirklich vorhanden ist; denn Sorbets und goldene Löffel lassen sich nicht denken ohne Jemand, der sie hergibt und der etwas damit ausrichten will. Es sollen 100.000 Exemplare von der Europe littéraire, die wöchentlich dreimal erscheinen wird, ausgetheilt werden. Man kann jezt mit keinem literarischen Unternehmen Aufsehen erregen, wenn man nicht zu gleicher Zeit ankündigt, daß es zu 100.000 Exemplaren gedruckt wird; die 10.000 reichen nicht mehr hin. Die Europe littéraire hätte also sehr Unrecht, wenn sie sich nicht ebenfalls als eine zu 100.000 Exemplaren erscheinende Zeitschrift ankündigte, noch ehe ein Blatt davon dem Publikum zu Gesichte gekommen ist. So etwas verfehlt selten seine Wirkung bei dem gutmüthigen Theile des Publikums.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. März 1833.

Hymen. Still' die Verwirrung end' ich,
Die Wunderdinge wend' ich
Zum Schluß, der schön sich fügt.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Kallendorf.

(Beschluß.)

Kallendorf zitterte so, daß er nicht sprechen konnte; endlich nahm er eine zweite Pistole von der Wand, gab sie Oertzen hin und stieß mit fürchterlicher Stimme die Worte aus: „Schieß mich todt, Heuchler! ich darf es nicht selbst thun!“ Oertzen nahm die Pistole und fragte gefaßt: „Was ist hier vorgefallen? Es muß irgend ein entsetzliches Mißverständniß obwalten. Sprich — was traust Du mir zu?“ — „Wo kommst Du her?“ fragte Karl, gleichfalls gefaßter. — „Gerade aus Wien.“ — „Unmöglich!“ rief Karl aus; „Du lügst! o Dein ganzes Wesen ist Lüge!“ — „So wahr mir Gott helfe,“ sagte Oertzen feierlich, „ich komme aus Wien! und was Deinen leidenschaftlichen Vorwurf der Lüge betrifft, so habe ich Dir in meinem Leben nur Eine Unwahrheit gesagt.“ — „Wann? — wann?“ fragte Karl mit erstickter Stimme. — „Als ich Dich glauben machte, daß ich mich zur Ausführung Deines schändlichen Planes in Bezug auf Cäcilie brauchen lassen wolle.“ — „Oertzen!“ rief Karl, „erkläre Dich! ich fange wieder an zu athmen.“ — „Erst,“ sagte Oertzen sehr ernst, „erzähle Du mir, was Dich in diesen entsetzlichen Zustand versetzt hat;“ und nachdem Karl mit vieler Anstrengung Alles erzählt hatte, rief er aus: „Nun, so wolle Gott dem Kurzdorf verzeihen! Ihm hatte ich in meiner Noth Deine tolle Grille anvertraut und er rieth mir, Dich einmal alles Ernstes eifersüchtig und Dir dadurch die Thorheit Deines Benehmens begreiflich zu machen, indem er meinte, wenn Du nur einmal wirklich Ursache hättest, an Deiner Frau zu zweifeln, würdest Du einsehen lernen, wie Unrecht Du gehabt, einem wesenlosen Schatten nachzujagen. So bedenklich es mir auch vorkam, fing ich doch an, auf seinen Plan einzugehen. Vor acht Tagen aber mußte ich schnell nach Wien, und da hat der gute Baron vermuthlich meine Abwesenheit zu diesem Knalleffekt benutzt, den er ohne Zweifel im Ariosto gelesen hat.“ Kallendorf fiel dem Freunde gerührt um den Hals, denn der Gedanke, daß ein Anderer Cäciliens Gemach betreten haben könne, kam ihm gar nicht in den Sinn. Als er am andern Morgen nach tiefem Schlaf erwachte, stand Oertzen schon vor seinem Bette.

„Ich bringe volle Aufklärung,“ sagte er. „Kurzdorf selbst war der Balkonstürmer in meinen zurückgelassenen Kleidern, und die Dame war seine Frau in Cäciliens Kleide; diese aber hatten sie vorher unter dem Vorwande einer nothwendigen Reparatur aus ihrem Zimmer vertrieben. Da hast Du den ganzen Roman, und obgleich ich die Verfahrungsart nicht gebilligt haben würde, so denke ich doch, Du wirst sie dem guten Kurzdorf verzeihen; denn die Absicht war rein — und sie ist erfüllt, nicht wahr? Cäcilie aber ahnet nichts von Allem, was seit

einem Jahr zwischen Dir und mir vorgefallen ist, und wir sind einander so gleichgültig, wie Schwester und Bruder. Deßhalb versprich mir, ihr nie etwas von Deiner traurigen Verirrung zu entdecken."

Kallendorf versprach Alles. Er zog sich schnell an und ritt mit leichtem Herzen zum nachbarlichen Schlosse, wo sein herzlicher Händedruck die verlegenen Wirthe schnell beruhigte. Als er das Zimmer seiner Frau, der man von seiner Rückkehr noch nichts gesagt hatte, leise öffnete, saß sie mit dem kleinen Cäcil auf dem Schooße da und sagte ihm zum Nachsprechen die Worte vor: „Lieber Gott, mache meinen Papa recht glücklich und froh, damit Mama auch glücklich sey!" Karl schloß sein liebes Weib gerührt in die Arme und küßte sie so innig und selig, wie seit Jahren nicht. Sie sah ihn lange an und las eine heitere Zukunft in seinen blauen Augen. „Die Reise hat Dir wohl gethan, Karl," sagte sie nach einiger Zeit. „Ja wohl!" rief er heiter, „ich habe endlich einen fatalen Prozeß vom Halse, der mich seit Jahren gequält hat. Der gute Oertzen hat mit dem glücklichsten Erfolge den Vermittler gemacht."

Auch Oertzen lächelte noch eine freundliche Zukunft. Nach jahrelangem Flehen gelang es ihm, das schönste Herz, das je von Männern getäuscht worden ist, von der aufrichtigen Liebe des seinigen zu überzeugen. Er ward des Freundes glücklicher Schwager. Caroline schämte sich gar sehr, als zwei-und-dreißigjährige Braut mit einem nicht ältern Bräutigam vor den Altar zu treten; aber nachdem sie einmal zu diesem Schritte den Muth gefaßt hatte, machte sie den Mann, dem sie sich ganz hingab, so glücklich, wie er es auf dieser Erde werden konnte. Karls und Cäciliens glühende Leidenschaft bildete Anfangs zwar einen seltsamen Kontrast mit der ruhigern Liebe Cäcils und Carolinens, aber die Zeit hat den Unterschied ausgeglichen, und heute am 31ten December 1832 will kein Mensch glauben, das Caroline fünfzehn Jahre älter ist als Cäcilie, zumal da die Kinder der leztern mit der Protektionsmiene der ältern Vettern auf die der erstern herabsehen.

Briefwechsel zwischen Martin Krusius und einigen gelehrten Griechen.

(Fortsetzung.)

Symeon Kabasiles antwortete im Februar 1578: „Ich habe Deinen Brief vor Kurzem erhalten. Unaussprechlich ist das Vergnügen, welches ich nicht minder über Deinen schönen, feinen Ausdruck und die ihm inwohnenden Atticismen, als über die freundschaftliche Gesinnung, von welcher Du fortwährend gegen uns beseelt bist, empfunden habe. In Betreff der Kunst des Ausdruckes scheinst Du den Alten nichts nachzugeben. Einige der bei Vorlesung Deines Briefs anwesenden Gelehrten wollten Dich in Hinsicht des Wohllauts und des Ausdrucks dem Demosthenes, in Hinsicht der Gedanken dem Isokrates an die Seite stellen. Ich hätte vor Freuden hoch aufspringen mögen, als sie Dich und Dein Schreiben so erhoben. Des Geldes hätte es nicht bedurft, indessen statte ich Dir meinen verbindlichen Dank dafür ab. Deine Aufträge habe ich, so weit es mir möglich war, besorgt. Ich lege Dir die Bitte vor, Du möchtest mir ein, von mir besonders bezeichnetes Buch (es war ein magisches, der Schlüssel Salomos), das sich bei Euch häufig in lateinischer Sprache findet, in das Griechische übersetzen und in beiden Sprachen zuschicken. Ich will Dir dagegen den ganzen Aesop oder einige Reden des Isokrates in das Gemeingriechische übertragen, so daß Dir die Erlernung desselben nicht schwer werden wird. Sollte die Uebersetzung obiger Schrift Dir zu viel Mühe machen, so bitte ich Dich wenigstens um ein lateinisches Exemplar: ich kenne einen italienischen Arzt, welcher der lateinischen Sprache sehr mächtig ist. Rathe mir überdieß, womit ich in der Astrologie den Anfang machen soll. Ich bin für diese Wissenschaft so sehr eingenommen, daß ich meinen Liebling, den Aristoteles, häufig auf die Seite lege und mich mit jener beschäftige."

Symeon gibt nun folgende Nachricht über Athen und über die Sprache der Griechen: „Das alte Athen hat aus drei Theilen bestanden. Was das jetzige betrifft, so wird der innerste Theil, d. h. die Akropolis, worin ein Tempel des unbekannten Gottes steht, nur von Türken bewohnt, der ganze äußere Theil, der ehemalige mittlere, nur von Christen; der äußerste ist nur zum Drittheil bewohnt. In ihm befindet sich ein Pallast aus Marmor auf hohen Säulen. Ueber dem Thore hat sich die alte Inschrift noch erhalten:

Das ist Athen, weiland des Theseus Stadt.

Der Umfang der ganzen bewohnten Stadt mag sechs bis sieben Miglien betragen; die männliche Bevölkerung kann sich auf 12,000 Seelen belaufen. Was ich von den Dialekten Dir berichten soll, weiß ich nicht. Es sind ihrer über siebzig, welche von einander sehr abweichen. Der schlechteste von allen ist der Dialekt von Athen. Die übrigen Griechen, welche meistentheils gut sprechen, nennen die Athener gewöhnlich voll Verachtung Barbaren, was im alten Griechenland der umgekehrte Fall war. In Thessalonich, Konstantinopel, im Peloponnes finden sich Viele, welche unsere Volkssprache so gut sprechen, wie die Alten. Wir finden nämlich, daß Leztere die Volkssprache in vielen Stücken, besonders in den Komödien, ganz so wie wir gesprochen haben. Man dürfte deßhalb das Neugriechische weniger ein barbarisches Gemisch, als die eigentliche Volkssprache der Hellenen nennen, wenn es gleich manche barbarische Wörter enthält, z. B. die

Benennungen der Monate, welche wir aus dem Lateinischen entlehnt haben. Wenn Du einen einzigen dieser Dialekte, den unsrigen, lernst, so kannst Du alle gut verstehen. Man trifft überdieß unter den gemeinen Leuten welche, die dorisch, andere die attisch, äolisch oder jonisch, noch andere, welche gemeingriechisch sprechen."

Etwas früher als an Symeon Kabasiles, nämlich im März 1577, hatte Krusius wieder an beide Zygomalas geschrieben; an Theodosius unter anderm Folgendes: „Eine außerordentliche Freude hat mir die in alten Geschichtsbüchern enthaltene Kunde von einer Verbindung zwischen den Schwaben und Griechen vor 490 Jahren verursacht. Irene, auf deutsch Friederike, aus Sulzbach in Schwaben, war die Gemahlin des Kaisers Manuel Komnenus. Eine andere Irene, Tochter des Isaak Angelus, war mit dem deutschen König oder römischen Kaiser Philipp vermählt und liegt nicht weit von Tübingen, im Kloster Lorch, begraben. In Konstanz, auch nicht sehr weit von hier, ruht Emanuel Chrysoloras, der daselbst den 15ten April 1415 starb." Theodosius Zygomalas antwortete im Februar 1578, gibt jedoch keine Nachrichten über Griechenland, sondern entschuldigt sich wegen seines langen Stillschweigens mit einer zwanzigmonatlichen Reise im Orient und auf den Cykladen herum, macht Krusius einige Komplimente wegen seines attischen Styls, läßt die Tübinger Professoren grüßen und schließt also: „Die Uhren haben mein Vater und ich erhalten. Sie sind nicht blos Weiser der Stunden, sondern auch Denkmale der innigsten Freundschaft. Ich habe sie stündlich in der Hand und schätze sie wegen ihrer zierlichen Schönheit höher, als alle Reichthümer des Gyges."

Neben seinem Briefwechsel mit Vater und Sohn Zygomalas und mit Symeon Kabasiles suchte Krusius noch weitere Verbindungen in Konstantinopel anzuknüpfen. Er schrieb mehrere Briefe an angesehene und gelehrte Griechen, z. B. an den Stellvertreter des Patriarchen von Alexandrien, an den Metropoliten von Berrhöa u. a., entschuldigte seine Freiheit mit seiner feurigen Vorliebe für alles Griechische, und legte auch wohl eine von Doktor Schnepf oder Herbrand gehaltene, von ihm in das Griechische übersezte Predigt bei; allein Antwort scheint er nicht erhalten zu haben. Der Briefwechsel mit Theodosius Zygomalas war indessen nicht minder eifrig fortgesezt worden. Krusius bestürmte ihn unaufhörlich mit Bitten um Erklärung neugriechischer Wörter, um neugriechische Briefe und um historische und geographische Nachrichten. Zygomalas willfahrte in Bezug auf die erste Bitte. Seinen Erklärungen voran schickt er folgende Nachricht über die damalige Sprache der Griechen: „Die gemeine oder die Volkssprache der gegenwärtig so unglücklichen Griechen ist sehr gemischt und ungleich. Es finden sich in ihr altgriechische Wörter und Redensarten, aber auch römische, türkische, albanische und manche andere. Die Griechen sind gleich einzeln stehenden Bäumen; so wohnen sie oder vielmehr so dürfen sie wohnen. Denn sie sind, mit Schmerz sage ich es, im Lande der Fremden, zerstreut, blos geduldet und vermischt mit den Heiden. Wenn Du einen Konstantinopolitaner sprechen hörst, so kannst Du altgriechische, gemeingriechische und türkische Worte hören. Es wohnt eine Menge Türken in Konstantinopel, und durch den Verkehr mit ihnen schleichen sich viele ihrer Worte in unsere Sprache ein, so wie man auch ihre Kleidung und manche ihrer Gebräuche angenommen hat. Ist es doch meistens so, daß der Gehorchende im Denken und Handeln seinem Gebieter ähnlich wird! Die Kreter kann man an ihrem Gekreische erkennen, und ihre Sprache ist mit lateinischen und andern Wörtern untermischt. Auch die Sprache der Peloponnesier ist mit lateinischen Wörtern gemengt, aber auf andere Weise. Mit Thränen würde sich Dein Auge füllen, wenn Du die einst so gebildeten Athener sprechen hörtest. In demselben Verhältnisse, in welchem einst die Fülle des reinsten, lautersten Hellenischen in ihrer Sprache lebte, ist sie jezt völlig barbarisch und unter allen Dialekten kenntlich. Athen ist gegen drei Jahrhunderte wüste gelegen, und die jetzigen Athener sind ein Gemisch aus den verschiedensten Städten. Es ist aber noch besser, Du hörst einen Athener, als Du siehst ihn. Wie die Egypter von den Griechen erkannt werden an dem Worte karakaxa, welches jene charachaxa aussprechen, da ihnen die Aussprache des k eben so unmöglich ist, als manchen Franken die des th, das bei ihnen wie t lautet, so sind auch die Athener, Kreter, Peloponnesier, Chier und alle andern sogleich kenntlich an ihrer Sprache. Weichen sie aber auch in einigen Wrten und Redensarten von einander ab, so versteht doch einer den andern im Gespräche, weiß aber auch zugleich, ob einer ein Konstantinopolitaner, Kreter, Chier, Nauplier, Naxier, Insel- oder Festlandsbewohner ist. Es verräth ihn, um mich eines Ausdrucks des Herrn zu bedienen, seine Sprache."

(Der Beschluß folgt.)

Sehnsucht nach Frieden.

1.

O daß ich endlich an mein Herz ihn schlösse,
Den Engel des Friedens mit den heil'gen Zügen,
Mir in der Seele wohnte still Genügen,
Und Aetherklarheit meine Stirn umflösse!

Daß ich in Lust und Leid mit heitrer Grösse
Säh' jedes Tags Verheißung vor mir liegen,
Sich ihrem Dienste jede Stunde fügen,
Mit reinem Sinne wirkte und genösse!

Flieht, Leidenschaft, Verworrenheit und Schwanken,
Weicht, Wogen des Gefühls, Sturm der Gedanken,
Zeig', inn'rer Himmel, deine tiefe Bläue!

Jungfräulich sey der Morgen mir, empfänglich,
Der Tag ein Mann, deß Thatkraft unvergänglich,
Der Abend hold, ein Knab', der Blumen streue!

2.

Wär' ich dem Wandrer gleich, der beim Erwachen
Des Tages Pfade sinnig überdenkt,
Dann fest gemessen seine Schritte lenkt,
Mag Nebel wallen, mag die Sonne lachen;

Dem nicht der Wechselglanz der tausendfachen
Erscheinungen des Sinnes Helle kränkt,
Der wahr sie schaut und still in sich versenkt,
Still weiter zieht, wie auf der Fluth der Nachen;

Der, wenn es um ihn stürmt und glüht und schauert,
Im Innern ruht, und was ihm auch begegne,
Stark, mit gehalt'ner Seele überdauert;

Wenn dann am Ziele sich der Abend röthet,
Getrost zurückschaut, dankt, und daß ihn segne
Des Ew'gen Huld, in der Kapelle betet.

Adolph Peters.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Regsamkeit in der periodischen Literatur.

Die Unternehmer der Europe littéraire haben nicht allein sogenannte Prospektus, sondern auch Supplemente zu denselben drucken lassen, worin sie die Briefe bekannt machen, die ihnen wegen ihres Unternehmens geschrieben worden sind. Sie haben sich nämlich an Bankiers, Pairs, Deputirte u. s. w. gewandt, um sie zur Theilnahme an ihrer Zeitschrift zu bewegen, und die Bankiers, Pairs, Deputirte u. s. w. haben sehr höflich geantwortet, sie seyen bereit, ein so wichtiges Unternehmen aus allen Kräften, das heißt mit ihrem Gelde, ihrem Talente und ihrem Beifalle zu unterstützen. Diese Herrn werden daher die Fondateurs oder Stifter der Anstalt genannt. Sogar die Minister werden unter diesen Stiftern aufgeführt. Es kommen unter denselben mehrere Namen vor, an welche sich auch Könige und Kaiser zu halten pflegen, wenn sie zwar nicht eine Zeitschrift, wohl aber ein Anleihen unternehmen wollen, als Rothschild, Aguado u. a. Dann wird eine Legion berühmter Schriftsteller angeführt, die zu diesem Gelde der Fondateurs das Kapital ihres Talentes fügen wollen, und eine noch größere Zahl von Korrespondenten, unter denen die meisten Herausgeber französischer Provinzialblätter genannt werden. Mit dieser reichlichen Ausstattung von — Namen also wird diese neue Zeitschrift ihren Lauf beginnen; vermuthlich mit einigem Glanze im Anfang ihres Erscheinens, bald aber wird dieser Glanz wieder erlöschen, wie der so mancher andern Zeitschriften, bei denen man allzusehr darauf bedacht war, das Publikum mit großen Namen zu angeln. Uebrigens käme ein gutes literarisches Blatt jetzt ganz zur rechten Zeit, indem wirklich keines da ist, das den Forderungen, die man an eine Zeitschrift für Literatur zu machen berechtigt ist, entspricht. Das Publikum scheint jetzt eine besondere Vorliebe für Erzählungen und Mährchen zu haben; daher es sich die meisten so elegant gedruckten Zeitschriften angelegen seyn lassen, es nach seinem Geschmacke zu bedienen. Die Revue de Paris, die Revue des deux mondes, die Almanache und noch mehrere Zeitschriften liefern alle Erzählungen, und außerdem erscheinen noch besondere Sammlungen von Erzählungen, zum Theil nach deutschen Mustern, was jedoch nicht verhindert, daß sie wieder ins Deutsche übertragen werden; denn die Lust zum Uebertragen ist eine Schwäche des deutschen Charakters. Die Damen haben auch ihr besonderes Journal des Femmes, das elegant gedruckt und mit Kupfern verziert wird. Aus der großen Zahl der Mitarbeiterinnen sieht man, daß sich unter dem schönen Geschlecht jetzt manche Dichterinnen befinden. Für die Jugend hat eine Zeitschrift begonnen: Journal des Enfans, das manche berühmte Schriftsteller als Mitarbeiter zählt; ob diese Schriftsteller aber geeignet sind, für die Jugend zu schreiben, möchte man bezweifeln, wenn man sieht, daß sie meistens selbst noch sehr jung sind und noch keine Erfahrung in der Kunst, mit Kindern umzugehen und sie zu unterrichten, besitzen können. Der gute Erfolg dieses Blattes oder vielmehr dieser beziehungsweise erscheinenden Zeitschrift hat andere Unternehmer bewogen, auch ein Journal des jeunes Personnes und ein Journal des Demoiselles anzukündigen, für welche ebenfalls wieder manche bekannte Namen angeworben sind. Ueberhaupt sieht man in der Journalistik ein ziemlich reges Leben entstehen. Man bemerkt auch, daß der Druck jetzt mit großer Eleganz besorgt wird, was noch vor wenig Jahren nicht der Fall war. England ist Frankreich darin mit gutem Beispiele vorangegangen, und wahrscheinlich wird Frankreich in dieser Hinsicht wieder auf die Nachbarländer wirken. Die Leichtigkeit, mit welcher die Pariser Künstler lithographiren, erlaubt auch, den Zeitschriften manche „illustrative Verschönerung", wie die Engländer sagen, beizulegen. Bekanntlich erscheinen einige Zeitschriften, wie l'Artiste, la Carricature u. a., niemals ohne diese Ausstattung, und sie ist sogar die Hauptsache dabei. Ueberhaupt ist Paris vielleicht die Stadt, wo am meisten lithographirt wird. Diese Kunst ist etwas so Gewöhnliches geworden, daß die armen Kupferstecher Mühe haben, mit ihrer so schwer erlernten Kunst noch fortzukommen. Die lithographirten politischen Karrikaturen belustigen manche Leute; sie sind aber meistens Räthsel, die man nur dann errathen kann, wenn man die örtlichen Umstände genau kennt. Dadurch unterscheiden sich die Pariser Karrikaturen von den Londonern, bei denen der derbe Witz sogleich in die Augen fällt. Manche Karrikaturen auf die Männer der jetzigen Regierung werden von Karlisten erfunden und herausgegeben; allein wenn man selbst wurmstichig ist, muß man Andere nicht wohl nennen, und sicher bieten ihre eigenen Koryphäen Stoff genug zu Karrikaturen dar; aber diese Karrikaturbilder und die wehmüthigen Aufsätze, die sie in die Tageblätter und Zeitschriften ihrer Parthei einrücken, sind der einzige Trost, den sie haben. Mit der Hoffnung, einmal wieder empor zu gelangen und die Macht wieder in die Hände zu bekommen, sieht es immer schlimmer aus, und da sich so manche große Herrn in Europa in die bestehende Ordnung der Dinge fügen, die sie nicht ändern können, so wird zuletzt auch die karlistische Parthei ihre Zeitschriften als einziges Vehikel der Aeußerung ihrer Gesinnungen haben.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. März 1833.

Wen Geldsucht blaß macht, oder Schwelgerei —
Her, Allesammt! Damit ich euch beweise,
Daß Wahnwitz euer aller Uebel ist.

Wieland
nach Horaz.

Die Roulette.

Die Roulette — ein böses, ein niederträchtiges Wort! welche Masse von Jammer und Schande in den paar Buchstaben! Betrug, Gemeinheit, schmutzige Kameradschaft, Schande, Zerrüttung, Verzweiflung, Selbstmord! und in anderer Reihe Pranger, Zuchthaus, Schaffot! Auch mir war es ein furchtbares Wort, ohne daß ich mir etwas Bestimmtes dabei dachte, und eines Tags sprach ich bei mir: „Bah! sehen muß ich das Ding doch einmal!“

Wie einem zu Muthe ist, wenn man einen unbekannten, geheimnißvollen Ort betritt, weiß Jeder; aber hier war es eigentlich Schreck, was mir die Brust so wunderlich beengte. Ich betrete ein langes, schwach erleuchtetes Gemach, die Wände rings tapezirt mit Hüten, deren Besitzer dort oben am Glücksrad stehen, und gleich beim Eingang begegnet mein Auge Gesichtern, ernsten, forschenden Gesichtern, die einen mustern von Kopf bis zu den Füßen, und noch nicht lange standen hinter diesen Gesichtern Gensdarmen, gleich Hetzhunden, die man nur loskoppeln durfte. Beängstigend, entsetzlich ist dieser Anblick! Spitzbüberei, Liederlichkeit, Kerker und Verhör, diese und verwandte Gedanken tauchen unwillkührlich in meinem Gehirn auf und unter. Diese mißtrauischen, forschenden Blicken — ja, das ist die unsichtbare, allgegenwärtige Polizei. Ich fühle, wer den Fuß über diese Schwelle sezt, hat sich dem Bösen verschrieben, und die Leute an der Thüre hier sind nicht gewöhnt, einen Unterschied zu machen. Ich denke an Mutter, Freunde, Geliebte, und das Herz pocht mir. Bei Gott! auch nicht um einen Liard will ich spielen, aber zusehen; warum nicht?

Mitten im großen Zimmer steht, eine Ellipse bildend, eine schwarze, starre Menschenmasse. Sie umschließt einen großen ovalen Tisch, mit schönem grünem Tuch bezogen, das dem Auge wohlthut; und auf diesem Tuche sind beiderseits mit Goldfarbe jene 36 Ziffern verzeichnet, und jene fatalen Worte, die jeder kennt, der je an diese grüne Tafel getreten: manque und passe, paire und impair, rouge und noir. In der Mitte zeigt sich die Höllenmaschine, die Roulette. In einem glänzenden Becken von Mahagoniholz, zwei Fuß im Durchmesser haltend, dreht sich auf einer Spindel die in Fächer getheilte Scheibe, in deren jedem abwechselnd eine rothe und eine schwarze Ziffer zu sehen ist. Vier Männer mit ernsten, unbeweglichen Gesichtern sitzen rechts und links in Ausschnitten am Tische, und vor ihnen prangen in symmetrischen Reihen die Gold- und Silberrollen. Drei derselben führen das Zeichen ihrer furchtbaren Gewalt, die lange Krücke, in der Hand, der vierte ergreift mit der einen Hand die metallene Handhabe der Scheibe, gibt ihr einen raschen Schwung und wirft mit der andern, gegen die Richtung

der schwingenden Scheibe, die elfenbeinerne Kugel in das Mahagonibecken. — Tiefe Stille ringsum! Aller Augen haften bange an der Kugel und harren ihres unwiderruflichen Spruchs. Sie kreist acht, zehnmal pfeilschnell im Becken umher, neigt sich mit abnehmender Kraft gegen die Mitte und hüpft endlich in eines der numerirten Fächer der Scheibe. Die Nummer wird laut ausgerufen, und der Bankier schaufelt gemächlich die Einsätze herein oder stößt prunkend den Gewinnenden den Goldhagel hinaus.

Alles dieß sieht sich ganz artig an: auf keinem Gesicht ein Zucken der Verzweiflung, hell fällt das Licht gerade herunter auf den lustigen grünen Teppich, wo das frischgemünzte Geld gleich Diamanten funkelt; die angenehme Wärme im Saale durchdringt meine im Decemberfrost draußen erstarrten Glieder, die Schaam, das Bangigkeitsgefühl schmelzen allgemach dahin, und es wird mir ganz behaglich zu Muthe. Jezt erst sehe ich mich neugierig nach den Spielern um: die Hälfte derselben gehört dem Mittelstand an, ein Viertel jener dürftigen Klasse, bei der der Rock eben nicht schmuzig ist, aber viel zu lange gedient hat, jener Menschenrace mit hohlen Augen und abgezehrtem Gesicht, die von der Hand in den Mund lebt; das lezte Viertheil endlich sind gemeine Arbeiter. Die zarte Jugend ausgenommen, sind es Leute jeden Alters; hin und wieder schimmert sogar ein kahler, weißer Schädel aus der Menge, zum Beweis, daß man an diesem Ort so gut alt wird als anderswo. Auf der Straße wäre mir keines dieser Gesichter aufgefallen, aber auch hier ist nichts Besonderes darin zu lesen; wie alle Blicke nur auf Einen Punkt gerichtet sind, auf den grünen Teppich, so malt sich auf allen Gesichtern eine und dieselbe Leidenschaft; Habgier spricht aus ihnen, aber ruhige, stille Habgier. Schon eine kurze Erfahrung überzeugte mich, daß der unterdrückte Affekt nur von Zeit zu Zeit gleich einem Gewitter sich entladet; dann kommt jene erschreckliche Blässe zum Vorschein, jener stiere Blick auf das lezte springende Silberstück, gegen das der Eigner Elend und Verzweiflung verwechselt. Ich hatte auch nicht anders gedacht, als der grüne Teppich werde von den Spielern mit Gold und Bankzetteln bedeckt, an Einem Abende könne einer ein reicher Mann und ein Bettler werden, und dieß war es eigentlich, was meiner Einbildungskraft ein so furchtbares Bild gegeben hatte. Aber nein, hier ein Zweifrankstück, dort ein Fünffrankstück, dieß und mehr nicht ist der jedesmalige Einsatz; die Roulette ist kein Riesenthier, das in gräßlichem Heißhunger Alles auf einmal verschlingt; nein, ein Schneeball ist es, der sich weiter wälzt und dabei langsam, aber unfehlbar größer und größer wird. Hin und wieder reißt ein Felsstück, oder was es ist, auf seiner Bahn Stücke davon ab; aber er rollt abwärts, das Eingebüßte ist bald ersezt, und die Masse wächst, wächst ins Riesenmäßige. Für jezt aber hatte ich noch keine Ahnung, wie schrecklich wahr lezteres Gleichniß ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefwechsel zwischen Martin Krusius und einigen gelehrten Griechen.

(Beschluß.)

Der lezte Brief, welchen die Sammlung des Krusius enthält, ist von Theodosius Zygomalas. Er ist vom 7ten April 1581 datirt und umfaßt zwölf gedruckte Folioseiten. Der größte Theil desselben hat die verschiedenen Schicksale und Belagerungen Konstantinopels von den frühesten Zeiten bis auf die Eroberung der Stadt durch die Türken zum Gegenstande. Zygomalas berücksichtigt aber auch die von Krusius längst an ihn gerichteten Bitten um Nachrichten über die Städte Griechenlands, die griechischen Schulen, über die vornehmern griechischen Familien u. a. Wir entheben dem Schreiben das auf unsern Zweck Bezügliche. „Einige Jahre vor der Eroberung Konstantinopels ahneten viele edle und gelehrte Männer das bevorstehende Unglück und wanderten aus. Konstantin Laskaris schiffte mit seiner ganzen Familie und noch mehrern andern nach Messina auf Sicilien. Theodor Gaza begab sich nach Rom, andere Männer von Bildung und Gelehrsamkeit dahin und dorthin, und entgingen so den Greueln der Gefangenschaft. Andere flüchteten in den Peloponnes, nach dem Pontus, auf die Inseln, kurz, wo sie nur Sicherheit hoffen. Damals zogen auch viele der angesehensten Geschlechter weg, wie die Paläologen, welche einst auf dem Kaiserthrone gesessen hatten, die Kantakuzeno und die Rales, Familien, von welchen aber jezt noch Mitglieder theils zu Konstantinopel, theils zerstreut anderswo leben. Von den Paläologen befinden sich noch jezt einige Familien hier, die der Gebrüder Konstantin und Manuel, ferner noch bei zehn andere vornehme Geschlechter, welche in einem mäßigen Wohlstande leben und Geschäfte treiben. Man hört noch die Namen Kantakuzeno, Rales, Mamala, Notara (von diesen sind die meisten im Peloponnes) Latinus, Muzalos, Batazis, Diplobatazis, Asanòs, Chrysoloras, Laskaris, Eugenikos und andere, die ich nicht einzeln anführen kann. Die meisten derselben haben die großherrlichen Zölle gepachtet. Die einen werden reich dabei, andere gehen zu Grunde. Sie sind übrigens getrennt von einander gleich großen Bäumen. Die einen leben in Konstantinopel, die andern, und dieß ist die Mehrzahl, in den Städten des Pontus, z. B. Anchialos, Midea, Sozopolis, Mesembria u. s. f. Zum Theil bringen sie auch mit Diensten am Hofe ihr Leben durch oder fristen dasselbe durch Handlung.

oder sonstiges Gewerbe. Ihr Eigenthum, das ihnen einst die Mittel zu einem glänzenden Leben geboten hatte, befindet sich seit jener Unglückszeit in den Händen der Türken und sie selbst führen ein Sklavenleben, bei welchem sie sich so gut als möglich fortzubringen suchen. Von edeln Geschlechtern und einer Blüthe derselben ist gewöhnlich nur da die Rede, wo sie die Macht besitzen und gewisse Einkünfte haben. Wunderst Du Dich also nicht, daß man von den Unsrigen nur noch hört, da sie sich seit 130 Jahren in der Knechtschaft befinden? Freilich sind es nur unscheinbare Trümmer alter Herrlichkeit und bloße Namen, nicht, wie Du zu glauben scheinst, fürstliche Häuser und mit Glanz umgebene Geschlechter. Wenn die Eiche gestürzt ist, da mag sich ein jeglicher Holz holen. Als das griechische Reich zu Grunde ging, verloren die meisten ihr Eigenthum, und die Diener des Sultans sind jezt Herrn und besitzen Häuser, schöne Ländereien, welche sie sich zugeeignet haben. Eine Beschreibung Griechenlands und Asiens, Nachrichten von den dort sich aufhaltenden Christen, ihren Kirchen, deren Vorstehern und Priestern, habe ich Gerlach gegeben. Dieß Eine bemerke ich noch, daß jene Landstriche, z. B. Thracien, Macedonien, Hellas, der Peloponnes, Epirus und andere, so wie die Städte Heraklea, Thessalonich, Athen, Nauplia, Naupaktus, Joannina und andere von der Natur außerordentlich begünstigt sind. Ihre Lage ist die beste und schönste, die Luft gemäßigt, die Wasser klar und der Gesundheit zuträglich. Land und Meer tragen mit freigebiger Hand bei, die Bewohner dieser Gegenden in den reichlichsten Genuß der mannigfaltigsten Güter zu setzen. Manches freilich ist mit der Zeit entschwunden und nur noch ein unbedeutendes Ueberbleibsel ehemaligen Glückes und alter Herrlichkeit. So sind Heraklea und Athen, einst so berühmte Städte und Mütter der Wissenschaft und Weisheit, jezt ganz das Gegentheil von ehemals. Dagegen sind andere Städte jezt volkreicher, als im Alterthum, z. B. Nauplia und Thessalonich. Dieß ist die nothwendige Folge eines langen Zeitlaufs. Alles, singt Sophokles, alles, was jezt dem Blicke verborgen ist, bringt die lange, die unendliche Zeit hervor und begräbt es wieder in Dunkelheit. Alle diese Länder sind jezt, mit Schmerzen spreche ich es aus, unterjocht, niedergedrückt, den Türken dienstbar. Von Wissenschaft ist fast keine Spur mehr zu finden, und die schwere Bedrückung unserer Tyrannen ist Schuld daran. Indessen sind die Einwohner jener Gegenden sehr empfänglich für Erwerbung von Kenntnissen, und es ist dieß eine Folge der natürlich guten Anlagen der Hellenen, des gemäßigten Klimas und der Lage ihres Landes, Vorzüge, womit die Gottheit selbst sie beglückt hat und welche ihnen durch nichts zu rauben sind. Doch die Wolken des täglich auf sie einstürmenden Ungemachs lassen die Sonne dieser hohen Vorzüge nicht leuchten und die Weisheit nicht zur Blüthe kommen. Möchte Gott einst diesem Jammer ein Ende machen und uns unsere alte Freiheit und unsere alte Verfassung wiederschenken. — Neben andern Vorzügen der Hellenen, welche Dir als Griechenfreund bekannt sind, möge auch Folgendes für die Trefflichkeit unsers Volks sprechen. Der Pabst in Alt-Rom errichtete eine umfassende Unterrichtsanstalt, ließ in dieselbe griechische Knaben kommen und stellte an derselben griechische Lehrer an, so viele sich fanden. Jezt sind dort, wie glaubwürdige Briefe meiner Freunde mich versichern, Lehrer und Schüler in großer Anzahl und ihre Leistungen haben den erwünschtesten Fortgang. — Dieß, mein Bester, über Griechenland und sein Volk. Ich sehe, wie ich auch sonst schon bemerkt habe und beständig meinen Landsleuten versichere, alles Schöne und Gute hat von den Gefilden Griechenlands Abschied und bei euch seinen Sitz genommen, Weisheit, Wissenschaft, die edelsten Künste, Edelsinn, Kriegskunde, Wohlstand, Bildung und der ganze Chor der Grazien. Aber

Grausam zerstörte die Zeit den Ruhm der hellenischen Charis
Und barbarischem Brauch beugte Aglaia sich.

So klagt der gelehrte Eparch Antonius aus Korfu in seinem Trauergedicht auf die Unterjochung Griechenlands, das in so ruhmloser Knechtschaft sein Joch trägt. Der Anfang des zweihundert Distichen enthaltenen Gedichts ist folgender:

Jetzo beginnet den Trauergesang, pierische Musen,
Ewigem Thränenstrom, Helikon, lasse den Lauf!
Jetzo, ihr Charitinnen, des Zeus drei herrliche Töchter,
Weint um's hellenische Land, weint um's unselige Volk!
Schaut herab, o Zeus, auf das treffliche Volk, wie es hinsinkt;
Klage mit thränendem Blick, Hellas, dein schreckliches Loos!

Deine Frage, in Betreff des Namens der lezten Kaiserin, kann ich nicht beantworten. Trotz meiner fortgesezten Nachfragen, konnte mir Niemand weder Auskunft geben, noch ein Gemälde von ihr zeigen. Man trägt sich mit der Sage, Konstantin habe mit der Kaiserin, seinen Kindern, vielen Verwandten und Freunden das Mahl des Herrn genossen und hierauf sie sämmtlich enthaupten lassen, um sie der türkischen Gefangenschaft zu entziehen. — Wenn Du die neue historische Schrift, von welcher Du sprichst, herausgibst, so setze nur Deinen Namen vor; es ist wegen der Türken."

Mit diesem Brief schließt die gedruckte Korrespondenz des Krusius. Ob sie weiter fortgesezt wurde, ist mir nicht bekannt. Zu bedauern ist, daß Krusius die Briefe weder alle, noch vollständig gegeben hat, wie man aus seinen Anmerkungen dazu schließen muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Deutschland, März 1833.

Deutsche Hoftheater und Hoftheater-Intendanten *)

Da überall in Deutschland, wo Hoftheater von Hoftheater-Intendanten geleitet werden, mehr oder weniger dieselben Erscheinungen und auch dieselben Klagen sich darbieten, so dürften die Gründe dieser Erscheinungen und Klagen wohl einmal näher ins Auge zu fassen und solcher Versuch namentlich einem Manne gestattet seyn, welcher durch eigene, mehrjährige Erfahrung, nicht blos als Beobachter, sondern als mithandelnde Person, seinen Blick hinreichend geschärft zu haben glaubt, um über den Gegenstand ein Urtheil haben und geben zu dürfen. Denn nach langen Studien und fortgesetzter, eifrigster Beschäftigung mit theatralischen Dingen durch Zufall und fürstliches Vertrauen plötzlich selbst zum Intendanten eines Hoftheaters berufen, war ihm vergönnt, die Resultate jener Studien und der persönlichen Bekanntschaft mit fast allen größern Theatern des In- und Auslandes nun auch — wiewohl auf kleinerm Raum — in praktische Anwendung zu bringen und so die Theaterwelt mit allen ihren Räthseln, Tiefen und Krümmungen auch von innen heraus gründlich kennen zu lernen. Wie ihm aber hier die Ueberzeugung ward, daß die Schwierigkeit überall dieselbe, ja vielleicht um so größer ist, je kleiner der Schauplatz — weil in kleinerm Raume die Dinge um so heftiger aneinander stoßen — wie ihm also diese Ueberzeugung ward, so lernte er auch einsehen, daß er früher nichts einsah und seine ganze Wissenschaft nur die eines Laien gewesen. Von dieser Erfahrung ausgehend, kann er nicht umhin, zu behaupten, daß ein sicheres Urtheil über Theaterverwaltung im Allgemeinen und die Bedingungen des Erfolges oder Mißlingens nur von solchen zu erwarten sey, die selber praktisch dabei betheiligt waren; worin denn zugleich ein Fingerzeig für Viele zu finden seyn dürfte, welche, trotz einer kaum oberflächlichen Beschäftigung damit, sich täglich zu Richtern in der Sache aufwerfen und ihre bloße Zuversicht für den Maßstab ihrer Unfehlbarkeit halten. — Wenn es aber hiernach im höchsten Grade schwer und bedenklich erscheint, die Handlungen einer Theaterverwaltung an sich und als solche, da von Tausenden kaum Einem das innere Getriebe derselben klar vor Augen liegt, beurtheilen zu wollen, so wird gleichwohl das Resultat derselben solchem Urtheile nicht entzogen, vielmehr, sofern es mangelhaft und unbefriedigend ist, gewiß mit Recht zum Gegenstande des Tadels gemacht werden können. Denn nicht nach den Ursachen des Mangels ist hier zu fragen, sondern nur, ob derselbe wirklich vorhanden sey, und diese Frage kann, in Bezug auf die deutschen Hoftheater, selbst von uns, trotz alles uns eigenen esprit de corps, leider nicht verneinend beantwortet werden, da deren Leistungen weder den durch die Vergangenheit erregten Erwartungen, noch den Ansprüchen der Gegenwart, noch auch der Würde ihrer eigenen Bestimmung entsprechend sind. Wenn aber diese schlimme Wahrheit fast von Jedermann, ja zum Theil von den Intendanten selbst erkannt wird, und dennoch nichts zur Abhülfe geschieht, so muß es, behaupten wir, Gründe geben, warum nicht geschehen kann, was Allen, die Höfe selbst, ihre Beschützer und Erhalter nicht ausgenommen, so wünschenswerth und nothwendig erscheint. Diese Gründe aber dürften, da die meisten deutschen Privattheater den Zustand der Hofbühnen nicht theilen, zunächst in der Gestaltung dieser Institute selbst und in der unmittelbaren Einmischung zu suchen seyn, welche von Seiten eben jener Beschützer und Erhalter darauf ausgeübt wird. Wenn aber, wie bei unumschränkten Monarchien — und eine solche muß jedes Theater seiner Natur nach seyn — auch im Theaterorganismus alles Gedeihen blos von dem Oberhaupt abhängt, so ist gewöhnlich schon der erste, wichtigste Akt jener höhern Einmischung, die Wahl dieses Oberhauptes nämlich, geradezu gegen solches Gedeihen gerichtet, da nicht ächte Bildung und Kennerschaft, sondern nur Zufall und persönliche Neigung darüber zu entscheiden pflegen. So lange aber das Amt eines Theatervorstandes für ein Hofamt und der Kammerherrnschlüssel als Schlüssel dazu, wie zu den Geheimnissen der Kunst überhaupt, angesehen wird, so lange möchte freilich auf würdige Erreichung des Zweckes im Voraus zu verzichten, und jedes etwaige Gelingen nur für das Werk eines glücklichen Zufalls zu halten seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Herr v. Eichholz, dem wir diese Mittheilungen verdanken, wird die hier angedeuteten Ideen in einer besondern Schrift weiter ausführen. D. R.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 59:

Raa. Aar. Ara.

Charade.

1. 2.

So willst du Alles, was dich sehr
Gefreut, nicht was betrübt,
Und was sich mühsam lernt und schwer,
Wird leichter, so geübt.

So kommt der Frühling mit dem Merz,
Wenn erst der Winter floh,
Doch selten in dasselbe Herz
Kommt ächte Liebe so.

3. 4.

Die Kunst, zu der man inner Licht
Und äußer Licht bedarf;
Die Liebe, sagt man, könn' es nicht,
Und übt es doch so scharf.

In Tiefen, die kein Senkblei mißt,
Dringt sie mit solcher Kunst;
Den Vorhang, der ihr feindlich ist,
Entfernet ihre Gunst.

1. 2. 3. 4.

Der beste Trost für das Gemüth,
Dem Liebes ward entfernt,
Hat auch, mit Schmerz um sie bemüht,
Entsagung es gelernt.

Vor seinem Frühling schwindet schnell
Das schwer bewahrte Eis;
Der trübe Blick wird wieder hell,
Was fror, ach! glühend heiß;

Das Schweigen wird ein Jubelton,
Und aus Verlust Gewinn;
Zu schneller Wechsel rafft schon
Selbst blühend Leben hin.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. März 1833.

— Erde, Tausendkünstlerin,
Penelope, die ihren Schleier stickt
Und trennet!

Herder.

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

Jedermann weiß heutzutage, daß die Erde, bevor sie die Gestalt angenommen, in der sie seit einer Reihe von Jahrhunderten der Schauplatz der Menschengeschichte ist, Umwälzungen durchgegangen hat, welche frühere Schöpfungen begraben haben. Längst sind die Zeiten vorbei, wo sogar die Sprecher des Menschengeschlechts in den versteinerten Resten früherer Geschöpfe Naturspiele, verunglückte organische Keime erblickten, wo man meinte, die Muscheln, welche man auf den hohen Gebirgen findet, haben Pilger aus der Tasche verloren, und die im Apennin aufgegrabenen Stoßzähne von den gefallenen Elephanten Hannibals herleitete. Der Glaube, daß alle Unebenheiten des Erdballs in verschiedenen Perioden erfolgte Geburten der Tiefe sind, dringt immer weiter unter die Gebildeten; der Einbildungskraft ist ein schrankenloses Feld geöffnet und sie sieht hier hochstämmige Farrenwälder, riesige Krokodille, furchtbare Zwittergestalten zwischen Fisch und Eidechse von jäh aufsteigenden Gebirgen bedeckt, dort brüllende Mammuths unter schrecklichen Gewittern von tobenden Wasserfluthen verschlungen. Je mächtiger aber das Interesse dieser Kriegsgeschichte der Erde ist, desto mehr scheint man, wie dieß ja auch mit der Geschichte der Menschheit der Fall ist, dasjenige aus dem Auge zu lassen, was die Erde im gegenwärtigen Friedenszustande schafft und hervorbringt. Freilich, dieses allmähliche Verwittern und Zerbröckeln der Gebirge, dieses sanfte Auflösen und Aufschwemmen kommt gegen das, was im Kriegs- und Revolutionszustand geleistet worden, gar nicht in Betracht. Wenn sich hie und da noch ein kalkigtes Gestein bildet, oder eine Wurzel mit einer Scheide von Eisenerz umgibt, oder ein paar Schwefelblüthen anschießen, so sind alle diese Wirkungen, mechanische wie chemische, gleichsam nur Symbole der früher wirksamen Kräfte; die Erde hat die kriegerischen Titanen vorläufig verabschiedet, und was sie in den Vulkanen an aktiver Macht beibehalten, exercirt gleichsam nur zur Kurzweil und Uebung im Feuer. Diese unscheinbaren Bildungen liegen uns indessen immerhin am nächsten. Ergötzen wir uns an den phantastischen Schlachten der Erdmächte, vergessen wir aber nicht, daß wir bei dem ruhigen Organisiren im Friedensstande desto mehr betheiligt sind, da das Loos des Menschengeschlechts von dem guten Vernehmen zwischen den gesetzgebenden Gewalten des Erdballs abhängen möchte; der Mensch spielt im historischen Drama der Erde naturgemäß die Rolle des egoistischen Kannegießers, der gerne von Stürmen und Schlachten in der Vergangenheit und Ferne hört, aber seinem Städtchen den ewigen Frieden wünscht und, wenn es gut geht, desselben Wohl bedenkt.

Wir verſuchen es, die Bildungen der jetzigen Schöpfung auf mechaniſchem und chemiſchem Wege im Allgemeinen darzuſtellen, und nehmen dabei den geiſtreichen franzöſiſchen Naturforſcher Brongniart zum Führer; wir ſehen indeſſen dabei für jezt von den Wirkungen der thätigen Vulkane ab.

Sämmtliche Bildungen, welche wir auf der Oberfläche der Erde, und ſo weit wir in dieſelbe eindringen können, beobachten, gehören der Zeit ihrer Entſtehung nach zwei Perioden an; die eine iſt das Reich des alten Saturn, die andere das jetzige Reich Jupiters. Alles, was ſich nach den lezten großen Umwälzungen der Erdrinde, welche die Kontinente und Meere in den Zuſtand verſezt haben, in dem ſie ſich befinden, ſeit der Menſch die Kenntniß davon von Geſchlecht zu Geſchlecht hat verbreiten können, gehört Jupiters Reich, der Periode nach der lezten Fluth an. Die antediluvianiſche Periode, Saturns Reich, endet da, wo jene begann. Die gegenwärtige Erdepoche umfaßt alſo Alles, was augenfällig erſt nach der jetzigen Umſchreibung der Kontinente gebildet iſt, d. h. was auf der Erde hat vorgehen können, ohne daß man, um ſeine Bildung zu erklären, auf ſo gewaltige Kräfte, wie man ſie ſeit den hiſtoriſchen Zeiten nirgends mehr wirken ſieht, ſchließen müßte; ferner Alles, was ſeit der Exiſtenz des Menſchengeſchlechts ſich gebildet hat, und deſſen Gleichzeitigkeit mit demſelben entweder unmittelbar durch geſchichtliche Denkmale, oder durch den innigen Zuſammenhang der Erſcheinungen mit unzweideutigen Spuren von dem Vorhandenſeyn der Menſchen erwieſen iſt.

Es iſt zwar immerhin wahrſcheinlich, daß die jetzige Periode auf dem ganzen Erdboden ſo ziemlich zu gleicher Zeit begonnen hat; damit iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß ſich die verſchiedenen Welttheile in dieſer Beziehung nicht ganz gleich verhalten. So können ſich z. B. die Naturkräfte, deren Wirkſamkeit wir in den lezten antediluvianiſchen Erdſchichten, dem ſogenannten ältern aufgeſchwemmten Land erkennen, in Aſien ungleich früher in das jetzige Gleichgewicht geſezt haben, als in Amerika; jener Kontinent könnte bereits für Menſchen bewohnbar geweſen ſeyn, während der Kampf der Elemente auf lezterem noch fortdauerte. In Amerika ſind vielleicht zu einer Zeit, wo in Hochaſien bereits die Menſchengeſchichte begann, noch Berge aufgeſtiegen, haben ſich vielleicht noch ganze Länderſtücke aus dem Ocean erhoben. Denn nur das Niveau des Meers hat ſich, ſo weit das Gedächtniß des Menſchengeſchlechts hinaufreicht, gleich bleiben müſſen, weil dieſes Niveau an keiner Stelle anders werden kann, ohne ſich aller Orten zu ändern; davon abgeſehen, iſt kein Grund vorhanden, warum gewaltſame Senkungen und Hebungen der Erdfläche, die Bildung von Erzgängen aus der Tiefe herauf u. ſ. w. überall zugleich hätten aufhören ſollen. Auf dem Standpunkte, den unſere Kenntniſſe erreicht haben, läßt ſich dieß eben ſo wenig behaupten als leugnen.

Wie dem aber ſey, ſo viel iſt gewiß, von den älteſten Zeiten an kennt man kein authentiſches Beiſpiel von ſo gewaltigen Naturereigniſſen, wie ein Zurückweichen oder Steigen des Meers, die Erhebung eines Gebirges u. ſ. w.; nirgends ſah und ſieht man auf dem Boden der Meere oder Landſeen ſich wahre chemiſche Niederſchläge bilden, welche wirklich verſteinerte, chemiſch veränderte Reſte von organiſchen Weſen enthielten; niemals noch hat ein Menſch eine Erzader oder einen Gang im Gebirge ſich bilden ſehen. Kurz, ſeit der älteſten hiſtoriſchen Zeit befindet ſich die Erdrinde in ihrer ganzen Ausdehnung, und ſoweit ſie mittelbar und unmittelbar von Menſchen hat erforſcht werden können, in einem Zuſtand von Ruhe und Unthätigkeit, der den auffallendſten Kontraſt bildet mit jenem Zuſtand chemiſcher Gährung, welche in früherer Zeit jene mächtigen Schichten von Kalk, Schiefer, Gneis, Steinkohle hervorgebracht, welche die Pyrenäen, die Alpen u. ſ. w. emporgetrieben und die Erzgänge in Europa und Amerika mit kieſelerdigem Geſtein, mit Silber-, Kupfer-, Bleï-, Zinkerzen u. ſ. w. gefüllt hat. Dieſes Friedensſtandes nun genießt die Erde, ſeit ſie den Menſchen trägt; dieſe Periode iſt es, die wir als Jovis Reich bezeichnet haben, im Gegenſatz zu dem Saturns, deſſen Thron die lezte Erdumwälzung zertrümmert hat.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Roulette.

(Fortſezung.)

Aus Neugier ſtudirte ich nun den ziemlich verwickelten Gang der Maſchine; es entging mir nicht, daß die Bank im Vortheil war, übertrieben konnte ich indeſſen dieſen Vortheil nicht finden, denn ich war im Kopfe bald mit der trügeriſchen Rechnung fertig, da der Zufall doch dem Geſetze der Wiederkehr und des endlichen Gleichgewichts unterworfen ſey, ſo könne der Spieler mit ſeinem Einſatz den Zeitpunkt abwarten, wo die Wahrſcheinlichkeit des Treffens momentan überwiegend auf ſeiner Seite iſt, und dieß werde die Chancen, welche der Bankier ſich vorbehalten, ſo ziemlich ausgleichen. Ja, juſt dieſe unſelige Vorſtellung iſt es, was die Spieler befängt; denn der berechnenden Spieler ſind hier ungleich mehr als der Wagehälſe. Dieſe Vorſtellung liegt all ihren ſinnreichen, aber irrigen Syſtemen zum Grunde, ſie iſt ein wahres chroniſches Uebel, das hinterliſtig Wohlſtand und Leben untergräbt. Eine unüberſteigliche Schranke macht alle Rechnungen der Art zu nichte, namentlich die feſte Grenze, welche Gewinn und Verluſt nicht überſchreiten dürfen.

Wie gesagt, diese Vorstellung übte ihren Zauber auf mich selbst, und so fing ich an im Kopf mitzuspielen, nachdem ich mehrere Umstände abgewartet, welche zusammen die Wahrscheinlichkeit bedeutend auf meine Seite zu bringen schienen. Lange spielte ich so, und war immer glücklich. Ich werde warm und immer wärmer, und endlich kann ich dem Drange, aus dem Spaße Ernst zu machen, nicht länger widerstehen. Ich fange an zu setzen, indessen sehr wenig; das Glück bleibt mir fortwährend gewogen, und drohte einmal meinem luftigen systematischen Gebäude der Einsturz, unversehens stand es solider als jemals wieder da. Mehr brauchte es nicht, mich vollends in Feuer zu setzen. Ich komme nach Hause mit meinem Gewinn, der im Verhältniß zu der Summe, welche ich aufs Spiel gesezt, gar nicht unbedeutend und immerhin geeignet war, mir Muth zu machen. Ich war einmal nahe daran gewesen, meinen Einsatz völlig zu verlieren, und so schien mir diese Erfahrung sehr vollständig und des weitern Nachdenkens werth. Ich brachte einen Theil der Nacht damit zu, mit der Feder in der Hand mein System regelmäßiger und in größerem Maaßstabe, nämlich stufenweise bis zu der Summe von fünfhundert Franks auszuführen. Nicht als ob ich dabei ganz verblendet gewesen wäre; nein, ich hielt meinen Kalkul durchaus nicht für unfehlbar; ich glaubte, er könne in der Wirklichkeit zu Schanden werden, aber die Möglichkeit erschien mir höchst entfernt, höchst unwahrscheinlich, und trat der Fall je ein, so war ich ja schon durch vorgängigen Gewinn gedeckt. Ganz ruhig war ich bei der Sache nicht, aber ich tröstete mich mit dem gemeinen Gedanken: nun, verlierst du auch, es bringt dich nicht um und du spielst dann nicht mehr!

Wer sollte es glauben? sieben-und-zwanzig Abende hinter einander, wo ich jedesmal drei, vier Stunden spielte, gewann ich fortwährend. Da dieser Gewinn mit meiner außerordentlichen Vorsichtigkeit bei denjenigen Einsätzen, wo die Wahrscheinlichkeit des Treffens am geringsten war, im Verhältniß stand, so konnte es keine große Summe seyn, indessen belief sie sich immerhin auf dreitausend sechshundert Franks. Schlecht müßte man den schwachen, gebrechlichen Menschen kennen, wollte man glauben, ein jugendliches Gehirn habe sich von einem Glücke, das ja eben durch Geisteskraft gebannt schien, nicht betäuben lassen. Ich ließ mich hinreißen. War ich doch hinter das Geheimniß gekommen, um dessen willen so mancher bleiche Alchimist die Kohlen angeblasen, um dessen willen sich so mancher sogenannte Weise den Kopf zerbrochen. Die feinsten Lebensgenüsse gaukelten meiner Einbildungskraft vor, ja meine Bethörung ging wirklich so weit, daß mich nur Ein Gedanke unheimlich verfolgte, die Furcht, ein Befehl der Regierung möchte plötzlich die Spielhäuser schließen.

Am acht-und-zwanzigsten Tag — ich zählte genau nach, denn gerade an einem Monat wollte ich die Richtigkeit meines Kalkuls erproben — am acht-und-zwanzigsten Tag lasse ich mich munter, wie gewöhnlich, am grünen Teppich nieder, wo die Quelle rann, aus der ich das Glück schöpfen wollte, das man mit Gold erkauft. Mit Schadenfreude und innerlichem Triumph sah ich, wie die Bankiers nach den beiden kleinen Täfelchen schielten, welche ich vor mir liegen hatte, als wollten sie hinter den Zauber kommen, der so unfehlbar Stück für Stück von ihrem Goldklumpen anzog. Endlich tritt der Zeitpunkt ein, wo verschiedene Nummern lange nicht mehr herausgekommen sind, wo also die Wahrscheinlichkeit für mich ist und ich nach meinen Regeln das Spiel beginnen muß. Ich komme auf das Drittheil, auf die Hälfte, auf drei Viertheile meines Kalkuls herunter, und es wird mir nicht ganz wohl zu Muthe; noch ein paar Nummern — keine trifft! Endlich die lezte Nummer; trifft sie nicht, sind fünfhundert Franks verloren! Ich horche ängstlich hin; der Spruch des Schicksals erfolgt: fünfhundert Franks sind dahin!

Dieser Schlag bringt mich aus der Fassung; es drängt mich, ein wenig Luft zu schöpfen im Saale, und ich greife nach dem schlechten Bier, das hier unentgeldlich abgegeben wird. Nach einigen Minuten habe ich mich mit dem Gedanken an einen Verlust, der kaum in fünf, sechs Abenden wieder einzubringen ist, etwas vertrauter gemacht und betrete wiederum, freilich nicht mehr mit dem alten Selbstvertrauen, das Schlachtfeld. Ich will kurz seyn: das Unglück verfolgt mich, und ohne daß ich von den selbst entworfenen Regeln ein Haarbreit abweiche, verliere ich noch zweimal den vollen Betrag des Einsatzes. Gerade soviel hatte ich mitgebracht: fünfzehnhundert Franks; an Einem Abend waren sie hin!

War ich rasch für die Sache in Feuer gerathen, so sank mir der Muth noch weit schneller. Also von der Höhe, auf der ich so selbstgefällig gestanden, muß ich herab, und ungleich rascher, als ich sie erstiegen! Ja, ich mag sinnen, wie ich will, es ist klar: was heute geschehen ist, kann morgen wieder geschehen, kann sehr oft geschehen, und darüber kann ich mich zu Grunde richten. Es wäre vernünftig gewesen, ich hätte mir den Fall zur Warnung dienen lassen; aber da ließ sich die tückische Stimme der Hoffnung lauter und immer lauter vernehmen; ich spielte fort, und um den Leser nicht mit Wiederholung derselben Auftritte zu ermüden, sage ich nur, daß ich in Kurzem nicht allein die gewonnene Summe wieder verloren hatte, sondern daß, nach einigen unbedeutenden Schwankungen, auch alles Geld, das ich vor dem Spiele besessen, etwa zweitausend Franks, vom großen Schlund verschlungen war.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Deutschland. März 1835.

(Fortsetzung.)

Deutsche Hoftheater und Hoftheater-Intendanten.

Nächst dem gibt es fast kein Hoftheater in Deutschland, wo nicht auch das Repertoire, die Wahl der Mitglieder, die Besetzung der Rollen u. s. w. ganz oder theilweise durch den Hof selbst, oder doch mit Hülfe des darauf wirkenden Einflusses, ohne Rücksicht auf die Vorschläge des Intendanten und die Wünsche des Publikums, bestimmt würden, daher denn hier die Oper, dort die Posse, am dritten Ort das Ballet, hier eine schöne Sängerin, dort eine reizende Tänzynmphe die Herrschaft gewinnt, allen andern Produktionen und Talenten nur als kümmerlichen Lückenbüßern den Zugang gestattend. Wie kann aber ein Institut, welchem der Geschmack des Einzelnen zum Gesetze dient, dem Geschmack Aller, wie doch seine Bestimmung es fordert, genügen, wie kann der Kunst überhaupt genug geschehen, wenn eine so einseitige Dienstbarkeit ihr aufgebürdet wird? Hiezu kommt dann, um die Schwierigkeit zu vermehren, noch der unmittelbare Verkehr der Mitglieder mit den höchsten Personen oder deren Umgebung, ein Verkehr, der in seinen Folgen eben so verderblich, als schwer zu umgehen und in der Natur der Sache begründet ist; denn im Dienste des Hofes haben jene natürlich ein Recht auf dessen Schutz, hat dieser sogar die Pflicht, solchen Schutz nicht zu versagen. Hiedurch aber ist allen Klagen und Ansprüchen, gerecht oder nicht, der Zugang geöffnet und, da im Theaterleben die Anlässe zu beiden unzählig sind, der Mißbrauch von dem Gebrauche nicht mehr zu kennen.

Wie oft ist, auch während unserer Amtsführung, der Fall vorgekommen, daß die unbedeutendsten, ja ungegründetsten Klagen, die abgeschmacktesten Forderungen, die unmöglichsten Wünsche, sey es unmittelbar oder durch ein dienendes Organ, vor den Fürsten gebracht und angehört, ja selbst zum Gegenstand weitläuftiger Erörterung gemacht wurden; wie oft haben wir Beschlüsse zu vollziehen gehabt, wodurch, vielleicht um einer Weiberlaune willen, der Erfolg langer Vorbereitungen plötzlich vernichtet ward, wie oft ruhig zusehen müssen, wie Eitelkeit und böser Wille, durch höhere Nachsicht geschützt, den Wünschen des ganzen Publikums gleich den unsrigen Trotz bot! Zwanzig Vorfälle der Art könnten hier aus eigener Erfahrung mitgetheilt werden, welche jedoch dem Leser, der ja selbst so oft das Opfer davon ist, billig erspart und dem vorbereiteten, umfassendern Bericht über diese Angelegenheit aufbehalten werden sollen.

Will man also das bisherige Hoftheater-Verwaltungssystem aufrecht erhalten, und den Zweck, wenigstens annähernd, erreicht sehen, so gibt es dazu nur einen Weg: diejenige Einsicht und Resignation von Seiten der Fürsten nämlich, welche dazu gehört, um nicht den meist begünstigten, sondern den anerkannt fähigsten Mann zu dem Amt des Hoftheater-Intendanten zu befördern, und diesem sodann eine vollkommene, völlig unbeschränkte Freiheit des Wirkens, ohne störenden Eingriff von irgend einer Seite, wiewohl unter strenger Verantwortlichkeit, angedeihen zu lassen. Wo aber, wird man fragen, ist der Mann, mit so eiserner Consequenz, mit so unerschütterlicher Festigkeit, mit so bewährtem Muthe begabt, um einem Fürsten gegenüber, dem man als Diener Verehrung schuldig ist, ja welchen man liebt und um jeden Preis befriedigen möchte, jene Tugenden zu üben, im Widerspruche mit dessen Wünschen zu üben? Ihm, welcher der Erholung so sehr bedarf, sie so theuer bezahlt, in billigen, meist leicht scheinenden Dingen zu widerstreben, etwas als unausführbar darstellen, wo blos ein entfernter Nachtheil, eine vielleicht ungegründete Befürchtung im Wege liegt, kurz, sich fest zeigen, wo Festigkeit so leicht für Eigensinn gehalten werden kann, ist eine zu schwere Aufgabe, als daß sie von einem Diener gegen seinen Herrn immer und unter allen Umständen vollkommen könnte gelöst werden. Und dennoch ist dieß die tägliche, unerläßliche, wichtigste Pflicht des Hoftheater-Intendanten, dessen mindestes Abweichen von der vorgezeichneten Bahn gewöhnlich eine ganze Reihe von Inconsequenzen nach sich zieht, die endlich ihn selbst mit seinem Beruf entzweien und den Musensitz ihm zum Dornensitz umschaffen. Ihm bleibt nur die Wahl zwischen entschiedenem Auf- oder ehrenvollem Abtreten, zwischen dem Sieg seiner Meinung oder dem Rückzuge vom Amt, da jeder Seitenpfad, jedes Winden und Weichen, Handeln und Drehen doch endlich, wenn auch später, zu dem letztern Ziele führt. Darum sey der Vorsteher eines Hoftheaters vor allen Dingen ein entschiedener Charakter und ein unabhängiger Mann, das Beste zu wollen und es ohne Gefahr für seine Existenz zu wollen fähig, ein Mann, der seinem Fürsten selbst zu widersprechen wagt und dessen Gunst seiner Pflicht willig zum Opfer bringt. Ein solcher aber wird zu ähnlichem Opfer stets am wenigsten genöthigt seyn; seine Fähigkeit dazu schützt ihn am besten dagegen, und dieß bezweifeln, hieße nicht allein das menschliche Herz überhaupt, sondern auch den Charakter der Fürsten verkennen. Ja, die Wahrheit ist keine Fremde mehr am Fuße der Throne, das Ohr der Fürsten ihr nicht ferner verschlossen, seitdem die Zeit selbst ihre Sprache zu reden, mit so mächtiger Stimme zu reden angefangen, daß fast mehr Kühnheit dazu gehört, sie zu verschweigen, als sie zu enthüllen.

Trotz der Möglichkeit aber, daß ein Mann der bezeichneten Art gefunden und das Verhältniß zwischen dem Hof und ihm zu einem dauernden werden könne, trotz dieser Möglichkeit also scheint ein anderer Zustand der Dinge wünschenswerth, und zwar um so mehr, als das ganze Institut der Hoftheater, der übrigen Gebrechen nicht zu gedenken, gewissermaßen als verjährt und außer der Zeit stehend zu betrachten ist. Was bei Errichtung derselben als eine Wohlthat der Fürsten dankbar anzuerkennen und freudig zu benutzen war, erscheint jetzt, wo Geschmack und Urtheil ein Gemeingut geworden, als Fessel für den Fortschritt der Kunst und der Künstler, welcher nicht mehr blos durch die Fürsten bestimmt wird, sondern vielmehr größtentheils im Volke seinen Impuls und Ursprung findet. Darum soll jetzt, wo das Theater von der Theilnahme des Publikums abhängt, das Urtheil des Publikums nicht abhängig seyn, vielmehr freien Spielraum haben zum Loben und zum Verdammen, eine Freiheit, die freilich der Natur des Hoftheaters widerspricht und doch, namentlich in größern Städten, so unentbehrlich ist, daß deren Vorenthaltung durch gänzliche Gleichgültigkeit für die Sache selbst nur zu häufig bestraft wird. Geschmack und Urtheil soll also, wie schon gesagt, frei seyn. Jeder in dem Seinigen befriedigt werden, der Fürst nur zuerst, und dafür auch, seiner Stellung nach, den höchsten Beitrag zu Erhaltung des Ganzen entrichten. Und so allein kann, was bei deutschen Hoftheatern, trotz ihres strengen Hausbalts, so häufig außer Acht gelassen oder doch mißverstanden wird, neben dem künstlerischen auch dem industriellen Charakter der Anstalt sein Recht verschafft und sie selbst auf den Fuß einer würdigen Unabhängigkeit gesetzt werden, wie solches in allen Ländern, wo das Schauspiel wahrhaft als Volkssache gilt und das öffentliche Urtheil keiner Beeinträchtigung unterliegt, wirklich der Fall ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. März 1833.

In Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr';
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibet fest und klar.

Max v. Schenkendorf.

Der Riese.

Von Ehrenfried Stöber.

Zu Straßburg an dem Rheine
Ein Riese sich erhebt,
Das Haupt im Sonnenscheine,
Wo hoch die Wolke schwebt.

Ihn schmücket eine Krone;
Vor Wettern nimmer bang,
Steht er, der Zeit zum Hohne,
Bald tausend Jahre lang.

Des Riesen Herzensschläge
Sind Widerhall der Zeit,
Die rastlos, immer rege,
Sich Stund' an Stunde reiht.

Ihn zieret eine Rose,
Sie welket nimmermehr;
Ihm reiten auf dem Schoose
Vier Kön'ge still daher.

Und unter ihnen tönet
Manch heiliger Gesang,
Der Gram und Leid versöhnet
Beim hehren Orgelklang.

Den Fuß birgt in den Schlünden
Die Erd', im dunkeln Schacht,
Wo in den öden Gründen
Einsam der Kobold wacht.

Fühlst du kein feiges Grauen,
Am Riesen klimm empor:
Entzücket wirst du schauen
Der Alsa Blumenflor.

Der Schwarzwald, Wasgau's Zinnen,
Umsäumt vom Himmelsdom!
Die Fluthen siehst du rinnen
Im weiten Silberstrom.

Den Zauberstab, ihn schwinget
Der Greis, von mancher That
Er schnell die Kunde bringet
Zur fernen Königsstadt.

Erschallen Siegeslieder,
Der alte Patriot
Läßt wehn die Fahnen nieder
Und beut den Feinden Spott.

Er theilt des Landes Freude;
Wie schimmert seine Pracht,
Strahlt in dem Freudenkleide
Er durch die schwarze Nacht!

Du treuer Gränzenhüter,
Wie herrlich stehst du da!
Ein stattlicher Gebieter,
Wie nie ein Auge sah.

Der Münster war geheißen
Der Riese hoch und kühn;
Du kannst ihn sehn und preisen,
Ziehst du gen Straßburg hin.

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Fortsetzung.)

Diese Ruhe ist indessen, wie wir bald sehen werden, keineswegs absolut; aber die geologischen Prozesse, die jezt noch auf Erden vorgehen, sind so außer allem Verhältniß schwach gegen die eben angeführten früherer Zeit, daß ihr Einfluß immer nur lokal und in die engsten Grenzen eingeschlossen bleibt.

Alle geologischen Bildungen aller Zeiten sind von zweierlei Natur: sie sind entweder auf mechanischem, oder auf chemischem Wege entstanden, und hier zeigt sich gleich wieder ein wesentlicher Unterschied zwischen den ältern Perioden der Erde und der jetzigen darin, daß in jenen die auf chemischem Wege erfolgten Bildungen die mechanisch entstandenen unendlich überwiegen, während in der gegenwärtigen Zeit gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Das Ende der Saturnischen Periode ist aber durch mächtige mechanische Niederschläge bezeichnet, welche man unter dem Namen des ältern aufgeschwemmten Landes zusammenfaßt, und die jene ungeheuren Massen von Knochen in sich schließen, welche Landthieren angehörten, die den jezt lebenden zwar sehr ähnlich, aber nicht identisch mit ihnen sind. Unmittelbar an diese alten Niederschläge schließen sich nun, als eine Fortsetzung im Kleinen, die mechanischen Erdbildungen der jetzigen Periode an, die neuern Alluvialbildungen oder das jüngste aufgeschwemmte Land, von dem wir jezt zunächst sprechen.

Diese Produkte der gegenwärtigen Erdperiode liegen nothwendig, wo sie vorhanden sind, zu oberst. Alles an ihnen weist darauf hin, daß sie das Wasser vielmehr ruhig abgesezt, als gewaltsam hergeschwemmt hat; indessen sind sie von ganz ähnlichen, aber der ältern Zeit angehörenden Formationen im einzelnen Falle oft sehr schwer zu unterscheiden. Ihre Bildung oder vielmehr ihr Absaz geht beständig fort. Sie haben seit den ältesten Zeiten die Reste der gegenwärtig auf der Erde lebenden Thiere und Pflanzen in sich aufgenommen und begraben sie noch täglich. Man findet in ihnen hin und wieder Knochen von Geschöpfen, welche zwar ausgestorben sind, aber seit Bildung der gegenwärtigen Kontinente gelebt haben und nur durch den Menschen oder durch zufällige Umstände ausgerottet wurden. Hieher gehören die Geweihe des Riesenhirsches, die man vorzüglich im Torf in Großbritannien findet; sein Geschlecht scheint gänzlich vom Erdboden verschwunden. Die thierischen Ueberreste in diesem Boden sind nicht sehr verändert, nur entweder geschwärzt oder verwittert, je nach den Einflüssen. In solchem Erdreich, und in der Regel nur in solchem Erdreich findet man auch Menschenknochen, Ueberbleibsel menschlicher Geräthe und Waffen; z. B. die Keile, Aexte, Pfeil- und Lanzenspitzen aus Kiesel, Jaspis, Quarz und anderm harten Gesteine, mühselige Kunstwerke der ersten Bewohner des Landes. Diese Waffen und Werkzeuge haben insgemein die auffallendste Aehnlichkeit mit denen der wilden Stämme in Amerika und auf den Inseln des großen Meeres. Es sind dieß die ersten Spuren des Menschengeschlechts, und diese Gegenstände liegen zwar häufig so tief vergraben, daß man an ihrem hohen Alter nicht zweifeln kann; aber durchaus aller Boden, in dem sie gefunden werden, ist aufgeschwemmtes Land, über dem man nie und nirgends festere Erdschichten aufgelagert gesehen hat.

Die Alluvialbildungen der neuern Zeit zerfallen in zwei Klassen: Pflanzenbildungen, Lehm-, Sand- und Grusbildungen.

Unter der ersten Klasse sind begriffen der Humus oder die Dammerde und der Torf, beides Körper, welche in fortwährender Bildung begriffen sind, wobei die abgestorbenen Gewächse eine eigenthümliche Modifikation erleiden. Die Dammerde ist der horizontalen Verbreitung nach die ausgedehnteste Formation des Erdbodens, aber der vertikalen Richtung nach die schwächste; nie, sogar wo die Vegetation außerordentlich üppig ist, zeigt sie sich auch nur einigermaßen mächtig, und es ist dieß einer der stärksten Beweise dafür, daß der jetzige Zustand der Erdoberfläche wohl bei weitem nicht so alt ist, als man sich gewöhnlich denkt. — Die Torflager finden sich bald auf dem Boden breiter Thäler mit geringem Fall, bald in engen und ziemlich hochliegenden Thälern. Der Torf besteht vorzugsweise aus krautartigen Gewächsen, und seine Bildung scheint vornehmlich dadurch bedingt, daß das Wasser nicht ganz in den Boden sikern kann und weder vollkommen stagnirt, noch zu rasch erneuert wird, wodurch die Gewächse nicht eigentlich verfaulen, sondern eine eigenthümliche, mit dem Gerben zu vergleichende Umwandlung erfahren. Man findet in den Torflagern häufig auch Baumstämme, Trümmer menschlicher Geräthe, Reste von Sumpf- und Waldthieren, und zwar nicht blos von solchen, welche noch an Ort und Stelle leben, sondern auch von Arten, welche entweder blos an weit entlegenen Orten oder überhaupt gar nicht mehr vorkommen. Hieher gehören die Biberknochen, die man in den Torflagern an

der Somme findet und die oben angeführten Riesengeweihe. Dieß beweist zwar immerhin das relativ hohe Alter mancher Torflager; aber sie eignen sich durch die Art ihrer Bildung an manchen Orten noch besser als die Dammerde zu Zeitmessern, und auch hier hat die Berechnung gezeigt, daß sie eben nicht so sehr alt seyn können. An manchen Orten hat man beobachten können, daß kleine Anhöhen, die im Bereiche wachsender Torflager lagen, seit Menschengedenken von ihnen bedeckt worden sind. In andern Fällen senkt sich der Torf längs der Thalwände herab und schreitet vorwärts gleich den Gletschern; aber der Gletscher schmilzt fortwährend an seinem untern Rand, den Torf dagegen hält nichts auf. Dadurch nun, daß man durch den Torf bis auf das feste Erdreich sondirt, kann man ungefähr sein Alter schätzen, und bei allen diesen Schätzungen sind, wie bei den Dünen, deren Wachsthum einen ähnlichen Maaßstab an die Hand gibt, nie viel über viertausend Jahre herausgekommen.

Es gibt auch Holztorfe, die ganz, oder fast ganz aus Baumstämmen und Aesten bestehen. Man sieht sie zuweilen am Meeresstrand im Sand begraben und ziemlich tief unter der niedrigsten Ebbe. Man darf aber daraus weder schließen, daß sie älter sind als die historische Zeit und das gegenwärtige allgemeine Niveau der Meere, noch auch, daß das Meer seit der Bildung dieser Holztorfe gestiegen ist, sondern nur, daß der schlammigte Boden, in dem sie sich gebildet, sich allmählig gesenkt hat, was eine allgemeine Eigenschaft solchen Erdreichs ist.

Die zweite Klasse der mechanischen Produkte der jetzigen Zeit begreift die Thon-, Mergel- und Sandbildungen, die in fortwährendem Wachsthum begriffen sind. Der Thon ist häufig durch fast ganz zersezte, oft eigentlich verkohlte vegetabilische Theile braun, ja schwarz gefärbt; dieser Umstand unterscheidet, neben der Lagerung, die Lehmgebilde wesentlich von den Torfen. Sie finden sich zwar bisweilen neben einander gelagert, aber fast immer überwiegt dann die eine Klasse von Bildungen die andere bei weitem. Vorzüglich in den breiten Thälern, am Zusammenfluß großer Ströme, an ihren Ausmündungen in das Meer zeigen sich die Lehm- und Sandbildungen in ihrer größten Mächtigkeit und entstehen hier just unter Umständen, die der eigenthümlichen Modifikation, welche die Gewächse in den Torfen erleiden, zuwider sind. Man findet in ihnen ganz dieselben Knochen und Trümmer überhaupt wie in den Torflagern, aber seltener und aus ähnlichem Grunde, weßhalb auch die Pflanzen darin stärker zersezt werden, weniger gut erhalten. In solchen Lehm- und Sandlagern hat man namentlich ganze Fahrzeuge entdeckt, deren Form und ganze Bauart eine sehr niedrige Stufe der Kultur verrathen und auffallend an die Fahrzeuge der Südseeinsulaner und anderer halbwilden Stämme erinnern. In ihnen begraben findet man endlich auch Reste von Bauwerken, deren Alter bekannt ist, und in diesem Falle geben sie eine Art Chronometer an die Hand, mittelst dessen man berechnen kann, wie viel Zeit diese Anschwemmungen brauchen, um zu einer gewissen Mächtigkeit zu gelangen.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Roulette.

(Beschluß.)

Es wäre schwer zu beschreiben, wie schauerlich seltsam sich während der lezten Spieltage Alles, Menschen wie leblose Gegenstände, vor meinen Augen verzerrte. Ich lebte beständig wie in einem fratzenhaften Traume, und das überreizte, fiebernde Gehirn gebar wahnsinnige Bilder. Wo ich hinsah, standen Nummern, rollten Elfenbeinkugeln und hüpften in die Fächer; wo ich ging und stand, hörte ich die eintönigen, schleppenden Rufe der Bankiers. Nachts wurde mein Zustand vollends unerträglich; war der Spuk bei Tage lästig, so ward er im Traume grausenhaft, und wenn mit dem Tageslicht die Vernunft erwachte, so überfiel mich das unendlich bittere Gefühl, daß ich durch die Ungewißheit des Besitzes um jeden Genuß gebracht, daß ich eigentlich unglücklich sey. Aber trotz dem konnte ich nicht zu dem Entschlusse kommen, umzukehren, und ein wahnsinniges Gelüste trieb mich unwiderstehlich, all mein Geld auf's Spiel zu setzen. Ja, kann man es glauben? am Ende ward der Wunsch in mir rege, es möchte Alles dahin seyn, damit ich von dieser furchtbaren Angst erlöst wäre, und da ich alle Methode beim Spiel aufgab, so ging er auch bald in Erfüllung.

Ich hatte hundert Franks von meiner Schwägerin zu erheben: auch sie müssen dran, der Tropfe muß in den Ocean rinnen. Ich gehe zu ihr, und während sie ihre Kommode öffnet und das Geld sucht, betrachte ich das friedliche Feuer im Kamin, das reinliche Gemach, dessen Schmuck ihre Lust ist, das aufgeschlagene Buch neben der häuslichen Lampe, und da wird mir zu Muth, als sey ich ein Wesen aus einer andern Welt, ein Auswurf der Menschheit. Ja, von solchen Genüssen weiß ich nichts mehr; der Friede auf ihrem Gesicht, der Friede, den die Luft dieses Zimmers athmet, Gott! wie weit ist er von meiner Brust! Mit zitternder Hand nehme ich das Geld, das bald ein Abgrund verschlingen soll. Das gute Weibl sie gab es mir in fünf neugeprägten Goldstücken; sie machte mich aufmerksam darauf und meinte, so etwas bewahre man gerne auf. Ich war erschüttert — und lief geradewegs ins Spielhaus. Eine innere Stimme sagt mir, ich werde unfehlbar dieses mein Lezles verlieren, aber ich will wissen, woran ich bin; und keine Zögerung! ein einziger Wurf soll die Entscheidung

geben! Ich trete hinzu, werfe meine fünf Goldstücke auf den Teppich: verloren!

Mag man es für Erdichtung halten oder nicht, ich betheure, ein eigenthümliches schwermüthiges Gefühl der Freude stieg in meinem Herzen auf. Ich war empfindlich bestraft für meine Tollheit, ich hatte die Züchtigung verdient, und meine Seele war damit wieder frei; ja, ich trat wieder ins Leben ein, ich genoß wieder, wie Menschen genießen, konnte mich freuen eines schönen Morgens, der frohen Gesichter der Freunde, des süßen Lächelns der Geliebten; ich war von einer Krankheit genesen und fühlte den unschätzbaren Werth der Gesundheit.

Ich setze den Fuß über die Schwelle des verfluchten Hauses, den festen Entschluß im Herzen, es nimmer wieder zu betreten, da tritt an der Thüre ein ziemlich anständig gekleideter Mann, dem die Freude, die aus meinen Augen strahlte, Muth machen mochte, demüthig vor mich hin und spricht mich um eine Unterstützung an. Ich war nicht in der Stimmung, wo man eine Bitte abschlägt, und griff instinktmäßig in die Tasche. Gesegneter Zufall! im Winkel der Westentasche fühle ich ein kleines Geldstück; es ist ein Frank. Hier! rufe ich und drücke ihm die Münze kräftig in die Hand. Aus diesem Hier sprach so viel Freude und Jubel, daß der Elende, der an dieser Thüre auf die Großmuth glücklicher Spieler spekulirte, sicher nicht anders dachte, als die Taschen strotzen mir von gewonnenem Golde. Dieser Mann ist schwerlich etwas Anderes, als ein Opfer des Spiels, und somit predigte der Bettler vor dieser Thüre denselben Text, der mir eben gelesen worden war. Ich habe mir die gedoppelte Warnung zu Nutzen gemacht, und möge hin und wieder ein Spieler, dem diese Zeilen vor Augen kommen, sich mein Beispiel zu Herzen nehmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Deutschland, März 1833.

(Fortsetzung.)

Deutsche Hoftheater und Hoftheater-Intendanten.

Aus diesen Gründen ist in Frankreich, England, Italien u. s. w., wie Jedermann weiß, von Hoftheatern längst nicht mehr die Rede, und wenn auch hier und dort zu Erhaltung einer würdigen Pracht gewisse Zuschüsse von den Gouvernements bewilligt werden, so lehrt doch das Beispiel vieler ausländischer, ja selbst deutscher Bühnen, daß gerade die bedeutendsten Resultate rein durch Privatkräfte und ohne Hülfleistung von oben erzielt worden. Man darf nur an die Thätigkeit der kleinern Pariser Theater, oder an den Glanz erinnern, den Barbaja durch die Vereinigung der ausgezeichnetsten Talente Europas seiner Opernunternehmung zu geben gewußt, man darf nur die verhältnißmäßig außerordentlichen Leistungen mehrerer deutschen Privattheater betrachten, um sich zu überzeugen, daß, weit entfernt, die Kunst durch den Erwerb herabgewürdigt zu sehen, dieser vielmehr der Kunst als Bundesgenosse dient, indem auf die Dauer sicher nur das Gold einträgt, was in seiner Gattung sich als gut und tüchtig zeigt. Einzelne widersprechende Erfahrungen können diese Wahrheit nicht umstoßen; denn wie wunderlich auch oft, im Sinne der sogenannten Gebildeten, der Geschmack der Menge sich äußern möge, so wird doch nur höchst selten etwas im ethischen und ästhetischen Sinne rein Verwerfliches deren Beifall gewinnen.

Um jedoch auf dem angedeuteten Wege nicht auf einmal zu weit zu gehen und auch hier dem wohlthätigen, uns Deutschen so nothwendigen Gange allmähliger Entwickelung Raum zu lassen, sollte zuvörderst der Versuch gemacht werden, den Hoftheatern, ohne deren Natur und Charakter ganz aufzuheben, blos durch Verschmelzung mit einem Privatinteresse zu Hülfe zu kommen, das heißt, ein Privatunternehmen mit der Eigenschaft eines Hoftheaters, eine Verwaltung unter herrschaftlicher Firma und Garantie ins Leben treten zu lassen, deren Grundzüge, nur mit wenigen Worten hier angedeutet, darin bestehen, daß der erwählte, mit Kenntniß und Erfahrung wohl ausgerüstete Vorstand als Staatsdiener zwar aus der herrschaftlichen Kasse besoldet, jedoch, durch angemessene Bürgschaftsleistung verbunden, mit der Verwaltung des Instituts, nach den zu entwerfenden Bedingungen, auf eigene Gefahr und unter der Verpflichtung beauftragt würde, den vorgeschriebenen Etat genau einzuhalten, ja den etwaigen Verlust oder Gewinn, jenen aus der geleisteten Kautionssumme zu decken, diesen aber zum Besten des Instituts selbst wieder verwenden zu lassen. Die Vortheile solcher Einrichtung gegen die bisherige und die Gründe davon liegen so klar am Tage, daß sie theils kaum einer Erörterung bedürfen, theils aus dem oben Gesagten aufs Klarste hervorgehen. Lebenslängliche Anstellungen, mit Ausnahme der schon bestehenden, herkömmliche Lasten, unzulässige Ansprüche, amtliche Einmischungen, Mißbrauch und Willkühr — alles das fällt weg; der Vorstand arbeitet, wo nicht für eigenen Nutzen, doch gegen eigene Beschädigung; die Gebildeten und die Menge — alle müssen befriedigt werden; das Publikum ist Richter über das Talent, und dieses der beste und einzige Besitztitel des Inhabers. Gunstherrschaft, Empfehlungs- und Protektionswesen verschwindet, und Gesammtwirkung, das Lebensprinzip aller theatralischen Kunst, durch Einheit des Willens, ununterbrochene Aufsicht und einen geschickt anzuregenden Geist des Wetteifers erzeugt, durch Lohn und Strafe zu rechter Zeit erhalten, macht künstlerischer Eigenmächtigkeit, einseitiger Begier nach Beifall, rücksichtsloser Nebenbuhlerschaft ein Ende, wodurch einzelne bedeutende Talente bei Hofbühnen so oft nur als hervorstechende Punkte eines Gemäldes, ohne innere Verbindung unter sich dastehen. Ein Schauspiel aber soll einem Bilde, dem größten von allen Bildern, es soll dem Regenbogen gleichen, wo keine einzige Farbe auf Kosten der andern hervortritt, sondern alle, von der tiefsten bis zur höchsten Lichtstufe, wie der große Künstler sie ordnete, in innigster Verschmelzung erscheinen. Denn das ist der Triumph der Kunst, wenn das Kunstwerk nicht aus einzelnen Theilen bestehend, wenn es als ein nothwendig innerlich Ganzes, als ein Körper im vollkommensten Ebenmaaß aller Glieder dem Auge sich darstellt, und hierin dürfte zugleich ganz einfach die Aufgabe dessen sich ausgesprochen finden, der einer würdigen Theateranstalt vorzustehen berufen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. März 1833.

Ueber'm Kiesel wächst der Pfriemenstrauch,
Unter'm Strauche liegt ein Jüngling todt.

Russisches Volkslied,
nach P. v. Goetze.

Das Grab des armen Andrej.

Ein Nachtstück aus dem Leben der Kaiserin Elisabeth.

Auf der Straße, die von Petersburg nach dem kaiserlichen Lustschloß Zarskoiselo führt, findet sich ein schönes, nicht eben sehr großes, doch in dem elegantesten Geschmack damaliger Zeit aufgeführtes Gebäude, welches die Kaiserin Elisabeth, als sie noch Prinzessin war, erbauen ließ und es einige Sommerwochen bewohnt hat. Gegenwärtig steht es öde und verlassen, seine Mauern sind dem Verfall nahe und die Gegend umher ist in ihren ursprünglichen wilden und einsamen Zustand zurückgekehrt, aus dem die Hand der Kaiserin sie gerissen hatte. Die Geschichte dieses Schlosses ist die rührende Geschichte eines treuen Herzens, das fürstlicher Uebermuth und die Tyrannei weiblicher Laune zertrat; diese verfallenen Gemächer schmückte einst die Liebe, ihr Scharfsinn schuf den Plan zum Gebäude und ihr Zauberstab ließ die traurige Einöde sich mit den Reizen eines blühenden Gartens schmücken. Dieses Alles ist nun dahin! Die Tage des Glanzes sind verschwunden, und nur die traurige Kunde bleibt von Thaten, welche uns aus der Nacht jener Zeiten voll Willkühr und Uebermuth überliefert werden.

Es war ein trüber Herbstabend, als ich den Kirchhof eines kleinen Dorfes besuchte, welches nicht weit von jenem Schlosse seine einsamen Hütten am Ufer eines Baches ausbreitet. Herbstliche Nebel füllten die Luft und die frühe Dämmerung, welche die Gegend einzuhüllen begann, zeugte von der Annäherung des langen, trübseligen Winters. Das Geräusch auf der Hauptstraße, die von zahllosen Wagen bedeckt war, welche entweder den Weg zur Hauptstadt suchten, oder von dorther kamen, verhallte bald gänzlich, und mit jedem Schritte, den ich näher dem Ruheplatz der Todten that, umgab mich auch mehr und mehr jene tiefe, melancholische Einsamkeit und träumerische Ruhe, die den Charakter nordischer Gegenden so treffend bezeichnet. Zwischen den Gräberreihen hinwandelnd, brachte ich meine Zeit damit zu, die Namen auf den Kreuzen und Steinen zu lesen. Ich betrat ein Plätzchen im fernsten Winkel, wo sich meinem Auge ein einfacher Stein ohne Namen, noch sonstiges Merkmal zeigte. Hohes Gras wölbte seine Spitzen über ihn, Moos bedeckte zum Theil seine Fläche, und seine tief eingesunkene Lage zeigte, daß man den, der unter ihm schlummerte, schon vor langer Zeit hier versenkt habe. Aber warum kein Name? War der Busen des Unglücklichen mit so schwarzer Schuld belastet, daß man sich scheute, seinen Namen dem Stein einzugraben? wie, oder ist dieses Grab das einzige, von dem die bezeichnende Hand der Liebe, sonst an jedem noch so anspruchlosen Kreuze weilend, sich abwandte, dessen einsamer Bewohner Niemanden hatte, den er sein nannte? — „Armer Schläfer!“ rief ich, „so bist du der einzige, der ungerufen, wie ein Dieb

in der Nacht, dich hast zu deiner kalten, engen Ruhestätte stehlen müssen! Der Engel, der einst über diese Gräber rauschend dahinziehen wird, wenn er sie alle aufruft, die hier liegen, wie soll er Dich nennen?“ Doch er wird die Sonnenblume fragen, die dort zu deinen Häupten einsam dasteht; sie, die aus deinem Herzen entsprossen ist, wird die Geschichte desselben wissen und manchen theuern Namen nennen, den deine Mitbrüder entweder aus Haß oder Furcht verschwiegen haben.“

In diesen Betrachtungen störte mich ein alter Mann, der mich schon lange mit Theilnahme betrachtet hatte. Er schien hier im Bereich der Gräber vollkommen zu Hause zu seyn; als ich mich zu ihm wandte mit der Frage, wer unter jenem Stein begraben liege, erhob er seine Stimme und mit einem Ausdruck von feierlichem Schmerz rief er die Worte: „Wen die Ungnade des Gesalbten des Herrn verfolgt, dessen Name ist aus dem Buche der Geschaffenen gestrichen, er hat nie gelebt!“ Nach einer Pause fügte er mit milderem Ausdruck hinzu: „Lieber Herr, wollt Ihr wissen, wer dort liegt, so kann Euch dieses Niemand im ganzen Dorf besser sagen als ich. Seht, wenn der Himmel es nicht anders gelenkt hätte, so wäre ich jezt nicht der arme Astaf, der Todtengräber, und jener, der da liegt, trüge einen Namen, den auf die Nachwelt zu tragen, Marmor, Gold und Edelgestein viel zu niedrige Stoffe wären. Aber Ihr dürft mich nicht verrathen, thut das nicht, lieber Herr; denn sind gleich die Zeiten vorbei, wo die große Zarewna herrschte, kennt Niemand in der großen Stadt den armen Andrej und seinen Bruder, den alten Todtengräber, so ist Bosheit und Tücke doch noch nicht ausgestorben und ich habe einen Enkel, der Tambour bei der kaiserlichen Garde ist.“ Er hielt inne und näherte sich dem einsamen Grabsteine, den Hut in den gefaltenen Händen, und sein weißes Haar flatterte im Abendwinde. Wie im Gebete sprach er: „Die Wege des Himmels sind wunderbar! er hat das Herz der großen Kaiserin gewendet, die goldne Sonne ihrer Gnade ging ihm unter, und das frische Blut seiner Wangen sprühte unter die finstere Erde gleich einer Quelle, die jauchzend und prächtig vom Berge niederfällt, goldfunkelnd im Morgenglanz, dann aber, ehe sie zum segensreichen Fluß anschwellen kann, vom gierigen Sand der Wüste gefressen, ohne Namen spurlos in die Erde sinkt. Das ist das Leben des armen Andrej.“

Ich sezte mich auf den Stein nieder, und als die lezten Strahlen der den Nebel durchbrechenden Sonne eben die nahe Kirchhofsmauer färbten, horchte mein Ohr dem Flüstern im falben Grase und den Tönen des Windes, der, über die öde Fläche dahinfahrend, die Häupter der Herbstblumen auf den Grabhügeln wiegte. Astaf, der Todtengräber, stand vor mir, auf seinen Stab gelehnt; die traurige Stätte noch einmal mit seinem Blicke messend, hob er mit einem tiefen Seufzer an, die nähere Geschichte seines unglücklichen Verwandten zu erzählen. Seine einfachen Worte hüllten sich, wo sie sein bewegteres Gefühl ausdrücken sollten, in jenen Schmuck der Rede, der dem gemeinen Mann eigen zu seyn pflegt und den orientalischen Ursprung des Volks anzudeuten scheint.

„Mein Gedächtniß,“ hub er an, „wenn es sich jener Zeiten des Glanzes erinnert, ist treu wie der Hund, der die kostbaren Kleider seines Herrn noch bewacht, da sie diesem längst nicht mehr angehören; so sehe ich noch die Gesalbte des Herrn, die große Zoreyna (Zarewna), wie sie vor uns stand und ihr Auge auf mich und meinen Bruder fiel. Es war damals die große Truppenmusterung, der Türkenkrieg bewegte das Land, und die Hauptaufstellung war in der Nähe unseres Dorfes. Jene Ebene, die Ihr vor uns seht, die ihre öde, trübe Fläche weithin vor uns ausstreckt, damals hättet Ihr sie sehen sollen! Unabsehbar, keinem Auge ermeßlich, dehnten sich die Reihen der Krieger aus; Offiziere, Generale flogen unaufhörlich auf stolzen Rennern die Linien dahin. Trommelschlag, Kommandewort, kriegerisch Spiel tönte betäubend durcheinander, von den stampfenden Rossen erdröhnte weithin dumpf der Heideboden, und ich glaube, die Vögel des Himmels, erschreckt und verscheuchtert, verloren sich auf Jahre aus dieser Gegend. Die Prinzessin verließ gleich am Anfang der Musterung ihre Kutsche; auf ihr stolzes Leibroß sich schwingend, zeigte sie sich inmitten des Haufens der Generale, stets in reger Bewegung. Nun geschah es, daß sie, bei einer Abtheilung Halt machend, im Gespräche mit einem Offiziere ihren Handschuh fallen läßt. Ehe jener vom Pferde sich herabschwingen kann, tritt der junge Andrej hervor, hebt den Handschuh auf und reicht ihn kniend der Prinzessin dar. Sie blickte auf ihn und auch auf mich, der ich neben ihm stand, und jener Blick, Herr, ist es, den ich nie vergessen werde. Der junge Andrej war ein schöner Bursche, der schönste hier im Dorfe und wohl noch weiter hinaus; er war mein Bruder!“

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Fortsetzung.)

Diese Lehm- und Sandbildungen der neuesten Zeit lagern auf dem Boden der Thäler und bilden den Grund vornehmlich da, wo sich dieselben bei ihrer Hauptmündung in die Ebenen oder in das Meer ausweiten; sie nivelliren den Boden der Thäler in weiter Erstreckung und auf höchst gleichförmige Weise; sie bilden endlich an den Mündungen aller großen Flüsse, wie Nil, Ganges, Rhein, Rhone, Amazonenstrom, Ohio u. s. w. die sogenannten Deltas; sie rücken in die See hinein vor, indem sie allmählig

die Tiefe am Ufer ausfüllen, und dadurch kommt es, daß das Meer scheinbar zurückweicht und daß Städte, welche ursprünglich am Gestade lagen, sich nach längerer oder kürzerer Zeit mehr oder weniger tief in das Land hinein versetzt sehen. Schon den Alten war dieses Verhältniß wohl bekannt. Herodot erzählt, die egyptischen Priester haben ihr Land als ein Geschenk des Nils betrachtet. Schon Aristoteles bemerkt, Homer spreche von Theben, als wäre es die einzige Stadt in Egypten, und schweige ganz von Memphis. Die Städte Rosette und Damiette, die vor nicht tausend Jahren am Meeresstrand erbaut worden, liegen jezt eine deutsche Meile weit im Land. Nach einem der Gelehrten, welche mit Bonaparte in Egypten waren, wäre ein Cap vor Rosette in kaum sechs-und-zwanzig Jahren um eine Viertelmeile länger geworden. Im selben Maaße, als Egypten an Grundfläche zunimmt, erhöht sich auch sein Boden, und das Flußbett kommt immer höher zu liegen, daher die Ueberschwemmung mit jedem Jahrhundert weiter über die alten Zeichen hinausgeht. Nach Herodot hätte sich das Niveau in 900 Jahren um sieben bis acht Cubitus erhöht. Bei der Insel Elephantine geht jezt die Ueberschwemmung um sieben Fuß höher, als unter Septimius Severus zu Anfang des dritten Jahrhunderts. Zu Cairo muß jezt der Fluß, wenn er das Land gehörig wässern soll, drei einen halben Fuß höher steigen als im neunten Jahrhundert. Die alten egyptischen Bauwerke stehen jezt alle mehr oder weniger tief im Boden, und der Schlamm, den der Fluß absezt, bedeckt jezt sogar die künstlichen Hügel, auf denen die alten Städte erbaut sind, mehrere Fuß hoch. — In Holland, in Italien ist es ganz augenfällig, wie rasch der Rhein, der Po, der Arno, seit sie in Dämme eingeschlossen sind, ihr Bette erhöhen, wie schnell die Vorgebirge an ihrer Mündung in die See vorrücken, und es läßt sich daraus abnehmen, daß diese Flüsse eben nicht sehr viele Jahrhunderte dazu gebraucht haben, um die Ebenen zu bilden, welche sie jezt durchströmen. Viele Städte, die einst blühende Seehäfen waren, liegen jezt weit im Lande; Venedig erhält mit großer Mühe die Lagunen, in denen es liegt, und dennoch ist seine Vereinigung mit dem Festlande unausbleiblich. Zu Augusts Zeit lag Ravenna noch in den Lagunen, und jezt liegt es eine Stunde vom Ufer. Adria in der Lombardei war vor etwas mehr als zweitausend Jahren der Haupthafen an dem Meere, dem es seinen Namen gegeben, und jezt liegt es drei Meilen davon entfernt. Nach angestellten Messungen hat sich das Bette des Po, seit er eingedämmt ist, so erhöht, daß sein Wasserspiegel jezt höher liegt, als die Dächer in Ferrara, und das Land an seiner Mündung ist so rasch in die See vorgerückt, daß seit 1604 über sechstausend Klafter Uferland gewonnen worden sind, wobei auf das Jahr hundertfünfzig, an manchen Stellen sogar zweihundert Fuß kommen. — Dieselben Ursachen haben längs der Rhein- und Maasmündungen dieselben Wirkungen hervorgebracht, und die Bewohner der gesegnetsten Striche jener Niederung sehen nicht ohne Bangen die Flüsse zwanzig, dreißig Fuß über ihren Köpfen weglaufen. Die Anschwemmung geht in der Nordsee so rasch vor sich, als in Italien, von Friesland bis nach Holstein hinauf. Dieser äußerst fruchtbare, von den Flüssen und dem Meer gebildete Küstenstrich ist für die Bevölkerung von desto höherem Werthe, als der alte Boden, lauter Heideland und Torfmoor, fast überall kaum kulturfähig ist. Das angeschwemmte Land allein ernährt die volkreichen Städte, welche sich seit dem Mittelalter längs dieser Küste erhoben haben.

Noch gehört in diese Klasse neuester Bildungen eine, welche dem Menschen in demselben Verhältniß verderblich ist, in dem die Anschwemmungen meistens wohlthätig sind, nämlich die Dünen, oder Sandhügel, welche das Meer da, wo sein Boden sandigt ist, auf niedrigen Küsten anhäuft. Wo der Mensch ihrem Wachsthum keine künstliche Grenze setzen kann, rücken sie so unwiderstehlich ins Innere des Landes vor, als die Anschwemmungen in die See hinausrücken. Sie treiben vom Regenwasser gebildete Sümpfe vor sich her und verschütten, was ihnen in den Weg kommt, Felder, Häuser, Wälder. Die Dünen im Meerbusen von Gascogne haben bereits eine Menge Dörfer begraben, deren Namen man nur noch aus den Urkunden des Mittelalters kennt, und noch jezt sind ganze Landstriche in großer Gefahr. Das Dorf Mimisan im Departement der Heiden kämpft seit vielen Jahren mit den Dünen und eine rückt, über sechzig Fuß hoch, augenscheinlich darauf zu. Man schäzt, daß sie jährlich sechzig Fuß zurücklegen; darnach würden sie an Frankreichs Küste zweitausend Jahre brauchen, um Bordeaux zu erreichen; mißt man aber ihre jetzige Ausdehnung und rechnet man rückwärts, so erhält man das Resultat, daß sie sich vor etwas mehr als viertausend Jahren zu bilden angefangen haben; ein neuer Beweis, daß der jetzige Frieden auf Erden noch nicht viele Jahrtausende besteht.

(Die Fortsetzung folgt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Lucrezia Borgia von Victor Hugo.

Victor Hugo hat seine Sache gut gemacht. Erst vor wenigen Wochen verletzte ihn das ministerielle Verbot seines Schauspiels le Roi s'amuse. Das Handelsgericht wies seine Klage ab; allein er gab sein Schauspiel mit einer geharnischten Vorrede heraus, und gleich darauf brachte er auf die Bühne des Porte St. Martintheaters sein neuestes Produkt, Lucrezia Borgia. Es gehörte ein so kühnes Genie und die in Frankreich jezt herrschende Theaterfreiheit dazu, um eine solche Heldin dramatisch darzustellen. Vor fünfzehn Jahren hätte vielleicht Niemand geglaubt, es werde jemals dahin kommen, daß man die Schandthaten der Borgia's auf dem Theater erblicke. Victor Hugo aber greift seinen Stoff kühner an, als jeder andere Dichter. Offenbar reizt ihn ge-

rade, was Andere abschreckt, und man sollte glauben, das Scheußliche, besonders große Laster, begeistere ihn am meisten. Er hat also die schändlichen Verrätherein und Vergiftungen, wie sie zur Zeit des Papstes Alexander VI. in Italien gäng und gäbe waren, besonders in der päbstlichen Familie, con amore geschildert und die lasterhaften Charaktere jener Zeit mit derbem Pinsel hingestellt, besonders aber die verruchte Lucrezia Borgia. Dem französischen Publikum darf man aber einen gehässigen weiblichen Charakter nicht ohne Mischung mit einer guten Eigenschaft vorführen, welche das Gehässige ein wenig dämpft und die Verworfenheit etwas neutralisirt. Solch einen Zusatz hat denn auch Lucrezia Borgia unter der Feder des Dichters bekommen. Sie ist Mutter, und wiewohl sie ihren im Ehebruche, ja in der Blutschande erzeugten Sohn nicht anerkennen kann, so wacht sie doch über ihn und nimmt sich seiner mit leidenschaftlicher Mutterliebe an. Sie folgt seinen Schritten, er lernt sie kennen und faßt Zuneigung zu ihr, ohne zu wissen, daß dieses Weib seine Mutter und die berüchtigte Lucrezia Borgia ist, von der Jedermann mit Abscheu spricht. Dieses Geheimniß wird ihm zum Theil durch seine Freunde offenbart, welche zu Venedig in dem ihren Freund Jennaro beschützenden Weibe die Vergifterin und Mörderin ihrer Verwandten erkennen, und ihr einer nach dem andern ins Ohr raunen, was sie an ihren Familien verbrochen hat. Dieß ist einer der besten Auftritte im Stücke; aber ein noch viel tragischerer und zugleich einer der effektreichsten, die jemals auf die Bühne gebracht worden sind, ist der, worin sich das heftige Weib an diesen lockern Gesellen wegen des ihr angethanen Schimpfes rächt. Ein heimlich mit ihr einverstandener Verräther muß alle die Freunde zu einem Gelage einladen. Während sie zechen und rauschende Trinklieder singen, läßt sich in der Ferne ein feierlicher Kirchengesang hören, der immer näher kommt. Die Zechbrüder spotten Anfangs über die Mönchsstimmen und wollen mit ihren Trinkliedern fortfahren; bald wird ihnen aber unheimlich zu Muthe bei dem Todtengesange auf der Gasse. Der Zug der Mönche rückt endlich in den Saal und bleibt im Hintergrunde stehen. Die Freunde vermuthen Anfangs, es sey hier eine scherzhafte Mummerei im Werke, und ihre Gebieterinnen haben sie veranstaltet, um sie beim fröhlichen Gelage zu überraschen. Einer von ihnen hebt die Kapuze eines der Büßenden auf und erblickt mit Entsetzen ein abgezehrtes, altes Mönchsgesicht. Jezt werden sie unruhig. Lucrezia Borgia erscheint wie der Rachengel und kündigt ihnen an, sie seyen vergiftet und diese Mönche von ihr hieher bestellt, um sie zum Tode zu bereiten, da sie nur wenige Augenblicke noch zu leben haben. Sie läßt die Mönche etwas bei Seite treten und zeigt den Zechbrüdern im Hintergrunde fünf Särge, die für sie bereit stehen. Jezt tritt ihr Sohn Jennaro, den sie nicht in dieser Gesellschaft vermuthet hatte, vor und fragt, ob nicht ein sechster Sarg für ihn bereit sey, da er das Schicksal seiner Brüder theile. Lucrezia wird betroffen, sie läßt die fünf Schlachtopfer ihrer Rache von den Mönchen abführen und hat nun eine lange Unterredung mit Jennaro. Dieser hatte früher eine kleine Flasche mit Gegengift von ihr bekommen; er fragt, ob genug darin sey für ihn und seine Freunde. „Kaum genug für Dich allein!“ antwortet sie. — „Nun, so will auch ich keinen Gebrauch davon machen!“ ruft er.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutschland, März 1833.

(Beschluß.)

Deutsche Hoftheater und Hoftheater-Intendanten.

Sollen nun diese allgemeinen Betrachtungen auf irgend eine besondere Lokalität, hier namentlich auf das Hoftheater in München, angewendet werden, wo von einer bevorstehenden Veränderung gerade jezt allgemein die Rede, ja solche schon durch öffentliche Blätter verkündet ist, so dürfte zuvörderst gefragt werden müssen, ob die Unzufriedenheit mit dem Vorhandenen und die deßhalb auch hier sich wiederholende Klage für gerecht zu halten, und worauf sie insbesondere begründet sey? Hier wird nun jeder Unbefangene, der das Theater, wie wir, seit einer Reihe von Jahren kennt und beobachtet hat, sich gestehen müssen, daß selbiges unter der jetzigen Verwaltung keineswegs gewonnen hat, daß vielmehr große, schwer auszufüllende und um so mehr fühlbare Lücken entstanden sind, als auch die edelsten Stützen der Anstalt zu wanken und der Zeit ihren Tribut zu zahlen beginnen. Gleichwohl kann der Vorstand nicht anders als ein kenntnißreicher, wohlgesinnter, für sein Fach tüchtig ausgerüsteter Beamter genannt werden, der nebenher von den Umständen mehr als viele Andere in seiner Lage sich begünstigt und gefördert sah, indem die Anstalt ihm mit reichen Mitteln und um so mehr zu unbeschränkter Wirksamkeit übergeben wurde, als in seiner Person die früher getrennten Aemter des Hoftheaters und Hofmusik-Intendanten sich vereinigt fanden. Wenn nun trotz dem das Personal allmählig immer schwächer an Gehalt, das Repertoire immer magerer, der Zusammenhang des Ganzen immer lockerer wurde, so muß auf ein unheilbares inneres Uebel geschlossen werden, wogegen die Verwaltung vergebens ankämpft und dem fortan nicht anders mehr als durch eine gründliche, allgemeine Wiedergeburt des Ganzen zu wehren seyn dürfte. Vielleicht ist aber der Fehler zum Theil auch darin zu suchen, daß gewisse herkömmliche Mißbräuche nicht gleich Anfangs mit der Wurzel ausgerottet wurden und neben dem höchsten noch ein anderer Einfluß sich forterhielt, der, wenn auch nützlich und hülfreich an sich, doch immer gefährlich wird für die Macht, die sich seiner ausschließlich als Stütze bedient. — Da nun aber die Sachen einmal so stehen und die Mißstimmung im Publikum dergestalt angewachsen ist, daß der Wunsch einer Veränderung dem Gerücht, welches eine solche verkündet, lebhaft entgegen kommt und folglich wohl als Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten kann, so muß man jenes Ereigniß allerdings willkommen heißen, insofern dasselbe den bezeichneten Uebeln wirklich abzuhelfen im Stande ist. Wollte man aber blos mit der Person des Intendanten wechseln und an die Stelle eines erfahrnen, lokalkundigen Mannes, eines ersten Hofbeamten und selbst Künstlers, wollte man, sagen wir, blos einen Nachfolger an dessen Stelle seyen, so würde damit, insofern nicht zugleich ein ganz neues System der Verwaltung einträte, nicht nur nichts gewonnen, sondern die Verwirrung und Unzufriedenheit nur noch vergrößert, ja die Lage dieses Nachfolgers selbst um so mißlicher werden, je höher die Erwartungen auf seine Hülfe gespannt waren. Die zu bewerkstelligende Reform müßte daher nicht mit der Person, sondern vielmehr mit der Sache beginnen, wo das Uebel vorzugsweise seinen Sitz hat, und hiezu erscheint, um es wiederholt zu sagen, als das beste, erfolgreichste und wohlfeilste Mittel immerhin die oben bezeichnete Verwaltungsart, diese Vereinigung von höherm Einfluß und freier Wirksamkeit, von herrschaftlichem und persönlichem Interesse, kurz, diese Mischung von Hof- und Privatanstalt, wo alle Bedingungen des Gedeihens beisammen liegen, ein Mittel, dessen auch, nach unserer besten Ueberzeugung, sich alle deutschen Hoftheater als Retters aus ihrer Verkümmerung mit der Zeit noch werden bedienen müssen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. März 1833.

— Mutter Erde, du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.

Hölderlin.

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Fortsetzung.)

Alle bisher besprochenen Bildungen der neuesten Zeit sind auf rein mechanischem Wege dadurch entstanden, daß überall auf der Erdoberfläche die atmosphärischen und tellurischen Wasser vom Erdreich und dem verwitternden Gestein Theile losreißen und abwärts führen. Je voluminöser und schwerer diese Theile sind, desto früher bleiben sie, der Natur der Sache, nach liegen, je feiner im Wasser suspendirt, desto weiter gelangen sie in die Tiefe. Daher sehen wir die hochliegenden Thäler mit den Brocken des die Gebirge bildenden Gesteins besäet, in den mittlern Thälern finden wir die Kiesbänke, aus kleinerem Gerölle bestehend, in den großen Thälern endlich und am Gestade des Meeres die Lehm- und Thonlager, das eigentlich sogenannte angeschwemmte Land. — Man sieht, alle diese Schöpfungen sind für die kleine Welt des Menschen großartig und mächtig genug, ja nur zu oft übermächtig; aber gegen das Relief der Erdrinde im Ganzen kommen sie kaum in Betracht.

Noch ungleich geringfügiger erscheint indessen die zweite Hauptklasse der Bildungen, die auf chemischem Wege entstandenen, und was jezt der Art auf der Erdoberfläche sich bildet, verhält sich zu den chemischen Produkten der frühern Zeit wirklich kaum wie der Funke der Elektrisirmaschine zu dem Blitz der Wolke. Was die Erde in ihrem Innern chemisch schafft, entzieht sich unsern Blicken, sogar unserer Vermuthung; auf der Oberfläche aber sehen wir sie die Kräfte, mit denen sie ihre Rinde bildete, gleichsam nur noch spielend üben; und wenn diese Kräfte einst aus Meeren und süßen Wassern Hunderte von Klaftern mächtige krystallinische Massen niederschlugen, so lassen sie jezt nur, gleich dem chemischen Experimentator, aus alter Liebhaberei in winzigen Schaalen hin und wieder Krystalle anschießen.

Die bedeutendsten der chemischen Gebilde der jetzigen Zeit sind noch die Kalkgebilde. Hieher gehören vor Allem die Stalaktiten und Stalakmiten der Kalksteinhöhlen. Bei ihnen ist jedoch im einzelnen Fall die Grenze zwischen der jetzigen und der vorigen Periode nicht anzugeben, und dieselbe Stalaktitenmasse kann beiden angehören. Denn die Theile der Erdoberfläche, von denen sich nach der vorlezten Revolution das Meer und die hohen Fluthen süßen Wassers zurückgezogen hatten, wurden nicht sogleich von Menschen bewohnt, sondern jezt nicht mehr existirende Thiergeschlechter waren die Vorgänger des Menschengeschlechts auf diesem Boden und scheinen wieder vernichtet worden zu seyn, bevor der Mensch daselbst auftrat. Aber trocken gelegt war dieser Boden einmal, und die Bildung von Stalaktiten in den Kalk-

steinhöhlen konnte also ihren Anfang nehmen, und sie bildeten sich auch wirklich vor der lezten Katastrophe, in welcher die Thiere umgekommen und in eben jene Höhlen geschleppt worden sind, unter deren Knochen man noch nie und nirgends einen Menschenknochen gefunden hat. — Hieher gehören ferner die aufgelösten Kalk führenden, sogenannten inkrustirenden Quellen, von denen die von Guancavelica in Südamerika und die auf Java die berühmtesten sind. Das interessanteste Produkt dieser Art ist aber wohl der Kalkstein, der sich vorzüglich im römischen Staate noch fortwährend bildet, der sogenannte Travertin. Er kommt vor in der Ebene von Tivoli ostwärts von Rom, und bei Tivoli selbst sperrt dieses aus dem Teverone sich absetzende Gestein den Fluß und bildet die schönen Wasserfälle an diesem berühmten Ort. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich beim Zusammenfluß des Velino mit der Nera bei Terni. — Auf ähnliche Weise bildet sich Travertin in einigen schottischen Seen; das bekannteste Beispiel ist aber der Kalkstein, der sich fortwährend in den Morästen der großen ungarischen Ebene absezt und so fest wird, daß man damit bauen kann: sämmtliche Häuser von Czegled sind daraus erbaut. In diesem Kalke stecken eine Menge Süßwassermuscheln, deren Schaale fast gar keine Veränderung erlitten hat, und schon dieß begründet zwischen diesem jüngsten Süßwasserkalk und dem ältern, der frühern Periode angehörenden Süßwasserkalk einen bedeutenden Unterschied.

In andern Fällen, die wohl blos darum seltener sind, weil die Beobachtung hier weit schwieriger ist, schlägt sich Kalk auch aus dem Meerwasser nieder und kittet den Sand des Meeresgrundes und Muschelthiere aller Art zu einer festen Masse zusammen. Hieher gehört das berühmte Gestein, das sich an der Küste von Sicilien, Messina gegenüber, fortwährend bildet. Nach Spalanzani braucht es nur zehn, zwölf Jahre, bis der Sand an dieser Küste, der aus Quarz-, Feldspath- und Glimmerkörnern besteht, durch das kalkigte Bindemittel so fest zusammengebacken wird, daß man das Produkt zu Mühlsteinen brauchen kann. Der augenfälligste Beweis, daß dieses Gestein sich fortwährend bildet, ist, daß man nicht selten Bruchstücke menschlicher Werkzeuge darin findet. — Ganz ähnlicher Natur ist der grobkörnige Kalkstein an der Küste von Guadeloupe, in welchem man das Gerippe eines Caraiben fand, das längere Zeit für einen wahren Anthropolithen und damit für einen Beweis galt, daß sich menschliche Gebeine in der frühern Erdperiode angehörigen Schichten finden. Sichtbar besteht dieses Gestein nicht nur aus kleinen Kalksteinkörnern, sondern auch aus kleinen Korallen und Muscheln, welche durch einen ohne Zweifel von einer Mineralquelle unter der See herrührenden kalkigten Kitt verbunden sind. — Beispiele der Art gibt es ohne Zweifel noch manche, obgleich sie uns für jezt unbekannt sind; es muß noch bemerkt werden, daß die Kalk führenden Quellen, welche zu Erzeugung dieses neuesten Gesteins Anlaß geben, fast immer aus dem Kalkgebirge in der Nachbarschaft von Vulkanen kommen.

Sind, wie wir gesehen haben, die neuesten Kalkbildungen weder weit verbreitet, noch von großem Belang, so ist das, was die jetzige Natur auf der Oberfläche aus Kieselerde bildet, noch viel geringfügiger und seltener, während in den frühern Formationen der Erdrinde die Kieselerde just die überwiegendste ist. Das auffallendste Beispiel, das hieher gehört, sind die Concretionen von Kieselerde, welche die kochenden Wasserstrudel auf Island, die sogenannten Geyser, rings um ihre Mündungen in porösen Massen absetzen. Ferner sezt sich Kieselerde in gallertartigem Zustand in den Bassins mancher Mineralquellen ab, welche weder so heiß sind, noch so gewaltsam hervorsprudeln, wie die isländischen Geyser, und in großer Entfernung nicht nur von thätigen Vulkanen, sondern von vulkanischem Boden überhaupt zu Tage kommen; hieher gehören die Quellen von Mont-dor, besonders aber die heißen Quellen von Poorgootha in Indien, deren fester Boden satz 32 Procent Kieselerde enthalten soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Grab des armen Andrej.

(Beschluß.)

„Wenn Ihr jemals, lieber Herr," fuhr der Todtengräber fort, „den Stamm der jungen Birke gesehen habt, wie sie, nicht beengt von dem am Boden klebenden niedrigen, gemeinen Gesträuch und nicht vom gierigen Schlingkraut umsponnen, von schmuzigem Moose gänzlich frei, schlank und biegsam ihre frische, balsamduftende Krone in die klaren Frühlingslüfte emporhebt, ein schöner Jüngling unter den alten Stämmen des finstern Waldes, so war Andrej, ein Sohn, wie das Gebet jedes Vaters ihn vom Himmel erbittet, ein Bursche, wie ihn sich jede schöne Dirne mit heimlichem Seufzer wünscht. Unter den muthigen jungen Kriegern war er der muthigste, die Gesänge, die damals das ganze Dorf kannte, die noch jezt mancher alte Graukopf seinen Enkel lehrt, er sang sie zuerst zur Balalaika — und er gerade sollte der einzige seyn, der den allgemeinen Ruhm der kaiserlichen Waffen nicht miterwerben durfte; er allein war ausgeschlossen aus der Reihe der Tapfern, welche ihr Blut versprützen durften in jenen ewig merkwürdigen Tagen. Armer Andrej! noch sehe ich dich an jenem Baume dort gelehnt; in die Ferne war dein Auge gerichtet, und wie der Blick des Geliebten die Spur seines Mädchens verfolgt, so verfolgte der deinige die tapfern Schaaren, die im Strahl der Morgenröthe mit klingendem Spiel zum Felde der Ehre, zum Schlachtfelde

zogen. Das Dorf war wie ausgestorben, alles, was noch Kraft und Muth im Busen spürte, hatte sich willig dem Zuge angeschlossen, nur Greise, Weiber und Kinder waren nachgeblieben. Zu diesen zählte sich der arme Andrej jezt, er verbarg sich, damit kein Blick der Gefährten ihn treffe und seiner spotte. Verzweiflung nagte an seinem Herzen und Thränen rollten über seine Wangen; doch die Zarewna wollte es nicht anders."

„Wen die Sonne bescheint, den kleidet sie in Gold und Purpur, und sollten auch Bettlerlumpen seine Glieder umhüllen. Wie es auch immer kommen möge, der Sohn des Glückes steigt unaufhaltsam, und bald sieht man seinen Fuß dort, wo die Häupter der Menge sich befinden, sein Haupt jedoch über alle erhoben, die ersten Segnungen des jungen Tages trinkend. Jenen Pallast, den Ihr dort gesehen, ließ damals die Zarewna bauen; es hieß, sie wolle hier die schöne Jahreszeit allein und ferne von dem Geräusch der Stadt hinbringen; Andrej aber durfte um sie seyn. Sie fand Gefallen an seiner Treue, seinen einfachen Sitten, seiner demuthsvollen Ergebenheit. Wenn er sie mit einer Thräne im Auge immer wieder bat, ihn ziehen zu lassen in den Krieg, so bestrafte kein zürnender Blick seine Keckheit. Sie, die Kaisertochter, in Purpur geboren, ließ sich herab, um die Gunst des armen Sohnes der Heide zu werben. Sie selbst unterwies ihn in mancher Wissenschaft und Kunst. Die einsamen Winterabende blieb sie mit ihm allein; beim Schein einer vertrauten Lampe, Auge in Auge, gingen die flüchtigen Stunden im zärtlichen Gespräche, von keinem fremden Ohr behorcht, dahin. Lockte ein günstiger Himmel ins Freie, so zeigten sich in den stillen Gängen des einsamen Gartens seine beiden Bewohner entweder zu Roß oder zu Fuß, immer aber beisammen. Wie das Mädchen des Dorfes ihrem Erwählten zur Seite geht, so wandelte die Kaisertochter an seiner Seite. Wer damals die Worte der Liebe hätte belauschen können, die Verheißungen, die von den Lippen der hohen Frau tönten, er hätte etwas anderes vorher gesagt, als daß der Bruder des schönen Günstlings am Abend seiner Tage den Spaten schwingen werde, um seinen Mitbrüdern eine Ruhestätte vor den Stürmen des ewig wechselnden Schicksals zu bereiten. Ja, Herr, die Launen des menschlichen Schicksals sind wie der nächtliche Wind der Heide, wie das Gewölk, das über ihre traurige Oede dahinfliegt, ewig wechselnd. Laßt mich meinen Bericht schließen, damit die Worte, welche jezt kommen, nicht das Ohr eines dieser Schläfer hier treffen."

Er schwieg und eine Thräne rollte über seine gefurchte Wange. Mein Blick weilte mit Interesse auf seinem Antlitz, ich suchte mir die Züge des schönen Andrej zu vergegenwärtigen, und meine Phantasie sezte sie aus der Aehnlichkeit mit dem noch höchst wohlgebildeten Greisenkopfe zusammen. „Nun," rief ich ungeduldig nach einer ziemlich langen Pause, „Du vergißt, mir Andrejs weiteres Schicksal zu erzählen." — „Herr," entgegnete Astaf, der Todtengräber, „erlaßt mir den umständlichen Bericht; ich bin überzeugt, auch Euch macht die Geschichte Kummer, obgleich Ihr ihn nicht gekannt, den Stolz meiner Jugend, die Freude meiner Tage. So laßt mich denn kurz seyn. Die Prinzessin gewann bald einen andern Mann lieb, der, erfahren in den Händeln des Hofes, ihr Herz dauerhafter zu umstricken wußte. Den armen Andrej traf ihr ganzer Ueberdruß; er sollte auf immer aus ihrem Antlitz, und wenn die Großen etwas wollen, so ist es schon geschehen, ehe sie noch ihren Willen ganz ausgesprochen. Ein Offizier, ein nichtsnutziger Raufbold, mußte auf ihren Befehl mit dem Jünglinge anbinden; dieser natürlich forderte ihn und — man sagt, daß dem armen Jungen ein blindgeladenes Pistol gegeben wurde — sie schossen sich auf wenige Schritte, und der fremde Offizier hätte nicht eben nöthig gehabt, im Rufe des sichersten Schützen zu stehen, sein Ziel wäre ihm doch nicht entgangen; er schoß den guten Knaben gerade ins Herz, und somit war die Liebesgeschichte aus. Die Leiche wurde bei Nacht und Nebel hier begraben, über seinem Haupte ward der Degen zerbrochen, sein Name, als der eines im Duell Gefallenen, der Vergessenheit übergeben. So begräbt man den, welchen das Auge des Gesalbten meidet, der gestorben ist im Schatten der Ungnade! Schlafe wohl, armer Andrej!"

Astaf, der Todtengräber, hatte seine Geschichte beendet; ich wußte nun, wessen Körper der namenlose Steinhaufen barg, und mein Auge füllte sich mit einer Thräne. „Fürstenliebling!" rief ich, „armer Knabe, wie schwer hast du dafür gebüßt, daß sich ein fürstlicher Busen mit all seiner verstohlenen Gluth, mit all seinem verführerischen Glanz an deine Seite lehnte! Ach, warum mußtest du fallen, so ruhmlos fallen! Wärest du lieber dahingezogen mit deinen Brüdern; der Tod auf dem blutigen Felde der Ehre, unter zusammenrauschenden Siegesfahnen, wie wünschenswerth erscheint er gegen dieses geheime, lautlose Verschwinden, gegen dieses stille, vergessene Liegen im einsamen Kirchhofwinkel. Ja, dir darf keine Grabschrift blühen, denn eine Weiberthräne der Schaam würde sie stets wieder auszulöschen trachten; sie wäre ja ein Denkmal, wie Fürsten lieben!"

Astaf hatte meine Worte vernommen; er näherte sich mir jezt geheimnißvoll, und als fürchtete er, in der Nacht, die uns jezt umhüllte, die Lauschertritte nahen zu hören, flüsterte er mir ins Ohr: „Der Himmel ist gerecht! In der Jahresnacht des Todes des armen Andrej verläßt sie die prangende Fürstengruft, in der sie schlummert, und kommt hieher. Ich selbst habe sie auf jenem Grabsteine sitzen sehen und weinen. Der Himmel ist gerecht!"

———

Korrespondenz-Nachrichten.

Erlau in Ungarn, März.

Die neue Kathedrale zu Erlau.

Man hat schon häufig sagen hören, unsere Zeit vermöge Alles, nur keine Kirche zu bauen. Dieß gilt wenigstens nicht bei uns; denn vor unsern Augen sehen wir eine herrliche Kirche entstehen, deren Erbauung wir dem würdigsten Kirchenfürsten verdanken.

Die alte, aus den Zeiten der ersten Könige Ungarns (denn das Bisthum ward durch den ersten, nämlich durch den h. Stephan, gestiftet) herstammende Kathedralkirche ward theils durch die Türken, theils durch die Christen, welche die Feste Erlau, in welcher sie stand, gegen sie vertheidigten, zerstört. Jene waren vom Jahr 1596 — 1687, also 91 Jahre, im Besitz derselben. Zwei Jahre, nachdem sie daraus vertrieben worden, nämlich im Jahr 1688, dachte der mit seinem Kapitel dahin zurückkehrende Bischof auf die Erbauung einer neuen Kirche, die auch in der untern Stadt, aber nach damaliger Rothe (Sitte) weder geräumig, noch ansehnlich genug, sich erhob; dem spätern wachsenden Bedürfniß halfen einige Klosterkirchen ab. Da die jetzige Volksmenge sich über 18.000 Seelen beläuft, so wollte der letzte Bischof (denn erst im Jahr 1804 wurde Erlaus bischöflicher Stuhl zu einem erzbischöflichen durch den jetzigen Kaiser erhoben), Karl Graf Esterhazy, der Erbauer des herrlichen Lyceums in Erlau, eine neue Kathedrale bauen lassen, wurde aber durch seinen Tod daran verhindert. Der von ihm, seinen Nachfolgern und einigen Domherrn herrührende Fond machte beiläufig die Hälfte der Summe aus, welche nach vorläufigen neuen Bauüberschlägen die Erbauung derselben erforderte; aber der jetzige Erzbischof, der als Dichter so gefeierte und in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Patriarch Ladislaus von Pyrker, entschloß sich, mit Beihülfe seines Kapitels den Bau zu unternehmen und mit Gottes Hülfe zu vollführen. Im Winter 18$\frac{1}{2}$ ließ er die alte Kirche niederreißen und im März den Bau der neuen beginnen; seitdem ward, die drei Wintermonate ausgenommen, selbst zur Zeit der fatalen Cholera ohne Unterbrechung daran fortgearbeitet, und da dieses Jahr die Dachung und Einwölbung vollendet wird, so wird man im Spätherbst des künftigen Jahres ziemlich am Ziele seyn. Sie wird größer, als jene in Gran, bei welcher seit dem Tode des letzten Primas alle Arbeiten eingestellt wurden und die wohl noch mehr als die Hälfte des bereits Geleisteten erfordert, hat an innerer Länge 12 Wiener Klafter und in der Breite 18. Die Höhe der Kuppel beträgt 20 Klafter; die zwei Seitenschiffe werden von dem mittlern durch runde Säulen getrennt, was im Ganzen einen herrlichen Effekt macht. Zu dem Portikus führen 20 Stufen aufwärts, und die daselbst angebrachten 8 Säulen haben 5 Schuh im Durchmesser und bei 9 Klafter Höhe. Der Baumeister ist Herr Joseph Hild, Erbauer der schönen Börse in Pesth (ein Pesther), der mehrere Jahre die Architektur zu Rom studirte.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Lucrezia Borgia. Guido Reni.

Jennaro will wenigstens den Tod seiner Freunde rächen, ergreift ein Messer auf dem Tische und will Lucrezia damit erstechen. Sie wendet alle Künste eines schlauen, verschmitzten Weibes an, um ihm diesen Gedanken auszureden, und schon ist es ihr gelungen, als aus dem benachbarten Zimmer sein Bester, nun sterbender Freund ihm zuruft, er solle ihrer Aller Tod an ihrer gemeinsamen Mörderin rächen. Jezt erglüht das Herz des edlen Jennaro wieder von Rache, er durchsticht Lucrezia, und diese gesteht ihm nun im Augenblicke des Hinscheidens, sie sey seine Mutter. Dieses Ende ist gräßlich, aber höchst dramatisch. Die alten Klassiker, das heißt die Anhänger des alten klassischen Theatergeschmacks, gestehen zu, daß die lezten Auftritte erhaben schön seyen, aber alles Uebrige verwerfen sie. Auch beschuldigen sie den Dichter, er habe es verstanden, sogar eine Lucrezia Borgia zu verläumden. Ueber den Styl können sie dießmal keinen Tadel anbringen; denn anstatt sein Stück in versschrobenen Versen zu schreiben, wie sonst, hat Victor Hugo die einfachste Prosa gebraucht. Es kommt einem vor, als ob er sich beflissen habe, den natürlichen, einfachen Styl eines Boccaz oder Machiavels nachzuahmen. Dlle. Georges spielt die Lucrezia vortrefflich. Da sie nicht jung mehr ist, so steht ihr diese Mutterrolle wohl an, auch hat sie zu dieser, eben nicht viel Gefühl erfordernden Rolle alle nöthigen Eigenschaften. Dieses Stück hat den besten Erfolg gehabt und wird beständig gegeben. Auch sind schon mehrere Parodien erschienen; eine z. B. im Variététheater, die den sonderbaren Titel Tigresse mort au rat führt. Scribe hat auch eine für sein Theater, das Gymnase dramatique, geschrieben; diese heißt une répétition générale und ist wirklich sehr drollig, wiewohl Scribe sie noch witziger hätte machen können, wenn er nicht so eilig gewesen wäre. Es wird darin die Probe eines Stückes dargestellt, welches dem V. Hugoschen nachgebildet ist, aber in einer niedrigen Sphäre vorgeht. Mitten in der Aufführung bemerkt Einer, daß sie zwei Aufzüge überschlagen haben, und meint also, man müsse von vorne anfangen; allein ein Anderer antwortet, die überschlagenen beiden Aufzüge seyen nur eine Wiederholung der beiden vorigen, folglich könne man ganz gemächlich von dem zweiten Aufzuge zum fünften übergehen; eine nicht üble Satire auf das Originalstück, in welchem wirklich die Handlung dieselbe bleibt, bis im fünften die so tief dramatische Todtenscene eintritt. Das Hugo'sche Trauerspiel ist schon gedruckt erschienen und wird gewiß auch auf fremden Bühnen, in Ländern, wo Theaterfreiheit herrscht, nicht weniger Beifall finden, als in Frankreich. Ueberhaupt bemerkt man in diesem lezten Versuche des kühnen Dichters manchen Anklang an den dramatischen Geschmack fremder Völker, und es ist wenig Altfranzösisches darin zu finden; man könnte meinen, das Stück sey aus England, Deutschland oder Spanien nach Frankreich hinübergekommen und von V. Hugo blos übersezt worden. Diese Bemerkung wird man gewiß nicht auf ein anderes neues Trauerspiel anwenden, welches neulich das Théâtre français unter dem Titel Guido Reni zum erstenmale aufgeführt hat und dessen Verfasser ein Künstler, Namens Anthony Béraud, ist. Ob dieser Künstler etwas Großes in der Kunst geliefert hat, weiß ich nicht, zweifle aber daran, da sein Name noch nicht bekannt geworden ist. Er war, wenn ich nicht irre, eine Zeitlang Director des Vaudevilletheaters. In der Dramatik wird er durch diesen ersten Versuch schwerlich berühmt werden; nicht als ob es ihm an der technischen Fertigkeit im Versemachen fehlte; allein zu einem guten Trauerspiele gehört mehr. Der Verfasser hat, vermuthlich in einer Uebersetzung, die tragische, von Bissey Shelley poetisch dargestellte Geschichte der Beatrix Cenci gelesen, welche Guido Reni malte, als sie im Gefängnisse wegen eines ihr zur Last gelegten Verbrechens den Tod erwartete. Das Bild mit den sanften Zügen rührte Richter und Volk, und Beatrix Cenci wurde begnadigt. So weit die Sage. Béraud hat darin eine Gelegenheit gesehen, die Kunst zu verherrlichen, und deßhalb nicht Beatrix Cenci, sondern Guido Reni zum Hauptheldeu seines Trauerspiels gemacht, auch die Sage so ziemlich verlassen, um eine ganz andere Geschichte zu erfinden. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. März 1833.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!

Goethe.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

Der zweite Theil des Faust wird sich nächstens in Aller Händen befinden, und es möchte nicht unwillkommen seyn, wenn wir dem größern Publikum einen kleinen Vorschmack davon durch Mittheilung einiger Episoden geben. Bei der Wahl der folgenden Scene hat uns, neben dem Umstand, daß sie fast am leichtesten von dem Ganzen zu trennen war, die Rücksicht geleitet, daß sie das Gegenstück zu einer Scene des ersten Theils des Faust bildet und auch am meisten unter allen vom Charakter des frühern Faust hat, daher sie am besten vom alten jugendlichen, dessen Bild in jeder Seele lebt, zu dem neuen gereiften und gealterten hinüberleitet. Sie eröffnet den zweiten Akt.

* * *

Hochgewölbtes, enges, gothisches Zimmer, ehemals Faustens, unverändert.

Mephistopheles

(hinter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn aufhebt und zurücksieht, erblickt man Fausten hingestreckt auf einem altväterischen Bette).

Hier lieg', Unseliger! verführt
Zu schwergelöst'em Liebesbande!
Wen Helena paralysirt,
Der kommt so leicht nicht zu Verstande.

(Sich umschauend.)

Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert ist es, unversehrt;
Die bunten Scheiben sind, so dünkt mich, trüber,
Die Spinneweben haben sich vermehrt;
Die Dinte starrt, vergilbt ist das Papier,
Doch alles ist am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Faust dem Teufel sich verschrieben.
Ja! tiefer in dem Rohre stockt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgelockt.
Zu einem solchen einzigen Stück
Wünscht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken,
Wie ich den Knaben einst belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüsten,
Rauhwarme Hülle, dir vereint,
Mich als Docent noch einmal zu erbrüsten,
Wie man so völlig recht zu haben meint.
Gelehrte wissen's zu erlangen,
Dem Teufel ist es längst vergangen.

(Er schüttelt den herabgenommenen Pelz, Cicaden, Käfer und Farfarellen fahren heraus).

Chor der Insekten.

Willkommen! willkommen
Du alter Patron,

Wir ſchweben und ſummen
Und kennen dich ſchon.
Nur einzeln im Stillen
Du haſt uns gepflanzt,
Zu Tauſenden kommen wir,
Vater, getanzt.
Der Schalk in dem Buſen
Verbirgt ſich ſo ſehr,
Vom Pelze die Läuschen
Enthüllten ſich eh'r.

Mephiſtopheles.

Wie überraſchend mich die junge Schöpfung freut!
Man ſäe nur, man erntet mit der Zeit.
Ich ſchüttle noch einmal den alten Flaus,
Noch eines flattert hier und dort hinaus. —
Hinauf! umher! in hunderttauſend Ecken
Eilt euch, ihr Liebchen, zu verſtecken:
Dort wo die alten Schachteln ſtehn,
Hier im bebräunten Pergamen,
In ſtaubigen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlaug' jener Todtenköpfe.
In ſolchem Wuſt und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.

(Schlüpft in den Pelz.)

Komm, decke mir die Schultern noch einmal!
Heut bin ich wieder Prinzipal.
Doch hilft es nichts, mich ſo zu nennen,
Wo ſind die Leute, die mich anerkennen?

(Er zieht die Glocke, die einen gellenden, durchdringenden Ton erſchallen läßt, wovon die Hallen erbeben und die Thüren aufſpringen.)

Famulus

(den langen, finſtern Gang herwankend.)

Welch' ein Tönen! welch' ein Schauer!
Treppe ſchwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenſter buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wittern;
Springt das Eſtrich, und von Oben
Rieſelt Kalk und Schutt verſchoben,
Und die Thüre, feſt verriegelt,
Iſt durch Wunderkraft entſiegelt. —
Dort! Wie fürchterlich! Ein Rieſe
Steht in Fauſtens altem Vließe!
Seinen Blicken, ſeinem Winken,
Mögt' ich in die Kniee ſinken.
Soll ich fliehen? Soll ich ſtehn?
Ach, wie wird es mir ergehn!

Mephiſtopheles (winkend).

Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nicodemus?

Famulus.

Hochwürdiger Herr! ſo iſt mein Nam' — Oremus!

Mephiſtopheles.

Das laſſen wir!

Famulus.

Wie froh! daß ihr mich kennt.

Mephiſtopheles.

Ich weiß es wohl, bejahrt und noch Student,
Bemooster Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt ſo fort, weil er nicht anders kann.
So baut man ſich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geiſt baut's doch nicht völlig aus.
Doch euer Meiſter, das iſt ein Beſchlagner:
Wer kennt ihn nicht, den edlen Doktor Wagner,
Den erſten jezt in der gelehrten Welt!
Er iſt's allein, der ſie zuſammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwißbegierige Horcher, Hörer
Verſammeln ſich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüſſel übt er wie Sanct Peter,
Das Untre ſo das Obre ſchließt er auf.
Wie er vor Allen glüht und funkelt,
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand;
Selbſt Fauſtus Name wird verdunkelt,
Er iſt es, der allein erfand.

Famulus.

Verzeiht! Hochwürdger Herr! wenn ich euch ſage,
Wenn ich zu widerſprechen wage:
Von allem dem iſt nicht die Frage;
Beſcheidenheit iſt ſein beſchieden Theil.
In's unbegreifliche Verſchwinden
Des hohen Manns weiß er ſich nicht zu finden;
Von deſſen Wiederkunft erfleht er Troſt und Heil.
Das Zimmer, wie zu Doktor Fauſtus Tagen,
Noch unberührt, ſeitdem er fern,
Erwartet ſeinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's mich hereinzuwagen.
Was muß die Sternenſtunde ſeyn?
Gemäuer ſcheint mir zu erbangen;
Thürpfoſten bebten, Riegel ſprangen,
Sonſt kamt ihr ſelber nicht herein.

Mephiſtopheles.

Wo hat der Mann ſich hingethan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran.

Famulus.

Ach! ſein Verbot iſt gar zu ſcharf,
Ich weiß nicht, ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes willen,
Lebt' er im allerſtillſten Stillen.

Der zarteste gelehrter Männer
Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner,
Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen;
So lechzt er jeden Augenblick,
Gellirr der Zange gibt Musik.

Mephistopheles.

Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann, das Glück ihm zu beschleunen.

(Der Famulus geht ab, Mephistopheles setzt sich gravitätisch nieder.)

Kaum hab' ich Posto hier gefaßt,
Regt sich dort hinten, mir bekannt, ein Gast.
Doch dießmal ist er von den Neusten;
Er wird sich grenzenlos erdreusten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Fortsetzung.)

Ungleich verbreiteter und mannigfaltiger erscheinen die salzigten Produkte der neuern Zeit. Sie sind auch für den Menschen von weit höherer Bedeutung als die bisher besprochenen chemischen Gebilde; aber trotz ihrer Allgemeinheit, ist ihre Bildung in so enge Grenzen eingeschlossen, und schon der Name Efflorescenz, Blüthe, der für die meisten dieser Salze sehr passend erscheint, bezeichnet ihre Bildung als eine wesentlich oberflächliche so gut, daß sie wohl am besten die schon öfters geäußerte Behauptung bestätigen, die Erde scheine gegenwärtig an ihrer Oberfläche ihre chemischen Kräfte nur noch spielend zu üben.

Die Mineralwasser, welche zahlreiche Salze der verschiedensten Art auf der Erde verbreiten, gehören eigentlich gar nicht hieher; denn die Salze scheinen sich wirklich in diesem Falle nicht erst zu bilden, sondern die Elemente dazu werden wohl vom Wasser aus den längst gebildeten Eingeweiden der Erde losgerissen. Anders verhält es sich mit dem Natrum und dem Borax, die sich unter gewissen Bedingungen auf dem Boden von Seen wirklich bilden; ferner mit dem Alaun, der in den Spalten von bituminösem Erdreich täglich anschießt, und mit dem Hauptelemente des Schießpulvers und damit eines Haupthebels der jetzigen Welt, dem Salpeter, der unter unsern Augen auf weiten Strecken dazu geeigneten Landes erzeugt wird.

Unter den brennbaren Körpern, die wir als Gebilde unserer Zeit in Anspruch nehmen können, verdienen nur der Schwefel und das Bitumen oder Erdpech Erwähnung. — Neugebildeter Schwefel kommt allerdings häufig genug vor; rechnet man aber den ganzen Tribut der thätigen Vulkane und allen Schwefel, der sich hin und wieder noch aus Wasser niederschlägt, zusammen, so kommt dieß Alles kaum in Betracht gegen die Massen von Schwefel, welche sich aus frühern Erdschichten und namentlich aus den Schwefelkiesen des jüngsten Flötzgebirges gewinnen lassen, also aus Erdformationen, welche der Zeit der Bildung nach unserer Periode am nächsten liegen. Der Schwefel, der in den Handel kommt, ist demnach entweder antediluvianischer oder postdiluvianischer. Zu der erstern Klasse kann man mit Gewißheit nur denjenigen rechnen, der aus der Solfatara von Puzzuoli, von der Insel Lipari, aus Island — letztere Insel liefert bei weitem am meisten — von Guadaloupe, von ein paar andern Antillen und von einigen vulkanischen Inseln der Südsee kommt. Der Schwefellager in den ältern Erdformationen sind dagegen unzählige, ohne noch die Schwefelkiese zu rechnen. — Noch dazu wird in gegenwärtiger Zeit der Schwefel fast ausschließlich durch die Vulkane erzeugt; seine Bildung aus Wasser, oder, wie man es nennt, auf nassem Wege, hat fast gänzlich aufgehört, und was man noch davon beobachtet, ist eben hinreichend, uns einen Begriff davon zu geben, wie die Natur in dieser Beziehung in früherer Zeit gewirkt haben mag. Die Schwefellager schlugen sich einst, so muß man es sich vorstellen, gleich den Kalkgebilden, aus Mineralwassern nieder, in denen der Schwefel aufgelöst war. Nun gibt es noch jetzt hin und wieder Mineralwasser, in welchen eine geringe Menge von Schwefel aufgelöst ist, den sie, sobald sie sich auf der Erdoberfläche ergießen, fallen lassen; hieher gehört eine Quelle im Thal von Montmorency bei Paris, ferner die Quellen von Aachen, Aix in Savoyen, Tivoli u. a. Strömten nun diese Wasser reichlicher und enthielten sie mehr Schwefel, so würden sie eine Schichte dieses brennbaren Stoffs auf dem Boden absetzen, und diese Schichte könnte dann ihrerseits mit Schichten von Thon, Mergel u. dgl. bedeckt werden; und dieß ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Bildungsgang in frühern Zeiten gewesen, nur daß damals alle geologischen Erscheinungen hundert- und tausendmal mächtiger waren als jetzt.

Das Bitumen oder Erdpech kommt zwar aus Flötzgebirgsschichten am Boden oder auf Binnenwassern in manchen Ländern in großer Menge zu Tage, es scheint sich aber nirgends mehr unter unsern Augen zu bilden. Es durchdringt an der Erdoberfläche den Sand und andere Körper und modifizirt so an einigen Stellen das Erdreich, indessen sehr unbedeutend. Hieher gehören die bituminösen Quellen im Modenesischen, in den Maremmen bei Siena, die Naphta von Baku am kaspischen Meer, das Erdpech auf dem todten Meer in Judäa u. s. w.

Am allerschwächsten, am allerunsichersten wirken endlich die jetzigen Naturkräfte auf Reproduktion derjenigen Körper, für welche sich der Mensch am meisten interessirt,

der Metalle. Wohl schießen in Bergwerken, wo auf Kupferkies und Eisenerz gearbeitet wird, an dem Holz- und Mauerwerk Krystalle von Kupfer- und Eisenvitriol an; aber sichtbar hat die Lokalität großen Einfluß auf die Bildung dieser flüchtigen Produkte. Am entschiedensten und häufigsten bildet sich unter unsern Augen dasjenige Metall, das überhaupt im Leben der Erde die Hauptrolle zu spielen scheint, das Eisen, und zwar erzeugt es sich vorzugsweise hin und wieder in Morästen. Hieher gehören die Fälle, wo man die Wurzeln der im Schlamm stehenden Gewächse und Bäume mit eigentlichen Scheiden von phosphorsaurem Eisen umgeben findet; ferner der sogenannte Raseneisenstein, im Hannöverschen, in der Lausitz und anderswo, der sich in den Mooren fortwährend bildet und wiedererzeugt, wenn man ihn ausbeutet. Man sieht, dergleichen Moräste könnten als Eisenplantagen gelten, wenn sich dieses Metall sonst gar nicht oder sehr selten fände; aber Gold und Silber auch nur in der kleinsten Qualität hervorzubringen, will der heutigen Natur so wenig als den Alchymisten gerathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Guido Reni. Die Pariser Künstler.

Beatrix Cenci ist in Bérauds Trauerspiel „Guido Reni" zwar beibehalten, sie muß aber die Geliebte des Malers werden, und nicht im Gefängnisse, sondern in der Werkstätte des Künstlers sich malen lassen. Schon der Anblick dieser Werkstätte entzückt sie; sie ruft aus:

C'est l'atelier du Guide! ah! le glorieux!
Dans ses oeuvres, partout, il est là, sous mes yeux!
Là souvent, jusqu'au sein des sphères immortelles,
L'imagination sur les brillantes ailes
L'emporte d'un seul vol, et Dieu lui-même, alors,
De son heureuse audace approuvant les transports,
L'initie au secret des beautés éternelles.
Merveilles du pinceau, pour moi toujours nouvelles,
Pour la dernière fois charmez-vous mes regards!

Und Guido Reni spricht nicht minder enthusiastisch, als er die Züge der Geliebten malen soll:

Ce modèle charmant, le ciel me le confie!
C'est elle, la voilà cette aimable Sophie,
Telle que la rêvait ma poétique ardeur,
Telle qu'au sein des nuits, elle enchantait mon coeur.
Oh! que d'attraits, parés d'une candeur touchante!
Dans ses traits la vertu me paraissait vivante;
Des pensers ravissans, doux comme ses beaux yeux,
M'emportaient avec elle aux pieds du roi des cieux.
Ah! cet ardent amour, dont je bénis l'empire
Est digne, croyez-moi, de l'objet qui l'inspire.
Cet amour, Beatrix, nous rapproche du ciel u. s. w.

Diese Verse beweisen wenigstens so viel, daß es dem Dichter nicht an schwärmerischem Gefühle fehlt. Sein Trauerspiel ist deßwegen aber noch nicht gut. Da es bereits gedruckt ist, so kann Jedermann darüber urtheilen. Der Verfasser hat eine Vorrede beigefügt, worin er sich ziemlich dunkel über eine persönliche Begebenheit, vermuthlich einen Zweikampf, äußert, den die meisten Pariser wahrscheinlich längst vergessen haben. Dabei gesteht er, daß er ein Künstler sey, die Kunst mit vieler Wärme liebe und seine Kollegen hochschätze, worauf er denn wirklich eine Menge von jetzt lebenden Pariser Künstlern anführt, die er zu seinen Freunden rechne. Die Künstler bilden in Paris eine bedeutende Gesellschaft und scheinen sich sehr gut unter einander zu verstehen. Zuweilen übertreiben sie ihre Anmaßungen und beklagen sich, daß der Staat nicht genug für sie thue. Ließe man die Herren schalten, so würden einige Millionen mehr aus der Tasche der Steuerpflichtigen gezogen, damit die Künstler große Bestellungen bekämen. Vor nicht langer Zeit führte der Präfekt des Seinedepartements einen Prozeß gegen einen Maler, weil dieser vor fünfzehn Jahren einen Vorschuß von der Regierung für ein zu lieferndes Gemälde bekommen hatte, das aber niemals zum Vorschein gekommen ist. Ich habe Schriften gesehen, in welchen dem Präfekten und der Regierung überhaupt dieses Verfahren als eine Jämmerlichkeit zum Vorwurfe gemacht wird, weil man von einem Künstler einen armseligen, ihm dargereichten Zehrpfennig wieder fordere; allein warum soll ein Maler nicht so gut Wort halten, als ein anderer Bürger? Er hatte die Verpflichtung übernommen, ein Gemälde zu liefern; die Regierung hatte angefangen, die im Kontrakte enthaltenen Bedingungen gegen ihn zu erfüllen; warum sollte nicht auch der Maler zur Erfüllung seiner Obliegenheit angehalten werden können? Will er jetzt nicht mehr, oder hat er Arbeiten übernommen, die ihm mehr Gewinn versprechen, oder ihm mehr zusagen, so soll er wenigstens gewissenhaft seyn und dem Staate zurückgeben, was er von ihm als Vorschuß empfangen. Freilich muß in einem Staate wie Frankreich, wo jährlich eine so bedeutende Summe aus der Tasche der Unterthanen genommen wird, ein Theil zur Aufmunterung der Kunst verwendet werden, und daran läßt man es auch in Frankreich sicher nicht fehlen. Indessen wäre es möglich, daß bei Vertheilung der Bestellungen die Gunst manchmal mehr vermöchte, als das Verdienst; glücklicherweise ist aber die öffentliche Meinung da und spricht sich durch die Presse unverholen aus, wenn die Regierung fehlt. Wahrscheinlich ist es ein unzufriedener Künstler, welcher so eben eine Reihe von dichterischen Schilderungen der im folgenden Monat beginnenden Kunstausstellung unter dem Titel: Prométhéides ankündigt und schon vor der Eröffnung mit einer Einleitung auftritt, worin er sich über die Hintansetzung der Künstler bitter beklagt:

Je sais que le Corrège a péri de misère,
Qu'à peine Lesueur vivait de son salaire;
Que Géricault, mourant sur un lit de douleur,
Cherchait pour sa Méduse un toit conservateur,
Car vous laissiez pourrir cette page savante,
D'un desastre fameux vision palpitante.
Eh bien! suivant le sort de ces coeurs chaleureux,
Comme eux amant des arts, je puis souffrir comme eux.

Der Dichter liefere aber bei der nächsten Ausstellung Gemälde, wie die von Correggio, Lesueur, oder auch nur von Géricault, und er wird hoffentlich nicht Hungers sterben, besonders wenn er etwas sparsam zu leben weiß, eine Kunst, die zuweilen den Künstlern unbekannt ist. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. März 1833.

— Das Dümmſte, was geſchieht,
Weil ich es weiß, verdrießt mich nicht.

Goethe.

Epiſoden aus dem zweiten Theil des Fauſt.

(Fortſetzung.)

Baccalaureus
(den Saal herſtürmend).

Thor und Thüre find' ich offen!
Nun, da läßt ſich endlich hoffen,
Daß nicht, wie bisher, im Moder,
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkümm're, ſich verderbe,
Und am Leben ſelber ſterbe.

Dieſe Mauern, dieſe Wände
Neigen, ſenken ſich zum Ende;
Und wenn wir nicht bald entweichen,
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen, wie nicht einer,
Aber weiter bringt mich keiner.

Doch was ſoll ich heut erfahren!
War's nicht hier, vor ſo viel Jahren,
Wo ich, ängſtlich und beklommen,
War als guter Fuchs gekommen?
Wo ich dieſen Bärtigen traute,
Mich an ihrem Schnack erbaute?

Aus den alten Bücherkruſten
Logen ſie mir was ſie wußten;
Was ſie wußten, ſelbſt nicht glaubten,
Sich und mir das Leben raubten.
Wie? — Dort hinten in der Zelle
Sizt noch Einer dunkelhelle!

Nahend ſeh' ich's mit Erſtaunen,
Sizt er noch im Pelz, dem braunen,
Wahrlich, wie ich ihn verließ,
Noch gehüllt im rauhen Vließ!
Damals ſchien er zwar gewandt,
Als ich ihn noch nicht verſtand.
Heute wird es nicht verfangen;
Friſch an ihn herangegangen!

Wenn, alter Herr, nicht Lethes trübe Fluthen
Das ſchiefgeſenkte, kahle Haupt durchſchwommen,
Seht anerkennend hier den Schüler kommen,
Entwachſen akademiſchen Ruthen.
Ich find' euch noch, wie ich euch ſah;
Ein Andrer bin ich wieder da.

Mephiſtopheles.

Mich freut, daß ich euch hergeläutet.
Ich ſchäzt euch damals nicht gering;
Die Raupe ſchon, die Chryſalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling.
Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet ihr ein kindliches Behagen. —

Ihr trugt wohl niemals einen Zopf?
Heut ſchau' ich euch im Schwedenkopf.
Ganz reſolut und wacker ſeht ihr aus,
Kommt nur nicht abſolut nach Haus.

Baccalaureus.

Mein alter Herr! wir ſind am alten Orte;
Bedenkt jedoch erneuter Zeiten Lauf
Und ſparet doppelſinnige Worte;
Wir paſſen nun ganz anders auf.
Ihr bänſeltet den guten treuen Jungen;
Das iſt euch ohne Kunſt gelungen,
Was heut zu Tage Niemand wagt.

Mephiſtopheles.

Wenn man der Jugend reine Wahrheit ſagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln ſie, es käm' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meiſter war ein Tropf.

Baccalaureus.

Ein Schelm vielleicht! — denn welcher Lehrer ſpricht
Die Wahrheit uns direkt in's Angeſicht?
Ein jeder weiß zu mehren wie zu mindern,
Bald ernſt, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephiſtopheles.

Zum Lernen gibt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren ſeyd ihr, merk' ich, ſelbſt bereit.
Seit manchen Monden, einigen Sonnen,
Erfahrungsfülle habt ihr wohl gewonnen.

Baccalaureus.

Erfahrungsweſen! Schaum und Duſt!
Und mit dem Geiſt nicht ebenbürtig.
Geſteht! was man von je gewußt,
Es iſt durchaus nicht wiſſenswürdig.

Mephiſtopheles (nach einer Pauſe).

Mich däucht es längſt. Ich war ein Thor,
Nun komm' ich mir recht ſchaal und albern vor.

Baccalaureus.

Das freut mich ſehr! Da hör' ich doch Verſtand;
Der erſte Greis, den ich vernünftig fand!

Mephiſtopheles.

Ich ſuchte nach verborgen-goldnem Schatze,
Und ſchauerliche Kohlen trug ich fort.

Baccalaureus.

Geſteht nur, euer Schädel, eure Glatze
Iſt nicht mehr werth als jene hohlen dort.

Mephiſtopheles (gemüthlich).

Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du biſt?

Baccalaureus.

Im Deutſchen lügt man, wenn man höflich iſt.

Mephiſtopheles,

(der mit ſeinem Rollſtuhle immer näher in's Proſcenium rückt, zum Parterre).

Hier oben wird mir Licht und Luft benommen,
Ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?

Baccalaureus.

Anmaßlich find' ich, daß zur ſchlechtſten Friſt
Man etwas ſeyn will, wo man nichts mehr iſt.
Des Menſchen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut ſich wie im Jüngling ſo?
Das iſt lebendig Blut in friſcher Kraft,
Das neues Leben ſich aus Leben ſchafft.
Da regt ſich alles, da wird was gethan,
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.
Indeſſen wir die halbe Welt gewonnen,
Was habt ihr denn gethan? genickt, geſonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! das Alter iſt ein kaltes Fieber
Im Froſt von grillenhafter Noth;
Hat einer dreißig Jahr' vorüber,
So iſt er ſchon ſo gut wie todt.
Am beſten wär's, euch zeitig todtzuſchlagen.

Mephiſtopheles.

Der Teufel hat hier weiter nichts zu ſagen.

Baccalaureus.

Wenn ich nicht will, ſo darf kein Teufel ſeyn.

Mephiſtopheles (abſeits).

Der Teufel ſtellt dir nächſtens doch ein Bein.

Baccalaureus.

Dieß iſt der Jugend edelſter Beruf!
Die Welt, ſie war nicht, eh' ich ſie erſchuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf,
Mit mir begann der Mond des Wechſels Lauf;
Da ſchmückte ſich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen;
Auf meinen Wink, in jener erſten Nacht,
Entfaltete ſich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philiſterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiſte ſpricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle raſch, im eigenſten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finſterniß im Rücken.

(Ab.)

Mephistopheles.

Original, fahr' hin in deiner Pracht! —
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht? —
Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders seyn:
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zulezt doch noch n' Wein.

(Zu dem jüngern Parterre, das nicht applaudirt.)

Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Euch guten Kindern laß ich's gehen;
Bedenkt: der Teufel, der ist alt,
So werdet alt, ihn zu verstehen!

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Fortsetzung.)

Dieß sind im Allgemeinen, mit Ausnahme derjenigen Erscheinungen, welche auf Rechnung der thätigen Vulkane kommen, die geologischen Phänomene, welche gegenwärtig auf der Erdrinde vor sich gehen. Jeder Leser, der nur irgend einmal die entblößte Flanke eines Schiefer- oder Kalkgebirgs oder einen Erzgang gesehen, hat sich hiernach überzeugen können, daß wir, im Vergleich zu frühern Weltaltern und ihren Schöpfungen, die jetzige Zeit mit Recht als eine Zeit des tiefsten Friedens bezeichnet haben.

Aber, könnte man sagen, die Tiefe der Wasser, welche doch den bei weitem größten Theil der Erdoberfläche ausmachen, ist dem menschlichen Forschungsgeiste unzugänglich; wer will behaupten, daß die Kräfte, welche das Relief der Erdrinde gebildet, nicht dort unten fortschaffen und bilden? Allerdings vermag nur die Einbildungskraft in jene Schlünde zu tauchen, und sie thut es auch; hat sie doch nicht zu fürchten, daß die langsame Hand der Erfahrung ihre luftigen Bauten so bald zertrümmere, und so hat man denn in neuerer Zeit, zu Bekräftigung der Hypothese, wornach sich die ganze Erdrinde nicht periodisch gewaltsam, sondern ruhig und allmählig gebildet hätte, und wornach zwischen unserer jetzigen Periode und der frühern kein Absatz, sondern erstere blos die Fortsetzung der leztern wäre, wirklich die Behauptung aufgestellt, es bilden sich auf dem Boden der Meere fortwährend noch Flötzschichten, ähnlich z. B. dem im Flötzgebirge so allgemein vorkommenden groben Kalkstein. Als Beweis für diese Behauptung führt man die oben beschriebenen Kalkbildungen an manchen Meeresküsten an, läßt aber die Verschiedenheit der Umstände und des Maaßstabes offenbar ganz außer Acht, wenn man jene unbedeutenden Ablagerungen bei Messina, Guadeloupe u. s. w. mit Flötzkalkschichten zusammenstellt, welche hundert und mehr Fuß mächtig über ungeheure Strecken hinstreichen. Wir können unmöglich beweisen, daß dieses oder jenes in der Tiefe des Meers nicht vorgehe; wer aber etwas behauptet, dem steht es zu, den Beweis zu führen, und so müßten die Vertheidiger der Hypothese, von der wir hier sprechen, zu Bekräftigung ihrer Annahme, die Erdrinde habe sich überhaupt allmählig gebildet und fahre fort, sich, wenn auch langsamer als früher, doch wesentlich auf dieselbe Weise in den Tiefen der Wasser zu bilden, sie müßten darthun, daß in diesem oder jenem Seestrich der Meeresgrund seit zwei bis dreitausend Jahren sich seiner Beschaffenheit und seinen Bewohnern nach wesentlich verändert hat. Man mag den Bildungsgang in der Tiefe sich noch so langsam denken, hin und wieder hätte man doch Beweise, oder doch Spuren davon; indessen ist außer den erwähnten Kalkformationen an einigen Küsten lediglich nichts der Art bekannt, und aus den glaubwürdigsten Nachrichten aller Zeiten scheint im Gegentheil hervorzugehen, daß der Meeresgrund überall, wo man ihn zu verschiedenen, weit auseinander liegenden Zeiten beobachtet hat, derselbe geblieben ist. Wir führen einige Beispiele an.

Seit man an den Küsten von Ceylon und im persischen Meerbusen Perlen fischt, in den dreihundert Jahren, seit man im merikanischen Meerbusen und an den Küsten von Amerika auf und abwärts dasselbe Gewerbe treibt, hat man nie bemerkt, daß eine Schichte von Gestein die Muscheln bedeckt, leztere selbst verändert, den Meeresboden erhöht und dadurch den Tauchern ihr Geschäft erleichtert hätte. Die Austern, welche man seit undenklicher Zeit in der Bucht von Cancale fischt, die Austern, welche die Römer von verschiedenen Punkten des Mittelmeers bezogen, sind sich in ihren Lagerungsverhältnissen von jeher ganz gleich geblieben; mußten die Fischer zuweilen ein wenig ihren Standpunkt ändern, so kam dieß nicht daher, daß an der frühern Stelle der Boden nach Höhe, Beschaffenheit und Bewohnern ein anderer geworden war, sondern nur daher, weil man zu viele Austern gefischt hatte und der Platz für den Augenblick erschöpft war. Nie hat man bemerkt, daß sich Austernbänke mit einer Steinschichte bedeckt hätten oder der Meeresfläche näher gerückt wären. — Was von den Austern und Perlmuscheln gesagt worden ist, gilt auch von den Korallen: die Korallenfischer am Mittelmeer suchen diese Zoophyten von jeher an denselben Küsten und in derselben Tiefe, und doch ist dieses ein Meer, das an seinen Küsten und auf seinem Boden Vulkane genug hat, und am häufigsten und seit undenklicher Zeit fischt man Korallen just in jener Meerenge von

Messina, wo, wie wir gesehen haben, eines der wenigen authentischen Beispiele von Steinbildung durch Zusammenkittung des Sandes vorkommt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

Die evangelische Societät. Das Venel'sche Institut.

Als Gaussen, das Haupt der evangelischen Societät, vor einigen Monaten in Rom war, wurde hier von Manchen behauptet, seine Reise habe zum Zweck, bei dem Pabste eine Annäherung zwischen der methodistischen und römisch-katholischen Kirche zu bewirken; es wurde sogar hinzugefügt, diese Annäherung sey nicht schwer, da die Methodisten auch den Grundsatz des herrschenden geistlichen Ansehens und der Unfehlbarkeit, die Erbsünde und die ewige Verdammung, desgleichen mit den Katholiken das furchtbare Prinzip annehmen; extra ecclesiam nulla salus. Gaussens Reise hatte aber wahrscheinlich einen ganz andern Zweck. Es leben in Rom und in mehreren Städten Italiens viele reiche methodistische Engländer und Schotten; es war ganz zweckmäßig, deren Unterstützung für die neue Gemeinde und Fakultät anzusprechen, ehe Gaussen für denselben Zweck nach England ging. Diese Sammlung hat auch einen sehr glücklichen und klingenden Erfolg gehabt. Nun wird von der Gesellschaft auch eine Gazette evangelique herausgegeben, die wahrscheinlich bald einen sehr polemischen Charakter haben wird, wiewohl sie sich bis jezt nur durch sehr gründliche und erschöpfende Artikel auszeichnet, wodurch sie sich dem Genfer Protestant würdig gegenüberstellt. Die gründlichen und erschöpfenden Vorträge der evangelischen Fakultät können nur günstig wirken, denn sie sind ein Sporn für die Akademie.

Genf hat sich seit dreißig Jahren durch seine männlichen Erziehungsanstalten ausgezeichnet, und es trafen in ihnen junge Leute aus allen Theilen der Welt zusammen. Für deutsche Eltern war nur zu bedauern, daß in diesen Instituten so wenig auf deutsche Körper-, Gemüths-, Geistes- und Kraftausbildung Rücksicht genommen wurde. Diese Lücke ist seit vorigem Jahr durch die Venel'sche Erziehungsanstalt ausgefüllt, die mit unserm Schnepfenthal viel Aehnlichkeit hat. Sie bestand schon seit zehn Jahren in dem waadländischen Städtchen Orbe und ist nun in die Nähe von Genf übergetragen, wo der Vorsteher Venel, der lange in Deutschland gelebt und studirt hat, einen weitläuftigen und herrlich gelegenen Garten ankaufte und da neben dem schon vorhandenen Wohngebäude ein großes, ganz seinem Erziehungsplan angepaßtes Haus errichtete. Seit sechs Monaten ist dieses fertig und von zwanzig bis dreißig Zöglingen bewohnt. Alle Zöglinge sind streng nach ihrem Alter in den zwei Flügeln, sowohl für die Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer, als auch für Spiel- und Turnplatz geschieden, die Knaben von zehn bis fünfzehn Jahren in dem einen, die Jünglinge von sechzehn bis zwanzig in dem andern. Erstere stehen unter unausgesezter Aufsicht und Leitung eines Lehrers, der, wenn er seine Stellung nur einigermaßen faßt, ihr Freund, Rather und Gespiele seyn muß. Die Erwachsenen, obgleich auch unter steter Aufsicht, genießen doch einer größern Freiheit des Willens und Handelns, die jedoch nach dem Maaß des Vertrauens, das sich ein Zögling erworben, erweitert, eingeschränkt oder ganz entzogen wird. Gleichmäßig fortschreitende, kräftige Entwickelung des Körpers, Gemüthes und Verstandes, ohne dabei im Geringsten die äußern Formen für Umgang und Anstand zu vernachlässigen, sollte zwar die Aufgabe jeder vernünftigen Erziehung seyn, sie wird aber nur selten gelöst, weil es häufig an moralischer Kraft und Ausdauer gebricht. Diesen Zweck so gut wie möglich zu erreichen, ist das charakteristische Streben der Venel'schen Anstalt. Deßhalb wird alle Verweichlichung und Geschäftslosigkeit durchaus vermieden; jede Stunde hat ihre genaue Bestimmung und jeder Tag unwiderruflich seine gymnastischen Uebungen im Freien, von denen nur ärztliche Verordnung befreien kann und die bald für den Zögling Bedürfniß und Vergnügen werden. Beim Unterricht hält man an dem in allen französischen Ländern nicht genug zu wiederholenden Grundsatz fest: lieber wenig sicher und gründlich, als viel und verworren. Daher muß jeder eintretende Zögling erst die untern Klassen durchlaufen, ehe er in die obern aufgenommen wird; so muß er z. B. erst genau in der physischen Geographie bewandert seyn, ehe er zum Studium der Geschichte gelassen, und in den Sprachen erst hinlängliche Beweise seiner Fertigkeit im öffentlichen Reden gegeben haben, ehe er mit der Literatur bekannt gemacht wird. Religionsunterricht wird als die Basis aller moralischen Bildung angesehen, und um diese zu erreichen, wird streng gedrungen auf Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit selbst in den geringfügigsten Handlungen. Als ermunternder Lohn dafür wird dem Zögling ein größeres Vertrauen und genauerer Umgang mit den Lehrern und der liebenswürdigen Familie des Vorstehers. Unterrichten ist viel leichter, als erziehen, und was das Venel'sche Institut vielleicht vor allen Anstalten dieser Art auszeichnet, ist, daß man sich darin eifrig bemüht, das Gesammte der menschlichen Natur zugleich zu fördern und alle Hebel der Philosophie und Religion, des Unterrichts und der Körperstärke, die zur Willensstärke führen muß, des gesellschaftlichen Umgangs und des Geschmacks an Natur und Kunst in Bewegung zu sezen, damit keine Kraft unentwickelt bleibe, oder die eine auf Kosten der andern sich ausbilde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 65:

Wiedersehen.

Homonyme.

Meine erste Sylbe pflag
Mir man einzuprägen;
Nennt nach ihr bis diesen Tag
Mich noch allerwegen.

Jezo trag' ich große Herrn,
Kleine Herrn nicht minder,
Glänzen sie, so sehen gern
Mich die kleinen Kinder.

Doch oft schreib' ich selber auch
Jene Sylb' ins Wasser,
Kenne wohl den Kriegesbrauch,
Bin ein schlechter Spasser,

Trage scharfes Kriegsgeschütz,
Feinde wegzujagen,
Daß sie oft ob seinem Blitz
Jene Sylbe schlagen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. März 1833.

Wenn es so soll in deutschen Landen gehen, so ist mirs leid, daß ich ein Deutscher geboren bin.

Dr. Martin Luther.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

Kaiserliche Pfalz. *)

Saal des Thrones.

Staatsrath in Erwartung des Kaisers.

Trompeten.

Hofgesinde (aller Art prächtig gekleidet tritt ein).

Der Kaiser (gelangt auf den Thron; zu seiner Rechten der Astrolog).

Kaiser.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Versammelt aus der Näh' und Weite; —
Den Weisen seh' ich mir zur Seite,
Allein wo ist der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter deiner Mantelschleppe
Stürzt' er zusammen auf der Treppe,
Man trug hinweg das Fettgewicht,
Todt oder trunken? weiß man nicht.

*) Diese Scene ist die zweite des ersten Akts.

Zweiter Junker.

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt sich ein andrer an die Stelle;
Gar köstlich ist er aufgepuzt,
Doch frazenhaft, daß jeder stuzt,
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor —
Da ist er doch der kühne Thor!

Mephistopheles
(an dem Throne kniend).

Was ist verwünscht und stets willkommen?
Was ist ersehnt und stets verjagt?
Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart gescholten und verklagt?
Wen darfst du nicht herbeiberufen?
Wen höret jeder gern genannt?
Was naht sich deines Thrones Stufen?
Was hat sich selbst hinweggebannt?

Kaiser.

Für dießmal spare deine Worte!
Hier sind die Räthsel nicht am Orte,

Das iſt die Sache dieſer Herrn. —
Da löſe du! das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit in's Weite;
Nimm ſeinen Platz und komm an meine Seite.

Mephiſtopheles
(ſteigt hinauf und ſtellt ſich zur Linken).

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her — Wie kam er ein —
Der alte fiel — Der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun iſt's ein Span —

Kaiſer.

Und alſo ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne;
Ihr ſammelt euch mit günſtigem Sterne:
Da droben iſt uns Glück und Heil geſchrieben.
Doch ſagt, warum in dieſen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entſchlagen,
Schönbärte mummenſchänzlich tragen
Und Heitres nur genießen wollten,
Warum wir uns rathſchlagend quälen ſollten?
Doch weil ihr meint, es ging nicht anders an,
Geſchehen iſt's, ſo ſey's gethan.

Kanzler.

Die höchſte Tugend, wie ein Heiligenſchein,
Umgibt des Kaiſers Haupt, nur er allein
Vermag ſie gültig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menſchen lieben,
Was alle fordern, wünſchen, ſchwer entbehren,
Es liegt an ihm, dem Volk es zu gewähren.
Doch ach! was hilft dem Menſchengeiſt Verſtand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wüthet,
Und Uebel ſich in Uebeln überbrütet.

Wer ſchaut hinab von dieſem hohen Raum
In's weite Reich, ihm ſcheint's ein ſchwerer Traum,
Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchaltet,
Das Ungeſetz geſetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums ſich entfaltet.
Der raubt ſich Heerden, der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Berühmt ſich deſſen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverletztem Leib.
Jetzt drängen Kläger ſich zur Halle,
Der Richter prunkt auf hohem Pfühl,
Indeſſen wogt, in grimmigem Schwalle
Des Aufruhrs wachſendes Gewühl.
Der darf auf Schand' und Frevel pochen,
Der auf Mitſchuldigſte ſich ſtützt,
Und: Schuldig! hörſt du ausgeſprochen,
Wo Unſchuld nur ſich ſelber ſchützt.
So will ſich alle Welt zerſtückeln,
Vernichtigen, was ſich gebührt;
Wie ſoll ſich da der Sinn entwickeln,
Der einzig uns zum Rechten führt?
Zuletzt ein wohlgeſinnter Mann
Neigt ſich dem Schmeichler, dem Beſtecher;
Ein Richter, der nicht ſtrafen kann,
Geſellt ſich endlich zum Verbrecher.
Ich malte ſchwarz, doch dichtern Flor
Zög' ich dem Bilde lieber vor.

(Pauſe.)

Entſchlüſſe ſind nicht zu vermeiden,
Wenn alle ſchädigen, alle leiden,
Geht ſelbſt die Majeſtät zu Raub.

Heermeiſter.

Wie tobt's in dieſen wilden Tagen!
Ein jeder ſchlägt und wird erſchlagen,
Und für's Kommando bleibt man taub.
Der Bürger hinter ſeinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felſenneſt,
Verſchwuren ſich, uns auszudauern,
Und halten ihre Kräfte feſt.
Der Miethſoldat wird ungeduldig,
Mit Ungeſtüm verlangt er ſeinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr ſchuldig,
Er lieſe ganz und gar davon.
Verbiete wer, was Alle wollten,
Der hat in's Weſpenneſt geſtört;
Das Reich, das ſie beſchützen ſollten,
Es liegt geplündert und verheert.

Man läßt ihr Toben, wüthend Hausen,
Schon ist die halbe Welt verthan;
Es sind noch Könige da draußen,
Doch keiner denkt, es ging' ihn irgend an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Beschluß.)

Es ist noch nicht lange genug her, daß man die Meere genau sondirt und die Beschaffenheit des Grundes einigermaßen genau untersucht. Dagegen werden derlei Beobachtungen sehr häufig an denselben Stellen, nicht weit von den Küsten, an den Flußmündungen, angestellt, und doch hat man noch nie gehört, daß man irgendwo, statt Triebsandes in einer bestimmten Tiefe, nach ein paar hundert Jahren festes Gestein in geringerer Tiefe gefunden hätte. Da man also keinen einzigen positiven Beweis dafür hat, daß sich im Meere nicht weit von den Küsten je ein Gestein, auch nur so mächtig als der winzigste Gipshügel gebildet habe, so sagt man, die Bildung neuer Erdformationen, ja ganzer Gebirge gehe in den Tiefen des großen Oceans vor sich. Daß sich hier vielleicht feste, sogar mächtige Schichten von Kalkstein bilden, wer kann dieß leugnen, wer aber auch behaupten? Da, wohin noch keines Menschen Auge gedrungen, mag man immer lustig Hypothesen bauen, die Sonde wird sie nicht so bald vernichten. Man kann sogar die Bildung von Urgebirg, von Granit, Basalt u. s. w. an Orten, wo wir ihn nie erblicken werden, nicht läugnen. Etwas ganz Anderes aber ist es, wenn man sich unter den Wassern Titanenschlachten träumt und meint, da wir jezt schwerlich mehr einen Kontinent zu entdecken haben, werde über kurz oder lang einer sich über den Wasserspiegel erheben und dem Menschen, dem es wunderlicherweise fast schon zu enge wird auf dem Erdboden, hülfreich seinen Rücken bieten, damit er den Ueberfluß seines wuchernden Geschlechts darauf absetze. Gebirge, wie die Alpen, Pyrenäen, Cordilleren, haben sich gewiß nicht Stück für Stück, langsam erhoben; nein, die Kraft, welche sie nach einer gewissen horizontalen Richtung emporgetrieben, hat sicher auf der ganzen Linie so ziemlich gleichzeitig gewirkt. So tief man sich nun auch die Südsee oder den atlantischen Ocean denken mag, und so unbedeutend die stärksten Unebenheiten der Erdkugel gegen ihre Masse sind, so ist es doch gewiß nicht wahrscheinlich, daß Gebirge selbst im Schooß der tiefsten Meere aufgestiegen seyn sollten, ohne daß man an der Oberfläche und namentlich an den Küsten die geringste Bewegung bemerkt hätte. Sagt man aber, so sey es nicht gemeint, es seyen im Meere in jüngster Zeit keine Alpen, keine Pyrenäen aufgestiegen, keine Erdschichten gewaltsam aufgehoben und übereinander gestürzt worden, so ist weiter nichts zu bemerken; denn daß sich im Meere fortwährend Flötzschichten horizontal und ruhig absetzen, kann, wie gesagt, weder geleugnet, noch bewiesen werden, und so lange nicht weitere Fortschritte der Wissenschaft unser Bild von den Schöpfungen der jetzigen Zeit Lügen strafen, steht der Satz fest, daß Jupiter, in Vergleich zu seines Vaters stürmischem Regiment, eine höchst friedliche Welt regiert. Freilich hat Jupiter in dieser seiner Welt einen Störefried, von dem sein Vater Saturn nichts wußte, einen Kritiker, der an seiner Natur mäkelt und Manches ganz anders einrichten würde, wenn er könnte. Indessen glaubt dieser schon gewaltig viel zu thun, wenn er Pfützen austrocknet, Wasserfaden eindämmt und Löcher in die Berge bohrt. Mancher Dammbruch, manches verschlammte Ackerfeld beweist aber, daß dem Menschen sogar die jetzige Natur hin und wieder zu unruhig ist, und er sollte in allen Kirchen für eine recht lange, friedliche Regierung Jupiters beten; denn geräth dieser über kurz oder lang etwa mit seinem königlichen Bruder Pluto in Mißverständnisse, so hat er keine Zeit mehr, sich mit dem Menschen abzugeben, und dieser wird vorneweg ersäuft oder verbrannt.

Man hat schon hundertmal gesagt, die größten Einschnitte der Erdoberfläche seyen, im Verhältniß zur Masse des Erdballs, Nadelritzen auf einem Kürbis. Was wird aber in diesem Bilde vollends aus den Werken der Menschenhand? Man könnte berechnen, wie groß die Erdkugel, welche Lichtenberg im Traume bekam und analysirte, seyn müßte, oder vielmehr, wie klein sie seyn dürfte, wenn darauf der Beobachter mit dem stärksten Microscop, das der Mensch bis jezt zu Stande brachte, die Münster wie anschießende Krystallspitzen und Menschenmassen bei Krönungen und Volksfesten in demselben Verhältnisse sollte wimmeln sehen, in dem sich vor unserm bewaffneten Auge die Infusorien im Wassertropfen tummeln. Die Elemente zu dieser Berechnung sind gegeben oder lassen sich leicht finden; wer Lust und Zeit hat, mag sich daran machen; aber über dem stolzen Gefühle, daß der Mensch solchem Problem gewachsen sey, wird es bei ihm schwerlich zur Demuth kommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Der Tempelorden.

Hie und da zeigt sich noch Jemand im Kostüm der St. Simonisten, das heißt mit einem Barte, einem sammtnen Barrete, einer hinten zugeschnürten Weste, einem kurzen Ueberrocke und langen weißen oder rothen Hosen. Man hat sie zu Neujahrsgeschenken in Zucker, Holz, Pappe u. s. w. abgebildet; man hat sie auf der Bühne lächerlich gemacht und die Regierung hat sie verfolgt und zerstreut. Sie haben aufgehört, als eine Sekte oder eine Korporation die Aufmerksamkeit des Publikums zu beschäftigen. Dagegen hat das

neugierige Publikum eine neue Erscheinung gehabt, nämlich die Tempelherrn, die in ihrem Kostüm noch auffallender sind, als die St. Simonisten, und einen berühmten, unglücklichen Orden des Mittelalters wieder ins Gedächtniß zurückrufen. Wer hätte vermuthet, daß man wiederum Tempelherrn mit weißem Mantel und rothem Kreuze auf den Gassen von Paris würde einhergehen sehen, auf dem Pont-neuf besonders, wo vor sieben Jahrhunderten die Tempelritter lebendig verbrannt wurden? Ist das nicht gerade, als ob der Phönix aus seiner Asche wieder erstände? Spötter haben nicht ermangelt, sich über die neuen Ritter mit dem weißen Mantel lustig zu machen und zu behaupten, sie haben den Fasching dadurch auf eigene Weise begehen wollen. Allerdings traf die Erscheinung mit dem Fasching unglücklicherweise zusammen, und da mögen denn manche Leute unter dem Volke geglaubt haben, das Ganze sey nur eine Verkleidung zur Belustigung der Herrn gewesen; allein die Herrn hatten die Sache in allem Ernste angefangen und seyen sie seitdem auch so fort. Es handelt sich hier nicht um eine neue Gesellschaft; der Tempelverein besteht schon lange in Paris, und ich habe neulich eines Beweises seiner Existenz erwähnt, nämlich des gegen den abtrünnigen Abbé Chatel geschleuderten Bannstrahls, denn auch dieses kleine Häuflein spricht von Bann und Verwerfung; aber es scheint seiner Verborgenheit müde geworden zu seyn und ist auf einmal an's große Licht der Welt getreten. So haben sich denn die Brüder so dreist wie die St. Simonisten in ihrem eigenthümlichen Kostüm gezeigt und ein großes öffentliches Fest begangen, an welchem auch viele Laien Theil genommen und wovon alle Zeitungen gesprochen haben. Dieß hat zur Folge gehabt, daß sich manche Neugierige in den Verein haben aufnehmen lassen. Bekanntlich behauptet der Tempelverein in Paris, er sey eine unmittelbare Fortsetzung des ehemaligen Templerordens, und er zeigt eine Urkunde von dem vorgeblichen unmittelbaren Nachfolger des unschuldig hingerichteten Jacques de Molay vor. Dieser Nachfolger hieß Larmenius und die Urkunde scheint aus jenem Zeitalter zu seyn; ob sie aber ächt sey, ist eine andere Frage. Die folgenden Großmeister haben diese Urkunde unterschrieben; wenigstens stehen die Namen da; freilich können sie späterhin aufgezeichnet worden seyn. Auch wäre es kaum begreiflich, wie der Orden in den verflossenen Jahrhunderten hätte bestehen können, da die Geistlichkeit mit so eifersüchtiger Wachsamkeit ihren Katholizismus vor allen Schismen bewahrte. Wie hätte zur Zeit der Verfolgung der Hugenotten der Tempelorden den Späherangen der französischen Priester und der päbstlichen Nuntien entgehen können? Zwar lehrte der Orden keine eigenen Dogmen; allein er besaß ein sogenanntes Evangelium Johannis, welches der Geistlichkeit höchst verdächtig seyn mußte, und er bewahrte ein sogenanntes Leviticon, das mit den Lehren der katholischen Kirche sich nicht wohl vertrug. Ich glaube also nicht, daß der Orden oder Verein während der Zeit der Intoleranz in Frankreich wirklich bestanden hat. Wahrscheinlich entstand er als Freimaurerloge zu der Zeit, da die Freimaurerei sich ausbreitete, und weil dabei viel vom Tempel gesprochen wurde, so werden die Herrn geglaubt haben, sie stammen von den Tempelherrn ab. Indessen wäre es doch möglich, daß die Geschichte des Vereins interessante Aufschlüsse über das Ordenswesen in Frankreich gäbe. Es wird behauptet, Fenelon, Massillon, und sogar Friedrich II. haben zu dem Tempelvereine gehört. Hier muß ein Irrthum obwalten; das wäre ein sonderbarer Verein, in welchem Massillon und Friedrich II. dasselbe Gelübde ablegten! Erst während der Revolution trat der Verein öffentlich auf.

(Der Beschluß folgt.)

Genf. März.

(Fortsetzung.)

Die politischen Wissenschaften in Genf.

Alle äußern Umstände, Lage des Gartens und der Gebäude, innere Abtheilung und Einrichtung des neuen Hauses, Entfernung von der Stadt, die alle ihre vielen Hülfsquellen eröffnet, ohne ihren nachtheiligen Einfluß äußern zu können, wirken in der Venel'schen Anstalt günstig zusammen, und nicht wenig thut das kindliche, ächt deutsche Verhältniß der Zöglinge zur Familie des Vorstehers, in deren Schooß sie einen Theil des Abends zubringen. Einigemale des Monats sind größere Vereine in den weitern Sälen des Wohnhauses, wo unter Zuziehung von Genfer Künstlern und Künstlerfamilien kleine Konzerte ausgeführt werden, an denen die geübtern Zöglinge wesentlichen Theil nehmen; die älteste Tochter des Hauses ist selbst eine treffliche Harfenspielerin. Abwechselnd mit der Musik wird etwas im Hause Erzeugtes vorgelesen oder vorgetragen, in der Regel das Journal des Instituts, das die Zöglinge und Lehrer schreiben; hernach tanzt man bis gegen Mitternacht.

Eine Lehranstalt ganz anderer Art gründet jetzt der Professor Rossi, der in Deutschland durch sein kriminalrechtliches Werk und neuerdings durch seine Thätigkeit bei der schweizerischen Tagsatzung bekannt ist. Es soll die sciences morales et politiques umfassen. In Genf, wo der materielle Pol auch in der Wissenschaft so stark vorherrscht, erwarte ich nur wenig vom Vortrag moralischer Wissenschaften, die politischen hingegen können wohl gedeihen, und in guten Händen vielleicht besser als irgendwo auf dem Kontinent, wenigstens freier. In Genf werden die Lehrer in ihren Vorträgen nie durch die Regierung beengt oder gehindert werden, wie dieß besonders in Frankreich der Fall ist, wo man in der Politik noch zu keiner wissenschaftlichen Ansicht gelangt ist und wo demokratische Ideen und Interessen immer mit monarchischen im Streit liegen und sich gegenseitig niederhalten, weil sie sich keine freie Bewegung, sondern immer nur Herrschen und Unterdrücken deuten können. Einen ruhigen und gemäßigten Vortrag über politische Gegenstände nennt man dort bleich, farblos, geistlos und unnütz; Gerechtigkeit gegen die Regierung und ihre Maßregeln heißt den Franzosen servile Unterstützung des Throns; spricht aber ein Lehrer von der Emanzipation des Volks, so kommt die Regierung, beschuldigt ihn revolutionärer Grundsätze und verdammt ihn zum Stillschweigen. Dieß Alles ist bei uns in Genf nicht zu fürchten; Politik und Diplomatik können sich beide ganz frei und unabhängig bewegen. Das schöne, freilich mehr rednerische, Talent Rossis für den Vortrag der Geschichte wird seine Vorlesungen über diesen Gegenstand gewiß anziehend machen. Ebenso wird da Statistik, besonders in ihrer Verbindung mit politischer Oekonomie, gelehrt werden. Da die Verschiedenheit der Sprachen, so wie eine Menge großer und kleiner, engerer und weiter Rücksichten die Theilnahme Genfs an einer Schweizeruniversität hindern, so ist das Aufkommen der Rossischen Lehranstalt für Genf sehr wünschenswerth und es werden dadurch manche akademische Lücken, wenn auch nicht ausgefüllt, doch minder fühlbar gemacht. Rossi hielt diesen Winter Vorlesungen über schweizerische Geschichte, die sehr zahlreich, besonders von Damen besucht wurden, welche sich von der lebhaften, farbenvollen, poetischen, vielfach zu Rührung und Thränen führenden Darstellung sehr ergriffen fühlen. Bekanntlich ist die mittelalterliche Schweizergeschichte an dazu passenden Momenten nicht arm, wiewohl auch die neueste sehr rührend genannt werden muß. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. März 1833.

— Solcherlei Schmiede verstehn sich auf Dehnung des Erbguts.

Juvenal.
14. Satire.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

(Fortsetzung.)

Schatzmeister.

Wer wird auf Bundsgenossen pochen!
Subsidien, die man uns versprochen,
Wie Röhrenwasser, bleiben aus.
Auch, Herr, in deinen weiten Staaten
An wen ist der Besitz gerathen?
Wohin man kommt, da hält ein Neuer Haus,
Und unabhängig will er leben;
Zusehen muß man, wie er's treibt;
Wir haben so viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Partheien, wie sie heißen,
Ist heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen schelten oder preisen,
Gleichgültig wurden Lieb und Haß.
Die Ghibellinen wie die Guelfen
Verbergen sich, um auszuruhn;
Wer will jezt seinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für sich zu thun.
Die Goldespforten sind verrammelt,
Ein jeder krazt und scharrt und sammelt,
Und unsre Kassen bleiben leer.

Marschalk.

Welch Unheil muß auch ich erfahren!
Wir wollen alle Tage sparen
Und brauchen alle Tage mehr,
Und täglich wächst mir neue Pein.
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildschweine, Hirsche, Hasen, Rehe,
Welschhühner, Hühner, Gäns' und Enten,
Die Deputate, sichre Renten,
Sie gehen noch so ziemlich ein,
Jedoch am Ende fehlt's an Wein.
Wenn sonst im Keller Faß an Faß sich häufte
Der besten Berg' und Jahresläufte,
So schlürft unendliches Gesäufte
Der edlen Herrn den lezten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß sein Lager auch verzapfen,
Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tische liegt der Schmaus.

Nun soll ich zahlen, alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verschonen,
Der schafft Anticipationen,
Die speisen Jahr um Jahr voraus.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet ist der Pfühl im Bette,
Und auf den Tisch kommt vorgegessen Brod.

Kaiser
(nach einigem Nachdenken zu Mephistopheles).

Sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephistopheles.

Ich keineswegs. Den Glanz umher zu schauen,
Dich und die deinen! — Mangelte Vertrauen,
Wo Majestät unweigerlich gebeut?
Bereite Macht Feindseliges zerstreut?
Wo guter Wille, kräftig durch Verstand
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand,
Was könnte da zum Unheil sich vereinen,
Zur Finsterniß, wo solche Sterne scheinen?

Gemurmel.

Das ist ein Schalk — der's wohl versteht —
Er lügt sich ein — So lang' es geht —
Ich weiß schon — was dahinter steckt —
Und was denn weiter? — Ein Projekt —

Mephistopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt?
Dem dieß, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Estrich zwar ist es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefste herzuschaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich, wer es zu Tage schafft:
Begabten Mann's Natur- und Geisteskraft.

Kanzler.

Natur und Geist! — so spricht man nicht zu Christen.
Deßhalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.

Uns nicht so! — Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur entstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron:
Die Heiligen sind es und die Ritter:
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelsinn verworr'ner Geister
Entwickelt sich ein Widerstand,
Die Ketzer sind's! die Hexenmeister!
Und sie verderben Stadt und Land.
Die willst du nun mit frechen Scherzen
In diese hohen Kreise schwärzen,
Ihr hegt euch an verderbtem Herzen,
Dem Narren sind sie nah verwandt.

Mephistopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sey nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Kaiser.

Dadurch sind unsre Mängel nicht erledigt;
Was willst du jezt mit deiner Fastenpredigt?
Ich habe satt das ewige Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld, nun gut, so schaff' es denn!

Mephistopheles.

Ich schaffe, was ihr wollt, und schaffe mehr;
Zwar ist es leicht, doch ist das Leichte schwer.
Es liegt schon da, doch um es zu erlangen,
Das ist die Kunst, wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckensläuften,
Wo Menschenfluthen Land und Volk ersäuften,
Wie der und der, so sehr es ihn erschreckte,
Sein Liebstes da- und dortwohin versteckte;
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und so fortan bis gestern, ja bis heut.
Das alles liegt im Boden still begraben,
Der Boden ist des Kaisers, der soll's haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den Ansprüchen der Araber auf die Erfindung des Papiers, des Kompasses und des Schießpulvers.

Daß die Araber die Ziffern, welche noch nach ihnen genannt werden, und die sie selbst häufig indische Buchstaben nennen, aus Indien nach Europa gebracht haben, weiß und glaubt Jedermann; daß wir ihnen aber auch drei Entdeckungen zu danken haben, welche die Wissenschaften, das Verhältniß der Länder und Staaten zu einander und die Kriegskunst auf der ganzen Welt umgestaltet, nämlich das Papier, den Kompaß und das Schießpulver, ist zwar aus historischen Gründen schon vielfältig behauptet worden, wird aber noch keineswegs ganz allgemein angenommen. Die Beweise dafür finden sich in einem vor Kurzem in Frankreich erschienenen Werke: Essai sur l'histoire des Arabes et des Maures d'Espagne, par Viardot, ziemlich vollständig zusammengestellt und wir theilen den Abschnitt mit, da er verschiedene, minder bekannte Details enthält.

Vor noch nicht sehr langer Zeit stritten sich fast in allen Ländern die Gelehrten in weitläuftigen Abhandlungen darüber, woher, um das eilfte Jahrhundert, das Papier nach Europa gekommen sey, dem sie mit Recht einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Wiederherstellung der Wissenschaften zuschreiben, wie andererseits das Abkommen des egyptischen Papyrus eine der vornehmsten Ursachen der im Mittelalter hereinbrechenden Finsterniß gewesen war. Der Italiener Casiri hat im vorigen Jahrhundert in arabischen Schriftstellern den wahren Ursprung des Papiers aufgefunden. In China war es seit undenklicher Zeit bekannt, und wurde dort aus Seide bereitet. Im Jahre 30 der Hegira, in der Mitte des siebten Jahrhunderts, ward eine Fabrik der Art nach chinesischem Muster zu Samarkand errichtet, und acht-und-fünfzig Jahre später, im Jahr 706, erfand ein gewisser Youzef Amrou aus Mekka die Kunst, Papier aus Baumwolle zu bereiten, die in Arabien ungleich häufiger war als Seide. Dieß sagt der Araber Muhamed al Gazeli mit deutlichen Worten. Ein weiterer Beweis, daß die Araber und nicht, wie man lange behauptet hat, die Griechen in Konstantinopel das Baumwollenpapier erfunden haben, liegt darin, daß ein gelehrter Grieche, der nach Montfaucon unter Heinrich II. den Auftrag hatte, ein Verzeichniß der alten Handschriften auf der königlichen Bibliothek zu Paris zu fertigen, dieses Papier nie anders als Papier von Damascus nennt. Zu weiterem Disput gab die spätere Erfindung des Papiers aus Linnen und Hanf Anlaß. Maffei und Tiraboschi nahmen sie für Italien, Scaliger, Murray, Meermann für Deutschland in Anspruch. Keiner aber hatte eine Urkunde aufzuweisen, die über das vierzehnte Jahrhundert hinaufreichte. Die allerälteste in Frankreich ist ein Brief Joinvilles an Ludwig den Heiligen, kurz vor des Letztern Tod im Jahr 1270 geschrieben, und noch dazu rührte dieses Papier wahrscheinlich vom Kreuzzuge nach Egypten her. In Spanien dagegen reichen die Beweise vom Gebrauch des jetzigen Papiers ein ganzes Jahrhundert weiter hinauf. So liegt in den Archiven von Barcelona ein Friedensschluß zwischen Alphons II. von Aragon und Alphons IX. von Kastilien, mit der Jahrszahl 1178, so wie die der Stadt Valencia von Jakob dem Eroberer bewilligten Fueros, vom Jahr 1251. Dieses Papier rührte von den Arabern her, welche nach ihrer Einwanderung in Spanien, wo Baumwolle so selten war als Seide, bald darauf verfielen, es aus Linnen und Hanf zu bereiten. Die ersten Fabriken wurden zu Xativa, jezt San-Felice, errichtet, einer im Alterthum, nach Plinius und Strabo's Bericht, durch ihre Leinwandfabrikation bekannten Stadt. Der Cherif Edryfy, der im zwölften Jahrhundert lebte, sagt von Xativa: „daselbst wird auch herrliches, unvergleichliches Papier verfertigt.“ Auch in Valencia, das in einer an Lein sehr reichen Provinz liegt, erhoben sich bald ähnliche Fabriken, und nicht lange darauf auch in Katalonien. In diesen beiden Provinzen sind auch noch jezt die vorzüglichsten spanischen Papiermühlen. In Kastilien verbreitete sich das Linnenpapier erst unter Alphons X., in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; von da kam es ohne Zweifel erst nach Frankreich, Italien, Deutschland, England. Die arabischen Handschriften waren meist auf geglättetes Papier geschrieben, und die vielen Zierrathen mit so brennenden, glänzenden Farben gemalt, daß man sich darin wie in einem Spiegel betrachten konnte; „ut ego ipse,“ sagt der Orientalist Casiri, „in illis veluti in speculo me non semel conspexerim.“

Der Kompaß ist vielleicht so wenig als das Papier eine ursprüngliche Erfindung der Araber. Trotz mancher vorgebrachten Gegenbeweise, scheint es doch, als ob sich die Chinesen mehrere Jahrhunderte vor ihnen dieses oder eines ähnlichen Instruments bedient hätten. So viel ist aber wohl ausgemacht, daß die Araber, die chinesische Boussole mochte beschaffen seyn, wie sie wollte, dieselbe vervollkommnet, verbreitet, namentlich aber daß sie diese unschätzbare Erfindung uns gebracht haben. Der Kompaß soll, der Sage nach, in Europa zuerst bei den Neapolitanern im Brauche gewesen seyn, auf den ältesten Boussolen sieht man das Bild der Lilie — mit Karl von Anjou war das französische Wappen nach Neapel gekommen — und lange Zeit galt Flavio Gioja von Amalfi sogar für den Erfinder derselben. Die besondere Eigenschaft des Magnets bezeichnete man Anfangs mit den Worten Zoron und Aphron. Albertus Magnus und andere Doktoren der geheimen Wissenschaft disputirten viel über Ursprung und Bedeutung dieser Worte, und am Ende schrieb man sie, weil man sich nicht anders zu helfen wußte, dem Aristoteles zu. (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Der Tempelorden.

Damals war Dupuis, der bekannte Verfasser des Werkes: Origine de tous les cultes, Mitglied des Tempelvereins. Dieser wollte demselben eine politische Richtung geben, indem er dazu dienen sollte, das Pabstthum auszurotten. Von Anfang an soll nämlich der Tempelverein den Päbsten, welche zur Zerstörung des Tempelordens ihre Zustimmung gegeben hatten, spinnenfeind gewesen seyn; aber eben deßwegen hätte der Verein unmöglich unter den vorigen Königen Frankreichs bestehen können. Der Verein war aber so klug, wie es scheint, in Dupuis Ideen nicht einzugehen und sich in seine Verborgenheit zu hüllen. Auch Napoleon soll die Absicht gehabt haben, aus dem Vereine etwas zu machen und ihn zu besondern Zwecken zu benutzen. Deßhalb wurde im Jahr 1808 der Jahrestag der Hinrichtung Jacques de Molays mit großem Pomp in einer der Pfarrkirchen von Paris gefeiert. Allein er ließ das Instrument liegen, und es war so glücklich, unversehrt aus seinen Händen zu kommen. Zur Restaurationszeit machte der Verein wieder einiges Aufsehen, indem er im Jahr 1824 ein großes Fest feierte, zu welchem auch einige Engländer und Schotten kamen. Sir Sidney Smith sprach davon, man müsse dem Orden eine Insel im mittelländischen Meere zu verschaffen suchen; allein die disponiblen Inseln scheinen selten geworden zu seyn. Der ehemalige Maltheserorden sucht schon lange nach einer derselben, und kann trotz alles Forschens keine finden. In Ermangelung einer Insel mußte sich der Tempelorden also nach wie vor mit einem gemietheten Saale in Paris begnügen. Um diese Zeit erschien ein Manual für die Ordensbrüder, welches wohl die erste gedruckte Schrift des Vereins war. Bald darauf gab Gregoire eine Notiz über denselben in seiner Geschichte der religiösen Sekten, obschon er selbst gestand, daß er keine Sekte sey und keine Glaubenslehre bekenne, sondern Katholiken, Protestanten und Deisten aufnehme. Seitdem war es wieder still mit dem Orden bis zu Anfang dieses Jahrs. Es scheint, einige unruhige oder ehrgeizige Köpfe sind, durch das Beispiel der St. Simonisten verleitet, auf den Einfall gerathen, zu versuchen, ob sich aus dem Tempelorden nicht etwas Neues machen lasse, ob man demselben nicht einen neuen Glanz, ein neues Daseyn geben, ob man sich seiner nicht bedienen könne, um sich emporzuschwingen; denn einen religiösen Zweck kann man mit diesem Vereine nicht haben. Die Religionsfreiheit ist groß genug in Frankreich, und es bedarf wahrlich keiner besondern Gesellschaft, um auf dieselbe hinzuwirken. Das Dogmenwesen aber ist den meisten Franzosen viel zu gleichgültig, als daß sie es versuchen sollten, alte Dogmen aus dem Mittelalter wieder aufzuwärmen. Vielleicht haben auch blos einige müßige Menschen in der Erinnerung an den Tempelorden, der mit seinem Kostüm, seinen mystischen Phrasen und seinem vorgeblichen Alterthume die Phantasie in Anspruch nimmt, einen angenehmen Zeitvertreib gesucht. Die karlistischen Tageblätter behandeln diese Sache mit dem vollsten Ernste und sehen darin ein Zeichen vom Verfall des jetzigen gesellschaftlichen Zustandes in Frankreich, ein Zeichen des Bedürfnisses einer Umgestaltung; allein so weit sind wir glücklicherweise nicht. Der Tempelorden ist, wie gesagt, nichts Neues; er bestand unter den ältern Bourbons so gut als jetzt, ohne daß die bürgerliche Gesellschaft deßhalb in sich zerfallen wäre. Das Ordens- und Sektenwesen hat blos einen vorübergehenden Schwung erhalten, weil die Jugend das Bedürfniß in sich fühlt, Vereine zu bilden und Lärm zu machen. Der Tempelorden ist im Grunde viel unschuldiger, als mancher während der Restauration zur Unterdrückung des Vaterlandes oder im Sinne des Obskurantismus gestiftete Verein. Wahrscheinlich wird vor Ende des Jahrs der alte oder vorgeblich alte Orden in seine vorige Dunkelheit zurücksinken, ohne daß deßhalb der Staat, oder die Kirche, oder die Gesellschaft im Geringsten gefährdet worden wären. Die Leute, welche überall Gefahr für den Staat wittern, sind meist weit geneigter zur Störung, als zur Aufrechthaltung der Ordnung.

Dg.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Eine neue Genfer Geschichte.

Merkwürdig ist es, daß bisher nie Vorlesungen über Genfer Geschichte hier gehalten wurden, die uns doch, meine ich, am nächsten liegt. Es ist gewiß, unsere jungen Leute kennen die Geschichte von Athen, Sparta und Rom viel besser, als die ihres Vaterlandes; und doch hat die Genfer Geschichte so viele anziehende und wahrhaft erhebende Punkte. Voriges Jahr kam A. Thourel, ein junger französischer Advokat, ich glaube aus Montpellier, hieher und warf sich mit großem Eifer auf die Genfer Geschichte, die er neu bearbeitete, größtentheils freilich ohne gründliches Quellenstudium und nur nach den darüber gedruckten Schriften. Diese neue Thourelsche Geschichte kommt nun seit vorigem Sommer heftweise heraus. In der Sprache und Darstellung hat sie allerdings manches Gute, die Bedeutung des Geschichtsforschers und Geschichtsschreibers scheint aber Thourel noch nicht gefaßt zu haben. Unter die Fahne des heutigen französischen Liberalismus gestellt, glaubt er nach dessen Sinn und Streben über Vieles absprechen zu können, was ihm wenig zusagt. Daher werden alte Volkssagen, die ihm nicht verständig genug scheinen, mit vornehmem Stillschweigen übergangen oder mit wenigen, wegwerfenden Worten abgefertigt. Das Mittelalter beschäftigt ihn nur wenig und es hat keine Farbe, es ist bleich, wie die Franzosen sagen, ja todtenbleich. Das Leben, die Sitten, die Vortheile und Vorzüge in ihm ahnet der Verfasser gar nicht, oder hält sie keiner ausführlichen Darstellung werth. Er gehört also noch der alten historischen Schule Frankreichs an; er zeichnet und malt seine Zeiten nicht, sondern er voltairisirt sie. Darin bestärkten noch unverständige Beurtheiler den jungen Mann; so sagte unter andern ein hiesiges Journal gleich bei dem ersten Heft: „Nous félicitérons encore l'auteur d'avoir fait mainbasse (niedergemetzelt) sur toutes ces tratitions populaires, ces fables ridicules, auréole obligée de l'origine de notre cité, et dont nos précédens historiens n'ont pas manqué de farder leurs ouvrages.“ Nach dieser Niedermetzelung aller Traditionen gelangte Thourel auf den Punkt, gestehen zu müssen, daß er über Genfs Entstehung und Gründung nichts mit Gewißheit anzugeben wisse; es lasse sich aber vermuthen ꝛc. Es ist so leicht, in der Geschichte wie in der Politik, zu zerstören und niederzureißen, aber so schwer, Besseres aufzubauen. Der Verfasser hat den ersten Theil seines Buchs in drei Epochen getheilt; die erste geht von den dunkeln Zeiten bis auf unsern großen Hohenstaufen Barbarossa, dem Genf seine Erhebung zur freien Reichsstadt und darum den halben Adler in seinem Wappen verdankt. Die zweite Epoche reicht bis auf den edlen Bischof Adhemar Fabri, den zweiten Wohlthäter Genfs, und die dritte bis auf das Bündniß der Stadt mit Freiburg im Jahr 1526.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. März 1833.

— Gib ihnen alles Gold zur Beute,
Das sie gehabt, ja alles Gold der Welt,
Und keine Stunde Ruh gibt's ihnen heute.

Dante. Die Hölle.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

(Fortsetzung.)

Schatzmeister.

Für einen Narren spricht er gar nicht schlecht,
Das ist fürwahr des alten Kaisers Recht.

Kanzler.

Der Satan legt euch goldgewirkte Schlingen,
Es geht nicht zu mit frommen rechten Dingen.

Marschall.

Schafft er uns nur zu Hof willkommne Gaben,
Ich wollte gern ein bischen Unrecht haben.

Heermeister.

Der Narr ist klug, verspricht, was jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht, woher es kommt.

Mephistopheles.

Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen,
Hier steht ein Mann! da! fragt den Astrologen.
In Kreis' um Kreise kennt er Stund' und Haus;
So sage denn; wie sieht's am Himmel aus?

Gemurmel.

Zwei Schelme sind's — Versteh'n sich schon —
Narr und Phantast — So nah dem Thron —
Ein mattgesungen — alt Gedicht —
Der Thor bläs't ein — der Weise spricht —

Astrolog

(spricht, Mephistopheles bläs't ein).

Die Sonne selbst, sie ist ein lautres Gold,
Merkur, der Bote, dient um Gunst und Sold,
Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als spat blickt sie euch lieblich an;
Die keusche Luna launet grillenhaft,
Mars, trifft er nicht, so bräut euch seine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der schönste Schein,
Saturn ist groß, dem Auge fern und klein,
Ihn als Metall verehren wir nicht sehr,
An Werth gering, doch im Gewichte schwer.
Ja! wenn zu Sol sich Luna fein gesellt,
Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt;
Das Uebrige ist alles zu erlangen:
Palläste, Gärten, Brüstlein, rothe Wangen,

Das alles ſchafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag, was unſer keiner kann.

Kaiſer.

Ich höre doppelt, was er ſpricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was ſoll nun das — Gedroſchner Spaß —
Calenderey — Chymiſterey —
Das hört' ich oft — Und falſch gehofft —
Und kommt er auch — So iſt's ein Gauch —

Mephiſtopheles.

Da ſtehen ſie umher und ſtaunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund;
Der eine faſelt von Alraunen,
Der andre von dem ſchwarzen Hund.
Was ſoll es, daß der eine witzelt,
Ein andrer Zauberei verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der ſichre Schritt verſagt?

Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den unterſten Bezirken
Schmiegt ſich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entſchloſſen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — das iſt Gicht —
Mir krabbelt's an der großen Zeh' —
Mir thut der ganze Rücken weh —
Nach ſolchen Zeichen wäre hier
Das allerreichſte Schatzrevier.

Kaiſer.

Nur eiligſt! du entſchlüpfſt nicht wieder!
Erprobe deine Lügenſchäume,
Und zeig uns gleich die edeln Räume.
Ich lege Schwert und Scepter nieder,
Und will mit eignen hohen Händen,
Wenn du nicht lügſt, das Werk vollenden,
Dich, wenn du lügſt, zur Hölle ſenden!

Mephiſtopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden,
Was überall beſitzlos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle,
Salpeter hofft er von der Leimenwand
Und findet golden-goldne Rolle,
Erſchreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe ſind zu ſprengen,
In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß ſich der Schatzbewußte drängen,
Zur Nachbarſchaft der Unterwelt!
In weiten, allverwahrten Kellern,
Von goldnen Humpen, Schüſſeln, Tellern,
Sieht er ſich Reihen aufgeſtellt;
Pokale ſtehen aus Rubinen,
Und will er deren ſich bedienen,
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben? —
Verfault iſt längſt das Holz der Dauben,
Der Weinſtein ſchuf dem Wein ein Faß.
Eſſenzen ſolcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine,
Umhüllen ſich mit Nacht und Graus.
Der Weiſe forſcht hier unverdroſſen,
Am Tag erkennen, das ſind Poſſen,
Im Finſtern ſind Myſterien zu Haus.

Kaiſer.

Die laß ich dir! Was will das Düſtre frommen?
Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Schelm in tiefer Nacht genau?
Schwarz ſind die Kühe, ſo die Katzen grau.
Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht,
Zieh' deinen Pflug und ack're ſie an's Licht.

Mephiſtopheles.

Nimm Hack' und Spaten, grabe ſelber,
Die Bauernarbeit macht dich groß,
Und eine Heerde goldner Kälber
Sie reißen ſich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannſt du dich ſelbſt, wirſt die Geliebte ſchmücken;

Ein leuchtend Farb- und Glanzgestein erhöht
Die Schönheit wie die Majestät.

Kaiser.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange soll es währen!

Astrolog (wie oben).

Herr, mäßige solch dringendes Begehren!
Laß erst vorbei das bunte Freudenspiel;
Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel.
Erst müssen wir in Fassung uns versühnen,
Das Untre durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, der sey erst gut;
Wer Freude will, besänftige sein Blut;
Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben;
Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben.

Kaiser.

So sey die Zeit in Fröhlichkeit verthan!
Und ganz erwünscht kommt Aschermittwoch an.
Indessen feiern wir auf jeden Fall
Nur lustiger das wilde Carneval.

(Trompeten. Exeunt.)

Mephistopheles.

Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Von den Ansprüchen der Araber auf die Erfindung des Papiers, des Kompasses und des Schießpulvers.

(Fortsetzung.)

Diese technischen Ausdrücke sind nach Casiri nichts anders als die durch die christliche Aussprache etwas verdorbenen arabischen Worte für Süd und Nord (djaron, warme Luft, Mittag, aoron, Mitternacht). Es ist überdieß erwiesen, daß keine europäische Nation vor dem dreizehnten Jahrhundert den Kompaß gekannt hat, während sich die Araber desselben auf den Reisen in ihren weiten Länderstrecken und bei ihrem starken Seehandel, welchen beiden man die ersten Bücher über Schifffahrtskunst und Geographie verdankt, lange vorher bedienten. Edrysy, der, wie gesagt, im zwölften Jahrhundert schrieb, spricht vom Kompaß als von etwas, das unter seinen Landsleuten allgemein verbreitet sey. Selbst italienische Geschichtschreiber sprechen ihnen die Ehre dieser Erfindung zu. Eben so bestimmt weist ein anderer Umstand darauf hin, daß sie sich der Boussole schon längst bedienten, der Umstand, daß sie den Magnet nicht nur auf Seereisen, sondern auch zu Land in den Wüsten zum Wegweiser nahmen. Der Grieche Laonicus Chalcondylas, aus dem fünfzehnten Jahrhundert, erzählt in seinem Buche de rebus turcicis, bei Gelegenheit der Caravanen: „sie leiten ihre Kameele nach Zeichen, welche nach magnetischer Berechnung den Weg angeben; sie nehmen nämlich vom Nordpunkt ab, nach welcher Weltgegend sie sich richten müssen, und schlagen sofort nach gezogenem Schlusse ihren Weg ein.“ Ja, die Araber bedienten sich der Bussole sogar in ihrem Hauswesen, beim Gebete nämlich, wobei sie bekanntlich das Antlitz gegen Mekka richten müssen. Die fünf täglichen Gebete der Muselmänner beginnen mit den Worten: „Das Antlitz gegen die heilige Caaba gerichtet, bete ich zu Gott ꝛc.“ — Wie kann man sich übrigens darüber wundern, daß der Kompaß wahrscheinlich von den Arabern herrührt, da es noch zweifelhaft seyn dürfte, ob nicht sogar eine Erfindung, um deren Ehre sich Huygens und Galilei streiten, nämlich die Anwendung des Pendels zur Zeitmessung, ihnen gebührt. Ein Orforder Doktor, Bernhard, behauptet dieß geradezu. Der Pater Martin Sarmiento fand in arabischen Handschriften häufig ihrer automatischen Uhren erwähnt. Freilich weiß man nicht bestimmt, ob diese Uhren der Araber wahre Pendeluhren waren, oder vielmehr blos einen sogenannten Balancier hatten. So viel scheint aber außer Zweifel, daß sie, lange bevor diese Mittel zu Regulirung des Ganges der Uhren im Occident bekannt wurden, durch eine dieser beiden Erfindungen die Uhren verbesserten, welche bei ihnen seit dem Ursprung ihrer Macht im Brauche waren. Die erste Uhr, welche man im Abendlande sah, war bekanntlich ein Geschenk Haroun-al-Raschids an Karl den Großen; es war dieß indessen Allem nach eine Wasseruhr.

Das Schießpulver kam unter den christlichen Völkern erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Brauch. Das älteste bekannte Beispiel, daß man in Frankreich sich des Geschützes bediente, ist vom Jahr 1338. Erst acht Jahre später, in der Schlacht bei Crecy, schossen die Engländer aus Kanonen, und ungefähr um dieselbe Zeit fingen auch die Italiener an, sich des Pulvers zu bedienen. Damals war aber dieses furchtbare chemische Präparat den Arabern längst bekannt und diente ihnen bei ihren Kriegen. Der Geschichtschreiber Al-Makur berichtet, Hadjy-Ags habe, als er die Stadt Mekka im Jahr 690 belagerte, den Tempel mittelst einer Art von Bomben zum Theil in Asche gelegt. Alamre, Geheimschreiber des egyptischen Emirs Malek-al-Sabeli, beschreibt in einem vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßten Werke ein Kriegsgeschütz folgendermaßen: „ringsum gebundene und mit Salpeterpulver in

Brand gesteckte Scorpionen fahren schlängelnd und pfeifend dahin, bis sie zerspringend Feuer speien und in Brand stecken; da sah man denn das Geschleuderte sich gleich einer Wolke in den Lüften verbreiten und unter schrecklichem, donnerähnlichem Getöse und unter Flammenspeien Alles zerschmettern, verbrennen, einäschern." — Man wird nicht behaupten wollen, diese Worte beweisen nicht, daß hier von eigentlichem Pulver die Rede sey, man könne sie eben so gut auf eine Art von griechischem Feuer deuten; denn was beim Uebersetzer Casiri nitratus pulvis heißt, nennt der arabische Verfasser malh-al baroud, welches Wort Salpeter, Steinsalz, sal petrae bedeutet und noch jetzt bei den Arabern der gewöhnliche Ausdruck für Schießpulver ist. Aber noch schlagendere Beweise liefern die spanischen Chroniken, bei denen man nicht behaupten wird, daß der Sinn der Worte durch die Uebersetzung verändert worden sey. Die Chronik von Alphons VI., verfaßt von Pedro, Bischof von Leon, erzählt bei Gelegenheit eines Seegefechts zwischen dem Emir von Sevilla und dem von Tunis im eilften Jahrhundert: „die Schiffe des Königs von Tunis führten viele eiserne Röhren, aus denen sie viele feurige Donner schleuderten."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Beschluß.)

Genfs Geschichte.

In diesen Jahrhunderten sieht man die Herrschaft der Allobreger und der Römer, die Annahme des Christenthums (im vierten Jahrhundert), dann die Herrschaft der burgundischen Könige, der Nachfolger Karls des Großen, endlich der Bischöfe, die im Anfang souverän und unumschränkt waren, dann die Regierung mit den Bürgern theilten, bis sie nach Annahme der Reformation ganz auswandern mußten. Recht gelungen und unterrichtend ist die Darstellung des Anfangs und der zunehmenden Macht des Hauses Savoyen, seiner sich immer wieder erneuernden Umtriebe, um Genf zu unterjochen, so wie des daraus hervorgehenden beständigen und hartnäckigen Streits zwischen den savoyischen Fürsten und den Genfer Bischöfen und den Einwohnern, aus dem letztere endlich nach langen, mühsamen und bewundernswürdigen Anstrengungen siegreich hervorgingen. Dem Verfasser ist es auch gelungen, die Nichtigkeit der savoyischen Ansprüche auf Genf bündiger und klarer darzustellen, als von frühern Historikern und Politikern geschehen ist. Wiewohl es schon in seinem System liegt, sich sehr streng über die Geistlichkeit auszusprechen, so läßt er doch den Genfer Bischöfen Gerechtigkeit widerfahren, die durch ihre Festigkeit, ihre Talente und ihren Patriotismus zur Erhaltung der republikanischen Freiheiten und zur Blüthe des kleinen Staats beitrugen. Unter diesen steht oben an der tugendhafte Adhemar Fabri, dessen Franchises in jener dunkeln Zeit lange wie ein sicher leitender Leuchtthurm dastanden und die Verfassungsurkunde und die schützende Magna-charta der Republik waren. In der folgenden Periode, die den muthigen Heldenkampf der Freiheit und des Rechts gegen die Herrschsucht des mächtigen Nachbarn darstellt, finden wir gute, nur zu rhetorische Schilderungen von den Genfer Heroen: Berthelier, Levrier, Besançon-Hugues und ihrer edlen Kampfgenossen. In grellem Gegensatz stehen ihnen die savoyischen Fürsten gegenüber, z. B. Johann von Savoyen und Karl III. mit ihrer Herrschsucht, ihrer Treulosigkeit, ihren Verbrechen und ihrer niedrigen Rachsucht. Es fragt sich nur, ob es ganz klug ist, diese lang bekannten Beschwerden gegen Savoyen jezt wieder aufzuregen, wo wir seit lange in Frieden und Freundschaft mit unserm Nachbar leben. Wir können Savoyen nicht schaden, wohl aber Savoyen uns, denn wir können sein Getreide, sein Holz auf unserm Markt nicht entbehren. Warum überdieß so stolz seyn auf unsere Unabhängigkeit von Savoyen? Allerdings ist diese ein großes und wichtiges Gut, allerdings haben die Genfer in Rath und Kampf Edles und Großes dafür geleistet; aber dieß würde nicht geschehen seyn, oder es würde nichts gegen das übermächtige Savoyen geholfen haben, wenn Frankreich und die Schweizerligue die Vergrößerung Savoyens nicht sehr gefürchtet und sich ihr kräftig entgegengesezt hätten. Würde sich Genf im sechzehnten Jahrhundert ohne Berns und Freiburgs Hülfe haben halten können? Gewiß nicht, so wenig als zu Anfang unsers Jahrhunderts gegen Frankreich und 1814 gegen ein kleines österreichisches Armeekorps; es wäre auch 1612 entweder gar keine savoyische Escalade vorgefallen, oder es wäre nicht bei einer Ueberrumpelung geblieben. Daher ist es allerdings ganz richtig, wenn Thourel die Freundschaft und Theilnahme der Schweiz an Genfs Schicksal sehr hoch anrechnet; wir können aber nicht die Meinung derjenigen theilen, die unsern kleinen Staat jezt noch für ebenso interessant halten, als ehemals. Genf war bis zur Vereinigung mit Frankreich ein europäischer Staat mit eigener Geschichte, Stellung und Politik, das heutige Genf ist nur eines der zwei-und-zwanzig Schweizer-Bruchstücke, ein Kanton des Landes, welches selbst nur zu den europäischen Staaten dritten Ranges gehört. So viel aber ist gewiß, Genf ist als Schweizerkanton glücklicher und geschorter, denn je als europäische Republik. — Thourels Freunde haben angekündigt, er werde in der neuern Genfer Geschichte die aristokratischen Familien hart angreifen. Es wäre möglich, daß dieser Angriff der eigentliche Zweck seines ganzen, sonst ziemlich überflüssigen Buchs ist, und daß zwei Bände geschrieben werden mußten, um am Ende des dritten die Schleußen des französischen Liberalismus gegen die alten Genfer Familien zu öffnen, die sich in manchen Regierungsmaßregeln vergriffen haben, aber deren Verdienste um des Landes Glück und Auszeichnung, um die Gründung herrlicher Anstalten und um die Wissenschaften dieß weit aufwiegen. Die Geringschätzung und Herabsetzung alter, in des Vaterlandes Geschichte berühmter und wohlklingender Namen ist nun einmal in der heutigen Schweiz Sitte geworden; Genf muß dem Impuls folgen. Thourel hat seine Studien in der Genferschen Geschichte dazu benuzt, um auch Vorlesungen darüber zu halten. Seine oratorische Fertigkeit und der Luxus seiner Phrasen erinnerten uns an seinen südfranzösischen Landsmann Charles Durand, der hier vor einigen Jahren mit außerordentlichem Applaus Vorlesungen über französische Literatur hielt, dann aber aus der Mode kam. — Merle d'Aubigny, einer der Pfeiler der evangelischen Fakultät, gab einen guten Kurs über die Geschichte der Reformation, worin unserm Luther vielleicht zum erstenmal in Calvins Stadt Gerechtigkeit widerfuhr.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. März 1833.

— Das ist in Eurer Art!
Ihr seyd ein Scheim, wie Ihr nur immer war't!

Goethe.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

Lustgarten.*)

Morgensonne.

Der Kaiser, dessen Hofstaat, Männer und Frauen. Faust, Mephistopheles (anständig, nicht auffallend, nach Sitte gekleidet).

Marschalk (tritt eilig auf.)

Durchlauchtigster, ich dacht' in meinem Leben,
Vom schönsten Glück Verkündung nicht zu geben
Als diese, die mich hoch beglückt,
In deiner Gegenwart entzückt:
Rechnung für Rechnung ist berichtigt,
Die Wucherklauen sind beschwichtigt,
Los bin ich solcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht heitrer seyn.

Heermeister (folgt eilig).

Abschläglich ist der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's neu verpflichtet,
Der Lanzknecht fühlt sich frisches Blut,
Und Wirth und Dirnen haben's gut.

Kaiser.

Wie athmet eure Brust erweitert!
Das faltige Gesicht erheitert!
Wie eilig tretet ihr heran!

Schatzmeister
(der sich einfindet).

Befrage diese, die das Werk gethan.

Faust.

Dem Kanzler ziemt's, die Sache vorzutragen.

Kanzler
(der langsam herankommt).

Beglückt genug in meinen alten Tagen. —
So hört und schaut das schicksalschwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.
(Er liest).
„Zu wissen sey es jedem, der's begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen werth.
Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.

*) Zwischen diese und die vorige Scene fällt das große, von Faust und Mephistopheles dem Kaiser bereitete Maskenfest.

Nun iſt geſorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Erſatz.“

Kaiſer.

Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!
Wer fälſchte hier des Kaiſers Namenszug?
Iſt ſolch' Verbrechen ungeſtraft geblieben?

Schatzmeiſter.

Erinnre dich! haſt ſelbſt es unterſchrieben;
Erſt heute Nacht. Du ſtandſt als großer Pan,
Der Kanzler ſprach mit uns zu dir heran:
„Gewähre dir das hohe Feſtvergnügen,
Des Volkes Heil, mit wenig Federzügen.“
Du zogſt ſie rein, dann ward's in dieſer Nacht
Durch Tauſendkünſtler ſchnell vertauſendfacht.
Damit die Wohlthat allen gleich gedeihe,
So ſtempelten wir gleich die ganze Reihe,
Zehn, Dreißig, Funfzig, Hundert ſind parat.
Ihr denkt euch nicht, wie wohl's dem Volke that.
Seht eure Stadt, ſonſt halb im Tod verſchimmelt,
Wie alles lebt und luſtgenießend wimmelt!
Obſchon dein Name längſt die Welt beglückt,
Man hat ihn nie ſo freundlich angeblickt.
Das Alphabet iſt nun erſt überzählig,
In dieſen Zeichen wird nun jeder ſelig.

Kaiſer.

Und meinen Leuten gilt's für gutes Gold?
Dem Heer, dem Hofe gnügt's zu vollem Sold?
So ſehr mich's wundert, muß ich's gelten laſſen.

Marſchalk.

Unmöglich wär's, die Flüchtigen einzufaſſen;
Mit Blitzeswink zerſtreute ſich's im Lauf.
Die Wechslerbänke ſtehen ſperrig auf,
Man honorirt daſelbſt ein jedes Blatt
Durch Gold und Silber, freilich mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleiſcher, Bäcker, Schenken;
Die halbe Welt ſcheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn ſich die andre neu in Kleidern bläht.
Der Krämer ſchneidet aus, der Schneider näht,
Bei: „Hoch dem Kaiſer!“ ſprudelt's in den Kellern,
Dort kocht's und brät's und klappert's mit den Tellern.

Mephiſtopheles.

Wer die Terraſſen einſam abſpaziert,
Gewahrt die Schönſte, herrlich aufgeziert,
Ein Aug' verdeckt vom ſtolzen Pfauenwedel,
Sie ſchmunzelt uns und blickt nach ſolcher Schedel;
Und kurtiger als durch Witz und Redekunſt
Vermittelt ſich die reichſte Liebesgunſt.
Man wird ſich nicht mit Börſ' und Beutel plagen,
Ein Blättchen iſt im Buſen leicht zu tragen,
Mit Liebesbrieflein paart's bequem ſich hier.
Der Prieſter trägts andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um raſcher ſich zu wenden,
Erleichtert ſchnell den Gürtel ſeiner Lenden.
Die Majeſtät verzeihe, wenn in's Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern ſcheine.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahres 1833.

Dargeſtellt

von

Dr. Nürnberger.

Die Ereigniſſe, welche ſich am Himmel zutragen, der Stand ſeiner ewigen Sterne, der Lauf ſeiner Haupt- und Nebenplaneten, ihre Bedeckungen und Verfinſterungen u. ſ. w. haben vor den irdiſchen Begebenheiten das voraus, daß ſie ſich nach beſtimmten Geſetzen ereignen, auf welche keine Menſchen-, ja nicht einmal Miniſter- und Fürſtenlaune Einfluß übt, und daß ſie ſich daher berechnen und mit Zuverſicht vorherſagen laſſen. Während z. B. eine projektirte Londoner oder Frankfurter Konferenz ſehr leicht an neuen Inſtruktionen eines der Ambaſſadeurs oder ähnlichen diplomatiſchen Incidenzpunkten ſcheitern kann, gehen die himmliſchen Kongreſſe, die Konjunktionen der Planeten, gleich ihren Oppoſitionen, die Mondphaſen, mit allen dahin gehörigen Haupt- und Nebenumſtänden, in der allergrößten Regelmäßigkeit vor ſich, und keine der himmliſchen Herrſchaften läßt bei einem ſolchen aſtronomiſchen Rendezvous auch nur eine Sekunde auf ſich warten, wogegen die irdiſchen Herrſchaften in Erfüllung dieſer und ähnlicher Zuſicherungen oft nur zu ſaumſelig erfunden werden. Der, von dem wüſten, irren, unzuverläßigen irdiſchen Getriebe ermüdete menſchliche Blick richtet ſich daher gern gen Himmel, um Regel und Beſtändigkeit unter den Sternen zu ſuchen, wenn er ſie in den irdiſchen Erſcheinungen ſchmerzlich vermißt. Eine tiefſinnige Rechnung, welche über alle Kräfte des menſchlichen Geiſtes zu gehen ſcheint, hat den Himmelsbeobach-

ter belehrt, an welchem genau bestimmten Punkte des blauen Aetheroceans er zu einem eben so genau bestimmten Momente jede der schwimmenden planetarischen Inseln aufzusuchen hat, die diesen Aetherocean durchwogen, und er darf mit dem großen Kepler stolz ausrufen: „Ich habe die Planeten in Fesseln geschlagen!“ *)

Das begonnene Jahr **) wird manche merkwürdige Himmelsbegebenheiten zeigen, und wir sagen dieselben mit eben so viel Zuverlässigkeit vorher, als wir die Hoffnungen auf politische Veränderungen, mit denen der Mensch jedes neue Jahr antritt, voll scheuen Zweifels auf sich beruhen lassen.

Am 6ten Januar Morgens ereignet sich eine, bei uns sichtbare partielle Mondfinsterniß, welche um 7 Uhr 42 Minuten ***) anhebt, und um 10 Uhr 5 Minuten endigt. Die Mitte derselben tritt um 8 Uhr 53 Minuten ein, und der Erdschatten reicht alsdann beinahe bis zur Mitte des Mondes. Die Erde nämlich, wie wir bei dieser Veranlassung in das Gedächtniß der Leser zurückrufen, wirft, als eine für sich dunkle Kugel, der Sonne gegenüber, einen trichterförmigen Schatten hinter sich, in welchen sich der Mond, bei seinem Laufe um die Erde, nach Maaßgabe seiner höhern oder tiefern Stellung zuweilen mehr, zuweilen weniger tief eintaucht. Wird die ganze Mondscheibe vom Schatten bedeckt, so heißt eine solche Finsterniß total, sonst aber, wie wir den Ausdruck oben gebraucht haben, partiell. Verehrung vor der erhabenen Wissenschaft, welche dem Laufe der Gestirne gesetzgebend folgt, erweckt aber die Sicherheit, mit welcher der rechnende Astronom die Dimensionen des Erdschattens an dem Punkte, wo er jedesmal vom Monde durchschnitten wird, bestimmt und daraus die Größe und Dauer der Finsterniß auf das Genaueste angibt, und der Zweifler selbst muß an die Gesetzgebung der Himmelsmechanik glauben lernen, wenn er die Rechnung und den Erfolg ohne Ausnahme im bewundernswürdigsten Einklange findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Kepler, vom Planeten Mars sprechend: „De motibus Martis in hunc modum triumpho, eique, ut plane devicto, tabularum carceres aequationumque compedes necto.“ S. dieses Astronomen Werk: De stella Martis. S. 246.

N.

**) Der Aufsatz hat sich ohne unsere Schuld verspätet; der Umstand, daß die vorhergesagten Veränderungen am Himmel zum Theil bereits eingetreten sind, thut indessen dem Zweck der Abhandlung keinen Eintrag.

D. Red.

***) Mittlere Berliner Zeit.

Von den Ansprüchen der Araber auf die Erfindung des Papiers, des Kompasses und des Schießpulvers.

(Beschluß.)

Der Araber Al-Khatyb führt an, als Ferdinand IV. im Jahr 1308 Gibraltar belagert, habe man sich der Donnermaschinen bedient, und später, da von der Belagerung von Baza durch Ismael, König von Grenada, i. J. 1325, die Rede ist, erzählt er: „Die Mauren haben die Stadt mit Maschinen und Geschützen angegriffen, welche Feuerkugeln unter mächtigem Donner, ganz ähnlich den Gewitterschlägen, geschleudert, wodurch die Mauern und Thürme der Stadt sehr beschädigt worden.“ Ismael nahm darauf die Feste Martos, indem er sie „mit unaufhörlichem Feuer aus Donnermaschinen“ angriff. In einem i. J. 1331 von Alphons VI., König von Arragon, an die Stadt Alicante geschriebenen Briefe, worin er meldet, daß die Mauren gegen die Stadt ziehen, heißt es, der König von Grenada „führe viele eiserne Kugeln mit sich, um sie mit Feuer weithin zu schleudern.“ In der Beschreibung der Belagerung von Tarifa durch die vereinigten Truppen der Könige von Fez und Grenada, i. J. 1340, berichtet der Geschichtschreiber Conde, „die Belagerer haben zuerst den Platz mit Donnermaschinen angegriffen, welche durch Naphta große Eisenkugeln geschleudert, wodurch großer Schaden an den Mauern angerichtet worden.“ Bei der Belagerung von Algesiras i. J. 1342 zerstörten die Mauren die Werke der Christen „mit Kugeln von glühendem Eisen, welche sie mittelst Donnernaphta schleuderten.“ Die berühmte Chronik von Alphons XI. drückt sich bei Gelegenheit derselben Belagerung von Algesiras noch bestimmter und deutlicher aus: „Die Mauren in der Stadt schleuderten viele Donner gegen das Heer, eiserne Kugeln so groß wie starke Apfel, und sie warfen sie so weit von der Stadt weg, daß manche über das Heer wegflogen, andere in dasselbe einschlugen.“ — Dieselbe Chronik erzählt: „fünf aus Afrika kommende Fahrzeuge seyen in den Hafen eingelaufen, beladen mit Mehl, Honig, Talg und Pulver, womit sie die Donner schleudern.“ Ferarad, der diese berühmte Belagerung höchst ausführlich beschreibt, bemerkt überdieß, diese eisernen Kugeln seyen mit heftigem Knall zerplatzt, und fügt hinzu: „es ist dieß das erstemal, daß in der Geschichte vom Gebrauche des Pulvers die Rede ist, denn mit Pulver wurden jene Kugeln geschleudert.“

Wäre das Schießpulver erst in Deutschland erfunden worden, hätten da wohl die Spanier den Gebrauch desselben von den afrikanischen Mauren lernen können? Alles weist darauf hin, daß diese mörderische Composition von den Arabern in Egypten erfunden worden, wo es ja von jeher Salpeter in Menge gab, „ubi conficitur multo

abundantius"; Plinius, der dieß sagt, fügt hinzu, die Egypter haben sich des Schwefels und des Salpeters bei Verfertigung von Gefäßen bedient: frequenter liquatum nitrum cum sulphure coquentes in carbonibus. Da sie demnach täglich mit den drei Substanzen, Salpeter, Schwefel, Kohle, umgingen, so kamen sie entweder bloß durch Zufall oder in Folge wirklicher chemischer Versuche, zu denen sie ja eine so große Vorliebe hatten, auf die wahre Mischung jener Körper. Das so erfundene Pulver mochte aber wohl lange zu mancherlei dienen, bis man auf den Gedanken kam, es in eigentlichen Geschützen anzuwenden. Nach dieser höchst wahrscheinlichen Annahme erklären sich alle angeführten Chronikstellen vollkommen. Sie erklärt auch, warum man bei den europäischen Heeren auf einmal Geschütze im Brauch sieht, ohne daß die Zeitgeschichte ein Wort von den Versuchen und Proben sagte, welche doch einem ordentlichen Geschützwesen nothwendig hätten vorausgehen müssen, wenn das Pulver erst in Deutschland oder irgend anderswo im Abendlande erfunden worden wäre. Berthold Schwarz kann deßhalb immerhin das Pulver auf seine Faust auch erfunden haben; wenn aber die Engländer auf einige Stellen in Bacos Werken hin versucht haben, die Erfindung des Pulvers diesem großen Mann zu vindiciren, so kommen wir hier offenbar wieder auf die Araber zurück. Denn es verhält sich mit jenen Stellen wie mit einer andern in Bacos Werken, aus der man gleichfalls schließen wollte, er habe die Fernröhren erfunden, während die Stelle wörtlich in des Arabers Alhacen Abhandlung von der Optik vorkommt, welche Baco häufig benützt. Kurz, dieser Umstand ist, was die Erfindung des Pulvers betrifft, ein neuer Beweis für die hier aufgestellte Meinung; denn Baco konnte zur Zeit, da er schrieb, nur nach den Schriften der Araber, aus denen er überhaupt zum größten Theil seine ausgebreiteten Kenntnisse schöpfte, im Allgemeinsten einen Begriff vom Schießpulver haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

Kulturfortschritte in der Krimm und in Grusien.

Man erhält hier fortwährend sehr befriedigende Nachrichten aus dem Süden des Reichs. Man kann sich keinen Begriff davon machen, wie schnell die Südküste der Krimm der Vervollkommnung entgegengeht. Wer sie vor einigen Jahren bereist hat, würde sie jezt kaum wiedererkennen. Die schönen Straßen, so wichtig für den Wohlstand der Halbinsel, werden in Kurzem ganz vollendet seyn; 500 Arbeiter sind täglich dabei beschäftigt. Der Gouverneur von Taurien setzt Alles ins Werk, was zum Aufkommen eines Landes, das einst eine der schönsten Provinzen Rußlands werden wird, beitragen kann. Täglich sieht man die Landgüter im Preise steigen und neue Besitzer sich in der Krimm niederlassen. Beim Anblick der seit zwei Jahren aufgeführten Gebäude, die zum Theil mit vielem Geschmack und großer Eleganz erbaut sind, muß man erstaunen, und es ist kaum zu bezweifeln, daß diese herrlichen Gegenden in wenigen Jahren der Sammelplatz der höhern Gesellschaft werden. Man wird nach der Südküste der Krimm reisen, um seine Gesundheit wieder herzustellen, wie man jezt Italien zu diesem Zwecke besucht. Außer dem Badeorte Koslow, dessen Ruf sich schon bei mehreren Krankheiten vollkommen bewährt hat, sollen noch an verschiedenen andern Orten sehr bequeme Seebäder eingerichtet werden.

Der Weinbau gedeiht vortrefflich und die Weinberge von Aluchta, Aldanel, Mistow, Alupka und andere rechts von Aluchta nach Sewastopol zu können denen der bekanntesten Weinländer an die Seite gestellt werden. In Gegenden, wo noch vor wenigen Jahren wilde, verkrüppelte Bäume über rauhe Felsen hervorragten, sieht man jezt große Anlagen, deren Weine an Geschmack und Gehalt den feinsten gleich kommen. Das Beispiel der Thätigkeit und Ausdauer derer, die sich hier zuerst mit dem Weinbau beschäftigten, hat so sehr auf die Eingebornen gewirkt, daß sie ihre angeborne Trägheit bekämpfen zu wollen scheinen. Während sie früher dem, was um sie herum vorging, gleichgültig zusahen, fangen sie jezt, da sie sich von dem Nutzen der Anlagen überzeugt haben, an, dem Beispiele zu folgen, und zwar mit so gutem Erfolg, daß zwischen ihren Landstücken und denen ihrer Lehrmeister bald kein Unterschied mehr seyn wird; auch sieht man schon nach und nach den wilden Weinstock verschwinden, der wahrscheinlich noch von den alten Anpflanzungen der Griechen und Genueser herstammt. — Den Liebhabern der Trüffeln dient zur Nachricht, daß man vortreffliche Schwämme dieser Art auf dem Landgute des Generals Borosdin gefunden hat und wahrscheinlich auch an andern Orten finden wird. Zwei Steinkohlengruben hat man unweit Simpheropol entdeckt, und eine Probe von Steinkohlen, die fünfzehn Werst von dieser Stadt gegraben werden, ist vielversprechend. Man ist übrigens jezt damit beschäftigt, die obigen Gruben genauer zu untersuchen, und hoffentlich wird man deren noch mehrere in jenen unbebauten Gegenden entdecken, die überhaupt noch manches Nützliche enthalten, wie z. B. den Krimmischen Marmor, dessen ganzen Werth man erst mit der Zeit recht wird erkennen lernen.

Auch in Grusien ist die wichtigste Quelle des Reichthums der Weinbau. Die Gebirge, welche diese Provinz durchschneiden, sind mit Weinreben bedeckt, die theils natürliche Hecken bilden, theils die im Lande einheimischen Maulbeer-, Granaten-, Nußbäume und andere Gewächse umranken. Es wird viel Wein in Kachetien bereitet, da fast alle Einwohner dieses Geschäft treiben. Fast kein Land ist aber auch zur Kultur des Weinstocks so geeignet, als eben dieses; es läuft parallel mit der hohen Kette des Kaukasus, welche diesen Strich gegen die Nordwinde schützt, und die Abdachungen seiner Gebirge entfalten sich amphitheatralisch viele Werst in die Länge und Breite. Flüsse, Bäche und Kanäle erleichtern dem Landmanne die nöthige Bewässerung der Weinberge. Man findet in Kachetien Trauben von verschiedenen Gattungen, unter denen mehrere der besten Sorten. Leider verderbt man sie durch übermäßige Besprengung, wodurch sie wässerig werden. Dies ist häufig der Fall, da die Besizer der Weingärten sich wenig um die Güte des Weins bekümmern, sondern, wie die meisten Asiaten, nur darnach trachten, recht viel zu produziren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. März 1833.

— Das sind die Blinden, Geistesschlaffen,
Sie wußten in der Welt zum Geben nie,
Und nie zum Sparen sich ein Maas zu schaffen.

Dante. Die Hölle.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

(Beschluß.)

Faust.

Das Uebermaß der Schätze, das, erstarrt,
In deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteste Gedanke
Ist solches Reichthums kümmerlichste Schranke;
Die Phantasie, in ihrem höchsten Flug,
Sie strengt sich an und thut sich nie genug;
Doch fassen Geister, würdig tief zu schauen,
Zum Gränzenlosen gränzenlos Vertrauen.

Mephistopheles.

Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Ist so bequem, man weiß doch, was man hat;
Man braucht nicht erst zu markten noch zu tauschen,
Kann sich nach Lust in Lieb und Wein berauschen.
Will man Metall, ein Wechsler ist bereit,
Und fehlt es da, so gräbt man eine Zeit.
Pokal und Kette wird verauktionirt,
Und das Papier, sogleich amortisirt,
Beschämt den Zweifler, der uns frech verhöhnt.
Man will nichts anders, ist daran gewöhnt.
So bleibt von nun in allen Kaiserlanden
An Kleinod, Gold, Papier genug vorhanden.

Kaiser.

Das hohe Wohl verdankt euch unser Reich,
Wo möglich sey der Lohn dem Dienste gleich.
Vertraut sey euch des Reiches innrer Boden,
Ihr seyd der Schätze würdigste Custoden.
Ihr kennt den weiten, wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, so sey's auf euer Wort.
Vereint euch nun, ihr Meister unsres Schatzes,
Erfüllt mit Lust die Würden eures Platzes,
Wo mit der obern sich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zusammenstellt.

Schatzmeister.

Soll zwischen uns kein ernster Zwist sich regen,
Ich liebe mir den Zaubrer zum Kollegen.

(Ab mit Faust.)

Kaiser.

Beschenk' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Gesteh' er mir, wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend).

Ich lebe luſtig, heiter, guter Dinge.

Ein Andrer (gleichfalls).

Ich ſchaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).

Von nun an trink' ich doppelt beſſ're Flaſche.

Ein Andrer (gleichfalls).

Die Würfel jucken mich ſchon in der Taſche.

Bannerherr (mit Bedacht).

Mein Schloß und Feld, ich mach' es ſchuldenfrei.

Ein Andrer (gleichfalls).

Es iſt ein Schatz, den leg' ich Schätzen bei.

Kaiſer.

Ich hoffte Luſt und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer euch kennt, der wird euch leicht errathen.
Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor,
Wie ihr geweſen, bleibt ihr nach wie vor.

Narr (herbeikommend).

Ihr ſpendet Gnaden, gönnt auch mir davon.

Kaiſer.

Und lebſt du wieder? du vertrinkſt ſie ſchon.

Narr.

Die Zauberblätter! ich verſteh's nicht recht.

Kaiſer.

Das glaub' ich wohl, denn du gebrauchſt ſie ſchlecht.

Narr.

Da fallen andre, weiß nicht, was ich thu'.

Kaiſer.

Nimm ſie nur hin, ſie fielen dir ja zu.

(Ab.)

Narr.

Fünf tauſend Kronen wären mir zu Handen!

Mephiſtopheles.

Zweibeiniger Schlauch, biſt wieder auferſtanden?

Narr.

Geſchieht mir oft, doch nicht ſo gut als jezt.

Mephiſtopheles.

Du freuſt dich ſo, daß dich's in Schweiß verſezt.

Narr.

Da ſeht nur her, iſt das wohl Geldes werth?

Mephiſtopheles.

Du haſt dafür, was Schlund und Bauch begehrt.

Narr.

Und kaufen kann ich Acker, Haus und Vieh?

Mephiſtopheles.

Verſteht ſich! biete nur, das fehlt dir nie.

Narr.

Und Schloß, mit Wald und Jagd und Fiſchbach?

Mephiſtopheles.

Traun!
Ich möchte dich geſtrengen Herrn wohl ſchaun!

Narr.

Heut Abend wieg' ich mich im Grundbeſitz! —

(Ab.)

Mephiſtopheles (solus.)

Wer zweifelt noch an unſres Narren Witz!

Die Himmelsbegebenheiten des Jahres 1833.

(Fortſezung.)

Am 9ten Januar, Morgens 8 Uhr, 17 Minuten 31 Sekunden, zeigt ſich der veränderliche Stern Algol im Meduſenhaupte *) in ſeinem kleinſten Lichte, eine Phaſe, welche nach Verlaufe von 2 Tagen 20 Stunden 49 Minuten regelmäßig wiederkehrt. Unter den Wundern des Fixſternhimmels ſind nämlich die ſogenannten „veränderlichen Sterne," deren ſcheindare Größe periodiſch ab- und zunimmt und deren wir im Laufe unſeres Vortrags noch mehrere erwähnen werden, beſonders ausgezeichnet. Algol, von welchem wir hier ſprechen, ändert ſein Licht in der angegebenen kurzen Periode von 2 Tagen 20 Stunden 49 Minuten von der zweiten bis zur vierten Größe dergeſtalt, daß er 2 Tage 13 Stunden in ſeinem größten Glanze erſcheint, dann ſchnell an Licht abnimmt und ſchon in 3½ Stunde ſein geringſtes Licht zeigt, regelmäßig aber in 3½ Stunde auch wieder zu ſeinem größten Lichte zurückkehrt. Dergleichen veränderliche Sterne, deren Lichtwechſel beſtimmte, bald längere, bald kürzere Perioden hat, gibt es mehrere am Himmel, und man hat verſchiedene Erklärungen eines ſo auffallenden Phänomens verſucht. Da alle Fixſterne Sonnen ſind, welche höchſt wahrſcheinlich von dunkeln Planeten umkreiſt werden, gleichwie unſere Sonne von ihren Planeten, ſo kann man annehmen, daß ſich ein ſolcher dunkler Planet periodiſch zwiſchen uns und den Stern ſtelle und ihm dadurch momentan einen Theil ſeines Glanzes für uns entziehe; oder man kann ferner annehmen,

*) Im Sternbilde Perſeus, mitten in der Milchſtraße. Der unter dieſem Sternbilde dargeſtellte Held hält in der einen Hand ein Schwert, in der andern das oben erwähnte Meduſenhaupt. Man rechnet dazu zwei Sterne zweiter Größe: Algol, von dem hier die Rede iſt, und Algeiib. M.

die Fixsternsonne drehe sich wie unsere Sonne um ihre Axe, und eine ihrer Halbkugeln sey weniger glänzend als die andere. Unter dieser lezteren Voraussetzung würde die Rotation des Algol in der oben angegebenen Zeit von nicht 3 Tagen vor sich gehen, wogegen unsere Sonne über 25 Tage zu einer vollen Umdrehung um ihre Axe braucht. Die Fixsternsonne Algol müßte also entweder viel kleiner als unsere Sonne, oder ihre Rotationsbewegung müßte eine viel schnellere seyn. Welche von diesen Voraussetzungen die richtige ist, kann bei dem heutigen Stande der Astronomie nicht ausgemacht werden.

In der Mitte des Monats Januar wird Merkur, bei heiterer Witterung, am Morgenhimmel erblickt werden können, indem dieser Planet alsdann seine größte westliche Ausweichung hat. Merkur beschreibt nämlich eine, innerhalb der Erdbahn liegende, fast kreisförmige Bahn um die Sonne und geht lezterer daher, bei ihrem täglichen Laufe durch den Himmel, bald voran, bald folgt er ihr und bald befindet er sich zugleich mit ihr im Mittagskreise. Da aber seine größte Entfernung von ihr noch nicht 29 Grad beträgt, so kann er nur in dieser größten Entfernung, entweder, wie oben, vor Sonnenaufgange des Morgens am östlichen Horizont in der Morgendämmerung, oder, bei östlicher Ausweichung, nach Sonnenuntergang am westlichen Horizonte in der Abenddämmerung bemerkt werden. (Vergl. unten.) Ein wenig Nachdenken, welches wir von den mit diesen Gegenständen noch nicht ganz vertrauten Lesern verlangen dürfen, wird dieß Alles anschaulich machen.

Am 20 ten Januar findet eine für uns unsichtbare Sonnenfinsterniß statt, deren wir, eben ihrer Unsichtbarkeit wegen, weiter nicht erwähnen, sondern nur im Allgemeinen bemerken wollen, daß überhaupt zwar viel mehr Sonnen- als Mondfinsternisse vorfallen, die sichtbaren Sonnenfinsternisse für einen bestimmten Punkt der Erde aber gleichwohl viel seltener sind als die sichtbaren Mondfinsternisse, was daher kommt, daß der Mond beim Eintritt in den Erdschatten sein Licht auf so lange wirklich einbüßt und allen Beobachtern verdunkelt erscheint, während bei Sonnenfinsternissen, der Parallaxe wegen, sich ein Beobachter im Schattenkegel des Mondes befinden kann, indeß ein entfernterer zweiter Beobachter die Sonne weit außerhalb dieses Schattens sieht.

Am 24sten Januar hat ein anderer veränderlicher Stern, Mira im Wallfische (Mira Ceti), sein kleinstes Licht; er verschwindet dann für das Auge. Dieser sogenannte „wunderbare Stern“ befolgt bei seinen Lichtveränderungen eine Periode von 332 Tagen, die er aber nicht immer ganz genau einzuhalten scheint, und zeigt sich zur Zeit seines schönsten Lichtes als ein Stern zweiter Größe, während er im schwächsten Lichte selbst für Fernröhre fast ganz unsichtbar wird. Es ist nicht ganz leicht, die oben gegebene Erklärung vom Lichtwechsel der veränderlichen Sterne auf diesen besondern Fall anzuwenden, wenn man nicht etwa annehmen will, die eine Halbkugel der Fixsternsonne Mira besitze ein äußerst glänzendes, die andere dagegen ein verhältnißmäßig nur ganz mattes Licht, was wir an unserer Sonne nicht beobachten. Indeß muß bedacht werden, daß die Entfernung der Fixsterne von uns im eigentlichen Sinne unermeßlich ist und daß deßwegen der Schluß von einer Beobachtung an unserer, verhältnißmäßig ganz nahen Sonne auf einen Fixstern nicht vollkommen zulässig erscheint. Fortgesezte Beobachtungen mit immer mehr vervollkommneten Instrumenten klären vielleicht auch dieses Geheimniß des Fixsternhimmels auf.

Noch ein anderer dieser veränderlichen Sterne, Ras el geti im Herkules, hat sein kleinstes Licht am 1sten Februar und am 25sten Februar sein größtes. Wenn die Leser bei dieser Gelegenheit vielleicht Befremden über die wunderlichen Sternnamen äußern sollten, welche wir ihnen hier mittheilen, so bemerken wir, daß diese Namen arabischen Ursprungs sind, indem während der finstern Jahrhunderte des Mittelalters die Wissenschaften, besonders aber die Astronomie, ein Asyl bei den Arabern gefunden hatten, und jene Namen sich aus der gedachten Periode herschreiben.

Am 26sten März fängt Venus an, am Abendhimmel in ihrem höchsten Glanze zu leuchten. Es gibt nämlich Zeiten, wo dieser Planet in einem so außerordentlichen Glanze strahlt, daß er am hellen Tage mit bloßen Augen am Himmel wahrgenommen werden kann, und wenn sich dann sehr heiteres Wetter dazu gesellt, so nimmt sich die Erscheinung fast wunderbar aus. So zeigte sich Venus im Juli 1716 zu London, wo die Witterung gerade besonders günstig war, und das Volk schrie Wunder. Aehnliches ward zu Paris im Jahre 1750 beobachtet und nicht weniger angestaunt. Der Grund liegt in einer besondern Stellung, welche Venus dann gegen Sonne und Erde hat und zu welcher sie in beiläufig acht Jahren zurückkehrt. Gleichzeitige Heiterkeit der irdischen Atmosphäre bleibt aber immer eine zweite Bedingung. Ich wünsche dem Leser diese Begünstigung von ganzem Herzen. Ich habe Venus unter solchen Umständen beobachtet und bin von dem Anblicke bezaubert gewesen, wie Venus denn überhaupt der schönste Stern am ganzen Himmel ist. Die Ursache des ganz besondern Glanzes aber, wodurch sich Venus im Allgemeinen vor allen übrigen Gestirnen auszeichnet und nach welcher die Leser fragen könnten, scheint in der Beschaffenheit ihrer Oberfläche zu liegen, welche zum Lichtreflex besonders geeignet ist. Alles bei diesem schönen Planeten deutet auf reiche Lichtentwicklung und ungetrübte Heiterkeit, und langjährige, sorgfältige Venusbeobachtungen haben in der Atmosphäre derselben nur

äußerſt ſelten ſchwache und auch dann bald wieder vergehende Spuren von nebelartigen oder wolkigen Verdichtungen bemerken laſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

(Fortſezung.)

Weinbau im Kaukaſus. Ruſſiſcher Champagner.

Man keltert die Trauben in Kufen, aus Ziegeln verfertigt und wohl gekittet, die zwar ſehr dauerhaft, aber ſchwerlich dicht genug ſind und dem Moſt nothwendig Kalktheile mittheilen. In dieſe Gefäße werden die Trauben ohne alle Auswahl geſchüttet und mit Füßen getreten; der Moſt fließt in große Krüge, welche mehrere Eimer faſſen. Weder die Weinbauer, noch die Weintrinker von Kachetien verſtehen ſich auf einen guten Wein; daher auch die Bereitung dieſes Getränkes, ſowohl in Hinſicht der Auswahl der Trauben, als der Gährung, ohne alle Sorgfalt geſchieht. Der Ertrag der Weinerndte wird auch in Einem Jahre verzehrt, und wenn einige der reichen Beſizer hievon eine Ausnahme machen und ihren größern Vorrath eine längere Zeit aufbewahren, ſo findet man doch in ganz Kachetien faſt nirgends einen zweijährigen Wein. Die Weine jenes Landes werden aber mit dem Alter ſehr ſtark; ſie kommen dann den Port- und Madeiraweinen ziemlich gleich, ſind aber feiner als dieſe. Die Kachetier haben weder Fäſſer, noch Flaſchen; daher können ſie ihren Wein auch nicht lange aufbewahren. Wenn ſie ihn zum Verkauf verſenden, nämlich nach Tiflis, welches ihr Hauptmarkt iſt, ſo füllen ſie ihn in Schläuche von Büffel-, Schaaf- und Schweinshäuten, die ſie erſt mit Naphta tränken. Dieſe in den Bazars liegenden Weinbehälter erſcheinen einem Europäer natürlich ſehr ekelhaft, und um den Wein aus einem ſolchen Schlauche zu ziehen, wird demſelben ein Bein abgebunden.

Man verfertigt in Kachetien jährlich 1½ Millionen Eimer Wein und gegen 100.000 Eimer Branntwein; die Ausbeute könnte aber weit größer ſeyn. Faſt Alles wird im Lande ſelbſt conſumirt; denn von jeher waren die Einwohner von Grusien bekannt wegen ihres Hangs zu geiſtigen Getränken, beſonders zum Wein; dieſe Neigung haben ſie noch jezt, und der Aermſte unter ihnen trinkt täglich ſeine Tonga Wein (ungefähr ein Stoof nach ruſſiſchem Maße). — Der Kachetiſche Wein iſt nie über den Kaukaſus gekommen; auch wäre der Transport mit großen Schwierigkeiten verknüpft, zu Lande faſt unmöglich und zu Waſſer wenigſtens ſehr ſchwierig. Der Weinbau könnte weit bedeutender ſeyn, wenn alle Einwohner an dem Verbrauch Theil nähmen, was aber nicht geſchieht, da die meiſten Mahamedaner ſind und keinen Wein trinken. Uebrigens hat die Regierung einen ſo wichtigen Induſtriezweig Grusiens, als die Weinbereitung iſt, keineswegs vernachläſſigt. Um den Weinbau daſelbſt zu befördern, geht man damit um, Böttger anzuſiedeln, eine Glasfabrik anzulegen und einen geſchickten Weinbauer anzuſtellen, um die Einwohner mit der Art, wie man in Frankreich den Weinſtock behandelt und Wein bereitet, vertraut zu machen.

Kommt man über den Kaukaſus, ſo findet man dieſe Induſtrie nur auf einen kleinen Landſtrich beſchränkt. Kisljar und die nächſten Dörfer liefern jährlich etwa eine Million Eimer Wein und eine halbe Million Eimer Branntwein, der unter dem Namen des Kisljarſchen bekannt iſt. Ueberraſchend iſt in der That das Reſultat der in dieſer Gegend angeſtellten Verſuche zu Erzeugung ruſſiſchen Champagners. Schon vor anderthalb Jahren ſind mehrere Proben dieſes Weins dieſer geſandt worden, und wahrlich, es ward dem beſten Weinkenner ſchwer, den franzöſiſchen Champagner vom kaukaſiſchen zu unterſcheiden. Der hieſigen kaiſerlichen freien ökonomiſchen Geſellſchaft wurden von dem kaukaſiſchen Vereine, der ſich zur Fabrikation von Champagnerweinen aus inländiſchen Trauben gebildet hat, verſchiedene Proben dieſes Weins vorgelegt, und ſie erklärte in ihrer lezten feierlichen, öffentlichen Sizung, daß eine Gattung dieſer Weine ganz vortrefflich ſey und dem franzöſiſchen V. Cliquot, eine andere dem Ruinard père et fils am nächſten komme, und eine dritte Sorte um nichts ſchlechter ſey, als die franzöſiſchen Champagnerweine zweiter Gattung. Die kaiſerliche ökonomiſche Geſellſchaft votirte demnach bei dieſer Gelegenheit dem kaukaſiſchen Vereine den lauteſten Dank, wünſchte ihm zu den bereits gemachten Fortſchritten in dieſem für Rußland ſo vortheilhaften Unternehmen Glück und ſprach zugleich die Hoffnung aus, daß ſelbiges, von glücklichem Erfolge gekrönt, bald ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der vaterländiſchen Kapitaliſten werden und dadurch einen umfaſſendern Wirkungskreis gewinnen möchte. Bereits hat die Nachfrage nach franzöſiſchem Champagner, der in den dortigen Gegenden mit zwölf bis fünfzehn Rubel die Flaſche und noch höher bezahlt wird, daſelbſt ſehr nachgelaſſen, und an deſſen Stelle iſt der ruſſiſche getreten.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Homonyme in Nr. 71:

Kreuzer.

Homonyme.

Nie vergißt,
Wer vermißt.

Bald liegt mein Wort im Schranke, bald im Herzen.
Hier löſcht ihm nur der Tod die reinen Kerzen,
Die gleich dem ewigen Lichtlein immer mild
Und helle leuchten um ein liebes Bild.

Im Schrank verſchloſſen, iſt es bald verdorben,
Bald iſt es an Vergeſſenheit geſtorben;
Oft kann es auch im Schranke ſcheintodt ſeyn,
Und ſchnell aufleben, öffnet ſich der Schrein.

Dann wird es wohl, auf Händen ſanft getragen,
Viel Schönes dir vom lieben Bilde ſagen,
Die Hand dir ſchmücken und die treue Bruſt,
Und immer mahnen an verſchwund'ne Luſt.

Im Herzen aber hat es eine Stelle,
In die hinein ſcheint oft der Mond ſo helle,
Daß er des Bildes Schatten in der Nacht
Verwandelt in des Himmels blaue Pracht.

Das Bild belebt ſich dann, die Wangen blüh'n,
Der Buſen hebt ſich, rothe Lippen glüh'n,
Auf thun ſich Augen, Liebe ſieht hinein,
Auf thun ſich Arme, Liebe flieht hinein.

Wo's lebet, iſt es Tag und Nacht beſtändig,
Wo's nöthig iſt, da iſt es nicht lebendig.
Wo's lebet, fehlt ein theures Leben dir,
Auf manchem Stammblatt liegt es todt vor mir.

J. G. W.

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. März 1833.

— Erforsche der Monate Gang und der Sterne,
Wo der kalte Saturn sich hingewendet am Himmel,
Welche Kreise verirrt das cyllenische Feuer durchwandre.

Virgil.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahres 1833.

(Beschluß.)

Zwei Tage später, am 28ten März, erreicht Merkur seine östlichste Ausweichung und wird demgemäß am Abendhimmel beobachtet werden können: er steht dann nicht zu entfernt von der Venus und vom Jupiter, und läßt sich in dieser Nachbarschaft leicht auffinden.

Mit dem Ende des Monats April fängt der Ring des Saturn an, auf einige Zeit für uns unsichtbar zu werden, oder doch höchstens durch die stärksten Fernröhren, als eine feine, über die Scheibe des Saturn laufende gerade Linie sichtbar zu seyn. Mit dieser merkwürdigen Erscheinung hängt es folgendermaßen zusammen. Den Aequator des Saturn umgibt, nicht etwa knapp anschließend, wie ein Ring den Finger, sondern mit Freilassung eines Zwischenraums von Tausenden von Meilen, frei im Aether schwebend, ein Ring, welcher aus der nämlichen planetarischen Masse gebildet zu seyn scheint, wie der Planet Saturn selbst. Dieser Ring, welcher aber eine verhältnißmäßig sehr schmale Kante hat, begleitet den Saturn auf seinem fast dreißigjährigen Laufe um die Sonne und zeigt uns dabei meistens seine breite Seite, jedoch in einer schrägen Lage, so daß er uns elliptisch erscheint, indem bekanntlich die Projektion eines schief gesehenen Kreises eine Ellipse ist. Zuweilen erblicken wir aber, wie im obigen Falle, auch nur seine schmale Kante, welche sich uns demnach, wiederum den Regeln der orthographischen Projektion gemäß, als eine, die Scheibe des Saturn durchschneidende gerade Linie darstellt. Dieß dauert indeß — zum Troste der Leser, welche eine so merkwürdige Himmelserscheinung gern selbst beobachten wollen, sey es gesagt — nicht lange; schon gegen die Mitte des Juni ist Saturn mit dem Ringe in seiner Bahn wieder so weit herumgerückt, daß statt der Kante neuerdings des Ringes breite Seite sichtbar wird. Lezteres geht nun vierzehn Jahre so fort und der Ring ist während dieser Zeit schon mit gewöhnlichen Fernröhren sehr gut zu sehen. Es wird dem Beobachter dann zuweilen scheinen, als ob an der Saturnscheibe zu beiden Seiten gleichsam Handhaben seyen, was sich aus der Art, wie sie uns mit ihrem Ringe alsdann zu Gesichte kommt, leicht erklärt; wir heben aber diesen Umstand hier besonders hervor, weil die Erklärung desselben den frühern Astronomen, welche mit dem eigentlichen Grunde des ganzen Phänomens noch nicht vertraut waren, viel zu schaffen gemacht hat. Uebrigens ist dieser Ring einer vorzüglichen Beobachtung unter den übrigen Wundern des Sternenhimmels schon deßwegen werth, weil er die einzige Erscheinung dieser Art in unserm *)

*) Wir unterstreichen das Wort „unserm," weil es allerdings nicht unmöglich wäre, daß in einem andern Planetensystem ähnliche Fälle vorkommen; denn es unterliegt für

ganzen Planetensysteme ist. Nur Saturn besitzt einen Ring, und zwar von einem cubischen Inhalte, welcher den Inhalt unsers ganzen Erdkügelchens 24 Mal übertrifft.

Mehrere inzwischen wieder eintretende Lichtphasen veränderlicher Sterne übergehen wir, um einer großen Mondfinsterniß zu erwähnen, welche am 1ten Juli gegen Mitternacht stattfindet, und wobei sich der Mond so tief in den Erdschatten eintaucht, daß im Augenblicke des kürzesten Abstandes der beiderseitigen Mittelpunkte nur noch eine schmale Sichel am nördlichen Rande sichtbar bleibt. Wir können den Himmelsbeobachtern und den Freunden der Astronomie unter unsern Lesern ferner den 6ten Juli als einen interessanten astronomischen Tag empfehlen. Morgens gegen halb 3 Uhr hat Algol sein kleinstes Licht und Mira ihr größtes, wie wir denn dieser Lichtphasen der beiden merkwürdigen Sterne oben ausführlich Erwähnung gethan haben. Venus aber zeigt sich als Morgenstern, aus den im Allgemeinen ebenfalls schon oben entwickelten Gründen, in einem solchen Glanze, daß sie noch nach Sonnenaufgange am Himmel bemerkt werden kann. Die folgenden Nächte bieten wieder eine andere Merkwürdigkeit dar. Es ist nämlich bekannt, daß in der ungeheuren Aetherkluft zwischen Mars und Jupiter vier, erst in der neuern Zeit entdeckte kleine Planetchen (Planetoiden, Asteroiden): Ceres, Juno, Pallas und Vesta, kreisen, welche selten in eine zur Beobachtung recht günstige Stellung kommen. In diesen Nächten aber wird Vesta, nachdem sie in der Opposition, d. h. genau der Sonne gegenüber gestanden hat, im Kopfe des Schützen, jedoch nur mit guten Fernröhren zu beobachten seyn. Man mag ihr als einer neuern astronomischen Bekanntschaft immerhin nähere Aufmerksamkeit schenken.

Am 13ten Juli kommen am östlichen Himmel Mond und Venus nahe zusammen. Am 17ten Juli aber, Morgens gegen 6 Uhr hebt eine partielle Sonnenfinsterniß an, welche bis fast 8 Uhr dauert und bei welcher für uns gegen zwei Drittheile der Sonnenscheibe vom Neumonde bedeckt erscheinen werden. Wie gern wir den Lesern mit der Aussicht auf totale Sonnenfinsternisse schmeichelten, welche deßhalb so sehr auffallend sind, weil sich dabei alle Wirkungen der Nacht zeigen, die Vögel zur Erde niederfallen, die Sterne sichtbar werden u. s. w., so müssen wir doch in dieser Rücksicht unsere obige Aeußerung wiederholen, daß die sichtbaren, besonders aber die totalen Sonnenfinsternisse für bestimmte Punkte der Erde seltene Erscheinungen sind. Für Paris z. B. hat de Veucel, um einen von Ludwig XV. geäußerten Wunsch zu befriedigen, berechnet, daß von 1774 bis 1900, 59 Sonnenfinsternisse sichtbar seyn werden, worunter keine einzige totale, und nur Eine ringförmige, den 9ten Okt. 1847, d. h., wobei der die Sonne verdeckende Mond kleiner als jene erscheint und um sich her noch einen hellen Ring von ihr frei läßt. Endlich aber müssen wir in dieser Beziehung bemerken, daß, wenn die Berechnung der Mondfinsternisse verhältnißmäßig leicht ist, die Berechnung einer Sonnenfinsterniß dagegen mit allen Umständen eine höchst mühsame Arbeit wird. Ehre also den rechnenden Astronomen, welche sich einem so schwierigen Geschäfte unterziehen.

Am 3ten August hat der schon mehrmals erwähnte veränderliche Stern Ras al geti sein kleinstes und am 23ten August wieder sein größtes Licht. Am 8ten Sept. erneuert sich der auch schon erwähnte Umstand, daß Merkur seine größte westliche Ausweichung erreicht, dem zu Folge er der Sonne bei ihrem Aufgange vorangeht. Er wird dann mehrere Tage am Morgenhimmel gut zu beobachten seyn und fast eine Stunde glänzen, ehe er im Schimmer der Morgendämmerung erbleicht. Einige nun wieder eintretende merkwürdige Lichtphasen der veränderlichen Sterne übergehen wir. Dagegen wird uns der Abend des zweiten Weihnachtsfeiertages noch ein interessantes astronomisches Weihnachtsgeschenk, eine totale Mondfinsterniß bringen, auf welche wir schließlich ganz besonders aufmerksam machen. Nach halb 9 Uhr *) fängt der Mond an in den Erdschatten zu treten, eine Stunde später hat er sich ganz in denselben eingetaucht und wird ihn erst nach Mitternacht wieder ganz verlassen, um wieder als Vollmond zu leuchten.

Dieß ist das Tableau der Himmelsbegebenheiten des Jahres 1833, und wir sind stolz auf die Genauigkeit, mit welcher wir namentlich die Verfinsterungen vorhergesagt haben, wogegen sich in demselben irdische Verfinsterungen zutragen könnten, von welchen sich keiner der Leser bis jezt etwas träumen läßt.

die heutige Astronomie, vielleicht selbst a priori, keinem Zweifel mehr, daß die Fixsterne Sonnen mit planetarischem Gefolge sind; und warum sollte sich also dort ein Phänomen unseres Planetensystems nicht wiederholen können? M.

*) Wir machen zum Schlusse nochmals darauf aufmerksam, daß bei diesen Zeitbestimmungen mittlere Berliner Zeit verstanden ist, daher sich Zeitdifferenzen für manche Leser ergeben werden, wenn dieselben nach ihrer Uhr rechnen. Mittlere sowohl als wahre Zeit sind für jeden andern Meridian andere, daher auch unsere obigen Zeitbestimmungen nur als beiläufige zu betrachten sind. M.

Ueber das Münzkabinet in der großen Pariser Bibliothek.

Der Medaillendiebstahl in der königlichen Bibliothek zu Paris und der Prozeß, der eine Folge desselben war, hat die Aufmerksamkeit des Publikums auf die größte Münzsammlung der Welt gerichtet. Wer auch keinen Begriff von dem Gefühl von Wonne und Respekt hat, womit der Liebhaber eine athenäische Eule oder einen Trajanskopf auf einem Goldstück betrachtet, fühlte sich von der Kunde jenes Tempelraubs unangenehm berührt, und bei dem Gedanken, so viele Göttergestalten und Kaisergesichter seyen zu einer gemeinen Goldstange zusammen-

geronnen, ward es wohl jedem zu Muth, als sey damit am gemeinsamen geistigen Gute der Menschheit ein schnöder Frevel begangen worden. Einige Notizen über den Belang dieses berüchtigten Diebstahls, und gelegentlich über die interessante Sammlung selbst, möchten nicht unwillkommen seyn. Was wir dabei über das Studium der Münzen als allgemeines Bildungsmittel sagen werden, kann natürlich nicht neu seyn, dürfte aber doch dazu dienen, hie und da einen der Vielen, welche jährlich die verschiedenartigsten Zwecke nach Paris führen, auf eine Sammlung aufmerksam zu machen, welche eine der größten Zierden dieser Stadt ist und von den Fremden häufig zu sehr vernachläßigt wird.

Schon im Jahr 1801 geschah ein Einbruch in das Antikenkabinet; aber der Napoleonischen Polizei gelang es, die gestohlenen Schätze vollständig wieder beizubringen; die Diebe erlitten ihre Strafe, aber dieser Vorgang unter dem eisernen Scepter des Despoten war nicht geeignet, die Jauner, welche ihr Handwerk noch ungleich weniger verlernt haben als die Polizei, vor einem ähnlichen Versuche unter der Herrschaft des Juste-milieu abzuschrecken. Jezt, da so viele der ausgeflogenen goldenen Vögel nicht mehr eingebracht worden sind, versichert man, das Münzkabinet sey durch die sinnreichsten Vorkehrungen auf ewig gegen jeden Einbruchsversuch gesichert. Wir wünschen, daß die Pariser Schlosser pfiffiger seyn möchten, als die Pariser Spitzbuben; es gehört aber viel dazu.

Der Verlust, den die Sammlung durch den lezten frechen Diebstahl erlitten, ist zwar immerhin bedeutend, doch nicht so groß, als man sich vielleicht vorstellt. Er ist nicht unersezlich, er macht keine Lücke in dem großen Arsenale der Kunst und Wissenschaft, und ist ein unbedeutender Bruchtheil des noch Vorhandenen. Allerdings haben sich zweitausend antike Münzen im Schmelztiegel in gemeines Metall verwandelt; aber diese Stücke sind in verschiedenen gedruckten Werken gestochen und erklärt, und somit unzerstörbares Eigenthum der Wissenschaft geworden; überdieß sind wohl noch alle materiell in öffentlichen und Privatsammlungen vorhanden, und mit der Zeit können möglicherweise alle, mit Ausnahme der allerseltensten Stücke, wieder beigebracht werden. Unter dem Verluste befinden sich auch viele neuere französische Goldmünzen; bei diesen verliert man aber nur den Metallwerth, da sämmtliche Stempel noch vorhanden sind. Fast alle entwendeten Antiken gehörten aber der Reihe der römischen Kaisermünzen an. Die Köpfe der Cäsarn und Kaiserinnen, von Pompejus bis zum lezten byzantinischen Kaiser, waren früher in Gold, in ununterbrochener Reihe, vorhanden. Diese Sammlung bestand aus dreitausend Stücken; der Diebstahl hat sie um zwei Drittheile vermindert, aber dieselbe Suite ist noch in Silber, dieselbe in großem, mittlerem und kleinem Bronze vorhanden. Eine andere Suite von beinahe sechzigtausend Stücken in allerlei Metallen, bei deren großer historischer Wichtigkeit der Metallwerth gar nicht in Betracht kommt, umfaßt die Münzen sämmtlicher in der alten Welt bekannten Völker, Städte und Herrscher; sie besteht unversehrt. Ferner besizt das Medaillenkabinet fünfzigtausend Stücke aus der neuern Zeit.

Die Kunst, Münzen zu prägen, ist, wenn man der Parischen Marmorchronik glaubt, etwa 2700 Jahre alt, und das Kabinet besizt unbezweifelt verschiedene Stücke aus den ersten Zeiten dieser Kunst. Die alten Münzen gelangten, nachdem sie auf die mannigfachste Weise aus dem Verkehr gerissen worden, für den sie geschaffen gewesen, auf den mannigfachsten Wegen, hier vom Geizhals verscharrt, dort mit einer Leiche begraben, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten auf uns. Wir sehen in ihnen die Repräsentanten der Schätze der alten Völker und Könige; ihr conventioneller Werth ist längst dahin, aber das historische Interesse und zum Theil die treffliche Arbeit geben ihnen in den Augen des Künstlers, des Gelehrten, des Liebhabers eine andere und weit höhere Bedeutung. Ist ja doch Hochachtung vor Allem, was lange Jahrhunderte bestanden hat, ein allgemeiner Zug der Menschennatur: mit heiliger Scheu berührt man eine Münze, welche einem Sokrates, einem Perikles durch die Hände gegangen seyn kann, und mit fast religiöser Regung betrachtet man die Züge eines Alexanders, Cäsars, Anakreons, Hippokrates, welche die Zeitgenossen in Erz gebildet und die sich, trotz aller Geißeln der Menschheit, trotz dem Sturz der Reiche und allen Stürmen der Natur, bis auf uns erhalten haben. Da liegen sie in den Schubfächern, gleich unter einander, wie im Grabe, alle die Könige, alle die Männer, groß und klein, welche Lärm gemacht haben in dieser Welt. Hier herrscht keine andere Rangordnung, als die der Chronologie, und die Ruhe ihrer Gruft wird nur gestört, wenn der Geschichtsforscher die Züge all dieser großen Herrn mustert, deren Geld nur noch bei den Münzliebhabern im Cours ist.

Einen andern, aber immer auch eigenthümlichen Eindruck machen die Suiten der neuern Geschichte, besonders die der französischen, welche natürlich hier am Vollständigsten repräsentirt ist. Nach dem glänzenden Jahrhundert des großen Ludwig, der besonders im Medaillenschlagen groß war, und der immer noch sehr reichen Regierungszeit des fünfzehnten Ludwigs, durchläuft man mit immer steigendem Interesse die kurze königliche Bahn Ludwigs XVI., das blutige Interregnum der Revolution, die schimmernde Periode Napoleons und des Kaiserreichs, die Rückkehr Ludwigs XVIII., Karls X. Thronbesteigung. Eine mit einer Juliuskugel geschlagene Medaille schließt wieder einen Zeitraum und leitet auf Ludwig Philipps Zeit hinüber, in der der Liebhaber, als Zeugniß einer Episode des Dramas, das sich gegenwärtig abspielt, die

heimlich verbreiteten Münzen mit dem Bildniß Heinrichs V., des Prätendenten, einreiht.

Das gesammte Münzkabinet besteht aus mehr als hundert-zwanzig-tausend Stücken in Gold, Silber und Bronze. Durch eine methodische, höchst verständige Anordnung wird diese Sammlung, die größte bestehende, zu einem Geschichtsbuche der Jahrhunderte, zu einem Museum aller Götter, Helden und berühmten Männer, zu einer gewaltigen Karte der den Alten bekannten Welt, zu einem Rituale der Apotheosen, Opfer, Spiele, Feste, Ceremonien aller Religionen, zu einer synchronistischen Tabelle aller Völkergeschichten, zu einer Synopsis der Anfänge der Kunst, ihrer Entwicklung, Blüthe, ihres Verfalls und Wiederaufblühens, zu einem Wörterbuch aller Sprachen der Welt.

Die große Bedeutung der Münzkunde für alle Zweige der historischen Wissenschaften springt in die Augen; vor Allem aber lebt darin die ganze Mythengeschichte. Hier ist der ganze Olymp beisammen, wie zu Vater Homers Zeit, und jede Stadt, jedes Land führt uns seine eigenthümliche Gottheit vor: Athen zeigt uns seine Minerva, wie sie Phidias gebildet, Creta den Jupiter, dessen Wiege die Insel war; auf Delphis Münzen schlägt Apoll die Lyra, und wenn auch der Dianentempel zu Ephesus ein Raub der Zerstörung wurde, so hat sich doch das Bildniß seiner Göttin zu uns gerettet. Wer will es dem Alterthümler verargen, wenn er in einer solchen Welt zum Götzendiener eigener Art wird und über der längst dahingeschwundenen die jetzige vergißt?

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

(Beschluß.)

Bezähmung der Rebellen im Kaukasus. Räuber und Krankheiten in Kur- und Liefland.

Glücklicherweise ist nun auch seit vorigem Herbst die, seit mehreren Jahren im Kaukasus und in Dagbestan durch die fortgesezten Aufstände der wilden Stämme der kaukasischen Bergvölker gestörte Ruhe der friedlichen Bewohner dieser fruchtbaren, herrlichen Länder völlig gesichert. Unbezweifelt blieb hier der polnische Aufstand, der in den Bergen des Kaukasus widerhallte und die Bewohner glauben ließ, daß derselbe, wenn er auch keinen Fortgang hätte, doch dazu dienen möchte, sie längere Zeit der Bestrafung zu entziehen, nicht ohne Wirkung. Der Kaukasus rührte sich; er glaubte die Adler auf seinen Gipfeln zu erschrecken. Daß diese Gebirgsvölker übrigens während der bewegten Zeit von 1826 — 27, als Abbas Mirsas Truppen bis an den Samburg vordrangen und das ganze jenseitige Land mit ihnen gemeinschaftliche Sache machte, keinen Aufstand gegen die Russen unternahmen, rührte großentheils von der Glaubensverschiedenheit her; denn die Bergvölker sind sämmtlich Sunniten und hassen die Perser auf den Tod. Zulezt aber regten sich doch schon damals die Lesgbinen in Kachetien, aufgemuntert durch die gelungenen Raubzüge ihrer Nachbarn, der Tschetschenzen und Tscherkessen. Der Hauptanstifter dieser mehrjährigen Unruhen war jedoch Schach Kasi-Mullah, der alle Bazars des Kaukasus mit den Saagen von seinen Thaten erfüllt, von dem die Mutter an des Säuglings Wiege singt und mit dessen Namen die Kinder einander erschrecken. Er war von Geburt ein Kolsubuliner, und sein Großvater soll ein entflohener russischer Soldat gewesen seyn. Als Knabe trieb er täglich seinen Esel, mit Weintrauben befrachtet, in die nahe gelegenen Dörfer, um dort die süße Last gegen Weizen zu vertauschen. Diese nomadisirende Lebensart verschaffte ihm eine genaue Bekanntschaft mit der Lokalität des Landes, deren er sich in der Folge meisterhaft zu bedienen wußte. Dieser Kasi-Mullah nun sann später auf nichts Geringeres, als sich zum unumschränkten Gebieter des längst unterworfenen Dagbestans zu machen, und indem er seinen Plan auf die Unwissenheit und den Aberglauben seiner Landsleute gründete, erschien dieser frech auftretende Aufrührerprediger unter ihnen als ein Prophet, von oben gesandt, und nahm einen religiösen Charakter an, unter dessen Hülle jedoch die Raubsucht als wahrer Grund verborgen lag. Trotz einer Menge Niederlagen und Unfällen aller Art hatte Kasi-Mullah, stets aufgemuntert durch die Leichtgläubigkeit seiner Landsleute und durch einige glückliche Streifereien, nie lange Ruhe. Zu Anfang des lezten Frühlings sammelte er von Neuem ansehnliche Haufen, wiegelte das Volk auf, gewann neue Anhänger und sezte die ganze Gegend in Angst und Schrecken. Um nun den, beinahe fünf Jahre dauernden Ausfällen dieses Unruhestifters und den fortwährenden Aufständen der ihm zugethanen Berggemeinen ein Ziel zu sezen, ordnete der Kaiser eine gleichzeitige Expedition gegen alle Stämme an, die sich der Gemeinschaft mit Kasi-Mullah schuldig gemacht hatten, und so sind nun diese Aufrührer gestraft und gebändigt. Kasi-Mullah, der sein lezles Asyl, die unzugängliche Kluft von Himry, zu der noch keines Russen Fuß gedrungen war, hartnäckig vertheidigte, ist gefallen. Sein und seiner nächsten Anhänger Leichname fielen in die Hände der russischen Truppen. Alle Veteranen versichern einstimmig, es sey ihnen nie eine so feste Position vorgekommen, wie die des unzugänglichen Gebirgspasses von Himry, über dessen Höhen und Klüfte mehr als dreitausend der kühnsten Gebirgskrieger, berühmt wegen ihrer Fertigkeit im Schießen und ihrer Geschicklichkeit in dieser Art von Krieg, zerstreut waren.

Leider lauten die Berichte aus Kur- und Liefland in Betreff der nun schon seit geraumer Zeit die dortigen Gegenden durchziehenden Räuberbanden keineswegs befriedigend; häufig noch geschehen nächtliche Einbrüche; die Räuber gehen in Rotten von 10, 12 — 30 Mann, meistens vermummt, mit entstellten Gesichtern. In Dünaburg ist eine Kriegskommission niedergesezt, die den bisher eingebrachten Unholden einen kurzen Prozeß machen soll. Gegen hundert Verdächtige waren bereits in und um Dünaburg eingezogen worden. — Die bösen Folgen des traurigen Sommers, so wie der vorjährigen Mißerndte haben leider nicht verfehlt, sich bei den armen Bauern zu zeigen. In Liefland ist zu Anfang des Winters ein böser Typhus ausgebrochen, an welchem in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl Personen gestorben ist. Bei genauer Untersuchung hat sich ergeben, daß diese Krankheit aus dem benachbarten Witepskischen Gouvernement herübergekommen ist und dort um so leichter um sich gegriffen hat, als die jetzige ungesunde Nahrung der Bauern den Körper dazu besonders empfänglich macht. Nicht sowohl aber der eigentliche Mangel, als vielmehr der vorjährige schlechte Roggen welcher ein nur kleisteriges, breiartiges Brod ohne alle Kraft gibt, die bittersaure, schwarze Grütze, welche nur mit Mühe aus der gefrornen Gerste gewonnen wird, so wie das durch Frost und Nässe verdorbene Gemüse jeder Art haben der Epidemie dort den Weg gebahnt.

Auflösung der Homonyme in Nr. 76:
Andenken.

Beilage: Monatsregister März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 5. März 1833.

Vorzügliche Glasgemälde und Limosins im Besitz der von Tucher'schen Familie in Nürnberg.

Trotz der vielen Verluste an Kunstschätzen, welche Nürnberg seit Jahrhunderten erfahren hat, bewahrt es doch noch immer in seinen öffentlichen und Privatsammlungen gar manches Schöne; und es fehlt nicht selten nur an der Veröffentlichung, um manches zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung zu machen. Dieß gilt von einer Sammlung von Glasgemälden Maurers und älterer Meister, und von Limosins eines P. Rermon, welche sich im Besitze der von Tucher'schen Familie in dem Hause derselben in der Grasersgasse L. N. 951 befinden, und auf welche das kunstliebende Publikum aufmerksam gemacht haben, wir uns zum Verdienst anrechnen. Im entlegenen Theile der Stadt, fast in klösterlicher Abgeschiedenheit, findet der Wanderer das oben bezeichnete Haus und in demselben eine kleine etwa aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts stammende Hauskapelle, welche mit zwei größeren, und im Chor mit fünf kleineren, mit den schönsten Glasmalereien ausgestatteten Fenstern geschmückt ist, so daß das kleine schön gedachte Kapellchen den Eintretenden mit magischem Zauber ergreift. Die Fenster des Chores halten eine Höhe von 2 Schuh 4 Zoll und eine Breite von 1 Fuß Pariser Maaß, bestehen jedes aus 2 Flügeln und laufen in Spitzbogen mit schönen gothischen Verzierungen aus.

Die Gemälde im ersten Fenster des Chors zur rechten Hand sind älter, als die Kapelle und die übrigen Malereien; sie stellen Maria mit dem Jesuskind auf dem Monde stehend und vom Strahlenglanz umgeben, dann Sebastian an den Baum gebunden und von Pfeilen durchschossen dar. Beide etwa aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; die Zeichnung im ältern deutschen Styl mit eckig gebrochenen Falten, die Malererei gering. Der Spitzbogen ist blos mit gemalter Vertäfelung ausgefüllt.

Die Gemälde der vier andern Fenster sind, mit Ausnahme eines Flügels, mit der Kapelle aus Einer Zeit und, wie es scheint, von Einem Meister. Wir bemerken im ersten derselben, also im zweiten Fenster des Chors, auf Consolen eine Heilige im weißen Gewande, und einen Bischof in rothem Mantel und weißem Gewande mit Stab und Mütze. In den Spitzbogen-Verzierungen erblickt man in diesem wie in den folgenden Fenstern schönes Laubwerk, oder bloße Verzierungen mit phantastischen Vögelfiguren, hier Kraniche, und über denselben die heilige Martha mit dem Balsamgefäße im gelbdamastenen Kleide.

Das dritte Fenster stellt den englischen Gruß dar. In der einen Hälfte erblickt man Maria im golddamastenen Mantel und blauem Gewande, auf schönem rothen Kissen mit gefaltenen Händen vor dem Gebetstuhl sitzend; in der andern den Engel mit Lilienstab und buntem Flügelpaar, in gelbem Gewand und rothem Mantel mit blauem Futter. Ueber der Maria schwebt das Symbol des heiligen Geistes, die Taube. Unter den Verzierungen des Spitzbogens zwei Eulen, in der Mitte Gott Vater, mit der Krone und Weltkugel, die Rechte segnend erhoben, im Strahlenkranze.

Das vierte Fenster zeigt im rechten Flügel den heiligen Hieronymus im Cardinalsgewand auf einer Console; ein trefflicher Kopf mit langem Barte. Der Heilige hält in der Rechten ein Kreuz, in der Linken die Pfote eines an ihm aufgerichteten Löwen. Im linken Flügel finden sich vier Tucher'sche Wappen mit vier correspondirenden weiblichen, einem Imhof'schen, Scheuerl'schen, Stromer'schen und Reiche'schen. Diese Wappen, weder aus einer Zeit, noch von gleichem Kunstwerthe, scheinen spät zur Ergänzung des schadhaft gewordenen Gemäldes eingesetzt worden zu seyn. In den Spitzbogen-Verzierungen Adler und die Bildnisse vom heiligen Lorenz, Sebaldus und Nicolaus.

Im fünften Fenster stehen auf Consolen rechts der heilige Andreas mit dem Kreuz, im violetten Kleid und hellblauen Mantel, links der heilige Nikolaus in weiß und rothdamastenen Unterkleid und goldverbrämten violetten Mantel. In den Spitzbogen Eulen und ein schöner Ecce Homo. Alle diese Malereien fallen in

Wohlgemuth's Zeit und sind im Geiste derselben gezeichnet; die Köpfe größtentheils gut, vorzüglich der des Hieronymus, die Anordnung ist geschmackvoll, der Faltenwurf reich und natürlich. Die Malerei verräth einen ausgezeichneten Meister jener Zeit, wiewohl sein Name unbekannt ist; sie wäre des ältern Hirschvogels würdig. Die Harmonie und Zusammenstellung der Farben, wie der Glanz derselben ist gut gelungen; das Gelb ist im Brennen sehr ungleich ausgefallen. Auch conservirt sind die Gläser gut, sie haben nur geringe Einsetzungen, am meisten beschädigt erscheint Nr. 1 im zweiten Fenster.

Der größte Schatz von Glasgemälden findet sich in den beiden Fenstern, welche im vordern Theile der Kapelle angebracht sind. Es sind, ein nicht eingefügtes dazu gezählt, vierzehn Stücke, darunter sechs von dem berühmten Schweizer Glasmaler Maurer, welcher von 1596 an mehrere Jahre sich in Nürnberg aufhielt und in der Lorenzer und Sebalder Kirche, so wie in der Königl. Bildergallerie dahier einige Meisterstücke seiner Kunst zurückgelassen hat. Außer diesen sechsen sind noch zwei aus Maurers Schule, die andern sind zum Theil geringer; alle sind mit einfachen farbigen Gläsern umfaßt und zu einem Ganzen verbunden.

Wir beschreiben zuerst die ächten Maurer'schen, und zwar Nr. 1 und 2. Der Frühling und Herbst, zwei schöne und reiche Bilder zwischen rothen Säulen und architektonischen Verzierungen, an welchen unten, hier das Tucher'sche und Böheim'sche, dort das Tucher'sche und Stromer'sche Wappen angebracht ist. Das erste hat die Unterschrift: Christoph Maurer fecit 1597, sie sind beide 1 Schuh hoch und 8 Zoll breit. Flora, mit Blumen geschmückt und den Blumenkorb am Arme, sitzt im Vordergrund, im Mittelgrund erblickt man einen Tisch mit Zechenden und in einer Laube ein liebendes Paar. Auf dem zweiten Bilde sitzt Bacchus, mit Weinlaub bekränzt, auf einem Fasse und drückt die perlende Traube in die Schaale, im Mittelgrund zu beiden Seiten Winzer mit Traubenlesen und Keltern beschäftigt. Beide Gemälde zeigen im reichen Hintergrunde eine gebirgige Landschaft mit einer Stadt am schiffreichen Flusse.

Nr. 3, 4, 5, 6. Die Geschichte des verlorenen Sohnes. Jedes Bild von 1 Schuh Höhe und von 8 Zoll Breite, zwischen den schönsten und sinnigsten architektonischen Verzierungen, zwischen welchen wieder eigene trefflich ausgeführte Darstellungen allegorisch auf den Inhalt des Gemäldes hinweisen. Auch hier hat jedes Bild ein Tucher'sches Wappen, denen das Stromer'sche, Böheim'sche, Scheuer'sche und Haller'sche correspondirt. In Nr. 3 nimmt der Sohn im gelben Gewand und schwarzen Mantel, den Hut in der Hand, auf einem von einem Knaben am Zügel gehaltenen Pferde sitzend, Abschied vom greisen Vater, einer sehr ehrwürdigen Gestalt in rothem Ober- und blauem Unterkleid. Hinter ihm ein Diener; ein Hund springt, auch Abschied nehmend, an dem Steigbügel des Rosses auf. Im Mittelgrund schönes Baumwerk; Hintergrund reiche Landschaft in blauem Ton. Oben in der architektonischen Verzierung erblickt man Adam und Eva mit dem Apfel und dazwischen die Inschrift: Lapsus. Wan der luft empfangen hat, so gebirt er die sünd. Jac. 1. Cap. Nr. 4. stellt das sinnliche Wohlleben in der Fremde dar. Im Mittelgrund eine gedeckte Tafel mit schönen Ottomanen, zur Seite in einer Laube Musiker, rechts tanzende und liebende Paare in schöner Gruppirung. Ganz vorne im Vordergrund erblickt man den Beschließer mit der Kellnerin; jener im rothen Kleide, das Messerbesteck an der Seite, den Schlüsselbund auf den Rücken gehalten, deutet nach den lustigen Gästen und scheint die Kellnerin, im weißen Häubchen, weißen Oberkleide und lilla und grünem Unterkleide, anzuweisen, die Zeche gut aufzutragen, was die Zahlen auf ihrer Tafel XXXXVIII. und XX. andeuten dürften. Neben einem Hunde, der ein Bein nagt, Trinkgeschirre und ein Wassergefäß. Der Hintergrund wie bei dem vorigen; in den architektonischen Verzierungen der Engel, der Adam und Eva aus dem Paradiese treibt, mit der Inschrift: Opera carnis. Offenbar sind die werk des fleischs. Galat. V. Cap. Nr. 5. zeigt uns den Reuevollen. Elend, zerlumpt, baarfuß und von tiefem Schmerz gebeugt, steht er unter trefflich gezeichneten und von Schmarozer-Pflanzen verdorbenen Bäumen, auf schöner Weidetrifft, mitten unter den Schweinen, von deren Träbern er vergebens sich zu sättigen wünscht. Der Hintergrund, eine treffliche ländliche Gegend. Zwischen den architektonischen Verzierungen der Prophet Nathan, wie er David seine Sünde vorhält, und die Inschrift: Poenitentia. Es ist mir gut das du mich demütigest. Ps. 119. O Gott biß mir sünder gnädig. Luc. 18. Cap. In Nr. 6 endlich wird die Heimkehr des Sohnes dargestellt. Im zerrissenen Gewande, mit violettem Kittel kniet er vor dem Vater, der ihn liebend umfängt; eine ehrwürdige, doch sehr verzeichnete Gestalt mit rothem Pelzrock und violettem Unterkleid. Zur Linken der Knecht mit dem festlichen Gewande, zur Rechten der eben heimkehrende ältere Sohn. Hintergrund, ein schöner, weiter Hofraum, Fluß, Stadt und Gebirge; in der Architektur die Liebe, einmal mit einem Kinde auf der Schooß, das anderemal mit einem Schilde, darauf die Geschichte vom barmherzigen Samariter gemalt ist; dazwischen die Inschrift: Gratia. So war ich leb, spricht der Herr Gott, hab ich Kein lust an dem Tod des Sünders, sonder das er sich bekher und leb. Ezech. 18. 33. Cap. Diese sämmtlichen Gemälde sind schön com-

ponirt, trefflich gezeichnet und köstlich gemalt; der Glanz, die Anordnung, die schöne Behandlung der Farbe, alles zeichnet sie aus, dabei sind sie mit dem höchsten Fleiße ausgeführt und gehören zu dem Besten, was Maurer geliefert hat. Auch sind sie im Ganzen wohl erhalten; Nr. 4. ist ganz unbeschädigt; Nr. 1, 2, 3 hat jedes, doch Nr. 1. nur in der Architektur, Nr. 2. und 3. nur im Hintergrund ein eingesetztes Stückchen. Außerdem haben Nr. 2, 3 und 6. einige Sprünge, welche der Malerei nicht schaden.

Zwei andere Gemälde sind aus Maurers Schule, sie haben die nämliche Größe und haben die Maurer'schen Verzierungen genau nachgeahmt; sie sind auch schön componirt, gut gezeichnet und empfehlen sich durch gefällige Färbung. Das erste, Nr. 7, enthält den Traum Jakobs. Der Erzvater schläft unter einem schönen Baum und heiterem Buschwerk im blonden Gewande, Reisebündel, Stab und Flasche zu seiner Seite, hinter ihm die Himmelsleiter von Engeln belebt; der Hintergrund ist reich, wie bei den vorhin beschriebenen. Das zweite, Nr. 8., stellt die Auferstehung Jesu vor; der Heiland schwebt aus dem Grabe, auf welchem 2 Engel sitzen. die Knechte sind gut gruppirt. Auch hier ein paar Sprünge und ein eingesetztes Glas. Neben diesem stehet, als Gegenstück und eben so verziert, derselbe Gegenstand, Nr. 9, weit weniger gut gedacht und ausgeführt, auch blaß gemalt. Die Wächter stürzen in wilder Unordnung über einander. Hiezu kommen zwei andere kleinere Gemälde. Nr. 10, Moses errichtet die eherne Schlange und Nr. 11 Jesus am Kreuze von einem knieenden Mann im schwarzen Mantel angebetet; beide sehr einfärbig gehalten; Höhe 7½ Zoll, Breite 5½ Zoll: ferner in den Bogen der Fenster: Nr. 12, ein rundes Bild von 9½ Zoll im Durchmesser; die Anbetung der drei Könige, und zwei andere von 4 Zoll im Durchmesser: Nr. 13 der heilige Hieronymus und Nr. 14 der heilige Christoph, schwarz auf weiß, alle drei von mittelmäßiger Malerei und rauher Behandlung, aber durch ihr hohes Alter von bedeutendem Werthe. Unter diesen Glasmalereien deutet eine eingebrannte Inschrift auf die Renovirung der Kapelle durch J. Sauterleute im Jahr 1831.

Außerdem besitzt die Famile noch eine beträchtliche Anzahl von größeren und kleineren, meist Tucher'schen Wappen, in Glas gemalt, vorzüglich ein größeres, 12 Zoll im Durchmesser haltend, mit der Jahrszahl 1527, von besonderer Schönheit. Ein Wappenherold im violetten Rock faßte das Tucher'sche und Imhof'sche Wappen und das Ganze trägt die Umschrift: Kumet zu mir alle, die ir beschweret seit ich wil euch helffen mat man ich pin der Weg und die Warheit und das Leben spricht Jesus, Joh. XIIII., dann findet sich ein rundes Gemälde von 4 Zoll Durchmesser: Maria Magdalena, vor ihr Jesus als Gärtner mit der Schaufel, ferner zwei größere in Form eines gothischen Kleeblatts aus dem Anfang des 16ten Jahrhunderts, der Tod auf einem Klepper mit Pfeil und Bogen zielt nach einem Mann, der im andern Gemälde vor einem offenen Grabe kniet; die Umschriften, des Todes Drohung und des Christen glaubige Zuversicht ausdrückend, sind zum Theil defect. Eben so sind etwas beschädigt die beiden letzten Gemälde, welche rund im Durchmesser 12 Zoll halten und die drei guten Juden: Josua, David, und Judas Maccabäus, und die drei guten Heiden: Hector, Alexander und Julius Cäsar, darstellen. Sie sind wie die drei vorher genannten in der Zeichnung und Malerei nicht bedeutend.

Wie wir hören, stehen sämmtliche Glasmalereien zum Verkauf und es dürfte nicht an Liebhabern fehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Form der ältesten griechischen Münzen.

(Beschluß.)

Betrachten wir nun diese Scarabäen, und stellen sie und die ältesten griechischen Münzen, die äginetischen zusammen, so zeigt sich zwischen beiden eine auffallende Aehnlichkeit in der Form, die kulbige, kugelartige Gestalt des Steines und der Münze. Wir sehen das sehr erhobene Bild des Käfers auf dem Steine, das hierin gleiche der Schildkröte der Münze, des Steins vertieft geschnittene untere Seite und das vertiefte Quadrat auf der Rückseite der Münze, das damals den Typus vertrat. Dieß alles läßt kaum zweifeln, wie die Scarabäen das Vorbild der ersten Münzen waren, und die Form derselben bestimmten; wozu vielleicht auch die durch den Käfer gleichsam geheiligte Form aufforderte.

Die Wahl der Schildkröte, χελώνη, anstatt des heiligen Käfers, kann ihren Grund darin finden, daß dieser in Aegina nicht einheimisch war, die Schildkröte hingegen in den Küstenländern von Aegina häufig sich fortpflanzte. Und so wie der Käfer seine Eier in den Mist legt, so verscharrt die Schildkröte sie in den Sand. Und so zeigt sich wieder eine Aehnlichkeit zwischen der Schildkröte und dem Käfer. Hier verdient auch eine Glosse vom Hesychius *) bemerkt zu werden. Nachdem er das νόμισμα πελοποννησιακὸν erwähnt hat, fügt er hinzu: χελωνίας, ἡ ποικίλη καινόφρις. Hier-

*) Bei dem Worte χελώνη. Auf diese Stelle hat Herr Hofrath Jacobs mich aufmerksam gemacht.

aus geht wenigstens hervor, daß die Alten die Aehnlichkeit des Käfers mit der Schildkröte nicht unbeachtet gelassen haben.

Als Eigenthümlichkeit des Landes wurde überdieß in Aegina, so wie auf dem Peloponnesus, die Schildkröte auf eben diese Weise geehrt, wie der Käfer in Aegypten. Jene konnte bei den Griechen auch auf den Thierdienst gedeutet werden, den dieser bei den Aegyptern bezeichnete. Wer auf einen mythischen Ursprung Wichtigkeit legt, könnte bei den äginetischen Münzen auf die etymologische Fabel von der Nymphe Chelona Rücksicht nehmen, die wegen der Verspottung der Vermählung des Jupiter in eine Schildkröte verwandelt wurde. Doch ist diese Mythe zu unbedeutend, als daß dieser Muthmaßung einiger Werth beigelegt werden könnte.

Sah man nun hier nicht unwahrscheinlich in der Schildkröte ein Bild der Gottheit, so hatte dieses auch auf die Münzen der spätern Zeit Einfluß, denen jedoch das Bild des Gottes selbst aufgeprägt wurde, den jedes Land, jede Stadt als einen besondern Wohlthäter, als einen Schutzgott verehrte, um ihm Achtung zu bezeugen und dadurch das Land noch mehr seinem Schutze zu empfehlen. Und so entwickelte sich aus den alten Münzen von Aegina das System, das man bei Bearbeitung und Prägung der Münzen annahm und festsetzte, das nachmals immer mehr ausgebildet wurde, und worauf man stets zurückgeführt wird, so sehr auch bei der Vervollkommnung der Kunst die Münzen in der Form, in den Typen, in der trefflichen Behandlung, vor jenen frühern sich erhoben.

Jene Münzen von Aegina, und vielleicht auch die Scarabäen, waren in den ältesten Zeiten auch anderen Städten Griechenlands das Muster ihrer Münzen. Nicht nur in der kulbigen Form und dem Quadratum incusum, auch bei dem Typus der vordern Seite, wo häufig nur ein Thier, oder nur dessen Kopf, ingleichen irgend ein charakteristisches Zeichen gefunden wird, in einer besondern Beziehung mit der Gegend stehend, welcher die Münze angehörte. Auf gleiche Weise kann auch die Einrichtung der Münzen mehrerer Städte Großgriechenlandes, Caulonia, Sybaris, Posidonia und einiger anderen, noch als Andenken an die Scarabäen sich erhalten haben. Weichen sie zwar in der Form von ihnen ab, und bestehen aus einer dünnen Münzplatte, so zeigt sich doch der Typus der Rückseite vertieft, mit einer Einfassung umgeben, gleich der vertieft geschnittenen unteren Seite der Scarabäen.

Stieglitz.

Zeitungs-Nachrichten.

Das Journal des Debats meldet: Herr Horace Vernet, Direktor der französischen Akademie in Rom, ist am 1. Februar Morgens zu Brüssel angekommen und reiste Nachmittags 1 Uhr nach Paris ab, wo er nur bis Mittwoch bleiben wird, um dann nach Rom zurückzukehren. In dieser Stadt wird er für die französische Regierung zwei große Gemälde verfertigen, wovon das eine die Einnahme von Ancona, das andere die Einnahme von Antwerpen darstellen soll. Für das letztere Gemälde hat der berühmte Maler jenen Standpunkt zwischen der Lunette St. Laurent und der fünften Batterie genommen.

Im Kunstverlag von W. Creuzbauer in Carlsruhe sind erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Costumes et moeurs des Italiens, d'après Pinelli, 50 Blätter auf chines. Papier. Elegant gebunden im Taschenbuchformat 2 fl. 24 kr.

Diese sorgfältig und geistreich ausgeführten Bildchen werden jedem Kunstfreund eine höchst erfreuliche Erscheinung seyn, ganz besondern Werth wird dieß niedliche Werkchen aber für Reisende haben als eine angenehme Rückerinnerung an das schöne Italien. —

Collection de Gravures, d'après les meilleurs peintres modernes, gravées sur acier sous la direction de C. Frommel et par E. Schuler. 1ere partie, École française,

groß 4. mit der Schrift 6 fl.
vor der Schrift 9 fl.
auf chines. Papier 12 fl.

Jedem Kupfer ist ein Blatt beigefügt worauf der Name des Malers und die genaue Größe des Originalgemäldes angegeben ist. Gegenwärtiges Heft enthält 18 größtentheils historische Gegenstände. Alle Blätter sind mit großem Fleiß ausgeführt.

Geschichte und Topographie der Rheinufer von Cöln bis Mainz, mit den schönsten und berühmtesten Ansichten verziert, gezeichnet von W. Tembleson in London, und von den besten Meistern daselbst in Stahl gestochen. 1stes bis 8tes Heft.

8. Subscriptionspreis weiß Papier 20 kr.
chines. Papier 40 kr.
4. weiß Papier 40 kr.

Dieses prachtvolle und beispiellos wohlfeile Werk, das bereits in 10,000 Exemplaren verbreitet ist, erscheint mit deutschem, französischem und englischem Text. Das Ganze wird in 24 Heften vollendet werden, mit dem 12ten Heft tritt unwiderruflich der um den dritten Theil erhöhte Ladenpreis ein. —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 20.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 7. März 1833.

Kunstliteratur.

Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte, dargestellt von Amadeus Wendt, Hofrath und Professor der Philosophie in Göttingen. Leipzig 1831. Verlag von Joh. Ambr. Barth.

Der rühmlich bekannte Verfasser hat sich ein hohes Ziel gesteckt, in einem Umfange und Zusammenhange, wie es vor ihm noch Niemand aufgefaßt hat, indem er darauf ausgeht, die mannichfaltigen Gestaltungen des Kunstschönen, welche die Betrachtung bisher zu trennen pflegte, als ein fortlaufendes Ganzes darzustellen, nach den Wendepunkten seiner charakteristischen Entwicklung, in der Art, daß der Durchgang der vorwaltenden Idee in der wirklichen Erscheinung als ihrem natürlichen Abdrucke nachgewiesen werde. Sonach umfaßt die Aufgabe theils ein philosophisches, theils ein historisches Element und die Lösung beruht darauf, eins an dem andern zu erklären. In dem Gedanken jenes so weitaussehenden Unternehmens, dessen ausserordentliche Schwierigkeiten der Verfasser bekennt, obwohl er sie noch immer nicht ganz gefühlt zu haben scheint, liegt der beste Theil des Verdienstes, was ihm zuerkannt werden muß. Denn jeder Versuch auf einem neuen Felde, wo zumal, wie im gegenwärtigen Falle, bei jedem Schritte so viele und große Forderungen sich durchkreuzen, die herrschenden Meinungen nicht selten hart an einander stoßen, wird seiner Natur nach immer an die unvermeidlichen Mängel des Anfangs erinnern; daher kann es der Absicht des Einzelnen nicht genügen, seinen Nachfolgern die Bahn gebrochen zu haben. Von einer Seite her hat sich der Verfasser sein Geschäft allerdings nicht wenig erleichtert, von einer andern aber wieder erschwert und die Berichterstattung über dasselbe, so zu sagen, an zwei widerstrebende Punkte geknüpft. Seine Schrift ist nämlich zufolge des Vorworts auf gebildete Leser aller Klassen berechnet, insofern aber auf ein Maaß von Popularität beschränkt, mit welcher eine tiefere Ergründung, selbst unter den gewandtesten Händen, kaum bestehen kann. Ein alter, griechischer Spruch sagt: Mache es Wenigen recht, Vielen gefallen ist schlimm. Da man es indessen Sokrates zum Ruhme nachsagt, daß er die Philosophie aus den höchsten Regionen auf die Erde zurückgeführt hat; so darf man mit einem akademischen Lehrer füglich nicht darüber rechten, wenn er mit der Kunst etwas Aehnliches bezweckt, unter der Bedingung, daß er seinerseits zugibt, ein solches Bestreben könne ihn keineswegs von strengen Ansprüchen losbinden. Das so eben erwähnte Vorhaben hat er übrigens glücklich erreicht, nicht nur durch Klarheit, Würde und Fluß des Vortrags, sondern auch durch geschickte Anbequemung des Stoffs und eine besonnene Aufnahme vieler neuern Ansichten, denen mitunter ein berichtigendes Urtheil zur Seite steht.

Bildende Kunst, Poesie und Musik machen den unmittelbaren Gegenstand der Betrachtungen aus; einige untergeordnete Zweige des Schönen werden gelegentlich berührt. Als bewährter Kenner hatte der Verfasser vorzugsweise einen Beruf, seine Stimme über die Geschichte der Musik abzugeben. Gegenwärtige Anzeige berücksichtigt ausschließend das Bereich des Kunstblattes. Wenden wir uns jetzt an den philosophischen Theil der Behandlung.

Die schöne Kunst, so heißt es (S. 9) ist die freie Darstellung des Schönen, welche als Thätigkeit betrachtet, die vollkommene Einheit von Idee und Form zur Aufgabe hat. Dieser Kanon der neuern Aesthetik bleibt in seiner abstrakten Bezeichnung nothwendig eine todte Formel, so lange ihm nicht ein wesentlicher Gehalt zugewiesen wird. Wo kann und soll die Kunst ihn finden? Die Antwort lautet: im Elemente des Göttlichen, auf dem Gebiete der Religion. Darüber gibt es unter den Wissenden glücklicherweise keinen Streit mehr. Wie steht es nun aber mit der Idee der **weltlichen** Kunst, die so gern auf besondern Wegen neben der heiligen hergeht, ihr oft unbemerkt vorarbeitet? Die Theorie des Verfassers wollte den Himmel erobern und hat darüber in

einseitiger Eilfertigkeit die Erde aus den Augen verloren. Was kann es fruchten, Idee und Form in leerer Allgemeinheit aneinander zu halten und mit sattsam bekannten Redensarten von neuem kunstmäßig einzureiben, wenn außerdem keine Anstalten getroffen werden, zwischen jenen beiden einen lebendigen Prozeß einzuleiten und nach allen möglichen Seiten zu ermitteln? Für die weltliche Kunst, so weit sie hieher gehört, mußte die Idee aus den Gestalten der Außenwelt entnommen werden, wodurch die Natur der wahrhaften Nachahmung und zugleich die Methode der ächten Meister in ein heiteres Licht getreten wäre, das späterhin für die Charakteristik der Künstler die ersprießlichsten Dienste geleistet haben würde. Unstreitig offenbart sich in jedem Bestande der sichtbaren Natur ein Typus innerer Gesetzmäßigkeit, der die scheinbaren Zufälligkeiten bedingt; dieser wesentliche Kern der individuellen Erscheinungen dürfte der nächste Gegenstand der weltlichen Kunst seyn und ihr Verdienst desto größer, je kräftiger sie denselben von seiner Mitte aus nach den verschiedensten Seiten zu umfassen weiß. Auf solche Weise adelt die Idee, das heißt, der reine Grundriß der Erscheinung, oder vielmehr ihre Seele, den Realismus der natürlichen Dinge und erhebt sich dadurch weit über das Nachäffen blendender Aeußerlichkeiten, in denen statt des gesunden Lebens der geschminkte Tod wohnt.

Schlimm, daß es in des Verfassers Darstellung an einer klaren Bestimmung des Ideals so wie des Idealen fehlt, mit welchen beiden Ausdrücken der Sprachgebrauch häufig so willkührlich spielt, daß Mißverständnisse unvermeidlich sind. Weil das Ideal in Absicht auf die Idee nicht gehörig hervorgehoben ist, konnte auch der alte Streit, den die Forderung des Charakteristischen dagegen erhoben hat, nicht befriedigend geschlichtet werden; es bleibt bei sehr schwankenden Ansichten, deren Vorzeichen sich schon im Eingange anmelden. (S. 14). Der Hauptknoten dürfte dabei in Beantwortung der Frage liegen, wie wir dazu kommen und mit welchem Rechte, einem Kunstwerke das Prädikat des Idealen beizulegen, da das Unendliche der geistigen Anschauung, streng genommen, in keine endliche Erscheinung vollkommen eingeht, wenigstens ist es nicht möglich, darüber genügende Rechenschaft zu geben. Ohne Zweifel müssen wir auf diesem dunkeln Gebiete der Kunsttheorie mit einer Annäherungsmethode vorlieb nehmen, und es wird vor allen Dingen darauf ankommen, die verschiedenen Fortschritte derselben, die Formel ihren Entwicklungen möglichst klar und überzeugend darzulegen. Was der Sage nach dem Phidias begegnete, als der Vers des Rhapsoden seinen innersten Sinn ergriff und Jupiter, der Olympier, plötzlich vor seiner Seele stand, das wiederholt sich auf ähnliche Weise in allen idealisirenden Künstlern; selbst ihre wahren Bewunderer schöpfen mehr oder weniger aus dem Abfluß derselben Quelle, denn der größte Meister hat hier nur insofern Recht, als er Geistesgenossen findet, die sich mit ihm vor dem Abglanze des Lichtes beugen, welches seine Seele erfüllt. Der Zwiespalt über Idealismus und Realismus in der Kunst wird so lange fortdauern als die Subjectivität der Menschen, mit welcher er wesentlich zusammen fällt. Mit Hülfe der Demonstration läßt er sich schwerlich beilegen; die beste Verständigung dürfte zuletzt von dem Erfolge abhängen, mit welchem die nothwendigen Gränzen der Demonstration nachgewiesen werden.

Vom Ideale aus bot sich der geschickteste Uebergang zum Symbolischen dar. Der Verfasser sagt darüber viel Gemeinverständliches, vergißt aber den nothwendigen Ort seiner Erzeugung anzugeben und daraus die verschiedenen Arten desselben abzuleiten. Ob die neuere Schule Recht hatte, das Allegorische der christlichen Anschauungsweise *) der alterthümlichen Symbolik gegenüber als eine durchgreifende Richtung geltend zu machen, kann wohl mit guten Gründen bezweifelt werden, wie es denn überall mit den beiden systematischen Gegensätzen ein mißliches Ding ist, da die verborgene Natur zu allen Zeiten Dinge verschmilzt, welche die starre Lehre späterhin zu trennen sucht. Sollte denn das Allegorische der christlichen Kunst wirklich etwas anderes seyn als die abgebrochene Spitze des Symbolischen, von dem die gesteigerte Bedeutung in Ermanglung jedes andern genügenden Ausdrucks, durch ein Wagniß künstlerischer Freiheit herübergenommen wird?

Nach der Erklärung unsers Verfassers, worin er jedoch nur eine sehr verbreitete Ansicht buchstäblich wiederholt, besteht die Vollkommenheit eines Kunstwerks in der Einheit zwischen Idee und Form. Gesetzt nun, die Idee ist in Ohnmacht empfangen, um die Sache gerade eben so allgemein zu fassen, als sie vorgestellt ist, die Form aber schließt sich ihr treu an, kränkelt also ebenfalls, so würde ja in diesem wunderlichen Falle, der indessen häufig vorkommt, die Einigung zweier Nichtigkeiten ein musterhaftes Ganzes bilden. Daraus folgt unwiderleglich, daß mit dem Zusammenfallen (Coincidenz) der Idee und Form, an und für sich das Beste noch lange nicht erreicht ist, daß vielmehr in der Idee selbst, ehe noch die Form von außen hinzutritt, ein künstlerisches Moment liegen muß, welches in letzter Instanz über den Sieg der Darstellung entscheidet. Darauf deutet der tiefsinnige Ausspruch: Tout véritable ou-

*) Professor O. Müller schließt in der seiner Archäologie vorangeschickten Theorie das Allegorische sogar völlig vom Kreise der eigentlichen Kunstthätigkeit aus, so vielfach weichen die Meinungen über diesen Gegenstand ab.

trage de l'art naît avec son cadre. Es kam also auch hier darauf an, wohin schon der übersehene Unterschied zwischen religiöser und weltlicher Kunst führte, die Bildungskraft der Idee in ihren verschiedenen Entwicklungen, Gestalten und Potenzen aufzusuchen, um den gefundenen Maaßstab nachher auf die einzelnen Künste, Völker und Perioden anwenden zu können. Und wenn der Verfasser etwa glaubte, dieß Geschäft insbesondere der Aesthetik vorbehalten zu müssen; so konnte er doch nicht umhin, auf den Hinterhalt jener Abstufungen in allgemeinen Umrissen hinzudeuten, wollte er anders seiner Absicht entsprechen. Die Art des Vortrags ist dabei gleichgültig; hätte er statt Betrachtungen Aphorismen geschrieben, jene Forderung würde darum nicht weniger dieselbe bleiben.

Daß die leitenden Kunstideen nothwendigerweise in mannichfaltige Ordnungen ausgehen, eine philosophische Behandlung eben deßwegen mit ihnen überall gleichen Schritt halten muß, erhellt schon aus der Verschiedenheit der Religionen, insofern dieselben nach ihrer eigenthümlichen Gestalt in den Grundanschauungen der Kunst zu Tage kommen. Sollen nun diese im Laufe der Weltgeschichte ergriffen werden, wohin der vorliegende Entwurf zielt, so ist die empirische Oberflächlichkeit nicht minder zu vermeiden als das hohle Constructionswesen a priori. Vielleicht kommt man zwischen dieser Scylla und Charybdis am glücklichsten hindurch, wenn man sich bemüht, in die Masse beziehungsweiser Erscheinungen eine collective Einheit zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorzügliche Glasgemälde und Limosins im Besitz der von Tucher'schen Familie in Nürnberg.

(Beschluß.)

Auch die Sammlung von Limosins, emaillirten Gefäßen von Kupfer, in deren Besitz die von Tucher'sche Familie ist, bietet einen seltenen Schatz dar. Es sind sieben Stücke von ausgezeichneter Schönheit, sämmtlich von P. Rermon, dessen Namenschiffer sie größtentheils tragen und dessen Namen ganz ausgeschrieben, nebst der Jahrszahl 1562, auf dem ersten, welches wir beschreiben werden, sich befindet. Rermon ist wenig gekannt, weder Füßli, noch Fiorillo, noch die uns bekannten französischen Künstlerlexika erwähnen seiner; auch in der ersten Ausgabe des Monogrammenlexikons von Brulliot wird er vergebens gesucht. Der Grund davon dürfte wohl der seyn, daß er gewöhnlich nur mit P. R. sich unterzeichnet hat. Von seinem großen Talente zeugen die vor uns stehenden Gefäße. Sie sind alle von den gefälligsten Formen, innen und außen völlig übermalt. Auf schwarzem, mit goldenen Sternen besäten Grund sind die Malereien aufgetragen, röthlich, grau und weiß, dazwischen goldene Verzierungen. Bloß das Fleisch ist im röthlichen Ton gehalten. Auf jedem derselben befindet sich nebst den weiblichen ein Tucher'sches Wappen; zum Beweis, daß sie nicht gelegentlich gekauft, sondern selbst bestellt worden sind. Nach Sauterleutes Ansicht ist der Grund-Glasfluß mit Braunstein gefärbt, auf welchen weiße Emaille, mit Kupfer- und Eisenoxyd schattirt, aufgetragen ist. Die höchsten Lichter sind reine und weiße Emaille, mit welcher gewöhnlich die Maiolika-Schaalen überzogen sind. Das Gold wurde in der zweiten Schmelzung aufgetragen. Wir wollen sie einzeln aufführen:

Nr. 1. Ein Taufgefäß. Höhe der Kanne: 1 Schuh 2 Zoll; Breite: 5 Zoll; Durchmesser des runden Beckens: 1 Schuh 4 Zoll; jene am innern Theil des Deckels mit P. Rermon 1562, dieses mit P. R. 1558 bezeichnet. Das Fußgestell der Taufkanne ist mit Arabesken und Grotteske, phantastischen Thiergestalten von Affen, Störchen, Eulen ꝛc., Satyrn und Widderköpfen höchst gefällig verziert; am Bauche des Gefäßes ist eine Jagd mit Hunden und Pferden in den mannichfaltigsten Gruppirungen und Situationen mit Geist und Geschmack dargestellt. Die Handhabe und Schnaupe von blankem Metall stellen Meergötter vor. Das Becken zeigt auf der äußern Fläche einen Lorbeerkranz mit Bändern umschlungen, dazwischen Larven mit Engelsköpfen abwechselnd. Die innere Fläche zeigt auf dem Rande Arabesken und Grotteske mit Engelsköpfen und Engelsfiguren in sinniger Mannichfaltigkeit; in der Vertiefung mehrere Darstellungen aus dem Paradiese, nämlich: Gott schafft Eva aus einer Rippe Adams; Gott warnt die ersten Menschen vor der Frucht des verbotenen Baumes; Eva reicht Adam den Apfel; die ersten Menschen fliehen aus dem Paradiese; Kain erschlägt den Abel mit einem Eselskinnbacken. Darüber die Inschrift: Genes. II. und Genes III. Dieses Taufgefäß gehört zu den schönsten Productionen jener Zeit und ist in jeder Hinsicht als große Seltenheit zu betrachten. Der Styl der Zeichnung, sowohl der Verzierungen, als der bildlichen Darstellungen, ist ganz im Geiste des Primaticcio und Rosso. Die Gemälde dürften zum Theil Copien seyn; wenigstens ist die Schöpfung der Eva offenbar nach einem Kupferstich des Lukas van Leyden, wobei jedoch merkwürdig ist, wie der Künstler Lukas van Leyden in den Styl der Fontainebleau'er Schule zu übersetzen wußte. Ob in den andern Vorstellungen ebenfalls dieser Meister nachgeahmt ist; können wir nicht sagen, da uns seine Kupferstiche nicht zur Hand sind.

Nr. 2, 3, 4, 5. Vier Tafelaufsätze mit Malereien aus der Geschichte der Psyche mit wenigen Abänderun-

gen nach Raphaels Zeichnungen copirt. Von höchst gefälliger Form, sehr flache Schüsseln mit hohem Fuße. Nr. 2. und 3. hat eine Höhe von 3½ Zoll und eine Breite von 9 Zoll, Nr. 4. und 5. eine Höhe von 4 Zoll und eine Breite von 11 Zoll. Die Verzierungen des Fußes und der äußern Fläche der Schaale sind sich bei allen ziemlich gleich, ebenfalls Arabesken und Grotteske in der mannichfaltigsten Abwechslung. In Nr. 2. wählte der Künstler zur Verzierung der inneren Fläche aus den Raphaelischen Vorstellungen diejenige, wo Venus von der Taube gefolgt und von den Meergöttern begleitet auf Delphinen über das Meer dahinfährt; in Nr. 3. diejenige, wo Psyche vor der Venus mit Ruthen gezüchtiget wird; in Nr. 4. diejenige, wie sie von Merkur in die Götterversammlung vor Jupiter geführt wird, der den Fuß auf eine Weltkugel aufsetzt; in Nr. 5. endlich die Hochzeit der Psyche. Zu beiden Seiten Jupiters, Hebe und Psyche, Horen streuen Blumen über die Götter-Tafel. Zeichnung und Ausführung sind auch hier sehr lobenswerth, ob gleich bei dem Taufgefäße jene strenger und diese fleißiger genannt werden darf.

Hiezu kommen endlich Nr. 6. und 7: zwei Tafelaufsätze mit Deckeln, gleichfalls von der gefälligsten Form, mit breiten, flachen Schalen und hohem Fuße. Die ganze Höhe 9 Zoll, die Breite 6½ Zoll, beide mit R. M. bezeichnet und mit Arabesken und Grotteske verziert. Nr. 6. zeigt auf der Basis des Fußes die Thaten des Herkules, seine Geburt, den Kampf mit der Lernäischen Schlange, dem Nemäischen Löwen und die Aufrichtung der Säulen, die seinen Namen tragen; auf dem Mittelstück des Fußes mehrere Flußgötter; in der innern Fläche der Schaale inwendig Neptun mit dem Dreizack und Viergespann, am Rande umher den Triumphzug Neptun's und Amphitritens, von vielen Meergöttern und kämpfenden Zentauren umgeben. Die innere Fläche des Deckels ist zwischen Arabesken mit Engeln bemalt, welche musikalische Instrumente behandeln, die äußere mit einem sehr reichen Triumphzuge Dianens, die nicht nur hinten auf ihrem Wagen Amor und Psyche gefesselt mit sich führt, sondern sie auch noch durch eine Nymphe hinter dem Wagen mit gebundenen Händen hinter sich herführen läßet. Der Deckel ist am äußersten Rande, da wo keine Malerei befindlich ist, an einer Stelle ein Bischen gerieben worden, so daß ohngefähr ¼ Zoll groß das blanke Metall sichtbar ist. Außerdem ist dieser Tafelaufsatz, wie die Uebrigen alle, völlig unversehrt. Nr. 7. bietet mit Ausnahme des Mittelstückes am Fuße, auf welchem der Kampf des Centauren und Dejanira abgebildet ist, durchaus Darstellungen aus Josephs Geschichte; in der innern Vertiefung der Schaale: Pharaos Traum. Er liegt auf dem königlichen Bette und neben demselben erblickt man die fetten und magern Kühe; am innern Rande: Joseph wie er die Magier beschämt und Pharao den Traum auslegt, dann wie der König ihn durch einen Triumphzug vor seinem ganzen Volke ehrt; endlich an der Basis des Fußes und an der äußern Fläche des Deckels die wegziehenden Brüder mit den Maulthieren und Säcken, das Durchsuchen der Säcke und wie Benjamin wegen des wiedergefundenen Geldes von Joseph zur Rede gestellt wird. Die Zeichnung und Ausführung ist besser als bei den vier vorigen, und verräth gleichfalls den Einfluß und die Schule des Primaticcio und der übrigen sich damals zu Fontainebleau aufhaltenden italienischen Künstler.

Wir haben hiermit den Lesern Gegenstände einer ziemlich seltenen Kunstgattung beschrieben, von welchen wir sehr bedauern würden, wenn Nürnberg nicht mehr lange in seinem Besitze bleiben sollte; denn auch diese Limosins stehen, wie wir hören, zum Verkaufe.

Nürnberg.

R. et L.

Leipzig.

Katalog von Kunstsachen und Büchern, welche in der Anstalt für Kunst und Literatur (R. Weigel) in Leipzig, Grimmaische Gasse Nr. 578 vorräthig oder durch dieselbe besorgt werden. Zeichnende Künste und ihre Literatur. Erste Abtheilung. 1833.

Dieß Verzeichniß bietet den Kunstfreunden eine reiche Auswahl von artistischen Schriften, Kupferwerken, Büchern mit Kupfern und Holzschnitten ausgezeichneter Künstler, und besonders von Kupferstichen, Lithographien und Handzeichnungen berühmter Meister; zugleich auch die Sicherheit, solche um die beigesetzten Preise durch die Anstalt des Herrn Weigel sich verschaffen zu können.

Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot ist so eben erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu haben;

Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände, deren Ausführung beabsichtigt wurde, bearbeitet und herausgegeben von Schinkel. Neunzehntes Heft. 3 Thlr.

Auch mit dem Titel:

Sechs Entwürfe zu einem Denkmale für Friedrich den Großen; entworfen und herausgegeben von K. F. Schinkel. 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 21.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 12. März 1833.

Kunstliteratur.

A. Wendt: Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte ꝛc.

(Fortsetzung.)

Folgen wir dem Verfasser auf seinem Wege.

Die Einleitungsperiode der Kunst, welche er auch als vorgriechische bezeichnet, soll nach seiner Meinung darin ihren Charakter behaupten, daß der Geist gleichsam noch überwältigt von der Anschauung der Natur, den in ihr geahneten höheren Eindruck wieder zu geben strebt, daher der Ausdruck selbst noch ein ungemessener, unbestimmter sey. Zuvörderst ist dabei schwer abzusehen, wie jene Ueberwältigung oder Betäubung, da sie ursprünglich nur in einer momentanen Erregung durchdringt, den Gehalt hergeben kann für einen dauernden Zustand, wie ihn die Rundung einer Periode voraussetzt, werde sie auch bloß als Eingang zu einem größern Ganzen betrachtet. Entweder schöpft der Geist, ergriffen, niedergeworfen, erdrückt von dem maaßlosen Reichthume der Natur, wirklich Stoff für seine spätern Schöpfungen, oder er geräth bloß in erschütternde Berührungen, in unruhige Schwingungen, die kein Gesetz der Ordnung verknüpft und die daher auch keine bleibende Spur zurücklassen. — Im ersten Falle aber, wo er aus den stürmischen Eindrücken irgend etwas Wesentliches festhält, in der Folge weiter verarbeitet, ist er deßhalb auch schon gewissermaaßen der unsichtbare Träger der Erscheinungen, indem er das Empfangene selbstthätig befruchtet und es seiner besondern Weise zubildet. Ueberhaupt bedingt jener Prozeß der Ueberwältigung ein stärker erwachtes Bewußtseyn, als der Verfasser anzunehmen scheint. Der Mensch kann sich nicht eher in dem Drange der äußern Dinge machtlos verlieren, bis er sich vorher auf irgend eine Art und bis zu einem gewissen Punkte selbst gefunden hat. Darum dürfte denn auch der Charakter jener Einleitungsperiode, um ein Beispiel anzuführen, der Anschauungsweise der Indier wenig zusagen, bei denen Idealismus und Realismus in den Formen der Spekulation, des Gefühls, der Einbildungskraft völlig aufgingen, so weit die Spuren ihres geschichtlichen Daseyns zurückreichen. Was zum Behufe der vorgriechischen Periode aus ihren Bauwerken geschlossen wird, dient erst im Zusammenhange mit der gesammten geistigen Entwicklung zu einer gültigen Nachweisung.

Dieselbe Neigung zu einem beliebigen Trennen des Innern und Außern blickt bei der Deduction der zweiten Kunstperiode, der klassischen oder griechisch-römischen durch. Um dem Verfasser durch den Schein einer willkührlichen Auslegung nicht Unrecht zu thun, mag er selbst das Wort nehmen. „Mit weiter fortschreitender Ausbildung, so sagt er, entfaltet sich das Ideale zu größter Klarheit und tritt somit auch als Bestimmtes in die äußere Erscheinung ein, in welcher es seinen vollkommen angemessenen klaren Ausdruck findet. Der Geist hat sich gesammelt von dem betäubenden und das Bewußtseyn überwältigenden Eindrucke, er findet nach außen strebend in der bestimmten Gestalt sein Gegenbild, in welchem er sich ganz verkörpert. Um diese Periode noch genauer zu bezeichnen, könnten wir sie vorläufig diejenige nennen, in welcher das Ideal der Kunst sich vornehmlich in den festen bestimmten Gestalten des Aufsenlebens vollendet hat, oder mit kürzern Worten: die Periode der vorherrschenden Vergötterung des Geistigen, auch wohl in der Schulsprache die Periode des vorherrschenden Realismus in der Kunst genannt. Kehrt nun der nach außen strebende Geist in sich selbst zurück, so nimmt auch die Kunst diese Richtung an; sie nimmt das Leibliche in das Geistige auf und vergeistigt das Körperliche. Der Geist erhebt sich wiederum über das Leben der Natur, es erweitert sich die Idee zum Begriffe des ewigen Geistes, der in Natur und Menschenwelt sich beurkundet, und es erscheinen nun die Formen, in welchen der Geist darstellt, als Gestalten und Veränderungen seines innern Lebens, und die Kunst vorherrschend als fortgehende Offenbarung dieser innern Welt. Es ist dieß daher die Periode, in welcher die Vergeistigung des äußern Lebens vorherrschend wahrnehmbar ist.“

Die Idee des griechischen Heidenthums schöpft der Verfasser, wenn man seine hier und anderswo geäußerten Vorstellungen verbindet, beinahe ausschließend und deßhalb etwas einseitig aus den Werken der Plastik, wonach es ihm nichts weiter ist als die Vergötterung des Naturlebens, im vollkommensten Gleichgewicht zwischen Idee und Form. Weist aber die spätere Blüthe der Plastik nicht auf einen ursprünglichen Keim der Phantasie hin, aus dem jene gerade so und nicht anders hervorwachsen mußte? Und war derselbe also nicht im Bildungstriebe der Poesie aufzusuchen, unabhängig von den Schöpfungen der Plastik, da diese bloß den nothwendigen Wiederschein seiner stillen, längst vorausgegangenen Entwicklung bildeten? Verkörperung des Geistigen und Vergeistigung des Körperlichen; oder wie der Verfasser sagt, des äußern Lebens, sind ferner aber in jeder urkräftigen Poesie schlechthin verschmolzen, sie machen gleichsam in der Werkstätte der schaffenden Phantasie einen untheilbaren Akt aus, den die nachschleichende Reflexion fälschlich zu einem doppelten ausprägt, haftend an dem Unterschiede des Aeußern und Innern, der doch gerade durch den eingelegten Bezug auf die Seite gestellt werden soll. Weder das Eine noch das Andere läßt sich in fortlaufender Absonderung dergestalt ausweisen, daß es einen standfesten Gegensatz zwischen antiker und moderner Kunst bilden könnte, auch dann nicht, wenn die an sich selbst verzweifelnde Theorie mit den Palliativmitteln des Plus und Minus nachhelfen will; (S. 14). Und wie mag Jemand die sittlichen Verhältnisse und Tendenzen der griechischen Kunst neben so vielen andern Ahnungen des Höhern und Höchsten aus den Schranken des reinen Außenlebens ableiten? Wenn die abgeschlossene realistische Seite bei Ehren bleiben soll, so gibt es für sie schwerlich ein anderes Rettungsmittel als das Ableugnen der widersprechenden Erscheinungen, die ihr so gröblich die Rechnung verderben.

Soviel Ref. einzusehen vermag, liegt das Princip der griechischen Kunst im durchgreifenden Ausdruck der menschlichen Individuation und zwar nach allen Richtungen hin, wo sich jene mit einem besondern Nachdrucke geltend machte. In demselben Maaße als die griechische Individuation begränzt ist, zieht sich auch die griechische Kunst im Allgemeinen zurück, so z. B. auf dem Gebiete der Landschaftmalerei und des Romans, welch letztern sie erst ziemlich spät pflegte und nie mit großem Erfolge. Da sie unmittelbar auf der Grundlage menschlicher Individuation beruhete, zog sie die Götter in ihre Nähe heran, so weit es der natürliche Abstand erlaubte, während sie dagegen von gewissen Seiten der Außenwelt die Augen verschloß, wie in geheimer Besorgniß, durch ein tieferes Hinschauen die Rechte des reinpersönlichen Daseyns zu schmälern. Mit dem Gesetz menschlich-schöner Individuation hängt der Versuch zusammen, die Originalität der griechischen Kunst an den Perioden des menschlichen Lebensalters zu erläutern, wohl gar abzumessen, ein indirekter Beweis für die Macht des vorgenannten Princips, sollte der baare Gewinn zuletzt auch nur auf ein schönes Gleichniß ausgehen? Wie dürftig es um die Idee des antropomorphischen Polytheismus steht, wenn ihr nicht eine reiche Individualität den Nahrungsstoff zuführt, zeigt die Geschichte der römischen Kunst, woraus sich unbedenklich der Schluß ziehen läßt, daß die äußerliche Gemeinschaft des religiösen Elements keineswegs hinreicht, dem Charakter der Kunst ein gleiches Gepräge aufzudrücken. Wird die Persönlichkeit jener beiden Völker als die Are angenommen, um welche sich die Kunst im Medium eines ziemlich gleichartigen Polytheismus bewegt, so erklären sich ohne Schwierigkeit alle Unterschiede der zurückgelegten Bahn, wobei noch immer die Frage übrig bleibt, ob nicht der römische Cultus vor allem Anfang auf seinem dunkeln Hintergrunde eine härtere Färbung des Nationalcharakters trug als in den späteren Formen zu erkennen ist.

Die Grundansicht der christlichen Kunst setzt der Verfasser mit vollem Recht in die Einheit des Göttlichen und Menschlichen, vermittelt durch die Person des Erlösers. Es wird darüber viel Treffendes gesagt, auch in Beziehung auf den germanischen Stammcharakter (S. 133 u. f. w.), so wie über die Richtung, in welcher sich die christliche Kunst ohne Gefahr für ihre Selbstständigkeit der heidnischen anschloß. Häufig wird dieß Anschließen bloß als eine äußere Thatsache betrachtet, als der sichere Anfangspunkt, von dem der Faden der christlichen Kunstgeschichte abzuwickeln sey. Es ist längst bemerkt worden, zuerst wohl von Gibbon mit überraschender Schärfe, wie das Heidenthum, besonders das römische Kaiserreich, das politische Becken gewesen sey, aus dem der Springquell des Christenthums unermeßliche Kräfte gesammelt habe. Sollte es nicht endlich an der Zeit seyn, das frühste Anschließen der christlichen Kunst an die heidnische, auf den Spuren jenes unaufhaltsamen Uebergangs, rückwärts bis zu ihren innern, verborgenen Gründen zu verfolgen, damit es begreiflich würde, wie die Präformation des Weltzustandes auch von dieser Seite die nächstfolgende Periode ausgebähren half? Eine intrikate, undankbare, nichtsnutzige Bemühung, werden die Realisten lachend sagen. Unser Verfasser denkt anders; er meint, daß Vernunft in der Geschichte seyn müsse, natürlich nicht in dem Sinne, wie journalistischer Witz Hegels Wort ausgelegt hat: Alles Wirkliche ist vernünftig. Darum durfte er denn aber auch die Kunst im Laufe der Weltgeschichte vor jener unheimlichen Stelle nicht spornstreichs vorüberführen, er mußte vielmehr als Philosoph ehrenhalber

ein wenig einhalten und bei den höchsten Ortsobrigkeiten vorsprechen.

Der Ausgang des Christenthums von Palästina her verschmolz zwei fast getrennte Principien, das orientalische und occidentalische, zu einem höhern Bewußtseyn (S. 140). Es scheint übrigens, als werde der orientalische Einfluß hauptsächlich (141) auf die Einwanderung der germanischen Völker aus dem Morgenlande beschränkt. Wie dem nun auch seyn mag, so ist von einer andern Seite so viel gewiß, daß der jüdische Monotheismus in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung darüber nicht zu vergessen ist. Warum derselbe vermöge seines nationalen Particularismus der bildenden Kunst entgegen strebte, nicht bloß zur Abwehr gegen den Polytheismus, sondern selbst mit Hülfe der Poesie, welche die gesammte Phantasie des Volks in Beschlag nahm und dessen Daseyn mit wunderbarer Schärfe umschrieb, ist vielleicht gehörigen Orts nicht bestimmt genug ausgesprochen worden.

Ein anderer Punkt, Plan und Ausführung betreffend, greift ungleich tiefer in das Interesse des Gegenstandes ein. Um die Kunst im Laufe der Weltgeschichte wirklich als ein Ganzes nach ihrem innern und äußern Zusammenhange aufzufassen, nicht bloß dem Namen nach, reichte es unmöglich hin, jeder Periode einige allgemeine Bemerkungen voranzustellen und dann die integrirenden Theile der Aufgabe in getrennten Linien nebeneinander fortzuführen. So ist der Verfasser trotz seines philosophischen Anlaufs im Gange der Erzählung doch wieder auf den alten Fahrweg gerathen, den er verlassen zu haben meint. Zwar wirft er öfters von dem einen Kunstgebiete Blicke in benachbarte Gegenden, aber dieses gelegentliche Zusammenfassen des Verwandten ist weit entfernt, dem Leser eine Idee, ja auch nur eine Andeutung der vielfachen Verschlingungen zu geben, in deren Mitte die Kunst lebt und webt. Und doch will es scheinen, als lasse sie sich nur unter solchem Gesichtspunkte als ein weltgeschichtliches Ganzes begreifen. Für diesen Zweck die richtige Methode zu finden, dürfte ein Meisterstück der historischen Kunst seyn. Um so weniger wollen wir es dem Verfasser verargen, daß er für seine Bequemlichkeit sorgte, an welcher die gebildeten Leser aller Klassen sicherlich mit Vergnügen Theil nehmen werden. Zur allgemeinen Bezeichnung des beobachteten Verfahrens genügt es, den Grundriß der klassischen Kunst etwas näher zu berühren.

An der Spitze steht die Plastik, ihr zur Seite die Baukunst, neben welcher die Tanzkunst eingeschoben ist, gelehnt an die Poesie, die der verschwisterten Tonkunst die Hand reicht, worauf die Malerei als Schluß des ganzen Gemäldes erscheint. In systematischen Werken geht gewöhnlich die Architektur der Plastik und Malerei voran, da die beiden letztern nach dem Gange der Natur zum Dienste der erstern berufen sind. Unser Verfasser hat eine andere Ordnung gewählt. Nach dem Dafürhalten des Ref. sollte die Poesie den Zug eröffnen, vorgeführt von Homer, auf dessen Dichtungen Plastik und Malerei ruhen, wie die Himmelskugel auf den Schultern des Atlas. Damit stimmt die Aeußerung überein (S. 103), der zufolge die Poesie weniger eine besondere Kunst ist, als vielmehr der in seinem unmittelbaren Elemente sich äußernde Geist der Kunst überhaupt. Da aber der Verfasser das Princip des Heidenthums zunächst und beinahe ausschließend aus der Plastik der Griechen geschöpft hat: so stellte er vermuthlich eben dieselbe deshalb voran, um die Richtigkeit jener Darstellung sofort an dem bequemsten Beispiel zu erhärten. Wie die Sache der Ausführung nun einmal steht, ist übrigens völlig gleichgültig.

In Betreff des historischen Theils wird es an einigen Bemerkungen genügen, die der Kürze wegen bloß auf die Plastik und Malerei der Griechen zu beschränken sind. Auf dem Felde der Architektur hat die Geschichte der Baukunst von Stieglitz zum alleinigen Führer gedient. Ueber den Unterschied der griechischen und römischen Kunst kommen mehrere eingreifende Andeutungen vor. Hierauf wird die Periode des Aufstrebens und der Befreiung der Kunst unterschieden, in welcher der Geist noch vorwaltet und mit der Masse um die Form ringt, dann eine Periode der freien Kunst, in welcher der Geist die Form völlig durchgedrungen hat; und endlich eine Periode, in welcher die Form vorherrscht über die Idee. Nach dem Beispiele des großsinnigen Winckelmann hat man bekanntlich lange Zeit hindurch, zum Theil bis in die letzten Tage, die Kunstperioden nach dem Maaßstabe des Styls eingetheilt, wodurch ihr Verlauf nothwendigerweise ein epithetisches Ansehen erhielt. Die wandelbare Substanz der Kunsterscheinungen an den Beiwörtern hoch, schön, anmuthig und ähnlichen festzuhalten, ist etwas mißlich; es thut sich dabei ein Verstreck von Schwierigkeiten auf, gegen welches jene beabsichtigten Trennungen sammt ihren Accidenzen kaum überall Stich halten dürften, sobald die Untersuchung ins Einzelne geht. Obiger Versuch der Abgränzung empfiehlt sich auf den ersten Blick ungleich mehr; ein Centrum der freien Kunst, und dazu eine linke und rechte Seite, ist ohne Zweifel eine höchst eurythmische Anordnung, wie es scheint ein Prachtstück aus der Architektonik der Vernunft. Nur erweckt das angebliche Vorwalten des Geistes in der ersten Periode einige Bedenklichkeiten; der Ausdruck ist, näher besehen, vielleicht mehr aus Liebe zur Symmetrie, der fortlaufenden Gedankenreihe, als aus dem Verhältnisse der Sache selbst hervorgegangen. Denn ein Vorwalten des Geistes, das dennoch

die rechte Form nicht finden kann: verräth es nicht mehr Schwäche als Ohnmacht? Es kommt in werkthätiger Beziehung fast wie ein Widerspruch heraus. Schöpft denn — von diesem wesentlichen Punkte möchte zuletzt die Entscheidung der Frage abhängen — bestimmt denn die Kunstanschauung, welche hier ganz allein in Betracht kommt, das Maaß des aufgewendeten Geistes nicht immer und überall aus der Form? Gibt es einen andern statthaften Weg, als von außen nach innen zu dringen und so das Walten des Geistes auf seiner materiellen Basis in seinem sichtlichen Durchbruche zu umfassen?

(Der Beschluß folgt.)

Neue Kupferwerke.

Original-Ansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmäler alter und neuer Zeit. Nach der Natur aufgenommen von Ludwig Lange, Architekt und Zeichner, in Stahl gestochen von Ernst Rauch, Kupferstecher, im Verein mit Carl Rauch und andern deutschen Künstlern, mit einem artistisch-topographischen Text begleitet von Dr. Georg Lange. Darmstadt, Verlag von Gustav Georg Lange 1832. gr. 4. Erstes Heft. Frankfurt a. M. (Subscriptions-Preis 8 Gr. sächs. oder 36 kr. rheinisch).

Die Herausgeber haben diesem Werke eine ausführliche Ankündigung vorangehen lassen, worin dasselbe in Verbindung tritt mit einer Geschichte der vornehmsten Städte in Deutschland von Dr. Georg Lange. Hieraus ergibt sich schon, daß es keine bloße Vendute-Sammlung werden soll, wie wir deren an den Sceneries und Picturesque Tours der Engländer so viele besitzen, sondern aus einem historischen Gesichtspunkte gearbeitet ist. Die Herausgeber haben nämlich nicht sowohl die neueste Gegenwart als die Spuren der Vergangenheit im Auge, und suchen mit dem Ueberblick der merkwürdigsten Gebäude zugleich Andeutungen der frühern Geschichte zu geben. In dieser Beziehung kann die Verbindung beider Werke nicht anders als zum Vortheil eines jeden einzelnen gereichen, wie denn schon in dem vorliegenden Hefte die älteren Merkwürdigkeiten von Frankfurt am Main sowohl durch die Ansichten als durch den Text auf eine dem Umfang und Zweck entsprechende Weise charakterisirt sind. Die Städte- und Dom-Ansichten sollen zwölf Hefte ausmachen, wovon die Städte Würzburg, Bamberg, Regensburg, Augsburg, München, Landshut und Passau, jede ein Heft oder vier Ansichten auf zwei Blättern, erhalten, eines für den Kölner und Ulmer Dom, ein anderes für den Regensburger und die St. Stephans-Kirche in Wien, und zwei für die Stadt Nürnberg bestimmt werden. In diesem Plane haben die Herausgeber freilich bloß Süddeutschland berücksichtigt, und auch hier fehlt noch Manches zu einer vollständigen Uebersicht des Merkwürdigsten. Betrachtet man indessen das vorliegende Heft als eine Probe von dem angekündigten, so wird man auch mit dem eingeschränkteren Plane zufrieden seyn, sofern derselbe mit eben so viel Geschick und Gewissenhaftigkeit ausgeführt wird als er begonnen ist. — Herr Ludwig Lange bewährt sich in den vier Ansichten von Frankfurt als ein gewandter und geistreicher Zeichner, der seine Standpunkte eben so historisch bedeutsam als malerisch günstig zu nehmen weiß. In dieser Hinsicht zeichnen sich besonders die drei Hauptansichten aus: Frankfurt von der untern Seite des Mains, die Zeile, von der Hauptwache aus gesehen, und der Römerberg, von der Gegend des Fahrthors. In der Uebersicht, welche, von dem Barfüßer Kirchthum aus, den Dom und einen Theil der Altstadt sehen läßt, hat der Anblick der Stadt, durch Mangel an günstiger Beleuchtung, etwas Eintöniges erhalten. Jedoch entschuldigen wir diesen kleinen Mangel immer weit lieber als den entgegengesetzten Fehler der willkührlichen und grellen Contraste, dessen sich so häufig die Engländer schuldig machen, und welcher jetzt leider von französischen und deutschen Vedutenmalern, Zeichnern, Stechern und Lithographen schon zum Ueberdruß nachgeahmt wird. Denn auch in der Auffassung der Licht- und Lufteffekte muß der Vedutenzeichner seine Treue und Wahrheitsliebe bewähren, nicht aber einem manierirten Effekt zu Liebe das milde deutsche Licht durch einen dunkeln nordischen Himmel zu verstärken oder das düstere Ansehen alter Gebäude durch südliche Glorien zu heben suchen. Nicht minder zu loben sind auch die beiden Stecher Ernst und Carl Rauch, deren jeder zwei Ansichten in Stahl gestochen haben; jener, schon seit längerer Zeit und besonders durch die vortrefflichen Blätter, die er zu dem Boisserée'schen Werk über den Dom von Köln geliefert, als architektonischer Stecher ausgezeichnet, dieser seinem Bruder auf eine nicht unwürdige Weise nacheifernd, obgleich er ihn an Klarheit und geistreicher Freiheit der Behandlung noch nicht erreicht. Der Stahlstich besitzt eine Zartheit und einen malerischen Reiz, welcher für Gegenstände dieser Art ganz besonders geeignet ist, und wir zweifeln nicht, daß unsere beiden Künstler, von einem so talentvollen Zeichner unterstützt, sich bald den vorzüglichsten englischen Stechern dieser Art an die Seite stellen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 22.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 14. März 1833.

Johann Adam Klein's Gemälde, Handzeichnungen und radirte Blätter in der Hertelschen Kunstsammlung zu Nürnberg.

Die bedeutendste Privatsammlung in Nürnberg besitzt gegenwärtig Herr Kaufmann und Handelsgerichts-Assessor Jakob Hertel, und es kann dieselbe um so mehr ein Ersatz für so manche andere frühere, im Laufe der Jahre wieder zertrümmerte Sammlung genannt werden, als der Besitzer mit seltener Zuvorkommenheit ihre Schätze Einheimischen und Fremden zur Beschauung und zum Genusse darbietet. Eine, wenn gleich kurze, doch sehr belehrende Uebersicht über diese Collection, wie sie im Jahre 1825 bestand, liefert das zweite Heft des „Sammlers für Kunst und Alterthum in Nürnberg" S. 90. und wir begnügen uns, obgleich die dort aufgeführten Kunstschätze sich unterdessen um's Doppelte vermehrt und namentlich einen bedeutenden Zuwachs an ältern Kupferstichen, so wie an Oel- und Glas-Gemälden gewonnen haben, auf jenes Heft hinzuweisen, indem wir zuversichtlich hoffen dürfen, es werde der Sammler selbst seinen frühern Bericht in Bälde ergänzen. Besonders lobenswerth mag es erscheinen, daß Herr Hertel vorzüglich auch auf Werke lebender hiesiger Künstler Rücksicht genommen hat und auf solche Weise manchem unsrer trefflichen Künstler willkommene Beschäftigung bietet. Man findet bei ihm die schönsten Gemälde von Klein, Kreul, Fues, die meisten Glasmalereien von Sauterleute, die bedeutendsten Handzeichnungen von Wilder, Wießner, Walther u. v. a. Wir glauben den Lesern des Kunstblattes einen willkommenen Dienst zu erweisen, wenn wir dießmal über die Gemälde, Handzeichnungen und radirten Blätter von J. Adam Klein, welche sich in der Hertel'schen Sammlung befinden, einen etwas umständlicheren Bericht geben.

Klein ist als Maler und Kupferätzer zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, über sein Talent ausführlich zu sprechen. Er ist eigentlich Thiermaler, und wenn er gleich in der Darstellung der Pferde das Vorzüglichste leistet, so behandelt er doch die verschiedenartigsten Thiergattungen mit gleicher Meisterschaft. Er versteht es, die Natur aufs getreueste aufzufassen und verbindet mit dem sichern und schnellen Blicke des Beobachters tiefes Studium der Anatomie. Die Zeichnung ist überall sicher und wahr. Durch diese Vorzüge zeichnet er sich vor vielen andern aus, auch wenn sie lebhafteres Talent und eine regere Phantasie haben mögen. Niemals sprechen den Künstler die schiefgerechten Stellungen der Pferde, oder die Schönheit der einzelnen Racen an, er gibt wahr und treu die treue Natur und Wirklichkeit. Mit der Darstellung der Thiere und Thiergruppen verbindet er zugleich höchst gefällige Darstellung der Landschaften und er hat es auch in der Art, meist reine Wirklichkeit zu geben, ohne daß er jedoch übersiehet, die schönsten Parthien und Ansichten auszuheben und sie mit dem Ganzen in Harmonie zu bringen. Nicht nur enthalten seine meisten Bilder wirkliche Prospekte, sondern fast jeder Baum und Stein ist Nachbildung der Wirklichkeit und ließe sich in seinen Studienbüchern nachweisen; ja sogar die Luft hat er meist von seinem Fenster aus sogleich nach der Natur in seine Bilder hineingemalt. Dabei ist die Ausführung eben so sorgfältig, als fleißig; die Bäume sind so behandelt, daß man nicht nur in den Blättern, sondern auch in den Stämmen und Aesten, selbst dann noch, wenn man die Blätter hinwegnehmen würde, die Gattung genau erkennen kann. Eben so dürfte es dem Botaniker nicht schwer werden, in den Vordergründen die einzelnen Pflanzen zu benennen, so wahr und sorgfältig sind sie ausgeführt.

Die Gruppirungen sind in der Regel bei ihm einfach und ungesucht, so wie man sie täglich wahrnehmen kann; die Gruppen sind sehr gut vertheilt und es entsteht nie eine Verwirrung auf seinen Bildern. Als besonderer Vorzug mag es gelten, daß sie in der Nähe, wie in der Ferne gleich anziehend und klar sind. Der Künstler hascht nicht nach Effekten, was man heut zu Tage so gerne der englischen Schule nachahmt; er weiß übrigens durch gehörige Abstufung der Töne, durch öfter angebrachte leichte Wolkenschatten die Gründe hinlänglich

zu trennen, und gehörige Tiefe in seine Ansichten zu bringen. Schwarze Schatten findet man in seinen Gemälden nie; sie sind alle klar und durchsichtig, ohne dem Lichte zu schaden. Die Führung des Pinsels verräth überall eben so viel Liebe als Fleiß, ja in Nebenparthien dürfte bisweilen wohl zu viel angewendet seyn. Hie und da möchte ein Gemälde noch gewinnen, wenn die Nebenparthien mehr untergeordnet und auf die Haupt- und Lichtparthien die vorzugsweise Sorgfalt gewendet worden wären. Hie und da mag der Malerei der Vorwurf der Glätte gemacht werden, hie und da auch etwas mehr Wärme des Colorits zu wünschen seyn, doch finden sich diese Mängel nur selten und nur theilweise, und auch die Malerei verdient alles Lob.

Die Hertel'sche Sammlung enthält 12 Oelgemälde, ohngefähr 300 Handzeichnungen und eben so viel radirte Blätter von unserem Künstler. Wir führen die erstern namentlich auf und beschreiben sie vollständig.

Nr. 1 und 2. Zwei kleinere Bilder aus dem Jahre 1824, folglich aus einer Zeit, wo der Künstler die ungemeine Sicherheit noch nicht hatte, welche seine spätern Werke auszeichnet. a) Die Ruinen der Bäder des Diocletian in Rom, vor welchen ein Mann mit einem Ochsenkarren vorbeifährt. Vorne stehet ein Maulthiertreiber mit drei beladenen Maulthieren und einem Hund; rechts im Vordergrund liegen zwei Ziegen bei einer zerbrochenen Porphyrsäule unter einigen Pflanzen und Kräutern. b) Eine Scene auf dem Volksfeste in München. Bei einer Bretterhütte auf einem Faß sitzt ein Reitknecht, welcher zwei Pferde am Zaum hält, und erquickt sich mit einem Trunk Bier. Auf der rechten Seite füllt eine Kellnerin einen Krug aus einem Fasse; hinter der Hütte auf Bänken trinkende Soldaten mit Mädchen; in der Ferne München mit den Frauenthürmen; im Vordergrund bei einem Fasse ein sitzender Hund. Trefflich ist in beiden Gemälden der Gegensatz der italienischen und deutschen Natur aufgefaßt; das erste ist in der Malerei etwas hart und glatt, vollkommene Haltung und sehr guten Ton zeigt das zweite; Mittel- und Hintergrund sind vorzüglich schön; meisterhaft dürfen die beiden Handpferde genannt werden.

Größere Meisterschaft und Sicherheit verräth durchaus schon: Nr. 3. vom Jahre 1826. Ein ungarischer Schiffszug auf der Donau mit acht Pferden und sechs Reitern, welche Halt machen. Auf dem vordern Schimmel sitzt ein kleiner Junge, nach den zwei hintern Reitern sich umsehend, der neben ihm befindliche ist vom Pferd abgestiegen, die übrigen sind alle, von vorne abgesehen, stark verkürzt. Im Vordergrunde liegt ein alter Baumstamm unter Nesseln und Gesträuchen, dabei steht ein kleiner, gelber Spitzhund. Die Luft ist mit einer aufsteigenden glänzenden Gewitterwolke ausgefüllt. Dieses Bild zeichnet sich durch den gelungenen Effect, die Harmonie und Tiefe der Farben und die größere Freiheit des Pinsels vor den beiden aus.

Nr. 4. Neun verschiedenfarbige Pferde, worunter sich ein Falbe im Vordergrund besonders auszeichnet, ziehen mit großer Anstrengung ein Schiff die Donau aufwärts und werden von fünf Fuhrknechten eifrig angetrieben. Im Hintergrund sieht man einen Theil des Städtchens Dürnstein in Unteröstreich und die Ruine des Schlosses Spitz auf waldigen Gebirgen; rechts im Vordergrund liegen zwei Eichenstämme, links erblickt man einen den Pferden voranspringenden Hund. Die Luft ist stark bewölkt und regnigt. Die Zeichnung der Pferde, die Mannichfaltigkeit der Bewegung in Thieren und Menschen ist trefflich, das Colorit kräftig, die Harmonie der Farben sehr gut gelungen, der Effekt wohl zusammengehalten. Der Ton des bewegten und regnigten Himmels ist durch die ganze Landschaft sorgfältig durchgeführt, im Vordergrund erscheint alles noch regenfeucht.

Nr. 5 und 6. Zwei Nürnberger Landschaften: a) eine heimziehende Viehheerde bei Mögeldorf vom Jahr 1827. Bei einigen abgeschälten Weidenbäumen an einem Zaun ziehen mehrere Kühe vorbei nach dem Wasser. Die Hauptgruppe im Vordergrund bildet eine weiß und schwarz gefleckte Kuh mit dem Kalb, daneben eine trinkende braungefleckte, eine brüllende dunkelbraune, zwei Ziegen und ein Zicklein, hinter denselben ein paar kämpfende Kühe und ein Stier mit andern in einer Staubwolke. Rechts im Mittelgrund weidet ein anderer Hirt einige Schaafe auf dem Wiesengrunde, im Hintergrund das freundliche Mögeldorf auf einer Anhöhe und dahinter der Moritzberg. Der Himmel ist gegen den Horizont trübe und bewölkt. b) Ansicht des Schlosses Gleishammer bei Nürnberg vom Jahr 1828. Im Vordergrunde treibt der Hirtenjunge eine weiße und zwei braune Kühe durch den Teich, mehrere andere gehen etwas entfernter mit dem Stiere über eine Brücke. Im Mittelgrund das Schloß, mit Eichen und Pappeln umgeben, sich im Wasser spiegelnd. Ueber dem erhöhten Ufer zeigt sich ein Theil der Stadt mit der Burg in der Abendbeleuchtung. Die Luft ist leicht bewölkt. Beide Gemälde sind trefflich gedacht, die Thiere ausgezeichnet, die Landschaften überaus anziehend. In dem zweiten dürfte der Vorder- und Mittelgrund sich etwas mehr abheben.

Nr. 7. Die Ruine des Bergschlosses Emmerberg bei Wienerisch Neustadt, mit dem Schneeberg und der sogenannten langen Wand im Hintergrund, vom Jahr 1829. Aus dem noch von Landleuten bewohnten Theil der Burg ziehet eine Schaafheerde zum Thor hinaus nach dem Thal zu. Im Vordergrund weiden mehrere

Pferde und Schaafe. Ein Hirtenknabe ſteht an einer abgeſtorbenen Buche und bläſt auf der Flöte, während ihm ein Mädchen, auf ihrem Korbe ruhend, zuhört. Im Vordergrund links im Schatten ein Brombeerſtrauch und eine Diſtel. Schwerbewölkte Luft mit einem drohenden Gewitter. Die Thiergruppen, die Harmonie der Farben, die ſinnige Anordnung und die fleißige Ausführung zeichnen dieſes Bild aus.

Nr. 8. Anſicht des alten Schloſſes Hohenſtein im Landgericht Hersbruck bei Nürnberg, vom Jahr 1830. Auf einem Hügel im Vordergrund weidende Schaafe und Lämmer, links zwei gefleckte Ochſen, rechts ein weidender Ziegenbock, eine Ziege und ein Widder. Der Hirt ſteht am Feuer, bei welchem ein Mädchen kocht, darneben ruht ein Schäferhund. Links im Mittelgrund ſieht man im Thal den Thurm von dem Dorfe Kirchſittenbach und die Ebene bei Nürnberg. Die Luft iſt ſtürmiſch. Es iſt überflüſſig, von den Thieren beſonders zu ſprechen, ſie ſind mit gewohnter Sicherheit ausgeführt, auch der Vorder- und Hintergrund in'sbeſondere die Anſicht in das links ſich hinziehende Thal, ſind von vorzüglicher Schönheit, dagegen läßt der Berg mit dem Schloſſe manches zu wünſchen übrig; das Schloß, zu ſehr ausgeführt, gehet nicht zurück und der Berg ſelbſt, in ſaftiges Grün gekleidet, obgleich mit Aeckern und Wieſen, Bäumen und Hecken verſehen, iſt ohne Abwechslung der Farbe.

(Der Beſchluß folgt.)

Kunſtliteratur.

A. Wendt: Ueber die Hauptperioden der ſchönen Kunſt oder die Kunſt im Laufe der Weltgeſchichte ꝛc.

(Beſchluß.)

Es wird ſolchergeſtalt jedesmal eine unzweifelhafte Correſpondenz, eine reine Gleichung zwiſchen Geiſt und Form übrig bleiben, freilich von ſehr mannichfaltiger Beſchaffenheit, deren Ausmittelung und Stelle das Geſchäft der Kunſtgeſchichte ausmacht. Auf den plaſtiſchen Prototypus, welcher der Seele des Künſtlers vorſchwebte, darf die Prüfung ſchwerlich eingehen, der iſt eine Sache für ſich, ein Geheimniß der Produktivität, ihr ausſchließend zugehörig. Wo bleibt demnach der Pleonasmus und ſo auch die Ellipſe des Geiſtes in der erſten wie in der dritten Periode, rückſichtlich der nachſtehenden oder überwiegenden Form, wenn das plaſtiſche Kunſtwerk weggerückt aus dem Dunſt der Terminologie, auf dem Boden der geiſtigen Wirklichkeit angeſehen wird? Um den angeregten Punkt zur Entſcheidung zu bringen, iſt es durchaus nothwendig, ſich vorher über dasjenige zu verſtändigen, was der Verfaſſer den Geiſt eines plaſtiſchen Kunſtwerks nennt. Er ſcheint dabei eine gewiſſe vorbildliche Abſtraktion im Sinne zu haben, Ref. bleibt dagegen bei der Offenbarung des Geiſtes im Körper ſtehen.

Die genaue Charakteriſtik der Künſtler iſt häufig hintangeſetzt. Und doch ſind die Charaktere der Meiſter die ſchönſten Schriftzeichen, womit die Muſe der Kunſt ihre eigene Geſchichte ſchreibt. So heißt es (S. 91) von dem Erzbildner Myron, er habe ſich mehr unmittelbar an die Wirklichkeit gewendet, die größte Mannichfaltigkeit der Natur mit Kraft und Wahrheit wiedergebend. Er war aber bekanntlich in den Schöpfungen von Phantasmen nicht minder groß und ſcheint dabei einen neuen eigenthümlichen Flug gewagt zu haben, wie dieß unter andern aus der meiſterhaften Darſtellung Myrons in Böttigers Andeutungen unverkennbar hervorgeht. Lyſipp ſoll auf das Starke und Kräftige der alten Zeit (S. 95) zurückgegangen ſeyn. Wie paßt dazu ſeine bekannte Abänderung der Proportionen, ſeine Vorliebe für ſvelte Geſtalten? Sein Heroenthum fiel wahrſcheinlich mit der Kriegsepoche Alexanders zuſammen, er mag derſelben ungefähr gehuldigt haben, wie der Pinſel David's dem Geiſte der franzöſiſchen Revolution.

Die ſchwächſte Seite des Buchs enthält der Abſchnitt über die griechiſche Malerei. „Die Malerei hat zum Gegenſtande, was im Wechſel von Licht und Schatten und der Mannichfaltigkeit der Farben ſich darſtellt und die Flächenanſchauung liegt ihr zum Grunde, durch welche die Geſtalt in das Phantaſiebild übergeht.“ Dieſe Vorſtellung ſchielt, weil ſie das Hülfsmittel dem Zwecke voranſtellt, und ſelbſt dieſen die Veranſchaulichung des Körperlichen auf dem Grunde der Fläche, durch Einmiſchung des vieldeutigen Worts Geſtalt nicht beſtimmt genug ausſpricht. Einfach und treffend erklärt ſich darüber Schorn in den Studien griechiſcher Künſtler. Die Malerei ſoll es ferner mehr mit dem beweglichen Ausdruck des Gemüths als mit dem dauernden Gepräge des Charakters an der Geſtalt zu thun haben. Das ſchmeckt etwas nach neuer, verſchwimmender Aeſthetik. Wohl herrſcht häufig dieß oder jenes vor, das Höchſte bleibt indeſſen die Vereinigung der Lebendigkeit mit der Wahrheit, dergeſtalt, daß die Dauer der Bedeutung daraus mit innerer Nothwendigkeit hervorgeht. Ob die Linienperſpektive den übrigen Vorzügen der griechiſchen Malerei völlig gleich kam, mögen die Kenner nach den vorhandenen Spuren entſcheiden; die Verſicherung des Verfaſſers könnte leicht etwas zu voreilig ſeyn. Die beſtimmten Aeußerungen über den gänzlichen Mangel des Helldunkels ſtechen auf-

fallend ab gegen die feine Umsicht, mit welcher Göthe davon in seiner Farbenlehre redet, gestützt auf die Induktion der Analogie. Die Charakteristik Polygnots schwimmt auf trüber Oberfläche, vergleicht man damit die Schilderung des gewaltigen Künstlers in Böttigers Archäologie der Malerei, ohne Zweifel die schönste Partie in dem leider unvollendeten Werke. Zeuris und Parrhasius sollen insofern ein Höheres geleistet haben, als sie von Göttergruppen zur Darstellung einzelner Götter, Heroen und Heroinen übergingen. Ref. sieht das Größere vielmehr in der umgekehrten Richtung liegen, weil er sich nicht davon überzeugen kann, daß ein Gott dem Gotte im Raume gegenüber gestellt (S. 118) etwas von seiner Herrlichkeit nehme. Ist der einzelne Gott im Raume weniger beschränkt als die Gruppe? Es wiederholt sich, hier wie dort, dieselbe Art der Umgränzung: wo liegt also der Druck des Unterschieds? In der Luft? Es scheint beinahe. „Der reizenden Naturwahrheit stellt sich aber auch die häßliche, welcher Timanthes in seinem verhüllten Agamemnon klug zu entgehen suchte, durch Pauson gegenüber.“ Wie es mit jener Verhüllung steht, hat schon Lessing in seinem Laokoon gezeigt. Offenbares Unrecht geschieht Pauson. Die Poetik des Aristoteles rechtfertigt letztern hinlänglich gegen den ausgesprochenen Tadel in den Worten: Πολύγνωτος μὲν χρειττους, Παύσων δὲ χείρους, Διονύσιος δὲ ὁμοίους ἐικαζε. Polygnotus idealisirte, Pauson malte Caricaturen, Dionysius porträtirte; so erklärte Böttiger jene Stelle, Anfang und Ende unbestreitbar richtig, weniger die Mitte, wie mir scheint. C. O. Müller nennt in seiner Archäologie der Kunst (S. 121) Pauson mit Beziehung auf die angeführten Worte geradezu den Maler der Häßlichkeit. Diesem trefflichen Führer ist unser Verfasser sichtbar gefolgt, dießmal wohl etwas zu leichtgläubig. Böttigers Meinung kommt der aufgestellten Charakteristik nur aus weiter Ferne zu Hülfe. Aristoteles scheint mir sagen zu wollen: Polygnot erhob seine Gebilde über die Wirklichkeit, Pauson zog sie unter dieselbe herab, Dionysius verähnlichte sie ihr. Unläugbar liegt in den Worten ein thetischer Nachdruck, worin die präcise Fülle des Aristoteles nicht zu verkennen ist. Ein Herabziehen des Wirklichen zum Geringen, Gemeinen ist aber etwas ganz Anderes als ein Hinstreben zum Häßlichen. Hätte es endlich auch mit der Caricatur seine Richtigkeit, wie es kaum der Fall seyn dürfte, so wäre damit doch nichts für das Paradoxon der Häßlichkeit gewonnen, denn etwas Caricaturmäßiges spukt auch in den Satyrn, den Silenen, Aegipanen und ähnlichem Volke, ohne daß man ihnen darum einen großen, eigenthümlichen Reiz absprechen wird. Im Gegentheil, die gesetzmäßige Abweichung von der Menschengestalt verwandelt sie in eine besondere Klasse von Wesen, die Niemand besser wünschen mag.

Der griechischen Kunst hat der Verf., wie die gemachten Ausstellungen vielleicht zur Genüge beweisen, weniger Ernst und Studium gewidmet als der griechischen Philosophie, die an ihm einen der schätzbarsten Geschichtschreiber gefunden hat. Die spätere Kunstgeschichte ist vergleichungsweise besser gerathen. Wer über archäologische Gegenstände für gebildete Leser aller Klassen schreiben will, wälzt den Stein des Sisyphus; zuweilen trifft es sich sogar, daß der Stein über ihn wegrollt. Die sogenannten Kunstphilosophen stehen, nicht ganz ohne ihre Schuld, bei vielen Lesern im schlimmen Rufe; deßhalb war es rathsam, ihnen zur Abwechslung und zum Schluß einige Brosamen von Tische der hausbackenen Geschichte nachzusenden.

—er.

Toulouse.

Dem Museum von Toulouse sind kürzlich mehrere Sammlungen werthvoller Antiken zugekommen, unter denen sich zwei griechische Torso's auszeichnen sollen. Die archäologische Gesellschaft von Süd-Frankreich, ihre wichtigen Nachsuchungen eifrig fortsetzend, hat die Mehrzahl ihrer Mitglieder in artistische Committés getheilt, von denen die Gegenden der Pyrenäen und des Languedoc bereits durchforscht worden sind. Neuerdings sind auch ägyptische Denkmäler, Stelen, Canopen u. dergl. angekauft worden, die in dem Museum zu Toulouse aufbewahrt werden sollen.

Der Verkauf der schönen Gallerie Bernardini, oder des sogenannten Diokletianischen Museums, ist am 10. December 1832 vor sich gegangen.

Paris.

Herr Horace Vernet, der beauftragt ist, ein Gemälde der Belagerung von Antwerpen zu fertigen, wohnte am 12. Februar zu Vincennes verschiedenen Manövers bei, welche die fünfte Batterie vor ihm auf Befehl des Kriegsministeriums vollzog. Herr Gavard, Erfinder der Diagraphe, begleitete Herrn Horace Vernet und nahm vor diesem berühmten Maler die Ansicht der Batterie in den verschiedensten Stellungen auf. Herr Vernet, der sich über ein in so kurzer Zeit erhaltenes Resultat wunderte, nimmt eines dieser Instrumente für die Akademie in Rom mit und hat sich noch ein anderes für seinen Privatgebrauch bestellt.

(Vgl. Nr. 19.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 23.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 19. März 1833.

Neueste Kunstunternehmungen in München.

Der siebente Band des Foreign Quaterly Review enthält in Beziehung auf jetzige deutsche Kunst, mit besonderer Hinweisung auf das Königreich Bayern, überaus merkwürdige Aeußerungen, deren Sinn im Ganzen dahin geht, daß die bildenden Künste in Deutschland, von fremden schädlichen Einflüssen wieder frei geworden, gegenwärtig mehr als irgendwo einen edeln Aufschwung genommen hätten; sowohl durch die Wiedererscheinung lebenskräftiger ursprünglicher Talente, als durch den Einfluß eines, ihrer beharrlichsten Pflege zugewendeten, mächtigen Willens. Veranlassung hiezu gibt das Werk von Quatremère de Quinci: Histoire de la vie et des ouvrages de plus célèbres architectes, bei dessen Beurtheilung französischem Flachsinne durch englische Gründlichkeit nachdrücklich das Gleichgewicht gehalten wird, zwar zu unserer reichlichen Genugthuung, nicht minder aber zu ernstlicher Beschämung, weil wieder einmal die volle beherzte Anerkennung vaterländischen Verdienstes zuerst von der Fremde ausgehen muß. Wenn Quatremère von dem, was zunächst einmal auf dem Gebiete der Baukunst auch außerhalb Frankreichs und Italiens in neuern Zeiten sich ereignet hat, ungefähr so viel weiß als gar nichts, kaum dürfen wir ihm dieß verargen, da bis jetzt unter uns selber verhältnißmäßig immer nur sehr wenige diesem Gegenstande und dem, was damit nahe zusammenhängt, einen so recht aus dem Herzen kommenden Antheil zuwenden wollen. Mit mehr Fug und Recht wird er von seinem englischen Beurtheiler getadelt, nicht allein weil dieser sich ungleich besser unterrichtet zeigt, vielmehr weil derselbe die Thatsachen auch nach dem innern Zusammenhang lebendig scheint begriffen zu haben. Die auf verschiedenen Punkten Deutschlands, namentlich in Berlin und München, während der letzten Jahrzehnte entstandenen größern Bauwerke werden von ihm als eminente Anfangspunkte einer neuen Periode der Baukunst und überhaupt schon als solche Werke bezeichnet, welche an Geist und innerem Gehalte Alles weit hinter sich lassen, was Frankreich in der vergötterten Zeit Ludwig des Vierzehnten an das Licht gebracht hat. Hieran wird sodann die Bemerkung geknüpft: auch für die übrigen Zweige der Kunst sey München jetzt ganz vorzüglich ein Sammelplatz hervorragender Talente geworden, mit deren auf das Gute und Würdige gerichteten Thätigkeit verglichen das gesammte Treiben englischer Künstler nur ein nichtiges Befassen mit Tand und Spielerei (pretty little nambypamby subjects) zu nennen wäre. Ueberhaupt aber, so heißt es ferner ausdrücklich, habe nur allein Bayern für die Förderung schöner Künste in unsern Tagen schon mehr gethan als die Mehrzahl der mächtigsten Reiche unsers Welttheils.

Ein so glänzendes und zugleich unverdächtiges Zeugniß soll übrigens hier nur als Leitton (note sensible) zu der beabsichtigten Mittheilung über einige der neuesten hiesigen Kunstereignisse dienen; zugleich aber auch um für jetzt oder künftig bei Berührung dieses Gegenstandes in der öffentlichen Meinung wo möglich einen kräftigern Anklang und Widerhall zu finden, der nun einmal bei uns durch die Stimme des Auslandes leichter geweckt wird als durch alle im Schooße des Vaterlandes erzeugten Ansichten und Meinungen. Jener aus dem Foreign Review angeführte wohlbegründete Ausspruch über München und im Allgemeinen über Bayern stützt sich für's Erste nur auf die glücklichen Anfänge, welche nun schon mehrere Jahre hinter uns liegen. Um wie viel mehr ist er erst jetzt eine Wahrheit geworden, durch die spätere Entwicklung und jede Erwartung übersteigende Augmentation. Und doch ist es keineswegs die Masse und der staunenswürdige Umfang der hier in ununterbrochener Reihe sich folgenden Unternehmungen auf welche überall der Nachdruck gelegt werden sollte. Es ist vielmehr der während dieser letzten Jahre immer deutlicher hervorgetretene, das Ganze wie das Einzelne beseelende Grundgedanke und Wille, die Kunst dem Leben wieder wahrhaft zu vermählen, sie, ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß, für die höchsten Zwecke des Daseyns nach allen Richtungen hin in volle und vollste Thätigkeit zu setzen, vor Allem dieses ist es, was nicht stark genug hervorgehoben, und kaum dankbar genug

anerkannt werden dürfte; nicht minder aber auch die Hingebung und eiserne Beharrlichkeit, womit diese große Absicht verfolgt und jede gute Gelegenheit zu ihrer Verwirklichung unermüdlich benützt wird.

Im Laufe des vorigen Jahres hat Deutschland empfindliche Einbuße erlitten durch den Tod nicht weniger seiner großen Männer. Zu ihnen gehörte, gewiß keinem andern nachstehend, der edle Bischof Sailer, dessen freilich mehr im Verborgenen leuchtende Größe keinem entgangen ist, der das Irdische nach dem Maßstabe des Unvergänglichen zu messen, den Sinn und die Fähigkeit besitzt. Von Seiten des Königs ist alsobald der Entschluß ausgesprochen worden, die hohen geistlichen Tugenden des Verewigten durch ein ihm geweihtes öffentliches Denkmal vor aller Welt feierlich anzuerkennen und bei den Nachkommen in lebendigem Andenken zu erhalten. Der schöne Dom zu Regensburg, als die geeignetste Stelle, ist dazu ausersehen dieses kirchliche Denkmal aufzunehmen, die Ausführung aber dem Bildhauer Professor Conrad Eberhard, als demjenigen Künstler zugedacht worden, in welchem alle zur Lösung eben dieser Aufgabe erforderlichen Bedingungen auf das Glücklichste sich vereinigt finden. Auch in diesem Falle bestätigt es sich wieder, was in der Geschichte der Kunst aus dem Leben ihrer erhabenen Beschützer überall sich nachweisen läßt, nämlich: das Beisammenwohnen einer ächten Kunstliebe mit einer Gabe des Unterscheidens der Talente einerseits, und andererseits die Gunst des Schicksals, zur Vollführung würdiger Absichten jederzeit die geeigneten Persönlichkeiten auch vorzufinden.

Eine andere, erst in dieser letzten Zeit angeordnete Unternehmung kündigt auf gleiche Weise die Absicht an, auf dem Wege und mit allen geistigen Mitteln der Kunst überall ernste, geschichtliche Erinnerungen hervorzurufen und mit Vorstellungen heilsam anregender Art das bewegte öffentliche Leben von allen Seiten zu umringen. Die Stadt München bewahrt in dem alten Isarthore noch eines der wenigen aus den Zeiten des Mittelalters ihr gebliebenen Ueberreste, mehr historisch merkwürdig als eben sehr bedeutend durch Umfang und guten Styl. In der Gestalt, wie diese Trümmer bisher sich zeigte, völlig aus dem Zusammenhange gerissen und dem Gebrauche entzogen, auch starke Spuren früherer Mißhandlung an sich tragend, bot sie nicht eben einen günstigen Anblick dar. Diesem Uebelstande abzuhelfen, gab es nur zwei Wege: völliges Hinwegräumen oder eine mit Einsicht und hinreichendem Aufwande unternommene Restauration. Des Königs unbegrenzte Achtung alles Ueberlieferten hat das Erstere nicht zugegeben; dagegen wird jetzt der Gedanke einer gründlichen und sinnvollen Wiederherstellung zur Ausführung kommen. Die Leitung des Ganzen ist in die Hände des Professor Gärtner gelegt worden. Baukunst, Sculptur, Malerei sollen jede hiebei das ihre thun; doch so, daß die malerischen Ausschmückungen als das Wesentlichere hervortreten dürften. Plan und Disposition der al Fresco auszuführenden Gemälde sind dem Director von Cornelius zuzuschreiben. Der ganze Kreis der Vorstellungen bewegt sich, als um seinen Mittelpunkt, um den Sinn jenes Ausspruchs: gebt Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist. Auswärts an der östlichen Wand des Thors wird auf einem 75 Fuß langen Fries die siegreiche Heimkehr Ludwig des Bayern nach der Schlacht von Ampfing abgebildet werden. Nach einer Volkssage hat der Siegeszug des Helden durch eben dieses Thor seinen Weg genommen. Hier erscheint weltliche Gewalt und Obrigkeit in der Fülle des Glanzes. Die der Stadt zugewendete westliche Seite wird die Anbetung der Könige enthalten, als ein Sinnbild der Unterwerfung irdischer Hoheit vor dem Abglanze ewiger Macht und Herrlichkeit. Alle in dem übrigen Raume vertheilten kleinern Vorstellungen (die Jungfrau Maria, als die Schutzherrin des Landes, St. Benno als Patron der guten Stadt, die Bildsäulen des Erzengels Michael und des heiligen Georg zu beiden Seiten der mittlern Pforte; dann noch verschiedene, in den Blenden der Thürme anzubringende Bildnisse bayerischer Herzöge) sind so gewählt und gestellt, daß sie zwischen jenen beiden Hauptvorstellungen, als den zwei Endpunkten, die ergänzenden Mittelglieder bilden werden. Composition und Ausführung der Hauptbilder ist dem jungen Maler Bernhard Neher aus Biberach übertragen.

Wie die Anordnungen getroffen sind, wird, neben so vielen andern, auch diese umfassende Unternehmung rasch gefördert werden, und wohl schon innerhalb der nächsten zwei Jahre vollendet seyn können.

— r.

Johann Adam Klein's Gemälde, Handzeichnungen und radirte Blätter in der Hertelschen Kunstsammlung zu Nürnberg.

(Fortsetzung.)

Nr. 9 und 10. Zwei Bilder von gleicher Schönheit: a) eine Schweizer Landschaft, Ansicht eines alten Thurmes mit Epheu bewachsen und mit Nußbäumen umgeben auf einem Hügel in Bürglen bei Altdorf (Geburtsort des Wilhelm Tell). Die Hauptgruppe im Vordergrund bildet ein verdorrter Buchenstamm und ein Brunnen, bei welchem zwei Bauernmädchen mit Wasser-

holen und Waschen beschäftigt sind. Ein reisender Bauer tränkt seine mit Käse beladenen Maulthiere, während ein Spitzhund von dem ablaufenden Wasser trinkt. Rechts im Mittelgrund treibt ein berittener Bauer zwei mit Fässern beladene Maulthiere ebenfalls zur Tränke. Im Hintergrunde ragt das mit Schnee bedeckte Hochgebirge, der Gütschen hervor, um welches sich einige leichte Wölkchen ziehen. Der Himmel ist ganz rein und heiter. 10. Italienische Landschaft mit Bauern. Auf einer Anhöhe steht ein gesattelter Schimmel mit aufgepacktem Mantel und ein hellbraunes Maulthier, den Futterkorb am Kopf, mit Körben beladen, auf denen zwei kalekuttische Hähne festgebunden sind; dahinter noch zwei andere Maulthiere. Im Vordergrunde rechts ruht auf dem mit einem blauen Mantel bedeckten Gepäck ein Bauer aus der Gegend von Rom, mit einer Flinte bewaffnet, neben demselben ein altes schlafendes Weib im Costüme von Terracina, ein Kind und ein Mädchen mit einem Spinnrocken. Zur Linken im Vordergrund hält ein Bauernjunge seinen aus einem Korbe fressenden Esel, der mit kleinen Weinfäßchen beladen ist, am Strick; ein zweiter gesattelter Esel, dem die Ladung abgenommen ist, liegt neben ihm. Nicht minder belebt ist der entferntere Mittelgrund; im Hintergrund erblickt man die Campagna von Rom mit dem Gebirge; die Luft ist trübe und schwer bewölkt. Beide Gemälde sind vortrefflich und drücken den eigenthümlichen Charakter der beiden Länder auf's vollkommenste aus; hier das Großartige und Erhabene, dort der warme Ton und heitere Glanz der Landschaft, hier die Unbefangenheit des biedern Bergbewohners, dort die träge Ruhe des Südländers der jeden Augenblick in heftiges Feuer auflodern kann. Luft und Hintergrund stehen in der schönsten Harmonie, die Vertheilung des Lichts ist, ohne gesucht zu seyn, dem Ganzen sehr vortheilhaft, die Gruppirungen der Thiere und Menschen sind vorzüglich gelungen und meisterhaft angeordnet; die Staffage ist prächtig; die Ausführung verräth den gewohnten Fleiß. In dem Gemälde Lit. a. dürfte das Grün der beleuchteten Wiesen von dem Grün des Baumes sich etwas mehr unterscheiden; in Lit. b. gehet alles vollkommen auseinander und namentlich hier ist der Fleiß, der in's Einzelne gehet, genau nach der Nähe und Ferne der Theile selbst berechnet. Es gehört zu dem Besten, was Klein hervorgebracht hat.

Nr. 11 und 12. Erste Nummer: Don'sche Kosaken auf dem Marsch vor Nürnberg 1815, gemalt im Jahre 1832. Auf einem Hügel hält ein russischer Offizierswagen, mit 5 Schimmeln bespannt, auf einer sandigen Straße. Die zwei vordern Pferde, von einem Vorreiter geleitet, stehen bergab, der Kutscher, die Zügel der drei andern Pferde haltend, sitzt auf dem Bock und ist an einen Pack mit Bettzeug gelehnt, einem berittenen Kosaken zugekehrt, welcher sich fragend an ein Bauernmädchen wendet. Hinter dem Wagen reiten mehrere Kosaken im Trabe und Galopp vorbei, was eine dicke Staubwolke verursacht. Zur Linken Hand hält ein abgestiegener junger Kosak zwei dunkle Pferde am Zügel, wovon das vorderste Gras frißt. Vor den Pferden liegen drei andere, ein schlafender mit einem Mantel bekleidet und ein alter Graubart mit der Knute in der Hand. In der Ecke rechts sitzt ein Wasserhund neben einem liegenden Pudel. In der Ferne die ganze Stadt Nürnberg, vom Rechenberg aufgenommen, und deren Umgebungen in einer trüben, schweren Luft. Das zweite Bild stellt einen Fuhrmannswagen mit sechs Pferden bespannt vor, wie derselbe eben von einem Wirthshaus hinweggefahren wird. Ein Fuhrmann läßt sich noch vom Wirthsmädchen, welches in der geöffneten Thüre stehet, die Pfeife anzünden, während der Hausknecht beschäftigt ist, den Futterbock in Ordnung zu stellen. Das Wirthshaus mit der den Garten umschließenden Bretterwand ist das im Dorfe Buch bei Nürnberg, daher sich im Hintergrund Fürth mit der alten Veste und andern Anhöhen darstellt. Im Vordergrund lagert eine Gruppe von Schweinen und Hühnern mit dem krähenden Haushahn. Die Luft ist etwas bewegt. Beide Bilder sind mit gewohntem, bis in's Einzelne gehenden Fleiße und mit ungemein viel Geist ausgeführt; die Pferde von erstaunenswerther Wahrheit, voll Bewegung und Lebendigkeit; eben so die menschlichen Figuren. Die Gruppen sind sehr schön geordnet, die Luftperspektive ist herrlich beobachtet und die Vertheilung der Licht- und Schattenstellen zur Entwicklung des Ganzen sehr vortheilhaft. Ausserdem herrscht in beiden Bildern ein etwas graulicher Ton vor, was ihnen schadet; in Nr. 12 möchte man auch im Vordergrund etwas mehr Ruhe in den Farben wünschen.

(Der Beschluß folgt.)

Danneckers Christus in der Kirche zu Neresheim.

Die Schöpfungen der Kunst werden in ihrer großartigen Wirkung um Vieles erhöhet, wenn sie unter würdigen und ihrer Idee vollkommen entsprechenden Umgebungen dem Auge des Kenners entgegentreten. So tief ergreifend auch das herrliche Christusbild, welches der um die plastische Kunst hochverdiente Dannecker aus dem reinsten Marmor verfertigt hat, als es noch in dessen Atelier zu Stuttgart stand, sich jedem Freunde des Schönen und Erhabenen darstellte, so gewährt dessen Anblick doch einen weit höhern Genuß, seit es in dem

geräumigen Chor der Neresheimer Kirche aufgestellt ist. Dieser zur ehemaligen Prälatur dieses Namens gehörige Tempel ist durch seine geschmackvolle Bauart und durch die herrlichen Decken- und Wandgemälde Martin Knollers ohnehin berühmt und wird von Reisenden häufig besucht. Das fürstliche Haus von Thurn und Taxis, dem diese Kirche, jetzt die Pfarrkirche des Orts, gehört, hat sich schon dadurch ein bleibendes Verdienst erworben, daß es die, aus einer fehlerhaften Construction des Daches entstandenen Baugebrechen, welche dem Innern der Kirche schon großen Schaden gebracht und ihr mit gänzlichem Verderben gedroht hatten, mit einem sehr bedeutenden Kostenaufwand vor einigen Jahren wiederherstellen ließ. Nach dem Tode des im Jahr 1825 zu Schloß Taxis, zwei Stunden von Neresheim verstorbenen Fürsten Carl Alexander von Thurn und Taxis hat dessen Sohn und Nachfolger, Fürst Maximilian, das herrliche Christusbild käuflich an sich gebracht, in der Absicht, es in einer seinem Herrn Vater gewidmeten Grabkapelle aufstellen zu lassen. Letztere ist noch nicht erbaut und die Ueberreste des verstorbenen Fürsten ruhen einstweilen in einer gewölbten Kapelle der Abtei, in der frühерhin die Kapitels-Versammlungen der Ordensgeistlichen gehalten wurden. — Damit nun das Christusbild eine ehrwürdige Stelle erhalte, wurde es in der Mitte des geräumigen Chors der Kirche hinter dem Hochaltar aufgestellt, wo es ein schönes Licht genießt und von kolossalen Umgebungen nicht gedrückt wird. Ein einfacher erhöhter Würfel von dunklem Marmor dient der Statue zum Postament. Am Fuße des Bildes stehen die vielsagenden Worte eingegraben: durch ihn zum Vater. Wer jemals darüber nachgedacht hat, welche schwer zu lösende Aufgabe es für die Kunst sey, das im Fleische erschienene ewige Wort in den körperlichen Umrissen der menschlichen Gestalt darzustellen, der wird vor des Künstlers vollendet gelungenem Werk ganz in Staunen und Bewunderung versinken. Der Maler vermag weit eher durch den Zauber der Farbe den Ausdruck eines göttlichen Gemüths auf der Fläche anschaulich zu machen, aber dem plastischen Künstler stehet dieses Mittel nicht zu Gebot; er vermag nicht, das Auge zu beseelen und durch den sinnigen Blick die ganze Tiefe des Geistes anzudeuten. Ihm bleiben nur die körperlichen Formen, deren vollendet schöne Bildung er zu erreichen streben muß. Leicht kann er nun in den Fehler fallen, daß das Sinnlich-Schöne vorherrscht und die Vorstellung von Demjenigen stört, der in menschlicher Gestalt das Göttliche offenbarte. Dannecker verstand es, diesen ungünstigen Eindruck zu vermeiden und dem Steine geistiges Leben einzuhauchen, in dem das Göttliche sichtbar ist. Die edle Gestalt zeigt zwar reine menschliche Formen; aber nicht jene überwiegende sinnliche Schönheit, die wir an den Ueberbleibseln der griechischen Kunst wahrnehmen. Ein langes Gewand verhüllt in leichten Falten den Körper ohne gerade dessen vollendetes Ebenmaaß zu verbergen. Segnend hebt Christus die linke Hand, während die Rechte nach dem Herzen gewendet ist. In dem leidend schönen Gesichte waltet der Ausdruck einer das Menschengeschlecht umfassenden Liebe. Das Haupthaar läßt die volle Stirn erblicken und fällt in leichten Locken über den Nacken. Der Mund ist zum Sprechen geöffnet und die Bildung der Lippen gibt die unendliche Milde zu erkennen, die den Göttlichen auf seinem Lebens- und Leidensweg nie verließ. Es wäre sehr zu beklagen, wenn dieses vollendete Kunstwerk nicht für Deutschland erhalten worden wäre, nachdem das erste, an welchem Dannecker sein Ideal von Christus verwirklichte, von dem verstorbenen Kaiser Alexander für die Apostelkirche in Petersburg erkauft wurde und daher den deutschen Kunstfreunden ferne gerückt ist. Die zweite Ausführung dieses Christus-Ideals konnte hinter der ersten nicht zurückbleiben, da des Künstlers Begeisterung und völlige Hingebung an seine erhabene Aufgabe noch wie bei der ersten bestand und er noch überdieß alle Schwierigkeiten, die er bei der Ausarbeitung des ersten Bildes kennen lernte, durch Erfahrung belehrt, leichter und sicherer besiegen konnte. Wenn uns bei der dermaligen Aufstellung dieser unübertrefflich schönen Statue etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es die baldige Hinwegnahme eines an der Wand des Chors angebrachten Cruzifixes, welches, in weißem, hellpolirtem Gips ausgeführt ist, und dessen nicht zu vermeidender Anblick keinen angenehmen Contrast mit dem segnenden Christus darbietet. Ein mit den übrigen Gemälden in der Kirche im Einklang stehendes Wandgemälde an dieser Stelle würde den mißlichen Eindruck der im höchsten Schmerzenskampf begriffenen Gestalt entfernen. Indessen darf man sich der zuversichtlichen Hoffnung hingeben, daß Danneckers Christus von jenem am Kreuze schmachtenden und in weit größerem Maaßstabe ausgeführten bald befreit und obiger Wunsch erfüllt wird. Das freundliche Bergschloß Taxis, der Wittwensitz der aus dem Hause Mecklenburg stammenden Frau Fürstin Therese von Thurn und Taxis, bildet einen fortwährenden Aufenthalt von gebildeten Fremden, die bei der kaum zwei Stunden betragenden Entfernung die prachtvolle Kirche von Neresheim selten unbesucht lassen. Und wenn auch diese den oben ausgesprochenen Wunsch nicht äussern würden, so ist die Frau Fürstin selbst eine viel zu große Kennerin und Freundin des Schönen, als daß sie in der von ihr oft besuchten Kirche nicht jene wesentliche Verbesserung bewirken sollte, die dem Dannecker'schen Christus erst seine ganze Glorie verschaffen wird.

— s.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 24.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 21. März 1835.

Ueber altgriechische Baukunst.

Die Ruinen Griechenlands, vor Allem aber die bedeutenden Ueberreste zu Athen, welche heute noch von einer einst blühenden Kunstepoche zeugen, haben schon vielfach reichen Stoff zu Untersuchungen gegeben und geben ihn noch.

Die bedeutendsten Zeichnungen von den Alterthümern Athens sind in den beiden von Le Roy, und von Stuart und Revett bearbeiteten Werken enthalten. Ersteres Werk ist im Jahr 1758 erschienen, und wurde durch das letztere, das im Jahr 1816 vollendet war, theilweise ergänzt und berichtigt. Die zweite Ausgabe desselben ist auch in der kürzlich erschienenen deutschen Bearbeitung benutzt worden. Zu den darin gegebenen Nachweisungen haben mehrere kleinere Aufsätze einen Nachtrag geliefert. In den Göttinger gelehrten Anzeigen erschien im verflossenen Jahre ein Artikel von Herrn Professor Müller, über eine Anzahl Zeichnungen vom Parthenon, welche Herr Baurath Heger der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegt hat. Eben so interessant ist der Rapport, welchen Herr Hittorf im verflossenen Jahre der Gesellschaft der schönen Künste zu Paris über die Zeichnungen abstattete, welche Herr Ittar von der Akropole Athens gefertigt hat.

Es war im verflossenen Jahre, wo ich Gelegenheit hatte, die Tempel Athens mit eigenen Augen sorgfältig zu beachten und abzumessen. Nach diesen Untersuchungen konnte ich mir nicht verhehlen, daß, so schätzbar an sich die Untersuchungen dieser Alterthümer in dem Werke Stuarts auch sind, doch hauptsächlich dreierlei daran mangelt. Diese drei wichtigen Dinge sind: die Construction, dann die Profilirungen, überhaupt die Details, und endlich die Bemalung.

Die Construction erstlich, dieser so wichtige Theil der griechisch-dorischen Tempel, ist nicht weniger einfach und verständig, als die Aussenseiten der Tempel, ist aus einer consequenten Entwicklung hervorgegangen und darf bei Beurtheilung des classischen Werthes dieser Monumente nicht außer Acht gelassen werden. Die Griechen bewährten auch hierin ihre Meisterschaft, und vollkommen deutlich erkennt man, wie aus den constructiven Elementen die Formen der Aussenseiten sich herausgebildet haben, weil eben die ganze Disposition so wie die Form der einzelnen Elemente in genauer Beziehung zum angewandten Material stehen. An der Construction bemerkt man unter andern, daß der Grieche sehr genau horizontalen und vertikalen Verband von bloßen Füllungs-Mauern unterschied. Dennoch haben letztere in den Anmerkungen der spätern deutschen Herausgeber Stuarts (Darmstadt 1829. Band 1, Theil 1, Seite 253) bei Gelegenheit der Construction am Parthenon Zweifel veranlaßt; so, daß Einige sogar diese hohlen Räume für Constructionsfehler ausgaben, während die Andern die Nothwendigkeit derselben aus den in dortigen Gegenden häufigen Erdbeben erklären zu dürfen glaubten. Diese Beschuldigungen treffen aber nicht zu, wie man sich bei näherem Anschauen leicht überzeugt. Man findet nämlich Zwischenräume, erstlich, in den drei Steinbalken, woraus der Architrav zusammengesetzt ist, und welche in den beiden Endsteinen vertikal aufsteigen; die obern und untern Enden derselben berühren den Mittelstein, der durch sie eingeschlossen ist. Ferner finden sich umlaufende Zwischenräume in der Mitte des Frieses, die einerseits durch die Zusammensetzung der durch Binder und Strecker nach Aussen hin bezeichneten Triglyphen und Metopen, andererseits aber durch die gewählte Längenconstruction nach den Hallen zu begränzt wurden. Endlich befindet sich eine dritte Aushöhlung von 11 Centimeter stark, durch die ganze Höhe der Verticalplatte aufsteigend, welche die Aussenseiten der Fronten bilden. Es wird dieser Zwischenraum einerseits durch die Verticalplatten, andererseits durch die Längenconstruction der Kehrseite begrenzt. Durch diese in den Bindungsmauern angebrachten Zwischenräume hat aber der Grieche die Last des Gebäudes im Ganzen vermindert, und ist der Cohäsion des Materials zu Hülfe gekommen. Uebrigens muß man bemerken, daß die genannten Füllungen nur am Parthenon sich vorfinden, weil sie durch dessen Größen-

verhältniſſe nothwendig gemacht wurden; denn am Theſeustempel findet man bloß im Fries einen ſchwachen Zwiſchenraum.

Weil das, was in den Anmerkungen zu Stuart über die Conſtruction angegeben wird, das Ausführlichſte iſt, was bisher darüber bekannt wurde, ſo erlaube ich mir nur noch eine Bemerkung über eine daſelbſt vorkommende Stelle. Man zweifelt nämlich an der Zweckmäßigkeit des hohlen Raumes in den Verticalplatten oder den ſenkrecht ſtehenden Platten der Fronten, und zwar aus dem Grunde, weil für die Statuen, die mit Klammern an dieſe Wände befeſtigt geweſen, ein Gegengewicht erforderlich war, was durch den hohlen Raum verloren gegangen ſey. Dieſer Satz iſt nicht deutlich genug, man kann ſich hiebei zweierlei denken. Entweder den Horizontalſchub, wobei die Verticalplatten durch die daran befeſtigten Statuen aus ihrem Auflager hätten herausgezogen werden müſſen, dieß iſt an ſich nicht denkbar weil die Anordnung der Statuen von der Art war, daß bloß ein Verticaldruck auf das Geſimſe geſchah, worauf die Statuen ſtanden. Geſetzt aber, es hätte ein Horizontalzug entſtehen ſollen, ſo darf man nur erinnern, daß die Platten mit, 80 Centimeter langen, Schleudern an die Horizontalconſtruction der Kehrſeite befeſtigt geweſen ſind. — Oder man hatte in jenen Anmerkungen den Verticaldruck im Sinn, weil wirklich das Geſimſe um die Breite, oder den Stand, der das Auflager der Statuen ausmachte, über den Fries vorſprang. Dem läßt ſich aber wieder entgegenſtellen, daß, nach ſtatiſchen Gründen, das Gleichgewicht mit den Statuen durch die Längenconſtruction (die auf demſelben Stein ruhte, worauf auch die Statuen geſtellt waren) ſchon hervorgebracht war, und die Stärke dieſer Mauer, ſo wie ihr Ende an der Kehrſeite durch die Conſtruction des aufſteigenden Daches bedingt geweſen iſt. Aber auch die Grenze der Verticalplatten, die den Fronton nach auſſen hin bilden, war aus andern Gründen der Schicklichkeit bedingt. Weil nun dieſe Verticalplatten nicht bis an die Hintermauer zurücktreten durften, ihre volle Dicke aber auch nicht nothwendig geweſen iſt, wohl aber hätte ſchädlich werden können, ſo hat man ſie eben aus dem Grund der Gewichterleichterung ausgehöhlt.

Zweitens ſind in dem obengenannten Werke die Profilirungen und ſonſtigen Details vernachläſſigt, welche von keiner conſtructiven Bedeutung ſind, und womit der Grieche geſchmackvolle Trennungen der Hauptmaſſen an den Gebäuden erzielen wollte. Die hohe Schönheit dieſer Profilirungen durch Zeichnung wiederzugeben, lohnt jede dabei nothwendige Mühe und iſt der größten Aufmerkſamkeit werth. Verſtändig erfunden, und in gewandter Technik durchgeführt, erſcheinen ihre Functionen, entweder kräftig zu zeichnen, oder zarte Trennungen zu bezwecken, in ſtrenger Wahl angeordnet, und ſind eben darum tadellos. Bei einem aufmerkſamen Studium jener erhabenen griechiſch-doriſchen Tempel überzeugt man ſich genau, daß nicht das Maaß der Großheit oder Kleinheit eines Gebäudes das eben ſo vielfach vergrößerte oder verringerte Verhältniß gleichartiger Elemente nach ſich gezogen habe, ſondern daß im lebendigen Schaffen der Grieche nur das Geſetz des Wohlgefallens und der Schicklichkeit kannte. Ohne die genaueſte beſtimmteſte Zeichnung in dieſe Materie weiter eingehen zu wollen, wäre unnütz, denn es ſind die verwandten Elemente ſo vielfach verſchiedenartig, als Monumente vorhanden ſind. Denn nicht von den griechiſch-doriſchen Tempeln allein gilt es, wenn ich ſage, daß man die Profilirungen nicht getreu genug nachgezeichnet und gemeſſen hat; man kann ſich leicht am Erechtheum überzeugen, wenn man die Profilirungen betrachtet, worin Eyer oder Herzlaub gemeißelt ſind, daß es nothwendig iſt, zwei auch drei Durchſchnitte in Zeichnung vorzulegen, um die hohe Schönheit der Curven ein und ebenderſelben Profilirung wiederzugeben, welche an dieſem bewunderungswürdigen, mit großem Geſchmack und Fleiß ausgeführten Bauwerke ſehr von einander unterſchieden ſind. Das nämliche gilt auch von den Details des lyſikratiſchen Monumentes, denn außer der vollkommen ſchönen Form ſeiner Profile kam mir auch die Blume über der Mitte des Daches, worauf der Dreifuß ruhte, nach allen davon geſehenen Zeichnungen völlig fremd vor. Schwer bleibt es freilich immer, ein Meiſterwerk der Art wiederzugeben, wo der Bildhauer, des Meißels vollkommen mächtig, im zwangloſen Schaffen dem Werke die höchſte Grazie anbildet, den großartigen, ſcharf hervortretenden Hauptformen bedeutſam die zarteſten Blattverzierungen anſchmiegt, und einen Contraſt hervorbringt, der für den Beſchauer ſtets Zauber bleibt. Dieſes ganzen Monuments Bildnereien ſcheinen durch eine und eben dieſelbe Hand bearbeitet worden zu ſeyn, denn alle ſind mit gleicher gewandter Keckheit durchgeführt.

Ein dritter im obengenannten Werke vernachläſſigter Haupttheil ſind die Farben, welche ſich an den griechiſchen Tempeln vorfinden, denn man glaubte deren Unterſuchung keine beſondere Aufmerkſamkeit ſchuldig zu ſeyn. Bei aufmerkſamem Nachforſchen kann man ſich indeß am Theſeustempel, weil er der beſterhaltene iſt, überzeugen, daß eine Farbenreſtauration leicht möglich iſt. Befeuchtet man jene Stellen, wo man nach Farben ſucht, mit Waſſer, entfernt auch wohl häufig die darüber gebildete Kruſte, ſo erſcheint Form und Färbe der Ornamente. Oft iſt es indeß nöthig, Tagelang das Waſſer auf den zur Unterſuchung beſtimmten Stellen

ſtehen zu laſſen, wie ſolches leicht an denjenigen Caſſetten im Theſeustempel zu bewerkſtelligen iſt, welche man abnehmen kann. Freilich liegen die Formen einem ungeübten Auge nicht ſo deutlich kennbar vor; indeß iſt das Factum vom Daſeyn der Farben unbeſtritten geblieben. Aus dem Vergleich und Feſthalten einer Stelle aber, worauf man Farbe gefunden, der Folge einer andern Farbe, und der dadurch allmählig klar werdenden Form, gelingt die ſichere Reſtauration. — Ich fand Farbenſpuren: von dem oberſten Krönungsglied der Fronten angefangen, bis herab zum Abacus und Echinus der Säulen, wobei die aufgemalten Verzierungsformen auf allen den untergeordneten Profilirungen und andern Theilen, je nach dem Unterſchiede der Form abwechſelten. An den Reliefs entdeckt man ſowohl außen an den Metopen, als auch innen im Periſtyl genau die anfänglichen Farben. Innen, von den Balken und Caſſetten im Periſtyl des Theſeustempels bis herunter zur Ante erſieht man, wie reich an Form und Farbe die Ornamente geweſen ſind. — Ob nun ſchon die vorſtehende Aufzählung gefundener Farben dem Theſeustempel zukommt, ſo laſſen ſich doch auch die Farben an allen andern Tempeln und Monumenten Athens (wenn auch nicht allenthalben ſo klar, wie an letzterm Tempel) mit Sicherheit nachweiſen. Am weniger gut erhaltenen Parthenon ſieht man große aufgemalte Eyer am Wulſt der Frontenkrönung, aufgemalte Grecques über der ausgemeißelten umlaufenden Perlenverzierung unter der hängenden Platte, dreifarbige Verzierungen an der Krönung der Triglyphen und Metopen, Grecques am Band, das den Fries vom Architrav trennt, Grecques am Abacus der Säulen ꝛc. In der Vorhalle ſieht man die reich aufgemalte Verzierung der Krönung des Reliefs, deßgleichen aufgemalte Verzierungen an den Balken ꝛc. Am Erechtheum, dieſem reich mit Sculptur gezierten Bauwerke, finden ſich, unter den Caſſetten der Minerva-Polias-Halle, umlaufende vielfach verſchlungene Grecques, die nicht breiter als 22 Millimeter ſind. Es finden ſich dort Farben in den Spiralen der joniſchen Säulen ſo wie die Nägelſpuren zur Befeſtigung einer umlaufenden Verzierung, die wahrſcheinlich aus getriebenem und übergüldetem Blech beſtand. Wie dieſe Verzierung geweſen ſeyn mochte, dazu liefert eine Verzierung, welche in der Spirale der Thürconſole aus Stein gemeißelt war, und in derſelben Vorhalle ſich befindet, ein Beiſpiel. Im Pandroſeum ſind in den Caſſetten aufgemalte Sterne, Grecques, Eier und Herzlaub zu ſehen. Am lyſikratiſchen Monument ſieht man durchgehends Farbenſpuren und man kann ſolche bis in die Blume, in der Mitte des Daches, worauf der Dreifuß ruhte, verfolgen. Das Nämliche gilt auch vom Thurm der Winde.

(Der Beſchluß folgt.)

Johann Adam Klein's Gemälde, Handzeichnungen und radirte Blätter in der Hertelſchen Kunſtſammlung zu Nürnberg.

(Beſchluß.)

Haben wir uns bei der Beſchreibung der Gemälde etwas länger aufgehalten; ſo können wir in der Beſchreibung der Handzeichnungen kürzer ſeyn, da eine Aufzählung einzelner oder wohl gar aller in jedem Falle nur ermüden und doch die Anſchauung nicht erſetzen würde. Wenn ſchon bei den Malereien der Geiſt in der Auffaſſung, die treue Naturnachahmung, der ungemeine Fleiß in der Ausführung überall vorherrſcht, ſo findet man dieſelben Vorzüge in den Handzeichnungen wieder, ja zum Theil in demſelben Maaße, in welchem ſie freier behandelt und unmittelbarer nach der Natur genommen ſind, noch erhöhet. Herr Hertel beſitzt deren ohngefähr 300, davon die kleinere Hälfte in Halbbögen, die bei weitem größere in kleinerem Format. Die meiſten ſind ausgeführt, mehrere ſind nur theilweiſe vollendet; wenige ſind auf Beſtellung gemacht, und dieſe wenigen eben darum viel kälter, faſt alle dagegen ſind reiner Abdruck des durch nichts als Laune, Liebe und ſchnelle Beobachtung geleiteten Geiſtes des Künſtlers. Der Beſitzer hat ſie ſich meiſt unmittelbar aus den Studienbüchern des Verfaſſers ſelbſt zu verſchaffen gewußt; ſo daß der Betrachtende hier einen Schatz von Handzeichnungen findet, wie man ſie nicht leicht beiſammen ſieht. Unter die beſten dürften die aus den Studienbüchern von Rom und Neapel vom Jahr 1820 in 8. gehören, vorſtellend: Bauern und Bauermädchen mit Eſeln, Schäfer, Hirten, Fuhrleute mit beladenen Maulthieren und Pferden, Ochſenfuhrwerke und dergleichen, welche mit Waſſerfarben colorirt, oder auf grau Papier mit Gouache-Farben ausgeführt ſind. Nicht minder verdienen eine beſondere Auszeichnung mehrere Anſichten von Ruinen und Bergſchlöſſern in Niederöſterreich und an der ungariſchen Grenze aus früheren Jahren, namentlich das Thor des Städtchens Kirchſchlag und die Burg Rauhenſtein bei Baden, Merkenſtein ꝛc.; dann von den heimathlichen Gegenden der fünfeckige Thurm zu Nürnberg, der Hafen von Mainz ꝛc. Unter den kleinern zeichnen ſich beſonders aus: der blinde Waſtel in der Ruine Starkenberg bei Wien, der böhmiſche Dudelſackpfeifer, der ungariſche Pfannenflicker, der Leinwandhändler und Band-Krämer, der Berchtesgadner Bauernjunge mit der eingeſpannten Kuh, die Freunde und Reiſegefährten Erhard und Welker im Park zu Aign bei Salzburg mit Naturzeichnen beſchäftigt, ein Würzburger Schiffmann, ein Wallachiſches Fuhrwerk u. a. m. Die letztern ſind mit der Feder umriſſen und leicht colorirt.

Die große Reichhaltigkeit der gelieferten Arbeiten verpflichtet uns auch bei der Anführung der radirten Blätter, von welchen Hr. Hertel ein vollständiges Exemplar von unserm Künstler besitzt, zu derselben Kürze, die wir bei den Handzeichnungen beobachteten. Dieses Exemplar mit Abdrücken und Veränderungen, bestehet bis jetzt aus 302 Blättern, wovon der größte Theil im Verlag der Frauenholz'schen Kunsthandlung, dann bei Kettner und Dominic Artaria in Wien, Artaria et Fontaine in Mannheim, Morasch et Skerl, und Ernst Arnold in Dresden erschien. 36 Blätter sind in dem eigenen Verlage des Künstlers in Nürnberg zu finden. Unter den radirten Blättern sind auch 15 lithographirte, dann eine Suite von 12 in Crayon-Manier, 5 in Schabkunst und 5 in Aquatinta. Der erste Versuch ist vom Jahr 1806 und stellt einen Frachtwagen mit 4 Pferden bespannt vor, nach Ambr. Gabler auf einem Duodez-Blättchen. Uebrigens sind gegenwärtig von den ersten Versuchen keine Abdrücke mehr zu haben, da nur wenige gemacht und die Platten alsdann abgeschliffen wurden. Im Radiren hat unser Künstler unstreitig das Höchste geleistet. Man darf mit Recht sagen, daß seit Riedinger und Rugendas in Deutschland keiner aufgetreten ist, der ihm gleichgestellt werden könnte. Wenn gleich Reinhart in einigen Gattungen der Thiere, wie Hunde und Kühe, ihm am nächsten stehet, so wird er doch von Klein durch die Vielseitigkeit seines Talentes übertroffen, indem dieser Pferde, Kameele, Schaafe, Widder, Affen ꝛc. mit gleicher Vollendung, wie Kühe und Hunde radirt hat. Auch Riedinger dürfte nur in der Darstellung der Hirsche und wilden Thiere höher, in der der Pferde dagegen weit unter ihm stehen. Hat Rugendas in Rücksicht reicherer Composition und größerer Erfindungsgabe vor unserem Künstler sich ausgezeichnet, so erreicht er ihn bei weitem nicht in der strengen Richtigkeit der Zeichnung. Nur die Phantasie ist bei jenem reicher; die Schärfe des Blicks, mit welcher Klein die Individualität erfaßt, der Geist, mit welchem er seinen Gegenstand behandelt und ohne vielen Aufwand die höchste Wahrheit gibt, findet sich bei einem andern nicht leicht. Mehre seiner Arbeiten nähern sich an geistvoller Behandlung den Arbeiten eines Du Jardin, Van der Velde und Heinr. Roos. Der landschaftliche Theil seiner Radirungen ist weniger hervorragend; er gibt meist nur so viel, als zur nächsten Umgebung seines Hauptgegenstandes erforderlich ist. Alle seine Arbeiten sind mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit behandelt, daß man glauben möchte, er hätte statt der Radirnadel Feder oder Bleistift in der Hand; denn es ist jeder Strich mit Geist geführt und steht an seiner rechten Stelle. Nichts ist zweifelhaft, selbst nicht in den Beiwerken, auch wenn sie blos angedeutet wären. Dies sind Vorzüge, welche selten so gefunden werden; darum werden auch mit Recht Klein's Radirungen von Kennern und Künstlern gesucht und geschätzt, und dienen häufig den letztern zum Studium.

Sollen auch hier einige der besten ausgehoben werden, so könnte man dahin zählen: die vierte Lieferung von 12 Platten in 8., so wie die charakteristischen Fuhrwerke und die größeren einzelnen Blätter, Cameel und Dromedar, Don'sche Kosaken, sächsisches Fuhrwerk, eine Chaise mit zwei Pferden, der Salzburger Kuhstall; ferner 6 in Rom radirte Blätter, vorstellend zwei Berner Bauern, Maulthiere mit Käse beladen, ein einzelnes römisches beladenes Maulthier, Barozzaro und ein römisches Weib mit einem Esel; dann eine Suite von sechs militärischen Gegenständen, Wien 1814, von Lude Maisch herausgegeben und Herrn von Hauer dedicirt, eine Berchtesgadner Sennerin, der Hund Phylax ꝛc.

Wir wollen mit einer blosen Aufzählung einzelner Blätter nicht ermüden, wiewohl es ein leichtes wäre, damit einige Seiten zu füllen. Der Meister selbst hat bereits an die Fertigung eines vollständigen Catalogs Hand gelegt; wenn dieser, was sehr wünschenswerth ist, vollendet seyn wird, dann vermag ein jeder sich daraus auf's vollständigste Raths zu erholen.

L.

Paris.

Herr Gassies, Historien- und Genremaler, Mitglied der Ehrenlegion, bekannt durch zahlreiche Arbeiten, ist kürzlich in Paris gestorben.

In Buenos-Ayres ist die Nachricht eingegangen, daß der alterthümliche Schmuck des Sonnentempels, von den Eingebornen einst vergraben, um ihn zur Zeit der Entdeckung Peru's der spanischen Raubgier zu entreißen, bei Cerro de Basko wieder aufgefunden worden ist. Man will dessen Werth auf 180 Millionen Piaster (?) schätzen.

Für die der Akademie der Künste durch Meynier's Tod erledigte Stelle waren als Candidaten bezeichnet, die Herren Drolling, Delaroche, Abel de Pujol, Picot, Schnetz, Langlois, Rouget, Steuben, Delorme und Paulin-Guérin. In einer der folgenden Sitzungen hat die Akademie Herrn Delaroche an Meynier's Stelle gewählt.

Künstler und Mitglieder von Kunstvereinen

werden auf das folgende klassische und unentbehrliche Hauptwerk über vaterländische Kunst aufmerksam gemacht, welches durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist:

Fiorillo, J. D., Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden. gr. 8. Hannover, in der Hahnschen Hofbuchhandlung. 4 Bände. 8 Rthlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 25.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 26. März 1833.

Wandmalereien des Capitelsaales im Kloster St. Francesco zu Pisa von Niccolo Petri.

Unter den ausgezeichneten Malern des 14ten Jahrhunderts, deren Vasari, Lanzi, Baldinucci u. A. gedenken, findet sich nirgend der Name des Niccolo Petri Fiorentino, selbst Herr von Rumohr übergeht ihn in seinen italienischen Forschungen mit Stillschweigen, und doch gehört das Werk, dessen Ueberreste in Capitolo di S. Bonaventura des Klosters S. Francesco zu Pisa noch zu sehen sind, zu den bedeutendsten Werken jeder Zeit, und steht in Hinsicht der Auffassung, wie der Ausführung neben dem besten, was Simon von Siena, die Gaddi u. A. hervorgebracht, und weit über den Arbeiten des Spinello Aretino und der gerühmten Historie der Jungfrau von Taddeo Gaddi in St. Croce in Florenz. Es wird daher den Freunden jener reichen Kunstepoche nicht unangenehm seyn, etwas näheres über die erwähnte Arbeit zu hören, da ich bisher über den Meister selbst noch nichts weiter habe auffinden können, als seine Unterschrift, die er an einem Tragstein an der Decke angebracht und die wörtlich so lautet:

Nicholaus Petri pictor de Frorencia depinsit A. D. 1391.

Am Eingang liest man noch auf einem eingesetzten Stein:

Haec autem concessio facta est A. D. 1390 die 21 mens. Aprilis qui Laurentius fecit ipsum Capitulum pictura et sedilibus adornari;

woraus hervorzugehen scheint, daß der Meister diese umfassende Arbeit in längstens 2 Jahren ausgeführt hat.

Der Saal hat eine Länge von 42 Fuß und ist 26 Fuß breit. Die Decke ist flach und durch Balken unterbrochen, der Grund, ultramarinblau mit goldenen Sternen, trägt in runden, architektonischen Einfassungen die letzten Spuren von den Bildern Christi, der vier Evangelisten und der zwölf Propheten. An den vier Wänden ist die Leidensgeschichte Christi in neun Bildern dargestellt, den Eingang hüten St. Johannes der Täufer und St. Laurentius; die Gestalten sind lebensgroß, die Bilder selbst 11′ 9″ hoch und 13′ 6′ breit. An der Mauer freilich, an welcher der Eingang ist und ehedem Fenster waren, haben die Bilder sich in engere Grenzen fügen müssen. An dieser links vom Eingang beginnt die Reihenfolge mit des Judas verrätherischem Handel. Man sieht ihn mitten unter den Hohen des Raths, wie er das Blutgeld empfängt vom Hohenpriester. Den Scheinheiligen zu bezeichnen hat der Maler dem Judas einen blauen Heiligenschein gegeben. Nun folgt an der linken Wand auf einem Bilde, jedoch durch Architektur gesondert, das Abendmahl und die Fußwaschung Petri. Der alten Vorstellung gemäß liegt Johannes im Schooße Christi; die ganze Darstellung trägt nicht den Charakter einer Momentauffassung; wir sehen zum letzten Male um ihren Meister die Jünger versammelt, und aus ihrer Mitte wie von einem Dämon getrieben den Einen Judas ausscheiden. Ein tiefer ergreifender Ernst liegt auf allen Gesichtern, eine feierliche Stille bezeichnet, als sey es das kirchliche Sacrament selbst, das Abendmahl. Dabei hat der Maler, weniger vielleicht um das Haus, in dem jenes gehalten wurde, zu bezeichnen, als dem künstlerischen Triebe gemäß, den leeren Raum durch eine reiche Architektur auf das heiterste geschmückt, so daß der Beschauer sich von der Einigung zweier befreundeten Gegensätze harmonisch bewegt fühlt. Gleich daneben, wie in einem andern Zimmer, als wollte Christus, der sich eben durch die Einsetzung des Abendmahls ein ewiges Gedächtniß gestiftet, der dadurch erlangten Würde entkleiden und als Vorbild der schönsten geistlichen Tugend, der Demuth, thut er dem erstaunenden Petrus den Dienst des Fußwaschens. Wiederum tritt hier, wie im Verlauf der ganzen Arbeit die symbolische Auffassung vor der dramatischen hervor, und zeigt gerade in solcher Reinheit ihre größere Wirkung aufs Gemüth. Es ist nicht eine einzelne Handlung, die vorgeführt wird, sondern die sich im Leben, ja in jedem Einzelnen so oft wiederholende, von der jene das Sinnbild gibt. Bei dem Abendmahl möchte die Anordnung, daß die Versammelten rings um den langen Tisch und am schmalen Ende links Christus, sitzen, daß Judas aus der Mitte der vordern Reihe aufsteht, die man natürlich vom Rük-

ken sieht, bemerkenswerth seyn; so wie in der Fußwaschung, daß nur einige der Apostel zugegen sind.

Das dritte Bild führt uns auf den Oelberg, der freilich, was seinen landschaftlichen Theil betrifft, nicht sonderlich in Betracht kommt. Wie Kinder Berge und Bäume und Vögel darauf zu malen pflegen, so hat Meister Niccolo auf diesen, wie auf andern Bildern der Folgereihe die Landschaft behandelt, und doch läßt sich nicht absprechen, daß die Linien und Massen mit einem großen Schönheitgefühl über und zwischen den Gruppen angebracht sind. Wiederum sind zwei Ereignisse in einem Bilde zusammengefaßt, das Gebet und die Gefangennehmung. Christus kniet neben den von Schlaf überwältigten Jüngern — doch so, daß er zugleich über ihnen zu wachen, und für sie zu beten scheint, seine ganze Stellung zeigt Ergebung, mit Bewußtseyn der Bestimmung. Von dem Judaskuß ist nur Weniges deutlich zu erkennen, unter der Masse der Kriegsknechte aber zeigen sich fast lauter so markirte Physiognomieen, daß sie aus dem Leben genommen scheinen, während die Gestalten und Köpfe der Apostel offenbar den idealen und traditionellen Charakter beibehalten. Nun folgt auf der den Eingang gegenüberstehenden Wand zuerst die Geißelung und Kreuztragung auf einem Bilde, jedoch wie beim zweiten, durch eine angedeutete Wand geschieden. Der erstere Gegenstand dürfte von allen am wenigsten glücklicher bearbeitet seyn; dagegen ist die Kreuztragung tief ergreifend und zeigt, welche Kräfte in diesem Meister verborgen lagen. Vor allen rührend hat er die Theilnahme der Frauen und ihren stummen Schmerz auszusprechen gewußt; wie leiht er durch eine bloße Handbewegung der Magdalena, der ein Kriegsknecht das Wejterschreiten wehrt, die Worte: „es ist ja der letzte Liebesdienst.“ Christus blickt nach seiner Mutter zurück, und wir sehen deutlich, daß der Maler den Umfang seines Schmerzes gekannt hat. Die Volksmenge, die man sonst lärmend und spottend auf ähnlichen Darstellungen zu sehen gewohnt ist, geht ernst und schweigend nebenher, und keiner ist unter ihr, selbst kein Hoherpriester und Schriftgelehrte, dem man das Pochen des Gewissens nicht ansähe, der nicht verriethe, daß er im Begriff sey, einer furchtbaren Handlung Zeuge zu seyn. Dazu kommt in diesem Bilde das glückliche Bestreben nach Schönheit, die unverkennbar, trotz dem Mangel an correkter Zeichnung, die Frauenköpfe schmückt. — Nun folgt das Hauptbild, die Kreuzigung, das auch räumlich größer ist, als die andern. Leider hat neuere Gefühllosigkeit einen Altar mit einer herzlich schlechten Tafel, in Oel gemalt, vorgebaut, so daß nur die äußersten Enden zur Rechten und Linken zu sehen sind. Bekanntlich hielten die alten Meister bei der Kreuzigung das Motiv fest, daß Christus dabei als Weltenrichter erscheint, indem er dem glaubigen Schächer das Paradies zusagt. So sieht man hier, wie Engel die gerettete Seele davon tragen, während Teufel die des andern in ihre Gewalt bekommen. Weinend schweben Engel um das Kreuz Christi, und im Volke unten zeigen sich wieder jene scharf gezeichneten Charaktere, welche die Fähigkeit des Meisters beurkunden, das Individuelle im Leben aufzufassen. — Das nächste Feld ist oder war mit der Darstellung von der Kreuzesabnahme und Grablegung geschmückt. Es ist nur noch der Schimmer der Composition übrig, die aber zu den besten des ganzen Werkes gehört haben muß. Nun folgt auf der dritten Wand zuerst Auferstehung und das Noli me tangere. Das Grab, ein antiker Sarkophag, ist geöffnet und aus ihm steigt der Ueberwinder von Tod und Hölle mit einer Würde und Hoheit, die für jeden andern Sieg zu viel seyn würde. Von den Kriegsknechten ist wenig übrig geblieben, doch sieht man neben den Fragmenten eines Erschrockenen allerdings auch einen Schlafenden, was mir aufgefallen, da ich auf ältern Darstellungen nur die erstern gesehen zu haben mich entsinne. Recht an's Gemüth nun geht der Maler wieder mit der nebenstehenden Gruppe, wo Magdalena stehend die Hände nach dem ihr wohlbekannten Gärtner ausstreckt, der aber das räthselhafte Noli me tangere durch eine abwehrende Händebewegung fest ausspricht, während in dem nach ihr gewandten Gesicht und Oberkörper das Zeichen liegt, wie schmerzlich ihm selbst das Verbot fällt. — Auf dieses Bild folgt die Himmelfahrt. Christus steht von musicirenden Engeln umgeben auf einer Wolke. Unten stehen und knieen die Apostel und befreundeten Frauen und die Engel, die erstern auf ihre Bestimmung aufmerksam machend. Die Absicht, Christum in einer Verklärung darzustellen, ist durchgängig sichtbar, so daß sogar Zeichnung und Färbung des Gewandes eine von den übrigen verschiedene Weichheit hat. Die ganze Gestalt Christi ist großartig, einfach und unterscheidet sich mit denen des vorangehenden Bildes wesentlich von den frühern, wo er überall als Lebender unter Lebenden auftritt. Dieses Bild ist am besten erhalten. — An der Eingangswand endlich ist noch, in engerem Raume, die Ausgießung des heiligen Geistes abgebildet. Man sieht die Apostel um Marien versammelt an einer Tafel sitzen, und den Geist in bekannter Gestalt über sie kommen, so wie unten gleichsam auf der Straße vorüberhend, die spottenden Juden. — Rings um die Bilder laufen arabeskenartige Einfassungen, in denen, wie in der gleichzeitigen Architektur, antike und romantische Elemente verbunden sind.

Das einzelne Technische betreffend, zeigt sich der Meister Niccolo in diesen Bildern als einen tüchtigen Practicus. Die Conturen sind mit breitem Pinsel fest gezeichnet,

wodurch sich die immer im Licht gehaltenen Figuren zu modelliren scheinen. In den Verzierungen geht diese Gewandtheit des Zeichners bis zur Vollkommenheit. In den Gestalten hingegen, namentlich in den Körperformen, fehlt es, wie bei allen Malern damaliger Zeit an Correctheit, die Finger sind etwas lang, nach der Spitze zu geschwollen, der Oberkopf sitzt selten ganz richtig auf dem Gesicht, und vor Allen sind es die Augen, deren perspectivische Ansichten ihm selten gelungen sind; das Augenlied umschließt in der Dreiviertelsansicht nicht mehr das Weiße und der Augapfel findet sodann seine Rundung nicht. Dagegen haben alle Gestalten ein rechtes Ebenmaaß, die Glieder hängen wohl zusammen, und die Bewegungen sind immer von schlagender Richtigkeit, so daß sich eine Hand z. B. um keine Linie verrücken ließe, ohne die Bedeutung derselben zu schwächen oder zu nehmen. Grade in dieser Reinheit der Motive zeigt sich Niccolo als einen der bedeutendsten Künstler seiner Zeit. Die Gewänder sind alle wohl durchdacht und in einem einfachen Styl gezeichnet; nirgend verdecken, überall unterstützen sie die Bewegung, und sind offenbar aus dem Charakter der einzelnen Gestalten hervorgegangen. In den Formen harmoniren sie in so fern mit dem Nackten, als noch auf Zufälligkeiten keine Rücksicht genommen ist. — Eine durchgehende Eigenheit des Meisters ist die bei jugendlichen Köpfen immer etwas lange Oberlippe, und das ein wenig vorgebaute Kinn; eine Wunderlichkeit sind die bei den schwebenden Engeln in Wolken ausgehenden Gewänder. — Was die Malerei betrifft, so ist, wie in Mittelitalien nirgend zu der Zeit, auf wirkliches Colorit noch keine Rücksicht genommen, doch sind die Lokaltöne bei männlichen und weiblichen Gesichtern mit Bestimmtheit unterschieden und haben alle einen wärmen Ton, der z. B. bei Giotto, Spinello und Simon fehlt. Die Vermalung ist vollkommen und zeigt einen seiner Kunst ganz mächtigen Meister, so daß wir hoffen dürfen, noch auf andre Werke seiner Hand zu stoßen. Die Art und Weise des Malens weicht nicht von der damals üblichen, leider sehr schlimmen ab, in der auch — mit Ausnahme der Schöpfungsgeschichte *) — das ganze Campo Santo gemalt und deshalb dem Untergange geweiht ist. Das Verfahren war aber folgendes: Auf die Mauer wurde der rohe Bewurf angetragen, auf diesen findet sich häufig, bald roher, bald besser gezeichnet die Composition des Bildes, das für die Wand bestimmt war, wodurch uns häufig Werke erhalten worden, wie z. B. die Krönung der Maria im Campo Santo von dem eben in der Note erwähnten Pietro da Orvieto, die Vasari dem Taddeo Bartoli zuschreibt. Da später ein fingerdicker Bewurf darüber kam, der erste auch häufig mit dem Eisen zerkratzt ist, so läßt sich kein andrer Zweck jener offenbar dem Untergang geweihten Conturen denken, als daß sie die Stelle eines Cartons vertraten, der den Vortheil hatte, an Ort und Stelle zu stehen, wo die Wirkung des Gemäldes sichtbar wurde. Man findet auch Quadrate durchgezogen und Gruppen, wie die eben genannte der Gekrönten, doppelt gezeichnet, eine um einige Zoll vergrößerte über der kleinern. Auf den zweiten glatten Bewurf nun, der mit einem Male oder doch zu großen Massen gemacht wurde, findet sich kein Eindruck eines Conturs, so wie keine Naht; die Malereien sind also aufs Trockene mit einer Temperamischung gemalt, konnten somit nicht in eine Masse mit der Wand zusammengehen und fallen allmählig von derselben ab. Inzwischen gehen nicht alle Farben mit gleichem Schritte ihrem Verderben zu, und auf den Fall, daß einige Künstler diese Mittheilungen lesen sollten, will ich, da auch in neuerer Zeit Gebrauch und Behandlung mancher Farben mit jenen übereinstimmt, meine Bemerkungen in dieser Beziehung mittheilen. —

Um das theure Blau zu sparen, vielleicht auch zugleich um einen wärmern Ton zu gewinnen, untermalte man blaue Flächen meist mit Caput mortuum. Dieß hat eine sehr geringe Crystallisationskraft, und trocknet langsam, das Blau hingegen unter der Hand. So ist es gekommen, daß der Himmel auf den meisten alten Wandgemälden, und in dem alten Capitelsaale durchgängig blutroth geworden ist, und nur einige blaue Flecken noch als Andenken einer schönern Vergangenheit bewahren. Wo das Blau auf weißen Grund gemalt ist, hat es sich erhalten, wenn es rein von Kupfer war, was freilich auch nicht überall der Fall ist, da es dann in Grünspan übergeht. Eine sehr verderbliche Farbe ist die grüne Erde, deren Fett eine nur sehr flüchtige Verbindung mit der Wand erlaubt und die daher überall mit der Zeit abspringt; am übelsten ist sie, wo man sie als Untermalung braucht, was in neuerer Zeit häufig zu geschehen pflegt, da sie dadurch in doppelten Kampf, gegen Kalk und gegen die übergelegte Farbe gesetzt wird. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß da, wo die Untermalung mit der gleichen Farbe der Uebermalung gemacht worden, die Arbeit sich am besten erhalten, so wie die un-

*) Diese von Vasari dem Buffalmaco geschenkten fünf Bilder sind auf nassen Kalk, also al Fresco, gemalt. Gelegentlich sey einstweilen hier bemerkt, daß nur ein Blick in das Pisaner Archiv jenen wie die spätern Kunstgeschichtschreiber hätte belehren können, daß sie von einem gewissen Pietro da Orvieto gemalt sind, über welchen ich mir spätere Mittheilungen vorbehalte. Des Herrn von Rumohr Ansicht, daß der ganze gute Freund Spaßmacher am Ende eine Puppe sey, der Boccaccio und Sacchetti einige currente, zum Theil ganz abgeschmackte Bubenstreiche anhängen, dürfte immer mehr Wahrheit werden.

gebrannten und gebrannten Oker, Terra di Siena und ein reines Blau sich überall bewährt haben. In der Mischung dürfte grüne Erde nicht schaden, da die Carnation auch meist erhalten ist, wenn nicht grade wie bei Simon Sanese u. A. Bleiweiß dazu genommen ist.

Um noch einmal auf die Wandmalerei in S. Francesco selbst zurückzukommen, will ich noch schließlich einer Eigenthümlichkeit erwähnen, mit welcher die Heiligenscheine in Relief aufgetragen sind, so daß sie sich nach dem Contur des Kopfes abflachen und also eine schiefe Fläche bilden, um für das Gold die Wirkung des reflectirten Lichtes zu gewinnen, was bekanntlich dafür das Brillanteste ist.

Es existirt eine Abbildung der ebenbeschriebenen Wandmalereien, im Contur (jedoch fehlt die Kreuzigung, auch hat man, wunderlich genug, den Cyklus mit der Ausgießung des Geistes begonnen); so rühmlich indeß die Absicht des durch seine große Thätigkeit bekannten Herausgebers, Paolo Lasinio ist, so darf man nicht in Abrede stellen, daß bei dieser Arbeit nur das ganze Allgemeine wiedergegeben ist, und daß es schwer seyn dürfte, sich danach eine Vorstellung von den Eigenthümlichkeiten des so ausgezeichneten Niccolo Petri zu machen, den Lasinio — ohne nähere Angabe der Quelle — einen Schüler des Taddeo Gaddi nennt, mit dem er wenig gemein hat.

ef.

Ueber altgriechische Baukunst.

(Beschluß.)

Wenn gleich aus den Nachrichten der griechischen Schriftsteller keine directen Folgerungen für die Malereien an den Aussenseiten der Tempel hervorzugehen scheinen, so weist doch der classische Werth jener aufgemalten Verzierungsformen in die bessere Zeit der Kunstübung eben so bemerkbar zurück, wie das technische Verfahren, womit der Farbenauftrag bewerkstelligt wurde. Der Farbenauftrag an den Tempeln von Athen geschah unmittelbar auf den Stein, weil der vortreffliche pentelische Marmor, woraus diese Tempel erbaut waren, den Stucküberzug entbehrlich machte, womit man diejenigen Tempel überzog, welche aus einer porösen Steinart erbaut gewesen sind. Z. E. der Tempel von Olympia war aus Muscheltuff, und hatte daher einen Ueberzug sehr nöthig. Die Farbe selbst fand ich an den atheniſchen Tempeln wohl an 3 Millimeter hoch aufgetragen, und es stießen die wechselnden Farben ganz scharf aneinander; auch waren dieselben glatt geschliffen, wenn man nach der Gleichheit und Ebene beim jetzigen Aussehen derselben urtheilen darf, und es scheint die Art der Malerei enkaustischer Natur gewesen zu seyn. Zur Bekräftigung dieser Annahme, dienen die noch vorhandenen gut erhaltenen Stücke der Cassettenreste des Theseustempels, auf welchen aufgemalte Perlen, und andere farbige Greclinien sichtbar sind. Solche Stücke hat man bei Errichtung der halbkreisförmigen östlichen Wand, als man den Theseustempel zur Kirche umschuf, mit eingemauert, und die Zeit hat sie nun wieder zu Tage gelegt. — Außerdem geschah die Anordnung zur Malerei mit großer Sorgfalt, so finden sich z. B. Greeques vor, welche an zwei Millimeter tief vorher in den Stein gegraben worden sind, worauf die Farbe gesetzt wurde. Die Grundfarben waren blau, grün und roth, und zwar ungebrochen, z. B. wie Kobaltblau, Kobaltgrün und Zinnober.

Diese an den griechischen Monumenten vorgefundene Malereien entsprechen den aufgemeißelten Verzierungen an den römischen Monumenten, und wenn man bedenkt, daß die römischen Monumente weit colossaler als die griechischen gewesen sind, so kann man sich's erklären, wie man es für nöthig erachtete, durch die Bildhauerei der Wirkung der Malerei zu Hülfe zu kommen. Auch am Parthenon half der Bildhauer mit, wie man sich aus dem umlaufenden Perlenzug, über dem Capital der Triglyphen und Metopen, so wie an den flach ausgemeißelten Cyern der Anten überzeugt. Im Theseustempel findet sich unter den Cassetten das flache Stäbchen, worauf Perlen gemalt waren ꝛc.

Vergegenwärtigt man sich sofort das Ansehen dieser griechischen Monumente, versetzt man sich auf die Akropole Athens, wo heute noch der Beschauer vor dem Parthenon staunend verweilt: so fühlt man, wie ergreifend und gewaltig die Wirkung seyn mußte, welche die drei Schwesterkünste, Architektur, Bildhauerei und Malerei hervorbringen mußten, wenn in gleicher Vollendung und wahrhaftiger Harmonie sie als Einheit hervortraten. Ist man ja heutiges Tages von dem Marcusplatz zu Venedig freudig überrascht, da derselbe das interessante Schauspiel eines vollendeten Platzes gewährt.

Die vorstehende flüchtige Skizze mag eine geringe Andeutung des noch lange nicht erschöpften Reichthums unbearbeiteter Motive an den griechischen Monumenten geben, eine Hindeutung auf die drei fehlenden Theile, deren Bearbeitung die nothwendige Aufgabe künftiger Untersuchungen und Abbildungen seyn muß. Ich hoffe später selbst noch bei begünstigenden Umständen Gelegenheit zu finden, die Resultate meiner Messungen und Beobachtungen in einem eigens dazu bestimmten Werke ausführlich entwickeln zu können.

Eduard Metzger, Architekt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 26.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 28. März 1833.

Kunstliteratur.

Mittheilungen aus Wien: — Zeitgemälde des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften, mit den Resultaten praktischer Anwendung; aus dem Kreise des höhern geselligen und öffentlichen Volkslebens, der Tagesgeschichte und gemeinnützigen Anstalten dieser kaiserlichen Residenz. Herausgegeben von Franz Pietznigg. Erster Band. Wien 1832. Druck und Verlag von J. P. Söllinger.

Zu einer Anzeige für das Kunstblatt eignen sich natürlich aus diesem Magazine von Miscellen bloß solche Gegenstände, die es unmittelbar und allein mit der Kunst zu thun haben. Je seltener darüber in Wien selbst oder von andern Seiten her öffentlich gesprochen wird, desto statthafter dürfte es seyn, zur Ausfüllung der bemerkten Lücke jene Mittheilungen als ein unmaaßgebliches Vehikel zu benutzen. Hier und da wird Ref. einige anderweitige Data zu Hülfe nehmen.

Ein Vorwort über enkaustische Malerei seit den ältesten Zeiten, abgefaßt von J. F. A. Gschadt, dient zur Einleitung. Es zeigt Spuren eines sorgsamen Fleißes und löblichen Ernstes, bleibt aber dessenungeachtet gegen die Ergebnisse der neuesten Forschungen merklich zurück. Der Hauptschriftsteller über die Enkaustik, Montabert, ist zum großen Nachtheil der versuchten Erörterungen völlig übersehen worden. Graf Caylus, der Ritter Lorgna aus Verona, Calau, den ein deutscher gelehrter Archäolog geradezu einen Wachsfudler genannt hat, wohl nicht mit Unrecht, Requeno, selbst Dr. Rour, obwohl dieser seine Vorgänger weit überwiegt, verschwinden sammt und sonders neben Montabert. Grund, ursprünglich ein Maler, wahrscheinlich kein glücklicher, dann Geschichtschreiber der Malerei, dessen literarische Wirksamkeit von Prag ausging, ist mit keinem Worte erwähnt worden, und doch hat sich derselbe um die Geschichte der Enkaustik keine ganz unerheblichen Verdienste erworben. Montaberts Bemühungen verdankt das französische und deutsche Publikum eine ausführliche Abhandlung über die Enkaustik; sie ist enthalten in dem achten Bande seines schätzbaren, sehr angenehm geschriebenen Traité complét de la peinture. Paris, chez Bossange. 1829. 10 Vol. Er behandelt die interessante Frage mit aller der Klarheit und Gewandtheit, die den Franzosen auf dem Gebiete materieller Untersuchungen eigen zu seyn pflegt; nur geht er in seinem enkaustischen Enthusiasmus offenbar zu weit, hat nicht übel Lust, die gesammte Oelmalerei zu stürzen und sich an die Spitze einer neuen Kunstepoche zu sehen. In diesem Punkte gehört er dem phlogistischen System an, so antiphlogistisch übrigens seine chemische Sprache lautet. Lukanus hat in seiner Schrift über Restauration der Gemälde, wie kürzlich in diesen Blättern bei einer andern Gelegenheit bemerkt wurde, manche beherzigenswerthe Einwendungen dagegen gemacht. So besprengt von deutschem Naß kann der französische Feuerschwindel keinen Schaden stiften, wohl aber für die fernere Entwicklung der Sache mannichfaltigen Nutzen gewähren. Aus Montabert lassen sich über den Wiener Aufsatz verschiedene Berichtigungen schöpfen; nicht minder reiche, literarische Ergänzungen. Seltsamerweise hat sich der wohlbekannte Baron Reifenstein, einer von den Großvätern der Enkaustik, unter französischer Feder in Renfesthen verwandelt. Und wie die Archäologen sich bis zu dieser Stunde, in Betracht der alten Enkaustik mit dem Text des Plinius vergeblich herumquälen, der vielleicht auch nur sagte, was er selber nicht verstand, so erregt der sprachliche Ursprung jenes Fremdworts unserem Verfasser ebenfalls schlimme Händel. Er leitet den Namen der Enkaustik von ἐγκαίω ab, Montabert dagegen ganz richtig, ohne den Grundbuchstaben γ und den Accent zu vernachlässigen, von ἐγκαίω oder ἐγκάω. Es dient übrigens zur Entschuldigung unsers Verfassers, daß selbst die angesehensten Grammatiker über die verschiedenen Grundformen des Wortes schwanken. Buttmann nennt die Präsensformen κάω, καίω zweifelhaft.

Thiersch sucht die Urform von καίω in κέω und weist dasselbe im Etym. M. nach. Bei dieser Gelegenheit kommt auch der Frauenname Nausikaa ins Spiel, eben so viel als Schiffbrennerin. Nun sollte noch ein tiefsinniger Forscher die Entdeckung machen, daß die rothwangigen Schiffe Homers auf die uralteste Enkaustik hindeuten, ohngefähr wie das heutige Pfahlbrennen, dann könnte die Königstochter Nausikaa, die Gönnerin des Ulysses, plötzlich zu ganz neuen Ehren kommen.

In Wien ist die Enkaustik neuerlich von dem Galleriedirector Peter Kraft zum Behufe einiger ihm übertragenen Wandgemälde, wie es scheint, nicht ohne Erfolg, angewendet werdet; auf diese seine Unternehmung bezieht sich eben das einleitende Vorwort. Nach dem Verfahren zu urtheilen, wie es unser Verfasser beschreibt, kann es indessen kaum für eigentliche Enkaustik gelten. Es gibt bekanntlich der Manieren so viele, daß Mißverständnisse fast unvermeidlich sind.

Auch in München hat man seit einiger Zeit Versuche in der Enkaustik angestellt. Anfänglich wollten diese Ergebnisse den Erwartungen nur schwach entsprechen. Hierauf trat der Geh. Oberbaurath von Klenze ins Mittel, durchdachte, prüfte, benützte die von Montabert empfohlene Methode und brachte es durch seine einsichtsvolle Leitung, unter der Mitwirkung mehrerer Maler, bald zu größern Erfolgen, die aber, wie es heißt, noch immer Verschiedenes zu wünschen übrig lassen. Vielleicht nähert man sich mit Hülfe fortgesetzter Erfahrungen und der Zuziehung eines tüchtigen Chemikers noch um einige Schritte mehr dem gesuchten Ziele. Ueber die Haltbarkeit wird die Zukunft den besten Ausspruch thun; eine und die andere Nebenfrage muß sich indessen schon jetzt ziemlich bestimmt entscheiden lassen. Sollte nicht bei der Wahl zwischen Enkaustik und Oelmalerei das Prinzip der Stabilität mit den Forderungen des Farbensinnes in einigen Conflikt kommen? Haben diejenigen so ganz Unrecht, welche die harmonische Kraft der Farben dem Totaleffekt der Klarheit vorziehen? Was half dem Tithonus das Geschenk der Unsterblichkeit ohne die Mitgabe eines jugendlichen Zaubers?

Bei Gegenständen, die irgend einen großen Moment der Geschichte verewigen sollen, wird die Enkaustik, ist nur erst die Sicherheit ihrer Fortdauer hinlänglich verbürgt, jederzeit an ihrer natürlichen Stelle seyn. Diese An- und Absicht hat wahrscheinlich obgewaltet, als Ihre Majestät die Kaiserin den preiswürdigen Entschluß faßte, einige der herzergreifendsten Schickungen in dem Leben des österreichischen Monarchen und seiner Völker der künstlerischen Darstellung als Gegenstand anzuweisen und die Ausführung einem längst und rühmlich bewährten Talente zu übertragen, das gerade für diesen Zweck Eigenschaften in sich vereinigte, wie sie anderswo in Wien schwerlich zu finden waren. Die rechte Sache ist in die Hand des rechten Mannes, Peter Krafts, gekommen. Zufolge jenes Auftrages hat er in der kaiserlichen Hofburg bereits vor einiger Zeit drei enkaustische Wandgemälde vollendet; das erste stellt dar: die Rückkehr Sr. Majestät des Kaisers am 27. November 1809; das zweite eben dasselbe Ereigniß, aber in dem veränderten Lichte des 16. Junius 1814; das dritte die erste Ausfahrt Sr. Majestät des Kaisers, am 9. April 1826, nach Genesung von einer schweren Krankheit. Dem ersten Gemälde erkennt unser Verfasser — und damit stimmt das gebildete Urtheil Wien's überein — unbedingt den Preis zu. Kein Wunder. Beharrliche Ausdauer im langen, gehäuften Unglück, sowohl auf Seiten des Herrschers als der Beherrschten — dieß Schauspiel ist noch unendlich größer als der Kampf des Einzelnen gegen das Schicksal, auf welchen nach dem Sinne der Stoa die Götter mit Wohlgefallen herabblicken. Auf Detail ist natürlich weder hier noch bei andern Gelegenheiten einzugehen. Durch kaiserlichen Befehl ist der Künstler ermächtigt worden, sich selbst in einer der umstehenden Personen zu porträtiren. Da hat denn Kraft von ganz anderem Glücke zu sagen, als Phidias, der dasselbe aus eigenem Antrieb that und deßhalb von den in ihrem Republikanismus beleidigten Athenern zur härtesten Rechenschaft gezogen wurde. Das zweite Gemälde soll an Vorzügen das schwächste seyn. Die Ursache des merkbaren Abstandes wird ganz verständig in dem Zwange gesucht, welcher jede streng und einförmig geregelte Repräsentationsscene der Nachbildung auferlegt. In dem dritten Gemälde soll Kraft wieder so viel warmes und vielfaches Leben über das wohlgeordnete Ganze ausgegossen haben, daß man seine gewohnte Meisterschaft darin mit Vergnügen wieder erkennt.

Aus der nachfolgenden Biographie Krafts, die indessen nicht so interessant abgefaßt ist als es ihr Gegenstand möglich machte, eignen sich nur folgende Notizen zur weitern Mittheilung. Peter Kraft wurde zu Hanau 1780 am 15. September geboren, und von seinem Vater, einem geschickten und wohlhabenden Emaillemaler, für die Kunst herangezogen, während von der andern Seite seine geistige Ausbildung auf dem dortigen Gymnasium sichtbar fortschritt. Die Malerakademie seiner Vaterstadt lehrte ihn die Elemente der Zeichnung, und sah den vielversprechenden Jüngling schnell zum glücklichen Porträtmaler emporblühen. Sofort erwachte in ihm mit ungewöhnlicher Stärke der Trieb der Historienmalerei; einige Zeit ergötzte sich letzterer an der Darstellung schweizerischer Scenen, z. B. aus der Geschichte Tells. Außerdem betrieb Kraft die Porträtmalerei mit so gutem Erfolge, daß es ihm seine eigenen Mittel erlaubten, sich in der Ferne nach einem größern Schauplatze

der Entwicklung umzusehen. Seine Wahl traf Wien, wo er 1799 am 2. April ankam, seine Studien unter akademischer Leitung eifrig fortsetzte und vervollständigte, eben so fleißig malte, größtentheils Bildnisse, in gemessenen Zwischenzeiten jedoch auch historische Gegenstände. Aus den Jahren 1799—1801 gehören zu den letztern: Jupiter und Juno auf dem Berge Ida, Diomedes, Achilles unter den Frauen, Brutus, mehr oder weniger entworfen und ausgeführt in der Weise des damals vielgeltenden, sicher etwas überschätzten, Füger, wogegen eben derselbe späterhin, wie es scheint, wieder zu wenig beachtet wurde.

Abreise von Wien (1801, 12. April) nach Paris. Vielfache Beschäftigung mit Porträtmalerei während eines dreijährigen Aufenthalts, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch Copien nach den antiken Gemälden aus Herkulanum. Eigene Compositionen aus dieser Periode: Sappho, sich vom Felsen stürzend, Hebe. Rückkehr nach Wien im October des Jahres 1807. Hier vollendete er (1807) nach vielen ernsthaften Vorbereitungen zu dem Geschäft des Historien-Malers „König Melai und sein Hund.“ Es ist nach einer Skizze von Meißner entworfen. Dieser Schriftstellername ist keine sonderliche Bürgschaft für ein großartiges Motiv. Der Hauptessekt geht wahrscheinlich vom Hunde aus. König Melai und dessen Regierung dürfte vielen Lesern unbekannt seyn; ein solches Incognito ist und bleibt immer ein Uebelstand in der Historienmalerei. — Siebenmonatlicher Aufenthalt in Rom während des Jahres 1808, hauptsächlich der künstlerischen Anschauung gewidmet. Rückkehr nach Wien (1809 am 17. Januar). Dazwischen fällt ein kurzer episodischer Ausflug in die Gebiete Steiermarks, wo Kraft im Auftrage Sr. K. H. des Erzherzogs Johann, der bekanntlich Kunst, Natur und Wissenschaft mit gleicher Liebe umfaßt, einige Costumbilder entwarf.

Von nun an hat Kraft Wien nicht wieder verlassen, es nennt ihn mit eben so viel Recht als Freude ganz den Seinigen. Endlich war dem Künstler das Glück zu Theil, im Auftrage Sr. Königl. Hoheit des Herzogs Albert ein wahrhaft historisches Bild auszuführen; mag man nun auf den Helden sehen, welchen es darstellt, dessen Name der Sieg so oft genannt hat, den Deutschland nicht weniger ehrt, als das österreichische Heer ihn liebt, oder auf die verhängnißvolle Zeit, in welcher der Krieg kühner mit seinen eisernen Würfeln spielte als je nächst vorher, oder an die staunenswürdige, blitzschnelle Entwicklung von Vertheidigungskräften, gegen deren geschlossene Einheit selbst die spätern Anstrengungen der verschiedensten Völker, trotz alles Erfolgs, immer nur als der Sturz einer starkrollenden Lavine erscheinen. Gegenstand des Bildes ist Se. Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern. In das Jahr 1812 fällt das erste der sogenannten Landwehrbilder, der Abschied. Ungeachtet der unläugbarsten Verdienste leidet es an einem wesentlichen Mangel. Der dargestellte Krieger erscheint nicht eigentlich als Landwehrmann, wie ihn die hochgespannten Verhältnisse der Gesellschaft im Augenblicke der Gefahr erschaffen und brauchen, sondern eher als ein Kernsoldat, der den Pulverdampf schon viele Jahre als Lebensluft verschluckt hat. So zeigt er sich besonders in den Zügen des Angesichts und mit diesem entschiedenen Martialismus will denn der häusliche, etwas weich gehaltene Abschied nicht recht zusammengehen. Belisar, gemalt im Jahre 1815, erhielt von der Akademie den Preis. Dieser Zeit gehören auch Oedip und Antigone an und viele Porträte; mehrere stellen Mitglieder der kaiserlichen Familie dar, und andere hohe Personen des Congresses. Die Schlacht bei Leipzig wurde einige Jahre später vollendet. Wiederholung desselben Gegenstandes im Jahre 1819 und noch einmal im kleinern Maaßstabe für den Kunsthändler Artaria. Im Auftrage des Fürsten von Liechtenstein und für dessen Gallerie malte Kraft ferner die Schlacht bei Aspern, ebenfalls im kleinen Maaßstabe.

Seit dem Jahre 1820 ist die Reihe der bedeutendern Werke ungefähr folgende: Ossian, befindlich in der fürstlich Liechtenstein'schen Gallerie. Kann nicht für gelungen gelten. Manfred, wie er sich vom Felsen zu stürzen droht. Rudolph von Habsburg, dem Priester sein Pferd anbietend. (Im Palaste des Erzherzogs Karl). Die Krönung des Kaisers Franz I. in Presburg. Zrini's letzter Ausfall aus Sigeth. (Beide Bilder besitzt Pesth). Se. Durchl. den Herzog von Reichstadt, in Cadettenuniform (gemalt für den König von Neapel). Das lebensgroße Bild J. M. der Kaiserin in ungarischem Costüm. (Ist nach Preußen gekommen). Ein Gegenstück zu einem früher genannten Bilde, Manfred im Augenblicke seiner Vision.

(Die Fortsetzung folgt.)

Restauration des großen Theaters in Bordeaux.

Dem Schauspielsaal in Bordeaux, einem Werke des berühmten Baumeisters Louis, das in seiner Art zu den schönsten in Europa gehören dürfte, im Laufe der Zeit aber schlimm verfallen war, ist eine geschmackvolle Ausbesserung zugedacht, und größtentheils schon durch Herrn Bonfin, Architekt der Stadt, ausgeführt worden. Sie ist zunächst dem Mauerwerk zu Theil geworden, glücklicherweise ist dabei der Saal in seiner wesentlichen Gesammtheit derselbe geblieben, mit Ausnahme des

Amphitheaters, welches jetzt, etwas niedriger geworden, sich mit dem Parterre vereinigt. Die Sitze des Parterres haben Lehnen erhalten. Das Orchester hat an Umfang gewonnen und ist dergestalt angelegt, daß die Töne harmonisch in der Kuppel widerhallen. Die Bühnenlogen sind hinweggenommen. Zur Beförderung des Luftzuges sind wirksame Maaßregeln ergriffen worden. Die Erleuchtung wird künftig durch Gas geschehen. Der Plafond ist in 16 Felder getheilt; acht enthalten architektonische Verzierungen, die andern acht Nymphen, gemalt von Vafflard. In der untern Abtheilung sind Cameen in Sardonyx auf blauem Grunde angebracht. Die obere Abtheilung ist mit vergoldeten Ornamenten versehen. In der Mitte befindet sich eine reich geschnittene und in Gold gehöhte Rosette. Die Einfassung besteht aus Arabesken und Verzierungen à la grecque in Gold auf weißem Grund. Den Plafond der Vorbühne schmücken Cassetten, deren Grund roth ist, die Arabesken und Einfassungen Gold. Alle Säulen, Cornischen, Gebälke und andere architektonische Theile sind in einem gleichmäßigen Geschmack verziert.

Die Bühne selbst ist gänzlich abgebrochen und nach dem Vorbilde des großen Operntheaters wiederhergestellt worden. Die Gemälde und Decorationen sind von Ciceri und Olivier. Noch andere Arbeiten sind beschlossen. Der Concertsaal soll restaurirt werden. Ciceri hat einen Entwurf zur Decorirung des Ballsaales eingereicht; eine Commission beschäftigt sich mit der Prüfung seiner Vorschläge.

Bayern.

Das Regierungsblatt vom 23. Februar enthält eine K. Verordnung über die Gewerbs- und polytechnischen Schulen. Diese Anstalten, wovon die ersteren neuerrichtet, die letztern schon bestehenden, zweckmäßiger organisirt werden, sind, wie die Verordnung ausdrücklich sagt, nicht dazu bestimmt, Kunstschulen zu seyn, oder in das Gebiet der eigentlichen künstlerischen Ausbildung einzugreifen; ihre Aufgabe ist vielmehr die Kunst in die Gewerbe überzutragen und diese auf eine höhere Stufe zu bringen. Doch wird der Unterricht im Zeichnen als ein Hauptgegenstand dieses technischen Unterrichts betrachtet. Geometrisches und Ornamentenzeichnen soll schon in den Elementar-Schulen neben den sogenannten nützlichen Gegenständen gelehrt werden, wobei das freie Handzeichnen mit Recht ausgeschlossen bleibt. Dieselben Uebungen werden in Verbindung mit architektonischem und freiem Handzeichnen in den Gewerbschulen fortgesetzt und den höhern polytechnischen Schulen fällt hauptsächlich der letzte Cursus im geometrischen, architektonischen und perspectivischen Zeichnen anheim. Ein so von unten auf organisirter, ausschließlich auf die Gewerbsthätigkeit berechneter Zeichen-Unterricht kann wohl die beabsichtigte gute Wirkung nicht verfehlen: er wird sämmtliche Gewerbe näher mit der Kunst verbinden und die Verbreitung des guten Geschmacks über Fabrikate jeder Art befördern. Er wird überdieß den Vortheil gewähren, daß nicht jedes halbkünstlerische Talent, welches sich durch unbestimmte Neigung zum Zeichnen getrieben fühlt, sich schon zum Künstler berufen glaubt, vielmehr ist ihm hier der Weg geöffnet, auf dem eine gründliche Beschäftigung mit den Elementen der Kunst auch dem Handwerk, das einen goldenen Boden hat, Nutzen bringen kann.

Kunst-Anzeige.

So eben ist bei dem Unterzeichneten erschienen:

Panorama von Mainz,

aufgenommen

vom Eichelstein durch Hrn. Baron v. Klein,

in

Aqua-tinta geätzt von F. von Martens.

Prän.-Preis in schwarzen Abdrücken . . . fl. 3 30 kr.
„ „ auf chines. Papier, erste Abdrücke fl. 5 24 kr.
„ „ auf das sorgfältigste ausgemalt . fl. 9 30 kr.

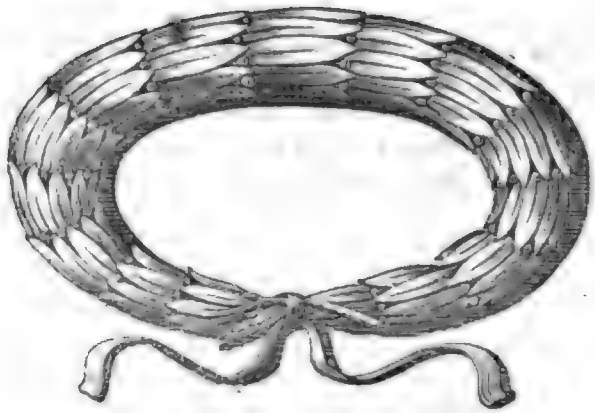
Dieses höchst interessante Bild einer uralten, in so vielfacher Hinsicht berühmten Stadt und Bundesfestung, ist als ein würdiges Seitenstück des rühmlichst bekannten Panoramas von Coblenz anzusehen, und bietet zugleich eine der malerischsten Ansichten des Rheins dar. Der Punkt, von welchem dasselbe aufgenommen, ist auf das glücklichste gewählt und läßt dem Beschauer mit einem Blick die reiche Fülle der Stadt und ihrer Umgebung übersehen. Mit einigen Befestigungswerken im Vorgrunde, erscheint hier die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung mit dem imposanten, ehrwürdigen Dom in der Mitte. Rechts erblickt man den Main, von Hochheim herabkommend sich in den Rhein ergießen, der sich bis unterhalb Biebrich ausbreitet, und an dessen beiden Ufern sich die reizendste Landschaft entfaltet. Die Orte Kostheim, Hochheim, Wickert, Dittenbergen, Nordenstadt, Delkenheim, Cassel, mit der Rheinbrücke, Wiesbaden mit dem Geisberge und der Platte, Mosbach und Schloß Biebrich bilden ein malerisches Ganze, das, von den Gebirgen des Taunus und den Bergen am Rhein begränzt, im Vorgrund links durch den alten Stephansthurm geschlossen wird. Jeder, der an diese Gegenden irgend eine Erinnerung knüpft, wird sich durch dieses schöne, mit ungemeinem Fleiß ausgeführte Bild auf das angenehmste überrascht finden.

Da der sehr billig gestellte Preis später erhöht wird, so werden Kunstfreunde und Liebhaber ihre Bestellungen auf das Baldigste zu machen haben.

Alle Buch- und Kunsthandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Carl Jügel,
Buch- und Kunsthändler in Frankfurt a. M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 23. — 1. März 1833.

Romane.

1) Scipio Cicala. Vier Bände. Leipzig, Brockhaus, 1832.

(Beschluß.)

Die Scenen im Gefängnisse gehören zu dem Rührendsten und Ergreifendsten, was je geschrieben ist. Scipio trifft einen greisen Gefangenen, der noch mehr Jahre, als Scipios Leben zählt, kein Tageslicht gesehen, und noch in dieser Stunde die Ursache seiner Gefangennehmung nicht erfahren hat. Diese Ungerechtigkeit hatte den Unglücklichen zu einem Weisen gemacht, und der Friede und die stille Duldung seines kindlichen Gemüths leuchtet wunderbar in das zerrissene, empörte Innere des jungen Mannes. Scipio widmet sich ganz der Sorgfalt für diesen herrlichen Greis, ja, als ihm selbst ein besseres Gefängniß angewiesen wird, weigert er sich seinen neuen Freund zurückzulassen, und man muß auch diesen aus der Kerkernacht, die ihm das Tageslicht schon entbehrlich gemacht hat, herausziehen. Die Freude des Greises über diesen Edelmuth, seine gänzlich verlorene Bekanntschaft mit den irdischen Dingen sind in wehmüthig ergreifenden Zügen geschildert. Eine spätere Untersuchung, deren Resultate dem Markese zu vielem Vorwurf dienen, ergibt, daß er der im sechszehnten Jahrhundert wohlbekannte Dichter Pomponius Gaurius, und aus unerklärlichen Gründen ins Gefängniß gekommen war.

Scipio war sehr bestimmt auf Hochverrath angeklagt, und trotz der Verwendung des Großpriors schien sein Prozeß den schlechtesten Gang nehmen zu wollen, dem Markese war an dem Untergange seines Nebenbuhlers Alles gelegen, und er verschmähte kein Mittel, das ihn dazu führen konnte. Jezt war es der Bruder Sperantius, der helfend dazwischentrat. Er kam in den Kerker des Gefangenen als Franciskaner, um ihm die Messe zu lesen, und suchte ihn zu bereden, die Kleidung seines Ministranten zu nehmen, und zu fliehen. Scipio zögerte, doch als er sich überzeugt hatte, daß der Markese darauf ausging, ihn, falls er freigesprochen würde, um jeden Preis, selbst mit Gift aus dem Wege zu räumen, willigte er ein, und gelangte unter vielen Gefahren, einmal sogar erkannt, und nur wie durch ein Wunder gerettet, an das Ufer, wo ihn ein Schiff nach Ischia nahm. Noch hatte er der Hinrichtung einiger Sprößlinge der edelsten Familien beiwohnen können.

Die Ueberfahrt gibt Gelegenheit zu einer sehr interessanten Episode, einem Gespräche der Ruderknechte über den Zauberer Virgilius. Ueberhaupt ist dies Buch eine Fundgrube für die Kenntniß des italienischen Volksglaubens. Der Verfasser scheint sich darin zum Theil auf seine Quellen, zum Theil auf seine eigene Erfah-

rung zu ſtützen. Scipio erkennt noch auf dem Schiffe den Bruder Sperantius, der ihn in ein Frauenkloſter empfiehlt, das er aber kaum verlaſſen hat, als er aufs Neue den Spaniern in die Hände fällt. Man hält ihn zwar für einen Andern, als er iſt, doch wird er in die Feſtung geführt und hier ſehr gut gehalten. Dieſer Ueberfall war eine Sicherheitsmaßregel, die vom Kommandanten ausging; denn es iſt jezt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der geiſtvolle, gewandte, thätige Sperantius nicht nur der Hauptmann Mungone, ſondern auch der Kommandant Agorra ſeyn muß.

Das Unternehmen gegen die ſpaniſche Herrſchaft ſcheiterte. Die untere Volksklaſſe hatte es übereilt, die Ausſicht, Agorra werde Kommandant von Neapel werden, ſchlug fehl, und als der Tag des allgemeinen Aufbruchs kommen ſollte, waren die vorſichtig gewordenen Spanier ſo im Vortheil, daß man Nichts gegen ſie ausgerichtet hätte. Auch war der Fürſt von Salerno zwar ein Mann, der einen König hätte ſpielen können, aber keineswegs die Kraft beſaß, es zu werden. So verlor ſich auch für Scipio allmählich das Terrain, das ſeinem feurigen, ſtarken Geiſte allein günſtig ſchien, und ſeine Schickſale beſchränkten ſich auf die Entwirrung früher eingeleiteter Verhältniſſe. In ſeinem Gewahrſam lernte er die ſonderbaren Identitäten des Kommandanten kennen, deſſen Vater, einen weiſen, früh von der Welt gemißhandelten Greis, beides Sprößlinge des hochherzigen Johannes von Procida, des Anſtifters der ſicilianiſchen Vesper. Scipio gewinnt jezt Zeit, auf die Verwickelungen ſeines jungen Lebens zurückzuſehen, die Sehnſucht nach Mutter und Verlobten erwacht ſtärker in ihm, da er weiß, daß die Leztere im Begriff iſt, den Schleier zu nehmen. In der bequemen Franciscanertracht ſezt er von der Inſel über nach Sorrent, wo er mit ſeinem Begleiter, dem jungen Procida, die Geliebte im Clariſſinnenkloſter antrifft. Porzia, in dem Wahn der begangenen Untreue, bevormundet von ihren geiſtlichen Schweſtern, flieht den jungen Mann, wie einen, der ſie dem Himmel und der Seligkeit entreißen will, und Scipio muß ſie verlaſſen, ohne ſich ihr erklären oder ihre eigentliche Meinung hören zu können. Dies Verhältniß mußte ſo enden, weil die aus der Gewöhnung und Erinnerung kommende Liebe eben ſo unwahr iſt, als das magiſche Verlöbniß. Man kann die Herzen durch keine Zauberformeln beſprechen. Scipio trifft auf Ischia, dem Schauplatz ſeiner erſten heldenmüthigen That, die geneſene, und in allen ihren Reizen wieder ſtrahlende Narziſſa, er begleitet ſie an die Capitana ihres Vaters, und wir verlieren ihn aus den Augen.

Nach eilf Jahren treffen wir die uns liebgewordenen Perſonen wieder. Scipio befehligt ein anſehnliches Geſchwader als Sinan Paſcha, unter ſeinem Schwiegervater, deſſen Beiſpiel in Abſchwörung des Glaubens er gefolgt iſt. Die Procida's ſind ihren Entwürfen noch treu, und der mächtige Renegat findet ſich bereit, ihnen Vorſchub zu leiſten. Er ſcheint den Freudenbecher, den eine glänzende Laufbahn ihm an den Mund ſezte, tief geleert zu haben, daher die Sehnſucht nach den Tagen der Jugend. Er überfällt das Kloſter, das Porzien einſchließt, wird dabei heftig verwundet, der junge Procida verunglückt zwiſchen Felſen, doch rechnen die mit reicher Beute heimkehrenden Türken Porzien zu ihr. Scipio wird durch die Kunſt des Pſeudo-Scacinopole geheilt, doch iſt ihm Porzia auf ewig verſagt; denn die Willenloſe hat ſich mit den übrigen Schweſtern und der Flotte flüchten können. Scipio beſucht ſeine Mutter, ſie hat längſt von ſeinem Frevel vernommen, und hört mit Schrecken, daß er ſelbſt ihn ruhig beſtätigt. Sie verſchmäht es, ihm zu folgen. Zulezt trifft der Abtrünnige noch mit den Maltheſern zuſammen, er erlegt den Großbailif von Schilling, und rettet den Großprior von der fürchterlichen Strafe, lebendig geſchunden zu werden, indem er ihn erſchießt. Er ſtieg beim Sultan zu hohen Ehren, ward nacheinander Kapudan Paſcha und Großvezier, und ſtarb hochbetagt auf einem Zuge gegen Perſien. Die Türken preiſen ihn unter dem Namen Tſchigalaſade in ihrer Geſchichte hoch, und Herr von Hammer bezeugt, daß er zu den Zierden der osmaniſchen Literatur gehört.

Dies iſt der Umriß eines Gemäldes, das Aehnliches und vor Allem ſein Vorbild, Walter Scott, bei Weitem hinter ſich läßt. Wir haben dabei nicht die geringſten Vorzüge deſſelben müſſen unerwähnt laſſen. Die Charaktere ſind wahr ergriffen und lebendig wiedergegeben, die Sprache iſt überaus reich und gewählt und verräth überall die ſeltene Bildung des Verfaſſers, die anziehendſten Epiſoden wechſeln mit geiſtvollen Bemerkungen, von denen jene den Stempel einer feinen Beobachtungsgabe, dieſe das Gepräge einer langen und ernſten Lebenserfahrung tragen. Wir müſſen dieſe Tugenden um ſo mehr hervorheben, als wir uns zulezt noch eines Tadels zu entledigen haben, den wir nicht ohne Gegengewicht laſſen dürfen.

Scipios und Narziſſens Charakter ſind vortrefflich gehalten. Scipio iſt kein Himmelsſtürmer, kein tragiſcher Jambenheld, ſondern eine anſpruchsloſe, beſcheidene Natur, die im Element der Ehre, der Tapferkeit, kurz aller ritterlichen Tugenden einheimiſch iſt. Scipio hat kaum das männliche Alter erreicht, und dieſem kindlichen Jugendmuth ſind alle ſeine Begegniſſe angemeſſen. Der Verfaſſer hat dieſe liebenswürdige Unbefangenheit gut zu ſchildern gewußt. Die Vorliebe, mit der er ſeinen Helden behandelt, geht über das Erlaubte nicht hinaus, er läßt ihn immer nach den gebietenden Umſtän-

den handeln und den Veranstaltungen Andrer folgen, die von dem jungen Manne nur Ritterliches und Ehrenhaftes fordern. Dies ist ein feines Gesetz für den Erzähler, das man aber selten beachtet finden wird. Narzissa ist Philine, im edlen Styl.

Die Mäßigung des Verfassers in Naturschilderungen ist um so lobenswerther, als er darin einem Gesetze folgt. Man muß lachen, wenn man unsre schmutzigen Leihbibliothekenromane beginnen hört: Fürchterlich tobte der Sturm, aber fürchterlicher noch tobte es in Alonzos Brust! es ist ein guter Instinkt, der unsre Leibrock und Hildebrandt so reden läßt. Eine Naturscene, die völlig im Widerspruch mit der Gemüthsstimmung des in ihr Aufgeführten steht, macht eher einen komischen, wenigstens den entgegengesezten Eindruck, als man beabsichtigt. Der Verfasser ist hierin sehr berechnet zu Wege gegangen. Die ihm unendlich oft dargebotene Gelegenheit zu italienischen Landschaftsgemälden verschmäht er gänzlich, wenn seinen Personen die Stimmung fehlt, die für die Naturbetrachtung nicht immer dieselbe ist. Daran erkennt man die Bekanntschaft mit einem tiefen psychologischen Gesetze. Die Natur steht unter der Herrschaft des Gemüths, und sie wird uns nie anders erscheinen, als wir sie ansehen.

Man weiß, daß der größte Theil der Abneigung gegen Walter Scott, die so schnell den frühern Enthusiasmus verdrängte, auf Rechnung seiner politischen Grundsätze kommt. Diesen würde man aber aus seinen Romanen nur schwer haben ableiten können, wenn man durch das Leben Napoleons darauf nicht aufmerksamer geworden wäre. Unser Verfasser scheint sich auch hierin den ehrenwerthen Baronet zum Vorbild genommen zu haben, und zwar in einer ganz falschen Stellung. Scott kämpft in den Reihen der Prätendenten, und es ist nicht so sehr der Legitimitätseifer, als der Aristokratismus, den man ihm vorwerfen muß. Unser Verfasser kehrt dies Verhältniß um. Er beklagt Scipio, daß er sich gegen die bestehende Staatsgewalt auflehnt, ein Ausdruck, der öfters wiederkehrt, und zu unserm Schrecken an die Manifeste der heutigen Hofzeitungen erinnert. Ueberhaupt nimmt der Verfasser gegen den Schluß seines Werkes plötzlich einen gar fremdartigen Ton an. Er bejammert seinen jungen Helden, wirft ihm seine hochverrätherischen Absichten vor, und weiß dies trotz einem Berliner Hof- und Domprediger mit seinem zunehmenden Mangel an christlicher Gesinnung in Verbindung zu bringen. Es klingt sonderbar, einem Neapolitaner des sechszehntenten Jahrhunderts, einem von Kindheit an heidnischen Katholiken, wie es der noch jezt herrschende tief gesunkene Glaube dieses Landes mit sich bringt, Vorwürfe wegen seines Christenthums zu machen. Der Verfasser spricht in der Vorrede so vernünftige Urtheile über die Wahrheit der Poesie aus, warum sollten sie auf Scipio und die Procida's keine Anwendung haben? Warum sollten Ehre, Hochherzigkeit, Freiheitsliebe nicht mehr wiegen, als die sogenannte bestehende Staatsgewalt? Ja selbst die Annahme des Turbans hätte den Verfasser nicht bewegen sollen, von da an über Scipio die Achsel zu zucken. Diese Verirrung ließ sich rechtfertigen, und gerade am meisten durch die Umstände, die im Vorhergegangenen mit so vieler Vorliebe geschildert worden sind. In Porzien nur den Engel und die bessere Hälfte Scipios zu sehen, ist ungerecht, vielmehr war die Trennung, die das Geschick über Beide verhängte, die nothwendige Folge dieses Verhältnisses, das durch einen Frevel herbeigeführt, durch den wahren Ausdruck charaktervoller, männlicher Unabhängigkeit aufgehoben werden mußte. Die väterliche Sorgfalt, mit der der Verfasser seinen Helden behandelte, so anziehend sie seinem ersten Auftreten war, mußte zulezt wegfallen. In einen pedantischen, langweiligen Ton verfallen, macht sie den unangenehmsten Eindruck.

2) Beate. Aus einer alten Chronik ohne Titelblatt. Von Alexander Bronikowski. Drei Bände. Leipzig, Brüggemann, 1832.

Es ist schauderhaft, sich von der Gesina Timme begeistern zu lassen. Die Thaten eines Mandrin, Schinderhannes, Cartouche haben doch wenigstens eine Abwechselung, die man romantisch nennen könnte, diese Schelme gerathen in tausend Verlegenheiten, deren Ausgang unsre Erwartung spannt, sie morden und rauben nicht ohne List und Gewandtheit und wechseln mit den Opfern derselben überraschend ab, doch die Ursinis, die Timme — es ist grauenvoll. Dem größten, niederträchtigsten Verbrechen, der Giftmischerei, läßt sich unmöglich eine Seite abgewinnen, die der Dichter würdig benutzen könnte. Hier ist keine Anstrengung, keine List, keine Leidenschaft, nicht einmal Blut, hier ist nur bleicher, schwindender Tod, ermattender Pesthauch, die kalte, ruhige Grausamkeit eines Ungeheuers. Ich bitte jeden Christenmenschen diesen niederträchtigen Roman ins Feuer zu werfen, man verliert nichts daran, weil er außerdem noch ohne Geist, wie im Schlaf geschrieben ist.

Beate mordet aus Eitelkeit und Habsucht. Sie ist häßlich und in Schulden versunken, und räumt ihre Dienstmagd aus dem Wege, um sich ihres Haars, ein andres Mädchen, um sich dessen Zähne zu bemächtigen, sie vergiftet die, denen sie schuldig ist, ihren Mann und ihren Verlobten, um in Besitz eines großen Vermögens zu kommen. Bald regalirt sie einen Gast mit Magentropfen, bald mit einem frischen Pfannenkuchen, oder einem Glase Ungarwein, Kindern gibt sie allerhand

Zuckerwerk, oder ſtreicht ihnen goldgelbe Butter auf verdächtige Semmeln. Unter dem Deckmantel der Religioſität und Beſcheidenheit gelingen ihr alle Verbrechen bis ſich endlich der Satan an ſie heran macht, eine hölliſche Ironie; denn Niemand konnte ihn bis jezt leibhaftiger darſtellen, als ſie ſelbſt. Genug, er kömmt unter der Geſtalt eines Schuldforderers zu ihr, deſſen ſie ſich alsbald auf ihre Weiſe zu entledigen ſucht. Sie bewirthet ihn mit allen Ingredienzen ihrer geheimen Apotheke, aber der ſchreckliche Gaſt frißt Arſenik, Belladonnenextrakt, Blauſäure, wie ein zweiter Mithridates, ohne daß ihm das Zeug ſchadet, und es iſt nur Caprice, daß er zulezt dennoch ſtirbt, von der Obrigkeit in Beatens Wohnung aufgefunden wird, und ſeine freigebige Wirthin ins Gefängniß bringt. Jezt iſt ſie die Bremiſche Giftmiſcherin, nur mit anderm Namen, ſie wird verurtheilt, aber ihre Hinrichtung wird nur an einem Trugbilde vorgenommen, ſie ſelbſt hat mit Hülfe des Teufels das Gefängniß verlaſſen, und wirkt nun in deſſen Dienſt als perſonifizirte Cholera. Sie vergiftet Diebitſch, Conſtantin, die Luft von Warſchau, von Töplitz, was ſich übrigens die böhmiſche Sanitätsbehörde verbitten wird. Der Gedanke iſt nicht übel, doch wird er ohne Geiſt, zulezt faſt ohne Verſtand durchgeführt, Beate-Cholera geht nämlich wieder zurück nach Warſchau, und ſpielt hier eine Rolle, die Niemand begreifen wird. Die ganze polniſche Revolution geht an ihr vorüber, ſie hört die langweiligſten, trivialſten Geſpräche über den Adel, über die Volksherrſchaft, die Juden, die Leibeigenſchaft, ſie belauſcht die geheimen Entwürfe der Chlopicki, Krukowiecki, ohne mehr zu thun, als dabei zu ſeyn. Warſchau und der Vorhang fällt, und wir wiſſen nicht, wie uns geſchehen iſt. Man kann den Inhalt dieſes achthundertſeitigen Romans auf einem preußiſchen Silberſechſer dreimal abſchreiben.

Die Geſina Timme war eine pſychologiſche Merkwürdigkeit, und es ließe ſich in einer Lehre von den Seelenkrankheiten ſehr Vieles über ſie ſagen. Ja noch mehr! man konnte ihre Verbrechen in einen Zuſammenhang mit vielen Richtungen der Zeit bringen, die die Sentimentalität und eine empfindelnde Religioſität begünſtigen. Hier blieb dem Verfaſſer ein Feld offen, das er hätte verfolgen können. Das Giftmiſchen iſt ein verführeriſcher Mord, weil er unblutig iſt, die meiſten Verbrecher dieſer Art entſchuldigen ſich damit, daß ſie an die Folgen ihres Frevels ſelbſt nicht geglaubt hätten, und gleichſam nur Verſuche hätten anſtellen wollen. Die Giftmiſcherei treiben meiſt ſolche Perſonen, die im Grunde ein zartes, keineswegs grauſames Gemüth haben, das ſind ſo ſonderbare Erſcheinungen, daß ſie in der That einem Poeten anders erſcheinen müßten, als dem Criminaliſten. Unſer Verfaſſer ſcheint hierüber gar nicht nachgedacht zu haben, er begnügte ſich, einen Roman zu ſchreiben, deſſen Süjet man unter die Rubrik: Zuchthaus und Rabenſtein ſtellen muß. Die plözliche Wendung der Geſchichte auf die Cholera überraſcht, doch nur auf einen Augenblick; denn hätte uns nun der Verfaſſer eine Geſchichte der Cholera, wie ſie in Petersburg, Warſchau, Berlin, Paris wüthete, mit Lokaltinten, Witz und Humor gegeben, wir würden uns mit ihm verſöhnt haben; aber der von ihm beliebte Schluß iſt ſo befremdend, daß man gar nicht weiß, was man dazu ſagen ſoll. Ich kenne nichts Traurigeres, als ein Phantaſieſtück ohne Phantaſie.

3) Die Frauen von Neidſchütz. Novelle von A. Bronikowski. Zwei Bände. Leipzig, Brüggemann, 1832.

Auch hier wird Gift gemiſcht, aber hiſtoriſches. Der größte Theil dieſer Erzählung iſt der Geſchichte entnommen, und das Ganze ein dankenswerther Beitrag zur Kenntniß der Kabinetsintriguen des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Johann Georg IV. von Sachſen, ein ſchwacher, gutmüthiger Regent, ſtand unter dem Einfluſſe zweier Damen, einer Frau von Neidſchütz und deren Tochter, ſeiner Mätreſſe. Die Mutter, eine berechnende, ehrgeizige Frau, trug ſich mit den hochfahrendſten Plänen, in denen ſie weniger durch die Nachgiebigkeit des ſchwachen Kurfürſten, als durch ſeine zunehmende Kränklichkeit geſtört wurde. Es blieben ihr daher, um zu ihren ſtolzen Zwecken zu gelangen, nur zwei Wege. Entweder mußte ſie den Nachfolger des Kurfürſten, den Bruder deſſelben, den ſtarken, galanten Auguſt, in ihr Intereſſe ziehen, d. h. ihm ihre Tochter verkuppeln, oder ſie mußte den gegenwärtigen Anbeter derſelben mit aller Vehemenz antreiben, ihrer Tochter eine Stellung zu geben, die ſie Beide nach des Durchlauchtigen Tode ſicherte, d. h. ſie mußte die rechtmäßige, legitime Schwiegermutter des Kurfürſten werden. Der dem Prinzen Auguſt geſtellte Köder zog nicht, im Gegentheil war er ihr geſchworner Feind, nahm ſich ſeiner verdrängten Schwägerin an, hintertrieb die Scheidung und widerſezte ſich dem Anſinnen des Bruders, die Tochter der Gräfin zur Kurfürſtin zu machen. Dies war für die intriguante Frau das Signal, ihn aus dem Wege zu räumen. Sie will ihn vergiften, und die Laune des Zufalls fügt es, daß ſie ihre Tochter und ihren eignen Beſchüzer, den Kurfürſten, tödtet. Auguſt gelangt zur Regierung, die Verbrechen der alten Neidſchütz enthüllen ſich, ſie wird verurtheilt, und kömmt dem Tode durch Henkerhand mit Gift zuvor.

(Die Fortſeyung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 24. — 4. März 1833.

Romane.

3) Die Frauen von Neidschütz. Novelle von A. Bronikowski. Zwei Bände. Leipzig, Brüggemann, 1832.

(Beschluß.)

Diese Thatsachen hat Bronikowski lebensvoll und mit viel psychologischer Wahrheit zu schildern gewußt, die eingestreuten romantischen Elemente, die Liebestränke, die Zauberküche, die Zigeunerkünste einer Spanierin, stehen in einem guten Zusammenhange. Die Sittenschilderung, die höfische Convenienz, selbst die Sprache ist der Reifrocksperiode vollkommen angemessen, und zwei Charaktere, ein sich heraufbildender Jagdpage und der Hofbettmeister Gobau, sind vortrefflich gezeichnet. Doch muß man dafür in der jungen Neidschütz desto mehr Unnatürlichkeit antreffen. Daß sie sentimental ist, thut Nichts; denn es gibt sentimentale Mädchen und nicht wenige gerade unter denen, die am wenigsten Ursache dazu haben, unter den Mätressen. Daß sie aber den Kurfürsten wirklich liebt, daß sie eine tugendhafte, reine, keusche Liebe zu ihm affektirt, ist ein arges Vergehen; denn Se. Durchlaucht hat eine Frau, die sie durch ihre tugendhafte Zuneigung in ihren Rechten kränkt. Man würde ihr also ihre mondsüchtigen Sentiments vergeben, wenn sie nicht eine Unmöglichkeit wären.

Die Kurfürstin Mutter, eine orthodoxe, die Gräuel ihrer Söhne verabscheuende Matrone, ist eine der Zeit entsprechende Personnage. Sie hat, ganz im Geschmack des Jahrhunderts, eine halb mystische Richtung; daher läßt sie der Verfasser fleißig in Arndts wahrem Christenthum lesen. Er hätte auch noch manche andre damals beliebte Erbauungsbücher citiren können, mit ihren wunderlichen Titeln, z. B. das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene geistliche Herz oder geistlicher Wanderstab des sionitischen Pilgrims.

4) Die Irrwische des Tags. Ein Roman aus der neuesten Zeit. Von O. L. B Wolff. Leipzig, Kollmann, 1831.

Herr Wolff führt in diesem Romane eine Reihe von Repräsentanten heutiger Tagsmeinungen, politischer und wissenschaftlicher Tendenzen auf, deren Schicksale sich durchkreuzen, um zuletzt den Ansichten des Verfassers die Ehre zu geben. Der Eine ist geblendet vom Glanz der Julisonne und auf dem Wege, die Stadt der Freiheit zu besuchen; der Zweite legt sich auf demagogische Umtriebe, fraternisirt mit den Schneidern in einem Wirthshause, und leitet zuletzt einen Aufstand nach dem Muster

des Leipziger und Dresdner ein; der Dritte renommirt mit ultraloyalen Gesinnungen; der Vierte verweigert dem Zweiten Satisfaktion, weil er kein Edelmann ist, bietet ihm aber dann Pistolen an, auf vier Schritt Barrière, was dieser mit der Bemerkung zurückweist, das Vaterland brauche jezt Männer; der Fünfte gehört zu dem gemäßigten System der Reformen; und beschäftigt sich viel mit der Frohndablösung und der Zerschlagung der Kammergüter; der Sechste läßt den Kopf hängen, spielt den Mystiker, und läßt sich zulezt doch in einem unmoralischen Hause attrapiren; der Siebente hat auf Hegel geschworen, und weiß Hinrichs Vorlesungen über den Faust auswendig. Die Bekehrung dieser Leute geht sehr gewaltsam vor sich. Den jungen Enragé, den es nach Paris zieht, heilt der Verfasser durch den Anblick einer deutschen Revolution der Schneider und durch eine Liebschaft, den Demagogen durch die Festung, den Servilen durch die Entdeckung seiner Angebereien, den Mystiker durch den Entzug der Candidatur u. s. f. Die versöhnende, strafende und poetische Gerechtigkeit wird durch den Direktor der geheimen Polizei repräsentirt, und der wahre, freimüthige, aber hingebende, deutsche Patriotismus durch einen Invaliden, der vom Könige von Preußen eine Pension und ein Kreuz besizt, und von Niemanden (er ist Fremdenführer) mehr Geld annimmt, als die Taxe beträgt. Jener Polizeidirektor hält sein Amt nicht für das schwierigste, sondern das glücklichste, und ist fast überzeugt, nächst den Dienern des göttl[illegible] Wortes das Wohl der Menschheit am meisten zu befördern. Er ist es, der die extravaganten Meinungen des Helden unsrer Geschichte nicht berichtet, wie seine Pflicht wäre, sondern berichtigt, ihm das Verständniß unsrer Zeit öffnet, und ihn lehrt, was unter gesezmäßiger Freiheit zu verstehen sey. Ich bewundre diesen Chef der geheimen Polizei.

5) Die lezten Zapolya. Von Francisca von Stengel. Zwei Bände. Heidelberg, Groos, 1831.

Die geringe Achtung, welche unsre schriftstellernden Damen vor den heiligen Banden der Ehe haben, findet sich auch hier wieder. Die Ehe ist wie immer ein Werk des Zufalls, eine Versorgungsanstalt, und die Liebe eine Empfindung, die über Alles, selbst die Umarmungen eines Dritten, hinaus, immer noch treu bleibt. Im Grunde haben hierin die Damen Recht, sie können sich auf eine reiche Erfahrung berufen; denn nichts ist gewöhnlicher, als die eheliche Untreue von beiden Seiten. Aber man ist in der Wirklichkeit aufrichtiger gegen sich, man gesteht sich seine Vergehungen, und entschuldigt sie, so viel man kann, oder büßt sie im Beichtstuhl ab. Diese Frivolität aber ist es, die die weiblichen Damenfedern verabscheuen, sie halten es für die Pflicht der Decenz und Moralität, das Verbrechen zu beschönigen, und erlauben sich daher, die Sünde nur auf halbem Wege zu verfolgen. So ist es auch der vorliegenden Dame eine Kleinigkeit, ein eheliches Verhältniß zu schildern, in dem sich der Mann ennuyirt und bald den Gegenstand einer andern Leidenschaft findet, und die Frau den Verlust eines frühern Geliebten beklagt, dem sie ohne allen Grund entsagt hat. Gibt es nun zwischen diesem ehelichen Mißverhältniß, der Sehnsucht nach dem erst Begehrten, dem Wiedersehen desselben und der Hingebung an ihn eine Gränze, die von der Pflicht beobachtet, und im Leben nie überschritten wird? Die schreibenden Damen behaupten es, diese armen, schwachen Geschöpfe, die die eine begangene Hälfte einer Schuld, durch die unterlassene andre Hälfte derselben entschuldigt glauben. Das ist die Unnatur, die Lüge und die Prüderie, die man den Weibern vorzuwerfen nicht eher aufhören wird, als sie die Feder aus der Hand legen.

Hermine Zirska liebt einen mit ihr aufgezognen jungen Mann, über dessen Herkunft ein tiefes Dunkel liegt, heirathet aber den Grafen Bathori, dem an dieser Ehe eben so nichts gelegen ist. Der erste Geliebte geht unter das Militär, das die Ungarn Marien Theresien zur Hülfe schicken, die beiden Eheleute ennuyiren sich, und auch Graf Bathori geht zu Felde und verliebt sich dabei in ein Mädchen, das zufällig seine Lebensretterin wird. Verena ist die Tochter des lezten Zapolya, der aus altem Königsstamme entsprossen, die Fahne der Empörung aufpflanzt, gefangen und begnadigt wird. Man hatte diesem Manne, dessen Haß gegen Habsburg grenzenlos war, einst seinen einzigen Sohn geraubt; die Bathori, seine Todfeinde, waren die Räuber und jener von Hermine Zirska geliebte Elternlose ist der junge Zapolya. Roderich kehrt als Rittmeister heim, der loyale junge Mensch tobt, daß er der Sohn eines Hochverräthers ist, gesteht Herminen noch einmal seine Liebe, wird aber von der nach ihm sich verzehrenden, seither nur in untreuen Gedanken lebenden Hermine so zurückgewiesen, als habe er ihre Weiblichkeit verlezt. Er verläßt sie, erschrocken über seine Dreistigkeit, er mußte, wenn er ein männlicher Mann war, sich empören gegen die Menschen, die ihn um seinen Namen, um die Religion, auf die er getauft, um seinen Rang, um seine gerechten Ansprüche auf Herminen, gebracht hatten; aber er ist sehr unglücklich, bedauert seinen irregeleiteten Vater, besucht noch einmal Herminen, die an Nichts stirbt, und stürzt sich in den siebenjährigen Krieg. Gesegnet sey die preußische Kanonenkugel, die einem so elenden Leben ein Ende machte! Herminens glücklicher Wittwer heirathet des im Gefängniß gestorbenen Zapolya Tochter, und die Geschichte ist aus.

6) Angela. Eine Geſchichte in Briefen. Von Agnes Franz. Vier Bände. Eſſen, Bädeker, 1831.

„Der Superintendent Norden an den Regierungsrath Walter.“ „Madame Wallburg an Thereſe.“ „Die Baroneß Benting an die Frau von Alboin.“ „Hermine von Domkowski an Frau von Alboin,“ „Graf Malvi an die Baroneß Münter.“ „Derſelbe an Dieſelbe.“ „Dieſelbe an Denſelben.“ Und in dieſer Art ein ganzes Poſtfelleiſen mit hundert und vierzig Briefen. Das muß gewiß ſehr langweilig ſeyn.

Angela iſt eine junge Comteß, und, wie der Titel zeigt, die Hauptperſon in dieſer Briefgeſchichte. Wen hält man wohl für den erſten Liebhaber? Rathet, und ihr werdet es doch nicht herausbekommen! Es iſt Niemand anders, als ein — Superintendent. Guter Gott, warum nicht ein wirklicher geheimer Oberſalarienkaſſenintendanzrath? Warum gerade ein Superintendent? Kann denn die Muſe mit einem Superintendenten unter einem Dache verkehren? Hat ſich Amor je in ein Konſiſtorium geflüchtet? Es iſt zum Tollwerden, als Angela, dies ſentimentale, prude, mondſcheingelbe Rührei, erklärt, ſie könne nur ihren Lehrer, einen Wittwer, einen Vierziger, kurz den Superintendenten lieben. Ihr Vater, der Graf lächelt, ihr Anbeter, der junge Graf Nordeck, wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge, und betet ſeine Angela an, den Engel.

Der Inhalt der Erzählung läßt ſich mit wenigen Worten ſagen. Im Bade Warmbrunn lernen wir eine Menge Menſchen kennen, die beim Auftreten des Grafen Danelli mit ſeiner Tochter ihr Intereſſe verlieren. Angela kömmt ſo eben aus der Penſion, ſie iſt eine perſonificirte Weihe der Jungfrau, ſie iſt noch ſehr jung, entzückt aber daher durch ihren Liebreiz, ihr ſeelenvolles blaues Auge, ihre geſcheitelten Goldlocken. Eine junge Polin wird ihre Begleiterin, der Superintendent Norden ihr Lehrer. Sie weiß ſchon ſehr viel von ihrer Unſchuld zu erzählen, ſieht ſich in ſtetem Verkehr mit den Engeln, belauſcht zuweilen, was ihr Herr Vater und der gute Superintendent von ihren Talenten ſprechen, ja ſie wagt ſchon einige poetiſche Ausflüge, und macht recht artige Gedichte. Dieſe poetiſchen Verſuche werden noch vor ihrer Ankunft in der Reſidenz bekannt, entzücken Jeden, ſelbſt die Fürſtin, und werden in einem Taſchenbuche abgedruckt. Angela wird inzwiſchen immer durchſichtiger, klarer, ätheriſcher, der gute Norden mit ſeiner himmliſchen Superintendentenmiene iſt ihr Alles, unter ſeinen Augen bekleidet ſie die Kinder des Dorfs mit Strümpfen, vertheilt Schulbücher, und er iſt es, der ſie einſegnet. Der junge Graf Nordeck, ihr Nachbar, liebt ſie, ſie verſteht ihn allmählich, er iſt ihr keineswegs gleichgültig, aber ſie liebt Ihn, Ihn, den theuern Lehrer, und dieſer gute Narr, dieſer vierzigjährige Himmelspförtner, ertappt ſich auf demſelben Gefühl. Jezt muß Angela in die Reſidenz. Alles erſtaunt, man betet ſie an, die Arme, die Beſcheidene, die ſich in das neue Leben noch nicht finden kann. Sie dichtet, ſie ſchreibt Blätter, Gedanken, Aphorismen, Einzelnes, und ſchwärmt von ihrem Superintendenten. Graf Nordeck leidet ſanft, und ergibt ſich einer ſtillen Reſignation. Die Fürſtin eröffnet eine poetiſche Konkurrenz zu einem Kranz von Immergrün. Die Damen des Hofes wetteifern, aber ein Gedicht, darſtellend die Weihe der Kunſt durch Religion und Liebe, gewinnt den Preis, Angela iſt die Verfaſſerin. Der Superintendent erfährt die Leidenſchaft ſeines Zöglings; ach! was er ihr iſt, das iſt ſie ihm auch! Aber er wird ein Mann ſeyn und ſich bekämpfen und der alte Graf ſchüttelte den Kopf, und ſagt: Sonderbares Mädchen! und der junge Nordeck betet ſchmachtend an. O dieſer junge Mann iſt Angelen nächſt dem Superintendenten Alles, ſie würde ſich mit Freuden ſeinen Wünſchen hingeben, wenn ſie jenen nicht reiner, heiliger, geläuterter liebte. Nordeck thut ihr einen großen Dienſt, er wirft ſich zum Vertheidiger einer beleidigten Freundin Angelens auf, und wird im Duell erſtochen. Angela weint, ſie wird krank, und noch kränker, als ſie plötzlich der Superintendent verſtößt und eine Andre heirathet. Himmel, wie kommt der ſanfte, gute Mann zu dieſer Grauſamkeit? Aus Eiferſucht! Er hat Angelen ein Gedicht gemacht und geſchenkt, er ſieht dies Gedicht in den Händen eines lockern Grafen, der ſich damit brüſtet, es von Angelen empfangen zu haben, wieder, und verachtet ſie und heirathet. Schreckliche Verläumdung! Angela hatte das theure Andenken niemals aus den Händen gegeben, ſie hatte jenem Grafen eine Abſchrift zugeſtellt, um ihn durch die darin enthaltenen Grundſätze für die Herſtellung des Rufes ihrer Freundin zu bewegen, und nun muß es ſo kommen! Gott, deine Wege ſind wunderbar! Was hilfts? Der Superintendent iſt verheirathet, Nordeck todt, was bleibt Angelen übrig? Nichts, als der Tod. Sie legt ſich, verſöhnt ſich mit dem, der ſie verkannt hat, und ſtirbt. Die gute Agnes Franz! Sie gehört nicht zu den vornehmen Damen, wie die Schopenhauer, ſie hat keine Erfahrung, wie die Huber, ſie wohnt in Liegnitz und es geht ihr ſchlecht. Sie kennt die Welt nicht und was ſie von ihr weiß, hat ſie aus der Abendzeitung. Wenn Theodor Hell recht etwas Rührendes für ſein Publikum haben will, dann verſchreibt er ſich die Thränen der armen Agnes Franz, und ſie ſchickt ihm dann erfreut ihre Variationen über das ewige Thema: Glaube, Liebe,

Hoffnung, und bohrt damit alle Thränendrüsen des empfindsamen Deutschlands an. Sie ist die einzige sentimentale Dichterin, die mich rührt, aber ihre Romane sind arge Vergehen an Natur, Leben und Erfahrung.

7) Die Palme. Roman aus der bayrischen Geschichte. Von Adeline von D. Drei Bände. Leipzig, Kollmann 1832.

Zwischen Spieß und Spindler die Mitte haltend. Unläugbar hat Spindler dem Mittelalter eine Seite abgewonnen, die uns täuschend in diesen ganzen Zeitraum zurückversezt. Spindler hat den Volkston belauscht, er hat den richtigen Schluß gemacht, daß die vielen noch nicht ganz erloschenen Eigenthümlichkeiten der untern Nährstände die Abbilder früherer Zustände seyn müssen, und so wird man ihn immer wahr und anziehend finden, wo seine Darstellung auf Verhältnisse stößt, die sich niemals haben verändern können, weil sie auf unverwischliche Züge des Volksgeistes beruhen. Seine Nachahmer, geizig auf seinen Ruhm und blind, haben diese Benutzung der Gegenwart für die Vergangenheit falsch verstanden. Spindler war so vorsichtig, seine Darstellungen meist nur auf die unabhängigen Reichs- und Handelsstädte des Mittelalters zu beschränken, jene bringen aber auch in jeden andern Kreis die plumpe Accommodation an den heutigen Tag. Es macht einen spaßhaften Effekt, wenn Spieß im dreizehnten Jahrhundert Dinge erwähnt, die im achtzehnten erst erfunden sind, wenn sich z. B. ein teuflischer Abt nach vielen Schandthaten mit Blausäure vergiftet, aber zu albern klingt es, wenn bei Adelinen von D. die Prinzessinnen des vierzehnten Jahrhunderts sagen: Pfui, schämt Euch, Prinz; ihr wißt nicht wie fürchterlich ich seyn kann! oder wenn eine Andre sagt: In der That, diese Liebesgeschichte gleicht zu sehr einem Roman! oder wenn man alten und neuen Styl folgendermaßen verbunden findet: das ist eine Voraussetzung, sagte Emma, die mir so ganz fremd ist, daß ich wirklich einen Augenblick zweifelhaft ob der Antwort bin. Dies Modernisiren findet sich weder bei Spieß noch bei Spindler. Die edle, faustrechtliche Rohheit des Erstern geht dabei immer mehr verloren. Da werden keine schäumenden Humpen mehr geleert, keine Mädchen mehr geraubt, keine Klöster mehr geplündert, die Fallthüren, die Brecheisen, die Burgverließe, diese ganze edle Maschinerie ist verschwunden. Man hört kein herzhaftes, die Fenster erschütterndes Lachen mehr, sondern auf jeder Seite z. B. im vorliegenden Roman wird nur gelächelt. Lächelnd sprach der Ritter, Agnes hob die blonden Wimpern und lächelte, lächelnd sprang der König vom Pferde u. s. w. An die Stelle der frechen Leidenschaft ist der Mondschein und die Entsagung getreten. Die Hauptperson dieses Romans wirbt achtzehn Jahre um ein Mädchen, das sich zulezt doch noch sehr besinnt und zu verstehen gibt, für eine so ausdauernde Liebe scheine es ihr gar nicht vonnöthen, noch erst die Ehe als ein Siegel derselben zu schließen. Diese Logik ist herrlich! Wir lieben uns ja, also was brauchen wir uns noch erst zu verheirathen!

8) Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johanns des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts. Von W. von Oertel. Zwei Bände. Petersburg, Schmitzdorff, 1831.

Johann der Schreckliche ist Iwan Wassiljewitsch, ein Czar, der wie Caligula den Anfang seiner Regierung mit den besten, und das Ende mit den grausamsten Handlungen bezeichnete. Die historischen Züge, die in diesem Roman wiederkehren, sind durch ihre Treue anziehend, und müssen die Fehler der eignen Erfindung wieder gut machen. Ein deutscher Ritter kömmt mit einer preußischen Gesandtschaft nach Moskau, wo er sich auf höchst sentimentale Weise in die Tochter eines englischen Goldschmieds verliebt. Er ist so unvorsichtig, den Leibarzt des Czaren, einen in Lübeck Gebrandmarkten, wieder zu erkennen, ihm seine Verbrechen vorzurücken, und sich seine Feindschaft zuziehen. Der Doktor Bomelius legt es jezt darauf an, unsern Ritter zu verderben, und ersinnt den Plan, die Leidenschaft des Czaren für die Goldschmiedstochter zu erregen, den Ritter in's Schloß zu locken und ihn dann zu vergiften. Dies Alles wird durch ein gütiges Schicksal, durch einige Vermummungen, durch unterirdische Gänge hintertrieben, und es ist der spätere Czar Boris Godunow selbst, der sich des liebenden Paars annimmt. Die Geretteten eilen, daß sie nach Deutschland kommen, wo denn der Goldschmied zu guter Lezt noch erklärt, er sey der Sohn des englischen Grafen Whitekastle, gleichsam als wenn man diesen Theatercoup nur auf deutschem Grund und Boden wagen dürfte. Der Verfasser hat sich auch in's Gebiet des Humors gewagt und eine lustige Person eingeführt, die aber eine traurige Rolle spielt. Ein vortrefflicher Humorist, der den Leuten immer zuruft: seht, wie ich springe, seht, wie mich die Tollheit schüttelt! Lacht nur, lacht, ich verdien' es; denn ich bin gar zu witzig. Heisa, was bin ich für ein toller Kerl!

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.
Beigabe zur Stuttgarter Morgenpost.
Montag. № 35. 4. März 1833.

Inhalt.
a) Rückblicke, über die Quellen der Kraft des Volksgeistes in Deutschland, und über die Mittel, sie zu benutzen. Von Dr. Wilhelm Menzel. (Fortsetzung.)
Der Geist, welchem Luther sie in die Seele gehaucht hatte, war ein Geist der Freiheit, der Kraft, der Tapferkeit, der Treue, der Liebe, der Demuth, der Ehrfurcht vor Gott, der Verachtung der Welt, der Hoffnung auf Gott, der Ergebung in Gott, der Geduld, der Sanftmuth, der Barmherzigkeit, der Versöhnlichkeit, der Friedfertigkeit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Reinheit, der Keuschheit, der Einfalt, der Bescheidenheit, der Mäßigkeit, der Nüchternheit, der Wachsamkeit, der Sorgfalt, der Ordnung, der Treue im Kleinen, der Selbstverläugnung, der Selbstbeherrschung, der Selbstprüfung, der Selbstbesserung, der Selbstvervollkommnung, der Selbstheiligung, der Selbstbeseligung, der Selbstvergessenheit, der Selbstaufopferung

am frühen Morgen. Der Zufall führt ihn noch in die Nähe des Duells zwischen dem Artillerieoffizier und dem Franzosen, wobei ihn die unerhörte Grausamkeit des erstern, der auf seinen verwundeten Gegner auf zwei Schritte noch schießen will, empört. Auf der Reise findet er Gelegenheit, sich einem Kaufmanne aus Moskau gefällig zu erweisen, eine Bekanntschaft, die ihm später zu Nutze kömmt.

Seine künftige Schwiegermutter, Frau von Lidin, wohnte fünfzig Werste von Moskau. Die Dame war in Paris gewesen, ihre beiden Töchter, Pauline und Olga, hatten sie begleitet; doch schien die Mutter allein von dem Enthusiasmus für die große Nation angesteckt. Pauline war Roßlawlew's Verlobte. Das erste Wiedersehen hätte ein unglückliches seyn können, wenn nicht Roßlawlew der jüngern Schwester, Olga, die eben, als sie ihn begrüßen wollte, aus dem Kutschenschlag in einen Fluß fiel, gerettet hätte. Paulinens Benehmen gegen ihren Bräutigam ist sonderbar, sie sucht die Hochzeit immer weiter zu verschieben, und an Roßlawlew's Stelle würde jeder Andre durch die Aengstlichkeit der jungen Dame beunruhigt worden seyn. Inzwischen hat sich der politische Horizont sehr verändert, der Krieg zwischen Rußland und Napoleon hat begonnen, und Roßlawlew, der glühende Patriot, eilt zum Heere zu kommen. Er trifft mit seinem Freunde Sarjeßki wieder zusammen, der einen französischen Offizier, den Grafen Selicour, zum Gefangenen gemacht hatte. Roßlawlew gewinnt den Grafen lieb, der sich als einen Bekannten der Frau von Lidin von Paris her ausweist, und schickt ihn auf die Güter derselben. Roßlawlew wird später am Arm heftig verwundet, er ist unfähig, im Dienst zu bleiben, und kehrt ebenfalls in die Arme seiner Braut zurück. In einer stürmischen Nacht ist er schon dem Dorfe nahe, als er bemerkt, daß in der Kirche Licht ist. Er geht hinein und sieht, daß Pauline mit dem französischen Grafen getraut wird. Er fällt besinnungslos nieder und ist nahe daran, sich in seinen aufgebrochenen Wunden zu verbluten. Erst auf dem Gute des Bruders der Frau von Lidin kömmt er nach mehreren Tagen zu sich, was er für Traum hielt, wird ihm als wahr bestätigt. Pauline liebte den Grafen Selicour schon von Paris her, daher ihre Indolenz gegen ihren Verlobten, daher jezt ihre Untreue, nachdem der Zufall den Franzosen in ihre Nähe gebracht hatte. Roßlawlew ist ein empfindsamer Narr, er vergibt den beiden Menschen, geht todtkrank nach Moskau, das schon heftig vom Feinde bedrängt wird, fällt in ein Fieber und wird von dem oben erwähnten Kaufmann in Pflege, und beim Brande der Stadt und französischer Besitznahme derselben in Schutz genommen. Sein Freund Sarjeßki, dessen Corps zersprengt war, sucht ihn mit Lebensgefahr auf und bringt ihn glücklich aus Moskau. Sie treffen noch auf den Grafen Selicour, der Kavallerieobrist war, sehen Paulinen in seinen Armen, und kehren zur Armee zurück. Nach mehreren Abentheuern, die die Absicht haben, uns mit den Russen von 1812 bekannt zu machen, treffen wir Roßlawlew bei der Belagerung von Danzig wieder. Er wird gefangen, und in Danzig ist es, wo er Paulinen wieder findet. Sie ist todtkrank, ihr Mann auf dem Rückzug umgekommen, ihr Kind verhungert, eine Bombe, die in ihre Wohnung einschlägt, trifft sie tödtlich. Vorher hatte sie ihrem ehemaligen Verlobten mitgetheilt, daß ihre Schwester, Olga, ihn liebe. Sie hatte in Danzig unter dem Schutze eines russischen Spion gestanden, der sich als Kaufmann in der Stadt aufhielt, und in dem wir den russischen Artillerieoffizier, später Anführer eines Partisanencorps, wieder erkennen. Danzig kapitulirt, Roßlawlew ist frei, macht den Krieg bis zu Ende mit, und heirathet zulezt Paulinens Schwester.

Der größte Vorzug dieses Romans besteht in seinen lebenvollen Sittenschilderungen. Was ihm an Phantasie abgeht, ersezt die feine Auffassung des russischen Charakters. Viele interessante Züge beweisen uns, daß die durchgreifende Natur des Russen die Gutmüthigkeit ist. Der Russe ist geschäftig, sorgfältig, er ahmt mit Glück nach, er ist so gutmüthig, daß er sich oft betrügen läßt, sein Gehorsam ist ihm eine Pflicht, die ihm nicht die Nothwendigkeit, sondern die Religion und die befreundete Sitte auflegt, und er dient ohne Starrsinn. Der Verfasser kämpft gegen einen Fehler des russischen Charakters, den er eine übertriebene Bescheidenheit nennt; er tadelt es, daß sich der Krieger selbst nach den glänzendsten Thaten nur einen geringen Antheil an dem Ruhme derselben zuschreibt, und die Freude des Siegs immer rasch bei ihm verflogen ist. Ist dies eine Thatsache, so kann man den Grund davon nur in der Lage des gemeinen Russen finden. Längst gewohnt, ein willenloses Werkzeug fremder Gewalt zu seyn, ist er auch nicht gewohnt, die Früchte seiner Anstrengungen sich zuzuschreiben. Man freut sich schwerlich über einen Gewinn, den man zu seinem eignen Vortheil nicht verwenden kann.

10) Atar-Gull. Von Eugène Sue. Aus dem Französischen. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Je undeutscher dieser Roman ist, desto wahrhafter, desto naturgetreuer muß man ihn nennen. Eugène Sue, einer der geistvollsten neuern französischen Schriftsteller, der durch seinen Plick et Plock, und noch mehr durch den Salamander schnell zu einer uns Deutsche überraschenden Celebrität gelangt ist, hat in diesem Atar-Gull eine

Verwickelung von Situationen geschildert, deren Grausamkeit selbst den französischen Nerven unerträglich war. Man hat in Frankreich gewiß die Hälfte von dem, was wir gegen ihn erinnern würden, gegen den Dichter vorgebracht; was immer schon zu viel ist; denn dieser Roman ist eine so auszeichnete Erscheinung, daß wir Deutschland Glück wünschen würden, wenn es etwas Aehnliches hervorzubringen im Stande wäre. Es ist wahr, noch nie ist mit dem Menschenleben ein solches Würfelspiel getrieben, wie hier, noch nie hat man so rücksichtslos des Mitleids, der Menschlichkeit, jeder erbarmenden Empfindung gespottet; aber was ist dabei? Soll man einen Sklavenhändler und Seeräuber sentimentale Deklamationen vortragen lassen? sollen denn immer die Stricke, an denen uns durch die Erzählung liebgewordnen Personen baumeln, durch einen plötzlichen Theatercoup abgeschnitten werden? Soll man in einem Lande, wo auf hundert Mücken ein Boa Constriktor kömmt, nicht von einer Schlange können gebissen werden? Sollen unsrer Nerven wegen diese Schlangen etwa keine tödtlichen Giftzähne haben? Soll endlich ein Neger solche Gefühle hegen, als sey er in einer Pension unter jungen Mädchen erzogen, oder als habe er in den ästhetischen Soirees der aristokratischen Damen im Faubourg St. Germain die Romane der Delphine Gay vorlesen hören? Nein, diese Grausamkeit ist herrlich, weil sie den Charakteren entspricht! Diese Todschläge sind köstlich, weil sie in den Umständen liegen. Hieher tretet, ihr Empfindsamen, und lernt die Farben kennen, die man von der Natur borgen muß!

Die Scene eröffnet die Bekanntschaft, die der Dichter uns mit einem Fahrzeuge, die Katharine genannt, machen läßt. Der Kapitän und Eigenthümer dieses Schiffes ist ein durchweg vortrefflich gehaltener Charakter. Herr Benoit ist ein ächt französischer Philister, voller Gutmüthigkeit, hausväterlicher Hingebung an seine ferne dicke Frau, sein Kind, seine Angorakatze, als Seemann nahe an das englische Pflegma streifend. Für seine Katharine wagt sich der Mann aufs Meer, für sie und sein Kind kämpft er jezt mit einem fürchterlichen Sturme, für Beide treibt der gutmüthige, seelengute Mann den verbotenen Sklavenhandel. Er, der sonst keiner Fliege etwas zu Leid thut, ist grausam in seinem Metier. An der westlichen Küste Afrikas kauft er durch Vermittlung eines holländischen Mäklers einen zahlreichen Transport Schwarzer, unter denen sich Atar-Gull befindet. Armer Benoit, du hast eine kurze Freude genossen! Es gab einen Mächtigeren und Klügeren, als der Sklavenhändler. Er fällt einem Seemann in die Hände, der sich die Mühe des Einkaufs von Negern nicht zu nehmen pflegte, sondern sie Andern abnahm und wohlfeil in den Kolonien verkaufte. Dieser Räuber ist ein Ungeheuer. Brülart war Franzose, Graf, betrogen von einer Schlange, die ihm Liebe heuchelte und sein Vermögen durchbrachte, Mörder dieses Weibes und ihres Entführers, und jezt ein Ungethüm. Seine Grausamkeit ist originell. Er nimmt dem Kapitän nicht nur alle seine namaliſchen Schwarzen und sein Schiff, sondern schickt ihn selbst auf einem Boote zu den Namaken, denen er sagen läßt, dieser Schurke sey der Räuber ihrer Brüder, Eltern, Kinder. Unsre Autoren hätten den guten, menschenfreundlichen Philister gerettet, doch in unserm Romane wird er lebendig geschunden, oder sonst ähnlich von den Namaken begrüßt. Brülart übte unter seiner wilden Mannschaft eine scharfe Zucht: es war seinen Leuten etwas gewöhnliches, an eine Schiffswinde gezogen, im Kreise herumgedreht, an den Füßen mit zwei Centnern beschwert und so fürchterlich gefoltert zu werden. Ein Matrose wurde in einen Gänseloben gesteckt und ins Meer geworfen, weil er einer der gefangenen Negerinnen nachgestellt hatte. Diesen Armen fischte ein englisches Kriegsschiff auf, das sogleich auf Brülart Jagd macht, und das ihn endlich erreicht. Brülart muß das erbeutete Sklavenschiff aufgeben, er birgt eine Anzahl Schwarzer, unter ihnen Atar-Gull, in seinem Schiffe, und richtet es so ein, daß bei der ersten Oeffnung einer Thür auf dem preisgegebenen Raube das Fahrzeug in die Luft fliegt. Seine List gelingt, und er entkömmt.

Atar-Gull wird an einen Pflanzer in Jamaika verkauft. Herr Wil hatte philanthropische Gesinnungen, er las die Times, er war menschenfreundlich, und wenn andre Pflanzer ihren Sklaven hundert Prügel austheilten, ließ er ihnen nur achtzig aufzählen. Atar-Gull befand sich bei ihm wohl, bis sich plötzlich eine Ursache fand, den Neger bis zur Tiegerwuth zu reizen. Herr Wil hatte einen alten Neger, dem er das Gnadenbrod geben mußte, er würde auch seinen humanen Grundsätzen treu geblieben seyn, wenn ihm nicht sein Nachbar ein Mittel beigebracht hätte, des Negers los zu werden und obendrein noch 2000 Franks zu bekommen. Nichts leichter, als dies. Die englische Regierung wollte Tugend unter den Schwarzen verbreiten und suchte daher derjenigen habhaft zu werden, die ein Verbrechen begangen hatten, und dennoch den bürgerlichen Gesetzen nicht anheim fielen, weil die eigennützigen Pflanzer sich weigerten, die Schuldigen auszuliefern. Deshalb zahlte die Regierung dem Pflanzer 2000 Franks, und dieser gab seinen Neger mit Freuden her, selbst — wenn er nichts begangen hat. Den menschenfreundlichen Wil mußte der Teufel plagen, daß er bei diesem klugen Rathe alle seine Grundsätze vergaß, und den alten Ne-

ger als einen Verbrecher auslieferte. Der Alte, der nichts verbrochen hatte, hing, und Wil strich seine 2000 Franks ein. Das war sein Unglück, denn der Geopferte war Atar-Gulls Vater, und dieser schwur ihm entsetzliche Rache. Ein ächter afrikanischer Neger hält sein Wort. Herr Wil hatte eine liebreizende Tochter, diese einen braven jungen Mann zum Bräutigam. Atar-Gull wußte, was seinem Herrn an's Herz gewachsen war. Die Giftmischer, entlaufene Neger in den Bergen, standen ihm bei, und bald starben Wils Heerden, wie an der Pest. Atar-Gull lockt eine Schlange in das Gemach der Tochter seines Herrn, die dem jungen bräutlichen Leben ein jämmerliches Ende macht, er stürzt auf einsamem Spaziergange den unglücklichen Schwiegersohn in einen Abgrund, die Mutter stirbt vor Gram und Herr Wil verliert vor Schreck die Sprache. Atar-Gull ist aber nicht nur grausam, er ist auch verschlagen. Seine Schlauheit weiß es anzustellen, daß er, obgleich des Pflanzers einziger Feind, dennoch sein lezter Freund scheint. Seine Verstellung gibt ihm das Ansehen eines hingebenden, für seinen Herrn Alles opfernden Dieners. Der Anblick seiner Zuvorkommenheit, seines theilnehmenden Schmerzes ist für den unglücklichen Wil der einzige Trost: alle Welt erstaunt über die Treue dieses Sklaven. Wil, unglücklich, sprachlos, gänzlich verarmt, rafft seine lezten Güter zusammen, verläßt Westindien, geht nach London und dann nach dem wohlfeileren Paris. Atar-Gull begleitet ihn überall, er pflegt den Kranken, arbeitet, um ihn zu ernähren, der Ruf dieses sonderbaren Paares wird Tagsgespräch. Die Schüler Rousseaus sind außer sich vor Entzücken. Sehet, wie der Mensch im Naturzustande empfindet! rufen sie denen zu, die früher ihre Lehren belächelten, und ganz Paris muß ihnen Recht geben. Ach! ihr Getäuschten, ihr kennt diesen fürchterlichen Neger nicht! Was liegt ihm daran, seinen siechen Todesfeind aus dem Fenster zu stürzen, oder ihn zu erwürgen, und der Polizei in die Hände zu fallen? Er bereitet seinem Herrn andre Qualen. Während dieser noch an einem Enkomium seines Dieners arbeitet und ihn darin in die Reihe des Pylades und Damon stellt, hat der Neger einen andern Plan ersonnen. Er tritt vor das Lager seines Feindes, der ihn sentimental anlächelt, erklärt ihm, was er ihm zu verdanken habe, nennt ihm den Mörder seiner Tochter, seines Eidams, seiner Frau, seines Vermögens, den Räuber seiner Sprache, und der unglückliche Wil bebt, er muß den Fürchterlichen fortwährend um sich haben, muß sprachlos bleiben, wenn man seinen Peiniger bis in den Himmel erhebt, muß ihm selbst stillschweigend danken für die Gräuel, die er an ihm verübt. Endlich stirbt Wil unter den fürchterlichsten Qualen, Atar-Gull wird von den Parisern wie ein Wunder angestaunt, man findet im Nachlaß seines Herrn die Dokumente dieser unerhörten Treue, und überreicht ihm, dem Würdigsten, in öffentlicher Sitzung den Tugendpreis des Herrn von Montyon. Atar-Gull verlacht das dumme Volk und stirbt am Heimweh.

Auch Brûlart war schon früher umgekommen. Seine aufrührerische Mannschaft hatte ihn ausgesezt, er fiel den Engländern in die Hände, ward erkannt und processirt. Brûlart hielt sein Leben nur für einen Traum, und seine Opiumträume, in die er sich nächtlich versezte, für sein wahres Leben. Die Schilderung dieser entzückten Phantasien ist meisterhaft, sie endigen mit der Wonne des Träumenden, das Haar der Geliebten um seinen Hals zu schlingen, und das Haar zog immer fester, und fester, bis er todt war: es war in der That der Strick, den man ihm umschnürte, und der ihn selig in sein Paradies zauberte.

Eugène Sue war auf Martinique, er kennt das Terrain dieser meisterhaften Erzählung, die er deshalb in die anmuthigsten Lokalfarben zu tauchen verstand. In den Sitten, die er schildert, in der reizenden Natur, die er uns vorführt, ist er eben so wahr, als in den Charakteren, die nur einem verwöhnten Geschmacke als Grimasse erscheinen können. Sollte etwas daran unwahrscheinlich seyn, so wäre es die ausstudirte, raffinirte Art der Rache, wie der Neger sie an Wils Person ausübt, aber man weiß, daß die Leidenschaften, wo sie einmal diese grausame Richtung genommen haben, untergründlich sind. Der ironische Schluß wird Jeden überraschen. Man erinnert sich mit Schrecken, daß auch Chateaubriand Wildenromane geschrieben hat. Seine sentimentalen, verhimmelnden Atalas und Natchez halten mit diesem lebenvollen Gemälde keine Vergleichung aus.

(Der gute Vicomte ist vom Schicksal bestimmt, noch mehr Demüthigungen zu erfahren. Während er, ein grauer Schwärmer, Hymnen dichtet auf die Madonna mit dem heiligen Kinde, auf die ritterliche Mutter seines ächten Königs, auf die Entsagende, die Alles freudig sezt an ihre Ehre, auf die neue Jungfrau von Orleans, den Lichtengel, der die reine Lilie trägt — geruhen Ihre königliche Hoheit in die Wochen zu kommen, und schaudernd muß Herr von Chateaubriand inne werden, daß Voltaires Pucelle manchmal der Wahrheit näher kommen dürfte als das génie du christianisme.)

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 26. — 4. März 1831.

Inhalt: Ueber Hegel's Leben, Werke und Lehre. Von Dr. Wolfgang Menzel. — Ueber Hegel's Leben, Werke und Lehre. Von Dr. Wolfgang Menzel. (Beschluß.)

Die Introduktion des Ganzen bildet eine patriotische Allegorie. Es ist 1740, der Held des Romans spielt in der Jägerstraße, am Fürstenhause, ein in Berlin beliebtes Frühlingsspiel der hoffnungsvollen Jugend, nämlich „Murmel," und während dieser originellen Situation geschieht es, daß ein Adler über dem Fürstenhause mit Habichten, Geiern und andern Stoßvögeln in Kampf geräth. Der königliche Vogel siegt und sezt sich majestätisch, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, auf der Zinne des königlichen Schlosses nieder. In demselben Augenblick ist Friedrichs II. Vater, der alte Korporal, gestorben und der junge Fürst kömmt an die Regierung.

Cabanis führt im Anfange der Geschichte den Namen Bohm, (ein Berlinischer Wurstmachername), er gehört zur Hälfte, von Seiten seiner Mutter, in die französische Kolonie, und hat noch einen ältern Bruder, den wir als Gottlieb kennen lernen. Die Jugendgeschichte unsres Helden wird sehr weit ausgesponnen. Da ist ein alter Advokat, der Gottliebs und seines Bruders schlechte Streiche nach Hause berichtet, ein altes Weib, Frau Kurzinne, die sich für angethanen, muthwilligen Schabernack mit schwarzer Seife, Schimpfreden und Anzeigen zu rächen weiß, da ist eine alte Dienerin des Hauses, die noch die Dragonaden Ludwigs XIV. erlebt hat, eine groteske Linie von mütterlichen, deutschfranzösischen Verwandten, und endlich ein italienischer Sprachmeister, der das österreichische Princip in der Familie vorstellt. Gottlieb bekömmt entsezlich viel Prügel, er wird, wie man in Berlin sagen würde, verbubanst, und zulezt unter die Soldaten gesteckt. Sein jüngerer Bruder, Etienne, ist zarter, feiner, aber eben so ungeduldig, und zulezt so dreist, in Erwartung einer Lektion von seinem Vater, einem exemplarischen Schadamanth, davon zu laufen. Er läuft zum Halleschen Thor hinaus, über den Kreuzberg, die Hasenhaide, die Gebirge von Tempelhoff, bis er glücklicherweise einem Bekannten in die Hände fällt. Der bucklige Marquis Cabanis war der Hausfreund seiner Eltern, ein reicher, vornehmer Mann, der nur mit Sechsen fuhr, von den Eltern abgöttisch verehrt wurde, und Dukaten und Laubthaler aus seiner milden Hand träufeln ließ; übrigens ein Sonderling, und aus dem Kabinet der Personnagen des seligen Hoffmann entlaufen. Dieser Mann nimmt den kleinen Helden in seinen Wagen, bringt ihn nach Oesterreich, läßt ihn trefflich erziehen, und macht ihn zum Soldaten Marien Thereſiens. Der Inspektor Bohm in Berlin ist mit den Plänen des Marquis gehorsamst einverstanden.

Gegen die Mitte des siebenjährigen Krieges befinden wir uns auf einem sächsischen Schlosse, hart an der preußischen Gränze. Beim Grafen Maroni und dessen Tochter, der Gräfin Eugenie, ist eine Anzahl preußischer Offiziere einquartirt, gegen die der Graf, ein alter, grauer Intriguant, nur dem äußern Scheine nach freundliche Gesinnungen hegt. Er ist sogar so weit gegangen, gegen Friedrich II. einen Plan einzufädeln, der mit der Gefangennehmung desselben hätte enden können, wenn nicht ein ungarischer Offizier den großen König gerettet hätte. Dieser Offizier, eben im Begriff, zu den Preussen überzugehen, ist unser stattlich herangewachsener Berliner, der den Mahnungen seines patriotischen Gewissens nicht länger widerstehen konnte, und so glücklich war, beim Uebergang zu seinen Landsleuten den König, den er abgöttisch verehrte, zu retten. Friedrich gab nicht viel auf seine Heldenthat. Ein angeordnetes Kriegsgericht spricht den ungarischen Husarenlieutenant, Stephan Bohm aus Berlin, vom Verdachte der Spionage und des ehrlosen Ueberlaufens frei, und der junge Mann wird den preußischen schwarzen Husaren aggregirt. Gräfin Eugenie, ihn sehen und ihn lieben, war, wie die Romanenschreiber sagen, das Werk eines Augenblicks. Amalie, ihre Verwandte, ist die glückliche Unterhändlerin dieses Geschäfts. Der Widerspruch des Vaters entschied Nichts; denn diesen alten Intriguennarren lenkte die Tochter nach ihrem Belieben. Hier im Lager finden wir auch Bruder Gottlieb wieder, eine durchtriebene Haut, die uns nach einem Gange Spießruthen wieder aus den Augen kömmt. Wir stehen bei der unglücklichen Affaire von Hochkirch, in der Stephan Bohm heftig verwundet und kaum von des Grafen Familie gerettet wird.

Dresden, noch von den Preußen besezt, nimmt die flüchtigen Helden des Romans auf. Stephan wird im Hause des Grafen von Eugenien gepflegt, zu großem Unwillen des schwachen Papa. Es konnte aus dieser Beherbergung ein Unglück entstehen; denn die Preußen kapitulirten und übergaben Dresden den Oesterreichern, die den Kranken leicht als einen Gefangenen, ja als einen Deserteur reklamiren konnten. Aus dieser Verlegenheit half der Marquis Cabanis, eine alte Bekanntschaft des Grafen, ein eben so großer Feind der Preußen, als dieser, und, wie sich endlich ausweist, der leibliche Vater des jungen preußischen Husarenlieutenants. Der Marquis packt den kranken Sohn in einen Wagen, den Grafen und seine Tochter in einen zweiten, sich selbst in einen dritten, und fährt bei Nacht und Nebel auf die Güter des Grafen zurück. In der öden Lausiz werden sie von preußischen Marodeurs überfallen, unter denen Cabanis seinen ehemaligen Bruder erkannt haben will. Dieser Ueberfall wiederholt sich auf den Gütern des Grafen, wo Gottlieb gefangen wird und nur durch seine Verwandtschaft dem Strange entgeht. Cabanis, endlich wieder hergestellt, beeilt sich, zu den Fahnen Friedrichs wieder zurückzukehren, die seit den jüngsten Schlachten vom Glück verlassen scheinen.

Casanis findet am Könige, wie Spindlers Dammartin an Napoleon, keinen Feldherrn, der seine Verdienste würdig belohnt, er bleibt aggregirter Lieutenant während des ganzen siebenjährigen Krieges. Dennoch stellte ihn der König an schwierige Posten, und übertrug ihm auch jezt das Geschäft, die von den Russen und Oesterreichern bedrängte Hauptstadt von seiner baldigen Ankunft zu benachrichtigen. Der Lieutenant schleicht sich glücklich durch die feindlichen Corps, bis ihn endlich bei Köpenick die Hand der Kosacken erreicht. Der russische General, der ihn unter seiner Verkleidung nicht erkennen will, behandelt ihn sehr human und sperrt ihn bis auf Weiteres in Köpenick ein. Berlin wird genommen, und Cabanis findet es dem Schrecken der Plünderung, die österreichischerseits verlangt wird, preisgegeben, wieder. Berlin ist noch immer das alte. Cabanis sucht nach den Gegenständen, die seine Kindheit berührt hatten, und findet sie in verschiedenen Lagen. Die Mutter ist todt, der Pflegevater verarmt, die französischen Verwandten haben sich zurückgezogen, Gottlieb stirbt, nachdem er noch tapfer in den Schanzen vor Berlin gekämpft und sich mit seinem Vater versöhnt hat. Cabanis wird von diesen Erinnerungen so eingenommen, daß er vergißt, sich seines Auftrags zur rechten Zeit zu entledigen. Er kömmt viel zu spät nach Spandau, wohin sich die Berlinische Besatzung begeben, und wird wegen Dienstvernachläßigung arretirt.

Der siebenjährige Krieg und unser Roman nähern sich allmählich ihrem Ende. Wir kehren auf das Gut des Grafen zurück, wo sich Eugenie um ihren Geliebten härmt. Die Einquartirten belustigen sich, wie sie können, mit Spuk- und Gespenstergeschichten, unter denen die mit der Ueberschrift: „der Würgengel," die beste Parthie des Buches ist. Cabanis, endlich seiner Haft entlassen, kehrt mit den Trophäen einer gutgelungenen nächtlichen Expedition zurück, und verlobt sich förmlich mit Eugenien. Der Friede ist da, die Regimenter gehen in Garnison, und Eugenie, nebst dem Grafen und dem Marquis folgen dem ewigen Lieutenant nach Berlin. Der Marquis war ein erbitterter Feind der Preußen, weil ihn der vorige König mit Schlägen traktirt hatte. Ueberhaupt klären sich jezt die Verhältnisse dieses Mannes auf. Er war der erste Mann von Stephans Mutter, würde katholisch, um seine Güter in der Provence wieder zu erhalten, deshalb von Friedrich Wilhelm I. malträtirt, und damit nach seiner Meinung ehrlos gemacht. Diese Caprice bestimmte ihn, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Er wollte nicht, daß sie einen geschlagenen Mann habe. Jezt erst fing er an, Vertrauen zu Friedrich II. zu fassen, nachdem dieser seinen Sohn mit einem Orden und dem Kammerherrnschlüssel für seine treuen Dienste belohnt hatte. Er eilt zum Könige, verlangt Genugthuung für die empfangenen Prügel, und Friedrich, bei guter Laune, gibt sie ihm durch ein paar Bewegungen, als ständ' er ihm gegenüber auf der Mensur. Der Marquis ist entzückt und die Hochzeit der jungen Leute geht nun endlich vor sich. Den Beschluß macht ein schwungreicher Dithyrambus auf Preußens Adler. „Nur nicht rückwärts, mein Adler!" singt der dreiste Dichter.

Dieser Umriß zeigt, daß es dem Verfasser um tiefe, seelenvolle Charakteristiken nicht zu thun war. Nicht ohne Talent weiß er eine Menge von Situationen zusammenzuraffen, die in einem leidlichen Zusammenhange stehen, und meistentheils den Zweck der Unterhaltung erreichen. Eine ansehnliche Zahl unter diesen Scenen ist abgenuzt und ließ sich nur durch die übergezogenen Lokalfarben wieder erträglich machen. Die Fabel selbst ist nüchtern und prosaisch. Selbst die phantastischen Ansätze, die der Verfasser zuweilen nimmt, die Hoffmannisirenden Genialitäten wollen sich mit dem sandigen, brandenburgischen Sujet durchaus nicht amalgamiren. Der Wundervogel der Wilibald Alexisschen Phantasie ist diesmal auf so lahmen Schwingen, daß er jeden Augenblick wieder in die staubigen Fluthen des Sandmeers versinkt, und einen kläglichen Anblick darbietet. Es ist sehr schwer, dem Kreuzberge und dem Lande der Teltower Rüben eine poetische Seite abzugewinnen; und vollends unmöglich, wenn man mit seinen Erfindungen noch den Zweck erreichen will, dem Throne und Scepter ein wohlgefälliges Opfer zu bringen. —

12) Zohrab, der Geißel. Aus dem Englischen Morier's, des Verfassers des Hadschi Baba, von Johann Sporschill. Drei Bände. Braunschweig, Vieweg, 1832.

Morier legt in der Vorrede sehr gewissenhafte Rechenschaft darüber ab, was in diesem vortrefflichen Romane ächte Silberwährung der Geschichte, und was die Kupferzuthat seiner eignen Erfindung ist. Mehrere der im Vordergrund stehenden Hauptcharaktere sind der neuern persischen Geschichte entnommen. Wir treffen auf den grausamen Vorgänger des jetzigen Königs von Persien, Aga Mohamed, bei dessen Namen sich noch jezt vom kaspischen Meere bis zum persischen Busen die Augen, Nasen und Ohren nicht sicher fühlen, auf Hadschi Ibrahim, den weisen Minister dieses Ungeheuers, der oft mit Gefahr seines Lebens den wüthenden Ausbrüchen seines Herrn eine minder schädliche Richtung gab, und den jetzigen Schach von Persien, Feth Ali, der als ein muthiger, sorgloser und bescheidener Jüngling auftritt.

Die Fabel des Romans ist eine Erfindung, die die Wahrscheinlichkeit der Sitte und des Lebens für sich hat. Diesen Stempel der Wahrheit konnte nur der aufdrücken, der sich hier einer eignen Erfahrung und Anschauung rühmen durfte.

Zohrab ist der Sohn Zaul Khan's, eines tapfern, edlen Mannes, der sich mit Hülfe der Turkomanenstämme in seiner Statthalterschaft Asterabad von dem Tyrannen Aga Mohamed unabhängig zu erhalten wußte. Zohrab selbst war allgemein als der tapferste Held in Iran gefürchtet und verehrt. Seine Thaten erinnerten an die Zeiten Rustans. Welche Freude für den Schach, als ihm einst Zohrab, der sich auf der Falkenjagd verirrt hatte, in die Hände fiel! Er behielt ihn als Geißel zurück, obschon er ihn hätte tödten sollen, da er im Gehege des königlichen Harems mit der Nichte des Schachs gesprochen hatte. Er zog es vor, durch seine Gefangenschaft die Unterwerfung Asterabads zu bewerkstelligen. Zohrab gab sich willenlos der Gewalt hin; denn der Strahl der Schönheit Amimas, der Nichte des Königs, hatte ihn heftig getroffen. Dieselbe Wirkung mußte seine männliche Gestalt, der Ruf seiner Thaten und die anfängliche Lage des Zusammentreffens auf das Herz der reizenden Amima ausüben. Die Schicksale dieser beiden jungen Leute waren bald aufs Unzertrennlichste verbunden.

Der Plan des Schach war gut berechnet, und der Einfluß seines Ministers dabei unverkennbar. Dieser bestimmte den Tyrannen, Zohrab auf jede Art an sein Interesse zu fesseln, ihn zu Würden zu erheben, und ein Weib zu geben. Zohrab verachtete die Vorschläge, die man ihm machte, und stellte alle Entschlüsse, die er fassen würde, unter die Entscheidung seines Vaters. Seine Weigerung empörte den Schach, und der unbedingteste Gehorsam gegen dessen Befehle wurde ihm bei Todesstrafe zur Pflicht gemacht. Das Weib, das ihm die Gnade des Schach bestimmte, war bald gefunden. Zulma, die schöne und kluge Tochter des Oberscharfrichters, hätte durch ihre Hand die höchsten Männer in Iran beglückt; doch verschmähte sie der Gefangene, dem es gelungen war, mit Amima in nähere Berührung zu kommen. Während Zaul Khan die Kunde vom Schicksal seines Sohnes erhielt, und sich entschließen mußte, gegen den Wiederbesitz des Todtgeglaubten die Unabhängigkeit seiner Provinz einzusetzen, sah Zohrab der Erfüllung seiner heißesten Wünsche immer mehr entgegen. Eine geschäftige Zahl von Unterhändlern unterstützte die wechselseitige Annäherung, und selbst der Heirathsbefehl des Schachs konnte umgangen werden, ohne sich damit mehr zuzuziehen, als in Zulma eine leidenschaftliche, an den Besitz Zohrabs Alles setzende Aufpasserin.

Inzwischen kam die Gesandtschaft aus Asterabad an. Man sah Zohrab's Oheim und die Häuptlinge der Turkomanen an ihrer Spitze, aber nicht Zaul Khan. Der Schach wüthete, und würde sich wahrscheinlich der grenzenlosesten Grausamkeit überlassen haben, wenn nicht plötzlich ein Derwisch vor ihn getreten wäre, und ihn durch seine Prophezeiungen und Wunder so imponirt hätte, daß er sich entschloß, vor der Erscheinung Zaul Khans Nichts über das Leben seines Sohnes zu bestimmen. Die Mitglieder der Gesandtschaft werden bis dahin in Teheran untergebracht, und Zohrab so scharf bewacht, wie früher. Sein Verhältniß zu Amima war aber gestört. Zulma hatte überall verbreitet, daß sich Zohrab entschlossen habe, ihre Hand zu nehmen. Niemand konnte dem Gerüchte widersprechen, und es kam bald als eine Thatsache zur Kenntniß der unglücklichen Amima. Sie verfällt in eine heftige Krankheit, und siecht hoffnungslos dahin. Ihre treueste Dienerin wagt es, ihr einen sichern Trost zu verschaffen. Sie vermochte Zohrab, in weiblicher Verkleidung den Harem zu betreten, der Plan gelingt, und Amimas Kummer mußte von dem am besten benommen werden, der ihn verursacht hatte. Doch in diesem Augenblicke naht der Schach, Zohrab darf nicht mehr den Eingang suchen, weil er ihm begegnen würde, und muß sich mit zusammengebundenen Shalws von einer Terasse auf das Dach seines Gefängnisses herablassen. Die Argusaugen Zulmas hatten ihn erblickt, sie eilt, alle Sitte vergessend, zu ihm, und wird nur schwer von ihm überredet, eine Täuschung gesehen zu haben.

Jener Derwisch war Niemand anders, als Zaul Khan. Sein Plan glückte ihm vollkommen. Er wußte Zohrab seiner Haft zu entledigen, und in tiefer Nacht sprengen die Gesandten mit ihrer Beute aus den Thoren von Teheran davon. Zohrab folgte nur widerstrebend. Er mußte Aminen zurücklassen, ja er war so unvorsichtig gewesen, ein Geschenk Amimens, ein kostbares Armband, in seinem Zelte zu verlieren. Seine Ahnungen täuschten ihn nicht; denn dieser Fund, der in die Hände Zulmas fiel, entschied das Schicksal der Prinzessin. Der überlistete Schach tobte wie ein wildes Thier. Tage lang geschah nichts als Köpfen, Spießen, die Bastonade Geben und Aushalten. Das war eine böse Stunde, da er die Untreue seiner Nichte, des einzigen Wesens, das ihn beherrschte, erfuhr. Er beschloß ihren Tod und beauftragte damit seinen treuesten Diener, Sadek.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 27. — 11. März 1833.

Romane.

12) Zohrab, der Geißel. Aus dem Englischen Morier's, des Verfassers des Hadschi Baba, von Johann Sporschill. Drei Bände. Braunschweig, Vieweg, 1832.

(Beschluß.)

Sadek war nicht so grausam, als es sein Herr wollte und glaubte. Schon früher hatte er von Amimens Vater, dem der Schach die Augen ausstechen ließ und dann zu tödten befahl, zwar die erste Strafe nicht abwenden können, ihn aber nach einer wüsten Gegend geborgen, wo er vor dem Tyrannen sicher war. Eben dahin brachte er jezt auch Amimen. Sie trifft ihren todtgeglaubten Vater wieder, der ihr die Geschichte seines grausamen Bruders in größtentheils historischen Zügen mittheilt.

Mohamed zog jezt mit einem ansehnlichen Heere gegen Zaul Khan, der sich seinerseits mit Vorsicht rüstete, und auf die Gebirgspässe seiner Provinz eben so verlassen durfte, wie auf die Tapferkeit seiner Krieger. Zohrab stürzte sich mit Eifer in den Kampf, um den Gedanken, Amimen durch seine Sorglosigkeit getödtet zu haben, zu unterdrücken. Er legt dem Zuge des Schach tausend Hindernisse in den Weg, beraubt ihn seiner Artillerie, muß sich aber zulezt den Mauern Asterabads anvertrauen. Die Belagerung beginnt nicht ohne Hoffnung für die Belagerten, aber ihre Tapferkeit scheitert am Verrath. Dem Schach werden die Thore geöffnet, Zaul Khan fällt und Zohrab geräth in Gefangenschaft. Der Sieger ließ jezt seiner Grausamkeit den Zügel schießen. Er gab eine bestimmte Anzahl von Körben an, die er mit Augen angefüllt haben wollte. Man weiß aus Malkolms Geschichte von Persien, daß der Schach bei einer ähnlichen Gelegenheit sich von der pünktlichen Ausführung seiner Befehle überzeugte, indem er mit dem Griff seiner Reitgerte die blutenden Augen zählte. Zohrab sollte gepfählt werden, ja selbst gegen seinen Neffen, Feth Ali, den er aus seiner Statthalterschaft Fars berufen hatte, richtete sich seine Wuth. Er war in Verlegenheit, wie er Amimens Bruder vom Tode seiner Schwester in Kenntniß setzen sollte, er verließ sich aber auf seine Macht, und eröffnete dem jungen Prinzen, daß er sie habe tödten lassen. Feth Ali verfluchte den Mörder, und gab sich willig den Fesseln hin, die der entrüstete Schach ihm anlegen ließ. Sein Tod war beschlossen, und Mohamed sah ein, daß seine strafende Hand diesmal noch weiter reichen müßte. Die Theilnahme, die man dem jungen Prinzen schenkte, erbitterte ihn, er faßte Mißtrauen gegen seine nächsten Umgebungen, und sezte eine Liste aller Opfer dieses Verdachtes

auf. Das unheilvolle Papier fällt Sadek in die Augen, er sieht seinen eignen Namen an der Spitze, und versteht den Sinn dieser Aufzählung vollkommen. Er war des Schachs Zeltwächter, benuzte die nächste Nacht, und befreite die Welt von einem Ungeheuer, dessen Strenge selbst dem knechtischen Orient kein Zeichen von Macht, sondern ein unerträgliches Joch scheinen mußte. Feth Ali besteigt den Thron, Zohrab wird die militärische Zierde der neuen Regierung, und Amima kehrt mit ihrem Vater aus der Wüste zurück. Zulma, des Oberscharfrichters Tochter, muß sich mit Shir Khan begnügen, einem eitlen Gecken, der in diesem Roman eine sehr ergötzliche Rolle spielt.

Diese Anlage ist einfach genug, um den Schilderungen persischer Sitte und Denkungsweise noch einen ansehnlichen Raum zu lassen. Vortrefflich gezeichnete Nebenpersonen geben dem Ganzen ein höchst charakteristisches Gepräge. Alle Tugenden und Fehler der Nation sind durch sie repräsentirt. Neben persischer Tapferkeit, Zuvorkommenheit und gefälligem Benehmen finden wir den persischen Lügner, Stuzer, Poltron, Bombastdreher. Die Menge kleiner Züge, mit denen diese Charaktere gezeichnet sind, beweisen die feine Beobachtungsgabe und den treuen Blick, der dem Verfasser während seines Aufenthaltes im Lande Firdusis zu Gebote stand. Es ist eine auffallende Erscheinung, wenn man die Früchte vergleicht, die England, und die Deutschland von seinen Reisenden zieht. Es reisen so viel Deutsche in fernen Gegenden auf Kosten des Publikums und der Regierungen herum, und wir besitzen verhältnißmäßig eine sehr geringe Ausbeute von Erfahrungen, die wir ihnen verdanken könnten. Das Publikum interessirt sich wenig für fossile Knochen, die man auf den Kordilleren gefunden, für eine neue Gattung von Würmern, die man in den Binnengewässern Afrikas bemerkt haben will. Aufklärungen über erotisches Leben und fremde Sitte haben wir bis jezt meistens nur noch von den Engländern und Franzosen erhalten. Diese Nationen sind auf dem Wege, uns mit ihren Reiseerinnerungen, ihren Seebildern, diesen meist so reizenden Miniaturgemälden, (ich erinnere an Jal, Hall, Miß Trollope und Andere) weit hinter sich zu lassen. G.

13) Der Ungar. Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit der Hunyades. Von C. Herloßsohn. Drei Bände. Leipzig, Brüggemann. Pesth, Wigand, 1832.

Herloßsohn hat in diesem Roman ein sehr lebenvolles Gemälde aufgestellt. Ungarns Heldenzeit stellt sich unsern Blicken dar, und im Vordergrund das Kleeblatt der Hunyaden, der alte Held Johannes Hunyades, der Türkenbändiger, und seine beiden Söhne, Ladislaw und Matthias, welch lezterer nachher König wurde. Diesen reinen und kraftvollen Helden gegenüber stellt sich das Verbrechen und die Schwäche, der junge König Ladislaw und sein Kanzler, der heimtückische Graf Cilley. An beide Gruppen reiht sich die Schaar der Freunde. Hinter den Hunyaden erblicken wir die Charakterbilder mehrerer vornehmer und gemeiner Ungarn, deren Zeichnung dem Dichter Ehre macht, vor allen der feurige Szilagyi, der treue Zredna, der Riese Szabo, der alte Gregor ꝛc. Hinter dem Cilleyer steht dagegen seine Buhlerin, die schöne, aber giftige Belladonna Kunigunde, sein Spion Gumprecht und sein Bandit, der deutsche Landsknecht Bremser. Zwischen ihnen finden wir den Magnaten Gara mit seiner schönen Tochter Anna, Braut des Ladislaw Hunyad, die aber der König selbst liebt, und um derentwillen er die Hunyaden verfolgt. Sodann der wackere Eyzinger, Oesterreichs Vertreter, der vergeblich den König aus Cilleys Schlingen zu befreien trachtet; Georg Podiebrad, Böhmens Statthalter und nachheriger König, der berühmte Kreuzprediger Johannes Capistranus ꝛc. Hinter allen diesen erscheint endlich Sultan Mahmud mit dem ungeheuern Heer von Türken. — Eben so reich, wie an Charakteren, ist dieser Roman an Begebenheiten, die bald am Hof in Wien, bald im Schloß der Hunyaden, bald auf des Cilleyers Burg, bald in Prag, bald in Belgrad uno an der türkischen Grenze, bald hie und da auf einem Schloß oder in einer Herberge spielen, und je in einzelnen Tableaus anmuthig wechseln. Die Hunyaden spielen die Hauptrolle. Sie kämpfen für Vaterland und Glauben gegen die Türken, und zugleich für Freiheit und Recht gegen die Intriguen und Gewaltthaten des Cilleyers, und gehen nach schwerem Kampf und nicht ohne Opfer endlich siegreich hervor. Johanues, der Vater, stirbt im Türkenkriege, Ladislaw, der Sohn, wird als Hochverräther, obwohl unschuldig, enthauptet, Matthias aber wird König von Ungarn, nachdem der Cilleyer schon früher durch die Hunyaden in der Nothwehr umgebracht und der König durch Kunigunde vergiftet worden.

Der goldne historische Boden, eine erhabne sittliche und politische Grundidee, eine Fülle poetischer Gestalten, und eine die Aufmerksamkeit stets spannende Folge von Handlungen zeichnet diesen Roman sehr vortheilhaft aus. Doch hat sich der Verfasser noch nicht ganz von der Manier losgerissen, die deshalb, weil sie die des schreibenden Hausens ist, eben nicht die seinige seyn sollte. Einige seiner Figuren sind Roman-Stereotypen. So z. B. der treue Jude Girka, der durchaus entlehnt ist aus Coopers Spion, und den eben so gar viele Romanschreiber schon entlehnt haben. Es ist zwar ganz natürlich, daß ein Jude vorkommt, und daß derselbe dienst-

fertig ist, aber was ihn zu der unnatürlichen Romanfigur des bekannten Cooperschen Spions macht, ist der mit den Haaren herbeigezogene Zufall, der ihn allemal zur rechten Zeit als eine deus ex machina herbeikommen läßt. Dasselbe gilt auch von dem Riesen Szabo, den der Zufall auf eine noch unnatürlichere Weise immer gerade da hat, wo ihn der Dichter gerade haben will. Wohl ein halb Dutzendmal werden durch solche Zufälle die wichtigsten Geheimnisse entdeckt oder Unthaten verhütet, ohne daß ein Mensch begreift, wie so viele Zufälle möglich sind. Gerade je mächtiger ein Zufall in das Ganze der Geschichte eingreift, um so mehr sollte der Dichter sparsam damit umgehn; und je edler und schöner ein hülfreicher Mensch erscheint, um so weniger sollten seine Wohlthaten immer blos von Zufällen abhängen. — Auch die Wahrsagerin, die in diesem Roman vorkommt, ist eine zu gewöhnliche Romanfigur, und kann insofern den beabsichtigten Eindruck nicht mehr machen. Dergleichen kichernde alte Hexen, mit ihren: hi, hi, mein Söhnchen, oder mein Töchterchen! finden sich seit Walter Scott zu Legionen in allen unsern historischen Romanen. Was aber ihre Prophezeiungen betrifft, so frage ich: ist es wohl gerathen, dem Leser im Voraus zu sagen, was geschehn wird? Beruht nicht das Interesse an der Zukunft gerade in der Ungewißheit derselben? Und dann, ist es nicht höchst unnatürlich, daß in diesem Roman nicht nur jene Wahrsagerin, sondern auch der alte Hunpades, ein alter Einsiedler, noch eine vierte Person und endlich Matthias selbst theils träumt, theils ahnet, kurz voraussieht, daß Matthias einst die Krone Ungarns tragen wird? Heißt das nicht, eine Vision abnutzen? — Endlich hat sich auch in die Sprache unseres Dichters noch manches von der herkömmlichen Manier eingeschlichen. So sagt z. B. Ladislaw zu seiner Anna im traulichen Zwiegespräch: „Ich danke dir, du leuchtender Engel meines Daseyns. So gerüstet stehe ich fest gegen die Menschen und ihr Schicksal.“ Ich weiß nicht, ob ich nicht irre, aber es kommt mir vor, als ob dergleichen Romanphrasen bald so abgedroschen und nur noch von komischer Wirkung seyn werden, wie die Anrede meines Großvaters an meine Großmutter in einem Liebesbriefe von 1738: „Vielgeliebtes Gegentheil! Sie hat mich durch Ihre gestrige Conduite höchlich charmiret.“

14) **Die Geschwister.** Ein Roman von Adeline von T. Leipzig, Kollmann, 1831. Die Geschichte des unglücklichen Iwan, rechtmäßigen Czaars von Rußland, der von seiner Jugend an im Gefängniß schmachtete. Allerdings ist die Erscheinung dieses Prinzen, wie er plötzlich auf kurze Zeit wieder ins Leben tritt, äußerst romantisch (wie in Calderons: das Leben ein Traum), und Katharinens Grausamkeit erschütternd, und die Verfasserin hat diesem Stoff die interessantesten Seiten abzugewinnen gewußt. Uebrigens ist uns derselbe Stoff schon mehr als einmal in der Form eines Romans vor Augen gekommen.

15) **Freundes-Treue.** Historisch-romantische Erzählung von August Coralli. Leipzig, Kollmann, 1831. Dieser Roman hat eine viel erhabenere Tendenz, als der Verfasser selbst vielleicht gemeint hat. Es scheint, er hat nur, gleich hundert andern Romanschreibern, die lezten Feldzüge gegen Napoleon benuzt, um gewisse romantische Verwicklungen herbeizuführen; allein wir knüpfen daran die schöne Idee, daß edle Humanität wieder vereint, was die Barbarei der Kriege trennt.

16) **Erzählungen. Die Vielgeprüfte. Der Doppelgänger.** Von A. v. Schaden. Gera, Heinsius, 1831. Da muß man wahrhaftig Mitleid haben. Die Heldin dieses Romans liebt einen jungen Offizier, erfährt dessen Tod in der Schlacht, und heirathet, den Eltern zu liebe einen Andern. Da kommt nach einigen Jahren der todtgeglaubte Geliebte zurück. Der Eheherr wird eifersüchtig, tobt gegen die unschuldige Gattin, mißhandelt im Zorn ihr Kind, daß es stirbt, und tödtet sich dann aus Verzweiflung darüber selbst. Ein edler Mann nimmt sich der unglücklichen Wittwe an. Sie will ihm die Hand reichen, da stürzt er noch vor der Hochzeit mit dem Pferde und ist todt. Sie findet den ersten Geliebten noch einmal wieder, aber der Feind ist im Lande und er wird als Aufwiegler erschossen. Noch bleibt ihr ein Sohn als ihre einzige Stütze, aber auch dieser wird conscribirt und fällt in einer Schlacht. — Der „Doppelgänger“ ist ein lustspielartiger Schwank, recht anmuthig zu lesen, doch nicht originell, denn er erinnert gar zu sehr an die beiden Veroneser, an die beiden Philibert ꝛc. Zwei junge Leute sehn sich einander sehr ähnlich, der Solide wird für die Streiche bestraft, welche der Lüderliche begangen hat, zulezt aber hat doch der Solide den Vortheil davon, indem er von der Braut des Lüderlichen für den Bräutigam angesehen und am Ende auch als solcher behalten wird, da er in jeder Hinsicht den Vorzug verdient. —

Einige neue Ausgaben und Uebersetzungen älterer englischer Romane beweisen, wie sehr diese noch beliebt sind.

17) **Der Dorfpfarrer von Wakefield**, ein Roman von Olivier Goldsmith, in drei Sprachen (englisch, französisch und deutsch) und mit Anmer-

kungen herausgegeben von Dr. C. M. Winterling. Nürnberg, Haubenstricker, 1833.

18) The Vicar of Wakefield by Dr. Goldsmith. Tübingen, Osiander, 1832. 16. (mit vielen Holzschnitten.)

Beides nette Ausgaben. Goldsmiths Roman, der fruchtbare Vater zahlloser deutscher Familienromane, übertrifft alle seine Nachkommen durch klassische Einfalt und durch eine Mischung gesunder Laune, die unsern modernen, stets im Ernst und der Gravität der Dummheit anspruchsvoll einherstolzirenden Romanen, schlechterdings unerreichbar geworden ist. Unsre Romanhelden gleichen den Wilden und den Thieren, die um so ernsthafter aussehen, je dümmer sie sind. Wir haben noch treffliche ironische Dichter, aber die Hand aufs Herz, ersezt uns wohl ihre Medisance die drollige Treuherzigkeit des altenglischen Romans? Ach, wir sind verdorben genug, die Natur aufs raffinirteste zu genießen, wo wir sie finden, aber zu verdorben, um sie wiederherzustellen. Unsre Dichter stellen den Menschen nicht mehr dar, denn sie machen entweder eine ernsthafte prude Tugendfrazze aus ihm, oder sie verachten ihn. Und wir Deutsche sind darin vorzugsweise Meister. Wie liebenswürdig ist der Vicar von Wakefield! Und was haben unsre deutschen Koryphäen aus ihm gemacht? Seine erste Kopie, der Sebaldus Nothanker von Nicolai, kommt ihm vergleichungsweise noch am nächsten, ist offenbar noch, trotz seines deutschen Schulstaubs, menschlich, einfach, wahr. Dagegen Vossens Pfarrer von Grünau und Lafontaines armer Landprediger, was für furchtbare deutsche Philister sind das! Und selbst Goethes Hermann und Dorothea! wie sich das alles spreizt mit seiner edlen Bürgerlichkeit und kokettirt mit seiner hausbacknen Häuslichkeit! O Goldsmith, deine Grazie war die Anspruchslosigkeit, und sie scheint nicht über den Kanal herübergekommen zu seyn. Allerdings war Lessing, wenn auch in einem andern Gebiet, als dem des Romans, im vollen Besitz dieser Grazie, und Wieland ihr nicht fremd, allein seit Klopstock und Voß den antiken, und Goethe den romantischen Geschmack zu dirigiren begannen, wurde diese Grazie ein für allemal aus den deutschen Grenzen gejagt. Von den gräcisirenden Pedanten erwartete kein Mensch Grazie, denn hier war Hopfen und Malz von vorn herein verloren. Aber von Goethe gestehe ich, daß es mich oft gewundert hat, warum dieser feine Geist nicht einsah, wie sehr seine Koketterie mit der klassischen, allein durch sich selbst siegenden Schönheit im Widerspruch stehe, und wie gefährlich sie seinem Ruhm früher oder später werden müsse? Wahrlich, es kommt die Zeit, wo man in der Poesie nichts so sehr geringschätzen wird, und mit Recht, als die Prätension, das Wichtigthun, Interessantthun, Großthun, Kleinthun, die affektirte Ehrbarkeit, Frömmigkeit, Niedlichkeit, die Vornehmthuerei, adelige Nachläßigkeit und geniales Augenzudrücken, die altmodische Empfindsamkeit über jedes Gänseblümchen am Wege und das neumodische Bedeutendmachen, wodurch ein Gegenstand gerade um deswillen interessant seyn soll, weil er es nicht ist. Es kommt die Zeit, wo alle diese forcirten Künste unsrer poetischen Koketterie Bankerott machen werden, und wo man die überraschende Entdeckung machen wird, daß sich das so hochgepriesene goldne Zeitalter Goethes weit weit von der Natur entfernt hat, daß die unermeßliche Mühe der zehntausend Poeten und Poetinnen dieses Zeitalters, originell und immer origineller zu werden, eine ganz nutzlose gewesen ist, und daß man, um nur bescheiden wieder von vorn anfangen zu können, sich vor allen Dingen der berghoch aufgethürmten poetischen Unnatur wird entledigen müssen.

19) Sammlung ausländischer Romane. Peregrine Pickle von G. T. Smollet. Aus dem Englischen übersezt von W. H. v. Vogt, und die Geschichte des Guzman d'Alfarache von Matheo Aleman. Nach Lesages Bearbeitung aus dem Französischen von Fr. Gleich. Altenburg, Hofbuchdruckerei. Auch diese beiden Romane sind sehr schätzbar, obgleich sie nicht gerade zum ersten Range, den ein Cervantes, Goldsmith und Fielding wenigstens im Tom Jones einnimmt, gehören. Beides sind komische Romane, eine Gattung, die jezt leider beinahe ausgestorben ist. Der erste ist ächt altenglisch und erinnert uns auf jeder Seite an Hogarth, der andre ist spanisch-französisch, abentheuerlicher, aber nicht so kurzweilig; denn die vis comica der Engländer, wie überhaupt des Nordens beruht mehr in dem Subjektiven der komischen Person, im Charakter, in dem, was der Humor heißt, während sie im Süden mehr im Objektiven der Situationen, Verwechslungen, Ueberraschungen, in der Scenerie beruht. Die erstere aber übt allemal größere Gewalt auf das menschliche Gemüth aus, wenigstens auf das nordische.

22) Ultime lettere di Jacopo Ortis. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche. Von G. B. Ghezzi. Leipzig, Baumgärtner, 1832. Zum Schulgebrauche dürfte sich dieser Roman, ein Seitenstück zu Werthers Leiden, wohl nicht eignen. So berühmt er ist, ich bekenne, daß er mir immer äußerst mißfallen hat. Ein so feiges, weinerliches Verkommen in der Liebe ziemt allenfalls einem nervenschwachen Mädchen, niemals aber einem Manne.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt
Redigirt von W. Menzel.

Montag, 1. Januar 1838.

Inhalt: Ueber Schiller's Gedichte. Von Wolfgang Menzel. — Ueber Schiller's Gedichte. Von Ludwig Börne. — Ueber Schiller's Gedichte. Von Heinrich Heine. —

ner Sitte, wodurch man an den Höfen sein Glück macht, schlecht verträgt; aber wenn ich euch rathen dürfte, so solltet ihr es doch nicht gerade machen, wie so manche eurer Berufsgenossen, die sich ohne Vorbereitungsstudien auf ihre Laufbahn begeben und glauben, daß man, um in der Diplomatie auszureichen, Nichts brauche, als gesunden Menschenverstand und einige Erfahrung, welche man sich allmählig erwerben kann. Es ist wahr, daß schon zuweilen Geschäfte von Personen ohne höhere Bildung mit Erfolg geführt worden sind; allein darf man daraus den Schluß ziehen, daß dieselbe also überhaupt entbehrlich sey? Wie wenn die Fragen sich verwickeln, die Gesichtspunkte sich verfeinern? Dann kommt man mit der einfachen, natürlichen Einsicht nicht mehr zurecht, man geräth mit den Thatsachen ins Gedränge und unter den Anforderungen des Augenblicks fehlt es an Zeit, lange Untersuchungen anzustellen, um von der Oberfläche der Dinge auf ihren Grund einzudringen. Die Erscheinungen, die unter euern Augen sich entfalten, dienen eher dazu, das Gedächtniß zu beschweren, als den Geist zu erhellen, wenn ihr nicht zugleich ihren positiven Gehalt zu würdigen versteht, wenn ihr nicht das Princip kennt, worauf sie zurückgeführt werden müssen, und die vernünftigen Folgerungen, die sich aus ihnen ableiten lassen. Und nun wird von dem Verfasser kurzweg Musterung gehalten über das, was auch von gelehrtem Wissen dem Diplomaten von Nutzen oder von Nöthen ist. Die Liste ist lang, aber es ist eine bloße Liste, deren Theile er herzählt, und wenn wir die Diplomatie bewundern, welche Völker- und Staatsrecht, im Allgemeinen und Besondern, Universalgeschichte, Geschichte der Verträge und Friedensschlüsse, wenigstens vom westphälischen Frieden an, Kenntniß der verschiedenen politischen Systeme, (Suprematie, Gleichgewicht, Konföderation), Staatsökonomie, Geographie und Statistik und so manche andre Dinge als Hülfswissenschaften heischt, so dürfen wir nicht vergessen, daß nirgends die Wissenschaft so wenig Selbstzweck ist, sondern blos Mittel, um Ansichten und Ansprüche zu unterstützen oder zu bekämpfen, als in der Diplomatie, und daß es sich da, wo Alles auf Autorität beruht, oft blos darum handelt, einen Vorgang zu bilden, um selbst völkerrechtliche Grundsätze zu modificiren oder in Frage zu stellen. Es scheint daher eine ganz glückliche Methode zu seyn, daß der Verfasser, ohne sich auf eine ausführliche Auseinandersetzung dieser Hülfswissenschaften einzulassen, blos auf die Quellen verweist, woraus sie zu schöpfen sind, und auf ein gründliches Studium der neuern Sprachen dringt, (hauptsächlich der französischen und englischen), damit man aus der ersten Hand schöpfen kann. Seine Beigabe von Literatur, worin er sehr nach Vollständigkeit strebt, so daß man z. B. ein Verzeichniß von Wörterbüchern und Sprachlehren aller europäischen Sprachen bei ihm findet, entspricht diesem Zweck vollkommen; nicht minder seine Sammlung von Karten, die durch häufige Erwähnung des Maßstabs, in welchem sie aufgenommen sind, noch eine besondere Brauchbarkeit erhält — wiewohl am Ende alle Geographie und Kartenkunde die Diplomatie nicht vor Mißgriffen schützen kann, wie derjenige war, als bei einer neuen Scheidung der Grenzen zweier Länder ausgemacht wurde, man solle vom Kirchthurm eines Dorfs nach einem gewissen Punkt hin eine Linie ziehen und was auf die rechte Seite davon, solle dem einen, was links falle, dem andern Theil angehören. Unglücklicherweise aber hatte das Dorf weder eine Kirche noch einen Thurm und dieser geringfügige Umstand, welcher der diplomatischen Umsicht hatte entgehen müssen, hätte über zwei mächtige Staaten fast die Schrecken eines verheerenden Kriegs herbeigeführt.

Mit großem Interesse folgt man dem Verfasser ins praktische Gebiet. Hier ist er ein treuer Führer in allen Lagen, worein der Diplomat kommen kann, sey es, um ihm die Richtschnur seines Benehmens vorzuzeichnen, sey es, um ihn durch eine treffliche Musterauswahl aus den Schriften der berühmtesten diplomatischen Meister (diese nimmt den ganzen zweiten Band ein) mit Texten für Kasualien aller Art zu versehen von der fröhlichen Beglückwünschung einer durchlauchtigen Niederkunft, die er im Namen seines Souveräns zu verfassen hat, bis zu der wehmüthigen Beileidsbezeugung, wann ein mächtiges Auge sich geschlossen. Ja sein systematischer Geist läßt ihn selbst Fälle nicht übersehen, welche man nur zu den seltensten Vorkommenheiten des Geschäftslebens rechnen kann. Der weise Solon hatte kein Gesetz für den Vatermord; der Verfasser hat seine Formularen für den Fürstenmord. Notifikationsschreiben des Königs von N. an den König von N. Monsieur mon frère, Un horrible attentat vient d'enlever à sa famille et à la N. mon bien-aimé neveu le duc de N. Ce prince, si digne de ma tendresse et de l'affection de mes peuples, n'a survecu que quelques heures au coup qui l'a frappé. Il a expiré etc. Auch die Beileidsbezeugungsformel hierauf fehlt nicht. Der Verfasser mag Recht haben, wenn er glaubt, daß, je delikater eine Sache ist, um so mehr diejenigen, die sich seiner Leitung anvertrauen, von ihm erwarten dürfen, daß er sie nicht rathlos lasse.

Ueberhaupt scheint man in der neuern Staatskunst weder Solon seyn zu können, noch Aristides; Aristides, der eine Maßregel verwarf, weil sie wohl nützlich, aber nicht gerecht sey, denn es ist auch nicht mehr jenes athenische Volk vorhanden, welches dies nur von seinem Aristides zu erfahren brauchte, um nicht weiter zu fragen, worin denn jene Maßregel bestanden, sondern sofort auf den möglichen Vortheil derselben verzichtete. Die heutige

Diplomatie ist zu sehr Kunst der Ueberlistung und Uebervortheilung, als daß sie so leicht moralischen Bedenklichkeiten Einfluß gestatten sollte. Gleichwohl können wir es nicht bergen, daß wir uns etwas überrascht fühlten, als wir in dem achten Kapitel, welches von den Pflichten und Verrichtungen des diplomatischen Agenten handelt, auf einen eignen Abschnitt stießen, mit der Ueberschrift: „Von Anwendung der Bestechung“ (de la corruption à employer). Daß in der Politik der jesuitische Grundsatz gilt, der Zweck heilige die Mittel, ist zwar kein Geheimniß, da Geschichte und Erfahrung hinlänglich Zeugniß geben; allein in einem diplomatischen Hand- und Lehrbuch hätten wir die Entwicklung dieses Grundsatzes doch nicht gesucht. Derlei Grundsätze pflegen sich sonst nur durch Tradition fortzupflanzen, als Geheimlehren der Eingeweihten einer Sekte, und warum sollte die Diplomatie nicht eine solche Sekte bilden, welche ihre geheime Moral hätte, wie sie ihre eigne Zifferschrift und Sprache besitzt, um so mehr, als sie ohnehin als ein moralisch-aristokratisches Institut ihrem ganzen Wesen nach sich zur Abgeschlossenheit hinneigen mußte? Fast könnte man glauben, der Verfasser habe hier aus der Schule geschwatzt. Indessen das Publikum wird ihm für seine Offenheit Dank wissen, denn solche Aufschlüsse, aus so authentischer Quelle, sind um so schätzbarer, je seltener sie sind. Die merkwürdige Stelle ist folgende: „An und für sich betrachtet ist die Bestechung, da sie sich auf ein charakterisirtes Verbrechen stützt, ein gehässiges Mittel. Man würde jedoch zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß der politische Agent in keinem Fall ohne Tadel davon Gebrauch machen dürfe. Immer bleibt es der Zweck, welcher ein Mittel dieser Art mehr oder weniger verwerflich macht. Wenn eine Macht mit Recht verdächtig ist — wenn man Anzeigen ihrer bösen Absichten hat — wenn ihr unruhiger Geist oder ihr Ehrgeiz gegründete Besorgnisse einflößen, so scheint das Recht der Selbstvertheidigung dem bedrohten Staat zu erlauben, zum Weg der Bestechung seine Zuflucht zu nehmen, um verderbliche Entwürfe zu entdecken und zu vereiteln.“ Wenn der Verfasser hinzufügt, eine Regierung, die ihr Benehmen nur von der Frage abhängig mache, was delikat, edel und würdig sey, werde freilich auch den Schatten einer Bestechung selbst in den meisten Fällen meiden, wo das Völkerrecht sie rechtfertigen könnte und wenn er in einer Note an das bekannte Sprüchwort erinnert, daß man die Verräther verachte, wenn man gleich den Verrath benütze, so will er wahrscheinlich damit seine persönliche Moral retten, da er die diplomatische Moral nicht zu retten vermag.

Ihre Gewissenhaftigkeit zeigt die Diplomatie in der Beobachtung der Pflichten des Anstandes und der etikettmäßigen Artigkeit. Hier ist die geringste Abweichung von der Regel eine Todsünde; deshalb hat auch der Verfasser diesem Theil seines „Wegweisers“ eine Sorgfalt gewidmet, die Nichts zu wünschen übrig läßt. Audienzen, Visiten, Titulaturen, Vortritt (pas), Ehrenplätze, Komplimente — Alles ist aufs Genaueste und mit umständlicher Angabe aller Auf- und Abstufungen bestimmt. Da sind die Verbeugungen hergezählt, unter welchen der Gesandte beim Empfang eines fremden Souveräns in feierlicher Audienz sich dem Thron nähert; da ist gesagt, ob es ehrenvoller sey, links oder rechts zu stehen oder zu sitzen, vorn oder hinten oder in der Mitte in einem Zug zu gehen, an der Tafel dem Eingang das Gesicht oder den Rücken zuzukehren, gegenüber oder seitwärts davon sich zu befinden, wie man es bei der Linealordnung zu halten habe und wie bei Lateralordnung; da ist streng unterschieden, wenn das große, kleine oder mittlere Siegel, der große, kleine oder mittlere Titel, größere oder kleinere Form des Papiers Anwendung finde. Manchmal sind auch Variationen erlaubt, die der Verfasser nicht ermangelt nahmhaft zu machen. Z. B. wenn der Diplomat eine Note überreicht, so pflegt er sie mit einer Verbindlichkeit zu schließen; da kann er nun sagen: „Le soussigné en s'acquittant des ordres de sa majesté — de son auguste maître — de sa cour, oder en s'acquittant etc. — en remettant cette note — cette declaration etc. à M. N. N. — à son excellence etc. — profite de cette occasion — saisit cette occasion, pour renouveler etc. oder auch à l'honneur de lui renouveler — de l'assurer oder de renouveler etc. à son excellence — son eminence — à M. le Comte etc. l'assurance de sa haute considération, oder de la haute considération, avec laquelle il a l'honneur d'être de son excellence etc.“ Es versteht sich, daß Zeit und Umstände, der Rang dessen, der schreibt, so wie der Rang des Andern, an den man schreibt, bei der Wahl dieser oder jener Formel von Seiten des taktiesten Diplomaten stets die geeignete Berücksichtigung erfahren werden. Selbst in der Korrespondenz der Souveräne ist in Bezug auf die Form eine gewisse Ungezwungenheit nicht ausgeschlossen, wenn man die „Kanzlei- und Zeremonienschreiben“ ausnimmt. Diese beginnen in der Aufschrift immer mit der ganzen Titulatur des Briefstellers, worauf die Titulatur desjenigen folgt, an welchen das Schreiben gerichtet ist: es sey denn, daß ein Souverän von sehr hohem Rang an einen schreibt, der weit unter ihm steht, in welchem Fall jener nur seine eignen Titel aufführt, oder daß der Geringere an den Höhern sich wendet, wo dann der erstere seine Titel an das untere Ende des Briefs setzt. Z. B. Empéreur (Roy) de N. etc. à Très-haut et Très-excellent Prince N. Empéreur (Roy) de N. etc. Votre bon Frère, Ami, Cousin et Allié etc. Très-haut, Très-excellent et Très-puissant Prince. Im Verlauf des Schreibens spricht man immer von sich in der ersten Person der

Mehrzahl, den andern Theil redet man mit Votre Majesté, Votre Altesse oder wohl auch bei besonderer Freundschaft blos mit Vous an und den Schluß bildet insgemein die Formel: „Sur ce Nous prions Dieu qu'il Vous ait, Très-haut, Très-excellent et Très-puissant Prince, Votre Très-aimé bon Frère (Ami, Cousin et Allié) en sa sainte et digne garde.“ Hingegen ist in „Kabinets- und Handschreiben“ der Styl vertrauter gegen Gleiche, verbindlicher gegen Niederere, Aufschrift wie Adresse haben eine abgekürzte Form: „Monsieur Mon Frère, Madame Ma Soeur, Monsieur Mon Cousin, Mon Cousin“ (denn die Souveräne betrachten sich alle als eine Familie) genügt in der Anrede, man spricht von sich in der ersten Person der Einzahl und der Schlußgruß wird leicht in den Text verwoben. Noch einfacher sind freilich die Verkehrsformen gegenüber von Republiken und wenn in den erstern eine gewisse konventionelle Sentimentalität herrscht, die sich außer der französischen Sprache nicht gut ausnimmt, so kehren die leztern so weit zur Natur zurück, daß sie sich ohne Anstand übersetzen lassen. Einst gab es Republiken, die auf königliche Ehren Anspruch machten; diese sind vom Schauplatz der Welt verschwunden; der große nordamerikanische Freistaat aber, der bestimmt scheint, die republikanischen Traditionen vor völligem Untergang zu bewahren, ist dieser Eitelkeit fremd und seinem Princip treuer geblieben. Wenn ein Souverän an den nordamerikanischen Bürgerregenten schreiben wollte, etwa um ihm wegen seiner vortrefflichen Verwaltung sein Kompliment zu machen, während der er binnen vier Jahren acht und fünfzig Millionen Schulden getilgt hat, so würde er ihn schlechtweg seinen „großen und guten Freund“ nennen und den Brief „an Herrn Andreas Jackson, Präsidenten der Vereinigten Staaten in Washington“ adressiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Schriften.

1) Sphynx. Räthselalmanach auf 1833 von Freimund Ohnesorgen. Berlin, Krause.

2) Zeitvertreib für Sprachfreunde. Von A. Giftschütz. Wien, Gerold, 1833.

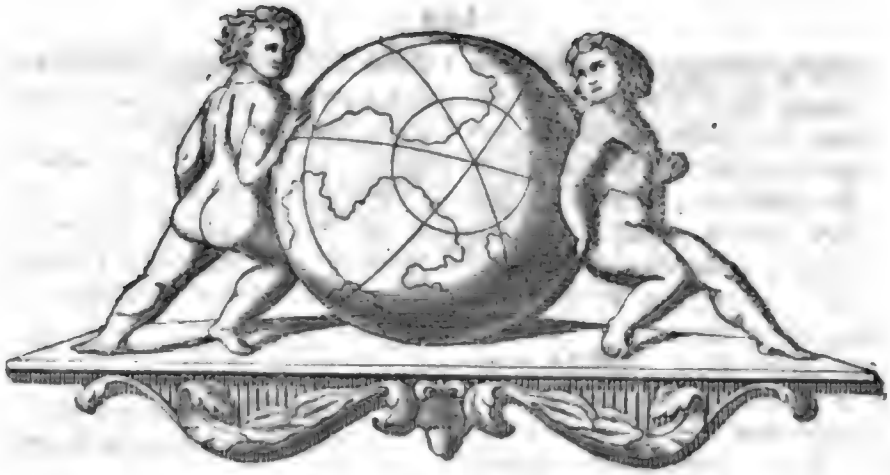
Diese Art von Unterhaltung ist immer noch bedeutend geistreicher als die gewöhnliche Romanleserei. Das Räthsel spannt die Erwartung und schärft den Verstand, wenn auch die Auflösung das Interesse plötzlich wieder wie eine Saifenblase vernichtet. In dieser Hinsicht ist das erste Werkchen, das allerlei Räthsel in Form von Erzählungen, Gedichten ꝛc. enthält, zu empfehlen. — Das zweite bildet eine Sammlung von Wortwitzen, wie sie seit Saphir beliebt worden sind. Sie unterscheiden sich aber von den Saphir'schen Witzen dadurch, daß sie vollkommen geistlos und fade sind. Z. B.: „O sage, warum du mich fliehst? Weil Sie so wild wie ein Osage sind. — Sie hat keinen Seelenadel, sondern nur eine Seele und eine Nadel. — Was hat der schlechteste Mensch mit dem besten meistens gemein? daß er ergriffen wird. — Es konnte mir nichts angenehmeres begegnen, als Sie (Ihnen) wieder zu begegnen. — Sie ist wohl thätig, aber nicht wohlthätig ꝛc.“ Der müßige Verfasser dieser Jämmerlichkeiten hat gänzlich außer Acht gelassen, daß ein Wortwitz nur dann witzig ist, wenn beim Gleichlaut beider Wörter der Sinn derselben eine Antithese bildet, daß aber eine Verschiedenheit des Sinnes noch keineswegs ein gerade entgegengesezter Sinn oder eine Antithese ist. Ueberhaupt aber ist es eine schlimme Sache um die Fabrikation des Witzes nach einem und demselben Leisten. Der wahre Witz ist immer ein Kind des Zufalls, oder scheint es wenigstens zu seyn, denn man verlangt vor allen Dingen von ihm, daß er nicht gesucht sey. Auch muß er, wie nach Stahl die Seele, sich seinen Körper selber bilden, und nicht blos eine leere Uniform seyn, die man an jeden Stock hängen kann, er muß ein Kern mit der Schaale seyn, nicht blos eine leere Schaale, denn sonst nennt man den Witz schaal.

Bücherkunde.

Kritisches Verzeichniß höchst seltener Incunabeln und alter Drucke in der Hof-Bibliothek zu Aschaffenburg. Von J. Merkel. Nebst Bemerkungen aus einem von Wihelm Heinse hinterlassenen Manuscript. Aschaffenburg, Pergay, 1832.

In dieser kostbaren, ehemals kurmainzischen Sammlung findet sich das erste gedruckte Buch, eine Vulgata, und eine Menge anderer höchst seltener Incunabeln, die wir nicht näher bezeichnen wollen, weil der Bücherfreund sich unfehlbar das Verzeichniß selbst ansehen wird. Die Heinsesche Abhandlung liefert den Beweis, daß die Ansprüche der Stadt Harlem auf Erfindung des Drucks durchaus unbegründet seyen. Wir müssen diese Aschaffenburger Sammlung als eine leider verhältnißmäßig nur kleine Nachlese zu der alten großen Mainzer Bibliothek betrachten, die bekanntlich im dreißigjährigen Kriege von den Schweden geraubt und von den Wellen der Ostsee verschlungen wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 29. — 18. März 1833.

Staatswissenschaft.

(Fortsetzung.)

2) Geschichte der Staatswissenschaft. Von J. Weitzel. Erster Theil. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1832.

Den Titel dieser Schrift hat der Verfasser nicht vollkommen durch sie gerechtfertigt. Es fehlt diesen aphoristischen Darstellungen an dem rechten Zusammenhange, der zuletzt in nichts Andrem liegen konnte, als in einer gewissenhafteren, organischen Aufeinanderfolge. Wenn sich irgend ein System an der Hand der Geschichte konsequent entwickelt hat, so ist es die Staatswissenschaft. Die Doktrin war hier der Hebel des Lebens, und das Leben meist immer der Maßstab der Doktrin. Die Staatskunst gab der Philosophie die Materialien, und die Philosophie zog aus ihnen Regeln, die in der Wirklichkeit mehr oder weniger beachtet wurden. Eine Geschichte der Staatswissenschaft kann so isolirt dastehen wie der Traum in der Geschichte der Seele, aber um Beide zu erklären bedarf es des Menschen, seiner Begegnisse, seiner Bildungsstufe. Oder würde man an eine Wissenschaft gedacht haben, wenn die Praxis der Erfahrung alle Wünsche zufrieden stellte? Herr Weitzel geht von Solon zu Plato über, als hätten die Alten den Unterschied zwischen dem Leben und der Schule nie gekannt, als hätten sie einen Sokrates nicht hingerichtet, weil er dieser auf jenes Kosten Vorschub leistete. Herr Weitzel spricht noch in einem Augenblicke von den alten Römern und ist im andern schon bei Macchianell. Wir gestehen, daß uns dieser Sprung nicht auffiel, weil uns die Ungerechtigkeit des Verfassers gegen das Mittelalter aus seinen frühern Schriften bekannt war; doch wie will er diesen Sprung entschuldigen, wo es sich um das Interesse der Wissenschaft handelte? Das Mittelalter, das über Alles philosophirte, hat auch über den Staat Einiges zu sagen gewußt. Die Scholastiker mit ihren kleinen schematisirten Albernheiten, lehrten über den Regenten und seine Rechte, über die Unterthanen und ihre Pflichten nichts Besseres oder Schlechteres, als ihre Schüler, die noch im 18ten Jahrhundert nicht ausgestorben waren. Einige derselben hatten gar die Kühnheit, über schwierigere Fragen z. B. das Recht des Widerstandes ihre immer so einflußreiche Stimme abzugeben. Wenn Hr. Weitzel die politischen Zustände verschiedener Zeiten als Erklärung seiner Wissenschaft benutzt hat, (wie es denn zu wünschen wäre, daß er dies in noch weit größerer Ausdehnung gethan hätte), so ist es unbegreiflich, warum er eine Zeit unberücksichtigt läßt, in der sich in der That die vornehmsten Begriffe über die mannichfachen Beziehungen des Staats

gebildet haben. Die allmählige Bildung des europäischen Staatensystems, der Untergang aus dem Feudalismus zum Absolutismus, die Stellung des Volks zum Staate, von denen das erstere allmählig in den leztern absorbirt wurde, endlich das Verhältniß der politischen zur kirchlichen Ordnung der Dinge: alle diese Fragen gründlich zu lösen, wird man auf das Mittelalter zurückgehen müssen. Hier hätte, wenn nicht die Gerechtigkeit, doch die Gründlichkeit über die Antipathien siegen sollen.

Wir sind froh, uns dieses Tadels entledigt zu haben, weil dies Buch so Vieles enthält, was uns mit dem verdienstvollen Verfasser wieder versöhnen muß. Die unbestreitbaren Vorzüge dieses ausgezeichneten Schriftstellers haben sich auch in diesem Unternehmen geltend gemacht. Wejtzel ist, wie immer, Herr seines Gegenstandes, seine Behauptungen haben, wenn er mit Liebe dabei verweilt, ihren guten Grund. Alle diese geistvollen Bemerkungen, die er über Machiavell, Gortius, Spinoza, Locke, Montesquieu, Destütt de Tracy und Andre macht, sind Zeuge einer langen Bekanntschaft mit ihren Schriften und gewissenhafter Untersuchungen über ihr Leben. Dazu gesellt sich sein gebildeter Styl und die an ihm bekannte vorurtheilsfreie Ansicht öffentlicher Verhältnisse. Wir haben wenig Schriftsteller, bei denen die Bildung der französischen Schule so gut ausgeschlagen ist. Sein Witz hat sich auch in diesen ernsteren Untersuchungen nicht zu verstecken brauchen. Man höre z. B. diese launige Schilderung der Wolf'schen Staatslehren: „Wolf hat „vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen" geschrieben, die jeder Vernünftige so, oder auch anders denken kann, ohne daß sie im leztern Falle weniger vernünftig wären. Das Verdienst einer breiten Umständlichkeit ist ihm nicht abzusprechen, und Wolf gehört zu der angesehenen Legion von Schriftstellern und Geschäftsmännern, die Groß im Kleinen sind, und daher bei Ihresgleichen zu den Großen zählen. Er zeigt in derselben Sprache, mit demselben Ernste, daß in einem ordentlichen gesellschaftlichen Leben ein Abtritt nicht stinken und Unrecht nicht geschehen darf. Wie das aber zu Stande zu bringen sey, überläßt er den Bauherren und Meistern, die Staaten und Häuser bauen. Gegen den Gestank, der aus den heimlichen Gemächern kömmt, hat er Balsam, Spiritus und Rauchkerzchen; gegen das Unrecht im Staate schlägt er nicht dieselben, aber doch ähnliche Mittel von ganz andrer Art, aber von gleichem Gehalte vor. Seinen Musterstaat findet Wolf in China. Die Chinesen sind fügsame und höfliche Leute, und die Vortrefflichkeit dieser Eigenschaften läßt sich nicht verkennen. China ist zum hohen Alter gelangt; und wer würde nicht gern alt? China könnte einem altklugen Kinde oder einem kindischen Alten verglichen werden; beide sind unschädliche Leute, und leicht zu behandeln. Das ist kein kleiner Vorzug. In China hält das einfache Werkzeug, der Bambus, Zucht und Ordnung, und der Kaiser wendet es, als ein Vater, gegen Mandarin und Bettler, mit gleicher väterlicher Milde gegen alle seine ungezogenen Kinder an, um sie wohlerzogen zu machen. In China hat man das oberste leitende Princip aller Gewalt am richtigsten erkannt und das rechte Bindungsmittel gefunden, das den Staat in Friede und Ordnung zusammenhält. Denn

> Seh' er mal mich an. In diesem Rock
> Führ' ich, sieht er, des Kaisers Stock.
> Alles Weltregiment, muß er wissen,
> Von dem Stock hat ausgehen müssen;
> Und der Scepter in Königs Hand
> Ist ein Stock nur, das ist bekannt!

die Grund- und Unterlage, die Seele und der Geist einer guten Kinderzucht, ist die Ruthe. Hat das Alter die Kleinen zum Schulbesuche gereift, dann finden sie das Sinnbild der elterlichen Macht in den Händen des Schulmeisters, der mit der Ruthe die Gewalt übt, die den Kinderstaat regiert. Die Welt selbst ist nur eine geräumigere Kinderstube, eine große und hohe Schule, die der Mensch besucht, wenn er seine Matrikel als Bürger erhalten hat. Er selbst sieht sich zum Mitgliede der Akademie des Staats graduirt, an dessen Spitze in China der Kaiser steht, der in der Hand statt der kindischen Ruthe den männlichen Bambus führt. Das ist die ganze einfache Theorie des Staatsrechts, das sich zum Völkerrechte erhebt und erweitert, wenn die Bambusstöcke, oder ihre Stellvertreter, die Flinten, Säbel und Kanonen einer ganzen Akademie, Staat genannt, denen eines andern Staates entgegenarbeiteten. Nach Wolfs Ansicht kommt in den verwickelten Staatshaushalt eine bequeme Einheit, und die Politik, in ihrem ganzen Umfange, ist nur eine fortgesezte und potenzirte Pädagogik. Darin liegt ein großer Vorzug, weil die häusliche und öffentliche Erziehung, die Theorie der Schule und die Praxis der Welt nicht mehr in Widerspruch gerathen und sich gegenseitig bekämpfen und schwächen, was bisher so vielfältige Irrungen und Gegensätze erzeugt hat. Die elterliche Liebe arbeitet mit der Ruthe der Ruthe des Schulmeisters vor und in die Hand, und die Ruthe der Schule lieferte die Prolegomena zu dem Staatswerke, das der Stock des Wachtmeisters in veredelter Gestalt, oder der Bambus des Kaisers von China, der in der Hand Ludwigs XIV. eine Reitpeitsche wird, vollendet. Das ist der Riß zu dem schweren Baue, aus dem die Natur, die Philosophen und Staatsmänner bis jezt einen wahrhaft babylonischen Thurm gemauert und gezimmert leben, und bei dem Meister, Gesellen und Handlanger, bei täglich zunehmender Sprachverirrung, rufen, schreien, zanken, befehlen, ohne zu verstehen und verstanden zu werden, und so die Arbeit mehr

stören, als fördern. Die große Frage ist nun, ob die Chinesen das chinaische Regiment, oder dieses jene gemacht. Könnte Chinesen nur das chinesische Werk gelingen, dann freilich wären wir mit dem Freiherrn von Wolf und seinem Musterstaat nicht weiter, und man hätte immer wieder damit anzufangen, daß man uns vorerst zu Chinesen machte. Ist dem wirklich so, wie der Erfolg ausweisen muß, dann sind die großen Staatsmänner und die großen Staatsgelehrten, die diese Bahn verfolgen, auf dem rechten Wege."

Der zweite Theil wird die Geschichte der Staatswissenschaft vom Anfang der französischen Revolution bis auf unsre Tage umfassen, ein äußerst reicher Zeitraum, dessen Darstellung vom Verfasser das Trefflichste erwarten läßt.

3) Ursprünge der Kirchenverfassung des Mittelalters. Von K. D. Hüllmann. Bonn, Marcus, 1831.

Das Mittelalter ist kein Machwerk Gregors VII., keine Erfindung der Hohenstaufen. Eben so wenig sprang es geharnischt aus dem Kopfe des Zeitengottes. Allerdings hat es eine Zeit gegeben, wo die Institutionen des Mittelalters einem Petrefakte glichen, wo diese alle Lebensäußerungen der Völker gebannt hielten und ihnen ihre unabänderliche Richtung gaben, aber derselben allmähligen Auflösung, die man bis zum dreißigjährigen Kriege stufenweise verfolgen kann, entspricht die Art ihrer Entstehung, der Uebergang aus den ersterbenden Formen der Römerzeit, aus den neuen Gewohnheiten der germanischen Völker in die dem genannten Zeitraume so eigenthümliche Verfassung. Der Zeit, wo die Kirche und ihre kräftigsten Häupter mit strenger Konsequenz und noch größerem Muthe ihr Ziel verfolgten, ging eine andre voraus, wo die aufstrebenden neuen christlichen Gemeinden mit jedem politischen und gesellschaftlichen Ungemach zu kämpfen hatten, wo ihnen ein Konstantin seinen Schutz zusicherte, nicht, weil er einsah, daß man ihnen im öffentlichen Leben die erhabenste Stellung geben müsse, sondern in der That, um durch ihre Anerkennung den gefährlichen Einfluß zu lähmen, den sie schon auf den Enthusiasmus und die Ueberlegung der Völker gewonnen hatten, eine Zeit, wo die Könige in ihrer Machtvollkommenheit die Bisthümer wie Beamtenstellen beaufsichtigen, wo endlich die fränkischen Bischöfe es noch wagen durften, die Anmaßungen Gregors IV. mit dem Interdikt zu bedrohen. Man hat sich zu sehr daran gewöhnt, nur immer von einer nothwendigen Entwicklung der mittelalterlichen Formen zu sprechen. Im Gegentheil lehrt die Geschichte, wie großer Anstrengungen und wie seltner Fähigkeiten es bedurfte, dem geistlichen Krummstabe eine so große, selbst über Thron und Scepter reichende Macht zu geben. Wie bereitwillig auch die Wünsche und Bedürfnisse der Völker dem hierarchischen Einflusse, dem Schlüssel zum Himmel, entgegenkamen, so mußten sich doch Männer und Grundsätze an die Spitze des großen Unternehmens stellen, die einsichtsvoll genug waren, das innere Getriebe des sich allmählig bildenden Systems zu verstehen, und kühn genug, allen Eingriffen in dasselbe die Stirn zu bieten. Und läßt es sich läugnen, daß zu den tausend aufgehobenen Kräften sich die Ungerechtigkeit, ja noch mehr als diese, der offne Betrug, gesellte? daß sich dienstwillige Freunde des römischen Systems dazu hergaben, zu Gunsten des apostolischen Stuhls Dekrete zu fälschen, die auf diesen alle Macht in geistlichen und weltlichen Dingen übertrugen? daß sich endlich die römischen Bischöfe kein Gewissen daraus machten, diese untergeschobenen Dekretalien als authentisch zu adoptiren? Nichts ist unversucht gelassen worden, um eine Herrschaft zu begründen, die so viel Jahrhunderte hindurch die Menschen in Bewegung setzte, und noch jetzt so unwiderstehlich auf die Gemüther wirkt.

Einer unsrer gründlichsten Historiker hat sich in der vorliegenden Schrift die Aufgabe gestellt, die historischen Anfänge der mittelalterlichen Kirchenverfassung zu untersuchen. Das Resultat derselben ist die Thatsache, daß die römische Gewalt theils durch den merkwürdigsten Konflikt der Zeitumstände, theils durch einen Sprung, der ihr nur durch jene Lüge der Dekretalen gelingen konnte, zur ausschließlichen Weltherrschaft kam. Zu dem Ende war es nothwendig, den eigentlichen Sinn der bischöflichen Macht zu bestimmen, und bis auf die ersten Ursprünge der christlichen Gesellschaftsverfassung zurückzugehen. Die Bischofswürde war zuerst Nichts, als eine Verwaltungsstelle, die einem geachteten Mitgliede der Gemeinde durch Stimmenmehrheit übertragen wurde. Zur treuen und sorgfältigen Führung der innern Gemeindeangelegenheiten bedurfte es nichts, als eines Mannes, der mit dem ihm geschenkten Vertrauen auch alle die Vorzüge besaß, die der Aeltere an Umsicht, Erfahrung und Bedachtsamkeit hat. Erst später, als es darauf ankam, die Lehren des Christenthums in ihrer Reinheit zu erhalten und sie fremden oder den nachgebornen Kindern mitzutheilen, empfand man das Bedürfniß eines bestimmten Lehramtes, und änderte die Wahl des Bischofs in so fern ab, als er sich auch zur Uebernahme dieses neuen Geschäftes eignen mußte. Dennoch erhielt sich die demokratische Maßregel der freien Wahl. Ja selbst, als man anfing, über eine größere Anzahl von Bischöfen einen noch höheren, einen Erzbischof, zu stellen, wurde doch dieser von seinen Kollegen nur durch Wahl zur Würde befördert, selbst nach Konstantin, von welcher Zeit sich die Einmischung des weltlichen Arms in die geistlichen

Angelegenheiten herschreibt. Das kaiserliche Supremat war auch noch bis Karl den Großen immer von der Kirche anerkannt. Konstantin ließ sich einen Bischof, Karl der Große Bischof aller Bischöfe nennen. Einige Bedürfnisse, noch öfter aber der Ehrgeiz der Geistlichkeit mußte dazu dienen, den Einfluß der Kaiser zu erhöhen. Dem ärgerlichen Rangstreite zwischen Metropolitan- und Diözesanbischöfen konnte der Kaiser immer die entscheidende Wendung geben, wenn er die Hauptstadt seiner Provinzen nach Gefallen bestimmte. Justinian war so vorsichtig, die Geistlichkeit in seinen Rechtsbestimmungen mit einer großen Anzahl von Benefizien zu bevorrechten, und ist es bekannt, daß man nie untergeordneter ist, als wenn man sich irgendwo zu bedanken hat. Dazu kam in späterer Zeit das unvorsichtige Benehmen mehrerer römischen Bischöfe, die sich von den römischen Großen gedrängt, ja wegen mancher Verbrechen von ihnen zur Rechenschaft gezogen, den mächtigen Majordomen der Merowinger in die Arme warfen. Diese schützten sie gegen innre und äußre Feinde, gegen die Longobarden und machten sie sogar aus geistlichen zu weltlichen Fürsten, indem sie ihnen das Gebiet des Kirchenstaates anwiesen. Karl der Große, römischer Patricius und Kaiser, war der Lezte, der dem römischen Stuhle Befehle vorschreiben durfte. Seine Verlegenheit, als ihm Leo die Krone aufs Haupt sezte, war die Ahnung des neuen Verhältnisses. Der römische Bischof, im Besitz der glorreichsten apostolischen Tradition, im Vortheil gegen die entfernten, in den Verfall des byzantinischen Reiches zugleich verwickelten ehrwürdigen Bischofssitze zu Konstantinopel und Alexandria, trat bald mit seinen Ansprüchen hervor, die zu widerlegen, es an einem festen und mächtigen weltlichen Gegner fehlte. Die Werbungen des unermüdlichen Bonifaz, die Regierung des religiösen, büßenden Ludwig, die neue, auf innere politische Verhältnisse gerichtete Thätigkeit der Machthaber in den neuentstandenen drei Reichen mußten das Feld sicher machen, auf dem bald der Glaube, die zunehmende Verfinsterung, der Mönchsgeist und die falschen Dekretalen Wunder verrichteten. In dem spätern Verlauf der Zeit würde es nicht so bald zu dem denkwürdigen Kampfe zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft gekommen seyn, wenn sich die Fortschritte, die Beide machten, nicht schon vorher immer bedingt hätten. Als es für die politische Macht des Kaisers nichts mehr zu verlieren gab, weil ihm die entstehende Reichsverfassung die Hände band, gab es auch für die Hierarchie nichts mehr zu gewinnen. So kam der Augenblick, wo sich beide gegenübertreten mußten. Dies ist immer die Folge, wenn sich der Eigennutz auf demselben Wege begegnet.

(Die Fortsezung folgt.)

Genealogie.

Fürstenbuch zur Fürstentafel der europäischen Staatengeschichte. Von J. J. Damberger. Mit 60 Tabellen. Regensburg, Pustet, 1831.

Eine vortreffliche Uebersicht über alle europäischen ältern und neuern Dynastien. Sey es, daß der Verfasser fühlte, blos mit Namen behängte Stammbäume vermöchten kein Interesse für die Dynastien und ihre Schicksale zu erwecken, oder sey es, daß er, in seiner streng royalistischen Gesinnung, die Geschichte überhaupt aus dem Standpunkt der Fürstenhäuser angesehn wissen will, genug, dieses genealogische Werk knüpft die ganze Weltgeschichte an die Familiengeschichte. In dieser Weise dürfte es zunächst den Fürsten selbst interessant seyn und sich zu einem Handbuch hoher Familien eignen. Werden die Laharpes darin vielleicht die Lehren einer weisen Unpartheilichkeit vermissen, werden sie finden, daß der Monarchie zu viel auch in ihren Schattenseiten geschmeichelt, und den Völkern selbst ihr bestes Recht mißgönnt ist, so bleiben dennoch die Thatsachen der Geschichte stehn, und in den Schicksalen so mancher Dynastie, die in ihren Herrschermitteln sich vergriff, liegt hinlänglich Belehrung und Warnung. Allerdings können wir die Art und Weise nicht billigen, wie der Verfasser bei jeder Gelegenheit als blinder Ultra die Völker auch dann höhnt, wo ihr Recht eben so unzweifelhaft ist als ihr Unglück. So höhnt er z. B. die Polen, spricht nur verächtlich von Kosziuzko und geht so weit, den blutigen Nationalkrieg von 1794 für eine Revolte einiger Uebelgesinnter zu erklären, die „keineswegs ein Erheben des Volks“ genannt werden dürfe. Auf der andern Seite gefällt er sich darin, die selbst von den Karlisten bitter beklagten Ordonnanzen Karls X. zu vertheidigen, sie hätten nur „die Zügelung der Tagblätter und eine mehr entsprechende Zusammensetzung der Deputirtenkammer“ bezweckt. Indeß dergleichen Ansichten widerlegen sich am besten durch die Thatsachen selbst, und man pflegt nicht nach dem zu fragen, wie der Partheimann sich den Ausgang einer Sache gewünscht hätte, sondern nur nach dem, wie sie wirklich ausgegangen ist.

Abgesehn von diesen Ansichten verdient der Fleiß und das Geschick, womit der Verfasser die Tabellen und namentlich die illuminirte fürstliche Verwandtschaftstafel angeordnet hat, auf welcher leztern man das Ineinanderlaufen der Branchen an den Farben leicht erkennt und übersieht, den Dank der Geschichtsfreunde. Daß die Anordnung einer solchen augenfälligen Uebersicht keine Kleinigkeit war, begreift jeder, der mit den labirynthischen Verzweigungen des gleich einem unendlich fortwuchernden Lianenbaum ausgebreiteten europäischen Fürstenwaldes auch nur von weitem bekannt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Allgemeine Literatur-Zeitung.

Literatur-Blatt

Nro. 1.

Theologie.

Die Lehre von der Kirche nach den Principien der Reformation. Von Dr. Friedrich Julius Stahl. Erster Theil. Die Lehre von der Kirche und ihrer Verfassung. Berlin, 1840. Verlag von Gustav Schlawitz. (Preis 2 Thlr. 15 Sgr.)

Der Verf. hat sich durch seine Schrift über die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht, und durch seine Vorlesungen über Rechtsphilosophie, welche er seit einigen Jahren an der Universität zu Berlin hält, einen Namen gemacht, der ihn zu einem Gegenstande der Aufmerksamkeit für Alle, welche sich für Wissenschaft interessiren, erhebt. Er ist ein Mann, der sich durch Gründlichkeit und Tiefe auszeichnet, und dessen Urtheil Gewicht hat. Wenn er daher über die Kirche schreibt, so ist es nicht zu verwundern, wenn man seine Schrift mit Spannung zur Hand nimmt, um zu sehen, was er über diesen Gegenstand zu sagen hat. Wir haben sie gelesen, und müssen gestehen, dass wir sie mit Befriedigung gelesen haben. Sie ist ein Werk, das Nachdenken erfordert, und Nachdenken belohnt. Wir können sie daher Jedem empfehlen, der sich für diesen Gegenstand interessirt, und wünschen, dass sie recht viele Leser finden möge. Sie ist ein Werk, das Nachdenken erfordert, und Nachdenken belohnt. Wir können sie daher Jedem empfehlen, der sich für diesen Gegenstand interessirt, und wünschen, dass sie recht viele Leser finden möge.

oder durch eine mehr oder minder gewaltsame Modifikation derselben abzuhalten gesucht hatten. Daher kömmt es, daß sich in jeder Zweckbestimmung des Staats ein Element findet, das eine besondere Beziehung auf die Gegenwart hat. Was Plato, Aristoteles, Grasswinkel, Rousseau, Schmalz und Krug über den Staatszweck behauptet haben, hieß nicht immer das, was man in der Wirklichkeit gefunden hatte, sondern noch öfter, was man in ihr zu finden wünschte. Man rief: gebt uns Sicherheit unsres Besitzthums! und verstand darunter, daß nur dies der Zweck des Staates, keineswegs der rechtliche Beistand, den man mir nach dem geschehenen Raube Seitens des Staates versprach, seyn sollte. Haller, der Restaurateur der Staatswissenschaften, wollte nirgends von einem Staate, sondern nur von einem Aggregat rechtlicher Verhältnisse hören, und handelte dabei im Interesse einiger Privilegirter, denen die Zwecke der modernen Staaten eine nachtheilige Richtung zu nehmen schienen.

So viel politische Partheien sich befehden, so viel Zwecke des Staats wird es geben. Und weil wir tausend politische Fragen haben, die noch verschieden beantwortet werden, so legt man auch noch immer den Zweck des Staates in die widersprechendsten Dinge. Die erste französische Konstitution stellte die öffentliche Wohlfahrt an ihre Spitze; das war für Deutschland genug, diesen einfachen Satz aus allen Kompendien des philosophischen Staatsrechts zu vertreiben. Man war so treulos, das Streben nach öffentlicher Wohlfahrt auf die Stufe des Eudämonismus zu stellen, klagte dies Princip des Egoismus, des Mangels an hochherziger Aufopferung an, und adoptirte seitdem die Sätze, die der fromme Königsberger Weise, der, ich weiß nicht wie? in den Geruch einer gewissen politischen Unabhängigkeit gekommen ist, über die lezten Zwecke des Staats aufstellte. Diese waren so beschaffen, daß sie den Juristen schmeicheln mußten, und seitdem lehrt kein Rechtsgelehrter anders, als daß der Staat eine Anstalt zur Sicherung eines vollkommnen Rechtszustandes sey. Mit Fichte kamen die Ideen in die Politik; man sezte Alles in die Menschenerziehung, in die Tugend und Sittlichkeit, zulezt in die Religion und das Christenthum. Schelling machte die Politik zu einem Theile der Physiologie, und rechnete den Staat zum Organismus der Natur, Hegel endlich stopfte alles Göttliche und Menschliche, was sich nur zusammenraffen ließ, in den Begriff des Staats hinein und überlieferte der Regierung die Schlüssel des Himmels und der Erde. Man sieht, bei uns Deutschen haben sich zu den Politikern noch die Philosophen gesellt, d. h. die Verwirrung der Begriffe ist aufs Höchste gestiegen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß das vorliegende Buch nur dazu dienen würde, ein unangenehmes Bild der chaotischen Anarchie in unsern staatsrechtlichen Meinungen zu geben. Der Verfasser ist in den wirren Strudel mit hinein gerissen worden. In dem ungeheuren Meere von Differenzen wirft ihn eine Welle auf die andre; man sieht ihn nicht mehr, und läuft Gefahr, ihn gänzlich zu vergessen, bis er in weit entlegener Ferne von dem gährenden Element wieder in die Höhe gespritzt wird. Ein Citat verschlingt das andre; der Verfasser weiß so viel, daß er seine Kenntnisse nicht mehr halten kann, und ihnen den tollsten Lauf lassen muß. Montesquieu wird von Krug, dieser von Filangieri, Filangieri von Hobbes, Hobbes von Schmidt-Phiseldeck, dieser wieder von Aristoteles, und Aristoteles von einem Recensenten der Jenaer Literaturzeitung abgelöst. Und in dieser Art will der Verfasser, dessen feiner, unabhängiger Sinn uns alle Achtung einflößt, zwanzig Bände über die Staatswissenschaften füllen?

5) Ueber Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staasbürger gegen die bestehende Staatsgewalt, in sittlicher und rechtlicher Beziehung. Allgemeine Revision der Lehren und Meinungen über diesen Gegenstand. Von Friedrich Murhard. Braunschweig, Vieweg, 1832.

Der Uebergang von einer Insubordination gegen eine Schildwache oder einen simpeln Polizei-Kommissär zu einem Tumult, und von diesem zu einer Revolution kann gemacht seyn, ehe man die Hand umdreht. Aufstand, Insurrektion, Kabale, Komplott, Konspiration, Rebellion, Majestätsverbrechen und Hochverrath, das ist die Stufenfolge jener peinlichen politischen Halsgerichtsordnung, nach der die Gerechtigkeit, das heißt die siegende Parthei, die gerade das Schwert führt, größere oder geringere Strafen verhängen wird. In manchen Staaten fuhr man sonst in dieser Hinsicht weit sichrer. Die arragonesischen Stände konnten ihre Könige bewaffnet um Rechenschaft fragen. In Ungarn und Polen durften die Magnaten dreist an ihre Säbel schlagen, aufsitzen, und gegen die bestehende Regierung in Form einer Konföderation insurgiren. Jezt wird man in allen civilisirten Staaten dies tumultuose Vorrecht abgeschafft finden, und in England ist wenigstens die Demonstration eines Widerstandes den Gesetzen nicht zuwider. Es gibt in der englischen Verfassung einige Klauseln, deren Anwendung in manchen Fällen auf ein solches Gesetz hinaus läuft.

Die guten Alten! Sie durften sich vor unsrer Censur und unsern Viertelsmeistern nicht geniren, und lehrten ohne Rückhalt, daß einen Tyrannen, den der Haß der Bürger getroffen, zu ermorden nichts heiße, als sich den Dank des Menschengeschlechts erwerben.

Auf Harmodius und Aristogitons Wohl wurde bei jedem Mahle in Athen einer der ersten Becher geleert, und es waren nicht das Gesetz, sondern nur die Usurpation, die die Mörder Cäsars verfolgten. Erst die verzweifelten Zustände der neuern Zeit haben die Frage über die Rechtmäßigkeit einer Empörung wieder in Anregung gebracht. Der religiöse Fanatismus gab dazu die erste Veranlassung. Wir besitzen eine merkwürdige Literatur, welche zum großen Theile die Jesuiten kultivirten, worin sie ohne Scheu aus weltlichen und geistlichen Voraussetzungen das Recht des Widerstandes folgerten. Die meisten dieser oft scharfsinnigen Deduktionen enden mit dem emphatischen Aufrufe an alle Recht- und Religion liebenden Bürger, einen Tyrannen, wie Heinrich III., oder einen Gottesläugner, wie Heinrich IV., ohne Umstände aus der Welt zu schaffen. Die Geschichte zeigt, wie viele dadurch überzeugt wurden, und den Muth besaßen, ihre gefangene Meinung ins Werk zu setzen. Diesen religiösen Fanatismus löste der politische ab, als man Karls I. Hinrichtung zu vertheidigen, und damit zugleich den wünschenswerthen Mord Cromwells veranlassen wollte. Der Königshaß jener Zeit übertraf selbst die französische Revolution. Karls Hinrichtung war das Werk der Erbitterung und Rachsucht; Ludwigs XVI. Haupt war ein blutiges Opfer, das man den Principien bringen zu müssen glaubte. Welche tolle Zeit, wo man bei kaltem Blute einer Theorie wegen hingerichtet wird!

Die Deutschen haben noch keinen König umgebracht, und noch keine Revolution versucht, aber das Meiste über diesen Gegenstand geschrieben. Dieser Widerspruch kann entweder nur in einer grausamen Wollust oder in einer entsetzlichen Furcht seinen Grund haben. Man wird nach Jahrhunderten erstaunen, wie eine so friedfertige Nation über diese furchtbaren Gegenstände so lange hat grübeln können. Man wird auf die Vermuthung gerathen, unsre Schriftsteller hätten zu einer aufgereizten, Dolche zückenden Menge gesprochen. Dagegen müssen wir im Voraus protestiren. Unsre endlose, das Revolutionsrecht untersuchende Literatur hat wenig mit dem Irdischen zu schaffen. Alle die kühnen Männer, die mit Anti-Machiavellen, Anti-Hobbesen, Anti-Leviathanen hervorrücken, gehen in ihren Untersuchungen von Fällen aus, die Allem, nur nicht der Wirklichkeit entlehnt sind. Es ist wahr, sie gestehen den Völkern das Recht einer bewaffneten Insurrektion zu, aber der Eine nur in drei Fällen, der Andre in sieben, der Dritte in zwei unbedingten und drei bedingten, der Vierte läugnet es, wenn man politische Gründe vorschützt, erlaubt es aber, wenn man einen moralischen Zweck habe, dem Fünften zufolge kann man insurgiren, wenn man der Mehrzahl des Volkes als Theilnehmer versichert ist, der Sechste erlaubt es nur, wenn in einem Momente Alle aufstehen, ja ein Siebenter will, daß sich der Regent selbst an die Spitze der Revolution stelle und damit das Ganze durch einen Akt der Legitimität zur Reform stempele. Man sieht, daß die deutschen Schriftsteller nicht aufhören, sich lächerlich zu machen.

Die kleinen Revolten von 1830 haben von Neuem eine endlose Literatur hervorgerufen, in welcher belehrt, berichtigt, modificirt, und Alles wieder auf Grundsätze gebracht wird. Man lobt es, daß die Braunschweiger ihren Herzog verjagten, tadelt es aber sehr ernsthaft, daß sie auch sogleich sein Schloß ansteckten. Warum errichtet man nicht einen revolutionären Mäßigkeitsverein?

Herr Murhard wird in einer zweiten Schrift die Frage über das Recht des Volkes zu einer Revolution erst recht aufnehmen. Hier hat er uns nur gegeben, was von ihm über diesen Gegenstand geträumt ist. Sollen wir ihm offenherzig unsre Meinung sagen, so ist es diese. Spricht man von einem Recht zur Revolution, so kann nur von einem juristischen die Rede seyn. So lange es noch mißlich bleibt, über Dinge, die vom Gewissen abhängen, Lehrsätze aufzustellen, wird man durch die sogenannten moralischen Gründe für eine Revolution nichts beweisen. An juristische Erlaubniß zur Revolte ist aber für die jetzige und zukünftige Weltlage nicht zu denken. Welcher Regent wird seinen Unterthanen erlauben, ihn vor eine bewaffnete Controle zu ziehen? Hier ist die Geschichte die beste Lehrerin und Richterin. Sie wird, wie immer, ihr Haupt trauernd verhüllen, wenn die Völker gegen ihre eignen Glieder wüthen; dem Theile aber die Krone der Gerechtigkeit geben, — der gesiegt hat.

6) Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in konstitutionellen Staaten. Von K. H. L. Pölitz. Zwei Bände. Leipzig, Hinrichs, 1831, 32.

Herr Hofrath Pölitz hat ein wahres Wort gesprochen. Er sagt, wenn man jezt von seinem Buchhändler eine politische Schrift zugeschickt erhalte, so pflege man einen Blick ins Inhaltsverzeichniß zu werfen, einige Stellen aufzuschlagen und nach dem, was der Verfasser über die Stichwörter des Tages sage, den Werth des Buches anzuschlagen. Das ist ganz richtig. Einen Schriftsteller, der so unvorsichtig ist, einmal das Wort Preßfrechheit, oder den wie eine Injurie klingenden Namen Zeitungsschreiber fallen zu lassen, liest man nicht; man weiß sogleich, daß sein Räsonnement eine Jeremiade ist. Herr Pölitz ist vorsichtiger gewesen; man sehe sich nach seinen Urtheilen über die Freiheit der Presse, Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung der Feudallasten um, und wird sich freuen, ihm in seinen Grundsätzen und Schlüssen zu begegnen, ihn immer auf der Höhe der Zeitverhältnisse anzutreffen, ihn billig und gerecht die Forderungen der

Gegenwart erwägen zu sehen. Dies wohlthuende Vorurtheil muß man schon beim ersten Anblick seiner Schriften fassen.

Dennoch ist es nicht diese Konnivenz gegen eine Eigenheit unsres Publikums, die Herrn Pölitz bestimmt hat, den Tendenzen unsrer stürmischen Zeit eine billige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Behauptungen sind im Gegentheil Untersuchungen, die sich auf das unparteiische Zeugniß der Geschichte und der Erfahrung berufen dürfen, seine Vorliebe für einige der lautesten Wünsche des Tages ist nur die Freude an der glücklichen Uebereinstimmung mit einem Systeme, das er über die mannichfachen Beziehungen des im politisch-socialen Verhältniß lebenden Menschen aufgestellt und mit strenger Konsequenz durchgeführt hat.

Auch die Lehre vom Staate hat man auf einen lezten Grund zurückzuführen versucht. Man forschte nach dem höchsten Grundsatze der Politik. Ehe man aber hierüber unsre neueren Theoretiker hörte, mußten Veränderungen im Staatensysteme vorgehen, die die Lehren jener bedingten. Herr Pölitz hat sich der Geschichte nicht verschlossen; er erkennt an, daß die Revolution jene Beziehung ist, die keiner unsrer heutigen Staaten ignoriren darf. Die Politik muß diese, sey es nun billigend oder verwerfend, im Auge behalten; sie darf sich über sie nicht wegsetzen. Die Lage aller unsrer Staaten ist eine prekäre, ihr Zustand ein Nothstand. Ueberall hat der Widerspruch die alte Taktik der Regierungskunst paralysirt. Es kömmt darauf an, die Opposition zu vernichten, indem man sie entweder durch eigne, noch vorhaltende Kraft zerstört oder sie unschädlich macht, wenn man auf ihre Forderungen den Stempel der Gesetzmäßigkeit drückt. Die drei sich hieraus ergebenden Systeme der modernen Politik sind bekanntlich von Niemanden so genau unterschieden worden, als von Herrn Pölitz. Da haben wir die Reaktion, die Revolution und die Reform. Mit derselben Freimüthigkeit, wie sich König Wilhelm von England in den lezten Debatten des Unterhauses einen Reformer nannte, bekennt sich der Verfasser zu dem leztern System. Er hat es in mehreren staatswissenschaftlichen Schriften zu schildern unternommen, und auch in den vorliegenden Vorlesungen waltet dasselbe Princip der billigen Ansprüche an die bestehende Macht.

Man wird sogleich zur Hand seyn, den Verfasser zum Juste-Milieu zu rechnen, um ihm mit dieser Klassifikation den kürzesten Prozeß zu machen. Wollte man mit diesem Worte doch vorsichtiger umgehen! Das Juste-Milieu ist weit weniger ein politisches System, als eine historische Beziehung. Es hat seine wahre Bedeutung nur in Frankreich, und wird mit dem Tode Louis Philipps auch diese verloren haben. Das Juste-Milieu ist nicht die Politik des gegenwärtigen französischen Regimes, oder vielmehr des Perier'schen, sondern eine Eigenschaft ihres Oberhauptes, die ihn den königlichen Franzosen so empfehlend machte. Das Juste-Milieu ist nicht das unbestimmte Hin- und Herschwanken zwischen zwei Extremen der Regierungsart, nicht die Mittelstraße, die zwischen der Scylla der Revolution und der Charybdis der Stabilität liegt, sondern die zufällige Persönlichkeit des Herzogs von Orleans, die in seiner Verwandtschaft mit dem königlichen Stamme auf der einen Seite, und in seiner eigenthümlichen Stellung zum französischen Volke auf der andern lag. Nur der Enthusiasmus hat mit dem Juste-Milieu zu thun. Lafayette und die beste Republik, der Bürgerkönig und der mit republikanischen Institutionen umgebene Thron sind die Namen und Begriffe des Juste-Milieus. Das sind Verhältnisse, die nur auf französischem Boden Sinn haben, nach denen sich weder unsre Ultra's noch unsre Gemäßigten sehnen, mit denen man also auch die Gesinnungen der deutschen Publicisten in Verdacht zu bringen aufhören möge!

Der Verfasser verfolgt das ganze Gebiet der Staatswissenschaften mit seiner humanen Art, über öffentliche Gegenstände zu sprechen. Wir sind auf Manches gestoßen, wo wir ein bestimmteres, auf Einiges, wo wir selbst ein andres Endurtheil gewünscht hätten; doch hält uns die populäre Bestimmung des Buches ab, darauf weitläuftig einzugehen, um so mehr, weil wir gestehen müssen, daß unsre Zweifel immer nur bekannte, bestrittene Materien, wo der Verfasser die Meinungen andrer theilt, getroffen haben. Der leichte, gefällige Ton der Darstellung trägt dazu bei, diese zeitgemäße Schrift zu empfehlen. G.

(Die Fortsetzung folgt.)

Italienische Literatur.

1) Il Parnasso Italiano continuato. L'Orlando inamorato di Matteo Maria Bojardo; le rime di Michelangnolo Buonarotti; la secchia rapita di Alessandro Tassoni; il Decamerone di Giovanni Boccaccio. Lipsia, Ernesto Fleischer, 1833.

2) Teatro classico Italiano antico e moderno. Quaderno II—III. Daselbst, 1832.

Diese reinlichen, eleganten, ja prächtigen Ausgaben mit scharfen Lettern auf dem schönsten Papier müssen uns schmerzlich erinnern, daß entweder nur die wenigsten unserer deutschen Verleger den Geschmack Ernst Fleischers besitzen, oder daß man unsre deutschen Dichter oder sonst berühmten Schriftsteller der Ehre äußrer Auszeichnung im Druck gleich ausländischen literarischen Koryphäen noch nicht für würdig hält. — Das italienische Theater ist mit der vorliegenden dritten Lieferung geschlossen, und enthält die besten Stücke von Monti, Bruno, Casti, Alfieri, Grazzini, Niccolini, Goldoni, Foscolo, Metastasio, Gozzi.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt
Redigirt von W. Menzel.

Montag, 1. Januar 1838.

Inhalt: Ueber Lessing's Nathan der Weise. — Ueber Lessing's Nathan der Weise. — Ueber Lessing's Nathan der Weise. —

listirt haben, in den Werken der Theoretiker zu suchen sind, die größtentheils eben nur darum geschrieben, weil die darin gepriesenen Ansichten in der Wirklichkeit keine Geltung fanden und sich daher in die Bücherwelt flüchten mußten. Ist irgendwo ein krasser Gegensatz, so besteht er zwischen der wirklichen Geschichte und den Träumen der Philosophen. In der Regel wollen die leztern gerade das Entgegengesezte von dem, was geschieht. In der Zeit des Despotismus verlangen sie die Revolution, und in der Zeit der Freiheit die Restauration. Glühende Freiheitsschwärmer unter der Hierarchie, werden sie Papisten unter der Aufklärung. Dante, dessen „Monarchie" Herr von Raumer wohl hätte erwähnen dürfen, kämpfte in der Theorie gegen den Papst, da der Papst am mächtigsten war, und Friedrich Schlegel umgekehrt für den Papst, da der Papst am schwächsten war. In der That, Dante hatte andre Begriffe, als die seines Jahrhunderts, und Friedrich Schlegel andre, als die des seinigen. Wäre es nun aber nicht passender, sich an die Begriffe des Zeitalters zu halten, nicht an die Begriffe der wenigen, die ihnen vorauseilen oder hinter ihnen zurückbleiben? Wenn Herr von Raumer sich dadurch zu rechtfertigen sucht, daß er gleich im Eingange von einer Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis in jedem Zeitalter spricht, so hat er sich durch seine Darstellung selbst am besten widerlegt, denn fast alle Politiker, die er der Reihe nach aufzählt, wollten etwas andres, als was zu ihrer Zeit wirklich war, und sehr viele etwas, was niemals zu verwirklichen ist.

Um den politischen Ideen- und Entwicklungsgang durch die Weltgeschichte zu verfolgen, hätte es etwas mehr bedurft, als die Aufzählung einzelner eigensinniger Schriftsteller aus der antiken und modernen Zeit (wobei das noch höhere Alterthum des Orients und das Mittelalter ganz übergangen sind.) Man hätte mit den seltsamen Hierarchien in Indien und Aegypten, China und Japan, Peru und Mexiko beginnen müssen; alsdann würde sich an das Aufkommen des semitischen Volksstammes die weltliche Opposition gegen jene ältern Hierarchien angeknüpft haben, wenigstens kommt diesem Stamm die Gründung des weltlichen Despotismus im alten Babel und die Gründung der ersten Republiken in Phönizien zu. Dann wäre zu zeigen gewesen, wie auf eine sehr natürliche Weise die Mischvölker in Griechenland und Italien die Schöpfer willkührlicher Verfassungen und politischer Experimente werden mußten, da sie als Auswanderer und Mischlinge den historischen und nationellen Boden verloren hatten und, wie die neuen Nordamerikaner, auf die eigne Erfindungskraft und Willkühr angewiesen waren. Die Ausbildung dieser antiken Schule der Politik und die Vergleichung zwischen Griechenland und Rom dürfte dem Historiker sehr interessanten Stoff dargeboten haben. Ferner wäre der höchsten Vollendung des römischen Staats- und Rechtssystems das Christenthum und das germanische, in der Nationalität wurzelnde Rechtsprincip entgegenzuhalten gewesen, und der Historiker hätte aus diesen Elementen die allmählige Vollendung des gothischen Staatsbaues herleiten müssen. Endlich wäre die Auflösung und Zerstörung dieses Gebäudes und die neuere Politik zu schildern gewesen, die sich zwischen den Ruinen desselben hervorgebildet hat, und die wieder zum antiken Princip und zum Experimentiren, nur in einem großartigern Styl, zurückführen mußte, sofern mit den alten Formen auch der alte Geist entwichen war, und das neue Geschlecht ausdrücklich wieder auf seine eigne Erfindungskraft und Willkühr angewiesen war. Hier nun hätte der Historiker zeigen können, wie die Experimente von Extrem zu Extrem übergeschweift sind, um sich periodisch in dem, was man bald das politische Gleichgewicht und die Toleranz, bald das Juste-Milieu und das historische Princip genannt hat, zu neutralisiren. Jenes waren die Stichworte nach der Reformation, dieses waren die Stichworte nach der Revolution, die aber dennoch nicht Stich halten zu wollen scheinen. — Dies wäre ungefähr der Leitfaden für eine Entwicklungsgeschichte der politischen Begriffe. Daraus ließe sich etwas lernen.

Wenn Herr von Raumer die Systeme der Schriftsteller, die er citirt, nur immer auf die wirkliche Geschichte, oder wenigstens auf ein bestimmtes System, etwa sein eignes, bezogen hätte; allein er gefällt sich in einer, vielleicht künstlichen Unordnung. Wir erhalten also nichts, als oberflächliche Skizzen mannichfacher politischer Hypothesen, die wie Wolkenbilder eilends an uns vorüberjagen, ohne einen andern Eindruck zu hinterlassen, als den, welcher von hin und wieder vorkommenden grellen Farben und Gestaltungen unzertrennlich ist.

Da wir somit nichts Ganzes vor uns haben, weder eine Geschichte, noch ein System, so müssen wir uns auch nur ans Einzelne halten, und so wenig ich gewohnt bin, einzelne Stellen aus dem Zusammenhange zu reißen, um danach zu urtheilen, so muß ich es doch hier thun, wo kein Zusammenhang ist, ausgenommen die immer wiederkehrenden Komplimente gegen die vornehme Flachheit der Tories. Man kann dem Verfasser nicht vorwerfen, daß er in seinen Urtheilen, wenn auch nur im Vorbeigehn, ungerecht sey, daß er für irgend ein Princip entschiedene Parthei ergriffe und darum gegen die Vorzüge des andern blind sey, er ist vielmehr streng und gerecht gegen die Ultras von allen Sei-

ten, und weiß scharfsinnig überall die Unhaltbarkeit scheinbar fester Grundsätze nachzuweisen; allein er hat eine kleine Schwachheit für die blinzelnde, gnädig lächelnde Manier des Hochtorismus. Man sieht es ihm an, er würde alle Ideen von Aristoteles bis auf La Mennais für ein wegwerfendes Bonmot seines Edmund Burke oder für eine penséo des Minister-Philosophen Ancillon hingeben. Ich habe großes Wohlgefallen an Edmund Burke, ich habe ihn wahrscheinlich so oft gelesen als Herr von Raumer, denn er ist so, wie uns die Briefe eines Verstorbenen und die geistreichen, nie genug den deutschen Lesern anzuempfehlenden Romane Bulwers die so interessante Gattung der Tories schildern. Aber heißt das Edmund Burke bewundern, wenn man ihm seine Wahrheit nimmt, wenn man aus dem geistreichen, boshaften, kleinlichen, medisanten Rothkopf „einen Riesengeist macht, wie sie die Natur in Jahrhunderten nur einmal hervorbringt?“ Burke hat nichts gethan, als dem egoistischen Haß der durch die französische Revolution tödtlich gekränkten Aristokratie Worte geliehen. Er hat mit beneidenswürdigem Scharfsinn und glücklichem Ausdruck die Fehler der Revolution in ihrem Entstehen bezeichnet; aber er war blind, stockblind gegen das Erhabne dieser Revolution und vorzüglich gegen deren historische Nothwendigkeit. Er war ein geschickter Advokat, der den Prozeß des Status quo gegen die Revolution mit höchster Beredtsamkeit verfocht, und sich gleichwohl dadurch lächerlich machte, daß er mitten im Feuer noch immer deklamirte, als ob die Sache nicht schon entschieden wäre. Raumer rühmt von ihm, er habe den Fortschritt gewollt, aber nicht einen gewaltsamen, nicht eine Revolution. Wie mag ein Geschichtsforscher eine solche Sentimentalität rühmen? Vom Standpunkt der Theorie aus mag ein unbärtiger, weicherzogner Predigersohn an eine ruhige Fortentwicklung der Menschheit zum Bessern glauben. Wer aber die Geschichte kennt, der weiß, daß darin auch nicht der geringste Fortschritt gemacht worden ist, ohne Kampf und Gewalt, ja daß gerade die Lehre des Friedens und der Liebe es allzeit gewesen ist, in deren Namen die wildesten Kriege geführt wurden. Man kann gegen Ansichten protestiren, aber nicht gegen Ereignisse. Burke hat gegen Thomas Paine in sehr vielen Dingen Recht, aber gegen die französische Revolution hat er seinen Prozeß verloren.

Man kann nicht gegen eins seiner Kinder eine kleine Schwachheit empfinden, ohne zugleich ein andres zu vernachläßigen. Daher hat auch die kleine Herzensangelegenheit, in die Herr von Raumer mit dem Torismus verwickelt ist, eine gewisse Kälte gegen die Volkstribunen, diese ewigen Widersacher des Torismus, zur Folge. Auch hier ist er sich seines Berufs als Historiker nicht mehr ganz bewußt. Er tadelt Sieyes wegen dessen Schrift gegen die Privilegien. Er sagt, „diese Schrift verwechselt das Wesen mit dem Mißbrauch der Sache und geht weder philosophisch in die Tiefe, noch nimmt sie Rücksicht auf die Erfahrung von Jahrtausenden.“ Ich erlaube mir dagegen Herrn von Raumer zu bemerken, daß der Vorwurf der Rücksichtslosigkeit, den er Sieyes macht, auf ihn selbst zurückfällt. Sieyes schrieb eine Flugschrift, berechnet für die nächste Gegenwart, hervorgegangen aus einer neuen französischen Erfahrung. In dieser Beschränkung auf einen bestimmten Raum und eine bestimmte Zeit hat Sieyes Schrift durchaus und vollkommen Recht. Sie verlangte die radikale Ausrottung des aristokratischen Krebsschadens, an dem Frankreich damals litt, und sie bewies, daß von diesem grenzenlos verdorbenen Adel kein Individuum irgend mehr zu verlangen, oder weniger Pflichten zu erfüllen haben dürfe, als irgend ein andres französisches Individuum. Ich frage Herrn von Raumer, ob Sieyes hierin nicht ganz vernünftig urtheilte? Ich gebe ihm hierbei gern zu, daß die Frage, ob und in wie weit das aristokratische Element dem Staatsleben zuträglich sey, wenn sie überhaupt im Allgemeinen, oder wenn sie in Bezug auf ganz andre gegebene Verhältnisse gestellt wird, auch anders beantwortet werden kann; allein mit demselben Recht, mit welchem der spanische Cid die Erhabenheit des Ritterthums geltend machte, konnte Sieyes die Niederträchtigkeit der französischen Hofaristokratie verdammen.

Abgesehn von dieser kleinen Geringschätzung gegen die Plebejer, und von der dagegen beobachteten respektvollen Rücksicht gegen die politisirende Vornehmigkeit, ist, wie schon gesagt, Herr von Raumer sehr gerecht gegen die Leute, die er die Musterung passiren läßt, um so gerechter, als er selbst keiner Meinung anzugehören scheint. Zwar läßt sich aus dem, was er billigend anerkennt, ein Schluß auf seine Meinung ziehn, zufällig aber erkennt er nichts an, als das absolute Juste-Milieu, das weder kalt noch warm, weder ja noch nein, das die reine Indifferenz = 0 ist. Folgende Schlußsätze mögen es bestätigen, Seite 258: „In Augenblicken schwerer Krankheit treten bedenkliche, unheilbringende Lehren, wie z. B. die vom unbeschränkten göttlichen Rechte der Könige und von der Volkssouveränität, allerdings noch auf tadelnswerthe Weise hervor; allein die Gründe solcher Irrthümer liegen nicht auf einer Seite, sondern vertheilten sich auf beide Theile, und die ächte Theorie hat längst ermittelt, was das Richtige und was das Irrige in jenen und ähnlichen Begriffen sey. — Dasselbe gilt von den übertriebenen Lehrsätzen des versteinerten Beharrens, oder unruhigen

Aenderns; jeder Vernünftige weiß jezt, daß das ächte Entwickeln und Fortschreiten zwischen beiden in der Mitte liegt, und verderbliche Revolutionen allein abhält. — Tyrannei von oben und Empörung von unten hat, schneller als jemals, in unsern Tagen ihre Strafe gefunden, und mächtige Staaten sind durch unnatürliche Eroberungen in so großes Unheil gerathen, daß nur leidenschaftlicher Wahnsinn diese Bahn noch empfehlen und gute Früchte davon erwarten kann. — Auf bloße Gewalt läßt sich jezt kein Staat mehr gründen, sondern das Recht muß schützend hinzutreten. Damit aber nicht dessen Buchstabe tödte, soll man es durch eine sittliche Politik und durch die Religion der Liebe verklären und auf eine höhere Stufe heben."

Ich kann mir eines Lächelns nicht erwehren. Bisher sprach wohl der eine oder andre Philosoph mit dieser Zuversicht von der Zukunft, allein niemals ein Geschichtsforscher. Das Rechte sey längst ermittelt, jeder Vernünftige wisse, daß es in der Mitte (zwischen Recht und Unrecht?) liege, von jezt an lasse sich kein Staat mehr auf bloße Gewalt gründen ꝛc.; das sind Sätze, die wir einem der Geschichte und Politik wildfremden Professor der Philosophie auf einer deutschen Winkeluniversität, und allenfalls einem Hofpublicisten nach dem Pariser Friedensschluß gerne verzeihen, über die wir aber nur die Achseln zucken können, wenn ein berühmter Historiker sich herabläßt, sie nachzusprechen. Erstens beruht die ganze Behauptung auf einem falsum. Es ist gar nicht wahr, daß die rechte Mitte gehalten wird. Wir befinden uns im Gegentheil stark auf der Seite der Reaktion, des Absolutismus, und wenn ja einen kurzen Augenblick die Waage wirklich still zu stehn schien, so mußte dieser Augenblick der Natur der Dinge nach schnell vorübergehend seyn. Eine Aussöhnung der kämpfenden Principe aus Vernunftgründen ist unmöglich, weil die Vernunft schlechterdings nicht zweierlei Herrn dienen kann. Eine solche Aussöhnung kann also nur Folge der Erschöpfung oder der wechselseitigen Furcht seyn, wie zwei Kämpfer zwischen dem Gefecht Pausen machen, um sich zu erholen und neue Anschläge auszusinnen. Ich würde es den Gipfel deutscher Vorurtheit nennen, wenn irgend einer meiner Landsleute jene sentimentale Lüge des Juste-Milieu im Ernst und mit einer Art von Andacht glauben wollte. Wenn Herr von Raumer vollends gar von der sittlichen Politik und von der Religion der Liebe spricht, so weiß ich nicht, wen er vor sich zu haben glaubt, um solche Dinge zu sagen, ohne laut aufzulachen.

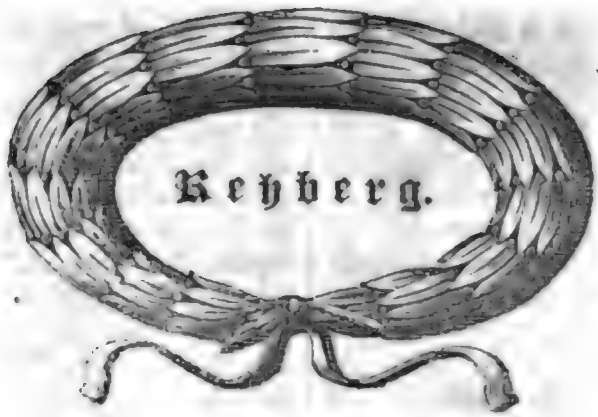
Ich kann nicht umhin, den liebevollen Prophezeihungen des Herrn von Raumer etwas gehässigere entgegen zu setzen. Weit entfernt, beschwichtigt zu seyn, wird der Kampf fortdauern. Weit entfernt, je beruhigt zu werden, wird die Welt beständig zwischen Tyrannei und Anarchie schwanken, die Tyrannei wird allzeit wieder die Revolution gebären und die Revolution das Juste-Milieu, das Juste-Milieu wieder die Tyrannei. Weit entfernt, jemals sittlich zu werden, wird die Politik immer den edlen Kämpfern und Martyrern den Sieg wieder zu entreißen wissen, die Tugend und das Recht werden immer und allezeit bis an der Welt Ende in der Minorität seyn, und das Laster wird einmal besiegt, in den Siegern selbst immer wieder herrschend werden. Von der Religion der Liebe, angewandt auf die Politik, wird vollends gar nie die Rede seyn, das ist Papperlapapp, Kindergeschwätz. Der Erdgeist ist ein trotziger Geist, seine Lust der Krieg. Mag er wie Achill unter Engeln weißgekleidet wandeln, eine Trompete schmettert und er greift jauchzend zum Schwert. Er will kämpfen, er wird kämpfen immerdar; er kämpft nicht für den Gewinn dieser oder jener Sache, sondern er sezt sich den Preis, nur um zu kämpfen. Und wer dies nicht begreift, der kennt auch die Geschichte nicht. Wer dem lebendigen Kriegsgott Frieden predigt, der weiß nicht, was er thut. Die frommen Alten sagten wohl: bescheere der Himmel unsern Kindern Frieden, aber wir glauben nicht daran. Wir Neuern dagegen erlauben uns, mitten im blutigen Kriege, zu behaupten: dieser segensreiche Frieden, den wir genießen, er muß, er wird immer dauern. So sind wir denn, sagen wir unter dem Kanonendonner und unter dem Klappen der Henkerbeile, so sind wir denn zu dem seligen Ziele der Geschichte gelangt, wo Vernunft, sittliche Politik und die Religion der Liebe regieren, wo Recht und Frieden die Fürsten und Völker in unzertrennlichem ewig schönen Bunde vereinigt.

8) Worüber streitet man jezt? Auszug aus einer Rede von dem schwedischen Bischof Dr. Esaias Tegner. Hannover, Hahn, 1832.

Der Schluß des berühmten Redners lautet: „Kurz, die Gemäßigten müssen endlich siegen." Ich zweifle nicht daran, aber ist nach diesem Siege das Schauspiel zu Ende? Keineswegs. Wenn zwei Partheien im Kampf gegen einander endlich ermatten, siegen die Gemäßigten allemal, aber ihre Herrschaft ist nur von so langer Dauer, als die extremen Partheien sich nicht aufs neue gewaffnet haben und nicht ein neuer Kampf das große Tagesinteresse einnimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 32. — 25. März 1833.

Staatswissenschaft.

(Fortsetzung.)

9) Konstitutionelle Phantasien eines alten Steuermanns (Rehberg) im Sturm des Jahrs 1832. Hamburg, Perthes.

Rehberg spricht hier die vernünftigste Ansicht aus, indem er sagt, wenn auch alles, was wir thun, noch keine Dauer verspricht, so sind wir doch von den Ereignissen, von der Gefahr des Kampfs, von der Selbsterhaltung getrieben, das zu thun und uns dessen auch für die nächste Zukunft zu versichern, was wir für das Beste halten. Wir müssen im Sturm das Steuer nie aus der Hand legen, wohin er uns auch schleudre. „Es ist wohl überhaupt sehr zweifelhaft, ob der jetzige Augenblick, in welchem alle Verhältnisse, aus denen eine das Land vertretende Versammlung hervorgehen kann, so schwankend und zweifelhaft geworden sind, dazu geeignet sey, eine Verfassung zu erschaffen, die in jedem Falle bald wesentliche Veränderungen erleiden wird. Gutsherren und Bauern verlangen eine Auflösung, oder doch Modifikationen ihrer Verhältnisse. Von allen Seiten wird dahin gearbeitet. Der Adel hat durch die Auflösung des deutschen Reichs seine Bedeutung verloren, und er erwartet eine neue Stellung, welche ihm im größten Theile von Deuschland wirklich schon angewiesen ist: und doch verspricht auch diese noch keine sichere Dauer. In den industriösen Klassen entwickelten sich Kräfte und Thätigkeit in einem unerwarteten Grade: und auch diese werden Einfluß auf die Regierung gewinnen. Wie könnte man während eines so allgemeinen noch unentschiedenen Kampfes etwas Dauerndes begründen? Doch muß zu allen und jeden Zeiten regiert werden: und ein Volk, welches seine Ansprüche auf einen Antheil an der Verwaltung seiner Angelegenheiten in irgend einem Zeitpunkte aufgibt, kann nicht hoffen, ihn so leicht wieder zu erhalten. Es muß also wohl an einer Konstitution gearbeitet werden: und jeder bloße Versuch hat schon seinen Werth, wie er auch immer ausfallen mag.“ So äußert sich ein vernünftiger, an Thätigkeit gewöhnter Mann, der da weiß, daß es eben so schimpflich ist, nichts zu thun, als lächerlich, Alles zu hoffen.

Dasselbe Gepräge einer gereiften Vernunft und Erfahrung zeigen die übrigen Bemerkungen des Verfassers. Man lese z. B. folgende geistreiche Expektorationen über die Preßfreiheit: „Die Folgen der Preßfreiheit müssen da beobachtet werden, wo sie schon lange bestanden hat, vollkommen ausgebildet, und in den bleibenden Zustand

übergegangen ist. In England, nicht in Frankreich oder in deutschen Staaten, wo eine überwiegende Parthei danach ringt, eine andere aber widerstrebt, und während des Kampfes jede unbedeutende Bewegung in heftige Krämpfe übergeht. Die englischen Zeitungen liefern Stoff, das ganze wahre Gemälde zu entwerfen. — Auf der andern Seite bedarf es keines weissagenden Fernrohrs, um den Zustand zu erkennen, den ein ganz entgegengesetztes System bewirkt. Das Volk befindet sich unter der strengen Vormundschaft seiner Regierung gar nicht übel. Die Produktion und die Industrie sind in der lebhaftesten Thätigkeit. Auch die Kräfte des Verstandes und die Früchte des Unterrichts benuzt die Regierung, so weit das gemeine Wesen deren bedarf. Ueber das Maaß dieses Bedürfnisses aber hat sie sich das Urtheil vorbehalten: und sie findet dies so natürlich und so nothwendig, daß etwa vor zehn Jahren, in einer halb officiellen Bekanntmachung, alle sogenannten verdienstvollen Männer, die sich, ohne berufen zu sehn, mit dem Urtheile über öffentliche Angelegenheiten bemühen, zur Ruhe verwiesen wurden. Im Jahre 1821 erließ der König Carl Felix von Sardinien bei seiner Thronbesteigung ein Edikt, worin es für ein Verbrechen erklärt ward, mit den Verfügungen seines Regenten unzufrieden zu seyn. Das war zu viel und zu wenig. Denn wer nicht unzufrieden seyn darf, muß auch glauben und nur das wissen, was ihm vorgeschrieben wird. Indessen liegt vor Augen, was eine in diesem Sinne geführte Regierung auszurichten vermag. Das Kabinet, welches dieses System am vollkommensten ausgebildet hat, und am konsequentesten befolgt, beherrscht in unsern Tagen den Lauf der Begebenheiten. — Alle Regierungen hingegen, die einen Mittelweg erwählen möchten, laufen Gefahr, in schwankenden Schritten bald auf einer, bald auf anderer Seite anzustoßen, und sich in Schwierigkeiten zu verwickeln, die noch kein Staatskünstler der neuern Zeiten zu heben gewußt hat. Wir wollen versuchen, die Aufgabe zu lösen, indem wir einen Geist beschwören, der sich zu seiner Zeit besser als Andere darauf verstand, die Menschen zu beurtheilen und zu behandeln: und der das Resultat seiner Erfahrungen in Schriften niedergelegt hat, aus denen schon Mancher sich belehrte, ohne es einzugestehen. — Welterfahrner Nicolo Machiavelli, Sekretär der florentinischen Republik, Tugendbündner, Vertrauter des Cäsar Borgia, verunglückter Lehrmeister des Fürsten in spe, Lorenzo des Jüngern von Medici, was sagst Du zu allem diesem? „Wenn zu meiner Zeit von einer Volksstimme die Rede war, so war die Bürgerschaft gemeint, welche sich auf dem Platze vor dem alten Palaste vernehmen ließ, und da oft genug Tumult machte. Lesezirkel kannte man nicht: denn es gab keine Broschüren, die in alle Hände gekommen wären, und von Zeitungen, die zu hunderten Euch beschäftigen, wußte man nichts. Von fremden Staaten erfuhr man nicht gar viel. Kaum etwas von andern Städten. Ich habe zwar selbst Bemerkungen über das französische und über das deutsche Volk niedergeschrieben. Dazu aber mußte ich auf Gesandtschaften die Augen aufthun, nicht zu lesen, sondern zu sehen. In die heutige Welt mich zu finden, wird schwer. Doch wird auch in ihr der Grundsaz gelten, daß Jeder, der den Menschen Rathschläge geben will, sich zuvörderst von ihren Wünschen und Absichten unterrichten muß. Denn sie lassen sich allenfalls wohl sagen, wie sie es anfangen müssen, zu ihrem Zwecke zu gelangen: sehr ungern aber hören sie davon, welche Zwecke sie sich vorsetzen sollten. Am wenigsten ist dies bei Großen und Mächtigen angebracht. Diese streben alle danach, ihre Herrschaft zu befestigen und auszudehnen, und ihren Einfluß zu erweitern. Es fragt sich nur, was sie für Mittel dazu haben: und ob ihnen die Preßfreiheit dabei dienlich ist? — Ich sage also erstlich: daß eine Regierung, die des unbedingten Gehorsams ihrer Unterthanen gewiß ist, nicht wohl thut, die Presse frei zu geben. Dabei könnte sie zwar die Unterstützung gewinnen, die in den Gesinnungen des Volks liegt, deren bedarf sie aber nicht: und sie läuft Gefahr, die Kraft des Gehorsams zu schwächen, oder gar zu zerstören, wenn sie zugibt, daß die Menschen zum Nachdenken gereizt und über das belehrt werden, was ihnen nicht dient. — Zweitens sage ich, daß die Regierung eines Volks, welches mit ihr eines Sinnes ist, und immer vorwärts schreitend, sich dabei begnügt, auszurufen: unser König hat es gewollt; Er hat entschieden! gar nicht wohl thut, die Preßfreiheit einzuführen. Denn diese kann nur zu dem Ende gebraucht und mißbraucht werden, die Erkenntniß der Wahrheit zu befördern. Hieran ist aber demjenigen nicht gelegen, der höhere Zwecke hat. Habet Ihr nicht selbst erlebt, daß die französischen Heere über die Bülletins ihres Kaisers lachten, indem sie ihm blindlings folgten, — so lange er Sieger war. Allenfalls kann ein Fürst, den sein Volk immer im Munde führt, zugeben, daß ein wenig rumort werde, damit die Leute sagen können: Auch die Freiheit zu denken hat er uns gegeben. Er darf aber ja nicht leiden, daß sie im Ernste gebraucht werde. Geschähe das, so könnten ihm die Zügel entwischen. — Drittens aber sage ich, daß ein Volk sich nicht lange von Menschen, die es selbst gewählt hat, befehlen und zugleich belehren läßt. Vor dem Fürsten hat es noch wohl so viel Achtung, zu schweigen: aber gegen seine selbst gewählten Vorsteher will es reden dürfen. Es verlangt also Preßfreiheit, als eine Schutzwehr gegen seine eignen Vertreter: und eben auch der Fürst selbst bedarf ihrer, um sich gegen die Vormundschaft zu

wehren, die jene sich über ihn anmaaßen möchten. Da nun der Fürst, die Stände oder Repräsentanten, wie Ihr sie jezt nennt, und das Volk, jedes von seiner Seite der Preßfreiheit bedürfen, um sich im Gleichgewichte zu erhalten, so sage ich, daß Eure, wie Ihr sprecht, konstitutionellen Staaten Preßfreiheit erhalten werden: Ihr mögt wollen, oder nicht."

Ich möchte das ganze Buch abschreiben, so geistvoll, so liebenswürdig, so wahr ist es. Ueber die jezt so laut an die Tagesordnung gerufene Frage der Ablösung bäuerlicher Lasten sagt der Verfasser unter anderm: „Ehe man zu der Bestimmung schreiten kann, was abgelöset werden soll, muß die rechtliche Untersuchung vorangehen, was in dem Bestehenden rechtmäßig ist, und was ohne alle Vergütung wegfallen muß. Diese Frage ist aber nicht privatrechtlich, wie diejenigen behaupten, die alles Bestehende für heiliges Recht erklären möchten. Die Auflösung gehört vielmehr dem Staatsrechte an. — Wenn man das lange Verzeichniß gutsherrlicher Abgaben durchgeht, die in einem oder dem andern Theile des Landes bestehen, so wird man schon in manchen Benennungen den Beweis finden, daß sie auf keinem haltbaren Grunde mehr beruhen. Denn wie können Burgdienste gefordert werden, wenn verboten ist, eine Burgfeste zu unterhalten? Schutz zu bezahlen, der in der ursprünglichen Weise nicht mehr geleistet werden kann? Persönliche Abhängigkeit abzukaufen, wenn der Angehörige des Ritters Unterthan des Landesherrn geworden, und in diesem neuen Verhältnisse alles Persönliche in die Alles verschlingende Real-Last verwandelt worden? — In Frankreich war die Verwirrung noch weit größer, als in Deutschland. Die unendlichen Bedrückungen, welche der Bauer vom Gutsherrn und vom Könige um die Wette erlitt, waren eine Hauptursache der allgemeinen Theilnahme des ganzen Volks am Aufstande von 1789. Die von ihm gedrängte National-Versammlung dachte allem Streite und allen Klagen mit einem Gesetze abzuhelfen, das einfach und klar lautete, und gerecht schien. Persönliche Leistungen, hieß es, die sich auf das verschwundene Lehnssystem beziehen, werden aufgehoben; auch Reallasten von ähnlichem Ursprung. Was hingegen für verliehene Aecker entrichtet oder geleistet wird, soll bestehen, jedoch abgelöset werden können. Dieses billig scheinende Gesetz ward aber durch eine hinzugefügte Regel der Anwendung zu einer schreienden Ungerechtigkeit. Der Beweis des Ursprungs ward in jedem einzelnen Falle von dem gefordert, der ein Recht zu haben behauptete, und im Besitze war. Wie kann aber ein solcher Beweis da geführt werden, wo die Verpflichtung nur auf Herkommen beruhet, und aus Zeiten herrührt, in denen mündliche Ueberlieferung, Zeugniß und Kerbstock mehr üblich waren, als Urkunden, die selten ein Herr oder Knecht lesen konnte. — Wenn aber das Gegentheil von allem geschieht, was die sogenannte konstituirende National-Versammlung in Frankreich 1789 gethan hat; wenn angenommen wird, daß die ganze gegenwärtig bestehende Masse von Abgaben und Leistungen, ohne Unterschied, als wahre Verpflichtung angesehn, geschäzt und abgelöset werden solle; so kann man sich nicht wundern, wenn der Pflichtige, der ablösen soll, in dem ganzen Entwurfe des Gesetzes nur ein Projekt sieht, ungerechte Uebervortheilungen zu verewigen, und dem Gutsherrn die Einkünfte zu sichern, von denen dieser voraussieht, daß sie nicht lange mehr bestehen werden; sie geschwind in Kapital zu verwandeln, ehe sie verschwinden. — In Ansehung der Reallasten, deren Abänderung ebenfalls so dringend von allen Seiten gefordert wird, ist zuerst ein Unterschied zu machen. Die Zehnten sind drückend und hindern die gute Bewirthschaftung. Sie sind aber nicht eine Steuer zum gemeinen Besten, sondern eine Bedingung, unter welcher der Boden benuzt wird. Sie sind älter als der ganze Militäretat, mit welchem die gutsherrlichen Gefälle in Verbindung stehen. Ihre Verwandlung ist eine rein-ökonomische Angelegenheit. Nur aus dem Gesichtspunkte der Beförderung des Ackerbaues muß sie betrachtet werden. — Bei anderen Abgaben und Leistungen an die Gutsherren hingegen ist die Vorfrage unerläßlich: was ist der Pflichtige in den heutigen Verhältnissen wirklich noch schuldig? Was bezahlt er schon dem Landesherrn in der Grundsteuer und anderen Abgaben zum Unterhalte des Kriegsheeres? Solches muß ihm erlassen werden. — Damit ist indessen die Frage, ob der Gutsherr, der es bisher bezogen, es ohne alle Vergütung verlieren müsse, noch nicht sogleich entschieden. Denn es könnte wohl seyn, daß ihm ein billiger Ersatz zugesprochen werden müßte, dessen, was er zwar nicht mit gutem Grunde und vollem Rechte, doch aber unter Konnivenz der Regierungen voriger Zeiten besessen hat. Und in dem Falle wäre nur noch auszumachen, woher die Vergütung genommen werden solle? — Wie alle diese Angelegenheiten aber auch immer behandelt werden mögen, so ist offenbar, daß die Grundsteuer weder mit noch ohne die Ablösung der Gefälle bestehen, und daß die Ablösung weder mit dieser noch mit einer andern Grundsteuer verbunden werden könne; auch daß keine von beiden Anordnungen, von welchen doch das Wohl des Landes zunächst abhängt, ohne Rücksicht auf die andere, zu allgemeiner Zufriedenheit ausfallen kann."

Von einem Rehberg kann Niemand behaupten, er sey nicht ein gemäßigter, ruhig prüfender, welterfahrner Mann, ein wahrer „alter Steuermann." Was er über die Presse, über die Ablösung der Feudallasten, was

er ferner über die Zollvereine, über deutsches Rechtsverfahren ꝛc. denkt, sollte im Ohre seiner Zeitgenossen nicht verklingen und am meisten von denen beherzigt werden, deren Alter, Rang und Loyalität mit diesem alten Steuermann mehr sympathisirt als mit der muntern Jugend.

10) Niccolo Machiavellis sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen von J. Ziegler. I. Vom Staate. Karlsruhe, Groos, 1832.

Je mehr unsre philosophischen Wortmacher, die gemüthliche Jugend und die alles besalbenden rationellen Prediger die Politik in unfruchtbare Begriffsbestimmungen und allgemeine sentimentale Phrasen von Licht und Recht aufgelöst haben, um so lieber kehrt der dadurch tödtlich gelangweilte Leser zu Machiavelli zurück, dessen praktischer Blick die Dinge sah, wie sie sind, der den Schüler der Politik lehrte, was er zu thun habe, nicht, was er zu empfinden, zu fühlen, zu glauben, zu hoffen habe; gleich wie der alte kräftige Leonardo da Vinci in seinem Buch die Jünglinge lehrt, wie sie malen sollen, während unsre phantasirenden, kunstliebenden Klosterbrüder sie nur lehren, wie sie in Anbetung der Bilder schwärmen sollen. Man hat Machiavellis Gleichgültigkeit und Kälte getadelt. Aber verhält es sich mit seinen politischen Kampfregeln nicht wie mit denen eines gewöhnlichen Fechtbuchs und kann man von einem Fechtbuch verlangen, daß es für einen der Kämpfenden Parthei ergreife? Machiavelli weiß nur zu gut, daß die fromme Salbaderei, die immerdar den Frieden und die Gerechtigkeit herbeischwört und das jüngste politische Unrecht immer für das wirklich letzte hält und glaubt, jezt werde nichts Böses mehr geschehn, jezt sey die Versöhnung und der Friede auf ewig geschlossen, Machiavelli weiß, daß dies das alte langweilige Ammenlied der Dummheit ist; er weiß, daß es nicht die Aufgabe ist, die Gewalt von ihrem Unrecht zu überreden, da sie sich doch nie überzeugen läßt, daß es also nur die Aufgabe ist, den unvermeidlichen Kampf in guter Rüstung zu bestehn. Er predigt daher nicht wie die deutschen Wohlredner, sondern er gibt uns die Waffen in die Hand und lehrt sie uns führen. Würde man auf seinem Wege fortgefahren seyn, so dürfte man bereits ein völliges System politischer Strategie und Taktik besitzen, das uns leider noch fehlt, obgleich die Materialien einzeln reichlich zusammen getragen sind. Ich würde folgende Rubriken zur Ausarbeitung empfehlen.

Offensive der Revolution und Defensive der Stabilität.

Offensive des Absolutismus und Defensive des Liberalismus.

Lehre von der politischen Basis und von der Gefahr zu sehr verlängerte Operationslinien.

Lehre von dem wahren Juste-Milieu oder der Stellung à cheval, um nach Gutbefinden rechts oder links zu operiren.

Lehre vom kleinen politischen Abmüdungskriege. Die Minorität muß, da sie im strategischen Nachtheil ist, den taktischen Vortheil suchen. Im Großen defensiv, muß man im Kleinen um so mehr offensiv verfahren.

Lehre vom excentrischen Rückzug. Die Vertheidigung muß elastisch seyn, der Schwächere muß dem Stärkern nach allen Seiten entschlüpfen, sich nicht irgendwo fassen lassen, sondern ausweichen und sobald der Feind den Rücken dreht, wieder zusammen strömen. Dies gilt von geistigen Waffen wie von materiellen, von der diplomatischen Dialektik wie von der Tirailliirkunst.

Lehre von der politischen Diversion, und von der Kunst, ein und denselben Krieg, wie man die Hand umdreht, von den Ufern des Rheins nach Nordamerika und nach Egypten zu versetzen.

Lehre vom politischen Point de Vue, d. h. in der Richtung nach einem Punkt hin muß man den kürzesten Weg einschlagen, und auf der Sehne marschiren, während der Feind auf dem Bogen zu marschiren genöthigt ist. Und zweitens, an Ort und Stelle muß man, wenn man auch im Ganzen der schwächere Theil ist, doch auf jedem beliebigen Punkt relativ der Stärkere seyn können.

Wichtiger aber als alle solche Lehren dürfte die seyn, daß man in allen geeigneten Fällen schnell bereit seyn muß, auch gegen die Regel zu handeln. Das ist das Arkanum der Politik. Man muß sich nicht schämen, Linienschiffe durch einige Schwadronen Husaren wegzunehmen, wenn nämlich das Meer gefroren ist. Man muß nicht zaudern, Advokaten zu Generalen zu machen, wenn die Revolution anfängt, und die Volksvertreter durch eine Kompagnie Grenadiere „zu verstärken," wenn die Revolution vorbei ist. Die wahren Regeln der Politik lassen sich niemals aus einem Buche, sondern immer nur aus den Umständen entnehmen, und das Unwahrscheinlichste ist oft das, was am nächsten zum Ziele führt, wie die Geschichte beweist, die Geschichte, in deren Erfahrungen mehr Lehre liegt, als in allen Theorien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Illustrirte Welt.
Illustrirte Zeitung für Alle.

Redaction und Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Inhalt.

Seite

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 1

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 2

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 3

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 4

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 5

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 6

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 7

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 8

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 9

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 10

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 11

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 12

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 13

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 14

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 15

Die Kaiserin Augusta. Mit Portrait. 16

Daß diese Rechtspflege für keinen despotischen Staat taugt, ist nur insofern wahr, als es für einen solchen überhaupt gar kein Recht gibt, und es in der Macht des Gewalthabers steht, jede beliebige Rechtsform zu verletzen. Wenn aber der Verfasser das gedachte Institut mündlicher Rechtspflege für Republiken mehr geeignet erachtet, als für konstitutionelle Monarchien, so muß dem widersprochen werden. Die Unabhängigkeit der Gerichte ist nirgends besser garantirt, als in einem Staat, worin sich das monarchische und demokratische Princip die Waage halten. In jedem andern Staat, wo diese Abwägung der Gewalten nicht Statt findet, können auch die Gerichte nicht unabhängig seyn. Sie sind es nicht in der absoluten Monarchie, wo allein die monarchische Gewalt herrscht, und auch nicht in der Republik, wo allein die demokratische Gewalt herrscht. Dort werden die Richter vom Despoten abhängige Schergen seyn, hier werden sie immer zu Ostracismus und politischen Justizmorden geneigt seyn. Nur im konstitutionellen Repräsentativstaat kann das Gericht sowohl vor der Heimlichkeit und despotischen Willkühr, als auch vor der tumultuarischen Partheilichkeit bewahrt werden, und die nach außen wie nach innen vollendete und der civilisirten Gesellschaft durchaus anpassende Form der Assisen behaupten.

Die Geschichte selbst wird hierüber entscheiden. Es gibt eine Gattung politischer Wünsche, deren Erfüllung durchaus nur im Reich der Träume liegt; aber auch eine andre, die ihrer Realisirung in dem Augenblick gewiß sind, in dem sie entstehen. Gewisse politische Verbesserungen werden trotz des fortdauernden Kampfes doch durch stillschweigende Uebereinkunft angenommen, wie zwei Duellanten, die auf Leben und Tod fechten, doch gewisse, beiden Theilen vortheilhafte Regeln dabei annehmen. Die Erfahrung, daß nicht nur die Engländer und Franzosen, sondern auch die deutschen Rheinländer, von dem Augenblick an, da sie das Institut der Geschwornen-Gerichte kennen lernten, diesen Rechtsgebrauch sich gleichsam zur andern Natur machten und ihn um keinen Preis sich wieder entreißen zu lassen geneigt sind, diese Erfahrung allein beweist, wie wenig gewisse Herren hinter ihren Aktengebirgen hervor ins Volk geblickt und dessen wahre Bedürfnisse, Neigungen und Kapacität erkannt haben.

12) Ueber das Revolutioniren des Rechtsbestandes. Von Franz Baader. München, Franz, 1832.

Der geistreiche Philosoph, der hier sein Votum über die Streitfragen der Zeit abgibt, hat ganz Recht, wenn er es eine Narrheit nennt, daß jede neue Generation von ihrem Kampfe den endlichen Sieg der sogenannten guten Sache, der Tugendrepublik, des Musterstaats ꝛc. erwartet. Wie kann er aber daraus den Schluß ziehn, daß man lieber gar nicht kämpfen sollte? Das wäre wahrlich eine wenigstens eben so große Narrheit. Zum Kampfe sind wir da, und er wird nicht ruhen, so lange die Erde noch in ihren Angeln sich bewegt. Wer glaubt, der nächste Tag werde den ewigen Frieden bringen, der irrt; wer aber glaubt, man solle eben deshalb die hoffnungslosen Bemühungen, dieses unnütze Abarbeiten (bei dem nach Franz Baader offenbar der Teufel im Spiel ist) ganz unterlassen, der irrt auch. Es ist eben so wenig möglich, durch den Kampf zur Ruhe zu kommen, als ohne Kampf in der Ruhe zu bleiben. Baader sagt: „Wie nämlich das, was dem betrogenen Menschen der Zweck ist (sein vorübergehender Genuß) dem Teufel nur das Mittel zu seinem Zweck (dem bleibenden Verbrechen) des Menschen, ist, so däucht der betrogenen Menge der rechtslose und anarchische (revolutionäre) Zustand nur das Mittel zu einem bessern oder rechten Rechtszustand zu seyn, zu welchem Mittel solche um so unbedenklicher greift, als man ihr den Satz einleuchtend machte, daß der Zweck (das Recht) auch hier das Mittel (Unrecht) heilige oder rechtfertige.“ Und: — „wenn schon Beute- und Zerstörungslust einerseits, so wie Flachheit und Unverstand andererseits uns diese konvulsivischen Bewegungen der Societät (wie die älteren Magnetisten die Krisen) als etwas Heilbringendes, ja als die Geburtswehen des tausendjährigen politischen Reichs geben und anpreisen.“ Das ließe sich allenfalls hören, wenn die Einmischung des Teufels nicht etwas gar zu unphilosophisch wäre. In Bezug auf die Erfolge hat Baader Recht: das tausendjährige Reich oder der absolute Rechtszustand wird in der That nicht eintreten. In Bezug auf die Absicht hat er aber Unrecht. Es ist kein Teufel im Spiel, es ist keine Bosheit oder Raubluft, welche die Generationen zu Fortschritten und Verbesserungen antreibt. Es ist vielmehr die Noth und die zunehmende Einsicht. Wollte Baader in allen Verbesserungen, welche die Menschheit seit Anbeginn der Weltgeschichte auf revolutionärem Wege angenommen hat, für ein Werk des Teufels halten, so erinnere ich ihn, daß die Einführung des Christenthums auch eine Revolution war, und die blutigste von allen.

Baader fährt aber fort: „Man kann einen solchen Zustand der ungestümen Aufregung der Societät am allerwenigsten als einen bleibenden wünschen, da selber in der That unleidlich schier für alle und namentlich für die Mehrheit, gefahrvoll für Jeden ist, und jeder Rechtlich- und Gutgesinnte, die freie Evolution der Societät aufrichtig wünschende, von Herzen wünschen muß, daß dieser nicht evolutionären, sondern revolu-

tionären, nicht wachsthümlichen und vorwärts, sondern zerstörenden und rückwärts gehenden Bewegung der Societät ehebaldigst ein Ende gemacht werden möchte.“ Hier scheint ihn seine Philosophie zu verlassen. Er hält es also für möglich, einen Kampf zu beendigen, der weltalt, der nicht erst heute begonnen hat, so wenig als er morgen enden kann? Er hofft, daß die Menschheit, nachdem sie bis jezt 6000 Jahr lang revolutionirt hat, plözlich damit aufhören und von nun an immer blos evolutioniren, das heißt sich in aller Stille und Liebeseligkeit weiter entwickeln werde?

O warum mußte diese altersschwache Philosophie nicht wenigstens wie Lear königlich rasen? warum muß sie wie eine Betschwester die Augen zudrücken?

13) Des Grafen Leopardi von Rimini Gesprächbüchlein (Dialoghetti). Ein liberaler Katechismus für sehr viele Servile. Regensburg, Puſtet, 1832.

Der große Vulpius, der den großen Rinaldini geschrieben hat, ließ auch im lezten Jahr des vorigen Jahrhunderts ein dramatisirtes Werkchen „die Kosaken in Italien“ ausgehn, das erste Vorspiel zu den zahllosen Restaurationsspektakelstücken der spätern Zeit. Suwarof gab ihm dazu die Gelegenheit, und die Kosaken schwärmten schon damals als Horen und Amoretten dem Gott des Lichts und Rechts voran, vor ihnen fliehend die Nachtgeburten der Revolution. Das vorliegende Werkchen erinnert daran; es ist Policinell, der seine neugierigen Landsleute um sich versammelt und ihnen erzählt, was er für Meerwunder in dem fernen Lande, genannt Frankreich, gesehn habe, und wie viele tapfre Ritter der Christenheit hinzögen, den Drachen, der in diesem Lande hause, zu erlegen, wie ihm aber immer wieder neue Hälse wüchsen, obgleich er selber eigends eine Maschine erfunden habe, sich selbst die Köpfe herunterzuschlagen. Dieser Drache habe eine Tochter, die man die Preßfreiheit heiße, eine scheußliche Harpye, die beständig der Ritter fromme Tafelrunde beunruhige und, wie schon der jungfräuliche Virgilius sagt, bisweilen den Tisch sammt den Speisen verzehre. Und es sey verheißen, daß ein Schneider kommen werde, dessen Scheere so lang sey, daß er sie im Fluge erschnappen und von einander schneiden und zugleich alle Köpfe des großen Drachen mit einem Schnitt abscheeren werde. Kurz, was serviler Aberwitz nur ersinnen mag, ist hier geschwäzig mit der pfäffischen Verschlagenheit und dem charakteristischen Sichdummstellen des Kapuziners in Wallensteins Lager ausgekramt.

14) Die Täuschungen des Repräsentativ-Systems. Von K. Vollgraff. Marburg, Elwert, 1832.

Dieses Buch hat seinem Verfasser kleine Verfolgungen von der liberalen Seite zugezogen. Die Studenten haben es, wenn ich in den Zeitungen recht gelesen habe, verbrannt. Du lieber Gott! So viel Ehre verdient es wohl nicht. Was müßten diese jungen Mordbrenner nicht noch anglimmen, wenn alles unnüze Papier in Deutschland auf diese Weise weggeräumt werden sollte. Diese Schrift scheint mir überdies gar unschädlich. Sie vertheidigt „das germanisch-historische, concret-natürliche Stände-System.“ Dieser bloße Name zeigt an, daß die Schrift zu denen gehört, die das Publikum ihrer unpopulären Sprache wegen schon gar nicht liest. Wenn wirklich noch solche altmodische Curien in dem Stände-System des einen oder andern deutschen Staates bestehn, so ist das wohl keine Folge der Vollgraff'schen Lehre, sondern eben ein altes Herkommen, das sich mit alten Interessen und Vorurtheilen so lange fortpflanzt, als es eben geht, unfehlbar aber dem Reichskammergericht und den Perrücken und Zöpfen nachfolgen wird, in deren ehrbare Gesellschaft es gehört.

15) Das revolutionäre und konstitutionelle Treiben oder der Liberalismus unsrer Zeit von Eduard Hönicke. Dessau, Fritsche, 1833.

Der Verfasser sucht zu beweisen, daß die wahre Freiheit personificirt sey im Monarchen, was wohl nicht geläugnet werden wird, da der in der That vollkommen frei ist, der selbst thun kann was er will, und dem alle Andern gehorchen. Der Schluß lautet: „Die Freiheit, auf hehrem Wagen, hält ihren ruhigen Einzug, und in ihrer würdigsten und edelsten Gestalt, der königlichen Majestät, nimmt sie Besiz von ihrem Thron.“

16) Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. Nebst Einleitung von Dr. J. Rust. Erlangen, Palm, 1832.

Auszüge aus den vornehmsten Schriftstellern der Reformation. Viel Belehrung ist daraus wohl nicht zu schöpfen, denn alle diese Stimmen bewegen sich in einem sehr beschränkten Ideenkreise. Sie verlangen einerseits von den Völkern Demuth und Gehorsam gegen die Gewalthaber, und anderseits von den lezteren Demuth und Gehorsam gegen Gott. Sie sagen jenen: alle Obrigkeit ist von Gott! und diesen: ihr habt nicht blos „Hunde und Säue“ vor euch, (Luthers Ausdrücke) sondern eine christliche Gemeinde, eine Gemeinde Gottes, die ihr daher auch nach Gottes Sinne regieren sollt.

Wenn sie dies aber nicht wollen? Was dann zu machen ist, darüber haben die Reformatoren ein kluges Stillschweigen beobachtet. Also läuft das Ganze auf eine wohlgemeinte Predigt hinaus, und hat in Bezug auf Politik nicht mehr Bedeutung als der bekannte Spruch: Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen — in Bezug auf die Wissenschaften hat. Trotz dieses Spruches hat man doch nicht umhin gekonnt, die unnützen Wisschaften zu kultiviren, und trotz der Lehre, daß die beste Politik der Fürsten und Völker im Frommseyn bestehe, hat man eben doch auch alle andern Branchen von politischen Lehren mit nichten entbehren können. Die Politik fängt leider eigentlich erst da an, wo die Frömmigkeit aufhört.

17) Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwicklung. Von Theodor Mundt. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Nachdem Welcker, Pfizer, Wirth, W. Schulz ꝛc. den Gedanken der Einheit Deutschlands wieder in Erinnerung gebracht haben, und Ranke denselben nur vom Standpunkt des politischen Status quo aus für unausführbar erklärt hat, glaubt Theodor Mundt vom Standpunkt der Literatur aus behaupten zu müssen, daß wir Deutsche die einzig mögliche Einheit, nämlich die geistige, ja bereits besäßen. Er würde vollkommen Recht haben, wenn der Fall umgekehrt wäre, wenn er für einen Staat, der wie z. B. das Kaiserthum Oesterreich eine vollkommen politische Einheit besitzt, eine demselben noch fehlende und wegen der Völkerverschiedenheit auch unmögliche geistige, sprachliche und literarische Einheit verlangte. Man kann nicht die Einheit heterogener, wohl aber die homogener Theile verlangen, und gerade die sprachlich-literarische Einheit ist der Beweis für die Homogenität. Mithin scheint Ranke, der sich rein an die politischen Schwierigkeiten hält, den Unitariern gegenüber weit mehr Recht zu haben, als Mundt, der eigentlich für sie spricht.

18) Ueber Preßfreiheit, Protestantismus, Revolution, Repräsentation und Staat, in besonderer Hinsicht auf Deutschland. Ein Votum der Kirche. Koburg und Leipzig, Sinner.

Ein breiter Titel einer breiten Schrift. Der Verfasser verlangt Preßfreiheit und Repräsentation, und hofft durch dieselben den Weltfrieden zu erhalten und statt der Revolutionen eine ruhige Entwicklung herbeizuführen, wobei er nur vergißt, daß diese Mittel, die zum Frieden führen sollen, eben selbst nur durch Krieg errungen werden konnten und können. Wenn man das Bett hat, so ist gut darauf schlafen, in der Regel aber müssen die Menschen um ihr Lager erst kämpfen.

19) Versuche zum Sehen oder Blicke auf die Vergangenheit, Gegenwart und in die Zukunft. Von J. G. Distling. Frankfurt a. M. Boselli, 1832.

Wohlwollende, historisch-politische Randglossen zur Entwicklungsgeschichte unsrer Zeit. Des Verfassers Trost bleibt am Schlusse des Werks: das Gute kann nicht untergehn. Dies ist ohne Zweifel wahr, aber ich möchte hinzufügen, es kann eben so wenig herrschend werden, es wird noch nach wie vor beständig kämpfen müssen, und die Ruhe, die der Verfasser schon einmal mit dem Wiener Kongreß eintreten sah, und auf die er noch immer Hoffnung hat, der wahre Weltfrieden, wird immerdar ausbleiben.

20) Encyklopädie der Staatswissenschaften. Von Fr. Lübau. Leipzig, Göschen, 1832.

Der Verfasser nimmt nur einen negativen Staatszweck an, er sagt, „der Staat sey die freie Vereinigung der Bewohner eines Gesammtgebiets zur gemeinschaftlichen Bekämpfung der Hindernisse, die physische wie sittliche Verhältnisse der Erreichung der höchsten menschlichen Zwecke entgegenstellen.“ Hier ist also nur von Abwehr der Hindernisse, nicht von Herbeischaffung der Mittel die Rede, und der Staat ist nicht selbst der höchste Zweck, sondern dient nur einem höhern Zweck. Und welchem? Dem religiösen, sittlichen, moralischen? Ohne Zweifel. Dann wird aber immer der alte Streit wiederkehren, der sich zwischen der Kirche und der weltlichen Schutzherrschaft erhob. Der neuere Streit zwischen dem Publikum, welches unbeschränkte Gedankenmittheilung den Zwecken der Bildung für angemessen hält, und des Staats, der im Gegentheil die Censur gebraucht, um die in der Preßfrechheit gesuchten Hindernisse jener Bildung zu beseitigen, ist ganz von derselben Art. Sollte man mithin nicht den Staatszweck etwas weiter ausdehnen, etwas höher verlegen, etwas positiver machen? Wäre es wohl ein Mißgriff, wenn man dem Staat zur Pflicht machte, das Beste der Erziehung zu besorgen, da er in jedem Falle die Macht hat, es zu verhindern? Wem man die Macht gibt, dem muß man auch die Einsicht geben.

Auch in einer andern Hinsicht scheint obige Definition des Staats nicht ganz die richtige zu seyn. Sie spricht von einer freien Vereinigung, als ob despotische Staaten nicht auch Staaten wären.

Das Schätzbarste in diesem Werk ist die Uebersicht über sämmtliche gegenwärtig bestehende Staatsverfassungen und kurze Skizze einer jeder einzelnen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

№ 4.

Intelligenz-Blatt.

1833.

[30] **Ankündigung**
der
sämmtlichen Werke
Friedrich's von Schiller
in
Einem Bande.

Im Begriff, eine neue Auflage der mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Ausgabe der Schiller'schen Werke in Einem Band zu veranstalten, beehrt sich die Unterzeichnete, das Publikum hievon zu benachrichtigen.

Diese neue Auflage wird sowohl der Eintheilung, als dem Format, den Lettern, dem Druck und Papiere nach, der früheren gleich werden.

Schiller's ganz ähnliches Bildniß, in Stahl gestochen, so wie ein Facsimile seiner Handschrift, wird auch diese neue Ausgabe schmücken.

Für die bereits eingegangenen, zahlreichen Bestellungen lassen wir den früheren Subscriptionspreis von 8 fl. Reichs-Währung oder 4 Rthlr. 12 Gr. sächsisch gelten, und wollen auch für weitere Bestellungen diesen Preis noch bis Ende Juni offen stehen lassen.

Eine Vorauszahlung findet dabei nicht Statt, sondern der Betrag ist erst nach Empfang der ersten Lieferung zu entrichten. Nach Erscheinung dieser ersten Lieferung tritt jedoch unabänderlich der bekannte Ladenpreis von 12 fl. oder 6 Rthlr. 18 Gr. sächs. ein.

Privatsammler werden gebeten, sich an die ihnen zunächst liegende Sortiments-Buchhandlung zu adressiren, indem wir uns nicht mit dem Detail beschäftigen können.

Ferner sind von Schiller's Werken noch folgende Ausgaben bei uns zu haben:

Schiller's sämmtliche Werke. gr. 8. 12 Bände, weiß Druckpapier. 20 fl.
— — — kl. 8. 18 Bände, weiß Druckpr. Mit Titel-Vignetten. Wiener Ausg. 12 fl.

Bei lezterer Ausgabe bemerken wir, daß dieselbe eben so vollständig, wie die andern ist.

Schiller's sämmtliche Werke. Taschen-Ausg. 18 Bändchen. Schweizerpr. 10 fl. 48 kr.
— — — weiß Druckpr. 8 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1833.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[24] **Ankündigung**
von
Goethe's nachgelassenen Werken
in 15 Bänden. 1ste Lieferung.

Da nunmehr die erste Lieferung der nachgelassenen Werke Goethes, Taschenausgabe, oder 41—45ster Bd. der sämmtlichen Werke, erschienen und verschickt worden ist, (die Oktavausgabe folgt einen Monat später), so zeigen wir hiermit an, daß die folgenden Subscriptionspreise nur noch auf ganz kurze Zeit fortdauern, und zwar:

1) In Taschenformat
auf Velinpapier 12 fl. 9 kr. od. 6 Rthlr. 18 Gr. sächs.
auf Druckpapier 8 fl. 6 kr. od. 4 Rthlr. 12 Gr. sächs.

2) In der Oktavausgabe
auf Velinpapier . . . . 34 fl. 12 kr. oder 19 Rthlr.
auf Schweizerpapier . . 27 fl. — — oder 15 Rthlr.
auf Druckpapier . . . . 21 fl. 36 kr. oder 12 Rthlr.

Ferner:

Goethe's sämmtl. Werke in 55 Bänden.
Vollständige Ausgabe.

Bei Subscription auf das ganze Werk:

Taschenausgabe:
auf Velinpapier 44 fl. 36 kr. od. 24 Rthlr. 18 Gr. sächs.
auf Druckpapier 29 fl. 42 kr. od. 16 Rthlr. 12 Gr. sächs.

Oktavausgabe:
auf Velinpapier 125 fl. 24 kr. od. 69 Rthlr. 16 Gr. sächs.
auf Schweizerpapier 99 fl. — — od. 55 Rthlr. — — sächs.
auf Druckpapier 79 fl. 12 kr. od. 44 Rthlr. — — sächs.

Die nach Ablauf des Subscriptions-Termins eintretenden Ladenpreise sind:

1) von Goethe's Nachlaß in 15 Bänden.

a) Taschenausgabe.
Velinpapier 16 fl. 12 kr. od. 9 Rthlr. 12 Gr. sächs.
Weiß Druckpapier 10 fl. 48 kr. od. 6 Rthlr. 8 Gr. sächs.

b) Ausgabe in gr. 8.
Velinpapier 45 fl. 36 kr. od. 25 Rthlr. 18 Gr. sächs.
Schweizerpapier 36 fl. — — od. 20 Rthlr. 12 Gr. sächs.
Weiß Druckpapier 28 fl. 48 kr. od. 16 Rthlr. 8 Gr. sächs.

2) von Goethe's sämmtlichen Werken in 55 Bänden.
Vollständige Ausgabe.

a) Taschenausgabe.
Velinpapier 59 fl. 24 kr. od. 34 Rthlr. 6 Gr. sächs.
Weiß Druckpapier 39 fl. 36 kr. od. 22 Rthlr. 20 Gr. sächs.

b) Ausgabe in gr. 8.
Velinpapier 159 fl. 36 kr. od. 90 Rthlr. 18 Gr. sächs.
Schweizerpapier 126 fl. — — od. 73 Rthlr. — — sächs.
Weiß Druckpapier 100 fl. 48 kr. od. 57 Rthlr. 4 Gr. sächs.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1833.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[23] **Herabgesetzter Preis von**
Schiller und Goethe's Briefwechsel.

Die Anzeige von dem Erscheinen des Goethe'schen Nachlasses von 15 Bänden, durch welchen sofort die sämmtlichen Werke des großen Dichters geschlossen werden, haben allerorten und so allgemeinen Anklang gefunden, daß

es wohl geeignet seyn dürfte, hiemit eine wiederholte Anzeige von dem

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe
in 6 Bänden kl. 8.

zu verbinden. Je mehr sich dieses Werk, seiner inneren Bedeutsamkeit nach, an die sämmtlichen Goethe'schen Werke anschließt, um so häufiger dürfte der Wunsch entstehen, dasselbe der Sammlung letzterer anzuschließen. Unserer Seits dieß möglichst zu erleichtern, sind wir entschlossen, bis zur Ostermesse 1833 genannte 6 Bände um den herabgesetzten Preis

von 11 fl. 48 kr. auf Velin- } Papier
und 9 fl. 30 kr. auf Druck- }

zu erlassen, während der nachher wieder eintretende Ladenpreis 23 fl. 36 kr. und 19 fl. ist.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[22] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

Die Briefe
des
Freiherrn von Stein
an den
Freiherrn von Gagern
in den Jahren 1813—1831,
mit Erläuterungen.
Oder:
Mein Antheil an der Politik.
IV.
Einsamkeit.
Preis 3 fl. 24 kr.

Diese höchst interessante Schrift verbreitet über Charakter und Denkungsart des verstorbenen Freiherrn von Stein, eines der merkwürdigsten deutschen Reichsritter, ganz neues Licht, und lehrt seine Freunde und Verehrer den Mann von ächtem Schrot und Korn, den wahren Edelmann, erst durch und durch kennen. Besonders erfährt der Leser den frommbegeisterten Christenglauben des Entschlafenen, und die auf denselben begründeten Ansichten über Leben und Politik, welch' leztere sich am interessantesten bei folgenden Materien aussprechen: über den Nassau'schen Domänenstreit; über v. Rotteck und dessen die Bundesakte betreffende Doktrin; über den Bundestag, die Rheinschifffahrt, die Universitäten und die Umtriebe der Demagogen auf denselben; über Burschenschaften und die Mainzer Kommission; über Steins Theilnahme an dem Freiheitskampf der Griechen; über Preußens Verstärkung im Europäischen Interesse und die inneren Gründe seiner Politik ꝛc. ꝛc.

Man sehe Allgemeine Zeitung Nr. 64 d. J. in der außerordentlichen Beilage „Vaterländische Briefe."

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[618] **G. H. Kayser, die Geschichten des deutschen Volkes im kurzen Grundriß gezeichnet.** Mit 1 Titelkupfer. 8. München bei Fleischmann. geb. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Referent wüßte keine dem lebhaften Jugendsinn angemessenere Geschichte unsers Volkes, als diese. Wärme und Kraft der Sprache, Kürze im Ausdruck und ein darin sich offenbarender vaterländischer Sinn geben ihr einen hohen Werth und eignen sie ganz vorzüglich zu einem ächten deutschen Geschenk für deutsche Knaben und Jünglinge.

---

[27] **K. F. V. Hoffmann's Atlas.**

An alle solide Buchhandlungen ist versandt:

Allgemeiner Atlas
über alle Theile der Erde
für Schulen und zum Selbstunterricht;
bearbeitet von
K. F. V. Hoffmann,
gestochen von W. Popuda und J. Rees.
Erste Hälfte,

enthaltend: Nr. 1 und 2 die östliche und westliche Halbkugel; Nr. 3 Afrika; Nr. 4 Asia; Nr. 5 Europa; Nr. 7 Südamerika; Nr. 8 Australia und Nr. 13 Bayern; nebst dazu gehörenden 7 Erläuterungsblättern; im Ganzen also 15 Blätter.

In Umschlag kartonnirt, Preis 2 fl.

Die 2te Hälfte wird außer Haupttitel und Vorrede enthalten: Nr. 6 Nordamerika; Nr. 9 Mitteleuropa; Nr. 10 Deutschland; Nr. 11 Oesterreich; Nr. 12 Preußen mit den norddeutschen Bundesstaaten; Nr. 14 und 15 das Alpengebirge, Schweiz, Torol ꝛc. Nr. 16 Würtemberg und Baden.

Bis zum Erscheinen der 2ten Hälfte, deren bei weitem größter Theil fertig ist, bleibt der Pränumerations-Preis von 4 fl. für das ganze Werk offen.

Der Verleger enthält sich aller Anpreisung, und wiederholt nur, daß er ein Prachtwerk versprochen — Sachverständige mögen beurtheilen, ob er sein Wort gehalten hat.

Stuttgart, im Febr. 1833.

Carl Hoffmann.

---

[19] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Oesterreich wie es ist.
Gemälde von Hans Normann. 2 Bände. Preis 2 Thlr. 20 Gr., auf Velinp. 3 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser, ein ausgewanderter Oesterreicher, der die innern Verhältnisse seines Vaterlandes genau kennt und freimüthig würdigt, gibt in dieser höchst interessanten Schrift ein treues Gemälde dieses merkwürdigen Staates und Aufschlüsse über die noch immer im Auslande verkannte Lage der Provinzen, die Volksbildung, öffentliche Meinung und statistischen Verhältnisse, welche bisher geheim gehalten wurden. Anziehende Darstellung und gewandter Styl, verbunden mit der stets hervortretenden interessanten Subjektivität des Verfassers, kühner Humor und edles Gefühl, sind die Merkmale dieser außerordentlichen Erscheinung.

Der erste Band enthält:

Die österreichischen Länder und Völker.

Prognose. Gemälde von Oesterreich. Tyrol. Steiermark. Grätz. Illyrien. Triest und der österr. Seehandel. Das lombardisch-venetianische Königreich. Böhmen. Mähren und Schlesien. Galizien. Ungarn. Die österreichische Armee.

Der zweite Band enthält:

Wie es ist.

Geschichte der Entstehung Wiens. Topographisches Gemälde. Der k. k. Hof. Kaiser Franz und Caroline. Erzherzog Johann. Der Herzog von Reichstadt. Der Adel. Oeffentliche Stimmung. Geistesthätigkeit. Die österr. Literatur. Die Wiener Literatoren. Die geheimen Literatoren. Die gelehrten Troddeln. Die Universität. Die Polizei. Charaktergemälde. Das schöne Geschlecht. Krankheiten. Kleidertrachten. Nahrung. Die Wiener Mundart. Volkspoesie. Kunst und Kunstsinn. Wiener Volkslieder. Der Pöbel. Titel. Freudenmädchen. Theater. Der Fasching. Ballrevue. Abendunterhaltungen in Privatgesellschaften. Spaziergänge. Das Lerchenfeld. Ottakrän. Die Keller in Wien. Der Wurstlprater, noble Prater, Augarten, Brigittenau.

---

[11] Wohlfeile Taschenbücher; alte Jahrgänge.

VIELLIEBCHEN.

Historisch-romantisches Taschenbuch von A. von Tromlitz. Wir haben die frühern fünf Jahrgänge dieses Taschenbuchs, jedes enthält 8 Kupfer (oder Stahlstiche), 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, im Preise herabgesezt und verkaufen sie zusammen genommen für 2 Thlr. 16 Gr.. Allein genommen den Jahrgang 1829 à 12 Gr., 1830 und 1831 à 15 Gr., 1832 à Thlr. 6 Gr., wofür sie in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Industrie-Comptoir in Leipzig.
(Baumgärtner.)

---

[621] Bei Fleischmann in München ist folgende anerkannt gute Jugendschrift zu haben:

J. G. Salzmann, der Schutzgeist für Kindheit und Jugend, oder väterliche Lehren und Warnungen für Knaben und Mädchen, in anmuthigen, dem Kindesalter angemessenen Erzählungen und Geschichten. Mit Kupfern. Zweite Aufl. 8. geb. illum. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.; schwarz 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Möchte doch dieses ausgezeichnete Weihnachtsgeschenk unter der großen Menge von Jugendschriften nicht übersehen werden. Der Herr Verfasser, lange Jahre im Kreise der Jugend sich bewegend, hat die Frage: „Wie für Kinder geschrieben werden müsse," auf eine Art gelöst, die seinem Buch einen ehrenvollen Rang anweist.

---

[17] Bei F. Kupferberg in Mainz hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Leloup, J. P., neues französisches Lesebuch für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. 2te Auflage. gr. 8. 16 Ggr. oder 1 fl. 12 kr. in Pappe gebunden 18 Ggr. oder 1 fl. 21 kr.

Darstellung, übersichtliche, der Militär-Verhältnisse des deutschen Bundes, aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Rechts und mit einigen kosmopolitischen Anmerkungen. gr. 8. geh. 9 Ggr. oder 40 kr.

Sengler's, Dr., religiöse Zeitschrift für das katholische Deutschland, als Fortsetzung der Kirchenzeitung ꝛc. 1835. 1stes Heft, Januar. Der Jahrgang von 12 Heften kostet 4 Rthlr. 12 Ggr. oder 8 fl.

---

[657] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Materialien zur nützlichen und angenehmen

Selbstbeschäftigung der Kinder in Schulen.

Enthaltend: Aufgaben aus der Orthographie, Anweisung zur Anfertigung schriftlicher Aufsätze, Fragen aus den gemeinnützigen Kenntnissen, und Uebung zur Erweckung des Verstandes und zur Urtheilskraft.

Ein Buch für Land- und Bürgerschulen, von Karl Rümpler. 8. Preis 10 Gr. od. 12½ Sgr.

Die bewährtesten Mittel gegen alle

Fehler des Magens und der Verdauung,

als Magenschwäche, Magenverschleimung, Magenkrampf, Blähungen, Unordnung des Stuhlgangs, Diarrhöe, Kolik, Verstopfung, Schwindel, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Hypochondrie, Leberleiden, so wie auch gegen Schnupfen, Brustverschleimung, Blutthusten, nebst

Hufelands Haus- und Reise-Apotheke.

Brosch. Preis 10 Ggr. oder 12½ Sgr.

(In Wien bei Mörschner und Jasper zu haben.)

---

[26] Neuer Verlag von L. E. Lanz in Weilburg.

Braun, Joh., allgemeine Erdkunde. Ein Lehr- und Lesebuch für Volksschullehrer, besonders im Herzogthume Nassau. 1stes Bdchn. enthält die mathematische Erdkunde. 8. 8 Bogen. 8 Gr. oder 36 kr. rhein.

Briefe, historische. Veranlaßt durch Heeren und das Archiv von Schlosser und Bercht. gr. 8. 9 Bogen. eleg. broch. 16 Gr. oder 1 fl. rhein.

Drös, H., Sammlung mehrstimmiger Choräle, Lieder und Motetten von verschiedenen Komponisten, für höhere Unterrichtsanstalten und Singvereine, zunächst für das Herzogthum Nassau. Mit einer Vorrede von Dr. Fr. Tr. Friedemann. 1stes Heft. gr. 8. 7½ Bog. geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein. Partheipreis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Eichhoff, Dr. N. G., die Kirchenreformation in Nassau-Weilburg, im sechzehnten Jahrhundert. Mit einigen Urkunden und ungedruckten Briefen von Luther, Melanchthon und Schnepf. Mit einer lithographischen Ansicht der Stadt Weilburg. gr. 8. 9 Bogen. geh. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr. rhein.

Friedemann, Dr. Fr. Tr., das Herzogl. Nassauische Landesgymnasium zu Weilburg, nach seiner jetzigen Verfassung und Verwaltung gegen einige Anklagen gerechtfertigt. Nebst Beilagen und zwei lithographischen Zeichnungen. gr. 8. 15 Bog. 22 Gr. od. 1 fl. 40 kr.

Auch unter dem Titel:

— — Beiträge zur Vermittelung widerstrebender An-

sichten über Verfassung und Verwaltung deutscher Gymnasien. 2tes Heft.

Jung, W., Flora des Herzogthums Nassau, oder Verzeichniß der im Herzogthum Nassau wild wachsenden Gewächse, zugleich als Leitfaden beim Unterricht auf Gymnasien und Pädagogien. gr. 8. 35 Bog. 2 Rthlr. 8 Gr. oder 4 fl. rhein.

Krebs, K., lectiones Diodoreae, partim criticae, partim historicae, emendantur passim aliorum scriptorum loci plurimi. 8. 18 Bog. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Lanz, K. F. W., lateinisches Lesebuch für die untern Klassen der Gymnasien. gr. 8. 21½ Bogen. 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Nicker, Dr. L. A., Lehr- und Handbuch der Geburtshülfe für Hebammen. gr. 8. 22 Bogen. 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl.

---

[20] Im Verlage Fr. Hentze in Breslau erscheint binnen Kurzem und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Philo, D. L., Die Volkssouverainität in ihrer wahren Gestalt. Nebst einem Anhange: Ist Friedrich Murhard ein Kompilator? gr. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Von demselben Verfasser erschien früher und erfreute sich einer allgemein günstigen Recension in mehreren geachteten wissenschaftlichen Zeitschriften:

Der Staat in Hinsicht auf Wesen, Wirklichkeit und Ursprung, philosophisch entwickelt. Zur Entscheidung der staatsrechtlichen Frage: Ob er auf einem Vertrage beruhe. 8. br. 16 Gr. od. 1 fl. 12 kr.

---

[411] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

J. A. F. Schmidt, der kleine Hausgärtner, oder kurze Anleitung, Blumen und Zierpflanzen sowohl in Hausgärtchen als vor den Fenstern und in Zimmern zu ziehen. Eine zwar gedrängte, aber dennoch möglichst vollständige Uebersicht aller bei der Gärtnerei vorkommenden Vorkenntnisse, Arbeiten und Vortheile. Nebst Belehrung über das Anlegen der Erdkästen und der Glashäuser vor den Fenstern, über das Durchwintern, die Erziehung aus Samen, das Absenken, Kopuliren, Pfropfen, Okuliren, Versetzen und Beschneiden der Gewächse; über Vertilgung schädlicher Insekten, ingleichen einer neuen Methode, Kartoffel- und Champignonsbeete in Kellern anzulegen, Salat im Winter zu ziehen, grünende Vasen zu erzeugen und Zwiebelgewächse im Wasser zur Blüthe zu bringen, so wie auch mit einem vollständigen Gartenkalender, der die Pflege von mehr als 1000 Pflanzen enthält. Mit 10 erläuternden Abbildungen. 12. in eleg. Umschl. geh. Dritte stark vermehrte Ausgabe. ¾ Rthlr. oder 1 fl. 12 kr.

Wir theilen die Recension mit, welche dieses Büchlein in Becks Repert. 1826. II. 4. p. 309 gefunden hat: „Wir haben absichtlich den langen Titel ganz mitgetheilt, um mit wenigen Worten versichern zu können, daß der Inhalt demselben vollkommen entspricht, was nicht immer bei allen Werken dieser Art der Fall ist. Der erste Theil enthält in 4 Kapiteln den allgemeinen für die, welche keinen großen Garten besitzen, hinreichenden, deutlichen und praktischen Unterricht, über Beschaffenheit und Behandlung der Pflanzen, der zweite den besondern Unterricht über einzelne Gewächse nach den Monaten geordnet, und darauf folgt das alphabetische Verzeichniß der lateinischen systematischen und der deutschen Pflanzennamen. Diese Schrift ist vornehmlich jedem Blumenfreunde sehr zu empfehlen."

---

[18] Konfirmandengeschenk.

So eben ist erschienen und durch alle deutsche Buchhandlungen zu erhalten:

Erbauungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen
nach ihrem feierlichen Eintritte in die Mitte reiferer Christen.
Ein Konfirmanden-Geschenk
und Beitrag zur häuslichen Andacht
von Dr. Mor. Ferd. Schmaltz,
Pastor zu Dresden.

Vierte Auflage mit 1 Kupfer. geb. Preis 1 Thlr.
Leipzig, bei Friedrich Fleischer. 1833.

Eine Schrift, die in so kurzer Zeit sich des Absatzes von drei starken Auflagen zu erfreuen gehabt hat, darf nun in der 4ten Auflage einem geehrten Publikum mit vollem Vertrauen empfohlen werden. Der geehrte Herr Verfasser, so wie der Verleger haben sich bemüht, sie durch innere und äußere Ausstattung dieses Vertrauens auch würdig zu machen.

---

[620] Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

A. Klein's Tabellen zur Berechnung der Höhenunterschiede aus gleichzeitig beobachteten Barometerständen, nebst einem Vorschlag zur Verbesserung der Barometer. 4. 5 Gr. oder 20 kr.

---

[25] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Arlincourt, Vicomte von, die Ecorcheurs (Menschenschinder) oder Kronenraub und Pest. Historische Fragmente aus dem Jahre 1418. Aus dem Französischen übersezt von Louis v. Alvensleben. 2 Bände in 8. sauber broch. Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Etwas zur Empfehlung dieses Werkes zu sagen, dürfte überflüssig seyn, da des Verfassers Talent als Erzähler in Deutschland und wohl in ganz Europa eben so als in seinem Vaterlande anerkannt ist. Es darf daher auch nicht sehr auffallen, wenn von diesem Buche in Paris in Zeit von nicht ganz 2 Monaten vier Auflagen erschienen.

Leipzig, im Febr. 1833.

Bossange père.

№ 5.

Intelligenz-Blatt.

1833.

[32] In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und wird in Kurzem in allen guten Buchhandlungen zu haben seyn:

Goethe, Faust, eine Tragödie. 2ter Theil. 16. geh.
Velinp. 3 fl.
Druckp. 2 fl. 24 kr.

Auch ist der erste Theil in gleichem Format zu haben, auf Velinpapier für 3 fl.
Druckpapier 2 fl. 24 kr.
Beide Theile kosten also auf Velinpapier 6 fl.
Druckpapier 4 fl. 48 kr.

Stuttgart und Tübingen, im März 1833.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[31] Für Lesecirkel, Leihbibliotheken ꝛc.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Zerrissenen.

Novelle
von
Baron von Sternberg.
Preis 2 fl.

Der Name des eben so geistreichen als gemüthvollen Verfassers überhebt uns jedes Lobes, und es genügt daher die bloße Anzeige dieser höchst anziehenden, an den interessantesten Bildern reichen Erzählung, die jeden Leser auf das angenehmste unterhalten wird.

Stuttgart und Tübingen, im März 1833.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[45] Anzeige für Landwirthe und Freunde der Obstbaumzucht.

Das herannahende Frühjahr gibt uns Veranlassung auf folgendes, in unserem Verlag erschienene, äußerst empfehlenswerthe Werk aufmerksam zu machen, welches durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist:

Systematische Beschreibung der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen

Kernobstsorten.

Von Dr. A. Fr. A. Diel.
Herzogl. Nassauischem Geheimen Rath ꝛc. ꝛc.
1stes bis 6tes Bändchen.

Mit colorirten, äußerst sorgfältig bearbeiteten Abbildungen.
Preis 10 fl. 48 kr.

Stuttgart und Tübingen, im März 1833.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[46] Neue Musikalien,

welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Adam, Enfantillage oder 3 kleine sehr leichte Rondos f. Pfte. üb. Th. aus „La Tentation" Op. 80. Nr. 102. jede 1 fl.
Auber, Ouverture zu Le Serment f. Pfte. 1 fl.
— Dieselbe f. Pfte. mit willkührl. Violin-Begl. 1 fl. 12 kr.
Berr et Fessy. 10te Fantas. f. Pfte. u. Clart. üb. Th. a. d. Liebestrank. 1 fl. 48 kr.
Castelleer, Bubenschenkel-Walzer f. Pfte. Nr. 412. 8 kr.
Dotzauer, 25 Lectionen f. Violcll. mit Begl. eines 2ten Violcll. Op. 123. 2te Fortsetzung seiner Violcll-Schule. 1 fl. 48 kr.
Dullye, 6 ein- und zweistimmige Gesänge mit Guittr.-Begleitung. 24 kr.
Herold, Andante und Rondo f. Pfte. üb. Th. a. Zampa. Op. 55. 1 fl.
— Ouvert. f. Pfte. zu „Le Tré aux Clercs" 40 kr.
— Dieselbe f. Pfte. mit willkührl. Violin-Begl. 1 fl.
Herz, Jac., 2 Balletstücke a. La Tentation als Rondo f. Pfte. arrg. Op. 24. Nr. 1. La Romeca. 1 fl.
— — Nr. 2. La Gallopade. 1 fl.
— — brill. Variat. f. Pfte. üb. e. Schwed. Them. Op. 23. 1 fl. 36 kr.
Hünten, Fr., Variat. f. Pfte. üb. den Sehnsuchts-Walzer. Op. 56. Nr. 1. 1 fl.
— — Variat. f. Pfte. üb. e. Th. v. Auber. Op. 56. Nr. 3. 1 fl.
Koch, 2 Rondos f. Pfte. Op. 55. Nr. 1. à l'espagnole. 1 fl. Nr. 2. à l'allemande. 1 fl.
Kreuzer, Conr., 12 Gedichte von Teppert f. 4 Männerst. Liv. 1. 1 fl. 30 kr.
Küffner, 15 verschied. Gallopp-Walzer f. Pfte. jeder 8 kr.
— Melange f. Pfte. üb. Th. a. d. Cornet. 1 fl.
Meyerbeer, Marsch f. Pfte. a. Robert d. Teufel. 8 kr.
Pearsall, 5stimmig. Graduale f. d. St. Stephansfest. Partitur. Op. 7. 24 kr.
Posaunen Gamme f. Bass od. Tenor Posaune. 12 kr.
Ries, Ferd., gr. Ouverture und Triumph-Marsch f. gr. Orchester in Stimmen. Op. 172. 7 fl. 48 kr.
— — Dieselbe f. Pfte. vierhändig arrg. 1 fl. 48 kr.
Rummel, Schlummerlied a. d. Stummen von Portici f. Clarinette und Pfte. arrg. 48 kr.
Zimmermann, Rondo f. Pfte. üb. Th. a. Aubers „Le Serment" O. 27. 1 fl. 12 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[622] Bei Fleischmann in München ist erschienen:

Taubmanniana, oder des launigen Wittenberger Professors, Fr. Taubmann, Leben, Einfälle und Schriftproben. Kritisch bearbeitet vom

Professor Oertel. Mit Taubmanns Bildniß. gr. 12. in Umschlag. 12 Gr. oder 45 kr.

Diesem ungemein interessanten Werkchen, reichlich ausgestattet mit fröhlicher Laune und gutmüthiger Satyre, wird der verdiente Beifall gewiß nicht fehlen.

---

[28] Oken's Naturgeschichte.

So eben ist erschienen:

Allgemeine Naturgeschichte
für alle Stände
von
Hofrath Oken.

Erste und zweite Lieferung, mit Oken's Porträt. 12 Bog. gr. 8. Preis 18 kr. od. 5 Gr. für jede Lieferung.

In jeder Buchhandlung ist eine ausführliche Anzeige des Werkes gratis zu haben.

Carl Hoffmann in Stuttgart.

---

[50] Leipzig. (Interessantes politisches Werk.) In J. Scheible's Verlags-Expedition erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitansichten
eines
Süddeutschen.

Herausgegeben von
Friedrich Ludwig Bührlen.

21 Bog. stark. 8. broch. Velinp. 1 Rthlr. 6 Ggr. od. 2 fl.

Es sind ruhige Blätter in einer bewegten Zeit; patriotische Blicke in das deutsche National-Leben, auf die Puppen und Popanze unsrer Tage, keine politische Einzelnheiten, keine hypochondrische Aengste, phantastische Hoffnungen. Es ist möglichst klares Anschauen des konstitutionellen, des nationalwirthschaftlichen Lebens, gedrängte Aufsätze über freie Presse, Volksversammlungen, Partheikämpfe, öffentliche Meinung, Staatslasten, Reformen ꝛc. durchwoben mit kurzen Bemerkungen über das Volksleben im Ganzen. Keine Gernrednerei, sondern entschiedener, heiterer Ernst, auch dem Nichtpolitiker jeden Standes genießbar. — Der Herr Verfasser ist dem Publikum als höchst angenehmer Erzähler längst vortheilhaft bekannt.

Leipzig. (Literatur.) In J. Scheible's Verlags-Expedition erschien und wurde so eben an alle Buchhandlungen versandt:

Kardinäle, Bischöfe und Priester
als
Liebes-Abentheurer
durch
Cölibatgebot und jesuitische Grundsätze.

Historisch geschildert von
Santo-Domingo.

Aus dem Französischen.

8. broch. Velinpap. 20 Ggr. oder 1 fl. 21 kr.

---

[37] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alexis.
Eine Trilogie, von K. Immermann.

(1. Die Bojaren. 2. Das Gericht von St. Petersburg. 3. Eudoria.)

418 Seiten in 8. Mit einer Musikbeilage. Auf Velinpapier in eleg. Umschlag geheftet. Düsseldorf, bei J. E. Schaub. Preis 2 Rthlr. 12 Ggr.

Diese Trilogie behandelt das lezte Aufstreben der alt-russischen Magnatenherrschaft gegen Peters des Großen Alleingewalt, den Prozeß und Tod des Alexis, Peters des Großen lezte Lebensstunden und die Thronbesteigung Katharina's.

---

[625] M. Th. v. Sönner's Kommentar über das Hypothekengesetz des Königreiches Bayern. 2 Bde. gr. 8. München bei Fleischmann. 4 Rthlr. 16 Gr. oder 7 fl. 12 kr.

Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Alle, welche sich genaue Kenntniß vom ganzen Hypothekenwesen verschaffen wollen. Der Verfasser kommentirt in diesem Werke das Hypothekengesetz auf eine so klare Weise, daß dem Beamten, der sich dieses Buches bedient, die größte Erleichterung zugeht, nicht zu gedenken der Ersparung an Zeit und Arbeit.

---

[48] So eben ist erschienen:

Systematische Beschreibung
der
Kultivirten Kohlarten
mit ihren zahlreichen Spielarten, ihrer Kultur und ökonomischen Benutzung
nach
mehrjährigen Anbauungs-Versuchen
bearbeitet von
J. Metzger,

Großherzoglichem Garteninspektor und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Mit Abbildungen.

gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 45 kr.

Der Herr Verfasser, welcher durch sein Allgemeines Gartenbuch, sein Werk über den Rheinischen Weinbau, ꝛc. ꝛc. sich schon eben so als Schriftsteller von tüchtigen und umfassenden Kenntnissen bewährt hat, wie seine seltenen Leistungen in den akademischen Gärten Heidelbergs, und in dem landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Baden ihm nach allen Seiten die dankbarste Anerkennung bereitet haben, hat hier seinen Fleiß und seinen Scharfsinn einem Gegenstande gewidmet, der, für Haus- und Landwirthschaft gleich wichtig, dennoch bisher einer Darstellung entbehrte, durch welche genaue Kenntniß und richtige Behandlung allein erzielt werden können.

August Oßwald,
Universitäts-Buchhändler.

[39] Zur bevorstehenden Konfirmation empfehlen wir aufs neue folgende Werke:

Mitgabe für das ganze Leben,

beim Austritt aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben. Am Tage der Konfirmation der Jugend geheiligt von M. Rosenmüller. 8. 6te Auflage mit 1 Kupfer, broch. 16 Gr.

Eltern können ihren Kindern bei jenem wichtigen Schritt kein paßlicheres und einflußreicheres Geschenk machen, als mit diesem die allgemeine Anerkennung besitzenden, durch die darin enthaltenen Lehren wahrhaft segensreichen Buche.

Beicht- und Kommunionbuch

von M. Johann Christian Förster. Vierte Auflage verbessert von M. Rosenmüller. 8. Preis 8 Gr.

Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

---

[43] **Tristram Shandy's Leben und Meinungen von Lawrence Sterne.** Neu übertragen von W. H. 1—46 Bdchn. à 9 Ggr. Auch unter dem Titel: Sammlung der ausgezeichnetsten humoristischen und komischen Romane des Auslandes in neuen, zeitgemäßen Bearbeitungen 10—136 Bdchn. 12. Magdeburg, Rubach.

(Recension aus der Leipz. Lit.-Ztg. 1832. Nr. 236. pag. 1888.) Eine neue Uebersetzung solcher klassischen Arbeiten des 18ten Jahrhunderts scheint uns sehr à propos zu seyn, und hätte sie nur das Gute, daß sie dieselben auf's Neue in Erinnerung bringt und die jetzige Generation veranlaßt, sich mit den Schöpfungen eines Sterne, Fielding ꝛc. bekannt zu machen, die, was treue Darstellung der Sitten und Meinungen ihrer Zeit und Originalität der Charaktere betrifft, mit W. Scott und Cooper und Irving wetteifern können. Die älteren Uebersetzungen wollen jezt aber freilich nicht mehr munden, und so kann nur eine neue, von gewandter Hand besorgte, die wieder anzuknüpfende Bekanntschaft fördern. Der uns vorliegenden ist das Beste nachzurühmen u. s. w.

---

[41] **Anzeige**

über die so eben wieder im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung in Hannover erschienenen neuesten Ausgaben der geographischen und historischen Hand- und Lehrbücher

des Herrn Rector Dr. W. F. Volger.

1) Handbuch der Geographie.

Von Dr. W. F. Volger.

Dritte sehr vermehrte Auflage mit Tabellen und vollständigem Namen-Register zum Nachschlagen. 2 Bände. circa 80 Bogen auf feinem Velin-Druckpapier. gr. 8. 1833. 2⅔ Rthlr.

Wenn schon die erste Auflage dieses Handbuchs von zahlreichen Beurtheilern einstimmig als eins der ausgezeichnetesten Werke im Fache der Geographie empfohlen wurde, so hat dies Lob den thätigen Herrn Verfasser nur aufgemuntert, demselben ferner die größte Sorgfalt zu widmen und alle ihm irgend zu Gebote stehenden Quellen zu weiterer Vervollkommnung seiner Arbeit anzuwenden. Wie sehr ihm dies gelungen, beweiset der schnelle Absatz der zweiten Auflage, die stark vermehrt und zum Theil ganz umgearbeitet war. Nicht weniger aber zeichnet sich auch diese dritte Auflage von der vorhergehenden aus. Der Herr Verfasser hat nicht allein seinem ursprünglichen Plane getreu auf die naturgemäße Schilderung (nicht bloße Herzählung von Gebirgen, Flüssen, Produkten ꝛc.) der Länder und Hervorhebung der besonderen Eigenthümlichkeiten des Bodens, Klima's, der Einwohner und Erzeugnisse, sondern auch besonders auf die Darstellung der wichtigsten Momente der Geschichte und Verfassung in kurzen, aber deutlichen Umrissen sein Hauptaugenmerk gerichtet, und daneben nicht weniger für möglichste Vervollständigung der eigentlichen Topographie gesorgt. Vorzüglich hat die Schilderung des deutschen Vaterlandes bedeutend durch Berücksichtigung der Verfassung, genauere Darstellung des Einzelnen und Anordnung des Ganzen gewonnen. Daß er bei der Verbesserung seiner Arbeit sich der Unterstützung mehrerer ausgezeichneter Geographen und Statistiker Deutschlands erfreute, darf nicht unerwähnt bleiben. Noch muß auf die Reichhaltigkeit des Registers aufmerksam gemacht werden, welches in dieser Gestalt vollständig genannt und wodurch dieses Handbuch zugleich als Zeitungs-Lexikon gebraucht werden kann. Die Verlagshandlung hat, in Anerkennung der vielfachen Theilnahme für dieses gemeinnützige Unternehmen, nicht nur für eine vorzügliche äußere Ausstattung des Werkes gesorgt, sondern ungeachtet des großen Umfangs von circa 80 Bogen compressen Drucks und mehrerer Tabellen, mit scharfen Lettern auf feinem Papiere, den Preis zu 2⅔ Rthlr. höchst billig angesezt, so daß diesem für jeden Gebildeten unentbehrlichen und praktisch-brauchbaren Werke in aller Rücksicht die erlangten Vorzüge und die fernere allgemeinste Verbreitung unter allen Ständen wieder um so mehr gesichert worden sind.

2) Lehrbuch der Geographie

von Dr. W. F. Volger

in 3 Kursus für die verschiedenen Schul-Klassen. gr. 8. Erster Kursus oder Leitfaden. 6te Auflage. 1833. 4 Ggr. Zweiter Kursus oder Schulgeographie. 2te Auflage. 1833. 12 Ggr. Dritter Kursus oder vergleichende Darstellung der alten, mittlern und neuern Geographie. 1832. 18 Ggr. Alle 3 Kursus 1 Rthlr. 10 Ggr.

3) Anleitung zur Länder- und Völkerkunde.

Für Bürger- und Landschulen, so wie zum Selbst-Unterrichte.

Von Dr. W. F. Volger.

I. Theil: Europa, mit 3 Tabellen. II. Theil: die übrigen Welttheile, mit 3 Tabellen. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Preis für's Ganze, 45 Bogen in gr. 8. 1 Rthlr. 8 Ggr. Jeder Theil auch einzeln à 16 Ggr.

4) Lehrbuch der Geschichte.

Von Dr. W. F. Volger.

Erster Kursus oder Leitfaden für den ersten Unterricht in der Geschichte. Zweite verbesserte und vermehrte

Auflage. Mit Tabellen. gr. 8. 1833. 6 Ggr. Zweiter Kursus oder Abriß der Geschichte für die mittleren Gymnasial-Klassen. Mit Tabellen. gr. 8. 1833. 10 Ggr. Beide Kursus 16 Ggr.

---

[627] Bei Fleischmann in München ist erschienen:

J. A. Eisenmann's topographisches Lexikon vom Königreiche Bayern, oder alphabetisches Verzeichniß aller in dem Königreiche enthaltenen Städte, Märkte, Dörfer, Weiler, Schlösser, Höfe, Einöden, Mühlen, Gebirge, Berge, Flüsse, Seen, Wälder und der Gerichtsbehörden, in deren Bezirke dieselben begriffen sind. 2 Bände. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Ein unentbehrliches Werk für Beamte, Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbsleute und überhaupt für jeden Geschäftsmann.

---

[42] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Reichard's Passagier auf der Reise

in Deutschland, der Schweiz, nach Venedig, Amsterdam, Paris und Petersburg. Mit besonderer Berücksichtigung der Badeörter, der Reise nach dem Harz und Riesengebirge, der Donau- und Rheinfahrt. Siebente, berichtigte und sehr verm. Auflage, mit einer neuen Postcharte. 712 S. 8. saub. geb. 3 Thlr. 6 Gr. od. 5 fl. 51 kr.

Sieben Auflagen!!

die genügendste Empfehlung für dieses Reisehandbuch!

---

[35] Bei Friedrich Wagner, Buchhändler in Freiburg, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Herzog von Reichstadt.

Nachrichten von seinem Leben, seiner Erziehung, seinem Tode, gesammelt in Wien durch H. von Montbel, ehemaliger Minister Karls X. Deutsch herausgegeben von K. v. Kronfels. 8. brochirt 18 Gr. sächs. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

---

[36] Neue Verlagswerke von Boike in Berlin:

Aurelius Victor, Sextus, de viris illustribus urbis Romae. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wörterverzeichnisse für Schulen, herausgegeben von Dr. Brohm. Zweite, durchaus umgearbeitete Ausgabe. 10 Ggr.

Hertwig, Dr. C. H., praktische Arzneimittellehre für Thierärzte. 4 Rthlr.

Lüdersdorff, Dr. F., das Auflösen und Wiederherstellen des Federharzes, genannt: Gummi elasticum; zur Darstellung luft- und wasserdichter Gegenstände u. s. w. 8 Ggr.

Pfeil, Dr. W., neue vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten. Ein Handbuch für Forstbesitzer und Forstbeamte. Fünfte und letzte Abtheilung, die Forsttaxation enthaltend. Zweite Ausgabe. 2½ Rthlr. (Die 4 ersten Abtheilungen kosten 7½ Rthlr.)

Sammlung der Provinzial- und statutarischen Gesetze in der preußischen Monarchie. Nach Anleitung der Provinzial- und statutarischen Rechte des Justiz-Ministers Dr. v. Kamptz. Zweiter Band, die zweite Abtheilung der brandenburgischen Provinzialgesetze vom Jahre 1701 bis 1777 enthaltend. Subscriptionspreis 2 Rthlr. 20 Ggr.

v. Valentini, Gener. Lieut. Freih., die Lehre vom Krieg, in 4 Bänden mit 56 Planen. Neue wohlfeile Ausgabe. 9 Rthlr.

Wörterbuch, encyklopädisches, der medicinischen Wissenschaften. Herausgegeben von den Professoren der medicinischen Fakultät zu Berlin: D. W. H. Busch, C. F. v. Gräfe, C. W. Hufeland, H. F. Link, K. A. Rudolphi. Achter Band. (Cirillo's Salbe bis Crocidismus.) Subscriptionspreis 3 Rthlr. 8 Ggr.

---

[38] **Literarische Anzeige.**

Da hie und da von Freunden der Physik, denen das große Gehler'sche physikalische Wörterbuch, auf's Neue herausgegeben von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke und Pfaff, für die Bedürfnisse, deren Befriedigung sie nur wünschten, zu umfassend und zu kostbar scheint, der Wunsch, daß ein, weniger für den Physiker als für den Dilettanten berechneter Auszug aus dem großen Wörterbuche erscheinen möge, geäußert worden ist; so zeige ich hierdurch an, daß ich mit den Herausgebern der neuen Ausgabe des Gehler'schen Wörterbuchs, über einen zweckmäßigen Plan, wie dieser Wunsch zu erfüllen sey, in Unterhandlung stehe. Ich hege die Hoffnung, sehr bald über die wirkliche Ausführung dieses Planes genauere Auskunft geben zu können, und theile diese vorläufige Anzeige nur darum mit, damit Theils den geschehenen Anfragen geantwortet, Theils jede etwanige Kollision vermieden werde, da offenbar Niemand besser, als die Bearbeiter des großen Wörterbuchs, im Stande ist, die Ansprüche des Publikums zu befriedigen.

Leipzig, im Febr. 1833.

E. B. Schwickert.

---

[617] Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Handbuch der kaufmännischen Rechenkunst von F. Schwab. 2 Bde. 2te verm. und verb. Auflage. gr. 8. München bei Fleischmann. 5 fl. 36 kr.

Möge kein angehender Kaufmann, der sein Fach gründlich erlernen will, und kein Principal, dem an gewissenhafter Ausbildung seiner Lehrlinge gelegen ist, die Anschaffung dieses klassischen Werkes versäumen!

---

[52] Die

schweizerische Zeitung für Landwirthschaft und Gewerbe

wird auch in diesem Jahre fortgesezt, und der Herausgeber, Herr Antistes Steinmüller, wird es an mannichfaltigen, belehrenden und interessanten Mittheilungen nicht fehlen lassen, um auch diesem dritten Jahrgange eine größere Wirksamkeit zu gewinnen.

Der Preis des Jahrgangs ist 2 fl. 40 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr. Bestellungen besorgen alle Buchhandlungen.

St. Gallen, den 1. März 1833.

Huber u. Comp.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

1833.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nähret,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
in Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Residenzstädten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge in Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den streng wissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ hiefür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Thlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. rlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Neuere Volkslieder der Spanier, von C. H. Huber. 79. 80. 81. 89. 98. 101. 103.
Ueberraschung, von Stadl. 79.
An Justinus Kerner, von G. Pfizer. 92.
Das Meer, von Fr. Förster. 95.
Charade: Wallroß. 85.
Räthsel: Papier 89. — Das A. B. C. 101.
Logogryph: Greis. Reis. Eis. 95.

Erzählung.

Die Jesuitenschüler. 82 — 87. 90 — 98.

Reisen.

Römische Briefe. 81. 82. 83. 84.

Naturgeschichtliches.

Ueber die in Steinblöcken und Baumstämmen lebendig gefundnen Kröten. 78.
Betrachtungen über das Alter einiger Bäume aus der Familie der Nadelhölzer. 88.
Geologische Grillen, 1ster Artikel. 93 — 101.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Industrieritter. 78. 79. 80. 81.
Der Ball und das Jahrhundert. 85. 86.
Die Singekränzchen. 87. 88. 89. 90. 91.
Das Eine, was Noth thut in Frankreich. 89.
Ueber Telegraphen und die Telegraphie überhaupt. 99. 100. 101. 102. 103.
Vom Rückfall Frankreichs in die Sitten des achtzehnten Jahrhunderts. 102. 103.

Korrespondenz.

Dresden. 78. — Genf. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 95. 96. 97. — München. 81. 82. 83. 84. 85. — Paris. 86. 87. 88. 90. 91. 92. 96. 97. — Berlin. 87. 88. 89. — Karlsruhe. 91. 92. 93. 94. — Metz. 93. 94. — Petersburg. 98. 99. 100. — London. 99. — Wien. 101. 102. 103.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Lasinios Kupferstiche nach alt-italienischen Malereien und Skulpturen. — Archäologische Literatur. Festa nuziale nel dipinto di un antico vaso plastico Greco Siciliano descritto e publicato da Niccolo Maggiore.

Nro. 28.

Ueber die Würde des Steinmetzenmeisters im Mittelalter. — Sardinische Alterthümer. — Die Liebfrauenkirche und deren Kunstschätze in Halberstadt.

Nro. 29.

Kunstgeschichte. Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis 1567, beschrieben von Giorgio Vasari. Aus dem Italienischen, von L. Schorn. — Das Denkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe und seiner Gemahlin, in der Stiftskirche zu Oehringen. — Gallerie Mossi in Turin.

Nro. 30.

Kunstgeschichte. Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister ꝛc. (Forts.) — Neue Kupferstiche. Ego dilecto meo. Gemalt von Carlo Dolce, gezeichnet von Cesare Ferrari, und gestochen von Giovito Garavaglia in Pavia.

Nro. 31.

Kunstgeschichte. Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister ꝛc. (Forts.) —. Berichtigung zu dem Aufsatz über Niccolo Petri.

Nro. 32.

Kunstgeschichte. Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister ꝛc. (Beschluß.) — Griechenland. — London.

Nro. 33.

Kunstgeschichte. Die Nürnbergischen Künstler, geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken, herausgegeben von dem Vereine Nürnbergischer Künstler und Kunstfreunde. — Frankfurter Kunstverein.

Nro. 34.

Kunstgeschichte. Die Nürnbergischen Künstler, geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken ꝛc. (Forts.) — Italien.

Nro. 35.

Ueber Raphael's Spasimo di Sicilia. Aus Anton Raphael Mengs Sendschreiben an Anton Ponz. — Kunstgeschichte. Die Nürnbergischen Künstler, geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken ꝛc. (Beschluß.) — Kunst-Anzeige.

Literatur-Blatt.

Nro. 34.

Staatswissenschaft. 21) Die Verfassung und Verwaltung deutscher Staaten, nebst staatsrechtlichen Ansichten, historisch-politisch dargestellt von Fries. — 22) Regierungslehre von Zachariä. — Französische Literatur. Revue des deux mondes.

Nro. 35.

Außereuropäische Reisen. 1) Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinents, in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von Alexander von Humboldt und A. Bonpland.

Nro. 36.

Außereuropäische Reisen. 2) Reise über England und Portugal nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La-Plata-Stromes während den Jahre 1823 bis 1827 von J. F. v. Weech.

Nro. 37.

Außereuropäische Reisen. 3) Reise nach dem stillen Ocean und der Beeringsstraße, zur Mitwirkung bei der Polarexpedition ꝛc. von Kapitän Beechey, in den Jahren 1825—1828.

Nro. 38.

Außereuropäische Reisen. 4) Reise nach Kolumbien in den Jahren 1825 und 1826 von C. A. Gosselmann. Aus dem Schwedischen übersezt von Freese. — Rechtskunde. Merkwürdige Kriminalrechtsfälle, für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen herausgegeben von Dr. Bischof.

Nro. 39.

Außereuropäische Reisen. 5) Esquisse morale et politique des Etats-unis de l'Amérique du Nord, par Achille Murat.

Nro. 40.

Außereuropäische Reisen. 6) Lights and Shadows of american life. — 7) Das liberale System, oder das freie Bürgerthum in seiner Entfaltung; in einem Gemälde des Bundesstaats von Nordamerika praktisch dargestellt von Dr. Brauns. — 8) Reise nach dem Staat Ohio in Nordamerika, gemacht in Begleitung einer Anzahl Auswanderer und beschrieben von Niklaus Joß. — 9) Merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben reisender Personen. Für Leser aus allen Ständen.

Nro. 41.

Außereuropäische Reisen. 10) Histoire des colonies pénales de l'Angleterre dans l'Australie par Ernest de Blosseville. — 11) Visite aux mers du Sud pendant les années 1829 et 1830 par E. S. Stewart. — 12) Jahrbuch der Reisen und neuesten Statistik, von K. F. W. Hoffmann.

Nro. 42.

Außereuropäische Reisen. 13) Bericht über eine Reise durch die obern Provinzen von Vorderindien von Kalkutta bis Bombay in den Jahren 1824 und 1825 von Dr. Reginald Heber. Aus dem Englischen.

Nro. 43.

Außereuropäische Reisen. 13) Bericht über eine Reise durch die obern Provinzen von Vorderindien von Kalkutta bis Bombay, von Dr. R. Heber. (Beschl.) — 14) Gallerie der neuesten Reisen von Russen, in fortgehenden Lieferungen dargestellt von L. Frhr. v. Buddberg. 1ste Lieferung. Reisen eines Russen durch Weiß-, Klein- und Neurußland ꝛc.

Nro. 44.

Außereuropäische Reisen. 15) Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien, von A. v. Prokesch.

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 1. April 1833.

Timon. — Was? Diebe?
Diebe. — Kriegsvolk, keine Diebe.
Timon. — Beides, und vom Weib geboren!
Shakespeare.

Die Industrieritter.

Nach dem Franzosen Arago.

Wie man Schneider, Schuster, Krämer, Schriftsteller ist, just so ist man auch Industrieritter. Aber diese Klasse gleicht in der Gesellschaft den Käfern in der Insektenwelt: sie ist äußerst vielgestaltig und kommt allüberall vor, in den aristokratischen Salons wie in der verworfensten Kneipe, in der Werkstätte wie im Studierzimmer. Es gibt derlei Ritter im Federhut und den Degen an der Seite, es gibt welche mit dem Aktenbündel unter dem Arm, im abgetragenen Rock wie im elegantesten Frak, mit der modischen Reitpeitsche und dem Hakenstock des Lumpensammlers. Der Chevalier d'Industrie ist keineswegs blos ein zierlicher Spieler an einem Pharotisch, ein Schönschwätzer in einem Theaterfoyer oder ein eleganter Reiter auf einem englischen Fuchsen oder einem andalusischen Hengst; nein, hier ist er ein plumper, händelsüchtiger Bursche auf dem Quai de la Grève, dort ein zudringlicher, geschwätziger Verkäufer von Contremarken an einer Theaterthüre, und weiterhin betrinkt er sich, wenn der Tag reichliches Almosen abgeworfen. Die glänzendsten Kaffeehäuser im Palais royal haben nicht mehr Industrieritter aufzuweisen, als die stinkendste Straße in Paris, die Rue Quincampoix, oder das rauchigste Estaminet in der Cité. Wer kein Gewerbe hat, das ihn nährt, kommt naturgemäß dazu, auf Kosten der Narren und Gimpel sein Leben zu fristen, und wird durch Uebung ein Proteus, der überall dem Gesetze durch die Hand schlüpft. So sehen wir denn unsere Ritter für ihren Lebensunterhalt die mannigfaltigsten Künste üben, wie der gewandte Schauspieldirektor, zu Belustigung seines Publikums, Spaß und Ernst, das Wißspiel und das Rührstück, Drama und Posse vorüberziehen läßt.

Eines Abends ging ich spät nach Hause, in das Observatorium. Da trat, fast gegenüber der niedrigen Mauer, an der der Marschall Ney nach fünf- und zwanzig ruhmgekrönten Jahren für eine augenblickliche Verirrung gebüßt hat, ein ziemlich ordentlich gekleideter Mann auf mich zu und sprach mit unsicherer Stimme: „Ich bitte um eine Unterstützung.“ Ich verdoppelte meine Schritte. „Guter Herr,“ fuhr er bestimmter fort, „ich habe kein Nachtlager; geben Sie mir eine Kleinigkeit!“ Ich habe nichts, rufe ich und eile rasch vorwärts. Der Mann mir nach, packt mich am Kragen und ruft mit heller Stimme: „Herr, ein Almosen!“ — „So spät bettelt man nicht.“ — „Mag seyn, aber so spät weist man einen auch nicht ab.“ Ich gab ihm ein Geldstück, und er verschwand, ohne Dank zu sagen. Beim schwankenden Licht der Laterne hatte ich das Gesicht des Mannes gesehen. Er sah niedergeschlagen aus, jedoch nicht eigentlich verdorben; wohl war sein Blick schlimm, aber er kam mir

nicht natürlich vor; es war als zwänge er ſich, grimmig auszuſehen, wie man die Stimme verſtärkt, wenn man ein Kind einſchüchtern will. Was er ſprach, war ſtoßend, abgebrochen, wie eingelernt, und imponirte mir keineswegs. Nach der erſten augenblicklichen Ueberraſchung hatte ich nicht übel Luſt, dem Bettler den Arm zu bieten und ihn zu bitten, er möchte mit mir nach Hauſe kommen. Er ließ mir nicht Zeit dazu; das Almoſen hatte ich ohne eine Regung von Mitleid hingegeben, und als ich ihn ſo ſchnell verſchwinden ſah, gereute es mich.

Meine Freunde, denen ich mein verdächtiges Abentheuer erzählte, baten mich, auf der Hut zu ſeyn und Abends einen andern Weg nach Hauſe einzuſchlagen. Aber trotz dem ging ich täglich, häufig um Mitternacht, allein und zu Fuße durch dieſelben herrlichen Alleen zwiſchen dem Pallaſte Luxemburg und der Sternwarte, ohne wieder Jemanden zu begegnen. Aber eines Abends, etwa zwei Monate nach jenem Vorfall, gehe ich im Schatten längs des Grabens der Baſtille hin — „Guter Herr, ein Almoſen!“ Ha! das iſt dieſelbe Stimme wie damals! Ich trete keck auf meinen Buſchklepper zu, und dieſer fängt alsbald an zu zittern. „Ich kenne Euch wohl,“ ſage ich; „Ihr habt mich vor zwei Monaten um Mitternacht in einer Allee bei der Sternwarte angepackt; jezt arretire ich Euch.“ — „Was wollen Sie mit mir?“ — „Nun, was thut man mit Räubern und Mördern? Ihr ſeyd zwar keines von beiden, das ſehe ich. Kommt mit mir!“ Der Buſchklepper ging lautlos, geſenkten Blicks hinter mir her; er konnte mir entlaufen, denn ich war mehrere Schritte vor ihm. Ich drehte mich um: „Ich wette, Ihr habt keinen Stockdegen, keine Piſtole, keinen Dolch bei Euch.“ — „Kein Federmeſſer! Wozu auch? Sie haben Recht: ich bin kein Räuber, kein Mörder; ſeit länger als einem halben Jahre friſte ich auf dieſe Weiſe mein Leben und warte immer darauf, daß mich einer vor Gericht führe; denn dann habe ich doch Koſt und freie Wohnung. — Vielen Dank,“ fuhr er mit bewegter Stimme fort, „großen Dank, daß Sie mir das Umherlaufen erſparen.“

Was ſollte ich anfangen? Moral predigen? Guter Gott! was hätte mein Spekulant davon verſtanden! „Was wollt Ihr mit den zwei Fünffrankthalern hier anfangen, wenn ich ſie Euch gebe?“ — „Davon leben.“ — „Ja, Euch toll und voll trinken.“ — „Herr, nur zweimal habe ich das gethan, einmal am Tage, wo ich mein Gewerbe begann, und dann Abends einmal, ehe ich für mein Kind ein Brod ſtahl.“ — „Wie geht es Eurem Kind jezt?“ — „Es wartet auf mich und ſchreit nach Brod.“ — „Wo?“ — „Daheim.“ — „Wo wohnt Ihr?“ — „Ueberall und nirgends. Ich eſſe auf der Straße, ſchlafe auf der Straße neben meinem Kinde, und wärme es ſo. Geſtern wollte ich in das Waſſer ſpringen und ſprach zuvor noch einen Vorübergehenden an. Arbeite! fuhr er mich an. Gebt mir Arbeit, erwiderte ich. Er hieß mich mitgehen, der reiche Mann, und lud mir einen Korb mit koſtbaren Weinen auf. Ich lief eine Stunde baarfuß hinter ſeinem Kabriolet her; als ich athemlos zur Stelle war, ſprach der reiche Mann: hier dein Lohn! Ich bekam zwölf Sous; der reiche Mann brachte mich zum wenigſten um zwölf Sous. — Mein Kind bekam zu Eſſen, wir hatten Obdach auf eine Nacht, und ich verſchob den Entſchluß, mich zu ertränken, auf den andern Tag, das heißt auf heute.“ Der wunderliche Bettler wollte mit dieſen Worten ſeiner Wege gehen, ich hielt ihn. „Nehmt dieſe zehn Franks.“ — „Guter Herr, damit; und fallen hie und da zwölf Sous von ſo reichen Leuten ab, wie der geſtrige, da lebe ich einen ganzen Monat und mein Kind hat Brod!“

Allerdings, mein Bettler, Wegelagerer und Induſtieritter in Einer Perſon hatte Obdach auf ein paar Tage und konnte ſein Kind die rothen, ſtarren Händchen am Feuer wärmen laſſen. Wer wirft den erſten Stein auf meinen Schüzling?

(Die Fortſezung folgt.)

Ueber die in Steinblöcken und Baumſtämmen lebendig gefundenen Kröten.

Allgemein bekannt ſind die Geſchichten von Kröten, welche man in Steinblöcken und Baumſtämmen lebendig gefunden haben will, und zwar in Höhlungen derſelben, welche von der Luft gänzlich abgeſchloſſen geweſen ſeyn ſollen. Eine nähere Unterſuchung dieſes Gegenſtandes konnte einerſeits unſere Kenntniſſe von der thieriſchen Oekonomie erweitern, andernſeits wenigſtens dazu dienen, ein althergebrachtes Vorurtheil zu widerlegen; dazu brauchte es aber, da ſich wohl höchſt ſelten ein Naturkundiger in dem Augenblick, wo man ein ſolches eingeſchloſſenes Thier entdeckt, im Steinbruch oder im Wald befindet, unmittelbare Verſuche. Den ſehr natürlichen Gedanken, ſolche anzuſtellen, hat nun vor einiger Zeit der berühmte engliſche Geolog Buckland ausgeführt.

Im November 1825 ließ er zwölf runde Löcher in einen Block Jurakalkſtein meißeln, deren jedes etwa einen Fuß tief war und fünf Zoll im Durchmeſſer hielt. Oben brachte man rings herum einen Falz an, in welchen, nach Einbringung der zum Verſuch beſtimmten Thiere, eine Glasplatte eingepaßt wurde; die Ränder wurden verkittet, damit die äußere Luft hier gar keinen Zutritt haben konnte. Zwölf kleinere Löcher, ſechs Zoll tief und fünf weit, wurden in einem andern Block von dichtem Sandſtein angebracht und auf gleiche Weiſe geſchloſſen. Die Glasplatte dieſte dazu, daß man das Thier beobachten konnte, ohne Luft zuzulaſſen, und um alle Inſekten abzuhalten, von denen ſich das Thier hätte nähren können

Der angewendete Kalkstein war so porös, daß er Wasser und demnach wohl auch Luft durchließ, der Sandstein dagegen war sehr dicht.

Am 25ten November 1825 wurde in jede der vier-und-zwanzig Zellen eine vorher sorgfältig gewogene Kröte gebracht, die Zellen auf obgenannte Weise verschlossen und die Blöcke im Garten drei Fuß tief eingegraben. Am 10ten December 1826 grub man sie wieder aus und schritt zur Untersuchung. Sämmtliche in den Sandsteinblock eingeschlossene Kröten waren todt und so stark verwest, daß sie schon geraume Zeit zu Grunde gegangen seyn mußten. Dagegen lebten die im porösen Kalkstein eingeschlossenen größtentheils noch. Eine, welche vor dem Eingraben 924 Gran gewogen hatte, wog nur noch 698. Eine andere dagegen hatte an Gewicht zugenommen; sie wog jezt 1265 Gran, vor dem Eingraben nur 1185, aber das Glas an dieser Zelle war etwas beschädigt. Indessen fand man keine Spur von Insekten darin, in einer andern Zelle dagegen, wo die Kröte todt war, bemerkte man eine Menge sehr kleiner Insekten, deßgleichen am Glase einer dritten. Buckland meint, in eine weitere Zelle, deren Kröte auch schwerer geworden war, möchten auch Insekten gedrungen seyn. Die kleinsten Subjekte waren alle todt, die größern, überlebenden, erschienen, mit Ausnahme der zwei angeführten, abgemagert.— Im Laufe des zweiten Jahrs starben alle, auch die, welche im ersten schwerer geworden waren. Auf dieselbe Weise wurden Kröten in den Stamm eines Apfelbaums eingeschlossen, und diese starben sämmtlich vor Ablauf des ersten Jahrs.

Nach dieser leztern Erfahrung und dem Resultat, das der Versuch mit dem Sandsteinblock ergab, scheint es, daß Kröten, völlig von der äußern Luft abgeschlossen, kein Jahr leben können, und der Versuch mit dem Kalkstein sezt es ziemlich außer Zweifel, daß sie nicht zwei Jahre ohne alle Nahrung ausdauern. Man darf diesem nach wohl sicher annehmen, daß in den Fällen, wo man Kröten in Stein- oder Holzblöcken, ohne alle Kommunikation mit der Luft gefunden haben will, Täuschung obwaltet. Die erwähnten zwei Fälle von Kröten, welche nach einem Jahr schwerer gefunden wurden, beweisen nur, durch welch kleine Oeffnungen Insekten, mit welchen das Thier sein Leben fristet, durch den Stein dringen können.

Wenn die Kröte ihre ersten Entwicklungsstufen, in denen sie bekanntlich langgeschwänzt und ganz auf das Wasser beschränkt ist, durchlaufen hat und nun das Wasser verläßt, so ist das Erste, daß sie sich in Stein- oder Baumritzen in der Nachbarschaft einen Schlupfwinkel sucht. Es läßt sich gar wohl denken, daß eine junge Kröte durch eine kleine Oeffnung in ein Loch geräth, hier sich von den Insekten, welche aus und ein gehen, reichlich nährt und so stark wächst, daß sie bald durch die Oeffnung, durch welche sie hereingekommen, nicht mehr hinaus kann. Unwissenden Holzhauern oder Steinbrechern, welche bei ihrer Arbeit die Höhle der Kröte zufällig aufbrechen, entgeht leicht eine so kleine Oeffnung. In den Fällen, wo Eidechsen, Schlangen, Kröten beim Zerschlagen von Steinen oder Steinkohlenstücken unerwartet zu Tage gekommen, ist es hinterher in der Regel unmöglich, sich von der Beschaffenheit des Steins vor dem Zerschlagen genau zu unterrichten. Man müßte den Block sehr sorgfältig untersuchen, ehe man ihn zerbräche; dieß geschieht aber natürlich nicht, weil im einzelnen Fall kein Mensch an die Existenz solcher Thiere denkt.

Sollte es je vorgekommen seyn, daß Kröten in vollkommen geschlossenen Höhlen lebendig gefunden worden sind, so glaubt Buckland diese Fälle daraus erklären zu können, daß die Kommunikation nach außen im Stein erst später durch Stalaktitenmasse abgeschlossen worden ist. Was Baumstämme betrifft, so ist einleuchtend, daß Höhlungen in denselben, welche lange durch Ritzen mit der Luft kommunizirt haben können, leicht dadurch völlig verschlossen werden, daß das Holz darüber herwächst. Buckland spricht übrigens nicht absolut darüber ab, ob Kröten länger als zwei Jahre ohne Nahrung leben können oder nicht; es wäre dieß z. B. wohl möglich, wenn eine, kurz nachdem sie reichlich Futter zu sich genommen, oder gerade zu Anfang ihres Winterschlafs eingeschlossen würde. In diesen beiden Fällen aber wird das Leben wohl schwerlich viel länger erhalten werden, als bei den von Buckland eingeschlossenen Thieren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Der Landtag. Die Maskenbälle. Theater. Botanische und astronomische Vorlesungen. Die Ameise.

Die Verhandlungen der Ständeversammlung hallen hier in allen großen und kleinen, öffentlichen und Privatgesellschaften wider. Je mehr die Physiognomie des jetzigen Landtags von allen seither in dieser Stadt erlebten abweicht, desto mehr beschäftigt er auch die Aufmerksamkeit der Einwohner, reich und arm, vornehm und gering, mit wenigen Ausnahmen. Der Landtag hat auch zwei Organe gefunden, welche das Wesentliche der Verhandlungen sogleich am folgenden Tage dem Publikum darlegen; das eine ist die Leipziger Zeitung, das andere das bereits in meiner lezten Mittheilung genannte Landtagsblatt. Die Auflage dieser neuen Zeitschrift mußte sehr bald erneuert und vermehrt werden. Sie verdient auch wirklich den Beifall, den sie erhält. Mit seltener Geschicklichkeit faßt sie in der Regel das Wesen der Diskussionen und jeder einzelnen Rede auf, den eigenthümlichen Ausdruck beibehaltend. Dabei versteht das Landtagsblatt, wo irgend etwas darauf ankommt, seine recht gut angelegte Skizzirung des Ganzen zuweilen mit einem einzigen Worte so passend zu koloriren, daß dadurch das Individuelle und der jedesmalige Ton der Verhandlung ein besonderes Leben erhält. Das Verlangen nach dem Blatte thut sich am besten in dem Haufen Menschen dar, der allezeit Mittags nach zwölf Uhr die Ausgabe desselben erwartet, wenn es aus der Druckerei in die Arnoldsche Buchhandlung kommt.

Diese, wo die Ausgabe geschieht, gleicht gewöhnlich dann einem Bäckerladen zur Zeit der Hungersnoth, und wohl dreimal erneuert sich der voll Ungeduld harrende Haufe. Der ungemeine Erfolg des Landtagsblattes hat auch den Verleger veranlaßt, ihm unter dem Namen des Morgensterns ein Blatt mit Urtheilen und Reflexionen über diesen und andere Gegenstände beizufügen, da dergleichen von dem Landtagsblatte selbst ausgeschlossen sind. Dieser, unentgeldlich ausgegebene, Morgenstern scheint immer, wenn am Tage zuvor keine öffentliche ständische Sitzung stattfand und mithin kein Stoff zu Relationen vom Landtage sich darbot.

Eine besondere Vorliebe hat sich im jetzigen Winter hier für die Maskenbälle gezeigt. Mehrern in Privatvereinen folgte ein öffentlicher im Hôtel de Pologne. An allen aber macht man ziemlich allgemein die Ausstellung, daß, ohngeachtet des besondern Glanzes mehrerer solcher Bälle, sie nur noch als das Caput mortuum der vormaligen Freuden dieser Art erscheinen. Das Maskenballvergnügen ist in den ernsten Tendenzen der neuen Zeit untergegangen. Arlequin, Pierrot und Konserten haben von den allgemeinen Fortschritten der Vernunft wenigstens so viel profitirt, um einzusehen, daß ihre Späße nicht ausreichen, die vielen langen Gesichter in dem großen Leichenzuge der schwarzen Dominos freundlich abzurunden; daher entschlossen sie sich lieber, hölzern und langweilig zu seyn. Die alten Doktoren mit den ungeheuern, zum Theil aus Hobelspänen bestehenden Allongeperrücken und ihr burlesker Anhang laufen als Wesen aus der Zeit vor der Sündfluth umher, und stellen schon darum gar nichts mehr vor, weil ihre Originale aus der Reihe der Dinge allzulange verschwunden sind. Mit alten Ordensrittern, Zigeunern, Geßnerschen Schäferinnen u. s. w. ist es der nämliche Fall, und Spanier, Türken, Einsiedler, Köche, Stallmeister gehörten schon längst zum verbrauchten Troß solcher Versammlungen. Das meiste Glück machten noch die, die und da Sammlungen für die Armen veranstaltenden Nonnen vom Orden der barmherzigen Schwestern, zumal wenn man unter dem geistlichen Ornate etwas Reizendes und Weltkindliches argwohnte. Im Ganzen kann man wohl annehmen, daß überhaupt der Maskenspaß sich längst schon überlebt hat und die Julirevolution, welche, mehr als alle frühern politischen Stürme des lezten Jahrhunderts, die Welt zusammenrüttelte, nicht eben geeignet war, den Spiegel ihres vormaligen Zustandes, die Redoute, in ihrem alten Herkommen und mit ihren allmählig sinnlos gewordenen Witzen zu befestigen.

Unsere Bühne hat sich ziemlich fleißig gezeigt. Manches neue Stück ist seit Kurzem über sie hingeflattert. Mehrere darunter geben sogar Hoffnung, auf ihr eingebürgert zu werden. Besonders gehört zu diesen die Oper von Marschner: „Des Falkners Braut," die, nachdem sie zuerst zum Benefiz von Madame Schröder-Devrient gegeben worden und den wohlverdienten Beifall gefunden hatte, immer bei vollem Hause sich wiederholte. Das bis dahin in der Gunst des Publikums vor den übrigen Novitäten prävalirende, schauervolle französische Drama: „Der Mann mit der eisernen Maske," hat in dieser schönen Oper offenbar eine vorgezogene Nebenbuhlerin erhalten. Ein kleines Stück: „Der erste Eindruck," wenn ich nicht irre, von Frankreichs Kotzebue, dem unerschöpflichen Scribe, hat einen recht guten Eindruck hervorgebracht. Getheilt waren die Meinungen über „den Doppelgänger" von Holbein; doch spricht sich eine große Mehrheit zu Gunsten des lustigen Stückes aus. Sein Hauptfehler besteht vielleicht darin, daß die beiden ersten Akte unglücklicherweise zu große Erwartung von den zwei lezten erregen.

Außer den naturhistorischen Vorträgen, womit Hofrath Reichenbach seither ein recht ansehnliches, gebildetes Publikum erfreute, hat derselbe nun auch eine Reihe blos botanischer Vorlesungen begonnen, die großen Beifall finden. Ebenso eröffnete der dem astronomischen Publikum bereits rühmlich bekannte Lohrmann, Oberinspektor bei dem mathematischen Salon u. s. w., einen astronomischen Cursus, wozu er, wie der Hofrath Reichenbach bei seinem naturhistorischen, Jedermann unentgeldlichen Zutritt gestattet. Es läßt sich kaum begreifen, wo dieser so viel und mannigfach beschäftigte und, wie überhaupt, auch besonders in Rücksicht der höchst sorgfältigen Abwartung der ihm anvertrauten Aemter, überaus schätzbare Mann, der unter anderm als Vorsteher des hiesigen technischen Instituts sich ungemein auszeichnet, Zeit und Lust findet zu diesem neuen Geschäft, welches seine Kraft und Gewandtheit um so mehr in Anspruch nehmen wird, weil er darauf vorzüglich zu sehen hat, daß der Ernst des erhabenen Gegenstandes der Eleganz eines ziemlichen Theils seiner Zuhörer nicht allzu ernst erscheinen möge. Am Sonnabend den 9ten dieses Monats fand seine erste Vorlesung Nachmittags von halb fünf bis sechs Uhr statt. Das schon durch Reichenbachs Vorträge bekannte, sehr geräumige Lokal in einem Salon des Zwingers war mit Zuhörern und Zuhörerinnen im untern Raume, wie auf der darüber an der Mauer sich hinziehenden obern Gallerie überfüllt. Prinz Johann und Gemahlin nahmen an diesem wissenschaftlichen Genusse Theil. Die ganze Versammlung glich in ihrem Wesen dem einfach, aber höchst anständig eingerichteten Salon. Ein stetes Ehrenmitglied nicht nur dieses Auditoriums, sondern auch aller der großen Natur gewidmeten Vereine und Anstalten, wohnte auch dießmal ihr Hohepriester, der scharfsinnige Oken, im Bilde über dem Eingange der Huldigung bei, welche seiner hehren Göttin so eben dargebracht werden sollte. Ueber seine spitzige Miene schien beim Anblicke so vieler mit Eleganz verschmolzenem Wißbegier ein freundliches Lächeln hinzugleiten. Der Vorleser begann mit einer Einleitung über die am Himmelsgewölbe herrschende, wundervolle und durch nichts zu erschütternde Ordnung, ging hierauf zu einer kurzgefaßten geschichtlichen Notiz von der Sternkunde über und leitete dann das aufmerksame Auditorium auf die Betrachtung des Spiegelteleskops hin, welches, nach manchem unvollkommenen Versuche, durch Herschel im Jahre 1789 ein neues Licht über die höchste der irdischen Wissenschaften verbreitete, neuerlich aber andern Fernröhren, und namentlich den mäßertroffenen Frauenhoferschen, den Vorrang lassen mußte. Das Vorgetragene noch mehr zu versinnlichen, gingen Kupferstiche und andere Kunstwerke in der Versammlung herum, unter denen besonders eine chinesische Himmelskarte und ein arabischer, mit Gold- und Silberschrift ausgelegter Globus sich auszeichneten.

Noch verdient eine eben erschienene neue Zeitung unter dem Titel der Ameise Erwähnung, bei der sich der geistvolle Philippi als verantwortlicher Redakteur genannt hat. Ohne allen Zweifel gründet sich ihr zu Anfang des Jahres noch nicht geahneter, plötzlicher Ursprung auf den Untergang der vor Kurzem von einem Verbote betroffenen Biene, einer ähnlichen periodischen Schrift, welche sich einer ungemeinen Verbreitung auch in den kleinern Orten Sachsens zu erfreuen hatte.

Berichtigung.

In Nr. 57 dieses Blattes lese man auf der ersten Spalte in der Rubrik statt: Ein Lied aus dem sechzehnten Jahrhundert — siebzehnten Jahrhundert.

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. April 1833.

Ein weitumzäunter Garten,
Nach bunten Beeten abgezeilt,
Voll Blumen aller Arten,
Die streitend durch einander blühn,
Verbunden durch ein gleiches Grün.

Rückert.

Neuere Volkslieder der Spanier.

Von

Christian Wilhelm Huber.

Gesang ist eine der herrlichsten Gaben, womit Natur das Menschengeschlecht beschenkt hat. Es gibt fast kein Volk der bekannten Erde, das nicht Frohsinn und Wehmuth, Liebe und Sehnen, Freude und Schmerz, Andacht und Lebenslust, kurz alle durch Erinnerung und Gegenwart, Heimath und Ferne geweckten Gefühle dem Gesange anvertraut. Die Verfasser der Volkslieder sind meist unbekannt, und dennoch finden sie die allgemeingültigsten Verleger — die Stimme der Nation. Volkslieder behalten aber auch in der weitesten Ferne ihre Verehrer, denn sie sind unbedingt schön, da sie ewig wahr sind. Wer in der kleinen Welt eines Schiffes, wenn über der dunkelblauen Fluth der untergehenden Sonne lezte Strahlen hinzittern, den fast ernsten Abendgesang der, bei eingetretener Windstille feiernden Matrosen vernommen, wer bei herannahender Dämmerung, am Thalhang unter dem Schnee der Alpen, dem Kuhreigen gelauscht, wer in einer Sommernacht unter dunkelblauem Himmel durch die Säulengänge einer südlichen Stadt entlang den festlich geschmückten Häusern gewandelt, in deren offenen Thüren helle Lampen schweben, aus deren Innerem zu den Tönen einer Laute bald anschwellender, bald leise verhauchender Gesang dringt und sich beinahe klagend in den Jubel der sangesfroben Menge auf der Straße mischt: wer diese Sprache der sich selbst belauschenden Natur gehört, der wird lebhaft den Zauber gefühlt haben, den Volksgesänge auch auf das Gemüth des Fremden üben. So sizt der Isländer, umgeben von den Seinen, am traulichen Feuer über dem, von seinen Vätern ererbten Sagabuche, und seine Vorlesung endet mit einer geheimnißvollen und schauerlich klingenden Rundweise. Die reizenden Töchter Dänemarks entzücken mit dem wunderlieblichen Ausdruck ihrer volksthümlichen Weisen. Ein reiner Spiegel des tiefsten Gemüthes bleibt unser deutscher Volksgesang, und wem ist nicht eine Zauberwelt aufgegangen, wenn er in stiller Mitternacht auf dem herrlichen Rialto der Gondelführer eigenthümlichen Gesang — ein Mittelding zwischen canto fermo und canto figurato — in dem fernen Ruderschlag verhallen hörte? In der großartigen Einfalt der serbischen Lieder leben die Heldenthaten ihrer Vorfahren; bei den Arnauten findet sich Gesang und Tanz in lieblicher Verbindung; auch auf dem Bazar von Athen ertönt noch zuweilen der Nationalgesang der Töchter der Hellenen. Ernst und feierlich sind die Gesänge der Söhne der Wüste, wenn sie als Hadschi aus den heiligen Städten pilgern, und unter den Mograben spricht sich noch die traurige Erinnerung an den Verlust Alhamras in Liedern aus.

Doch wir wenden uns nach dem gesegneten Süden der pyrenäischen Halbinsel. Der Spanier, dessen feinen Organe gleich einer Aeolsharfe durch den leisesten Windhauch in Schwingung gesetzt werden, ist bei seiner Tiefe und Beschaulichkeit ein geborner Dichter. Es geht ein gewisser Höhenzug durch den ganzen Charakter der Nation, der sich in jeder ihrer Thaten, in jeder ihrer Schriften abspiegelt. Rechnet man nun noch die klangvolle, an Sinn und Wendungen ungemein reiche Sprache hinzu, so wird klar, wie oft die einfache Rede des Spaniers wie eine dichterische Erfindung klingt. Spanien ist daher vorzugsweise das Land, in dem das Volkslied in seiner vollsten Bedeutung einheimisch ist. Die Hirtenlieder — Cantigas de Serrana — sind wohl die ältesten, uns bekannt-gewordenen Volkslieder der Spanier. Die historischen Ritter- und Maurenromanzen wurden seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis ins Unendliche durchgeführt, und mehrere derselben leben noch gegenwärtig im Munde des Volkes. Eben so finden wir auch Lieder in Romanzenform ohne weitere Beziehung auf einen historischen Grund. Selbst von den, in den Liederbüchern aufgenommenen Gedichten scheinen manche der Volkspoesie anzugehören.

Eine besonders merkwürdige Erscheinung sind aber die in Reimen abgefaßten Kernsprüche, welche bis auf die ältesten Zeiten der spanischen Poesie zurückgehen. Da die Ausführung und Ausspinnung dieser Sentenzen auf die spätern Erzeugnisse der spanischen Volks- und Kunstpoesie einen wesentlichen Einfluß ausgeübt hat, so dürfte es nicht unpassend erscheinen, wenn wir einige derselben anführen.

Die Nachstehenden befinden sich unter denen, welche der kastilianische Infant Don Juan Manuel (gest. im Jahr 1362) den wahrscheinlich nach orientalischen Mustern gebildeten Erzählungen seines sinnreichen Buches: El conde Lucanor, zu Grunde gelegt hat. Sie sind sämmtlich moralischer Tendenz, und scheinen nach ihrer alten, dem gallegischen Idiome sich nähernden Sprache noch älter als der Verfasser des erwähnten Buches zu seyn.

Wenn auch wund, erliegen
Sollst du nicht den Klagen;
Der wird ewig siegen,
So den Schmerz kann tragen.

°

Wer dich mit dem, was du in dir nicht hast, erhebt.
Der das nur, was du hast, dir zu entwenden strebt.

°

Den Augen nicht, die immer weinen, traue;
Nein, auf die Hände mehr, die wirken, schaue.

°

Wenn du ob dieser Welt, der ungetreuen,
Die dauernde verlierst, wird's dich gereuen.

°

Zeigst du nicht, wer du bist, wenn du es solltest,
Vermagst du's später nicht, ob du auch wolltest.

Den Bösen schlag der Gute stets mit Rechtthun;
Das Böse dulden, nenn' ich Schlechtthun.

°

Bleib wo du bist,
Wenn's gut dort ist.

Derlei Concetti, versteht sich mit geändertem Thema, mögen auch in den Gerichtshöfen der Liebe den Troubadours zum Vorwurfe für ihre fröhliche Kunst gedient haben. Sie erinnern wenigstens an die fünfzig conclusioni amorose, welche Torquato Tasso zur öffentlichen Vertheidigung unter den Auspizien des erlauchten Fürsten Renato Cato aufgestellt hat. Auch scheint die Fortspinnung dieser Idee aus den spätern, bei den spanischen Dichtern so beliebten Glossen hervorzuleuchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Industrieritter.

(Fortsetzung.)

Kommt, geht mit mir weiter in das hohe Kirchenschiff, wo die Andächtigen rings auf den Knieen liegen. Seht, da kniet einer, just neben der Kanzel! Welche Andacht, welch brünstige Blicke gen Himmel! Das heißt beten; dem Mann ist es einerlei, wer ihm zusieht, wer ihm zuhört, ob man ihn beobachtet oder nicht. Er sieht nichts als den Altar, wo das Meßopfer dargebracht wird, er hört auf nichts, als auf den Schritt des Laienbruders, der mit bellender Stimme um eine Gabe bittet für die Seelen im Fegfeuer oder für die Kirchspielsarmen. Unser Andächtiger läßt einige Münze in seiner Tasche klappern und senkt die geschlossene Hand in das Becken oder den gestickten Beutel des Sammlers. Er will kein Aufsehen machen mit seiner Gabe, er legt sie still, sachte, in tiefer Sammlung nieder, steht auf und begibt sich in eine andere Kapelle, wo er wiederum die Messe hört und wiederum opfert. Nehmt ein Beispiel an solch exemplarischem Wandel! Wißt ihr aber, daß dieser Bursche mit dem glatten Haar, dem braunen langen Ueberrock, den gestreiften Strümpfen und kupfernen Schuhschnallen, nichts mehr und nichts weniger ist, als ein Industrieritter? Ja, so ist es: dieser Mann, dessen Wesen jedermänniglich erbaut, frühstückt nie, bevor er nicht zum wenigsten fünf, sechs Messen gehört hat, und er lebt von seinen frommen Opfern. Wenn das Becken ihm vorgehalten wird, läßt er ein kleines Geldstück hineinfallen und nimmt dafür gewandt ein größeres, oft ein glänzenderes heraus. Er hat Augen an den Fingern, er spürt, wohin er greifen muß, und im Handumdreben hat er sich sein Frühstück zum Theil verdient. Ehe es zwölf Uhr schlägt, ist er wegen seines Mittagessens außer Sorgen, und der Heuchler erwidert dem an ihm vorbeieilenden Kirchendiener sein Gott vergelt's! mit einem gütigen Blick. So macht der

Andächtige die Runde durch ſämmtliche Kirchen. — Iſt euch da mein Wegelagerer nicht lieber?

Noch einmal: ja, in allen Klaſſen der Geſellſchaft gibt es Künſtler, welche im Herzen des guten Menſchen den Wohlthätigkeitstrieb ertödten, welche Allen, die je von dergleichen Schelmen hinter das Licht geführt worden ſind, Glauben und Vertrauen auf ewig rauben.

So war ich einmal vor einigen Jahren Zeuge eines wunderlichen Auftritts. Gegenüber dem Kaffeehaus des Variétéstheaters, dem gewöhnlichen Sammelplatz der Theaterſchriftſteller, die ſich hier ſo unbefangen und beſcheiden mittheilen, wie ihre Stücke den Abend zuvor durchgefallen oder beklatſcht worden ſind, ſtand ein armer Blinder und ſchrie den Vorübergehenden mit einem kläffenden, erbärmlichen Geſang die Ohren voll. Manche unſchuldige Perſonen mochten ihn für einen ehemaligen Künſtler des Theaters anſehen, vor dem er ſeine Litanei abſang, und hie und da plumpte ein Sousſtück in die kleine Büchſe am Halſe des Pudels, den der Blinde an einem Bindfaden hielt. So oft ein Almoſen fiel, ſprach der Arme, wie oben der Sakriſtan, ſein Gott vergelt's! aber zu der gutherzigen Griſette ſagte der jämmerliche Beliſar: mon capitaine, zu dem kleinen Mädchen, das die Großmutter zur Wohlthätigkeit anleitete, Madame, und Mademoiſelle zu einem ſchnurrbärtigen Sergeanten. Ein Tags bleibt ein kleiner Junge von ſechs, ſieben Jahren — und in dieſem Alter ſteckt ſchon voll Schelmerei, was in einem Pariſer Kollege erzogen wird — ein kleiner Junge, der eben eine Scheere gekauft hatte, vor dem Bettler ſtehen und kommt auf den Gedanken, auf Koſten des Blinden zu verſuchen, ob ſie ſchneide. Er ſezt das Inſtrument an, der Bindfaden iſt entzwei und der kleine Schelm macht ſich eilends davon; aber der Blinde ſpringt, der Umſtehenden vergeſſend, raſch vom Boden auf, läuft dem Jungen auf dem Boulevard nach, haſcht ihn endlich, nachdem er ihn lange um die Bäume herum verfolgt, gibt ihm ein paar Ohrfeigen, fängt ſeinen Pudel, knüpft den Bindfaden wieder an und ſchreit nach wie vor: Ames charitables, pour le pauvre aveugle, s'il vous plaît!

Wir ändern die Scene. — Hier ſehen wir prachtvolle Teppiche, die geſchmackvollſten Bronzen; wo wir hinblicken, Seide und Stickerei, Diamanten auf entblößten Buſen, rothe Bänder in Knopflöchern, die bei Lander oder Staub genäht worden. Welch elegante Cavaliere! welch herrliche, delirante Weiber, wie der Franzoſe ſagt! Was wird geſprochen? Wahrhaftig! Demouſtiers konnte nicht zierlicher ein Madrigal drechſeln, der Herzog von Richelieu verſtand ſich nicht beſſer auf Lebensart im höchſten Style. Welch anſtändige Vertraulichkeit und Hingebung! Nun, das wird ein köſtlicher Abend werden. Man ſpielt, nun ja, um zu ſpielen, nicht um zu gewinnen; man tanzt, um zu tanzen, nicht um eine ſchnöde Intrigue zum Ziel zu führen. Ich bin auch lebensluſtig, und hier fühle ich, wie glücklich man ſeyn kann, wenn man Geld hat. Alle Dienſtage iſt hier Geſellſchaft; da will ich doch nie fehlen.

Aber was iſt dieß? Was für ein Lärm auf einmal! Man zerſchlägt die Möbeln, die Damen ſtäuben entſezt aus einander, es fallen Ehrentitel, wie man ſie nicht ſelten unter den Hallen hört. Zwei Männer meſſen ſich mit drohenden Blicken, wechſeln ihre Adreſſen, trennen ſich. Ich gehe dem einen nach, der am Gröblichſten beſchimpft worden, für den der ärgerliche Auftritt am unangenehmſten ausgefallen war, denn man hatte ihn zur Thüre hinausgedrängt, und gebe ihm mein Bedauern zu erkennen. Ohne meiner Worte zu achten, ganz behaglich, band er die Schleife ſeines Halstuches und beſah ſich im Spiegel, der im Vorzimmer hing. Da trat ein Dritter herzu: „Nun, Freund, wie viel haſt Du gewonnen?“ — „Nur hundert-fünfzig Louisd'or.“ — „Wie ungeſchickt! Und wann ſoll es losgehen?“ — „Um acht Uhr.“ — „Wo?“ — „Im Bois de Boulogne.“ — „Ich habe bereits mit Ernſt geſprochen; er ſekundirt ihm. Auf dem Platze ſuche ich Händel mit ihm; Du weißt, ich habe eine ſichere Hand; er muß zuerſt mit mir anbinden, und dann —“ — „Ich verſtehe; hier, fünf-und-zwanzig Louisd'or.“ — „Und Ernſt?“ — „Nun ja, er ſoll ebenſoviel haben.“ — „Morgen alſo!“ — Der ehrliche Zeuge ging wieder hinein, ich ihm nach, und da hörte ich, wie er zu dem Mann, der eben beſtohlen worden war, leiſe ſagte: „Ich habe mit Ihrem Gegner geſprochen. Morgen um acht Uhr, aber präcis.“ — „In ſolchen Fällen laſſe ich nicht auf mich warten.“

Gut! dachte ich, drei Induſtrieritter gegen Einen honetten Mann! Wie ſoll da einer loskommen!

Nach einem ſo ſkandalöſen, für mich ſo überraſchenden Auftritt fühlte ich ordentlich das Bedürfniß, mich gegen eine Menſchenſeele über die Empfindungen auszuſprechen, die ſich hier mir aufdrängten. Unter allen Geſichtern ringsum ſprach mich ein junger Mann mit ſanften, einnehmenden Zügen, der in dem Lärm faſt ganz gleichgültig geblieben war, am meiſten an. Ich trat zu ihm und äußerte, junge Augen ſehen meiſtens beſſer, als Augen mit Brillen; und da er Allem nach hier gut Beſcheid wiſſe, ſo bitte ich ihn um Auskunft, wo ich eigentlich ſey und wie ich mir zu erklären habe, was hier vorgehe. Er blickte mir ſchelmiſch lächelnd ins Auge, und war es nun augenblickliche Laune, oder ſah er mir an, bei mir habe es nichts auf ſich, wenn er aus der Schule ſchwatze, er zeigte ſich ſogleich bereit, mein Verlangen zu erfüllen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueberraschung.

Die Arbeit leg' ich weg, es zieht
Geschwind an's Fenster mich,
Da unten im Garten singen ihr Lied
Zwei Vögel wonniglich.

Ei, sieh' doch, wie die Berge glüh'n
In Rosenröthe ganz!
Ei, sieh' doch, über die Straße hin
Den goldnen Abendglanz!

Und — Vögel, singt noch lauter fort,
Und — Berge, glüht noch mehr:
Ein Wagen fährt über die Straße dort
Mit meinem Liebchen daher!

Doch wie? der Vögel Lied schläft ein?
Die Berge dunkeln sich?
Sie aber fährt zum Thor herein,
Und winkt und grüßet mich.

Zu Ihr! Das Lied ging über ganz
In Ihrer Glieder Gedicht,
Und all' den rosigen Himmelglanz
Sog ein ihr Angesicht!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

Literatur. Das Lehrgedicht la Typopraphie.

Ich berichte Ihnen heute Einiges über unsere literarischen Erscheinungen. Naville sezt sein Werk über die öffentliche Erziehung fort, und es ist daran noch immer zu loben und zu tadeln, was wir früher darüber im Morgenblatt ausgesprochen haben und hier nicht wiederholen wollen. Auch über Töpfers liebliches Presbytère, über diese anmuthige Idylle, die einen erfreulichen Gegensatz bildet gegen so manches aufgetriebene und grell gefärbte Produkt der neuen französischen Literaturschule, haben wir im Literaturblatt berichtet.

Eine eigene, fast komische Erscheinung ist la Typographie, Lehrgedicht in vier Gesängen von L. Pelletier. Der Verfasser war früher ein tüchtiger, wohlunterrichteter Seyer, oder Prote, wie man es im Französischen nennt, und stand mehreren Druckereien vor, unter andern derjenigen, welche Mad. Bacciochi, Napoleons Schwester, zu ihrem Vergnügen in Paris errichtet hatte. Immer hatte er bei seinem Geschäft große Lust zu lesen und sich besonders über manches Merkwürdige in seiner Kunst zu unterrichten. Später war er Seyer in einer Buchdruckerei in Genf, verließ aber dieses Geschäft, und von einem ungeheuern Durst nach literarischer Celebrität geplagt, warf er sich in die schöne Literatur, in dieses große Wasser, in dem neben einem seltenen Schwan so viele schnatternde Enten und Gänse herumschwimmen. Im Jahr 1829 gab die französische Akademie einen poetischen Preis auf, nämlich die Erfindung der Buchdruckerkunst. Pelletier beschloß, auch zu konkurriren, und so entstand vorliegendes Gedicht, das begreiflicherweise den Preis nicht erhielt und auch nicht einmal erwähnt wurde, denn es hat von einem Gedicht nur die Reime, und außerdem enthält es in schwülstiger Prosa nur den technischen Theil der Kunst und seine Ausbildung bis auf unsere Tage, von Schäffer, Guttenberg und Faust bis auf Bodoni und die Didots, welch lezztere P. lächerlich genug majestueux und die Raphaël de l'art nennt. Hier Schwulst und Uebertreibung dicht neben platter Erzählung und Beschreibung, dort schiefe Ideen, durchflochten mit französischer Eitelkeit und Aufschneiderei. Was soll man zu Versen sagen, wie folgende:

Art sublime qu'on divinise,
Rien n'arrête enfin ton essor!
Et de Cologne et de Venise
Déjà tu partages le sort;
Déjà sur l'acier qu'il tourmente,
Jenson grave, corrige, invente
Les types surnommés Romains.
Aldo parait: et la science,
S'inclinant devant sa naissance,
Voit l'Italique dans ses mains.

oder gar:

L'acier devenu malléable,
Multiplie enfin les poinçons;
Et les matrices qu'il accable
Se creusent de mille façons.

Diesem sogenannten Gedicht hat aber der Verfasser eine Fluth von Noten und Noten zu Noten beigegeben, von denen sehr viele bei den Haaren herbeigezogen sind, z. B. die Exclamationen über die französische Charte, über L. Byron, die Neugriechen, Genf, Napoleon u. s. w.; manche aber enthalten auch gute Bemerkungen über die Druckerei selbst und ihre Technik, wo der Verfasser von seinem Leisten spricht. Anziehend war mir seine Vergleichung Bodonis in Parma mit P. Didot in Paris, welche hier im Auszug ihre Stelle finden mag.

„Man muß sich wohl vor der Meinung hüten, Jemand sey kein Künstler, weil er diesen oder jenen ausgezeichneten Mann in seinem Fach nicht erreicht hat. Bevor man über Bodoni und P. Didot abspricht, muß man vergleichen, welchem von Beiden es am leichtesten war, sich zu bedeutender Höhe emporzuschwingen. Bodoni wurde 1740 in Piemont geboren und sah in der Buchdruckerei, zu der ihn sein Vater bestimmte, in seinem Vaterland durchaus nichts vorbereitet und vorgearbeitet. Noch jezt, nach dreiundneunzig Jahren, ist diese Kunst in Piemont sehr vernachlässigt, und man kann daraus ungefähr abnehmen, was sie damals gewesen seyn muß. Mit den guten Studien, die er gemacht hatte, mit guter Kenntniß in Zeichnung und Sculptur begann er sein Geschäft mit großen Gedanken und war entschlossen, Alles darin zu erneuern und der Buchdruckerei einen bis dahin in Italien unerhörten Schwung zu geben. So zog er denn zuerst nach Rom und arbeitete da in der Druckerei der Propagánda. Von da bekam er einen Ruf nach Parma, um hier die Leitung der herzoglichen Druckerei zu übernehmen. Der Ritter Azara brachte ihn bald bei dem Fürsten in hohe Gunst. Dieser edle Spanier und große Freund der Wissenschaften unterstützte Bodoni sehr bei seinen großen Ausgaben zu Errichtung einer für seine Rechnung unternommenen Buchdruckerei. Aus ihr gingen nach und nach die Werke hervor, die seinen großen Ruf gegründet haben. Im Jahr 1793 ließ er seinen Virgil in Folio und in zwei Bänden erscheinen, dessen Verdienst übertrieben wurde, weil er etwas Neues war. Renouard versichert, Bodoni habe ein Exemplar dieses Werkes zu 90 Zechinen oder 1075 Fr. verkaufen können, und fügt hinzu: diese Ausgabe ist wirklich prachtvoll. Es ist aber Eines sehr zu bedauern: diese geschmackvollen Seiten, die in ihrer Art ein Meisterwerk sind und darum fast verdienten, wie schöne Kupferstiche unter Glas und Rahmen gebracht zu werden, sind nicht korrekt genug gedruckt. Bodoni war nur für das Materielle seiner Kunst begeistert."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. April 1833.

De ces contes bleus,
L'honneur nous assomme:
C'est un vice ou deux
Qui font l'honnête homme.

Béranger.

Die Industrieritter.

(Fortsetzung.)

Eben ging ein junger Mann an uns vorüber, dessen Anzug ich höchst geschmackvoll fand, da hob er an: „Der schöne Schmetterling hier, dessen Eleganz Sie bewundern, ist, was er ist, durch einen Schneider, bei dem er, um Kredit zu bekommen, in einem Kabriolet vorgefahren ist, und das Kabriolet war bei einem Verleiher von einem Livreebedienten gemiethet, der nicht der Knecht, sondern der gute Freund des Herrn ist, welch lezterer gelegentlich in einem andern Quartier auch in den Bedientenrock schlüpft. Es sollte mich gar nicht Wunder nehmen, wenn dieser Bursche mit dem Spitzbuben, den man vorhin zur Thüre hinausgeworfen hat, unter Einer Decke steckte; er für seinen Theil hat heute bedeutend verloren, und da er trotz dem munter und aufgelegt ist, so wette ich, er ist wenigstens zum Drittheil bei jenen schändlichen Spekulationen betheiligt, wobei so mancher Gimpel vom Lande lustig um Hab und Gut kommt.“ — „Wenn dem so ist, da sollten Sie doch das hübsche Frauenzimmer warnen, dem er eben so schöne Sachen sagt; Sie erweisen damit der Mutter einen Dienst, die nichts Arges zu ahnen scheint.“ — „Nicht doch,“ war die Antwort; „die junge Dame, für die Sie sich so lebhaft interessiren, ist die Wittwe eines Hauptmanns, der als Garçon bei der Belagerung von Taragona geblieben ist. Sie begleitete den Herrn Gemahl auf seinen Kriegszügen, im Regiment nannte sie Jedermann Mamsell, ohne daß der Mann es übel nahm, und Sie wissen ja, beim ersten Einfall der Franzosen sind die Archive in allen spanischen Städten verbrannt; nun, da ist auch der Trauschein der guten Demoiselle mit zu Grunde gegangen.“ — „Nun, wenn dieß ist, so mögen die beiden Leutchen sehen, wie sie auskommen.“ — „Recht, lieber Herr, mischen Sie sich ja nie in die Angelegenheiten der Industrieritter, wenn Sie nicht in garstige Händel verwickelt werden wollen, aus denen man nie ungeschlagen kommt. Gewürzkrämer dufteu immer nach Zimmt und Gewürznelken, und einen Haarkräusler riecht man auf sechs Schritte.“ — „Sie meinen also, es sey moralisch nicht ganz räthlich, oft in hübsche Salons der Art zu kommen?“ — „Nicht doch, wenn Sie gewitzigt sind und vorsichtig. Die Luft des Industrierittertdums weht so allüberall, daß, was etwa hier davon in Ihren Kleidern hängen bleibt, Sie draußen nicht verrathen kann. Nein, Sie können hier, wenn Sie gehörig beobachten, an Gewandtheit gewinnen, und zwar just so viel, daß es Sie die Gefahr vermeiden lehrt, und doch nicht so viel, daß Ihr Ruf dadurch leidet. Die Welt verachtet die Schelmen, sie lacht über die Thoren und Gimpel. Von ersterer Kategorie kann bei Ihnen nicht die Rede seyn, sehen Sie aber zu, daß Sie nie ausgelacht

werden. — Doch halt! ſehen Sie dort den großen Herrn mit dem gelben Geſicht und der breiten Schmarre auf der Stirne? Das iſt ein Ritter vom Orden der Induſtrie. Das rothe Band im Knopfloch verdankt er einem Verſehen des Kriegsminiſters. Er heißt Durand, iſt etliche und dreißig Jahre alt und lebte früher zu Barcellona von einem kleinen Quincailleriehandel. Eines Tags ſtürzte er in ſeinem Magazin gegen die Ecke eines Schloſſes und verletzte ſich hart an der Stirne. Mit ein paar hundert erworbenen Piaſtern zog er nach dem unglücklichen ſpaniſchen Kriege wieder in ſeine Heimath. Kaum iſt er daſelbſt, ſo bekommt er ein bedeutendes Paket aus Paris mit folgender Zuſchrift: „Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihnen das Kreuz der Ehrenlegion zu übermachen, welches Sr. Majeſtät Ihnen für Ihr ausgezeichnetes Benehmen vor Figueras verleiht. Der Kriegsminiſter.“ Das Patent wurde unbedenklich angenommen, die Dekoration ſchimmerte am Knopfloch und der brave Durand, ein Landsmann des Krämers, der auf dem Rückzug unſers Heers in Perpignan geſtorben war und dem das Ehrenzeichen galt, konnte gegen den Schleicher nicht mehr auftreten. Wollen etwa Sie dem Miniſter die Augen öffnen? Was geht es Sie an, daß das Subjekt das Erbe eines Todten ſich erſchlichen hat? Laſſen Sie ihn immer ſich brüſten mit Band und Stern. Guter Gott! nur der genießt das Leben recht, der ſich um Andere ſo wenig als möglich kümmert. In dieſer Welt, lieber Herr, iſt der größte Ehrenmann der, der am künſtlichſten zu verbergen weiß, daß er es nicht iſt.“

Ich ſchüttelte den Kopf, aber mein junger Philoſoph fuhr ungeſtört fort: „Lebt man doch für ſich, nicht für Andere; Jeder ſehe zu, wie er ſein Leben bilde, Keiner hilft ihm dazu; und ſomit iſt der der Weiſeſte, der ſich nach der Welt Brauch und Geſetzen mit Ehren durchbringt, nie ernſtlich mit ſeinem Gewiſſen zerfällt und über den Unſinn in der Welt lacht. Den Verbeſſerer ſpielen wollen, iſt Thorheit und bringt nur in ſchlimme Händel. — Sie wiſſen nun, aus welchem Geſichtspunkte Sie hier Menſchen und Gegenſtände zu betrachten haben; Sie können nun für ſich weiter beobachten und ſich die empfangenen Lehren zu Nutze machen. Leben Sie wohl, ich bemerke hier Bewegungen, die mir unangenehm ſind, und ich bin gern ungeſtört; entſchuldigen Sie mich.“

Kaum war ich von ihm weg, ſo ſtieß mich der große dekorirte Quincailleriehändler an, entſchuldigte ſich äußerſt höflich, und wir waren bald im Geſpräch. „Sie haben ſich da mit einem jungen Menſchen unterhalten, der Ihnen manches Gute ſagen konnte, wenn er anders ſpricht als handelt.“ — „Wie ſo?“ — „Er kommt eben aus St. Pelagie; er war drei Jahre dort.“ — „Und wie iſt er losgekommen?“ — „Durch einen guten Freund, denſelben Menſchen, deſſen häßliches Benehmen Ihnen vor einer halben Stunden aufgefallen iſt, durch den Induſtrieritter, den man mit Schimpf und Schande zur Thüre hinausgeworfen hat. Ich kann Ihnen jetzt ſeine Geſchichte nicht erzählen; aber beobachten Sie den jungen Menſchen, folgen Sie ſeinen Bewegungen. Sehen Sie, erſten Rollen iſt er noch nicht gewachſen, da ſpielt er indeſſen den Compère: er gibt dem gegenüberſitzenden Spieler unmerkliche Zeichen, und parirt dabei gegen ihn, um ſein Spiel zu maskiren, und da er ſich handwerksmäßig für ihn und die andern ſaubern Geſellen rauft, ſo iſt ſelten Jemand ſo keck, ein ernſtes Wort mit ihm zu ſprechen.“ — „Nun, das will ich thun, und auf der Stelle!“

(Der Beſchluß folgt.)

Neuere Volkslieder der Spanier.

(Fortſetzung.)

Ein weit ſinnreicherer Nachklang, als die oft gedehnten Gloſſen ſind die neueren kleinen Volkslieder der Spanier. Das Thema derſelben iſt durchgehends die Liebe. In Spanien iſt Liebe ein tiefes, aus dem Volkscharakter entſprungenes Gefühl. Die Bruſt der liebenswürdigen Spanierin iſt der Heiligenſchrein, in dem dieß himmliſche Gefühl eine nie erlöſchende Flamme anzündet. Ein unbeſchreiblicher Zauber ſchwebt über dem Weſen der Spanierin; ihr feuriges Auge verräth die Gluth ihres Herzens, die feinen Formen ihres ſchönen Körpers ſind ein lebender Spiegel der innern Regung; aber ihre Sprache, die Quelle der ſinnreichſten Wendungen und des unerſchöpflichſten Witzes, weiß die Würde des weiblichen Stolzes zu wahren. Sie liebt treu und mit grenzenloſer Hingebung, aber eine gleiche Ergebung fordert ſie von dem Geliebten; nur wenn er ſich ihren Launen fügt, wird ihm Gewährung. Die bunteſten Verkettungen der Liebesabentheuer weiß ſie mit beſonnener Schlauheit durchzuführen und doch dabei ihren Adel zu bewahren. Die Liebesgluth der Spanier iſt uns aus ihren Novellen und Theaterſtücken hinlänglich bekannt. Die Dichter finden in dieſem Charakterzuge ihrer Landsleute reichlichen Stoff, um durch ſinnreiche Uebertreibung die Wirklichkeit zu ironiſiren. Ein Beleg mag ſtatt vieler dienen. In einer Komödie des Don Juan de la Hoz ſagt der Gracioſo von der Liebe ſeines Herrn zu Donna Clara, dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft: die Bruſt ſeines Herrn ſey vor Liebe ſchon ſo beklemmt, daß er vor wenigen Tagen zwei auf dem Tiſche brennende Wachskerzen mit einem einzigen Seufzer ausgelöſcht, worauf er hinzugefügt: Wer ohne Clara lebt, kann auch im Finſtern ſterben.

Die nachstehenden Lieder sind meistens aus der Gegend von Cadiz, Malaga und Murcia. Ihre Entstehung fällt in den Beginn dieses Jahrhunderts, und sie gehen noch von Munde zu Munde. Die epigrammtische Einfachheit, worin Anmuth und Schärfe der Gedanken und Wärme des Gefühls gekleidet sind, die schlagende Kürze des Ausdrucks wird ihnen immer eine Stelle in der Nationalpoesie Spaniens sichern. Am füglichsten könnte man ihnen manche der in Oberdeutschland, besonders in Oesterreich und Tyrol, gangbaren Stanzeln zur Seite stellen. Sie sind alle für den Gesang mit Begleitung der Laute berechnet. Die Musik hiezu ist von den berühmten Meistern Don Pablo del Moral, Don Antonio Lopez und Andern. Die spanische Nationalmusik spricht ganz zum Herzen; sie ist reiner Ausdruck des Sinnes der gesungenen Worte; daher müssen bei spanischen Liedern nothwendig die Worte aufgefaßt und verstanden werden. Schade, daß auch in Spanien die eingeführte italienische Oper die Nationalmusik immer mehr verdrängt. Der Form nach bestehen diese kleinen Lieder aus Coplas, d. h. aus vierzeiligen Strophen, in denen sich ein Vers an den andern mit eigenthümlichen Tonstellen reibt. Diese Coplas sind wieder Seguidillas, Tiranas und Polos, von denen jede Art einen eigenen Takt des Gesanges hat. Die Seguidillas, bei denen der zweite und vierte Vers nur fünf Sylben mit Reim oder Assonanz haben dürfen, sind wieder mit oder ohne Estrivillo, d. h. einem Anhange von drei Zeilen. Mehrere sind nach dem Takte der Nationaltänze, der Fandangos, Boleros und Manchegas gebildet. Einige dieser Lieder gehören den Majos und Majas an, einer Volksklasse in Andalusien, die sich durch ein großartiges Gemisch von feiner Lebensart und zügelloser Wildheit auszeichnet, und bei eigenthümlicher Tracht und Lebensweise alle Schranken des Gewöhnlichen durchbricht. Bei Verdeutschung der folgenden Strophen mußten Form, Ton, Reim, Assonanz, Alliterazion, Ausdruck und Wendung des Originals lebhaft vor Augen behalten werden.

Der Liebe Meer ist immer
Bewegt vom Sturme,
Auf keinem gehn der Flotten
So viel zu Grunde:
Und doch sind nimmer
Zu nennen und zu zählen
Der Liebe Schiffer.

*

Wenn du verlangst, o Herrin,
Mich zu betrüben,
So thu es, denn Gehorsam
Muß stets ich üben;
Und deine Launen
Will lieber ich ertragen,
Als deine Klagen.

*

Es sagte mir ein Weiser
Im Fach der Liebe:
Beleidigung ertragen,
Sey Werk der Liebe;
Denn also brenne
Mit Eifersucht und Dulden
Die Flamme stärker.

*

Mittheilung hält
Der Liebe Bund,
Wo jene fehlt,
Schwankt dieser Grund:
In Klage bricht
Drum aus, wer liebt,
Wenn Liebe nicht
Ihm Liebe gibt.

*

Nicht soll mein herbes Leiden
Mißdeutung gewinnen,
Denn Niemand soll entdecken
Mein stilles Sinnen:
'Mein Glück hat sein Beginnen,
Drum harr' ich meiner Zeit
In Schweigsamkeit.

*

Falsche! wisse,
Deine Täuschung,
Die du bargst,
Ist am Tage:
Denn mein Kummer
War Probierstein
Deiner Worte.

*

Deine Augen und die meinen
Schau'n und sprechen sich wohl immer,
Doch die Herzen sich nicht einen,
Denn der Mund erklärt sich nimmer.
Laß, der du dich stumm bewährest,
Dir zu Sinn die Warnung geh'n:
Wenn du niemals dich erklärest,
Kann ich dich auch nie versteh'n

*

Willst du dir meiner Neigung
Vorzug erringen,
Mußt duldend du und schweigend
Die Lust bezwingen:
Doch Ueberwindung
Wird sicher dir gelingen
Durch Unterwindung. *)

---

*) Die übrigen Lieder, welche noch vor uns liegen, werden wir unter dem Titel dieses Artikels von Zeit zu Zeit einreihen.

D. Red.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Bodoni und Ambrosius Didot.

Man muß gestehen, Bodoni war ein unermüdlicher Buchdrucker, denn nie ging er müßig, sondern stach immer, selbst wenn er Gesellschaft bei sich hatte, Matrizen in Stahl und sprach dabei. Leider sah er dabei immer mehr auf die Form, als auf die Sache selbst. Sein Geschmack war nirgends sicher und bestimmt, und dieß zeigt sich auch in allen seinen Büchern, die in der Eintheilung des Druckes Fehler haben und sich nie einander gleichen. Er hatte von der Schönheit des Einfachen keinen Begriff und plagte sich ganze Monate mit einer Kleinigkeit. Stendhal erzählt in seinem Rome, Naples et Florence: „Ich hielt mich in dem platten Parma auf, um Correggio's herrliche Fresken zu sehen. Um meiner Pflicht als Reisender nachzukommen, stattete ich dem berühmten Bodoni meinen Besuch ab und wurde angenehm überrascht. Dieser Piemontese ist keineswegs fad, aber leidenschaftlich für sein Fach eingenommen. Erst zeigte er mir alle von ihm herausgegebenen französischen Autoren, dann fragte er mich, welchen ich vorziehe, den Telemach, Racine oder Boileau. Ich gestand ihm, daß ich alle drei gleich schön finde. „Ach, Herr," erwiderte er, „Sie sehen den Titel von Boileau nicht recht an." Ich betrachtete ihn nun genauer, und als ich ihn lange angesehen, gestand ich ihm endlich, ich sehe an ihm nichts Vollkommeneres und Schöneres, als auf den andern Titeln. „Ach, Herr," erwiderte er mir lebhaft: „BOILEAU DESRÉAUX auf einer einzigen Linie von großen Buchstaben! Sechs Monate habe ich gebraucht, bis ich diese Schrift heraus hatte." So haben alle Leidenschaften etwas Lächerliches." — P. Didot ist mit diesem Namen nicht so glücklich gewesen, denn in seiner Folioausgabe von Boileau sind beide Worte in zwei Zeilen getrennt, was freilich keinen guten Effekt macht. Bodoni war ein großes Talent, aber er dachte nur an den Luxus der Kunst, die in Italien seit langer Zeit stehen geblieben war und keine Fortschritte gemacht hatte. Hierin war er viel ungünstiger gestellt, als P. Didot, dessen Vorfahren schon ausgezeichnete Buchdrucker gewesen waren und eines vorzüglichen Rufs genossen. Durch sein Vaterunser in hundert-fünf-und-fünfzig Sprachen, Oratio Dominica in CLV linguas versa et exoticis characteribus plerumque expressa, 1806, in Folio, hat er den glänzendsten Beweis seines seltenen Talents abgelegt. Es ist ein brillantes Werk, das durch den Reichthum seiner Ausführung nur mit den vollendetsten Didotschen Ausgaben verglichen werden kann. Alles daran ist sorgfältig und bewundernswürdig, die Bildung der Titel, der Texte, der Glanz des Drucks, die Schönheit des Papiers, kurz Alles gibt dem Werk einen unbestreitbaren Werth; aber dennoch ist es, wie alle andern Bodonischen Werke, sehr im Preis gesunken. Der Prinz Eugen, damals Vizekönig von Italien, kaufte zwar einen bedeutenden Theil der Ausgabe und machte Geschenke damit; dessenungeachtet trifft man oft Exemplare in französischen Auktionen, wo sie für drei bis vier Louisd'or verkauft werden. Diesem brillanten Werk kann nur sein Manuale tipographico an die Seite gesetzt werden, das im Jahr 1818 von Bodoni's kunstverständiger Wittwe in zwei großen Quartbänden herausgegeben wurde. Es ist die reichste Sammlung von Schriftproben, welche jemals erschienen ist, wo aber einige ziemlich oft vorkommen, die in Parma nie haben angewendet werden können; man könnte also dem Werk Ueberfluß und Stolz vorwerfen. Bodoni hatte einen großen Theil seines thätigen Lebens dazu verwendet. Es ist in vieler Hinsicht wirklich bewundernswerth, enthält aber auch geschmacklose, veraltete, überladene, oder magere, nicht gehörig unter einander verbundene Buchstaben und Zierrathen. Im zweiten Theil sind die ausländischen Buchstaben enthalten; fast Alles ist hier prächtig, reich und geschmackvoll, besonders die einundsechzig verschiedenen griechischen und die russischen Schriften, die Bodoni sehr lieb hatte, weßhalb er zweiundsechzig Seiten mit verschiedenen Mustern anfüllte. Lächerlich und in ächt italienischer Manier sind die lateinischen Distichen und italienischen Sonette, die Bodoni über sich abdrucken ließ. In einem wird unter anderm gesagt, er sey nie übertroffen worden und werde auch in Zukunft nicht übertroffen werden ꝛc. Alle Fürsten, die in neuerer Zeit in Italien geherrscht haben, begünstigten und unterstützten den talentvollen Mann, selbst die Prinzessin Elisa von Lucca und Piombino, die vielgelittte Mad. Bacciochi. Man muß ihm den Vorwurf machen, daß er gegen andere ausgezeichnete Männer in seiner Kunst neidisch und ungerecht war, und doch hätte er ohne P. Didots Virgil, Horaz und Racine schwerlich seine polyglottische oratio dominica zu Stande gebracht. Er verstümmelte manche seiner Ausgaben lateinischer Autoren aus übertriebener Sittlichkeit oder Frömmelei. Wie Alfieri haßte er alles Französische; als aber die Franzosen Herren und Meister in Italien wurden, mußte er von seinem Hasse etwas ablassen, und es erschienen nach und nach manche französische Klassiker aus seinen Pressen. König Joachim Murat von Neapel hatte den Gedanken, für seinen Sohn einige klassische französische Werke drucken zu lassen; Bodoni wurde dazu ausersehen. Zuerst erschien Telemach in zwei Bänden Großfolio auf Velinpapier (1812), das Jahr darauf Racine, der eben fertig wurde, als Bodoni starb. Im Jahr 1814 gab seine Wittwe vollends Lafontaine und Boileau heraus und würde auch das Unternehmen fortgesetzt haben, wenn nicht die politischen Veränderungen Italien eine ganz andere Gestalt gegeben hätten. Ueberseben darf auch der griechische Homer nicht werden, den Napoleon bei ihm drucken ließ, und zwar auf Pergament nur zu zwei Exemplaren, das eine für die kaiserliche Bibliothek in Paris, das andere für den jetzt verstorbenen König von Baiern. Immer wird Bodoni der Ruhm eines in seiner Kunst höchlich ausgezeichneten Mannes bleiben, wiewohl seine Prachtwerke sehr im Preis gesunken sind, woran unstreitig ihre Unkorrektheit Schuld ist.

Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hob sich in Frankreich die Buchdruckerkunst durch Fournier, der bessere Buchstaben goß. Ihn übertraf aber noch Franz Ambrosius Didot, der den Grundsatz aufstellte, der Drucker müsse zwischen dem Gelehrten und dem Künstler mitten inne stehen. Auf eine treffliche Erziehung ließ er ein genaues Studium des Technischen seines Geschäfts folgen. Ihm verdankt die Buchdruckerei die Einfassung des Satzes in solide, aus Metall gegossene Vierecke, wodurch das genaue Passen der Seiten auf einander möglich ward; ebenso erfand er 1777 die Presse mit einem einzigen Druck, und machte treffliche Versuche zu Bereitung des Velinpapiers, das er selbst zuerst in Frankreich fabrizirte. Aber seine Drucke waren nicht blos schön, sondern, was ihr Verdienst noch mehr erhöht, auch korrekt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 4. April 1833.

Frommt jenes urzeitkundigen Mannes Bericht und,
Der erzählt, hier wurde geraubt ein Gespann Pflugstiere dem Sohne des Zeus, dort
Legte den ewigen Grundstein Romulus? —
Wüstenei'n blos Trümmer und Trümmer.

Platen.

Römische Briefe.

Schon aus meinen frühern Bemerkungen wirst du ersehen haben, daß ich die römischen Alterthümer nicht blos gemüthlich anzusehen gesonnen bin, und doch wäre diese Anschauungsweise die befriedigendste. Ferner sollst du dich nicht ärgern, wenn die Gegenstände durcheinander vorgenommen werden, gerade wie sie dem Auge vorkommen; sie sind doch am Ende alle Einer Art, Triumphbogen und Mausoleen, lauter Gräber der Vergangenheit, einsam, zerstreut, verwittert, überwachsen auf dem weiten Kirchhofe des neuen Roms. Wenn irgend einige antiquarische Gelahrtheit hin und wieder wie Unkraut zu Tage bricht, so nimm mir dieselbe nicht übel, ich bin ganz unschuldig daran.

Ich fange heute meine Wanderung beim Viehmarkt an, nicht etwa beim neuen Campo vaccino, sondern beim alten Forum boarium. Man sagt, Romulus habe in dieser Gegend, die da zwischen dem Palatinus, Aventinus und der Tiber liegt, ursprünglich sumpfig war und heute Velabro heißt (a vehendis ratibus, oder sonst woher), angefangen, die Umfangsfurche um seine neue Stadt zu ziehen, und zwar im April 753 vor Christus. Wer nicht glaubt, kann nirgends anfangen. Hier stand die berühmte bronzene Kuh von Myron als Sinnbild — man hatte sie von der Insel Egina hergeschleppt — auch die Ara maxima, die Herkules sich selbst errichtet, als er den Kakus, den Räuber seiner Ochsen, erschlagen hatte. Diesem herkulischen Vorbilde folgten später viele heilige Männer, denen es immer glücken mochte, ihre Gegner, die Schismatiker, zu erlegen oder zu verbrennen. Auf dem Kapitol findet man noch die vergoldete Bronzestatue des Herkules Viktor, dessen runden Tempel das fünfzehnte Jahrhundert hier fand und zerstörte. Interessant sind die Trümmer einer Janushalle, die die Marktleute gegen Sonne und Regen schützte; in mittelalterlicher Zeit hieß man solche Vorrichtungen Logen. Diese hatte vier Façaden und ward deßhalb Janus quadrifrons genannt. Der Tempel des Janus war ganz was anderes, weßwegen auch Ovid sagt: „Quum tot sint Jani, cur stas sacratus in uno?“ Diese immer offenen, unheiligen Janushallen deuten auf den beständigen Handelskrieg der Klugheit, den die Menschen auch im tiefsten Frieden mit einander führen; die Alten fanden in ihrer Sprache immer Namen für ihre Gegenstände, wir suchen häufig Gegenstände für die Namen. Besagte Halle, deren Viereck auf jeder Seite siebzig Fuß mißt, diente im zwölften und dreizehnten Jahrhundert der kriegerischen Familie Frangipani, deren friedlichen Abkömmling ich in Montekasino kennen gelernt hatte, zur Festung; sie hatten einen Thurm darauf gebaut, den man nun wieder herabgeholt hat. Außer einem bedeutenden Bogen, dem Septimius Severus und seiner Familie

von den Ochſenhändlern geweiht, ſieht man hier die berühmte große Kloaka; Plinius ſagt von ihr, ein Heuwagen habe leicht durch dieſelbe fahren können, und doch war ſie ſpäter zu klein; Dionys von Halikarnaß führt die Kloaken, die Straßen und die Waſſerleitungen als die drei merkwürdigſten Dinge Roms an, und Strabo findet Rom ſo intereſſant unter als über dem Boden. Von hier aus betritt man das Thal zwiſchen dem Palatinus und Aventinus und bemerkt Reſte von dem Cirkus, den Romulus anlegte; hier geſchah es bei Anlaß der Spiele, daß die Sabinerinnen geraubt wurden, und Silvagni hat die Oertlichkeit in ſeinem Gemälde vortrefflich benuzt. Unter Tarquinius wurde dieſe Stelle in den Cirkus maximus erweitert, welcher allmählig zunehmend unter Konſtantin endlich 405,000 Menſchen faßte; die zwei größten Obelisken Roms, von denen der eine nun auf der Piazza del Popolo, der andere auf dem Platz des Laterans ſteht, waren auf dem Grath (Spina), der dieſe Rennbahn in zwei ungleiche Hälften theilte, aufgerichtet; an den Seiten, wo übereinandergebaute Schwibbogen in die Höhe ſtiegen, waren die Treppenplätze für die Zuſchauer angebracht, ganz wie bei den Amphitheatern. Im weſtlichen, halbcirkelförmigen Ende ſtanden die Carceres oder Pfoſten, von wo die Wagen abgingen, und gegenüber waren die Metae oder Ziele aufgeſteckt, die ſie ſieben Mal erreichen und umfahren mußten. Außer dem Wagenrennen ward hier auch Wettlaufen, Ringen, Fauſtkampf, Thierhetze aufgeführt, und Androclus Löwe lehrte hier die Menſchen Mitleid; jedoch wuchs die Palme am öſtlichen Ende der Bahn beſonders für die Kutſcher, deren Nachfolger, die heutigen römiſchen, eines ſolchen Gymnaſiums ſehr bedürften, während die neapolitaniſchen die Tradition rein erhalten haben. Die Wagenlenker theilten ſich und mit ihnen das Volk in vier Partheien, und zwar vermittelſt der Kleiderfarbe, in eine blaue (Veneta), grüne (Prasina), rothe (Russata) und weiße (Albata), vielleicht mit Anſpielung auf die vier Jahreszeiten. Im Muſeum Pio-clementinum zu Rom findet man große Aufklärung über dieſe Spielereien, auch ſteht im Vatikan die Statue des Wagenlenkers, den man früher in der Villa Montalto unter dem Namen des Gärtners von Pius V. kannte, welcher Pabſt ſeine eigene Freude an demſelben hatte.

Die Cirkusſpiele waren über zwölf Jahrhunderte lang die Leidenſchaft, die Wuth des römiſchen Volks. Ruhm und Geld ward den glücklichen Siegern zu Theil, und ſelbſt die Pferde wurden nicht vergeſſen. Auf den Preismedaillen (Cotroni) findet man wohl zwanzig der ruhmwürdigſten Kutſchernamen mit dem lateiniſchen und griechiſchen „Siege,“ und in der Villa Borgheſe hinter Monte Pincio ſteht noch ein Altar, dem Sieg geweiht, mit dem Votum: „Victoria Venetianorum semper constet felicitter,“ zu deutſch: „die Blauen ſollen leben!“ Panem et Circenses! ſchrie die Stadt, ſchreien alle Städte noch heutzutage; ſo ward von jeher die Palme ausgetheilt, einerlei, ob dem Befreier des Vaterlandes oder dem Hiſtrio des Marktes; daher ſo mancher große Mann die unfruchtbaren Reiſer gleichgültig zu den andern an den Nagel hing, während der Pinſel die ſeinen das ganze Leben lang auf dem Kopf oder im Knopfloch trug; ja, man ſagt, die Kutſcherhelden ſollen äußerſt ruhmſüchtig geweſen ſeyn, und der Kutſcher Eutichetus jammert noch auf ſeinem Leichenſtein „non mihi concessa est morituro gloria Circi,“ zu deutſch: „warum konnte ich nicht auf dem Bette der Kutſcherehre ſterben?“

Es gibt noch acht andere Cirkus in Rom: der Hadrianiſche hinter dem Grabmal dieſes Kaiſers oder hinter dem jetzigen Caſtello Sant' Angelo; der Alexandriſche, auf dem Platze Navona; dieſer Platz hat noch die Cirkusform, indem die daran liegenden Häuſer auf den Fundamenten der Treppen ſtehen; der Flaminiſche, vom traſimeniſchen Flaminius ſtammend; ſeine Trümmer ſind zu Kirchenbauten verwendet worden; bei dieſem Cirkus ſtand der Tempel der Bellona und jene Säule, von welcher aus die Conſuln den Pfeil gegen die Länder ſchleuderten, denen Rom den Krieg erklärt; der Heliogabaliſche beim Amphitheatrum caſtrenſe; man fand dort im ſiebzehnten Jahrhundert den Obelisk, der jezt auf dem Spaziergange des Monte Pincio ſteht; der Neroniſche, wo auf Chriſtenleichen Petri Dom erwuchs; der Salluſtiſche, in den Gärten dieſes geſchmackvollen Doktrinärs zwiſchen dem Quirinal und dem Pincio; von dorther kam der Obelisk, der jezt auf der Piazza Trinita del Monte errichtet iſt, und endlich der Cirkus des Romulus, Sohns des Maxentius, der von allen am beſten erhalten iſt, an der appiſchen Straße.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Induſtrieritter.

(Beſchluß.)

Ich that es, aber der junge Sittenprediger lachte mir nach den erſten paar Worten ins Geſicht und ſagte im Weggehen: „Sie hätten beſſer geſchwiegen; ich muß gehen, man erwartet mich anderswo. Kommen Sie aber immer öfters in glänzende Cirkel, wie dieſer; Sie unterhalten ſich gewiß gut. Die vornehmſten Salons in Paris haben ihre Induſtrieritter, und ſie bewegen ſich daſelbſt frei, unbefangen und den ehrenwertheſten Männern gleichgeachtet. Mehr als zehntauſend ſolcher Etourdis leben auf großem Fuß in Paris ohne ſonſtiges Gewerbe und ohne einen Liard eigenes Vermögen. Sie haben Kabriolets, Pferde, Livreebedienten, Frauenzimmer, und wo ſollen ſie die Mittel zu ſolchem Aufwande anders

holen, als in den Hotels der Bankiers und Minister? Hier arbeiten sie in Sicherheit und werden des Lohnes ihrer Arbeit froh. Ich habe ihrer fünfzig und mehr auf einem Feste gesehen, das Herr von Chateaubriand gab, und wenn Sie morgen zu Rothschild kommen, will ich Ihnen zwei Dutzend der angesehensten zeigen; leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten warf mir der Unverschämte einen mitleidigen Blick zu, ging und grüßte im Vorübergehen süß lächelnd ein paar hübsche Frauenzimmer, welche seinen Gruß auf Herzlichste erwiderten.

Der Krebsschaden, auf den ich hier in einzelnen Zügen aufmerksam gemacht, ist nun freilich nicht überall so zu Hause, wie in den Salons, deren einen ich so eben flüchtig skizzirt habe; aber nie ist wohl eine Zeit fruchtbarer an Menschen gewesen, welche auf Kosten der Leichtgläubigen und Unbefangenen leben. Denn was ist ein Industrieritter? ein Mensch, der Anderer Industrie sich zu Nutze macht, Anderer Verdienst in seine Tasche lockt. Die Quellen dieses, wie überhaupt aller socialen Gebrechen, muß man auf den Höhen der Gesellschaft suchen, und je tiefer man herabsteigt, in desto vielfachere Gestalt kleiden sie sich, bis ihrer Formen eigentlich eine Unzahl wird. In dem politischen Wirrwar unserer Tage läßt sich in den wenigsten Fällen genau angeben, auf welchem Wege dieser und jener, der uns zu befehlen hat, geworden ist, was er ist. Hat er auf seiner Laufbahn Schritte gethan, die sich nicht wohl eingestehen lassen, so verfolgt ihn das Mißtrauen und die üble Nachrede. Ueberdrüßig der Demüthigungen, erbittert, will er am Ende den Ruf, in dem er steht, geradezu verdienen, und dieß gelingt ihm nur zu leicht. Offen wagt er nicht zuzugreifen, denn in gewissen Punkten ist mit dem Gesetze nicht zu spaßen, und so birgt er denn seine Schande hinter einem schimmernden Firniß. Der Industrieritter ist ein Dieb, aber ein feiger Dieb, ein Räuber, desto gefährlicher, weil er einem nicht frank zuruft: la bourse ou la vie! sondern einen lächelnd plündert, und noch eine Protektionsmiene macht, während er einen auszieht. Wäre ich jezt zum Ernste aufgelegt, ich könnte von den heißen Thränen erzählen, die dieses Proteusgeschlecht auspreßt, von den Tausenden von Opfern, die es in Fesseln schlägt, von dem blutigen Jammer, der auf der Seele dieser Unholde liegt. Ich würde bitter werden, denn hier handelt es sich, was die Früchte der edlen Ritterthaten betrifft, von ganz andern Dingen, als von der Reue eines jungen Menschen, von ein paar Thränen, die ein Vater vergießt, oder ein paar Züchtlingen mehr in den Galeerenhöfen zu Toulon oder Rochefort.

Genug davon; ich wiederhole es aber: dieser noble Orden ist durch alle Stände der Gesellschaft verzweigt; der Bettelbube, der zu heulen anfängt, sobald er Jemanden kommen sieht, und den Mitleidigen, der ihm ein Almosen gibt, hinter dem Rücken auslacht, und der Mächtige des Tages, der durch seinen Einfluß der Mittelmäßigkeit und Kriecherei emporhilft, sind nur die beiden Pole einer unendlichen Reihe. Der Industrieritter kleidet sich in jede Tracht, nimmt jede Form und Gestalt an. Oft spricht er hoch herab, viel häufiger ist er glattzüngig und kriechend. An was erkennt man ihn? wie entgeht man ihm? Ich weiß nur Ein Mittel: bleibe zu Hause, lebe ohne Freund, ohne Bekannten, ohne Weib, ohne Knecht — und sey der Bedauernswürdigste der Menschen!

Neuere Volkslieder der Spanier.

Liebe ist ein Diamant;
Denn sie kann mit nichts auf Erden
Bis zum Bruch geschnitten werden,
Als mit neuer Liebe Brand.

*

Die Liebe ist ein Rechtsstreit,
Doch ist in ihm kein Fug,
Denn Frauen sind Parteien,
Und fällen auch den Spruch.
Sind auch die Männer Sieger,
Gewinnen sie doch nichts,
Denn stets sind sie verurtheilt
Zu Kosten des Gerichts.

*

Der Spieler und Verliebte
Ist sonderbar gesinnt,
Denn nie ist er zufrieden,
Selbst nicht, wenn er gewinnt.
Im Unglück wird gerungen;
Ist ihm ein Zug gelungen,
Muß neu das Spiel beginnen,
Denn er will mehr gewinnen.

*

Ein weit'rer Sprung gelingt
Nur dem, der, wenn er springt,
Sich größern Raum bestimmt,
Den er zum Anlauf nimmt:
So wird der Liebe Preis
Dem, der zu fliehen weiß,
Und scheinbar sich bezwingt,
Dann plötzlich vorwärts dringt.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Die baierisch-griechischen Angelegenheiten.

Durch zufällige Umstände ist die Fortsetzung meines im vorigen Monate begonnenen Berichts über die griechisch baierischen Angelegenheiten bisher verzögert worden; ich eile jezt, ihn zu Ende zu bringen.

Daß Otto, und nicht Leopold, König von Griechenland geworden, muß besonders für uns Deutsche erfreulich seyn, da Lezterer, schon lange seinem Vaterlande entfremdet und nur auf Fremde gestüzt, von Deutschem nichts als seinen Namen nach Griechenland verpflanzt haben würde, während Otto als der Sohn eines der mächtigsten Fürsten unserer Gaue auftritt, und zwischen seinem Vaterlande und seinem Reiche Bande knüpft, auf welche die Griechen eben so stolz seyn können, als die Deutschen. Daß die Griechen einen Deutschen zum Könige erhielten und nicht, wie ich Mehrere von ihnen wünschen hörte, einen Franzosen, wird ihnen als ein Vortheil einleuchten, sobald sie einsehen, wie sehr der Franzose, im allerdings gerechten Stolze auf seine Nation, im Auslande immer Franzose bleibt, wie er sich da zu multipliziren weiß, und überall, wo er kann, französisch zu modeln und zu formen sucht, während der Deutsche unter den Fremden mit denselben verschmilzt oder zu verschmelzen sucht, indem er das Vaterländische vergißt oder gar verläugnet, und somit, selbst wenn er es könnte und dürfte, die Nationalität derselben auch nicht im Geringsten beeinträchtigt. Das sieht man, um nicht von slavischen und ungarischen Provinzen zu sprechen, die schon lange hätten germanisirt seyn können, vorzüglich in Italien, wo, der langen Herrschaft der Deutschen ungeachtet, nichts von den Sitten und Gebräuchen derselben und nur einige Worte ihrer Sprache aufgenommen worden sind; und diese Worte, die da lauten: Schlaga, Spissebube, Svanzika, trinkewaine ꝛc, weit entfernt, die Italiener uns näher zu bringen, stoßen sie nur noch mehr von uns ab.

Die Regentschaft, welche während der Minderjährigkeit des Königs von Griechenland seine Stelle versehen soll, wurde ernannt; Hofrath Thiersch hatte aus Auftrag der griechischen Nationalversammlung das von derselben erlassene Dekret mitgebracht, wodurch die Wahl Otto's von den Repräsentanten der griechischen Nation genehmigt ward. Durch das Staatsministerium des königlichen Hauses und des Aeussern wurde bekannt gemacht, daß dem Prinzen Otto auch in Baiern die mit der Würde und dem Titel königl. Majestät verbundenen Ehren und Auszeichnungen überall erwiesen werden sollen. Er erhielt demnach ein angemessenes Appartement im Residenzschlosse und eine Hatschierwache; die Mitglieder der Regentschaft schwuren ihm den Eid der Treue, das diplomatische Corps und der hoffähige Adel huldigten ihm, so wie auch die fremden, bei Hof vorgestellten Cavaliere, und die Cavaliere der ersten, zweiten und dritten Klasse und das sämmtliche Officiercorps. In der Residenz wurden Säle für große Ceremonien zugerichtet; in der Stadt und Umgegend bereitete sich Jedermann auf große Festlichkeiten vor, und in einem großen, grauen Pallaste, wo auch die Regentschaft ihre Bureaux hatte, wurden Wohnungen eingerichtet für seine außerordentliche Gäste.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, März.

(Fortsezung.)

Peter Didot.

Franz Ambrosius Didots Söhne, Peter und Firmin beide für das Geschäft erzogen, sezten es auch nach des Vaters Tode fort. Am höchsten steht Peter, der allein mit Bodoni in gleiche Reihe gestellt werden kann, dem es aber freilich bei einem in demselben Geschäft so ausgezeichneten Vater und den vorgefundenen Mitteln viel leichter war, weiter zu streben, als Bodoni, der zuerst in seinem Vaterland die Bahn zum Bessern brach. Peter Didot hat sein ganzes Leben der Vervollkommnung der Buchdruckerkunst gewidmet, die er genau bis in die geringste Einzelnheit kannte. Er hat wirklich zuerst in Frankreich gezeigt, wie weit es Geschmack und Eleganz in der Buchdruckerkunst bringen können, in Büchern kleinen und großen Formats. Ihm genügte es nicht, die Arbeiten seines Vaters in glücklicher Nachahmung fortzusetzen und dem Text seiner Bücher immer mehr Reinheit zu geben, er wollte auch selbst Werke drucken, die zu allen Zeiten die Bewunderung der Kenner verdienen sollten. Gleich nach dem Revolutionssturm bewies Peter, daß Frankreich nicht hinter Bodoni's Anstrengungen in Italien zurückstehe. Damals faßte er den Gedanken, eine prächtige Folioausgabe römischer Klassiker zu veranstalten. Zuerst gab er sie in acht-und-sechzig Quartbänden heraus, denen damals nichts gleich kam; einige Jahre darauf, 1798, ließ er seinen Virgil in Folio mit dreiund-zwanzig Kupferstichen nach Zeichnungen Gerards und Girodets als ersten Band der neuen Sammlung erscheinen. Dieses prächtige Werk kam zur Ausstellung der französischen Industrieprodukte auf dem Pariser Marsfeld. Jedermann war über diesen ganz neuen, früher gar nicht geahnten Buchstabenluxus erstaunt, so wie über die Vollendung des Drucks, der Kupferstiche, über das herrliche Papier. Darum erklärte auch die Jury das Werk, freilich mit französischer Uebertreibung, „für das schönste typographische Erzeugniß aller Länder und aller Zeiten.“ Dieser Virgil errang, besonders durch die Richtigkeit und Reinheit seines Textes, den Vorzug vor dem Virgil, den Bodoni im Jahr 1793 herausgegeben hatte. Nur der genauesten Untersuchung gelang es, endlich als einzigen Fehler ein i zu entdecken, dessen . sich im Drucke losgemacht hatte, während in Bodoni's Virgil siebenundsechsig entschiedene Druckfehler gezählt werden können, ungerechnet die Fehler der Interpunktion. Im folgenden Jahr erschien Peters Horaz, der wo möglich den Virgil an Schönheit und Geschmack noch übertraf. Dieser Horaz ist mit herrlichen Vignetten von Percier geschmückt und hat selbst in England Bewunderung erregt, wiewohl man dort bekanntlich sehr viel fordert. Peter Didot gab nun kurz nach einander die Werke von Racine, Boileau und Lafontaine's Fabeln heraus, die seinem Virgil und Horaz ganz zur Seite gestellt werden können. Mit Beharrlichkeit und unermüdlicher Ausdauer beschäftigte er sich mit Allem, was auf die Buchdruckerkunst Bezug hatte. So erhielt er 1798 eine goldene Medaille für die Erfindung eines neuen Models, in dem neunzehn verschiedene Buchstaben zugleich gegossen werden konnten; dadurch verrichtete jezt ein einziger Arbeiter, was kurz vorher fünf erforderte. Er verbesserte und verschönerte selbst die Buchstaben, deren er sich bediente; doch stach er nicht selbst, wie Bodoni, sondern theilte seine Ideen dem Graveur Vibert mit, den er immer zur Hand hatte, und dieser führte sie dann aus. In den Druckwerkstätten war er überall gegenwärtig und nichts entging ihm. Sah er einen übeln Handgriff oder einen Fehler bei einem Arbeiter, so bemerkte er es ihm mit Höflichkeit und Freundlichkeit; ging es auch dann noch nicht recht, so zog er flugs seinen Rock aus und zeigte dem Arbeiter, wie er es machen müsse. Nie hat er seine Pressen zu einem Buch gegen die Sitten oder gegen die Gesetze hergegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. April 1833.

Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen?

Shakespeare.

Die Jesuitenschüler.

Eine Novelle.

In der kleinen Gasse, die vom Markte zu Coimbra seitwärts abführt und gen Oporto leitet, herrschte eines Abends, statt der gewohnten Stille, eine anhaltende tumultuarische Bewegung. Die Straße war verhaßt und gemieden, weil sich eine bedeutende Anzahl Judenfamilien daselbst niedergelassen hatte, deren ketzerische Gesinnungen und knechtisches Wesen dem stolzen Portugiesen ein Greuel waren. Je duldsamer jedoch jene Verfolgten sich in ihre Lage fügten, desto auffallender mußte es jezt erscheinen, daß sich ganze Haufen, zum Theil zerlumpten Gesindels, zum Theil anständigere Leute dieser Klasse in Aufruhr befanden. Man sah beim zweifelhaften Lichte des Mondes eine fliehende Gestalt sich die Straße hinab bewegen und endlich an der Bildsäule des Königs Sancho niedersinken. Die Menge drängte sich umher, Laternen, Stöcke, Waffen wurden sichtbar, der Kreis schloß sich immer enger, und endlich wurden die Angriffe auf das unglückliche Opfer auf das Ernstlichste begonnen. Die am Boden liegende Gestalt suchte lange vergeblich, sich aus den Falten ihres langen, schleierartigen Gewandes loszumachen, und als ihr dieses endlich gelang, sah man ein Jünglingsantlitz erscheinen, dessen Züge, trotz der hochaufgetragenen gelben Schminke, von schöner jugendlicher Bildung zeugten. Es gelang ihm, sich von den ersten Angriffen zu befreien, und indem er die Bewegung machte, als suche er eine Waffe an seiner Seite, richtete er sich stolz in die Höhe und rief den bärtigen Gesichtern mit Zorn und Verachtung zu: „Beim heiligen Denys, noch nie hat sich ein ehrlicher Franzose in schlechterer Gesellschaft befunden! Bei meiner Ehre, Leute, wenn Ihr nicht sogleich von dem Enkel eines Connetable von Frankreich ablaßt, so soll es Euch übel ergehen!“ Kaum waren diese Worte ausgestoßen, als die versammelten Juden ein wildes Geschrei erhoben. Sie stürmten jezt vereint und hartnäckiger auf den Jüngling ein; dieser wehrte sich verzweifelt, sein gelber Mantel flog in Fetzen zerrissen um sein Haupt, dessen blonde Locken sich im Winde bäumten. Im Handgemenge hörte man die zerschlagenen Laternen klirren, die stampfenden Tritte dröhnten auf dem Pflaster, Flüche, Geheul und Geschrei ertönten, und um die Bildsäule herum, die im blassen Mondglanze sich in die Nacht erhob, bewegte sich der drängende Menschenknäuel. Da kamen die Gasse herab vier Fackeln, von reichgekleideten Livreedienern getragen; in ihrer Mitte schritt ein junger Nobile, in seinen schwarzen Mantel geschlagen; er blieb stehen und befahl den Dienern, sich nach der Ursache des Kampfes zu erkundigen. Ehe diese seinen Willen vollstrecken konnten, hatte er sich selbst auf den Vorsprung einer Treppe begeben und rief mit lauter Stimme: „Auseinander!

beim Geſetze Moſis, auseinander!“ Die Gruppe theilte ſich, die Angreifenden wichen auf den Laut dieſer Worte, und jezt wurde beim Schein der Fackeln die abentheuerliche Geſtalt des Verfolgten ganz ſichtbar. Die ſchlanken, zarten Formen des kaum neunzehnjährigen Jünglings waren durch eine phantaſtiſche Maskentracht entſtellt: vom Haupt bis zur Sohle war er in rothes, feuerfarbenes Tuch gehüllt, die Füße zeigten hufartige Ballen, ein zottiger Schweif blickte unter dem Mantel hervor und auf einem Brettchen vor der Bruſt ſtanden die Worte: „Judas, der Erzſchelm.“ Der junge Portugieſe beſah ſich die Geſtalt ſeines Geretteten, in ſtolzer, überlegener Haltung ihm gegenüberſtehend. „Was habt Ihr gethan, Don Horatio?“ rief er endlich langſam und monoton, „wie kommt Ihr in dieſe Gegend?“ — „Das fragt dieſes ſehr ehrwürdige Geſindel,“ antwortete der junge Franzoſe, „ich wahrlich habe ſie nicht aufgeſucht. Der Teufel ſpiele ein andermal ſeine Rolle ſelber; wahrlich, die Unholde haben meines adligen Bluts nicht geſchont, da rinnt es über den Arm in heißen Tropfen, und die verdammte rothe Mummerei verhindert, es zu ſehen. Ich danke Euch, Don Sebaſtian, ohne Euch wäre ich vielleicht verloren geweſen.“ Er wollte mit dieſen Worten vor den Portugieſen hintreten, um ihm die Hand zu drücken, doch dieſer wich ihm ſcheu und ängſtlich aus. „Bleibt hinweg, Don Horatio!“ rief er; „Euer Athem iſt verunreinigt durch die Nähe jener Ketzer; wagt es nicht, mich zu berühren, oder ich gebe meinen Dienern Befehl, ſich zwiſchen Euch und mich zu ſtellen.“ Der junge Franzoſe ſtand ſtumm da, ſein Haupt und ſeine Arme, die ſich gehoben hatten, den Freund und Retter zu umarmen, ſenkten ſich; er wollte etwas erwidern, wandte ſich jedoch ſchnell und ging; der Portugieſe ſezte langſam ſeinen Weg fort.

Die obige Scene findet ihre Erklärung, wenn man erfährt, daß die Jeſuitenſchüler des Kollegiums zu Coimbra dem Volke eine geiſtliche Komödie veranſtaltet hatten, in welcher der junge Horace Vertier, der Enkel des verſtorbenen Connetable von Frankreich, die undankbare Rolle des Judas Iſchariot hatte übernehmen müſſen, dem zahlloſe Schmähungen und ſchwarze Anklagen gegen die Juden in den Mund gelegt worden waren. Dieſe verhaßte und gemißhandelte Nation, lange ſchon mit tiefer Erbitterung gegen den Orden erfüllt, hatte jezt Gelegenheit genommen, da ihre Macht nicht ſo weit reichte, ſich nachdrücklichere Rache zu verſchaffen, ihre Wuth an dem armen Judas auszulaſſen, den ſie in ihr Bereich zu locken verſtanden.

Horace kam in das Jeſuitengebäude, ohne daß die Profeſſen und der Rektor früher etwas von ſeinem Unglück erfuhren, als am nächſten Tage, wo der Aufruhr der Juden bekannt wurde. Die Jeſuiten, welche die gebietenden Herrn in der Stadt ſpielten, heiſchten Genugthuung, und die armen Judenfamilien mußten abermals ſich unter das eiſerne Joch beugen; einige wurden mit dem Staupbeſen aus den Thoren gejagt, andere mußten ſich durch eine ſchwere Geldbuße von einer noch ſchimpflichern Züchtigung loskaufen. — Unter den Leuten, die dem jungen Franzoſen ihr Beileid zu bezeugen kamen, erſchien auch Don Sebaſtian. Er war aus einer der erſten Familien, Erbe großer Reichthümer, doch im höchſten Grade ſtolz, gebieteriſch, feig und ſinnlich. Die blaſſe Farbe des ſonſt ſchönen Antlitzes zeugte nicht von der Geſundheit und Friſche, die im Buſen eines zwanzigjährigen Jünglings zu walten pflegt, ſein ſchwarzes Auge leuchtete nicht im Glanze einer reinen, ſchuldloſen Seele, vielmehr in der dunkeln Glut verſteckter Leidenſchaften. Er liebte, wie ein Gemüth, dem ſeinigen gleich, zu lieben verſteht, den jungen Horace; denn dieſer, im Hauſe ſeines Oheims mit ihm aufgewachſen, war ihm frühe ſchon mit der Hingebung eines warmen, aufrichtigen Charakters entgegen gekommen. Horace war überhaupt ganz das Widerſpiel von ſeinem Freunde. Als Franzoſe leicht, galant, ſtets fröhlich, verband er mit einem ſchlanken, biegſamen Wuchſe eine Phyſiognomie voll Adel, Offenheit und glänzender Jugendfriſche. Wir erzählen hier einen Vorfall, der die Denkungsart beider Jünglinge eben ſo ſcharf auseinander ſetzen ſoll, als ſie ihre körperliche Bildung von einander unterſchied.

(Die Fortſetzung folgt.)

Römiſche Briefe.

(Fortſetzung.)

Wenn man vom Circus maximus weg und über den Bach la Marrana gegangen iſt, ſo findet man zur Rechten die Trümmer der Thermen Caracalla's. Eine Menge Schriftſteller erheben ihre Herrlichkeit. Die römiſchen Thermen geben überhaupt ein reizend-wahres Bild von der allmähligen Civiliſation eines ganzen Volkes, die gewöhnlich mit Ueberfeinerung aufhört; ſie zeigen uns aber zugleich den ungeheuern Abſtand des antiken Volkslebens von dem jetzigen. Es iſt unſer Leben ein tauſendfach zerſplittertes, in häusliche Einzelnheiten zerfallenes, während im alten Rom, ſelbſt in der unwürdigſten Periode, unter kaiſerlichen Wüthrichen, ein gewiſſes Zuſammenleben in Genüſſen und Studien, kurz in den geſelligen Verhältniſſen aller Art ſich beurkundet. Ich kann mir vorſtellen, wenn ich dieſe großen Prachtbauten betrachte, daß die Häuſer des gemeinen Volkes beinahe keinen Platz mehr neben denſelben finden konnten; aber verlebte denn nicht dieſes Volk ſeine meiſte Zeit in Gemeinſchaft mit den Reichen und Mächtigen, theilten ſie nicht ihre Spiele, ſogar ihre Gräber mit einander?

öffneten nicht die Kaiser selbst ihre Hallen dem gemeinen Andrange? Wir haben gar keinen Begriff von jener riegel- und schlösserlosen Zeit. Nirgends mehr aber als in den Thermen zeigt sich dieses Zusammenleben; dieselben waren gleichsam die allgemeinen Casino's, Akademien, Kaffeehäuser der Stadt; im Anfang badete man freilich nur, aber bald errichtete der Luxus Plätze und Säle für alle Uebungen des Körpers und Erheiterungen des Geistes; Hallen und Gärten wurden eröffnet, wo Theater für Fechter und Ringspiele waren; Bibliotheken wurden hergeschafft, (so kam die Ulpianische in die Thermen Diokletians); Catheder erhoben sich, wo Philosophen öffentlich sprachen und Dichter ihre Werke lasen; Gallerien von Statuen und Gemälden prangten da, und die herrlichsten Gebilde, die unsere Zeit bewundert, ein Torso, ein Laokoon, die Badewannen von Basalt ꝛc. im Vatikan, der Farnesische Stier, die Farnesische Flora in Neapel u. s. w. waren hier aufgestellt.

Es gab eine Menge Thermen in Rom; die Diokletianischen sind die größten, sie enthalten 5200 Badestellen; nach ihnen kommen die Caracallischen. Die des Titus waren aber die geschmackvollsten; ihre Erweiterungen durch Domitian, Trajan, Hadrian tragen die Namen dieser Kaiser; man findet in ihren unterirdischen Gewölben, die nichts anderes sind, als die frühern Wohnungen Neros, welche Titus, nach damaliger Gewohnheit, als Unterlage zu seinen Gebäuden gebrauchte, über dreißig Zimmer und Gänge voll von Arabeskengemälden, die durch Kolorit und Zeichnung interessiren; man sagt, Raphael habe diese Fresken gekannt, dieselben für seine Logen benuzt und später die Zimmer verschütten lassen. Es ist aber eine materielle Unwahrheit und zugleich eine moralische Unmöglichkeit, daß der Künstler, der Leo X. zur Aufdeckung und Erhaltung des alten Roms aufforderte, solche kleinliche Mittel zu seinem Ruhme sollte angewendet haben. Agrippa hatte die ersten öffentlichen Thermen aufgeführt.

Nahe bei Caracallas Thermen liegt das Thal der Nymphe Egeria; ich habe als Knabe schon eine religiöse Sehnsucht nach dieser Heiligen gefühlt, wenn wir Florian lasen; keine Idee hat mich je so ergriffen, als diese heimlich-geweihten Unterhaltungen in der Grotte, versteckt im waldigten Gebüsche, von Quellen umflüstert, mit einem Wesen, das reiner war als Menschen und liebevoller als Götter. Ich habe die Egeria immer vergebens gesucht — auch hier nicht gefunden. Der stille, heilige Wald ist in Türkenkornsteppen verwandelt; die Quellen sind versiegt, miasmatische Ausdünstung brütet ringsum, selbst die Grotte der Nymphe ist nicht mehr; man zeigt sie dir jezt weit von hier in dem Thale Caffarella. Die trockenen Archäologen fanden dort die Statue eines Jünglings oder Flußgottes für die Bildsäule der Nymphe an; ach! nicht die Grotte, nicht die Nymphe ist mehr zu sehen, nur der Name blieb. Egeria hat nie in Stein gelebt; ist sie wohl gar nur in der Tiefe des Herzens zu suchen, und ist vielleicht Numa selbst zu diesem reinen Born herabgestiegen, um seine gutmüthige Weisheit zu holen?

Von hier gelangt man leicht an die Appische Straße, diese Königin der Straßen, wie Sylvius sie nennt; jezt liegt sie da, eine Ruine im Schatten von Ruinen. Eine Menge der berühmtesten Grabmäler liegen auf diesem Wege. Gewiß sind die Gräber der interessanteste Theil der Archäologie, was schon aus dem Bestreben der Alten hervorgeht, sich durch dieselben Ewigkeit des Namens zu sichern. Sie nannten sie: ewige Wohnung, beständige Sicherheit, Sitz der Ruhe, Hafen, Namensewigkeit; sie weihten sie mit Inschriften, welche zur Genüge ihre Ehrfurcht vor denselben beweisen; man sieht aus ihnen, daß Ausschließung aus dem Familiengrabe ein Zeichen der Feindschaft, der Verachtung war; jede große That hieß „titulo res digna sepulchri;" die Armen verbanden sich zu gemeinschaftlichen Gräbern, wenn sie nicht auf jene ihrer Gönner Anspruch machen konnten. Larven, Faunen- und Nymphentänze, Vögel zwischen Amaranthen und Rosen waren auf den Sarkophagen eingehauen, um das Haus des Todes lieblich zu schmücken. Zuerst stößt man auf das Hypogeum der Scipionen, das in weichem Tuffe liegt und eine große Anzahl in albanischen Marmor eingehauene Inschriften und Urnen besaß, die jezt im Vatikan stehen. Der Poet Ennius ward nicht zu gering geachtet, neben diesen Helden eine Ruhestätte zu finden. Hier träumte Alexander Verri seine Notti romane; der bärtige (barbatus) Sieger Samniums und Lucaniens liegt da, und neben ihm der Sohn, der die Korsen bezwang; der Besieger des Antiochus und sein Knabe, der seinen Ruhm dem Grabe allein verdankt. — Aber wo ist die Urne jenes Helden, der den Hannibal schlug? Noch gekrönt mit dem afrikanischen Lorbeer, stieß ihn das Vaterland, das er gerettet, von sich, „das undankbare hat seine Gebeine nicht;" im Sumpfe von Patria, nahe bei Neapel, findet man die Spuren der Volksgerechtigkeit. — Weiter von der Stadt weg stößt man auf den Bogen des Drusus, den Caracalla später als Stützpunkt für die Wasserleitung in seine Thermen brauchte; im Marmorarchitrav stehen die Worte: „de Germanis."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsezung.)

Die bairisch-griechischen Angelegenheiten.

Die griechische Nation hatte, um auf feierliche Weise dem jungen Könige ihre Freude über seine Ernennung und ihr heißes Verlangen nach seiner Ankunft in Griechenland kund zu

thun, aus ihrer Mitte die angesehensten Männer abgesandt; den Admiral Andreas Miaulis nämlich und die Generale Costa Bozaris und Demetrius Kolliopulos Plaputas, alle drei Mitglieder der Nationalversammlung, so wie auch, Ersteren ausgenommen, Mitglieder der Regierung. Wer Miaulis ist, weiß Jedermann, selbst im kleinsten Compendium der allgemeinen Geschichte wird sein Name gefeiert werden; Bozaris ist der würdige Bruder jenes Marcus Bozaris, der mir immer wie ein hochbegeisterter romantischer Heldendichter vorkam, der die zaubervollen Gedichte seines Herzens und seiner Phantasie zu seiner Geschichte machte, und Kolliopulos ist ein Mann, der viele Türken erschlagen hat, der große Güter und unzählige Heerden besizt, der den Aufwand liebt und unter den Peloponesen für den prächtigsten gilt und im größten Ansehen steht. Also von ihren Männern des Meeres den ersten, von ihren Kriegern den, welcher den herrlichsten Namen führt, von ihren Gutsbesitzern den glänzendsten sandten die Söhne der Hellenen nach ihrem Könige aus, in das ferne Land des Nordens, das ihnen, denen noch hinter jedem Gebirge eine unbekannte Welt liegt, denen noch die Erde ungeheuer groß und noch durch keine Posten, Dampfmaschinen, Eilwagen und Telegraphen in der Idee verkleinert ist, um so entlegener vorkommen muß, wie eingehüllt in einen düstern, mysteriösen Schleier. Ein majestätischer Kanal, groß wie ein Meer und auch Meer genannt, zieht sich von Hellas Gestaden bis an die schönste der südlichen Pforten Germaniens. Zwischen duftenden Gärten, wo die italischen Nachtigallen schlagen, zwischen schauerlich wilden, doch von italischem Zauber übergossenen Felsen, wo der gewaltigste der deutschen Adler horstet, ziehen sich seine Gewässer hin. Wenn des Himmels blaue Kuppel auf den Höhen seiner beiden Ufer zu ruhen scheint, wenn nur leise seine Wellen athmen und seine Brandungen flüstern, und dann aus den Gärten die Mandolinen girren, von den Felsen Sänge zur Gusla tönen, gleich Schwänen die Segel ziehen, in weißen Bogen die Möven fliegen, wie süß träumt es sich da vom schauerlichen Montenegro und dem wundersamen Venedig, von den abenteuerlichen Haiducken und Uskoken und den sonderbaren Kalabresen, von Loretto, Urbino und Comacchio, von den Ruinen von Pola, von den Ruinen von Adria! Auf diesem Kanale, auf diesem schönen Wege werden von nun an öfter Griechen und Deutsche ziehen und sich grüßen als Freunde, als Verwandte, und sich Grüße mitgeben für die Lieben in der Heimath; auf ihm wird fortan Hellas Jugend in Schaaren nach dem heiligen Size der Wissenschaften und der Künste, dem schönen München, wallfahrten, werden deutsche Musensöhne segeln, Apostel der Aufklärung, welche sich durch sie über Griechenland und den Orient verbreiten wird. Diesen Weg hatten auch die Männer eingeschlagen, die ausgezogen waren, ihren König heimzuführen, und ruhten nun auf der Schwelle der Pforte des Landes, in welchem unter so vielen fürstlichen Häusern das ihres Königs als eines der mächtigsten steht. Hochgefeiert im Namen der Kaiser und Könige Europas, ruhten sie aus im Schooße einer griechischen Gemeinde, welche sich da gebildet hat in den Tagen der Trübsal. *)

(Die Fortsezung folgt.)

*) Die Griechen in Triest sind sehr zahlreich; auf dem Spaziergange des Aquedotto, den vorzugsweise die griechischen Familien besuchen, schien es mir oft, als sey ich mitten in Griechenland.

Genf, März.

(Fortsezung.)

Peter und Firmin Didot.

Als Bodoni starb, erhielt P. Didot den St. Michaelsorden, der diesem von dem König von Frankreich verliehen worden war. Unermeßlich ist das Gute, was von seinen Pressen ausging, und für die Kunst haben sie viel mehr geleistet, als die so kostspielige Imprimerie royale, die nur in dem jährlichen Budget eine große Rolle spielt. Aber nicht allein Prachtwerke lieferte P. Didot in Folio und in Quart, sondern auch eine Unzahl von Büchern in 8., 12., 16., 18., 24. und 32., die alle höchst korrekt gedruckt sind. Seine Prachtwerke haben nicht Bodoni's Ueberfluß an Verzierungen, die oft gewagter und kapriziöser, als schön sind, sondern zeichnen sich vielmehr aus durch kühnen Schnitt der Buchstaben, deren dicken und feinen Striche in schönstem Verhältniß stehen, durch kräftige Uebergänge, die jedoch nichts dem Auge Fremdes und Abstoßendes haben. Der Charakter der Druckarten und ihre Farbe ist immer im Verhältniß zu den Formaten. Alles ist darin gleich gehalten, großartig einfach, nicht überladen mit Vignetten und andern Verzierungen. Sie glänzen nur durch die Schönheit der Typen, durch Reinheit und Gleichheit des Drucks, durch das schöne Verhältniß der Ränder zum Text. Nach P. Didot übernahm sein Sohn Jules des Vaters großes Werthaus, worin in der sogenannten Galerie eine Auswahl der schönsten und merkwürdigsten Druckmaschinen aufgestellt ist; eine zumal, mit schönen Reliefs geziert, war lange die größte Presse in Europa; man druckte damit Bogen von acht- und dreißig Zoll Länge und vier- und zwanzig Zoll Breite, und zwar mit solcher Leichtigkeit, daß ein Kind die Maschine in volle Bewegung sezen konnte. Auch aus Jules Pressen sind viel schöne Drucke hervorgegangen, unter andern ein Phaedrus in Folio. — Größeres Verdienst als Peter und Julius Didot hat Peters Bruder Firmin um die Wissenschaft und Literatur durch die Wiedererweckung, Vervollkommnung und Verbreitung der Stereotypen, mit denen er eine Menge Ausgaben alt-klassischer Werke besorgte, die durch ihre Reinheit, Korrektheit und Wohlfeilheit eine große Verbreitung in Frankreich erhielten und alle Konkurrenz unmöglich machten. Seine Papiermühlen und Schriftgießereien waren der französischen Buchdruckerkunst von unendlichem Nutzen. Firmin zeichnete, schnitt und goß selbst die schönen Buchstaben, welche die englische Schrift nachahmen und daher englische genannt werden. Prachtwerke gingen weniger aus seinen Pressen hervor, als aus denen seines Bruders; indessen lieferte er doch schöne Ausgaben von Camoëns und der Henriade. Firmin ist überdieß selbst Schriftsteller und guter parlamentarischer Redner.

So weit die Parallele zwischen Bodoni und Didot in dem Pelletier'schen Opus. Darin ist auch die Rede von den großen Verdiensten unsers Breitkopf um die Buchdruckerkunst in Deutschland, welch lezterer aber große Vorwürfe gemacht werden, denn von den Bemühungen der Frankfurter, Leipziger und Magdeburger Typographen in den lezten vierzig Jahren weiß der Verfasser noch gar nichts, und er war nicht wenig erstaunt, als ich ihm gute Ausgaben aus diesen Offizinen, unter Andern auch Schiller in Einem Band zeigte. Merkwürdig ist, was er aus langer Erfahrung über den Zustand der Buchdruckerei und des Buchhandels in Paris sagt: „In Paris, das Alles an sich reißt, Alles centralisirt und die Provinzen zum ewigen Zurückbleiben zwingt, in Paris sieht man Eigenthümer von Buchdruckereien, die nicht die geringste Kenntniß von ihrer Kunst und von ihrem Geschäft haben. Man findet Setzer, denen aller Unterricht, selbst die Kenntniß ihrer Muttersprache abgeht, die nur einige Praxis inne haben und sich einbilden, man könne in einigen Wochen ein guter Drucker werden. Seit langer Zeit legt man keinen Werth auf die Korrektoren und verlangt von ihnen, sie sollen täglich zehn bis zwölf Probebogen lesen und daneben noch ein genaues Verzeichniß von dem führen, was sie den Tag über gethan haben."

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. April 1833.

— Data sunt ipsis quoque fata sepulcris.

Juvenal.

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Die Erhöhung der Bildsäulen auf solchen Monumenten zeigt nach Plinius an, daß sich Sterbliche über Sterbliche erhoben; auf diese Art erhob sich jeder Kaiser über seinen Vorgänger, indem die Nachfolgenden immer die Wohnungen der frühern überbauten; das ist die ganze Herrlichkeit der Welt, die ganze Kunst des Ruhmes! Ovid sang von Drusus: „Germanien gab ihm Ruhm und Tod," zu zeigen, daß Ruhm und Tod im Leben einerlei Bedeutung haben. Der obere Theil des Monumentes ist mittelalterlich; auch dieser Triumphbogen war ein Fort. Ich führe diese Umwandlungen gern an; mich freut es, zu sehen, wie die festesten Häuser, die größten Städte der Erde nur aus Trümmern zusammengestoppelt sind und ihre Vergänglichkeit schon im Eckſteine, schon im Fundamente tragen. — Ich tröste mich mit dieser allgemeinen Vergänglichkeit, diesem Moder des Lebens, sonst wäre der Tod fürchterlich.

Wir kommen nun ans Appische Thor, jezt Porta San Sebastiano, das Aurelian mit Marmor schmückte und Belisar mit Thürmen krönte. Hier erblickt man auf beiden Seiten der Straße häufige Ueberreste von Gräbern; auch die Gräber starben und liegen begraben unter Epheuranken und Baumgebüsch; die Natur — welch' schönes Grabmal! Jener Lorbeer steht statt eines geschriebenen Heldenlobes, jener Oelbaum zeigt ein Grab des Friedens an, hohe Geister liegen unter Pinien, und Liebesunglück seufzt aus Cypressen — kindischer Gedanke! — Häufig stößt des Bauern Pflug auf Marmorurnen und mischt weißes Knochenpulver mit dem Erdreich; oft gräbt er ganze Columbarien hervor. Das Columbarium von Livias Freigelassenen ist das merkwürdigste, das man in neuerer Zeit (1726) fand. Man nannte diese gemeinschaftlichen Urnenbehälter Columbaria wegen ihrer Aehnlichkeit mit Taubenhäusern; sie bestanden aus einer bis drei Kammern, an deren Wänden rings und paarweise irdene Krüge standen, mit der Asche der Verblichenen gefüllt. Man achtete dieser Entdeckungen von „gemeiner Leute" Gräbern nicht sehr, obgleich unter jedem einzelnen Kruge eine eigene Inschrift bemerkt ward, und gleich nach ihrer Aufdeckung wurden sie wieder zerstört; selbst die Asche jenes Mädchens Lalage, von der Horaz singt: „süß redet sie, süß lächelt sie," ward nicht verschont. In der Villa Rufini fand man 1822 ein neues Columbarium, das aus Augustus Zeit stammt, wie man aus den Inschriften sieht, z. B. aus dem Epitaphium des C. Gargilius, Lehrers und Freigelassenen des Porkulus Philager, der selber wieder, als Agrippinisches Erbstück, Freigelassener des Augustus war. Gerade diese gemeinen Gräber würden den meisten geschichtlichen Aufschluß geben; aber die Römer sind zu befangen für solche Forschungen.

Wie eine alte Eiche erhebt sich endlich das Mausoleum der Cäcilia Metella aus dem Gräbergebüsch. Sie war die Frau des Krassus. Schade daß die Urne fehlt, die im innern Theile stand. Nachdem diese von den Barbaren nicht geraubt worden und bei Veränderung des Grabmals in eine mittelalterliche Feste, verschont geblieben, wurde sie von Paul III. in einen Winkel des farnesischen Pallastes geworfen, welcher jezt dem Könige von Neapel gehört, dessen Kriegerherz die Manen einer alten Heidenfrau gewiß nicht erweichen werden. Sixtus V. riß das Schloß nieder; die Wappen mit Bären, Tigern, Löwen, Adlern und Schlangen, die man hier, wie so häufig an den Resten von Alterthümern eingebauen findet, beweisen, daß hier zu einer gewissen Zeit schreckliche Raubthiere müssen gewohnt haben. Jezt kochen sich die armen Leute, die nicht mehr in Wäldern wohnen und Eicheln essen können, weil die sogenannten heiligen Wälder umgehauen worden sind, in diesen Trümmern ihre Minestra, die sie mit Betteln sich erst verdient haben.

Indem ich durch den Schilf eines vertrockneten Bächleins ging, krächzte mir Kindergeschrei entgegen, das aus der Höhle eines Grabes drang, wie ich deutlich bemerken konnte. Als ich der Oeffnung des Backsteinruins, die mit Dornen halb verwachsen war, näher kam, erblickte ich einen achtjährigen Knaben, der eine eingeweichte Türkenkornähre in Händen hatte, die er emsig benagte, während ein kleinerer seine Händchen darnach ausstreckte und schrie. Von Zeit zu Zeit hielt der Aeltere dem Jüngern den ersehnten Brocken vor, und wenn dann dieser darnach greifen wollte, rettete er ihn lachend wieder unter die weißen Zähne; ich hatte dieses Gesellschaftsspiel der neckenden Schadenfreude schon oft bei kleinen und großen Menschenkindern gesehen, aber bei der drückenden Langeweile, in die mich meine antiquarische Wanderung gewiß eben so sehr, als dich deren Lektüre, versezt hatte, war mir diese kindisch bedeutungsvolle Scene recht erwünscht. Die kleinen Wilden glozten mich groß an, als ich meinen peripatetischen Katheder neben ihnen im Grase aufschlug; wie ich aber Brod und Käse aus der Waidtasche hervorholte, schien ihnen mein Vortrag zu gefallen. Wir verfielen bald in ein sehr wichtiges Gespräch über die Pflichten von Cicero und Falks Menschen und Götter, und meine Zuhörer schenkten mir geneigten — Hunger. Plözlich aber lief mir Tomaso aus der Schule und führte bald an der Hand ein Mädchen daher, schwarzaugig, gebräunt, zerlumpt, ein Bündel auf dem ungekämmten Kopf tragend. Sie war nicht Egeria, aber hübsch genug, mich fromm zu machen; ich stand schüchtern vor der Besitzerin des Hauses auf, sie merkte gewiß meine Befangenheit — die Augen eines sechzehnjährigen baarfüßigen Mädchens sind auch Weiberaugen — gab mir meinen Gruß etwas keck zurück und warf das Bündel ins Innere. Ich fragte nach Vater und Mutter, sie erröthete wie ein Salonsfräulein, dann aber traten ihr Thränen in die Augen, die sie vergebens mit der Hand zu verwischen suchte; es war ein Tuch von Nöthen, den schönen Quell zu trocknen, und sie hatte keines. Was ich hier erfahren habe, kann ich nicht beschreiben; die Leute waren früher nicht so arm gewesen, bis der Vater, ein Handwerker, gefänglich eingezogen wurde, weil er unvorsichtige Worte hatte fallen lassen. Jezt wohnen sie getrennt in drei Gräbern: die Mutter hat das beste, in der Kirchhofserde; der Vater wohnt im Grab Hadrians, jezt Fort St. Angelo genannt, und die Kinder in diesem hier. Das Mädchen ist ihren Brüderchen Mutter und bettelt auf der Landstraße; im Bündel war das Mittagsbrod. Ich dachte an die Christenverfolgung der alten und neuen Zeit.

Nach diesem Auftritte war ich nicht mehr aufgelegt, den Alterthümern nachzujagen; ängstlich beklommen wanderte ich über die dürre Steppe hin, aus der die Wasserleitungen es Aucus Martius wie Riesen ihre Arme gegen den Himmel strecken; hier, gerade hier, wo einst Roms Herrlichkeiten prangten, ist die Gegend in eine Einöde verwandelt, die der Hauch der herbstlichen Malaria wie eine Sündfluth überwogt. Man schreibt diese giftige Ausdünstung der Ausrottung der alten heiligen Wälder zu, indem der gährende Boden die Stoffe, die einst zur Nahrung der Gewächse gedient haben, jezt in die Luft ausathme. Es war bei den alten Römern ein heiliger Gebrauch, die umgebenden Haine nicht zu verletzen, gerade wie bei den Schweizern die Bergwälder, die vor Lawinen schützen, durch alte Sagen geheiligt werden. Solche Wälder sind gebannt, aber der Bann der Päbste bob den Bann der Natur auf.

Gedankenvoll, wie man zu sagen pflegt, das heißt, ohne zu denken, gelangte ich nach langem Streifen ans Thor von Ostia oder Porta San-Paolo. Hier befinden sich innerhalb der Ringmauern die drei traurigsten Philister, die ich in meinem Leben sah: die Pyramide des Cajus Cestius, der Kirchhof der Engländer und der Monte Testaccio (Scherbenberg). Diese drei stehen auch gedankenvoll, ohne zu denken; sie deuten nicht, sie sprechen nicht, sie stehen nur. Sie ständen da im Gefühle ihres Nichts, wie Schiller sagt, wenn man sein Nichts fühlen könnte. Gibt es auf der weiten Welt etwas Hohleres, Pedantischeres, als das Monument eines Mannes, den die Geschichte nicht kennt? einen Kirchhof, mit einem breiten Graben umgeben, aufgeführt wie zu einem Festungswerk, um den Tod zu schützen? und einen Hügel, der seine naturgeschichtliche Entstehung einer Anhäufung von zerbrochenen Krügen und Ziegeln verdankt?

(Der Beschluß folgt.)

Die Jeſuitenſchüler.

(Fortſetzung.)

Ein aus Frankreich geflüchteter reicher Hugenotte hielt ſich in Geheim in Coimbra auf mit einer ſchönen Tochter und zwei noch jugendlichen Söhnen. Ueber Don Sebaſtian war unſchuldig das Gerücht ergangen, als ſtände er mit jenem Mädchen in einem beſchimpfenden Liebesverhältniß; der Bruder, von dieſem Gerede in Kenntniß geſezt, hatte ihn gefordert, Sebaſtian ſich jedoch geweigert, ihm Genugthuung zu geben. Ueber dieſen Vorfall entſpann ſich zwiſchen den Freunden folgendes Geſpräch:

Sebaſtian. Der heilige Jakob ſoll mich bewahren, daß ich mit einem Ketzer mein Leben auf das Spiel ſetze, der nicht werth iſt, den Bügel meines Roſſes zu halten, wenn ich's beſteige.

Horace. Das finde ich unrecht; er iſt ein Edelmann, wie Du; ſeine verſchiedene Religionsmeinung kann ihn im Punkte der Ehre nicht herabſetzen, noch den Adel ſeines Blutes ſchänden.

Sebaſtian. Er ſteht tiefer wie das Vieh! — Ein Geſchöpf, das die heilige Inquiſition wie ein Bündel faules Stroh verbrennen läßt, hat keine Ehre, keinen Adel des Blutes, und folglich kann es auch nicht beleidigen.

Horace. So mußt Du Dich ſchlagen, um die Ehre der Dame zu retten, die durch Dich gekränkt worden. Gibt's einen Gegenſtand, für den wir unſer Blut freudig opfern müſſen, ſo iſt's der angefochtene Ruf eines unbeſcholtenen Mädchens.

Sebaſtian. Bah! ſie iſt auch eine Ketzerin!

Horace. Und wäre ſie die geringſte Magd aus Deines Vaters Hauſe, ſonſt aber eine unbeſcholtene Jungfrau, ſo darfſt Du ſie nicht beſchimpfen, nicht leiden, daß man ſie beſchimpfe.

Sebaſtian. Das ſind überſpannte Grundſätze!

Horace. Es ſind die Grundſätze meines Großvaters, eines Connetables von Frankreich, es ſind die meinigen, ſo wie jedes edlen Franzoſen.

Sebaſtian. Meine Ehre iſt unantaſtbar, nur ein Grande von Portugal kann mich beleidigen. Wagt es jener Unbeſonnene noch fürder, Schritte gegen mich zu thun, nun wohlan, ſo gebiete ich über Hunderte von Knechten, deren derben Fäuſten ich meine Antwort übertrage; verliert er bei dieſem Strauß das Leben, ſo laſſe ich eine Meſſe leſen. Zu viel Edelmuth ſchon gegen einen Ketzer!

Horace wandte ſich ſtillſchweigend ab und ging hin, ſich an der Stelle ſeines Freundes für das arme beleidigte Mädchen zu ſchlagen; er erhielt eine ziemlich tiefe Stichwunde, und Sebaſtian, der dieſes erfuhr, lag auf dem Steinboden der Kirche, Geneſung und Vergebung für den Freund zu erflehen.

Wenige Monate hierauf gelang es den vereinten Bemühungen der Väter, den reichen, jungen Portugieſen in ihren Orden zu ziehen, mit dem im Geheim geleiſteten Schwur, dereinſt die ihm zufallenden Güter der Geſellſchaft Jeſu zuzuwenden. Die Freunde waren jezt enger aneinander gebunden, obgleich Horace über Sebaſtian ſtand; denn jener war ſchon zum Gelübde eines Profeſſen zugelaſſen worden. Zu den Vätern, die den Freunden am nächſten kamen, gehörte der Pater Angelo del' Ortrand Riguez, ein faſt vierzigjähriger Mann, mit der Feinheit und hofmänniſchen Gewandtheit im Betragen, welche damals nur das Leben an großen Höfen gab. Sein Rang eines Profeſſen von vier Gelübden ſtellte ihn über den Rektor des Kollegiums; als Mitwiſſender der tiefſten Geheimniſſe trat er mit entſchiedener Haltung auf, und die geheime Geſchichte ſeines Lebens meldete Siege, die das unerfahrne Ohr eines Neulings mit ſchambaftem Staunen füllten. Seine tägliche Toilette war die eines achtzehnjährigen, gefallſüchtigen Mädchens, ſo geſucht, ſo mit verfeinerten Mitteln überladen; doch keineswegs hiedurch verweichlicht, war er ſo klug und im Ernſt der Geſchäfte ſo ausdauernd und ſtreng, wie ein finſterer Greis. Obgleich er den jungen Horace auffallend begünſtigte, ſo war dieſer dennoch ihm keineswegs herzlich zugethan. „Ich weiß," ſagte er eines Tages zu Sebaſtian, „zu den Eigenſchaften, die ein Mitglied unſers Ordens ſich erwerben ſoll, gehört auch feine Klugheit, Liſt, Verſtellung, Schmeichelei. Dennoch dürfen dieſe Unwahrheiten nur bis zu einem gewiſſen Grade gezeigt und geübt werden, gleichſam wie zum Beweis, daß ein tüchtiger Kämpfer ſich auch auf jene verſteckten Angriffe verſtehen muß. Wehe uns aber, wenn dieſes Unkraut auf dem Boden unſers Charakters Wurzel faßt!" Sebaſtian dachte über dieſen Gegenſtand anders. Wenige Wochen, nachdem er nach vollendetem Prüfungsjahr das Gelübde der Armuth, Keuſchheit und des Gehorſams abgelegt, fiel folgendes Ereigniß vor.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Fortſetzung.)

Franzöſiſche Büchерfabrikation. Genfer Nachdruck-Induſtrie.

„In Paris findet man Buchhändler," ſagt Pelletier weiter, „die weder leſen, noch ſchreiben können. Im Jahr 1824 nahm Einer Unterricht darin, und ſeines Gleichen gibt es Viele, in und außer dem Palais-royal. Solche unwiſſende Leute haben die Unverſchämtheit, keck über den Werth oder Unwerth literariſcher Erzeugniſſe abſprechen zu wollen. Einmal hörte ich einen zu einem jungen, armen Schriftſteller ſagen: „Machen Sie mir ein Handbuch der Bäckerei," und

als der Schriftsteller erwiderte, er habe nicht die geringste Kenntniß von diesem Geschäfte, versetzte der Buchhändler mit Unverschämtheit: „die brauchen Sie auch nicht zu haben; nehmen Sie nur zuerst die Encyklopädie zur Hand, dann erkundigen Sie sich rechts und links, selbst bei Ihrem Bäcker, zu dem fügen Sie die Zeichnung und Beschreibung von einigen Maschinen, und das Buch ist fertig.“ So werden in Frankreich Bücher gemacht, die man dann eifrig in Deutschland übersezt. Ueberdieß sagt Pelletier, der französische Buchhandel, und mit ihm die Buchdruckerei, sey jezt sehr im Sinken, theils wegen des innern Verfalls der französischen Literatur und der Herrschaft des Politischen, theils wegen der guten und schönen Nachdrucke, die in Brüssel, Genf und in Deutschland schnell von jedem nur etwas bedeutenden Buch gemacht werden.

In Genf beschränkt sich der Nachdruck nicht auf Theaterstücke und unterhaltende Bücher, sondern er erstreckt sich auch auf Journale und Zeitschriften. Die französischen Zeitungen, der Temps, der Courier français, le Cabinet de lecture, kommen hier bei leichtem Uebergang über den Jura gegen eilf Uhr an, und um Mittag, also schon Eine Stunde nachher, cirkuliren die nachgedruckten oder eigentlichen abgedruckten Exemplare; denn die Pariser Blätter werden mit einer chemischen Substanz bestrichen und dann von Neuem unter die Presse gebracht, wo jedes wieder sechs bis acht Abdrücke gibt, die freilich bleicher sind als das untergelegte Original, das am Ende fast ganz seine Schwärze verliert. Diese abgedruckten Blätter kosten nur halb so viel als die Pariser, eine bedeutende Ersparniß bei den hohen Preisen jener Zeitungen.

Noch etwas Besseres wird jezt hier mit dem Journal des connoissances utiles vorgenommen, von dem allein in der Schweiz mehr als 20,000 Exemplare cursiren, wiewohl es eine Menge Dinge, Verordnungen, Gesetze u. s. w. enthält, die nur für Frankreich selbst Interesse haben. Es wird nicht allein unter dem Titel Propagateur nachgedruckt, sondern auch nach einem sehr verständigen Plan erweitert. Dinge, die nur auf Frankreich Bezug, nur für Franzosen Interesse haben, werden daraus weggelassen und dafür aus andern französischen Zeitschriften ausgehoben, was für den Zweck der Zeitschrift nüzlich und dienlich seyn kann, der kein anderer ist, als in klarer, einfacher und faßlicher Rede Alles zu besprechen, was ohne große technische Vorkenntniß in Ackerbau, Viehzucht, in Gewerben aller Art und im häuslichen Leben leicht und mit Vertrauen angewendet werden kann, weil alles Vorgetragene auf vorgängige Erfahrung gegründet ist. Dieses Blatt kommt hier auch in deutscher Sprache für die deutschen Schweizerkantone heraus. Der französische Jahrgang kostet fünf Franken, der Propagateur aber nur drei. Alle Monate erscheint ein Heft von zweiunddreißig engggedruckten Oktavseiten. Sollte ein ähnliches Unternehmen nicht auch für Deutschland sehr praktisch seyn?

(Die Fortsezung folgt.)

München, März.

(Fortsezung.)

Die baierisch-griechischen Angelegenheiten.

Umgeben von griechischen Männern und griechischen Frauen, von griechischen Kindern umspielt, die Lüfte athmend, die noch griechische Namen führen, die Augen am Meere weidend, das von Hellas her kommt, das oft Fahrzeuge mit hellenischer Flagge schmücken, in einer Flur, die nichts Fremdartiges für sie hatte, wo sich die Mauern mit Jasmin behängen, die Bäume mit Rebengeschmeide, wo die Freude unter dem Zelte der Pinie spielt, wo die Natur, wenn sie Feste begeht, die sinnigsten Salome ihren Lieblingen reicht — da weilten die Abgesandten Griechenlands mit Lust, und nicht mehr düster kam ihnen der mysteriöse Schleier über den deutschen Gauen vor, da er sich so heiter an ihrer Pforte lüftete. Bald traten sie ein zu derselben. Allein wie veränderte sich da plözlich Alles umher! Die schönen Dekorationen waren zusammengestürzt und ein wildes Felsengerölle schauerte sie an, geschmückt mitunter mit Sträußen und Kränzen aus südlicher Zone, wie ein Todtenhof des Nordens. Sie waren auf dem Korso, wo der aus dem heitern Süden kommende Wanderer häufig ungeheure, nebelhafte nordische Gespenster sieht, die ihm symbolisch das Leben jenseits des Gebirgs vorgaukeln, Erscheinungen, so seltsam, so unhold und lichtscheu, daß es ihm wird, wie dem Faust auf dem Blocksberge oder dem Dante in den Kreisen der Hölle. Unsere Gesandten aber, uneingeweiht in die Mysterien des deutschen Lebens, sahen auf dem Korso keine Geister; sie hörten nur das Brausen der Bora, und dachten sich dabei nichts anderes, als daß Deutschland wirklich ein rauhes Land seyn müsse. In den Alpenthälern, in die sie sich darauf vertieften, überzeugten sie sich vollends davon. Wahrlich, es ist schade, daß sie gerade in schlimmer Jahrszeit und dazu noch bei fast unaufhörlich schlechtem Wetter kommen mußten! Die Almen mit ihren Hörnern und Liedern grüßten sie nicht, es grüßten sie nicht die Echo's der Schüsse der Gemsjäger, der lauten Lust der Dörfer, nichts grüßte sie! Alles hüllte sich düster in Nebel und ließ sie vorüberziehen; es zitterte der Boden vom Dröhnen der Wasserfälle, es heulten die Lüfte von der Windsbraut, welche, die Flur entblätternd, von Schlucht zu Schlucht brauste; graue Phantome erhoben sich die Felsen und trugen über der Landschaft einen Himmel ohne Sonne und ohne Sterne, wilde, reißende Ströme zeigten ihnen den Weg. Mianlis erkrankte, und dadurch verzögerte sich noch die Reise der fremden, seltenen Gäste, auf die man in München harrte. München hatte sich festlich gekleidet zu ihrem Empfange, hatte ihnen Boten entgegengesandt und war außerordentlich bewegt. Endlich! endlich! hieß es auf einmal. Es war am Abend des 13ten Oktobers und finstere Nacht. Endlich! und durch die Wogen der Schaulustigen rollten die Wagen der Männer aus dem Morgenlande nach ihrer gastlich winkenden Herberge, nach dem alten, grauen Pallaste Freising, welcher wie das Zelt des stolzen Vasallen vor dem Zelte des mächtigen Lehnsherrn steht, an der Pforte des prachtvollen Vaterhauses ihres Königs.

(Die Fortsezung folgt.)

Charade.

Das Erste stellt wie eine Mauer
Dem Feindes-Angriff sich entgegen;
Das Andre bei Trompetenschalle
Wird sich zum Angriff lustig regen.

Das Ganze weißt dem Feind die Zähne.
Doch hat's davon geringen Segen;
Denn meistens wird es ja gemordet,
Gerade seiner Zähne wegen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 8. April 1833.

Kaum hat man sich einen Makel zugezogen, so ist er mittelst der „pia et religiosa calliditas et pietatis solertia“ wieder abgewaschen.

Pascal.

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Es konnte Horacen, der seinem Freunde auch in Verhältnissen des Ordens am nächsten stand, nicht entgehen, daß dieser öfters heimliche Gänge antrat, deren Zweck er ihm hartnäckig verschwieg. Zufällig erfuhr er jedoch, daß er eine junge Jüdin aufsuchte. Eines Tages, als Sebastian sich bei ihr befand, mußte es ein unglückliches Geschick fügen, daß der Pater Ignaz, der in Geschäften sich in jener Gegend befand, ihn im Hause des Juden antraf. Der Entdeckte erschrack heftig; er wußte nur zu wohl, daß Ignaz, stets von ihm mit verächtlichem Stolze behandelt, die Gelegenheit, sich zu rächen, nicht vorüber lassen werde. Sein Entschluß war demnach sogleich gefaßt; er befahl der Jüdin, die Läden ihres Gemachs fester zu schließen, sich krank zu stellen und so ruhig abzuwarten, was geschehen würde. Er selbst flog nach Hause, öffnete Horacens Thür und trat mit den Zeichen äußerster Bestürzung und Trauer hinein. Den Freund zum Mitwisser seines Geheimnisses machend, brachte er die verstellte Klage vor, wie er eben Botschaft erhalten, daß die Geliebte auf den Tod krank liege; ein Befehl des Rektors, der ihn zu sich rufen lasse, verhindere ihn leider, selbst zur Erkrankten zu eilen, er fordere aber von der Freundschaft Horacens, daß er ihn und das arme Mädchen nicht verlasse. Mit diesen Worten schob er dem Erstaunten ein paar Gläser mit Medikamenten in die Hand, beschrieb ihm Gasse und Haus und drängte ihn fort; er selbst aber begab sich aufs Zimmer, wo er, aufs Lager hingeworfen, sich in seine Decken hüllte, als hätte ein bösartiges Fieber ihn überfallen. Was er vorausgesehen, geschah: nicht fünf Minuten vergingen, so klopfte das Stäbchen des Unterprokurators an die Thür, die Gegenwart des Rektors meldend. Dieser trat mit Ignaz herein, nicht wenig verwundert, den Angeklagten auf seinem Zimmer, und zwar in einem Zustand zu finden, der es unmöglich zu machen schien, daß er vor wenig Augenblicken in entlegener Straße am entfernten Ort gewesen. Sebastian stellte sich, als begriffe er nicht, was der Rektor wolle, und dieser wandte sich endlich mit unmuthiger Gebehrde zu Ignaz. „Beim heiligen Jakob!“ rief der alte Jesuit, „so wahr ich ein ehrlicher Biscajer bin, ich habe Niemanden als den Bruder Sebastian zu sehen geglaubt; doch mögen die Düsterheit des ärmlichen Gemachs, die Unwürdigkeit der Umgebung die Schärfe und Klarheit meines Blicks getrübt haben; darauf aber will ich beim Splitter des heiligen Kreuzes schwören, ich sah einen unseres Ordens im Hause jener Gottlosen; schickt hin, und wenn nicht Alles trügt, so muß sich der Uebertreter noch daselbst finden.“ Sebastian stieß bei diesen Worten einen Schrei der Furcht und Besorgniß aus, der die Aufmerksamkeit des Rektors

wieder auf ihn leitete. „Bei Eurem Gelübde!“ rief der ernste Mann, „ich befehle Euch, mir zu sagen, was Euch in dieser Sache bekannt ist.“ Nach einer Pause entgegnete Sebastian mit dumpfer Stimme: „Mein Vater, Ihr fordert die Erfüllung einer harten Pflicht von mir, ich soll gegen meinen Freund und Bruder zeugen.“ — „Gegen Euren eigenen Vater, wenn es der Orden verlangt!“ rief der Rektor strenge. „Wohlan, so sage ich Euch, daß Don Horatio ein Liebesverständniß mit einer Jüdin unterhält. Schickt hin, Ihr werdet ihn finden; ach! ich habe ihn umsonst gewarnt!“ Er sank erschöpft zurück; doch in dem Moment fühlte er die Hand des Rektors segnend auf seinem Haupte. „Tröstet Euch, mein Bruder!“ rief er, „Ihr habt Euren Freund nicht verrathen, gerettet habt Ihr ihn! Der Segen des heiligen Ignaz lege sich auf Euer Herz, wenn es im Dienste des Ordens ob einer strengen Pflicht zu brechen droht!“ Indeß war Horace im Gemach der schönen Esther getroffen und gefangen genommen worden; seine Schwüre, seine Betheurungen halfen nichts; unerbittlich sind Ignaz und seine Häscher, der Unglückliche wird in das Gefängniß des Kollegiums geführt, wo man ihn allein mit seinem Schmerz läßt, der doppelt groß ist, da er wohl fühlt, von welcher Hand der Streich geführt worden.

Drei fürchterliche Tage sind vergangen. Das Haupt auf den Arm gestützt, in grübelnden Unmuth versenkt, sizt er da am Abend des vierten Tages; das Lämpchen brennt zu seinen Füßen, die Scheibe des Mondes rollt am vergitterten Fenster, von nacheilenden Wolkenschatten verfolgt, dahin, da öffnet sich die Thüre und Sebastian steht vor ihm. Er sprach in langer Rede seine Verlegenheit, seine innern Vorwürfe aus, indeß des Freundes blaues Auge offen und prüfend auf ihm ruhte. „Ich weiß es,“ sagte Horace endlich kurz, „ich bin deinetwegen hier; Du hast mich verläumdet, auf mein Haupt die Strafe gelenkt, welche dem Deinigen zukam; gestehe es offen, ich bin bereit, Dir zu vergeben.“ Sebastian kämpfte mit seinem Stolz, bevor er das Geständniß that, doch sein Herz, noch nicht bis zum Grunde vergiftet, zog ihn dem leidenden, schönen Freunde zu. Er warf sich unter einer Fluth hervorbrechender Thränen an die breite Brust des Jünglings, der ihn aufnahm und herzlich an sich drückte. „Sebastian!“ rief Horace, „der Himmel gebietet über diese Stunde — Dein Busen ist weich — versprich mir, mich nie wieder zu täuschen! Wenn Du im Mißgeschick bist, biete ich offen meine Brust Dir zum Schutz, doch wissen muß ich darum; nicht zum Träger Deiner Sünde biete ich mich an.“ Sebastian schluchzte, ein warmer Händedruck und die Worte: „beim Kreuze, das ich auf der Brust trage, dieses schwöre ich Dir!“ besiegelten aufs Neue den Bund. Horace ging jezt mit der Heiterkeit einer jugendlichen Begeisterung aus dem Kerker in den Hof, der dazu bestimmt war, straffällige Mitglieder des Ordens der Oeffentlichkeit preiszugeben; doch die Mauer, welche diesen Hof umgab, war so hoch, daß auch hier das Geheimniß bewahrt wurde, in dessen Schleier die Gesellschaft Jesu für gut fand, alle ihre Angelegenheiten zu hüllen. Baarfuß, den Oberleib entblößt, die Arme mit einer gelbseidnen Schnur, dem Zeichen der Rechte seiner edlen Geburt, umschlossen, stand Horace eine Stunde da, wie er hoffte und wünschte, von Niemanden gesehen. Doch hierin täuschte er sich. An die Mauer des Hofes stieß der Pallast der Prinzessin Constanzia della Gloria. Das blühende siebzehnjährige Mädchen ward durch die Politik des Hofes von Lisboa gleichsam wie im Exil zu Coimbra gehalten, und ihre Duenna, eine alte Prinzessin von Geblüt, eine Karrikatur von Stolz, Unwissenheit und Aberglauben, war dem Mädchenfrühling zum Wächter gegeben. Doch ein junges, aufathmendes Leben holt seine duftende Nahrung vom Mond und den Gestirnen; Träume lehren es die Liebe, und der Schatten eines Bildes hat noch Körper genug, um diese Träume wahr zu machen. Die schweren Wellen der dunkelrothen Vorhänge waren niedergelassen, die Prinzessin lag am Fenster, die braune Grimasse einer alten maurischen Amme trug mit geschwinder Zunge ein südliches Mährchen vor, indem sie bei der Schilderung jeder Liebesscene lachend die grellen weißen Zähne enthüllte. Das fürstliche Mädchen sah gedankenvoll hinaus, da trafen ihre Blicke unten auf den schönen Jüngling im Hof, der, das Haupt gesenkt, in einer schönen träumenden Stellung dastand. Das Mährchen der alten Myrza hatte jezt für die Prinzessin Bedeutsamkeit, sie wußte jezt, wer der schöne maurische Ritter war, der im Thal zu Roncevaal den neunarmigen Riesen bekämpfte, sie sah den schlanken Hirten vor Augen, der dem Zug seiner weißen Lämmer träumend nachschlich auf die Höhe des Berges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Beschluß.)

Den Engländern verzeihe ich's, wenn sie sich das Leben sauer machen, um einen eigenen Geschmack zu beurkunden; sie bezahlen ihre Albernheiten theurer, als wir unsere Genüsse; aber sich auch den Tod verbittern durch Originalität und die Leute zu ärgern durch verewigte Pedanterie — was geben sie dafür, sie, die alles bezahlen zu können glauben? Der Scherbenberg wäre das wahre Sinnbild ihres Kirchhofs, wenn er nicht noch das Gute hätte, unterminirt zu seyn und kühle Keller zu halten, wo man im Oktober Luperkalien feiert und die Maler sich Modelle für Bacchantinnen holen. Ich sah allda einen Rudel weißbekitteter Buben, die ich über die Entstehung dieses Hügels befragte. Der älteste antwortete mir: „der Hügel

stand schon, als wir die Schule betraten.“ Ich dankte für die geschichtliche Notiz; man kann über einen so bedeutsamen Gegenstand nicht mehr zu wissen verlangen. Als ich links der Stadt zu ging, bemerkte ich, beim tiefen Wasserstand der Tiber, die Reste des Pons sublicius, wo Horazius Cokles seine Heldenthat gethan; die Brücke hieß später Pons Aemilius und noch zwei andere Römer, Commodus und Heliogabalus, flogen über ihr Geländer in den Fluß hinab, freilich unwillkürlich. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen der Geschmack. Ich weiß fast nicht, was mir besser gefällt, der Salto mortale eines Wütherichs oder eines Helden? Oft kommt es jedoch auf Eins heraus.

„Auf heute Abend hat eine Gesellschaft schwarzer und weißer Tauben, die aus Oberitalien angelangt ist, die Ehre, ein verehrliches römisches Publikum zu einem neuen romantischen Schauspiele einzuladen, das sie im Mausoleum des Augustus aufführen wird. Besagte Tauben, überzeugt von dem vortrefflichen Geschmack der hiesigen Einwohner, werden sich alle Mühe geben, den Beifall, den sie durch ihre Kunst schon in mehreren Hauptstädten Italiens eingeerndtet haben, auch hier zu verdienen, und bitten deßhalb um geneigten Zuspruch.“ Nun, gehen wir hin! es wird wohl eine Art Ballet seyn; in einer Zeit, wo die menschlichen Schauspieler den ganzen Thierkreis ihrer Kunst durchlaufen haben, dürfen sie wohl im Zeichen des Krebses ausruhen, während die thierischen Bestrebungen mit Recht auf Anerkennung Anspruch machen. Unsere Philosophen finden hier Thatsachen für ihre Entwicklungstheorie, und da Heine von Eidechsen gelernt hat, sehe ich nicht ein, warum man die Talente der Tauben nicht unterstützen sollte. Wir Menschen sind gegenwärtig auf der Entwicklungsleiter schon in den Spekulationshimmel hinauf gestiegen, wo wir uns an der Spiegelherrlichkeit unseres Selbsts, der berühmten Null, ergötzen. Reichen wir unsern niedrigen Brüdern, die da nachkommen, die Hand; der heilige Franziskus ist, wie ich dir schon früher einmal bemerkt habe, uns mit schönem Beispiele vorangegangen. Die Tauben haben übrigens das Mausoleum Augusti nicht aus eigenem Antriebe zum Schauspielhaus gewählt, sonst dürfte man ungescheut schließen, daß sie archäologische Kenntnisse besitze.. Das Grabmahl des Augustus, das man vorzugsweise Mausoleum heißt, gab in der Zeit des Mittelalters dem Stadttheile, in welchem es liegt, den Namen Augusta. Im zwölften Jahrhundert verwandelten es die Herrn Colonna in ein festes Schloß, das später vom römischen Volke zerstört ward. Aus dem Gebäude, wie es jezt da steht, könnte man nur sehr unbefriedigende Aufklärung über seinen antiken Zustand erhalten. Sueton aber hat den Ort genau bezeichnet und Strabo beschreibt das Denkmal im fünften Buche seiner Geographie. Es war bis auf die höchste Spitze hinauf mit Bäumen besezt und rings von einem Gartenhain umgeben, der dem römischen Volk geöffnet war. Gegenwärtig sieht man nur die untersten Schwibbogen; das Gewölbe des Hauses selbst, auf dem die Pflanzung stand, ist zusammengestürzt und hat so einen ebenen Plan gebildet, um welchen man im verflossenen Jahrhundert eine Art Amphitheater errichtet hat, wo besonders zur Sommerszeit allerlei Schauspiele aufgeführt werden; das ist auch der Grund, warum sich die Künstlertauben heute hier produzirten. Die Thiere haben sich ausgezeichnet; doch, da mir die Individualitäten des Personals noch nicht gehörig bekannt sind, so enthalte ich mich einer strengern Kritik. Das Stück selber, das aufgeführt wurde, war im Genre der Affen- und Bärenkomödien; es ist aber begreiflich, daß die Flügel der Thiere demselben einen besondern Schwung verliehen. In dieser Hinsicht wären auch unsern menschlichen Schauspielern oft Flügel zu wünschen. Wir haben in Deutschland mehrere dramatische Werke, die sich ohne Beihülfe von Thieren nicht auf die Bretter bringen lassen. Du siehst hieraus, daß unsere Dichter, die gemeiniglich ihrem Jahrhundert vorausarbeiten, sich in ihrer Ahnung nicht betrügen. Das Schauspiel war eine sommernachtstraumartige, faustisch-blocksbergische Zusammensetzung, wo der äußere Zusammenhang oft fehlt, während man uns auf eine innere Einheit verweist; kurz, die Tauben zeigten sich in verschiedenen Charakteren und spielten eine Art Intermezzo, wie wir es in Goethe's Faust finden. Als Solo's zeichneten sich aus: die „Unverbrennliche,“ die im Mittelpunkt eines sprühenden Feuerreifes hielt, die „Unbewegliche,“ die auf dem Rohr einer losknallenden Pistole, ohne zu wanken, saß, u. s. w. Als Tutti war besonders eine Schlacht merkwürdig, welche die Schwarzen mit den Weißen führten; beide Partheien schossen und knallten gegen einander, zogen sich zurück, griffen an, hierhin, dorthin wogte das Gedränge, in Pulverdampf gehüllt war das Schicksal — da sandte Napoleon seinen Desair: die Weißen flohen. Doch genug; unser menschliches Publikum schrie: miraculo! nur einige Katzen bewiesen durch ihre miauende Kritik eher ihren Neid, als ihren Geschmack, und der Theaterdirektor gelangte zu einer vollen Kasse.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März

(Fortsetzung.)

Die baierisch-griechischen Angelegenheiten.

Tags darauf begann das Oktoberfest. Ein Theater eigener Art war die Thereſienwiese geworden. Ungeheure Menschenmassen strömten hinzu und füllten es an, neugierig auf das Fest, neugieriger noch auf die Fremdlinge, welche gestern bei finsterer Nacht angekommen waren. „Die Griechen!“ die

Griechen!“ riefen auf einmal wohl achtzigtausend Stimmen. Sie waren vorgefahren und bald darauf erschienen sie vor Aller Augen auf einer offenen Tribune *) der Circusbank: Andreas Miaulis, der greise Hydriote, der berühmte Admiral, Konstantin Bozaris, der Erbe der Waffen des Markos, und Demetrius Koliopulos Plaputas, der prachtvolle Peloponnesier, der Schrecken der türkischen Schildser, und zu ihrer Linken: Paulidis Diamanti, Major des Koliopulos, Andreas Stipas aus Hydra, Kapitän des Miaulis, Wasilis Zaravellas, Suliote, Hauptmann des Bozaris, Demetrius Vavaliopulos aus Mollorgenas in Chartana, Ordonnanz des Koliopulos, und Georgeos Pipis, Ordonnanz des Bozaris. Da standen sie wie auf einem Fels, an welchem die brausenden Wogen der neugierigen Menge brandeten; da blühten sie, in ihrem schönen Kostüme, über den nach aberwitzigem Schnitte dunkel gekleideten Abendländern, wie Blumen aus sanfterer Zone im Gersten- oder Haferfelde. Noch hatten sie ihren König nicht gesehen, und leer stand noch ihnen gegenüber das elegante, nach allen Seiten offene, mit einer Blumenausstellung gezierte, schimmernde königliche Zelt. Da donnerten die Kanonen auf den Höhen des Theaters; lauter und festlicher brausten die Massen der Zuschauer, der Nationalgesang der Baiern erscholl, Musikchöre stimmten ein: es kamen der König der Baiern, der König der Griechen und die Königin des Festes, Theresia, die Mutter der griechischen Könige. Wäre das Wetter minder häßlich gewesen, es hätte den Griechen wohl werden können, wohler und heimatlicher, als da sie an Deutschlands Pforte ruhten; denn sie waren einem Volke vorgestellt, das ihnen verwandt geworden, sie standen, allenthalben umflattert von ihren Nationalfarben **), ihrem Könige gegenüber und ihm, der zuerst unter den Fürsten der sich den Sklavenfesseln entringenden Hellas Beifall zugeklatscht und sie besungen hat. Vor ihnen lag die Stadt, wo die Söhne der edelsten Griechen, die Söhne des Miaulis, der Sohn des Markos Bozaris u. a., erzogen werden, wo sich eine griechische Kirche befindet, wo der erste der Philhellenen wohnt, jener Mann, den die Griechen verehren und lieben wie ihren Meister, den sie sich als eine Wohlthat von seinem Könige ausbeten haben, kurz, Thiersch, Θιρσιος, ὁ διδασκαλος ἐξοχωτατος, wie sie selbst ihn zu nennen pflegen. Wenn sie aber auch das Wetter und vielleicht auch die Scenen des Festes wenig erfreuten, so mußten sie sich andernseits an der schönen Ordnung freuen, die überall herrschte, an der Wohlhabenheit, die überall hervorleuchtete, an der Reinlichkeit, an der Gutmüthigkeit, am Frohsinne der Baiern und an der Volksthümlichkeit der königlichen Familie.

Der folgende Tag war abermals ein Tag der Freude. Die Firsten der Häuser, die Zinnen der Stadt vergoldeten sich mit den ersten Strahlen der Sonne, und in den Straßen wirbelten die Trommeln in Musikchöre, donnerten die Kanonen. Es war der Tag der Namensfeier der Königin Theresia, es war der Tag, wo die Steine der neuen Krone von Hellas zu Edelsteinen wurden und zu flimmern begannen. Glockengeläute, Weihrauch, heilige Lieder, Gebete gaben den Lüften einen feierlichen Ton. Die Gassen waren gedrängt voll von festlich geschmücktem Volk, von glänzenden Equipagen, von den ausrückenden Regimentern der Garnison, von den Wagen der Landleute, welche ihre Preisfahnen heimbrachten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Da sie noch keine Audienz beim König gehabt, konnten sie auch nicht, dem Ceremoniel zufolge, in dessen Zelte Platz nehmen.

**) Blau und weiß ist die Nationalfarbe der Griechen, so wie der Baiern.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Geschichte der Waldenser. Literarische Charlatanerie.

Die so interessanten Waldensergemeinden in Piemont sind schon manchmal im Morgenblatt besprochen worden, und wenn ich nicht irre, wurde dabei auch der Wunsch geäußert, es möchte ein Sachverständiger ihre Geschichte schreiben. Dieß ist nun geschehen, und eine Histoire des Vaudois depuis leur origine jusqu'à nos jours kommt jezt von einem jungen Waldenser, Namens Alexis Muston, auf Subscription heraus. Getrieben von dem Durst nach Unterricht und Kenntnissen, die er sich in seinen Thälern unmöglich erwerben konnte, wanderte er aus, studirte zuerst auf der Akademie von Lausanne, durchreiste dann Deutschland, ließ sich endlich für einige Zeit in Straßburg nieder, und hier faßte er den Entschluß, die bisher nicht genug bekannte Geschichte seiner Heimath und seiner edlen Ahnen zu schreiben. Zu diesem Zweck stellte er genaue Forschungen über seinen Gegenstand auf den Bibliotheken von Baden, Tübingen, Stuttgart, Karlsruhe, Heilbronn, Mannheim und Heidelberg an, wo er aus Chroniken und Handschriften eine Menge Nachrichten und überdieß an zweihundert alte Werke sammelte, die die Waldenser berühren. Den Ertrag seines Werks will der wackere Muston zum Ankauf einer Bibliothek verwenden, um es durch sie seinen Landsleuten möglich zu machen, sich in der Heimath zu unterrichten und nützliche Kenntnisse zu verschaffen, ohne, wie er, zur Auswanderung gezwungen zu seyn. In Genf findet dieses schöne Unternehmen lebhafte und herzliche Theilnahme.

Einen neuen Beweis der französischen Charlatanerie in der Wissenschaft hatten wir vor Kurzem an der Dissertation sur l'emplacement du mur que César fit construire près de Genève contre les Helvétiens p. Depery, Chanoine de Belley. In dieser Dissertation, der auch eine Karte beigefügt ist, sagt der gelehrte Herr Canonikus: „Cäsars Mauer wurde nicht, wie man lange glaubte, in der Richtung von Nyon nach Gingins, auch nicht von Genf nach Ger hin gebaut, sondern nach meiner Entdeckung auf dem linken Rhonenfer, von dem Bolsa-Batie bei Genf bis an den Berg Wache. Diese meine Meinung gründe ich auf Cäsars Worte selbst, und sie stimmt überdieß ganz mit der Oertlichkeit überein. Die Mauer war 19.000 Schritte lang.“ Kaum war die Dissertation heraus, so vindizirt ein Herr Chapiet aus Beure diese Entdeckung als sein Eigenthum und behauptet, sie schon in einer ungedruckt gebliebenen Schrift vom Jahr 1825 ausgesprochen und weiter ausgeführt zu haben. Während nun die beiden französischen Antiquare, diese zwei Ducdez-Champollions, über ihre Entdeckungspriorität mit einander streiten, thut man hier dar, daß dieselbe Ansicht schon vor mehr als hundert Jahren von dem Staatssekretär Gautier in der 1730 gedruckten Geschichte Genfs von Spon, 4., Tom. II. p. 289, nicht etwa nur flüchtig ausgesprochen und hingeworfen, sondern weitläuftig erörtert und auseinandergesezt, auch mit einer Karte begleitet worden ist. Dieselbe Ansicht hatten später der Graf Turpin von Crissé in seinen Commentaires de César, Montargis 1786, und Lemaire in seiner Ausgabe von Cäsar 1819 geäußert; ja, Bardié du Bocage hat nach den obigen Angaben sogar eine Karte von Gallien mit dieser so gestellten Mauer gezeichnet. Was soll man nun von den Herrn Depery und Chapiet denken?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. April 1833.

Hast du Lust, die Sitten des Menschengeschlechts zu erkennen,
Brauchst du ein einziges Haus. —

Juvenal.

Der Ball und das Jahrhundert.

Zwei Männer, nicht mehr jung, noch nicht alt, kurz in dem Alter, wo das Herz noch keine kalte, leere Stätte ist, weil noch Leidenschaften darin hausen, wo aber schon Vernunft und gereiftere Erfahrung vor Uebereilung und Schwindelei schützen, ergingen sich in einer hellen Winternacht auf einem Boulevard von Paris und waren seit längerer Zeit in lebhaftem Streit begriffen. „Sie bleiben also dabei," sprach der Eine, „alle Erscheinungen in der Zeit, groß und klein, sollen den Stempel des Jahrhunderts und seiner Sitten tragen? man brauche den Charakter der Zeit nicht lange zu studiren, die Luft sey damit geschwängert —" — „Wollen Sie mich ewig mißverstehen?" erwiderte der Andere; „was habe ich gesagt? um die Sitten einer ganzen Zeit kennen zu lernen, brauche man nur Ein Haus, Eine Familie zu beobachten, überall liegen die Laster wie die Tugenden des Jahrhunderts, seine Neigungen, wie seine Launen offen zu Tage, und am Kamin sehe man in dieser Hinsicht so viel und mehr als auf dem Markte; kurz, es sey mit der Zeit, wie mit dem einzelnen Menschen: nur im Schlafrock, nur in seinem Hauswesen lernt man ihn recht kennen." — „Da brauchte ich also etwa nur den Lumpensammler auszufragen, der dort an nichts denkend hinschleicht, und hätte ein Bild vom Jahrhundert?" — „Leicht möglich, ganz gewiß aber bekommen wir ein solches, wenn wir mit den lustigen Masken dort auf den Opernball gehen." — „Gott behüte! wenn man in den Dreißigen ist, wirft man seine Nächte nicht so weg! und was wollen Sie mir auf dem Ball eigentlich zeigen?" — „Den Einfluß des politischen Lebens auf Alles, auch auf das Kleinste." — „Damit kommen Sie von Ihrer frühern Idee ab." — „Keineswegs! wenn ich Ihnen sage: so ist in zwei unruhigen Jahren der Ball geworden, so heißt dieß doch wohl soviel: aus der Wirkung hätte man einigermaßen auf die Ursache schließen können." — Bei diesen Worten standen sie unter dem Peristyl des Theaters, und der Ungläubige ließ sich, halb scheltend, halb lachend hineinziehen.

Oberflächlich betrachtet, ist seit hundert fünfzig Jahren mit dem Opernball; trotz aller politischen und moralischen Umwälzungen, so gut als keine Veränderung vorgegangen; da geigt nach wie vor das Orchester, und kein Mensch hebt den Fuß zum Tanze; da zieht nach wie vor der Troß von Narren umher, in seltsamer Vermummung, und in der Zeit der unbeschränktesten Redefreiheit übt man noch immer komisch-ernst die bescheidene Maskenfreiheit, wie mancher arme Teufel von Poeten noch bei der Fabel und dem Gleichniß ist. Daß Venedig, hätte es Preßfreiheit gehabt, nicht auf das Carneval verfallen wäre, fällt keinem Menschen ein. Da kommt immer noch der Marquis vom Hofe Ludwigs XIV., starrend von

Gold, der Quäker im platten, knappen Kleide, der Grieche mit den bunten Flittern — ein Trödelmarkt der Mit- und Vorwelt. Ja, blickt man nur oben darüber weg, so ist das Jahr 1830 vom Jahre des Heils 1700 kaum zu unterscheiden, und abgesehen von der Eleganz und Gravität, die unterwegs abhanden gekommen sind, könnte ein Talon-rouge, der wieder auferstände, meinen, er sey zu Versailles; er könnte sich heimisch fühlen, wie ein alter Römer in den aufgedeckten Straßen von Pompeji.

„Nun," begann einer unserer Beobachter, „ich strenge jezt schon eine gute Weile alle meine Seelenkräfte an, um Ihrer Idee hier auf die Spur zu kommen; vergebens! Der Savoyarde schreit zu den plumpen Bildern seiner Zauberlaterne: dieß stellt das und das vor! Ich wollte, Sie machten es ebenso." — „Nur Geduld!" — „Wie lange noch? Sie müßten nur die dreifarbige Malerei am Proscenium hier als Spuren der Juliusrevolution geltend machen; denn sonst werde ich hier wahrlich nicht mehr davon gewahr als sonstwo!" — „Still! schweigen wir von den Todten!" — „Und wahrhaftig," fuhr der Andere fort, „einen trübseligern Ball habe ich in meinem Leben nicht gesehen! Die langen schwarzen Dominos machen mir ganz wirre vor den Augen; wie kann man sich mit der gefügigsten Einbildungskraft dahinter verschiedene Gestalten, verschiedene Charaktere schaffen! Tausend Individuen und nur Ein Mensch! Wie langweilig! kaum hie und da eine armselige Charaktermaske!" — „Nun ja, die ganze Gesellschaft ist über Einen Leisten geschlagen; soll es da nicht auch der Ball seyn? Charaktere! wo ist denn dergleichen überhaupt zu finden? — Wäre ich ein Maler und hätte ich die Gleichheit allegorisch darzustellen, ich gäbe ihr einen schwarzen Domino." — „Und der Gerechtigkeit nähmen Sie wahrscheinlich die Binde?" — „Ja, und schielen müßte sie." — „Sehen Sie, wie die drei Damen hier, die so verlassen herumstreifen, unter der Maske lachen! Sie haben uns beborcht; haben sie doch sonst nichts zu thun!" — „Wenn man in ausgewählten Cirkeln die Damen mit einander gähnen läßt, kann man da auf dem Ball der nächsten Vesten nachlaufen?" — „Hm!" erwiderte der Andere, „was machen Sie für Umwege!" — „Hören Sie! in diesem Jahrhundert, das uns blitzschnell durch die Zeit dahinreißt, wo Keiner einen festen Halt gewinnen kann, denn die Gegenwart drängt unwiderstehlich zu einer Wiedergeburt in einer nahen Zukunft, in dieser Zeit befinden sich mancherlei Menschen in bedauerlichen Verhältnissen; Niemand aber ist wohl mehr zu beklagen als die Frauen. Ja, wenn sie sich nicht bald zu der zurückgezogenen Lebensweise der Engländerinnen entschließen, wenn sie nicht lernen, sich auf sich selbst zu beschränken, wenn sie, die Zeiten des Kaiserreichs und der Restauration im Kopf, fortwährend männlichen Umgang suchen, so kann ein schreckliches Sittenverderbniß nimmer ausbleiben. Die beiden Geschlechter sprechen nicht mehr Eine Sprache; die männliche Jugend brütet ob Staatsinteressen und hat zu den harmlosen Spielereien des geselligen Lebens keine Zeit mehr. Was man einem Frauenzimmer den Hof machen hieß, das ist viel zu langweilig. Wollen die Weiber uns haben, müssen sie uns entgegenkommen, sich uns hingeben, und wenn sie damit einmal den Anfang machen, wo wollen sie aufhören? Der Zeitgeist verhält sich zu den Sitten, wie das Klima zu Blüthen und Früchten; in Zeiten des Bürgerkriegs reift stets das öffentliche Leben auf Kosten des häuslichen, wie in der tropischen Sonne die Palme gedeiht und die Rose zu Grunde geht." — „Noch weiß ich nicht, wo Sie hinauswollen." — „Nun, zum Beispiel, eben die Damen dort von höchst zweideutiger Natur haben den eigentlichen spezifischen Charakter der zarten weiblichen Organisation, die Schaam, noch nicht ganz abgestreift; wenn sie aber stehenden Fußes mänadisch alle Schranken durchbrächen, es wunderte mich nicht." — „Ich gestehe, sie führten vorhin verwunderliche Reden, und ich dachte, man müsse es gegenwärtig hier mit dem Zutritt nicht so strenge nehmen; indessen sprachen sie blos halblaut." — „Warum? weil es immer noch eine öffentliche Schaam gibt." — „Wahrhaftig!" erwiderte der Freund nachdenklich, „Sie könnten nicht so ganz Unrecht haben." — „Kommen Sie, machen wir uns in den Haufen! — Sehen Sie denn gar nichts an diesen Menschen, wenn ihre Gesichter nicht hinter einer Maske, ihre Glieder nicht hinter den Falten des Domino stecken? Tragen nicht alle das Zeichen des Bürgerkriegs vor der Stirne?"

(Der Beschluß folgt.)

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Wenige Wochen nach diesem Ereigniß wurden beide Freunde ins Gemach des Don Riquez beschieden. Mit einnehmender Freundlichkeit trat ihnen der stolze Mann entgegen. „In Uebereinkunft mit dem Pater Rektor," hub er an, „ist es mir gelungen, zwei treffliche Aufträge für Sie, meine jungen Freunde, aufzufinden. Wir sind unter uns, Sie sollen sie vernehmen. Neugierig bin ich, wem von Ihnen beiden ich dankbarer seyn werde für die wohlerfüllte Pflicht. Ich habe mich in meiner Wahl von den verschiedenen Charaktervorzügen leiten lassen, die Sie schmücken. Don Ortes Bellador, früher Admiral der Flotte seiner portugiesischen Majestät, befindet sich seit gestern in den Mauern unserer Stadt; es gilt, ihm ein wichtiges Papier abzulocken, das er in Händen hat und das uns von großem Nutzen seyn kann. Die nähern

Umstände und Beziehungen finden sich hier auf diesem Blatte. Es gilt nun, meine Freunde, daß Sie durch List oder Ueberredung, durch Frömmigkeit oder Schmeichelei, durch welche Künste Sie immer wollen, das Papier erhalten. Der Admiral ist mit einem alternden, doch, wie man mir sagt, noch immer schönen und galanten Weibe verbunden. Sie wissen nun, was Sie zu thun haben; Ihnen, Don Sebastian, theile ich die Frau zu, Sie, Don Horatio, erhalten den Mann. Zum Vorwand, ins Haus zu kommen, mag dieses Kästchen dienen, das mir ein Vetter des Admirals für ihn hat einhändigen lassen." Er machte eine entlassende Verbeugung und beide Freunde gingen, sich zu ihrem Berufswege vorzubereiten.

Mit klopfendem Herzen, die einstudirten Rollen im Kopfe, standen sie am andern Morgen, nach der Messe, vor dem Pallast; ein Mohrenknabe öffnete ihnen den Vorsaal und die zahlreiche Dienerschaft bückte sich, eine Straße bildend, vor den eben so geachteten als gefürchteten Ordensgeistlichen. Der Admiral, ein korpulenter Sechziger, mit einer gesunden Weinlaune im rothen Antlitz, lag am Kamin und wärmte seine podagrischen Beine. Er empfing die beiden jungen Patres mit Höflichkeit und nahm das Kästchen in Empfang. Als die Etiquette es erlaubte, erschien seine Gemahlin; nach einigen Stunden ging man zur Tafel, die reich besezt war und an der vornehme Gäste Theil nahmen. Horace fand Gelegenheit, mit einem jungen Verwandten des Hauses sich über die innern Verhältnisse der Familie zu besprechen und manche interessante und wichtige Notiz zu sammeln, indeß Sebastians Stolz sich herabließ, der Dame Ulrica zu schmeicheln, die ihm ein williges Ohr lieh und nach der Tafel eine Audienz versprach. Als er sich so weit sah, glaubte er durch eine salbungsvolle Rede voll glatter Frömmelei sein Ziel schnell zu erreichen, doch die Dame wich ihm aus und that, als verstände sie nicht, wovon eigentlich die Rede sey. Endlich erhebt sie sich, holt ein zierlich gearbeitetes Kruzifix hervor, schenkt es ihm, bittet sich dabei einen Platz in seinem Gebet aus und empfiehlt sich. Sebastian geht innerlich ergrimmt und findet auf dem Vorsaal Horacen, der eben nicht glücklicher gewesen war. Durch ein paar Gläser guten Weins heiter und ausgelassen gestimmt, war er mit dem Hausherrn auf allerlei kurzweiliges Gespräch gekommen, und hatte zulezt vergeblich sich bemüht, es zu dem ernsten Geschäft hinzulenken. „Ich tauge nicht in den Orden," murrte er auf dem Heimwege; „eine lustige Gesellschaft, ein Glas Wein machen mich zum Plauderer; statt Geheimnisse zu erforschen, mache ich die meinigen offenbar." — Don Riquez, als er den Bericht der Jünglinge vernahm, lächelte und sprach: „Meine Freunde, ich habe mich in der Wahl geirrt; beschäftigen Sie sich mit der Frau, Horatio; Sebastian mag es mit dem Manne zu thun haben."

Der Abend desselben Tages zeigte, wie richtig der feine Weltmann geurtheilt hatte. Als Horace zu einem Spaziergange das Haus verließ, flog der kleine Mohrenknabe an ihm vorbei und steckte ihm einen Granatapfel in die Hand; die Frucht öffnend, fand er ein Papier, worauf die Worte standen: „Pater Horatio, eine Dame bittet, Ihr möchtet in Eurem Auftrag Euch an sie wenden." Diese wenigen Worte enthielten einen deutlichen Wink für den Erfahrenen, doch ein unauflösliches Räthsel für den armen Horace. Er entschloß sich, zur bezeichneten Stunde an den vorgeschriebenen Eingang zu gehen. Es war Abend, und ein großer Theil des vornehmen Adels in Coimbra, auch der Admiral, auf einem Feste außerhalb der Stadt versammelt. Donna Ulrica kam in ihren einsamen Gemächern ihm mit einer bezaubernden Freundlichkeit entgegen; sie sezte sich zu ihm, Horatio mußte erzählen; doch sobald er die ernste Verhandlung berührte, spielte sie in schäkerndem Ton mit ihrem Papagai, lobte seine Farben und nöthigte den jungen Jesuiten, ihn auf die Hand zu nehmen; er that es und kam dann wieder auf das wichtige Papier zurück; da flog die Dame an ihre Harfe, und in orientalisch weicher Stellung auf beide Knie niedergelassen, ließ sie sich in einem rauschenden Capriccio vernehmen; sie blickte mit Lachen zu ihrem Freund hinauf und nöthigte ihn, die ersten Takte eines kleinen spanischen Liedes zu singen, das in den Straßen von Madrid öfters ertönte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Beschluß.)

Die baierisch-griechischen Angelegenheiten.

Endlich schlug die Stunde (drei Uhr Nachmittags) der feierlichen Auffahrt der griechischen Deputation bei den Königen von Baiern und von Griechenland. Die westliche Pforte des Pallastes Preysing öffnete sich und es erschien ein Zug, der sich nicht durch Größe und Gepränge vor andern dergleichen auszeichnete, aber durch die Neuheit seiner Erscheinung und durch seine hohe Bedeutung. Die Gesandten fuhren in zwei sechsspännigen Galawagen. Miaulis war, wie immer, sehr einfach gekleidet *). Ein Fetsi mit hellblauem Funda,

*) Die Kleidungsstücke eines Albaneser sind folgende: das Fetsi, die rothe Müze mit dem blauen Büschel oder Funda darauf, das Hypokamisa, Hemd, das Sustari, Brustläppchen, auf diesem das Pesti, eine Jacke mit Aermeln, über dieser ein Westchen ohne Aermel, Fermeli genannt; eine Leibbinde, Sonari, für den Geldbeutel und das Schnupftuch, vorzüglich aber zur Zierde, das Stachi, ein lederner Gürtel oder vielmehr vier Blätter Leder übereinander, wie in einer Brieftasche, worin die Pistolen und der Handschar gesteckt werden; weiße Unterhosen, Fraki, die man aber nicht sieht, darüber die Fustanella, ein langes, weißes Tuch, das, in viele Falten gelegt, unter dem Gürtel befestigt wird und bis auf die Tsaruchia herabreicht, eine Art Gamaschen; endlich die Schuhe, Paputsia oder

eine ſchwarze Halsbinde, ein dunkelblaues Soſtari, ein dunkelblaues Peſili, das wegen ſeines unelegannten Schnitts, ſeiner Weite und Länge wie ein Kamiſol ausſah, ein weißes, blau und roth geſtreiftes Sonari, dunkelblaue Schalavaria, weiße Strümpfe und ſchwarze Frankenſchuhe: daraus beſtand ſein Anzug, ſo wie der ſeines Adjudanten. Die beiden Generale aber und ihre Adjudanten waren in Albaneſertracht und hatten nur die Feſti mit Miaulis gemein. Soſtari, Peſili, Fermeli und die Tſuluchia waren bei Bozaris von grünem, bei Kolikopulos von rothem Sammt, bei Beiden, vorzüglich bei dem Leztern, reich mit Gold geſtickt; um ihre Hüften ſchlangen ſich ſeine, geſtreifte Sonari und Stiachi von Marokin mit prächtigen Piſtolen; ihre Fuſtanella war von ſchimmernder Weiße, ihre Paruzia von rothem, goldgeſticktem Marokin; Bozaris trug an einer grünen Schnur einen reichbeſchlagenen türkiſchen Säbel, Kolikopulos einen noch viel koſtbarern an einer rothen Schnur. Paulidis war minder prächtig, aber doch immer noch ſehr glänzend, Zaravellas aber viel einfacher gekleidet. Die Küraſſiere, die Bereiter, die Lakaien, Kutſcher, Wagen und Pferde, kurz Alles, was König Ludwig geſchickt hatte, war eben ſo prachtvoll; und Alles zuſammen, Griechen und Begleitung, das Gedränge der Zuſchauer in den Gaſſen und an den Fenſtern, und ſo Vieles, was man ſich dabei dachte und vorſtellte, bildete ein Ganzes, das ſich dem Merkwürdigſten anreiht, was man geſehen hat, ein Ganzes, das man nicht auf der Leinwand darſtellen kann, das aber als Tradition im Baierlande fortleben und immer ſeine ganze Lebendigkeit wieder erhalten wird, ſobald es in einen beredten Mund oder an eine lebhafte Einbildungskraft gelangt. Als die Geſandten zur Reſidenz einfuhren, waren ſie ſichtbar ergriffen. Sie fuhren ein zum Hauſe der Wittelsbacher, das zu den älteſten Fürſtenhäuſern von Europa gehört, aus welchem die ſchöne Theodelinde von den mächtigen Lombarden gefreit ward, aus dem zwei Kaiſer des deutſchen Reichs hervorgingen und mehrmals Prinzen auf fremde Throne gerufen wurden, das über Gaue herrſcht, die zu den ſchönſten und wichtigſten Deutſchlands gehören, und über ein biederes Volk. Die Geſandten waren durch das Kaiſerthor an die Kaiſertreppe gekommen; hier ſtiegen ſie aus und wurden nun durch die mit Hatſchieren, Pagen und Livreen beſetzten Gänge ins Trieriſche Appartement geführt, und nicht lange, ſo wurden ſie zur feierlichen Audienz in den Thronſaal abgeholt. Hier ſtand vor den Stufen des Throns König Ludwig, umgeben von ſeiner Familie, von dem Staatsminiſter ſeines Hauſes, von den Pallaſt-, Schlüſſel- und Hofdamen, vom Dinſteorps, vom diplomatiſchen Korps, den bei Hofe vorgeſtellten Fremden, worunter auch Pozzo di Borgo, den hoffähigen Kavalieren der drei Rangklaſſen und vom ſämmtlichen Offizierkorps. Den Abgeordneten des verarmten und verwilderten Griechenlands, in Hütten auf Ruinen geboren, alt geworden in einem ſtürmiſchen Lager, prachtvolle Gebäude nur aus Mährchen kennend, ward es wohl ſonderbar zu Muth in den Sälen einer der prächtigſten Reſidenzen Europas. Sie gingen auf glattem, köſtlichem Marmor, oder auf reichen, ſchwellenden Teppichen; ſie waren geblendet von dem Schimmer der Wände, phantaſtiſch umſchwebt von den mannigfaltigſten Gebilden der Kunſt, ſie ſtanden mitten unter Göttern und Helden von Altgriechenland, welche, wie verwünſcht, in fremdem Lande als Bilder umherhingen und ſtanden, und ſich nun belebten und ihnen zum erſtenmale wieder in ihrer ganzen Herrlichkeit erſchienen; mußte es ſie da nicht bedünken, als befänden ſie ſich in einem Feenſchloſſe? Und als nun die Flügel des Thronſaals aufgingen und ihnen die Majeſtät des Throns und ſeine prangende Umgebung entgegenſtrahlte, mußten ſie nicht einen Augenblick ihre Sinne ſammeln, um ſich zu erinnern, daß ſie die Abgeordneten eines ſtolzen Volks ſeyen?

Zaruchia, welche entweder von Leder oder von einer Art Flechtwerk ſind. Schalavaria heißen die weiten Beinkleider der Hydrioten; ſie gehen bis unter die Knie.

Genf, März.

(Fortſetzung.)

Pictet-Diodati.

Charlatanismus kann man dem nicht vorwerfen, der vor ein paar Jahren zu früh für ſein Vaterland ſtarb, ich meine Pictet Diodati, über deſſen reiches, thätiges, ächt republikaniſches Leben vor Kurzem eine gedrängte, aber geiſtreiche Biographie herausgekommen iſt. Es iſt eine der Geſtalten, die einen wie aus einer fernen Zeit anſprechen, denn Genf hat keinen ſolchen Mann mehr; die republikaniſche Einfalt und Glanzloſigkeit verliert ſich immer mehr in Luxus und geſellſchaftliche Anſprüche. Pictet war 1768 in Genf geboren. Noch jung, wurde er von dem alten Miniſter Necker angezogen und brachte oft ganze Tage bei ihm in Coppet zu, wo ihn Mad. de Staël wegen ſeines edlen Gemüths, wegen ſeiner Liebenswürdigkeit und ſeines nie ruhenden Geiſtes ſchätzte und liebte. Necker gab ihm Unterricht in politiſcher Oekonomie und Verwaltungskunſt. Am 15ten April ſtimmte Pictet im Conſeil général gegen die Vereinigung Genfs mit Frankreich, wozu damals Muth gehörte. Dies hinderte ihn jedoch nicht, fortan ſeinem Vaterland zu dienen, als es doch unter die fremde Herrſchaft kam. Später wurde er Richter und Mitglied des franzöſiſchen corps législatif, wo Napoleon ihn zuerſt achten lernte. Als ſeine Zeit aus war, wurde er zum Präſidenten des Kriminalhofs im Lemanndepartement ernannt. Als 1810 Genf bei der Scheidung des Kaiſers von Joſephinen eine Deputation nach Paris ſandte, ſtand Pictet an ihrer Spitze und ſprach mit muthiger Wärme von den Verdienſten der verſtoßenen Frau. Im folgenden Jahr wurde er wieder ins geſetzgebende Corps gewählt und übte da, trotz der damals ſehr ſchwierigen Umſtände, großen Einfluß. Er hatte den Muth, dem Kaiſer mit der eiſernen Hand und dem eiſernen Willen, der ſo ungern Widerſpruch duldete, öffentlich ſeine abweichende Meinung auszuſprechen. Als Genf endlich wieder ſelbſtſtändig wurde, nützte er ſeinem Vaterland mit weiſem Rath und kluger, kräftiger That. Im Conſeil souverain ſaß er neben ſeinem alten Freund, dem verſtorbenen Dumont, und zeichnete ſich in allen ſeinen Reden und Abſtimmungen aus durch Sachkenntniß, Scharfſinn, attiſchen Witz, beſonders aber durch ächten Liberalismus. Er ſprach gewöhnlich die Endſylben nicht deutlich aus und murmelte, wie wir zu ſagen pflegen, manchmal in den Bart. Darum ſagte Fr. v. Staël von ihm: „On voudrait secouer sa cravate dans laquelle se perdent tant de jolies choses.“ In ſeiner Lebensweiſe war er, ungeachtet eines bedeutenden Vermögens, faſt ſo einfach wie ſein Großonkel Marc Pictet, von dem man ſich folgenden Zug erzählt. Als er erſter Syndik der Republik war, machte er einmal des Abends — denn am Tage nahm er ſich nie von ſeinen Geſchäften Zeit dazu — dem damaligen franzöſiſchen Reſidenten in Genf einen Beſuch. Als er wieder wegging, begleitete ihn dieſer ins Vorzimmer und rief laut nach den Leuten des Herrn Syndiks. Hierauf erwiderte ihm aber P. ganz einfach: „Ne vous donnez pas tant de peine, Monseigneur, tous ces gens-là, ce sont ma Jeanne,“ und damit zeigte er auf ſeine ihn mit einer kleinen Laterne erwartende Magd.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. April 1833.

Das Herz in mir empört sich, es erheben
Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust;
In mir ist Nacht. —

Schiller.

Die Jesuitenschüler.

(Fortsezung.)

So vergingen ein paar Stunden, die Nacht war eingebrochen, Mondesglanz und farbiger Duft zitterten vor dem offenen Fenster, Früchte standen in silbernen Schaalen auf einem Tisch, doch kein Licht erschien, so wie keine von den vielen Zofen. Nach einer Weile erhob sich die Dame, trat zu einem Kästchen, öffnete es und zog ein Papier heraus. „Don Horatio," sprach sie in einem muntern, aber festen Tone, „Eure Jugend erklärt das Mißverständniß, das noch zwischen uns obwaltet. Seht, hier ist das Papier; allerdings kann ich darüber gebieten, denn mein Gemahl ist nur der erste meiner Sklaven. Wohlan! tragt auch Ihr meine Ketten nur kurze Zeit, und die Schrift ist Euer." Der junge Franzose fühlte sich von einer Glut überströmt, die mehr von Zorn als von Beschämung ihren Ursprung herleitete; da stand die Versucherin vor ihm, in ihren Händen zitterten die so sehnlich begehrten Blätter; er glaubte darnach haschen zu können, doch Uebereilung und Zürnen überflog ihn, hastig sprang er auf, und die ihm angeborne Artigkeit gegen das schöne Geschlecht konnte nur so viel über ihn gewinnen, daß er die Hand der Dame, die sich auf seine Schulter stüzte, nicht unwillig wegschob. Am andern Morgen war der Admiral mit seiner Gemahlin fortgereist, und das kostbare Papier blieb verloren.

„Warum fügten Sie sich nicht ihrem Willen?" fragte Riguez den Jüngling. Die Röthe des Erstaunens auf den Wangen war dessen ganze Antwort. „Sie scheinen noch immer nicht zu wissen, daß der Orden Ihnen befehlen kann!" rief jener mit einem glatten, vornehmen Lächeln. „Auch eine Sünde?" stotterte Horace, noch höher errötbend. „Was nennen Sie Sünde? Kann ein Mittel, das da dient, einen guten Zweck zu erreichen, sündhaft seyn? und wäre es eine Sünde, so fällt sie aufs Haupt derer, die über Sie befehlen; Sie sind, wie jeder Einzelne von uns, nur Werkzeug, um das Wohl des Ganzen zu fördern." Die Nacht nach diesem Gespräch vergoß der arme Jüngling heiße Thränen auf seinem einsamen Lager; so grausam, so kalt, so eisern tyrannisch hatte er noch nie die Geißel über seinem Haupte gefühlt; doch sein warmes, reines Herz sollte noch schärfer die verwundende Tigerklaue fühlen. Die Schmerzen dieser Nacht, die empfangene Demüthigung hatten ihn jezt zum ernsten, fast mannhaften Jüngling gemacht; er that sich selber das heilige Gelübde, nie in einem ähnlichen Falle sich der Sünde zu verkaufen, und wenn auch sein Leben in Gefahr stände.

Sebastian hatte unterdeß einen glänzenden Triumph gefeiert; es war ihm, vereint mit Don Riguez, gelungen,

die Prinzessin Constanze della Gloria für den Orden zu gewinnen; sie und die Duenna hatten ihren frühern Beichtvater verabschiedet und erklärten sich bereit, einen Schüler der Lehre Loyolas zu nehmen. Das Amt wurde Riguez angetragen, der es freundlich annahm, obgleich die Zeit seiner Abreise von Coimbra sich näherte. Schon hatte er das Register der Sünden der strengen Domina willig in sich aufgenommen und mit sicherer, galanter Zuvorkommenheit die unerquickliche Sünderin getröstet. Als sich jezt die junge Prinzessin anmelden ließ, rief ihn zu seinem nicht geringen Verdruß ein dringendes Geschäft ab und Horace erhielt den Platz im Beichtstuhl. Er nahm ihn ein, ohne zu wissen, hinter welchen Seelenschleier es ihm vergönnt seyn werde, zu schauen. Finster, verstimmt saß er da in der dämmernden Kirche und schaute die lange Perspektive hinab, an deren Ende die ewige Lampe vor dem Antlitz der heiligen Jungfrau brannte; da rauschte es den Gang herauf, drei Frauengestalten, in Schleier gehüllt, wurden sichtbar, zwei blieben zurück, die dritte aber schwebte mit ungewissem Schritte dem Beichtstuhl zu. Horace sah eine jugendliche Gestalt vor sich, er sammelte schnell seine Aufmerksamkeit und erwiderte ihren Gruß mit einer ernsten Hauptneigung; jezt sank sie ihm zur Seite aufs Knie, den Mund und die Wangen dem Gitter nähernd, an dem des Jünglings Wange lag. Er fühlte einen warmen Athemzug, hörte die reine, schöne Stimme eines Engels. Sie beichtete Sünden, die vor dem Sinn ihres strengen Richters zu Liebenswürdigkeiten wurden; doch als ihre Lippen mit stockenden Worten jenen schönen Anblick im Hofe und dessen Eindruck beschrieben, wie sie klagte, daß seitdem die Gestalt jenes Jünglings sie in ihrem Gebete störe, und er aus ihrem Munde die genaue Beschreibung seiner selbst vernahm, da erröthete er und eine wunderbare Bewegung bemächtigte sich seiner. Seit diesem Moment war die Prinzessin della Gloria kein gleichgültiger Gegenstand mehr für ihn. Es wurde ihm nicht schwer, sie zu sehen, und es boten sich öfters Gelegenheiten, die eine Leidenschaft in seinem Busen befestigten, welche sein ganzes Leben anders zu gestalten bestimmt war. Constanze wußte nicht, welchem Herzen sie die Geständnisse des übrigen vertraut hatte; das aber wußte sie, daß der schöne feurige Jüngling, der sich ihr jezt näherte, Niemand anders war als der Büßende im Hofe des Kollegiengebäudes. Es galt, in der Nähe der Duenna durch kein Wort, keine Miene das Ansehen eines Mitglieds einer so heiligen Gesellschaft zu stören; doch eine junge Liebe ist schon durch die Seligkeit des Anblicks befriedigt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Ball und das Jahrhundert.

(Beschluß.)

„Das ist denn doch etwas zu arg!“ meinte der Andere lächelnd. — „Warum denn? es ist sonnenklar, und ich wollte wetten, ich sehe Jedem seine politische Ansicht an der Nase ab. Sehen Sie, hier wie überall theilt sich das Publikum in drei Kategorien. Die jungen Leute hier im grünen, bis oben zugeknöpften Frack, mit dem raschen, entschiedenen Schritt, dem etwas zur Seite geneigten Kopf, dem feurigen, kecken Blick, das sind die *Kavaliere* unserer Zeit; muthig, galant, ja fast gekleidet wie ihre Vorgänger zu den Zeiten Karls I. von England; denn diese faltigen Beinkleider und der knapp anliegende Rock erinnern wenigstens entfernt an jene reiche Tracht, welche uns Van-Dyks Pinsel überliefert hat; man sieht sich unwillkührlich nach der Spitzenkrause und der feuerfarbnen Feder auf ihrer Mütze um. — Die andern dort, die sich durch nichts im Aeußern besonders auszeichnen, die aber fest einherschreiten und aus deren Augen ein schwärmerisches Feuer sprüht — fallen einem bei ihnen nicht Alt-englands *Rundköpfe* ein? Von Mystik und Religionsschwärmerei ist zwar bei ihnen just nichts zu verspüren, aber sie sind darum nicht weniger fanatisch und von hohem Muth erfüllt, als jene Frömmler. Sie gehen aufrecht durch das Leben hin, unbekümmert um *die Gegenwart*, denn mit jedem Tag, der verstreicht, rückt die Zukunft näher, die ihr Erbtheil ist; unerschütterlich steht ihr Glaube auf der Grundlage ihres Dogmas. Ihr Prinzip, die Existenz ihrer Parthei hängen nicht vom Leben oder Sterben eines schwachen Kindes ab; wie die Regierung wirthschaftet, kümmert sie wenig, und wenn man ihre Freunde in das Gefängniß wirft, machen sie ein Gesicht dazu, wie der Soldat, der seinen Nebenmann in der Schlacht fallen sieht, denn ihr Prinzip kann man nicht im Schloß Blaye unter Schloß und Riegel halten. Ein gemeinsamer Haß ist das Band, das sie mit den *Kavalieren* verknüpft und der Schlüssel zu dem Räthsel ihrer gegenseitigen Toleranz. Sie gehen mit einander um, sie achten sich gegenseitig, wie Kriegsleute, die auf dem Schlachtfeld einander gegenüber gestanden haben, und sich nun im Waffenstillstand die Hände reichen. — Nun betrachten Sie sich, was nicht zu diesen beiden Klassen gehört: spricht nicht Unruhe, Unentschiedenheit aus allen diesen Juste-milieusgesichtern? Sie wissen nicht recht, sind sie Volk oder Adel, und aller Luxus, den sie zur Schau stellen, riecht nach dem Ungeschmack des Parvenu. Sehen Sie näher zu; ist es nicht, als ob diese Masse noch ganz verdutzt wäre von dem Glück, von all dem Segen, der Keinem bei der Wiege gesungen worden? ja, jeder möchte gar zu gerne an seinen Hut schreiben: Ich bin der und der und das und das. — Sehen sie z. B. dort die Bursche mit den plumpen Köpfen, den glanzlosen Augen,

den Händen in den Taſchen; ſehen ſie nicht aus wie eine wandelnde Liquidation? — Dieſe drei Bruchtheile unſerer jetzigen Welt bewegen ſich, ſtreng geſondert, um und durcheinander; dort meſſen ſich ein Paar mit den Augen, hier ſtößt man ſich hin und wieder mit dem Ellbogen, und hätte man an dem ewigen Partheizank und den gemeinen Gefahren des Lebens nicht genug, wir könnten leicht einen blutigen Auftritt erleben. Noch einmal: es riecht hier nach Bürgerkrieg.“ — „Hier aber nicht mehr als anderswo.“ — „Aber auch nicht weniger; ich habe nicht behauptet, der Ballſaal ſey ein beſonderer Ort.“

Da entſtand auf einmal eine große Bewegung im Saal. Es bildete ſich ein weiter Kreis, die Logen füllten ſich mit neugierigen Zuſchauern und in der Mitte des Saals ſtellten ſich verſchiedene Gruppen auf; endlich gibt das Orcheſter das Zeichen — zum reizend verſchlungenen Walzer? zu der leichten, graziöſen Quadrille? nein, zu einem ausſchweifenden Tanze, deßgleichen ſich bisher noch nie über die Schwelle eines Saals gewagt hatte, einem Tanze, wie ihn naive, ausgelaſſene Volksluſt unter anderm Himmel geſchaffen. — Breitet einen Wieſenteppich aus, pflanzt hohe Pappeln umher, mit dem ſchwarzen und ſilbernen Laub, das in den Lüften wallt gleich den Wellen eines Sees, wölbt einen ſpaniſchen Himmel darüber, laßt die poetiſchen Lüfte der Provence weben — wie ſchön iſt Alles, wie reizend, wie poetiſch der wollüſtige Fandango! Aber hier — wer kann ihn hier ohne Entſetzen anſehen!

Der eine der Freunde wollte mit einer Gebehrde des Unwillens das Wort nehmen; da fiel der andere ein: „Verzeih mir's Gott! ich glaube gar, Sie wollen Ihrem tugendhaften Aerger Worte geben? hier? zu dieſer Stunde? warum nicht gar!“ — „Ich hätte aber doch nicht gedacht — Was ich hier ſehe —“ — „Am hellen Tage geht tauſenderlei vor, was Sie noch nie geſehen haben. Haben Sie nicht ſchon hundertmal vor den Abſcheulichkeiten, welche die Bilderhändler öffentlich aushängen, die Augen niederſchlagen müſſen? Guter Freund, in Uebergangszeiten, wie die unſrige, wirft die Geſellſchaft ihren Schaum aus, während ſich das Familienleben ruhig und ſachte fortbildet. Unſere Jugend kann, heftig aufgeregt, wie ſie iſt, ſtillen Freuden und Genüſſen keinen Geſchmack abgewinnen; ſie braucht Sinnenreize, die mit der Glut ihrer Leidenſchaften im Verhältniß ſtehen. Soll ſie etwa, Wohlgeruch duftend, den Blumenſtrauß in der Hand, von Putztiſch zu Putztiſch wandern und Chloris in ſüßen Verſen beſingen? Nein, nehmt ſie, wie ſie iſt, wie ſie nach zweijährigem Sturme ſeyn kann! Auf den Bällen, welche Catharina von Medicis gab, ging es, ſtelle ich mir vor, nicht viel decenter zu als hier.“ — „Aber —“ — „Bedenken Sie, wenn einem alle Hoffnungen zu Waſſer geworden ſind und man nichts, gar nichts mehr glaubt, wenn einem der Boden unter den Füßen ſchwankt, wenn kein Menſch, der denkt und handelt, ſeiner Sache gewiß iſt, wo es ſich gerade nicht von heute, ſondern von morgen handelt, wie können Sie da, was die Menſchen thun und laſſen, moraliſch abzirkeln wollen?“ — „Still! was bedeutet der Lärm, der Aufſtand? Die Tänzer ſtäuben auseinander! Was wollen die Leute dort mit den unheimlichen Geſichtern und den rothen Bändern?“ — „Schon lange warte ich auf ſie!“ ſagte der Andere lachend. „Die armen Narren! an Tanz und Emeute laſſen ſie ihren Zorn aus, wie das ungeſchickte Kind an dem Werkzeug, womit es ſich wehe gethan. Ja, es wäre gar hübſch und moraliſch, wenn man, hat man einmal ſein Schäfchen im Trockenen, den Strom einer Revolution friſch weg in ſein Bett zurückbeſchwören könnte. Das geht aber leider nicht: der Strom iſt einmal hoch aufgeſtaut, und er ſiedet und brauſt, bis er einen Abzug gefunden und uns Alle dann auf ſeinem breiten Rücken in das neue Bett hinabreißt, das er ſucht und wühlend findet!“ — „Alſo die Polizei nimmt ſich der Sittlichkeit an!“ — „Ja, ſie iſt ihr Aushängeſchild.“ — „Sehen Sie, ſie muß weichen, ſie zieht ſich zurück.“ — „Ja, mit einem Rudel Gefangener in der Mitte! — Ihr großen Herrn, wenn es ja bei uns ein wenig ſchlimmer werden ſoll, als unter dem alten Regime, ſo laßt doch wenigſtens der Jugend ihr althergebrachtes Recht, die Schaarwache zu prügeln!“ — „Wahrhaftig, Freund,“ ſagte der Andere nachdenklich, „ich glaube, ihr Satz iſt nicht ſo ganz unrichtig.“ — „Ich verſichere Sie, je weiter wir ihn verfolgten, deſto mehr würden wir uns überzeugen, wie richtig er iſt. Sehen Sie dort die Gruppe, die kein Menſch eines Blicks würdigt? Das ſind ſieben, acht hochanſehnliche Parlamentsglieder, die vor noch nicht drei Jahren mit ihrer hohen Gegenwart den ganzen Saal in Aufruhr gebracht hätten; es ſind ehrenwerthe Männer in jeder Hinſicht, aber leider ging ihnen der Athem zu früh aus, und da ſezten ſie ſich auf den erſten Marktſtein an der Straße nieder und vermeinten, Jedermann müſſe ſich ſo bald müde gelaufen haben, wie ſie. Sehen Sie, man achtet ihrer ſo wenig, als wenn ſie Geſetze machten. — Dort wandelt ein großer Gelehrter, der ein Buch, das er nicht verſtand, überſezt und mit erklärenden Noten herausgegeben hat; ſie haben ihn zum Pair gemacht. Er milkt die Kuh ſeiner Wiſſenſchaft und bezieht eine Penſion von der Civilliſte. Mit den großen Herrn iſt's vorbei, wie die Welt jezt läuft, und ſo gilt denn ein ſolcher Monſieur für den Repräſentanten der Ariſtokratie. Ja, wie ſonſt das Pergament, ſo herrſcht jezt das Patent, und ich werde von Ariſtokraten geſpeiſt, gekleidet, wohl gar raſirt, und die Herrn müſſen ſich vor mir armſeligen Proletair recht tief bücken. Ein artiges Syſtem! ſeine Dogmen ſind in den Kot geſchrieben, der ſich an die gewichſten Schuhe des Herrn Pairs anhängt. Wie ſchön nimmt ſich dieſe neugebackene Ariſtokratie aus!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die neuen Kloaken.

Erstaunliche Arbeiten sind im vorigen Jahre in Paris vorgenommen worden, die schon lange beschlossen waren, an die man sich aber der großen Kosten wegen nicht hatte wagen wollen. Es sind dieß die Wasserleitungen und Kloaken, die noch in manchen Stadtrevieren fehlten. Seit der ersten Revolution haben sich einige Reviere, die ehemals kaum bewohnt waren, zu den bedeutendsten Theilen der Stadt emporgeschwungen; diesen mußten doch auch die Vortheile zu Theil werden, welche die ältern Reviere längst genossen; und als die Cholera im vorigen Jahre ausbrach, bemerkte man in den Tagblättern, wie unsauber und ungesund mehrere Reviere noch seyen, obschon die Abgaben der Bürger ungeheuer sind, und sie mit Recht von der Stadtobrigkeit fordern können, daß sie für das viele Geld auch für die Reinlichkeit der Stadt sorge. Dieß war schon oft gesagt worden, obgleich eben nicht mit vielem Erfolge. Dießmal gab nun die Cholera den Ermahnungen Nachdruck; auch liefen die regierenden Herrn Gefahr, selbst ein Opfer ihrer Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit zu werden. Was also jahrelange Warnungen nicht hatten bewirken können, setzte dießmal ein schreckliches Uebel ins Werk, um so mehr, da es die Klugheit gebot, Hunderte und Tausende von Taglöhnern nicht ohne Arbeit zu lassen, in dem Augenblicke, da andere Arbeit leider schon zu sehr und zu lange stockte. So wurden denn im vorigen Jahre ganze Straßen aufgewühlt, um unterirdische Wasserleitungen und Kloaken anzulegen. Einige sind auch jetzt noch nicht ganz fertig und es wird ununterbrochen an denselben gearbeitet. Dadurch ist nun die Stadt eben noch kein Muster von Reinlichkeit geworden; leider sieht es auf den meisten Gassen im Winter noch eben so schmutzig aus, als zuvor; allein für die Bequemlichkeit und auch für die gesunde Luft sind die neuen Anstalten gewiß ein nützliches Unternehmen, und dazu haben sie einer Menge Familien Nahrung und Erwerb verschafft. Durch das Aufwühlen des Bodens der Gassen sind auch mehrere Ueberbleibsel aus der Vorzeit zu Tage gefördert worden. So hat man in den Straßen Montmartre und St. Denis die Grundlagen ehemaliger Thore wiedergefunden. Damals war die Stadt noch klein, und leicht konnte man ihre Mauern mit Gräben und ihre Thore mit Thürmen gegen den Feind vertheidigen. Jetzt erstreckt sie sich weit über diese alten Grenzen hinaus, und die ehemaligen Thore befinden sich fast mitten in der Stadt. In der Straße Lharpe auf dem linken Seineufer stieß man beim Anlegen einer Kloake auf eine Wasserleitung aus noch viel älterer Zeit, nämlich aus der der Herrschaft der Römer in Gallien. In jener engen und langen Straße, in welcher man noch die Bauart des alten Paris beobachten kann, liegt nämlich das einzige römische Denkmal, welches Paris aufzuweisen hat, wenigstens das einzige Gebäude aus jener Zeit; denn Sculpturen römischen Ursprungs besitzt Paris mehrere. Einige Altäre mit Basreliefs sind an der Spitze der Insel, auf welcher die Notre-Dame-Kirche steht, ausgegraben worden und werden im königlichen Museum aufbewahrt. Ebenso hat man vor vier Jahren, als aus einer ehemaligen Kirche auf derselben Insel ein Privathaus gebaut werden sollte, in den Grundlagen dieses Gebäudes mehrere Sculpturen aufgefunden, die noch das Eigenthum des Besitzers dieses Hauses, eines Weinhändlers, und von der antiquarischen Gesellschaft zu Paris im neunten Bande ihrer Abhandlungen beschrieben und abgebildet worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, März.

(Beschluß.)

Die Kunst in Genf.

Der verstorbene Cuvier war ein genauer Freund unsers Decandolle, und aus Anhänglichkeit an ihn bedachte er vielfach unsern botanischen Garten und unser naturhistorisches Museum, diente auch allen in Paris studirenden jungen Genfern als Freund und Rathgeber. Darum hat Genf zu den ihm in Montbeillard und Paris zu errichtenden Monumenten bedeutend beigesteuert.

Wenden wir nun von Unterricht, Literatur, Schule und Wissenschaft einen Blick auf die schöne Kunst, so läßt sich nicht läugnen, daß sie trotz aller Bemühungen der Regierung und einzelner Männer, auch einiger schönen Talente ungeachtet, doch nur ein kleinliches, trauriges Leben hat. Daran ist Vieles Schuld, ein wahrer Rattenkönig, ein Weichselzopf von hindernden Ursachen, vor Allem aber unser Genferisches Nützlichkeits- und Geldfieber, welches immer wiederholt, daß mit Uhrmachen und Ringfassen mehr zu verdienen ist, als mit Malen und Meißeln, und daß zu jenem nur gute Augen und Fleiß gehören, zur bildenden Kunst aber Genie, eine Pflanze, eine Sonnenblume, die in unserm Klima nur selten zur Blüthe kommt. Drei bis vier bemittelte oder reiche Kunstfreunde ausgenommen, die lange in der Fremde gelebt haben, will Niemand von einem Gemälde oder dergleichen wissen; höchstens kommt eine hübsche Landschaft in das Putzzimmer. Wenn hier noch Männer leben, wie Töpfer, Lugardon und Chaponnière, so liegt die Ursache lediglich in ihren Familienverhältnissen und weil ihnen hie und da ein Fremder etwas abkauft. Diese Kunstarmuth zeigte sich wieder recht bei unserer letzten Kunstausstellung, die der vorigen noch bedeutend nachstand. Es war ein Bazar von Mittelgut, von Genrebildern und kleinen Porträts, an denen besonders das Vermeiden der Hände merkwürdig war, in welcher Negative unsere Maler eine große Kunst besitzen. Nur Weniges hob sich über die Mittelmäßigkeit, so die kleinen neapolitanischen Bilder von Lugardon und die trefflichen Zeichnungen dieses genialen Künstlers, einige gute Genrebilder von Grosclaude, der auch in Deutschland bekannt ist, und glücklich aufgefaßte und ausgeführte Landschaften von Diday, Bourry, Guigen und Schäfer in Paris. Von Bildhauerarbeit war gar nichts da, wiewohl wir an Charpenniere einen talentvollen jungen Künstler haben. Dagegen sahen wir durch Zufall hier die Marmorstatue des Generals Joubert, die ihm seine Vaterstadt Aix errichtet hat. Sie wurde von den Bildhauern Legendre und Herald in Lyon ausgeführt und ist acht Fuß hoch, auf einem Fußgestell von eilf Fuß. Der General, halb in seinen Mantel gehüllt, zeigt mit der linken Hand auf die Erde und hält den Degen in der rechten; sein Hut liegt auf der Erde. Recht glücklich ist der Gedanke, ihn so in dem Augenblick darzustellen, wo ihn kurz vor der Schlacht von Rivoli Berthier im Angesicht des Feindes fragt, wo er seine Schlachtlinie aufstellen wolle, und ihm Joubert antwortete: „Là, général!“ Diese Stelle hatten aber eben die Franzosen, vor dem Feind zurückweichend, verlassen. Joubert sammelte unter dem mörderischen Feuer der Oesterreicher seine Truppen wieder und trug durch ein kühnes Manöver wesentlich zum Gewinne der Schlacht bei.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 11. April 1833.

Mephistopheles. — Damit Ihr seht, daß ich Eurer Pein
Will förderlich und dienstbar seyn,
Wollen wir keinen Augenblick verlieren.
Goethe.

Die Singekränzchen.

Bambocciade.

Asmodi bückte sich, schnallte sein Bein fester und sprach: „Was bleibt uns nun noch zu sehen übrig? Wir standen hinter dem Thronhimmel des Fürsten, dem Beichtstuhle des Priesters, hinter der Tapetenwand der diplomatischen Kabinette und den Theetischen der gesellschaftgebenden Damen; wir hatten den Schlüssel zu allen Hinterthüren und Geheimnissen, und wir benuzten ihn; Ihr müßt gestehen, daß ich ein Meister in der Dechiffrirkunst des Lebens bin. Was kann Euch noch verborgen seyn? Ihr wißt, was es ist, was so eben in jenem Pallaste hinter dem seidnen Vorhange wegrauschte; Ihr könnt die Geschichte eines Abends entziffern, wenn Ihr am Morgen die Fensterjalousien früher oder später geöffnet sehet, als sonst; Ihr versteht die Gefühle, die die Kammerpräsidentin durchstürmen, wenn sie an der heutigen Toilette mehr Weiß als Karmin oder umgekehrt aufträgt. Man kann nicht anders, als meine Lehrgabe bewundern.“

Ich hörte auf diese Anrede nur mit halbem Ohr; denn mein Begleiter war in den Zug gekommen, sich selbst zu loben. Mein Blick senkte sich zum Fenster hinaus, der thauige Duft des Morgens erfrischte die Augen, die sich diese Nacht nicht geschlossen hatten, und ich musterte die rothwangigen Gestalten, die in großen Städten nur am frühen Morgen die Straßen bevölkern. Mein hinkender Freund war überall zugegen, seine Gedanken liefen meinen Blicken parallel, und ich hörte bald seine monotone Stimme in folgenden Worten an meine Ohrtrommel schlagen: „Ich errathe einen Wunsch, dem Ihr so eben eine halbe Tertie lang nachgehangen seyd. Wahrhaftig, Ihr habt einen artigen Geschmack: die Hüften antik, der Gang sylphidenartig; sie hatte braunes Haar, und ihr kleines Ohr schimmerte rosenfarb. Bedarf es mehr, Euch den Verstand zu berücken? Ihr wollt in den Laden gehen, den der Engel da betreten hat, wollt ein Uhrband kaufen, das die Kleine vielleicht häkelte, wollt den Moment zu einem Blicke benutzen, den sie möglicherweise gar nicht bemerkt. Was ist zu thun? Ihr sollt sie kennen lernen.“ Es gab Augenblicke, wo mein lahmer Freund sehr liebenswürdig seyn konnte. So hätte ich ihn auch jezt umhalsen, an mein Herz drücken und mit meinen Küssen bedecken mögen; denn die junge Schönheit hatte in der That den Eindruck auf mich gemacht, dem er so beredte Worte zu geben wußte. Er trat an mein Schreibpult, beschnitt einen Bogen Papier, ergriff die Feder und kritzelte einige Hieroglyphen darauf, die er zu einem Briefe zusammenschlug, mit einer Adresse versah und mir geheimnißvoll lächelnd einhändigte. Dann sagte er: „Bester, die Minister von ganz Deutschland lassen ihre Reisewagen packen, sie halten in

Carlsbad einen Kongreß. Ich muß dabei das Protokoll führen und in vier Wochen sehen wir uns wieder.“ Asmodi hatte eine sehr zarte Hand, er drückte die meinige und verließ mich.

Ich glaubte nichts anderes, als einen direkt an meine Zauberin gerichteten Brief in der Hand zu haben. Wie erstaunte ich aber, die sonderbarste Adresse zu finden, lautend: „Sr. Wohlgeboren, dem Herrn Weber, Vorsteher des Singinstituts hinter der Parochialkirche.“ Daß ich an eine Person adressirt wurde, die hinter einer Kirche wohnte, sah meinem Freunde ähnlich; aber was sollte mir Herr Weber? wann hatte ich den Wunsch geäußert, mich für das Theater zu bilden? ich, dem von den Göttern die Kehle nur zu einer Stufenleiter der Disharmonie gemacht war! Welcher Zusammenhang mit meinen Wünschen und dem Versprechen, sie zu befriedigen! Doch verzweifelte ich nicht, ich beschied mich auf den Nachmittag und nahm mir vor, um diese Zeit meinen Mann aufzusuchen.

Herr Weber schien jenes Urbild gewesen zu seyn, das unserm Tieck zu seinem unsterblichen Eulenböck gesessen. Warum ihn schildern, da ich ihn nur zu citiren brauche? Dieselbe in allen Nüancen der rothen Farbe spielende Burgundernase, dasselbe Spiel des Dämonischen und Schalkhaften um die zusammengekniffenen Mundwinkel, derselbe Veriergeist auf den Augenbraunen, die er bald zu einem betrügerischen Ernste herab, bald zu einer Eulenspiegelmiene hinauf zog; nur traf ich einen fixirteren Blick, den sogenannten satanischen, der an gutmüthigen Schauspielern so lächerlich ist und bei unserm Musikdirektor die Folge seiner Lehrstunden und der für sie nothwendigen Gravität war. Uebrigens lehrte mich die Umgebung des Mannes, daß die Kunst meist vergeblich nach Brod geht und sich mit ihrer himmlischen Nahrung begnügen muß. Man hatte mehrere Höfe zu durchwandern, ehe man im entlegensten Hinterhause auf einen Gang stieß, dessen lezte Thür mit einem geschriebenen Aviso auf den musikalischen Namensverwandten des ausgezeichnetsten deutschen Komponisten wies. Herr Weber trug einen grünen Rock, der eben so kahl war, wie die Wände seines einzigen Zimmers. Ein zerrissenes Kanapee, ein Porträt Mozarts, ein Notenpult und zwei Blechlampen hingen und standen rings an ihnen entlang, der Plafond der Decke war von Lampenruß so schwarz gefärbt, daß man nur mit Mühe die Grundfarbe des Zimmers wieder erkannte. Aber ein Klavier prangte in der Mitte desselben, auf dem Hunderte von Notenblättern eben so freundlich schimmerten, als die darauf gezeichneten mystischen Kreuze und schwarzen Nadelköpfe jedem Uneingeweihten abschreckend erscheinen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Zugleich mit Horace, fand sich auch Sebastian öfters in dem Hause ein; auch ihn fesselte das schöne Mädchen, allein gewohnt an List, Verstellung und Schleichwege, umgarnte er mit frommen Reden die Alte, um ihre Wachsamkeit einzuschläfern. Sein Freund durchschaute auch hier seinen Plan und zitterte für die reine Lilie; er nahm sich vor, sie zu beschützen, unbekümmert darum, daß er einen Bund gegen sein eigenes Herz, gegen die ersten Stürme einer erwachten, ungeschwächten Natur machte. Ohne Sebastians Tücke hätte Horace nie den Muth gefunden, so weit zu gehen; doch jezt, indem er die Prinzessin vor seinem Freund warnte, berührte er Gegenstände, mußte Gefühle schildern, welche in seinem und dem Herzen des Mädchens ihre nur zu deutlich erklärenden Bilder fanden. Sie gegen die Angriffe der Leidenschaft warnend, machte er selbst solche Angriffe. Sebastians erschöpfte Geduld drängte zur Katastrophe, die Wachsamkeit der Duenna war eingeschläfert, jezt galt es zwischen den beiden Freunden, einer den andern zu bewachen. Sebastian zitterte vor der Möglichkeit, daß Horace ihm die Beute entreißen könnte, und dieser wich nicht von des Mädchens Seite, um jenem nicht Zeit zu lassen, seine verderblichen Künste geltend zu machen. So geschah das Unvermeidliche: Constanze, im Schutze ihres Engels, verlor mit diesem zusammen ihren Himmel, und Sebastian mußte es seyn, der zuerst hinter den Schleier dieses unglücklichen Ereignisses blickte. Er war vernichtet, er schwor Rache, und die Ausführung folgte dem neugebornen Plane auf dem Fuße. Aus seinem Munde erfuhr der Rektor das Geschehene, Horace ward in Gewahrsam gebracht; er leugnete nicht. Der im Gewittersturm plötzlich aufgebrochene Frühling seines Herzens überwältigte ihn dergestalt, daß der kräftige Jüngling unter Schmerz und Lust fast zu erliegen glaubte. Nicht die Anklage, die der Freund gegen ihn erhoben, nicht die Gefahr, welche ihn selbst bedrohte, bewegte seine Brust; nur ihr Bild stand vor ihm, ihr Bild im entzückenden Ausdruck des Schmerzes und der Liebe.

Die Väter des Ordens ließen den Unglücklichen nicht lange im Zweifel über sein ferneres Schicksal; am Abend des dritten Tages erhielt er ein Billet von Sebastians Hand: „Don Horatio, Ihr werdet mich anklagen, daß ich meinen Schwur gebrochen, daß ich Unheil auf Euer Haupt gebracht; ich aber sage Euch, Ihr seyd es, der mich schmählich verrathen! Ich leugne nicht, daß ich Euer Verbrechen den Vätern angezeigt; alles, was meine Freundespflicht noch gebietet, ist der Rath, dem Befehle, welchen Don Riguez Euch noch heute Abend kund thun wird, schnelle Folge zu leisten. Dieß kann Euch retten, nur dieß allein.“ Horace warf das Blatt weg, fest entschlossen, keines Men-

schen Gnade zu erflehen. Nach einer Stunde trüben Nachsinnens öffnete sich die Thür und Don Riguez trat mit einer Lampe herein. Ehrerbietig erhob sich der Jüngling, die Locken aus dem bleichen Antlitz streichend, schaute er dem ernsten Manne entgegen. „Nicht daß Ihr Eurer Leidenschaft gefolgt seyd, mein Freund," hob dieser an, „nicht das tadle ich; denn wir sind alle Menschen, und dieser schwarze Rock scheidet uns nicht von den Gesetzen, die die Natur uns auflegte. Daß Ihr aber so wenig Klugheit und Vorsicht in Wahl des Gegenstandes und der Mittel zeigt, dieses zieht Euch die Strafe zu, welche von Eurem Haupte abzuwenden, ich nicht mächtig genug bin. Durch Donna Hubertia, der Prinzessin Duenna, ist Euer Verhältniß der ganzen Stadt schon bekannt; es ist keine andere Rettung für Euch und unsern Orden, als Eure schleunige Abreise aus dieser Stadt." — „Heiliger Denys!" rief der durchschauerte Jüngling und stürzte zu den Füßen des Professen; „legt mir, o mein Vater, die härteste Buße auf, gebietet, daß ich meinen Körper mit Geißelhieben zerfleische, nur fordert nicht, daß ich den Ort verlasse, wo sie athmet!" Er hatte sein Antlitz an Riguez Knie gepreßt, und dieser fühlte die wilde Glut seiner Thränen. Eine Pause entstand, während welcher man ihn laut schluchzen hörte. „Unglücklicher!" hub Riguez endlich an, indem er mit der Lampe die zu seinen Füßen liegende Gestalt beleuchtete; „was forderst Du? — Meint Dein kindischer Sinn, wir sollen die ergiebigen Vortheile dieses Bodens aufgeben, blos damit Du Deinen Roman fortspielen könnest? Seit wann ists Sitte in diesem Orden, daß Leidenschaft über Klugheit triumphirt? — Hört, Don Horatio, setzte er milder hinzu, Eure Jugend, Eure Offenheit rührt mich; hört, was mein gutes Herz für Euch ausgesonnen hat. Ihr seyd jung, schön, Euer Glück bei Frauen ist mir durch tausend Beispiele, welche Ihr in Eurer Unbefangenheit nicht einmal bemerkt habt, deutlich geworden; wohlan! auch dieses sind Verdienste, und der Orden wird Euch nicht sinken lassen. Gerade jetzt zeigt sich eine Gelegenheit, eine Aufgabe zu lösen, an der die ergraute Klugheit mehrerer unserer Brüder gescheitert ist; Eure blonde Jugend kann vielleicht spielend den Sieg davontragen. Gabriele d'Estrées, eine eifrige Anhängerin des Ketzerthums, ist die erklärte Geliebte König Heinrichs von Frankreich geworden; durch sie kann unserm Orden Eingang am Hofe dieses Fürsten verschafft werden, gelingt es, das geistreiche Mädchen in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Hier sind Briefe und Vollmachten, eine ritterliche Kleidung, Gold und kostbare Anzüge jeder Art liegen bereit, nehmt sie in Empfang und reiset noch dieser Tage ab; in welcher Maske Ihr Euch der Dame nähern wollt, es sey Eurem Willen ganz überlassen." — Riguez schwieg und warf einen fragenden Blick auf den Jüngling, doch dieser fuhr mit der Geberde des Schreckens und der Angst auf: „Unmöglich, rief er, vermag ich Künste der Verführung auszuüben mit einem gebrochenen Herzen! Wie kann ich Verräther an der Liebe werden, jetzt, da sie gerade ihre schönsten Segnungen über mich ausgeschüttet hat?" — „Verblendeter!" rief Riguez in kaum verhehltem Zorn, „so laßt Ihr Euer Blut mit Euch spielen! Wohlan, ich bin nicht hier, um Euch zum Liebesboten zu dienen, fügt Euch dem Beschluß, welchen meine Milde gefaßt hat, oder seyd augenblicklich bereit, noch in dieser Nacht zur Flotte abzugehen, welche segelfertig nach der neuen Welt im Hafen zu Porto liegt." — Der Jüngling wand sich im Krampfe der blutigsten Schmerzen am Boden; endlich rief er laut und schreiend: „Mutter Gottes! du siehst in mein Herz, es ist frei von Lastern! alles, alles will ich erdulden, nur nicht Verrath an der Liebe!" — Er sank auf den Steinsitz und bedeckte das Gesicht mit den Händen; als er wieder aufsah, deckte Finsterniß den Raum um ihn, Riguez war verschwunden, sein Schicksal entschieden.

Nach einer Weile erschien Ignaz mit dem Kerkermeister, zugleich ein Schiffer; seine Bande wurden gelöst, und Ignaz reichte ihm ein Schreiben. Es enthielt die wenigen Worte von Don Riguez Hand: „Habt Ihr mir Abschiedsworte an gewisse Personen zu vertrauen, so thut es dreist; als portugiesischer Edelmann, mehr noch als rechtgläubiger Christ schwöre ich es auf's Sakrament, ich will sie getreulich abgeben; dieses Anerbieten wird Euch hoffentlich den Beweis geben, daß Euch der Freund achtet, wenn Euch der Vorgesetzte verdammt; reiset glücklich." Horace küßte gerührt das Papier, dankbar erkannte er die letzte Gunst seines zürnenden Geschicks, er ließ sich nieder auf seine Knie, und obgleich seine Thränen häufig niedertropften und die Schriftzüge zu verlöschen drohten, so vollendete er doch beim dürftigen Schein der Lampe den Brief an die geliebte Constanze. Er beschwor sie nicht, ihm treu zu bleiben; konnte er von einem jungen, aufblühenden Leben fordern, daß es sich der hoffnungslosen Trauer verbinde? er beschwor sie nur, sein Angedenken in ihrer Seele durch nichts verlöschen zu lassen, so wie man an einen früh verstorbenen Freund denkt, ohne Wunsch, ohne Hoffnung. Diesen Brief nahm Ignaz in Empfang, drückte dann einen brüderlichen Kuß auf Horacens Stirn und leuchtete noch mit dem flackernden Lämpchen nach, als die beiden Männer durch den finstern Thorweg des Kollegiums hinaus in die finstere Nacht zogen.

(Beschluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Holtei's Lorbeerbaum und Bettelstab.

Neulich schrieb ich Ihnen von Herrn von Holtei's ersten Versuchen, die originell genug, aber noch nicht befriedigend

waren. Jetzt kann ich Ihnen von etwas, das über den Versuch hinaus ist, melden. In einem Drama, das den ein wenig pretiösen Titel „Lorbeerbaum und Bettelstab," und einen melodramatisch nachhinkenden Epilog, Bettelstab und Lorbeerbaum genannt, führt, hat er als Dichter und Schauspieler einen ganz eigenthümlichen Sieg errungen. Holtei's Talent, wie es sich zeigt, ist leicht; aber was sein poetisches Empfindungsvermögen betrifft, so ist es viel tiefer, als man nach dem, was er zu Tage bringt, meinen wird. Es wird ihm Alles so ungemein leicht und er hat selbst eine so lebendige Phantasie, daß sich das Leichte in seiner Vorstellung condensirt. Auf der Bühne unterliegt es dann einem Probierstein, wo seine Vorstellungskraft nicht mithilft, und schnellt auf, oft sehr zu Schaden seines Autors. Mangel an Schulstudien lassen ihn nur zu häufig da ein Fundament vermissen, wo ein weit minder Begabter, der aber taktfest in den Anfangsgründen ist, sicherer bauen würde. Wenn aber Phantasie und Empfindung in ihm schaffen und den Dichter heben, ist es immer ein allzukühner Schwung; er überfliegt mit der Wirklichkeit die künstlerische Wahrheit, und die Schönheitslinie ist für ihn nicht da. Dieß hat sich wieder am lebendigsten in jenem Drama gezeigt. Gefühle citirt er aus der Tiefe des Schmerzes, Situationen erfindet er, denen die conventionelle Wahrheit zwar nicht abgeht, aber die ästhetische Befriedigung, und so schafft er ein Gemälde der Rührung, von dem Alt und Jung hingerissen wird, und das doch als Kunstwerk nichts ist. Er hat die Leiden eines deutschen Dichters — offenbar mit Anklang an Heinrich von Kleists Geschichte, wiewohl auch Vieles in der innerlichen Entwickelung an Hölderlin mahnt — auf die Bühne zu bringen gewagt, und zwar auf was für eine Bühne? Auf die, wo der Affe Jocko sprang, Pferde zuweilen trampeln, Seiltänzer, Taschenspieler, und was sonst für Surrogate jetzt das Daseyn von Secondairtheatern fristen; auf eine Bühne, wo die Leute nur lachen oder gar gräßliche Kriminalgeschichten mit Zauberspektakel sehen wollen. Hier hat er verstanden, die intensiven Leiden eines verkannten deutschen Genies mit so lebendigen Zügen auszuführen, daß die ganze Versammlung in Thränen zerfließt. Geschäftsmänner, denen jedes Trauerspiel zuwider ist, zwei-, dreimal kommen, und das Rührdrama zu einem sehr einträglichen Kassenstück ohne alle Kosten für die Direktion geworden ist. Dazu gehört ein seltenes Talent; aber indem man die angestrengten Motive, die zum Theil gelungene dramatische Ausführung und die ungeheure Wirkung betrachtet, bedauert man doch zugleich, daß es nicht mehr wurde als ein Stück, das den Leuten Thränen auspreßt. So wenig nur, scheint es, wäre nöthig gewesen, und es wäre viel mehr, als es ist, ein originelles Drama, das nicht der Königsstädtischen und ein Dutzend Bühnen von heut, sondern dem deutschen Theater und der deutschen Literatur für immer angehört hätte. Mit aller Würde läßt er die Repräsentanten der Prosa dem Dichter gegenüber treten, es sind insgesammt wackere Menschen, die ihn nur nicht anzufassen wissen, oder vielmehr er selbst weiß sich nicht anzufassen und zu schicken. Und hierin liegt die ästhetische Sünde: der Dichter ist im Grunde genommen kein Dichter, denn er fühlt nicht die Seligkeit, es zu seyn, in sich und geizt nur nach Anerkennung, und weil sie ihm versagt wird, geht er unter. Doch ließe sich mit Wenigem dieser erste Theil zur künstlerischen Höhe heben; es sind, wo die Empfindung ihre Sonnenhöhe erreicht, meisterhafte Stellen darin, z. B. des armen Heinrichs Abschied von der Poesie; aber das Nachspiel, wo er als wahnsinniger Bettler wiederkehrt und zur Besinnung erwacht, als er vom Ruhm nach seinem Tode hört, ist, wiewohl von erschütternder Wirkung, mit einem Kunstwerk am schwersten auszusöhnen. (Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Julianischen Thermen.

An andern Orten von Paris hat man römische Münzen, Töpferarbeiten u. s. w. ausgegraben; unter andern in dem Lustgarten des Luxemburger Schlosses, wo ehemals ein römisches Lager gewesen seyn soll; aber, wie gesagt, von Gebäuden ist nur noch ein einziges römisches vorhanden: dieß sind die sogenannten Thermes de Julien, welche man lange für ein Gebäude aus der Zeit Kaiser Julians angesehen hat, weil dieser in demselben wohnte. Indessen hat Dulaure in seiner Geschichte von Paris bewiesen, daß dieser Pallast aus der Zeit des Kaisers Constantius Chlorus herrührt. Genug, es war ein Pallast aus der römischen Kaiserzeit; was aber davon übrig geblieben ist, sieht so ziemlich einem Pferdestalle ähnlich und besteht nur aus drei Wänden und einer offenen Seite. Vor mehrern Jahren hat man das Bauwesen eines Böttchers, welcher vor demselben seine Wohnung hatte und den Kaisersaal als Werkstätte brauchte, abgerissen, so daß der Saal wieder vom Tageslichte beschienen wird. Man hat ein Dach darüber angebracht und kann jetzt ganz bequem die Bauart der Mauern untersuchen. Mit seinen Gärten scheint dieser Pallast eine große Strecke Landes in diesem jetzt so bewohnten Quartier eingenommen zu haben. Dieses Gebiet ist aber schon frühzeitig nach und nach geschmälert worden, und jetzt steht der Kaisersaal mitten zwischen Häusern eingezwängt. Aber die alten unterirdischen Gewölbe, die als Wasserleitungen für die Bäder des Pallastes dienten, laufen noch zum Theil unter den Gebäuden und Gassen der Umgegend weg. Ein solches Gewölbe, oder wenigstens die Mauern desselben hat man nun neulich quer unter dem Boden der Straße Laharpe beim Anlegen der Kloake gefunden und dieselben durchschneiden müssen, um die neue Arbeit fortführen zu können. Welche Menge von Begebenheiten, welches Sinken und Emporkommen der Reiche, der Städte, der regierenden Häuser liegt zwischen der Wand der römischen Wasserleitung und der der Kloake unter der Regierung Königs Ludwig Philipp! Diejenigen, welche die Wasserleitung des Pallastes der römischen Kaiser anlegten, dachten wohl nicht, daß eine Zeit kommen werde, wo man ihre Arbeit als ein unnützes Hinderniß durchstechen müsse, eine Zeit, wo gallische Könige fast so mächtig seyn würden, als die damaligen Kaiser, eine Zeit, wo das Revier, in welchem sich die Residenz der Herrscher befand, eines der schlechtesten und unansehnlichsten von Paris seyn würde. Man hat schon daran gedacht, den Kaisersaal, oder, wenn man lieber will, den Kaisersall zu benutzen, und hat vorgeschlagen, eine Sammlung von Alterthümern darin anzulegen. An diesem Kunstmuseum wäre dann Alles alt, Gebäude und aufbewahrte Sachen. Dieß ist aber nicht zu Stande gekommen, und vielleicht hat man wohl daran gethan, weil man doch mit dem Gebäude hätte Veränderungen vornehmen müssen. Das Beste wird wohl seyn, man läßt den Saal leer, wie er jetzt ist, und schützt ihn blos vor Regen und Schnee. Höchstens könnte man in der Mitte die andern, in Paris aufgefundenen Alterthümer aus der römischen Zeit aufstellen; man hätte alsdann Alles beisammen, was an Kunstsachen aus jener Zeit hier noch vorhanden ist. Aber an den Mauern verändere man ja nichts, denn sie sind der einzige Ueberrest der Thermes de Julien. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. April 1833.

Welche Gewächse von selbst in die strahlende Luft sich erheben,
Fruchtlos steigen sie zwar, doch froh und muthiger Stärke,
Denn sie treibt im Boden Natur.

J. H. Voß. Nach Virgil.

Beobachtungen über das Alter einiger Bäume aus der Familie der Nadelhölzer.

Schon mehrmals haben wir Beobachtungen über das Verhältniß des Wachsthums der Bäume und das Alter mancher Veteranen der Pflanzenwelt mitgetheilt, Beobachtungen, welche in neuester Zeit durch den berühmten Botaniker Decandolle in Anregung gebracht worden sind. Die Leser schienen sich dafür zu interessiren, wir fahren daher fort, das Neueste in diesem Fache zu ihrer Kenntniß zu bringen; so heute Beobachtungen über einige europäische Nadelhölzer von demselben piemontesischen Naturforscher, dem man die von uns früher einmal mitgetheilten Messungen von Oliven- und Orangebäumen verdankt.

Die Nadelhölzer bilden eine der merkwürdigsten und für den Botaniker räthselhaftesten Familien; sie zeigen in vielen Verhältnissen Charaktere, welche sie von allen andern Gewächsen auffallend unterscheiden; so haben sie z. B. das Eigene, daß sie sich nie durch Ableger fortpflanzen. Ihrem Holze fehlen die Spiralgefäße, welche die Substanz fast aller andern Hölzer ausmachen, beinahe gänzlich; es besteht dem größten Theil nach aus Zellen, welche mit Luft gefüllt sind, und daher rührt auch sein, im Verhältniß zu den meisten andern Hölzern, sehr geringes spezifisches Gewicht, weßhalb es am leichtesten vom Wasser getragen wird. Das Gewicht des Tannenholzes verhält sich zu dem des Wassers nur wie 546 zu 1000. Das Alter der Fichten, Tannen und aller in diese Familie gehörigen Bäume läßt sich übrigens, ganz wie bei andern Hölzern, nach den Jahresringen bestimmen, und wir haben früher beschrieben, welche Methode Decandolle dabei vorschreibt.

In manchen Gebirgen, erzählt unser Beobachter, schätzen die Forstleute das Alter der Fichten und Tannen nach einer eigenen Methode; sie nehmen nämlich so viele Jahre an, als sich von unten bis an die Spitze hinauf regelmäßige Verästungen zählen lassen. Ich habe manche Bäume nach dieser Methode geschätzt und mich wirklich überzeugt, daß man ziemlich dieselben Resultate erhält, wie wenn man auf die gewöhnliche Weise auf dem Durchschnitt des gefällten Baums die Jahresringe zählt. Bei alternden Bäumen trifft indessen jene Rechnung nicht mehr zu. Bei den Nadelhölzern scheint nämlich der Trieb in der Mitte eine ganz eigenthümliche adscendirende Kraft zu besitzen, wodurch eben die Krone dieser Bäume die charakteristische Pyramidenform erhält; mit dem Alter aber nimmt diese Kraft des mittlern Triebs ab und vertheilt sich immer mehr unter die Nebenzweige; der Baum wächst dann nicht mehr in die Höhe, sondern seine Krone breitet sich mehr aus, und daher rührt namentlich die

dolden- oder fächerförmige Krone mancher südlichen Pinien.

Bei meinen Ausflügen in die Penninischen Alpen habe ich die schönsten Tannen im Forste von Ferré gefunden. Sie verdanken ihre Erhaltung ihrer Abgeschiedenheit, denn es wäre wirklich unmöglich, die Stämme in die Thäler herab zu schaffen. Jener Wald liegt in der Schlucht, Allee-blanche genannt, unten am mittäglichen Abhang des Montblanc, und ein mächtiger Gletscher sperrt fast gänzlich die Kommunikation mit dem Thale von Courmayeur, durch welches die Straße von Aosta zieht. Ich habe in jenem Walde Tannen gemessen, welche 4 Meter oder 12 Fuß 4 Zoll im Umfang hielten; aber der größte Baum weit und breit ist ohne Zweifel die Tanne auf dem Berg Bégué, zwischen Dolone und Pré-St. Didier. Dieser Veteran der Alpenvegetation heißt bei den Aelplern der Ziegenstall, weil Ziegenheerden darunter überwintern. Der herrliche Baum mißt über der Wurzel 7 Meter 62 Centimeter oder 23 Fuß im Umfang, und der ungeheure Stamm behält noch über dem ersten Ast, der selbst 8 Fuß 4 Zoll 4 Linien mißt, eine Dicke von 12½ Fuß.

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Jahresringe einer andern Tanne zu messen und zu zählen, und theile im Allgemeinen die Resultate dieser Messung mit, um das Alter der Tanne von Bégué darnach zu schätzen. Die Tanne (Abies excelsa) maaß 2 Meter 85 Cent., 8½ Fuß, im Umfang und war der Zahl der Jahresringe nach 260 Jahre alt. Im ersten Jahrhundert wuchs sie sehr rasch; indessen nimmt das Wachsthum gleichförmig ab, und theilt man die Zeit in zehnjährige Perioden, so findet man, daß der Baum im zehnten Jahr 2 Zoll 8 Linien dick war, vom 90sten bis zum hundertsten aber nur noch um 1 Zoll 2½ Linien dicker wurde. Mit dem zweiten Jahrhundert fängt das Wachsthum an sehr gleichförmig zu werden; es beträgt in je zehn Jahren zwischen 1 Zoll 1 Linie und 9½ Linien, aber in der lezten Periode vor dem 260ten Jahr, in welchem der Baum gefällt wurde, nur noch 8½ Linien. In den folgenden Jahrhunderten hätte sich das Wachsthum ohne Zweifel noch vermindert und wäre etwa auf 7 Linien in der zehnjährigen Periode herabgekommen, in welchem Verhältniß es sich wohl lange hätte erhalten mögen. Diese 7 Linien möchten also wohl ziemlich den Maaßstab für das Wachsthum der Tannen in ihrer zweiten Lebensperiode abgeben, d. h. während der langen Reihe von Jahren, wo sie langsamer, aber zugleich weit regelmäßiger als Anfangs wachsen. — Nach diesen Elementen läßt sich nun das Alter unserer großen Tanne berechnen. Sie mißt, wie angeführt, 23 Fuß im Umfang, also 7 Fuß 8 Zoll im Durchmesser. Die 260 Jahre alte Tanne maaß 2 Meter 85 Cent. oder 8 Fuß 9 Zoll 4 Linien im Umfang, d. i. 95 Cent. oder 2 Fuß 11 Zoll 1 Linie im Durchmesser. In den lezten zehnjährigen Perioden wurde sie nur noch um 8½ Linien dicker, und wäre also, wenn man sie hätte stehen lassen, am Ende des dritten Jahrhunderts 3 Fuß 2 Zoll dick gewesen, und am Ende des vierten, wenn man fortwährend dasselbe Verhältniß des Wachsthums annimmt, 4 Fuß 1 Zoll 8 Linien. Sezt man nun nach der obigen, höchst wahrscheinlichen Annahme voraus, vom fünften Säkulum an betrage das Wachsthum nur noch 7 Linien in der zehnjährigen Periode und erhalte sich in diesem Maaßstabe gleichförmig fort, so wäre etwa der Baum in jedem Jahrhundert um nicht ganz 6 Zoll dicker geworden und hätte nicht weniger als fast zwölfhundert Jahre gebraucht, um zu einem Baum von 7 Fuß 8 Zoll Durchmesser, wie die Tanne von Bégué, zu erwachsen.

Dieser Riesenbaum kann aber noch Jahrhunderte leben, denn seine Vegetation ist noch so kräftig, daß man ihm das Alter gar nicht ansieht. Vor diesem Zeugen ferner Jahrhunderte fühlt man recht, wie gigantische Bäume auf analoge Weise, aber fast noch kräftiger die Einbildungskraft ansprechen, als Reste antiker Kunst. In der That, ein Gewächs, in dem Jahrtausende lang die Naturkraft ununterbrochen schafft und wirkt, und das alljährlich der Erde mehr gibt, als es von ihr empfängt, ist ein erhabenes Bild.

Die Lerchen, deren Holz etwas schwerer ist als das Tannenholz — sein Gewicht verhält sich zu dem des Wassers wie 622 zu 1000 — sind als Bauholz so schätzbar wie die Tannen, und für den Schiffsbau wohl noch von größerer Bedeutung. Es ist aber traurig, wie sinnlos man überall im Alpengebirg die Fichtenwälder verheert; nirgends sind die Schläge auch nur einigermaaßen vernünftig angeordnet, im besten Wachsthum befindliche Bäume werden zwecklos niedergeschlagen, und nur noch in einzelnen Schluchten trifft man hin und wieder ein paar gigantische Lerchenbäume, wie sie vor Alters die Abhänge der hohen Alpen und die angrenzenden Thäler bedeckten. Ich habe indessen im Forste von Férré verschiedene sehr große Lerchen gemessen. Die größte derselben maaß 16 Fuß 9½ Zoll im Umfang, und da ich mich durch Beobachtungen an gefällten Lerchen überzeugt habe, daß sie so ziemlich nach demselben Verhältnisse wachsen, wie die Tannen, so ergäbe sich für diese Lerche, wenn man die obige Rechnung auf sie anwendet, ein Alter von mehr als achthundert Jahren.

Die Singekränzchen.

(Fortsezung.)

Herr Weber öffnete meinen Brief und sagte mit der freundlichsten Miene von der Welt: „Mein alter Freund schreibt mir da, daß Sie in unser Kränzchen eintreten

werden, um es mit Ihrer sonoren Stimme zu unterstützen. Was singen Sie? Tenor? Nein, nein, Sie haben zu viel Bart am Kinn, Ihr Adamsapfel ist stark, es ist Blei in Ihrer Stimme: Sie müssen das tiefe C vortrefflich hervorbringen. Gott, Gott, die Tenore werden rar! Nichts als Bässe, Kopfstimmen und Fisteln! Ich bitte jezt um die Skala." Was Skala! Ich wußte nicht, wie mir geschah. Das war ein schlechter Streich, den mir der Lahme spielte. Mich zu einem Sänger zu machen, meine Stimme dem Gelächter preiszugeben und mich in eine Lage zu bringen, in der ich nicht anders konnte, als die mir übertragene Rolle zu Ende spielen! Herr Weber schlug auf dem Klavier an, ich flüsterte die Töne, die er vorspielte, in einer ungefähren Annäherung nach, mußte mir einige Male sagen lassen, doch gefälligst den Mund aufzusperren, und erstaunte nicht wenig, als der Examinator in die Hände klatschte, meinen Baß bald mit der Reinheit einer Glocke, bald mit der Stärke eines Bären verglich und mich feierlich als Mitglied seines Instituts aufnahm. Ich machte meinem Aerger durch einige halbe Fragen nach Werth, Wesen, Sinn und Bedeutung der sogenannten Singkränzchen Luft; Herr Weber fing sie entzückt auf und gab mir folgende Auseinandersetzung:

„Wir emanzipiren uns. Die alten Riegel springen ab, und ein verschlossenes Thor rauscht nach dem andern auf. Der Genius dieser Zeit, ein muthwilliger Knabe, kennt keine Regel, keine Straße; alle Wege stehen ihm offen. Er greift nach tausend Dingen, die sonst unberührt lagen, er wirft sie durcheinander und stört den Staub auf, den Jahrhunderte auf sie gesammelt haben. Er jagt die alten Gluckhennen der Wissenschaft von ihren philosophischen Windeiern, auf denen sie mit eben so viel Pathos, als Ingrimm seit Menschengedenken brüten; er fährt den Träumern, die in den Banden der Phantasie gefangen schlafen, mit Federdaunen in die sinnenden Nasen; ja, mein Herr, was soll ich es läugnen, er hat auch in der Musik Alles über den Haufen geworfen. Darin sehe ich aber einen Fortschritt. Was war diese göttliche Kunst vor fünfzig Jahren? Einige wenige Geister hatten die Notenschlüssel in ihren Gewahrsam gebracht; die freieste Kunst, so frei wie der Waldgesang der Vögel, war einer sklavischen Zunftform unterworfen, sie war kein Werk der Begeisterung und konnte Niemanden begeistern. Junger Mann, wie strich man vor fünfzig Jahren die Geige? wie blies man auf der Flöte? wie schlug man die zauberischen Tasten des Klaviers an? und, gerechter Himmel! wie sang man? Das war eine Familienfrage, wenn der jüngste Bube die Violine lernen sollte. Man rief die Verwandten, die Pathen, die Nachbarn zusammen, wenn man über die große Frage abstimmen wollte, ob Rosinchen bei einem Maitre das Klavier, und eine zweite Versammlung, wenn sie nach einigen Jahren wohl gar den Gesang lernen sollte. Da lagen auf den Instrumenten die Reichardtschen Schäferspiele, die Liederchen von Schulz, in denen nichts als die gemüthlichen Phrasen: Die Morgenröthe steigt empor! oder: Die liebe Lerche singt schon wieder! variirt waren. Kam es hoch, so verstieg man sich in eine Komposition von Feska oder Benda. Das war die Musik noch vor dreißig Jahren. Seitdem haben wir glänzende Fortschritte gemacht. Was die Gewerbefreiheit für die Industrie war, das wurde der Dilettantismus für die Kunst. Die Musik ist in mannigfache Wahlverwandtschaften getreten. Was haben Gips und Salz mit der Erde gemein? Und doch säet man jene, um die Aecker fruchtbarer zu machen. Ebenso ist eine Notensaat über alle Länder ausgegangen; um welches Feld zu bebauen? den Patriotismus, die Unschuld, die Erziehung. Ich rede nur von der Verbindung, die die Musik mit dem Ton der Gesellschaft eingegangen hat. Leichtbeschwingte Arien und Cavatinen machen den Lauf um die Welt. Wo fänden Sie eine gebildete Dame, die Kellers Sonaten oder die Variationen von Rohde nicht zu singen wüßte? Die Musik ist ein Lebenselement geworden, sie hat die Fadaisen der Unterhaltung verdrängt, sie hat die ewig tanzlustigen Füße der Gesellschaft endlich zur Ruhe gebracht. Die musikalischen Akademien waren eine Folge dieses Aufschwunges, und die Singkränzchen wieder eine Folge der Akademien. Begeisterte Freunde und Freundinnen der Kunst treten zusammen, um sich von den Entbehrungen und Anstrengungen, die ihnen ihr Beruf des Tags auflegt, in einigen heitern, eben so angenehm als nützlich verbrachten Stunden des Abends zu erheben. Bald sind es die erhabenen Schöpfungen eines Graun, Haydn, Händel, bald die fröhlichen, gaukelnden Jubeltöne der Komponisten des Tags, die von ihren Lippen schwellen und sich zu jauchzenden, klagenden, bittenden, spottenden Harmonien vereinigen. Ein solcher Verein, junger Mann, hat sich unter die leitende Aegide meiner Direktion gestellt. Wir treffen uns Montags und Donnerstags präcis sieben Uhr, wir beobachten einen ungezwungenen Ton und ich erhalte von der Person ein monatliches Honorar von zwölf Groschen, nebst vier Groschen für Beleuchtungs-, Feuerungs-, Klavierstimmungs- und Notenkopialkosten, macht Summa Summarum sechzehn Groschen." Ich mußte lachen, gab ihm sein Geld und versprach, mich zur bestimmten Stunde einzufinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Hoftel's neues Stück. Nante und seine Folgen.

Auch im Nachspiel ist viel ächt dichterisch Gefühltes. Heinrich geht zum Beispiel mit der sich fixirenden Idee unter: der

Frühling ist gestorben. Er traut ihm nicht, als er im schönen Frühling erwacht, er meint, „er sey nur gemacht.“ Auch fehlt es nicht an bittern Epigrammen: Sagt's Niemand, daß der arme Heinrich noch lebt; denn solchen Ruhm erkauft man nur mit dem Tode. — Es war eine unglückliche Annahme des Publikums bei der ersten Vorstellung, Holtei habe sich selbst unter dem verkannten Dichter gemeint; es möchte keines Dichters Loos und Talent so verschieden seyn von dem hier gezeichneten, als sein eigenes, dem der willige, freundliche Dank der Gegenwart nicht fehlt. Als Schauspieler in der Rolle des Heinrich zeigt er sich mit jeder Wiederholung mehr als ein Künstler; freilich nur in den Parthien, wo die Begeisterung von seinem Naturell unterstützt wird. Dann ist aber auch die Wirkung außerordentlich.

Zu gleicher Zeit prosperirt auf den nämlichen Brettern ein Stück von nichts weniger als intensivem Gehalt: „Der Eckensteher Nante im Verhör.“ Ein Eckensteher ist in seiner statistisch-symbolischen Bedeutung ungefähr das, was in Wien ein Fiaker ist. Diesem Nante (Abkürzung für Ferdinand) ist ein Mantel gestohlen worden und er läßt sich darüber auf der Polizei zu Protokoll vernehmen. Dieß ist der Inhalt eines Stückes, das Abend für Abend Hoch und Gering in die Königsstadt lockt und den Fremden, der gewohnt ist, über Berlinisches Wesen und Treiben zu spotten, so gut als den Einheimischen anzieht, ein Problem für den bescheidenen Verfasser, die Schauspieler und die Zuschauer selbst, die sich im Augenblick, wo das Lachen sie erschüttert, fragen: „Wo steckt es?“ Schon ist der Lokalspaß in die Provinzen gegangen, wird auf allen kleinen und großen Theatern aufgeführt; in mehreren Abdrücken und Auflagen erschienen, hat er zu Prozessen zwischen Buchhändlern Anlaß gegeben und soll bereits zu 7000 Exemplaren in die Welt gegangen seyn! Bereits droht eine Collateral- und Descendenzfamilie. Den Succeß des unbedeutenden Spasses sich erklären zu wollen, ist eine nicht leichtere Aufgabe, als es sich beantworten wollen: woher das Glück kommt?

In derlei Fällen erbeut jeder seinen Zoll vom Publikum auf solche Modeartikel; Ebaffé hat den Mützenfabrikanten, den Schustern und Stuhlmachern, den Taschentuchwebern ihr Scherflein eingebracht, so jezt Nante den Buchhändlern, den Bilderhändlern u. s. w.; es gibt Nantewalzer, Nantecigarren, kurz Alle haben verdient, die Verdienst zu schätzen wissen, nur der Generalintendant des Hoftheaters hat sich die Gelegenheit entgehen lassen, ein Nanteballet aufzuführen. Von dem unter der Würde, womit man sonst gern bei der Hand war, kann hier nicht die Rede seyn, wo man schon Affenballette sah, und ein Berliner Eckensteher ist doch noch immer um viele Staffeln über einem Affen. Es ist an diesem Hoftheater nichts Neues, daß wenig Neues geschieht, so ganz ohne etwas hat es sich indeß noch in keinem Wintersemester behelfen. Ein Witzling hatte vor vielen Jahren die Geschichte dieses Theaters beschrieben und logisch dargethan, wie es im Verlauf eines Viertelseculi ein ächtes Marionettentheater geworden sey. Man schien sich seither nun etwas anstrengen zu wollen, um zu beweisen, daß dem nicht so sey; allein in den lezten Jahren ist man mehr als je auf den alten, bequemen Weg zurückgekehrt, und der Intendant hat förmlich renoncirt auf die Eigenschaften eines menschlichen Individui im moralischen und einer Person im juridischen Sinne, und ist selbst zur Marionette geworden. Die Sache ist eigentlich nicht so übel; eine Marionette sieht nicht die Schande, hört nicht den Spott und steht Niemand Rede und Antwort für das, was nicht zu verantworten ist.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Projekt eines historischen Museums.

Ein junger Architekt, Namens Albert Lenoir, ein Sohn des bekannten ehemaligen Directors des Musée des Monumens français, hat so eben ein Projekt bekannt gemacht, nach welchem das Palais des Thermes, mit einem dahinter befindlichen sehr merkwürdigen Gebäude, dem Hôtel de Cluny, welches am Ende des 15ten Jahrhunderts von Jacques d'Amboise erbaut worden und eines der wenigen noch vorhandenen gothischen Privatgebäude ist, in Verbindung gebracht werden und Alles zusammen zu einem Musée historique umgeschaffen werden sollte. Der junge Künstler hat bei diesem Projekte seiner Phantasie freien Lauf gelassen. Vermittelst eines Grabens mit einer Zugbrücke soll die Anstalt von der Straße abgesondert werden; dann soll ein gallischer Hof, das heißt ein Hofraum mit gallischen Denkmälern, folgen; von da soll man in den Kaisersaal treten, dessen Mitte die Bildsäule Kaiser Julians zieren würde. Natürlich gehören in diesen Saal alle Denkmale aus der römischen Zeit. Hinten in diesem Saale befindet sich ein gewölbter Bogen, der später zugemauert worden ist. Diesen braucht man nur wieder aufzubrechen, um von da ins Hôtel de Cluny zu gelangen. Hier soll nun erst ein lombardischer Saal sich befinden, um den Uebergang von der römischen Baukunst zur gothischen zu bilden, und dann soll man in die gothische Kapelle des Hotels gelangen, welche als ein vollendetes, vortreffliches Muster der gothischen Bauart erscheint und dann mit allerlei interessanten Kunstgegenständen aus jener Zeit verziert werden könnte. In den Sälen des Hotels will der Künstler sodann alte Glasmalereien, Sammlungen von merkwürdigen Bildnissen und andern dergleichen Kunstsachen anlegen. Ich glaube allerdings, daß hier die gothischen Sachen, die man seit Kurzem im Louvre aufgestellt hat, besser an ihrer Stelle wären, als in den prächtigen, modern angelegten Sälen des Louvre, wo sie sich in Vergleich mit der Umgebung etwas ärmlich ausnehmen. Schwerlich wird aber das vorgeschlagene Musée historique zu Stande kommen. Das Hôtel de Cluny ist kein Eigenthum des Staates, sondern gehört einem Privatmann; es müßte also erst angekauft und zu einem Museum eingerichtet werden. Zu den Kosten werden sich aber die Kammern schwerlich verstehen wollen, da sie der Ausgaben schon so außerordentlich viele zu votiren haben. Ein solches Musée historique war vorhanden; unter der Regierung der ältern Bourbons ist es thörichterweise aufgehoben worden. Vielleicht wäre es leichter, es wieder herzustellen, als ein ganz neues anzulegen. Uebrigens ist zu wünschen, daß der Staat das Hôtel de Cluny an sich kauft, um es in gutem Stand zu erhalten. Die Privateigenthümer, die es bis jezt besessen, haben schon Mancherlei daran modernisirt, das heißt verunstaltet, um es zu Privatzwecken einzurichten. Es befinden sich in diesem Hotel noch Gewölbe, welche zu den Thermes de Julien gehörten und ebenfalls römischen Ursprungs sind. Allein die Regierung wird sich mit Mangel an Geld entschuldigen und das Gebäude seinem Schicksale überlassen. Es gibt überhaupt nur noch zwei ächt gothische große Gebäude in Paris, jenes Hôtel de Cluny auf dem linken Seineufer und das ehemalige Hôtel de Saint-Paul auf dem rechten, in welchem im Mittelalter die Könige eine Zeitlang wohnten und wo jezt Kaufleute ihre Waarenlager haben. Beide sind historische Denkmale; allein die Regierung hat zu viel mit der Gegenwart zu thun, als daß solche Dinge ihre Aufmerksamkeit besonders erregen könnten. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. April 1833.

Handlung und Wort sind getrennt, als trennten sie Berge, und die sind
Dem unersteiglich, des Geist reif bis zum Ernste nicht ist.

Klopstock.

Das Eine, was Noth thut in Frankreich.

(Von einem Deutschen in Frankreich.)

Neben dem allgemeinen Streben nach politischer Freiheit, ist in jedem einzelnen Volke noch irgend ein besonderes, ihm eigenthümliches Hauptbedürfniß hervorgetreten. Das Eine, was Noth thut, ist ein anderes in Deutschland, ein anderes in Frankreich. Hier ist das Eine, dessen alle Welt harrt, die Ausgießung des heiligen Geistes der Aufklärung über alles Volk. Dieses Bedürfniß thut sich von Tag zu Tag um so lauter kund, als das französische Volk in seinen politischen Erwartungen getäuscht, aus seinem bräutlichen Entzücken der Julitage unfreundlich aufgeweckt wurde. Es ist in der elegischen Stimmung des Orpheus, als er die jüngst wiedergefundene Geliebte von neuem seinen Armen entsinken sah.

Je bitterer sich Frankreich getäuscht fühlt, je werktäglicher das politische Treiben es umrauscht, um so lieber flüchtet es in die stillen Kreise seines innern Lebens und sucht hier die Sabbathruhe, die Sonntagsfreuden, die es draußen nicht findet. Immer lebendiger wird es inne, daß nunmehr Aufklärung und Religiosität das seyen, was ihm Noth thut; Licht und Wärme müssen bis in die verstecktesten Adern des Volkes eindringen, um die Wunden, welche die vergangenen Jahrhunderte ihm eingebrannt hatten, zu heilen.

Bekannt ist es, wie sehr noch das französische Volk in der Unwissenheit befangen ist. Der Statistiker Dupin hat uns Frankreich mit all seinen Departementen im schwarz-grau-weißen Domino, wie eine nächtliche Maske vorgeführt, und weltbekannt ist es, wie tief noch die Mehrzahl der Franzosen im Dunkeln steht. Aber eben so sehr verdient es Anerkennung, daß die neueste Zeit, durch populäre Tagblätter und Bücher, durch gemeinsinnige Vereine und Bildungsanstalten junger Volkslehrer, ernstlich strebt, diesem Zustande geistiger Unmündigkeit abzuhelfen. Das Volk selbst ringt mit sehnsüchtigem Drange nach Licht. Noch ist ihm der Sinn des Auges nicht aufgeschlossen; aber es reckt seine tausend Polypenarme tastend hinaus in die weite, sonnige Welt und greift begierig nach geistiger Nahrung. Freilich bedarf es noch mancher Opfer, mancher Versuche, bis man aus diesem unseligen, schmählichen Zustand herausgetreten seyn wird. Aber es muß Tag werden auch in den untersten Gängen der Gesellschaft.

Nicht weniger dringend kündigt sich das religiöse Bedürfniß in Frankreich an. Ernst, sinnend, hausfromm werden die Franzosen, die jüngst noch, Gott und Welt verleugnend, durchs Leben gestürmt waren. Jezt werden sie sich ihrer Krankheit bewußt und schaudern vor dem Gifte, das in ihren Adern schlich. Der Pesthauch der Verführung hatte lange Frankreichs Dunstkreis erfüllt und

mit unwiderſtehlicher Gewalt die Jugend vergiftet. Da war faſt kein Jüngling, wenn er auch noch ſo rein das Vaterhaus verlaſſen hatte, der nicht von ſeinen Irrfahrten durchs Leben mit ſchwarzen Segeln, wie Theſeus, heimgeſchifft kam und den greiſen Vater in ein Meer von Gram ſtürzte. Es iſt anders geworden. Das Herz des franzöſiſchen Volkes iſt nicht ſchlechthin unempfänglich für das Heilige. Leichtſinnige, der Verführung bloßgeſtellte Kinder, hatten ſie ſich träumend einſchiffen und durch den Eisſtrom des Religionsſpottes hindurchführen laſſen ins winterliche Land der Selbſtſucht. Aber die Trugſchlüſſe, die der Verführer ihnen wie gebrannte Waſſer vorgehalten hatte, konnten ſie nur in kurze Betäubung, in verfliegende Fieberhitze bringen. Schon fühlen ſie ſich erſchlafft und ſchauern vor Kälte; ſchon laſſen ſich aus dem verlornen Paradieſe Stimmen vernehmen, wie ein Schweizerreigen aus der Ferne, und ein verzehrendes Heimweh drängt ſie nach dem Süden eines gemüthvolleren, wärmeren Lebens. Ja, es iſt anders geworden mit den Franzoſen. Dieß erprobt ſich an keiner Erſcheinung beſſer, als an Bérangers neueſten und lezten Liedern. Gott! welche veränderte Stimmung! Jene harmloſen, luſtigen, champagnergeiſtigen Liedchen, welche der Volksdichter einſt mit der ungetrübteſten Laune geſungen hatte, ſie haben ſich verduftet, und die wenigen heitern Klänge, die Beranger in ſeinen nouvelles et dernières chansons anſchlägt, tönen ganz anders und ſind von ernſten Lauten durchklungen. Was er in le Cardinal et le Chansonnier von ſeinem Liede ſagt: „Dieu brille à travers ma gaité!“ das gilt überhaupt von dem franzöſiſche Volke, deſſen ächter Repräſentant Beranger von jeher geweſen iſt. Hat er doch nie dem Volke den Rücken gewandt, um ihn am Hofe zu beugen. Er hat als Spielmann auf den Straßen die Saiten gerührt und in der Schenke mit dem Volke Brüderſchaft getrunken und auch heute noch ſchämt er ſich nicht, ihm Du zu ſagen, während manches Andern Nemeſis ihre Schlangenhaare in zierliche Locken gekräuſelt und ſich als Ehrendame zu Hofe begeben hat. Beranger blieb des Volkes treuer Fürſprecher, mit ihm iſt er grau geworden; darum klingen auch ſeine Worte ſo feierlich, als drängen ſie aus der Bruſt des Volkes hervor: Dieu brille à travers ma gaité! Ja, hinter dem harmloſen Leichtſinne der Franzoſen ſchimmert das religiöſe Bedürfniß wie eine blanke Folie hindurch. Aber ſein Zuſtand iſt noch peinlich und unſelig; es ringt nach religiöſem Glauben, weiß aber nicht, woher er ihm kommen ſoll. Dieß bezeugen die ſeltſamen Verſuche der neueſten Zeit, durch welche man den erkrankten Körper der Geſellſchaft mit friſcher Geſundheit und Lebenskraft zu erfüllen meint. Aber ſo wenig vor dem Gotte Saint Simons je das franzöſiſche Volk die Knie beugen wird, eben ſo wenig kann Fourriers neue induſtrielle Welt auf dem franzöſiſchen Boden Raum gewinnen. Fort und fort laufen neue Utopiſten in das uferloſe Meer der Syſteme aus; wie laut aber auch ihr Siegesruf: Land! Land! vom Maſtkorb herunter ſchallt, die Küſte der neuen Welt erſcheint nicht. Die St. Simoniſten zumal ſollten ihre Niederlage redlich bekennen, da ſie gleich Anfangs laut genug angekündigt haben, daß, wofern ihre Plane ſich nicht ſchnell verwirklichen, ſie ſchon um deßwillen ſich für geſchlagen halten. Aber in der That, warum ſollte nicht das Chriſtenthum, das bereits alle Wechſelfälle des irdiſchen Looſes mit ſiegreicher Gewalt durchgerungen und unter allen Himmelsſtrichen Wurzel geſchlagen hat, warum ſollte es nicht auch in Frankreich ſich unerſchüttert behaupten? Es wird gewiß wieder tief ins Herz der Nation eindringen, ſobald die Franzoſen es in ſeiner wahren Eigenthümlichkeit werden erkannt haben und es nicht mehr, wie bisher, mit dem Katholicismus verwechſeln, von dem ſie freilich ſchon längſt unwiderruflich ſich losgeſagt. Sie dachten ſich das Evangelium in Zwieſpalt mit der Vernunft, und ahnten nicht, daß es vielmehr den ganzen reichen Ideenſchatz des Menſchengeiſtes ins Bewußtſeyn, ans heitere Licht herauf zieht. Ja, ſie werden es nicht ohne Rührung erkennen, daß hierin eben ſeine hohe Beſtimmung liege, alles Menſchliche, wenn auch noch ſo viel Irrthum daran haftet, in ſeinen Kreis aufzunehmen und es durch ſeine unwiderſtehliche Reinigungskraft zu verklären. Welche Form immer ihr äußerer Gottesdienſt annehmen mag, ſo viel ſteht zu erwarten, daß bald der Tag kommt, da ſie das finden, was ihnen Noth thut. Dann erſt, wenn Aufklärung und Religioſität dem franzöſiſchen Volke Kopf und Herz werden erleuchtet und erwärmt haben, wird es auch mündig ſeyn für die freieren Inſtitutionen, nach denen es jezt ſchon ringt, die es aber nicht ertragen könnte. Männer, welche dieſem Hauptbedürfniß thatkräftig entgegen kommen, meinen es redlich mit Frankreich und ſind wahre Patrioten, welche Farbe ſie auch im Wappen tragen.

Die Singekränzchen.

(Fortſezung.)

In einer großen Stadt iſt der Stundenſchlag ſieben die Theaterklingel, welche eine neue Veränderung der Scene ankündigt. Der Lärm der öffentlichen Bauten iſt im Nu verhallt, die Wechsler ſchließen ihre Komptoire, die Waarenläden werden mit langen eiſernen Stäben verriegelt, die arbeitende Welt wirft ihre Nähnadel, ihren Hobel, ihren Hammer von ſich, die Ladendiener und Griſetten machen ihre Toilette und eilen, die Oerter zu verlaſſen, die den Tag über der Schauplaz ihrer Kunſtfertigkeiten oder ihrer Komplimente, und nur zu oft auch

Zeugen ihrer Seufzer und Langeweile gewesen waren. Doch welche Eile, welche Geschäftigkeit! Wie kann man sich so stürmisch der Erholung in die Arme werfen! Ist es die Ruhe, die einer solchen Anstrengung bedarf? Nein, man sieht, daß die Augenblicke Jedem kostbar sind, die er auf die Vorbereitung der nun folgenden Vergnügungen verwendet. Man muß sich von den Spuren der Beschäftigung des Tages befreien, man muß die verschobenen Locken wieder in eine modische Lage bringen, hier gibt es eine Manschette, dort einen Tüllstreifen, der noch befestigt werden muß, vielleicht ist gar vom langen Sitzen das Korset zu nachgiebig geworden, man muß es von Neuem schnüren, und wie viel Zeit kostet das nicht! Ich beschloß daher, meinen Gang in die réunion chantante nicht zu übereilen; denn konnte es mir jezt noch verborgen bleiben, daß das Institut des Herrn Weber bestimmt war, um dem petit monde nach den Aufopferungen des Tags einen süßen Genuß, eine leichte Erholung, eine unschuldige Unterhaltung zu gewähren? Jezt errieth ich die Ideenverbindung meines hinkenden Freundes, der mich, um die Bekanntschaft einer jungen Dame zu machen, veranlaßt hatte, in eine Gesellschaft zu treten, in der sie ohne Zweifel als das gefeiertste Mitglied glänzte.

Ich hatte falsch gerechnet und kam zu spät. Schon auf dem ersten Hofe hörte ich Diskantstimmen, die eine Fuge einübten, und auf dem zweiten die dazwischen donnernde Stimme des Dirigenten. Ich trat in das matt erleuchtete Zimmer, wurde wie ein Bekannter betrachtet und erhielt von einem jungen Manne ein Notenblatt, von dem ich nur soviel verstand, daß die hoch stehenden Noten höhere und die tief stehenden tiefere Töne bedeuten sollten. Herr Weber ließ sich nicht stören; er arbeitete mit Händen, Füßen, mit den durchbohrenden Augen, seiner stentorischen Stimme, um die Diskantstimmen im reinen Tone, im Takte, in gehöriger Beachtung der langaushaltenden Fermaten, und vor allen Dingen in dem richtigen Zählen der Pausen zu erhalten. Ich fand dabei Muße, die Anwesenden mit flüchtigen Blicken zu mustern. Von einem Theil der jungen Damen, sah ich wohl, hatte ich falsch prognosticirt: es waren verlegene, blutrothe Kinder, schüchterne Töchter der sogenannten Bürger und Eigenthümer allhier, von der Natur jedoch mit ebenso günstiger Aussteuer bedacht, als vielleicht von ihren Eltern. Diesen jungen Wesen steht gewöhnlich an der Stirne geschrieben: soviel bekommst du mit: drei Dutzend Hemden, vier Dutzend Paar Strümpfe, sechzehn Bettüberzüge, mehrere Dutzend Tischgedecke und so fort, und wenn die Mutter vielleicht schon todt und der Vater wieder verheirathet ist: das ist dein Mütterliches, das kann man dir nicht nehmen. Und in der That liegen diese Gegenstände schon seit Jahren unter Schloß und Riegel, und werden von den aufblühenden Rosen zuweilen betrachtet, und die Augen fangen ihnen dann an freudiger zu glänzen ob einer Zukunft, die bis jezt erst noch in ihren goldenen Träumen lebt. Warum sollten sie nicht auch singen lernen? Sie können stricken, nähen, häkeln, auf Stramine arbeiten, und haben schon für manche vor den Altar getretene Freundin ein Brautschnupftuch von Musselin mit köstlichen Arabesken und Namenszügen gestickt; sie verstehen unzählige artige Arbeiten, warum sollten sie nicht in den Schacht ihrer Kehle fahren, um das klingende Silber und die Glockenspeise ihrer Stimme zu Tage zu fördern? Aber die Eltern sind geizig, sie drehen einen Groschen viermal um, ehe sie ihn ausgeben, und ich weiß, es hat tagelange Kämpfe gekostet, ehe sie Röschen und Hannchen erlaubten, eine Kunst zu üben, von der sie selbst nichts verstehen, ohne welche sie wohlhabende Bürger und Meister geworden sind und sogar einen eigenen Stuhl in der Kirche haben. Doch Röschen und Hannchen sind ebenso genügsam, als schlau. Wollen sie denn bei der theuern Madame Carpagnoli Stunde nehmen? Nein, sie sind mit Herrn Weber zufrieden, wo schon ihre Freundinnen singen und mit dem sie einen eigenen Plan ausgedacht haben. Herr Weber steckt eine reine, fein gebiegelte Chemisette vor, stäubt seinen einzigen grünen Oberrock höchst sorgfältig ab und macht sich zu den Aeltern der jungen Damen auf den Weg. Diese sollten seinen Bitten widerstehen können? Sie sollten gefühllos gegen die artigen Schmeicheleien des gewandten Mannes seyn? Sie sollten seiner väterlichen Fürsorge nicht ihre beiden Augäpfel anvertrauen? Nein, in dieser Lage hat dem Manne noch Niemand widerstanden. Dieß ist der Weg, auf dem er seine Chöre kompletirt und die Stimmen ausforscht, die einst seine Solosängerinnen werden.

So eben wollten wir aus Haydn's Frühling in seinen Sommer treten, die Tenoristen waren tausendmal angerufen worden: scharf eingesezt! und die Altistinnen eben so oft: ausgehalten, meine Damen, es ist eine ganze Note! als sich die Thür öffnete und eine Nachzüglerin hereintrat. Sie war es, die ich zu finden hoffte. Alles verbeugte sich, sie dankte links und rechts und eilte in das Nebenzimmer, um sich ihres Mantels und Hutes zu entledigen. Nichts Interessanteres, als die Debatte, die sich jezt zwischen Herrn Weber und der Säumigen entspann. Ein Stichwort gab das andere, Niemand blieb eine Antwort schuldig, und Einer spizte den Stachel seiner Entgegnung immer schärfer als der Andere. Das mußte ein gewöhnlicher Auftritt seyn, denn Alles lachte, bis auf den Direktor, der Ungehorsam noch eher zu ertragen schien, als Ueberlegenheit an Witz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere Volkslieder der Spanier.

Mit einer Ladung Kummer
Durchschiffe ich die Nacht,
Das Glück entschlief am Steuer,
Die Lieb' am Segel wacht:
Doch dröhnt bei Ungewittern
Des Schiffes lecker Bau,
Ergreife ich mit Zittern
Der Hoffnung Ankertau.

*

Dein Tanz — ein Zauberwesen —
Hat mich dir ganz geweiht;
Uebt solche Macht Verändrung,
Was wirkt Beständigkeit?
O, was empfänd' ich,
Wärst du nur nicht im Wechsel
Allein beständig!

*

Die Gunst, die du gewährest,
Gleicht dem Billardspiel:
Die Kühnheit meiner Fordrung
Nimmt hoch den Ballen;
Doch deine Schlauheit
Faßt immer tief den Ballen,
Daß er zurückläuft.

*

„Nie erinnre ich mich deiner!"
Herrin! scheint der Spruch vermessen?
Nein! — Erinnerung hat Keiner,
Der nicht früher was vergessen.
In der Seele schwebt beständig,
Himmlische! dein Bild lebendig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Das Theater. Das Judenedikt. Die Grippe.

Es blizt und zückt in der Anstalt noch Manches hie und da heraus von Wille und Begeisterung; aber das muß man nur ausblitzen und auszücken lassen und nicht durch Widerstand die Flamme der Bewegung wehren, ist der sehr richtige Grundsatz. So will die Crelinger noch immer selbst etwas; man erdrückt nun ihre poetische Kraft auf geschickte Weise durch schwere Raupachsche Rollen, welche ebenso, wie man sagt, daß Hegels Philosophie in unserm Staate dazu gedient, den Demagogismus in den gebahnten Staatswegen und Kanälen zu plaziren, auf unserm Theater die selbstständigen und eigenwilligen Talente in den großen Mechanismus eindrücken und einzwängen sollen. Jezt hat man auch deßhalb das Fräulein von Hagn aus München angestellt, eine schöne, junge Actrice, der aber das Phantom Kunst auch nicht die Hauptsache ist, und die vermöge ihrer Schönheit die Aufmerksamkeit des Publikums von diesem lästigen Gespenste aus alter Zeit abzulenken verspricht, obgleich sie nicht tanzt. Um die lästigen Anmuthungen der Poeten und literarischen Kunstfreunde zu beseitigen, hat man ihnen jezt die freie Entree genommen, welche ihnen nur unter solchen Bedingungen temporär restituirt worden, daß ihre Selbstständigkeit dadurch aufhört. Man haben sich endlich diejenigen Mitglieder des dramatischen Lesecomités, welche in ihrer Liebhaberei noch Gedanken an eine Kunstanstalt hegten, wie Neumann, Raumer, davon losgesagt. Was fehlt also noch, um zum Ziele zu kommen? noch dazu, da keine Zeit in Berlin günstiger war, indem mit der Theaterwuth auch das Interesse dafür fast erstorben ist.

Von dem projektirten Judenedikte, welches auswärts so viel Allarm erregt, spricht man auch hier, aber mit Ruhe. Man ist zu überzeugt, daß die Ausführung eines auch nur ähnlichen unmöglich wäre. Denen, welche am Entwurf gearbeitet haben sollen, ist wohl weder Judenhaß, noch feudalistische Absicht zuzuschreiben; vielleicht nur nicht gehörige Berücksichtigung dessen, was die Zeit fordert, und Indignation über das, was neuerdings von einigen Individuen der israelitischen Nation unter dem Mißbrauch des Namens „liberal" in die Welt geschrieen worden ist. Sie haben übersehen, daß gerade die Juden im Preußischen auf das Allerentschiedenste ihre Protestation gegen die Ungebühr eines Börne, Saphir u. s. w. ausgesprochen und die Ansichten der von ihnen so genannten Pariser Synagoge mit Unwillen desavouirt haben. Von einem Staatsmanne ist der viel liberalere Vorschlag allen Ernstes gemacht worden: Börne's Briefe nicht allein nicht zu verbieten, sondern deren Verbreitung zu befördern, um mit dem Ekel an diesem Schmutz einen Widerwillen gegen die liberalen Wortführer zu erwecken. Die Aenastlichkeit — oder ein liberaler Impuls? — hat indeß obgewaltet, und man hat ihm wirklich den Gefallen gethan, die Briefe zu verbieten.

Jezt schreckt nicht, aber droht doch ein neues Gespenst. Die Grippe ist ante portas, eine neue Incarnation der Influenza, des Katarrhs oder des ordinären Schnupfenfiebers. Sie tödtet zwar nicht, wirft aber doch peletonweise die Menschen ins Bett und zwingt, wo sie wüthet, die Theater und Schulen zu schließen.

Auflösung der Charade in Nr. 83:
Wallroß.

Räthsel.

Dich geduldig Wesen
Hab' ich heut erlesen,
Will vor allen Dingen
Dich auf dir besingen.

Dich, des Wechsels Stätte,
Dich, des Geistes Bette,
Dich, Chaussee der Hände,
Endlich und ohn' Ende,

Dich, der Musen Fähre
Ueber Berg und Meere,
Meine Augenweide
In der Unschuld Kleide,

Drauf ich Räthsel malen
Darf und Liebesqualen,
Mondschein, Sternengewimmel,
Erde, Höll' und Himmel.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 15. April 1833.

Der Vortheil ist dein Gott, der meine bleibt
Gerechtigkeit, und solche Feinde schließen
Kein sicher Bündniß.

Goethe.

Die Jesuitenschüler.

Zweiter Abschnitt.

Wir übergehen einen Zeitraum von zehn Jahren, und finden unsern Freund wieder in einer reizenden Platanenwaldung an den Ufern des Amazonenstroms, wo die Gesellschaft Jesu bedeutende Besitzungen im Schutze der portugiesischen Regierung sich erworben hatte. Der Rosenschimmer der ersten Jugend, der Glanz einer romantischen Zeit war gewichen, bleiche, schmerzliche Erinnerungen wiegten sich auf seiner Stirne und das Bewußtseyn des erwachten Mannesalters, die strengen Pflichten, welche er beschworen, und deren Ausübung seine Kräfte in Anspruch nahmen, verscheuchten jene weichen Träume seiner Jugend. Nur in den einsamen Stunden der Nacht, wenn der helle silberne Strahl des Mondlichts in seine Zelle glitt, oder seine Gestalt umfloß, wenn er allein am Ufer des majestätischen Flusses durch schweigende Gruppen riesiger Blüthenstauden wandelte, da kamen ihm die Bilder aus dem geliebten Europa; Constanzens Lächeln, ihr erster Kuß, dazwischen Sebastians Verrath, Don Riquez kalter, unbestechlicher Stolz schwebten ihm vor.

Seiner Leitung als der eines Oberprofessen war die Bekehrung einer angesehenen Häuptlingsfamilie übergeben, die an den Ufern des Flusses ihre weitläufigen Wohnungen aufgeschlagen. Ravezuma, ein Greis von achtzig Jahren, herrschte mit der väterlichen Macht eines Patriarchen über seine Untergebenen, er war die Milde, die Güte, die Gerechtigkeit selbst; nur Eines konnte seinen Geist zu mächtigem, ungewohnten Zorn aufreizen: wenn eine fremde Hand an den Altar seiner Götter rührte. Denselben Flammeneifer theilten seine drei Söhne und das Heer seiner Enkel fühlte sich zu seinen Füßen von ähnlichen Gesinnungen durchflammt. Welch schweres Tagewerk ihm hier anbefohlen worden, fühlte Horace nur zu wohl; doch sein Sinn, selbst edel und voll Liebe, ließ ihn durch die rauhe Hülle jener Söhne der Natur ein edles Herz ahnen, und er verzweifelte nicht, obgleich Ravezumas Familie sich angelegen seyn ließ, besonders seinem Bekehrungseifer alle nur ersinnlichen Hindernisse in den Weg zu legen. Er empfand dieses um so schmerzlicher, da seine Bemühungen, den ehrwürdigen Heiden die Segnungen des Christenglaubens fühlen zu lassen, wahrhaft Sache seines Herzens waren. Unwürdig, ja frevelhaft erschien ihm die Bekehrungsart seiner Ordensgenossen, welche, zufrieden, einige öffentliche Gebräuche des christlichen Kultus den Heiden aufzudringen, sich weiter nicht viel um den Zustand ihrer Seelen bekümmerten; öfters hatte er deßwegen Streit mit dem Pater Hugo Lamormain, welcher mit ihm dieselbe Würde und Verpflichtung theilte, jedoch auf gänzlich verschiedenem Wege dem Ziel zustrebte. Zwanzig

Jahre älter als Horace, verband er mit dem lauernden Uebermuth eines Machthabers die demüthige Gleisnerei eines durch feige Künste Emporgekommenen; gewohnt, ein willenloses Werkzeug in der Hand seiner Vorgesetzten zu seyn, kannte er keine andern Gebote, als am Ruhm und Glanz des Ordens zu arbeiten; was er dabei für Befriedigung seiner eigenen Lüste gewinnen mochte, war seine Sache, geschah es nur mit Klugheit und Vermeidung öffentlichen Aergernisses. Ihm, dem Schmeichler, war es gelungen, in die Familie Ravezumas einzudringen. Ja, er verschmähte es nicht, zur Ehre der gebenedeiten Jungfrau und des heiligen Ignaz, seinen Leib in das Gewand eines heidnischen Priesters zu hüllen, um in scheinbarer Anbetung vor dem Hausgötzen Ravezumas das Knie zu beugen.

Als der feurige Horace dieses hörte, loderte sein Flammeneifer hoch auf, doch Hugo erwiderte auf seine Vorwürfe mit kaltem Lächeln: „Wo kommt Ihr denn her, mein Bruder, daß Ihr so unbekannt mit den Gesetzen der Welt seyd? Wohlan, zeigt mir denn die Fortschritte, welche Ihr in der Heidenbelehrung gemacht, besonders bei der Familie des stolzen Häuptlings. So viel mir bewußt ist, hat man Euch einmal mit Stockschlägen empfangen, an deren Folgen Ihr drei Wochen das Lager hüten mußtet, als Euer Fuß es wagte, die Schwelle jener Wohnungen zu betreten, indeß mir ein Platz am Mahle gegönnt wird, wo ich freilich mir etwas Gewalt anthun muß, das Fleisch junger Stiere, welche den Wagen des Gottes Mahuin gezogen, roh zu verzehren, so wie es nicht sehr ergötzlich ist, dem Gott Wam zu dienen, indem man sich während eines langen Gebets einige Haare aus dem Vorderhaupte reißen muß. Doch die heilige Jungfrau gestattet es, daß, während ich diese unschuldigen Gebräuche übe, ich mein Versehen durch zwölf Aves und drei Paternoster wieder gut mache, die ich leise vor mich hinmurmle. Auch das vergeben die Stifter unseres Ordens, wenn ich nothgedrungen die Taufe nicht anders verrichten kann, als durch eine scheinbar zufällige Berührung mit einem nassen Tuch, weil dem Körper der eigensinnigen Täuflinge das Besprengen mit kaltem Wasser nun einmal nicht behagen will. Muß sich's doch der allerheiligste Gottessohn gefallen lassen, mit dem Gotte Wam zugleich verehrt zu werden, denn so nur kann er auf dem Altare Platz finden. Habt Ihr übrigens nicht gehört, Bruder, daß ein siegendes Volk nur in dem Fall sich das besiegte ganz unterwirft, wenn es scheinbar auch seinen Göttern Altäre baut? Die Geschichte liefert hiezu tausend Beispiele.“ — „Wie!“ rief Horace mit Unwillen, „und da seyd Ihr kühn genug, dem General nach Europa zu berichten, Ihr hättet jene Heiden zu Christen gemacht?“ — „Freilich,“ entgegnete Hugo; „seyd Ihr denn so ein Neuling in den Geheimnissen unseres Ordens, daß Ihr nicht wisset, wie dem heiligen Stuhle nur um das gesegnete Land zu thun ist, welches unter den Tritten dieser Ungläubigen seufzt und seine Reichthümer nur unwillig in ihre Hände liefert?“ Horace blickte den Sprechenden mit Zorn und Verachtung an. „Unwürdiger!“ rief er, „nennst Du dieses die Geheimnisse unseres Ordens, so zähle mich nicht zu den Wissenden; zittere vor mir, leicht könnte mein Eifer die Stimme unwürdiger Nachsicht unterdrücken und an Dir zum Verräther werden, um den Obern zu zeigen, welch treuloser Miethling im Weinberg des Herrn arbeitet.“ Er wandte sich ab und bemerkte nicht, wie Hugo ihm mit einem hämischen, boshaften Lächeln nachsah.

Wenige Monate hierauf, während welcher Zeit Horace vergebliche Anstrengungen aufbot, mit Ravezumas Familie in freundschaftliche Berührung zu kommen, verkündete ihm Hugo mit schlecht verhehltem Triumph, daß es ihm gelungen sey, Athaliba, den ältesten Sohn Ravezumas, zu bewegen, den Gott der Christen zu bekennen, doch unter der Bedingung, daß er bei der Verehrung seinem Hausgotte den Vorrang lasse. Die Kirche des Kollegiums wurde aufs festlichste geschmückt, und eine große Anzahl Eingeborner strömte hinzu, den Sohn ihres Königs die merkwürdige Ceremonie verrichten zu sehen. Hugo hatte Horacen zu entfernen gewußt, denn er hoffte an diesem Tag das stolze Gebäude kommender Triumphe zu gründen. Der stolze Häuptling erschien und der demüthige Pater empfing ihn am Eingang seiner Kirche mit knechtischer Verbeugung; auf dem Altare, der aufs Glänzendste geschmückt war, standen, in fließende Goldstoffgewänder gehüllt, die heiligen Personen des Mittlers und der gebenedeiten Mutter, über ihren Häuptern jedoch, dieß hatte Athaliba verlangt, erhob sich auf einem Gerüste Mahuins, des zehnköpfigen Gottes Gebild.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Singekränzchen.

(Fortsetzung.)

Die Zeit war schon so weit vorgerückt, daß wir jetzt den Uebergang zu einigen heitern Liedern machten, meistentheils Chören aus Auber's, Boyeldieu's und Rossini's Opern. Ich erhielt für jeden dieser Gesänge: z. B. Liebe wohnt in niedern Hütten, von Call, oder: Ertönet ihr Hörner und Schalmeien, von Boyeldieu, oder: Blüthenkränze, Spiel und Tänze, von Rossini, regelmäßig ein Notenblatt, verließ mich aber auf meinen Nachbar, einen Schulmeister und Besitzer einer Stimme, die seines Standes würdig war. Ich bat ihn, für mich mitzusingen.

und er hat redlich sein Wort gehalten. Herr Weber konnte nicht genug rühmen, wie viel Kraft heute von der Stelle, wo ich stand, ausgegangen sey. Er machte mich nach dem Schlusse der Uebungen mit einigen der Herrn bekannt, in denen er mir Privatsekretäre, Cassenassistenten, junge Beamte auf Wartegeld und einige andere vorstellte, die er lakonisch die einzigen Söhne ihrer Eltern, d. h. junge Faullenzer und Aspiranten ansehnlicher Erbschaften, nannte. Die Damen hatten sich inzwischen in ihre Wienermäntel und Bibihüte gehüllt, sie passirten sanft erröthend eine zu beiden Seiten von den Herrn gezogene Chaine, Herr Weber leuchtete mit einer Laterne über den stockfinstern Hof, und ich bemerkte, daß sich nach und nach einige der Abgehenden zu Paaren bildeten, die sich heute nicht zum erstenmale zusammenfinden mochten.

Meine Annäherungen an die sarkastische junge Dame, die Trägerin der Opposition gegen den machthaderischen Herrn Weber, gehören nicht hieher. Ich wollte die Singekränzchen schildern, und erlaube mir, aus den Erfahrungen, die ich in ihnen machte, noch dreierlei hervorzuheben: die Ständchen, die Kirchenmusiken und die Landparthien. Seine Zeitgenossen schildern, heißt die Nachwelt über die Sitten ihrer Vorfahren aufklären.

Einem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgangen seyn, daß die Sitte der Serenaden seit dem Ende der sentimentalen Restaurationsperiode seltener geworden ist. Noch vor drei Jahren waren sie die Mode des Tags, oder vielmehr der Nacht. Die Eisenhoferschen Quartette wetteiferten um eilf Uhr in den großen Städten mit dem Gesange der Nachtigall und den geschwätzigen, plätschernden Brunnen. Welche junge Schöne hatte nicht wenigstens einmal unter ihrem Fenster das majestätische: Tochter des Himmels! oder das schmelzende: Schlaf wohl auf weichem Flaum! mit klopfendem Herzen vernommen und sich gefragt: ob das ihr gelte? Die Ständchen machten sich meist durch Verabredungen, die in den Singekränzchen getroffen wurden. Wer sich eines huldvollen Blickes zu erfreuen hatte, oder hoffte, ihn durch eine Gefälligkeit zu erlangen, wer auf einem Spaziergange eine verlorene Schleife hatte aufheben und der schönen Besitzerin wieder zustellen können, wem das Ungefähr die Wohnung der Unbekannten oder wohl gar den Tag, da sie die Erde würdigte, geboren zu werden, zugeraunt hatte, oder wer auch nur dieselbe Gestalt drei Mal an demselben Fenster zu derselben Stunde hatte sitzen sehen, wie konnte er anders, als seinen Gefühlen durch eine Serenade zu Hülfe kommen? Ich muß gestehen, in solchen Augenblicken herrschte unter den zur Unterstützung aufgeforderten Mitgliedern des Vereins eine Aufopferung, eine Theilnahme, eine Bereitwilligkeit, die Achtung vor dem Institut einflößte. Man wählte die neuesten Musikstücke, man aß den Tag über kein Fleisch, sondern nur ein stimmelösendes Gemisch von Zucker und Ei, man versäumte die angegebene Stunde um keine Minute, und wie oft war man nicht bereitwillig, den Text und die Noten auswendig zu lernen! Ein freundlicher Dank, ein Händedruck, einige Gläser Wein genügten, um seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Man wird sagen: Jeder gab hier gern, was er zu einer andern Stunde für sich in Anspruch nahm; aber mein Schulmeister war von Blatternarben besäet, seine Nase mißrathen, sein Mund ohne Ende, seine ganze Gestalt war Ausschuß; wem hätte er je eine Serenade bringen wollen? Und er war es, der sich einer Aufopferung hingab, die an die Zeiten der Decius und Curtius erinnerte. Er war untröstlich, als die Sitte nachließ, als man ihm keine Aufträge mehr machte, als er sich nicht mehr unter die Fenster stellen durfte. Die Väter fingen nämlich an, sich diese Huldigungen zu verbitten, die Töchter dankten nicht mehr für eine Ehre, die jezt so wohlfeil geworden war, und die Polizei war seit der Julirevolution immer bereit, jede Nachtmusik eine Störung der öffentlichen Ruhe zu nennen.

Eine zweite Beziehung der Singeinstitute ist die Verbindung, welche die Kirche mit ihnen unterhält. Bei allen Völkern ist die Musik ein wichtiger Hebel des öffentlichen Gottesdienstes; und welcher christliche Kantor wird sich nicht glücklich schätzen, an den hohen Festtagen zwischen dem Altargebet und der Predigt eine Hymne mit Wechselchören und Soloparthien unter obligater Orgelbegleitung zu arrangiren? Das ist der Grund, warum die Kantoren und Organisten mit den Vorstehern der Singekränzchen auf Du und Du leben, warum sie sich auf der Straße umarmen, zuweilen gemeinschaftlich dejeuniren, und immer bereit sind, ihren Freunden Noten zu leihen, oder ihnen Schulbuben zu schicken, die Fertigkeit genug besitzen, ihnen im Abschreiben derselben beizustehen. Auch Herr Weber war immer bereit, zu helfen und sich durch Gefälligkeiten verbinden zu lassen, deren Erwiderung ihn nichts kostete. Kurz vor der Marterwoche, wenn die hohen Festtage des Charfreitags und der Ostern allmählig eingeläutet wurden, fing er an, besonders geschmeidig zu werden. Er tadelte das Zuspätkommen nicht mehr, unterließ das lästige Wiederholen einzelner Notensätze und sprach mit besonderer Salbung von den kommenden Festesfreuden. Endlich wagte er, mit seinem Anliegen hervorzutreten. Und wer hätte einen Dienst versagt, der einer christlichen Gemeinde galt? Wer gab nicht gern eine auf den ersten Osterfeiertag verabredete Spazierfahrt auf, oder verlegte sie auf einen andern Tag?

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die große Oper.

Bei Gelegenheit der Erörterung des Budgets des Ministeriums des Innern kamen diesmal in der Deputirtenkammer, wie jedes Jahr, die von der Regierung den großen Theatern bewilligten Unterstützungen zur Sprache, die sich bekanntlich auf die Summe von 1,300,000 Franken belaufen. Die Oper bekommt davon den größten Theil, nämlich 750,000 Franken. Diese ungeheure Zulage wurde, wie gewöhnlich, von einigen Deputirten aus der Provinz angegriffen, wogegen einige Repräsentanten der Stadt Paris sie als sehr ersprießlich für den Staat darstellten und lebhaft vertheidigten. Letztere Herrn behaupteten nämlich, wie bereits in frühern Jahren, Paris müsse, als Hauptstadt eines großen Reichs, auch großartige Anstalten für die Kunst besitzen, der Staat sey verbunden, Nationaltheater aufzumuntern, solche Anstalten ziehen die Fremden herbei und fördern nebenbei den Kunstfleiß. Den Deputirten aus der Provinz wollte die Nothwendigkeit, so kostspielige Anstalten aufrecht zu halten, so wenig einleuchten, als zuvor; sie wollten oder konnten nicht begreifen, warum man das arme Volk mit Auflagen erdrücken müsse, damit die müßigen Bewohner der Hauptstadt und die Fremden das Vergnügen haben können, eine geschickte und theuer bezahlte Tänzerin zu bewundern, oder sich an den Tönen eines berühmten Sängers zu ergötzen. Alles in der Welt hat seine Kehrseite, so auch die kostspieligen großen Theater, die allerdings Schönes hervorbringen und darstellen, aber auch außerordentliche Summen erfordern. Es ist sehr angenehm für die Pariser, daß sie sich rühmen können, die größte Oper in der Welt zu besitzen, an welcher die ausgezeichnetsten Tänzerinnen angestellt sind, die man nur finden kann, und die überhaupt eine Vereinigung von Tonkünstlern, Schauspielern und Tänzern darbietet, wie man sie anderswo vergebens suchen würde. Nun ist es freilich sonderbar, daß ein ganzes Land Steuern zahlen soll, damit die Pariser das Vergnügen haben, Abends sich an den Sprüngen oder Tönen auf der Bühne zu ergötzen und vortrefflich gemalte Dekorationen zu sehen; die Landleute in den Pyrenäen, Cevennen oder Alpen kümmern sich wenig um diese Herrlichkeiten und müssen doch dazu beisteuern. So geht es aber auch mit manchen andern Anstalten, von denen der Landbewohner nichts genießt und zu deren Unterhaltung er dennoch beitragen muß. Besser wäre es freilich, wenn diese blos zur Belustigung, nicht aber zum Unterrichte oder zur öffentlichen Bildung dienenden Anstalten auf eigene Kosten beständen, wie es in England der Fall ist; dann würden sie vielleicht nicht so großartig seyn, als jetzt, dagegen würde aber der Staat Niemanden eine Last zur Unterhaltung derselben aufzubürden haben. Leider ist dadurch den Engländern nicht viel geholfen; sie haben noch stärkere Auflagen zu zahlen, als die Franzosen, und keine so gute Oper; wenn nicht jedes Jahr die vorzüglichsten Tänzer und Tänzerinnen der Pariser Oper nach London hinübergingen, so würde diese Stadt kaum ein leidliches Ballet aufführen können. Die bedeutende Summe, welche der französische Staat seiner Oper zahlt, ist übrigens nicht verloren; denn obschon der Tanz beinahe das Beste thun muß, so hat doch die Musik und die scenische Darstellung auch einen bedeutenden Antheil an dem Erfolge. Ginge die Oper ein, so würde die Komposition der dramatischen Musik wenig Aufmunterung mehr finden und beinahe ganz aufhören, und auch die Theatermalerei würde ihre Hauptstütze verlieren. Seitdem Dr. Veron die Leitung der Oper übernommen hat, kann sich Paris wahrlich nicht darüber beklagen, daß derselbe es an mannigfaltiger Ergötzung fehlen lasse. Bald hat er eine neue Oper, bald ein wundersames Ballet in Bereitschaft, bald gibt er von beiden einige Bruchstücke, welche die Pariser einen ganzen Abend, oft bis spät in die Nacht belustigen. Obschon nun aber die meisten Tageblätter Dr. Verons Lob anstimmen, so fehlt es doch auch nicht an tadelnden Kritikern, welche den rührigen Mann als einen Marktschreier darstellen, der zu allen möglichen Mitteln seine Zuflucht nehme, um Zuspruch zu bekommen, die Journalisten bestehe, dem Volke etwas vorgaukle und allerlei buntes Zeug darstelle, das bald hernach von der Bühne verschwinden müsse, weil es dem Kunstgeschmacke widerstrebe. Etwas mag freilich wahr daran seyn; allein man setze sich an Dr. Verons Stelle, und man wird finden, daß man es nicht so gut machen würde. Er hat es mit einem verwöhnten, durch eine Menge von Schauspielen zerstreuten Publikum zu thun, das er nur durch etwas Pikantes, Neues locken kann. Daß er die Zeitungen dabei zu Hülfe nimmt, ist dem Manne nicht zu verdenken; denn jedes neue Stück auf der Opernbühne kostet den Unternehmer eine sehr bedeutende Summe, und wenn ihm die Zeitungen das Publikum abwendig machten, so wäre der Unternehmer unfehlbar ersteren. Daß er nichts Schlechtes liefern werde, dafür bürgt nicht allein sein eigener Kunstsinn, sondern auch der Ruf der Personen, die für ihn arbeiten. Seine Schuld ist es aber nicht, daß Auber nicht mehr Originalität besitzt und seine Opernmusik so flüchtig arbeitet, und andere Tonsetzer in Paris ihnen sich einer so großen Aufgabe, wie das Setzen einer Oper in fünf Aufzügen, nicht unterziehen; dazu fehlen ihnen die Kräfte. Wollte Rossini für Veron Opern setzen, so wäre dieß allerdings für das kunstliebende Publikum sehr erfreulich. Dieser berühmte Tonkünstler hat sich aber in seiner Jugend müde gearbeitet und wünscht jetzt auszuruhen. Bis also das Schicksal einen größern Tonkünstler erweckt, als Auber, muß sich Veron und das Publikum wohl mit den Leistungen dieses im Grunde sehr gefälligen Meisters begnügen. Als der Operndirektor neulich mit der neuen und großen Oper „Gustav der Dritte oder der Maskenball" auftrat, ließ sich Anfangs nur Eine Stimme hören, nämlich die der Bewunderung; alle Zeitungen ertönten von dem Lobe dieses großen, neuen Kunstproduktes; jetzt aber ist es nicht mehr so; man tadelt, und zwar ziemlich heftig, und sagt schon vorher, der Operndirektor werde ehestens genöthigt seyn, die fünf Aufzüge in drei zusammenzuziehen und zuletzt nur noch den fünften, nämlich den Maskenball, darzustellen. Auch über Scribe ergießt sich der Tadel, daß er einen unsinnigen Text gesetzt habe. Ich möchte aber den sehen, der jetzt im Stande wäre, für das Pariser Publikum eine große Oper in fünf Aufzügen zu dichten, und zwar eine, welche Beifall erhielte. Hier muß nämlich nicht allein für den Geist, sondern auch für das Auge gesorgt werden, und das Ganze muß die Theilnahme aller Klassen von Zuschauern in Anspruch nehmen. Außerdem muß dafür gesorgt werden, daß der Tonsetzer den ganzen Reichthum seines dramatischen Talentes beständig entfalten könne. Scribe hat geglaubt, und mit vollem Rechte hat er glauben können, diese vielfache Aufgabe durch seinen Gustav den Dritten gelöst zu haben. Die Geschichte der Verschwörung Ankarströms und der Ermordung des Königs von Schweden mußte nach seiner Auffassung ein sehr anziehendes Schauspiel werden; nur hätte er, da er doch Manches hinzudichten oder umändern mußte, um der Darstellung mehr Reiz zu geben, seine so neue Geschichte wählen, oder die Fabel in andere Zeiten und andere Länder verlegen sollen. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. April 1833.

Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Gesang,
Der einst um Grabes Nacht von Engelslippen klang?

Goethe.

Die Singekränzchen.

(Beschluß.)

Man dringt in Herrn Weber, sich deutlicher zu erklären, Zeit und Ort zu bestimmen, und vor Allem die Musikstücke zu nennen, welche er aufführen will. Es ist eine Fuge von Bach, oder ein Chor von Hasse, oder eine Motette von Bernhard Klein. Aber ist das auch nicht schwer? Haben wir Altisten genug? Sind die Solostimmen komplicirt? Herr Weber weiß für Alles Rath. Er verspricht, den zweiten Sopran durch einige Currendisten unterstützen zu lassen, Hülfstruppen, die ihm der Cantor der Sophienkirche stellen muß; er nennt einige junge Choristinnen des Königstädter Theaters, welche er gebildet und deren sich die ältern Mitglieder noch mit Entzücken erinnern, die nicht abgeneigt wären, die schwierigen Parthieen zu übernehmen. Was bedarf es mehr, um einen glänzenden Erfolg zu sichern? Der Tag rückt heran, die Proben ließen nichts mehr zu wünschen übrig, die jungen Damen haben ihre Eltern, ihre Verwandte, ihre Pathen zu diesem öffentlichen Debüt eingeladen, das Orgelchor, sonst nur mit flachshaarigen Schulbuben und mit armen Sündern, die sich dem Klingelbeutel entziehen wollen, besetzt, bietet heut wegen der vielen modigen Kostüms und Hüte und der reizenden Antlitze, die unter den letztern versteckt sind, einen bezaubernden Anblick dar; alle Welt hat kleine Zettel in der Hand, die den Text der Musikstücke enthalten, das Amen des Predigers ist verhallt und die Orgel beginnt ihre Präludien. Was soll ich noch sagen? Herr Weber kann nichts Unvollkommenes liefern: es wurde pausirt, Takt gehalten, wie nie, und die schwierige Fuge schlug meisterhaft zusammen. Man wünschte ihm Glück, er dankte lächelnd und begleitete seine Sängerinnen die staubigen Treppen hinunter. Der Frühling ist gekommen, auf den Straßen werden Veilchen ausgeboten, und die Herrn beeilen sich, ihren Begleiterinnen duftende, sentimentale Sträuschen zu überreichen.

Die Wiederkehr der schönen Jahreszeit ist endlich noch das Signal für eine Unterhaltung, die ich mit diesen lezten Pinselstrichen zeichnen will. Wer hat nicht in der Stadt, von der ich rede, zuweilen des Sonntags zur Zeit der Mittagswende gesehen, wie mehrere endlose, unbedeckte, dicht mit einem muntern Mischvölkchen besezte Wagen zu den Thoren hinaussprengen, um ferne, oft über mehrere Dörfer hinausliegende Plätze des Vergnügens aufzusuchen? Das konnte nur Herr Weber mit seinem Singeinstitut gewesen seyn. Diese Spazierfahrten wiederholen sich drei bis vier Mal im Jahre, und sind die angenehmste Abwechslung, die der Verein gewährt. Die Musik tritt dann in den Hintergrund; es sind nur die Freuden des geselligen Zusammenlebens, die jezt genossen

seyn wollen. Und sollte man sich nicht mit ganzem Verlangen dem Scherz und dem Spiele ergeben, da es für Viele so heißen Kampf bedurfte, um die Erlaubniß zu einer unbewachten Ausflucht zu erhalten? Die jungen Damen sind Töchter guter Eltern; wie flehend und schmeichelnd mußten sie aber nicht ihre Rede stellen, um die Abneigung derselben gegen diese Konsequenz der Singekränzchen zu überwinden? Man kannte freilich Herrn Weber, aber nicht sein männliches Personal; wie durfte man also dem Uebermuth der Jugend die Zügel seines Betragens in die eigene Hand geben? Ja, und dennoch sehen wir jezt die hoffnungsvollen Töchter mit freudestrahlendem Antlitz durch das Brandenburger Thor fahren. Es ist ausgemacht, daß sie über die Bedenklichkeiten den Sieg davon getragen, daß sie versprochen haben, Punkt eilf Uhr wieder an der Hausthür zu klingeln, und diese Erlaubniß dann nie wieder in Anspruch zu nehmen.

Ich bedaure, hier abbrechen zu müssen, weil die Darstellung mich in ein anderes Gebiet, das ich nicht verfolgen wollte, führen würde. Es ist ein Anderes, die Singekränzchen porträtiren, ein Anderes, die Spazierfahrten schildern. Ich füge nur hinzu, daß mir bei einem dieser Ausflüge, der seine Richtung nach Köpenick nahm, aus dem Gebüsch mein Freund Asmodi entgegentrat. Er hinkte in meine Arme und drückte mich mit Wärme an seine Brust. Ueber seine diplomatische Mission fand er des Erzählens kein Ende, und in der That waren die Mittheilungen, die er gab, über Alles interessant. Er zog mich in den Strudel der Politik, dem ich kaum entronnen, wieder hinein; ich dachte über die Thorheit nach, daß ich ohne Stimme hatte singen lernen wollen, und entschlüpfte den jubelnden Seelen, die auf einem grünen Rasen ihren bunten Reigen aufführten. Das ist Alles schon lange her: ich habe Herrn Weber nie wieder gesehen, zweifle aber keineswegs, daß er noch immer der Mittelpunkt der kleinen musikalischen Bestrebungen und geselligen Freuden ist, an denen ich eine kurze Zeit Antheil nahm, daß er noch immer um die Osterzeit Kantaten einstudirt, und bei seinen Männerstimmen zuweilen anfrägt, ob man nicht eine Fahrt unternehmen und die nöthigen Hülfsgelder deßhalb zusammenschießen wolle. Möchte dabei auf ihn nie mehr kommen, als daß er die Summen abrundet, möchte es ihm nie an reinen, silberhellen Stimmen fehlen und seinen Worten an der schlagenden Kraft, mit der er so viele altfränkische und zögernde Mütter von dem Sinn und der hohen Bedeutung der Musik zu überzeugen wußte!

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Der Zufall wollte, daß Horace, von seinem Geschäfte früher zurückgekehrt, gerade in dem Moment die Schwelle der Kirche betrat, wo Hugo im Namen der heiligen Jungfrau eine lange, mit Schmeicheleien überhäufte Danksagungsrede an den stolzen Häuptling hielt für die Gnade, welche er durch sein Bekenntniß der christlichen Religion erwiesen; er stürzte bei diesen Worten vor dem Götzenbilde nieder, indem er hiedurch das Zeichen allgemeiner Verehrung gab, dem die ganze Versammlung, die Familie des Häuptlings an der Spitze, folgte. Dieß war für den auf's Aeußerste gebrachten Horace zu viel; mit fliegendem Gewande, gleich dem Vernichtungsengel Gabriel, eilte er die Gallerien hinab, schritt die Gerüste hinauf und betrat sie mit eisernem Fußtritt. „Elender!“ schrie er, und riß mit gewaltiger Faust Hugo empor, „was beginnst Du? — kniee vor Gott und nicht vor Teufeln!“ Schreck und Entsetzen füllten in dem Moment den weiten Raum des Tempels, die rohen Schaaren in Athalibas Gefolge erhoben ein dumpfes, gräßliches Geschrei, das sich vielfach an den hohen Kreuzgewölben brach; Hugo, der hierin einen Schuß seiner Freunde ahnete, erhob sich aus seiner in Schreck und Furcht niedergebeugten Stellung und trat dicht an die Brüstung der Gallerie, um seinen Verfolger anzuklagen; doch in dem Augenblick traf schon den armen Horace ein Pfeil, aus der Tiefe hinaufgesendet, dergestalt in die Seite, daß er blutend niederstürzte. Die Jesuiten verließen in schneller Flucht den Tempel, denn sie erwarteten nichts geringeres, als einen allgemeinen furchtbaren Aufstand, der sich für sie mit einem Blutbad endigen konnte, ein Ereigniß, das in der Geschichte dieser unglücklichen Missionen eben nichts seltenes war. Doch Athaliba schien vollkommen durch die augenblickliche Bestrafung des Verräthers besänftigt, besonders deßhalb, weil der tödtliche Pfeil von dem Bogen seines eigenen Sohnes, des jungen Montezuma, geflogen war, eines Knaben, schön wie der junge Tag. Er war der Liebling seines Großvaters, so wie des Vaters, der den kühnaufstrebenden schlanken Jüngling seinen vier- und zwanzig übrigen Söhnen mit entschiedener Partheilichkeit vorzog.

Hugo erschien bald nach diesem Vorfall in kriechender Demuth vor seinem hohen Täuflinge, und wirklich hatte seine Zuversicht ihn nicht getäuscht, er fand die gütigste Aufnahme. Athaliba erklärte ihn für einen edlen Märtyrer, und selbst Montezuma zeigte durch eine ihm sonst fremde Toleranz, daß auch er für seine Person dem fremden Gotte und seinem Diener eine gewisse Achtung nicht versagen könne; nur sollte sich jener tückische, wahnsinnige Eiferer, wie er Horacen nannte, nie seiner Schwelle nähern

dürfen; Hugo stimmte beifällig in diese Ansicht und schied erst nach mehreren Tagen, nachdem er mit Gold, Perlen und Schätzen aller Art beladen worden war. Bald hierauf erlebte das Kollegium den glänzenden Triumph, daß Athalida seinen Liebling Montezuma den Jesuiten, und vorzüglich dem Pater Hugo, zur Leitung überließ.

Horace erhielt von diesen Begebenheiten die genaueste Nachricht, während er, an seiner Wunde darniederliegend, das Zimmer hüten mußte. Die Kenntniß der Heilkräfte, die er in Coimbra durch anhaltendes Studium sich angeeignet hatte, unterstützte jezt seine ungeschwächte Natur in ihren Bemühungen, die Krankheit zu besiegen, so kräftig, daß er nach einem Monat wiederum im Stande war, die ihm anvertrauten Geschäfte zu leiten. An dem Tage seiner Verwundung in der Kirche hatte, da seine Ordensbrüder ihn verließen, ein junger Eingeborner sich seiner angenommen und ihn auf seinen Schultern aus dem Tumult getragen; auch später an seinem Krankenbette hatte Zirja Mittel gefunden, dem Unglücklichen nahe bleiben zu dürfen, um ihn zu pflegen. Horace erkannte seine Bestrebungen mit Dank, und im Gespräch, welches er in einsamen Nächten mit ihm führte, gewahrte er bald, daß ein Funke göttlicher Begeisterung in die empfängliche Seele des jungen Heiden fiel. Diesen zur Flamme anzuschüren, war dem edlen, von seinem Glauben selber tief Ergriffenen nicht schwer; doch er wußte aus der Geschichte seines eigenen Lebens, daß das Feuer schöner Begeisterung, wenn es auch noch so glühend emporstrebt, doch eines festen, unverfälschten Stoffes bedarf, an dem es zehrt, wenn es nicht bei den Stürmen des Lebens augenblicklich wieder verlöschen soll; er legte daher schwere Pflichten, schmerzliche Aufopferungen, gründliches Nachdenken und ernste Ueberzeugung zum Grunde, und bemerkte mit Freuden, daß seines jungen Lieblings Gemüth vor diesen Prüfungen nicht zurückbebte, daß er den Glauben zwar langsam, aber desto sicherer in sich aufnahm. Auch deutet und erklärt ja eine Liebe die andere, und so gestaltete sich in Zirjas Busen die Freundesliebe zur geläuterten Gottesliebe. Ehe ein halbes Jahr verging, konnte der Heide mit Ueberzeugung zum Bunde der Christen übergehen, und erhielt, am Tage des heiligen Stephan getauft, den Namen dieses Märtyrers.

Hugo's beleidigter Stolz brütete indessen über Racheplänen; er sah mit hämischem Auge die Bekehrung des jungen Heiden und berechnete, welche Vortheile hieraus Horacen erwachsen könnten; denn Zirja war, der Häuptlingsfamilie verwandt, aus einem angesehenen Stamme entsprossen. Ueberdieß war ihm die Nähe eines Mannes, dessen strenge Grundsätze, dessen unbeugsamen Charakter er fürchten mußte, in seinem Wirkungskreise zu gefährlich, als daß er nicht seine Entfernung sehnlich hätte herbeiwünschen sollen. Noch fand er Trost in der bestehenden Feindschaft Ravezuma's, seiner Söhne und Enkel gegen Horace; doch jezt trat ein Umstand ein, der diese Feindschaft in das aufrichtigste und wärmste Wohlwollen verwandelte. Montezuma hatte im Bade eine giftige Schlange am Arm verwundet; durch ein auf unrechte Weise angewandtes Heilmittel war der Schaden noch vergrößert und der Jüngling an den Rand des Grabes gebracht worden. Jammernd stürzte sich der unglückliche Vater vor den Altären seiner Götter nieder, himmlische und menschliche Hülfe anrufend, bewegte er durch seine Klagen jede auch noch so verhärtete Brust; auch zu Horacens Ohr drangen sie; er erschien am Lager des Halbbewußtlosen. Genau die Umstände bei der Verwundung, so wie die Natur des Giftes untersuchend, fand er endlich ein Mittel aus, welches Rettung versprach. Drei fürchterliche Tage vergingen, wo der Kranke einem völlig Todten gleich dalag, am Morgen des vierten öffnete er aber von neuem die Augen dem Lichte, mit der Klarheit und Sicherheit eines Genesenen. Er richtete sich auf und begrüßte seinen Vater, der zu Häupten des Lagers kniete; Athalibas Entzücken kannte keine Grenzen, er forschte nach dem Retter seines Lieblings, und an Zirjas Hand trat Horace ins Gemach. Bei seinem Anblick verhüllte der stolze Häuptling sein Antlitz. „Wehe mir!“ rief er mit durchdringendem Schmerzenslaut, „ich habe dieses Mannes Blut vergossen! der Gott meiner Väter hat aber nicht gewollt, daß er Gleiches mit Gleichem vergelte. O führe ihn zu mir, Zirja, daß sich Ravezuma's Sohn und Eridura's Enkel vor der weißen Stirn eines Christen demüthige; denn bei dem Haupte meines Vaters, er hat am Edelsten gehandelt von Allen, die die salzige Straße des Meeres hieher gezogen sind, um in dem silbernen Schild unsers großen Flusses sich zu spiegeln. Führe ihn her zu mir!“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, April.

Kunst- und Musikverein.

Die Zeit der Emanzipationen ist auch die der Vereine; diese bereiten jene vor, diese sind der Ausspruch des gefühlten Bedürfnisses der Einzelnen, jene die rechtliche Anerkennung der Allgemeinheit durch das Gesetz. England ist das Land der Vereine; woran andere Regierungen scheitern würden, das setzen dort Privatpersonen ins Werk. Compagnien treten mit der Kraft und Ausdehnung von Königreichen auf; dadurch drängt sich nicht die halbe Bevölkerung zum Staatsdienst, und Keiner glaubt seine Existenz unsicher, wenn er nicht eine lebenslängliche Staatsanstellung hat, weil die Gesellschaft selbst Ressourcen genug bietet, zu Auszeichnung und zu Vermögen zu gelangen. Daraus folgt unmittelbar größere Unabhängigkeit, festeres Selbstvertrauen, offenes Aussprechen der Grundsätze und konsequentes Handeln darnach, geringere Aengstlichkeit, Umsicht und Rücksicht auf Verhältniß und Lage, mit Einem

Worte, größere Freiheit. Der Staat, der die Vereine befördert, fürchtet diese nicht. — Von politischen spreche ich in einem belletristischen Blatte nicht, sondern nur von einigen beschränkten Vereinen in Karlsruhe, welche Kunst und Industrie fördern und ausüben.

Seit dem Jahr 1819 bestand hier ein Kunstverein, der ohne andere Mittel, als die Beiträge seiner Mitglieder, sechs Kunstausstellungen zu Stande brachte, einige junge Künstler unterstützte und in Medaillen Preise zur Belohnung oder Aufmunterung ertheilte. Der Großherzog Leopold würdigte ihn seiner Aufmerksamkeit und Unterstützung, und ließ in das Staatsbudget eine jährliche Summe von 1000 fl. für die Kosten der Ausstellung aufnehmen, welche die Landstände von 1831 auch gerne bewilligten. Durch diese Uebereinkunft auf die Allgemeinheit wurde der Verein nun in den Stand gesetzt, auch seinen Mitgliedern Vortheile zu gewähren; so wird nun eine fortwährende kleine Ausstellung von Kunstgegenständen für dieselben gehalten, es werden nach Maßgabe der Mittel Ankäufe gemacht und unter die Mitglieder verloost, jährlich wird ein vorzügliches Kunstwerk durch Kupferstich, Steindruck oder Abguß vervielfältigt und den Theilnehmern gratis zugeschickt. Dieses Jahr geschieht es mit dem beliebten Improvisator im Golf von Neapel von Moosbrugger. Die neue Gestaltung wurde unter der Direktion von Frommel ausgeführt. — Auf die vorjährige Ausstellung wird wohl erst in drei Jahren eine andere folgen. Ueber jene theilte zwar das Kunstblatt einen beurtheilenden Bericht mit; doch wenn dieser für den Ausspruch des Gesammturtheils gelten sollte und nicht nur für eine Stimme, der Alles gefällt und die jedes Gemälde für ein Kunstwerk nimmt, so müssen wir in der Verständigern und selbst in der Menge Namen feierlichst Protestation dagegen einlegen. Eine kleinere, von einem achtbaren Kunstkenner in demselben Blatte gelieferte Recension hat diesen Fehler der vorstehenden bereits gerügt, und wahrlich, wer den Aufsatz läse, ohne die Gemälde zu kennen, würde Orths Schweineheerde im Beiertheimer Walde für ein eben so treffliches Kunstwerk halten, wie Helmsdorfs Tassoecke bei Rom.

Fast eben so lange als dieser Kunstverein besteht ein Musikverein für gediegene Musik ernstern Styls, mit Ausschluß der Oper. In seiner Sphäre liegt also hauptsächlich einerseits die ältere italienische und deutsche Kirchenmusik und anderseits die Oratorien. Er ist nach dem Vorbilde eines Vereins eingerichtet, den schon vor langen Jahren der berühmte Pandektist Thibaut, der Verfasser der „Reinheit der Tonkunst“ und ihr eifriger Verfechter, in Heidelberg gegründet hat und leitet; es war dieselbe Begeisterung für jene Meisterwerke des Mittelalters von der einen, dasselbe Bedürfniß, sie zu kennen und zu verstehen, von der andern Seite, was auch dem hiesigen seine Entstehung gab. Er ist kein Frankfurter, kein Berliner Verein; seine Mittel sind geringer, seine Wirksamkeit bescheidener; wenn es kein Singverein wäre, würde ich sagen, er wirke im Stillen, aber deßhalb nicht minder erfreulich. So anspruchslos nach außen, so fest und ernst ist er in seinen Grundsätzen, in der Wahl seines Stoffes; nur das Gediegenste, wahrhaft Große und Erhabene findet Zulaß, und Palestrina, Durante, Bach und andere Geistesverwandte führen den heiligen Chor.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Gustav III. von Scribe und Auber.

Was man am meisten getadelt hat und was der Geschichte schnurstracks zuwider war, ist, daß der Dichter aus der Liebe des Königs zur Frau des Ankarström den Beweg- und zur Verschwörung des Mannes gemacht hat. Wahrscheinlich hat Scribe gefühlt, daß ein gewöhnlicher Verschwörer und Mörder das Publikum nicht sehr rühren würde, und hätte er einen blos politischen Beweggrund angenommen, so wäre das Stück zwar historischer geworden, aber das große Publikum würde an dem Mörder und seinem Schlachtopfer wenig Antheil genommen haben, und der politischen Sachen hat man in Paris schon so viel, daß es wahrlich verlorne Mühe wäre, sie auch noch auf die Bühne zu bringen. Also weg mit dem politischen Beweggrunde und dafür die Rachsucht eines durch seinen König beleidigten Ehemanns gesetzt! So hat Scribe gedacht und gethan. Die fünf Aufzüge seines Stückes sind fünf Gemälde, die dem Tonsetzer wie dem Decorateur die schönste Gelegenheit an die Hand gaben, ihre ganze Kunst zu zeigen. Im ersten Aufzuge Gustav mit seinem Hofe, und zur Belustigung oder Erholung von den Staatsgeschäften ein Ballet. Dieses kommt zwar etwas früh; allein es war im ganzen Stücke keine andere Gelegenheit, eines anzubringen; es muß aber einmal eines da seyn, man geht zur Oper, um tanzen zu sehen; sollte daher die Gelegenheit auch bei den Haaren herbeigezogen werden, sie muß erscheinen. Zulezt erfährt man, Gustav wolle über sein Schicksal eine berüchtigte Wahrsagerin in Stockholm zu Rathe ziehen, da ihm allerlei geheimnißvolle Winke zukommen. Ankarström zeigt sich als ein eifriger Anhänger des Königs, ja als sein wärmster Freund. Im zweiten Aufzuge die Wohnung der Wahrsagerin, Gustavs Zusammenkunft mit derselben und auch das Erscheinen der Frau Ankarströms, welche für den König heimliche Liebe hegt und dennoch ein tugendhaftes Weib bleiben will. Die Wahrsagerin räth ihr, gewisse Kräuter unter dem Galgen in der Nacht zu sammeln und daraus einen Trank zu bereiten. Man hat Scribe vorgeworfen, daß schon in mehrern seiner Stücke etwas Aehnliches von Kräuter- oder Zweigebolen vorkomme, unter andern in Robert le diable. Es ist freilich zu bedauern, daß der Dichter dießmal nichts Neues erfunden; allein dafür bekommt man im dritten Aufzuge die Aussicht auf einen Galgen. Dieß ist wenigstens etwas Neues in der Pariser Oper, und bisher ist noch nie ein Galgen auf dieser Bühne dargestellt worden; für manche Pariser mochte das Ding selbst wohl etwas Neues seyn, denn in ganz Frankreich ist kein Galgen zu finden. Es ist Mitternacht; die Gräfin Ankarström sucht Kräuter gegen die Liebe, was eben nicht zu den Gesinnungen einer Hofdame aus der heutigen Zeit paßt. Gustav geräth auch hieher, ich weiß nicht recht, wie und weßwegen; die Gräfin trifft mit ihm zusammen und Beide gestehen sich ihre Liebe, anstatt Kräuter gegen dieselbe zu pflücken. Nun erscheint auch Ankarström, der aus bloßer Fürsorge seinem Herrn hieher gefolgt ist, da er weiß, daß man ihm nach dem Leben trachtet. Er dringt in ihn, sich nach Hause zu begeben. Gustav begibt sich weg, nachdem er von seinem treuen Diener das Versprechen sich hat geben lassen, die verschleierte Dame zur Stadt zu begleiten, ohne sich nach ihrem Namen und Stande zu erkundigen, was auch Ankarström gethan haben würde, wenn nicht kurz nach dem Abgehen des Königs eine Rotte von Verschwornen über ihn hergefallen wäre, indem sie ihn für den König hatten. Jezt nimmt die verschleierte Dame keinen Anstand, sich als die Gräfin Ankarström zu erkennen zu geben, um ihrem Manne das Leben zu retten. Der gute Ehemann bleibt nun ganz verdutzt stehen, und aus einem treuen Diener seines Herrn, der ihm seine Frau hat verführen wollen, wird er der bitterste Feind desselben. Das läßt sich in einer Oper sehr gut hören. Er erkundigt sich nach den Planen der Verschwörer und verspricht ihnen seinen Beistand.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. April 1833.

Ja! Euer Haus ist ein seltsamer Ort,
Es wandeln dort in stiller Mitternacht
Die Geister längst Verstorbner durch die Hallen.
Uhland.

An Justinus Kerner
in Weinsberg.

O theurer Schattenspieler! *)
Es spricht der Dank so Vieler
Zu dir aus meinem Lied!
Wer ist, der nicht gerühret
Vom Hauch, den er gespüret,
Aus deinem Hause schied?
Der nicht aus neuen Zeichen
Den Geist, den ewig reichen,
Der Welt und Herz bewegt, errieth?

Zwar schlossest du die Pforten
Des Lieds. Nicht mehr in Worten
Ergießt sich Poesie;
Die Sprache, so gebrechlich,
Umfaßt, was unaussprechlich,
Mit ihren Lauten nie;
Du änderteſt dein Walten
Und prägteſt in Gestalten
Den süß'gen Strom der Phantasie.

Was andre nur gesungen,
Das hast du dir errungen:
Den magischen Pallast.
Das Wild sucht deine Halle,
Das Pferd in deinem Stalle
Fühlt nicht der Jahre Last,
Und Pilger aller Zonen
Mit warmem Danke lohnen
Die freundlich dargebotne Rast.

Den Thurm hab' ich gesehen,
Von dem du ließeſt wehen
Das griechische Panier;
Im Regen mußt' erbleichen —
Ein unglückdrohndes Zeichen! —
Der frohen Farben Zier.
Der edle Sohn der Musen
Zog, schon den Tod im Busen,
Der Griechensänger *) weg von dir.

Das Gartenhäuschen schimmert,
Auf altem Stein gezimmert,
In frischem, neuem Glanz;
Dort kostete den Schlummer
Der Feldherr, den der Kummer
Umschwebt des Vaterlands;

*) S. Kerners Reiseschatten, in welchen er als Schattenspieler Fuchs auftritt.

*) Wilhelm Müller, im Herbst 1827. Ihm zu Ehren pflanzte Kerner eine Fahne mit den griechischen Nationalfarben auf den von ihm dichterisch und wohnlich zugleich hergestellten alten Stadtmauerthurme auf, der in seinem Garten steht.

Dort hängt voll ſtiller Trauer
Herab an düſtrer Mauer
Rybinski's *) abgelehnter Kranz.

Den Polen und den Ungern **)
Du läſſeſt keinen hungern,
Du ladeſt ſie herein,
Bereit, ſie zu ergötzen
Mit Bildern und mit Schätzen,
Mit Harmonie'n und Wein;
Aus dunkler Schwermuth Schatten
Führſt du die Lebensmatten
Zurück zum goldnen Sonnenſchein.

Wie ruhig bei Dämonen
Des Friedens Engel wohnen,
Hab' ich bei dir geſchaut;
Es bricht an deiner Schwelle
Die ſchwarze Macht der Hölle,
Der vor der Unſchuld graut.
Es weicht die Geiſterſchwüle
Vor jener Abendkühle,
Die von des Genius Schwingen thaut.

So ſtört das Wunderbare
Dein Leben dir, das klare,
Der Seele Frieden, nicht;
Du nimmſt der Geiſter Necken,
Den tollen Spuk, den Schrecken,
Mit auf in das Gedicht,
Das ſich in deinem Innern
Aus Zukunft und Erinnern
In bunten Fäden weiter flicht.

Einſt trug ein ſeltſam Wappen
Dein Schild; zu deinem Knappen
Erkoreſt du den Scherz; ***)
Und nachher ſang und fühlte
Die Bruſt — die Hand, ſie kühlte
Der Menſchheit Pein und Schmerz;
Doch ſtets iſt gleich geblieben
Im Glauben, Ahnen, Lieben,
Dein unverwüſtlich reiches Herz.

Den Einklang zweier Welten
Belauſcheſt du, vom Schelten
Des Marktes nicht empört;
Des Lebens erd'ge Schaale
Ward von dem mächt'gen Strahle
Des geiſt'gen Blicks zerſtört,

Von ungewohnten Zungen,
Aus ernſten Dämmerungen
Haſt du manch ſeltſam Wort gehört.

Doch, daß ich nichts verhehle,
Es regt in meiner Seele
Sich immer der Verdacht:
Es ſey dein Haus am Berge
Vom wilden Heer der Zwerge
Durch Zauber nur gemacht;
Einſt tragen ſie im Sturme,
Sammt Garten und ſammt Thurme
Es in die Wolken über Nacht.

Dann geht die Sag' im Volke:
„Habt ihr in rother Wolke
Das Häuschen auch geſeh'n?“
Und wem es wird begegnen,
Der wird ſich freudig ſegnen,
Daß ihm ein Heil geſcheh'n.
Es werden milde Lüfte
Und warme Balſamdüfte
Aus ſeinem Sapphirthore weh'n.

Dann möcht' ich bei dir weilen,
Den Sternenſaal durcheilen
In raſchem, hohem Flug!
Dann ſchauten wir vom Fenſter
Des Zwiſchenreichs Geſpenſter,
Manch' langen, blaſſen Zug —
Bis uns, am lichten Ziele,
Nach langem Schattenſpiele
Ein Engel ruft: es iſt genug!

Guſtav Pfizer.

*) Im vorigen Jahre beſuchte dieſer polniſche Feldherr den Dichter.
**) Nic. Lenau.
***) In den Reiſeſchatten.

Die Jeſuitenſchüler.

(Fortſetzung.)

Horace ſtand mit der Unbefangenheit eines ſiegenden Bewußtſeyns vor dem ſtolzen Fürſten, der ihm vergeblich die reichſten Schätze anbot. „Ich habe gehandelt, wie ich ſollte und mußte,“ erwiderte er ruhig; „uns Chriſten iſt es Pflicht, unſern Feinden Gutes zu thun; glaube nicht, Athaliba, daß ich den Knaben rettete, weil er Dein Sohn war, ich hätte ebenſo Deinen niedrigſten Sklaven gerettet.“ — „Du verſchmähſt meinen Dank,“ nahm der Häuptling das Wort, „ſo verſchmähe wenigſtens nicht, einige Tage mein Gaſt zu ſeyn, damit ſich an unſerem Herde der Schatten eines Mannes an die Wand male, welcher es verdiente, der Freund der Fürſten des großen Fluſſes zu ſeyn.“

Diese Einladung konnte Horace nicht ablehnen, er folgte, von Montezuma und Zirja begleitet, dem beglückten Vater in dessen Wohnung. Hier fand er nun die vom Himmel so oft erflehte Gelegenheit, Gutes zu wirken in reichem Maaße; die Herzen waren ihm und seinem Wort geöffnet, Milde, Güte, Gerechtigkeit und Liebe erblühten unter seinen Händen, und ehe das Jahr noch seinen Kreislauf vollendet, genoß er des Entzückens, durch die Taufe das schöne Werk der Bekehrung an der ganzen Familie zu krönen. Doch wie bitter war die Belohnung für sein Wirken.

Hugos Bemühungen war es endlich gelungen, seinen Mitprofessen bei den Obern verdächtig zu machen, als einen gefährlichen Neuerer, dessen schwärmendes Haupt nicht eher ruhen werde, als bis die trefflichsten, seit lange bestehenden, und mit Mühe befestigten Ordnungen umgestürzt seyen. Hierauf langte ein Befehl des Ordensgenerals aus Rom an, der Horacen zurück nach Europa beschied. Diesem Briefe lag ein Schreiben von Don Riquez bei, dessen Inhalt schmerzlich verwundend war. „Sie kommen, Don Horatio, in unsern Kreis zurück, doch die Hoffnungen, welche der Orden auf sie gründete, sind abermals getäuscht worden. Mit Mühe gelang es mir, den Zorn unseres Generals, in dessen Nähe in Rom ich jezt wohne, von Ihrem Haupte abzulenken. Unglücklicher, wie lange werden Sie in der Irre gehen, wie lange wird das Leben und Ihre Bestimmung Ihnen ein Räthsel bleiben? Der Befehl der Obern sendet Sie für's erste nach Marseille; doch ich hoffe Sie vielleicht bald in Rom zu begrüßen." Sebastian schrieb die wenigen Worte; „Wir haben Euch nicht aus unserem Andenken gelöscht, Don Horatio, in Marseille wird man Euch in meinem Namen empfangen; die heilige Jungfrau und der Apostel Johannes mögen Eure Person schützend begleiten bei den Gefahren einer so langen Seereise."

Horace fühlte nur zu deutlich, von welcher Hand dieser Streich geführt worden; sein Schmerz, sich verkannt zu sehen, wurde jedoch durch das Bewußtseyn, jene Vorwürfe nicht zu verdienen, gemildert; auch freute es ihn im Stillen, daß sich nun das theure Land seiner Jugend ihm wieder öffne, ewig geliebte Bilder füllten den Busen, doch ach! unter diesen fehlte das geliebteste — Constanzens Bild. Warum ward ihrer mit keiner Sylbe erwähnt? hatte sie im Arm eines Gemahls des Freundes vergessen, oder war sie, einem Engel gleich, frühe dem finstern Treiben der Sterblichen entrückt worden? Quälende Besorgnisse füllten das Auge ihres Freundes mit Thränen. Als die Familie Ravezumas die baldige Abreise ihres geliebten Gastes erfuhr, äußerte sie Sorge und Betrübniß; Montezuma wollte seinen Lehrer begleiten, und Zirja war durch keine Bitte oder Vorstellung von dem Entschluß abzubringen, die Reise nach Europa mitzumachen. „Nimm Deinen Freund als den geringsten Deiner Knechte mit, laß mich zugleich mit Dir den Strahl des Lichtes saugen, welchen Dein klares Auge trinkt; viel eher kannst Du's Deinem Körper verbieten, den Schatten in seinem Gefolge zu haben, als es Dir gelingen wird, Zirjas Bewunderung von der Schönheit Deiner Seele zu trennen."

Als die Abschiedsstunde schlug, hatte Athaliba dem edlen Christen den größten Beweis seiner Zuneigung zugedacht; er führte ihn in die innere Abtheilung seiner Wohnung, wo die Frauen königlicher Abkunft sich versammelt hielten. Hier nahm er ihn bei der Hand, und indem er ein junges, blühendes Mädchen zu sich winkte, sagte er mit feierlicher Stimme: „Großmüthiger Mann, Spiegel des wahren Glaubens, den auch der Sohn Ravezuma's verehrt, nimm hier die Tochter Geoma's, des Kindes Ravezuma's, zu Deiner Gattin, nimm das Kind der Palmen mit in Dein Vaterland und laß ihre Stimme Dir seyn gleich dem Vogel der Erinnerung, der auf dem dürren Aste der Gegenwart seine goldenen Lieder singt. Ich habe Dein Blut vergossen und Du thatst mir Gutes; jezt nimm das Gute, welches meinem Sinn Dir zu erweisen gelüstet." — Horace sah das zitternde Geschöpf zu seinen Füßen sinken; er hob es auf, und indem er durch eine ehrfurchtsvolle Beugung den stolzen Häuptling begrüßte, lehnte er mit freundlicher Würde das schöne Geschenk ab. „Du weißt, Fürst," sprach er, „daß ein Gelübde uns verbietet, der Liebe eines Weibes theilhaftig zu werden; sichere mir auch in der Ferne Deine Achtung und Liebe, Athaliba, und Du hast mich reichlich und auf alle Zeiten beschenkt. Bleibe dem Glauben treu, den Du in meine Hände geschworen, und sey versichert, daß wir uns dereinst wiedersehen.

Noch denselben Abend ging das Schiff, welches unsern Freund entführte, unter Segel; Zirja befand sich auch auf demselben, und Hugo gab unter geheuchelten Freundschaftsversicherungen den Abziehenden das Geleit.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Die Oper.

Im vierten Aufzuge heimliche Berathung der Verschwörer. Sie loosen, wer dem Könige das Leben rauben soll. Die Gräfin Antarström muß selbst dieß verhängnißvolle Loos ziehen; der Name Antarström kommt heraus. Der fünfte und lezte Aufzug stellt endlich den Maskenball bei Hofe vor, das Beste im ganzen Stücke, oder wenigstens das Lustigste. Man hat nicht mit Unrecht behauptet, es gebe keinen Hof in Europa, an welchem ein so glänzendes Fest gegeben wer-

den könne, als hier auf der Opernbühne. In der That ist dieß die bunteste Augenweide, die man sich nur denken kann, und die Operndirektion mag eine bedeutende Summe ausgegeben haben, um dieses schöne Schauspiel einzurichten. Daher glauben auch einige, sonst mit der Oper nicht zufriedene Leute, dieser Maskenball möchte das Einzige seyn, das zuletzt von dem neuen Stücke Scribes und Aubers übrig bleiben werde. Ueberhaupt verwendet Dr. Veron ungeheure Summen auf die äußere Ausstattung der Stücke auf dieser großen Bühne, weil er wohl weiß, daß man, um großen Beifall zu erhalten, alle Sinne der Zuschauer in Anspruch nehmen, sie alle gleichsam bezaubern muß. Dennoch zweifle ich sehr, ob er seine Rechnung bei dem großen Aufwande findet, den er zu machen genöthigt ist. Auch geht die Rede davon, er sey Willens, abzutreten; er selbst hat in den Zeitungen angekündigt, sobald es der Regierung gefalle, sey er bereit, den mit ihr geschlossenen Kontrakt aufzuheben, weßhalb ihn Janin im Journal des Débats bittet, doch ja so gut zu seyn, und zu bleiben, da ohne ihn die Oper unmöglich auf dem bisherigen glänzenden Fuße bestehen könne. Wahrscheinlich weiß aber Niemand besser, als er, wo ihn der Schuh drückt. Dieser Glanz der Oper ist nur ein künstlicher und kann nur durch künstliche Mittel hervorgebracht werden. Von dem reichhaltigen ältern Repertoire der großen Oper ist unter Verons Leitung beinahe nichts gegeben worden. Das jüngere Publikum kennt kaum noch Glucks, Mozarts, Methuls, Cherubinis, Paers Opern. Ein Dutzend neuer Opern und eben so viele neue Ballette, und dann von Zeit zu Zeit Bruchstücke aus beiden Gattungen, dieß sind die einzigen Elemente, aus denen der jetzige Direktor seine Vorstellungen zusammensetzt, und keine dieser Vorstellungen kommt ohne großen Aufwand zu Stande. Es ist schon ein Wunder, wie sich eine so kostspielige Anstalt während des vorigen Jahres bei dem durch die Cholera verursachten Elende hat halten können. Allerdings hat die Regierung eine außerordentliche Zulage bewilligen müssen; aber auch mit dieser würde mancher Direktor eine so schwere Last nicht haben tragen können. Was nun das Théâtre français betrifft, das ebenfalls nicht ohne bedeutende Unterstützung fortkommen kann, so hat man sich in der Deputirtenkammer darüber beklagt, daß dieses Theater, welches ein Muster des klassischen Geschmacks in der Wahl und Darstellung der Stücke abgeben sollte, so viele Monstrositäten aufführe und zum Verderben des guten Geschmacks sich in die abgeschmackte Romantik stürze, da ihm doch der Staat zu dem entgegengesetzten Zwecke eine Unterstützung verabreiche. Die Herrn, welche diese Vorwürfe äußern, kennen aber wohl die Neigung des Publikums zum Neuern nicht. Das alte klassische Theater der Franzosen hat wenig Reiz mehr; man will etwas Anderes, wäre es auch nicht so gut. Die Schauspieler des Théâtre français wissen am besten, wie leer es in ihrem Saale bei Darstellungen von Corneilles, Racines und Voltaires Stücken aussieht, wenn die Rollen nicht ganz vorzüglich gut besetzt sind. Sie müssen sich nach dem Geschmacke des Publikums richten, wofern sie Zuspruch haben wollen. Für sie wäre es viel bequemer, wenn sie mit dem alten Repertoire ausreichten. Dieß geht aber nicht mehr an. Man lasse sie daher nur gewähren, das Schlechte wird schon von selbst fallen und das Gute bleiben. Freilich, wenn sie die Kunst selbst herabwürdigten und das erste Nationaltheater Frankreichs in eine Possenbühne umwandelten, so hätte man das Recht, über die Verschleuderung der Staatsgelder zu klagen; aber dahin ist es glücklicherweise noch nicht gekommen. Das Théâtre français folgt der allgemeinen Richtung der Gemüther in Frankreich, die nun einmal aus dem alten Gleise getreten sind.

Dg.

Karlsruhe. April.

(Fortsetzung.)

Kirchenmusik.

In den Oratorien ist Händel der Erste, und so ziemlich auch der Einzige; die neuern, Schneider u. a., können nicht vor der ernsten Kritik neben jenen bestehen. Nicht aus Patriotismus, sondern aus dem Gefühl der Gerechtigkeit und der Liebe hat von den neuern Feska eine dauerhafte Stelle in dieser Sanggesellschaft eingenommen mit seinem Vaterunser, mit seinen herrlichen Psalmen, er, dessen Kirchenmusik nicht so erhaben ist, als die eines Carpentras, nicht so erdrückend erhaben, in der nicht die ruhige, göttliche Größe eines Palestrina liegt, aber der sie menschlicher gemacht, der sie uns näher gelegt, der mit einem Menschenherzen, von den Gefühlen der Liebe und Frömmigkeit durchdrungen, dichtete, unter dessen Bogen die Musik-Antike, wie sie in weißem Marmor in edler Einfalt und stiller Größe vor uns stand, wie unter Pygmalions Meißel Leben gewann, menschliches Leben, vielleicht nun minder herrlich und anstaunenswerth, weil menschlich fühlend, aber inbrünstiger, frommer. Sollte der hiesige Verein als Denkmale der Liebe und Verehrung in seinem Saale Büsten aufstellen, wie die Landstände in dem ihrigen, so würde der erste Platz Palestrina gebühren, der über den Wolken schwebt, den andern Händel einnehmen, dessen Scheitel stolz an die Wolken stößt, und einen Dritten in beschriebener Entfernung, vielleicht Feska, der den Himmel im Herzen trägt.

Solche Vereine haben ihren unberechenbaren Vortheil und Werth. Das Festhalten an diesen Grundpfeilern der Musik, an dieser Urmusik, ist es allein, was endlich wieder einen vernünftigern Geist in diese Kunst einführen kann; denn das Extrem, in dem wir uns jetzt abarbeiten, kann nicht mehr viel weiter übertrieben werden, ohne umzuschnappen, und dann, wenn das Bedürfniß einer Umgestaltung erst gefühlt ist, werden diese treugebliebenen Stimmen lauter werden und auf ihre Ideale verweisen. Der Götzendienst kann nicht ewig währen; aber ob der Cortez schon geboren ist, der seine Altäre umstürzen wird, läßt sich nicht bestimmen. Oder ist es auch nicht Glaube und Ueberzeugung, der eine andere Sonne in Euterpes Reich heraufführt, so ist es vielleicht Abgestumpftheit und Neuerungssucht, und man sucht die vermoderten Tonwerke des Mittelalters hervor, weil sie vor lauter Alter wieder neu geworden sind. Sorgt ja selbst die Mode, das nach Neuheiten ungeduldigste Kind der Zeit, aus der Garderobe der Urgroßväter.

Ein dritter Verein von allgemeinerm Interesse in hiesiger Stadt, dessen ich noch erwähnen will, ist der Gewerbsverein, der, seit seiner Konstituirung im November 1831, nach einem Jahre schon 140 Mitglieder zählte, Gewerbsleute, Industrieverständige und Liebhaber. Sein Zweck geht auf gegenseitige Belehrung und Unterstützung in allen die Industrie und Gewerbe betreffenden Dingen, und in wöchentlichen Berathungen behandelt er jeden auf das Wohl der Gewerbe Bezug habenden Gegenstand. Ein solches Zusammenwirken kann nur günstigen Einfluß auf die gründlichere Ausbildung und den verständigern Betrieb eines lange nicht hinlänglich geachteten und darum auch hintangesetzten Erwerbzweigs haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 18. April 1833.

Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war, ist nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren,
Das Unterste ins Oberste zu kehren.

Goethe.
Faust. Zweiter Theil.

Geologische Grillen.

Erster Artikel.

Die Erde ist ein zoologisches Museum, das die versteinerten Reste mannigfaltiger Schöpfungen in chronologischen Schichten übereinander enthält, welche nach oben ein grüner Garten begrenzt, in dem eine Menagerie lebender Geschöpfe sich tummelt, und wo ein Drama abgespielt wird, die Welthistorie genannt.

Der ewige Geist, so stellt es sich etwa der Mensch vor, hatte eine Reihe organischer Welten geschaffen und als unvollkommene Bildungen wieder zusammengeworfen; da einsmals bevölkerte er den beruhigten Boden der Erde auf's Neue, und nachdem er, auf immer neue Formen bedacht, ein drolligtes Geschöpf, den Affen, aus seiner Schöpferhand entlassen, dünkte es ihm an der Zeit, daß er ein Wesen ins Leben rufe, in dem sich ein Strahl des himmlischen Lichtes bräche, und so bildete er denn ein Geschöpf, aufrecht, mit gen Himmel gerichtetem Antlitz, des thierischen Pelzes entkleidet; er sprühte es an mit ein Paar Funken seines eigenen Geistes, warf in seinen Busen den Saamen zu einem Himmel und zu einer Hölle — und der Mensch war geboren. Sein Geschlecht verbreitete sich aus der Arche der Schöpferhand mit seinen Genossen, den Geschlechtern der Thiere, über die junge Erde; er wucherte mit dem ihm anvertrauten geistigen Pfunde, so gut es ging, und als er zum vollen Selbstbewußtseyn gekommen war, fing er an, sich als Herrn in dem Thierparke zu fühlen, in den er gesezt worden, und den Nomenclator der Schöpfung zu machen. Nicht lange, so wurde er, ohne darum der Ehre zu entsagen, das Ebenbild Gottes zu seyn, der thierischen Seite seiner Natur so sehr bewußt, daß er sich sogar allen Ernstes fragte, ob er nicht eigentlich auch auf vier Füßen gehen sollte. Er erkannte, bei allem Stolze auf den Adel seines Geschlechts, seinen grimassirenden Doppelgänger, den Affen, für seinen herabgekommenen, oder vielmehr nicht emporgekommenen bürgerlichen Cousin, er stellte sich, doch keineswegs als primus inter pares, an die Spitze der ganzen endlosen zoologischen Reihe, er war ernstlich auf einen systematischen Namen für sich bedacht, und die Himmlischen lachten wohl, als er sein, trotz allen weißen, gelben und schwarzen Nüanzen, Eines und untheilbares Geschlecht selbstgenügsam: homo sapiens nannte.

Die Geologie hat fast so viele Revolutionen erlebt, als die Erde selbst, und mancher bejahrte Wissenschaftsmann gleicht, was sein Glaubensbekenntniß in der Geogenie betrifft, dem französischen Staatsmann, der vom Konvent bis auf Ludwig Philipp allen Gouvernements treu gedient hat. In der neuesten Zeit gewinnt indessen in den Gemüthern diejenige Ansicht das Uebergewicht, nach welcher die uranfänglich aus wäßerigen Bildungen

bestehenden Schichten der Erdrinde in verschiedenen Perioden durch vulkanische Hebungen aus der Tiefe zerrissen, aufgerichtet, durcheinander geworfen worden wären, und zwar nicht allmählich, sondern rasch und gewaltsam. Je zwischen zwei dergleichen Stürme der Natur fällt eine längere oder kürzere Periode verhältnißmäßiger Ruhe, in welcher sich jedesmal die Elemente ins Gleichgewicht sezten und später organische Wesen den Ocean und das trockengelegte Land bevölkerten. Die Geologie hat sich davon überzeugt, daß es solche Umwälzungen gab, bevor organische Wesen auf der Erde auftraten; bald aber findet man, wenn man die geschichteten Formationen von unten nach oben durchgeht, Muschelthiere in den Flötzen; sie werden immer zahlreicher, treten endlich in ungeheuren Massen nebst Skeletten von Fischen auf, und nicht lange, so zeigen sich unzweifelhafte Beweise, daß nachgerade Stücke Landes sich über den Meeresspiegel erhoben, in den Resten von Landthieren und Strandgewächsen; diese Landthiere gehören jedoch noch sämmtlich der Klasse der eierlegenden Vierfüßer an und sind vorzugsweise Eidechsen und Schildkröten. Aber auch über diese Geschöpfe sieht man wieder Schichten hergeführt, welche Reste von Seethieren, groß und klein, von der fast mikroscopischen Muschel bis zum Wallfisch, enthalten. Immer weiter nach oben entdeckt man nun, neben jenen kaltblütigen Vierfüßern, die ersten Spuren von Säugethieren, und bald die Gräber ganzer Geschlechter, welche aber noch viel Fremdartiges und vom Typus derjenigen Thiere, welche ihnen in der jetzigen Welt am nächsten stehen, Abweichendes haben. Auch über diese Welt, bezeichnend die paläotherische genannt, fluthete wiederum der Ocean und begrub ihre Geschöpfe, und so gelangen wird endlich, durch das Chaos mehrerer wiederholter Meereseinbrüche, durch eine verwirrende Fülle von Land- und Seethieren, von Süßwasser- und Meermuscheln, endlich zu dem Gebiet, das im Umfang unserer Beobachtungen nirgends mehr vom Meer bedeckt wurde und auf welchem, wenigstens in Europa, der Boden unserer jetzigen Schöpfung unmittelbar aufruht, zu dem Gebiet der großen, den unsrigen schon sehr ähnlichen, nicht selten von ihnen nicht mehr zu unterscheidenden Landthiere.

Wir sehen also, wenn sich jedesmal nach gestilltem Krampfe der Natur, im Schutze der obern Götter, an Luft und Licht eine Welt von Geschöpfen entwickelt und verbreitet hatte, und im Frieden der unbelebten Natur der Krieg der Lebendigen gegen einander tobte, da fuhr mit einemmale wieder Pluto in der Tiefe aus seinem Schlummer auf und hob mit seinem Rücken Gebirge über die Wasser, daß die Rippen der Erde krachten. „Hier versank ein Länderstrich mit Landthieren, dort erhob sich ein Stück Meeresgrund mit Seegeschöpfen über den Spiegel der Wasser; aber abgesehen von diesen Ursachen des Todes der Lebendigen, mußte im Allgemeinen einerseits durch die jähe Aenderung, welche das Niveau des Meers und das Profil des Landes erlitten, andernseits durch die mächtigen Niederschläge, welche die im aufgehobenen Gleichgewicht der Elemente chemisch veränderten Wasser fallen ließen, jedesmal fast die ganze organische Schöpfung ihren Untergang finden und den Erdboden für eine neue düngen. Durch diese nach längern oder kürzern Zwischenräumen sich wiederholenden Catastrophen mußten die anfänglich da und dort über dem Wasser emporragenden Eilande, allgemach vergrößert, gruppenweise verschmelzen und endlich zu eigentlichen Continenten erwachsen, die aber selbst noch durch mannigfache Veränderungen gingen, bis sie zu ihrer jetzigen Gestalt gelangten; denn wirklich scheinen erst in den lezten Umwälzungen die hohen Gebirgsketten aufgetrieben worden zu seyn, welche wenigstens in unserm Welttheile den jetzigen Umriß der Länder bestimmen und das eigentliche Gerippe der Continente bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

In einer der Hauptstraßen der reichen Handelsstadt Marseille war vor einem ansehnlichen Pallaste, den die Wittwe Antonia Berosi bewohnte, ein so starkes Gedränge, daß es zwei Reitern in ziemlich einfacher Tracht und auf schlechten Rossen äußerst schwer wurde, den Weg zu der Treppe des Pallastes sich zu bahnen. Don Alphonse, der Vicekönig von Neapel, war zu Gast bei der reichen Wittwe, und die grenzenlose Pracht und Fülle der köstlichen Bewirthung hatte einen großen Theil der Stadt in Bewegung gesezt. Der ältere der beiden Fremden hatte jezt den Eingang erreicht, schwang sich ermüdet vom Pferde und stieg, seinen Gefährten bei den beiden Thieren zurücklassend, die Treppe hinauf. Als die Wache am Eingange ihn befragte, wies er ein Schreiben vor, das an den Provinzialen der Jesuiten zu Marseille gerichtet war; sogleich eilte ein Page hinauf und kam bald mit einem ältlichen Mann in der Tracht des Ordens zurück, der nach dem Begehren des Fremden fragte. „Kann ich den Pater Provinzialen nicht unter vier Augen sprechen?“ — „Er verrichtet eben seine Andacht,“ war die Antwort, „doch bleibet hier im Vorgemach, ich will Euch melden.“ Der Fremde wandte sich, und indeß jener davon eilte, sah er sich in dem köstlichen Gemache, dessen Wände die schönsten Gemälde zierten, näher um; plötzlich rauschte die Thüre auf, ein langer starker Mann mit gebieterischen Zügen trat herein und fixirte den Fremden; dieser schaute lange in die strengen Augen, dann rief er: „Sebastian!“ und stürzte an die Brust des Freundes. Der Provinziale schloß den Wiedergefundenen in seine Arme; eine Pause entstand, während welcher sich beide Männer aufmerksam

und nicht ohne Spuren tiefer Rührung betrachteten. Sebastian stand fast als Greis vor dem noch immer blühenden Genossen; er schien diese Bemerkung in Horacens Blicken zu lesen, seine Rechte fuhr über die hohe, gewölbte Stirne, und er murmelte vor sich hin: „Ihr findet mich verändert, Horatio? Sorgen, unermeßliche Thätigkeit für den Orden haben die Fülle von meinem Gebein gezehrt. Dich, dich aber hat die Luft, welche kühlend die Häupter der Palmen schüttelt, mit dem frischen Hauch ewiger Jugend angeweht. Wird denn dieser kräftige Bau, diese französische Lebendigkeit, dieses Feuer Deiner Augen nie gedämpft, nie gelöscht werden? Willst Du nimmer sterben?“ — „Im Dienst des Ordens bist Du gealtert?“ rief Horace; „füge nur hinzu, auch im Dienst schöner Beichtkinder!“ — „Welche Sprache!“ erwiderte Sebastian, „ich kenne Dich nicht wieder; solche Behauptungen gehen über Deine Lippen?“ — „Ich kenne die Welt!“ rief Horace, „der Knabensinn, der alle Gegenstände entweder schwarz oder weiß malte, ist verschwunden; ich weiß, was und wie viel ich von dem Menschen zu fordern habe.“ — „Glück zu!“ frohlockte der Provinzial, „so bist Du jezt also doppelt der Meine.“

Er zog ihn in ein anderes Gemach. „Komm, Freund meiner Jugend, Dir öffnet sich dieses streng verschlossene Herz! — Ja, auch ich kenne diese Welt, kannte sie schon damals, als Du noch träumtest. O Horace, ein Thor ist, der schönen Luftgebilden nachjagt! Ein dumpfes Bewußtseyn leitete mich frühe zu diesem Orden, dessen innerste Organisation meinem Charakter wie ein bequemes glänzendes Kleid anpaßt. Die Väter dieses Bundes haben gezeigt, daß sie den alten Adam, den Menschen, wie er von Anbeginn der Zeiten war und wie er seyn wird, kannten, diesen Menschen mit seinem angelogenen Streben nach Licht, mit seinem Durst nach Unerreichbarem und mit allen seinen liebgewordenen, angeerbten Sünden. Die große Aufgabe war, der Welt die sogenannten Laster als Tugenden zu verkaufen, den Menschen an sein ursprüngliches Element, die Sinnlichkeit, festzuknüpfen und den großen Haufen durch den Schein zu regieren. Bin ich unter Raubthieren selber ein Raubthier geboren, so will ich rauben, und nichts als rauben; doch mein Fell soll das glatteste, mein Schmeicheln das anlockendste, mein Sprung, mit dem ich die Beute erhasche, soll der zierlichste, aber zugleich der mordendste seyn. Wie? soll ich den Unverstand so weit treiben, mich für ein Lamm auszugeben, blos um Andern die Lust zu erhöhen, mich zu würgen? Sieh, Geliebter, so dachten die Väter dieses Ordens, so wandelten sie umher und mischten sich in die bunten Gruppen des Lebens; das rohe Geräusch des Unverstandes, die laute Klage der Andacht, das Gepränge der Herrschsucht, so wie die stille Thräne im Gemache der Sorge machten sie nicht mehr irre; einmal das Bild des Menschen im Herzen, konnte kein äußerer Zufall ihnen das kalte, immer gleiche Aeußere ihrer bleichen Züge rauben. Weltliche Ehre, prangende Kleider, schimmernde Kronen und Bischofsstäbe, so wie gelehrte, hochmüthige Talare wiesen sie hartnäckig von sich, denn sie saßen an der Quelle, vor deren Fülle ihnen jene Flitter nur armselig erschienen. Waren sie es doch, die die Hand lenkten, welche den schweren Scepter, den gewichtigen Hirtenstab führte. Und haben wir endlich das, was wir sind, nicht durch blutige Opfer erkauft? Der Eigensinn und die Thorheit der Menschen raubt uns goldene Genüsse; gelingt es uns auch, feiner als unsere Betrüger, diese wieder zu betrügen, so feiert doch dadurch, daß ein tausendjähriger Irrthum sie scheinbar zu unsern Richtern eingesezt, ihre plumpe Dummheit täglich und stündlich neue, rohe Triumphe über unsere Klugheit, Triumphe, die zwar das Gebäude unserer Uebermacht nicht zu erschüttern vermögen, dennoch dem Einzelnen immerdar empfindlich bleiben. Wir dürfen das Glück der Vaterschaft nicht kennen; unser Haar erbleicht nicht unter der liebenden Hand eines Weibes, am Gelage, an dem Jugend und Lebenslust köstliche Stunden verbrausen, geht unser Fuß kalt vorüber; stets muß ein Panzer unsere Brust verschließen, und nur im Geheim dürfen wir uns als Menschen menschlich zeigen. Doch die Thoren! sie wissen nicht, daß die Rache für jede unter diesen Martern hingebrachte Stunde schrecklich auf ihr Haupt zurückfällt, daß, wo wir nicht öffentlich uns sättigen können, wir im Geheim morden!“ — „Halt ein!“ rief Horace; „zu welch einer fürchterlichen Konsequenz hat sich Dein geheimnißvoller, finsterer Sinn ausgebildet! halt ein! Deine Ansicht ist nicht die meine, wird nie die meine seyn!“ — „Unglücklicher!“ entgegnete Sebastian, „und sagtest Du nicht eben, daß Du jenen Schwärmereien der Jugend mit Beschämung entsagt?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Metz, März.

Die französischen Lothringer in Vergleich mit den Elsässern.

Da bekanntlich die Lothringer ein ursprünglich deutscher Volksstamm sind, jezt aber, dem größten Theile nach, sich Sprache, Sitten, Denkart und Empfindungsweise der Franzosen angeeignet haben, so mag es wohl der Prüfung nicht unwerth seyn, zu erkunden, wie viel sich von dem einstigen Deutschthum erhalten habe. Zumal einen Elsässer, wie mich, treibt ein besonderes Interesse zum Erforschen der untergegangenen Volksthümlichkeit, insofern auch er deutschen Ursprungs ist, aber, glücklicher als der Lothringer, seine deutsche Sprache, wie seinen deutschen Sinn bewahrt hat und noch immer sich mit der alten Anhänglichkeit an sein Mutterland hält und mit seinen Stammgenossen treue Gemeinschaft pflegt.

Lothringen ist bekanntlich nach dem Tode seines lezten Herzogs, des verjagten Polenkönigs Stanislaus († 1766), der

französischen Krone zugefallen. Durch welcher Kräfte Spiel, unter welchen Kämpfen und nach welchem Zeitverlauf auch immer die Volksthümlichkeit der Lothringer umgestaltet worden sey — genug, es ist geschichtlich entschieden, daß dieser Stamm ursprünglich deutsch war, und es ist eine Thatsache, daß er jezt französisch ist. Was haben die Lothringer bei dieser Zersezung ihrer volksthümlichen Elemente gewonnen? Sagen wir es nur: der edelste, feinste Lebensgeist hat sich bei diesem Auflösungsprozesse verflüchtigt, und neben den gewöhnlichen, auch anderswo sich vorfindenden Eigenschaften und Tugenden, ist diesem von seinem Ursprung abgefallenen Volksstamme fast nichts Auszeichnendes übrig geblieben. In der That haben die heutigen Lothringer keine scharfgezeichnete Physiognomie; es sind Gestalten, wie man sie fast überall findet. Man weiß kaum, ob man sie für Franzosen, oder für Deutsche halten soll; denn mit beiden Völkern haben sie etwas gemein, aber des einen, wie des andern innerstes, eigenstes Wesen fehlt ihnen gleich sehr. Den Charakter des Franzosen, harmlos, fein, sprühend und geistreich, wie Champagner, findet man bei ihnen ebensowenig, als den sinnigen, hausfrommen Ernst des Deutschen. Mit jenem theilt der Lothringer praktische Lebensgewandtheit, eine gewisse Virtuosität in der Beherrschung der äußern Verhältnisse, mit diesem Bedachtsamkeit und Ruhe. Das ist eben die Unseligkeit dieses Zustandes, daß man kaum weiß, mit welchem Volke die Lothringer die meiste Verwandtschaft haben.

So wie sie vor andern Völkerschaften wenig Auszeichnendes haben, so erscheinen sie auch unter sich einförmig und einer dem andern gleich. Man sieht hier nicht jene bunte Färbung der Trachten, die man z. B. im Elsasse findet, wo, in einzelnen Strichen des Landes wenigstens fast von Dorf zu Dorf die Tracht wechselt. Wie an innerm Wesen, so in der Kleidung, bieten die Lothringer fast alle denselben Anblick dar, und auch das Land selbst ist einförmig, da wenig hohe Berge hervorragen, sondern Hügel an Hügel sich wellenförmig reiht, so daß man sagen möchte, das Meer, das einst über diesen Gauen wogte, habe sich mitten unter'm Wellenschlage verschlammt und zur Erde verhärtet. Abgesehen übrigens von dieser Verflachung der eigenthümlichen Volksphysiognomie, wird man bei den Lothringern manche Tugenden zu Hause finden, und ich bin weit entfernt, den Staub dieses Landes von den Füßen zu schütteln und über diesem Volke unbedingt den Stab zu brechen. Es theilt, wie gesagt, mit den Franzosen Regsamkeit und Lebensgewandtheit, und ihr leichtberechnender Hausverstand kommt ihnen bei ihrer Gewerbsamkeit sehr zu statten. In Lothringens Städten, und hier in Metz namentlich, sieht man ganze Straßen entlang ein Ausbängeschild am andern, so daß eines das andere durch seine großmächtigen Lettern verdunkeln zu wollen scheint. Mit dieser rüstigen Regsamkeit und Geschicklichkeit im Anpreisen der Waaren verbindet der Lothringer Bedachtsamkeit und Ruhe, wie es scheint, ein Erbtheil von seinen ursprünglichen Stammgenossen, den Deutschen. Ueberhaupt ganz versiegt ist der Quell der ursprünglichen Nationalität keineswegs, und selbst unter der französischen Sprachdecke hört man ihn hin und wieder in einzelnen Erscheinungen wie unterirdisches Wasser noch fortrauschen. Auch ist der Gesichtsbildung und dem Körperbau des Lothringers noch immer das unvertilgbare Gepräge seines deutschen Ursprungs aufgedrückt: ein volles, breites Gesicht, ein stämmiger Wuchs und eine gewisse Schwerfälligkeit in den Bewegungen, so daß man beim ersten Anblick sagen möchte, dieser Mund müsse sich zu deutschem Wort öffnen. Selbst die deutsche Sprache wird noch von Einzelnen geübt. Die Juden, die hier in großer Anzahl sind und bekanntlich am Zähesten dem Alten ankleben, reden häufig noch deutsch, was man täglich hören kann, wenn man die Quartiere besucht, in welchen sie sich zusammengenistet haben. (Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, April.

(Fortsezung.)

Der Gewerbskalender. Rotteck und Welcker.

Die lezten Notizen geben mir Gelegenheit, von einem Buche zu reden, dessen Plan und Ausführung eine allseitige, billigende Anerkennung finden muß. Die Idee eines Gewerbskalenders für Deutschland wurde zuerst in der ersten Kammer der badischen Stände von 1831 vom Freiherrn von Wessenberg angeregt, von beiden Kammern mit Beifall aufgenommen und demselben von allen Seiten, hauptsächlich auch von Professor Zell, Unterstüzung und Beförderung zugesagt. So trat mit diesem Jahre das Unternehmen ins Leben und erschien bei Gros in Karlsruhe unter dem Titel: „Gewerbskalender für das Jahr 1833. Herausgegeben von Dr. W. L. Volz, Prof. des Maschinenbaues ꝛc. an der polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Mit einer Steintafel." Subscriptionspreis 1 fl., Ladenpreis 1 fl. 30 kr. Derselbe besteht aus zwei Abtheilungen; die erste enthält den Kalender und eine Menge von Tabellen über Gegenstände, die in das Fach des Gewerbsmannes einschlagen, über Maaße und Gewichte, Münzen, Thermometerskalen, spezifische und absolute Gewichte, geographische Längen und Breiten u. a. m., die in den folgenden Jahrgängen sich theils wiederholen, theils mit andern vom selben Interesse abwechseln werden. Die zweite Abtheilung ist für einzelne Originalabhandlungen bestimmt, die, obgleich jede für sich besteht, doch unter einander ein fortlaufendes Ganze bilden, so daß dem gewerbtreibenden Publikum auf eine gründliche und populäre Weise nach und nach die wichtigsten Ergebnisse der technischen Wissenschaften mit den erforderlichen Zeichnungen überaretet werden sollen. Der erste Jahrgang handelt von der Kunst, Beobachtungen zu machen; von Thermometer und Barometer, vom Wasserdampfe, von Gewerbsökonomie, Buchführung und Gewerbsschulen, zulezt von der polytechnischen Schule und dem oben besprochenen Gewerbsvereine, und von der 1832 gehaltenen Industrieausstellung für das Großherzogthum Baden. Die noch geringe Verbreitung und Bekanntschaft mit dem Unternehmen machte es, daß diesmal die meisten Aufsäze aus der Feder des Herausgebers selbst flossen, wodurch das Buch vielleicht an Mannigfaltigkeit, darum aber nichts an Gründlichkeit und Gediegenheit einbüßte. Wir wünschen diesem Kalender so viel Jahrgänge, als dem rheinländischen Hausfreund.

Die beiden zur Ruhe gesezten Freiburger Professoren lassen der Regierung immer noch keine Ruhe. Rotteck, von der Stadt Freiburg zum Bürgermeister erwählt, konnte bekanntlich die Bestätigung des Ministeriums nicht erhalten. Die Bürger, zu einer neuen Wahl aufgefordert, vereinigten ihre Stimmen auf dessen Neffen im Vertrauen auf den theuren Namen und den Rath des Onkels. Das dortige Theater soll darauf sogleich zur Feier der Bürgermeisterwahl den „Neffen als Onkel" aufgeführt haben. — Der andere, Hofrath Welcker, in seinem Prozeß wegen Preßvergehen vom obersten Gerichtshofe in lezter Instanz freigesprochen, ruft jezt, nachdem er persönliche Freiheit errungen, mit mehr Recht: Triumph! als wie er glaubte, die Preßfreiheit erkämpft zu haben. Die Einen finden darin einen schönen Beweis für die Unabhängigkeit des Oberhofgerichts, Andere für die Mangelhaftigkeit des verstümmelten Preßgesetzes, noch Andere für Beides. Wie wäre auch noch Uneinigkeit möglich, wenn Jeder in der nämlichen Sache das Nämliche sehen würde!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. April 1833.

Wie kann die Taube unter Geiern hausen!

Raumer.

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Horace hatte sein Antlitz verhüllt, er stand an die Säule des Eingangs gelehnt. „O meine Jugend, meine Liebe!“ flüsterte er, „wohin sind sie!“ Er warf sich an die Brust des Freundes: „Fühle an diesem heißen Busen, an diesem vielleicht nur zu ungestüm klopfenden Herzen, daß es eine Tugend gibt, daß Horace für sie glüht. Ach, kenntest Du die Wärme dieses Herzens, das Du so oft beleidigtest und das dennoch mit schwärmerischer Liebe an Dir hängt! Sebastian, Sebastian, warum mußtest Du so verloren gehen!“

Der Portugiese hatte sich weggewendet, er schien gerührt und verharrte in einem Moment des Nachdenkens, dann nahm er das Wort und sagte: „Wie sind wir auf derlei Gespräche gekommen? ist es nicht viel wichtiger, jezt nach Eurer Reise sich zu erkundigen? Don Riquez wird sich freuen, Euch wieder unter seiner Umgebung zu sehen.“ — „Don Riquez?“ rief Horace, sich sammelnd, „wie geht es ihm, welches Geschäft betreibt er?“ — „Gegenwärtig befindet er sich in Rom; man versichert mich, daß sein Ansehen dort täglich wachse, der heilige Vater behandelt ihn vorzugsweise mit Güte und Aufmerksamkeit. Ja, es ist sogar erzählt worden, er könne leicht unser General werden, denn Gomez ist alt und sehr kränklich.“ — „Gott gebe ihm seinen Segen!“ rief Horace; „doch wie ist es Dir ergangen? ich sehe Dich als Provinzialen wieder, eine Auszeichnung, die Du nach Deinen Jahren noch nicht erwarten konntest.“ — „Sie haben mir gegeben, was sie vermögend waren,“ entgegnete der Pater; „doch habe ich auch für die Schwachköpfe mich abgearbeitet und das Roth von meinen Wangen gestohlen.“ — „Dieses Roth,“ bemerkte Horace lächelnd, „stahl schon die schöne Judith von Deinen Wangen, während wir im finstern Saale des Kollegiums, an die Schulbank geschmiedet, die Oden des Pindar lasen.“ — „Jugendthorheiten!“ spottete der Jesuit; „wer sagt mir, wie Ihr Euer Leben in der neuen Welt genossen?“ — „Und welches ist mein Geschäft hier?“ fragte der Franzose, „seine Befehle hat dießmal der alte Brunold so dunkel ausgesprochen — “ — „Der Eingeweihte wird sie verstanden haben. Die Stadt wimmelt hier von versteckten Hugenotten, Du trittst als Coadjutor in das neu errichtete Profeßhaus hier.“ — „Als Coadjutor?“ rief Horace, „das erlaubt mein Rang nicht, ich bin Professe von drei Gelübden und kann auf die Rektorstelle Anspruch machen.“ — „Das könnt Ihr, und wir wollen sehen, was sich machen läßt. Was mich betrifft, so behandelt mich öffentlich mit der Achtung, die sich ziemt, für meinen Stand sowohl als für die Rolle, die ich hier bei einer vornehmen Dame spiele.“ — „Und

diese ist?“ fragte Horace mit fast spitzigem Tone. „Eine sehr ehrwürdige,“ war die Antwort; „ich bin ihr Beichtvater und sie ist im Begriff, große Reichthümer unserm Orden zu schenken. Erklärte Hugenottin vor dem Volk, ist sie längst im Stillen eine der Unsrigen. Das bevorstehende Frohnleichnamsfest ist bestimmt zum Zeitpunkt ihres Uebertritts zu der alleinseligmachenden Kirche.“

Ein paar Diener traten herein, ihnen folgte ein Page, dessen ungewöhnliche Schönheit Horacen auffiel; er näherte sich Sebastian, indem er rief: „Der Graf von Orviedo will Eurer Würden die Hand küssen.“ — „Ich grüße ihn im Namen unseter Brüderschaft, er komme. Pater Horatio, folgt diesem Diener in die für Euch bestimmten Gemächer, welche Ihr bewohnen mögt, bis Eure Aufnahme im Profeßhause erfolgt.“ Horace ging, nachdem er sich mit Anstand vor seinem Obern verbeugt hatte; der Knabe, der ihm folgte, blieb an der Schwelle stehen und betrachtete mit besonderer Theilnahme die Gestalt des Fremden.

Jene Wohnung machte einen Theil des weitläuftigen Gebäudes aus, das die reiche Wittwe bewohnte. Sie selbst war eine hohe üppige Gestalt in der vollen Sommerreife des Lebens, mit Zeichen ehemaliger hoher Schönheit. Verschlossener Stolz und leidenschaftliche Bestimmtheit lagen auf ihren Zügen; sie erschien öfters an der Seite Sebastians, der hinter der Maske anspruchloser Demuth den Triumph nicht verbergen konnte, den ihm seine Begleiterin über sich gegönnt hatte. Die Menge der Feste, die jezt unausgesezt einander folgten, machte, daß Horace, trotz seinen Bemühungen, nicht in den Kreis der ihm bestimmten Thätigkeit eindringen konnte. George Boniface, ein junger Mann von dreißig Jahren, ein naher Verwandter der Frau Antonia, bekleidete das Amt des Rektors auf widerrechtliche Weise; unter seiner Leitung waren fünfzig Jünglinge und Knaben verwildert, und die wenigen Männer von Ansehen und edlem Willen fanden in den niedrigsten Kabalen stets unwürdige und empörende Fesseln. Unzählige Klagen über begangene Ausschweifungen und das zügellose Leben des Kollegiums drangen zu Sebastians Ohr, doch taub für die augenblicklichen Bedürfnisse, versprach er Aenderung, wenn es ihm gelungen seyn würde, das Hauptziel zu erreichen.

Als die heilige Zeit nahte, wurden die Feste eingestellt und der Tag erschien, den die Wittwe zur feierlichen Handlung bestimmt hatte; einige Wochen vorher war sie fast täglich mit Sebastian in ihren Gemächern eingeschlossen, ging sie jedoch hervor, so flossen schwarze schleppende Gewänder um die hohe prächtige Gestalt, die ganze weibliche Dienerschaft war schwarz gekleidet und selbst die Bekleidung der Wände war von derselben Farbe.

Am Vorabend des heiligen Tages wandelte Horace einsam auf der Rhede hin. Seine Seele war in Träume gewiegt, jene Gefühle, die ihm vorgeschwebt hatten, als er zum ersten Male wieder Europens Küste betrat, gingen jezt durch den bewegten Busen: Constanzens Gestalt stand vor ihm, er hatte mit Sebastian nicht von ihr sprechen mögen, und die Forschungen, welche er in der Stille angestellt, waren ohne Erfolg gewesen; nur Don Riquez konnte von ihr wissen, und den hielt die Ferne gefangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Wir sehen also: nachdem sich die plastische Naturkraft an den Myriaden von Seegewürmen und Fischen, den Erstgebornen der Erde, gleichsam geübt hatte, rief sie im Schlamm am ersten Strande, der sich aus der Wasserwüste erhob, vierfüßige, eierlegende Geschöpfe ins Leben, kriechende und schwimmende Ungeheuer, die zwischen beiden Elementen wechseln. Je mehr sich der Umfang und die Zahl der Eilande mehrte, desto gewaltiger breiteten sich ihre schauerlichen Geschlechter aus, und in gewissen Epochen bilden sie die einzigen vierfüßigen Bewohner der Länder. Als aber das Land dazu bereitet, vielleicht die Luft trocken genug war, fingen die ersten Thiere mit warmem Blut, mit gedoppeltem Herzen an zu athmen und lebendige Junge zu gebähren. Immer häufiger werden nun mit den Spuren größerer Landstriche auch die der Säugethiere, und im Verhältniß, als ihre Geschlechter zahlreicher und mächtiger auftreten, nimmt die Zahl der kaltblütigen Vierfüßer ab. Wir kommen aber bei dieser Wanderung vom Acheron der Erde bis an das Sonnenlicht herauf, ohne auch nur in Einem fossilen Knochen die Spur des Menschengeschlechts zu entdecken, ja auch nur eine Spur von jenen zahlreichen Stämmen munterer Affen, welche sich wenig aus der Ehre machen, die ersten Höflinge des Herrn der Schöpfung zu seyn und seinem Throne am nächsten zu stehen. — Der Mensch lebt inmitten einer Welt von Säugethieren, sehr ähnlich derjenigen, welche seinem Auftreten unmittelbar vorherzugehen scheint, und in sie ragt, in den heutigen Reptilien, gleichsam nur noch ein Ende jenes schauervollen Gewimmels von kriechenden Ungeheuern, von Krokodilen, Drachen und Lindwürmern herein, wie, auf einer andern Skala, das Mittelreich der Seherin von Prevost in die heitere Sonnenwelt.

Wann sezte nun aber denn die Natur ihrem Werke die vorläufige Krone auf? wann berief sie jenen Registrator und Kritiker ihrer Gebilde, den sie vielleicht kaum so lange wirthschaften läßt, bis er eine Generallandesvermessung

des Planeten Tellus zum Behuf eines allgemeinen Catasters ins Werk gesezt hat? Gelang ihr das Meisterstück auf einmal, oder machte sie, wie sie in der Folge der Schöpfungen mehrere spezifisch verschiedene Elephanten u. s. w. ins Leben gerufen und wieder entlassen hat, mehrere unvollkommene Versuche in der Menschenbildung, bis sie am Ende sogar den kaukasischen Adam zu Stande brachte, den Stammvater der Erfinder der Dampfmaschinen und der mit republikanischen Einrichtungen umgebenen Monarchieen?

Auf dem Standpunkte, den die Naturforschung bis jezt gewonnen hat, lassen sich diese Fragen noch nicht beantworten, und sie sind noch ganz Domäne der Einbildungskraft. Man mag sich aber die Entstehung des Menschengeschlechts auf der Erde denken wie man will und wann man will, so viel scheint nach den übereinstimmenden Traditionen aller Völker von einer großen Fluth gewiß, daß das Menschengeschlecht und die Thiere, die Mitgenossen seiner Welt, schon einmal durch eine Catastrophe vernichtet worden, daß nur hin und wieder einzelne Menschengruppen und Thierrudel an verschiedenen Punkten den Fluthen entkommen sind, und daß erst, seitdem die Continente der runden Erde definitiv ihre jetzige Gestalt angenommen, seitdem namentlich die Silhouette der Dame Europa geschnitten worden, wie sie jezt ist, die Menschen wieder begonnen haben, sich zu mehren, die Erde zu füllen, Gesellschaften und Staaten zu bilden. Cuvier hat bekanntlich, nach der Beobachtung des Fortgangs der jetzigen Erdbildungen, namentlich der Anschwemmungen an den Mündungen der Flüsse und der Trümmermassen am Fuße schroffer Gebirge, siegreich dargethan, daß dieß nicht viel über 5000 Jahre her seyn kann.

Auf jene allerdings große und wichtige Thatsache, daß bis jezt noch nirgends in der Erde, von den ältesten Schichten bis herauf zu den jüngsten, selbst nicht unter denjenigen Resten einer Schöpfung, welche unmittelbar unter dem Boden der jetzigen begraben liegt, ein fossiler Menschenknochen entdeckt worden ist, hat Cuvier den Satz gegründet, daß der Mensch mit keinem der Thiere, deren fossile Knochen wir entdecken, wo nicht der Zeit, doch dem Raume nach, d. h. auf demselben Continent, gelebt haben könne. So lange aber der Kreis unserer Beobachtungen sich außer den eigentlichen Kulturländern Europas, Deutschland, Frankreich, England, nicht viel weiter als über das nördliche Asien und einen Theil der Flußgebiete Amerikas erstreckt, kann jeden Tag ein einziges charakteristisches Knochenstück diesen Satz und alle daraus gezogenen Folgerungen umstoßen, und andernseits gibt Cuvier selbst zu, daß der Mensch gleichzeitig mit einer oder mehreren der Thierschöpfungen, deren Gräber wir im Boden von Europa aufgedeckt, auf entlegenen Continenten gelebt haben kann, welche eine Catastrophe, vielleicht eben die sogenannte Sündfluth, in die Tiefen des Oceans versenkt hat.

Dem sey, wie ihm wolle, machen wir zuerst einen flüchtigen Gang durch die Leichengewölbe der Erde, hinunter bis in die Kreide und den Jurakalk, zu den Mumien der Krokodile und kaum glaublichen Ungeheuer, und wenn wir dann an die Schilderung der vornehmsten einstigen Bewohner der Erde im Boden von Europa einige Ideen über die Genesis des Menschengeschlechts anknüpfen, so möchten diese, wenn wir auch, uns arglistig stützend auf die Mangelhaftigkeit der Erdkunde, der Einbildungskraft den Zügel noch so sehr schießen lassen, kaum phantastischer seyn, als einige der Ungeheuer, welche in jener Thebais der Natur beigesezt liegen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Metz, März.

(Beschluß.)

Die französischen Lothringer in Vergleich mit den Elsässern.

Die Lothringer zeichnen sich auch durch Entschlossenheit und kriegerischen Muth aus, und wenn man die Reihe der Kriegshelden überzählt, die aus ihrer Mitte hervorgetreten sind, so möchte man sagen, dieses Land sey nicht weniger an Kriegern, als an Eisen reich. Ueberhaupt sind die Lothringer ein kräftiger, für das äußere Leben tüchtiger Menschenschlag. Was ihnen aber von dieser Seite eigen ist, das geht ihnen an Gemüthstiefe und Phantasie ab. Ausgezeichnete Künstler hat dieses Volk nur wenige erzeugt; auch ist seine Religiosität nicht sonderlich warm, der Kirchenbesuch sehr vernachlässigt und in Vergleich mit dem Elsaß auffallend hintangesezt.

Was endlich die Volksaufklärung betrifft, so leidet Lothringen an derselben Krankheit, wie das übrige Frankreich. Hier ein offizieller Bericht über den traurigen Zustand des Moseldepartements in dieser Beziehung. Bei den vier lezten Truppenaushebungen erklärten unter 15.000 jungen Männern 4500, daß sie weder lesen, noch schreiben können; auch unter den Uebrigen befanden sich Viele, die nur höchst unvollständig in den ersten Schulkenntnissen unterrichtet waren; es ergibt sich hieraus die traurige Thatsache, daß in diesem Departement unter je drei zwanzigjährigen Männern einer nicht lesen kann. Diese schlimme Beschaffenheit der Volksbildung bestätigte sich noch vor einigen Monaten, als die hiesige Normalschule zur Bildung junger Schullehrer eröffnet wurde: unter den sieben-und-zwanzig Konkurrenten, achtzehn- bis zwanzigjährigen Jünglingen, welche aus den verschiedenen Kantonen als die Bestunterrichteten hieher geschickt wurden, fanden sich nur acht oder zehn, die befriedigend lesen konnten. So weit ist noch die Jugend zurück; wie traurig muß es erst mit dem ältern Theile der Einwohnerschaft bestellt seyn? denn je ferner die Geister der jüngstaufgegangenen Sonne der Freiheit stehen, um so tiefer hält sie noch der Schatten der Unwissenheit umfangen. Mit welchem unverantwortlichen Leichtsinne die Eltern selbst ihre Kinder in geistiger Verwahrlosung lassen, erhellt daraus, daß bisher von je sechs-und-vierzig Knaben nur vierzehn die Schule besucht haben. Erfreulicher als der gegenwärtige Zustand sind freilich die Aussichten auf die Zukunft, da seit einiger Zeit in Frankreich, und namentlich auch im Moseldepartement, einsichtsvolle Männer

mit rastloser Thätigkeit den Volksunterricht fördern und durch populäre Zeitschriften, Bücher und Anstalten zur Bildung der Volkslehrer die Binden zu lösen suchen, durch welche man früher das Eindringen des Lichts in die untern Klassen aufzuhalten bemüht war. Lange wird es aber jedenfalls noch dauern, bis diese hochsinnigen Priester des Lichts den dunkeln Ahriman überwunden und auf jedem Herde das heilige Feuer der Aufklärung angefacht haben. Um wie viel glücklicher ist nicht in dieser Beziehung das Elsaß, der Niederrhein zumal, der allen Departements Frankreichs voranschreitet! Und durch wessen Einfluß erfreut sich der Elsässer dieses edeln Vorzugs? Jenseits des Rheins geht ihm die Sonne auf; durch seine treugepflogene Gemeinschaft mit Deutschland, oder vielmehr, weil er durch sein eigenstes Wesen zum deutschen Volke zählt, hat er auch am Gemeingute der deutschen Volksaufklärung seinen Antheil.

Wie sehr der Elsässer nach seiner innersten Eigenthümlichkeit noch fortwährend ein Deutscher ist, erprobt sich auch noch an einem andern Umstande, der vielleicht unbedeutend scheinen mag, uns aber nichtsdestoweniger als ein sicherer Prüfstein der Nationalität eines Volksstammes gilt. Der Elsässer ist nämlich immer noch im Besitze der deutschen Volks- und Kindersagen; unverschollen klingen in seinem Munde jene Mährchen und Schwänke von Klein Däumling, von Till Eulenspiegel, vom Doktor Faust, und all jenes Gold, das im Schachte der deutschen Volksphantasie wuchs und welches deutsche Ammen an der Wiege jedes Kindes getreulich ausstreuen, und so den neuen Ankömmling beschenken. Das Kinderfest am Christtage wird, wie allwärts in den deutschen Landen, so auch im Elsasse, noch fortwährend gefeiert, wogegen im französischen Lothringen die Weihnachtsbäume mit ihren lustigen Kinderlichtern nicht mehr angezündet werden. Durch die Umwandlung seiner Nationalität ist der Lothringer des alten Erbgutes jener deutschen Volkssagen, Mährchen und Kinderfeste verlustig gegangen, ohne von den Franzosen Gleichgeltendes eingetauscht, während der deutsch verbliebene Elsässer das alles unveräußert bewahrt hat.

Weshalb spräche man denn am Ende dem Elsässer den Charakter eines Deutschen ab? Deutsch ist seine Muttersprache, seine Sitte, sein Denken und sein Empfinden; in seinem Munde klingen die deutschen Volkssagen unverschollen fort; der gebildete Theil bezieht aus Deutschland seinen wissenschaftlichen Reichthum und nimmt selbst an der deutschen Literatur thätigen Antheil. Noch einmal, was fehlt ihm denn, um dem deutschen Volke beizuzählen werden zu dürfen? Die politische Vereinigung? Wenn auch das Elsaß den achtundzweißig deutschen Ländern als neunundzweißigstes angefügt oder einem derselben einverleibt würde, das möchte schwerlich seine Verbindung mit Deutschland enger knüpfen, und es ist kaum einzusehen, in wiefern der großherzoglich hessendarmstädtische oder herzoglich mecklenburgische Unterthan sich mit größerm Recht einen Deutschen nennt, als der in Frankreich eingebürgerte Elsässer. So lange dieser durch sein volksgeistiges Leben innerlich mit Deutschland zusammenhält, bedarf er des äußern Verbandes nicht. In diesem Festhalten am Deutschthum wird auch jeder ächte Elsässer, der für sein Volk ein Herz hat, sein einziges Heil sehen. Geschraubte Zierpuppen und jämmerliche Zwittergeschöpfe werden wir, sobald wir uns in französische Formen hineinzwängen und unsern angebornen Charakter verläugnen wollen, und zuletzt würde sich unsere, wie des Lothringers, volksthümliche Physiognomie ganz verflachen. Der unselige Zustand dieses von Natur kräftigen Stammes mag uns eine Warnung seyn: er sieht ganz blaß und farblos aus, weil unheilvolle Kräfte ihm vampyrartig das edelste, feinste Lebensblut aus den Adern gezogen haben. Um nicht auch zu dieser traurigen Einfärbigkeit zu erblassen, wollen wir Elsässer bei unserer Deutschthümlichkeit verharren, und wie unsere Väter sie als heiliges Erbtheil uns vermacht haben, so wollen wir sie ohne Verunreinigung unsern Kindern lassen. Weisen wir also Jeden, der uns davon abzuwenden meint, wenn er auch noch so wohlgesinnt wäre, mit Uhlands Worten zurück:

Du meinst es redlich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz!

Karlsruhe, April.

(Beschluß.)

Der Schneidergeselle und der Millionär.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wanderte ein Schneiderlein wohlgemuth und rüstig mit seinem Ränzchen auf dem Rücken allein aus seinem kleinen Heimathsorte Kippenheim bei Lahr in die weite Welt, durch die Schweiz, Frankreich und England, und ist nimmer heimgekommen. Am 17ten November 1832 starb an den französischen Ufern des Mittelmeers in dem prächtigsten Pallaste in Hyères der Freiherr Georg Stulz von Ortenberg, Besitzer von Millionen, zu Grabe geleitet von allen Bürgern der Stadt, theilnehmend gefolgt von allen Fremden, die dort die Milde der Luft gesucht, gesegnet von Allen in seinem alten und neuen Vaterlande, die seine Wohlthaten empfangen hatten, betrauert von allen Hülfsbedürftigen und Unglücklichen, die bei seiner Leiche zum erstenmale wieder weinten und hungerten. Auf seinem Sarge lag der Freiherrnstab und der Ritterorden des Zähringer Löwen, und bescheiden daneben eine Nadel und eine Scheere; denn der Handwerksbursche und der Millionär waren ein und derselbe. In London wußte sich Stulz durch seine Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit vom unbedeutenden Schneidergesellen bald zum Kleiderkünstler der Modewelt, zum unentbehrlichen Manne bei Georg IV. und dem Hofe aufzuschwingen, und in dreißig Jahren hatte er sich so viel errungen „mit Nadel und mit Scheer“ daß er unabhängig ins südliche Frankreich zog und um seiner Gesundheit willen sich in Hyères fürstlich niederließ. Eine Papierspekulation vergrößerte nach dem Sturze Napoleons sein Vermögen um das Doppelte. Dieß gab ihm nur desto mehr Veranlassung und Spielraum für seine Wohlthätigkeit. Die protestantische Kirche in Marseille, die Bibelgesellschaft, die Brunnen in Hyères, das dortige Denkmal Massillons, die Orgel der katholischen Kirche, das Spital bestehen theils einzig, theils vorzugsweise durch seine Freigebigkeit. Aber auch sein altes Vaterland vergaß er nicht. Seinen Geburtsort Kippenheim bedachte er mehrmals mit nicht unbedeutenden Schenkungen zur Unterstützung für Arme und zu selbstständigen Stiftungen, zu einem Spital und einer Kirche. Die ansehnlichsten Summen jedoch wandte er in den letzten Jahren der Residenz zu, um einige angefangene gemeinnützige Institute zu unterstützen, besonders das polytechnische Institut, das Pfründnerhaus und das bis jetzt noch auf dem Papier stehende Waisenhaus. Das Ganze seiner Schenkungen erreichte die Summe von 363,400 Franken. Als Zeichen auch der fürstlichen Anerkennung seiner thätigen Anhänglichkeit an sein Vaterland ernannte ihn der Großherzog zum Ritter des Zähringer Löwen, erhob ihn ein Jahr darauf in den badischen Adelsstand und überschickte ihm persönlich mehrere kleinere Beweise seiner Gewogenheit. In seinem Geburtsorte soll ein Denkmal seinen Namen verewigen; durch seine Werke hat er sich ein bleibendes Monument gestiftet, so lange es arme Greise gibt und Waisen. — Avis aux tailleurs!

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. April 1833.

Wind ist der Welle
Lieblicher Wühler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Goethe.

Das Meer.

Wer kann die Königin mir nennen:
Sie hält den Erdball fest umspannt,
So weit der Sonne Strahlen brennen,
Gebietet sie mit mächt'ger Hand.
Das Volk, das sich mit ihr verbunden,
Beherrschte bald die ganze Welt,
Wem sie den Siegeskranz gewunden,
Der ward an Ruhm der erste Held.

Der dunkle Purpur ist ihr eigen,
Sie schmückt sich mit azurnem Blau,
Doch mag sie sich am schönsten zeigen
Im frischen Grün der Frühlingsau.
Es rauscht in faltenreichen Wogen
Der Mantel, den sie um sich schlägt,
Sobald sich an dem Himmelsbogen
Ein sanftbewegtes Lüftchen regt.

Es glänzt im Morgensonnenscheine
Des Kleides golddurchwirkter Saum,
Vom reinsten Wasser funkeln Steine
Um ihres Busens schönen Raum.
Und wenn in nächtlich stiller Feier
Der Mond am Himmel wandelnd geht,
Dann ist ihr zartgewebter Schleier
Mit goldnen Sternen übersät.

Es glüht von leuchtenden Krystallen
Ihr hohes, königliches Schloß,
Und reich von Perlen und Korallen
Erglänzt ihr Gürtel und ihr Schooß.
Sie schmücket Diadem und Kronen
Mit ihrer Völker Thränen aus;
Denn ungezählte Millionen
Bewohnen ihr demantnes Haus.

Dem Himmel hat sie sich zu eigen
In stiller Neigung anvertraut,
Sie schweigt, gebietet er zu schweigen,
Doch wenn er ruft, dann wird sie laut.
Und treibt er sie zu wildem Toben,
Dann schwindet ihrer Schönheit Pracht,
Dann zeigt, das stolze Haupt erhoben,
Sie eines Ungeheuers Macht.

Der Leib, geformt zu tausend Drachen,
Bäumt sich in Schlangenwindung auf,
Mit tausend offnen Leuenrachen
Stürzt sie zum Land im vollen Lauf.
Da ist kein Damm zu hoch gelegen,
Den sie nicht muthig überspringt,
Kein Feldstück, das sie nicht verwegen
Mit wilder Gier und Lust verschlingt.

Es steht der Gischt ihr vor dem Munde,
Man sieht, wie sie den Felsen schürft,
Man hört, wie sie mit hohlem Schlunde
Die Kieselbank hinunter schlürft.
Und lächelt schon der Himmel wieder
Und spricht zu ihr mit sanftem Wort,
Nicht leicht besänftigt er sie wieder,
Sie tobt und ras't noch lang so fort.

Doch endlich ebnet sich die Welle
Der hochempörten, wilden Brust,
Der Blick wird klar, das Auge helle
Und schwimmt in sel'ger Himmelslust.
Die Sterne blicken freundlich nieder
Und spiegeln sich im feuchten Blau,
Und gern vertrauen wir uns wieder
Der hohen, königlichen Frau.

Friedrich Förster.

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Der eintretende Abend umschleierte den ungeheuern Mastenwald der vor Anker liegenden Schiffe, das Getümmel legte sich zur Ruhe und einsam brannten die hohen Pechpfannen, am Geländer hin vertheilt, ihre schwarzen Rauchmassen majestätisch in die ruhigen Lüfte wälzend. Umschauend hatte Horace schon lange bemerkt, daß Jemand in einen Mantel geschlagen ihm folgte. Er beschloß, eine Gondel zu besteigen und auf das ruhige Meer hinausfahrend, den Aufgang des Mondes zu erwarten. Als er die kleine Treppe hinabstieg und eben den Fuß in das Fahrzeug setzen wollte, machte ihn der wankende Schein der Fackeln irre, er verfehlte das dünne Brett, das Boot schwankte, raubte ihm das Gleichgewicht, und in dem Moment schlugen die finstern Wellen über ihm zusammen. Ein kurzer Schrei wurde hörbar, doch wenig Augenblick darauf fühlte sich der Sinkende von zwei Armen umfaßt, die ihn in die Höhe ziehen wollten, aber vergeblich gegen den Andrang der Wogen kämpften. Das Gedränge der Böte und Menschen, das Geschrei, das sich erhob, dazu die Schrecken des Elements schienen dem hülfreichen Retter mit dem Gegenstand seiner Bemühungen zugleich die Besinnung zu rauben. Als zwei handfeste Matrosen beide den Fluthen entrissen, erkannte Horace in seinem edelmüthigen Leidensgenossen den jungen Pagen im Dienste Sebastians; er war erstaunt und erfreut über diese Entdeckung. Auf seine Veranstaltung wurde der Besinnungslose in ein naheliegendes Wachhaus gebracht und hier mit ihm allein gelassen. Kaum öffnete er die Augen, als er sie furchtsam nach allen Richtungen wendete und endlich auf des Paters Zügen weilen ließ; er erhob sich, schlug die Arme mit Heftigkeit um den Nacken des Erstaunten und feuchtete seine Wangen mit heißen Thränen. „Was ist Dir, mein Sohn?“ rief Horace; „Du wolltest mich retten, dankbar erkenne ich Deine edle That; doch sprich, kann ich Dir vielleicht einen ähnlichen, wenn auch nicht so großen Dienst erweisen? Du scheinst mir unglücklich.“ — „Ich bin es!“ rief der Page; „doch ein Wort von Dir, und ich bin es nicht mehr; ja, Du bist edel, Du gehörst nicht zu den schwarzen, tückischen, schleichenden Bösewichtern. Rette, rette mich — rette mich aus den Händen jenes Elenden!“ — „Von wem sprichst Du Knabe? vom Pater Provinzialen?“ — „Von ihm, er hat meine Jugend gemordet, mich dem Hause meiner Eltern entführt, er hat —“ Ein neuer Thränenstrom erstickte die Worte, in Horacens ahnendem Gemüth ging die Lösung des Räthsels auf; er hob den reizenden Knaben aus seiner gebückten Stellung auf, liebkosend drängte er den blonden Lockenkopf in die Höhe und sagte sanft ausforschend: „Du bist nicht, was Du scheinst; vertraue mir.“ Eine heftige Röthe flog über die blühenden Züge. „Eure Ahnung hat Euch nicht getäuscht, frommer Vater,“ lispelte das verkleidete Mädchen; „ich heiße Clara Louisson. Ihr wißt jetzt mein Schicksal, könnt Ihr mich nicht retten, nicht heute noch mich retten, wohlan, *so habe ich es* meiner Schutzheiligen zugeschworen, morgen, wenn der Zug in die Kathedrale geht, werfe ich mich der Frau Antonia zu Füßen, und erfahren soll sie es, welche Schlange sie in ihrem Busen groß gezogen; beim Himmel, das thue ich!“ Sie rang von Neuem die Hände, und indeß Horace sich tröstend über sie beugte, ging die Thür des Gemaches auf und eine Anzahl Matrosen drang herein, an ihrer Spitze George Boniface. Das Mädchen hatte sich schnell abgewendet, doch nicht schnell genug, daß nicht dem jungen Jesuiten ein rascher Blick die Kenntniß ihres wahren Geschlechts gegeben hätte; er ließ sich aber nichts merken. Bald darauf erschien Sebastian selbst, und Zirja, der das Unglück seines väterlichen Freundes vernommen, floh wie ein erschrecktes Kind weinend zu seinen Füßen. Der Page war in der Menge verschwunden.

Das Geheimniß, das sein Ohr vernommen, mehr aber noch die Drohung, die das unglückliche Mädchen hinzugefügt, ängstigten das Gemüth Horacens; er erbob sich in der Stunde der Nacht und forderte Gehör bei Sebastian. Dieser saß noch an seinem Schreibtisch und blickte mit Verwunderung auf den eintretenden Freund; er schob ihm einen Stuhl hin und vernahm den Bericht, den jener mit beklemmter Stimme vorbrachte, ohne eine Miene zu verziehen. „Gut!“ entgegnete er, als der Freund geendet; „nun sprich mir von dem Geschäft, dessen Wichtigkeit Dich bewog, mich um diese Stunde aufzusuchen.“ Jener sah ihm erstaunt ins Antlitz; „Du scherzest!“ rief

er; „ein Geschöpf, das Du unglücklich gemacht, droht Dir, durch eine furchtbare Anklage bei der Wittwe, die Früchte Deiner Bemühungen zu rauben, und Du kannst noch nach einem wichtigern Grund meines Erscheinens fragen? Sebastian, wenn Dein Gewissen Dich hier nicht mahnt, so sollte es doch wenigstens Deine Klugheit thun.“ — „Geisterseher!“ rief höhnend Sebastian. „hat sich das Mädchen Dir entdeckt, so weißt Du, was Du zu thun hast, für mich ist nichts zu besorgen. Die Undankbare soll meinen Zorn fühlen, ich entzog sie der Armuth, den drückendsten Verhältnissen.“ — „Um sie zur feilen Dirne herabzustoßen!“ rief Horace; „o Fluch über dieses Mitleiden, diesen Edelmuth!“ — „Freund,“ entgegnete Sebastian trocken, „die Nacht ist kurz, der morgende wichtige Tag wirft schwere Lasten auf mich, verschone meine verdüsterte Seele mit kindischen Historien und Befürchtungen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

In den oberflächlichen Schichten der Erde hat sich uns in neuerer Zeit ein antiquarisches Feld ganz eigener Art aufgethan, das bekanntlich zuerst und vorzugsweise von dem großen Cuvier bebaut worden ist. Er hat uns gelehrt, jene halbverwischten Münzen, jene verstümmelten Lapidarschriften zu entziffern, welche uns die Aussicht in vergangene organische Welten öffnen; und diese Kunst ist ungleich sicherer und erhabener zugleich, als die des Alterthümlers, der den Rost von alten Münzen bläst und verwitterte, beschriebene Steine mustert, um den armseligen Nachklang einer untergegangenen Kultur zu haschen. Ein einziger Zahn, ein einziger Fußknochen reicht hin, um zu bestimmen, welcher Klasse und Ordnung wenigstens das Thier angehört hat, dessen Reste sie sind, uns z. B. zu überzeugen, daß das Thier ein Säugethier, kein Reptil, daß es ein Wiederkäuer, kein Fleischfresser war, wie wir an einem einzigen erhaltenen Schriftzeichen am Felsen oder der Tempelwand, wenn auch sonst die ganze Legende zerstört ist, unzweifelhaft wenigstens das Volk erkennen, dem sie zuzuschreiben ist. Gelingt es aber, wie es Cuvier und seinen Schülern und Nachfolgern tausendmal gelungen, die zerstreuten Knochenelemente eines einstigen Thiers zu einem Skelett zu vereinigen, so hat der antiquarische Naturforscher unendlich sicherer etwas unendlich Erhabeneres hergestellt, als eine kriechende Lobrede auf einen Eroberer oder das plumpe Gelübde eines Legionssoldaten, nämlich einen, in einer umschriebenen Thierspecies verkörperten Gedanken der schaffenden Natur; und hat er etwas zu ergänzen, so ergänzt er nicht rastend, mit philologischem Witze, sondern nach den ewig unveränderlichen Gesetzen der organischen Bildung, besonders aber nach der Regel der durchaus symmetrischen Anordnung des Knochengerüstes. Wir halten uns bei dem folgenden Gange durch die Katakomben der Erde vorzugsweise blos bei den höhern und merkwürdigern Thieren auf, gemäß dem Bedürfnisse derjenigen, welche nur eine Uebersicht des Gegenstandes gewinnen wollen, wobei Gelehrsamkeit und zu viele Details nur störend wirken.

Wenn man die paar Schuhe der begrünten Erde durchsticht, in welchen das Menschengeschlecht sich fortwährend selbst begräbt, wo die Generationen Gemeinden- und Familienweise in den Friedhöfen zusammengebettet sind, und die Gebeine der Erschlagenen in den Gruben der Schlachtfelder, so stößt man in den tiefern Theilen des Reliefs der Erde auf weite Bänke von Lehm und Sand, mit großen Geschieben gemengt; Bildungen, welche vorzugsweise alle Ebenen bedecken und alle Höhlungen und Klüfte des unterliegenden festen Gesteins, wenn leztere nicht zu hoch liegen, ausgefüllt haben. Diese Bildungen, lauter incohärente, sichtbar durch Schwemmung entstandene Lager, nennt man, zum Unterschied von den Bildungen der gegenwärtigen Zeit, das ältere aufgeschwemmte Land, und sie legen augenfällig Zeugniß ab von der lezten großen Ueberschwemmung, welche die der jetzigen Thierwelt unmittelbar vorangegangene ausgerottet und den Boden für die heutige bereitet hat.

Von der Küste Asiens am Nordmeer an durch ganz Europa und in den bisher untersuchten Stromgebieten von Amerika finden sich in diesen Bänken fast aller Orten zahlreiche Knochen höherer Thiere, welche zusammen eine Thierwelt bilden, die, so ähnlich manche Species derselben den heutigen sind, im Ganzen doch einen von den leztern bedeutend abweichenden Charakter trägt, und zwar, was sehr merkwürdig ist, sogar im höchsten Norden am Eismeer einen Charakter, wie ihn heutzutage die Thierwelt nur noch unter den Tropen aufzuweisen hat. Man kennt jezt das Innere der heutigen Kontinente genug, um mit ziemlicher Gewißheit behaupten zu können, daß bei weitem der größte Theil der im ältern aufgeschwemmten Land begrabenen Thiere jezt nicht mehr vorhanden ist.

Schon hier, wie überhaupt in der ganzen Zoologie der fossilen Säugethiere, schlagen, im Vergleich zu der jetzigen thierischen Population, die sogenannten Pachydermen bedeutend vor, die Cataflakten unter den Mammalien, Elephant, Nashorn, Tapir u. s. w.; an sie schließt sich unmittelbar das Pferd an. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden aber die Heerden der Ochsen, die Rudel der Rennthiere, Hirsche und Antilopen; endlich treten die Fleischfresser, Tiger, Wolf, Bär, Hyäne, in bedeutender Anzahl auf. Neben diesen drei Hauptabtheilungen kommen die übrigen, namentlich die kleinen Säugethiere, weniger in Betracht. Unter den Pachydermen

spielt wieder das Mammuth oder der sibirische Elephant die Hauptrolle, und wir beschreiben ihn und die Verhältnisse seines Vorkommens etwas näher, so daß, was Allgemeines von ihm gesagt wird, auch von seinen Zeitgenossen gilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, April.

Der Improvisator Bindocci. Fremde.

Unter den vielen Fremden, die in den letzten Monaten hier waren, erfreute uns keiner durch seine Kunst so sehr, als der Improvisator Bindocci aus Siena, der es in seiner poetischen Seiltänzerkunst zwar nicht so weit gebracht hat als Sgricci, aber viel weiter als der französische Improvisator Pradel, von dem ich Ihnen vor einiger Zeit schrieb. Bindocci, dem schon ein bedeutender Ruf vorausging, ist ein Mann in den besten Jahren, mit offenem, ausdrucksvollem Gesicht, dem der Stempel der Genialität nicht fehlt. Man muß ihm eine große Reimleichtigkeit und Gewandtheit nachrühmen, die freilich in seiner reimreichen, musikalischen Sprache leichter ist, als in irgend einer andern. Er hielt sich auch immer im Lyrischen, Elegischen und Didactischen, und wagte sich nicht, wie Sgricci und selbst Pradel, in die dramatische Improvisation. In Cantaten, Oden, Hymnen, Madrigalen, Sonetten und Canzonen war er unerschöpflich, und es schien ihm ganz gleich, welches Versmaaß, welche Reime ihm dabei bestimmt und aufgegeben wurden; er improvisirte sogleich und ohne alles Nachdenken, oft mit entschiedenem poetischen Schwung. Er behandelte das Ungleichartigste gut, Ernstes, Leichtes, Tragisches, Anmuthiges, Komisches und Rührendes; so hörten wir von ihm den Tod Cäsars, die Cholera, die Annehmlichkeit des frischen Wassers im heißen Sommer, schöne Strophen über eine Polin, die ihre Kinder lieber umbringt, als sie nach Sibirien bringen läßt, eine gleich schöne Hymne an Menotti, den Märtyrer der italienischen Freiheit in Italien, und am Ende der ersten Sitzung ein Protokoll derselben in witzigen und anmuthigen Versen. Da er zu manchen Improvisationen sogleich die Musik komponirte und seine Gedichte wie ein jonischer Rhapsode absang, so begleitete die Fürstin Belgioso, eine gute Klavierspielerin, den Dichter und Sänger auf dem Pianoforte. In einer zweiten Sitzung improvisirte er über den Brand des Schiffes Kent, über die Schlacht von Sempach, den Tod des Herzogs von Reichstadt, und ließ Rienzo die Ruinen Roms anreden. Damit hätte er schließen sollen; er ließ aber noch ein politisches Testament Karls X. folgen, was gar matt ausfiel und den Dichter aus dem heitern Reich der Poesie in den dicken Dunst der Politik zurückwarf. Es waren viele von den hier lebenden Karlisten da und es schien, als wolle ihnen Bindocci für ihre Theilnahme und ihren Beifall auf diese Weise danken.

Chateaubriand, der bis zur Gefangennehmung der Herzogin von Berry hier verweilte, aber ein so zurückgezogenes Leben führte, daß ihn nicht einmal seine ehemaligen hiesigen Freunde sahen, war fast mit Niemanden in Verbindung, als mit den vorzüglichsten Männern und Frauen seiner Parthei, die nach ihm hier ankamen und kürzere oder längere Zeit bei uns verweilten. Unter diesen zeichne ich aus: Berryer und den Marschall Bourmont, der mehrmals hier war, Hyde de Neuville, Frau von Goutaud, Gouvernante des Herzogs von Bordeaux, Madame de Montmorency und den Marquis Montchenu, einen der Kommissäre der heiligen Allianz auf St. Helena zu Napoleons Lebzeiten. Zwischen ihnen wandelten zahlreiche Jesuiten hin und her, reisten von allen Seiten ab von Genf und kamen von andern wieder. Anziehender war uns die Gegenwart mehrerer Männer, die sich in den neuern Zeiten literarisch hervorgethan haben, z. B. Alexander Dumas, der geistreiche Edgar Quinet, der von hier nach Italien ging, der Historiker Mignet, der hier an einer Geschichte der Reformation arbeitete und dazu Calvins und Théodore de Bèzes Handschriften auf unserer Bibliothek benutzte. Bei dieser Gelegenheit gab der Constitutionnel einen neuen Beweis seiner Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit. Da es nun einmal bei ihm Prinzip ist, über Genf so viel wie möglich Nachtheiliges zu sagen, so berichtete er auch, Mignet finde hier auf der Bibliothek Schwierigkeiten und man wolle ihm Calvins Handschriften nicht mittheilen. Gegen diese unmöglich von ihm ausgegangene Nachricht protestirte er nun sogleich von hier aus und rühmte dabei die gefällige Bereitwilligkeit, mit der man ihm auf der Bibliothek alles Erforderliche mittheile. So hatten wir hier auch Madame Christoph, Ihre Majestät die Ex-Kaiserin von Haiti mit ihrer Tochter, Odillon-Barrot, Napoleons Arzt Antomarchi und den Romandichter Cooper. Interessant war es mir, die Gräfin Guiccioli, Lord Byrons Geliebte, zu sehen, noch immer eine Frau mit sichtlichen Spuren ehemaliger Schönheit. Sie kam aus England, wo sie mit Lord Byrons Wittwe in Brighton zusammengetroffen ist; allerdings eine artige Rencontre. Eine andere Engländerin, Namens Krafft, starb hier und vermachte der Stadt die hübsche Summe von 2400 Pfund Sterling zur Verbesserung ihrer Gefängnisse. Dazu wird nun unverzüglich geschritten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 89:
Papier.

Logogriph.

1. 2. 3. 4. 5.
Ein Blatt vom alten Jahre,
Das dürr am Ast geblieben,
Indes die frischen grünen
Ringsum der Baum getrieben.

2. 3. 4. 5.
Ein Zweig in frischer Jugend,
Der Frucht noch erst verspricht;
Er ändert seinen Namen,
Eh man von ihm sie bricht.

3. 4. 5.
Ein gar unruhig Leben
Auf einmal festgebannt;
Doch löset schnell den Zauber
Ihm deine warme Hand.

J. G. M.

Da die J. G. Cotta'sche Buchhandlung eine neue Auflage der Schillerschen Werke in Einem Bande veranstaltet hat, so machen wir die verehrlichen Leser des Morgenblatts durch Mittheilung der beiliegenden Ankündigung dieses Prachtwerks hierauf aufmerksam.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 22. April 1833.

Was Ungeheures von des Nils Revieren
Umschweift bis an des Atlas Region,
Im Schooß Hercyniens, in Hyrcaniens Gauen,
Ist hier vereint auf Einem Platz zu schauen.

Tasso.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Man findet die Knochen des Mammuth von der pyrenäischen Halbinsel bis hinauf an die Lena und den Jenisei zu Tausenden. Die Thiere fanden ohne Zweifel durch Wasser ihren Tod, und in sehr vielen Fällen sichtbar durch Meerwasser, denn häufig sind Meermuschelthiere auf die Knochen geklebt und ihre Höhlungen mit Milleporen besezt. Daß sie aber an den Orten, wo man ihre Knochen findet, oder doch nicht weit davon entfernt gelebt haben, daß sie nicht etwa eine Fluth aus Indien hergeschleppt hat, geht daraus hervor, daß sie in lezterm Falle nimmermehr so gleich über den Boden von Asien und Europa hätten vertheilt werden können; am Unzweideutigsten aber daraus, daß die Knochen nicht, wie Geschiebe, gerollt sind, sondern oft sogar noch ihre feinsten Spitzen und Fortsätze haben. Der Umstand aber, daß man bekanntlich Mammuths noch mit Haut und Fleisch in Eisblöcken der Nordsee entdeckt hat, beweist, daß die Ursache ihres Untergangs eine plötzliche war. — Das Mammuth wurde fünfzehn bis achtzehn Fuß hoch; es war also eben nicht viel größer als der heutige indische Elephant, aber gedrungener; es glich im Ganzen dem indischen Elephanten weit mehr als dem afrikanischen, seine Stoßzähne waren aber stärker spiralförmig gewunden und mehr nach außen gedreht. Den Hauptunterschied von unsern Elephanten bildet indessen die viel bedeutendere Länge der Laden, in denen die Stoßzähne sitzen, und dieß mußte dem Mammuth, bei aller sonstigen Aehnlichkeit mit dem jetzigen Elephanten, ein ganz anderes Gesichtsprofil und ein anderes Verhältniß des Rüßels geben. Seine Haut glich ganz der unserer Elephanten; nur trug sie, während leztere fast ganz kahl ist, neben zwölf und mehr Zoll langen roßhaarähnlichen Borsten, eine rothbraune Wolle, und das Thier war demnach sichtbar für ein kälteres Klima, als das Vaterland seiner jetzigen Stammesgenossen, organisirt.

Mit und neben diesem Elephanten einer frühern Welt, der durch sein Elfenbein noch der jetzigen nutzbar wird, kommt im mittlern Europa nicht selten, in Amerika aber in ungeheurer Menge ein anderes, dem Elephanten ähnliches Thiergeschlecht vor, das der Mastodonten. Es waren dieß Rüsselthiere, welche sich vom Elephanten vorzüglich dadurch unterscheiden, daß ihre Zähne nicht aus den charakteristischen Querblättern der Elephantenzähne bestanden, sondern aus einer einfachen, mit kegelförmigen Erhöhungen besezten Krone, weßhalb diese Thiere längere Zeit für Fleischfresser gehalten wurden, was sie aber so wenig sind als der Elephant. Das bekannteste Mastodon ist das große Ohiothier; es war nicht größer als der Elephant, aber gestreckter, und hatte noch derbere Glieder.

Es nährte sich von Wurzeln und saftigen Pflanzentheilen, ohne Zweifel in Sumpf und Moor; schwimmen aber, wie das Flußpferd, konnte es nicht. Alle von Zeit zu Zeit sich erneuernden Gerüchte, wornach man das Mastodon lebendig im innern Amerika gesehen haben will, haben sich als Fabeln erwiesen. — Man kennt jezt gegen fünferlei Arten dieses Geschlechts. — Der großen Nashörner existirten wenigstens drei bis vier, wovon eines mit dem Mammuth in Sibirien vorkommt; ferner zwei Flußpferde, (Hippopotamus) wovon eines dem heutigen afrikanischen sehr ähnlich, das andere aber nur so groß wie ein Eber ist. Noch tritt mit allen diesen, und zwar im Boden von Europa, ein Tapir auf, so groß als seine Zeitgenossen, die Elephanten, und also gegen dreimal größer als der heutige amerikanische.

Auch das Pferd war in dieser Epoche sehr häufig; seine Zähne und andere Knochen begleiten überall die der eben beschriebenen Thiere zu Tausenden. Neben dem Pferd bevölkerten die Savannen jener Zeit zahlreiche Rudel von Ochsen und von Hirschen aller Art, und ihre Knochen liegen überall in den Lehmbänken und in den Höhlen des Kalkgebirgs ausgesäet. Die fossilen Hirsch- und Ochsenknochen sind von denen der jezt lebenden analogen Arten oft sehr schwer zu unterscheiden. Manche der neben einander begrabenen Hirschknochen gehören aber entschieden solchen Arten an, welche jezt nur unter den Tropen, andere solchen, welche jezt nur im hohen Norden vorkommen. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß in den Schichten, deren Zoologie wir hier flüchtig schildern, überall Thiere, welche jezt den verschiedensten Climaten angehören, z. B. Nashorn und Rennthier, Hyäne und Vielfraß, bei einander liegen, ein Beweis, wie ganz anders damals nicht nur die klimatischen Verhältnisse, sondern auch die Natur der Thiere war.

Zu den merkwürdigsten Thieren dieser Zeit gehören die rieſenmäßigen Faulthiere. Das Megatherium, bis jezt blos in Nordamerika, und zwar in ganzen Skeletten entdeckt, steht zoologisch zwischen den Gürtelthieren und Faulthieren mitten inne, kommt aber in der Größe dem mächtigsten Rhinoceros gleich, während die heutigen stammverwandten Thiere nur von sehr mittelmäßigem Wuchse sind. Daß auch Europa ein ähnliches Thier besaß, weiß man zwar nur aus einem einzigen, aber höchst charakteristischen Krallenknochen. Nach den Körperverhältnissen eines jetzigen Schuppenthiers, das ganz ähnliche Krallen hat, berechnet, wäre das Thier, dem er angehörte, vier-und-zwanzig Fuß lang gewesen. Es lebte mit den Elephanten und Tapirn dieser Zeit, denn Reste der leztern lagen neben der im Darmstädtischen am Rhein gefundenen Kralle.

Dieß war, neben einigen Nagethieren, Ratten, Hasen u. s. w., deren Knochen ihrer Kleinheit wegen bisher zu sehr vernachläßigt worden sind, die Bürger- und Bauerschaft jenes wunderlichen Mittelalters, meistens harmlose, sämmtlich aber pflanzenfressende Geschlechter, welche größtentheils in Heerden-Gemeinden beisammen lebten, und sich zu Schuz und Trug gegen die Mächtigen der damaligen Erde verbanden; denn auch an einer zahlreichen, streitbaren Ritterschaft fehlte es nicht, und Nobel, der Löwe, war einmal in Wahrheit König auf Erden, nicht blos in der Fabel.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Jesuitenschüler.

(Fortsezung.)

Horace verließ mit Bitterkeit die Stube; als er den Gang hinab schritt, schlich ihm das verkleidete Mädchen nach, sie stürzte vor ihm auf die Knie. „Du bittest vergebens!“ rief er, „doch bleibe ruhig, ich will für Dich sorgen.“ — „Ruhig?“ rief sie, „ich will nicht mehr ruhig seyn! O meine Mutter, meine sterbende Mutter! ihr Fluch ruht auf mir, sie zeigt mir jezt den Weg zur Rache.“ Die Gestalt verschwand in die Schatten des Ganges und Horace brachte eine kummervolle Nacht ohne Schlaf zu.

Das festliche Gepränge des heiligen Zuges bewegte sich eben durch die von Volk wimmelnden Gassen, unzählige Reiter, Sänften und Wagen schlossen sich an und alles nahm die Richtung zur Kathedrale, von deren Thürmen die durcheinander klingenden Töne der festlichen Glocken wie Musik niederschallten. Antonia, an der Spitze ihrer Frauen, kam wie eine Königin, in ihre kostbarsten Gewänder gehüllt, das Zeichen des siegenden Glaubens, ein Kruzifix in der Hand, ihr zur Seite Sebastian; der Chor der Jesuiten, die Mönche und Priester, zahllose Frauen und Jungfrauen bewegten sich hinterher durch die Reihen der königlichen Trabanten. Jezt, da eben der Fuß der Wittwe die Eingangsstufen der Kathedrale betreten wollte, flutbete der ambrosianische Lobgesang wie mit Engelsstimmen ihr voll und blühend entgegen; die durstige Seele sog ihn ein, und Stirn und Auge der edlen Frau verklärten sich wie im Lichte; unwillig sieht sie sich um, da der Zug stockt, ein heller, durchdringender Schrei erhebt sich, und ehe die Wachen es wehren können, stürzt Sebastians Page hervor und wirft sich zu den Füße der Dame; das Kleid aufreißend, umschlingt er ihre Knie und ruft laut: „Sieh her, glaube ihm nicht, er hat Dich betrogen, hohe Frau, wie er mich betrogen! glaube ihm nicht, schändliche Künste der Verführung haben meine Jugend gemordet!“ Auf diese Worte, von welchen die Luft erbebte, folgte tiefe Stille der Ueberraschung; Antonia sah auf die Unglückliche nieder und richtete dann mit allen

lndern zusammen den Blick auf Sebastian; doch dessen ers bleiches Antlitz zeigte auch jezt keine Spur von Farenwechsel; einen Moment stand er stille, dann wich er ben zurück und rief mit unterdrückter Stimme: „Was will die Wahnsinnige? entfernt sie, Leute, damit nicht er heilige Zug gestört werde.“ — „Wahnsinnig!“ rief as Mädchen, „wahnsinnig soll ich seyn! Gott im Himel ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit rede; dort steht er, der es mir beweisen wird.“ Sie zeigte auf Horatio nd diesen durchfuhr ihr flammender Blick gleich einem Dolchstoß; ihm ahnete, was kommen werde. „Wie!“ ief Sebastian, sich langsam umwendend; „Pater Coadutor, Ihr kennt das Mädchen? So mögt Ihr mir nacher über diesen Vorfall Auskunft geben. Jezt, Soldaen, ergreift die Arme, entfernt sie, es soll an meiner Fürbitte zu Gunsten der Verwirrten nicht fehlen.“ Das Mädchen wurde trotz ihrer Weigerungen fortgeführt, noch ange hörte man ihre Stimme, endlich verlor sie sich. Tiefe Erschütterung lag auf Antonias Antlitz; nur zu ewiß war ihr die Lösung des furchtbaren Räthsels; der Freund, dem sie vertraut, der eifrige Seelsorger, an dem sie ihre feste Stütze gefunden zu haben glaubte, er tand als entlarvter Heuchler, als tiefgesunkener Sünder or ihr; ihre Hand zuckte heftig, als er darnach griff, ie wandte ihr Antlitz weg und konnte nur, indem eine leichenblässe ihre Züge überflog, die Worte lispeln: „So st es Euch denn gelungen, mich auf das Tiefste zu verwunden; mein Herz, das schon die Süßigkeit dieser Stunde zu kosten begann, ist auf das Fürchterlichste zerrissen; o hätte ich Euch nie gesehen!“ Sie kniete vor den Altar nieder, und das erste, was sie that, war, daß sie ihren Schmerz in das vorgehaltene Tuch in bittern Thränen ergoß. Sebastian stand unter den zur Erde hingeworfenen Gestalten allein aufrecht da, den Blick mit ungeheurer Kälte vor sich hin richtend; die Lobgesänge folterten sein Ohr, aber er triumphirte, daß es ihm gelungen war, vor der Menge allen Verdacht von sich abzuwerfen. Horatio war dem Gotteshaus entflohen, denn mit einem Herzen voll Bitterkeit glaubte er nicht bestehen zu können vor der ewigen Erbarmung.

Wenige Tage darauf kam es, wie er gefürchtet hatte; die abscheuliche Anklage wurde erhoben. Georg Bonifacc trat auf; die Matrosen, welche den Jesuiten mit dem Mädchen gesehen, zeugten, und nur Sebastian zögerte noch, das schuldig auszusprechen. Eine Woche später erhielt Horace ein Schreiben, in welchem ihm anbefohlen wurde, nach Rom zu kommen, um sich zu verantworten; er sah nur zu deutlich, wie man auch von Marseille ihn zu entfernen trachte. Georg Bonifacc wurde als Rektor bestätigt und Sebastian mit Lob überhäuft; das Kollegium triumphirte. Als der Verwiesene der lezten Sitzung der versammelten Brüder beiwohnte, fand Sebastian für gut, mit Thränen im Auge ihm zuzurufen: „Unglücklicher Bruder, die Liebe meines Herzens, dieses Brunnens, der nie aufhören wird, Dich mit Segen zu überschütten, sey auch jezt wieder Dein Begleiter; ziehe glücklich! Was der Mensch verbrochen, was der Genosse des Ordens gefehlt, ich habe es mit blutendem Herzen gerügt; doch der Freund hat dem Freunde nichts zu vergeben; komm und fühle, vielleicht zum leztenmale, meine brüderliche Umarmung.“ Er öffnete seine Arme; als aber Horace einen schnellen, unheimlichen Schritt that, sich ihm nähernd, trat der hohe Mann, seltsam zusammenschaudernd, zurück und wandte sich weg, unvermögend, in die Augen zu schauen, die ihn anblickten.

Wenige Tage vor Horacens Abreise stürzte Zirja in sein Zimmer. „Ewiger Gott!“ rief er, „was muß ich erleben hier im Lande der Christen! Sieh, Freund, geliebter Bruder, sieh dieses Mädchen! möchte wohl ein Engel, eine Heilige schöner seyn? sie fand ich im Gebüsch nicht fern von der Stadt unter den Händen zweier feiler Mörder, die eben das kalte Eisen ihr in den Busen stoßen wollten; ich habe sie gerettet.“ — Clara hatte ihre Pagenkleider abgelegt und hing an Zirja's Halse; auf ihre rührenden Bitten gestattete der Jesuit den Liebenden, die schon lange eine zärtliche Neigung für einander gehegt, ihn nach Rom zu begleiten. An Sebastian schickte er noch folgende Zeilen: „Unser Bund ist zerrissen — auf ewig! Bedachtest Du in jenem fürchterlichen Moment, in dem Du die Anklage auf mein Haupt wälztest, was Du mir schworst im Kerker zu Coimbra? Nicht mehr wolltest Du mich zum Träger Deiner Sünde machen, nicht mehr mich tückisch verrathen! Gott richtet zwischen uns! ich habe keinen Freund mehr!“

Als die Thürme von Marseille seinen Blicken entschwanden, drückte er sein Antlitz in seine Hände, und eine Wehmuth, wie er sie noch nie empfunden, nahm seine Seele ein. Wieder eine Stufe niedriger herabgestiegen zum Grabe, vielleicht die lezte! Es war ihm, als tönten noch die Glocken von der hohen Kathedrale zu ihm herüber aus der Ferne, gleichsam ihn mahnend, daß seine Männerbrust nicht erschlaffe, sondern sich tüchtig halte für die rauhen Pflichten seines Daseyns.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, April.

(Fortsetzung.)

Fremde Künstlerinnen. Dr. Pescher. Einreißender Verbrechen.

Die liebsten Gäste waren uns zwei Frauenzimmer, zwei Künstlerinnen, jede in ihrer Art ausgezeichnet. Zuerst kam

die Schauspielerin Jenny Vertpré vom Pariser Gymnase. Sie ist nicht mehr jung und hübsch, aber anmuthig, gewandt und reizend, trotz ihrer vierzig Jahre. Sie gab hier eine Reihe Gastrollen, größtentheils in Scribeschen Stücken, die er für sie geschrieben hat. Da in all diesen Duyendarbeiten von Zeichnung und Haltung eines Charakters durchaus nicht die Rede ist, da Scribe, wie die ganze neuere komische Schule in Frankreich, gar keinen Sinn dafür hat und dergleichen nur für Vieillerien oder altes, abgedroschenes Zeug hält, so wäre es unbillig gewesen, dergleichen von ihr in der Darstellung zu verlangen; aber in der Scribe'schen Art, in seiner leichten Skizzirung, gehalten von einem unerschöpflichen, immer schlagenden und immer treffenden Witz, in der keden Auffassung des Pariser Lebens, besonders in der Wechsler-Aristokratie, in seinem Spott neben Komplimenten, war die Vertpré trefflich, und sie ließ in der Darstellung Scribescher Mädchen und Frauen nichts zu wünschen übrig. Nicht weniger erfreute uns Madame Stockhausen aus dem Elsaß durch ihren schönen Gesang, der früher in London und Paris mit großem Beifall gehört worden war. Sie wollte Anfangs nur Ein Konzert geben, daraus wurden aber fünf, denn Alles drängte sich, sie zu hören.

Für diejenigen, welche hier an Deutschland hängen, war die Zurückkunft des Dr. Peschier von daher sehr angenehm. Er war im vorigen Sommer den Rhein entlang über Frankfurt nach Leipzig zu dem homöopathischen Verein gegangen, von da nach Berlin, hernach über Dresden und München wieder in die Schweiz zurück. Fast fieberartig war bei seiner Heimkunft sein Entzücken über Deutschland, seine wissenschaftlichen und Kunstanstalten, seine Sammlungen, seinen humanen, freundlichen Geist, seine Gastlichkeit, die zuvorkommende Höflichkeit seiner Gelehrten, die Liebenswürdigkeit seiner Frauen. Er wiederholte mehrere Male, daß sich Frankreich, Paris ausgenommen, nicht einmal entfernt hinsichtlich seiner Civilisation, Bildung und Sittlichkeit mit Deutschland messen dürfe, und daß man aus Frankreich dahin reisen müsse, um gut regierte Länder, Volksbildung und Volksglück zu finden. Peschier war vor seiner Reise nach Deutschland ein gewaltiger Mouvementsmann von der äußersten Linken, jetzt hat er seine Meinung geändert und ist ein gemäßigter konstitutioneller Monarchist geworden, der keine andere Bewegung will, als ruhige, volksthümliche Fortschritte. Die Homöopathie macht durch ihn hier große Bekehrungen und Eroberungen, denn sehr bedeutend ist die Anzahl seiner Kuren, die oft an's Wunderbare grenzen und selbst alte, gediegene allopathische Aerzte gegen ihr bisheriges Verfahren mißtrauisch, dagegen dem neuen Systeme geneigt machen. In Lyon zeigt sich dieselbe Erscheinung.

Wenn uns auch Frankreich seine Cholera nicht sendete, wiewohl es sie ziemlich weit gegen unsere Grenzen, nach Dijon, vorschob, so scheint es uns dagegen mit den sarcastischen Verbrechen anstecken zu wollen, die dort so häufig sind und aus dem verwilderten Sittenzustand des Volks hervorgehen. Männer, die ihren schlafenden Frauen mit der Axt den Hirnschädel einschlagen und ihnen dann den Kopf abschneiden, Andere, die eigene Frauen und Kinder verlassen, um mit andern Frauen zu leben, dann diese auf öffentlicher Landstraße todtstechen und sich hierauf selbst verwunden, als sey zwischen ihnen ein Wechselmord verabredet worden, dergleichen Exemplare sind in dem so exemplarischen Genf nicht mehr selten, wiewohl zur Steuer der Wahrheit bekannt werden muß, daß ein großer Theil dieser Malefikanten Auswärtige, besonders Franzosen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

Was will aus Frankreich und der Welt werden?

Wollte man nach gewissen Tageblättern das jetzige Frankreich in moralischer Hinsicht beurtheilen, so müßte man einen sonderbaren Begriff von demselben bekommen. Die karlistischen oder ultramonarchistischen Blätter in Paris lassen es sich angelegen seyn, jeden Tag ihre Klagen über die verderbte Zeit, über die Anarchie in der Politik, wie in der Literatur, über die Ausschweifungen in den Geistesprodukten zu wiederholen. Sie möchten gern zu verstehen geben, seitdem Karl X. nicht mehr in den Tuilerien sitze, gehe auf dem Theater, in der Kunst und in der Literaturwelt Alles drunter und drüber, und der größte Wirrwarr sey an die Stelle der Ordnung getreten. Sonderbar genug stimmt auch ein von einem ganz andern Geiste beseeltes Blatt, le Protestant, welcher von protestantischen Geistlichen abgefaßt wird, ganz in diesen Ton mit ein und sagt heute: „Will man wissen, weßhalb unser so empfindliches, auf seine Ehre mit so vieler Eifersucht wachendes Jahrhundert so gutwillig den traurigen Titel einer Uebergangsperiode hinnimmt? Es weiß wohl, woher es kommt, aber nicht ganz, wohin es geht. Wenn es hinter sich schaut, ist sein Blick ziemlich richtig; es hat mit fester Hand den Schleier der Vergangenheit gelüftet und die Wunde der Sitten, die es nicht mehr will, sondirt, die Ungerechtigkeit der Gesetze, die es verwirft, gemessen, die Formen des Kultus, den es abschafft, beurtheilt und in ihrer Blöße dargestellt. Aber fragt man es, wohin es geht, so trübt sich sein Blick, es sieht die Zukunft nicht hell; sein Horizont ist mit einem dichten Wolkenschleier bedeckt, dort, wo Napoleon den Ruhm hingestellt hatte, damit es nicht weiter schauen sollte. Wohin geht England, seitdem durch die unwiderstehliche Kraft der Umstände das Gleichgewicht seiner drei gesetzgebenden Mächte gestört worden ist? Wohin geht Deutschland mit seinen Philosophen, die bis jetzt noch alle reine Theoretiker sind, die aber früher oder später von der Theorie zur Praxis übergehen werden? Wohin zielt Italien, welches Kraft sucht, indeß es vergißt, einen Mittelpunkt zu suchen, und seine politische Freiheit zu begründen strebt, dabei aber seine religiöse Freiheit vergißt? Wohin zielt unsere Literatur? Für uns ist es klar, daß sie es nicht weiß, und wenn wir aufmerksam auf ihre verzerrte Prosa und auf ihre noch verzerrtern Dichtungen horchen, so ist es uns unmöglich, zu entdecken, welches Ziel sie erreichen will. Man verfolge die Laufbahn unserer populärsten, kühnsten, sinnreichsten Schriftsteller in allen Fächern; man durchgehe die lange Reihe ihrer Werke, Romane, Gedichte, Schauspiele, Erzählungen; man komme von V. Hugo zu Scribe, von Janin zu Barbier, und sehe, ob es möglich ist, ihren Produkten einen Plan, ein Ziel, eine Lehre unterzulegen. Wozu haben sogar Berangers Gesänge gedient? Er hat viel zerstört; was hat er aber aufgebaut? In der klassischen Schule findet sich derselbe Mangel an bestimmter Absicht; Casimir Delavigne, welcher in seiner „Schule der Alten" seinem bewundernngswürdigen Talente eine hohe moralische Richtung gegeben hatte, hat seitdem die Gefälligkeit gehabt, eine elegante, aber kalte und schwache Vermittlung zwischen dem regelmäßigen klassischen Trauerspiel und dem zügellosen brutalen Drama zu versuchen; deßhalb ist auch die „Schule der Alten" sein Meisterstück geblieben."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Dienstag, 23. April 1833.

Daß ein Liebender zugegen,
Fühlt ihr wohl, so naht euch nur;
Doch von schroffen Erdewegen,
Glückliche, habt ihr keine Spur.

Goethe.

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen jezt einen Zeitraum von zwanzig Jahren; der Schauplatz unserer Geschichte ist Rom. Don Riguez, zum General des Ordens ernannt, hatte nur kurze Zeit regiert, doch seltene Talente entwickelt; ihm folgte Sebastian. Mit fester Hand ergriff er den geistlichen Herrscherstab, dessen Glanz ihm schon beim Beginn seiner Laufbahn vorgeschwebt, und wirklich hätte man keinen der Stelle Würdigern wählen können; der Mann von edlem, warmen Herzen, voll reiner Menschenliebe wäre wenig tauglich gewesen, der kühne, ehrgeizige, weltkluge, versteckte Höfling war jedoch völlig an seinem Platze. Anders hatte sich Horacens Schicksal gestaltet; nicht der Glanz, den die Hofhaltung des Statthalters Petri verbreitete, nicht die Hoffnung auf Erhebung und Beförderung war der Grund seines steten Aufenthalts in Rom gewesen, vielmehr hatte ihn die Pflicht eines Jugenderziehers gefesselt. Als Professe von vier Gelübden stand er einem großen Kollegium vor, in dem eine Anzahl Jünglinge aus den ersten Familien sich befand; diesen war er väterlicher Rathgeber und Freund. Die Fehler des raschen Jünglings, die Mißgriffe des, das Gute wollenden, doch die Welt verkennenden Mannes waren von ihm gewichen; das wilde, verzehrende Feuer hatte einer edlen Wärme, die schnelle That der klugen, reifen Ueberlegung, der durch Mißgeschick erschütterte Glaube der festen, klaren Ueberzeugung des frommen Greises Platz gemacht; die Ordensbrüder, Sebastian an ihrer Spitze, erkannten ihn für vollkommen würdig der Verpflichtung, die er übernommen.

Unter seinen Schülern waren besonders zwei, an denen er mit besonderer Zuneigung hing; es war ihm, als blühe seine eigene Jugend in den Anlagen und Eigenschaften dieser Knaben wieder auf. In Andreas, eines jungen Deutschen, blauem, offnen Auge sprach ihn die eigene frische Lebenslust und Weltfreudigkeit an, indeß das nachdenkliche, ernste, fast mädchenhaft sinnige Wesen Giulios, eines Italieners, ihn an die frühe Reife seines eigenen Herzens und Geistes wohlthuend mahnte. Ein Ereigniß, welches den raschen Andreas sogleich zur That reizte, brachte in Giulios Innerem erst jenes heilsame Nachdenken hervor, welches die Trägerin der Weisheit wird. Beide Jünglinge liebten sich, und beide zusammen gaben gleichsam ein vollständiges Charakterbild. Noch hatte Horace über die tiefer eingreifenden Grundsätze des Ordens nicht mit ihnen gesprochen, ihre jugendlichen Seelen waren nicht reif dazu. Das heitere Reich des Wissens machte er ihnen zugänglich, die Bedeutsamkeit der alten klassischen Schätze deckte er ihren Blicken auf; doch zitterte er vor

dem Momente, wo er ihrem Auge nicht allein den Kelch der schönen Blume, sondern auch die im Finstern sich verbergende, an die niedere Scholle sich klammernde Wurzel zeigen sollte; die eigene Thräne, die er damals vergossen, als ein schöner Schleier nach dem andern vor ihm zerriß, brannte wieder auf seiner Wange, doch war er fest entschlossen, ihnen nichts weichlich zu verbergen, was sie als kräftige, zum Kampf gerüstete Männer wissen mußten.

Dieser gefürchtete Augenblick nahte heran. Andreas und Giulio sollten an Einem Tage ihr Gelübde ablegen. In der Stille seiner Zelle mit ihnen eingeschlossen, bestand Horace darauf, daß sein Blick frei in ihre Seele dringe, und auch hier zeigte sich ihr verschiedener Charakter. „Mein Vater!“ rief Andreas lebhaft, indem eine Thräne über seine Wange lief und sein Auge blitzte, „Du hast mir gesagt, daß unser Orden da ist, um Gutes zu wirken, das Glück der Menschen zu befördern und unsre heilige Religion zu schützen und zu befestigen. Wohlan, was brauche ich mehr zu hören, um mich auf ewig einer so segensreichen Gesellschaft zuzueignen? Kann eine Vereinigung edler Menschen, aus der Könige und Fürsten ihre Rathgeber und Freunde wählen, die das Licht der Wissenschaft und Kunst freundlich anstecken, in der Priester dienen, welchen der heilige Loyola selbst den Hirtenstab in die Hand gegeben, und endlich, zu der Du Dich zählst, mein Vater, kann eine solche Vereinigung wohl jemals ehrwürdiger, trefflicher gedacht werden! Laß mich auch in diese fromme Schaar eintreten.“ Während Andreas Rede hatte Giulio mit leuchtendem Auge ihn angeschaut; jezt, da jener schwieg, senkte er es zu Boden und vermochte nicht, Horacens Blick zu ertragen, der prüfend auf ihm ruhte. „Nun!“ rief dieser, „geliebter Sohn, Du zögerst, Du findest Bedenklichkeiten?“ — „Ich finde keine!“ rief der Jüngling, „ich will in den Orden treten, weil Du Dich in demselben befindest.“ — „Dieß ist kein Grund,“ bemerkte der Greis mit bewegter Stimme; „kannst Du wissen, welche Umstände mich hieher geführt? Rede frei, meinst Du, es sey Deine Bestimmung, einer der Unsern zu werden?“ Der Jüngling brach aufs Neue in Thränen aus. „Laß mich bei Dir bleiben!“ rief er, „ich grüble nicht, ich will nicht deuten und fragen; Du bist im Orden, so nimm auch mich auf!“ Horacens Herz bestand einen schweren Kampf, er glaubte zögern zu müssen, und verschob darum den festlichen Tag; doch als auch diese Frist vergangen und beide Jünglinge fest bei ihrem Willen blieben, vollzog er selbst die heilige Handlung der Weihe und nahm die Gelübde der jungen Herzen im Namen der Kirche an. Als er die welke Hand auf ihre blühenden Lockenhäupter legte, als Giulios Antlitz, von Thränen befeuchtet, zu ihm aufblickte, da glaubte er Constanzens Züge zu sehen, und der Engel einer schönen, sonnenhellen Zeit flog mit rauschendem Flügelschlag an ihm vorüber.

In der Nacht nach jenem Tage senkte sich ein bedeutungsvolles Traumbild auf ihn nieder; sein Blick war in eine ferne Zukunft gerichtet, ein fürchterliches Bild stand vor seinen Augen. In den Gemächern des Vatikans lag ein Pabst sterbend auf seinem Lager: die goldne Krone war von seinem Haupte gefallen, Wahnsinn starrte in seinen Blicken, Todesschweiß perlte an seiner Stirne und schreußliche Pestwunden klafften auf dem im Todeskampfe sich windenden Körper. Eine laute Stimme rief durch die Stille des Gemachs nach dem Mörder, und siehe, auf den Ruf trat eine Gestalt herein, deren Gewand Horace mit Grausen für die Kleidung seines Ordens erkannte. „Unter allen, die da gesündigt, wer hat ein größeres Verbrechen begangen?“ rief die Stimme; „das Oberhaupt der Kirche, der Stellvertreter des Apostels, das Herz der Christenheit, gemordet durch einen seiner Söhne! Oeffnet euch, ihr Thore! gebt sie heraus die Zahl der Sünder! wer wird Gnade finden, wessen Gewand wird bleichen vor dem Blicke dieses Sterbenden?“ Die Gestalt des Jesuiten erbebte, in dem Moment traten die Mauern des Sterbegemachs auseinander, und herein drang eine ungezählte Schaar, die Schüler Loyolas, von seinem nächsten Nachfolger bis auf die spätesten Zeiten herab. Horacens Auge konnte sie nicht überschauen, die schwarzen Gewänder verfinsterten den Himmel, da erhob sich der sterbende Blick des Pabstes; von einem zum andern schweifend, überzählte er alle, doch so finster ihre Hüllen waren, sie wurden noch finsterer, als der brechende Todesblick auf ihnen weilte. „Es ist keiner unter ihnen,“ rief die Stimme drohend, „Keiner, der gerecht befunden wird!“ Horace erbebte, jezt traf auch ihn der Blick und, o Himmel! die finstern Schatten seines Gewandes wichen; ein freudiges Entzücken übermannte ihn, mit einem Dankgebet erwachte er. Sein ahnender Geist sagte ihm, daß dieses die Vorbedeutung seines nahen Todes sey. Doch ehe er sein Ziel erreichte, waren ihm noch bittere Erfahrungen aufgespart; die herbste mußte er an seinem Zögling Giulio machen.

(Der Beschluß folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Die Zahl der Fleischfresser in dieser Welt stand mit der der oben aufgeführten Pflanzenfresser in ziemlich gutem Verhältnisse, so daß eine leidliche Lebensmonarchie oder eigentlich eine aristokratische Republik daraus wurde. Wir finden einen großen Löwen oder Tieger — was es ist,

läßt sich nicht ganz genau angeben — vier deutlich geschiedene Bärenarten, eine Katze von der Größe eines Panthers, eine Hyäne, einen Wolf, einen Fuchs, einen Vielfraß, einen Marder, ein Wiesel; man sieht, König Nobels Tafelrunde ist so ziemlich beisammen. Aber merkwürdigerweise finden sich die Knochen dieser Stegreifritter des antediluvianischen heiligen römischen Reichs verhältnißmäßig selten in den freien Lehm- und Thonlagern, dagegen häufig in ungeheurer Menge in den Spalten und Höhlungen des Kalksteingebirgs, die damals noch offen lagen und erst in Folge der Fluth, welche diese Schöpfung zerstörte, ausgefüllt wurden. Vorzüglich berühmt und allgemein bekannt sind in dieser Hinsicht die Höhlen im Juragebirg, besonders aber in den Ausläufern desselben, die sich über Deutschland verbreiten. Hier liegen die Knochen dieser Würger, vermischt mit den Gebeinen ihrer Opfer, an welchen sich noch häufige Spuren ihrer Zähne zeigen, zu Tausenden beisammen. Diese Verließe sind die Burgen und Herrensitze jener Zeit, und die Bewohner scheinen sich bei der großen Fluth hieher geflüchtet und ritterlich den Tod erwartet zu haben. Erst vor Kurzem hat man wieder in England ein solches Malepartus entdeckt, welches unzählige Hyänenknochen enthielt. Diese Thiere scheinen sich hier lange aufgehalten und die Knochen von Elephanten, Nashörnern, Flußpferden, Ochsen, Hirschen, Pferden, welche mit ihnen vermischt liegen, hieher geschleppt zu haben.

Es ist lustig genug, daß einst auf demselben Boden, wo menschliche Edle Pilger und Handelsleute niederwarfen, Klöster und Städte brandschatzen, und bei ihrem Thun Niemanden über sich erkannten, als ihren Gott und ihren Kaiser, ihre Wappenthiere so ziemlich dieselbe Rolle in der Historie spielten und noch dazu gar Niemanden über sich erkannten; man weiß wahrhaftig nicht, welchen Zustand man für das Symbol des andern nehmen soll. Jene Gemeinden plumper, pflanzenfressender Gesellen, Elephanten, Nashörner, Ochsen u. s. w., waren zwar meist zu Schutz und Trutz gewappnet; aber das Nashorn mit Pickelhaube und Harnisch, der Elephant mit seinem Dreschflegel, der Ochse mit der Heugabel, das Roß mit der steinharten Faust, das Rennthier mit dem Morgenstern, was waren sie, den kriegsgeübten, flinken Fressern und Würgern gegenüber? Landsturm! Bürgermiliz! Nur in gedrängten Haufen, den Wald der Piken vorstreckend, vermochten sie sich und ihre Jungen vor dem zwanzigschneidigen Schwerdte der gierigen Rachen zu schützen. Jagten sie auch hin und wieder einen Bären oder Leoparden durch die Spieße, im Ganzen blieben sie doch hörig und tributpflichtig mit ihren eigenen Leibern. Die Reichsverfassung ruhte auf unerschütterlicher Grundlage; die Reichsstände waren nach der ewigen Matrikel der schöpferischen Naturkraft abgestuft, welche Zähne und Krallen, Mähne und Schweif nach unabänderlichen Gesetzen ertheilt und vererbt, und reichsunmittelbar war nur der, den kein Anderer fressen konnte.

Wenn wir, die tertiären Erdbildungen oder das sogenannte ältere aufgeschwemmte Land, dessen Thierwelt wir im Bisherigen skizzirt haben, verlassend, tiefer in die Erde dringen, so betreten wir das räthselhafteste, verwirrteste Gebiet der Erdrinde, die sekundären Bildungen, oder das Flötzgebirge genannt, das hier in mächtigen, vervielfältigten, dort in schwächern, seltenen Schichten den Raum zwischen dem aufgeschwemmten Land und dem nicht mehr deutlich geschichteten Gestein des Urgebirgs ausfüllt. Ueber diesem Gebiete, das in den verschiedenen Ländern, welche bis jezt durchforscht sind, die größten Abweichungen und Verschiedenheiten zeigt, während einerseits das aufgeschwemmte Land, andernseits das Urgebirge sich überall in ihren Verhältnissen sehr gleichförmig zeigen, liegt noch das größte Dunkel. Der Naturforscher wird durch die Mannigfaltigkeit der hieher gehörigen Gebirgsarten, durch das Chaos von organischen Resten, welche für mehrmals wiederholte Einbrüche des Meeres zeugen, verwirrt, und das geordnete Studium dieser Schichten hat, was namentlich die Chronologie der hier begrabenen Thier- und Pflanzenschöpfungen betrifft, kaum begonnen. Auf Seegewürme und andere Thiere, ähnlich denen unserer jetzigen Meere, welche unmittelbar unter den eben beschriebenen Letten- und Sandlagern liegen, folgen nach unten Gruppen von Landthieren, Muscheln und andern Geschöpfen des süßen Wassers, ganz unähnlich den heutigen. Die Schichten, welche diese Reste führen, lagern wiederum auf Gebilden, welche ihrer mineralogischen Beschaffenheit und den darin enthaltenen Geschöpfen nach, Produkte des Meeres sind; noch einmal treten sodann gänzlich unbekannte Reptilien und Fische des süssen Wassers auf, bis endlich die wirre Reihe mit fremdartigen Zoophyten und Schaalthieren des ältesten Meeres schließt. Diese Fülle von organischen und unorganischen Bildungen an so vielen Orten als möglich chronologisch zu ordnen, und sodann die verschiedenen Beobachtungen synchronistisch zu verbinden, dieß ist für die nächste Zukunft die Hauptaufgabe der Forschung. Bis jezt ist die Wissenschaft nur im Stande, im Großen Durchschnittslinien zu ziehen, und wenn wir, unserm Vorsatze getreu, fortfahren, nur die merkwürdigsten der ehemaligen Bewohner der Erde zu beschreiben, so müssen wir zwar die Hauptmasse höchst schätzbarer Elemente zu einem künftigen großen Gebäude der Erdkunde übergehen, im Allgemeinen haben wir aber den Lesern rein nichts Esoterisches zu verschweigen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beſchluß.)

Frankreichs Zukunft, beſonders in der Literatur.

„Des Anſcheins ungeachtet,“ fährt der Proteſtant fort, „ſieht man ebenſowenig, wohin Lamartines Verſe und Chateaubriands Proſa zielen. Der religiöſeſte Dichter heutiger Zeit iſt bei der Religioſität ſtehen geblieben, und in dem Katholizismus des Verfaſſers der Märtyrer ſteckt ſo viel Phantaſie, ſo viele Gefallſucht, daß die Sorge, zu überzeugen, darüber vergeſſen wird. Kurz, die Literatur ſcheint in eine Schlucht ohne Ausgang gerathen zu ſeyn. Auch der Philoſophie werfen wir vor, ſie wiſſe nicht, was ſie will. Seitdem ſie mit Couſin in die Pairskammer und mit Jouffroy in die Deputirtenkammer gerathen iſt, ſchweigt ſie faſt gänzlich und gibt wenig Lebenszeichen u. ſ. w.“ So geht es noch lange in dieſem Tone fort. Nach dem proteſtantiſchen Prediger, welcher Seckerel zu ſeyn ſcheint, gibt es jetzt ebenſowenig ein Ziel für die Politik, als für die Literatur und die Philoſophie; Niemand weiß, wohin er geht. Daß man den alten Pfad verlaſſen hat, ſcheint der Proteſtant zu billigen; aber von nun an ſoll man ſich der Leitung der Lehrer ſeiner Kirche überlaſſen. Darin unterſcheiden ſich die Klagen des Proteſtant von denen der hieſigen katholiſchen und karliſtiſchen Blätter; denn dieſe werfen ihrem Zeitalter und ihren Zeitgenoſſen vor, erſtlich, daß ſie den alten Pfad verlaſſen haben, und zweitens, daß ſie den neuen nicht unter der Leitung ihrer Lehrer einſchlagen, welche offenbar durch einen Umweg wieder zum alten Pfade zurückführen würden. Beiden Parteien aber wird es ſchwerlich gelingen, die jetzige Welt in Frankreich zu leiten. Wohin dieſe gelangen wird, läßt ſich freilich nicht abſehen; auch iſt ſie gar nicht geſonnen, auf einem einzigen Pfade fortzuwandeln, ſondern man ſieht deutlich, wie ſie verſchiedene Richtungen einſchlägt, von denen wahrſcheinlich einige auf Abwege führen. Ueber den Erfolg kann man aber, glaube ich, in der Literatur wenigſtens, ganz ruhig ſeyn; denn hier werden die Verirrungen wohl keine andern Folgen haben, als daß ſie einige Schriftſteller lächerlich machen, was in Frankreich ungefähr ſo viel heißt, als ihrem Einfluß mit einemmale ein Ende machen. Allerdings hat es wohl nie in der franzöſiſchen Literatur ſo bunt ausgeſehen, und auf der Bühne ſowohl, als in den belletriſtiſchen Schriften kommen fürchterliche Wechſelbälge zum Vorſchein; allein ſchon dieſes gewaltige Treiben und Hervorbringen von allerlei unerhörten Geſtalten iſt beluſtigender, als das ewige Reproduciren abgelebter Formen; denn es beweiſt doch ein ſelbſtſtändiges Leben, eine freie Aeußerung der Geiſteskräfte. Freilich wäre es jämmerlich, wenn mit dieſem Schaffen nichts zu Stande käme, als Mißgeburten; dieß wird aber ſchwerlich der Fall ſeyn. Sieht man nicht ſchon manches Eigenthümliche, das wenigſtens ſo gut iſt, als die vielen alten Nachahmungen und Nachbildungen? Muß nicht aus dem großen Wetteifer, der die jungen Schriftſteller beſeelt, und aus dem Streben, Neues hervorzubringen, endlich doch etwas Vortreffliches hervorgehen? Ueberhaupt iſt es jetzt ſehr lebendig in der franzöſiſchen Literatur, und man ſieht es ihr nicht viel mehr an, daß vor nicht ganz drei Jahren Alles in Frankreich durch eine gewaltige Revolution erſchüttert worden iſt. Zwar genießen die Früchte ernſter Studien noch nicht der Aufmerkſamkeit und Aufmunterung wieder, worauf ſie Anſpruch machen können. Dagegen ſind für die leichte Literatur die Gemüther jetzt außerordentlich empfänglich, und auch die Geſchichtwerke, wenn ſie in gefälliger Geſtalt dargeboten werden, haben ſich einer guten Aufnahme zu erfreuen; langweilige Schriften aber werden mehr als je bei Seite gelaſſen. Wenn die Gemüther von einer großen Erſchütterung ſich erholen, wird die Langeweile immer übel aufgenommen, wogegen Alles, was angenehm unterhält und den Geiſt zerſtreut, zur rechten Zeit kommt. Daher arbeiten ſo viele junge Schriftſteller blos auf die Unterhaltung der Leſer hin und poetiſiren, indeß die Politik immer proſaiſcher wird. Dg.

Genf, April.

(Beſchluß.)

Geiſt der Wohlthätigkeit.

Der Redakteur der Sentinelle Genevoiſe, ein Franzoſe, hatte in ſeinem Blatte zwei geachtete Männer mit groben Perſönlichkeiten angegriffen. Dieſe begnügten ſich nicht damit, den Patron und ſein elendes Blatt zu verachten, ſondern thaten gerade, was er wünſchte, ſie nahmen es übel und verfügten ſich zu ihm, um ihm einen Brief zum Einrücken zu übergeben; es kam — was ſich vorausſehen ließ — zum Wortwechſel, und beim Weggehen erhielt einer der Herrn einen Meſſerſtich in den Arm, den der Herr Redakteur wahrſcheinlich anders gemünzt hatte. Er kam hierauf in Kriminaluntersuchung und wurde, wegen einiger mildernden Umſtände, nur zu einjährigem Gefängniß verurtheilt, wovon ihm, wenn er ſich gut aufführt, wahrſcheinlich die Hälfte oder ein Drittheil erlaſſen werden wird. Dieſe Sentinelle iſt der Mittel- und Angelpunkt, ja ſogar die Hauptwache des revolutionären Elements in Genf, an dem jedoch nur wenige Eingeborne Theil nehmen.

Erfreulicher als ſolche Erſcheinungen iſt das tägliche Wachſen und Gedeihen unſerer Wohlthätigkeitsanſtalten und der Inſtitute, welche die bürgerliche Geſellſchaft ehren, ſo unſere Aſſociationen für Waiſen, für kranke männliche und weibliche Arbeiter und Dienſtboten, unſere Sparkaſſe, die ſchon mehr als eine Million beſitzt. So ward auch an die Unterſtützung fremden Leidens, an die Linderung fremder Noth gedacht. Während der Belagerung von Antwerpen forderten zwei edle Männer, Karl von Conſtant und der Oberſtlieutenant L. Rilliet, zur Unterſtützung der bei der Belagerung unglücklich gewordenen holländiſchen Familien auf, indem ſie an die Großmuth Hollands gegen Genf in den vorigen Zeiten, indem ſie an unſere Baſtion d'Hollande erinnerten, die mit holländiſchem Geld erbaut wurde. Die immer nach Frankreich hinüberſchielende Politik eines hieſigen Blattes ſuchte zwar das ſchöne Unternehmen zu verhindern, oder wenigſtens zu lähmen. Es gelang ihm aber nicht; denn der richtige Sinn der Genfer ſah in der Sammlung nichts Politiſches, ſondern nur etwas rein Menſchliches, nämlich den Wunſch, denen wohl zu thun und wo möglich zu vergelten, die uns einſt unterſtützten, als uns von mächtigen Nachbarn Gefahr drohte. So kamen denn in wenigen Tagen 10-150 Gulden zuſammen und wurden nach ihrer Beſtimmung abgeſendet. Auch für die nach Frankreich ziehenden Polen war vorigen Sommer ſchon eine Kollekte eröffnet worden, die aber in acht Monaten nur 3576 Gulden einbrachte und vielleicht noch geringer geweſen wäre, wenn damals ſchon der wahre Zuſammenhang und Hergang der polniſchen Revolution ſo bekannt geweſen wäre, wie jetzt, und wenn man von dem Betragen der Polen in Arbon, Beſançon und andern Orten in Frankreich ſchon ſo genaue Kenntniß gehabt hätte, wie gegenwärtig.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. April 1833.

Buffon ist nur der Descartes der Erdkunde, mit seinen kühnen Hypothesen, den bald ein Keppler und Newton durch rein zusammenstimmende Thatsachen übertreffen und widerlegen möge.

Herder.
1784.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Unter den Friedhöfen des Mammuths und seiner Genossen treffen wir Niederschläge eines frühern Meers, welche noch jezt unsere großen Ebenen bilden; sie enthalten Reste von, den heutigen sehr ähnlichen Seethieren, von Delphinen, Schwerdtfischen, Wallfischen. Unter diesen Schichten tritt eine, so weit die bisherigen Beobachtungen reichen, zwar geographisch beschränkte, aber nichts desto weniger höchst interessante Welt von Geschöpfen auf, die der sogenannten Paläotherien, als deren Kolumbus ausschließlich Cuvier erscheint. Man hat die hieher gehörigen Geschöpfe in einiger Fülle bis jezt nur in den Gyps- und Mergellagern des mittlern und südlichen Frankreichs, in größter Menge in dem Becken von Paris, Spuren davon aber in der Schweiz, im Elsaß, in Ligurien entdeckt. Die fossilen Knochen im Boden von Deutschland, England, Italien sind sämmtlich entweder jünger oder älter als die Paläotherien, gehören entweder dem schon beschriebenen Reiche König Nobels oder den uralten Reptiliengeschlechtern in der Formation des Jurakalks, dem untersten Hauptstockwerk an, das die Lebendigen der Erde bewohnten.

Während wir in den obern Letten- und Sandlagern die Hauptklassen der heutigen Säugethierwelt so ziemlich in den heutigen Verhältnissen repräsentirt und die einzelnen Arten den unsrigen sehr ähnlich gefunden haben, so hat dagegen die Thierbevölkerung im Pariser Gyps, von der wir jezt sprechen, den merkwürdigen Charakter, daß sie größtentheils aus Pachydermen von kleinerem Wuchse besteht, welche sich im Bau mehr oder weniger den Tapiru, den Nashörnern und selbst den Kameelen nähern, indessen heutzutage gänzlich unbekannt sind. Cuvier hat diese zahlreichen Thiere kunstgerecht in mehrere Geschlechter gesondert, in Paläotherien, Lophiodonten, Anoplotherien, Anthracotherien u. s. w., von denen wir einige, um einen Begriff von dieser Welt zu geben, flüchtig beschreiben. Die eigentlichen Paläotherien, von denen es im Pariser Gyps wimmelt und deren Cuvier sieben Arten unterscheidet, mußten im Allgemeinen so ziemlich den Tapirn gleichen, namentlich waren sie ohne Zweifel mit einem Rüssel versehen. Eines erreichte die Größe des Pferds, drei andere sind nicht größer als ein Schwein und eines nicht größer als ein Hase. Die Anoplotherien sind vollends eine ganz eigenthümliche Thierart, die sich mit nichts in der heutigen Natur vergleichen läßt; sie zeichnen sich besonders durch einen Charakter aus, den man sonst bei keinem Thier wahrnimmt, nämlich durch Zähne in ununterbrochener Reihe ohne alle Lücke; ihrem Schädel nach scheinen sie keinen Rüssel gehabt zu haben. Das gewöhnliche Anoplotherium ist ein Thier, so groß wie

ein Eber, indessen bedeutend länger, mit einem langen dicken Schwanz, und es scheint im Allgemeinen die Umrisse der Fischotter gehabt zu haben; es konnte ohne Zweifel auch schwimmen. Ein anderes ist äußerst schlank und zart gebaut wie eine Antilope.

Diese große Menge von gegen vierzig, jezt gänzlich unbekannten, nicht sehr großen Pachydermenarten ist desto auffallender, als die jezt so zahlreichen, mächtigen Geschlechter der Wiederkäuer, welche zum Theil bedeutend groß werden, wie Ochse, Giraffe, Kameel, mit ihnen gar nicht vorkommen. Indessen waren sie keineswegs die einzigen Bewohner des damaligen Landes. In demselben Gyps finden sich mit ihnen Knochen von Fleischfressern, von Nagethieren, von Krokodillen und Schildkröten. Am interessantesten ist aber wohl, daß sich auch Reste eines kleinen Beutelthiers finden, also eines Thiers, deßgleichen heutzutage nur auf Neuholland vorkommen. Die Schildkröten dieser Zeit sind sämmtlich Süßwasserschildkröten, und zwar entsprechen die meisten denjenigen, welche heutzutage in den Strömen heißer Länder, Ganges, Orenoko, leben. In den Seen und Strömen, welche diese Reptilien und manche der beschriebenen Säugethieren bewohnten, haben auch Fische und Schaalthiere gewohnt, welche jezt so unbekannt sind, als jene Paläotherien selbst.

Allem nach läßt sich nicht bezweifeln, daß diese ganze Thierwelt durch eine Catastrophe gänzlich untergegangen ist, und wo man Reste derselben entdeckt, liegen auch mächtige Schichten von Gestein darüber, welche sich sichtbar aus einem Meere niedergeschlagen haben. Aber Alles weist darauf hin, daß diese Schöpfung entweder nur auf Eilanden oder auf wenigen Ebenen gelebt hat, welche durch hohe Gebirge von einander geschieden waren, in welchen sich keine Spur der beschriebenen Thiere findet. Der Charakter der Pflanzenwelt in diesen beschränkten Landstrichen war, wie der der Thiere selbst, ganz tropisch; die palmenartigen Gewächse herrschen vor, und Palmen, Krokodille, tropische Schildkröten und Paläotherien liegen in den hieher gehörigen Erdgebilden immer beisammen.

Bei diesem, nach unsern jetzigen Beobachtungen verhältnißmäßig so beschränkten, von so eigenthümlichen Geschöpfen bevölkerten Gebiet fällt einem unwillkührlich das heutige Neuholland ein, das bekanntlich auch eine Menge sonderbarer Thiere nährt, welche sonst nirgends vorkommen. Könnte nicht Neuholland der Rest einer frühern Schöpfung, könnten nicht seine Geschöpfe ungefähr Zeitgenossen der Paläotherien seyn? Denkt man sich, die jetzige Schöpfung auf Neuholland werde in Folge einer Erdrevolution vernichtet, und dieselbe Catastrophe verschmelze etwa die alte Erdveste von Neuholland mit den zunächstliegenden großen asiatischen Inseln, Java, Borneo, so würden sich bald die Thiergeschlechter Asiens, Elephanten, Büffel, Hirsche, große Katzen, auf den frühern, nun entweder von nachmals erhärteten Meeresniederschlägen bedeckten oder durch vulkanische Kräfte aufgehobenen und zerklüfteten Boden Neuhollands herüberziehen und ausbreiten. Fände im Laufe der Jahrtausende auch diese neue Thierwelt durch eine wiederholte Fluth ihren Untergang, so würden in den antediluvianischen zoologischen Registern eines auf dem neuerdings begrünten Boden lebenden Naturforschers — sey dieser nun ein menschlicher oder hypermenschlicher — die jetzigen Känguruhs und Schnabelthiere Neuhollands ganz unter den Verhältnissen auftreten, in denen die Paläotherien Frankreichs zu unserer jetzigen europäischen Welt stehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Jesuitenschüler.

(Beschluß.)

Des Jünglings Trübsinn wuchs von Tag zu Tage, sein Ernst verwandelte sich in tiefes, finsteres Schweigen, er mied den Blick seines väterlichen Freundes; diesen bekümmerte es tief. Einst sagte er zu ihm: „Mein Sohn, lastet Dein Gelübde so schwer auf Dir?“ — „Ja, mein Vater, ich bin nahe daran, zu bereuen, es geleistet zu haben.“ — „Dann wehe Dir!“ — „Die Heiligen mögen mich schützen!“ — „Sie schützen den nicht, Sohn, der sich selber aufgibt.“ — „So schütze, rette Du mich!“ Horace schloß ihn in seine Arme, er suchte seine Thränen zu trocknen, doch seiner Mühe spottend, flossen sie nur um so zahlreicher. „Vertraue mir gänzlich!“ rief der sanfte Greis, „nur dann kann es mir gelingen, Dir helfend beizustehen.“ Diese Worte lösten jedes Siegel von des Jünglings Lippen. „Erinnere Dich, mein Vater,“ hob er stotternd an, „wie Du mit uns vor drei Jahren an den Kaiserhof nach Deutschland reistest; es erfreute Dich mein Entzücken, mit dem ich alles Neue und Schöne erfaßte, der rege Sinn, mit dem ich die Fremde in mir aufnahm; und in der That, deutsches Leben, deutsche Wissenschaft und Kunst, die Heiterkeit und Freiheit, die dort glückliche Menschen athmen, sie blieben nicht ohne tiefen Eindruck auf mein Herz. Ach, diese Reise ist ein Born meines Unglücks geworden, dahin, in die lichten deutschen Auen zieht mich die Sehnsucht; Regensburg, Augsburg in seiner Herrlichkeit, Goslar, der alte Kaisersitz, und endlich Nürnberg, wo kostbare Kunstschätze versammelt liegen, alle diese Orte schweben mir deutlich vor, mit ihnen verbindet sich der glühende Wunsch, mich dem offenen, biedern deutschen Sinn zu verbrüdern. Was ich mir nur denken mag von Menschenglück und Frieden, auf dem Antlitz deutscher Männer scheint es zu wohnen, in den blauen Augen deutscher Frauen zu lächeln! Wahrlich, nur mit getheiltem Herzen kann ich hier einer düstern

Pflicht dienen, die die schönsten Blüthen aus unserem Daseyn grausam hinwegstiehlt. O, mein Vater, rette, rette mich!“ Die Stirn des Greises furchte sich: „Du hast es ja gewollt!“ rief er ernst; „Dein Wunsch kommt jezt zu spät; hättest Du damals diese Worte gesprochen!“ Die tiefe Bewegung erlaubte dem Jüngling nicht, zu sprechen. „Mein Sohn,“ fuhr Horace fort, „Du entdeckst mir nicht alles; die Sehnsucht nach dem fernen deutschen Leben ists nicht allein, die Dich zieht; laß mich nicht fürchten, daß eine unglückliche Neigung —“ — „Du siehst in mein Herz,“ unterbrach ihn Giulio händeringend. „In Regensburg war es, wo wir im Hause eines vornehmen adligen Herrn, eines Verwandten von unserem Andreas, gastfrei aufgenommen, länger als zwei Monate blieben. Du erkranktest, mein Vater, die Besorgniß für Dich theilte ich mit der ganzen ehrwürdigen Familie, an Deinem Lager zeigte sich öfters eine Erscheinung des Himmels, Cäcilie; sie war es, die mit weiblich-zarter Sorgfalt die Pflege mir abnahm, wenn ich ermüdete; Du genasest — ich aber erkrankte unheilbar. Jezt weißt Du, mein Vater, die Quelle meines Elends — nimmer, nimmer kann ich Cäcilien vergessen.“ — „Unglücklicher!“ rief Horace, „und warum erst jezt dieß Geständniß, jezt, da Dein ausgesprochenes Gelübde mir Deine Rettung unmöglich macht?“ Giulio senkte seinen Blick zu Boden: „Ich hoffte mich selbst zu bekämpfen, aber ich fühle, der Stachel unbefriedigter Sehnsucht wird und muß mein ganzes Daseyn vergiften.“

Diese Worte trafen Horacens Herz; sein früheres Leben ging an ihm vorüber, und er konnte kein hartes Wort gegen den Armen über seine Lippen bringen. Als er allein war, flossen seine Thränen; er machte sich bittere Vorwürfe, jene Reise unternommen zu haben; doch wie er auch seinen Scharfsinn anstrengte, er konnte kein Mittel entdecken, seinen Schüler zu retten. Indessen hatte das Schicksal ihn auserlesen, Sebastian noch den lezten Freundesdienst zu leisten. Hugo war nach Rom gekommen; sein tückischer, ehrgeiziger Charakter, mehr aber noch einige hitzige Zwiste mit Sebastian, in Folge deren dieser ihn hart bestrafen mußte, trieben seine finstere Seele an, auf Rache zu sinnen; mit ihm verband sich George Boniface, der sich vom Ordensgeneral übergangen glaubte; Beide sannen den Plan einer Vergiftung aus. Das entsezliche Verbrechen war eben seiner Ausführung nahe, als Horace, dessen Verdacht rege geworden, durch die Treue seiner Späher davon Kunde erhielt und mit eigener Hand Sebastian den vergifteten Trank bei der Tafel vom Munde riß. Der Gerettete blickte schaudernd in den dicht vor ihm geöffneten Abgrund; doch so innig er seinem edelmüthigen Retter dankte, so konnte er doch nicht umhin, diesen zu tadeln, daß er so öffentlich gehandelt. „Du hast meine Feinde zu den Deinigen gemacht,“ rief er, von den finstersten Ahnungen ergriffen; „jezt sieh Dich vor!“ — Horace verachtete die Warnung. „Wer wird die Silberlocke auf einem Scheitel, so nahe dem Grabe, noch berühren?“ Doch seine edle Zuversicht betrog ihn; Hugo und Boniface wurden zwar in strengen Gewahrsam gebracht, doch einer ihrer Verbündeten fand Mittel und Wege, dem unglücklichen Greis den Todestrank in die Hand zu spielen. So war die lezte That seines Lebens ein Opfer für den Freund, der ihn so oft verrathen.

Als Andreas und Giulio den unabwendbaren Verlust, der ihnen bevorstand, erfuhren, stürzten sie, die Hände des Greises fassend, Beide vor seinem Lager nieder; der Arzt suchte sie zu entfernen, weil er für den Kranken fürchtete. „Laßt ihn!“ rief Horace, Giulio's Rechte in die seinige fassend, „es ist mein Sohn!“ — „Das ist er,“ flüsterte ihm eine Stimme, nur ihm hörbar, ins Ohr, und Horace erkannte den treuen Zirja; „laßt mich einen Augenblick mit Euch allein,“ rief dieser, „ich will Euch eine freudige Botschaft bringen.“ Der Sterbende richtete sich auf. Als Andreas und der Arzt das Gemach verlassen, führte Zirja eine von der treuen Clara geleitete Dame in Pilgertracht herein; es war Constanze. Sie beugte sich ohne Worte über Horacens Antlitz, ihre Thränen befeuchteten seine Wange, Giulio kniete am Lager. „Meine Constanze!“ stammelte der freudig Erstaunte, „mein Sohn! Ach! was kann ich ihm geben!“ — „Die Freiheit!“ rief Giulio und lehnte die heiße Wange an die kalte Hand. „Löse seine Ketten!“ bat Constanze, „denke an die schweren Bande, unter denen unsere Herzen bluteten!“

Ein Diener meldete, daß der Ordensgeneral Einlaß begehre. „Wohlan!“ rief der Sterbende, „die Augenblicke sind kostbar, der Himmel öffne mir jezt das Herz, das so oft für mich verschlossen war.“ Der Eintretende erblickte mit Befremden die Gruppe am Sterbelager, fragend richtete er den Blick auf die Knieenden Gestalten und ein dunkles, ungewisses Erinnern stieg in ihm auf. „Sebastian!“ rief Horace, „hier kniet Constanze della Gloria, einst Deine Liebe, wie es die meinige war. Dieser Jüngling ist mein Sohn! Die trostlose Mutter kam zu spät, ihn zu retten, er hat sein Gelübde schon abgelegt, auf ewig ist er unglücklich, denn auch ihn fesselt eine geheime Neigung. Nur Du kannst ihn retten! — Sebastian, wenn ich Dir jemals Freund war, so vergiß, was Dir die Mutter einst gewesen — rette, rette den Sohn!“

Sebastian schwieg eine kurze Pause, dann stürzten die Thränen aus seinen Augen; er reichte dem Sterbenden die Hand. „Du stirbst für mich!“ rief er, „der Augenblick der Vergeltung naht mir! kann ich wohl für so viele Opfer, die Deine treue Seele mir brachte, weniger thun? Dein Sohn ist frei! und sollte ich selbst auf meinen Knieen die Dispensation vom heiligen Vater

erbetteln.“ — „Frei!“ rief Giulio, und sank in die Arme seiner Mutter. Ein dankender Blick nach oben verklärte die lezten Momente des Sterbenden.

Neuere Volkslieder der Spanier.

Daß ich dich könnt' vergessen,
Mein Schatz! sey nimmer bange,
Denn meine dummen Streiche
Dauern gewöhnlich lange.
Doch sollte sich mein Wesen
Plözlich verändern, lesen
Wir unter ander'm Titel
Noch einmal dieß Kapitel.

*

Ich liebte dich, du liebtest mich,
Was mir mein Seyn versüßte;
Du meidest mich, ich meide dich,
Und nun: Laus tibi, Christe!
Fürwahr! auf Erden
Ist Jener nur geborgen,
Der ohne Sorgen.

*

Gesezt, du sähest, daß dein Weib
So eben in das Wasser fiel,
Und daß im selben Augenblick
Dich eine Wespe stechen will:
Woran von beiden allzumal,
Freund! würdest du in diesem Fall
Zuerst die Hand anlegen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, März.

Unterrichtswesen.

Von wichtigen Folgen für die Kultur des Landvolks in den Ostsee-Provinzen wird ohne Zweifel die Reise des Pastors Wolter zu Zirau in Liefland seyn, dem der Kaiser im Herbst einen achtwöchentlichen Urlaub ertheilte, um die Anstalten zur Bildung des Volks in Ostpreußen kennen zu lernen. Wolter wird mit dem Musterseminar für Schullehrer zu Klein-Dexen anfangen, um dort die neuern Unterrichtsmethoden kennen zu lernen, dann aber die Elementarschulen in den Städten und Dörfern besuchen. In Rußland geschieht überhaupt für Volksbildung und Erziehung weit mehr, als man im Auslande glaubt. Nicht nur in den größern Städten, sondern überall im Innern sorgt die Regierung für Vermehrung und zweckmäßige Einrichtung der Schulen. Die im ganzen großen Reiche verbreitete, bedeutende Anzahl von Militärschulen zur Bildung für diejenigen, die sich vorzugsweise dem Militärstande widmen, ist in der lezten Zeit noch durch viele neue Lehranstalten beträchtlich vermehrt worden. Außerdem hat der Kaiser für nüzlich erachtet, zur Bildung von Offizieren des Generalstabs, wie überhaupt zur Erweiterung militärischer Kenntnisse, unter den Auspizien der höhern Militärverwaltung eine Militärakademie zu gründen. Am 26sten November v. J. wurde dieselbe durch einen feierlichen Akt in Gegenwart des Kaisers eröffnet. In kurzen Worten legte der Kaiser selbst den jungen Offizieren, die ihren Kursus in dieser Akademie antraten, die Wichtigkeit ihres Berufs und ihre Verbindlichkeiten, sowohl für die Zeit der akademischen, als der künftigen kriegerischen Laufbahn, an's Herz. — Neun Akademien und gelehrte Gesellschaften beschäftigen sich allein hier in Petersburg mit Erweiterung des Gebiets der Wissenschaften; eine große öffentliche Bibliothek, ohne die vielen bedeutenden Privatbibliotheken zu rechnen, und ein vortreffliches Naturalienkabinet erleichtern die Arbeiten des Gelehrten. In einigen fünfzig öffentlichen, von der Regierung unterhaltenen Lehranstalten, an deren Spize die Universität steht, wird die Jugend unentgeldlich unterrichtet, gebildet und zu ihrer künftigen Bestimmung vorbereitet; manche dieser Anstalten zählen an tausend Zöglinge. Außer diesen bestehen noch eine Menge, gewiß über vierzig, Privaterziehungsanstalten, von denen sich einige einer bedeutenden Frequenz erfreuen. Durch das vor einigen Jahren errichtete pädagogische Institut wird dem Mangel an geschickten Schullehrern abgeholfen. Das seit ungefähr einem Jahre ins Leben getretene technologische Institut hat zum Zweck, Kinder und junge Leute aus dem Mittelstande zu geschickten Handwerkern zu bilden. Die Einrichtung desselben ist so vollkommen und so großartig, als nur möglich. Vor nicht gar langer Zeit brachte Dupin die Stiftung solcher Handwerksschulen in Frankreich in Anregung, und damals stand in Moskau eine ähnliche Einrichtung bereits seit Jahren in Flor. Diese wohlthätige Anstalt ist von den achtungswerthen Fabrikanten, den vier Brüdern Prochorow, gestiftet, und auf Kosten der Eigenthümer der Schnupf- und Halstücherfabrik werden hier fünfzig Zöglinge aus dem Bürgerstande unterrichtet und unterhalten. Eine neue Generation von Handwerkern, die sich den deutschen, englischen und französischen Meistern gleichstellen kann, bei denen bis jezt größtentheils die gewandtesten russischen Handwerker nur als Gesellen dienen konnten, weil sie die Theorie ihres Geschäfts nicht verstanden und ihnen die nöthige Schulbildung mangelte, geht aus dieser Anstalt hervor. Einer der Zöglinge dient schon als Musterzeichner bei der Fabrik und erhält, mit Einschluß aller Emolumente, 3000 Rubel jährlich. — Die Methode des wechselseitigen Unterrichts hat in Rußland schnelle Fortschritte gemacht. Mehrere Anstalten der Art bestehen hier, worunter eine vom Kaiser bestätigte Lancasterschule für Kinder unbemittelter Ausländer. Knaben und Mädchen erhalten in derselben unentgeldlich Unterricht in der russischen, deutschen, englischen Sprache und den übrigen Schulwissenschaften, die Mädchen außerdem noch in verschiedenen Handarbeiten. Einige Schüler haben es so weit gebracht, daß sie auf englischen Comptoiren angestellt werden konnten und sich dadurch ihre Existenz sicherten.

Bei den hiesigen drei evangelischen Kirchen, der St. Petri-, Annen- und Katharinenkirche, so wie bei den drei reformirten und der schwedischen Kirche befinden sich Schulen, unter denen namentlich die der Petrikirche eines bedeutenden Rufs, nicht blos hier, sondern auch anderer Orten genießt, und das mit vollem Rechte. Schon öfters ist derselben in ausländischen literarischen Blättern rühmliche Erwähnung geschehen. — Bereits im Jahr 1828 feierte die evangelische St. Petrikirche ihr hundertjähriges Jubiläum. Kaum hatte nämlich Peter der Große im Jahr 1703 den neuen Sig seiner Regierung an den Ufern der Newa gegründet, als er auch gleich darauf bedacht war, den in der Residenz befindlichen Bekennern fremder Konfessionen freie Ausübung ihres Gottesdienstes zu verstatten und ihnen die Mittel zur Errichtung von Kirchen zu verleihen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 25. April 1833.

Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?

Goethe.

Ueber die Telegraphen und die Telegraphie überhaupt.

Unter Telegraphie oder Fernschreibekunst verstehen wir die Kunst, eine willkührliche Gedankenreihe, eine Nachricht, eine Depesche, durch gewisse Zeichen mit auffallend großer Geschwindigkeit von einem bestimmten Ort nach einem andern, von diesem weit entfernten sicher fortzupflanzen. Telegraphen nennen wir die Mittel oder Vorkehrungen, wodurch diese Mittheilung der Gedanken in die Ferne bedingt ist. Alle diese Mittel lassen sich, so weit man bis jezt die Natur und deren Gesetze kennt, auf zwei Prinzipe zurückführen, welche einzeln oder in Verbindung mit einander anwendbar sind, nämlich: den Schall und das Licht. Was lezteres betrifft, so könnte man auch, wie Bökman zuerst bemerkt hat, von der Elektricität oder den Wirkungen kräftiger Elektrisirmaschinen Gebrauch machen, nämlich von dem Fortspringen der elektrischen Funken auf angewiesenen Wegen, wodurch sich allerlei Lichtgestalten bilden lassen. Doch scheint man diese Idee bis jezt noch nirgends verwirklicht zu haben.

Die Telegraphie für das Gesicht, oder die optische Methode, ist und bleibt in jeder Rücksicht, sowohl bei Tag als bei Nacht, die vorzüglichste; sie hat auch zu allen Zeiten die Oberhand über die andere behauptet. Das Licht bewegt sich mit unbegreiflicher Geschwindigkeit, indem es 42,000 Meilen in einer Sekunde zurücklegt; es trägt somit die Bilder der Körper in seinem freien Flug unverfälscht in sehr große Weiten, und diese Bilder lassen sich, so lange sie noch für das Auge überhaupt sichtbar sind, in der Ferne so gut wie in der Nähe unterscheiden. Dem Schall hingegen, obgleich er auch in weite Fernen wirkt, fehlt die mit nichts zu vergleichende Schnelligkeit des Lichts; er legt nur 1038 bis 1042 Fuß in einer Sekunde zurück, und seine Vibrationen nehmen so rasch an Stärke ab, daß sich ihre Wirkung bald nicht mehr deutlich unterscheiden läßt. Die Telegraphie für das Auge kann zwar zuweilen durch Undurchsichtigkeit der Luft, z. B. durch Nebel oder Regen unterbrochen werden; allein wegen ihrer verhältnißmäßigen Seltenheit und kurzen Dauer kommen diese Hindernisse kaum in Rechnung. Einen Beweis, daß der Nebel auch für den Schall ein großes Hinderniß sey, liefert unter andern der Kanonendonner der Hanauer Schlacht. Obgleich die Entfernung zwischen Hanau und Frankfurt nur vier Poststunden beträgt, so hatten doch die Einwohner von Frankfurt an diesem Tage nicht die geringste Ahnung von dem Vorgang in ihrer Nähe, den sie erst am andern Morgen erfuhren.

Die Fernschreibekunst ist nicht etwa ein Produkt der lezten Jahrhunderte; ihre Geschichte läßt sich bis ins graue Alterthum verfolgen. In Aeschylus Agamemnon finden sich unverkennbare Spuren der Telegraphie der

Griechen, wodurch sie im Stande waren, die Eroberung Trojas in weit kürzerer Zeit, als es hätte durch Boten geschehen können, in Griechenland bekannt zu machen. Dieß geschah unzweifelhaft durch Feuersignale, die ältesten Mittel, so weit unsere Quellen reichen, gewisse Zeichen zu geben und Nachrichten mitzutheilen. Rohe, ungekünstelte Signalfeuer sind die allerältesten Spuren der Fernschreibekunst. Die Alten nannten sie Porsi und machten hauptsächlich im Kriege von ihnen Gebrauch; sie wurden meistens auf hohen Bergen angelegt, wo sie bei Nacht durch ihr helles Licht, bei Tag durch die Rauchsäule auf große Entfernungen gesehen werden konnten. Noch heute sind solche Bergfeuer in einigen Ländern üblich, z. B. in der Schweiz, wo sie unter dem Namen Hochwachten als Warnungszeichen vor drohenden Gefahren dienen. Polybius und Julius Afrikanus berichten über die Methode der Alten, durch einfache angezündete Feuer ganze Nachrichten mitzutheilen, folgendes. Man unterschied an dem Orte, wo signalisirt wurde, drei Punkte: die rechte Seite, die linke Seite und die Mitte. Auf jedem dieser drei Punkte wurden acht Feuer angezündet, von denen jedes einen Buchstaben des Alphabets ausdrückte. An einer vierten besondern Stelle wurden für jeden Buchstaben so viele Feuer angezündet, als erfordert wurden, um dem Beobachter anzuzeigen, wo er ihn suchen solle *). Um die den verschiedenen Buchstaben des Alphabets angewiesenen Stellen besser unterscheiden zu können, hatte der Beobachter ein geometrisches Instrument mit Röhren, welches er nach dem Signalorte richtete. Auf diese Weise konnten beliebige Signale, wiewohl auf eine langsame und mühsame Art, fortgepflanzt werden.

Die Porsurgia (Feuerthürme) der Alten waren Thürme, auf welchen als Zeichen große Feuer angezündet wurden. Sie dienten auch unter dem Namen Phari den Schiffern als Punkte, nach denen sie ihre Fahrt richten konnten. Nach Polybius, dem wir viele Aufschlüsse über die Telegraphie der Alten verdanken, legte Perseus durch ganz Macedonien eine Reihe solcher Feuerthürme an, um durch sie aus allen Provinzen seines Reichs jede Art von Nachricht erhalten zu können. Auch Hannibal ließ zu einem ähnlichen Zweck eine Menge solcher Thürme in Afrika und Spanien anlegen, deren Feuer sehr weit sichtbar waren. Eine sonderbare Methode der Perser, Nachrichten in die Ferne mitzutheilen, erzählt Diodor von Sicilien. Sie stellten nämlich Personen von starker Kehle so weit auseinander, als die Stimme reichte, und auf diese Weise wurden bis zu Statthalterschaften, die dreißig Tagereisen entfernt waren, Befehle in einem Tage durch Zurufen ertheilt. (Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieß scheint der erste rohe Versuch zu der weiter unten beschriebenen Methode.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Es versteht sich von selbst, daß man bei diesem Raisonnement von dem Umstand absieht, daß der Europäer das hypothetisch einer Erdrevolution zugetheilte Geschäft bereits versehen hat und anfängt, Neuholland zu einer Viehweide für Thiere der alten Welt umzuschaffen. Man wird desto mehr versucht, jene beiden Schöpfungen mit einander zu vergleichen, als einerseits, wie wir oben gesehen, im Reiche der Paläotherien Spuren von den Neuholland vorzüglich charakterisirenden Thieren, den Beutelthieren, vorkommen, die sich nur noch früher, nie aber später fossil vorfinden, andernseits beide verhältnißmäßig nur kleinere Thiere aufzuweisen haben, wenn man damit bei dem Gebiet der Paläotherien die senkrecht über demselben begrabenen, bei Neuholland die in horizontaler Richtung neben ihm, nur durch ein schmales Meer getrennt lebenden Thiergeschlechter vergleicht.

Diese interessante Welt der Paläotherien bildet nach unsern jetzigen Kenntnissen gleichsam ein Zwischenspiel im großen Drama der Thiergenesis; mit ihr hören nach unten die Spuren von Landsäugethieren fast ganz auf, und in den unter jenen Gypsen und Mergeln gelagerten Schichten, namentlich im Grobkalk, kommen nur noch viele Meersäugethiere, Delphine, Wallrosse von *jetzt unbekannten* Formen vor, und zwar liegen Arten, deren heutige Repräsentanten nur noch in den tropischen Meeren leben, mit solchen beisammen, deren Stammverwandte man jetzt unter dem Eis der Pole suchen muß, ein Verhältniß, wovon wir bereits mehr als Ein Beispiel gesehen haben.

Sind wir bisher durch das Mittelalter der Natur gegangen, so kommen wir jetzt zu ihrer antiken Zeit, und wenn in der heutigen Schöpfung der Mensch Herr ist über Leben und Tod, wenn in der mittelalterlichen Zeit des Faustrechts der Löwe den Meister spielt, so trägt im geheimnißvollen Alterthum, unten im Schlangenthurme der Erde, ein Lindwurm die schauerliche Krone. Wir sind jetzt im Alpen- und Jurakalkstein und in den darüber gelagerten Kalkschiefern und der Kreide zu der eigentlichen egyptischen Nekropolis der Erde gelangt, wo die Mumien der riesigen Reptilien liegen, der Prototypen der fabelhaften Ungeheuer aller Zeiten und Völker. Der Naturforscher, der ihre Knochen zusammenbaut, erschrickt, wenn das Skelett fertig ist, ein umgekehrter Pygmalion, vor seinem eigenen Werke, und ihm schaudert fast vor dem mystischen Verbande zwischen den Träumen der kindischen Menschenseele und den phantastischen Erstlingsgedanken der schaffenden Natur.

In der Kreide gibt es keine Säugethiere, sondern von höhern Thieren blos eierlegende Vierfüßer, aber in ungeheurer Menge, ein Gewühl von Schildkröten, Krokodilen, Lacerten, und hier tritt gleich, als Oberführer

der antiken Ungeheuer, eine Eidechse auf, welche im Petersberge bei Maestricht mit sehr großen Meerschildkröten und einer Menge von Seemuscheln in einem zerreiblichen Kalkstein gefunden worden ist, dessen Pulver in Holland zur Blumenzucht dient. Sie heißt im Systeme Mosasaurus. Am meisten nähert sie sich den jezt unter den Tropen lebenden Monitors oder Wachhaltern; das ganze Thier hatte eine Länge von vier-und-zwanzig Fuß, wovon der Kopf ein Sechstheil einnimmt, dessen starke Kiefer mit mächtigen kegelförmigen Zähnen bewaffnet waren; der zehn Fuß lange Schwanz war Allem nach ein starker Ruderschwanz und das Thier unzweifelhaft ein Seethier. — Allerdings ist es wunderbar, daß eine Eidechse so außerordentlich viel größer seyn soll, als die jetzigen ihr am nächsten stehenden Geschlechter, und eben so auffallend ist, daß es ein Seethier war, was gegenwärtig keine einzige Eidechse ist. Haben wir aber nicht einen Tapir gesehen, so groß wie ein Elephant, ein Faulthier so groß wie ein Rhinoceros? und sogleich werden wir noch mächtigere und außerordentlichere Eidechsen kennen lernen.

In der großen Formation des Jurakalks und den dazu gehörigen Kalkschiefern zeigen sich, neben unzähligen Reptilien von aller Größe, noch Spuren von Säugethieren, und zwar vorzüglich wieder von jenen seltsamen Beutelthieren, welche in unserer heutigen Schöpfung gewissermaaßen als Paradoxen dasteben. In England, Deutschland, Frankreich erscheinen hier aber vor Allem die zahlreichen Knochen einer ungeheuern Eidechse, mit Recht Megalosaurus genannt. Man hat Schenkelknochen von ihm, welche zwei-und-dreißig englische Zoll lang sind; daraus ergäbe sich für das Thier, wenn man die Verhältnisse eines gemeinen tropischen Monitors, dem sich dasselbe am meisten zu nähern scheint, zu Grunde legt, eine Körperlänge von fünf-und-vierzig Fuß. Es gibt aber dergleichen Knochen von vier Fuß und mehr Länge, welche siebzig Fuß langen Individuen angehört haben müssen. Diese ungeheure Eidechse kam also einem kleinen Wallfisch sehr nahe; sie war auch ein Seethier, und ihren scharfen, zackigten Zähnen nach, sehr gefräßig.

Auf demselben Gestein, in welchem dieser Lindwurm zum Theil seine Reste gelassen, nämlich auf dem lithographischen Kalkschiefer zu Solenhofen und Eichstädt, haben sich noch seltsamere Thiere abgedrückt, die zu den wunderbarsten dieser Urzeit gehören, die fliegenden Eidechsen oder Pterodactylen. Cuvier führte über dieses Thier einen langen Streit mit Sömmering, der das zu München befindliche schöne Skelett für das eines fliegenden Hundes, einer Art Fledermaus, erklärte; Cuvier bewies aber mit siegenden Gründen, daß es eine wahre Eidechse, daß es, trotz dem Widerspruch im Wort, ein fliegendes Reptil gewesen sey. Die in eine lange Schnauze auslaufenden und krokodilartig bis an die Ohren gespaltenen Kiefer sind mit spitzen Zähnen besezt. Der verhältnißmäßig große Kopf sizt auf einem sehr langen Hals und dieser auf einem auffallend kleinen, kurzgeschwänzten Körper; lauter Verhältnisse, wie sie so ziemlich die Vögel zeigen, daher auch Manche das Thier Anfangs für einen Vogel hielten. Die Hinter- und Vorderbeine sind sehr hoch; der spezifische Charakter des Thiers zeigt sich aber an den Vorderbeinen; einer der fünf Zehen ist nämlich ganz ungeheuer, wenigstens um das Zehnfache, verlängert, während die vier andern, mit Krallen bewaffneten Vorderzehen die zu den sonstigen Verhältnissen des Thiers passende Größe beibehalten. Jener verlängerte, indessen gleich den andern vierfach gegliederte Finger oder Zeben diente augenfällig einer mächtigen Flughaut, wenigstens so stark als die einer Fledermaus, zur Stüze, mittelst welcher das Thier fliegen oder doch von Baum zu Baum flattern konnte, während es sich mit den vier kleinen Vorderzeben ohne Zweifel an die Zweige hing. Dem ganzen Bau nach saß es gewöhnlich auf den Hinterbeinen und reckte dann wohl auch, des Gleichgewichts wegen, nach Art der langhalsigen Vögel, den Kopf rückwärts.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Expeditionen zur Aufsuchung des Kapitäns Roß.

Bekanntlich haben sich bisher die Engländer vergeblich bemüht, eine Durchfahrt um das nördliche Amerika herum zu entdecken. Die für diesen Zweck unternommenen Reisen des Kapitän Parry führten, so interessant sie in anderer Beziehung sind, nicht zum Ziele, und er verlor dabei eines seiner Fahrzeuge, die Fury. Ein Begleiter Parrys, der Kapitän Roß, hoffte glücklicher zu seyn, und lief vor einigen Jahren zu einer ähnlichen Expedition aus, jedoch nur mit einem einzigen Fahrzeug, ein Umstand, der das Unternehmen noch ungleich gefahrvoller machte. Seit länger als einem Jahr hat man keine Kunde mehr von ihm und man weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Das englische Volk nahm sich das Schicksal des kühnen Seefahrers zu Herzen, und so wurde denn, mittelst Subscription, in kurzer Zeit die erforderliche Summe zusammengebracht, um eine Expedition zu Aufsuchung s Kapitän Roß und seiner Unglücksgefährten ausrüsten zu können. Die Reise soll zu Land gemacht werden, und die Hudsonsbai-Kompagnie hat sich erboten, die Reisenden sicher durch ihr ungeheures Gebiet zu geleiten und ihnen Vorräthe aller Art zu liefern. — Das Haupt der Unternehmung, Kapitän Bak, ist am 17ten Februar zu Liverpool unter Segel gegangen und gedenkt in Montreal über Neuyork zwischen dem 10ten und 15ten April einzutreffen. Er will sich von da auf dem gewöhnlichen Wege an den Sklavensee begeben, der 2500 englische Meilen von der Hauptstadt von Ober-Kanada entfernt ist. Von dort wird er sich nordwestwärts wenden und wahrscheinlich dem großen Fischflusse nachgehen, der noch von keinem Europäer untersucht ist, sich aber, nach den

Berichten der Indier, zwischen 68 und 69° der Breite in das Meer ergießen muß. Am Ufer dieses Flusses gedenkt der Kapitän zu überwintern und im Frühjahr 1831 das Gerippe des Schiffes Fury aufzusuchen, das der Berechnung nach von der Stelle des Winterquartiers nicht viel über 300 Meilen entfernt seyn dürfte. Er wird sehen, ob er hier keine Spur von Kapitän Roß findet, denn dieser hatte bekanntlich die Absicht, bei dem gestrandeten Schiffe anzuhalten und Lebensmittel und sonstige nützliche Vorräthe daraus zu nehmen. Nach diesem Abstecher kehrt Kapitän Bat in sein früheres Winterquartier zurück. Was er sodann weiter unternimmt, hängt natürlich ganz von den Umständen ab.

Außer dieser Expedition zu Lande, geht man gegenwärtig damit um, eine zweite zur See zu veranstalten. Der Unternehmer ist Georg Clarke Roß, ein Bruder des Kapitäns, über dessen Loos man in Sorgen schwebt, und der Vater eines der Offiziere, die ihn begleitet haben. Sein Plan ist folgender: Er will zwei Wallfischfänger ausrüsten, eine Brik von 143, und eine Brigantine von 102 Tonnen; die Mannschaft soll nur aus 35 Köpfen bestehen, worunter einige von der alten Mannschaft der Fury. Das erstere Fahrzeug wird ganz für den Wallfischfang ausgerüstet, das zweite wird nur mit Mundvorrath und Munition auf zwei Jahre befrachtet. Sie segeln geradezu und miteinander nach Lancastersound und Regents-Inlet wo es viele Wallfische gibt. Die Brik setzt den Fischfang um Port Bowen herum fort, und Kapitän Roß untersucht allermittelst mit dem andern Fahrzeug die Küste gegenüber und besucht das Gerippe der Fury, das nicht mehr als 50 Meilen von dem Punkte liegt, wo sich die beiden Schiffe trennen. Er nimmt aus der Fury so viele Vorräthe als möglich, um sich die Mittel zur Ueberwinterung in diesem Landstriche zu verschaffen, wenn die Umstände dieß räthlich machten. Die Brik kehrt, wenn sie anders nicht vom Eis abgeschnitten wird, mit ihrer Ladung von Thran nach England zurück und begibt sich im Frühjahr 1834 wieder an den alten Sammelplatz. Roß rechnet, um diese Zeit werde auch Kapitän Bat an Ort und Stelle seyn, und hält es für unwahrscheinlich, daß man dann nicht da oder dort etwas von Kapitän Roß und seiner Mannschaft sollte in Erfahrung gebracht haben. Er hält sich zu dieser Hoffnung deßhalb berechtigt, weil seine beiden Fahrzeuge gerade den Weg machen, den Kapitän Roß einschlagen wollte, und darum ohne Zweifel irgendwo die Flaggenstangen und andern Signale entdecken, welche Roß überall, wo er ans Land steigen würde, zu errichten und dabei in einer metallenen Kapsel Nachricht über seine weitern Plane niederzulegen versprochen hatte. Ueberdieß weiß man, daß sich Kapitän Roß vor Allem an den Ort begeben wollte, wo die Fury Schiffbruch gelitten. — Roß hat bei seiner Expedition noch einen andern Plan, dessen Ausführung sehr interessante Aufschlüsse verspräche. Er hofft nämlich, auf seiner Fahrt zugleich das alte Grönland auffinden zu können. Es bestand bekanntlich in diesem Lande früher eine christliche Kolonie, die aber seit Jahrhunderten gänzlich verschollen ist. Man weiß, daß ein neunzehn Baien umfassender Küstenstrich bewohnt war, daß die Niederlassung aus hundert-und-neunzig Höfen bestand, welche zwölf Kirchspiele mit einem Bisthum und zwei Klöstern bildeten. Warum die Verbindung zwischen dieser Kolonie und Norwegen plötzlich abgebrochen wurde, und seitdem nicht wieder angeknüpft werden konnte, ist unbekannt. Es wäre sehr interessant, wenn man sich endlich davon überzeugen könnte, ob die dänische Kolonie gänzlich untergegangen ist, oder ob sie noch besteht, und wie sich, im letztern Fall, ihre Kulturverhältnisse gestaltet haben, nachdem sie über dreihundert Jahre in keiner Verbindung mehr mit dem Kontinent von Europa gestanden.

Petersburg, März.

(Fortsetzung.)

Die Petrischule. Wohlthätigkeitsanstalten der Kaiserin Mutter.

Im Jahr 1764 erhielten die deutschen Protestanten hierselbst, durch Vorsorge des berühmten Admirals Cruys, den ersten Seelsorger in der Person des aus Amsterdam hieher berufenen Predigers Tolle, und bald nachher auch die erste eigentliche Kirche, welche der genannte Wohlthäter der protestantischen Gemeine auf dem zu seiner Wohnung gehörigen Grundstücke von Holz aufführen ließ. Nach seinem im Jahr 1727 erfolgten Tode ward der evangelischen St. Petri-Gemeine ein nicht minder für ihre Wohlfahrt besorgter Patron in der Person des Feldmarschalls Grafen von Münnich, auf dessen Bitte der Kaiser Peter II. derselben den großen, schönen, im besten Theile der Stadt, an der Newskischen Perspektive, gelegenen Platz schenkte, den sie noch gegenwärtig inne hat. Im darauf folgenden Jahre wurde sofort zum Bau der steinernen Kirche geschritten, wozu der Feldmarschall von Münnich in eigener Person feierlich den Grundstein am 29sten Juni, am Petri-Pauli-Tage, legte. Die damit verbundene deutsche Hauptschule zu St. Petri besteht jezt seit siebenzig Jahren; sie hat ihren alten, guten Ruf stets zu erhalten gewußt und sich fortwährend des besondern Schutzes der Regierung erfreut. Eine große Anzahl brauchbarer Männer, von denen manche zu den bedeutendsten Staatsämtern sich emporschwangen, erzog sie während dieser Zeit dem Staate. Vor vier Jahren hat daher der Kaiser durch einen Ukas, in Erwägung des Nutzens, der aus dieser Schule geflossen, den bei derselben angestellten Lehrern mehrere höchst bedeutende Vortheile und Rechte zu verleihen geruht. Die Schule, wo die Schüler in sieben, die Mädchen in drei Klassen vertheilt sind, steht unter der Leitung eines Schuldirektoriums; unter diesem stehen ein Inspektor, achtzehn Lehrer und drei Lehrerinnen. Möge diese alte, ehrwürdige Lehranstalt noch lange so fortblühen, noch lange so reife und gesunde Früchte tragen, wie sie bisher dem Staats- und Familienleben dargeboten hat.

Am 26sten Oktober, dem Geburtstage der verstorbenen Kaiserin-Mutter, beging die hiesige Kommerzschule, gestiftet von einem reichen Privatmanne in Moskau, dem verstorbenen Staatsrath Prokofii Demidow — welche im Jahr 1800 hieher übergeführt wurde, weil diese Residenz zur zweckmäßigen Bildung eines künftigen Kaufmanns geeigneter ist als jene — das Jahresfest zum dankbaren Gedächtnisse der unsterblichen Verdienste dieser Wohlthäterin der Armen und Nothleidenden. So viel wir wissen, ist die Kommerzschule bis jezt die einzige Anstalt, welche diesen Akt feiert. Es würde zu weit führen, wenn wir hier alle die Wohlthätigkeitsanstalten aufzählen würden, die diese erhabene Menschenfreundin während ihres segenreichen Wirkens ins Leben rief oder unterstützte; jedoch können wir nicht umhin, einer Anstalt zu erwähnen, die ihres Gleichen in Europa nicht hat.

Weder London, noch Paris, weder Wien, noch Berlin haben sich irgend einer der leidenden Menschheit gewidmeten Anstalt zu erfreuen, die in allen ihren Theilen so musterhaft eingerichtet, in welcher auf das kleinste Bedürfniß des Leidenden so zarte Rücksicht genommen wäre, als in dem hiesigen Armenlazareth des kaiserlichen Erziehungshauses. Dem Scharfblick dieser großen, seltenen Frau entging es nicht, daß, trotz der vielen bereits existirenden wohlthätigen Anstalten, doch noch immer nicht hinreichend für die armen, hülflosen Kranken, die nicht zum Militärstande, sondern zur geringern Volksklasse gehören, gesorgt sey. Sie faßte also den Entschluß, sowohl hier, als in Moskau Krankenhäuser zu errichten, die diesem Mangel abhelfen sollten. (Der Beschl. folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Freitag, 26. April 1833.

Also war's dem Neptunus genehm, des scheußliches Meervieh
Proteus weidet im Wasser und mißgestaltete Robben.

Virgil.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Ohne Schwierigkeit ließe sich nach den gegebenen Elementen das Thier mit seinem Schuppenpanzer zeichnen, ohne daß man fürchten müßte, sich weiter von der Wahrheit zu entfernen, als sich frühere Reisende in den aus dem Gedächtniß entworfenen Abbildungen selbst gesehener fremden Thiere davon entfernt haben. Das hier beschriebene Thier ist zwar nur so groß wie ein Kramtsvogel, indessen hat man einzelne größere Knochen entdeckt, welche sichtbar demselben Geschlechte angehören, namentlich Stücke der knöchernen Stange, welche das Segel des Thiers stützt, und diese weisen auf eine bedeutend größere Art von Pterodactylus hin. Denken wir uns, die Folgezeit entdecke das Gerippe einer fliegenden Eidechse, die sich zu der beschriebenen verhielte, wie der Mosasaurus zu einer unserer größern jetzigen Eidechsen, so sähen wir einen Drachen vor uns, dessen sich St. Georg nicht zu schämen hätte. Und allerdings hat dieses antike Monstrum viel vom mittelalterlichen, noch mehr vom chinesischen Drachen, und unter den phantastischen Fratzen des leztern Volks kommen geflügelte Ungethüme vor, welche auffallend an die Pterodactylen erinnern.

In derselben Kalkformation, welche die Reste der bisher aufgezählten Reptilien umschließt, kommen endlich, in Begleitung zahlreicher Krokodille, zwei Reptilliengeschlechter vor, welche sich wohl am weitesten von den Typen der jetzigen Schöpfung entfernen, Thiere, vor deren Skeletten uns fast unheimlich der Gedanke überfällt, daß die Musterbilder zu den Unthieren der persepolitanischen und gothischen Steinmetzen tief in der Erde begraben liegen, und wirklich steht die Reptilienwelt der heutigen Schöpfung zwischen den fratzenhaften Gebilden der menschlichen Phantasie und den phantastischen Jugendversuchen der Natur so ziemlich mitten inne.

Diese merkwürdigen Geschlechter, der Ichthyosaurus und Plesiosaurus sind zuerst in England entdeckt worden und blieben längere Zeit auf dieses Land beschränkt, bis sie in neuerer Zeit auch in Frankreich und Deutschland gefunden wurden, z. B. von Jäger bei Boll im Würtembergischen. Es vereinigen sich in ihnen die allgemeinen Charaktere der Eidechsen mit einigen der Fische und mit Bewegungsorganen, gleich denen der Wallfischähnlichen Thiere.

Der Ichthyosaurus hat einen ziemlich großen Kopf, dessen Kiefer in eine Delphinschnauze auslaufen und mit spitzen, denen der Krokodille ähnlichen Zähnen dicht besezt sind. Seine Augen, deren harte Haut mit einem knöchernen Ring verstärkt war, mußten ungeheuer groß seyn, was wohl seinem Kopf einen ganz seltsamen Anblick gab, ihn aber wahrscheinlich in Stand sezte, bei

Nacht gut zu ſehen. Sein Hals iſt ganz kurz, die Wirbelſäule beſteht aus flachen, den Bretſpielſteinen ähnlichen Wirbeln, welche auf beiden Flächen, gleich denen der Fiſche, eine kegelförmige Vertiefung haben, und an denen ſich dünne Rippen befeſtigten. Es hatte ſtatt der Füße ungetheilte Floſſen, gleich denen der Wallfiſche, aber nicht zwei, wie die leztern, ſondern vier, und einen mittelmäßigen Schwanz. Mit dieſen Tazen konnte das Thier nur ſchwimmen, und wahrſcheinlich nicht einmal am Ufer kriechen, wie der Seehund. Es lebte in einer See, die eine Menge Ammoniten und Auſtern, und deren Geſtade zahlreiche Krokodille bevölkerten. Es athmete übrigens kein Waſſer, ſondern atmoſphäriſche Luft, und mußte gleich den Krokodillen und Wallfiſchen, an deren beiderſeitigen Natur es Theil hat, von Zeit zu Zeit an die Waſſerfläche herauſkommen. Bereits hat man verſchiedene Arten dieſes Geſchlechts genau unterſchieden; zwei derſelben wurden über zwanzig Fuß lang und kamen alſo dem oben beſchriebenen großen Thier von Maeſtricht ziemlich nahe; die zwei andern Arten ſind aber nicht halb ſo groß.

Noch ſeltſamer iſt der Pleſioſaurus, eine wahre Hyder. Der Kopf und Rumpf haben im Ganzen viele Aehnlichkeit mit denen des Ichthyoſaurus; aber der ächte Eidechſenkopf iſt ganz außerordentlich klein und ſizt, was den Hauptcharakter des Thiers bildet, auf einem ganz ungeheuer langen Halſe, länger im Verhältniß als der längſte Vogelhals, und aus mehr Wirbeln beſtehend, als irgend ein Thier aufzuweiſen hat, nämlich aus ſechs-und-dreißig. Er iſt ſo lang als der ganze übrige Körper, der in ſeinen Verhältniſſen denen eines gewöhnlichen Reptils ziemlich nahe kommt; nur der kurze Schwanz hat gar nichts von einem Eidechſenſchwanz. Die ganze Form des Thiers war deſto ſeltſamer, als ſich einerſeits der Hals gleich dem Körper einer Schlange über den kleinen Rumpf erhob, und anderſeits dieſer mit vier Floſſen, ähnlich denen des Ichthyoſaurus, verſehen war. Die Rippen liefen rings um den Bauch, ganz auf die Art, wie man es bei den Chamäleons und ähnlichen Thieren beobachtet. Cuvier iſt geneigt, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Lungen des Pleſioſaurus ſehr voluminös waren, wie die der Chamäleons, und daß daher ſeine Haut, wenn ſie nicht anders mit ſtarken Schuppen bedeckt war, gleich der jener Thiere, in verſchiedenen Farben ſpielte, je nachdem er ſtärker oder ſchwächer einathmete. Dieß brauchte es noch, um der Phantaſie, welche ſchon vor den Formen des Thiers erſchrickt, vollends ein grauſenvolles Bild zu geben, und wenn man noch erfährt, daß von den fünf bis jezt entdeckten Arten eine über zwanzig Fuß lang war, ſo iſt ein Ungeheuer fertig, das es mit allen Phantomen aufnehmen kann, welche je der erſchrockene Menſch in Sumpf und Moor oder am Geſtade des Meers geſehen haben will. (Die Fortſezung folgt.)

Ueber die Telegraphen und die Telegraphie überhaupt.

(Fortſezung.)

Aeneas, ein Zeitgenoſſe des Ariſtoteles, ſuchte etwa 360 Jahre vor unſerer Zeitrechnung der Unvollkommenheit und Eingeſchränktheit der bisher üblichen Feuerſignale durch eine Erfindung abzuhelfen, welche zwar von vielem Scharfſinn zeugt, allein, wie man aus folgender Beſchreibung erſehen wird, den Zweck nicht erreicht hat. Man hatte auf jeder Station Gefäſſe von gleichem Durchmeſſer und gleicher Höhe, welche mit Waſſer gefüllt und unten mit einer gleich großen Ausgußröhre verſehen waren. Auf der Fläche des Waſſers ſchwamm eine Korkſcheibe, welche einen lothrecht auf ihrer Mitte befeſtigten, der Höhe des Gefäſſes entſprechenden Stab trug. So wie das Niveau des Waſſers ſank, mußte auch die Korkſcheibe mit dem Stab ſinken. Dieſer Stab war von drei Zoll zu drei Zoll in eine Anzahl Felder getheilt, und um jedes dieſer Felder war ein Pergamentſtreifen mit irgend einer allgemeinen Nachricht gewickelt. Ereignete ſich nun eine Begebenheit, die mit einer auf dem Stabe verzeichneten Nachricht übereinſtimmte, ſo hielt die auf der erſten Station befindliche Perſon zum Zeichen, daß die Signalführung beginnen ſolle, eine Fackel ſo lange in die Höhe, bis die zweite Station durch ein ähnliches antwortete. Dann ſenkten beide die Fackeln und öffneten zu gleicher Zeit die Ausgußröhre ihres Gefäſſes. Mit dem Niveau des Waſſers ſanken in beiden Gefäſſen gleichzeitig die Korkſcheiben mit dem Stabe, und ſobald die Korkſcheibe ſo tief geſunken war, daß dasjenige Feld des Stabes, welches die zu gebende Nachricht enthielt, mit dem Rand des Gefäſſes in einer Linie lag, gab die erſte Station der zweiten wieder durch eine emporgehobene Fackel das Zeichen zum Schließen der Röhre. Da der Stab auf beiden Stationen in gleicher Zeit gleich tief herabgeſunken war, ſo las man auf der zweiten die Nachricht, welche die erſte ihr hatte geben wollen, und ſie konnte nun auf die nämliche Art der dritten und vierten Station mitgetheilt werden. Die Unvollkommenheit dieſes Telegraphen, welcher nur ſolche allgemeine Nachrichten geben kann, welche mit den vorher verzeichneten zufällig übereinſtimmen, ſpringt in die Augen.

Durch die Fackelſprache wurde dagegen die Telegraphie der Alten ſehr vervollkommnet, und als Erfinder der wirklichen Fackelſchrift werden Cleoxenes und Demoklitus genannt. Polybius hat uns die Beſchreibung eines von ihm ſelbſt verbeſſerten Verfahrens, durch Fackeln alle möglichen Nachrichten mitzutheilen, hinterlaſſen. Sämmtliche Buchſtaben des Alphabets werden in der Ordnung, wie ſie aufeinander folgen, auf fünf Tafeln vertheilt. Nachdem

ſich die Signalgeber über die Bedeutung der zu gebenden Zeichen verabredet, hebt der erſte Wächter zum Zeichen, daß die Korreſpondenz beginnen ſolle, zwei Fackeln ſo lange in die Höhe, bis der Korreſpondent durch ein gleiches Zeichen zu erkennen gibt, daß er es bemerkt habe. Nun hält der erſte von der linken Seite Fackeln empor, um ſeinem Korreſpondenten zu zeigen, auf welcher von den fünf Tafeln ſich der Buchſtabe befindet, wobei eine aufgehobene Fackel die erſte Tafel, zwei Fackeln, oder eine zweimal erhobene Fackel die zweite Tafel u. ſ. w. bezeichnen. Darauf erhebt er von der rechten Seite Fackeln, wodurch er auf analoge Weiſe den jedesmaligen Buchſtaben auf der ſchon bezeichneten Tafel angibt. Um ſich wegen der oft bedeutenden Entfernung der Signalorte in der rechten und linken Seite nicht zu irren, bediente man ſich, da man noch keine Fernröhren hatte, einer eigenen, ſchon oben erwähnten Verrichtung mit zwei Röhren, gleichſam zwei Dioptern, von denen die eine nach der rechten, die andere nach der linken Seite des Signalgebers gerichtet war, ſo daß man durch jede derſelben nur eines der Signale ſehen und ohne Irrthum beobachten konnte. Der Fernſchreiber ſtand hinter einer Blendung von Holz oder Stein, über welche er die Fackeln emporhielt und dann wieder hinter dieſelbe zurückzog. Beſtand die Fackeltelegraphenlinie aus mehreren Stationen, ſo brauchten nur die an den beiden Endpunkten angeſtellten Wächter die Bedeutung der Fackelzeichen zu kennen und zu notiren; die auf den Zwiſchenpoſten befindlichen, welche nicht mit den Tafeln verſehen waren, durften die vorgeſchriebenen Signale nur mechaniſch wiederholen. Auch durften, wenn an Geheimhaltung der Signale viel gelegen war, nur die auf den Tafeln befindlichen Buchſtaben verſezt werden.

Man ſieht aus der Beſchreibung dieſes zweihundert Jahre vor Chriſti Geburt bekannten Telegraphen, was damals ſchon in dieſem Fache geleiſtet werden konnte.

Mit dem allgemeinen Verfall der Wiſſenſchaften kam allmählig auch die Fernſchreibekunſt in Vergeſſenheit, in deren Schooß ſie viele Jahrhunderte lang ruhte, bis im Jahr 1663 der Marquis von Worceſter in ſeiner Centurie von Erfindungen ankündigte, er habe ein Mittel entdeckt, wodurch Jemand von einem Fenſter aus, ſo weit das Auge das Weiße vom Schwarzen unterſcheiden könne, ohne alles Geräuſch und unbemerkt mit einem Andern eine Unterredung zu führen im Stande ſey, ſowohl bei Tag, als in der finſterſten Nacht. Die Beſchreibung dieſer Erfindung iſt uns nur in dunkeln und höchſt räthſelhaften Ausdrücken hinterlaſſen worden. Ungefähr vierzig Jahre ſpäter trat Amontons aus der Normandie, welcher in der Schule zu Paris das Gehör verlor und ſich daher mit der Zeichenſprache behelfen mußte, mit einem Telegraphen auf, deſſen Plan er der königlichen Akademie zu Paris vorlegte. Er theilte ſeine Telegraphenlinie in Stationen, welche ſo weit von einander entfernt waren, daß ein Menſch auf der einen Station mit Hülfe einer Fernröhre die auf der andern Station gegebenen Zeichen unterſcheiden konnte. Wie aber Amontons ſeine Zeichen bildete, weiß man nicht.

Im Jahr 1684 erregte der Engländer Robert Hook mit einem neuen Telegraphen, den er der Royal-Society zu London vorlegte, großes Aufſehen. Die Zeichen ſollten bei dieſer Fernſchreibemaſchine auf einem Gerüſte in die freie Luft emporgezogen und, nachdem ſie von der nächſten Station mittelſt Fernröhren beobachtet worden, wieder zurückgezogen werden. Aber auch dieſer Telegraph fand keine Anwendung im Großen. Ueberhaupt beſchäftigten ſich ſeit dieſer Zeit eine Menge Köpfe mit Verbeſſerungen und Erfindungen in dieſem Fache, ohne daß eine derſelben praktiſch ins Leben getreten wäre. Indeſſen errichtete ein Privatmann, Namens Edgeworth, im Jahr 1763 auf ſeinem Torfwerke zwiſchen London und Newmarket eine telegraphiſche Linie zu ſeinem Privatgebrauche; allein die Einrichtung, die er ſpäter, 1784, beſchrieb, beſtand nicht lange. Der bekannte Rechtsgelehrte Linguet ſuchte ſich 1782 durch ein telegraphiſches Projekt aus der Pariſer Baſtille loszukaufen. Allein er ließ es bei pomphaften Verſprechungen bewenden und ſprach immer in räthſelhaftem Ton von ſeiner Erfindung, wodurch er die Neugierde des Publikums ſpannte. Als er in Freiheit geſezt wurde, geſchah nichts. Man muthmaßte, ſein telegraphiſcher Moment ſey die Elektrizität geweſen. Ein Mönch, Dom Gauthey, ſchlug im Jahr 1783 Schallleitungsröhren vor, um wichtige Nachrichten in äußerſt kurzer Zeit über ſehr große Strecken fortzupflanzen. Es wurden außerdem zu telegraphiſchen Zwecken vorgeſchlagen: Flaggen, Aeroſtaten, Glocken, der Knall von Geſchützen, Trommeln und ſogar Trompeten, welche durch die Anzahl der Takte ſelbſt und der Theile derſelben gewiſſe Zeichen geben ſollten. Profeſſor Bergſträßer in Hanau, welcher fünf Sendungen über ſeine Synthematographik ſchrieb, worin er einen Telegraphen von Leipzig bis Hamburg in Vorſchlag brachte, machte außerdem verſchiedene Vorſchläge und ſtellte viele telegraphiſche Verſuche an; ſeine Erfindungen von Signalen für Armeen ſind beachtenswerth. Er ſchlug unter Anderm vor, alle Buchſtaben des Alphabets durch vier Arten von Raketen zu ſignaliſiren.

Von allen dieſen telegraphiſchen Projekten war keines zur Anwendung im Großen geeignet, oder es fehlte wenigſtens an Luſt und Beharrlichkeit, dieſelben zur Ausführung zu bringen. Endlich aber trat im Jahr 1793, zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, der Ingenieur Chappe in Paris mit einem Telegraphen auf, der Alles leiſtete, was man von der Fernſchreibekunſt erwar-

ten konnte. Mit großer Einfachheit verbindet er eine weitausreichende Mannigfaltigkeit der Figuren; er läßt sich leicht behandeln, spielt mit Behendigkeit und wirkt mit der Schnelligkeit des Lichtstrahls in ungeheure Weiten. Chappe, ein Mann voll Beharrlichkeit und Eifer für die Wissenschaften, enthielt sich aller Prahlerei über seine Erfindung; er führte sie mit Beharrlichkeit aus und wurde der Erbauer des ersten, im Großen mit dem vollkommensten Erfolg angewendeten Telegraphen, welcher bis auf den heutigen Tag in seiner vollen Wirksamkeit besteht und fernerhin bestehen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg. März.

(Beschluß.)

Almanachs-Literatur.

Am 30sten August 1805, als am Namenstage des Monarchen, wurden den verlassenen Kranken die Thore des neuerbauten Hauses geöffnet, und in dem nämlichen Jahre schon machten viele Hunderte Gebrauch von dieser ihnen dargebotenen Wohlthat. Im obern Geschoß, in welchem die Zimmer über zehn Ellen hoch sind, befinden sich die schönen und sehr geräumigen Krankensäle; diese sind nicht zusammenhängend, wie in andern Hospitälern, sondern jeder Saal hat seinen besondern Eingang. Der Krankensäle sind sechsundzwanzig mit zweihundertfünfzig Betten für Kranke beiderlei Geschlechts; in jedem Zimmer befinden sich, nach Verhältniß seiner Größe, nie mehr als vier bis zwölf. Doch nicht genug, daß diese große Frau für diejenigen Unglücklichen sorgte, die, schwer krank, im Hause selbst aufgenommen, gepflegt und geheilt werden, auch für minder schwere Kranke, die noch ihrem Geschäfte nachgehen können, ist hier gesorgt. Täglich findet sich eine große Menge solcher Kranken ein, welche Externe genannt werden. In der Mitte des Gebäudes selbst ist die griechisch-russische Kirche; sie ist so eingerichtet, daß in den beiden anstoßenden Krankenstuben selbst die im Bette liegenden Kranken den Gottesdienst mit anhören können. Außerdem werden den Kranken von den barmherzigen Wittwen, die zur Pflege und Wartung derselben da sind, Gebete vorgelesen. Noch befindet sich bei dieser großartigen, wahrhaft kaiserlichen Anstalt ein Leichenhaus für Scheintodte, welches vortrefflich, nach den besten Mustern des Auslandes, eingerichtet ist.

Zum Schlusse meines Berichts nun noch ein paar Worte über eine hiesige literarische Neuigkeit. In der Brieffschen Buchhandlung ist in der Mitte Decembers ein deutscher Almanach unter dem Titel Biarmia erschienen. Zwar ist es nicht das erste deutsche Taschenbuch in Rußland, wie der Verleger sagt, denn in den lezten zwanzig Jahren sind sowohl hier, als in Riga und Mitau mehrere, mitunter sehr gute, erschienen; aber die äußere Schaale und sonstige Ausstattung dieser Biarmia ist in der That höchst elegant und geschmackvoll. Ueber den innern Kern hätte die Kritik nun freilich wohl Manches zu sagen, und namentlich an der Wahl der Gedichte mit Recht Allerlei zu tadeln; indeß wollen wir diesen ersten Jahrgang nicht zu streng richten, und in der Hoffnung, daß die folgenden Jahrgänge, die wir diesem lobenswerthen Unternehmen des thätigen Verlegers wünschen, die billigen Ansprüche, die man an ein so theures Buch (der Preis ist zehn Rubel und mit der Versendung zwölf Rubel) zu machen berechtigt ist, vollkommen befriedigen werden, wollen wir noch ganz kurz den Inhalt berühren. Da es dem Verleger, trotz all seiner Bemühungen, für dießmal nicht gelungen ist, etwas ausgezeichnet Schönes in Hinsicht auf Kupferstiche zu erlangen, so hat er es vorgezogen, die Zeichnungen lithographiren zu lassen. Die gelungene Zeichnung der Alexandersäule — die, wie bekannt, vorigen Sommer hier auf dem Schloßplatze errichtet worden ist — als Titelkupfer, gereicht dem Ganzen zur vaterländischen Zierde. Eine zweite Zeichnung gibt eine Ansicht des romantischen Wasserfalls zu Kyro in Finnland. Ein drittes Bild stellt eine Finnin in ihrer Nationaltracht vor. Die zwei lezten Steindrücke geben eine Ansicht Adrianopels und seiner Selims-Moschee. Das Hauptstück des Inhalts ist eine historische Erzählung aus dem Anfange unsers Jahrhunderts: „Soldatentod.“ von M. Langenschwarz, dem Improvisator. Diese Erzählung, welche das Volksleben und die Sitten Finnlands darstellen soll, wird aber durch eine Menge dazwischen geschobener Dialogen schleppend. Höchst anziehend und unstreitig das Beste sind die „Bilder aus der Türkei.“ von Dr. Maximilian Heine, jüngerm Bruder des Verfassers der „Reisebilder,“ der während des lezten türkischen Krieges sich als Arzt bei der russischen Armee befand. Sechs Gedichte von verschiedenen Verfassern machen den Schluß des Ganzen; indeß ist diese Zugabe von unbedeutendem Werth.

Der von der hiesigen Schmitzdorffschen Buchhandlung schon für das Jahr 1833 angekündigte „russische Almanach“ ist — obgleich im November v. J. eine zweite Ankündigung das Erscheinen desselben für das Jahr 1833 unfehlbar versprach — bis jezt doch noch immer nicht erschienen. Die Anzeige sagt, dieser russische Almanach werde nichts enthalten, als was sich unmittelbar auf Rußland und auf die mit ihm vereinigten Provinzen bezieht. Jeder Almanach wird mit sechs Kupfertafeln geziert seyn, zu deren Vervollkommnung Alles angewendet werden soll, was dazu beitragen kann, sie ausländischen Kunstwerken dieser Art gleichzustellen. Nicht nur einige der ausgezeichnetsten russischen Schriftsteller, sondern auch die vorzüglichsten hier lebenden deutschen Literatoren haben sich zu Mitarbeitern erboten. (!) Darnach läßt sich nun mit Recht erwarten, daß dieser Almanach wirklich viel Interessantes und nur Gediegenes enthalten wird; doch das muß erst die Zukunft lehren; der Preis ist zwölf Rubel, und das ist viel Geld. Ein schlimmes Zeichen dürfte es aber leicht seyn, daß einer der Hauptmitarbeiter, von denen übrigens nur zwei namhaft gemacht sind, K. Massalsky, einer unserer vorzüglichsten russischen Literatoren, sich gleich Anfangs von diesem Unternehmen zurückgezogen hat. — In Riga soll unter dem Titel: „Belletristischer Spiegel,“ redigirt von Fritz Wolff, Cand. Philol. et Philos., eine Wochenschrift erscheinen, deren Ankündigung folgendermaßen beginnt: „Ein unbefangener, scharfer, vorurtheilsfreier, ungetrübter Blick in die geistigen Bedürfnisse der Zeit, welcher — gestärkt durch Erfahrung jeglicher Art, für alles Edle und Erhabene rein und lauter flammend — sicher und klar das wilde und wirre Getreibe am literarischen Himmel wahrnahm, und eben so hell und sicher dem Gefühl und Verstande des Wahrgenommenen zuführte, bestimmt mich zu der Herausgabe einer, dem Geiste der Zeit entsprechenden Schrift.“ — Was sagen Sie dazu?

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. April 1833.

Ein Zuginstand ist bald errichtet,
Um in's Unendliche zu schaun.

Goethe.

Ueber die Telegraphen und die Telegraphie überhaupt.

(Fortsetzung.)

Chappe litt unter Robespierres Diktatur viel durch Verläumdung und Mißgunst. Von vielen Seiten suchte man ihm die Ehre seiner Erfindung streitig zu machen, indem man andere vor ihm lebende Männer, Hook, Amontons u. s. w. für die wahren Erfinder des Telegraphen ausschrie, von denen er seine Idee geborgt habe. Unter anderem will Professor Böckmann in Linguets räthselhaftem Projekte Chappes Telegraphen entdeckt haben. Der Kummer über diese Kränkungen machte den ehrgeizigen Mann gemüthskrank, und er brachte sich selbst ums Leben. Seine Erfindung sichert ihm aber ein bleibendes Andenken. Denn Erfinder von Telegraphen gab es, wie wir gesehen, vor Chappe gar viele, aber noch war kein Erfinder eines brauchbaren Telegraphen aufgetreten. Wenn auch der Hook'sche oder Amonton'sche Telegraph einige Aehnlichkeit mit dem seinigen haben sollten, so kann dieß doch nur von der Idee im Allgemeinen, nicht von dem sinnreichen und doch einfachen Mechanismus der Signale gelten.

Den ersten Versuch machte Chappe im März 1791 im Departement der Sarthe. Im Jahr 1792 theilte er die Beschreibung seines Telegraphen dem Nationalkonvent mit, welcher sofort am 25ten Juli 1793 auf La Kanals Bericht die Errichtung von Telegraphenlinien dekretirte, wobei dem Erfinder selbst als Ingenieur-Telegraphe die ganze Direktion der Anstalt übergeben wurde. Die erste Linie wurde zwischen Paris und Lille, auf einer Strecke von 60 französischen Meilen, angelegt, wozu 22 Telegraphen erforderlich waren. Die erste Station ward auf dem Louvre, nicht weit vom Versammlungssaale des Convents angelegt, die zweite auf dem Montmartre u. s. w. Das erste Ereigniß, welches auf diesem neuen Wege gemeldet wurde, war die Einnahme von Condé. Ein Augenzeuge meldet darüber folgendes: Der Convent hielt gerade Sitzung, als Chappe, Direktor des Pariser Telegraphen, demselben schrieb, sein Korrespondent in Lille habe ihm gemeldet, Condé sey wieder in den Händen der Republik und die Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht worden. Sogleich faßte der Convent das Dekret ab, daß Condé von nun an Nordlibre heißen solle, und sandte es Chappe zur weitern Beförderung zu. Nun begann die Maschine vor den Augen einer Menge von Zuschauern zu schreiben und war in wenigen Minuten mit der Signalisirung des Dekrets fertig. Noch in derselben Sitzung, kaum nach Verfluß von fünfviertel Stunden, meldete Chappe dem Convent, das Dekret sey zu Lille

empfangen und bereits durch einen Kurier nach Nordlibre geschickt worden.

Seitdem wurden die Telegraphen nach verschiedenen Richtungen hin vervielfältigt. Wir geben einige Notizen über die Schnelligkeit der Mittheilung durch diese Maschine: 22 Telegraphen bringen eine Nachricht von Lille nach Paris, auf einem Weg von 60 Lieues, innerhalb 2 Minuten; von Calais, 60 L., 27 Telegraphen in 3 Minuten 3 Sekunden; von Straßburg 120 L., 46 Telegraphen innerhalb 5 Minuten 52 Sekunden; 80 Telegraphen von Brest, eine Strecke von 150 L. in 10 Minuten; von Toulon, 207 L., erhält Paris Nachricht in 13 Minuten 15 Sekunden. Ein von Paris nach Brest telegraphirter Befehl traf dort nach wenigen Minuten ein, und schon am andern Morgen ging diesem zu Folge eine Flotte unter Segel. Die schnellste bisher bekannte Korrespondenz fand bei der englischen Telegraphenlinie zwischen Liverpool und Holyhead statt, auf einer Strecke von 156 englischen oder 39 deutschen Meilen; Liverpool erhielt nämlich Antwort in 35 Sekunden.

Nimmt man die Geschwindigkeit einer Kanonenkugel zu 1800 Fuß in einer Sekunde an, so legt sie in einer Stunde 6,840,000 Fuß zurück. Dieß sind, die Stunde zu 12,000 Fuß gerechnet, 540 Stunden, oder 405 Lieues. Der Telegraph legt 150 Lieues in 10 Minuten zurück; zu 405 Lieues oder 540 Stunden würde er demnach nur 27 Minuten nöthig haben, während eine Kanonenkugel diese Strecke erst in 60 Minuten durchfliegt. Die Geschwindigkeit des Telegraphen ist daher mehr denn noch einmal so groß, als die der Kanonenkugel. Der Schall legt 1038 bis 1042 Fuß in einer Sekunde zurück; nach der erstern Annahme würde er in einer Stunde sich 311 Stunden weit fortpflanzen. Zu dieser Strecke braucht der Telegraph nur 15 Minuten; folglich ist seine Geschwindigkeit viermal größer, als die des Schalls. Um diese außerordentliche Geschwindigkeit begreiflich zu machen, muß man bemerken, daß das erste Zeichen sogleich von der zweiten, dritten und sofort von allen Stationen nachgemacht wird, so daß, wenn die Depeche z. B. in Paris kaum zur Hälfte signalisirt ist, die ersten Zeichen schon in Lille angekommen sind. Die so eben angeführte Geschwindigkeit gilt also blos von einem einzelnen Buchstaben des telegraphischen Alphabets oder einer einzelnen Chiffer. Die wahre Geschwindigkeit, womit eine Nachricht fortgepflanzt wird, erhält man demnach, wenn man zu der Zeit, welche das einzelne Zeichen erfordert, die Zeit addirt, welche erforderlich ist, die ganze Depesche zu telegraphiren.

Wir geben nun zur Beschreibung der Einrichtung des französischen Telegraphen über. Da derselbe, sowohl von Seiten der Vorrichtung als der Wirksamkeit betrachtet, so viel Vorzügliches hatte, daß an ihm nur wenige Verbesserungen und Vereinfachungen angebracht werden konnten, so beschreiben wir ihn so, wie er gleich nach seiner Einführung beschaffen war. Die mechanische Einrichtung der Chappe'schen Fernschreibemaschine ist folgende: Aus dem Dache des als Telegraphenstation errichteten oder benüzten Gebäudes ragt eine vertikale eiserne Stange, in einer Höhe von 12 Fuß über den Giebel heraus, auf welcher sich ein eiserner Wagbalken von 9 Fuß Länge und 9 Zoll Breite in einer Vertikalfläche um eine Axe dreht. An beiden Enden dieses Wagbalkens sind zwei kleinere Balken oder Flügel von derselben Breite, aber nur von der halben Länge des Hauptflügels angebracht, welche sich in derselben Fläche nach allen möglichen Richtungen drehen lassen. Sowohl der Hauptflügel, als die Nebenflügel sind mit einer Farbe bemalt, die sich nach dem Hintergrund richtet, wie er sich dem Beobachter darstellt. Durch das Spiel dieser wenigen beweglichen Theile läßt sich eine Mannigfaltigkeit von Figuren darstellen, die in den Regeln der Kombination ihre Erklärung findet. Wenn die Maschine ruht, so sind die Nebenflügel eingeschlagen und liegen platt auf dem horizontalen Hauptflügel. Der Telegraph bildet alsdann die Gestalt eines T. Wenn aber die Maschine schreibt, so kommt in diese Seitenflügel ein Leben und eine Thätigkeit, die für den Zuschauer, welcher dieß Schauspiel zum erstenmal sieht, um so ergötzlicher ist, als alles von unsichtbaren Händen geleitet wird. Sie strecken sich alsdann bald nach dieser, bald nach jener Richtung aus; jezt hängen beide herab, dann schwingen sie sich empor und stehen senkrecht auf dem Hauptflügel; bald hängt ein Flügel herab, während der andere in die Höhe steht, wodurch die Gestalt eines N entsteht; bald strecken sie sich wieder in eine Linie mit dem Wagbalken u. s. w.

(Die Fortsezung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsezung.)

Um dieselbe Zeit lebte auch ein gigantischer Wassersalamander, dessen verstümmeltes Gerippe längere Zeit für das eines antediluvianischen Menschen gehalten wurde. Schon längere Zeit hatte sich der berühmte deutsche Physikus Scheuchzer, dessen zahlreiche Schriften zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erschienen sind, nach einem Ueberreste jenes verfluchten Geschlechts umgesehen, das Gott in der Sündfluth vernichtet, und als ihm jener Umriß des Wassersalamanders auf einem Oeninger Kalkschiefer zu Gesicht kam, zweifelte er entzückt keinen Augenblick, daß sein Wunsch Erhörung gefunden habe; den Kiferrand des plattgedrückten Reptils sah er für den Umriß des menschlichen Kopfes an und mit den Details der

in diesem Fall überdieß sehr undeutlichen Knochen nahm man es damals noch nicht so genau. Dieser homo diluvii testis Scheuchzers ist der schlagendste Beweis dafür, daß im Laufe des verflossenen Jahrhunderts mehr als ein unterirdisches Amerika entdeckt worden ist.

Unter dem Jurakalk, in welchem die Klasse der Reptilien erst ihre volle Ausbildung erreicht zu haben scheint, liegt der sogenannte Alpenkalk, und in diesem sind die Reptilien noch ungleich seltener. Die auffallendsten der in demselben vorkommenden Thiere sind eine Meerschildkröte mit einem Panzer, der acht Fuß im Durchmesser haben mochte, und eine große Eidechse mit sehr spitzer Schnauze. Die ersten Spuren der Reptilien treten aber in dem unter dem Alpenkalk gelagerten Kupferschiefer auf, und hier sind wir also am ersten Strande angelangt, an welchem etwas Lebendiges kroch. Jenseits stoßen wir zwar in den Steinkohlenlagern auf Spuren davon, daß bereits trockener Boden vorhanden war; aber nichts beweist, daß unter den Palmen und riesigen Farren jener Zeit schon Thiere die atmosphärische Luft athmeten. Nur Bewohner der Wasserwüste, Zoophyten, Mollusken, ziehen sich hinab in den Erdschichten, sogar bis in das sogenannte Uebergangsgebirge.

Blicken wir die Bahn, die wir durchlaufen haben, von dieser Urzeit der Erde zurück bis zu der jetzigen Welt, so sehen wir, was höhere Thiere betrifft, die ersten trockenen Länderstrecken mit Massen eierlegender, vierfüßiger Ungeheuer bevölkert; wir sehen allmählig unter ihnen Säugethiere auftreten, und im Maaße, als sich die Geschlechter derselben mehren, die Geschlechter jener Reptilien zurücktreten, bis sich endlich das heutige Verhältniß zwischen beiden Klassen herstellt. So beschränkt bis jezt noch unsere Beobachtungen seyn mögen, so ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß die künftige Geologie diesen Satz im Allgemeinen modifizirt. Aber darüber vermag die heutige Erdkunde noch so gut als keinen Aufschluß zu geben, ob die Erdrevolutionen die jedesmalige Thierschöpfung völlig ausgerottet haben, oder ob jedesmal Geschlechter einer frühern Schöpfung, und welche in eine spätere übergreifen, endlich wann das Geschöpf aufgetreten ist, das sich über alle Thiere in der Wirklichkeit sehr hoch und vielleicht in der Einbildung noch mehr erhebt.

Wir haben in der bisherigen Darstellung die Frage, ob es wirklich fossile Menschenknochen gebe, und zwar unter Verhältnissen, welche auf ein weit früheres Erscheinen unsers Geschlechts auf Erden hinweisen, als man gewöhnlich annimmt, absichtlich aus dem Spiel gelassen. Je eifriger man in früherer Zeit antediluvianische Menschenknochen aufsuchte, und je voreiliger man, bei der noch mangelhaften Ausbildung der vergleichenden Anatomie, Thierknochen dafür erklärte, desto vorsichtiger ist man in neuerer Zeit geworden; ja man geht oft wohl im Mißtrauen zu weit, und es ist zuweilen, als scheute man sich vor jedem Lichtstrahl, der die schwarze Nacht der Urzeit der Menschengeschichte auf Augenblicke erhellt. Es scheint nach den neuesten Beobachtungen kaum mehr einem Zweifel unterworfen, daß im Boden von Europa hie und da im ältern aufgeschwemmten Land neben Thierknochen auch Menschenknochen gefunden werden. Vorzüglich berühmt sind in dieser Hinsicht die Höhlen von Pondres und Sauvignarques, in welchen unzweifelhaft menschliche Gebeine mit Resten von sehr rohem Töpfergeschirr neben Knochen von Hyänen, Hirschen und Aurochsen liegen. Wir versparen einige Betrachtungen über das Verhältniß der Revolutionen der Erdrinde zum Menschengeschlecht und seiner Geschichte auf einen zweiten Artikel.

(Schluß des ersten Artikels.)

Neuere Volkslieder der Spanier.

Wer auf Verdienste zählet,
Vertrauet schlecht,
Denn Liebe übt nur Gnade,
Und kennt kein Recht.

*

Es ist ein eigener Prozeß,
Den Liebe führt,
Da man durch Blick und Gegenblick
Ihn schon verliert.

*

Ich fühle meine Brust
So stark beklemmt,
Daß sich der Athem schon
Zum Seufzen hemmt.

*

Ich trag' in meiner Tasche
Gerieb'nes Salz beständig,
Zum schnellen Nießbrauch, fänd' ich
Einmal dich abgeschmackt.

*

In Galenus ist zu lesen:
Jenem, der aus Lieb' erkrankt,
Geb' man das, was er verlangt,
Dann wird sicher er genesen.

*

Adam und Eva waren
Für's Glück beschieden,
Denn keine Schwiegereltern
Trübten den Frieden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Der Prater am Ostermontag.

Mein lebenvolles Wien, was hast du verschuldet, daß dir so lange kein Morgen im Morgenblatte tagte, kein Blättchen in jenem Blatte gewidmet wurde, das du doch mit so großer Vorliebe liesst! Muß ich, der Ausländer, das Stillschweigen brechen? Findet sich denn kein Wiener Schriftsteller, der deiner in Korrespondenz-Nachrichten gedenken möchte? Nun, so sey es; wenigstens so lange ich hier verweilen kann, will ich referiren, bis mich ein Eingeborner oder ein Eingebürgerter ablöst. Wo soll ich aber beginnen nach so langem Stillstand? Soll ich erzählen, was ich diesen Winter gehört und gesehen? Ich würde die Morgen- zur Nachtzeitung machen und dennoch nicht zu Ende kommen; ich würde statt eines Briefes ein Buch schreiben müssen, und in diesem Buche selbst den reichhaltigen Stoff nur karg behandeln können. Ich will mit dem Frühling anfangen; ich will, wie die Lerche, ein Bote des neuen Lebens, ein Bote der Neuigkeiten werden; ich will im Fluge berühren, was ich erlebt und empfunden; wer mir nicht nachfliegen will, gönne mir meine Streifereien; komme ich doch Niemanden ins Gehege. Am Ostermontage ist ganz Wien auf den Beinen. Der Prater scheint sein Geburtsfest zu feiern. Man sagte mir, daß an diesem Tage gewöhnlich an 3000 Equipagen durch die Jägerzeile, die schönste Straße Wiens, nach dem Prater rollen; heuer mögen es wohl mehr gewesen seyn. Ich habe mehrere Jahre hindurch die Promenaden nach Longchamps mitgemacht; Paris zählt diese bekanntlich unter seine Volksfeste, und sie sind weltberühmt. Warum sind es die Wiener weniger? sind sie nicht schöner, als die Pariser? In Paris sieht man unter 3000 Equipagen 2500 Kabriolets mit einem, oft recht erbärmlichen Pferde. Hier sieht man höchstens 3 — 4 Kabriolets mit einem Pferde; alle haben zwei Pferde und die meisten sind von zwei Jokeys begleitet, die auf herrlichen Engländern die Arrieregarde bilden. Der Reichthum, welcher sich hier zeigt, ist unglaublich, die Eleganz der Equipagen und Livreen feenartig, die Pracht, mit welcher der Hof und die Fürsten und Magnaten diesen Zug verherrlichen, grenzenlos; ich zählte achtzehn Wagen, die alle dem Fürsten Lichtenstein gehören; Prinz Koburg, Botschafter Tatischeff, Fürst Schwarzenberg, Fürst Batbiany ꝛc. fuhren mit Sechsen; alle Wagen neu, alle Livreen neu. Es gehört zum Ton der Reichen, am Ostermontage in ganz neuen Equipagen mit großer Dienerschaft in ganz neuen Livreen in den Prater zu kutschiren. Der Zug geht sehr langsam, und es ist unmöglich, schnell zu fahren. Schon am Stephansplatze, mitten in der Stadt, stocken die Wagen, und der Weg bis zum Lusthause ist eine deutsche Meile lang. In zwei unabsehbaren Zeilen fährt man dahin. Am Rondeau kehren die meisten um und beginnen sodann die Promenade beim Eingang des Praters noch einmal. Das Gedränge war heuer so groß, daß mehrere Wagen den Weg von einer starken Viertelstunde, vom Burgplatze bis zum Rondeau, kaum in drei Stunden zurücklegen konnten. Der Luxus der Spaziergänger ist eben so groß. Man schätzte ihre Anzahl an dem genannten Tage auf 60.000; darunter kein Bettler, kein Dürftiger; Männer und Frauen im schönsten Putze. Wer Lust hat, zu berechnen, was der Luxus in Wien abwerfen kann, betrachte eine solche Promenade. Für Hüte und Hauben der Frauen — wir wollen nur 30.000 Stück annehmen und einen solchen Kopfputz nur zu 5 fl. (in ganz Wien ist kein solcher um diesen Preis zu haben) — verzehrt der Ostermontag 100.000 Thaler. Der Maßstab ist gegeben; die übrige Berechnung wird nicht schwer werden. Ich sah den Kaiser, einfach wie er ist, mit nichts geschmückt, als mit der Liebe seines Volks. Er sieht sein Glück aus jedem Auge widerstrahlen. Auch er kann den Weg nur äußerst langsam zurücklegen, und wer fährt vor ihm? ein Weinhändler; der Kaiser wünscht nicht, daß die Ordnung seinetwegen gestört werde. Die Wagen stocken plötzlich. Der Kaiser weilt eine volle Viertelstunde an einer Stelle. Das Volk drängt sich an den Wagen, der Unbedeutendste grüßt ihn, der Kaiser dankt dem Unbedeutendsten, und Jeder spricht: „Ich habe den Kaiser gesehen; das war ein schöner Tag!“

Aber nicht nur der Prater gewährt am Ostermontage einen so glänzenden Zusammenfluß von Menschen und Equipagen, die übrigen nahen Belustigungsorte sind nicht minder besucht. Die breite Straße nach Schönbrunn, Hietzing, Baumgarten und Hütteldorf ist überfüllt mit lebensfrohen Wienern. Wenn der kaiserliche Hof nicht in Schönbrunn weilt, so haben beinahe nur Gesellschaftswagen diese Tour zu machen. Die Anzahl dieser Gesellschaftswagen ist sehr bedeutend; es rollen wohl an 500, jeder mit 12 — 20 Menschen bepackt, hin und her. Außerdem hat Wien an 1000 Fiaker. Diese letztern finden in der Welt nicht ihres Gleichen; die Schönheit ihrer Wagen übertrifft die mancher Privatkarrossen. Meistens sind sie von Innen mit Seide oder Kasemir verziert und haben zwischen den beiden Fenstern, hinter dem Kutschbocke, einen Spiegel, zuweilen auch eine Uhr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 95:

Greis. Reis. Eis.

Räthsel.

Monaden sind mir gnug
Zu Schöpfungen vorhanden,
Aus mir ist Leben, Tod,
Geburt und Grab entstanden,
Und Sonne, Mond und Stern
Halt' ich in meinen Banden.

Mir ist nur Kinderspiel
Die schwerste Zauberei,
Vielfältig bin ich zwar,
Doch bin ich Eins und Drei;
Ich mache, was ihr wollt,
Ob's auch unmöglich sey.

Die Welt — sie ward aus Nichts;
Ich schaffe Nichts und Welten,
Ja, Himmel, Teufel, Höll'
Und Niemand kann mich schelten;
Ihr laßt mich Alle wohl
Als Schützenmeister gelten.

Der Mensch hat mich gehört,
Lang eh' er mich gesehn,
Gesehn, eh' auf Metall
Ich lernte fester stehn;
Dort muß von vielem Druck
Ich bald zu Grunde gehn.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 29. April 1833.

Welt und Poeten abgeschmackt!
Ist eben hier eine Mummenschanz,
Wie überall, ein Sinnentanz!

Goethe.

Vom Rückfall Frankreichs in die Sitten des achtzehnten Jahrhunderts.

Schon öfters haben unsere Korrespondenten den merkwürdigen, aber trostlosen Zustand zu schildern gesucht, in dem sich gegenwärtig in Frankreich die Literatur und die Kunst, ja der ganze gesellschaftliche Zustand befinden, und der die jetzige Zeit als eine Uebergangsperiode bezeichnet. Auch Franzosen haben wir in diesen Blättern den Gegenstand aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten sehen. Es hat sich gezeigt, daß die Lobpreiser der alten Zeit, wie die stürmischen Heilande einer neuen Aera, zwar über die Ursachen des Uebels und die Heilmittel sehr getheilt, über das Bestehen des Siechthums aber desto einiger sind. Hören wir heute einen geistreichen Widersacher der Doktrinärs, einen Feind des sinnigen Deutschthums und jener Philosophie, welche namentlich Cousin, als Rückfracht für die ausgeführten Modeartikel, in Frankreich einbringen möchte. Unsere Eleganten beiderlei Geschlechts erhalten damit zugleich einen Beitrag zu der Philosophie der gegenwärtigen Moden.

* * *

Man kann gegenwärtig in unserer Kunst- und Literaturwelt einen Gang durch das achtzehnte Jahrhundert machen, wie sich der Alterthümler durch die erstorbene Pracht von Herkulanum und Pompeji ergeht. Ueberall begegnet er den Gesichtern, den Formen, dem Kolorit jener Zeit. Jene Schönheiten berüchtigten Angedenkens werden uns sammt und sonders mit allen ihren Reizen beschrieben; man zählt uns ihre gesammten Liebhaber an den Fingern her und verfolgt ihre Laufbahn von der ersten Vorstellung in den großen Appartements bis zu ihrem Auftreten bei den nächtlichen Fêten, vom Austritt der Dame aus dem Kloster bis dahin, wo sie der Liebe und der Schminke nothgedrungen Valet sagte. Eben so genau kennen wir die Männer, und jedes ihrer Witzworte, alle ihre schmutzigen Intriken sind uns sorgfältig aufbehalten worden. Man weiß ganz genau, welche Stickerei dieser oder jener Höfling gewöhnlich trug, in welcher Straße er seine Petite-maison hatte und wann er sich wegen dieser oder jener Tänzerin ruinirte. Wir wissen, wie der Sopha einer Dubarry und die Portechaise der Frau von Pompadour aussah. Man hat die Romane, welche man damals verstohlen las, geistreich und alles Ernstes zu unserer Belehrung analysirt und commentirt; kurz, kein Zeitalter ist je mit so viel Eifer und Vorliebe bis auf's Kleinste hinaus durchstöbert und geschildert worden als jenes, und Literatur und Kunst haben sich und damit uns durch alle Winkel jener Senkgrube geschleppt.

Ein böses, sehr böses Zeichen sind solche Studien. Die Verirrungen der Kunst sind keineswegs erst Folgen

des Verfalls der Sitten; nein, jene gehen faſt immer dieſem voran; ſey es nun, daß der Einfluß der Kunſt auf ein Zeitalter wirklich ein ſo mächtiger iſt, ſey es, daß die fein organiſirten Künſtler ſchon beim erſten Schritte die ganze Richtung der Zeit wittern, gleichviel, die Erfahrung beſtätigt jenen Satz. So kam geraume Zeit vor dem Ende von Ludwigs XVI. Regierung, ziemlich lange bevor die politiſche Philoſophie, die Triebfeder der franzöſiſchen Revolution, aus dem alten Gebäude der Monarchie auch nur einen Stein geſprengt hatte, unter Vien's Auſpizien in den zeichnenden Künſten die, allerdings etwas weichliche, Nachahmung des griechiſchen und römiſchen Styls auf. Man fing damals an, ſich in den Folianten der Alterthumsforſcher über die altetruriſche Kunſt zu belehren, man warf das Papillotenweſen und die geſchnörkelten Formen der Zeit bei Seite und verſuchte es mit dem ernſten, reinen korinthiſchen oder athenienſiſchen Geſchmack. Auch die Literatur erlitt eine analoge Metamorphoſe, oder ſie verfolgte vielmehr nur ihrerſeits die Richtung, die ſie der Plaſtik und Malerei gegeben. Sie wurde beinahe ernſt und züchtig, und man ſchwang ſich jezt nicht mehr durch eine geiſtreiche Liederlichkeit zum Helden des Tages und durch ein frivoles Buch zum Modeſchriftſteller auf. So war denn die Monarchie, wie ſie der Lauf der Zeit, oder wie ſie ſich ſelbſt gemacht hatte, mit ihren eiteln, leichtſinnigen Formen, zur Zeit, als ſie wirklich zuſammenſtürzte, in den denkenden Köpfen bereits abgeſtorben. Ihre einzigen Repräſentanten waren damals noch die Höflinge und eine windige Jugend, unfähig, die Veränderungen, welche um ſie her vorgingen, zu würdigen, auch nur zu beobachten.

Nachdem im Sturme der ſchrecklichen Revolution der lezte Fezen des alten Regime verweht war, und kurze Zeit, bevor die Greuel dieſer Zeit ihre höchſte Höhe erreichten, herrſchte im Studium des Antiken ein Geſchmack, der noch ſtrenger war als die Grundſätze des Convents, und die Schriftſteller handelten noch unnachſichtlicher als die Geſezgeber. Nicht mehr von Athen und von Rom nach Korinths Eroberung, nicht mehr von Phidias und Alcamenes borgten die Künſtler aller Art ihre Muſter; man ging hinauf bis zu den Oöken und Sabinern, zu dem Mantel, den Cincinnatus über den Pflug hing, zu den rohen Ornamenten am Tempel des alten Jupiter Stator; und eben als die lezte Phaſe des Terrorismus eintreten ſollte, brach in der Republik der Künſte dieſe neue Revolution aus. Davids Grundſätze und Geſchmack galten jezt für weichlich, eines freien Volkes unwürdig, und nicht viel fehlte, ſo ſchrie man ſie für monarchiſch aus. Sein Pinſel ſollte nicht ſtreng genug ſeyn, und um ein Kleines wären dieſe Kunſtjakobiner mit ihrem Meiſter umgegangen, wie die im Convent mit Danton und Camille Desmoulins.

Ihr meint, derlei Betrachtungen wollen nicht viel heißen? Wißt ihr aber, daß zwei volle Jahre, bevor ein Menſch an einen Imperator dachte, Auguſts und Marc Aurels Tugenden in allen Büchern, auf allen Theatern beſungen wurden? Bereits trug der Rath der Alten das Peplum des kaiſerlichen Senats, man warf den ſimpeln Homer bei Seite und hielt ſich in der Nachahmung an den ſchwülſtigen Virgil, und bald war in unſern Häuſern nichts als Geräthe zu ſehen, wozu die Muſter von den prunkenden Monumenten der Neronen entlehnt waren. Sehr die Paläſte, die Triumphbogen, die Siegesſäulen der Napoleonſchen Zeit an; noch ein paar Jahre, und Paris wurde zum Rom der Cäſarn. Freilich, damals gab es keine Oppoſition in der Kunſt; wie Alles, ſtand auch ſie unter dem eiſernen Szepter, und an eine Reaktion war nicht zu denken. Der Maler, der das Mittelalter oder die zierlichen Gebilde aus der Zeit des Wiederaufblühens der Wiſſenſchaften mit Liebe ſtudirt hatte, verſteckte ſeine Skizzen und kopirte ſchweigend Davids Römer. Alles blieb, wie es war, bis zum Sturze dieſer Regierung, den kein Menſch vorausgeſehen hatte; ſo feine Naſen die Maler wie die Poeten und Philoſophen haben, den Froſt von 1812 und den Brand von Moskau konnten ſie nimmermehr wittern.

Die Richtung, welche die Reſtauration nehmen ſollte, wurde erſt dann augenfällig, als man bemerkte, mit welchem Feuer Poeten und Zeichner ſich an das Studium des frommen Mittelalters machten. Wie bei Allem, ſo waren auch hier pfiffige Köpfe, welche planmäßig handelten, unter der Schaar derjenigen, welche willenlos dem Zuge folgten. Während die unſchuldigen, leichtgläubigen Seelen, die ſogenannten Künſtlergemüther, allen Eindrücken offen, ſich ob der Skulptur, dem Koſtüm, dem Kolorit des dreizehnten, vierzehnten Jahrhunderts entzückten, berechnete ein Häufchen philoſophiſcher Spekulanten in ſeinem Schlupfwinkel, was ſich Alles mit dieſer Begeiſterung ausrichten laſſe, wenn man ihr eine erſprießliche Richtung zu geben wiſſe. Die Kunſt mußte verſinnlichen, welche Wunderwerke der Glaube, das religiöſe Gefühl einer frühern Zeit gewirkt; wurden alle poetiſchen Gemüther für dieſe Idee gewonnen, ſo hatte man, meinten ſie, bald eine Fluth von Schriften, welche jene abgenüzten, zum Ekel commentirten Bücher wegſchwemmte, in denen ſich die ſtörrige Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts barg. Die meiſten dieſer Philoſophen, die aus denſelben Motiven, welche die Neuplatoniker am Sturze des Polytheismus arbeiten ließ, die Religion wieder herſtellen wollten, waren eifrige Royaliſten; einige aber niſteten ſich in der liberalen Parthei ein, um ſie deſto ſicherer zu untergraben. Einer von ihnen (Couſin), der durchtriebenſte von Allen, ging in der Mummerei am weiteſten und ſtellte ſich frech genug ſogar unter die Fahne

des Carbonarismus, der Parthei, welche es sich zur Aufgabe machte, die revolutionären Grundsätze von 1789 in ihrer Reinheit wieder ins Leben zu rufen. Da zog er nun vor den guten jungen Leuten, welche bei der Napoleonischen Erziehungsmethode so ziemlich Ignoranten geblieben waren, gegen Cabanis Grundsätze und die ganze sensualistische Schule los, und spiegelte ihnen dafür, als seine eigenen Erfindungen, die germanischen philosophischen Nebelgestalten vor, mit denen sich damals Deutschland für den Mangel an politischer Freiheit schadlos hielt. Man hörte den unverschämten Plünderer fremden Gutes an, man bewunderte ihn. Plato, den gefällige, seither für ihre Mühe gar schlecht belohnte Freunde für ihn übersezten, um ihren Apostel in Kredit zu bringen, Plato war in ihm in eigener Person wiedererstanden! Fort mit Cabanis, Condillac, Voltaire! Nur bei Plato war Freiheit und die himmlische Manna!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Telegraphen und die Telegraphie überhaupt.

(Fortsezung.)

In jeder dieser Stellungen ruht die Maschine einen Augenblick, doch nur so lange, daß für den Beobachter keine Verwirrung entsteht. Alle diese Richtungen der Seitenflügel beschränken sich aber auf Winkel von 45, 90, 135, 180, 225, 270 und 315 Graden, d. h. sie spielen von 45 zu 45, oder auch wohl nur von 90 zu 90 Graden. Mit erstern 7 verschiedenen Winkeln können die zwei Seitenflügel, wie sich aus den Regeln der Kombination ergibt, 63 verschiedene Figuren bilden. Da aber der Hauptbalken selbst 4 verschiedene Hauptlagen, nämlich eine horizontale, eine vertikale und zwei diagonale annimmt, so muß man die Zahl 63 noch mit 4 multiplicren, und hiezu noch die 4 Stellungen des Hauptflügels, wo keiner von den Seitenarmen spielt, addiren, um alle auf diese Weise möglichen Figuren zu erhalten, nämlich 256. Von diesen Figuren kann man nun die für das telegraphische Alphabet geeignetsten auswählen. Läßt man die Nebenarme von 90 zu 90 Grad spielen, so erhält man 100 sehr deutlich verschiedene Zeichen, eine mehr als hinlängliche Anzahl für das gewöhnliche Alphabet. Es werden überdieß beim Signalisiren viele Abkürzungen angebracht; ein einziges oder nur wenige Zeichen vertreten oft die Stelle eines ganzen Begriffs, und die Depechen werden auf diese Weise möglichst vereinfacht. Die Absonderungszeichen, außer dem Fragezeichen, sind überflüssig.

Der Mechanismus, welcher den Flügeln ihre Bewegung und ihre verschiedenen Stellungen gibt, ist höchst einfach. Von den drei Flügeln laufen Schnüre in das Kabinet hinab und stehen hier mit einigen Rädern und Walzen in Verbindung, durch deren verschiedenartige Umdrehung die Flügel des Telegraphen gelenkt werden. Seitwärts steht, wie versichert wird, das Modell eines kleinen Telegraphen, welches mit dem Räderwerk in Verbindung steht und alle Bewegungen und Stellungen der großen Maschine genau und pünktlich wiederholt, so daß der Mann, welcher das Räderwerk regiert, ohne den großen Telegraphen zu sehen, die Richtigkeit der Stellungen desselben an dem kleinen Telegraphen abnehmen kann. Ob diese Vorrichtung indessen nicht einer einfachern Platz gemacht hat, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. In dem unter dem Telegraphen befindlichen Kabinet sind zwei gute Teleskope in die Mauer befestigt, von denen das eine nach dem zu beobachtenden Telegraphen, das andere nach demjenigen, wohin die Mittheilung gemacht werden soll, gerichtet ist. Nur zwei oder drei Männer sind unmittelbar während der Korrespondenz beschäftigt, müssen aber natürlich von andern abgelöst werden; einer späht durch die Fernröhre, der andere läßt die Maschine spielen und ein dritter schreibt die empfangenen Signale nieder, indem er sie in die gewöhnliche Buchstabenschrift überträgt. Der Späher ruft jedes Zeichen, welches er den mit seiner Warte korrespondirenden Nachbar machen sieht, dem bei der Maschine Angestellten zu; dieser ahmt es sogleich nach. Unmittelbar darauf sieht ersterer durch das andere Fernrohr nach dem folgenden Telegraphen, ob er das Signal richtig kopirt. Für Nachrichten, welche geheim bleiben sollen, gibt es besondere Chiffern, wozu nur die an beiden Endstationen der Linie angestellten Direktoren den Schlüssel haben. Die in den mittlern Stationen sitzenden Fernschreiber machen alsdann diese Zeichen mechanisch nach, ohne ihre Bedeutung zu kennen. In diesem Fall ist die so eben erwähnte dritte Person überflüssig.

Die Entfernung der Stationen von einander richtet sich nach der Weite, in welcher ein gutes Fernrohr das Spiel des Telegraphen noch deutlich darstellt. Diese Weite beträgt sechs bis acht Stunden. Allein diese Entfernung muß oft wegen Unebenheiten der Erdfläche, welche die Gesichtslinie der Telegraphen unterbrechen würden, abgekürzt werden. Ueber einen Berg kann die Telegraphenroute nur durch Anlegung eines Telegraphen auf der obersten Bergspitze geleitet werden. Aus diesem Grunde mußte man in der Telegraphenlinie zwischen Paris und Lille die zweite Station schon auf dem Montmartre, nur eine Stunde vom Pariser Telegraphen entfernt, anlegen. Alle Telegraphenwarten haben wo möglich eine solche Lage, daß sowohl für den diesseitigen, als jenseitigen Beobachter die figurirende Maschine über den dunkeln Horizont hervorragt. Nebel und Regen sind zufällige

Hindernisse, welche den Gebrauch des Telegraphen beschränken und auf welche die telegraphische Anstalt allerdings immer gefaßt seyn muß.

Um von der Korrespondenz auf diesem Wege einen Begriff zu geben, theilen wir folgende Notiz mit, welche von einem Augenzeugen herrührt. Zuerst gab der Maschinenwärter der nächsten Station das Zeichen, daß eine Depesche fortzuschicken sey, um alle andern darauf aufmerksam zu machen. Nach wenigen Augenblicken kam die Nachricht zurück, der Aufseher der fünften Station sey nicht auf seinem Posten. Sogleich wurde signalisirt, daß man diese Nachricht erhalten habe. Als endlich durch ein Zeichen die Nachricht ankam, daß alle Beamten auf ihrem Posten seyen, begann die Signalisirung der Depesche; indessen war freilich beinahe eine halbe Stunde verflossen. Eine solche Verzögerung durch Nachlässigkeit der Stationsdiener kommt aber selten vor.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Fortsetzung.)

Pfanner. Tivoli. Alexander. Bindocci.

Die Wiener Fiaker stehen im Rufe der Pfiffigkeit und eines gutmüthigen Humors; dem Fremden pflegen sie aber im Preise ein wenig über's Ohr zu hauen. Dagegen gibt es indessen ein Mittel; ein einziges Wort treibt sie zu Paaren, und dieses Wort heißt: „Pfanner," der Name des Wiener Polizeikommissärs, welcher über die Fiaker zu wachen hat, daß sie stets hübsch Ordnung halten. Droht man ihnen mit Pfanner, da werden sie so geschmeidig und billig, und fordern nur so viel, als zu fordern erlaubt ist. Dieser Kommissär ist ein rechtlicher Mann, artig, zuvorkommend gegen Fremde, billig und aufmerksam gegen Einheimische, bei allen Funktionen der rechte Mann, fast immer in seinem Dienste zu Pferde und allenthalben. Kein Volksfest geht vor ohne ihn; er ordnet die großen Touren in den Prater, inspicirt das Wettlaufen der herrschaftlichen Läufer, stellt sich an die Spitze der weltberühmten Wiener Prozessionen, und gibt's einmal eine Exekution, Pfanner wacht darüber, daß auch ein solches Spektakel in aller Ordnung vorübergehe. In wenigen Tagen beginnen die imposanten Wettritte auf der Simminger Heide wieder. Diese Simminger Heide ist ein ungeheurer Platz außer der St. Marksulinie, an der Straße nach Ungarn. Die ersten Kavaliere der Monarchie vereinigen sich alle Jahre im April und Mai, ein großes Wettrennen nach Art der englischen, jedoch mit einheimischen Pferden zu veranstalten. Die Rennbahn mißt wohl ein paar Meilen im Umkreise. Sieger sind größtentheils die ungarischen Reiter. An bestimmten Tagen können auch Bauern, welche ihre selbst großgezogenen Pferde mitbringen, Theil nehmen, und diese Wettrennen mit Bauernpferden sind die interessantesten. Die Konkurrenten sind einfache Landsbewohner, die ohne Sattel reiten. Vor mehreren Jahren gewann ein junger Bursche mit einem österreichischen Pferde den Preis; er ließ einen Engländer mit einem wohlgeübten Jokey weit hinter sich. Der Preis war ein massiver goldener Becher, und für das Pferd bezahlte ihm ein Kavalier 1000 Thaler in schwerem Gelde. Sobald die heurigen Pferderennen begonnen haben, werde ich Ihnen darüber Bericht erstatten.

Seit Ostermontag hat auch das schöne Tivoli wieder begonnen. Noch ist der Zuspruch nicht sehr stark, kann es aber werden. Die Inhaber, zwei Berliner, hatten im ersten Jahre glänzende Geschäfte gemacht; aber im zweiten und dritten nahm der Antheil des Publikums ab. Frau Cholera machte die Wiener gar zu ängstlich. Jetzt athmen sie wieder freier und nun wird Tivoli besucht werden. Da die Unternehmer nicht immer in Wien seyn können, so beabsichtigen sie, ihre Entreprise abzugeben. Wie man hört, wünschen sie, das Glücksrad bei ihren Rutschbahnen anzubringen; sie hatten eine Ausspielung im Sinne. Wenn alle diejenigen ein Loos nehmen, welchen das Tivoli vergnügte Abende machte, so werden die Loose bald vergriffen seyn. So lange es jedoch die beiden Berliner noch besitzen, möchte ich ihnen einen guten Rath ertheilen. Ihre Traiteurbesorger müssen andere Leute werden. Die Wiener essen gerne gut, auch der Wein muß bei ihnen ächt seyn, und die Herrn Berliner sollten mehr wienerisch denken lernen. Sie müssen einen guten Restaurateur wählen; das bloße Rutschen, und selbst die oft glänzende Beleuchtung hat zu wenig Reiz. Koch und Kellermeister müssen sorgen, daß von dem erstern gute Bissen in den Hals rutschen, daß von dem leztern durch kräftige Weine der Trinker beleuchtet werde; dann gibt es im Tivoli Leute erlauf.

Alexander, von dem das Morgenblatt so viel Rühmliches gesprochen, befindet sich noch immer in Wien. Er hat auf den beiden Hoftheatern wohl über dreißig Vorstellungen gegeben und immer ungewöhnliche Einnahmen gehabt. Er spielte immer bei vollen Häusern, und weniger als 5 — 600 Gulden C. M. kam nie auf seinen Theil. Wir sahen ihn in seinen bekannten Stücken: „les ruses de Nicolas," „le paquetboot" und „le diable boiteux." Das Morgenblatt hat Alexander den neuen Garrik genannt. Dieß überhebt mich mehr über ihn zu schreiben, denn Alexander ist ein Garrik im eigentlichen Sinne des Worts, und auch hier hat er sich bestätigt. Bald hätten wir eine Scene im englischen Geschmacke hier erlebt. Der Theaterdirektor Carl wollte an Alexanders Vielseitigkeit zweifeln; er behauptete gerade, Alexander habe einen Gehülfen, und das Publikum werde getäuscht. Carl war bereits auf dem Punkte, Herrn A. 200 Dukaten anzubieten, wenn er ihm erlaube, während der Vorstellung denselben in jeder Scene in Gegenwart des Publikums aufzurufen, wogegen Alexander verpflichtet würde, nach jedem Zuruf mit gewöhnlicher Stimme zu antworten: „Hier bin ich!" Alexander gestand dieß Herrn Carl gerne zu. Zum Glücke besann sich lezterer eines Bessern. Herr Carl ersparte sich hiedurch Beschämung und 200 Dukaten.

Auch der italienische Improvisator Bindocci befindet sich noch in Wien. Heute, am 14ten April, gab er seine Abschiedsakademie. Dieser wahrhafte Dichter zeigte ein ungewöhnliches Talent, und er reussirte in den schwierigsten Aufgaben. Meisterstücke von Siegreisdichtung waren die ihm aufgegebenen Sujets: „der Herzog von Reichstadt," „Tasso und Schiller," „Rudolph von Habsburg" und „Ugolino." Der Kaiser ließ ihn zweimal im Hofburgtheater improvisiren und beehrte ihn selbst einigemale mit schwierigen Themata, welche Bindocci kaum vor dem Beginne seiner Produktionen auf der Bühne in versiegelten Schreiben zukamen. Er löste jede, noch so schwere Aufgabe auf das Glänzendste. Der Kaiser beschenkte ihn mit einem kostbaren Brillantringe und einem schriftlichen Zeugniß des allerhöchsten Wohlgefallens. Auch der junge König zeichnete den unvergleichlichen Dichter glänzend aus.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Dienstag, 30. April 1833.

— Durch magischer Arme Spiel
Fliegt das beschwingte Wort ans allerfernste Ziel.

Chönier.

Ueber die Telegraphen und die Telegraphie überhaupt.

(Beschluß.)

Auch für die Nachttelegraphie läßt sich der französische Telegraph gut gebrauchen. Es werden zu diesem Zweck in die Mitte und an die beiden Enden des Hauptflügels, so wie an die Enden der Seitenflügel, bewegliche Laternen gehängt, welche wie eine Schiffslaterne sich immer in senkrechter Lage erhalten und bei Nacht alle Stellungen des Telegraphen deutlich bezeichnen.

Seitdem die Franzosen ein so aufmunterndes Beispiel gegeben haben, fand es auch bald in andern Ländern Nachahmung. England legte zuerst nach den Franzosen Telegraphenlinien an, und zwar die erste zwischen London und Dover; dann folgte Schweden. Endlich wurde auch der Plan zu der ersten Telegraphenlinie in Deutschland zwischen Berlin und Cöln entworfen, welcher bald ausgeführt seyn wird. Das Publikum sieht der Eröffnung der Korrespondenz mit Neugierde entgegen. In Ostindien sind die Telegraphen in der Präsidentschaft Bombay bereits so gut eingerichtet, daß der Präsident aus einer Entfernung von 500 englischen Meilen in 8 Minuten Nachricht erhält.

Auch nach Chappes Erfindung bemühten sich noch viele scharfsinnige Köpfe, theils neue Telegraphen zu erfinden, theils die schon erfundenen zu vervollkommnen und zu vereinfachen. Der Physiker Conté, Vorsteher des aerostatischen Instituts zu Meudon, erfand den sogenannten aerostatischen Telegraphen, welcher im Kriege, namentlich für belagerte Festungen, zum Signalisiren brauchbar scheint. Dieser Telegraph besteht auch acht Cylindern von schwarzem Wachstaft, welche in Zwischenräumen von vier Fuß über einander hängen und, durch Stricke unter sich verbunden, an der Gondel des Aerostaten befestigt sind. Der aeronautische Signalist führt aus hoher Luftregion die telegraphische Korrespondenz, indem er mittelst der durch den Boden der Gondel geleiteten Stricke die Tastcylinder zusammenzieht, wieder aus einander läßt, und auf diese Weise 265 Veränderungen hervorbringen kann. Conté beschäftigte sich auch mit der Erfindung eines aerostatischen Telegraphen, welcher, ohne eines aufsteigenden Signalisten zu bedürfen, an einen 12 Fuß hohen Ballon gehängt, von der Erde aus durch Stricke dirigirt wurde. Der Telegraph, welcher in England in einer Postenkette von dem Admiralitätsamt bis an die Seeküste eingerichtet wurde, besteht aus einem Rahmen, in welchem sechs achteckige Bretter um ihre Axen beweglich sind. Wenn diese Bretter vertikal stehen, so bieten sie dem entfernten Beobachter ihre ganze Fläche deutlich dar; legt man sie hingegen horizontal, so bieten sie demselben ihren schmalen Rand dar, welcher der

großen Entfernung wegen nicht sichtbar ist. Auf diese Weise geben die sechs Tafeln sehr viele Veränderungen. In England wurden auch, zum Behuf der Signalisirung bei Nacht, Laternen, durch Gas beleuchtet, vorgeschlagen. Sechs derselben stehen auf einem eisernen Gestell pyramidenförmig über einander und kommuniciren durch Röhren mit dem Gasbehälter. Durch abwechselndes Schließen und Oeffnen der Röhren kann das Gaslicht nach Willkühr ausgelöscht und wieder angezündet werden.

Der Engländer Edwards zeigt in einem von ihm verfaßten Werke die Möglichkeit und Leichtigkeit, vermittelst seines Auticatelephors von London aus nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ja bis nach Calcutta, Nachrichten in einer Minute zu senden und in ein paar Minuten von dort her Antwort zu erhalten. Mehr kann man wahrlich von der Telegraphie nicht erwarten. Daß Edwards bei der Regierung, welche sonst sehr freigebig mit Ertheilung von Patenten und mit Unterstützung ist, leztere nicht erhielt, ist wohl ein hinlänglicher Beweis für die Nichtigkeit und Unausführbarkeit seines telegraphischen Projekts. Viele ähnliche Vorschläge, die gar nicht, oder höchst selten Anwendung fanden, gingen meistens von den Engländern aus. Bekanntlich ist auch schon von mehreren Seiten der Vorschlag gemacht worden, im Interesse des Handels Telegraphen zu errichten, und in England besteht bereits eine Telegraphenlinie zum Privatdienst für Handelsleute, indessen nur auf einer Strecke von 72 englischen Meilen. Die Kosten derselben betrugen nur 2000 Pfund, oder 24,000 Gulden.

Auch Plane zur Einführung einer Telegraphenpost für Jedermann hat der englische Spekulationsgeist bereits zur Welt gebracht. Die Telegraphenlinie soll von Dover nach Liverpool über London und Birmingham errichtet werden. Alle Berichte, Liebesbriefe sogar, sollen vollkommen geheim bleiben. Die Anlage dieser Telegraphenpost würde nicht über 5000 Pfund, oder 36,000 Gulden kosten. A. P.

Vom Rückfall Frankreichs in die Sitten des achtzehnten Jahrhunderts.

(Beschluß.)

Gern hätte man Platos Widersacher verbrannt, wie man einst in die Hölle stieß, wer die Autorität des Aristoteles nicht anerkannte, und während so im Schooße des Liberalismus das Flämmchen des religiösen Glaubens aufflackerte, schloß man diesen Glauben in den Kreis der mittelalterlichen Dogmen ein. Dieß war das saubere Werk, an dem Künstler und Poeten als gelehrige, eifrige Gesellen bauten; sie waren den Doktrinärs gegenüber die Sklaven der Scythen, denen diese die Augen ausstachen. Aber allgemach gingen den Verblendeten die Augen auf; man wurde inne, daß alle diese schönen Sätze, diese tönenden Phrasen nur darauf hinzielten, die Völker unter ihr altes Joch zu beugen, und daß eine neue Aristokratie dabei ihren Vortheil suchte. Die Jugend lernte, je mehr sie sich im langen Frieden geistig ausbildete, immer mehr einsehen, daß sie verschmizten Sophisten zum Spielzeug gedient, welche sich nicht scheuten, heute die Grundsätze mit Füßen zu treten, welche sie gestern laut ausgeschrieen. Aber bereits war es zu spät; sie hatten ihren Zweck erreicht: der Geist der Revolution war durch gleisnerische Phantasmagorien verdorben, er war gelähmt, als es Thatkraft galt. Allermittelst hatte sich eine zweite Restauration frecherweise auf die Trümmer der ersten gebettet; der neue Plato ließ sich gemächlich in der Pairskammer nieder, installirte sich in zwei, drei Sinecuren, und lachte in seinen Philosophenbart alle die Narren aus, die ihm geglaubt.

Und was thun wir jezt? Wir rennen, eigentlich aus Verzweiflung, wie Leute, die man lange am Narrenseil geführt und die keine Aussicht haben, beimzugeben, was man an ihnen gethan, zum Geschmack und Wesen des achtzehnten Jahrhunderts zurück, statt an jenen Grundsätzen in Kunst und Philosophie festzuhalten, welche uns schon einmal gerettet haben, als wir in jener Verderbniß, in jener Geschmacklosigkeit untergehen wollten, zu der wir jezt liebäugelnd zurückblicken. Bereits ist diese Richtung in der Literatur merkbar: die Schriftsteller, welche früher in aller Unschuld die naive Sprache des Mittelalters redeten, haben sie mit dem preziösen Cavalierstyl vom Hofe Ludwigs XV. vertauscht; die Poeten haben Schwert, Pikelhaube, Banner und Bart bei Seite geworfen und wieder zum Stahldegen mit der Bandschleife, zum gestickten Kleide, zum Puder und den Schuhen mit rothen Absätzen gegriffen. Der gothische Styl ist aus unsern Häusern wie weggeblasen; wo sonst gothische Spitzbogen, farbige Scheiben, Betstüble, steife, massive Stühle, Sanduhren prangten, sieht man jezt Pagoden, indische Schirme, chinesische Kabinette, bunte geschnörkelte Vasen mit Vögeln, Schaafen und Schäferinnen; in den Ateliers wird Vateau kopirt, Niemand ist mehr so keck, Boucher oder Venloo etwas anzuhängen, und mehr als ein Maler übt sich in der Stille in der Pastellmalerei, in der gewissen Hoffnung, sie wieder aufkommen zu sehen. Auch auf die Trachten blieb die Tendenz der Zeit nicht ohne Einfluß; die Weiber reißen sich jezt mit ihrer gewöhnlichen Leidenschaftlichkeit um jene schweren Stoffe, die von selbst stehen; seit langen Jahren wird dergleichen in Lyon nicht mehr fabrizirt, aber zum Glück für unsere eleganten

Damen waren jene starrenden Seidenzeuge ihrer Großmütter unzerreißlich, unverwüstlich, und so wiegt man denn dergleichen alten Fetzen mit Gold auf; man läßt sie nach alten Kupferstichen zuschneiden und bedauert dabei mit einem Seufzer, daß man nicht auch die Korsetmacherin und die Schneiderin der Marschallin von Mirepoix dazu hat. Daß das Theater diese rückgängige Bewegung mitmacht, versteht sich vollends; ist doch vielleicht sogar von ihm das erste Signal dazu gegeben worden. Frank und frei hat sich das Drama in jene sittenlose Zeit geworfen; erst glitt man schildernd über die Oberfläche weg, bald ging man etwas tiefer in die Materie ein, eine Dubarry erstand auf den Brettern, jezt aber lüftet man den lezten Schleier und führt uns schaamlos den dramatischen Faublas vor.

Schwerlich hätte man es sogar im achtzehnten Jahrhundert gewagt, einen Roman, wie Faublas, auf die Bühne zu bringen. In der damaligen Welt gab es doch, bei aller ihrer Verworfenheit, eine Art von öffentlicher Schaam, und keine Frau las je in Louvets Roman, ohne zuvor ihre Thüre verschlossen zu haben. Und wir, die wir nur einmal in der ganzen Revolution den Leidenschaften haben den Zügel schießen lassen, nach der Schreckenszeit, wo wir uns den lang entbehrten Freuden der Welt in die Arme warfen, wir machen das beobachtende Europa zum Zeugen solcher Abscheulichkeiten! So waltet denn ein böser Genius über diesem herrlichen Lande? so ist es denn wahr, daß Immoralität in der Politik immer allgemeine Sittenverderbniß im Geleite hat? Es gibt zwei Wege, ein Volk um seine Freiheit zu bringen: man kann sie ihm offen rauben, man kann sie ihm stehlen. Als Bonaparte damit umging, Frankreich in Fesseln zu schlagen, da hatte er nicht nöthig, es mit schmuzigen Bildern zu überschwemmen, er that dem Sittenverderbniß, der Liederlichkeit keinen Vorschub; nein, hohe Ideen weckte er, von Weltherrschaft, von Ruhm. Jezt geht man anders zu Werke: man hat sich das Wort gegeben, allen schnöden Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen, und eine Nation, die ein zweimaliger Einfall der Fremden weder zu Grunde gerichtet, noch erniedrigt, die fünfzehnjährigen Versuchen aller Art, ihr die Unabhängigkeit und Freiheit zu entleiden, getrozt hat, unter ihrem eigenen Auswurf zu ersticken.

Das Ausland muß glauben, mit einem so verdorbenen, so gesunkenen Volke im Kampfe leicht fertig werden zu können. Die Völker, gewohnt, uns in der Kultur voranschreiten zu sehen, fragen sich, ob Aufklärung und Freiheit zu solchem Ziele führen? Aber die heimtückische Rotte, die, nachdem sie lange mit der Restauration unter Einer Decke gespielt, es auf sich genommen hat, uns auf eigene Rechnung zu modeln, ruft Triumph und freut sich, daß es durch das Sittenverderbniß zu jener allgemeinen Erschlaffung und Charakterlosigkeit gekommen ist, auf die sie durch ihr heuchlerisches Predigen des Christenglaubens vergeblich hingearbeitet. Kurz, wenn es so fort geht, so haben wir drei Millionen Menschen geopfert, haben unser Blut auf hundert Schlachtfeldern vergossen, mit aller geistigen und moralischen Kraft dreißig Jahre lang gearbeitet, um just zu dem Zustande zurückzukehren, aus dem wir uns emporgerungen, zu den hohlen, erlogenen Institutionen, zum elenden Geschmack, zu den schändlichen, verrufenen Sitten und zur Sklaverei.

Neuere Volkslieder der Spanier.

Du sagst: bis heut, bis morgen,
Bis übermorgen gar;
Nun bin ich dieser Bissen
Schon bis zum Halse satt.

*

Du warst meine erste Liebe,
Gabst darin mir Unterricht,
Lehre mich nur nicht vergessen;
Diese Kunst begehr' ich nicht.

*

Das Geheimniß deines Herzens
Sollst du Keinem offenbaren,
Denn am besten wird's verwahren
Einer — der es nie erfahren.
Das Geheimniß deines Herzens
Sollst du selbst dem Freund verschweigen,
Denn, wenn sich die Freundschaft löset,
Wird er gegen dich bezeugen.

*

„Ich sey toll?" sagst du, ich bin es;
Ja, du hast nicht übertrieben,
Denn allein in diesem Zustand,
Konnt' ich mich in dich verlieben.

*

Dein Vasall bin ich geworden,
Als ich sah dein Angesicht,
Denn es gab kein Unterscheiden
Zwischen Seh'n und Lehenspflicht.

*

Frauen, wie sie heischt das Leben,
Müssen schön von Antlitz seyn,
Sanft, verführerisch und fein, —
Alles nehmen und nichts geben.

Wer sein Leben will erstrecken,
Fliehe mit besonderm Grauen
Mediziner, Apotheken,
Gurken, schlechtes Obst und Frauen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Beschluß.)

Der Improvisator Langenschwarz. Das unterirdische Elysium. Theater.

Nicht so gut, als Bindocci, erging es dem deutschen Improvisator Langenschwarz. Er besitzt blos die Fertigkeit, zu reimen. Worte stehen ihm zu Gebot, aber nicht Gedanken. Im Theater an der Wien improvisirte er mit auffallendem Unglück. Einem der Anwesenden beliebte es, Herrn L. „die Reise eines Courierstiefels" zuzurufen. Herr Langenschwarz erlag der Last dieses Stiefels; nachdem er wohl an zwanzig Minuten nichts als gereimten Unsinn vorgebracht hatte, und als das Publikum endlich vor Langerweile in Verzweiflung gerieth, gestand er, er könne über dieses Thema nichts „Gescheidtes" sagen, und bat um Nachsicht. Ein anderes Thema ward ihm gegeben: „Schiller und Goethe im Elysium." Es war ihm auch ein Stiefel, ein recht breitgetretener Stiefel. Nun befindet sich Herr Langenschwarz in Ungarn. In einem Lande, wo es die Mehrzahl mit der deutschen Sprache nicht so genau nimmt, mag es vielleicht besser gehen; wenn ihm aber etwa ein Ungar „die Reise eines Tschisma" (ungarischer Halbstiefel) aufgibt, und Herr Langenschwarz spricht auch Unsinn, dann wird er auch in Ungarn nur Meilenstiefel erwerben und schnell weiter reisen müssen.

Bei dem Worte Elysium fällt mir ein, daß Wien seit einigen Wochen ein Elysium unter der Erde besitzt. Es ist dieß ein Belustigungsort in unterirdischen Räumen, aber von so unerhörter Ausdehnung, von solcher Pracht und Eleganz, daß man alle seine Sinne zusammennehmen muß, um sich zu überzeugen, daß man eigentlich nur in einem Keller ist. Ein hiesiger Bürger hat den originellen Einfall gehabt, einen Tanzsaal, was sage ich! mehrere Tanzsäle und andere Erholungsplätze in den Bauch der Erde zu bringen. Es ist in der That sehenswerth, und nicht leicht hat ein neues Etablissement so viel Aufsehen gemacht, wie dieses. Die Treppe, welche zu diesen Höhlen des Vergnügens führt, ist ein Garten mit zahllosen Bäumen und Blumen, Statuen und Verzierungen. Sie leitet den Beschauenden zu zwei links und rechts sich abtheilenden Hallen mit den dazu gehörigen Zimmern. Hierauf kommt man in zwei große Säle. Die linke Seite enthält noch einen geräumigen, mit Speisetischen versehenen Gang, in welchem sich am Ende die Garderobe befindet und aus welchem man in die Damentoilette und zur Credenz gelangt. Nun tritt man in ein rothes Zeltzimmer, das durch überraschend prachtvolle Dekorirung imponirt; von hier aus kommt man durch zwei liebliche Speisesäle in den großen Zeltsaal; und fürwahr, wer hier, ohne unterrichtet zu seyn, welche Eleganz ihn erwartet, eintritt, muß glauben, die Wunder in Tausend und Eine Nacht haben sich hier angekauft; denn das schöne Silberweiß, durchwunden mit purpurrothen Shawls und hellgrünen Guirlanden, geziert durch unzählige natürliche Blumen, vervielfältigt durch strahlende Spiegelwände, beleuchtet durch prachtvolle, reiche Lustres und gleichsam besäet mit magisch-glänzenden Glaskugeln, gewährt einen Eindruck, der sich nicht beschreiben läßt. Die zweite Abtheilung führt an einem durch Glaswände eingeschlossenen Zimmer für Tabaksraucher vorüber, das man zwar wegwünschen möchte, das aber doch auch seine Liebhaber findet, wieder in einen Speisesaal, und aus diesem gelangt man abermals in den großen, so eben beschriebenen Zeltsaal. Mit den übrigen kleinern Gemächern will ich die Beschreibung nicht verlängern; es genüge, zu sagen, daß hier seltene Pracht und geläuterter Geschmack verbunden sind, und daß der Unternehmer Dank für so viele Auslagen verdient, welche er nicht gescheut hat, um etwas Originelles, zwar nicht zu Tag, doch für die Nacht zu fördern.

Das Publikum in Wien muß überhaupt, wie in allen großen Städten, durch neue und großartige Arrangements angezogen werden. Das Leopoldstädter-Theater versammelte kaum mehr ein mäßiges Häuflein Zuschauer, so lange es seine schmutzige Jacke trug; der neue Unternehmer staffirte es kaum zierlich aus, als auch die alten Gönner wieder einsprachen. Dieses Haus bekam am Ostermontage eine neue Gestalt. Die Bühne und der Vorplatz wurden äußerst niedlich dekorirt. Nun kann man mit Ehren einen Fremden hinführen; denn wenn man noch vor einigen Wochen diese Bühne hätte beschreiben wollen, hätte man nur von einer Rumkammer sprechen können. Wenn nur die Dichter dieses Theaters sich auch neu kostumiren möchten! Immer dasselbe! Immer die Zanderei und der Unsinn, immer der zusammengewürfelte Spaß und ein Mosaikbild von Gemeinheiten! Der Eigenthümer, Herr Marinelli, hat recht viel guten Willen, aber es fehlt ihm an Individuen, welche seine Wünsche realisiren. Da schreibt ein Herr Schik Komödien; es ist, als machte er sie in einem Model; Zwillinge können sich nicht ähnlicher sehen, als diese Machwerke. Alle haben eine Tendenz, wenn man anders dieses Wort hier brauchen kann, alle einen Zauber, nur den des Humors nicht, alle eine Musik, immerfort handgreifliche Texte auf fuß bewegliche Walzer! Wohin sind die schönen Zeiten, wo Raimund sich hier mit all dem Feuer seiner geistreichen Laune bewegte! wo er als Dichter und Schauspieler wirkte und in die Volksbühne ein ästhetisches Leben zu bringen wußte! Ich komme von den Verschwendungen Wiens unwillkührlich auf die Theater. Die große Schröder ist hier und glänzt in ihren Paraderollen auf der Hofbühne; la Roche aus Weimar ist angekommen und die Lanet aus Mannheim. Sie sind beide im Hofburgtheater engagirt. Die „Krone von Cypern" von Schenk wird noch diese Woche gegeben werden. Im Operntheater wird „Robert der Teufel" von Meyerbeer einstudirt; den „Robert" von Raupach hat der Zusatz gebalt. Im Theater an der Wien gefällt ein „Lumpazi Vagabundus." Zauberspaß von Nestroy, und in der Josephstadt figuriren Sabine Heinefetter und Raimund. Darüber in meinem nächsten Briefe; Schenks „Krone" möge seinen Inhalt schmücken.

F. X. L.

Auflösung des Räthsels in Nr. 101:

Das A. B. C.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 35 und Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 2. April 1833.

Archäologische Literatur.

Festa nuziale nel dipinto di un antico vaso plastico Greco Siciliano descritto e publicato da Niccolo Maggiore. Palermo della reale stamperia 1832. 16 S. 8. nebst einer Kupfertafel.

Da es wohl nur wenigen Gelehrten in Deutschland möglich werden dürfte, diese kleine Schrift, die der Verfasser nach der Sitte seiner Landsleute bei der Vermählung eines seiner Gönner erscheinen ließ, selbst zu lesen und sich von dem merkwürdigen Vasengemälde, das sie behandelt, vollständig zu unterrichten, so beeilt sich Ref. ihren Inhalt hier kurz anzugeben und seine eigenen Bemerkungen dem Berichte anzuknüpfen. Was zuerst die äußere Beschaffenheit des gebrannten Gefäßes anlangt, so nennt es der Verfasser, der die Form desselben wohl hätte in verkleinertem Umrisse darstellen können, einen Lekythos (nach Panofka recherches sur les véritables noms des vases grecs VI, V. n. 93.) Es wurde gefunden bei Terranova in Sicilien, gehört jetzt dem Fürsten della Trabia und enthält folgende in archaischem Style gezeichnete schwarze Figuren auf braunem Grunde. Den Mittelpunkt des Gemäldes bildet eine Quadriga von 5 schwarzen und einem weißen Pferde, die ein bekränzter und reichgekleideter bärtiger Mann von einem Wagen aus lenkt, auf dem neben ihm eine Frau steht, die sich mit der einen Hand an den Wagen anhält, während sie mit der andern den sie umgebenden weiten Schleier lüftet. Dem Wagen folgt Bacchus, ebenfalls bekränzt, bärtig, im Festgewande, mit Stab und Trinkhorn. Neben der Quadriga gehen hinter einander Apollo und Merkur, jener jugendlich und an der Lyra kenntlich, die er mit dem Plektron rührt. Sein lang herabwallendes Haupthaar ziert ebenfalls der Kranz. Merkur scheint sich mit den Pferden zu beschäftigen; er wendet sein Gesicht nach dem Wagen, trägt die ihm eigenthümliche Chlamys und hat mit Ausnahme des Caducens, den wohl nur die Pferde unsichtbar machen, seine Attribute, keilförmigen Bart, Petasus und Flügel an den Füßen. Ueber die Bedeutung der zuletzt erwähnten drei Göttergestalten kann nicht der mindeste Zweifel obwalten; wir sehen sie genau so auf unzähligen Vasengemälden der ältesten Zeit. Etwas schwieriger ist es, die beiden letztern Figuren zu erklären, die an der Quadriga sich befinden, und zwar so, daß von den Pferden gerade entgegengewendet und von ihren Köpfen berührt eine Frau steht, die, mit gesticktem Chiton und Peplos angethan, in beiden vorwärts gestreckten Händen einen Kranz hält, der an die Brust der Pferde anstößt. Den Beschluß des Ganzen, dem Beschauer zur Rechten, macht ein junger, mit der Chlamys leicht bekleideter und einen Stab in der Hand haltender Mann, der vorwärts schreitend mit Theilnahme sich rückwärts wendet und mit dem Uebrigen offenbar zusammenhängt. Wir haben diese Beschreibung der mit Ausnahme der Pferdeleiber und Köpfe sehr rohen Figuren von schlanken Verhältnissen nach dem vorliegenden Kupferstiche selbst gegeben, weil uns die Beschreibung, die Herr M. davon liefert, in manchem nicht erschöpfend, in anderem aber sehr weitschweifig erschien. Im allgemeinen aber sey hier sogleich bemerkt, daß der Verfasser gute Kenntnisse von dem, was jetzt in der archäologischen Literatur vorgeht, zu haben scheint, die sich auch in der wörtlichen Mittheilung der Ansichten deutscher Archäologen zeigt, während es uns auf der andern Seite auffiel, daß er S. 9 zur Beweisführung für eine hochzeitliche Sitte des Alterthums sich auf Barthelemy's Reise des jüngern Anacharsis und Robinsons griechische Alterthümer beruft. Was nun die auf dem Gemälde dargestellte Scene anlangt, so mußte natürlich Jeder eine Heimführung sogleich darin erkennen; wenn aber Herr M. die Sache ganz allgemein hinstellt und sich mit der Erklärung begnügt, daß die in Rede stehende Vase einem jungen Ehepaar als Andenken an seine Hochzeitfeier gegeben worden sey, so fühlt Jeder, daß sich der Geist des Alterthums gegen eine so moderne und aller Bestimmtheit ermangelnde Auffassung auflehnt, und man begreift nicht, was sich das so beschenkte Ehepaar bei dem Anblick der Vase denken sollte, wo sich einige Götter und einige ganz unbekannte und gleich-

giltige Personen an einander gereiht finden. Der Herr Verfasser ist hier in den entgegengesetzten Fehler mancher neuern Archäologen verfallen, die vielleicht in der Erklärung manches Parergon mehr finden als der Künstler hineinlegte. Aus dieser allgemeinen Auffassung erklärt es sich denn nun auch, daß der Verfasser mit den auf dem Gemälde befindlichen Gottheiten nicht wohl auszukommen weiß, und um z. B. die Anwesenheit des Apollo zu erklären, wunderliche Sachen von der Aehnlichkeit der Erde mit der Sonne, von dem Einfluß der Sonne auf die Bewegung der Planeten, endlich gar von der belebenden Kraft der Sonnenstrahlen auf das Emporkeimen aller Wesen vorbringt, das er mit dem oft erwähnten ἄροτος παίδων in Verbindung setzt. Wir verlieren über alles dieß und andres, wo den Verf. seine Gelehrsamkeit zu Sonderbarkeiten verführte, kein Wort, und fügen unsre eigene Ansicht über das Gemälde hinzu. Eine Hochzeitfeier ist hier dargestellt, bei welcher mehrere Götter gegenwärtig sind. Nun findet sich aber in der heroischen Mythologie der Griechen vorzüglich ein Ehepaar, dem bei seiner Vermählung die ehrenvolle Anwesenheit der Götter zu Theil ward, und dieß ist die des Peleus mit der Thetis. Wenn es nun eben auch jetzt gefährlich scheinen möchte, ein Werk der bildenden Kunst des Alterthums auf dieß Ereigniß zu beziehen, seitdem ein gewandter französischer Archäolog, nach dem Urtheil ausgezeichneter Gelehrten, mehreren Bildwerken zu freigebig diese Benennung beilegte, so wage ich es doch, jene Meinung hier zu vertreten. Zuerst ist nun zu erwähnen, daß der Maler unsers Gefäßes die alte Sage annehme, (von einer möglichen Abweichung will ich unten Einiges bemerken) nach welcher Peleus die Thetis heirathete, ohne vorher durch die später vielerwähnten Verwandlungen auf die Probe gestellt worden zu seyn. Jene Sage scheint Pherecydes (ap. Schol. ad Pind. Nem. IV. 81. p. 455. Boekh.) angenommen zu haben, wenn er sagt: ἔπειτα Πηλεὺς ᾤχετο εἰς Φθίαν, καὶ Θέτιν ἐπὶ τῶν ἵππων τούτων ἄγων οἴκαδε ἦν Φαρσάλῳ κ. τ. λ. Auch Homer (32. 18, 432. 24, 59.) weiß nur, daß Thetis sich dem Peleus, freilich ungern, vermählte. Bei dieser Vermählung nun waren wie bekannt alle Götter zugegen: und wenn Herr Raoul-Rochette (Monumens inédits T. 1. p. 8.) wegen Catull LXIV. 299. behauptet, daß Apollo und Artemis allein sich ausgeschlossen hätten, und er auf diese Bemerkung fußend blos deswegen einem alten Denkmale eine verschiedene Deutung geben will, so entging seiner Gelehrsamkeit die klassische Stelle bei Homer Il. 24, 62. wo Here im Zorn zum Apollo, dem unversöhnlichen Feinde der Aeaciden spricht:

πάντες δ' ἀντιάασθε, θεοι, γάμου· ἐν δὲ σὺ τοῖσιν δαινυ ἔχων φόρμιγγα, κακῶν ἕταρ, αἰὲν ἄπιστε.

Geschickt ist nun aber auch die Anwesenheit der andern Götter gewählt. Hermes geht neben den Pferden, Bacchus mit seinem Trinkhorn (Creuzeri Dionysus p. 7 sq.) hinter dem Wagen her, dem als Lysios, als Freudenspender eine vorzügliche Stelle gebührte, so wie Apollo das Epithalamium singt. Die den Pferden entgegentretende Frau mit dem Kranze in den Händen ist Niemand anders als Aphrodite, die ihn entweder für die Braut in Bereitschaft hält (Böttiger Aldobrand. Hochz. S. 142.) oder als Symbol ihres Sieges über den Widerstand der Thetis ergriffen hat. Ihr Costüm ist dasselbe, was sie oft auf alten Vasengemälden trägt. Der voranschreitende Jüngling ist der Paranymphos des Peleus. Solche Jünglingsgestalten in der Nähe von Heroen finden sich auf Vasen oft. Man könnte nun fragen, warum gerade diese Götter, warum nicht andere, z. B. Zeus und Here selbst als θεοὶ ζύγιοι zugegen sind. Aber wie oft, so ist auch hier das Fragen leichter als das Antworten. Will man jedoch durchaus etwas anführen, so kann man sagen, daß hier der Brautzug unmittelbar dargestellt ist, während die übrigen Götter in der Grotte des Chiron auf die Neuvermählten warten. Unsere Vase bildet einen schönen Vergleich zu der prachtvollen bei Millingen ancient unedited monuments T. 1. pl. 10. — Ueber eines sey es mir nur noch erlaubt eine Vermuthung aufzustellen, die ich der Beachtung der Archäologen empfehle, ohne eben viel Gewicht auf sie zu legen. Nach der Sitte vieler Vasenmaler älteren Styles hat auch der unsrige die sichtbaren Körpertheile der dargestellten Frauen weiß gemalt, während die Männer durchgehends schwarz sind. Halten wir dieß fest, so muß es uns auffallen, daß auch das eine der an den Wagen gespannten Pferde von weißer Farbe ist, während die drei anderen dunkelfarbig sind. Wir haben also hier wohl eine Stute vor uns. Wie kam aber der Maler auf diesen Einfall? die alten Dichter erzählen, daß Thetis, um den Nachstellungen des Peleus zu entgehen, mehrere Gestalten angenommen habe, und es ist wenigstens nicht unmöglich, daß es auch eine Sage gab, die die Verwandlung der Thetis in eine Stute erzählte, gleichwie Demeter wegen Poseidon dasselbe gethan hatte. Die Sage konnte aber um so leichter darauf kommen, da die ganze Scene in Thessalien, dem Rosse ernährenden Lande, vorging, und der Maler, der diese Erzählung kannte, wollte durch jenes weißfarbige Pferd andeuten, daß Peleus sich von keiner Verwandlung der Thetis habe abschrecken lassen. Das Roß mußte sich seinem Willen fügen. Die Symbolik trat vermittelnd ein.

Dresden, im März 1853.

Julius Sillig.

Lasinio's Kupferstiche nach alt-italienischen Malereien und Sculpturen.

Je mehr die Kunstwerke älterer Zeit in Italien theils von selbst, theils durch die barbarische Gesinnung der Zeitgenossen, zu Grunde gehen,*) desto verdienstlicher ist es, durch Nachbildungen das Andenken an solche Erzeugnisse auf die Nachwelt zu bringen. Schon in dieser Beziehung und weil sie lange Zeit ganz unbeachtet und unbefolgt in Italien blieben, verdienen die Bemühungen des Conservators vom Campo Santo in Pisa, Cav. Conte Carlo Lasinio und seines Sohnes Paolo um Erhaltung älterer Meisterwerke ausgezeichnete Anerkennung. Bekannt ist das größere Werk, beider nach den Wandmalereien im Campo Santo, bekannt sind auch wohl zum großen Theil die 32 Blätter die sie unter dem Namen der Quatrocentisten herausgegeben, und die die Wandgemälde des Taddeo Gaddi in Sta Croce zu Florenz, die des Masaccio, Masolino und Filippino in S. Carmine, die des Dom. Ghirlandajo in Sta Maria Novella und Sta Trinita, die des Cosimo Roselli in St. Ambrogio und ein leider nun auf Anordnung der geistlichen Behörde in Arezzo überweißtes Bild des Spinello Aretino, den Sturz der bösen Geister vorvorstellend, enthalten. Weniger bekannt dürften folgende Werke seyn, auf die wir die Kunstfreunde aufmerksam zu machen wünschen, indem sie mehr als alles, was durch neuere Italiener in diesem Fach geschehen, den Anforderungen entsprechen, die man billigerweise stellen kann, und in jedem Fall dem Reisenden, wenn er nicht durch eigene Kunstfertigkeit sich eines bleibenden Andenkens vergewissern kann, ein solches gewähren. Ich nenne nun also folgende, entweder unmittelbar oder doch mittelbar durch Lasinio gefertigte Kupferwerke:

1. La Metropolitana Fiorentina, klein Folio. Florenz 1820, gibt die architektonischen Grund- und Aufrisse, Durchschnitte ꝛc. des Florenzer Domes, so wie die Kunstschätze im Innern, von denen ich u. A. den bronzenen Sakristeithurm des Luca della Robbia anführe. Preis in carta real velino *) (12 fl. rheinisch). (Vergl. Kunstbl. 1821 Nr. 15.)
2. Monumenti Sepolcrali della Toscana, disegnati da Vinc. Gozzini, inc. da Giov. Paolo Lasinio, sotto la direzzione dei Signori Cav. Benvenuti e L. de Cambray Digny. – Firenze 1819. (24 fl. 18 kr.). Der Text ist von D. Gonelli. Es enthält die Monumente aus Sta Croce, (auch die modernen) z. B. das schöne des Ubertino vom Giottino, die Monumente der Medici von M. A. Buonarotti in St. Lorenzo, des Filippo Strozzi von Benedetto da Majano in Santa Maria novella, des Niccolo Acciajoli von Arcagno in der Certosa bei Florenz; des Professor Niccolo Arringhieri von Goro Sanese (1374) in Sta Domenico in Siena; des Papstes Gregor X. von Margheritone (1275) in Arezzo; des Guido Tarlati von Agostino und Angelo Sanese (1330) ebendaselbst; des Cino Sinibaldi von Andrea Pisano in Pistoja.
3. Raccolta di pitture antiche intagliate da Paolo Lasinio, disegnate da Gius. Rossi. Pisa 1820; das erste Heft enthält die Fresken des Niccolo Petri im Capitelsaale von St. Francesco zu Pisa, und gibt damit wenigstens ein allgemeines, wenn auch nicht ganz treues Bild jener großartigen Arbeit. (Preis 4 fl. 19 kr.) Das zweite Heft, das im Laufe d. J. erscheinen wird, enthält eine Sammlung Zeichnungen nach Gemälden, die in's Ausland, namentlich in die reiche Sammlung eines süddeutschen Fürsten gewandert, eine heilige Familie von Filippino, sowie eine Verkündigung von demselben. Bilder von Arcagno, 2 von Taddeo Gaddi, eines von Sandro Botticelli und viele andere.
4. Raccolta di Sarcofagi, Urni ed altri monumenti di Scultura del Campo Santo di Pisa, intagliate da Paolo Lasinio. Firenze 1825. (24 fl. 18 kr.) Conturen nach den im Campo Santo aufgestellten Sculpturen.
5. Il Pergamo scolpito in marmo da Benedetto da Majano nella Chiesa di Sta Croce di Firenze. (21 fl. 36 kr.) enthält auf 6 sehr ausgeführten großen Tafeln die Sculpturen der Kanzel in genannter Kirche.

   In der Arbeit ist eine neue, kleine Ausgabe des Campo Santo; sie wird aus 44 Tafeln und 10 Blättern Text bestehen und 32 fl. 24 kr. kosten. Ende März erscheint bereits das 2te Heft. Die große Ausgabe kostet beinah das vierfache.
6. Tavole lithographiche esprimenti profili di teste dipinti dai piu celebri maestri Toscana, enthält eine Anzahl von 24 nach Ghirlandajo und Benozzo durchgezeichneten und übergetragenen Köpfen. (Preis 5 fl. 30 kr.)

Ferner hat Lasinio das Tabernakel in Or San Michele von Arcagno zu stechen angefangen, und die erste Platte vollendet.

*) Ich fand in vielen Kirchen Stühle an die freistehenden Arme und Beine vortrefflicher Marmorreliefs mit Ketten angeschlossen; eben so Malereien von Giotto, Taddeo Gaddi, Bartoli u. A. überweißt. Der Dom in Pisa hat eben erst auf solchem Wege seine alten Malereien begraben.

*) Ich setze immer den Preis her, um den man die Werke bei Herrn Paolo Lasinio in Pisa selbst haben kann. In Deutschland ist Artaria in Mannheim der Commissionär von Lasinio.

Der vielen kleinern Arbeiten dieses überaus thätigen Künstlers, so wie der Galleriewerke von Florenz und Neapel soll hier weiter keine nähere Erwähnung geschehen, da meine Absicht war, auf diejenigen Arbeiten aufmerksam zu machen, die sich auf den oben bezeichneten Kreis von Kunstwerken beziehen.

cf.

Retzsch Umrisse

zu

Schillers Lied von der Glocke.

Den Verehrern von Retzschens Grabstichel zeigen wir hiemit an, daß seine Umrisse zu Schillers Lied von der Glocke (43 Blätter) eben unter der Presse sich befinden und unfehlbar zur Ostermesse erscheinen.

Zugleich machen wir auf die früher erschienenen Werke dieses Meisters, welche längst rühmlich bekannt sind, wiederholt aufmerksam:

Retzsch, Umrisse zu Göthe's Faust 1. Theil 26 Blätter in Quart . . . . . 3 fl. 30 kr.
— Umrisse zu Schillers Fridolin in 8 Blätter gr. 4. . . . . 1 fl. 40 kr.
— Umrisse zu dessen Kampf mit dem Drachen. 16 Blätter in quer Folio 4 fl.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Friedrich Volkmar in Leipzig ist in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Der

St. Stephans-Dom in Wien

und

seine alten Denkmale der Kunst.

In 43 von Wilder radirten, und 2 von Hyrtl gestochenen Kupferplatten herausgegeben und in künstlerischer Hinsicht beschrieben von

Franz Tschischka.

Archivar und Registratur-Director der k. k. Haupt- und Residenz-Stadt Wien.

Kl. Folio 1832. In Umschlag cartonirt.

Unter mehreren ausführlichen Beschreibungen und Abbildungen, die wir von den Münstern zu Straßburg, Köln und Freiburg besitzen, vermißten wir bisher eine gleich vollständige Darstellung des St. Stephans-Doms zu Wien, dessen imposante Größe und künstlerische Einzelnheiten ihn in gleichen Rang mit den erwähnten Riesengebäuden stellen, und der mit ihnen das wundervolle vierfache Kleeblatt bildet, woran die altdeutsche Baukunst mit dem glücklichsten Erfolge ihren kühnsten Aufschwung versucht hat. Dieser Mangel wird nun in gegenwärtigem Werke durch Vereinigung zweier Männer ausgefüllt, welche allen Beruf dazu, jeder seines Theils — der Verfasser in seinem unermüdlichen und von amtlicher Stellung unterstützten Forschungseifer, der Künstler in seinem vorzugsweise der alterthümlichen Architekturzeichnung gewidmeten Talente — selbst fühlten, und beurkundet haben.

Wenn wir mit dieser Ankündigung jedem Verehrer altdeutscher Baukunst Freude zu machen hoffen, so zweifeln wir nicht, auch einer großen Menge denkender Baukünstler in dem vorliegenden Werke ein interessantes Feld der Beobachtung eröffnet zu haben, und möchten selbst glauben, daß die Details des Innern, die so sinnige als reiche Verzierung bis auf das Kleinste, die bewunderungswürdige Verknüpfung dieser mannichfaltigen Zierrathen, die Beschränkung zwar gleichartiger, an Gestalt aber doch höchst abwechselnder Einzelnheiten, den Modellzeichnern einen Schatz von neuen ansprechenden Ideen aufschließen sollten.

Die Auflage ist nicht luxuriös, da sie gemeinnützig seyn soll, aber nett, und durchaus auf Basler Velin in klein Folio veranstaltet.

Verzeichniß der Kupferplatten.

Tab.
I. Der Grundriß der Kirche.
II. Aufriß der Fronte gegen Westen.
III. Durchschnitt der ganzen Kirche im Kreuze.
IV. Die Längenseite des Domes.
V. Durchschnitt des Domes der Länge nach.
VI. Durchschnitt der Heidenthürme.
VII. Innere Ansicht des Domes vom Hochaltare gegen das Riesenthor.
VIII. Innere Ansicht des Domes vom Riesenther gegen den Hochaltar.
IX. Grundriß des ausgebauten hohen Thurmes.
X. — XIII. Der ausgebaute hohe Thurm im Aufrisse.
XIV. Der Grundriß des unausgebauten Thurmes.
XV. Das Haupt- und Riesenthor.
XIV. Einzelnheiten der Stirnseite des Domes.
XVII. Der einzige vollendete Dachgiebel an der Südseite des Domes; und die Außenseite der Eingangshalle, welche das Singerthor genannt wird.
XVIII. XIX. Die inneren Portale.
XX. Die alte Herzogs- oder jetzige Eligiuskapelle.
XXI. Aufriß der Kanzel.
XXII. Grundriß der Kanzel mit dem einen Pfeiler der Kirche.
XXIII. Der Orgelfuß mit des Baumeisters Hans Buchsbaums Brustbild.
XXIV. Der Taufstein.
XXV. — XXXIII. Die alten schön geschnitzten Chorstühle.
XXXIV. Ueberreste alter Glasmalereien.
XXXV. Das Cenotaphium des Herzogs Rudolph IV. und seiner Gemahlin Catharina.
XXXVI. — XXXX. Der Sarkophag des Kaisers Friedrich III.
XXXXI. Das Grabmal des Protucius Celtes, und Cuspinians Monument.
XXXXII. Das Steinbild: den Kreuzweg nach Golgatha vorstellend.
XXXXIII. XXXXIV. Grabmonumente.
Titelplatte. Ansicht des Domes von der Südseite mit dem vollendeten Thurme, in einem architectonisch verzierten Rahmen mit den Monogrammen der Baumeister.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 28.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 4. April 1833.

Ueber die Würde des Steinmetzenmeisters im Mittelalter.

So viel auch von Freunden und Kennern für die Aufstellung der alten Kunstgeschichte geschieht, und so tief auch — was besonders die edle Steinmetzenkunst betrifft — Männer, wie Boisserée und der geistreiche Commentator seines Werks über den Cölner Dom, Görres (in den Heidelberger Jahrb. 1824) sowohl in die geometrischen Verhältnisse dieser Kunst, als deren höhere, ja ich möchte sagen, metaphysische Bedeutung eingedrungen sind, so bleiben doch in der Geschichte dieser Kunst noch immer viele Fragen übrig, deren Beantwortung von der Zeit erwartet wird. Leider liegen zwischen uns und dem jugendlich frischen Leben der Zünfte des Mittelalters drei heillose Jahrhunderte, welche zwar nicht im Stande waren, das Werk ihrer Hände völlig zu zerstören, aber doch wenigstens die in Gesetz- und Artikelbüchern niedergelegte geschichtliche Kunde von ihrem Treiben, von ihren Meistern und Schülern größtentheils wegzuschwemmen. Hie und da findet der Geschichtsforscher in dem dürren Schacht der Urkundenwelt auch selbst für die Kunstgeschichte ein Goldkörnchen, das verständig mit andern Nachrichten in Reih und Glied gestellt, leicht für noch unbeantwortete Fragen schafft. Ein solches Goldkörnchen glaubt Referent in dem Zeugenverzeichniß einer Urkunde des Klosters Wiblingen bei Ulm gefunden zu haben, das über die Stellung des Steinmetzenmeisters in den gesellschaftlichen Verhältnissen der alten Städte Licht zu geben scheint.

Rudolf Gwärlich, aus einer sehr angesehenen Geschlechterfamilie zu Ulm schenkte dem Kloster Wiblingen gegen einen jährlichen Zins vier Morgen Aecker in Ulm. Die darüber ausgestellte Urkunde hat ganz das Ansehen eines gerichtlichen Währbriefs, der also beginnt: in nomine domini Amen. Nos Ulricus dictus Strölin, Capitaneus. C. Magister lapicidarum, Syboto Faber. Wernherus dictus Crieche. Hainr. Ehinger pannifex. Otto de Ehingen pannicisor. Hainricus Siebolt carnifex. Conradus Väterlin sutor. Berchthold. Pfaffenhover textor. Eberhardus conditor. Ulricus Trisher sartor. N. dictus Urechto senior in vulgari dicti Zunftmästeri, cives in Ulma universique cives in Ulma, rei geste noticiam cum salute. Noscat igitur presens etas ac posteritas postfutura, quod Rudolfus dictus Gwärlich, noster concives etc. dat. et act. Ulme 1292. V. Non Maii. (MSC.)

Die Ideen Arnolds von Brescia, von deren Eindringen in die süddeutschen Städte ich an einem andern Orte *) gesprochen habe, hatten seit langer Zeit schon die Zünfte, in denen der steigende Wohlstand, in Verbindung mit der Ueberzeugung, daß sie das eigentliche Mark des städtischen Lebens seyen, ein hoher Grad von Selbstgefühl weckte, nach der Theilnahme an der Stadtverwaltung lüstern gemacht. Durch Umstände, deren Erzählung nicht hieher gehört, begünstigt, hatten die Zünfte in Ulm am Schluß des dreizehnten Jahrhunderts es dahin gebracht, daß man ihnen gestattete, durch eine dritte Bank im Rathe vertreten zu werden. Die Mitglieder dieser dritten Rathsbank waren aber nicht sämmtlich aus ihrer Mitte genommen, sondern der Rath setzte ihnen Zunftmeister, hälftig aus den Geschlechtern und hälftig aus den Zunftgenossen. Obige Urkunde hätten wir nun als einen von der aus Zunftmeistern bestehenden dritten Rathsbank unter dem Vorsitz ihres Capitaneus — ein Ausdruck, der an den Wehrstand der Zünfte erinnert — amtlich ausgestellten Brief anzusehen. Einige der in der Urkunde genannten Namen, wie die eines Strölins, Gwärlichs u. A. erinnern an die berühmtesten der freien Geschlechter Ulms, und bei der Standesungleichheit der die Urkunde Ausstellenden ist zu erwarten, daß die Sechs aus den Geschlechtern bei der Unterschreibung ihrer Namen vor den Sechs aus den Zünften den Vortritt hatten.

Auffallend scheint es, daß der C (onradus) magister lapicidarum nicht nur unter den sechs Geschlechtern

*) Schwäb. Städtewesen des Mittelalters 1. B. S. 188 und folg. D. Klaibers Studien, Jahrg. 1832.

ſteht, ſondern ſogar unmittelbar nach dem Capitaneus an der Spitze derſelben. Noch auffallender, daß er nicht geradezu Conradus lapicida heißt, wie Siboto Faber u. ſ. w., ſondern magister lapicidarum. Offenbar weist das auf ein ganz anderes Verhältniß des Steinmetzenmeiſters, als das der übrigen Zunftmeiſter hin. Es fragt ſich nun: war er ein Mann vom Fach, oder war er ein Zunftmeiſter aus den Geſchlechtern? Und gebührte ihm die Ehre des Vortritts vor ſeinen Collegen um ſeines Fachs oder ſeines Geburtsſtandes willen? Daß er ein Zunftmeiſter und Repräſentant der Steinmetzen im Rathe war, geht aus der Zuſammenſtellung mit den andern Zunftmeiſtern, ſo wie aus dem Ausdruck Zunftmäſteri hervor. Hieße er geradezu lapicida, ſo läge wenigſtens in dem urkundlichen Ausdruck keine Berechtigung, ihn geradezu für einen wirklichen Kunſtverſtändigen zu halten, denn es iſt längſt von den Diplomatikern erwieſen, daß bei den Freien auf dem Lande und in den Städten ſich häufige Beiſpiele von Geſchlechtsnamen vorfinden, welche von Gewerben und Handwerken hergenommen ſind, wobei die Perſonen, unter welchen der ſo Benannte erwähnt wird, ſo wie der von ihnen bekleidete geiſtliche Stand oder die ritterliche Würde hinlänglich beweiſen, daß dieſer kein Zunftgenoſſe oder Gewerbtreibender ſeyn könne. *) Ich habe mir zum Beweis dieſes Satzes, ſo fern er auf die Maler und Steinmetzen anwendbar iſt, manches angemerkt. In dem Traditionencodex des Kloſters Benedictbeuren (Monumenta Boica T. VII.) kommen in den Zeugenverzeichniſſen aus den Zeiten der Aebte Walther, Werner und Adalbert von 1138 — 1203 mehrere Namen von Malern vor, z. B. neben Bernhardus sutor, Sigimar Faber auch Gotescalk frater ejus pictor, unter den Miniſterialen des Kloſters: Hartmandus Faber, de Augusta, Hartmandus pictor, Eberhardus Faber, Adelbero Hainricus pictor de Stutorf, Bernharth pictor, unter den Miniſterialen eines Grafen Berthold Gotescalcus pictor, Bernhardus aurifex. Ferner Gotfridus pictor, Bernhardus de Rieth miles, Meginhardus Faber, Bernhardus textor, Hainricus sarcinator. Unter den Miniſterialen Grafen Ottos von Valaie: Gebehardus pictor. In einer Urkunde des Kl. Tegerſee (Monum. VII.) von circ. 1154) Heinricus pictor. In dem Traditionencodex des Kl. Priſling (Monum. XIII.) in einer Urkunde des Biſchofs Otto von Bamberg Waltherus pictor. In den Traditionen des Kl. Weltenburg (Monum. XIII. p. 362) in einer Urkunde von 1220 unter Regensburgiſchen Geſchlechtern: Hainricus Reide et fratres eius Sifridus lapicida, Hainricus Gunf faber. In einer Urkunde Abt Ulrichs von Rohr (Monum. XV.) Chunrad lapicida. In einer Urkunde des Kl. Hohenwarth von 1349: Heinrich der Maler, in einer Beurbergiſchen von 1416: Friedrich Maler. Und ſo mag wohl ſchon mancher für einen wirklichen Maler oder Steinmetzen gehalten worden ſeyn, der es nicht war. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß unter ſolchen von Handwerkern hergenommenen Benennungen ſich auch wirkliche Kunſtverſtändige befanden, und es möchte dieß am eheſten der Fall ſeyn bey ſolchen, welche ihren Heimathsort ihrem Namen beigeſetzt haben. So kommen in den obenerwähnten Traditionen die Namen vor: Gotscalcus pictor de Pessinbach, Hainricus pictor de Pubile, um's Jahr 1153 Eberhart pictor de Brunnen, Hainricus pictor de Aspach.

Die Benennung Magister erhebt es aber wo hüter allen Zweifel, daß unſer Conrad ein wirklich kunſtverſtändiger Meiſter der Ulmer Steinmetzen war; daß er unter ſeinen Collegen die erſte Stelle nach dem Capitaneus einnahm, beweist, in welch hohem Anſehen die Steinmetzenkunſt in Vergleich mit den übrigen Handwerkern, denen der Makel der Hörigkeit anklebte, bereits im 13ten Jahrhundert ſtand. Der Name Conrad gehört überdieß dem Geſchlechte der Rothe an, das die wichtigſten Aemter der Stadt, das Reichsſchultheißenamt und das Notariat beſetzte, im Rath- und Schöffenſtuhle ſaß, und bei K. Rudolph dem Habsburger ſehr in Ehren ſtand. Ein Beweis weiter, daß das Ausüben der Steinmetzenkunſt, wie das der Goldſchmiedekunſt, auch dem Freien keine Schande machte.

Sehr begierig wären wir auf die von Herrn Generalarchivrath Dr. Dümge in Carlsruhe im Archiv der Geſellſchaft für Deutſchlands ältere Geſchichtek. 1. H. S. 50 verſprochene Bekanntmachung einer gewiß für die Staatsregierung völlig unverfänglichen Urkunde, aus welcher ſich die höhere Würde eines Magister lapicidarum erweiſen laſſen ſoll. Sie ſoll ſich in einer Zunftordnung des Adminiſtrators von der Pfalz, Johann Caſimir, für die Maurer und Steinhauer des Amts Mosbach vom Jahr 1584 befinden, aus welcher in Verbindung mit anderweitigen hiſtoriſchen Daten, wo nicht der Urſprung, doch der Idee eines bekannten neueren Stifters, welchem in Köln, wo er lebte, alle Elemente dazu ſo gut als bereitet vor Augen lagen, auszumitteln ſeyn dürfte. Indeſſen iſt ſchon das aller Beherzigung werth, was Rühs in ſeiner Geſchichte des Mittelalters von dem heiligen Reinold, von der Verſchwörung der Steinmetzen gegen ihn und von ſeiner Ermordung ſagt.

Die hieher gehörige Stelle in den Actis Sanctor (ed. Antwerp. 1. 386*) iſt folgende: „Vir autem Dei Reynoldus postmodum ex praecepto Abbatis sui lapici-

*) S. von Fichard über die Entſtehung von Frankfurt S. 119 und folg.

darum magister factus est. Ubi cum plus ceteris laboraret, lapicidae magnam coeperunt adversus ipsum invidiam et qualiter eum morti traderent, dolosam inter se conspiravere sententiam. Habuit autem servus Dei in consuetudine, monasteria et singulas longe vel prope positas frequentare ecclesias et eundo pauperibus, qui eum exspectabant, largiri elemosynas. Quod ubi homines sceleratissimi intellexerunt, incredibilia exinde conceperunt gaudia, quia sceleris jam se adeptos viderunt praemia. Positis proinde pro tempore insidiis, more latronum statuunt illum deprehendere, et inopinata morte perditum, ne tantum scelus appareat, decernunt abscondere. Quorum consilia famulus Dei cognoscens, quasi ad epulas invitatus coepit ad poenas currere, et latronibus tamquam amicis se offerens, ut mereretur coelos, Martyr ascendere affectabat. Quem viri perditissimi invadentes, malleolis confracto capite cerebrum excutiunt, et vestibus spoliatum in quamdam profunditatem aquae Rheno vicinam mittunt. Sicque egregius Martyr Reynoldus palmam martyrii invenit."

Reinold wurde also vom Abt seines Klosters zum Steinmetzenmeister ernannt, was wohl in manchen andern Fällen durch Anwendung des der Zunft selbst zustehenden Wahlrechts bewirkt worden seyn mag, wovon es in der Geschichte der städtischen Zünfte Beispiele gibt. Auch war, wie aus den Worten: bi cum plus ceteris laboraret erhellt — Reinold, ein wirklicher Kunstverständiger, was wohl in den Städten, wo die jeweiligen Zunftmeister vielfältig nur die Vertreter ihrer Zunft in dem großen Rathe waren, nicht durchaus nöthig seyn mochte. Als Meister der Steinmetzen arbeitete er mitten unter seinen übrigen Zunftgenossen, hatte also nicht bloß Risse zu entwerfen, und deren Ausführung zu leiten, sondern er führte auch selbst Hammer und Richtscheit. Wenn auch die Demuth eines Mannes, der die Märtyrerkrone erringen wollte, an dem eigenen Handanlegen und Mitarbeiten vielen Antheil gehabt haben mag, so war sie doch gewiß nicht das ausschließliche Motiv, das ihn leitete, sondern der Steinmetzenmeister des Mittelalters hielt es mit seinem nicht unbedeutenden Rang, den er in der bürgerlichen Gesellschaft einnahm, sehr wohl verträglich, mit dem Geschäft der Aufsicht auch das eigene Handanlegen zu verbinden, und er nahm sich gewiß nie die leichtesten Parthien des Risses zur eigenen Ausführung, wofür Erwins von Steinbach Arbeiten am Münster von Straßburg zeugen. Unterdeß hatte Reinold, wie es scheint, als Steinmetzenmeister die Aufsicht auch über die außerhalb der Mauern des Klosters gelegenen Bauten desselben, denn ein Herumwandern in den entfernteren Kirchen blos für den Zweck der Wohlthätigkeit gegen Arme hätte sich mit Reinolds Beruf nicht wohl vereinigen lassen, sondern der wohlthätige Sinn äußerte sich nur gelegentlich auf seinen Reisen, die ihm seinen Beruf als Steinmetzenmeister zur Pflicht machten.

Man weiß, daß die Klöster Maler und Steinmezzen unterhielten, deren Anzahl je nach dem Reichthum des Klosters und der Anzahl seiner Gebäude so groß werden konnte, daß ihnen aus den kunstverständigen Mönchen des Klosters ein Meister gesetzt wurde. So gestand Bischof Otto von Freisingen dem Abt des Klosters Weihenstephan im Jahr 1146 das Recht zu, in der Stadt Freisingen conferendi et habendi mechanicos et artifices et negotiatores, scilicet praxatorem cerevisie, pictorem etc.

Carl Jäger, Pfarrer in Bürg.

Sardinische Alterthümer.

Der Ritter Alberto della Marmora, ein gelehrter Geolog und ausgezeichneter Antiquar, hat neuerlich die Bibliothek zu Marseille und das damit verbundene Antikenkabinet durchgemustert und dem Bibliothekar Jauffret interessante Untersuchungen mitgetheilt über verschiedene Idole aus Bronze, die er in Sardinien aufgefunden hat, ingleichen über eine Sammlung von Figürchen ähnlichen Gehalts, die sich in dem Museum von Cagliari vereinigt finden. Diese Idole scheinen sich auf die alte Religion der Phönicier zu beziehen. Auf das Gerücht, daß Exemplare verwandter Art auf den balearischen Inseln vorkommen, entschloß sich der Ritter della Marmora, letztere mit derselben Aufmerksamkeit zu bereisen, welche er auf das Studium der sardinischen Alterthümer verwendet hat. Die erste Frucht seiner Bemühungen ist bereits in den Verhandlungen der Turiner Akademie der Wissenschaften (1831) abgedruckt worden. Sie gibt einen hohen Begriff von der ausgebreiteten Gelehrsamkeit des Verfassers und erweckt lebhafte Wünsche nach der Bekanntmachung seiner Reise in Sardinien (4 Bände) mit Kupferstichen, wovon jenes vorausgeschickte Fragment nur eine Probe ist. —

Die Liebfrauenkirche und deren Kunstschätze in Halberstadt.

Die geistlichen Herrn, welche Halberstadt in den frühesten Zeiten regierten, haben die Stadt mit einer grossen Anzahl von Kirchen geschmückt, welche derselben, schon in der Ferne, ein höchst interessantes und malerisches Ansehen geben. Der majestätische Dom, die ehrwürdige

Liebfrauenkirche und die zu St. Martini traten am imposantesten hervor. An dem geräumigen, mit schönen Linden bepflanzten Domplatze steht gegen Osten die herrliche Cathedrale, gegen Westen die Liebfrauenkirche. Das Alter dieser ist nicht genau anzugeben, der Erbauer höchst wahrscheinlich Bischof Arnulph, von welchem jedenfalls die Stiftsgebäude herrühren, die 1005 eingeweihet sind. Unter Bischof Dittmar wurde, um 1101, eine Restauration der Kirche vorgenommen, eine zweite, bedeutendere, unter Rudolph I. von 1136 bis 1147. — Die Kirche ist im einfachen Rundbogenstyl erbauet, hat zwei vier- und zwei achteckte Thürme und bildet in der neuesten Form ein sogenanntes griechisches Doppelkreuz mit anhängenden halbrunden Kapellen. Das jetzige Gewölbe des Hauptschiffes ist mit Rundbogen, das der Seitenschiffe mit Spitzbogen ausgeführt. Die Kirche hat ursprünglich eine flache Holzdecke gehabt, was man deutlich an den regelmäßig rinnenartigen Einschnitten der Balken unter dem Gewölbe, in welche die Holztafeln eingeschoben waren, ferner an den Frescomalereien erkennt, welche an den Wänden des Kirchbodens unter den Balken in den Vertiefungen zwischen den Kappen des Deckengewölbes sichtbar sind, und die als Gesimsverzierungen ursprünglich durch die ganze Kirche fortliefen. Auch die Wandflächen des Schiffes zeigen deutliche Spuren solcher Malereien, die schon im eilften Jahrhundert ausgeführt seyn müssen, da das jetzige Kirchengewölbe spätestens um 1140 unter Rudolph I. gebauet ist. Auch in dieser Zeit sind wahrscheinlich die Wandmalereien in der Kirche mit Kalk übertüncht, weil durch die Kappen der Gewölbe schon ein großer Theil derselben verdeckt wurde. In den Kapellen sind noch vollkommen erhaltene und von guter Hand ausgeführte Malereien, deren Typus, besonders in den Verzierungen, alt-byzantinisch ist. Wir haben versucht, die Kalktünche von den Frescomalereien abzunehmen. An manchen Stellen läßt es sich auf mechanischem Wege, durch Abklopfen und Ablösen bewerkstelligen, auf anderen kann man nur durch chemische Mittel Bahn gewinnen. Salzsäure mit Salpetersäure lösen den Kalk leicht auf. Vortreffliche und ziemlich gut erhaltene Staffelei-Gemälde aus der Zeit der Byzantiner bewahren die Barbara-Kapelle und die, in welcher die Canonici bei der Einführung ihre Gelübde ablegten. Eine Kreuzigung und Darstellungen von Heiligen mit Goldgrund. Wegen der an sich kleinen und noch obenein fest verschlossenen Fensteröffnungen sind diese Kapellen feucht und dumpfig und es ist sehr zu wünschen, daß die Bilder bald einen angemessenen Platz erhalten; sie sind für den Charakter der Kirche, unentbehrliche Zeugen und müssen sorgfältig bewahrt werden. Ein kleines werthvolles Staffeleigemälde, aus Dürers Schule, ist in den letzten Kriegsjahren verschwunden. Das Altargemälde, „das heilige Abendmahl" von Roderich van Stopp, einem Nachahmer Rembrands, zeigt zwar die Mängel, nicht aber die schöne Wirkung der Gemälde dieser Schule. Dieses Bild, wie der ganze Altar, ist ein Geschenk des Dechanten Hesse von Urfahren, der die Kirche 1681 neu aufputzen ließ.

Unter den aus Holz geschnitzten, mit natürlichen Farben und Gold verzierten Figuren ist eine sitzend dargestellte Maria mit dem Christuskinde zu beachten, welche, wenn sie nicht italienischen Ursprungs, jedenfalls nach einem guten italienischen Vorbilde gearbeitet ist. Ehemals schrieb man ihr Wunderkraft zu. Die Chorstühle aus dem 12ten Jahrhundert sind trefflich, und mit Figuren, Rosetten und anderem Schnitzwerk reich verziert.

An den äußern Seiten der Wände, welche das hohe Chor von den Seitenschiffen sondern, befinden sich je sieben, im Ganzen 14 Figuren, Christus, Maria und die 12 Apostel lebensgroß darstellend, von Stuck en relief gearbeitet, deren jede durch einen geschmackvoll construirten und sauber verzierten Bogen gesondert ist. Die Figuren sind von edler Haltung, der Faltenwurf leicht und weit besser verstanden, als man ihn gewöhnlich auf den Gemälden der altdeutschen Maler findet; sie gehören dem eilften Jahrhundert. Statuen von hartem Sandstein sind an den Pfeilern des Schiffes, zum Theil mit unbekannten Chiffern bezeichnet, darunter eine sogenannte „Maria von Aegypten", unbekleidet und ganz behaart, von Engeln getragen; ganz besondere Aufmerksamkeit erregen drei derselben, von vier und fünf Fuß Höhe, ein heiliger Christoph, ein Laurenz, ein Stephan. An der Hauptfläche jedes Sockels steht ein altdeutsches A (A) wie sich dessen A. Altdorffer bediente; am Rande der oberen Platte: Nr. 6. Ich vermuthe, daß diese Statuen nach Modellen oder Zeichnungen des Altdorffer von einem Steinmetz gearbeitet seyen, als dessen Chiffer ich das Nr. 6 betrachte.

Wir dürfen wohl nicht vergebens wünschen, daß in der jetzigen Zeit, wo so vieles treffliche Alte wieder beachtet und zu Ehren gebracht wird, auch ein ausführliches, mit Zeichnungen versehenes, Werk, über diese Kirche und deren interessanteste Kunstschätze bearbeitet werde. Es ist gewiß auf die Theilnahme der Kunstwelt und auf guten Absatz zu rechnen.

Halberstadt, im Februar 1833.

Dr. F. Lucanus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 29.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 9. April 1833.

Kunstgeschichte.

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567, beschrieben von Giorgio Vasari, Maler und Baumeister. Aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, so wie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben von Ludwig Schorn. Erster Band, enthaltend der Original-Ausgabe ersten Theil. Mit 30 lithographirten Bildnissen. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1832. XXII. und 420 S. gr. 8.

Daß der Vater der neuern Kunstgeschichte längst eine Uebersetzung verdiente, und ein solches Unternehmen eben so wünschenswerth als gewünscht war, wird von Niemanden geläugnet werden; daß, sollte sie den beabsichtigten Nutzen stiften, diese Arbeit nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten zu Stande gebracht werden konnte, hat wahrscheinlich bis jetzt dieselbe vergebens verlangen lassen. Wenn Italien selbst noch keine Ausgabe der Biographieen des Vasari besitzt, welche den Anforderungen der Kritik völlig Genüge leistet, so ist es leicht erklärlich, daß ein Uebersetzer, wenn er zugleich auch Commentator seyn sollte, durch die Größe und Mühseligkeit der Aufgabe zurückgeschreckt werden konnte. Um so mehr verdienen Bearbeiter und Herausgeber der gegenwärtigen deutschen Ausgabe den Dank der Kunstfreunde, indem sie zur allgemeineren Verbreitung des Werkes eines in mehrfachen Beziehungen so schätzenswerthen und vortrefflichen Schriftstellers beigetragen haben.

Wenn man bedenkt, wie vieles der fleißige Vasari während seines nicht über die gewöhnliche Dauer ausgedehnten Lebens als Maler und Architekt geleistet, auch ohne seinen künstlerischen Hervorbringungen einen höhern Rang anweisen zu wollen als ihnen gebührt, so kann man sich der Verwunderung nicht erwehren, wie ihm die Muße blieb, ein Werk von solchem Umfange auszuarbeiten, das sich über die Denkmale der bildenden Künste während drei Jahrhunderten verbreitet, welches langjährige Vorbereitungen, eigene Nachforschungen an entlegenen Orten und eine ausgedehnte Correspondenz nöthig machte, wobei er fast gar keine Vorgänger hatte und sich zum Theil eine eigene Sprache und Ausdrucksweise schaffen mußte. Die Nachwelt hat seine großen Verdienste anerkannt, und wenn sie dem Vasari den Ruhm eines ausgezeichneten Malers verweigern muß, so rechnet Italien dagegen ihn zu seinen classischen Schriftstellern. Der persönliche Charakter dieses Mannes machte ihn neben seinen theoretischen Kenntnissen der Kunst, die er in Michel Angelos Schule erworben, neben seinem gebildeten Geschmack und scharfen Blick, vor allem geeignet zu einer solchen Arbeit, die, in Bezug auf die Aelteren wegen Unzuverlässigkeit und Unzulänglichkeit der Monumente schwierig, in Hinsicht Mitlebender und kurz vorher Verstorbener wegen Nebenbuhlerschaft, Verschiedenheit der Ansicht, und Schulzwist leicht Anstoß geben konnte. Durch die Gunst, der er am Hofe des Herzogs Cosmus genoß, in einer Stellung, welche leicht Reibungen veranlassen konnte, zählte er bedeutende Staatsmänner und Gelehrte zu seinen Gönnern, Freunden und Rathgebern, und scheint mit der Mehrzahl der Künstler seiner Zeit in einem angenehmen oder wenigstens nicht feindlichen Verhältnisse gestanden zu haben. Wenn er sich, was selten vorkommt, gegen irgend einen Gleichzeitigen nicht gerecht zeigt, so muß man den Grund davon in einem früh eingewurzelten Vorurtheil der Schule, oder in mangelnder und falscher Kenntniß der Leistungen, oder endlich in dem Widerwillen suchen, welchen der Charakter und die Lebensart dieses oder jenes ihm einflößten, und welchen sein lebhafter Sinn so wenig zu bergen wußte, daß er ihn bisweilen von dem Menschen auf die Werke übertrug. Dieselbe Lebhaftigkeit hinderte ihn, das was er schrieb, genau zu überlegen, und so wie er in den die frühere

Kunstgeschichte behandelnden Theilen seines Werkes mit einer oft unverzeihlichen Flüchtigkeit auf- und nachschrieb, was er oder Andere beim ersten Anblick, oder nach bloßer Erinnerung, oder gar nach willkührlicher Meinung für richtig annahmen und hielten: so ließ er sich in den späteren Theilen zu mancher unüberlegten Aeußerung verleiten, die ihm wohl dann und wann Unannehmlichkeiten zugezogen haben mag, welche ihn in der neuen Bearbeitung seines Buches vorsichtiger machten. Unter allen Zeitgenossen ist mir indeß keiner bekannt, der von Vasari übel rede, den unruhigen, mit aller Welt in Zank und Hader lebenden Benvenuto Cellini ausgenommen, der über Giorgette Vasellario, wie er ihn nennt, mit ungebührlichen Ausdrücken herfällt.

Wie wenig Vasari überhaupt als ein genauer und, wo es die ältere Kunstgeschichte gilt, als ein hinlänglich unterrichteter und zuverlässiger Schriftsteller betrachtet werden kann, ist zu allgemein anerkannt, als daß ein weiteres Eingehen darauf hier nöthig wäre. Ueber dasjenige, was seit 1759, wo Bottari in Rom die Erläuterung und Berichtigung der Künstler-Biographieen unternahm, bis auf unsere Tage geschehen ist, Irriges zu verbessern, Dunkles aufzuhellen, Fehlendes nachzutragen, Verändertes anzumerken, gibt die Vorrede des Herausgebers gegenwärtiger deutschen Ausgabe (Seite III. bis XXII.) genügenden Aufschluß. Archivalische Forschungen sind leider erst an einigen Orten angestellt worden, und auch diese nicht überall mit der gehörigen Genauigkeit, so sehr man auch dem Fleiß und guten Willen derer, die sich damit befaßten, Anerkennung widerfahren lassen muß. Die des Pater Della Valle für Siena und Orvieto, Morrona's für Pisa und Richa's für Florenz, sind gewiß sehr ersprießlich und dankenswerth: aber die des ersteren haben die genaueren des Herrn von Rumohr, jene des zweiten, die des Prof. Ciampi, der auch so manches auf die Denkmale in Pistoja sich Beziehende aufgehellt hat, nicht überflüssig gemacht, und in Florenz ist ohne Zweifel noch eine überreiche und belohnende Nachlese anzustellen. Arezzo, Perugia, Rom, bleiben noch übrig, mancher anderen Städte nicht zu gedenken.

Kommen wir nun wieder auf die vor uns liegende deutsche Ausgabe zurück, so finden wir in der schon erwähnten Vorrede des Herausgebers, nachdem sie sich über die Ausgaben des Originals (denen noch die Venezianische von 1828 und die kürzlich begonnene Florentiner, welche in einem Bande den Text der Audin'schen von 1823 und neben einer Auswahl der wichtigsten älteren Anmerkungen auch manches Neue in fleißiger und geschickter Zusammenstellung zu liefern verspricht, beizufügen wären) und im Vorbeigehen über Vasari's schriftstellerischen Charakter und Darstellungsweise in treffendem Umriß verbreitet, Erläuterungen über die Art, wie dieselbe mit Anmerkungen versehen ist. Was ältere Commentatoren Wesentliches und noch jetzt Zeit- und Sachgemäßes geleistet, ist entweder vollständig oder im Auszuge mitgetheilt, mit Umgehung der lästigen Polemik, welche namentlich die Sieneser Ausgabe fast auf jeder Seite füllt. Dasjenige, was die wichtigsten neueren Schriftsteller über Kunstgeschichte, wie Lanzi, d'Agincourt, Cicognara und Rumohr, an Berichtigungen und neuen Entdeckungen beigebracht, ist mit sonstigen Bemerkungen und Angabe solcher Veränderungen, als in unsern Tagen sich ergeben, sorgfältig nachgetragen, wodurch diese deutsche Ausgabe einen bedeutenden Vorzug vor den bisherigen Abdrücken des Originals erhält, welcher den Werth der den Charakter der Urschrift treu bewahrenden, dabei fließenden und bis auf Kleinigkeiten richtigen Uebertragung noch um Vieles erhöht. Daß mit dem Geleisteten der Cyclus des zu Leistenden nicht abgeschlossen sey, daß noch zu mancher Bemerkung und Berichtigung Raum bleibe, hat der Herausgeber, die Schwierigkeiten der Aufgabe erkennend, beides eingesehen und ausgesprochen. Es mögen deßhalb, indem wir vom Allgemeinen auf das Besondere übergehen, nachfolgende Uebersichten und Nachträge als ein, wenn auch nur geringer, Beitrag betrachtet werden, durch Vervollständigung der schönen und fleißigen Arbeit etwas zur Erhöhung ihrer Nützlichkeit für Kunstfreunde und Künstler beizutragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe und seiner Gemahlin, in der Stiftskirche zu Oehringen.

Es ist in diesen Blättern schon einigemal von den — sowohl in geschichtlicher als künstlerischer Beziehung bemerkenswerthen Monumenten die Rede gewesen, welche im Chor der Stiftskirche zu Oehringen aufgestellt sind und es hat namentlich in Nr. 18 des Kunstblatts von 1829 das schöne Denkmal des Grafen Philipp und seiner Gemahlin Maria von Oranien, von geübter Hand eine nähere Beschreibung erhalten. Wir glauben auf den Beifall der Kunstfreunde hoffen zu dürfen, wenn wir in Folgendem die Beschreibung eines andern jener Denkmale, nämlich das dem ebengedachten Monumente des Grafen Philipp zunächststehenden seiner Aeltern, des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe und seiner Gemahlin Anna, geb. Gräfin von Solms-Laubach, geben.

Graf Ludwig Casimir, ein Sohn des Grafen Albrecht, — des nächsten Stammvaters des Hohenlohe'schen Fürstenhauses, hatte bei der — im Jahr 1555 zwischen ihm und seinem jüngern Bruder Eberhard, vorgegangenen Grundtheilung der ganzen Grafschaft Hohenlohe in zwei Theile, Neuenstein und Waldenburg, den Theil Neuenstein erhalten, und wurde der Stifter der noch jetzt in drei Aesten blühenden Hohenlohe-Neuenstein'schen Linie. Er war einer der ausgezeichnetsten Hohenlohe'schen Regenten, ein vorzüglicher Freund und Beförderer der Reformation und vermehrte die Herrschaft mit bedeutenden Acquisitionen.

Vermählt war er mit Anna, Tochter des Grafen Otto von Solms-Laubach, und starb am 21. August 1568. Seine Söhne beschlossen bald darauf die Errichtung eines Monuments.

Johann von Trarbach, Schultheiß und Bildhauer zu Alten-Symmern, war der Künstler, dem die Ausführung desselben anvertraut wurde.

Aus dem am 7. October 1568 mit ihm dießfalls geschlossenen Accorde, führen wir Folgendes an:

„zu wißen, daß annhent dato die Wolgebornne Herrenn, Herr Albrecht vnnd Herr Wolffgang, Grauen „vonn Hohenloe, vnnd Herrenn zu Lanngenburg ꝛc. „gebrudere, dem Erbaren Johann vonn Trorbach,*) „Schultheißen zu Simmern, nachuolgende arbeit be„stanndtsweiß, verliehenn vnnd angedinngt haben."

„Vnnd nemlich so soll er weylanndt deß auch Wol„gebornen Herren Herrn Ludwig Casimirs Grauen „von Hohenloe vnnd H'renn zu Lanngennburg ꝛc. „Ihren Gd. freundlich geliepten H'rn vnd Vaters, „wolseliger gedechtnus, monumentum, Inn die kirch „zu Oeringen, an das orth, wie Inn getzaigt, ge„hörig, Inn seinem selbst aignen Costen, von einem „rainen stain, genannt der Andernacher stain, wie „er denselben Inn der nahe bey sich vnnd deßglei„chen er zu Weilandt des wolgebornen Herrn Eber„hardts, Grauen von Erpach ꝛc. monument gebraucht, „verfertigen vngeuärlichen dergestallt, das solch mo„nument zum wenigsten In der Höhe Achtzehen „schue und In der braite zehen schue lang sein, „vnd wie es sonsten die notturfft nach gelegenheit „des angetzaigten platz, eruordert, gemacht werde, „Sonderlichen aber soll sollich monument oben vf „haben die Wferstehung Christi, darunter wolge„dachts meines gd. Herren Graf Ludwigen Casi„mirs ꝛc. und s. Gd. freundlichen l. Gemahel, der „auch Wolgebornen frawen, frawen Anna, geborner „gräuin von Solms ꝛc. **) Sambt beeder Ihrer „Gd. acht Anen Wapen, mit schilt vnd helm, her„nacher darunter die bildtnus der hey. trifaltigkeit, „vnnter derselbigen die bildtnus vnsers einigen er„lösers und selichmachers Jesu Christi, an einem „Crucifix, vnd darunder ain Landtschafft, volgendts „dazwischen vf der linken seiten wolermeltet meiner „gd. frauen, aber vf der rechten wolgedachts graf „Ludwig Casimirs, abcontrafehung, vnd bildnußen, „Inn einem küris, nach grosse Ihrer Gd. propor„tion, ledig vnnd kniendt seyen, vnnd darfür daß „helmlin, und über denselben besundere tafelt, vn„den vnd oben, daranen gottselige trostspruch, vnd „andere grabschrifften verfertigt Alles und Jedes „mit artlichen Columnis, vnd andern zierlichen „kunstlichen vnd artlichen und besten bild vnd laub„werkh, zum allerschönesten verfertigen, Solches „auch mit den schwarzen schiferstein, vnnd Inn an„dere Weg mit farben, beschehenem vertrosten nach, „verfertigen vnd beraidten, vf form vnd gestallt, „alls wan es ein schwarzer marmolstein vnnd roter „Alabaster were, Allermassen wie solches die zuge„stellte vnd verfertigte Visirung verners mit sich „bringt, daß auch solches alleß zum bestenn, vleis„sigsten, seubersten vnnd dermassenn gemacht, das „einen beharrlichen bestandt gehaben möge, alßdann „gedachter Johann von Drorbach deßhalben wehr„haft zu laisten verspruchnus gethan ꝛc. Insonder„heit aber hatt gedachter Johan von Drärbach zu„sagung gethan, das solche arbeit, alle mitainander „vf Ostern, so man zeelen würdt Anno ꝛc. 70. ge„wißlich vnd zum allerlengsten verfertigt seyn soll. „Für vnd vmb solche arbeit, haben beede, meine gd. „Herren ꝛc. Ime versprochen vnd verwilligt Acht„hundert Gulden gemeiner des Landts zu franckhen „wehrung ꝛc."

Unterm 18. Juni 1569 bat der Künstler dringend, ihm doch „die Wapen, sampt den Abcontersetungen vnd „Allem nothwendigen Bericht" zu übersenden, weil der

*) Der Name des Künstlers wird sehr verschieden geschrieben, nämlich: Trarbach, Trorbach, Drorbach, Drärbach ꝛc. Er selbst hat sich in einem Schreiben vom 18. Juni 1569 eigenhändig also unterzeichnet: „Johann vō Drorbach, Schulteiß vnd Bildhawer zu „Siemern." In dem obern Theile seines — im Uebrigen nicht gut erhaltenen Siegels, befinden sich die Buchstaben: I. V. T.

**) Gräfin Anna war zwar zur Zeit der Errichtung des Accords noch nicht gestorben, sie lebte vielmehr als Wittwe bis 1594. Es war aber gewöhnlich, daß das Denkmal für beide Gatten nach Absterben des Gemahls errichtet wurde, wenn auch die Wittwe noch am Leben war: es wurde alsdann nur die für Bezeichnung des Todestags bestimmte Stelle leer gelassen und erst nach eingetretenem Falle ergänzt. Diese Bemerkung ist ausser dem fraglichen Monumente noch an mehreren anderen in der Stiftskirche zu machen.

Sommer bereits zum Theil verflossen, ihm somit nur noch kurze Zeit zu Verfertigung eines solch stattlichen Monuments bevorstehe. In der vorgeschriebenen Zeit konnte dasselbe unter solchen Umständen nicht vollendet werden, jedoch wurde es noch im Spätjahr 1570 aufgestellt. Trarbach quittirte über den vollständigen Empfang der Accords-Summe am 2. November 1570.

Vergleichen wir nun die Ausführung mit der im Accorde enthaltenen Vorschrift, so ergibt sich, daß dieselbe im Allgemeinen in Anwendung gekommen ist; nur in Beziehung auf das Bemalen des Monuments mit bunten Farben, scheint sich der Künstler eine Abweichung erlaubt zu haben, indem er seinem Steine nur Eine — nämlich hellgraue Farbe gegeben hat, was seinem Geschmacke allerdings zur Ehre gereicht: denn wie sehr hat es der Kunstfreund an einem andern Denkmale in der Stiftskirche, das mit großem Fleiße in Alabaster ausgeführt ist, — auf welches wir vielleicht später zurückkommen, — zu beklagen, daß dasselbe mit Farben aller Art verunstaltet worden ist.

Am Sockel des Monuments befinden sich folgende Inschriften und zwar auf der Leiste des Sockels, unter den Bildsäulen des Grafen und seiner Gemahlin:

Obiit Anno 1568. Die 24. Augusti Aetatis suae 51.

Obiit 1594. Die 9. Maii Aetatis Suae 72.

Auf besonderen Tafeln des Sockels, mit goldenen Buchstaben auf schwarzem Grunde:

Non procul Illustris cubat hic Ludovicus in urna
Casimirus, Hohenloae Comes,
Flaminiisoriundus,*) amans qui pacis et aequi,
Hostisque litium fuit.
Primus et hic pure Christi sacra dogmata jussit
Suos doceri subditos.
Terra revicturam corpus tegit; astra cruore
Jesu redempta mens colit.

Et prope Solmiacis prognata Parentibus Anna
Cubat Maritum nobilem,
A teneris amplexa Dei quae dogmata pure
Idola damnauit Papae.
Claruit et vera in Christum pietate fideque,
Sanctissimisque moribus.
Ossa tegit tellus, Mens Christi sanguine lota
Nescia mori vivit Deo.

Die Bildsäulen sind knieend in Lebensgröße ausgeführt, der Graf in voller Rüstung, auf welche der Künstler großen Fleiß verwendet hat, mit ausdrucksvollem Gesichte und gefalteten Händen nach dem zwischen ihm stehenden Crucifixe blickend; ebenso die Gräfin in einem Mantel gehüllt, mit gefalteten Händen nach dem Crucifixe sehend. Vor dem Grafen steht der Helm, in der Nähe ein Todtenkopf. Im Hintergrund erscheint eine Landschaft, über welcher unter einem Rundbogen Gott Vater und der heilige Geist in Wolken von Engeln umgeben, schweben. Zwei Engel halten Tafeln mit Trostsprüchen ausgefüllt. Der Bogen ruht auf zwei verzierten Korinthischen Säulen und in dem obern Theile des Monumentes sind die Wappen des Grafen und der Gräfin, wie ihrer Ahnen, angebracht, deren Ausarbeitung der Künstler sichtlich mit geübter Hand unternahm. Das Monument schließt mit der Auferstehung Christi.

Schade, daß auch dieses Monument von Beschädigungen nicht frei geblieben ist, welche bedauerlicherweise alle Monumente in der Stiftskirche mehr oder weniger betroffen haben.

— ch.

*) Es gab eine Zeit, wo die Genealogisten es als ihre größte Aufgabe betrachteten, den Ursprung der alten Dynastieen theils von den Helden des alten Testaments, theils von berühmten Griechen- und Römer-Familien herzuleiten. Auch das Haus Hohenlohe, dessen Ursprung sich in das tiefste Dunkel des Mittelalters verliert, hatte gleiches Schicksal, indem es einige Genealogisten von dem Römergeschlechte der Flaminier abstammen ließen. Eine aus der Hohenlohe'schen Geschichte längst verbannte Fabel.

Gallerie Mossi in Turin.

Am zweiten October vorigen Jahres ist in Turin, in einem der königlichen Paläste, welcher nach Madame Christine de France benannt ist, die Gallerie Mossi eröffnet worden.

Als Monsig. Vincenzio Mossi, Erzbischof von Sida, ein Kenner der Wissenschaften und warmer Kunstfreund, 77 Jahr alt, in seiner Person eine der ersten Familien des Landes erlöschen sah, und seine auf mehr als eine Million Franken geschätzte Sammlung beisammen zu erhalten wünschte, vermachte er dieselbe durch ein Testament (1829) der Akademie der Künste in Turin zum Studium ihrer Schüler, und bat den verstorbenen König Karl Felix, jener Sammlung ein passendes Local anzuweisen.

Die Regierung bestimmte dem kostbaren Vermächtnisse einen Platz in den fünf großen Sälen des Palais de Madame, und der jetzige König Karl Albert von Savoyen vereinigte damit, vermöge eines Befehls, die besten der Krone zugehörigen Bilder, indem er zugleich verfügte, daß diese Gallerie den Namen des geistlichen Donatars führen solle, welchem letztern die Mitglieder der Akademie zum Beweise ihrer Dankbarkeit eine marmorne Statue zu errichten beschlossen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 30.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 11. April 1833.

Kunstgeschichte.

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567, beschrieben von Giorgio Vasari, Maler und Baumeister ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach Allem, was sowohl von italienischen als andern Forschern darüber angemerkt worden ist, würde es überflüssig seyn, bei dem Mangel an eindringender Kenntniß mit dem wahren Zustande der italienischen Kunst vor ihrem Wiederaufblühen, den man in Vasari's Werke gewahrt, bei der Verworrenheit der Begriffe, die er von manchem und namentlich von der Architektur hat, und bei den Widersprüchen, in welche er sich dadurch in den Lebensbeschreibungen verwickelt, stehen zu bleiben. Die frühere mittelalterliche Kunstgeschichte scheint er nur als nothwendige Einleitung zu den späteren Epochen, deren Denkmale ihm in reicherem Maaße zur Hand und mit seiner Schulbildung übereinstimmender waren, betrachtet zu haben: daher diese Art der Behandlung im Vorbeigehn, welche überdieß seine geringere Bekanntschaft mit den Monumenten der Lombardei und Unter-Italiens, so wie die Begriffs-Vermengung in Bezug auf einzelne Gegenstände der römischen Antiquitäten, für ihn nothwendig machten. Es mochte ihm, als er seine Nachrichten über diese alten Kunstwerke und Künstler mit rascher Feder niederschrieb, seinem Systeme vom Aufhören einheimischer italienischer Kunst zu lieb, Bestehendes übersehend, Unvereinbares verknüpfend, auf Chronologie wenig achtend — wohl nicht in den Sinn gekommen seyn, daß spätere Schriftsteller und Zeiten seine Worte als Evangelium annehmen und ein monströses Gebäude darauf fortbauen würden, welches umzustürzen so viele Mühe gekostet hat, daß noch jetzt die Spur seines Eindrucks auf die Gemüther nicht zu verwischen ist. So wie aber Florenz nachmals für die Kunstgeschichte die wichtigste Stadt Italiens wurde, so wollte Vasari auch seine Hypothese des Ursprungs derselben daran knüpfen, und hat, frühere und gleichzeitige Meister überblickend, seinem Cimabue eine Berühmtheit verschafft, welche durch Vorhandenes jetzt gewiß eben so wenig als schon zu Vasari's Zeiten zu rechtfertigen ist. Wie unsicher es mit der Chronologie in den Nachrichten von diesem Meister (S. 47—59), dem Herr v. Rumohr seine wahre, noch immer achtungswerthe Stellung in der wirklichen Historie angewiesen hat, stehe, ergibt sich aus der Vergleichung der Jahrszahl bei der Erzählung von der Anwesenheit Carls von Anjou in Florenz und seinem Besuche in Cimabue's Werkstatt, um dessen noch in S. Maria Novella befindliche Madonna zu sehen (s. S. 55. Anm. 2), deren feierliche Abholung nach der Kirche, wie Vasari sie zur Deutung des Namens des Borgo Allegri erzählt, sich übrigens in Siena mit Duccio di Buoninsegna's berühmter Altartafel für den dortigen Dom nach sienesischen Chronisten im Jahr 1311 wiederholt hat. Wir finden zwar Cimabue's Todesjahr auf 1300 angegeben, aber es ist aus Urkunden bekannt, daß er noch 1301 (oder 1302 nach ehemaliger pisanischer Zeitrechnung) in Pisa arbeitete. Wir treffen dort den Magister Cimabove pictor mit einer täglichen Löhnung von 10 Soldi bei den Musaik-Verzierungen der Tribüne des Domes beschäftigt, wo der pisanische Künstler Maestro Francesco ihm vorangegangen war, und Bardo, Ganaccio, Upechino und Turetto als seine Gehülfen vorkommen (s. Doc. XXVI. in Ciampi's Notizie della Sagrestia pistoiese p. 144). Er arbeitete dort namentlich an einem heiligen Johannes (zur Linken des Heilandes), der aber unvollendet blieb, so daß die Vermuthung Wahrscheinlichkeit gewinnt, er sey in demselben Jahre (1301) gestorben. Wenn es heißt, Cimabue (dessen Bildniß bei Vasari aus dem Gemälde im Capitel von S. Maria Novella, gewöhnlich Capella de Spagnuoli genannt, genommen ist) habe den heiligen Franz von Assisi nach der Natur gemalt, so muß man natürlich nicht glauben als sey dies wörtlich zu nehmen, was einen argen Anachronismus bilden würde. Hinsichtlich seiner wenigen Werke ist noch zu bemerken, daß das Bild an der Vorderseite des Altars in Sta Cecilia (S. 50) später in S. Stefano kam, und das Crucifix im Kloster von Ripoli (S. 59) wenn es wirklich

von ihm herrührt, sich noch daselbst befindet. Ein dem Cimabue beigemessenes, jetzt sehr verdorbenes und übermaltes kleines Bild, Madonna mit dem Kinde, sieht man zu Florenz in der Akademie der schönen Künste (Kleine Gemäldesammlung, Nr. 2.), auch soll er zu Padua in der Carmeliterkirche gearbeitet haben, aus deren Brande ein Kopf des heiligen Johannes gerettet wurde.

Gehen wir nun zum Leben des Arnolfo di Lapo oder Arnolfo, Sohn des Cambio aus Colle (S. 60—80) über, so gerathen wir nun in ein wahres Labyrinth von Irrthümern hinsichtlich früher mittelalterlicher Bauwerke, zu dessen theilweiser Berichtigung und Erläuterung neben den bereits im Buche beigegebenen Anmerkungen noch Folgendes dienen möge. Daß Vasari den sogenannten Magister Bonus, dem er so Vieles zuschreibt, mit Andern verwechselt, ist ganz klar. Die Kirche St. Andrea zu Pistoia, welche er dem Genannten beimißt (S. 62), gleicht in der Bauart den longobardischen Kirchen des 8ten und 9ten Jahrhunderts und namentlich jener von S. Bartolommeo, welche, wie aus den Urkunden im Archiv des Klosters hervorgeht, gegen 722 in Folge eines Vermächtnisses Gaidoals, Leibarztes eines longobardischen Königs, begonnen wurde. Die Inschrift des die Anbetung der Könige darstellenden Basreliefs heißt genau: Fecit hoc opus Gruamons magister bon. et Adeodat. frater eius, und am untern Theil des Architravs findet man die Jahrszahl 1166. Auch das Architrav der Thüre an der Nordseite von S. Giovanni Fuorcivitas in Pistoia trägt die Inschrift: Gruamons magister bonus fecit hoc opus, und von demselben Künstler ist wahrscheinlich das Architrav der Kirche St. Bartolommeo mit der Inschrift 1167. Von der Kirche Sta Maria Maggiore in Florenz (S. 63) blieben nur äußere Mauer und Wölbung; Vasari in seiner fortgehenden Verwechslung des Gruamons mit dem Bonus theilt hier dem Ersten zu, was wahrscheinlich Werk des Zweiten war, der im 13ten Jahrhundert lebte. Bonus, der Sohn des Bonaccolto aus Florenz, arbeitete 1265 an der Wölbung von S. Jacopo zu Pistoia, und baute 1266 die dortige Kirche Sta Maria nuova, von der nur die Tribüne übrig bleibt mit der Inschrift, die seinen Namen und das Jahr trägt: A. D. MCCLXVI. tempore Parisii Pagni et Simonis Magister Bonus fecit hoc opus. 1270 baute er dort die Kirche S. Salvatore (gemäß der Inschrift der Façade). Der Palast zu Arezzo könnte wohl ein Jugendwerk von ihm seyn. — Die Zweifel über den Erbauer des Glockenthurms am Dome zu Pisa (S. 63), und ob er ein Deutscher gewesen, werden sich wohl bei dem Mangel genauerer Angaben nicht leicht heben lassen. Der Palast der Grafen Guidi zu Poppi, dessen Vasari, als eines Werkes Lapo's erwähnt (S. 71), soll bei dem Bau des Palazzo vecchio zu Florenz als Vorbild gedient haben, und für den Grafen Guido IV., Herrn des Casentino und Pfalzgrafen von Toscana errichtet worden seyn. Die reiche, mächtige und weitverzweigte Familie der Guidi, von deren starkem Schlosse Romena man noch schöne Ruinen bei dem Städtchen Pratovecchio sieht und deren Name in den florentinischen Chroniken so oft vorkommt, hinterließ mehrere Denkmale ihrer Bauluſt. 1261 wurden die Mauern von Poppi und 1262 die Kirche auf dem Schlachtfelde von Campaldino durch die Grafen Guido Novello und Simon errichtet, wie die Inschriften besagen. — Daß der Bau der Carraiabrücke (1218) nach dem der Kirche von Assisi (1228) genannt wird (S. 71), ist einer der häufigen chronologischen Irrthümer. Die andere hier erwähnte Brücke in Florenz, P. Rubaconte (S. 72) heißt gewöhnlich Ponte alle Grazie (gebaut 1237); über das Pflastern der Straßen der Stadt spricht Malispini, der älteste Chronist (Cap. 129), und gedenkt der Arbeiten an der Abtei (Cap. 245) in dem nämlichen Jahre, wo er von Or san Michele, Anfangs eine Halle, dann Kirche, redet. Die neuerbauten Wohnungen an der Straße der Bardi (S. 73) stürzten auch später noch einmal ein; seit Cosmus I., der deßhalb eine Denktafel an die Stelle setzen ließ, war das Bauen dort streng untersagt.

Die Gründung der beiden Flecken S. Giovanni und Castelfranco im oberen Arnothal (val d'Arno di sopra; wonach ein Versehen in der Uebersetzung S. 74 zu berichtigen) durch die Florentiner geschah, um die ghibellinischen Familien der Pazzi und Ubertini, welche durch ihre Schlösser in dieser Gegend sehr mächtig waren, im Zaume zu halten, weßhalb beide Orte durch viele Privilegien begünstigt wurden. Was die Erbauung der Kirche Sta Maria del Fiore betrifft (S. 75), so sind Viele der Meinung, daß sie nicht 1298, sondern 1296 begonnen worden sey, indem in letzterem Jahre der Legat Pietro Valeriano im Monat April nach Florenz kam, wie u. A. aus einer der Kirche Sta Maria novella ausgestellten Urkunde hervorgeht. Daß schon 1160 die Gemeinde von Florenz den Plan hatte, den Bau zu beginnen, und den Consuln der Wollenweber-Innung den Auftrag dazu ertheilte, erhellt aus einer alten Inschrift, welche in der Metropolitana fiorentina illustrata (Pir. 1820. p. 9) mitgetheilt wird. Uebrigens ist aus Urkunden bekannt, daß 1298 beschlossen ward, den Dompplatz, welcher zu verschiedenen Zeiten seine Form mehrmals verändert hat, zu vergrößern. Die angeführte neueste Beschreibung der Kirche (von G. del Rosso) gibt folgende Maaße an, welche von den Vasari'schen in Kleinigkeiten verschieden sind: ganze Länge 260 Ellen (fior. Braccien) 18 Zoll, eingeschlossen die Mauer von 3 Ellen 18 Zoll Dicke; Breite im Kreuze 160 Ellen, Breite

in den drei Schiffen 67 Ellen 2 Zoll, wovon auf das Mittelschiff 28 Ellen, auf jedes der Seitenschiffe 13, auf jede der Säulen 4½ kommen. — In der Vorhalle des öffentlichen Gefängnisses (Lo Stinche) zu Florenz sieht man in einem Bilde aus Giotto's Schule eine Abbildung der Kirche in ihrer ursprünglichen Form.

Die Ursache der Unregelmäßigkeit des von Arnolfo erbauten Palazzo vecchio zu Florenz, hauptsächlich darin bestehend, daß man den Platz, wo die Wohnungen der ghibellinischen Uberti (nicht „Uberti und Ghibellinen" wie S. 77) gestanden, nicht zur Baustelle ziehen wollte, wird von Vasari erläutert. Uebrigens sehen wir aus dem Leben des Baumeisters Andrea von Pisa, welcher für Walter Brienne, Herzog von Athen (der im Jahr 1342 auf Veranlassung König Roberts von Neapel nach Florenz kam, von wo man ihn bald wegen seiner Tyrannei vertrieb) an dem Palaste Vieles änderte und ihn in eine Art Veste umschaffte, in welcher der Herzog sich gegen das wüthende Volk vertheidigte (Machiavell, flor. Geschichte, II. Buch), daß die Florentiner zu jener Zeit von den Ideen zurückgekommen waren, welche den Arnolfo in der Entwerfung seines Planes gehindert hatten: denn gerade jener Theil, dessen Vasari im Leben Andrea's erwähnt und wo sich gegenwärtig das Zollamt befindet, nimmt die Stelle der ehemaligen Wohnungen der Uberti ein. — Was Arnolfo's Arbeiten in Rom betrifft, von denen Vasari in einer Anmerkung (S. 80) im Vorbeigehen redet, so ist zu bemerken, daß Papst Bonifaz drei Jahre nach Arnolfo starb (wenn die Angabe des Todesjahrs dieses letzteren richtig ist), und dieses Werk, wie Cicognara bemerkt, mehr im Charakter der römischen Cosimaten als im Styl der Florentiner ist.

Knüpfen sich an Cimabue und Arnolfo die Ideen von der edleren Ausbildung der gesunkenen Malerei und Baukunst, so finden wir bei Niccola Pisano (Niccola und Giovanni aus Pisa. S. 81 — 105) die Wiederannäherung der Sculptur an die antiken Monumente. Der Sarkophag, welcher die irdischen Reste der Gräfin Beatrice enthält (S. 82) und sich wieder im Campo Santo befindet, ist sowohl wegen seiner Schönheit, als wegen des Einflusses, den er auf die Bildung Niccola's ausgeübt hat, berühmt geworden. Er stellt übrigens, gemäß der Meinung Vieler (Rosini, Ciampi, de Rossi u. A.) nicht Meleagers Jagd, sondern Phädra und Hippolit dar; ein Sarkophag mit der Abbildung ersteren Gegenstandes, von römischer Arbeit, findet sich am nämlichen Orte.

In einem der Bücher des Archivs von S. Jacopo zu Pistoia (Ciampi, S. 122) findet sich 1273: Magister Nichole quondam Petri de Senis Ser Blasii Pisani, und in einem andern Document von 1272 wird er „intaliator seu sculptor petrarum et m. (marmoris)" genannt. Er restaurirte dort den Altar mit Arbeiten „de marmore albo et puro de cararia. — Gegen Morrona's und della Valle's Meinung, daß der Bildhauer, von dem die Arbeiten über dem Architrav des pisaner Battisterio's (gebaut gegen 1153) und wahrscheinlich ein Heiland an der Vorderseite von S. Michele degli Scalzi in der pisanischen Vorstadt herrühren, Niccola's Lehrer gewesen, möchte wohl streiten, daß der Charakter dieser Sculpturen sie in das zwölfte Jahrhundert weiset. Daß Niccola sich größtentheils nach antiken Werken bildete, dafür sprechen sowohl seine eigenen Leistungen als der traurige Zustand, in dem sich die Bildhauerkunst noch ganz kurz vor seiner Zeit befand, wovon verschiedene Werke in Pisa, Pistoia, Lucca u. s. w. zeugen. Man vergleiche solche Arbeiten mit den Basreliefs am Grabe des heiligen Dominicus in der schönen von Guido mit Fresken geschmückten Kapelle in der Kirche des Predigerordens zu Bologna, welche aus den 25ger — 30ger Jahren Niccola's (1231) stammt, welchen Künstler wir 1273 (s. oben) noch lebend und thätig finden, und dessen Todesjahr, nach einiger Ruhezeit, Vasari auf 1275 bestimmt. Unter Gleichzeitigen nennt unser Biograph mehrere Male einen gewissen Fuccio (S. 83). Was die Streitfrage über diesen vorgeblichen Bildhauer oder Baumeister betrifft, so ist, gegen Cicognara's Annahme, zu bemerken, daß man noch an der Kirche Sta Maria sopr'Arno die gemalte Inschrift liest: Fuccio mi fecì (fecie). Wahrscheinlich ließ dieser Fuccio die Kirche erneuern, denn sie stand schon 1180, wie ein vom Canonicus Moreni aufgefundenes Document zeigt. Wer die Königin von Cypern gewesen, deren Monument in Assisi von jenem Fuccio herrühren soll, liegt noch im Dunkeln. Gemäß der Chronik des Klosters, wo sie Ecuba genannt wird, starb sie 1240. — Noch ist zu bemerken, daß der Gründer der nicht weit von Florenz entlegenen Abtei Settimo, Hugo, Graf von Brandenburg war (S. 84), verwandt mit dem sächsischen Hause und kaiserlicher Statthalter in Toscana, welcher im eilften Jahrhundert starb und in der genannten Abtei beerdigt ward, wo (wie Dante, Parad. XVI. 127 gedenkt) sein Gedächtniß jährlich feierlich begangen wurde. — Die Madonna für die Kirche der Misericordia vecchia — jetzt Theil des Bigallo — (S. 87) ist wahrscheinlich von Andrea Pisano.

Gleich thätig, wie sein Vater Niccola, den er oft nachahmte, war Giovanni Pisano. Bei der Arbeit an dem berühmten Brunnen in Perugia (dessen Bildwerke in 80 Blättern von S. Massari gestochen und von G. B. Vermiglioli mit Erklärungen versehen worden sind) soll er Arnolfo die Lapo und (nach der Inschrift an demselben: Rubeus me fecit. A. D. 1277) einen, wie es scheint, sonst nicht bekannten Rosso, als

Gehülfen gehabt haben. Daß Städte zweiten und dritten Ranges so kostbare und große Werke aufführten, kann den nicht befremden, welcher sich mit der Geschichte des Municipalwesens jener Zeit bekannt gemacht hat. — Die Madonna mit zwei Engeln an Sta Maria del Fiore (S. 93) ist noch vorhanden. Cardinal Niccolo von Prato (S. 98), welcher Giovanni in Prato und Pistoia bauen ließ, war 1300 in Florenz. Eine Abbildung der Kanzel, die von Giovanni 1301 für die Kirche S. Andrea zu Pistoia geliefert wurde (S. 99), findet sich bei Ciampi (Not. ined. tav. 3., wo auch eine der Eckfiguren, 1. a.); die Geburt und das jüngste Gericht in derselben sind denen an Niccola's Kanzel in Pisa nachgeahmt. Die Inschrift, wie Vasari sie mittheilt (S. 100) ist unrichtig und von den Worten „hoc opus" nichts zu finden. Das Weihwasserbecken in der Kirche S. Giovanni fuorcivitas in derselben Stadt, dessen Fuß von den drei theologischen Tugenden gebildet wird, die mit dem Rücken zu einem Dreieck verbunden sind, steht jetzt, beschädigt, nahe am Eingange auf der Nordseite der Kirche. Der deutsche Bildner, von dessen Kanzel in dem nämlichen Tempel Vasari redet, ohne Namen und Vaterstadt anzugeben, war vielleicht einer jener Lombarden, deren Anwesenheit in toscanischen Städten wir häufig finden. In pisanischen und pistoiesischen Urkunden von 1190 bis 1300 treffen wir die Meister Jacopo, Guido, Andreolo, Giovanni, Beltramo, alle aus Como, der Vaterstadt des berühmten Guido, und die Meister Lugano, Albertino, Rosso und Rogneria aus Mailand. — Nach Mariotti (Lett. perug.) lebte der Bischof Niccola Guidalotti von Recanati, dessen Grabmal Giovanni errichtet haben soll (S. 101) ein Jahrhundert später. — Die Vollendung der neuen Kanzel Giovanni's für den Dom zu Pisa setzt Vasari unrichtig in das Jahr 1320, durch einen Irrthum des Abschreibers der Inschrift veranlaßt, welcher in der letzten Zeile ventenis statt undenis las (S. 102). Höchst wahrscheinlich bezieht sich auf diese Arbeit eine Inschrift, welche man an einer äußeren Säule des Doms an der Südseite sieht, mit folgenden Worten: In nomine domini amen. Borgogno di Tadi fecio fare lo pergamo nuovo lo quale e in duomo. Cominciossi corrente anno domini MCCCII e finito anno domini corrente MCCCXI del mese di Dicembre. Das Tabernakel über dem Haupteingange des Campo Santo (Madonna mit dem Kinde, vor ihr ein Knieender, nach Einigen Pietro Gambacorti, nach Andern der Bildhauer selbst) ist unbezweifelt Giovanni's Arbeit. So auch ein Pfeiler mit Basreliefs in Castel S. Piero, 10 Meilen von Pisa, wo in der Inschrift auch ein Leonardo als Schüler unseres Meisters angeführt wird. Die Thüre der Kirche S. Paolo zu Pistoia, welche Ciampi für Giovanni's Arbeit zu halten scheint, könnte wohl von dessen Schüler oder Gesellen Jacopo di Matteo da Pistoia seyn, welcher 1299 im Campo Santo beschäftigt war, und von dem die Bildsäule des heiligen Paul über genannter Thüre mit der Jahrzahl 1301 herrührt. Daß Giovanni auch in Elfenbein arbeitete, ergibt sich aus einer Urkunde vom Jahr 1299, wo er sich verpflichtet: „agere et procurare quod ipse faciet, complebit et perficiet opus eburneum quod incepit," wofür er 25 Pis. Lire erhalten sollte. Einen Sohn Giovanni's, Namens Bernardo, findet man als Gehülfen des Vaters in den Jahren 1299 — 1303. (Die Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche.

Ego dilecto meo. Gemalt von Carlo Dolce, gezeichnet von Cesare Ferrari, und gestochen von Giovito Garavaglia in Pavia. Preis 8 fl.

In dem Originale des vor uns liegenden Blattes stellt der Künstler die schöne Sünderin (s. Evang. Lul. 7, 37), Maria Magdalena in dem Momente vor, wo sie zu dem Entschlusse gekommen ist, ihren bisherigen Lebenswandel zu verlassen und sich nun ganz ihrem himmlischen Auserwählten zu widmen, ihm sogleich das köstliche Oel, als ihr werthvollstes Besitzthum zu weihen, und ihm damit die Füße zu salben.

Die großartige Zeichnung und die leidenschaftliche, aber doch graziöse Haltung der schönen reuigen Sünderin, von der man nur das Brustbild sieht und die beiden Hände, womit sie die Oelflasche an ihren Busen preßt, der innige Ausdruck der himmelwärts gerichteten, seelenvollen Augen, der lebende, halb geöffnete überaus schöne Mund, alles dieses ist von dem Zeichner trefflich verstanden und von dem Kupferstecher auf das Befriedigendste wiedergegeben. Der Stich hat Kraft, Farbe und Harmonie, und die Anlage der Taillen, so wie die Töne des Fleisches und der Gewandung sind rein und entfernt von allem Metallglanze. Die Augen besonders und der Mund sind auf das Sorgfältigste modellirt und mit solcher Meisterschaft behandelt, daß man den warmen und zarten Pinsel des Meisters zu sehen glaubt. Mit nicht geringerem Talente sind die Hände und Haare bearbeitet. Selbst in dem Gewande und in dem Schmuckwerke zeigt der Kupferstecher seine große Fertigkeit und Sicherheit in der kupferstecherischen Mechanik.

Die Wahl des Gegenstandes und der Druck der Platte, welche dem Prinzen Friedrich August von Sachsen gewidmet ist, gereicht dem Unternehmer derselben, dem Chalkographen Luigi Bardi in Florenz, zu allen Ehren. Der Kupferstich, der beiläufig die Größe und Anordnung des Müller'schen Johannes von Domenichino hat, könnte von Liebhabern als dessen Gegenstück gebraucht werden. Lauter.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 31.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 16. April 1833.

Kunstgeschichte.

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567, beschrieben von Giorgio Vasari, Maler und Baumeister ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dürftig und unsicher sind die Nachrichten, welche Vasari über Andrea Tafi (S. 106—113) und Gaddo Gaddi (114—122) beibringt, und der Mangel an urkundlichen Schriften wird daher um so fühlbarer. Es möge hier nur auf die Uebertreibungen hinsichtlich der Angaben über die Musivarbeiten im Leben des erstern, und auf die phantastische Ausschmückung im Leben des zweiten hingedeutet werden. — Die Stiftung des Vallombrosanerordens (S. 108) fand gegen 1040 statt; wenig später mag die Façade von S. Miniato el Monte und die nicht vollendete der Abtei unterhalb Fiesole seyn. Die Kirche zu Empoli ist aus dem Jahr 1093. Hinsichtlich des Guido von Como (ebendas.) begeht Vasari einen bedeutenden Irrthum in der Chronologie. Er war ein Zeitgenosse des Niccola von Pisa, und die Jahrzahl an der Kanzel in S. Bartolommeo zu Pistoja besagt 1250 statt 1199. Sie ist mit acht Darstellungen in halberhobener Arbeit aus dem neuen Testament geschmückt. — Ein Maler Vincino aus Pistoja (S. 111) kommt unter denen vor, welche 1299 und 1300 im Campo Santo arbeiteten, und wird in einer pisaner Urkunde erwähnten Jahres: Vincinus pictor de Pistorio Filius Vannis genannt. Er lieferte damals für die Kapelle des Campo Santo Maria mit dem Kinde, Johann Baptist und Johannes Evangelista. 1325 finden wir einen Vicino. Wahrscheinlich ist dieser Pistoiese derselbe, den Vasari im Leben des Tasi und Gaddo Gaddi einen Pisaner nennt, und welcher von Cimabue und Francesco von Pisa (Magister Franciscus pictor de s. Simone porte maris) 1301 unvollendet gelassenen Musaiken beendigte. Die Inschrift von 1321, welche Vasari anführt, wurde nach einem Brande durch neuangebrachte Verzierungen verdeckt.

Von den Werken des Aretiners Margaritone (S. 123—151) ist wenig mehr vorhanden, auch urkundlich ist er kaum bekannt, doch mag er mit Cimabue ungefähr auf derselben Stufe gestanden haben. — Die alten Mauern von Arezzo waren vom Bischofe Guido Tarlati von Pietramala, welcher 1327 zu Massa di Maremma starb, erbaut worden, die neuen ließ Herzog Cosmus errichten; wonach die Uebersetzung (S. 124) zu berichtigen ist. Das von Vasari (S. 125) erwähnte Crucifix, das man noch guterhalten in einem der Sacristei und dem Kapitel von Sta Croce gemeinsamen Vorzimmer sieht, muß aus den Jahren 1261 — 1264 stammen. Die Uberti und mit ihnen Farinata wurden 1258 aus Florenz verjagt, wohin sie in Folge des Sieges über die Guelfen bei Montaperti (4. September 1260) zurückkehrten. Farinata, den Dante im X. Gesange der Hölle feiert, war der einzige, welcher sich in der Raths-Versammmlung der nach der Schlacht in Empoli versammelten Ghibellinen dem Vorhaben, Florenz zu zerstören, widersetzte. — Die Lettere perugine erwähnen eines Bildes des Margaritone in S. Francesco zu Perugia: der h. Franz, vor dem ans Kreuz gehefteten Heilande knieend, mit der Jahrzahl 1272.

Die fleißigen Forschungen und scharfsinnigen Erörterungen des Herrn von Rumohr über das Leben und die Werke Giotto's (S. 132—173) haben manche Zweifel und Unrichtigkeiten, welche sich in die Biographie dieses großen Künstlers eingeschlichen, aufgehellt und berichtigt, so daß hier nur noch für das Nachtragen einiger Kleinigkeiten Raum seyn wird. — Daß die Bilder im Palaste des Podestà Bargello — (S. 134) überweißt wurden, ist bekannt: neuerdings hegt man die Hoffnung, sie wieder herstellen zu können, und dieses älteste Bildniß Dante's würde mit dem wahrscheinlich gleichzeitigen, welches der Abate Missirini nebst dem der Beatrice in einem alten Codex der Laurenziana entdeckt und bekannt gemacht hat, so wie mit dem von Masaccio in der Kapelle der Carmeliterkirche gemalten, eine interessante Vergleichung darbieten. Nach Baldinucci's unverbürgter Aussage soll Giotto den Corso

Donati auch auf einer Tafel gemalt haben, welche sich zu seiner Zeit im Hause Del Nero zu Florenz befand, und von Cristofano degli Altissimo in dem noch in der der dortigen Gallerie aufbewahrten Bildnisse nachgeahmt worden seyn soll. Von den Werken in Sta Croce (S. 135) sieht man jetzt nur noch zwei in der Capella Spinelli: Christi Darbringung im Tempel und Mariä Heimgang, beide stark übermalt. Von den Darstellungen aus dem Leben Christi und dem des heiligen Franciscus an den Schränken der Sacristei gelangten die zwölf ersteren und acht zum zweiten Cyklus gehörige in die Sammlung der Akademie der schönen Künste, wo man sie noch sieht (jene in der größern Gallerie — Nr. 8 — diese in der kleineren — Nr. 4), die übrigen kamen in den Kunsthandel, wovon zwei: das Herunterſteigen des heiligen Geistes und ein Wunder, aus Rumohrs Besitz nach Berlin. (Gemälde-Sammlung des Museums. I. Abth. 145. 146). Die Bilder in der Kirche del Carmine gingen beim Brande derselben 1771 zu Grunde; auch die im Palaste sind verschwunden. — Das Gemälde des heiligen Franciscus für Pisa (S. 141) befindet sich, sehr verdorben, in der Kapelle des Campo Santo, gegenüber einer verschiedentlich für ein Werk Cimabue's und Giunta's gehaltenen Madonna. Von Giotto's Arbeiten im dortigen Campo Santo sieht man gegenwärtig nur noch zwei Bilder, welche 1625 restaurirt wurden, und von Rosini in seiner Beschreibung des Campo Santo ausführlich geschildert sind. Beide sind in schlimmem Zustande. In pisanischen Urkunden fand Ciampi den Namen Giotto's nicht; derselbe glaubt, Nello di Vanni aus Pisa, dem Morrona zwei zum Theil zerstörte, zum Theil durch Algarotti's Denkmal verdeckte Bilder zuschreibt, habe bei jenen Darstellungen aus dem Leben Hiobs geholfen: auf welchen Grund, ist nicht bemerkt. — Die Aechtheit des Crucifixes in der Minerva zu Rom (S. 149) ist sehr zu bezweifeln. Das Nonnenkloster am Thore von Faenza in Florenz (S. 152) ist nicht verfallen, sondern wurde abgetragen. Die Angabe, daß in einem für Lucca verfertigten Bilde Friedrich von Bayern dargestellt sey (S. 153), ist dahin zu berichtigen, daß es Kaiser Ludwig seyn soll, welchem Dante sein Buch de Monarchia widmete. Das Crucifix im Kloster Ognissanti (S. 160) sieht man noch in einer Kapelle, welche zur Aufbewahrung von Kirchengeräthschaften dient. Die Mutter Gottes von Engeln umgeben, mit dem Kinde auf dem Arm, welche in demselben Kloster war, und welche Bottari auf den Grund einer Angabe Richa's für ein Werk Cimabue's hielt, befindet sich in der Akademie der schönen Künste (Nr. 4). Eine ähnliche Darstellung, wie das von Michel Angelo gerühmte Bild, der Tod Mariä, sieht man zu Pisa in der dortigen Akademie auf einer kleinen Holztafel.

Giotto's vorzüglichstes Werk als Baukünstler ist der herrliche Glockenthurm des Domes zu Florenz. Die Vorsteher der Gemeinde trugen ihm auf: „sie wollten ein Gebäude errichtet haben, welches die Erwartung selbst Sachkundiger hinter sich zurücklasse und so prächtig sey, daß es durch Höhe und Beschaffenheit der Arbeit Alles, was Griechen und Römer zur Zeit der höchsten Blüthe ihrer Macht geleistet, übertreffe.“ Der Bau wurde am 28. Juli 1334 begonnen (Metropolitana fior. ill. p. 41.), nachdem zwei Jahre vorher Giotto ein Jahrgehalt bestimmt worden war, „damit er den Bau von Sta Maria del fiore fortsetze, und Florenz nicht verlasse.“ — Ueber die Arbeiten Giotto's in Padua und Mailand ist nur wenig bekannt. Nach Angabe alter Chronisten (s. Cicognara, Memorie sulla Calcografia) sollen die Zeichen des Zodiacus, die Handlungen des menschlichen Lebens, im Gemeinde-Palaste zu Padua, gewöhnlich dem Giusto aus Florenz, genannt der Paduaner, zugeschrieben, von Giotto's Hand seyn. In Mailand soll er Fresken im alten herzoglichen Palast gemalt haben, da wo jetzt Festungswerke sind. Das gegenwärtig in der Brera aufbewahrte Bildchen war früher im Collegium von Montalto im Imoleſischen.

Unter den Schülern Giotto's finden wir den Florentiner Puccio Capanna. Seine Arbeiten in S. Francesco zu Pistoja (S. 167) in der *Hauptkapelle* sind überweißt, außer einer heiligen Maria der Aegypterin, welche man in einem zum Altardienst gebrauchten Schranke aufbewahrt. Die Bilder aus dem Leben des heiligen Ludwig, in der Kapelle oder Sacristei gleiches Namens, welche wegen des von Donna Lippa de Rossi diesem Heiligen 1586 gestifteten Altars so geheißen wurde, sind erhalten. Ein Crucifix von Capanna in derselben Kirche, dem von Giotto's Hand, im Kloster Ognissanti ähnlich, kam in den Kunsthandel. Im Kapitel des Klosters sind andere Fresken, zum Theil von ihm begonnen, wie aus alten Denkschriften hervorgeht. Von seinen Arbeiten in der Unterkirche zu Assisi sind die Kreuzabnahme und Grablegung gestochen in W. Young Ottley's Series of plates etc. of de florentine school. (Nr. 23. 24.) — Weniger ist der Faentiner Pace bekannt. Lanzi erwähnt von ihm eines Madonnenbildes in der vormaligen Templerkirche zu Faenza, und spricht von Arbeiten Guglielmino's von Forli, der auch als Schüler Giotto's genannt wird, in der Franciscanerkirche dieser Stadt. In derselben Schule sollen auch noch ihre Bildung erhalten haben Giusto Menabuci aus Florenz, wegen seines langen Aufenthalts in Padua il Padovano genannt, und schon oben vorbeigehend erwähnt; Guariento aus Padua, Nello di Vanni aus Pisa u. A. In Bezug auf die vielen angeblichen Schüler Giotto's sowohl als auch im Allgemeinen, möge hier

übrigens beiläufig die Bemerkung stehn, daß der Leichtsinn mancher italienischen Kunstschriftsteller ans Unglaubliche grenzt, indem sie, oft ohne Rücksicht auf Coetaneität, nach Willkühr den einen zum andern in die Schule schicken. Wie sehr sträubt sich nicht oft Della Valle gegen Vasari in dieser Hinsicht, und wie Vieles hat sich wiederum der nämliche Della Valle, den neuere Florentiner dafür ihrerseits anfallen, zu Schulden kommen lassen!

Zu dem Leben der Bildhauer und Baumeister Agostino und Agnolo aus Siena (S. 174 — 191) enthalten die Sieneſischen Briefe und die italienischen Forschungen manche einzelne Zusätze und Berichtigungen. Ihr Hauptwirken finden wir in ihrer Vaterstadt. Dort befand sich schon vor ihrer Zeit Fontebrande (S. 175), der berühmte Brunnen, welcher dem gleichnamigen bei dem erwähnten Schlosse Romana die Ehre der Erwähnung in der göttlichen Comödie (Hölle, XXX. 60.) streitig machen wollte, gemäß der Inschrift 1193 von Bellamino gebaut wurde, und leider 1802 zum Theil verfallen ist. — Die Arbeiten in Arezzo (S. 176) wurden gegen 1284 ausgeführt; von denen in Bologna (S. 185) findet sich ein Stück, die Krönung Mariä, in einer der innern Kapellen der Karthause, welche jetzt zum Kirchhof umgeschaffen worden ist; die übrigen in einer Rumpelkammer in S. Petronio. G. Giordani, dem man eine fleißige Beschreibung der bologn. Pinakothek mit historischen Notizen verdankt, wird nächstens eine genaue Schilderung derselben liefern. Die Eindämmung des Po (S. 184) durch Agostino und Agnolo ist eine jener oft wiederholten Unternehmungen, durch welche es endlich dahingekommen ist, daß das Strombette höher geworden als die Ebene der unteren Lombardei, welcher die Gewässer des Flusses in künftigen Zeiten nothwendigerweise Verwüstung und Zerstörung bringen müssen. Unter den Arbeiten in Siena geschieht noch deren am Fonte Gaja Erwähnung (S. 185), welcher 12 andere Brunnen und 380 Cisternen mit Wasser versorgt. Die inneren Werke daran leitete Jacopo di Vanni 1334, Maestro Lando und Agostino di Giovanni 1342 und 1343. Das Aeussere wurde erst ein Jahrhundert später vollendet. — Die Zunft der Calimara zu Florenz war die der Wollenweber (S. 187), welche ihren Namen von dem griechischen καλὸν μαλλί (schöne Wolle) herleitete.

Was Vasari, gegen das Ende dieser Biographie, über die Gold- und Silberarbeiten im Allgemeinen, und über die schönen Werke in S. Jacopo zu Pistoja im Besondern sagt, ist sehr verworren und unrichtig. Daß die von ihm genannten aretinischen Goldschmiede die ersten gewesen seyn sollen, welche mit dem Ciselireisen größere Arbeiten von einiger Güte ausführten, ist kaum glaublich. Die Werke von Gold und Silber in S. Jacopo waren schon im XIII. Jahrhundert so berühmt, daß die Beraubung der Kapelle 1293 durch Vanni Fucci ganz Italien mit Unwillen erfüllte, und Dante den Dieb unter den mit Höllenstrafen Geplagten nennt (Hölle, XXIV. 125). Im Jahre 1265 finden wir, daß die Werkmeister von St. Jacopo dem Meister Pacino (Pace) aus Siena einen mit Smalte und Gemmen verzierten goldenen Kelch zu verfertigen auftrugen; derselbe lieferte ein silbernes, mit Bildwerken verziertes Kreuz „unam crucem de argento habentem schulptas ymagines euangelistarum et aliorum sanctorum," wahrscheinlich ciselirte Arbeit. Die Altartafel (paliotto), deren Vasari als eines Werkes des Lionardo di Ser Giovanni Erwähnung thut (S. 189) wurde von Andrea di Jacopo d'Ognabene aus Pistoja gearbeitet und bereits 1316 vollendet, wie aus der langen Schrift in Smalte-Lettern hervorgeht, worin es u. A. heißt: hoc opus factum fuit — sub An. D. MCCCXVI. Indict. XV. de mense decembris per me Andream de Jacobi Ognabenis aurificem de Pistorio." In den Darstellungen auf derselben, zwölf Bildern in halberhabener Arbeit aus dem neuen Testament, und sechs Propheten, zeigt er sich als Nachahmer Niccola's und Giovanni's von Pisa. Die silberne Bildsäule des heiligen Jacob, nach Vasari Lionardo's Arbeit, ist von Maestro Giglio aus Pisa, wurde 1348 begonnen und 1353 beendigt. Im Inventar vom Jahr 1354 ist sie folgendermaaßen beschrieben: Unam ymaginem S. Jacobi qui stat ad sedendum super sede de argento cum bordone et Scarsella et gallerio in capite de argento in parte de auratam" (bei Ciampi, Seite 153, wo auch eine Abbildung, tav. IV. 2). Die Nische und übrigen Verzierungen an dem Altar sind von verschiedenen andern Meistern. Eine Seitentafel in Silber, zu der erwähnten von Andrea Ognabene, lieferte nach 1357 Meister Piero, Goldarbeiter aus Florenz, und als Gegenstück dazu die andern Lionardo di Ser Giovanni, welche er 1371 vollendete, und an der sich die Inschrift befindet, welche Vasari, der diesem Künstler den ganzen Altar zuschreibt, an welchem so viele Hände zu so verschiedenen Zeiten gearbeitet, irrig bei der Beschreibung der Statue des heiligen Jacob beibringt. Auch diese letzte Tafel enthält, gleich der des M. Piero, neue Darstellungen aus dem neuen Testament, welche die früheren Arbeiten bei weitem übertreffen. Ein Bild daraus hat Ciampi (tav. II. 3) in einer Abbildung geliefert.

Von den bei Jacob Lanfrani aus Venedig (S. 189) erwähnten Bauwerken, wurde die Kirche S. Francesco zu Imola später in ein Schauspielhaus umgewandelt, und St. Antonio in Venedig abgetragen. Von Jacobello und Pietro Paolo (S. 190) sind

die vierzehn Statuen des Architravs, von welchem in S. Marco das Presbyterium von dem übrigen Theile des Schiffes geschieden wird. Jacobello hatte einen Sohn Paolo, von welchem Arbeiten gegen das Jahr 1391 vorkommen.

Stephano aus Florenz und Ugolino aus Siena (S. 192 — 201) sind diejenigen, welche zunächst an die Reihe kommen. Von den Arbeiten des Florentiners ist fast gar nichts mehr vorhanden, und es erheben sich viele Zweifel gegen die Richtigkeit der Angaben Vasari's, wenn man bedenkt, daß er diesem Meister (S. 197) eine große Arbeit in S. Jacopo zu Pistoja zuschreibt, während aus dem Buche der Ausgaben der Kirche vom Jahre 1347 hervorgeht, daß sie von den Florentinern Alessio d'Andrea und Bonaccoso di Cino herrührt, als deren Gehülfen wir einen Girolamo, Tommaso di Lazzaro u. A. finden. Gemäß einer Notiz bei Ciampi (S. 95) ist dagegen von Stephano die Kapelle Bellucci in derselben Kirche, wo er auf einer Seite Adam und Eva mit dem Tode unter ihren Füßen, auf der andern den Heiland dargestellt hatte, welcher von Nicodemus und zwei weinenden Engeln zu Grabe getragen wird, welche Bilder jetzt überweißt sind. — Das bekannte Gemälde Ugolino's in Or san Michele zu Florenz (S. 200) befindet sich in Orcagna's berühmtem Tabernakel. F. Förster (Kunstblatt 1832 Nr. 32) erinnert an die Aehnlichkeit dieser Madonna mit der von Duccio.

Ueber den Sienesen Pietro Laurati oder richtiger Pietro di Lorenzo (S. 202 — 209) sind Vasari, Baldinucci und Della Valle wieder wie gewöhnlich im Streit. Die Werke dieses Künstlers an S. Spirito zu Florenz (S. 203) sind verschwunden. Einen Begriff von seinem ausgezeichneten Talente läßt uns das schöne Fresco im pisanischen Campo Santo, die Anachoreten, fassen (S. 204). Das kleine Gemälde in der florentiner Gallerie, welches Della Valle für den ersten Entwurf des genannten Bildes hält, ist wahrscheinlich nichts denn eine spätere Wiederholung. Dagegen dürfte ein Bildchen im Hause Frosine zu Pisa, gewöhnlich für Giotto's Werk ausgegeben, darauf Anspruch machen, eine Art von Versuch vor Entwerfung der größeren Arbeit gewesen zu seyn. — Das ehemals in Pistoja befindliche Madonnenbild wird jetzt in der flor. Gallerie aufbewahrt. Ebendaselbst sieht man eine kleine Madonna auf dem Throne von Engeln umgeben, mit der Inschrift: Petrus Laurentii de Senis me pinxit A. D. 1340. Eine größere Gottesmutter mit derselben Inschrift, früher unter einem Bogen und dann im Oratorium S. Anna zu Siena, findet man dort gegenwärtig in S. Pietro a ovile.

Der dritte in dem Kleeblatt berühmter pisanischer Bildhauer und Baumeister ist Andrea Pisano (S. 210 — 224). Es ist auffallend, daß Vasari nicht von der Einwirkung der Sculpturwerke des Niccola und Giovanni auf diesen jüngeren Künstler redet, dem sie doch näher liegen mußten als Giotto's Gemälde, besonders da Andrea Schüler Giovanni's war, wie aus den Urkunden des Doms von Pisa hervorgeht, wo wir gegen 1305 Andreuccius pisanus famulus magistri Johannis finden. — Daß die größere Madonna in der Misericordia (S. 214) nicht von Andrea sey, haben schon Cicognara und Rumohr bemerkt, die andere über der Seitenthüre (S. 215) wurde 1791 von ihrer Stelle genommen, und befindet sich jetzt an der Façade gegen das Battisterio hin. — Als die Florentiner Andrea mit Ausführung verschiedener Bauwerke beauftragten, war Arnolfo todt und Giotto abwesend (wonach die Uebersetzung, S. 215, zu berichtigen). Das Städtchen Scerperia am Fuße der Apenninen, mit mehr denn 5000 Einwohnern, wurde 1306 unter dem Namen S. Barnabà gegründet, um die im Mugellothale mächtigen Ubaldini im Zaum zu halten. Was Andrea's Arbeiten in Venedig betrifft, so zeigt sich Cicognara geneigt daran zu glauben und einige Statuen an der Façade von S. Marco für sein Werk zu halten, wenn sie nicht etwa von Filippo Calendario *aus Venedig* sind, welcher wenig bekannt geworden ist und in der Verschwörung des Marino Faliero umkam.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung zu dem Aufsatz über Niccolo Petri. Nr. 25.

Die von mir angegebenen beiden Inschriften lauten vollständig und genau wie folgt:

1. Niccholaus petri pitor de frorencia hoc depinsit opus MCCCLXXXXI (nun folgen noch drei Buchstabenreste, die ich aber nicht entziffern konnte).
2. Hoc capitulum quod intra totum datum est honorabili viro laurentio ciampolini et suis heredibus in perpetuum pro sepultura per capitulum provinciale fratrum minorum provincie thuscie et per consilium omnium fratrum discretorum pisani conventus il a quod in fra claustrum dicti capituli nullus unquam possit sepeliri sine ipsius laurentii et suorum heredum licensia et assensu haec autem concessio facta est a. d. 1390 die 20 mensis aprilis, qui laurentius fecit ipsum capitulum pictura et sedilibus adornari.

ef.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 32.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 18. April 1833.

Kunstgeschichte.

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567, beschrieben von Giorgio Vasari, Maler und Baumeister ꝛc.

(Beschluß.)

Die Erhöhung der Mauern von Florenz, wovon Vasari (S. 216) redet, fand wahrscheinlich 1313 statt, als Kaiser Heinrich von Luxemburg die Stadt bedrohte. Daß die Zeichnung zu der von Andrea verfertigten Erzthüre des Battisterio von Giotto gewesen seyn sollte (ebendas.), ist nicht wohl zu glauben. Die Reste des Tabernakels für den dortigen Hauptaltar (S. 217) sieht man jetzt zum Theil in dem Bethause S. Ansano bei Fiesole, wohin sie durch A. M. Bandini gekommen. Es ist wenigstens zweifelhaft, ob das Modell zu S. Giovanni Rotondo in Pistoja (S. 219) von Andrea herrühre. Mit der Erbauung dieser Kirche war 1339 Meister Cellino (nicht Cinello, wie durch Druckfehler S. 220) aus Siena, wegen seines langen Aufenthalts in Pistoja auch nach dieser Stadt benannt, beschäftigt, wie aus einem von den Werkmeistern der Kirche mit demselben geschlossenen Contract hervorgeht („locaverunt et concesserunt magister Cellino qd. Nesis civi Sen. magistro lapidum ad construendum etc. ecclesiam etc. S. Johannis Bapt.“). Von demselben Cellino ist das Grabmal des berühmten Dichters und Gelehrten Cino von Pistoja, dessen Werke mit einer sehr fleißigen Biographie Prof. Ciampi herausgegeben hat. Cellino arbeitete auch 1359 im Dom zu Pisa. — Andrea starb nach Vasari's Angabe 1345 in seinem 75ten (nicht 65ten, wie S. 224) Lebensjahre. Wenn Della Valle sagt, er sey 1345 Vorsteher der Maler beim Bau des Domes zu Orvieto gewesen, so beruht dieß vielleicht auf einer Verwechslung mit Andrea di Lippo oder einem andern Pisaner. Daß er auch in Metallen und Elfenbein gearbeitet hat, sieht man aus seiner wahrscheinlich spätern Grabschrift („ex auro candenti et pulcro elephanto“). Der Grabstein, der sich im Dom hinter der Kanzel im Schiffe zur rechten Hand befand, ist später von dort weggeräumt worden.

Es würde so unnütz als unmöglich seyn, dem Vasari in der aus Sacchetti und Boccaccio zusammengestellten Biographie des Buonamico Buffalmacco (S. 225 — 248) zu folgen und eine durchgängig historische Erläuterung derselben zu versuchen. Will man auch nicht so weit gehn, mit Hrn. von Rumohr an der Existenz dieses Malers, dem die Erzählungen jener Novellisten einen berühmten Namen gemacht, zu zweifeln, so kann man doch nicht umhin, Vasari's meiste Angaben für unerwiesen oder falsch zu halten. Auf wie schwachen Füßen der Bau dieser ganzen Lebensbeschreibung steht, zeigt sich u. A. bei den Fresken im Campo Santo, welche man gewöhnlich für Buffalmacco's Arbeit hält. Von den drei ersten derselben, der Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt, gehören die beiden letztern wahrscheinlich dem Antonio Vite, den wir auch in Pistoja beschäftigt finden. Die auf der nördlichen Mauer des Campo Santo, welche am spätesten begonnen wurde, werden dem Buffalmacco zugeschrieben. Gott Vater mit dem Weltall, in den Winkeln S. Augustin und S. Thomas; die Erschaffung Adams und Eva's und ihre Vertreibung aus Eden; Cain's und Abels Opfer und der Brudermord; der Bau der Arche, die Sündfluth und Noahs Opfer. Daß diese Bilder und die früheren nicht von einer Hand seyn können, ergibt sich auf den ersten Blick, und Vasari selbst führt später im Leben Benozzo Gozzoli's die beiden letzten als dessen Arbeiten an. Das Bild der Genesis wurde (urkundlich) 1390 von Pietro di Puccio aus Orvieto gemalt, welchen Della Valle 1381 und 1387 im Dome letzterer Stadt mit Musaikarbeiten beschäftigt findet. Derselbe lieferte auch für das Campo Santo ein Bild der gekrönten Jungfrau, das sich über der zweiten Kapelle der

Familie Aulla befindet und mit Versen geziert ist, welche es mehr als wahrscheinlich machen, daß das von Vasari mitgetheilte Sonett: „Voi che avvissate questa dipintura“ (S. 241) von demselben Verfasser herrühre.

Von Ambruogio Lorenzetti aus Siena (S. 249 bis 253), einem Bruder des Pietro Laurati, sieht man im Minoritenkloster jener Stadt jetzt nur noch eine 1340 gemalte Madonna (S. 250); die in dem Spitale, welches von Mona Agnese d'Orlando 1278 gestiftet, später Erziehungshaus und öffentliche Schule wurde, verfertigten Bilder sind verschwunden, so wie die im großen Spitale, wo man auch die 1481 von Christofano und Onofrio gearbeiteten Werke nicht mehr sieht. Dasselbe ist mit denen im Augustinerkloster der Fall, wohin später das Collegio Tolomei (nicht „Tolommeer“ wie S. 177 gedruckt ist) verlegt ward. Die Arbeiten im Palast der Signoria sind von 1538 und wurden schon im folgenden Jahrhunderte erneuert. Ueber andere Werke in Siena geben Della Valle, Lanzi, und Rumohr Auskunft. Ein in der Berliner Gemäldegallerie aufbewahrtes Bild auf Goldgrund: Darstellungen aus einem Nonnenkloster (I. 164), ehemals in der Sollyschen Sammlung, wird dem Ambruogio zugeschrieben.

Die Verkündigung in S. Basilio (S. 246) von dem römischen Maler Pietro Cavallini (S. 254 — 261) wurde 1785 bei Abtragung der Kirche zerstört. Sein Fresco der Kreuzigung in Assisi (S. 257) wurde gestochen in W. Y. Ottley's schon genannter Sammlung (Nr. 22). — Sein Schüler Giovanni da Pistoja (S. 260) ist wahrscheinlich der Maler, der unter dem Namen Giovanno di Bartolommeo Cristiani 1387 und 1388 im Dome zu Pistoja drei Bögen der Vorhalle, im Sprechzimmer der Werkmeister von S. Jacopo ein Cruzifix und im Gemeindepalast ein Bild des heiligen Jakob malte, wie sich aus pistojesischen Urkunden (Ciampi, S. 153) ergibt. Von ihm soll auch eine Lünette a Fresco, die Epiphanie vorstellend, mit der Jahrzahl 1380, herrühren. 1394 entwarf er die Zeichnung des neuen Altars von S. Jacopo. Der Giovanni Cristiani, welcher 1382 im Campo Santo zu Pisa mit Antonio di Borghese malte, ist wahrscheinlich derselbe. Er neigt sich zum Style der Giottoschen Schule.

Simon und Lippo Memmi (S. 262 — 277), oder richtiger Simon Martini und Lippo Memmi, gehören, namentlich der erstere, zu den bekanntesten Künstlern des vierzehnten Jahrhunderts, was aber nicht hat verhindern können, daß Manches, was sich auf ihr Leben und ihre Werke bezieht, noch jetzt in Zweifel und Dunkel liegt. — Simon soll mit seinem Meister Giotto in Rom gearbeitet haben, wo dieser 1298 mit Musaiken beschäftigt war: ist dieß und Simons Grabschrift wahr, so war derselbe damals erst 14 Jahre alt. Unter dem Frescobilde der Madonna im Saale des Palastes zu Siena (S. 266), versteht Vasari vielleicht dasjenige, welches Mino da Simone dort 1283 malte und Simon 1321 erneuerte. Von ihm ist auch (1328) ein Chiaroscuro im nämlichen Saale, Guido Ricci von Foliano, Anführer der Sienesen bei Monte Marsi, darstellend, welches irrig dem Simone di Lorenzo zugeschrieben wurde. Einer ähnlichen Himmelfahrt, wie die im Pisaner Campo Santo (S. 269) erwähnt Lanzi als im Battisterio zu Siena befindlich. In der Beschreibung des dritten Bildes aus dem Leben des heiligen Rainer im Pisaner Campo Santo (S. 270) finden sich einige Unrichtigkeiten: statt vieler singenden Knaben kommt nur einer, und gar keine weibliche Figur vor. — Was die Bildnisse Laura's betrifft, so enthalten darüber ausser Cicognara's Geschichte das Leben Petrarca's von Baldelli (1797), Marsands Ausgabe der Werke dieses Dichters (Padua, 1820) und Palmerini's Verzeichniß der Werke Raffael Morghens (welcher bekanntlich ein Porträt unter der Benennung Madonna Laura angeblich von Simon Memmi, stach) interessante Notizen, ohne aber zu einem Schlusse zu führen. Daß ein Frauenbild in den Fresken Domenico Ghirlandajo's im Chore von Sta Maria Novella, welches Palmerini als Madonna Laura stach, und das mit der Ginevra de' Benci, ehemals im Hause Pandolfini zu Florenz, viele Aehnlichkeit hat, wirklich Petrarca's gefeierte Geliebte darstelle, hat wohl Niemand ernstlich geglaubt. — Die von Vasari (S. 276) angeführte Grabschrift Simons findet sich in Siena. Bottari's und Della Valle's Meinung, daß derselbe in Avignon gestorben sey, wobei sie sich auf nichts als die Worte des Necrologs von S. Domenico: „mortuus est in curia“ stützen, ist höchst unwahrscheinlich, besonders wenn man bedenkt, daß er Anfangs 1341, welches Jahr als sein Todesjahr angegeben wird, noch in Siena war.

Von dem, was Vasari dem Taddeo Gaddi (S. 278 bis 294) zuschreibt, ist Vieles untergegangen, Manches wohl gar nicht von ihm, wie die Sacristei in Sta Croce, aus welcher Joachims Verjagung aus dem Tempel und Mariä Geburt in Ottley's Sammlung (24. 27.) gestochen sind. Daß die bezeichneten Bauwerke in Florenz ihm angehören, darf man wohl mit ziemlicher Gewißheit annehmen. Keine Erwähnung geschieht übrigens in dieser Biographie des Ausbaues des florentinischen Campanile, welches Giotto unvollendet gelassen, und der sonstigen Arbeiten am Dome, wobei Orcagna ihm nachgesetzt seyn soll. Daß dieser Bau übrigens gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unterbrochen worden war, geht aus dem Archiv des Doms hervor, wo wir 1360

den Wiederbeginn der Arbeiten verzeichnet finden. — Die Fresken in der Capella della stigmate im Franziscanerkloster zu Alvernia im Casentino (S. 289), wobei Jacopo von Pratovecchio geholfen haben soll, sind verschwunden, wahrscheinlich durch die große Feuchtigkeit zerstört, welche an diesem in einer Wildniß hoch gelegenen Orte keine Gemälde zu erhalten erlaubt, weßhalb man Kapelle und Kirche mit vortrefflichen Arbeiten in Terra cotta della Robbia verziert hat. Daß Taddeo noch mehrere Jahre nach 1350 lebte, in welche Zeit Vasari seinen Tod setzt, unterliegt wohl keinem Zweifel. Sechs kleine Bilder mit Darstellungen aus dem Leben der Jungfrau Maria (in der flor. Akad. d. schönen Künste. Kleine Gall. Nr. 8) und ein Gemälde in drei Abtheilungen, die Krönung der Jungfrau, Maria mit dem Kinde, und die Kreuzigung vorstellend (aus der Sollyschen Sammlung in Berlin, I. Abth. 153), werden für seine Werke ausgegeben.

Zur urkundlichen Begründung der Nachrichten von Andrea di Cione Orcagna (S. 295 — 313) haben die italienischen Kunstschriftsteller wenig gethan, und Rumohr war der erste, welcher den wahren Ursprung seines Beinamens auffand. Die Loggia de' Lanzi in Florenz, das Tabernakel in Or san Michele und die Fresken im Campo Santo zu Pisa reichen hin, seinen unvergänglichen Ruhm als Baukünstler, Bildhauer und Maler zu begründen. — Die Carthause (Certosa), drei Meilen von Florenz am Wege nach Siena gelegen (S. 310), verdankt ihre Erbauung 1341 dem Großseneschall Niccola Acciajuoli, für dessen Porträt das Bild eines eisengewappneten Mannes in der Sammlung der Akademie der schönen Künste (Nr. 41) gehalten wird, wo sich auch zwei dem Orcagna zugeschriebene Gemälde: Geißelung, Kreuzigung und Auferstehung (Kleine Gall. Nr. 3) und eine Verkündigung nebst verschiedenen Heiligen mit einer aus fünf kleinen Bildern zusammengesetzten Altarstaffel (Nr. 9) befinden. — Was über die Maler Giottino (S. 314 — 324), Giovanni da Ponte (S. 323 bis 328), Agnolo Gaddi (S. 329 — 339) und Berna (S. 340 — 345) anzumerken und nachzutragen war, hat in den Noten zur Uebersetzung seine Stelle gefunden, weßhalb hier nur die Bemerkung stehen möge, daß in dem Styl und der Weise der Giotto'schen Schule wenige Veränderungen vorgingen, und dieselben Darstellungen sich in denselben Formen wiederholten. Selbstständiger ist der Sienese Duccio di Buoninsegna (S. 346 bis 551): über ihn haben, bei der Unzulänglichkeit der von Vasari aufgezeichneten Nachrichten, Della Valle, Rumohr und Fr. Förster (Kunstbl. 1832. Nr. 31. 32.) einzelne schätzenswerthe Notizen geliefert, worauf hier verwiesen wird. Der Marmorboden des Doms zu Siena ist wohl nicht von ihm. — Das Kloster zu Sovereto in der Maremma, 1280 gebaut, ist gegenwärtig aufgehoben.

Der Streit hinsichtlich des Vaterlandes des Antonio Veneziano (S. 352 — 359) ist noch unentschieden. In Urkunden kommt er als M. Antonius quond. Francisci de Venetiis pictor vor. Im Campo Santo zu Pisa malte er mit zwei Gehülfen die drei Bilder aus dem Leben des heiligen Rainer, welche sich denen von Simon Memmi anschließen. Vasari gibt 1384 und Bottari 1383 als sein Todesjahr an, aber wir finden ihn noch 1387 (nach Pisanischem Styl, — 1386 gewöhnl. Zeitrechnung) in Pisa, wo er die Unterlage der Bilder Orcagna's u. A. („pro imbasamento de suprad. purgatorio, inferno et paradiso et aliis storiis") malte, woher auch Rosini's Meinung, daß er diese und Laurati's Bilder zum Theil erneuert, Wahrscheinlichkeit gewinnt. 1388 (87) malte er die Capella degli Organi im dortigen Dom, welche später überweißt wurde. —. Wenn die in der I Ausgabe enthaltene sogenannte Grabschrift Antonio's nicht etwa von einem Freunde Vasari's selbst herrührt, so könnte man glauben, daß er durch sie zur Annahme vermocht worden sey, daß er nur in seiner Jugend die Malerkunst ausgeübt habe. Ist aber die Annahme wahr, und lebte also Antonio noch lange nach 1387, wo wir ihn als Maler beschäftigt finden, so ist es gar nicht unmöglich, daß Paolo Uccello sein Schüler gewesen, wie es S. 359 heißt, was Lanzi, auf das angebliche Todesjahr 1484 sich beziehend, verneinen zu müssen glaubte. Der genannte Schriftsteller gedenkt eines andern Antonio Veneziano, der um 1300 in Osimo gemalt haben soll.

Jacopo vom Casentino (S. 360 — 366), dessen schon oben vorbeigehend Erwähnung geschah, malte meist in Arezzo, wo aber wenig von ihm vorhanden ist. Seine Arbeiten in Alvernia sind, wie schon bemerkt, untergegangen. Von weit größerer Wichtigkeit ist Spinello aus Arezzo (S. 367 — 384), dessen vortrefflich erhaltene Fresken in der Kirche S. Miniato al Monte ihn unter die ausgezeichnetsten Maler seiner Zeit setzen. Sie stellen in einer Reihe von Bildern das Leben des heiligen Benedict dar, und überraschen durch die Mannichfaltigkeit der Gruppirungen, die Schönheit der Zeichnung und das Relief, welches der Künstler ihnen zu geben wußte, so wie durch die Originalität der Erfindung. Seine Arbeiten im Dom zu Arezzo sind leider mit so mancher anderen untergegangen; eben so ist sein Bild im Kloster von Camaldoli im Casentino, wo man jetzt nichts als einige geschmacklose Gemälde Vasari's sieht, nicht mehr daselbst vorhanden. Die Frescobilder aus dem Leben des heiligen Ephesus und Politus im Campo Santo zu Pisa sind aus dem Jahre 1392 (91) und er

wird in den Urkunden „Magister Spinellus olim Luce pictor de Aretio“ genannt. Die Zeit des Aufenthalts Spinello's in Pisa gibt Vasari übrigens richtig an: Pietro Gambacorta, nach dessen Tode dieser Maler wegen der dadurch ausgebrochenen Unruhen die Stadt verlassen haben soll (S. 381), wurde am 21. October 1392 durch Jacob Appiani ermordet. — Ein ihm zugeschriebenes Abendmahl auf Goldgrund sieht man in der Berliner Gemäldesammlung I. Abtheilung Nr. 155.

Gleichzeitig, jedoch als jüngerer Künstler, lebte der Florentiner Starnina (S. 385 — 390), welcher nach der Empörung der Ciampi (nicht „Fall der Ciompi“ wie S. 386) — einer Reaction der niederen Classen (Wollenwäscher, Färber, Walker und anderer Arbeiter, die zur Arte della lana gehörten) gegen die Aristokraten, welche am 22. Juli 1378 zum Ausbruch kam — seine Vaterstadt verließ und nach Spanien ging. — Als dessen Schüler nennt Vasari nur vorübergehend (S. 387) den Antonio Vite, welcher zu Pisa im Capitel des Augustinerklosters eine Passion malte, und von dessen Theilnahme an den gewöhnlich dem Buffalmaco zugeschriebenen Bildern schon oben die Rede war. Zu Pistoja in der Kirche St. Antonio malte er die Geschichte dieses Heiligen, als Nachahmung der von Starnina in Sta Croce gearbeiteten, und lieferte wahrscheinlich die Fortsetzung der von Puccio Capanna unvollendet gelassenen Fresken im Capitel von S. Francesco. Zu Prato im Palast de' Ceppi stellte er das Leben des Marcus, Gründers dieses frommen Instituts dar. Alles dieß ist entweder völlig oder fast ganz untergegangen. (Vergl. auch Ciampi a. a. O. S. 106). Wahrscheinlich lebte er noch 1427 in Pistoja. — Die Einnahme Pisa's fand nicht 1409 (S. 389), sondern am 9. November 1406 statt. — Mehr oder minder dürftige Lebensnachrichten über die Maler Lippo (S. 391 — 395), Don Lorenzo (S. 396 — 402), Taddeo Bartoli (S. 403 — 410), Lorenzo di Bicci (S. 411 — 420), von denen nur der vorletzte eine besondere Beachtung verdient, beendigen das Buch.!

Um nun schließlich ein Wort von den Bildnissen zu reden, welche gegenwärtige deutsche Ausgabe zieren, so sind diese treu-lithographirte Nachbildungen der Orinal-Holzschnitte, welche die Giuntische Ausgabe begleiteten, und unter Leitung des Professor Schlotthauer in München ausgeführt. Das Werk gewinnt dadurch einen neuen Vorzug vor den späteren Ausgaben der Urschrift, in denen seit Bottari's Zeit die Bildnisse allmählig immer mehr von den ursprünglichen abgewichen sind. Es bleibt nun dem Referenten nichts hinzuzufügen übrig, als der Wunsch und die Hoffnung, bald die Fortsetzung dieses mit Sachkenntniß, Fleiß und Liebe begonnenen Unternehmens in diesen Blättern anzeigen zu können.

Bupukdere am Bosphorus, Febr. 1833.

Alfr. Reumont.

Griechenland.

In einem der Kanäle des alten Athens wurde unlängst eine herrliche Statue gefunden, die man für die des Theseus hält; sie ist nackt, über Lebensgröße, wie der Apollo von Belvedere, vom schönsten Marmor, im besten Geschmack, und mit Ausnahme des Kopfs und der Füße vollkommen gut erhalten. Ersterer wurde jedoch auch noch unfern der Bildsäule gefunden, und kann leicht wieder hergestellt werden. Auch ist man da, wohin man gewöhnlich die alte Stadt verlegt, auf einen Tempel mit drei noch stehenden Säulen unter dem Boden gestoßen. Um diesen begrabenen Schatz des Alterthums in seinem ganzen Umfange zu erheben, müßte man rings um denselben Ausgrabungen bis zu 80 Fuß Tiefe vornehmen; allein hiezu fehlt es an Geld, und die Leute sind gegenwärtig dort so baulustig, daß das Ganze in Kurzem mit neuen Gebäuden wieder überdeckt, und vielleicht von Neuem auf immer begraben seyn wird.

(Literary Gazette.)

London.

Das Morning-Chronicle berichtet, Sir J. Soane habe England und der Wissenschaft ein großartiges Geschenk gemacht. Dieser gelehrte Kenner der ältern und neuern Literatur und Geschichte sammelt schon seit 30 Jahren Bücher, Manuscripte und Antiquitäten und hat mit großen Kosten jetzt ein Museum zu Stand gebracht, das die seltensten Werke und die merkwürdigsten Ausgaben, und sowohl plastische Kunstwerke als historisch-merkwürdige Geräthe aller Art und aller Zeiten enthält und sich nicht allein durch die Reichhaltigkeit der Gegenstände, sondern auch die kritische Ordnung besonders bezeichnet. Sir Soane hat nun nicht allein die vorhandene Sammlung der Nation gegeben, sondern noch ein Capital von 30,000 Pfund Sterling deponirt in dreiprocentlichen Obligationen, wovon die Rente 900 Pfund jährlich und 200 Pfund als Zins von einigen Häusern zur Unterhaltung dieses Museums verwendet werden sollen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 33.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 23. April 1833.

Kunstgeschichte.

Die Nürnbergischen Künstler, geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken. Herausgegeben von dem Vereine Nürnbergischer Künstler und Kunstfreunde. IIIres und IVtes Heft. Nürnberg bei Johann Leonhard Schrag. 4. 1828 — 1831.

Das dritte der vorliegenden Hefte ist dem Leben und den Werken Wenzel Jamitzers, des kunstreichen Goldschmidts gewidmet. Sehr passend wird gleich in der Einleitung seine stille ehrenhafte Thätigkeit mit dem vielbewegten Leben eines Benvenuto Cellini in Gegensatz gebracht und ebenso treffend schließen sich daran die Bemerkungen über das Wesen und die Richtung einer Kunstthätigkeit, die in unseren Tagen eines gänzlich unhistorischen, alles Hergebrachte und Traditionelle wie altväterisch verschmähenden Treibens fast bis zum Handwerk herabgesunken ist. Es ist eine Bemerkung, die von allen Seiten der Bestätigung findet, daß die Kunstthätigkeit fast eines jeden Volks, wenn sie eine gewisse Höhe und mit dieser eine gewisse Entfernung von der nun schon mißverstandenen Tradition erreicht hat, sich in zwei Richtungen theilt, indem die eine derselben die freie Bewegung der emancipirten Phantasie bezeichnet, während wir sie nach der andern Seite mit Hintansetzung alles inneren Gehaltes in eine handwerksmäßige Thätigkeit versinken sehen. Technische Fertigkeit und künstlerischer Ideenreichthum befinden sich von dieser Zeit an mit seltenen Ausnahmen in einer kaum versöhnbaren Spannung, und die früher nie gekannte Trennung von Kunst und Handwerk ist von nun an mit Nothwendigkeit gegeben, so wie die häufig wiederkehrenden Verwechselungen und Mißverständnisse, welche in Absicht beider vorkommen, eben so consequent daraus folgen.

Jamitzer's Leben fällt schon in eine Zeit, welche jenseits jenes oben angedeuteten Culminationspunkts der deutschen Kunst liegt und wo wir bereits den ersten Versuchen, eine solche Trennung hervorzubringen, begegnen. An seinen eigenen Bestrebungen aber möchte etwas der Art kaum nachgewiesen werden können, indem bei ihm innere Tüchtigkeit und Tiefsinn mit einer unverdrossen sorgsamen Bemühung und alles was zur Darstellung gehört, sich im Gleichgewicht befinden. Aber trotz dem, daß sein Leben in einer, in Beziehung auf die frühere, ungleich historisch bekanntere Zeit fällt, begegnen wir doch gleich bei der Bestimmung auch des Aeußerlichsten seiner Lebensverhältnisse Schwierigkeiten und Widersprüchen. Von Neudörffer nämlich wird bei der Aufführung seines Geburtsjahrs 1508 Wien als seine Vaterstadt angegeben, während Sandrart und Doppelmaier Nürnberg dazu machen möchten. Von der Zeit, wo er sich nach Nürnberg gewandt, wissen wir nichts, und nur das Jahr, wo er als Bürger und Meister eingeschrieben wurde, ist uns aus den Worten Neudörffers: „ward 1534 Meister" bekannt, was noch durch die von dem Verfasser in dem königlichen Archiv entdeckte Notiz in einem Bürgerbuch bestätigt wird: „1534 questa post Exaudi, adj. 20. Maj dederunt quilibet 4 fl. Wärung et juraverunt — unter 20 neu aufgenommenen noch: Wenzel Gamitzer Goldschmit."

Ihm ist in brüderlicher Liebe ein treuer Gefährte in dem neben ihm genannten Bruder Andreas beigegeben. Von beiden lesen wir bei Neudörffer die schönen Worte: „das fürnehmste Stück, das mir von ihnen beiden am besten gefällt, ist, daß sie beide ihren Vater und Mutter, damit sie ihnen Ehre und alles Gute erzeigen mögen, von Wien hieher haben bringen lassen, darum hat Gott auch gleich ihre Söhnlein, wie man sieht, mit Kunst und Gnaden begabt." Er war also verheirathet, doch erlaubt ein in den norischen Bildnißsammlungen anzutreffendes schlechtes Porträt mit der Unterschrift: Anna Wenzel Jamizerin, Aetat. 54 und ein viel später, als die Neudörfferische Nachricht (1547), am 11. Mai 1563 geborener Christoph Jamitzer keinen sicheren Schluß auf die nächsten Verwandtschaftsverhältnisse von Gattin und Sohn. Nur von dem schönen Zusammenleben beider Brüder lesen wir noch einmal bei dem oben genannten Schriftsteller: „diese zwei Brüder

sind auch in Erfindung der Kunst, auch in Vertheilung ihrer gemachten Arbeit also einig, daß keiner das Seine von dem Andern fordert, noch viel weniger das wenigst oder mainst vor dem Andern verbirgt!“ Vier Kaiser: Carl V., Ferdinand I., Maximilian II., und Rudolph II. hatten ihn zu ihrem Goldschmid angenommen und ihm erlaubt, sich so zu nennen. Dieser Umstand und die Nachricht, „daß er allerhand mathematische Instrumente mehrentheils von Silber und vergoldt“ besessen habe, lassen auf Wolhabenheit schließen. Zu dieser gesellte sich auch äußere Ehre: er wurde 1556 zu einem Genannten des größeren Raths erwählt und kam 1573 in den Rath. Er erreichte ein Alter von 78 Jahren und starb, wie Neudörffer meldet, 1585 den 15. December, welche Angabe durch das Todtenregister des Sebalder Pfarramts und durch dieselbe Jahreszahl auf seinem Grabstein bestätigt wird, wogegen die Angabe Doppelmeiers auf dasselbe Datum des Jahres 1586 falsch zu seyn scheint. Er liegt mit seiner Frau und Kind auf dem Kirchhof zu St. Johannis in dem Grab 661 begraben. An der Rückseite des pultähnlichen Steinkissens befindet sich eine bronzene Tafel, von welcher eine als treu verbürgte Copie in zierlichem Kupferstich unserem Hefte beigegeben ist und die der Text folgendermaßen beschreibt: Zweck und Tendenz seines Lebens, Lieblingsbeschäftigung und Richtung seines Geistes und seiner Ansichten wollte wahrscheinlich der alte Meister noch an seinem Grabsteine den Zeitgenossen und Enkeln versinnlichen, drum finden wir daran, außer Bildniß und Wappen, noch die vier sitzenden Figuren in den Ecken als Sinnbilder der Elemente, jede einen Körper oder Werkzeug in den Händen haltend, das sich auf Meßwerk, Optik und Perspective bezieht. Links oben die Luft, die Trägerin des Tons mit der Tuba und dem Adler zu Füßen, eine leere Tafel und einen viereckigen rosettenförmig geschliffenen Körper in den Händen; links das Feuer mit Richtscheit und Lineal im Arm, die Sonne, Fackeln und Jupiters Blitzetragenden Adler zu Füßen, einen sechseckigen geschliffenen Körper in der Hand; unten das Wasser mit Muschel, Anker, Delphin, einer kleinen Scheibe und wenn wir uns nicht irren, einem Seerohr oder auch nur einem Stabe in der Hand, und gegenüber die Erde mit Füllhorn, Schnecken und Eichhörnchen charakterisirt, mit Cirkel und Abmessen einer Tafel beschäftigt. Zwischen Bildniß und Wappenschild hat er die Allnährerin Natur, mit ihrem Frucht- und Blumenkorb auf dem Haupte, gestellt, und unten spielen Eidechsen, weil er es gewohnt war, dergleichen kleine Thiere überall zur Belebung und Abwechselung bei seinen Arbeiten anzubringen. Ohne Zweifel ist das Ganze nach seiner Zeichnung und Angabe gefertigt und befindet sich auch in gutem Stande.“

Die für ächt angenommene Form seines Namens: Jamitzer, nach anderer Schreibweise Gemitzer (Jamiezer) ward von ihm selbst in seinen späteren Jahren mit Jamnitzer (Jamniczer) vertauscht, wie er sich auf einem von ihm selbst gefertigten Schaustücke mit seinem Brustbilde schreibt. Auffallender aber ist die höchst spaßhaft klingende Verwechselung, welcher dieser Name zu Grunde liegt, und nach der ihn Malpé: Notice sur les graveurs etc. als: Jamnitzer, genannt der Janitschar, aufführte. Wir wagen kaum darauf hinzudeuten, daß dieser Entstellung und dem ganzen, übrigens auch in seiner unverdorbenen Form nicht deutsch klingenden Namen etwas anderes noch zum Grunde liege, was dann vielleicht zu der in so vieler Hinsicht räthselhaften Persönlichkeit gut stimmen könnte. — Als Namenszeichen hat er sich der Buchstaben WI auf einem ovalen Schaustück mit seinem Porträt vom Jahre 1584 bedient. Die übrigen Monogramme, welche man in den Lexicis unter den seinigen aufgeführt findet, scheinen sämmtlich unzuverläßig zu seyn. Sein treffliches Bildniß von Georg Penez ist seit dem Jahre 1706 von dem Nürnberger Rathhaus mit einem für Dürer's Arbeit gehaltenen Bildniß, Adam und Eva darstellend, verschwunden. Unter den gestochenen Porträts von ihm ist ein kleines Profilporträt, in einem Oval mit viereckiger Einfassung und der Unterschrift Wenzel Jamnicßer Aet. 77. 1585 die Arbeit eines spätern mittelmäßigen Stechers und von geringem Werth. Daran schließt sich ein andres in Sandrarts deutscher Akademie Theil 2. 1675 tab. 99 unten. — Das diesem Heft in einem saubern und scharfen Stich beigefügte Porträt en face tritt aus der Reihe der bisher genannten Abbildungen hervor und ist, nach einem bronzirten aus Gyps verfertigten Abguß eines wahrscheinlich ursprünglich in Wachs- und Hautrelief bossirten Porträts Jamitzers, von dem Künstler mit Benützung und Vergleichung der übrigen vorhandenen Blätter und Medaillen auf eine sehr gefällige und talentvolle Weise wiedergegeben worden. — In Hinsicht des bekannten Jamitzer'schen Porträts mit der perspectivischen Maschine ist eine Streitfrage, ob es den Wenzel oder Christoph Jamitzer darstelle, welche von den Herausgebern dieser Hefte dahin entschieden wird, daß es unserm Wenzel Jamitzer zustehe. — Ein andres radirtes Blatt, nach vorliegendem Hefte eine Zeichnung, mit dem Brustbild Jamitzers in Profil, befindet sich unter den Schätzen des General-Postmeisters von Nagler, dessen Aechtheit zwar unser Herausgeber nicht verbürgen wollte, dessen tüchtige Behandlung aber darauf hinzudeuten scheint, daß Jamitzer selbst die Nadel geführt und dieses Blatt namentlich radirt habe. — Auf Medaillen kehrt sein Name und sein Bildniß öfter wieder. Unsere Her-

ausgeber haben sich das Verdienst erworben, sie zusammengestellt zu haben. Es sind ihrer fünfe und vier Varietäten. Unter ihnen ist die werthvollste seine eigene Arbeit und bei Will abgebildet. Sein Brustbild gleicht dem am Epitaphium und hat die Umschrift: Wenzel Jamnitzer Aet. 77. unter dem Arme das Zeichen VI. und am Rande das Jahr 1584. „Auf dem Revers steht die Hoffnung mit dem Anker in der Rechten und schaut zu dem mit Strahlen umgebenen Namen Christus empor. Zu beiden Seiten des Felsens erblickt man das Meer, hinter demselben Berge und vor dem Felsen eine kleine Umzäunung, welche Will wohl nicht unpassend im Zusammenhang mit der Umschrift: CHS ist mein Leben sterben ist mein Gewin für das Sinnbild eines Kirchhofs ansieht, da die Hoffnung sowohl im Leben als im Sterben auf Christum steht."

Vorzüglich ausgezeichnet war Jamnitzer als Goldarbeiter. Unter den besten seiner Zeit wird ihm von Neudörffer der erste Platz eingeräumt. Von seiner künstlerischen Thätigkeit, die er mit seinem Bruder Albrecht unverdrossen pflegte, geben die Worte Neudörffers, welche der Verfasser beigebracht, das beste Bild: „Sie arbeiten beide von Silber und Gold, schneiden beide Wappen und Siegel, in Silber, Stein und Eisen. Sie schmelzen, die schönsten Farben von Glas und haben das Silberätzen am Höchsten bracht; was sie aber von Thierlein-Würmlein-Kräutlein und Schnecken von Silber gießen, auch die silbern Gefäße damit zieren, das ist vorhin nicht erhört worden. Wie sie mich dann mit einer ganz silbern Schnecken, (d. i. Strauß) von allerlei Blümlein und Kräutlein gegossen, verehret haben, welche Blätlein und Kräutlein also subtil und dünn sind, daß sie auch ein Anblaser wehig macht. Aber in dem allen geben sie Gott allein die Ehr." Nach Doppelmaier war er „der erste in Nürnberg, der mit einer besonderen Presse das Gold, Silber und andere Metalle in Formen so schön druckte, als wenn sie getrieben wären." Viele dieser seiner künstlerischen Arbeiten lieferte er in die Hände hoher Personen und namentlich in die Hände der vier oben genannten Kaiser, worauf die Verfasser die Vermuthung gründen, daß die kaiserliche Schatzkammer in Wien manche seiner kleinen Arbeiten bergen möchte. Unter die bekannten Arbeiten seiner kunstreichen Hand gehört ein Tafelaufsatz, der sonst auf dem Rathhaus in Nürnberg aufbewahrt wurde und nachher in Privatbesitz einer Nürnberger Familie überging. Von diesem erhalten wir einen treuen und sorgfältigen Kupferstich, den eine ausführliche und wohlverstandene Beschreibung begleitet. Auf einer reich mit allerlei Blumen und Thierchen geschmückten kugelförmigen Erhöhung steht eine mit einem anliegenden Gewand bekleidete weibliche Figur, welche mit beiden Händen den in Gestalt einer Urne auf ihrem Kopfe ruhenden obern Aufsatz hält. Die Draperie und die darunter sichtbaren Körperformen sind wohlgefällig und graziös. Der vasenförmige Aufsatz ist reich mit Blumen und anderem Schmuckwerk von Menschen und Thierfiguren verziert und den oberen Rand umzieht ein reicher Kranz, aus dem Schlangenköpfe, Voluten und Sphinxleiber hervorschauen. In der Mitte der Schaale, welche Früchte aufzunehmen bestimmt war, erhebt sich ein Gefäß mit einem Blumenstrauß, in welchen der Aufsatz endigt. Am Fuße befinden sich zwischen den emaillirten Verzierungen drei Inschriften, golden auf schwarzem Grunde. Die erste: Non vitibus graves botri nec sunt molesti peduli foetus virentes frondibus, die zweite: sic fulcra saxeo solo subnixa gestat fortiter robusta magna Regina, die dritte: moles jucunda est quam corda laeta sustinent leviter, ferantque leviter. An dem Untertheil der Vase, welche die weibliche Figur trägt, stehen zwei andere Inschriften: Cur mole mollis foemina hic tot gravata fructuum, aut quae Deorum sim rogas? worauf die andre erwidert: Sum terra mater omnium, onusta caro pondere nascentium ex me fructuum. Unter der oberen Ausladung der Vase schweben drei Genien, in jeder Hand einen Blüthenstengel haltend und über einem jeden derselben steht eine Inschrift: Celebrato laudibus Deum, o grata mens mortalium; 2. Divina sunt quaecunque fert foecunda tellus munera; 3. Sed nos ministri spiritus tuemur haec divinitus. Auch das Innere der Schaale ist reich mit Emblemen von Thieren und Anderem geschmückt, was jedoch die Abbildung nicht im Stande war, deutlich zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Kunst-Verein. *)

Der Frankfurter Kunstverein hat in seinem letzten Circular die vierte Uebersicht seiner Verwaltung der von Freunden der Kunst ihm anvertrauten Gelder gegeben. Wir fügen darüber, so wie über Vereine überhaupt, einige allgemeine Bemerkungen hinzu.

Dem Anfangs ausgesprochenen Zwecke getreu hat der Verein bisher etwa ¾ seiner Einnahmen zum Ankauf von neuen Gemälden, Handzeichnungen und plastischen Arbeiten, oder zur Anfertigung von Kupferstichen und Steinzeichnungen verwandt, wodurch eine, wenn auch zu weitem Bereich unzulängliche Summe in die Hände von meist jüngern Künstlern gekommen ist, die auf gewöhnlichen Wegen viel langsamer und unter grössern persönlichen Bemühungen denselben zu Theil ge-

*) Aus Frankfurter Blättern eingesandt.

worden seyn würde. Auch das Publikum ist auf leichtere wie gewöhnliche Weise mit einer Reihe von Kunstwerken bekannt geworden; der Sinn, das Wohlgefallen daran sind allgemeiner geweckt und genährt, und viele der Kunstliebhaber haben sich während fünf Jahren des Besitzes von etwa 60 mehr oder minder werthvollen Gegenständen der bildenden Künste zu erfreuen gehabt, der statt Mieten ausgegebenen Blätter nicht zu gedenken. Aehnliche Vortheile und Genüsse sind für Künstler und Kunstfreunde aus den, seit dem hiesigen auch anderwärts gestifteten und gedeihenden Vereinen hervorgegangen, eine der erfreulichen Folgen guter Beispiele.

Allerdings ist der Wirkungskreis des Frankfurter Vereins in seinen verschiedenen Richtungen bis heute noch gering zu nennen, wenn man so manche natürliche Begünstigungen durch Ort und Verhältnisse in Erwägung zieht; die Hülfsmittel sind nach unserm Ermessen noch zu beschränkt für einen so bedeutenden, nützlichen und erfreulichen Zweck, und ist derselbe im Hinblick auf künftige bessere Zeiten selbst als ein erhebender, großartiger darzustellen, so steht sehr zu wünschen, daß ein dem entsprechender, allgemeinerer, größere Geldmittel herbeibringender Antheil sowohl hier in Frankfurt, wie auswärts, empfunden werden möge, zumal hier, wo nach dem Statute des Vereins ein Theil seiner Gelder zur Stiftung öffentlicher Denkmäler der bildenden Künste beabsichtigt wird. Für den Einzelnen sind die Beiträge für eine Aktie nur gering, für das Ganze aber würde eine vermehrte Abnahme derselben von den wohlthätigsten Folgen für die Kunst überhaupt, für ihre Diener und ihre Verehrer seyn.

An dieser Stelle ist wohl in Erinnerung zu bringen, daß besonders in Deutschland, wo seit 20 Jahren die Kunst einen so bedeutenden erfreulichen Aufschwung gewonnen hat, die Beschäftigung und Aufmunterung der Künstler in keinem Verhältniß zu deren Zahl, Talenten und Fleiße steht. Die Kunstvereine sind wohl in etwas an die Stelle kräftiger, reicher Beschützer getreten, aber immer noch mit zu beschränkten Mitteln. Der größere Theil der Künstler ist auf eigene Abmühung um Arbeiten verwiesen. Nur einige Residenzen erleichtern denselben ein den freien Kunstbewerbungen so nöthiges und wohlthuendes sorgenfreieres Leben. Dazu kommt, daß der Geschmack und die Liberalität der Kunstsammler, mithin auch der Kunsthändler, großentheils auf ältere Kunstwerke gerichtet sind, wobei der lebende Künstler leer ausgeht, und die Erschaffung neuer Gebilde leidet. Selten erlauben die für öffentliche Ausgaben heutiges Tages scharf bestimmten Summen einen Kunstaufwand, der das Genie und die Thätigkeit der Künstler würdig und belohnend beschäftige. Jemehr die ehedem so ergiebigen Quellen der Höfe und Staaten versiegen, um so mehr gehört es für Privatpersonen, sich der freien Entwicklung der Kunst und der edelsten menschlichen Betriebsamkeit nach besten Kräften anzunehmen, und es ist zu hoffen, daß unser kunstehrendes Vaterland, so wie in denselben jede Stadt, die unsere voran, dabei künftig recht thätig wirke.

Vielleicht hat es bisher zu sehr daran gefehlt, die Aufmerksamkeit, das Wohlwollen unserer Mitbürger auf diese Betrachtungen zu lenken, und wir glauben, uns schmeicheln zu dürfen, daß eine Anregung zu künftiger kräftigerer Unterstützung des Vereins diese auch nach und nach herbeiführen werde. Möchten wir dazu doch wirksam gewesen seyn! Vertraut mit den Bestrebungen der Direction hegen wir keinen Zweifel, daß sie beständig dahin gerichtet sind, Künstler wie Kunstfreunde auf jede erreichbare, und mit den allgemeinen Zwecken des Instituts in Uebereinstimmung zu bringende Weise zu befriedigen. Daß ungetheilte Zufriedenheit nie ganz zu gewinnen ist, wer wird das nicht zugeben, der die Schwierigkeiten in Betracht zieht, welche sich bei Befriedigung so mannichfaltiger Ansichten und Interessen Einzelner herandrängen, über deren Recht oder Unrecht kein Codex, kein allgemein anerkannter Schiedsrichter den Ausspruch thut. Aber gewiß ist, so wie die Geldmittel des Vereins sich mehren, werden die vielseitigen Ansprüche auch leichter und vollständiger befriedigt werden können. Wo gäbe es einen ähnlichen Verein, der nicht mit divergirenden Meinungen zu kämpfen hätte, und Einzelne unbefriedigt zu lassen genöthigt wäre.

Wir bemerken mit Vergnügen, daß bei der gegenwärtigen Ausstellung *) die Kunstgegenstände mit dem von den Künstlern bestimmten Werthe bezeichnet sind, zu welchem sie sofort das Eigenthum jedes Liebhabers werden können, mit Ausnahme derer, welche der Verein für sich gewählt hat. Durch diese Einrichtung wird die Veräußerung und Erwerbung von Kunstwerken wesentlich befördert, und es geschieht dadurch den Künstlern ein Dienst, welchen sie gewiß gern anerkennen werden, um so mehr, da der Verein dadurch vermehrten Bemühungen sich unterzogen hat.

Wie wir hören, wird in dem neuen Gebäude des Städel'schen Instituts dem Kunstverein ein Zimmer für seine Ausstellungen eingeräumt werden, worin wir einen erfreulichen Beweis sehen, daß die Direction des ersteren die Zwecke beider Institute als nahe verwandt anzuerkennen und zu befördern geneigt ist.

Einige Freunde des Kunstvereins.

*) Sonntags von 11 bis 1 Uhr. Dienstags und Donnerstags von 2 bis 5 Uhr vorerst noch auf dem Rossmarkt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 34.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 25. April 1833.

Kunstgeschichte.

Die Nürnbergischen Künstler, geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zu Jamitzer's Arbeiten gehört auch ein Theil der Fassungen der Ringe im ehemaligen von Praunischen Cabinett. Von einem herrlichen Pokal mit einem Blumenstrauß von der zartesten und feinsten Arbeit, im Besitz des Bamberger Kunstvereins, kam dem Verfasser eben erst eine Kunde zu, als das Heft bereits zum Drucke abgegeben war. — In den Nachträgen des folgenden Heftes ist bereits ein seitdem bekannt gewordenes Werk Christoph Jamitzers beschrieben. Der Kupferstich, aus dem es der Verfasser kennt, stellt auf einem Royalbogen eine von Silber getriebene Schaale vor, auf welcher ein Kampf abgebildet ist. Ueber dem Ganzen schwebt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, in den Klauen einen Zettel mit den Worten tragend: Praelium Scipionis et Hannibalis. Zur Linken und rechten Seite sind oben zwei Kränze; der links stehende hat die Umschrift: Victoria a Domino est, et eam cui vult tribuit. Innerhalb desselben sieht man: Christophorus Jamnitzer Noricus invent. et. fec. Im Kranze zur rechten Seite stehen mehrere lateinische Verse, welche ebenfalls mitgetheilt sind, so wie die weitere Beschreibung, die wir mit der dem Verf. erst während des Drucks bekannt gewordenen Notiz unterbrechen, daß sich dieses Blatt schon in: L. Ann. Flori rerum romanor. libri duo priores, ex criticor. observationibus corr ... editi a L. Begero. Col. March 1704. Pol. befindet.

Der Tiefsinn Jamitzers, der sich in allem, was er trieb, kund giebt, war auch den von Regiomontan angeregten Bestrebungen in dem Gebiete der Mathematik nicht ausgewichen. Er scheint zu den so glücklich begabten Talenten gehört zu haben, die fern von jeder Halbwisserei, was sie beginnen, in seinem eigensten Wesen erfassen und die Eindringlichkeit ihrer Studien dem praktischen Nutzen nie zu Schaden kommen lassen. Dieses zeigt sich schon an seiner in vorliegendem Hefte ausführlich beschriebenen mathematischen Maschine, ganz besonders aber in dem uns überkommenen Werk über die Perspective. Jamitzer bediente sich zur Herausgabe desselben der Geschicklichkeit des wackern Kupferstechers Jost Ammon, und obgleich uns der Schlüssel zu dem verborgenen Schatz nicht vergönnt worden ist, so können wir doch in keiner Weise umhin, die hohe Bedeutung seiner Bemühungen und eine gewisse Energie künstlerischen Tiefsinns daran zu bewundern. In unserem Hefte ist eine ausführliche Beschreibung desselben und die wenigen Worte, welche den Text nur verheißen, mitgetheilt. Es sind keine Gründe bekannt, warum der von ihm beabsichtigte Text nie der Oeffentlichkeit anvertraut worden ist. Eine gewisse Scheu, welche er selbst aus einer Mittheilung an Ungeweihte und ausserhalb seines Systems gehabt haben mag, scheint die Nachricht anzudeuten, nach welcher Jamnitzer dem Mathematiker Ramus auf seiner Durchreise durch Nürnberg verweigert habe, ihm über seine Methode Aufschluß und weitere Belehrung zukommen zu lassen. Wie dem auch sey, er hat sein Versprechen, einen zweiten Theil und in demselben den erklärenden Text zum ersten zu liefern, und vielleicht sein Wissen mit in's Grab genommen. Daß er aber wirklich etwas besessen, was er geheim zu halten hätte Ursache haben können, und daß überhaupt seinem Bemühen um die Perspective Realität zu Grunde gelegen habe, davon geben die Titelblätter zu den einzelnen Abtheilungen seines Werkes hinreichendes Zeugniß. Bartsch hat dieß Werk im neunten Bande der Peintre, Graveur S. 327 — 60 Nr. 11 ebenfalls besprochen; so daß wir nicht nöthig haben, auf das Einzelne einzugehen. Ueberflüssig ist aber vielleicht die Bemerkung nicht, daß wir durch die Betrachtung der eben so reichen als sinnigen Darstellungen und der Verbindung, in die sie durch die Inschriften mit dem Theile des Werkes,

welchem sie zum Titelblatt dienen, gebracht sind, die Ueberzeugung gewonnen haben, wie es sich hier offenbar von Principien handelt, wie wir sie etwa bei Jacob Böhme in der höchsten Ausbildung wieder treffen. Es ist auch von anderen Nürnberger Künstlern bekannt, daß sie einer mystischen Richtung gefolgt sind und es wäre immer interessant, Spuren der Art nicht zu verwischen, sondern sie für den Fall aufzubewahren, daß wir die einzelnen Züge zu einem Umriß vereinigen könnten, wodurch ein nicht geringer Theil sonst ganz isolirt dastehender Bestrebungen und das plötzliche Erscheinen eines Geistes, wie J. Böhme, erklärt werden dürften. Wir begnügen uns mit dieser Andeutung und unterlassen es auch, einige sehr bedeutende Punkte herauszuheben, die in der mitgetheilten Beschreibung der Titelblätter viel zu sehr zurücktreten, wie z. B. der schwelgend-trunkene Blick in den Genien auf dem Titelblatt, das mit Terra bezeichnet ist, sowie daß da, wo die Wurzeln der Pflanzen dargestellt sind, die Früchte denselben offenbar entsprechen. Endlich ist die Fünfzahl, welche auch in der Vorrede festgehalten ist, allein bedeutsam genug, um unsere Andeutungen zu unterstützen.

In dem letzten Abschnitt über die Zeichnungen, Kupferstiche und Holzschnitte Wenzels geschieht der jetzt im Besitz des Freiherrn von Nagler befindlichen perspectivischen Zeichnungen Erwähnung. Daß aber Wenzel Jamitzer selbst in Kupfer gestochen habe, wird für einen Irrthum erklärt, der in der Verwechselung mit seinem Neffen Christoph seinen Grund habe. Noch weniger gegründet sey die Angabe, daß er mit Jost Amman gemeinschaftlich in Holz geschnitten habe, da jener diesen Kunstzweig nie geübt. Die übrigen unter seinem Namen vorkommenden Blätter, welche ein Verzeichniß zusammenstellt, werden also sämmtlich für solche erklärt, welche nach Werken von ihm gestochen sind.

Das vierte Heft beginnt mit der Beschreibung der dritten Säcular-Feier des Todestages Peter Vischers, dessen Leben und Werken dieses Heft gewidmet ist. Vorbemerkungen und Bemerkungen schließen sich an eine Abhandlung: „Ueber das Grabmal des heiligen Sebaldus von Peter Vischer zu Nürnberg ꝛc. von C. L. Lepsius, Königl. Preuß. Landrathe ꝛc.“ an und machen es sich zum Geschäft, alle dunkelen Punkte an dem Leben dieses Meisters in's Licht zu setzen oder kritisch zu besprechen. Die erste Frage gilt der Herkunft unseres Meisters, und da unter denen, die vor ihm mit diesem Namen in einem Manuscripte vom Nürnberger Todtengeläute eingezeichnet sind, ein Herrmann und Eberhard Vischer, mit dem Jahr aufgeführt werden, wo sie das Meisterrecht erhielten, 1453 und 1459, so entscheiden sich die Verfasser für Herrman als den Vater unseres Peter Vischer aus dem sehr passenden Grunde, weil ein Sohn des letztern ebenfalls diesen Namen erhalten habe. Alles spricht dafür, daß Peter Vischer als ein Geselle in der von dem Vater ererbten Kunst des Rothgusses Italien durchwandert habe, und unsere Verfasser nehmen einen zweimaligen Aufenthalt in dem Lande der klassischen Kunst nach dem verschiedenen Charakter des Styls seiner Werke an, nämlich einmal vor 1489 und einen zweiten vor 1503 — 1505. In dem Bürgerbuch nämlich steht die Notiz: „Peter Vischer ist aufgenommen und Meister worden 1489.“ Das Denkmal zu Breslau von 1496 aber und das des Erzbischofs Ernst von Sachsen in der Domkirche zu Magdeburg von 1497 sind noch ganz in dem Charakter des allgemein herrschenden altdeutschen Styls, während in dem 1506 begonnenen Sebaldusgrabe die eindringlichste Kenntniß der Antike sichtbar ist. Diese plötzliche Veränderung seiner Kunstrichtung glauben nun unsere Verfasser nur durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien erklären zu können, wofür ihnen auch eine Tradition zu sprechen scheint, nach der er einem Rufe als Erzgießer, ähnlich dem seines Verwandten Pankratz Labenwolff, nach Rom gefolgt sey. Von einer Verbindung mit Albrecht Dürer ist nirgends eine Erwähnung zu finden und der Verfasser erklärte diese auffallende Erscheinung aus der Abneigung Dürers gegen alles was antikisch war. Hingegen wird uns von einem schönen Zusammenleben und gemeinsamen Wirken Peters mit seinen beiden Söhnen und deren Weibern erzählt. Seine Familie verlosch mit seinen beiden Söhnen Peter (1528) und Herrmann (1540), die übrigen waren in ihren besten Jahren gestorben. Seine Grabstätte ist auf dem St. Rochuskirchhof in Nürnberg, Nr. 90. Wir verdanken diese Nachricht der Entdeckung des Herrn Directors Reindels, der in einem alten Grabstätten-Register bei der angegebenen Nummer die Notiz fand: „Peter Vischer und Margaretha sein Haußfrau.“ (Vergl. Kunstblatt 1830, Nr. 90). Von den Epitaphien ist eine Abbildung im Stich beigefügt.

Sein einfaches und schlichtes Leben war ganz der Kunst geweiht. Er verschmähte deßhalb auch allen anderen Umgang als den mit zweien Jugendfreunden, dem Bildhauer und Steinmetzen Adam Kraft und dem Kupferschmidt Sebastian Lindenast. Mit diesen hat er, wie Neudörffer berichtet, alle Feiertage auch noch in späterem Alter Uebungen im Zeichnen unterhalten, wie sie Jüngeren geziemen.

Unter seinen Söhnen war Herrmann der ausgezeichnetste und nach einer alten Tradition hat er den Apostel Bartholomäus am Sebaldusgrabe gefertigt, welcher für eine der schönsten Figuren gehalten wird.

Die erwähnte Abhandlung über das Sebaldusgrab stellt außer diesen Zügen aus seinem Leben auch die noch übrigen oder erwähnten Werke Vischers zusammen. Unter diese gehört das berühmte Gitterwerk auf dem Rathhaus, von dem uns nicht einmal eine Zeichnung aufbehalten worden ist. Die Note, welche eine Beschreibung desselben aus der Erinnerung liefert, erzählt, daß bei der Uebergabe Nürnbergs an Bayern ein Kaufmann, welcher es um den Metallwerth erkaufte, eine Thür zur Probe habe einschmelzen lassen. Das Ganze sey nachher nach Frankreich gekommen und befinde sich jetzt in dem Garten eines Privatmannes bei Lyon.

In der Kaiserkapelle befindet sich eine 2½ Fuß hohe, in antikem Styl gearbeitete, Figur eines nackten Jünglings, der vorschreitend den Bogen spannt. Die Anmerkung macht darauf aufmerksam, daß die Figur, so wie sie ist, nicht aus dem Guß hervorgehen konnte, und daß sich also nach der Ueberarbeitung, welche sie erhielt, auch den Guß nicht mehr so ganz erkennen lasse. Sie steht auf einem reich verzierten Untersatz, an dessen vier Ecken sich Delphine, auf welchen Genien sitzen, befinden. Aus diesen Delphinen lief das Wasser, da sie früher auf den Brunnen im sogenannten Schießgraben aufgestellt war. Zu den Füßen der Figur ist auf einem Tischchen die Jahrzahl MDXXXII angebracht. „Uebrigens, heißt es eben daselbst, ist Zeichnung und Ausführung an dem Postament nicht so gut als an der Figur selbst und deswegen scheint es also von einer andern Hand, vielleicht von einem seiner Söhne zu seyn. Dann läßt sich auch das beigefügte Jahr gar wohl, als später hinzugekommen, mit der Figur, welche, wie Neudörffer sagt, des Vaters alleinige eigene Arbeit ist, in Einklang bringen, und widerspricht nicht dem Todesjahre desselben."

Das Basrelief in der Aegidienkirche mit dem Monogramm des Meisters und der Jahreszahl 1522 ist in einem Kupferstich mitgetheilt; es wird in den Anmerkungen für mittelmäßig erklärt und wahrscheinlich von einem seiner Söhne stammend. Es ist 4½ Fuß bayr. hoch, 3 Fuß 1 Zoll breit und die Darstellung betrifft eine Abnahme vom Kreuze mit einer Einfassung im reinen Style der Antike.

Ein Hund, der sich kratzt, ist ebenfalls in einem sauberen Kupferstich mitgetheilt. Er war vordem eins der schätzbarsten Stücke im Volkamer'schen Kabinett und ist jetzt im Besitz des Herrn Marktvorstehers von Forster. Ebendaselbst befindet sich ein Kardinalskopf, der umgekehrt einen Narren vorstellt und der eine Abbildung in ⅓ der Größe des Originals wiedergibt.

Die Gedächtnißtafel Anton Kressens mit der Jahrszahl 1513 in der St. Lorenzkirche, am zweiten südlichen Pfeiler, nahe dem Altar, wird in den Anmerkungen als ein ächtes Werk Vischers bezweifelt, wegen schwächerer Partien, die in derselben vorkommen. Daselbst wird die Möglichkeit angedeutet, daß das Bessere von Vischer selbst, die schwächere Stelle aber von einem seiner Söhne herrühren könnten, weßhalb das Werk vielleicht auch keinen Namen trage.

Im Dom zu Bamberg sind drei bischöfliche Grabmäler, namentlich Heinrichs III., † den 30. März 1531, Veits I., Truchseß von Pommersfelden, † den 7. Sept. 1505, und Georgs II., Marschalls von Ebenet, † den 30. Januar 1505, wie dieß Jos. Heller in seiner Beschreibung der bischöflichen Grabdenkmäler in der Domkirche zu Bamberg. Nürnberg (bei Campe) 1827 nachgewiesen hat. Daselbst findet sich auch die interessante Notiz, daß die Visirung oder Zeichnung, namentlich zu dem letztern, das ganz unbestritten von Peter Vischer gegossen wurde, der Bamberger Maler Wolfgang Katzheimer verfertigte. Diese seine Werke, welche in der angeführten Schrift in Umriß mitgetheilt sind, gehören übrigens in die frühere Zeit unsers Meisters und sind als solche von um so größerem historischem Interesse.

In Breslau befindet sich in der Pegarellenkapelle des Doms als ein Werk Vischers das Grabmal des Bischofs Johann. Eine schlechte Zeichnung davon hat Büsching in den wöchentlichen Nachrichten Bd. 1, S. 406 mitgetheilt, sowie die Anzeige seiner Entdeckung im Kunstblatt 1826 Nr. 72 S. 258 nachzusehen ist. Da auf einer kleinen Leiste die Inschrift: „gemacht zu Nürnberg von mir peter Fischer 1496" eine dem Todesjahr des Bischofs (1506) weit voranstehende Jahrszahl zeigt, so muß man schließen, daß er, wie Bischof Heinrich zu Bamberg, sein Grabdenkmal selbst verfertigen ließ.

Eines der reichsten Denkmale unseres Meisters im altdeutschen Geschmack ist das Grabmal des Erzbischofs Ernst zu Magdeburg in der Domkirche daselbst, welches wir nun aus den Zeichnungen und Bemerkungen Cantian's (Berl. bei Oehmigke 1822) besitzen und dessen speziellere Beschreibung daher zu entlehnen, wie es der Verfasser unseres Heftes sehr passend gethan, hier nicht am Platze ist.

In der alten Pfarrkirche zum heiligen Ulrich zu Regensburg befindet sich von ihm ein Denkmal einer Frau von Tucher vom Jahr 1521, dessen schöne und geistvolle Composition ein in reinlichem Kupferstich beigefügter Umriß getreu wiederzugeben scheint. Es stellt den Heiland dar, wie ihn die Schwestern des Lazarus ansprechen. Seine Größe beträgt 1¼ Elle Breite und 1½ Ellen Höhe.

Zu Aschaffenburg befinden sich im Chor der Stiftskirche ad S. Petrum et Alexandrum zu beiden Seiten rechts und links zwei Erzbasreliefs, beide etwas über 7 Fuß hoch und 3 Fuß breit. Das eine stellt ein sehr sorgfältig gearbeitetes Bild des Erzbischofs Albert von Brandenburg dar, in vollem bischöflichem Ornate mit 9 Wappen am Rande vertheilt, wovon der Kopf vorzüglich schön genannt wird. Auf einer über den Knieen befestigten Erztafel liest man eine Inschrift, welche den Namen unseres Meisters und das Jahr 1525 enthält. Der Tod des Bischofs war aber erst 1545 erfolgt und die Bestellung mußte daher geraume Zeit vorher an unsern Meister gelangt seyn. Daß diese Tafel später hinzugekommen, wie bemerkt wird, soll keinen Verdacht gegen die Aechtheit der Inschrift erregen. — Das zweite Relief auf der linken Seite der Kirche stellt die Mutter Gottes dar mit dem Kinde auf dem halben Monde, die Umgebung gleichfalls mit 11 Wappen verziert. Auf dem halben Monde unten liest man: Johannes Vischer Norious faciebat MDXXX und das Werk geht also ohne Zweifel den dritten Sohn Vischers Hans an.

Von den erzbischöflich Mainzischen Wappen an einem Brunnen zu Aschaffenburg und einer Statue des heiligen Martin ist nichts mehr vorhanden. Wahrscheinlich sind sie mit dem alten Schloß, worin sie gewesen, und das niedergerissen worden, um 1616 das neue zu bauen, zu Grunde gegangen. „Nur ein sehr altes Steinbild von guter Arbeit, S. Martinus vorstellend, ist vorhanden."

Zu Prag befindet sich ein Ecce Homo auf einem Täfelchen 6 Zoll hoch, 4 Zoll breit, das ehemals in der Silberradischen Sammlung war, nur daß der zwei lateinischen Verse, welche Heller aus Murr von dieser für identisch gehaltenen Darstellung mittheilt, in der hier mitgetheilten Notiz keine Erwähnung geschieht, während hier ein Dürer'sches Monogramm mit der Jahreszahl 1513 aufgeführt wird. Die Herausgeber finden sich dadurch zu der Vermuthung veranlaßt, daß es eine Dürer'sche Zeichnung sey, welche von Vischer auf diese Weise gewissenhaft verwendet worden. Zu weiterer Begründung dieser Vermuthung fehlt aber alle nähere Kenntniß der Bronze, die aus den Händen des Grafen Clam-Martinitz (und an diesen aus der Silberradischen Sammlung) an den Akademie-Director Bergler gekommen ist, welcher letzterer sie hat in Feuer vergolden lassen. Daß aber eine nähere Notiz darüber von dem höchsten Interesse wäre, wird jedem Kunstfreund einleuchtend seyn, und kaum brauchen wir bei dem, welcher im Stande wäre, eine solche zur öffentlichen Kenntniß gelangen zu lassen, auch unserer Seits unseren Wunsch als freundliche Bitte einzulegen.

Die Denkmale der beiden sächsischen Churfürsten zu Wittenberg sind durch Schadows Schrift und die sie begleitenden Kupfertafeln hinlänglich bekannt. Von Peter Vischer ist das Friedrichs des Weisen, das Denkmal Johanns des Beständigen dagegen ist „aller Wahrscheinlichkeit zufolge" von seinem gleich ausgezeichneten Sohne Hermann Vischer. An dem Kranze desselben liest man nämlich die Jahreszahl 1531, und am Fuße desselben H. V., was auf den ausgezeichnetsten seiner Söhne bezogen wird, der leider schon 1540 einem zu frühzeitigen Geschick erlag. In einer Anmerkung ist der Inhalt der Schadow'schen Schrift mitgetheilt, was für die bemerkt wird, denen dieselbe nicht so leicht zugänglich seyn möchte.

An die Aufzählung der bisher erwähnten Monumente Peter Vischers reiht sich die Aufforderung zu ferneren Nachforschungen sehr passend an, da noch Vieles unbekannt seyn dürfte, was aus seiner Werkstatt hervorgegangen. Dahin werden vorzüglich Grabsteine gerechnet, die unerkannt und durch vieles Betreten unkenntlich gemacht am Boden liegen, wie dieß der Fall zu seyn scheint bei dem metallnen Monument auf Churfürst Joachim I. in der Domkirche zu Berlin, von dem in Nicolai's Beschreibung von Berlin II. Thl. S. 461 und Schadow's Wittenbergs Denkmäler S. 127 gesagt wird: „1530. Monument von Metall des Churfürsten Joachim I. in der Domkirche, es liegt, wie ein Leichenstein dem Fußboden gleich und zeigt einen Mann im Kurhabite. Es ist von . . . Peter Vischer zu Nürnberg."

(Der Beschluß folgt.)

Italien.

Der Ritter Manzi hat in den ersten Tagen des Januars in der Nekropolis von Tarquinia ein etruskisches Grab entdeckt, welches viel schöner und reicher an Verzierungen ist als alle bis jetzt aufgefundenen. Es ist viereckig und in der Mitte durch einen viereckigen Pfeiler gestützt. Auf drei Seiten dieses Pfeilers sieht man drei Genien über Lebensgröße. In dem Giebel oberhalb des Eingangs befindet sich eine etruskische Inschrift, umgeben von schönen Verzierungen und von Fischen. Auf der linken Wand eine Gruppe von sehr lebendig gezeichneten und schön gemalten Figuren, darüber ebenfalls eine etruskische Inschrift. Rings um die Wände laufen drei Stufen, auf welchen mehrere Sarkophage mit wohlerhaltenen männlichen und weiblichen Figuren und mit lateinischen Inschriften stehen. Die Eigenthümlichkeit der Construction, der Malereien und Inschriften macht dieses Grab zu einem der merkwürdigsten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 35.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 30. April 1833.

Ueber Raphael's Spasimo di Sicilia.*)

(Aus Anton Raphael Mengs Sendschreiben an Anton Ponz, Mitglied der königlichen Akademie der Geschichte zu Madrid, in des letztern Viage de Espanna, Tomo Sexto, S. 241 ff.)

Wie kann ich aber hinreichend und nach Verdienst mich über das herrliche Gemälde erklären, welches unter dem Namen Spasimo di Sicilia bekannt ist? Sie wissen, daß Raphael dasselbe in Rom gemalt hat, um es nach Siellien zu senden, wo es in der Kirche Madonna dello Spasimo seine Aufstellung finden sollte. Wie Vasari berichtet, fiel das Werk in's Meer. Man zog es heraus, ohne daß es irgend einen Schaden genommen habe. Zu allen Zeiten ist es von wahren Kennern höchlich geschätzt worden. Agostino von Venedig stach es in Kupfer, ohne jedoch eine Idee von seiner Schönheit zu geben. Der Graf Malvasia spricht davon mit Geringschätzung: allein die eignen Schriften dieses Gelehrten geben Zeugniß, daß in Absicht auf Beurtheilung des Werths von Gemälden er eben nicht den größten Scharfsinn besaß; und wenn er sich dabei auf einige Maler berief, so waren es gerade solche, welche, vermöge des großen Unterschiedes, der zwischen ihnen und Raphael statt fand, das Verdienst dieses großen Mannes nicht nach den wahren Grundsätzen zu würdigen verstanden, nach welchen die Werke der Künstler zu beurtheilen sind.

Mir scheint es außer Zweifel, daß der edelste Theil eines Gemäldes nicht derjenige ist, welcher bloß das Gesicht ergötzt, denn aus diesem letztern Grunde mögen Kunstwerke nur Leuten gefallen, die nichts von der Kunst verstehen; sondern daß diejenigen Theile die höchste Werthschätzung verdienen, welche dem Verstande genügen, und denen, die von ihren Seelenkräften Gebrauch machen. Ist dem also, wie ich mich überzeugt halte; so ist ohne Zweifel Raphael der größte Maler unter allen, deren Werke bis auf unsre Zeit gekommen sind. Die Erfindungen und Gedanken in seinen Gemälden geben auf den ersten Blick den vollen Begriff von dem, was er dem Verstande der Beschauer wahrnehmbar zu machen trachtete. Daher wird auch der Gegenstand, er sey ruhig oder bewegt, wild oder liebevoll, fröhlich oder traurig, nie etwas enthalten, was dem Begriffe zuwider wäre, welcher denselben vollkommen anzeigt. Dadurch rührt er unsre Seele und verschafft sich über dieselbe eben so viel Ansehen und Gewalt als immer die Dicht- und Redekunst.

Ueberdem sieht man in jeder von Raphaels Figuren deutlich ausgedrückt, was der Handlung, in welcher sie dargestellt wird, vorherging, und man erräth gleichsam, was sie gleich darauf thun wird. Nie erblicken wir bei ihm durchaus abgeschlossene Handlungen, vielmehr zeigen sich alle Figuren in einem Zeitpunkte, worin die Handlung zwar mehr als begonnen, aber doch nicht zu Ende gebracht ist. Dieß ist es eben, was ihnen eine solche Lebendigkeit gibt, daß sie, mit Aufmerksamkeit betrachtet, sich zu bewegen scheinen. In der That, wenn wir gegenwärtiges Gemälde, welches den Namen Spasimo di Sicilia führt, in allen angeführten Theilen prüfen, werden wir leicht einsehen, daß, wäre Raphael nicht immer so groß in seinen Werken gewesen, man wohl sagen könnte, dieses sey einzig wegen seiner außerordentlichen Schönheit.

Sie sehen, der Gegenstand des Gemäldes ist aus der heiligen Schrift genommen. Als Jesus Christus das Kreuz nach der Schädelstädte trug, brachen die Frauen, als sie ihn sahen, in laute Klagen aus; er aber

*) Da der Kupferstich von Toschi nach diesem Gemälde so eben versandt wird, so dürfte es unsern Lesern nicht unangenehm seyn, sich die meisterhafte Kritik, welche Mengs vom Originale geliefert, ins Gedächtniß zurückzurufen. Wir geben dieselbe in einer neuen Uebersetzung, statt der älteren von Prange in Mengs hinterlassenen Werken. Halle 1786. Th. 3.

sprach mit prophetischem Geiste, sie sollten nicht über ihn, sondern über ihre Kinder weinen, und verkündigte ihnen so Jerusalems Fall. Dieser Composition Deutlichkeit zu geben, läßt Raphael in der Ferne die Schädelstädte sehen, wohin ein gewundener Weg führt, welcher rechter Hand an dem Thor anhebt. Da wo dieser Weg sich seitwärts wendet, stellt der Künstler den Erlöser dar, wie er zum ersten Male niedersinkt, da ihn dann ein Henkersknecht mit dem Stricke, an welchem er gebunden ist, wieder emporziehen will.

Da dieses Gemälde für die Kirche zur schmerzenreichen Maria bestimmt war, kann man vermuthen, daß die Vorsteher derselben verlangt haben mögen, unser Meister solle auch die Maria darin anbringen, wiewohl es eben so möglich ist, daß es seine eigene Idee war. Dem sey, wie ihm wolle: Raphael wußte bei allen Gelegenheiten für jeden Gegenstand die bei weitem edelste, anmuthigste und ausdrucksvollste Darstellungsart zu wählen.

Da er auf diesem Gemälde die Mutter eines zum Tode Geführten, welchen die Knechte lieblos behandelten, darzustellen hatte, wählte er die höchst unglückliche Lage der Gebenedeiten, welche, um Erleichterung der Lage ihres Sohns willen, sich gedrungen fühlt, den ruchlosen Haufen um Mitleid für ihn anzuflehen. In diesem Zustande hat Raphael die Maria gemalt. Auf den Knieen liegend, sieht sie nicht auf ihren Sohn, welchem sie selbst keinen Beistand zu leisten vermag: aber in der Stellung des dringendsten Flehens, welches dadurch sichtbar wird, daß sie sich zu Boden geworfen, ist die Bitte ausgedrückt, es möge sich der, welcher ihn leitet, seiner erbarmen, und ihn emporrichten. So demüthigend auch diese Handlung für die Mutter Gottes ist, so wußte doch Raphael sie mit Hoheit darzustellen, indem er um sie herum die Magdalena, den Johannes und die andern Marien malte, welche ihr Gefolge ausmachen, und ihr zu Hülfe eilen, indem sie unter den Armen sie unterstützen.

Diese Personen sind versenkt in tiefe Betrübniß über das, was der Erlöser leidet, zumal Magdalena, welche fast das Ansehen hat, zu Jesu zu reden, während Johannes der Maria zu Hülfe eilt. Man sieht, wie Jesus Christus hingesunken, aber nicht schwach noch kleinmüthig ist, vielmehr scheint er mit seinen Worten zu drohen, ganz so wie der Evangelist berichtet, und sein Aeußeres, das übrigens in diesem Gemälde von einer fast unaussprechlichen Trefflichkeit und Schönheit ist, offenbart sich wie von einem prophetischen Geist entflammt, welcher vollkommen dem Gegenstand entspricht, nicht allein hinsichtlich der dargestellten Person, welche immer, auch im Leiden, göttlicher Art bleibt, sondern auch kraft Raphaels Eigenthümlichkeit, welcher nie einen Gegenstand unwürdig behandelte, dessen Charakter mit Adel dargestellt werden mußte oder konnte. Die ganze Stellung der Figur ist belebt und edel. Der linke Arm, welcher mit der schönsten Hand auf einen Stein sich stützt, ist ganz ausgedehnt: aber in den Falten des breiten Aermels entdeckt sich der eigentliche Zeitpunkt der Handlung. Dem Ansehen nach halten sie sich noch in der Luft, ohne daß sie noch ganz nach der Neigung ihrer Schwere zusammenzusinken. Mit der rechten Hand umfaßt Jesus das Kreuz, welches ihn niederdrückt, als ob er keine Befreiung davon verlangte, indem er nur von oben sich einer Erleichterung getröstet: ein des großen Geistes Raphaels würdiger Gedanke, welcher selbst in einer Handlung, welche Vielen gleichgültig geschienen hätte, ausdrücken wollte, daß Jesus Christus litt, weil er wollte.

Nicht weniger Bewunderung verdient die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, welchen er den Henkersknechten zu geben wußte, und wobei er anschaulich machte, wie unter der niedrigsten Classe sich auch die verworfensten finden. In der Figur des Einen, den man im Rücken sieht, wie er Jesum am Seil ziehet, scheint sich keine andere Gesinnung zu offenbaren, als das unmenschliche Verlangen, den Dulder zum Richtplatz zu schleifen. Ein anderer, welcher gewissermaßen das Kreuz tragen hilft, zeigt sich wie von einigem Mitleide bewegt, und bestrebt, dem Heiland seine Last zu erleichtern. Zu seiner Seite ist ein Soldat, welcher, indem er das Kreuz mit der einen Hand auf die Schulter des Herrn drückt und die Lanze mit drohender Geberde erhebt, die größte Bosheit blicken läßt, im Bestreben, den gefallenen Herrn noch mehr niederzudrücken.

Alle diese Betrachtungen betreffen eigentlich weiter nichts, als die Erfindung, welche in der That erst der Malerkunst ihren rechten Adel verleiht, und die Geistesstärke des Meisters kennen lehrt; wer es in diesem Stücke zu der Vollkommenheit eines Raphael bringt, verdient eben so gewiß den Namen eines großen Mannes, als die größten Dichter und Redner. Es versteht sich, daß hier das zusammenkommen muß, was ich unter vollkommener Erfindung begreife, denn es besteht dieselbe nicht bloß in einem schönen Plane oder in einem oder den andern guten, originellen Gedanken, sondern in der Einheit der ausgeführten Idee, welche von Anfang an den Geist des Meisters und dann auch den Beschauer erfüllt und einnimmt. Diese Idee muß den Künstler von der ersten Anordnung des Ganzen bis zum letzten Pinselstriche begleiten, so daß er bis ans Ende des Werks nur auf das Eine hinarbeitet.

Viele andre Künstler, welche insgemein den Kunstliebhabern und dem Malerpöbel als Erfinder erscheinen,

wissen in der Regel gar nichts von den obigen Bestandtheilen, die dem großen Raphael so ganz eigen waren, daher sie auch allaugenblicklich die Erfindung mit der Composition vermengen. Die wahre Poesie des Gemäldes liegt in der Erfindung, sie ist vorgebildet im Geiste des Malers, welcher hernach den Gegenstand so darstellt, als ob der Vorfall sich vor seinen Augen und mit denselben Personen ereignet hätte, die er in seiner ersten Idee oder Dichtung sich vorgezeichnet hatte.

Die Composition und Anordnung dagegen besteht in Vertheilung der Gegenstände, welche sich der Künstler durch seine Erfindung gleichsam zubereitet hat. Aus einem Mißverständnisse, welches sich in den Schulen der Maler und in den Vorstellungen der Dilettanten eingeschlichen hat, ist der Irrthum entstanden, daß man glaubt, es komme bei der Erfindung und Composition allein auf das an, was schön ins Gesicht fällt, auf Mannichfaltigkeit der Gegenstände und ihre verschiedenen Richtungen und Gegensätze, wobei man das Edelste, die Bedeutung, als Hauptbestandtheil der Erfindung ganz vergißt.

Manche Unwissende haben sich zu sagen erkühnt, Raphael habe nicht zu componiren verstanden. Denn sie haben vielleicht nur irgend ein Madonnenbildchen im Kopfe, nicht aber die prachtvollen Werke des Vatikan, und aus der Apostelgeschichte, die er für Teppiche arbeitete, von denen man selbst hier in Madrid eine vollständige Folge zu betrachten Gelegenheit hat, welche sich im Besitze des Herzogs von Alba befindet. Wenn aber auch weder diese, noch die Kupferstiche von Raphaels Werken hier zur Hand wären: so würde doch das fragliche Gemälde allein zur Ueberzeugung von seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit in diesem Punkte dienen. Wer verstand sich besser auf das Gleichgewicht in der Composition, auf das Pyramidalische der Gruppen, auf den Contrast der Glieder bei abwechselnden Bewegungen der Figuren und auf die unendliche Mannichfaltigkeit der Stellungen, so daß seine göttlichen Werke in allen ihren Theilen wie belebt scheinen? Wer verstand so, wie er, die Anzahl der Figuren zu bestimmen, die gerade nöthig waren zu einer Geschichte, und dann sie so zu benutzen, daß keine müßig oder unnütz blieb? Wenn er sich nur sparsam und selten gewisser gewaltsamen Bewegungen bediente, so geschah es, um den rechten Ausdruck hervorzubringen, und den Gemüthszustand der Personen, die er vorstellt, mit dem Pinsel wiederzugeben, da es immer unwahrscheinlich ist, daß ein Mensch, welcher nachdenkt, Bewegungen machen sollte, wie einer der da kämpft, läuft oder geht. Nach Maaßgabe dessen muß der Edle von dem Niedrigen, muß das Alter und die Jugend und die ganze Mannichfaltigkeit der natürlichen oder zufälligen Zustände bei einer guten Composition unterschieden werden, wie man dieß in Raphaels Werken als eine Eigenschaft wahrnehmen kann, die der Erfindung untergeordnet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstgeschichte.

Die Nürnbergischen Künstler, geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken ꝛc.

(Beschluß.)

Das Sebaldusgrab zu Nürnberg ist, wie oben bemerkt, der eigentliche Gegenstand der Abhandlung und sie kommt nach jenen Digressionen auf dieses „kunstreichste unter allen Kunstgebilden Peter Vischers" zurück. In Bezug auf dasselbe werden nun alle bekannteren Data zusammengestellt und durch die beigefügten Anmerkungen noch vervollständigt oder berichtigt. Nach einer kurzen Erzählung der Legende vom heiligen Sebaldus aus Dänemark und wie ihn Papst Gregor II. nach Deutschland gesandt, das Evangelium zu predigen, wie er sodann seine Begräbnißstätte bestimmt und seine Gebeine Wunder gewirkt haben, wird die Geschichte des ihm am 19. Juli 1529 von Peter Vischer errichteten Denkmals erzählt.

Bei Beurtheilung dieses Kunstwerks in Beziehung auf den Gesammteindruck sowohl als seinen einzelnen Theilen nach sucht der Verf. so viel möglich der freien Beweglichkeit und dem überall originellen Streben der Phantasie des genialen Meisters nachzukommen, und so in einer zerlegenden Kritik die verschiedenen Elemente zum Verständniß zu bringen. Da die bekannten Stiche, welche jetzt in Jedermanns Händen sind, jede Beschreibung, wenn sie nicht in einer Ausdehnung wie in vorliegendem Hefte, gegeben werden kann, entbehrlich machen, so müssen wir uns begnügen, im Allgemeinen auf die Ausführlichkeit und das sehr Belehrende dieses Theiles der Abhandlung aufmerksam gemacht zu haben. Wir bemerken daher nur noch, daß die an den vier Ecken befindlichen Sirenengestalten der Abhandlung in einem sauberen Kupferstich beigegeben sind, und daß die letzte Anmerkung einer mündlichen Ueberlieferung gedenkt, nach der die Knabengestalt des Christus eine neue Ergänzung von geringem Kunstwerth ist, da der von Vischer gegossene, der als Figur und auch in der Idee, welche der Meister ausführte, den Schlußstein des Ganzen ausmachte, entwendet worden war, worauf schon vor geraumer Zeit, vor sechzig Jahren etwa, der jetzt vorhandene an dessen Stelle gesetzt wurde.

In dem Anhang zu diesem Heft befinden sich außer den bereits von uns für das dritte Heft benutzten Nach-

trägen auch dergleichen Ergänzungen zum ersten und zweiten. Das Verzeichniß der Arbeiten Adam Krafft's wird daselbst mit einem neuen vermehrt: 1) In Schwabach beim Eingang des Chors ein Sacramenthäuschen, einigermaßen dem in der Lorenzerkirche zu Nürnberg ähnlich. 2) Ein dergleichen, nur niedriger und einfacher, in der Kirche zu Kalchreuth, etwa drei Stunden von Nürnberg, ohne Jahrzahl und Umschrift, aber unstreitig von Krafft verfertigt, 30 Fuß hoch. 3) In der Kirche zu Fürth ebenfalls ein seit der im Jahr 1830 vorgenommenen Reparatur als Krafft'sche Arbeit anerkanntes Sacramenthäuschen, 24 Fuß hoch, in der Mitte 4 Fuß 3 Zoll breit. 4) Zu Kazwang, einem Dorfe 5 kleine Stunden von Nürnberg, ein nur 21 Fuß hohes Sacramenthäuschen, dessen mittlere Breite 3 Fuß 3 Zoll mißt.

Zum zweiten Hefte werden einige Nachträge zu den Katalogen über die Kupferstiche von C. und H. Guttenberg mitgetheilt, welche theils in Zusätzen, theils in Berichtigungen irriger Angaben bestehen.

Brn.

Kunst-Anzeige.

Allen Freunden der Kunst wird die Anzeige gemacht, daß die werthvolle Kunstsammlung des sel. Herrn Antistes und Dekan, J. W. Veith, zu Schaffhausen in der Schweiz, ehemaligen Pfarrers zu Andelfingen, Kantons Zürich, zu verkaufen steht.

Mehr als fünfzig Jahre sammelte der Verstorbene diese Kunstschätze mit Liebe, feinem Kunstsinn und grossem Kostenaufwand. Von allen hohen Durchreisenden aller Nationen, aus fürstlichen, königlichen und kaiserlichen Häusern ward dieselbe besucht und mit hohem Beifall gesehen.

Diese Kunstsammlung besteht zuerst aus den ausgezeichnetsten Produkten der berühmtesten Künstler, besonders des Schweizerlandes. Unter diesen sind: Salomon Geßner, Salomon Landolt, Ludwig Heß *), Bidermann Aberlin, Heinrich Lips, Jakob Merz, Mind, Heinrich Fueßlin, Schellenberg, Conrad und Emanuel Steiner ꝛc. Auch von Rembrand, Dietrich, Holbein, Paul Veronese finden sich ausgezeichnete Arbeiten hier, und selbst eine Skizze von Raphael. Besonders verdient noch herausgehoben zu werden ein Johanneskopf nach Dominichino von Eßlinger, als ein wahres Meisterwerk in Aquarell, das an Reinigkeit und Kraft neben jedem Bilde in Oel seinen Platz behauptet, und ganz den Geist seines hohen Originals athmet, das um eine große Summe in die kaiserliche Gallerie nach Petersburg verkauft worden ist. Eben so ausgezeichnet ist eine Mater dolorosa von Becker, en miniature auf Elfenbein, welche die Bewunderung aller Kenner erregt.

Unter den Malereien in Oel steht als Hauptstück oben an: Ariost von Tizians Hand gemalt, ein Brustbild; ferner ein herrliches Crucifix von Van Dyck; die Wiederkunft aus Aegypten von Carl Maratti; mehrere Holbein, z. B. der Hinscheid der Jungfrau Maria, Erasmus, eine Madonna mit dem Kinde in einer Nische ꝛc., besonders aber der Kopf eines so eben auf seinem Bette Verstorbenen (darüber verweisen wir auf Füßlins Lebensgeschichte berühmter Schweizerkünstler, Band I. S. 31); ferner David mit dem abgehauenen Haupte Goliaths, von Guido Reni, ein Porträt von Van Dyck, von Tobias Stimmer, von Greuze, ein prachtvolles Bild, Salomon Landolt, der Maler, Kniestück von Oeri; mehrere ausgezeichnete Bilder von Samuel Hofmann, Diog. Anton Graf, Hofmaler des Königs von Sachsen; eine Sibylle von Guercino; eine kleine Landschaft von Schwanenfeld; die Nacht von Correggio, von Graf in Dresden; Mondschein von Everdingen; Landschaften von Breughel, von Schalch ꝛc. ꝛc.

Alle diese Gemälde sind meist in schöne goldene Rahmen, nach neuestem Geschmacke, gefaßt; die Gouache-Gemälde und Aquarellerien ebenfalls und hinter schönen Gläsern.

Außer dieser Gemäldesammlung findet sich eine nicht minder werthvolle Sammlung von Holzschnitten, Handzeichnungen und Kupferstichen der berühmtesten Meister aus allen Schulen, worunter ausgezeichnete Drücke und vorzügliche Seltenheiten sind. Besonders reich ausgestattet ist die ältere italienische, deutsche, niederländische und französische Schule, worin die Werke der größten Meister glänzen. Eine fast vollständige Sammlung der Werke von Chodowicky, von Lips und von Jacob Merz, welches letztere den ganzen Stufengang dieses ausgezeichneten, für die Kunst zu frühe verstorbenen Künstlers darstellt, und darum besonderes Interesse für Künstler und Liebhaber hat.

In dieser ganzen Kunstsammlung verdienen noch besonderer Erwähnung ein in seiner Art einziges Crucifix von Elfenbein; ein herrlich erhaltenes Brevier vom Jahr 1400 mit sehr schönen Malereien, Arabesken und mit Gold verziert. Ferner zwei antike Büsten, Solon und Chrysippus, in Elfenbein auf Marmor, Hautrelief, beide von gleicher Größe und vom gleichen Meister.

Die Zahl der Oelgemälde belauft sich auf 138, die der Gouache- und Aquarellaemälde auf 162, die der Kupferstiche, Handzeichnung und Holzschnitte auf mehr als 6000 Stücke.

Alle diese Kunstgegenstände werden nun öffentlich zum Verkaufe angeboten. Sollte sich nun ein Käufer für das Ganze finden, oder für die Malereien und die Kupferstiche, Handzeichnungen und Holzschnitte besonders, so würde man billige Bedingnisse eingehen. Sollte dies innerhalb einer Zeitfrist von einem halben Jahre a dato nicht der Fall seyn, so würde man nach zuvor verbreiteten gedruckten Katalogen den Weg der Versteigerung einschlagen.

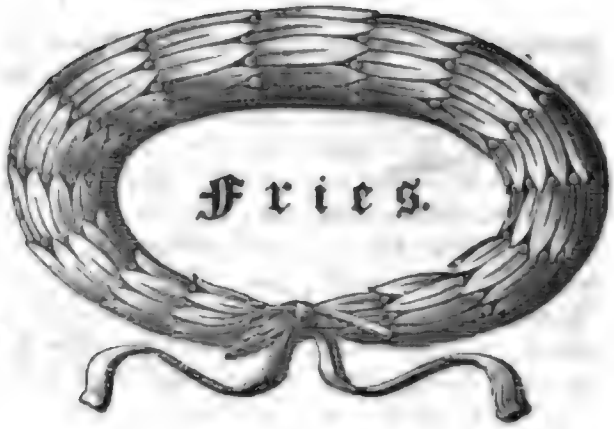
Kauflustige belieben sich an den Unterzeichneten persönlich oder in frankirten Briefen zu wenden.

Den 23. März 1833.

Pfarrer J. C. Mezger
in Schaffhausen in der Schweiz.

*) Nebst vielen andern vortrefflichen Stücken findet sich hier das vorzüglichste Bild dieses großen Künstlers, welches man dem Besitzer um eine bedeutende Summe in eine deutsche Gallerie abkaufen wollte, von dem sich aber derselbe nicht trennen konnte, weil es von dem Freunde mit besonderer Liebe für ihn gemalt ward, und er ihm selbst schrieb: „Da hast Du Alles, was meine Kräfte vermögen."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 34. — 1. April 1833.

Staatswissenschaft.

(Beschluß.)

21) Die Verfassung und Verwaltung deutscher Staaten, nach staatsrechtlichen Ansichten historisch-politisch dargestellt und geprüft von J. F. Fries. (Neue Ausgabe der Schrift: Vom deutschen Bund und deutscher Staatsverfassung.) Heidelberg, Winter, 1831.

Seltsam sticht die nüchterne Vorrede zur zweiten Auflage mit der begeisterten Einleitung der ersten ab. Nicht ohne Wehmuth erinnert man sich jener Zeit der patriotischen Schwärmerei, da man in der blutigen Abendsonne Napoleons die Morgensonne der Freiheit zu sehn glaubte. Es geht einem dabei wie dem Karl Moor, der weinerlich seufzt: „es war ein Knabengedanke.“ Und er war es, denn es ist allerdings der Kinderei erschrecklich viel mit untergelaufen. Fries war einer von den Wenigen, welche die Begeisterung theilten, ohne die sie begleitenden Narrheiten. Seine Wünsche waren äußerst mäßig, friedlich, loyal, und es ist kaum begreiflich, wie man in diesem wohlwollenden Geist irgend eine Gefährlichkeit oder nur Gehässigkeit hat aufspüren wollen. Seine Grundansicht ist in Folgendem niedergelegt. „Verfassungen, die ein republikanischer Geist bildete, dienen, wenn der Geist sie verlassen hat, dem willkührlichsten Despotismus zur Behausung. Vergleiche man da nur Rom als Republik mit dem Reiche der Imperatoren und dessen Wechsel von Tyrannen und guten Regenten. Lasset die Senatoren zu blödsinnigen Jaherren werden und ihr könnt mit aller Schonung der Formen den gewaltthätigsten Despotismus spielen lassen. Eine glückliche Mäßigung im englischen Gemeingeist läßt diesem seine Verfassungsformen so wohl anstehen, während jeder ähnliche Versuch bei den unruhigen Franzosen nur auf einen Wechsel von Anarchie mit Despotismus führte. Nicht die Formlosigkeit der englischen Verfassung, sondern der das ganze Volksleben durchathmende Gemeingeist, mit eigener brittischer Mäßigung verbunden, bringt dort das Gute. — Die Geschichte zeigt uns hier zwei Verhältnisse. Das gesunde Völkerleben ist das, in welchem der Geist die Formen beherrscht; für dieses suchen wir guten Rath, der andere Fall dagegen ist der, wo die vom Geiste verlassenen Formen allein stehen. Wo die Uebermacht des eigenen Geistes ganz fehlt, da haben diese Formen der Gewöhnung in der Geschichte der Völker, je geistiger sie sind um so mehr, vor allem also die religiösen, eine unüberwindliche Gewalt. Unter dieser Herrschaft läuft die Geschichte Asiens seit Jahr-Tausenden fort. Solche vom Geiste verlassene erstarrte Formen schützen allerdings durch ihre Ordnungen gegen die wildeste Zerstörung, ge-

gen weltlichen und geistlichen Despotismus, geben aber dagegen diesem Despotismus innerhalb der Schranken, zwischen denen er spielen kann, desto größere Kraft, indem sie ihm einen Anschein von Recht bringen. So finden wir die Lebensordnung unter Menus Gesetzgebung in Hindostan, so zeigen es alle dauernden großen Reiche in Asien; alle Förmlichkeiten und Reichsgesetze in China; das türkische Reich mit seinen Einrichtungen der Janitscharen und allen weitläuftigen Formen des Serails. Eben so erscheint die Cölibats-Despotie in Thibet und Rom, bei deren Abschaffung eigentlich kein Mensch etwas verlöre. Endlich auf das aller hartnäckigste vertheidigen sich so bloße Formen des Religionswahnes, wie bei den Parsen und Juden; selbst in den possenhaftesten und abgeschmacktesten Thorheiten, wie sie sich z. B. in den religiösen Gebräuchen der Juden und der lamaischen Mongolen finden. — Wir aber wenden uns an den lebendigen Geist, der nach der Herrschaft über seine Formen strebt. Da heißt es: Verfassungsformen werden ohne den Geist im Volke nichts entscheiden, wiewohl sie mit dem Geiste wirkend bald hemmen bald fördern werden. Die Kräfte, welche hier allein in lebendiger Gegenwirkung sind, sind die ausübende Macht der Regierung und die öffentliche Meinung des Volks. Daher wird die Stimmung des Gemeingeistes im Volke hier das erste entscheidende. Wir können ähnlich der Unterscheidung, welche Montesquieu für das Lebensprincip despotischer, monarchischer oder republikanischer Staaten gibt, hier drei Gestalten des Volkslebens unterscheiden. — Die unterste ist diejenige, wo dem Volke aller Gemeingeist fehlt. Hier kann es nur durch die Furcht zu einer größeren Masse zusammengebildet werden. Furcht unterwirft jeden Untergebenen im Heer seinem Obern, bis zum Herrn des Heeres, und die Furcht vor dem Heer bändigt das Volk. Dies ist der vorherrschende Geist der afrikanischen und asiatischen Despotien. — Neben diesem stehen zwei Stufen des lebendigen Gemeingeistes, eine des passiven, die andere des aktiven. Aktiver Gemeingeist zeigt hier die volle gesunde Kraft des jugendlichen blühenden Volkslebens. Hier lebt das Volk in einer ihm selbst klaren Stimmung für Vaterlandsliebe und Volksehre oder für Religionsmeinung. Republikanische Tugend schlingt ein geistiges Band um alle, läßt den Einzelnen leicht sich aufopfern. Diese Stimmung wird in der Regierung leben wie im Volk, beide sind für den Zweck des öffentlichen Lebens leicht einig. — Geschichtlich wird die Gewalt dieses Gemeingeistes nur recht hervortreten können in Zeiten der Noth und des Kampfes. Ruhigere Zeiten gestatten ihm nur sanftere Bewegung, wenigstens in der Begierde zuzugreifen, Theil zu nehmen an allen Dingen des öffentlichen Wohls, leicht aber wird sich dann seine Kraft und Gluth abspannen und abkühlen, in gebildeten Völkern zu jenem nur passiven Gemeingeist, der das Lebensprincip der meisten europäischen Völker zu seyn pflegt. Nicht eine feste Richtung der Willenskraft ist es dann, in der der Gemeingeist des Volkes lebt, sondern nur die Urtheilskraft wird von der öffentlichen Meinung in Anspruch genommen. Es gibt hier öffentlich herrschende Meinungen über Lebensansichten, und jeder einzelne huldigt in seinem Leben diesen allgemeinen Meinungen, der Mode seines Volkes. Das führt zu keiner Aufopferung für das Ganze, (vielmehr erscheint die Aufopferung dem reichen Pöbel in solchen Völkern meist als eine Albernheit, wahre Vaterlandsliebe wohl gar als gefährliche Schwärmerei,) aber doch zu dem Triebe sich in der Gesellschaft auszuzeichnen, in der Meinung der Leute etwas zu gelten. Mit Herrschsucht und Habsucht der Despotien, verbindet wenigstens sich noch die Ehrsucht. Dies sind die Länder des Verdienstadels und der Ritterorden. In ruhiger Fortbildung kann hier großes und schönes gelingen für Wissenschaft und Kunst und Staat, wenn die intellektuelle Bildung der öffentlichen Meinung hoch genug gestiegen ist. — Bei aktivem Gemeingeist lebt die Regierung im Volk und wird von dessen mächtigem Geiste fortgeführt. Freilich gibt es auch böse Geister im Völkerleben! Römer und Franzosen wurden von eignem Geist getrieben, es war der Geist des kriegerischen Ehrgeizes und der Eroberung, der sich in Plünderungswuth vernichtete und sein Volk in Knechtschaft stürzte. — Wer nun soll uns den guten Geist herbeirufen und erhalten? Sicherer als alles andere die steigende Ausbildung. Diese kann den Gemeingeist anstatt einer gleichsam instinktartigen Vaterlandsliebe zu einem besonnenen öffentlichen Urtheil der höheren Stände machen. Führt nun dieselbe Bildung die Regierung zu vaterländischen Gesinnungen, so wird sie durch die Publicität ihrer Maximen eine Treue und einen Glauben zwischen sich und ihrem Volke stiften, welche den ruhigen Gehorsam sicherer herbeiführen werden, als Polizei- und Militärgewalt."

Kann man edler, kann man wahrer über das sprechen, was in der Politik zu wünschen wäre? Aber freilich, wie jener böse Geist zu bannen ist, das hat uns der menschenfreundliche Philosoph nicht sagen können. Unerklärlich und unbezwinglich bleibt jene dunkle Naturgewalt, welche die Völker aus der Sicherheit des Friedens und vom nahen Ziel der bürgerlichen Tugend wieder fortreißt zu der abentheuerlichen Lust des Kriegs, zu dem prächtigen Schauspiel des Schreckens, zu der Erhabenheit des Verbrechens. Es ist, als ob ein poetischer Dämon die Alltäglichkeit in der Geschichte nicht vertrüge, und den reizvollen Wechsel, die großen Kontraste, und die Erprobung des Schönen im tragischen Uebergange suchte.

22) Regierungslehre von K. S. Zachariä. Zweiter Band. Heidelberg, Oswald.

Dieser Theil beschäftigt sich mit dem Schutz, den der Staat den höhern Zwecken der Menschheit schuldig ist, also mit dem Verhältniß des Staats zur Kirche, Schule, Literatur. Auch Zachariä ist geneigt, dem Staat nur eine prohibitive Gewalt zuzuerkennen, welche nur aus dem Wege räumen soll, was den Zweck der Kultur hindert. Ob er aber diese Gewalt nicht immer mißbrauchen wird, um diesen Zweck willkührlich zu bestimmen, und zuweilen eben dieser Kultur Hindernisse in den Weg zu legen, anstatt sie hinwegzuräumen? Zachariä läugnet dies nicht. Kein Theoretiker kann billiger gegen die Erfahrung seyn, ja Zachariä kennt die Welt so gut, daß er nicht ohne eine gewisse Schüchternheit Rathschläge gibt. In der That, wer lange genug die Schlechtigkeit der Menschen angesehn hat, fängt endlich an zu erröthen, ihnen noch etwas Gutes zuzutrauen. Zachariä verlangt nichts Absolutes und Normales, er will, daß man Ort und Zeit wohl bedenke, und die Unberechenbarkeit der Menschen. „In der Staatskunst wie in der Physik sind die Imponderabilien zu erforschen.“ Und dies sind der Charakter, der Glaube, die Meinung, die Mode, die unerklärbaren Sympathien, die geistigen Miasmen und Epidemien der Zeit. Das Recht, ja die Wahrheit selbst werden relativ bei diesem in allen Farben schillernden Geschlecht. Daher ist es unserm Verfasser auch nicht sowohl darum zu thun, zu zeigen, was unter allen Umständen seyn soll, sondern vielmehr nur, was unter diesen oder jenen Umständen seyn kann, und zu seyn pflegt. Er bezeichnet die zum Recht sich steigernden Bedürfnisse, und die zur Macht gelangenden Kräfte im Staate nach ihrem natürlichen Ursprung und Entwicklungsgange, so wie nach ihren natürlichen Grenzen, und nach den in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern mannigfach wechselnden Formen.

Französische Literatur.

Revue des deux mondes 1832. Paris. 24 Livraisons.

Es ist nun ungefähr vierzig Jahre her, daß die Reformation in der französischen Poesie begann und zwar mit André Chenier's Gedichten, und auch die Prosa erhob sich in seinen Etudes und in seinen harmonies de la nature, bald darauf vervollkommte sie sich noch in Corinne, René und in Charles Nodier's Romanen. Alles dies sind Nachklänge von J. J. Rousseau'schen Anklängen. Aber erst vierzehn Jahre nach A. Chenier und nach den ersten méditations poétiques ging aus diesen beiden elfenbeinernen Pforten die eigentliche neuere Poesie Frankreichs hervor mit ihrer neuen Sprache, ihrer neuen Farbe und ihrer Melodie, wie sie das verjüngte Geschlecht will und braucht, um darin mit größerer Wahrheit seine Gefühle auszudrücken. Bis dahin war die Poesie bedeutend untergeordnet gewesen, denn sie hatte sich in ihren alten Hindernissen und Schwierigkeiten nicht leicht erheben können zu neuern Ideen und Inspirationen. Wenn sich J. J. Rousseau, Chateaubriand, Benjamin Constant und die Staël in Versen versuchten, so ging es ihnen wie unserem Jean Paul, sie glichen Minerven, die einst am Rand eines Brunnens Flöte spielen wollte, aber die Flöte ins Wasser warf, als sie sich darin so mit verzogenem Gesicht erblickte. Jene Prosatoren meinten, die französische Poesie sey mit Corneille, Racine und la Fontaine abgeschlossen und begraben und könne nicht mehr erweckt werden. Dieser Meinung sind auch wir mit Erlaubniß aller der hübschen Talente der neuen französischen Dichterschule. So viel aber ist gewiß, seit 1819 hat sie sich vielfach bewegt, hat Vieles versucht, Vieles nachgemacht, viel Fremdes sich angeeignet, sie hat Vieles hervorgebracht, manches gar Wackere und rührt sich noch thätig; aber etwas so Vollendetes in seiner Art wie jene Heroen des Siècle de Louis XIV. konnte sie bisher nicht leisten; vieles von dem Guten in Gedanke, Form und Art ist der Fremde, besonders Deutschland, entlehnt oder nachgebildet und hat wenig heimathlichen Stempel; Manches ist bizarr, gezwungen, gesucht, grell und aufgetrieben, aber nicht poetisch. Die französische Dichterschule von 1819 bis 1835 kann schon jezt in drei Abschnitte geschieden werden. Von 1819 bis 1827 stand sie zuerst unter dem doppelten Einfluß von André Chenier und Lamartine's ersten Méditations, desgleichen in der Nachahmungsepoche, wo Alle auf Byron und Scott sahen. Neugriechenland, die Bemühungen der Bourbonischen Restauration um Wissenschaft und Kunst waren Lieblingsgegenstände; es herrschte in der Dichtung eine gewisse vage Melancholie, ein ritterlicher Anklang, ein Hang zum Idealen, aber eine große Vollendung in den Einzelnheiten. In diesen Cyklus gehören A. Chenier, Lamartine, Soumet, Guiraud, Delavigne, Lebrun und Delatouche. Der geniale Beranger, der immer seinen eigenen Weg wandelte, stand auch ganz außer dem Kreis der Genannten und hielt sich frei von jeder Schule. Gegen das Ende dieses Zeitraums erschienen auch Lamartine's zweite Méditations und sein mort de Socrate, desgleichen die ersten Oden Victor Hugo's und mehrere Gedichte von A. de Vigny. Dies war unstreitig die beste Zeit, denn nie standen Lamartine und Victor Hugo höher, nie sang Beranger ergreifender. — In dem Zeitraum von 1827 bis zu den Pariser Juliustagen 1830 erhielt die dramatische Poesie

das Uebergewicht durch Victor Hugo, der sich leider für einige Zeit von der lyrischen Dichtkunst abwendete. Nun wurde die Kunst als solche sorgfältiger aber auch ängstlicher angebaut, viel Imagination zeigte sich in der Ausmalung, die Geschichte ward dramatisch aufgefaßt und in die Dichtkunst übergetragen, wie im Cinq-Mars Cromwell, aber auch bisweilen zur Karrikatur gemacht, wie in Hernani; man studirte das Mittelalter besser und beschäftigte sich viel mit Dante und Shakespeare, die zur Mode wurden; die Sprache und der Rhythmus gewannen sehr und bewegten sich freier; auch in der Malerei des häuslichen und Familienlebens wurden starke und manchmal grelle Farben aufgetragen. Von großem Nutzen war Dubois trefflicher Globe so lange er noch rein literarisch war. In das Ganze mischte sich am Ende des Zeitraums Platonische, Kantische, Dantische und Alexandrinische Philosophie, manchmal auch nur abgerissene Splitter davon. Das Theater ward unbändiger und leidenschaftlicher, und Beides galt für Wahrheit. Die ganze Dichterschule fing an sich zu lösen, denn die jungen Talente gingen in verschiedenen Richtungen aus einander, als die Juliustage 1830 kamen. Durch sie verlor sich vollends aller Zusammenhalt, es verschwand aller Mittelpunkt, alles Wirken einer Schule und dadurch ward es in Frankreich gerade wie in Deutschland, ja die Zerstreuung ward da noch ärger, so daß jeder jezt den Weg geht, den er für gut hält, ja sogar sehr eifersüchtig ist auf seine gänzliche Freiheit, Unabhängigkeit und Ungebundenheit. Lamartine sammelt im Orient neuen Stoff für seine Dichtung, Beranger wird bald seinen Schwanengesang hören lassen. Diese neueste Abtheilung der modernen Schule besteht großentheils aus jungen Männern voll Eifers und Strebens, die sich aber oft in Mitteln und Wegen vergreifen, um neu zu seyn und Effekt zu machen. Von diesem fieberhaften Streben sind nur wenige frei.

Unter den bisherigen Journalen dieser jüngsten Dichter- und Schriftstellergeneration sind besonders drei anzuführen, die Revue de Paris, der Artiste und die Revue des deux mondes. Leztere besteht erst seit zwei Jahren und hatte anfangs einen geographischen Charakter. Dieser hat sich später verloren und sie enthält nun eine Reihe geistreicher Aufsätze, Auszüge und Beurtheilungen erschienener Werke. Hier arbeiten Fauriel, Ampère, Mägnin, Alfred de Vigny, Alexandre Dumas, Jouffroy, Lerminier, Edgard Quinet, Saint-Beuve, Gustave Planche, Victor Hugo u. A. zusammen; Loeve-Veimars übersezt aus dem Deutschen und überdies hat das Journal noch an Amédée Prevost aus Genf, jezt in München, einen tüchtigen Mitarbeiter für die deutsche Literatur, besonders für die Philosophie, mit der sich dieser ausgezeichnete junge Gelehrte schon seit mehreren Jahren beschäftigt und in deren Studien er für die Franzosen manche Lücke ausfüllen dürfte, die Cousin gelassen hat. In dieser Revue, die jezt unstreitig Frankreichs bestes literarisches Journal ist, herrscht eine reiche Abwechslung: literarische Archäologie, Kunst des Mittelalters, dramatische und lyrische Bruchstücke, Reisen, Völkersitten, fremde Literatur, Philosophie, Politik u. s. w. Aus dem neuesten Heft heben wir einige Sonette auf italienische Maler aus, die etwas an die Sonette erinnern, die F. Schlegel vor dreißig Jahren und nach ihm eine Menge junger deutscher Reisenden über denselben Gegenstand geschrieben haben. Sie sind von Auguste Barbier und gehören zu den besten dichterischen Erzeugnissen unserer Tage, denn ihnen sind nicht die Vorwürfe von Manier und Aufgeschwollenheit zu machen.

Michel-Ange.

Que ton visage est triste et ton front amaigri!
Sublime Michel-Ange, ô vieux tailleur de pierre,
Nulle larme jamais n'a baigné ta paupière,
Comme Dante, on dirait que tu n'as jamais ri.

Hélas! d'un lait trop fort la Muse t'a nourri,
L'art fut ton seul amour et prit ta vie entière;
Soixante-ans tu courus une triple carrière
Sans reposer ton coeur sur un coeur attendri.

Pauvre Buonarroti! ton seul bonheur au monde
Fut d'imprimer au marbre une grandeur profonde,
Et puissant comme Dieu, d'effrayer comme lui:

Aussi, quand tu parvins à ta saison dernière,
Vieux lion fatigué! sous ta blanche crinière
Tu mourus longuement plein de gloire et d'ennui.

Raphael.

Salut, ô Raphael! Salut au frais génie!
Jeune homme plein de grâce et de sérénité,
En tous lieux où l'on aime et l'on sent la beauté
Que ton nom soit loué, que ta main soit bénie!

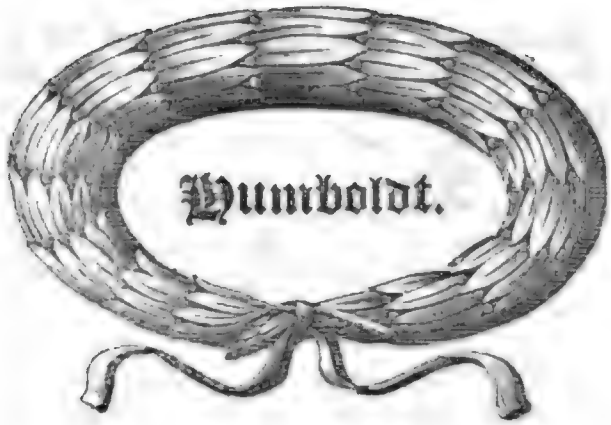
Salut, douce candeur à la paleur unie,
Ovale aux cheveux bruns sur un beau col monté,
Cygne mélancolique, enfant de Volupté,
Toujours prêt à chanter l'amour ou l'harmonie;

Salut! Ah, Raphael, on a beau fuir tes yeux
Et les doux airs penchés de ton front gracieux,
On ne peut oublier ton image chérie:

Toujours on te revoit, lys aux chastes couleurs,
Comme un ange accoudé sur des touffes de fleurs,
Ou comme un autre enfant de la vierge Marie.

Diese zwei Sonette beweisen übrigens etwas sehr Erfreuliches, nämlich daß sich auch der vor Kurzem noch so enge Kunstsinn der Franzosen erweitert und vervollkommt hat. Es ist noch gar nicht lange her, daß man bei dem Namen Raphael und Michelangelo kalt in Frankreich blieb, höchstens ein frostiges Wort frostiger Bewunderung nachsagend über sie hinwarf, während man sich um Leute wie David, Girodet, Gros und andere Mittelmäßigkeiten der modernen französischen Schule lobend und preisend fast zerriß. Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 35. — 3. April 1833.

Aussereuropäische Reisen.

1) Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents, in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von Alexander von Humboldt und A. Bonpland. Sechster Theil. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dieser Theil des berühmten Reisewerks enthält eine sehr ausführliche Schilderung der Antillen und der gegenüberliegenden Küste Mittelamerikas. Auch hier wieder bewährt sich der im Naturgebiet alles umfassende, alles durchdringende Blick Humboldts, den wir desfalls schon früher einmal mit dem Feldherrnblick Napoleons verglichen haben. Es ist ihm eben so geläufig, in großartige Linien den Umriß eines Landes, eines ganzen Welttheils zu zeichnen, als in das minutiöseste Detail der astronomischen, meteorologischen und chemischen Berechnungen einzugehn. Obgleich vorzugsweise Naturforscher, beschäftigt sich doch Alexander von Humboldt auch mit den statistischen und politischen Verhältnissen der von ihm durchreisten Staaten, und was ein so großer Kenner hierüber sagt, muß uns um so wichtiger seyn, als Amerika je mehr und mehr politisches Interesse erregt.

Zuerst hebt der Verfasser die für den Welthandel und die amerikanische Politik so hohe Bedeutung der Insel Cuba hervor. „Die Insel Cuba ist nicht blos unter den Antillen die größte (ihre Grundfläche ist von der des eigentlichen Englands, ohne die Landschaft Wales, nur wenig verschieden); sie bietet auch durch ihre schmale und verlängerte Gestaltung eine solche Küstenentwicklung dar, daß sie gleichzeitig sich Hayti und Jamaika nähert, der südlichsten Provinz der vereinten Staaten (Florida) und der östlichsten Provinz des merikanischen Staatenbundes (Yukatan). Dies Verhältniß verdient die höchste Aufmerksamkeit, indem Länder, welche durch eine Schifffahrt von zehn bis zwölf Tagen mit einander Verkehr haben, Jamaika, Hayti, Cuba und die südlichen Theile der vereinten Staaten (von der Louisiana bis in Virginien) über zwei Millionen achtmalhunderttausend Afrikaner enthalten. Seitdem Santo-Domingo, die Floriden und Neu-Spanien vom Mutterlande getrennt sind, hängt die Insel Cuba nur noch durch gemeinsamen Kultus, durch Sprache und Sitten mit den Nachbarlanden zusammen, die Jahrhunderte hindurch gleichen Gesetzen gehorcht haben. Vor allen andern spanischen Besitzungen hat diese Insel ausgezeichneten Wohlstand erreicht, und seit den Unruhen auf St. Domingo ist der Hafen der Havannah zum Rang

der ersten Handelsplätze der Welt emporgestiegen. Ein glückliches Zusammentreffen politischer Verhältnisse, die Mäßigung, welche von den Kronofficieren bewiesen ward, nebst dem Betragen der Einwohner, welche geistreich und klug und für ihren Vortheil sehr regsam sind, haben der Havannah den ununterbrochenen Genuß des freien Tauschverkehrs mit dem Auslande gesichert. Die Insel Cuba, welcher seit langer Zeit vom Madrider Hofe eine große Handelsfreiheit weislich eingeräumt worden ist, führt auf erlaubten und unerlaubten Wegen nur an eigenthümlichen Erzeugnissen in Zucker, Kaffee, Taback, Wachs und Häuten für einen Werth von mehr denn 14 Millionen Piaster aus. Es trifft dies bis auf einen Drittheil damit zusammen, was Mexiko zur Zeit des größten Flors seiner Bergwerke an edeln Metallen lieferte. Man kann sagen, es seyen Havannah und Vera-Cruz für das übrige Amerika, was New-York für die vereinten Staaten ist. Die Ladungen von 1000 bis 1200 Kauffahrteischiffen, welche alljährlich in den Hafen von der Havannah einlaufen (die kleineren Fahrzeuge der Küstenschifffahrt ungerechnet), steigen auf 150,000 oder 170,000 Tonnen an. Darüberhin sieht man noch mitten im Frieden selbst nicht selten 120 bis 150 Kriegsschiffe in den Hafen der Havannah einlaufen. Die Ansicht von Havannah an der Einfahrt des Hafens ist eine der reizendsten und vorzüglicherweise pittoresken unter allen, die nordwärts dem Aequator auf dem Küstenlande des äquinoktialen Amerikas angetroffen werden mögen. Zwar zeigt diese durch Reisende aller Nationen berühmt gewordene Gegend jenen üppigen Pflanzenwuchs keineswegs, der die Flußufer des Guayaquil schmückt, und eben so wenig die wilde und imponirende Größe der Felsenküsten von Rio-Janeiro, zweier Meereshafen der südlichen Hemisphäre; dagegen vereinbart sich jene Anmuth, welche in unseren Klimaten die Ansichten kultivirter Landschaften verschönert, mit den majestätischen Pflanzenformen und mit der Kraft, die sich im lebendigen Organismus der heißen Zone entwickelt."

An die Schilderung dieser und der übrigen Antillen knüpft aber Alexander von Humboldt die lebhafte Besorgniß, daß dieser schöne und wichtige Archipel durch Revolution in die Hände der Schwarzen fallen werde, wenn nicht sehr bald das Sklavensystem gemildert werde. Die hierauf bezüglichen Stellen sind (man darf nur an die neuerdings wiederholten Negeraufstände auf Jamaika und andern Inseln denken) zu wichtig, als daß wir sie nicht ganz hieher setzen sollten. „Im ganzen Archipel der Antillen bilden die farbigen Menschen (Neger und Mulatten, Freie und Sklaven) eine Masse von 3,360,000 oder $^{53}/_{100}$ der ganzen Bevölkerung. Wofern nicht in Bälde die Gesetzgebung der Antillen und der farbigen Menschen Stand und Verhältnisse günstige Veränderungen erhalten, wenn man fortfährt zu rathschlagen statt zu handeln, so wird das politische Uebergewicht denjenigen zufallen, welche die Kraft zur Arbeit besitzen, den Willen, sich frei zu machen, und den Muth haben, andauernde Entbehrungen zu erdulden. Diese blutige Katastrophe wird eintreten als ein nothwendiges Ergebniß der Umstände, und ohne daß die freien Neger auf Haiti daran irgendwie Theil nehmen oder dem bisher befolgten Vereinzelungssystem entsagen. Wer möchte den Einfluß weissagen, welchen eine afrikanische Konföderation der freien Staaten der Antillen, zwischen Columbia, Nordamerika und Guatimala inneliegend, auf die Politik der neuen Welt ausüben würde? Die Furcht vor diesem Ereigniß wirkt unstreitig mächtiger auf die Gemüther als Grundsätze der Humanität und der Gerechtigkeit; aber auf jeder Insel halten die Weißen ihre Macht für unerschütterlich. Jedes gleichzeitige Handeln von Seite der Neger däucht ihnen unmöglich, und jede Aenderung, jede der dienstbaren Bevölkerung gemachte Einräumung achten sie für Feigheit. Nichts hat Eile: die furchtbare Katastrophe von St. Domingo ist nur eine Folge unverständiger Herrscher gewesen. Solche Täuschungen haften bei der großen Masse der Kolonisten auf den Antillen, und stehen nicht minder auch jeder Verbesserung des Zustandes der Schwarzen in Georgien und in den Karolinen entgegen. Die Insel Cuba mag eher als keine andere unter den Antillen dem großen Schiffbruche entgehen. Es zählt diese Insel 455,000 freie Menschen und 260,000 Sklaven; durch Maßnahmen, welche menschenfreundlich und klug zugleich sind, mag sie die allmählige Aufhebung der Sklaverei vorbereiten. — Auf dem Festlande des spanischen Amerikas hat die Eroberung, auf den Antillen, in Brasilien und in den Südtheilen der vereinten Staaten hat der Negerhandel die Elemente der ungleichartigsten Bevölkerung vereinbart. Es erscheint aber diese seltsame Mischung von Indianern, Weißen, Negern, Metis, Mulatten und Zambos, von allen jenen Gefahren begleitet, welche heftige und ungezähmte Leidenschaften in den schwierigen Epochen erzeugen, wo die Gesellschaft in ihren Grundlagen erschüttert eine neue Zeitrechnung beginnt. Was das verderbliche Princip des Kolonialsystems, dasjenige der auf gegenseitige Feindschaft der Kasten gegründeten Sicherheit, seit Jahrhunderten vorbereitet hat, das gelangt jetzt gewaltsam zum Ausbruch. Glücklicherweise war die Zahl der Neger in den neuen Staaten des spanischen Festlandes so unbedeutend, daß mit Ausnahme der in Venezuela verübten Grausamkeiten, wo die royalistische Parthei die Sklaven bewaffnet hatte, der Kampf zwischen den Unabhängigen und den Soldaten des Mutterlandes durch keine

Rache der servilen Bevölkerung blutiger geworden ist. Die freien farbigen Menschen (Neger, Mulatten und Mestizos) schlossen mit Wärme der Nationalparthei sich an, und die kupferige Race ist in ihrem furchtsamen Mißtrauen und mysteriösen Gleichgültigkeit den Bewegungen fremd geblieben, die auch ohne eigenes Zuthun ihr zum Vortheil ausschlagen werden. Die Indianer waren längst vor der Revolution arme und freie Landbauer; durch Sprache und Sitten abgesondert lebten sie von den Weißen getrennt. Wenn, der spanischen Gesetze und des Schutzes, welchen diese verleihen sollten, unerachtet, der Eigennutz der Corregidores und die Plackereien der Missionäre ihre Freiheit oftmals beeinträchtigt haben, so war immerhin der Unterschied groß zwischen diesem Zustand von Beschränkung und Druck, und hingegen der persönlichen Sklaverei der Neger oder der Leibeigenschaft der Bauern im Slaventheile von Europa. Die kleine Negerzahl und die Freiheit des Stammes der Ureinwohner, von denen Amerika über acht und eine halbe Million durch fremdes Blut unvermischt sich erhalten hat, sind es, welche Spaniens vormalige Besitzungen des Festlandes auszeichnen und derselben moralische und politische Lage völlig unterscheiden von derjenigen der Antillen, wo bei dem Mißverhältniß zwischen Freien und Sklaven die Grundsätze des Kolonialsystems sich aufs Kräftigste entwickeln konnten. In diesem Archipel, so wie in Brasilien (zwei amerikanische Länder, die nahe an drei Millionen zweimalhunderttausend Sklaven besassen) ist die Furcht hinsichtlich einer Reaktion der Neger und der den Weißen drohenden Gefahren bis auf jezt die wichtigste Stütze für die Sicherheit des Mutterstaats und für den Fortbestand der portugiesischen Dynastie gewesen. Kann aber wohl diese Sicherheit ihrer Natur nach von langer Dauer seyn? Kann sie die Unthätigkeit der Regierungen rechtfertigen, welche dem Uebel abzuhelfen versäumen, während noch Zeit dazu vorhanden ist? Ich zweifle sehr. Wenn, beim Einflusse außerordentlicher Umstände, die Besorgnisse sich mindern werden, und wenn Länder, wo aus der Anhäufung von Sklaven die verderbliche Mischung heterogener Elemente in die Staatsgesellschaft eingebracht ward, gegen ihren Willen vielleicht in einen äußeren Kampf sich verwickelt sehen, alsdann werden die bürgerlichen Zwiste auch in aller der Heftigkeit ausbrechen, die den europäischen Familien, welche an den ohne ihr Zuthun herbeigeführten Verhältnissen keine Schuld tragen, die augenscheinlichste Gefahr bringen müssen. Die kluge Umsicht der Gesetzgebung in den neuen Republiken des spanischen Amerikas verdient das höchste Lob. Es haben sich dieselben gleich Anfangs zur ernsten Angelegenheit gemacht, für die völlige Aufhebung der Sklaverei geeignete Vorkehrungen zu treffen. Diese weit ausgedehnte Landschaft besizt in dieser Beziehung gegenüber dem südlichen Theil der vereinten Staaten einen unermeßlichen Vortheil, indem hier die Weißen, während des Kampfes mit England die Freiheit für sich erworben haben, und die Sklavenbevölkerung hingegen, welche bereits auf eine Million sechsmalhunderttausend ansteigt, schneller noch als die weiße Bevölkerung anwächst. Wenn die Civilisation, statt sich auszudehnen, ihren Siz ändern würde; wenn in Folge der großen und beklagenswerthen europäischen Umwälzungen, das zwischen dem Kap Hatteras und dem Missouri befindliche Amerika der Hauptsiz der Aufklärung der Christenheit werden sollte, welchen Anblick würde dieser Mittelpunkt der Civilisation darbieten, wo in Mitte des Heiligthums der Freiheit man einer Negersteigerung aus dem Nachlaß eines Verstorbenen (vente de nègres après décès) beiwohnen und das Schluchzen der von ihren Kindern getrennten Eltern hören könnte! Wir wollen der Hoffnung Raum geben, es werden jene großmüthigen Grundsätze, welche seit langer Zeit die Legislaturen der nördlichen Theile von Nordamerika beseelt haben, sich allmählig auch südwärts und nach den westlichen Theilen ausdehnen, wo, in Folge eines unvorsichtigen und verderblichen Gesetzes die Sklaverei mit ihren Drangsalen, die Kette der Alleghanys und die Gestade vom Mississipi überschritten hat; geben wir der Hoffnung Raum, es werden die Kraft der öffentlichen Meinung, die Fortschritte der Aufklärung, die milder gewordenen Sitten, die Gesetzgebung der neuen Republiken des Festlandes und das eben so bedeutsam als glücklich zu nennende Ereigniß der Anerkennung Hayti's von der französischen Regierung, sey es durch Beweggründe von Besorgnissen und Furcht, sey es mittelst edlerer und uneigennützigerer Gesinnungen, einen glücklichen Einfluß auf die Verbesserung der Lage der Neger in den übrigen Antillen, in den Karolinen, in den Guianen und in Brasilien ausüben."

Noch eine dritte Betrachtung, welche Humboldt in diesem Theile seines großen Werks anführt, scheint uns in Bezug auf den bisherigen und künftigen Entwicklungsgang des amerikanischen Kontinentes von Bedeutung. „Ein glücklicher Zufall hat mich im Laufe meiner Reisen an die beiden Enden der Terra-Firma geführt, an die gebirgige, grünende Küste von Paria, wohin Christoph Kolumbus in seiner poetischen Begeisterung die Wiege des Menschengeschlechts sezte, und an die seichten, feuchten Küsten, die sich von der Mündung des Rio-Sinú gegen den Golf von Darien erstrecken. Die Vergleichung jener wieder wild gewordenen Landstriche bestätigt, was ich anderwärts über den wunderlichen und zuweilen rückschreitenden Gang der Civilisation in Ame-

rika gesagt habe. Auf der einen Seite war es die Küste von Paria, die Insel Cubagua und Marguerita; auf der andern der Golf von Uraba und von Darien, welche die ersten spanischen Kolonisten aufnahmen. Der Reichthum an Gold und Perlen, der sich seit undenklicher Zeit in den Händen der Eingebornen aufgehäuft hatte, gab seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts diesen Gegenden eine populäre Berühmtheit. In Sevilla und in Toledo, in Pisa, in Genua und in Antwerpen wurden jene Namen gleich denen von Ormuz und Kalikut genannt. Die römischen Päpste bezeichneten sie in ihren Bullen; Bembo erwähnt ihrer in jenen bewunderungswürdigen Blättern, die Venedigs Ruhm erhöht und dessen Freiheit überlebt haben. Es liegt so etwas unendlich Verführerisches in dem ersten Helldunkel eines glücklichen Beginnens; die schöpferische Phantasie des Menschen vergrößert ungebunden, was nur erst entworfen ist. Jener Reiz eines unbestimmten Hoffens, jenes Vergnügen, durch die Macht des Gedankens die engen Gränzen der wirklichen Welt zu erweitern, spricht sich überall aus: in dem Ursprunge großer Entdeckungen, wie in den nicht vollendeten Schöpfungen der zeichnenden Künste; in der ersten Entwicklung eines edlen Charakters, wie in jener unbefangenen zutraulichen Jugend der Völker, die sich in dem Aufbaue ihres gesellschaftlichen Gebäudes versuchen.

Europa sah am Ende des 15ten und am Anfange des 16ten Jahrhunderts in den Theilen der von Kolumbus, Ojeda, Vespucci und Rodrigo de Bastidas entdeckten neuen Welt nur die Vorspitzen jener weiten Länderräume von Indien und dem östlichen Asien, deren ungeheure Reichthümer an Gold und Diamanten, an Perlen und Gewürzen, in den Erzählungen von Benjamin de Tudela, Marco Polo, Rubriquis und Mandeville gepriesen worden waren. Mit einer von diesen Berichten erfüllten Einbildungskraft ließ Christoph Kolumbus, am 12. Junius 1494, von einem Notar eine Urkunde aufnehmen, in welcher 60 seiner Gefährten, Steuerleute, Matrosen und Reisende, eidlich bezeugten, daß die südliche Küste von Cuba zu dem Kontinente von Indien gehöre. Die Beschreibung der Schätze von Catay und Cipango, der himmlischen Stadt Quinsay und der Provinz Mango, welche in seinen Jugendjahren seine Sehnsucht entflammt hatte, verfolgte ihn wie ein Phantom bis an das Ende seiner Tage. Als er bei seiner vierten und letzten Reise an die Küsten von Cariay (Povais oder Mosquito-Coast), von Veragua und des Isthmus landete, glaubte er sich an den Mündungen des Ganges. Diese geographischen Täuschungen, dieser geheimnißvolle Schleier, der die ersten Entdeckungen umhüllte, trugen dazu bei, die Gegenstände zu vergrößern, und die Aufmerksamkeit von Europa auf Regionen zu lenken, deren Namen kaum bei uns bekannt sind. Neu-Cadiz, die Hauptniederlage für Perlenfischerei, erhob sich auf einem Eilande, das wieder unbewohnt geworden ist. Das äußerste Ende der felsigen Küste von Paria ist gleichfalls verödet. Mehrere Städte unter den Namen Antigua del Darien, Uraba, San Sebastian de Buenaviſta, wurden an der Mündung des Rio-Atrato gegründet. In diesen zu Anfang des 16ten Jahrhunderts so berühmten Orten war, nach der Aussage der Geschichtschreiber, die Blüthe der kastilianischen Helden versammelt; von dort zog Balboa aus, um die Südsee zu entdecken; Pizarro, als er Peru eroberte und verheerte; Pedro de Cieça, der, immer kämpfend, die Andeskette über Antioquia, Popayan und Couzco bis zum Platastrome verfolgte, und hiemit einen Weg von 900 Lieues zu Lande zurücklegte. Jene Städte von Darien sind zerstört; altes, verfallenes Gemäuer steht hie und da auf den Hügeln von Uraba, und europäische Fruchtbäume, unter die inländischen gemischt, bezeichnen allein noch dem Reisenden die Stelle, welche jene einst einnahmen. Fast im ganzen spanischen Amerika sind die von den Conquistatoren zuerst bevölkerten Länder in Barbarei zurück versunken. Andere, später entdeckte Gegenden, haben die Aufmerksamkeit der Kolonisten angezogen. Dies ist der natürliche Gang der Dinge, wenn es darauf ankommt einen großen Kontinent zu bevölkern. Hoffentlich wird man auf mehreren Punkten zu den Orten zurückkehren, die zuerst ausgewählt waren. Es ist kaum begreiflich, wie die Mündung eines großen Flusses, der einem gold- und platinareichen Lande entströmt, unbewohnt bleiben konnte. Indeß hat der Atrato, ehemals Rio del Darien, San Juan oder Dabayba genannt, mit dem Oronoco ein gleiches Schicksal gehabt. Die Indianer, welche um das Delta dieser Flüsse herumirren, sind im Zustande der Wildheit geblieben. Umsonst ruft man die großen Schatten von Christoph Kolumbus und Vespucci an, von ihnen, deren Einer im Jahre 1498 den Kanal von Pedernales, eine der Mündungen des Oronoco, und der Andere, 1501, den Golf von Uraba fand und untersuchte. Diese Daten allein reichen hin, um gegen die Sorglosigkeit des Mutterlandes und gegen den Geiß der Jahrhunderte, die auf so große Entdeckungen folgten, zu zeugen."

Es wird genügen, hier auf solche allgemein interessante Ansichten des vortrefflichen Werks aufmerksam zu machen. Die lehrreichen Untersuchungen über die mathematische und physische Geographie, über Temperaturverhältnisse, geognostische Analogien ꝛc. müssen wir den Männern vom Fach überlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt
für
Orient.

beider Eltern vereinigen, ohne deren Fehler. Zwar in der ersten Generation scheinen sich noch die Fehler grell herauszustellen, aber in den folgenden schwinden sie. Dieses Naturgesetz bewährt sich auch durch den Gegensatz, denn bekanntlich verkümmern die Menschen wie die Thiere, wenn sie immer nur in einer Familie fortzeugen, ohne fremde Verwandtschaften zu suchen. Ganze Stämme verkrüppeln auf diese Weise oder sterben aus. Daher auch die alten Gesetze gegen Incest, und schon der Abscheu der Natur gegen zu nahe Verbindung. Es ist dasselbe Naturgesetz, nach welchem sich gleichnamige Pole abstoßen. Ueber die Thatsache selbst hat Schlichthorst in seiner brasilianischen Reise ausführlich gesprochen, und der für die Wissenschaft zu früh verstorbene Rengger, der in Gesellschaft Bonplands sechs Jahr in Paraguay von dem Diktator Doktor Francia zurückgehalten wurde, hat sie mir bei seiner Rückkehr nach der Schweiz vollkommen bestätigt. Auch Weech bestätigt sie. Er sagt: „Der gütige Leser wird sich erinnern, daß die Hauptstadt Brasiliens von verschiedenen Racen von Menschen bewohnt wird, welche durch die mannichfaltigen Mischungen des europäischen, amerikanischen und afrikanischen Blutes entstanden. Jene von rein europäischer oder portugiesischer Abkunft (von fremden Europäern kann hier die Rede nicht seyn) müssen als die edlen Reiser angesehen werden, welche auf schwarze und rothbraune Wildlinge, aber gesunde und kräftige Stämme gepfropft wurden, und die so vortrefflich anschlugen, daß diese an Schönheit der Gesichts- und Körperbildung ihre Veredler bereits weit übertreffen. Besonders auffallend ist die Veränderung, welche durch Vermischung des europäischen mit dem afrikanischen Blute vor sich geht; nur wenige Generationen sind hinreichend, einer Menschenracе das Daseyn zu geben, mit welcher in Hinsicht der Körperbildung sich nur wenige europäische Stämme vergleichen dürfen. Die europäisch-portugiesische Racе hat sich in Rio unter sich nichts weniger, als veredelt; die Männer sind klein, und ihre Gesichtszüge ohne Bedeutung; das Frauenzimmer gefiel mir eben so wenig; eine kleine Gestalt, ein rundes Gesicht mit aufgeworfener Nase, schmalen Lippen, hervorstehenden Backenknochen und gelber Farbe, bezeichnen sie augenblicklich als Portugiesinnen, von der Sonne Brasiliens gefärbt; sie altern ungemein frühe, da sie wenig Anlage zur Körperfülle besitzen. Herrliche Gestalten gibt es unter den Mulatten, die Männer von athletischem, ungemein geregeltem Körperbaue, die Weiber von dem herrlichsten üppigsten Wuchse; aber sie haben noch zu viel von dem afrikanischen Blute, Haare, Nase, Lippen und die dunkelbraune Farbe an sich. Aber blendend weiße Frauenzimmer, herrlich gebildet und gewachsen findet man unter denjenigen, deren ursprüngliche Eltern Europäer von väterlicher, und Ureinwohner Brasiliens von mütterlicher Seite waren; von diesen gibt es jedoch nur Wenige in der Hauptstadt."

Obwohl die weiße Farbe die Kraft hat, nach und nach die dunkeln zu überwinden, und bei gleichen Mischungsverhältnissen z. B. von zehn Weißen und zehn Schwarzen nach zehn Generationen die Kinder sämmtlich weiß werden; so ist doch die Zahl der Weißen bisher im Verhältniß gegen die Farbigen noch immer zu klein gewesen, und die dauernde Herrschaft der Weißen beruht größtentheils auf der Eifersucht der Farbigen unter einander. „Nach der Landessitte kann kein ehrbares Frauenzimmer allein ausgehen; ist es vornehm oder reich, so erscheint es stets mit großem weiblichem Gefolge, welches seiner Gebieterin nach dem Range hinter einander gehend folget, der ihm im Hause angewiesen ist; denn niemals würde eine weiße Sklavin einer Mulattin, diese einer Cabra, jene einer Creolin und diese einer Afrikanerin den Vortritt gestatten." Indeß drohen die Neger durch ihr großes Uebergewicht an Zahl allen andern gefährlich zu werden. „Reiche und Vornehme besitzen deren oft über Sechzig, die ärmste Familie wenigstens Zwei, und selbst der blinde oder krüppelhafte Bettler läßt sich durch einen eigenen oder gemietheten Neger führen, oder in den Straßen umherziehen." Man darf sich daher nicht wundern, wenn man vernimmt, welche drohende Haltung die Neger in Brasilien und auf den Antillen annehmen, wo sie trotz der strengen Maßregeln Englands gegen den Sklavenhandel eben so zahlreich sind. Es wird nicht lange dauern, so werden die Neger in Amerika eine große Rolle spielen, und in Hinsicht darauf scheint der Unterschied derselben als Katholiken oder Protestanten nicht uninteressant. Die Neger in Brasilien sind katholisch, die auf Jamaika unter englischer Herrschaft protestantisch. Daher hatte der lezte große Negeraufstand auf Jamaika, zu Anfang des Jahres 1832 den religiösen Charakter der Hussitenkriege, des deutschen Bauernaufstandes von 1525 und der englischen Revolution im siebzehnten Jahrhundert. Es standen fanatische Prediger an der Spitze, und die Neger verlangten die christliche Freiheit.

An dem tropischen Klima Brasiliens rühmt der Verfasser neben seinen weltberühmten Schönheiten hauptsächlich die Gesundheit. Man kennt hier keine Seuchen, keine tödtlichen Fieber, wie in Kolumbia und Mexiko, ja nicht einmal Erdbeben und Orkane. Das Innre des ungeheuren, 140,000 Quadratmeilen umfassenden Landes ist noch wenig bekannt und besucht. „Wenn man nicht Naturforscher ist, kann man von einer weiten

Reise in Brasilien nur wenig erzählen; verdorbene Fußwege, undurchdringliche Wälder, unübersehbare, nackte Weiden, weit von einander entfernte, in Bauart und Kultur fast immer gleiche Landgüter, wechseln mit einander ab, und ermüden zulezt den Reisenden; nicht besser geht es ihm mit den Einwohnern, welche, ohne wissenschaftliche Bildung, und von beschränkten Begriffen, in ihre Unterhaltung keinen Wechsel zu bringen wissen. Sobald der Reiz der Neuheit verschwindet, tritt lange Weile an seine Stelle, und nicht selten bemächtiget sich des Europäers, wenn er längere Zeit in Brasilien lebt, eine Art Heimweh, die zulezt in Lethargie und gänzliche Gleichgültigkeit ausartet. — Die Einförmigkeit des Landes, troz den außerordentlichen Naturschönheiten, ist aber so groß, daß derjenige, welcher sich auf 20 bis 30 Stunden von der Seeküste entfernt, sich einen Begriff von ganz Brasilien machen kann; wer jemals daselbst reiste, wird gewiß diese Ansicht theilen." Der erste Eindruck der nachher durch ihre Immerwiederkehr ermüdenden Naturschönheiten, ist der einer Fülle und Pracht, gegen die alles, was man je gesehn, verschwindet. „Ich habe in Europa Gegenden gesehn, welche ich für die schönsten hielt, aber wenn ich bedenke, was im Vergleiche mit ihnen die Natur für Brasilien that, scheinen sie mir in das Gewand der Dürftigkeit gekleidet, und wenn auch Kunst und Natur bei uns sich vereinigen, um mit den Gegenden der Tropenländer zu wetteifern, so werden sie diese doch nie übertreffen; wo die Palme fehlt, dieses Meisterwerk der Schöpfung, deren es in Brasilien über sechzig Arten gibt, kann eine Gegend nicht vollendet schön genannt werden. — In jenen Landstrichen Brasiliens, welche dem Aequator nahe liegen, ist die Natur in der lebendigsten Thätigkeit, sie ruht nie, Bäume und Gewächse prangen mit ewigem Grün, und stehen entweder in Blüthe oder beugen sich unter der Last ihrer Früchte; sobald ein Blatt verwelkt, sproßt sogleich ein frisches wieder hervor, und der Ackerbautreibende lebt in beständigem Kampfe mit dem üppigen Boden, der ohne sein Einschreiten sich in wenigen Tagen mit mannichfaltigem Unkraute bedecken würde, so, daß keine andere Pflanze aufkommen könnte. — Einen besonders prächtigen Anblick gewähren aber jene Waldungen, welche die zerstörende Art bisher noch verschonte; hier sieht man niemals das traurige Bild eines entlaubten Baumes, oder das Düstere und Abwechslungslose unserer Nadel- und Laubhölzer; die brasilianischen Waldbäume zeichnen sich im Gegentheile durch die mannichfaltigsten Farben der Blätter und die Pracht ihrer Blüthen und Blumen aus, womit ihre oft riesigen Kronen zu den verschiedensten Zeiten des Jahres bedeckt sind. Denselben großartigen Charakter tragen die Flüsse des Landes, wenn sie anhaltender Regen schwellte; mit unwiderstehlicher Gewalt bahnen sie sich einen Weg durch Thäler und Ebnen, bilden zahllose Wasserfälle und beleben die Gegend, welche sie durcheilen, mit dem donnerähnlichen Gebrause ihrer schäumenden Fluthen. Nicht minder schön und merkwürdig als diese paradiesischen Gegenden, sind die Geschöpfe, mit welchen die Vorsehung sie bevölkerte; Vögel mit prachtvollem Gefieder durchstreifen entweder in großen Zügen die Luft, oder wiegen sich, durch das Grün der Bäume schimmernd, auf ihren Zweigen; Schmetterlinge mit den buntesten Farben, deren Glanz das Auge blendet, flattern längs den Flüssen von Blume zu Blume, und auf den Pflanzen befinden sich in unendlicher Menge Insekten, deren glänzende Hüllen gleich Edelsteinen funkeln. Die Sonne strahlet endlich über diesen schönen Theil unserer Erde mit einem dem tropischen Himmelsstriche eigenen Glanze, und alle Gegenstände treten, so weit das Auge reicht, durch die ausgezeichnet reine Luft und den azurnen Himmel mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hervor." Man findet im Innern dieses schönen Landes kaum auf fünf Quadratmeilen einen Einwohner, und doch ist der Boden vertheilt, und unbedeutende arme Familien besitzen unbebaute Landstriche, größer als manches deutsche Fürstenthum. „Die Besitzungen auf dem Lande heißt man in Brasilien Fazendas, und ihr Eigner Fazendeiros. In frühern Zeiten konnte sich jeder eingeborne freie Mann, in einer Gegend, die noch keinen Besitzer hatte, ein Stück Land wählen, und nachdem er bei der Regierung eingekommen, in den gesetzlichen Besitz desselben gelangen; den Landbautreibenden wurde eine Legua Breite und zwei Leguas Länge zugestanden; für Viehzucht wurden gewöhnlich acht bis neun Quadrat Leguas Land bewilliget; der Besitzer erhielt dann einen Lehenbrief (Carta Sismaria). Da es übrigens an gesetzlicher Aufsicht fehlte, so bemächtigte sich jeder Ansiedler eines so großen Stück Landes, als ihm gefällig war, und sprach es gegen die später Kommenden, als sein rechtmäßiges Eigenthum an, bereit, seinen usurpirten Besitz mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, zu vertheidigen, und es gibt gegenwärtig in Minas eine Menge Landgüter von zwanzig bis dreißig Quadratmeilen, auf welchen oft kaum fünf bis sechs Menschen wohnen; aber der Glaube, nur auf so ungeheuren Bezirken fortkommen zu können, ist so tief bei ihnen eingewurzelt, daß ich viele hörte, welche sich mit großer Aengstlichkeit über die zunehmende Bevölkerung des Landes beklagten, da sie die Möglichkeit nicht einsahen, sich ferner zu ernähren, wenn sie einst genöthigt würden, ihre große Besitzung unter ihre Kinder zu vertheilen." Der Verfasser besuchte auch die Gold- und Diamantenbergwerke,

klagt aber sehr über die Lüderlichkeit, mit welcher dieselben bisher betrieben werden.

Von den Botocuden, den Ureinwohnern der brasilianischen Wälder, gibt uns der Verfasser eine ausführliche Schilderung, die das schon von ihnen Bekannte bestätigt. Dies Volk dürfte das garstigste und am meisten bestialische unter den Menschen seyn.

Von Brasilien begab sich der Verfasser nach Buenos-Ayres, getäuscht durch Vorspiegelungen, wie man sie in jener Zone den Fremden gewöhnlich macht, und wovon auch Schlichthorst traurige Belege geliefert hat. Es gibt Menschen, die nur davon leben, die neuangekommenen Auswanderer zu prellen, und leider sind es zuweilen Landsleute. So sind z. B. die schändlichen Betrügereien des berüchtigten Major Schäfer längst bekannt, und doch hat man nicht gehört, daß dieser Elende bestraft worden, vielmehr saß er noch vor nicht langer Zeit lustig in Hamburg und praßte von dem Raube.

In Buenos-Ayres überzeugte sich Weech, daß die Spanier den Republikanismus übertreiben, wie sie früher den Monarchismus übertrieben. Er schildert, wie man sich dort gegen einen Hausknecht zu benehmen hat. „Wir hatten kaum Platz genommen, so erschien ein schmutziger Kerl mit einem kleinen Hut auf dem Kopfe, bloßen Füßen, an welche Sporen geschnallt waren, und einer brennenden Cigarre im Munde. Sogleich redete ihn das Haupt der Familie mit folgenden Worten an: „Sennor Don Casparo! wollten Euer Gnaden die Güte haben und Sorge tragen, daß einige Pferde nach Tische bereit gehalten werden?“ Der Angeredete nickte mit dem Kopfe und entfernte sich mit Gravität eines spanischen Hidalgos; und als man mein mühsam unterdrücktes Lächeln bemerkte, wurde mir eine Vorlesung über die Freiheit und Gleichheit der Menschen gehalten, welche ich ganz vortrefflich fand, da ich nicht willens war, mit Hülfe der ritterlichen Knechte des Landes Feldbau zu treiben.“ Uebrigens fand er die Spanier in Buenos-Ayres noch weit den Portugiesen in Brasilien vorzuziehen. „Ich habe nur selten eine so zahlreiche Versammlung schöner Männer und reizender Frauenzimmer, wie hier, gesehen, und in keinem Theile der Erde kann das schöne Geschlecht einen gerechtern Anspruch auf diesen Titel machen, als hier. Der Tochter des Südens ist wahrlich Grazie und Anmuth angeboren, und das entzückte Auge wurde nimmer müde, auf den herrlichen und blühenden Gestalten zu weilen, welche den Saal in unendlicher Menge anfüllten. Das Feuer ihrer dunkeln Augen, die blendende Weiße ihrer schönen, regelmäßigen Gesichtsbildungen, das natürliche Carmin ihrer Wangen, selbst ihre einfache, geschmackvolle Kleidung, die wenigen Blumen im schwarzen Seidenhaare, mit einem Wort, die Vereinigung der Anmuth und Schönheit trug wesentlich dazu bei, dieses Fest Allen unvergeßlich zu machen, die ihm beiwohnen konnten.“ Ganz so sprach auch der verstorbene Rengger.

Das Innere des Landes am La-Plata-Strom ist noch eine eben solche Wildniß, wie Brasilien. Die Landleute besitzen Güter von 50 Stunden Umfang und bevölkern sie mit Pferden und Rindvieh, wovon ein Bauer allein zuweilen an 150,000 Stück besitzt. Die Zahl des über das ganze Land verbreiteten Viehes ist unermeßlich. Das schönste Pferd kostet nur einen halben Piaster. Obgleich die Raubthiere große Verheerungen unter dem Vieh anrichten, da Buenos-Ayres oft in einem Jahr 2000 Tigerfelle ausführt, obgleich in einem trocknen Jahrgange eine Million Kühe verschmachten, obgleich in den Bürgerkriegen viel Schaden unter dem Vieh angerichtet worden ist, pflanzt es sich dennoch reichlich fort. Dies erklärt zum Theil den Charakter des Landvolks, von dessen Rohheit unter andern die Belagerung von Buenos-Ayres im Jahr 1829 einen Begriff gab. Qualis grex, talis rex. „Zuverläßig sind sie die rohesten Menschen auf dem südamerikanischen Kontinente; eine natürliche Folge ihrer Erziehung, welche durchaus nur darin besteht, reiten zu lernen, worin sie mit sechs bis sieben Jahren schon vollkommen erfahren sind. Da diese Menschen, von der zartesten Jugend angefangen, nichts um sich her erblicken, als Flüsse, unermeßliche Grasebenen und ihre rohen Gefährten, welche sich nur damit beschäftigen, Thiere zu fangen und zu tödten, so gewöhnen sie sich natürlicherweise an eine Lebensart, welche von der des Wilden nur wenig verschieden ist. Der also gleich dem Thiere Aufgewachsene ist eben so gleichgültig für die Bequemlichkeiten des Lebens, als gegen Sittlichkeit und Schamhaftigkeit; er tödtet einen Menschen so gelassen, wie ein Stück Vieh seiner Heerde. Freundschaft, Vaterlandsliebe, kurz, alle besseren Gefühle, welche eigentlich den Menschen von dem unvernünftigen Thiere unterscheiden, sind ihm gänzlich unbekannt.“ Der Verfasser, der eine Zeitlang unter ihnen zubrachte, schildert ausführlich ihre Sitten.

Buenos-Ayres ist wie alle spanische Kolonien frei von Negern, oder zählt deren nur wenige. Daher herrscht daselbst auch ein reines, selbst pedantisches Gleichheitssystem, im grellsten Gegensatz gegen Brasilien, wo alles schroff in Kasten getrennt ist. Inzwischen zweifelt Weech nicht, daß auch Brasilien bald eine Republik seyn werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt
Beilage zum Morgenblatt für gebildete Stände.
Nro. 1. Freitag, den 1. Januar 1819.

Ueber Goethe's Faust.

Es ist ein Unglück für Goethe's Faust, daß er so viel Aufsehen gemacht hat, und daß so viele Menschen darüber geschrieben haben. Es ist ein Unglück für ihn, daß er so viel Aufsehen gemacht hat, weil dadurch die Erwartungen der Menschen zu hoch gespannt wurden, und weil sie nun, da sie nicht befriedigt werden konnten, ihren Unwillen über diese Täuschung an dem Gedichte selbst auslassen. Es ist ein Unglück für ihn, daß so viele darüber geschrieben haben, weil dadurch die Menschen, die es nicht verstehen, sich gewöhnt haben, es zu verstehen, und weil sie nun, da sie es nicht verstehen können, ihren Unwillen über diese Täuschung an dem Gedichte selbst auslassen. Es ist ein Unglück für ihn, daß so viele darüber geschrieben haben, weil dadurch die Menschen, die es nicht verstehen, sich gewöhnt haben, es zu verstehen, und weil sie nun, da sie es nicht verstehen können, ihren Unwillen über diese Täuschung an dem Gedichte selbst auslassen.

umgibt ein großer Wall dieser Art die Inseln, der sich durch die unabläßige Thätigkeit der Thierchen von allen Seiten der Oberfläche des Wassers schnell nähert, und auf der Nordostseite sich schon darüber erhebt und Dammerde trägt, auf der Bäume und andere Pflanzen wachsen, und sogar Menschen wohnen. — Nach der entgegengesezten Richtung wird dieser Damm jedoch noch von 30 bis 40 Fuß hohem Wasser überfluthet, als ob hier absichtlich eine Lücke gelassen sey, damit Schiffe in die Lagune einlaufen können. Ob diese Unregelmäßigkeit von einem ungleich schnellen Anwachsen der Korallen, oder von der ursprünglichen Neigung der Basis herrühre, ist eine Frage, die viel Interesse erregt hat; alle Inseln, welche wir später besuchten, kamen darin mit einander überein, daß die Korallenformation an der östlichen oder westlichen Seite weiter vorgerückt war, als an der entgegengesezten. An der äußern Seite steigt der Wall jäh aus unergründlicher Tiefe herauf, an der innern senkt er sich schräg 120 — 150 Fuß unter die Oberfläche. Wegen jener Steilheit der äußern Wänd bricht sich die ganze Wuth der See an derselben, so daß das Wasser in der Lagune ruhig bleibt, und die Korallenthierchen folglich dort ungestört fortbauen, und Grotten von den phantastischesten Formen bilden können. Sie haben bereits alle Inseln mit Barren umzingelt, welche täglich weiter um sich greifen und ihre Hügel, vorzüglich im nördlichen Theile der Lagune, sehr dicht neben einander aufgeführt. Andere Species bauen kühn einzelne Säulen auf, und das Werk rückt mit solcher Schnelligkeit vor, daß eine thätige Einbildungskraft sich leicht vorstellen kann, wie zu einer nicht gar fernen Zeit eine große Ebene die ganze Oberfläche der Lagune bedeckt, und Wälder von Brodbäumen, Kokuspalmen ꝛc., den Unterhalt für eine zahlreiche Bevölkerung hervorbringen. Die hier hinsichtlich der Koralleninseln beigebrachten Beobachtungen beziehen sich nur auf die 32 von uns untersuchten. Die größte darunter hatte 30 Meilen und die kleinste keine volle Meile im Durchmesser. Der Gestalt nach waren sie verschieden. Sie bestanden, mit Ausnahme der Hendersons-Insel, welche nur zum Theil mit lebenden Korallen umgeben war, durchgehends aus diesen leztern, und schienen durch die eifrige Thätigkeit der Lithophyten, die sowohl nach der Breite als nach der Höhe im Wachsthum begriffen waren, noch sämmtlich an Größe zuzunehmen. Neun und zwanzig von diesen Inseln hatten in der Mitte Lagunen, und wenn man dies Verhältniß mit demjenigen zusammenhält, welches in andern Gegenden der Erde stattfindet, wo Koralleninseln vorkommen, so geht daraus beinahe die Gewißheit hervor, daß die Mittellagune auch da, wo sie fehlt, früher existirt habe, und zu den wesentlichen Kennzeichen der Korallenformation gehöre. Auf diesen 29 Inseln sind die die Lagune einschließenden trocknen Korallenstreifen, wenn man die auf ihnen angehäuften, losen, sandartigen Materialien abrechnet, selten mehr als 2 Fuß über die Meeresoberfläche erhaben, und wenn sich nicht die See an dem schroff abfallenden äußern Rande bräche, so würden diese Streifen ganz unter Wasser gesezt werden. Diese Höhe von 2 Fuß erstreckt sich aber nur über einen kleinen Theil der Breite der Insel, welche mit fast unmerklicher Böschung auf beiden Seiten bis zum ersten Absatz, oder zur ersten Bank abfällt, wo die Böschung dann, wie gesagt, sehr steil wird. In dieser Beziehung finden jedoch, je nach dem Wachsthum und Alter der Insel, vielfache Verschiedenheiten statt. — Diejenigen Theile des Streifens, welche über die Wellen hinausreichen, sind von den Korallenthieren nicht mehr bewohnt, sondern deren Zellen mit einer harten kreidigen Substanz ausgefüllt und auf der Oberfläche braun und rauh. Die noch unter Wasser stehenden, oder nur zur Zeit der Ebbe trocknen Stellen sind von kleinen Kanälen durchschnitten, und so voller Löcher, daß sich auf denselben zur Zeit der Ebbe kleine Dümpfel befinden. Die Breite des aus todten Korallen gebildeten obern Streifens betrug auf keinen der von uns untersuchten Inseln von der Stelle, bis zu welcher die Wellen reichten, bis zur Lagune über ½ Meile, und gewöhnlich nur 3 — 400 Yards. Ueber diese Gränze hinaus waren die Korallen, insbesondere der Lagune zu, weniger von den Wellen verstümmelt, und häufig zeigte sich eine 30 — 50 Yards breite, zur Zeit der höchsten Fluth 2 — 3 Fuß unter Wasser stehende Bank (bei der Vogeninsel war dieselbe nach der Seeseite zu tiefer unter Wasser gesezt); alsdann versenken sich die Wände der Insel jäh, wie es scheint, vermöge einer Aufeinanderfolge von geneigten Bänken, die durch zahlreiche, an den Kapitälern zusammengewachsenen Säulen gebildet werden, in deren Zwischenräumen das Senkblei mehrere Faden tiefer fällt. Von dieser Art der Formation konnten wir uns zwar nicht bei allen Inseln genau überzeugen, allein wir ermittelten sie doch bei mehreren mit solcher Bestimmtheit, daß wir von diesen wohl auf andere schließen durften. Diese sämmtlichen Inseln liegen, mit Ausnahme von Oena, welche sich an der Gränze des Passatwindes befindet, innerhalb seines Bereichs, und es findet bei ihnen durchgehends die Regel statt, daß die dem Winde zugekehrte Seite höher und vollkommener, als die andere, ja häufig auch gut mit Waldung bestanden ist, während die andere zum Theil, oder ganz unter Wasser steht. Bei den Gambier-Inseln und der Mathilda-Insel war diese Ungleichförmigkeit ungemein auffallend; die Wetterseite ist bei beiden gut bewaldet, und bei den erstern bewohnt, während die gegenüberliegenden Seiten 20 — 30 Fuß unter Wasser, aber deren

Umrisse scharf zu erkennen sind; auch kommen die Einfahrten in die Lagunen gewöhnlich auf der Seite unter dem Winde vor, obwohl sie, wie bei der Bogeninsel, zuweilen auch auf den Seiten angetroffen werden, welche mit dem Passatwinde Strich halten. Mir ist aber keine einzige bekannt, die sich auf der Wetterseite befände; bestätigt sich dieser Umstand auch bei andern Korallen-inseln, so ist er höchst charakteristisch, aber aus der fortwährenden Einwirkung des Passatwindes nicht hinreichend zu erklären. Sobald das Riff einmal die Oberfläche erreicht hat, läßt sich die Wirkung des Passatwindes leicht nachweisen; allein es scheint nicht möglich, daß derselbe seinen Einfluß so tief unter dem Wasser erstrecke, als manche Riffe liegen. — An den Spitzen oder Ecken versenken sich diese Inseln weniger schroff und, wie es mir scheint, regelmäßiger in die See, als an den Seiten. Der keilförmige Raum, welcher durch das Zusammenstoßen der beiden Seiten in der Lagune entstehen würde, fällt dadurch weg, daß die Korallenbänke dort breiter sind. An diesen Stellen, so wie überhaupt in den schmälen Theilen der Lagune, sind die Korallenthierchen in größerer Anzahl vorhanden, obwohl sie sich im Allgemeinen in sämmtlichen Lagunen in ziemlich großer Zahl vorfinden. Sie scheinen bis zur Oberfläche des Wassers in Form abgestuzter Kegel aufzusteigen, dann aber in ihrem Fortschreiten gehemmt, ihren Bau seitlich fortzusetzen, so daß, wenn mehrere solcher Hügel sich neben einander befänden, sie sich verbinden und ein solches Riff bilden würden, wie es sich beschriebenermaaßen an dem Rande mancher Lagunen vorfindet. — Als durch Cooks Reisen die Aufmerksamkeit wissenschaftlich gebildeter Männer diesen sonderbaren Formationen zugewandt wurde, entstand unter andern die Ansicht, sie entsprängen von einer schmalen Basis und breiteten sich, indem sie sich erhöben, seitlich aus, so daß sie im großen Maaßstabe dieselbe Gestalt darböten, welche manche Korallenthiere im Kleinen besitzen. Das war, z. B., die Theorie des Herrn John R. Forster, der Cook auf dessen zweiter Reise begleitete und mehrere Koralleninseln besuchte, daher er sich seine Ansicht nach eignen Beobachtungen bilden konnte. Im Betracht der Größe mancher dieser Inseln ist aber klar, daß, wenn sie diese Gestalt hätten, die Lithophyten oder die Thiere, welche dieselben bauen, ihre Arbeiten in gewaltigen Tiefen beginnen müßten, was von den Naturforschern bezweifelt wird. Gegenwärtig ist man im Allgemeinen der Meinung, daß diese Inseln auf Bergen unter der See oder ausgebrannten Vulkanen stehen, die höchstens 4—500 Fuß hoch mit Wasser bedeckt sind, und daß die Figur der Inseln von der ihrer Basis abhängt. Welche von diesen Theorien die richtige sey, würde wenig auf sich haben, wenn sich nicht bei der leztern die Existenz der Lagune durch das Vorhandenseyn eines Kraters erklärte, während sie bei Annahme der erstern auf Rechnung des Instinktes der Korallenthiere zu setzen wäre, und dieß einen sehr merkwürdigen Umstand in der Naturgeschichte dieser Geschöpfe bilden würde. Herr Forster glaubte, es sey möglich, daß die Thierchen durch ihren Instinkt darauf geführt würden, sich durch einen kreisförmigen Damm einen Schutz gegen die Gewalt der Wellen und einen ruhigen See zu bilden, in welchem sie ungestört hausen könnten."

Nicht minder interessant sind Beecheys Bemerkungen in Bezug auf die Bevölkerung des stillen Oceans. Er fand Otaheiten sechshundert Meilen von Otaheiti entfernt, und gleichwohl hatten sie sich zu so weiten Seefahrten nur ihrer kleinen Kanoes bedient. Er fand unter den Insulanern sehr verschiedene Physiognomien, was aber nicht blos von der verschiedenen Abstammung herzurühren scheint: „Zwischen den Bewohnern der vulkanischen Inseln und der Koralleninseln, findet eine große Verschiedenheit in den Gesichtszügen und der Hautfarbe statt, indem die erstern höher gewachsen und weißer sind. Diese Veränderung kann einer Verschiedenheit in den Nahrungsmitteln, Gewohnheiten und Bequemlichkeiten beigemessen werden, indem die Einen ihren täglichen Unterhalt, den brennenden Sonnenstrahlen und dem unangenehmen Reflex derselben von dem weißen Sande des Ufers ausgesezt, auf den Korallenriffen suchen müssen, während die Andern einer Fülle von Produkten des Bodens genießen, in Palmen und Brodfruchthainen Schutz und Schatten finden, und verhältnißmäßig bequem und behaglich leben. Man hat bisher mancherlei Vermuthungen darüber aufgestellt, wie diese von jedem Festlande so entfernten Inseln zu ihren Urbewohnern gekommen sind. Die große Verwandtschaft, die diese Insulaner in Sprache, Religion, Sitten, Gebäuchen und Sagen mit den Malayen und andern Bewohnern der großen, gegen Westen liegenden Inseln haben, erlaubt keinen Zweifel darüber, daß häufige Auswanderungen von den leztern aus stattgefunden haben, und wir haben daher Grund, die Malayen für das Urvolk anzusehen; allein hiergegen bietet sich sogleich die Schwierigkeit dar, daß diese Insulaner in äußerst unvollkommenen Fahrzeugen so gewaltige Seereisen gegen den herrschenden Wind und die herrschende Strömung hätten unternehmen müssen. Diesen Einwurf haben manche Schriftsteller so unwiderleglich gefunden, daß sie eine Wanderung durch die Tartarei über die Beeringsstraße und das amerikanische Festland nach einer Gegend annahmen, von wo aus diese Völkerstämme dann durch den herrschenden Wind nach ihren jetzigen Wohn-

orten verschlagen worden seyen. Wäre dies der Fall, so müßte offenbar zwischen den amerikanischen Indianern und den Eingebornen Polynesien's eine größere Aehnlichkeit stattfinden. Wie die Wanderungen zwischen einer Insel und der andern vor sich gegangen sind, darüber ist man vollkommen einig, und in manchen Fällen läßt sich dies sogar historisch nachweisen; aber sie haben immer nur in einer Richtung stattgefunden, und zwar in derjenigen, welche der Ansicht günstig ist, daß die Hauptwanderung von Osten her sich ereignet habe. Tuwarri aber wurde mit seinen Begleitern, trotz seiner Absicht, nach Westen zu segeln, 600 Meilen weit gegen den Strich des Passatwinds getrieben, und dieser Umstand ist hinreichend, den oben angeführten Haupteinwurf gegen eine Wanderung von Osten her zu beseitigen. Da diese Thatsache so vollkommen festgestellt, und in ihrer Art die einzige bekannte ist, so legen wir derselben eine bedeutende Wichtigkeit bei, zumal da die Bevölkerung dieser Inseln von nur wenigen dahin verschlagenen Menschenpaaren ausgegangen seyn dürfte."

Beechey spricht sehr viel von den Pitcairinseln, wo er die Familie des Matrosen Adams in patriarchalischer Eintracht fand. Er erzählt bei dieser Gelegenheit die Geschichte dieses Adams noch einmal sehr ausführlich. Sie ist bereits durch mehrere Seefahrer bekannt geworden und durch einen romantischen und galanten Zug ausgezeichnet. Die eingebornen Weiber fanden Wohlgefallen an den weißen Fremdlingen, mit denen Adam hier gestrandet war. Die Männer wurden darüber eifersüchtig und erschlugen die Weißen. Die Weiber aber rächten den Tod ihrer Geliebten, indem sie alle ihre Männer umbrachten, und da Adams zufällig nur schwer verwundet war und von den Weibern geheilt wurde, so blieb er allein Hahn im Korbe und wurde der Erzvater der Insel.

Von hier ging Beechey nach Otaheiti und leider gibt er uns von dieser herrlichen Insel keine tröstlichere Schilderung, als Otto von Kotzebue. Otaheiti, das bei seiner ersten Entdeckung das Ideal der Naturschönheit und Sittenunschuld, ein Paradies genannt zu werden verdiente, ist jezt, Dank sey es den Engländern, in ein Bet- und Zuchthaus verwandelt. Nachdem man den armen Einwohnern die europäischen Laster und Krankheiten gebracht, hat man sie hinterdrein zu Pietisten gemacht, und von englischen Missionären begleitet ist das herrschende Königsgeschlecht gegen sein eignes Volk zu Felde gezogen und hat die schöne Insel mit Mord und Brand erfüllt. Die Zahl der Einwohner hat außerordentlich abgenommen, und der Rest zeigt nichts mehr von der frühern gesunden Heiterkeit. Sie dürfen nicht mehr im Genuß ihrer herrlichen Natur fröhlich seyn. Wie englische Weber müssen sie sich beim Andachtsbuch einschließen, stets finstre Mienen machen, dürfen nicht mehr singen und tanzen und ihre einzige Erholung sind heimliche Laster.

Von Otaheiti steuerte Beechey nach Norden, um an der Küste des Polarmeers mit Franklin zusammenzutreffen. Da ihm dies nicht gelang, kehrte er zurück und besuchte die Küste von Kalifornien. Er bemerkt, daß dieser lange Küstenstrich von Nordamerika sehr fruchtbar und gleichwohl so gut als gar nicht bevölkert sey. Im Norden sind einige russische Ansiedlungen zur Unterstützung des Pelzhandels, und im Süden spanische Missionsanstalten, die von Meriko aus schlecht unterstüzt werden und denen es noch nie hat gelingen wollen, die Indianer aufrichtig zu bekehren oder zu civilisiren. Da die Deutschen schon lange damit umgehn, statt der bisherigen einzelnen Auswanderungen einmal in Masse auszuwandern und ein Neudeutschland zu gründen, so böte sich ihnen wohl kein schicklicherer Platz dar, als die Westküste der vereinigten Staaten und Merikos. Von hier aus wird einmal der Haupthandel zwischen Amerika, China und Indien geführt werden, und wenn erst das ganze Innre Nordamerikas bevölkert ist und Handelswege hindurch gebahnt sind, so muß diese Westküste so wichtig werden als die Ostküste.

Hierauf begab sich Beechey nach den Sandwicheinseln. Auch die Geschichte dieser, wie Otaheiti bekehrten und civilisirten Inseln schildert er sehr ausführlich. Die Lage des Volks ist hier glücklicher als in Otaheiti. Bekanntlich war der König der Inseln vor Kurzem selbst in England, wo er starb. Dies dient zum Beweise, wie sehr die Insulaner für die europäischen Sitten enthusiasmirt sind. Die Natur spielt ihnen aber noch eine Menge Streiche. So sah Beechey ganz anständige Damen in seidnen Kleidern und mit Sonnenschirmen plötzlich ihren Spaziergang unterbrechen, sich entkleiden und nach den Schiffen am Ufer schwimmen, wobei sie die Kleider über den Kopf hielten, die sie dann, sobald sie angelangt waren, wieder anzogen.

Beechey besuchte sodann die noch wenig bekannte Insel Loo Choo, die halb chinesisch, halb japanisch und wie diese beiden Länder sehr bevölkert ist. Von hier ging er noch einmal nach dem Polarmeer, um Franklin zu treffen, was ihm aber wieder mißlang, obgleich er ihm sehr nahe kam. Da nun seine Mission ein Ende hatte, kehrte er auf dem nächsten Wege nach England zurück.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

sel aller Zonen, von dem Schnee des Hochgebirgs bis zur tropischen Gluth des tiefsten Thales. „Nach einigem Aufenthalte hier oben, sezten wir endlich unseren Ritt nach unten fort, und hatten dabei Gelegenheit, näher die verschiedenen Landschaften zu betrachten und zu genießen, die wir vorher in der Entfernung nur bemerkt hatten, so wie man nach der flüchtig mit Vergnügen durchlaufenen Inhaltsanzeige der Kapitel eines interessanten Buchs, zulezt zu dem angenehmeren Durchlesen desselben schreitet. Hatte man oben auf dem Gipfel des Berges vermittelst der Augen nur den Einfluß der verschiedenen Klimate bemerken können, so wurde es nun bei dem langsamen Hinabsteigen auch für die anderen Sinne möglich, und so wie die Augen die verschiedenen Gewächse und Bäume verglichen, und ihr ungleicher Duft sich über den Reisenden verbreitete, so fühlte man auch eben so deutlich die ungleiche Temperatur der Luft. Auf dieselbe Weise ward nach und nach der schwächere Geruch des feineren Grases auf dem Gipfel des Berges durch den stärkeren Wohlgeruch der niedrigeren Wiesen und blühenden Rosenbüsche verdrängt, welcher allmählig den duftenden Citronen- und Apfelsinenbäumen Platz machen mußte; da zugleich die beinahe kalte und feuchte Luft auf den Bergen, viel zu kühl, um angenehm genannt werden zu können, nachgerade milder und trockner wurde, bis sie nach und nach eine gemäßigte Sommerwärme annahm, die weiter nach unten, mehr und mehr erwärmt, zulezt zu heiß zu werden anfing, um behaglich seyn zu können. So von der umgebenden, beständig ungleichen Natur unterhalten, ritten wir den nicht so krummen Weg des abschüssigen Berges hinab, und kamen zulezt, nachdem wir mehrere Häuser und Dörfer passirt waren, um drei Uhr Nachmittags, in der kleinen netten Stadt San-Geronimo an, wo die Hitze schon bis auf 30 Grad steigt.“

Nächst dieser Gebirgsreise ist des Verfassers Aufenthalt in Bogota, der Hauptstadt Kolumbiens, am interessantesten. „Da das Klima hier gemäßigt, oder richtiger mit Hinsicht auf das Land kalt ist, denn das Thermometer geht selten über 20 Grade, so gibt dies zu einer sonderbaren Ungleichheit in der Kleidung des Volks Anlaß, alles im Verhältnisse nach der Empfindlichkeit eines Jeden für Kälte und Wärme, oder richtiger nach dem Geschmacke und dem Vermögen des Einzelnen die allgemein herrschende Schwäche für kostbare Kleider zu befriedigen, und oft habe ich auf Calle-Real — Königsstraße —, welches die vornehmste Gasse in Bogota ist, mit Vergnügen Kleidungen gesehen, die wegen ihrer kontrastirenden Ungleichheit eher zufällige Trachten zu seyn schienen, um die verschiedenen Zonen zu bezeichnen, als beständig getragene Kleidungsstücke der Bewohner einer und derselben Stadt. So sieht man dort z. B. einen Herrn ganz in seinen blauen Mantel gehüllt, und den schwarzen Kastorhut tief auf die Stirne gedrückt, mit gravitätischen Schritten langsam über das Trottoir schreiten, in Gesellschaft eines anderen, dessen leichter Hut aus Wurzeln und leinene Jacke ihn nicht eben sehr zu geniren scheinen, und zugleich das geringere Ansehen des Besitzers verrathen. Auf der andern Seite hingegen kommen einige Frauenzimmer von geringerem Stande, mit bloßem Haare, Shawls und leichteren Kleidungen, aber barfuß oder mit Alpargaten, welche mit neidischer Aufmerksamkeit die Kleidung der vor ihnen gehenden vornehmeren Damen zu mustern scheinen, die in dem vorher genannten kleinen Kastorhute, der Mantilla und schwarzem seidenen Rocke, seidenen Strümpfen und seidenen Schuhen besteht. Etwas weiter hin begegnet ihnen eine Anzahl Damen, deren Kleidung etwas von der übrigen abweicht, und sich dadurch zugleich der Europäischen nähert, da der kleine schwarze Kastorhut entweder anderen mehrfarbigen Hüten mit eben so gefärbten Federn oder auch Strohhüten mit künstlichen Blumen Platz gemacht hat, und die dunkle Mantilla von einem prahlenden wollenen Shawl verdrängt ist, der indessen noch eben so wie die Mantilla befestigt wird, die obere Ecke unter den Hut gesteckt, die mittelsten über die Brust gehalten, und die unterste hinten weit herabhängend. Dicht auf sie folgten Arm in Arm zwei Stuzer Bogotas, deren incropable Kleidung keine andere Aehnlichkeit mit einander hatte, als daß sie beide beinahe gleich unpassend für das Klima waren, denn der eine stolzirte im Ueberrock mit Pelzkragen, gefutterter Mütze und Stiefeln, während der andere in seinem Frack, leinenen Pantalons, seidenen Strümpfen und Schuhen einherschritt. Wenn sie nicht laut und fließend Spanisch gesprochen, und mit großer Grazie ihre Cigarre geraucht hätten, hätte man beinahe glauben müssen, daß es ein Russe und ein Franzose gewesen wären, die den Einfall bekommen hatten, hier die verschiedene Kleidertracht ihrer respektiven Nationen zu zeigen. — Am meisten zeichnet sich indessen die Menge der hier befindlichen Offiziere aus, die, da die mehrsten hier keinen Dienst thun, so viel besser mit ihren bunten Uniformen prahlen können, die meistens von ihnen selbst erfunden, nichts anders als stattliche Geschmacks-Uniformen sind, und sich besser bei Spaziergängen in Bogota, als für Feldzüge in Kolumbiens Wüsten passen, und dies um so mehr, da sie, übrigens in voller Uniform, sich beinahe niemals mit Waffen zeigen. Ohne Rücksicht auf einen angenommenen Gebrauch bei Militärtrachten sieht man sie die übrigen mit glänzenden Revers und bunten Passepoils, ihre Kleidungsstücke mit goldenen und silbernen Tressen, Epauletten, Aiguiletten, Knöpfen u. s. w. in eben so glänzender als lächerlicher Mischung überladen, so wie ihre

Tschacots und dreieckigten Hüte mit vielfarbigen Panaschen und Federn, so daß ich meines Theils niemals diese gepuzten Herren sehen konnte, ohne darüber nachzudenken, ob nicht diese Thorheit, sich so bunt und hervorstechend zu kleiden, eine Folge des Klimas seyn möchte, das sich zwischen den Wendekreisen besonders in so mannichfaltig prahlenden bunten Farben bei seinen vierfüßigen Thieren und seinem Federvieh zeigt. So sieht man z. B. einen langen Dragoner mit großen goldenen Epauletten auf einem hellblauen Husaren-Dolman, überladen mit silbernen Schnüren und Knöpfen; längs den scharlachrothen Mameluckeu laufen doppelte goldene breite Tressen auf die mit schrecklich großen Sporen versehenen Stiefel herab, und ein niedriger dreieckigter Hut, reichlich besezt mit Panaschen, bedeckt diesen ganzen Putz, über welchen endlich ein langer dreifarbiger Husarenfederbusch schwebend in die Luft weht."

Aeußerst originell ist die Schilderung des Frohnleichnamsfestes: „Früh Morgens wurden alle Altäre abgedeckt, oder richtiger, es wurde die eine Seite der sie umgebenden Tabernakel geöffnet, die mit einer unzähligen Menge glänzender Sachen angefüllt waren, ohne Geschmack und Auswahl, religiöse und profane, in der sonderbarsten Mischung bei einander aufgethürmt. So z. B. sieht man in einem, zur Seite des reich geschmückten Bildes der Jungfrau Maria, ein französisches Gemälde, Venus im Bade vorstellend. In einem anderen dagegen steht der Kelch und die übrigen silbernen Gefäße der Kirche auf demselben Tische mit vergoldeten silbernen Schaalen, Trinkgeschirr, Bechern, Schüsseln und Tellern, und sonstigen kostbaren weltlichen Tischgefäßen. In dem dritten hängt ein Krucifix zwischen Spiegeln und Porträts, und in allen sind die Wände mit einer Art Mosaik von geistlichen Kleinodien, Heiligen- und Apostelbildern, ernsthaften Gemälden und Kupferstichen, Rosenkränzen, Blumen, Bändern ꝛc. bedeckt. Die Prozession wird von einem großen offenen Karren eröffnet, in denen eine Menge reich ausgeschmückter Kinder, Personen aus der biblischen Geschichte vorstellend, von Negern in Parade gezogen werden, die zu Rittern mit Helmen, Lanzen und Schildern verkleidet sind. Unter den Personen des alten Testaments zeichnet sich in der ersten Equipage König David mit seiner Harfe, an der Seite Bathsebas aus. In einer anderen Karre fährt der stolze Ahasverus mit der Königin Esther, und darauf Mardochai, der den Reichsverräther Haman am Kragen hält. Zulezt kommt der keusche Joseph, reitend auf einem kleinen weißen Klepper, sehr gut gekleidet, und versehen mit einer goldenen Reitpeitsche und Sporen von Gold. Außer zwei Rittern des zuvor genannten schwarzen Ordens, die sein kleines Pferd am Zügel halten, wird er von einer kleinen Leibgarde zu Fuß escortirt, bestehend ebenfalls aus reich gekleideten Kindern. Hierauf folgt nun ein Zug anderer Art, bestehend aus einer Menge wilder Thiere, wie Eidechsen, Schildkröten, Tigern, Schlangen, Krokodilen, u. dgl. m., die verfertigt aus gemaltem Zeuge in kolossaler Größe, von darunter gehenden Menschen getragen werden; besonders war es eine Schildkröte, so groß wie das Boot eines Schiffes, auf deren Rücken ein Negerknabe saß, die viel Vergnügen und Beifall bei dem entzückten Pöbel erweckte durch die verschiedenen Manöver, die sie mit ihrem beweglichen Kopfe und Halse machte; eben so ein erschrecklich langes Krokodil, das mit seinem fürchterlichen Rachen die naseweisesten Jungen in die Füße biß. — Nach diesen kam eine Anzahl abscheulich vermummter Personen, welche nach einer Pfeife, Trommel und Kastagnetten ein Ballet tanzten, zugleich mit einer Abtheilung Teufel, die, ausgerüstet mit langen Schwänzen, Hörnern und Pferdefüßen, und bewaffnet mit zischenden Schwärmern, Knallpulver und ähnlichen Feuerwerkeranstalten, sich unter einem beständigen Rückzuge vor dem Erzengel Michael vertheidigten, der aufs prächtigste in weißes Seidenzeug und große purpurne Flügel gekleidet, mit einem bloßen Schwerte dem vor ihm kriechenden, dreiköpfigen Drachen fürchterliche Hiebe gab, der zugleich mit ihm selbst auf einem großen Palankin von acht schwarz gekleideten maskirten Kerlen getragen wurde. Je nachdem nun dieser heldenmüthige Engel sowohl den Drachen als auch die Teufel mit allem ihren vorangehenden Anhange von Menschen und Thieren vor sich her treiben kann, rücken wieder einige Karren auf die Scene, in welche eine Menge Schaafe und als Hirten verkleidete Kinder unter Zweigen und Blumen gepackt sind. In einem anderen solcher Wagen reisen die drei Weisen des Morgenlandes, aufmerksam den großen leuchtenden Stern betrachtend, der auf einem langen Bambusrohr vor ihnen her getragen wird. Endlich kommt die Jungfrau Maria mit dem Kinde, auf das prächtigste geschmückt, und begleitet von Joseph mit seiner Art und einem ganz ansehnlichen Barte. Dann fängt die Prozession selbst an, die aus einer unendlichen Reihe Priester, Mönche, Schüler, Chorknaben ꝛc. besteht, alle mit angezündeten Lichtern in den Händen. Gegen das Ende dieser Reihe und zwischen den Priestern geht ein Glied von den jungen und schönsten Mädchen der Stadt mit weißen, mit Rosen geschmückten Kleidern, die Räuchergefäße, Blumenkörbe u. dgl. m. tragen. Nach ihnen folgt eine Gruppe indianischer Jungen, die um eine Stange herum tanzen, an deren obersten Ende ein großer Granatapfel sizt, von dem farbige seidene Bänder ausgehen, die die Knaben festhalten. Dann kamen zwei Lamas, die neulich aus Peru gekommen, eine Merkwürdigkeit waren, und also mit bei der Prozession seyn mußten. Diese scheuen Thiere mit ihren langen graden

Hälsen und wilden Köpfen, schienen auch sehr verwundert zu seyn, sich mit in der langen Reihe zu befinden, und nur mit vieler Mühe konnten ihre Führer sie vermittelst des Halfters zwingen, mit gehörigem Anstande in dieser feierlichen Prozession zu spazieren. Zulezt kommt eine Reihe Musikanten, die, als römische Soldaten gekleidet, Violine spielen; und dann der Vicepräsident, die Minister und die höchsten Beamten des Staats, alle in voller Galla. Zulezt kommt die Garnison, die mit gesenktem Gewehr, und den Tschacot unter dem Arme den langen und sonderbaren Zug beschließt."

Gosselmann sah den Kongreß zu Bogota und den General Santander, nicht aber den großen Bolivar. Obgleich die Trennung Kolumbiens erst später erfolgt ist, als dieser Reisebericht sich datirt, so hat sie der Verfasser doch voraus gesagt. „Eine gefährliche Klippe für die jetzige centrale Regierungsart ist die Uneinigkeit, welche unter den Kolumbiern gegenseitig herrscht, oder die Antipathie, die wahrscheinlich nie auszurotten ist, unter den Einwohnern von Venezuela und Neu-Granada. Dieses Gefühl ist uralt, und hat eine politische und physische Ursache: die erstere muß durchaus ganz der boshaften und eigennützigen Politik der Spanier zugeschrieben werden, die ihre Rechnung dabei fand auf alle Weise Eifersucht und Feindschaft unter den verschiedenen Provinzen zu befördern; die leztere dagegen hat einen nicht so boshaften, aber natürlicheren Grund in den ungleichen Sitten und der Lebensart, welche in diesen beiden Ländern herrschen, von denen das eine oder Venezuela meistentheils aus brennenden Ebenen besteht, und das andere, Neu-Granada größtentheils von den kalten Cordilleras durchschnitten wird, die seinen Provinzen ein gemäßigteres Klima schenken. Diese große Verschiedenheit des Klimas muß nothwendig mit der Zeit die Einwohner in vielen Fällen verschieden machen, und so wie man bei dem Venezuelaner mehr Raschheit und Arbeitsamkeit, verbunden mit einem übermüthigen Stolze bemerkt, glaubt man mehr Bravheit, besseren natürlichen Verstand und mehrere Kenntnisse bei dem Bewohner von Neu-Granada zu finden. Der erstere wirft auch dem lezteren seine Langsamkeit und Hinterlist vor, während er von diesem geringerer Bildung und der Dummdreistigkeit beschuldigt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rechtskunde.

Merkwürdige Kriminalrechtsfälle, für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen herausgegeben von Dr. Bischof. Erster Band. Hannover, Hahn, 1833.

Jedermann wird diese Sammlung mit Vergnügen lesen. Es kommen darin mehrere für die Kenntniß der menschlichen Seele äußerst interessante Fälle vor. Gleich die erste Quellgeschichte zeigt uns merkwürdige Charakterbilder und einen gewiß seltenen Uebergang von der raffinirtesten Bosheit des Fehdestifters zur großmüthigsten Resignation. Am meisten aber wird die Einbildungskraft des Lesers durch den Prozeß der Gräfin von Uregg (falscher Name) gefesselt. Diese Dame war Tochter eines verarmten Offiziers, und wurde der Versorgung wegen an einen reichen, aber alten, häßlichen und dummstolzen Grafen verheirathet, den ihre Schönheit verlockt hatte. Ihre Eltern zogen mit auf das Schloß des Grafen, und zugleich fand sich bald eine Schaar junger Liebhaber ein, die von der jungen Hausgöttin mehr oder weniger begünstigt wurden. Alle diese machten nun Parthei gegen den armen Grafen, und dessen Eigensinn und Unausstehlichkeit schien diese Angriffe sogar zu rechtfertigen. So gingen einige Jahre unter dem gemeinsten Hausgezänk hin, als sich ein junger Gutsbesitzer, Osterfeld, einfand, rasch die Liebe der Gräfin gewann und sich neben dem schwachen Greise als der wahre von der Natur ihr bestimmte Lebensgefährte der schönen in Jugendfülle prangenden Gräfin geberdete. Der Graf verbot ihm nun das Haus und dies kostete ihm das Leben. Der eben so rohe als energische Liebhaber dachte gleich an Todtschlagen, die Gräfin seufzte und wünschte natürlich nichts sehnlicher, als daß sie des alten ekelhaften Hausherrn los seyn und als lachende Wittwe sich mit dem schönen Geliebten vermählen könne. Da trat endlich ihr Vater, der alte Offizier hinzu. Von seinem reichen Schwiegersohn abhängig und vielfach gekränkt, hatte er schon längst dessen Tod gewünscht, um seine alten Tage bei seiner Tochter in Ruhe beschließen zu können, und die täglichen Reibungen im Hause hatten ihn mit giftigem Haß erfüllt. Diese drei, wozu sich auch noch der Gräfin gemeine und habgierige Mutter gesellte, machten also das Komplott, den überlästigen Grafen umzubringen und führten es auf eine grausame, empörende Weise aus. Trotz aller angewandten Vorsicht wurde der Leichnam dennoch entdeckt und an ihm die Spuren der Ermordung. Die Thäter waren leicht zu errathen und gestanden endlich ihr Verbrechen ein. Doch weil es vornehme und reiche Sünder waren, wurde die Gräfin nur in ein ausländisches Kloster und Osterfeld nach Amerika entlassen. Der Vater der Gräfin starb im Kerker. Diese Geschichte ist weniger an sich interessant, als durch die originelle Zeichnung der Charaktere, durch die Mischung von gesunder, trotziger, selbst liebenswürdiger Kraft mit einer unsern gebildeten Sitten völlig fremden, antiken Roheit und fühlloser Grausamkeit. Man wird an die Tullia und Cleopatra erinnert und an jene schrecklichen Heldinnen des Alterthums, die noch nicht thränenreiche Entsagungsbriefe und Ottiliens Tagebücher schrieben, sondern frischweg nach Gift und Dolch griffen, und ihrer Leidenschaft blutige Opfer brachten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt
Redigirt von W. Menzel.

Montag, 1. Januar 1827.

Wenn wir in unserm Blatte, das sich vorzugsweise mit der Literatur der Deutschen beschäftigt, auch die Literatur anderer Völker berücksichtigen, so geschieht es, weil wir glauben, daß es für uns Deutsche nicht gleichgültig sein kann, was andere Völker denken und treiben, und weil wir hoffen, daß es unsern Lesern nicht gleichgültig sein wird, was wir ihnen über andere Völker sagen. Wir wollen nicht Kritik, sondern Geschichte geben, und wenn wir auch Urtheile fällen, so sollen diese nur Resultate der Geschichte sein. Wir wollen nicht Bücher beurtheilen, sondern Bücher benutzen, um Geschichte zu geben. Wir wollen nicht Bücher beurtheilen, weil wir glauben, daß es für uns Deutsche nicht gleichgültig sein kann, was andere Völker denken und treiben, und weil wir hoffen, daß es unsern Lesern nicht gleichgültig sein wird, was wir ihnen über andere Völker sagen. Wir wollen nicht Kritik, sondern Geschichte geben, und wenn wir auch Urtheile fällen, so sollen diese nur Resultate der Geschichte sein. Wir wollen nicht Bücher beurtheilen, sondern Bücher benutzen, um Geschichte zu geben. Wir wollen nicht Bücher beurtheilen, weil wir glauben, daß es für uns Deutsche nicht gleichgültig sein kann, was andere Völker denken und treiben, und weil wir hoffen, daß es unsern Lesern nicht gleichgültig sein wird, was wir ihnen über andere Völker sagen. Wir wollen nicht Kritik, sondern Geschichte geben, und wenn wir auch Urtheile fällen, so sollen diese nur Resultate der Geschichte sein. Wir wollen nicht Bücher beurtheilen, sondern Bücher benutzen, um Geschichte zu geben. Wir wollen nicht Bücher beurtheilen, weil wir glauben, daß es für uns Deutsche nicht gleichgültig sein kann, was andere Völker denken und treiben, und weil wir hoffen, daß es unsern Lesern nicht gleichgültig sein wird, was wir ihnen über andere Völker sagen. Wir wollen nicht Kritik, sondern Geschichte geben, und wenn wir auch Urtheile fällen, so sollen diese nur Resultate der Geschichte sein. Wir wollen nicht Bücher beurtheilen, sondern Bücher benutzen, um Geschichte zu geben.

zwar mit wenig Prüfung und Umsicht, aber mit dem lebhaften und heitern Geist eines jungen Franzosen, der sich wenigstens das Ansehen gibt, als habe er bereits alle Vorurtheile des alten Europas abgelegt. Er ist so sehr zum Amerikaner geworden, daß er selbst die Vorurtheile der neuen Welt angenommen hat. Recht schön ist, was er in der Einleitung sagt: „Ich bin Advokat, Pflanzer, Offizier der Miliz: ich habe auch nach den Umständen andere Stellen versehen, theils auf Ernennung der Regierung, theils nach der Wahl meiner Mitbürger. In diesen Briefen kömmt nicht ein einziger Gegenstand, nicht eine einzige Frage vor, die ich nicht täglich und oft öffentlich diskutirt und besprochen hätte. Endlich bin ich ganz Amerikaner geworden, von Herzen und durch Gewohnheit und stets werde ich auf den Titel eines Amerikaners und auf die vielen Beweise von Achtung und Anhänglichkeit stolz seyn, die ich oft von diesem Volke empfangen habe, welches das verständigste und vernünftigste ist, das sich darum schwerer, denn irgend eins hintergehen und blenden läßt. Und von was blenden? Ich kam arm, allein, verlassen hierher und ich habe hier ein Vaterland gefunden, das mir Europa verweigert."

Das Buch ist in Briefe eingetheilt und in einfacher, bisweilen etwas gemeiner Sprache geschrieben, gerade wie das Leben in Amerika ist. So bespricht er nach und nach die wichtigsten Gegenstände, welche uns Europäer anziehen können, er spricht von dem amerikanischen Nationalcharakter, von ihrer Regierung, von ihren Sitten, ihrem Religionszustand, ihrer Sklaverei, von der dortigen Gesetzgebung, den Gerichtshöfen, dem Militärwesen, der Marine, von den Wilden, dem Handel, der Industrie, und endlich von dem geselligen Zustand. Nichts von alle dem konnte in einem dünnen Sedez-Bändchen mit einiger Gründlichkeit abgehandelt werden und gar zu oft bemerkt man, wie Enthusiasmus und schöne Phrasen an ihrer Stelle stehen. In dem engen Raum konnte der Verfasser die Gegenstände nur flüchtig berühren, übrigens ist Alles mit sicherer und geschickter Hand gezeichnet, und es wäre zu wünschen, daß alle Thronerben in Europa ein so gesundes Urtheil und einen so gut beobachtenden Geist hätten. Wie viele unserer Kronprinzen würden es machen wie der junge Murat, der bei und mit einem fremden freien Volke zu leben, da zu arbeiten und ein nützlicher Bürger zu werden beschloß, was allerdings für den Abkömmling einer gefallenen Dynastie viel ehrenvoller ist, als von fremder Höfe Almosen zu leben, und im Exil noch ein Bischen von altem Glanz entwickeln zu wollen.

Einige Auszüge werden hinreichen, das Buch näher zu bezeichnen und unser obiges Urtheil darüber zu belegen. Murat ist Advokat in den vereinigten Staaten geworden, deshalb sind auch seine Bemerkungen über die amerikanischen Gerichte und den dortigen Advokatenstand ganz bezeichnend. Dieser Stand ist in den vereinigten Staaten sehr geschätzt, da dort Prozesse sehr in Schwang sind. Diese sind der Zeitvertreib, sie sind die Jagd des Pflanzers. Wahrscheinlich haben sie diesen Geschmack von den Engländern, die ihn den Normannen verdanken. Es ist wirklich sonderbar und auffallend, wie der junge Murat, der Sohn eines freimüthigen, ziemlich geradsinnigen und tapfern Königs so begeistert für Prozesse und Chikanen hat werden können. So sagt er: „Bei uns ist der Advokat der erste Staatsmann, Advokaten bilden die wahre Aristokratie des Landes. Neben seinem sittlichen und politischen Einfluß ist sein Leben eine ununterbrochene Reihe von anziehenden Geschäften, bei denen er zugleich Schauspieler und Zuschauer ist. Nichts geht mir vor einem eröffneten Gericht: ich könnte mit Vergnügen mein Leben da zubringen, selbst wenn ich da zum Stillschweigen verdammt wäre. Man spricht vom Theater, dies ist aber ein gar schwaches und klägliches Schauspiel gegen die Sitzung eines Gerichtshofs. Auf den Brettern ist alles nur Nachahmung, hier aber Wirklichkeit, bald Tragödie, bald Schwank, bald Drama, bald Lustspiel. Die Schauspieler — Partheien und Zeugen — sind aber viel besser, denn sie stellen Leidenschaften dar, die sie wirklich fühlen. Man muß selbst Advokat gewesen seyn, um das Vergnügen zu begreifen, das darin liegt, wenn man ein Gesetz entdeckt, das in einem Gesetzwust von zwanzig Bänden *versteckt liegt*, wenn man es dann gleichsam von einem Festungswerk zum andern verfolgt, durch ein paar hundert Citationen und es dann ganz richtig findet: welcher Triumph! Das ist doch gewiß ganz was anderes, als wenn einer nach einem Ritt von zwanzig englischen Meilen endlich einen rothen Fuchs auffindet! Der glückliche Advokat kömmt zur Gerichtssitzung, entwickelt in seiner Rede den glücklichen Fund und weidet sich an der Ueberraschung seines Gegners, den die Entdeckung in nicht geringe Verlegenheit sezt. Er möchte gern die Sache auf ein andermal verschieben, der glückliche Advokat gibt es aber nicht zu, das Verfahren muß auf der Stelle (instanter) vorgenommen, es muß gleich plaidirt werden. Nun beginnt das Zeugenverhör. Alle sprechen zuerst für den, der sie aufführt. Dies ändert sich aber gleich, wenn man ihnen geschickte Fragen stellt. Ich kenne nichts unterhaltenderes, als einen Zeugen, der halb betrunken, halb von dem Gegenpart bestochen ist, vor einem guten Geschwornengericht ausfragen zu hören. Welche Kunst, welche Feinheit gehört dazu, um ihn zu Widersprüchen in seiner Aussage zu bringen, und wie leicht wird es dann, das ganze Gebäude des Gegners über den Haufen zu werfen! Hierauf kommen die Advokatenreden oder plaidoierien. Hier werden Beide Schauspieler. Dies ist

unstreitig der schönste Theil des Handwerks, und wenn der Advokat dabei rechtes Talent zeigt, mag er nun auch seine Sache gewinnen oder verlieren, so hat er doch das Selbstgefühl, alles gethan zu haben, was in seinen Kräften stand, und selbst der verlierende Client schließt sich an Richter und Zuhörer an und klatscht ihm Beifall zu." Wir glauben indeß, daß der sittliche und gesellschaftliche Zustand eines Landes, wo Advokaten und Prozesse eine bedeutende Rolle spielen, nichts weniger als rühmenswerth ist.

In England und in den vereinigten Staaten wird die Chikane, das Tummelpferd der Advokaten, besonders durch den schlechten Zustand der Gesetzgebung unterhalten. Das Common-Law oder die Richtergewohnheiten herrschen da vor und Murat sagt recht bezeichnend darüber: „Es ist ein ungeheurer incubus, der aus den fernsten Zeiten bis auf unsere Tage reicht: ein unsichtbares Wesen, das uns einhüllt wie die Luft, welche wir einathmen: ein einziges Wesen und doch immer wechselnd; es ist eine geheimnißvolle Sibylle, die für Jeden der sie befragt, eine erfreuliche und beruhigende Antwort in Bereitschaft hat, die aber doch ihren Priestern erlaubt, ihre Orakel auszulegen wie sie wollen und die oft ihren lezten Beschluß nach deren Gutdünken ändert: dieses Wesens Macht bedeckt Alles, erklärt Alles und modificirt Alles, von der Landesverfassung bis zum Evangelium, Alles ist ihm unterworfen: Völker, Könige, Päpste, Adlige und Bürgerliche, Sklaven und Herren, kurz Alle sind gleich vor ihm." Dies ist gewiß eine sonderbare Gesetzgebung, die freilich durch ihre Unbestimmtheit und Verworrenheit dem Advokaten ein Paradies eröffnet. Sie stammt von dem alten britannischen Volk, das angelsächsischer, dänischer und normannischer Eroberung ungeachtet seine eigenthümlichen Gesetze Jahrhunderte hindurch bewahrt hat; um die Common-Law zu lernen, muß man ganze Bibliotheken durchstudiren und Murat spricht auch über die Beredtsamkeit der Nordamerikaner und schätzt sie höher als die englische. Dies mag wohl der Fall seyn, wenn von Sprachgeläufigkeit die Rede ist, nicht aber von höherer Beredtsamkeit.

Auch von den Wahlen ist die Rede, die bekanntlich alle Leidenschaften in Bewegung setzen. Dabei sind alle Mittel erlaubt, und wenn man den Zeitschriften glauben wollte, so wären alle Mitbewerber der begünstigten Kandidaten Verbrecher und Uebelthäter. Man erwartet wenigstens, die Leute würden mit einander handgemein werden. Ist aber die Wahl einmal vorüber, so unterwirft sich Alles unter den Willen der Mehrheit. Dieser Gegenstand veranlaßt Murat einige Worte über die vorzte Präsidentenwahl zu sagen. Ihm zu Folge zeichnet sich Andreas Jackson aus durch seinen strengen Republikanismus, seine Entschlossenheit, die Klarheit seiner Ansichten, seine Geradheit und durch seine Rechtlichkeit und Reinheit, gegen die nichts eingewendet werden kann. Quincy Adams hingegen gehört zur Schule derjenigen, die glauben, daß es nöthig ist, das Volk zu hintergehen, um es zu regieren.

Die völlige Gleichheit der Geburt hat in den Gemüthern der Amerikaner eine Unabhängigkeit und einen Stolz erzeugt, der auffallend kontrastirt mit dem lächerchen und erniedernden aristokratischen Sinn der Engländer, und mit ihrer gesellschaftlichen Servilität. „In England gibts — sagt er — keinen Mann und keine Frau aus den gebildeteren Klassen, die das Streben nicht verzehrte, in der Gesellschaft mehr zu scheinen als sie wirklich sind. Keine Niedrigkeit ist ihnen zu niedrig, um es dahin zu bringen, daß sie in eine Gesellschaft eingeladen werden, die um eine kleine Stufe höher ist, als ihr eigener Stand. Die Kaufleute und die guten Bürger bekümmern sich nicht um die Gesellschaften und Bälle, die ihr Nachbar der Kaufmann und Bürger gibt, sie sprechen aber unablässig von dem Mittagsmahl das bei diesem oder jenem Herzog stattgefunden hat, von dem Raout dieses oder jenes Marquis, mit dem sie nie in Berührung waren und den sie nur dem Namen nach kennen. In Jedermanns Händen ist die Genealogie der Pairs und man bekümmert sich viel mehr um ihre Heirathen unter sich, denn um diejenigen im eigenen Kreis, ja in der eigenen Familie. So wie ein Fremder in einem Handelshaus eingeführt wird, so hat die Hausfrau nichts nothwendiger zu thun, als ihm alle Namen der Adligen zu nennen und zu wiederholen, die ihr die Ehre erwiesen haben, mit ihr zu reden, denn sie meint, dies werde dem Fremden besondere Achtung von ihren gesellschaftlichen Verhältnissen einflößen. Diese elende Servilität wird nirgends in den vereinigten Staaten gefunden. Auch der ärmste Amerikaner ist zu stolz, um nicht fest überzeugt zu seyn, daß kein gesellschaftlicher Cirkel an Würde über ihm stehe."

Doch ist es unbegreiflich, daß er den Neger von dieser Gleichheit ausschließt, und daß besonders im Süden des Landes die amerikanischen Republikaner große und heilige Anhänger und Vertheidiger der Sklaverei sind. Auffallender noch ist's, daß Murat, der aus Europa stammt, wo es Gott sey Dank keine schwarzen Sklaven gibt, daß der freiheitstrunkene junge Franzos sich bemüht, die Güte der Sklaverei zu beweisen. Republikaner seyn wollen und sich dabei von Sklaven bedienen lassen, ist ein Unsinn und Widersinn. Am mehrsten empört hat mich seine den Einwohnern der vereinigten Staaten nachgesprochene Behauptung, daß man nach und nach die Indianer ausrotten müsse, weil — sie sich nicht mit den Weißen verbinden wollten und dadurch ein Hinderniß der Civilisation würden. In dieser Absicht legen

die edlen Republikaner weite Verzäunungen, eine Art von Parken, genannt Reserven, worin sich die Indianer nach und nach vermindern. Würden sie sich einst im Westen mehr zusammendrängen, so könnten sie — vielleicht unter russischer Anführung und Leitung — den vereinigten Staaten sehr gefährlich werden.

Eins ist in den amerikanischen Konstitutionen, was uns Europäer besonders anzieht, nämlich die Toleranz oder vielmehr die Brüderlichkeit zwischen den verschiedenen Religionen und Sekten und die gänzliche Scheidung des Weltlichen von dem Geistlichen. Indessen hindert dies doch keineswegs die Frömmelei, und die Sekte der Presbyterianer ist in Amerika so unduldsam und schwarzgallig wie irgendwo. Diese Leute, strenge Schüler des finstern Calvin haben seine ganze Galle und sein Gift geerbt. Diese Sekte hat die Proselytenwuth, sie verbreitet unablässig fliegende Schriften, bildet religiöse Vereine und Gesellschaften und sendet überall hin Missionäre aus. Wenn Einer nicht mehr arbeiten will, aber doch ziemlich unterrichtet ist, so legt er sich gleichwohl auf's Predigen. Ist er nun ein hübscher Mann und spricht er gut, so macht er oft sein Glück, zumal wenn er das Glück hat, wegen abweichender Meinung verfolgt zu werden, dann wird er Haupt einer neuen Sekte und stiftet eine neue kleine Kirche. Murat sagt auch den herumziehenden Missionarien nichts Gutes nach. „Sie machen ihre Reisen zu Pferd, sagt er, und halten sich vorzüglich bei den Frommen auf, die gut für ihr Beten und Predigen zahlen, dabei auch gut für Aß, Trank und Pferdefutter sorgen. Bei armen Gemeinden halten sie sich nie auf. So korrespondiren sie auch mit dirigirenden Komité's, sammeln Unterzeichnung, um Kirchen zu bauen — die lange nicht immer zu Stand kommen; predigen, bekehren, verläumden Andersdenkende, säen Zwietracht in die Familien, und wenn sie auf fünfzig Leute in einem Dorf einigen Eindruck gemacht haben, so feiern sie eine sogenannte Auferstehung des Glaubens. Diese Revivals haben unter andern folgende Wirkung: die Missionarien versehen jedes Haus mit einer schönen Bibel und empfangen dafür eine runde Zahl von Dollars aus der Tasche der Frommen. Dadurch entstehen in dem Dorf mancherlei Veränderungen: Frohsinn, Gesang, Tanz und Musik wandern aus, desgleichen der Tanzmeister; dafür verlängern sich die Gesichter der Einwohner um eine halbe Elle, und werden von Tag zu Tag grämlicher und gelber.“ Es besteht auch eine biblische Gesellschaft, die sich damit beschäftigt, junge Missionarien zu verheirathen. Die Bibelgesellschaft in New-York besitzt einen Pallast, in dem ihre Comptoirs befindlich sind und wo Wechselgeschäfte getrieben werden, wie in einem Banquierhaus.

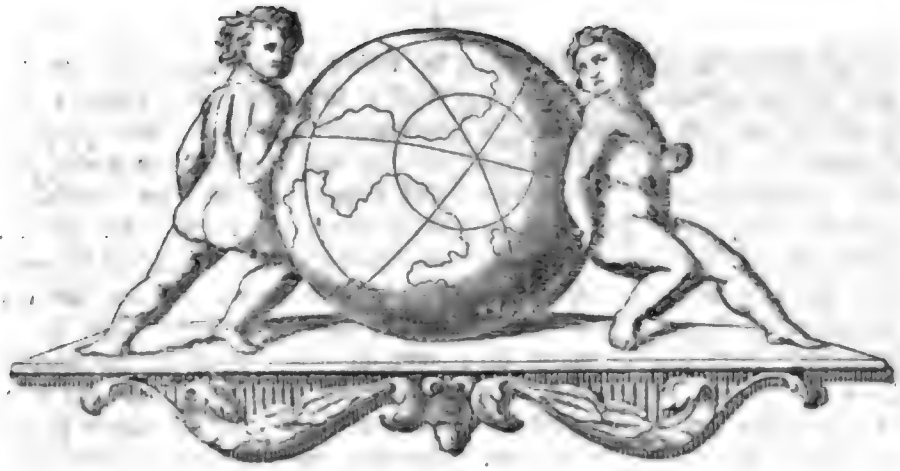
Die englischen Puritaner haben die kopfhängerische Art, den Sonntag zu begehn, nach Amerika übergetragen und dadurch für den Fremden entsetzlich langweilig gemacht. Selbst die öffentlichen nicht religiösen Feste haben die Traurigkeit des Puritanismus angenommen, so sieht der Zug am h. Julius, am großen Nationalfest, eher wie ein Leichenbegängniß, als wie ein Fest zur Feier republikanischer Freiheit aus.

Die Künste können unmöglich in einem Land aufkommen, wo die Hälfte der Einwohner sie für Teufelslockungen hält. Ein Maler, der nackte Gestalten darstellte, würde hier schlechte Aufnahme finden, wäre auch sein Talent noch so groß. Eine Gesellschaft von Pariser Balletänzern brachte fast ganz New-York in Aufruhr. „Ich war, erzählt Murat, bei der ersten Vorstellung gegenwärtig. Die Erscheinung der Tänzerinnen in kurzen Röckchen brachte schon eine mißfällige Wirkung hervor, bei der ersten Pirouette aber, als die kurzen, unten im Saum mit Blei beschwerten Röckchen hoch in die Luft flogen, thaten die Frauen einen Schrei des Unwillens und die mehrsten verließen sogleich das Theater. Nur die Männer blieben großentheils, das Schauspiel gefiel ihnen nicht übel, aber sie fanden diesen Tanz entsetzlich lächerlich, denn sie hatten bisher noch nicht die Grazie dieser wollüstigen Tänze bewundern lernen.“ Dieser Zug allein beweist, daß die Nordamerikaner geeigneter für die ächte Freiheit sind, als die Franzosen, denn sie haben noch gute Sitten und Gefühl für Anstand. Ich glaube, wenn die Athener jetzt zurück kämen und den französischen Balletunfug sähen, würden sie auch nur darüber lachen und die Völker bedauern, die in diesen Verzerrungen ohne alten Schönheitssinn, Schönes finden. „Viel ärger, fährt Murat fort, ist die Ziererei noch in den Städten, wo die Puritaner herrschen. Indessen hat der Sinnengenuß in Nordamerika auch hier und da eine Heimath, oder wenigstens einen Schlupfwinkel. Zum Beweis dafür dienen die Bälle der Quarteronnes in Neu-Orleans, wo allein Weiße erscheinen dürfen, wohlverstanden gegen Bezahlung. Diese Bälle sind, wie Murat sagt, etwas ganz Einziges, ein wahrhaft zauberischer Anblick von einigen hundert Frauen, alle jung, hübsch und sehr wohl angekleidet, in allen Farbenabstufungen, vom Kaffee bis zum zartesten Weiß, welche hier in glänzenden Sälen ihre käuflichen Reize ausstellen.“ Nur in dem französischen Nordamerika, bei den Abkommen der einst in Amerika eingewanderten Franzosen, welche die Art und Weise ihres Vaterlands fortzusetzen bemüht sind.

Recht interessant ist auch, was Murat in seiner Schrift von dem amerikanischen Unternehmungsgeist sagt, wodurch sie in kurzer Zeit ihr Vermögen verdoppeln und verdreifachen, von ihrer trefflichen Marine, von dem so viel besprochenen Zolltarif, von dem was New-York und Philadelphia auszeichnet und von einander unterscheidet ꝛc. Anmuthig und interessant sind auch seine Scenen von öffentlichen Landesverkäufen und von der Anlage neuer Dörfer. Mr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 40. — 17. April 1833.

Aussereuropäische Reisen.

(Fortsetzung.)

6) Lights and Shadows of american life. London 1832.

Dies Licht und Schatten aus dem amerikanischen Leben enthält eine gute Sammlung von Erzählungen und Darstellungen amerikanischer Schriftsteller über die Sitten und den Charakter ihres Vaterlands, das Europa jezt durch seine drohende Spaltung doppelt interessant wird. Darin wechseln neue, auffallende und ganz eigenthümliche Züge mit einander und nur Eins spricht sich in Allem gleich stark, gleich frech und gleich abscheulich aus: die kalte Fühllosigkeit und Grausamkeit der Republikaner gegen die Ureinwohner des Landes, welche, herrschte nur das Recht über die Gewalt, in so mancher innern Beziehung über die Bewohner der vereinigten Staaten gesezt werden müßten. Vielleicht ist die Nemesis nicht fern.

Wir ergreifen aus dem interessanten Buch eine Darstellung aufs Geradewohl, um unseren deutschen Lesern einen Begriff von dem american life zu geben, nicht in den polizirten Hauptstädten, wo alles ist wie bei uns, sondern in den entfernten Staaten oder Provinzen. Mike Fink, der Kahnführer. Dieser Mann läßt sich wie der getreue Repräsentant einer Menschenart ansehen, die nun ausgestorben und erlöscht ist, die aber zu ihrer Zeit eben so scharfe, hervorstechende Züge hatte, als die Lazaroni in Neapel und die Zigeuner, die jezt in der neuen Welt so gut und mit Bewahrung ihrer ganzen Eigenthümlichkeit in Sprache und Sitten zu Haus sind, wie ehemals in der alten. Jene Menschenklasse hat nicht über dreißig Jahre gedauert, denn sie begann erst, als der Handel in die westlichen Länder drang, und sie verschwand, als auf den Strömen und Seen jener Gegenden Dampfboote angelegt wurden. Es ist unbegreiflich, wie Menschen für geringen Gewinn gern den einträglicheren Feldbau verließen, um Kahnführer zu werden, ein Gewerb, bei dem nicht weniger Gefahren, Entbehrungen und Anstrengungen sind, als beim Soldatenstand, ein Gewerb, das überdies der Gesundheit schadet und Krankheiten und frühen Tod herbeiführt. Sieht man diese Kahnführer mit hochgewölbtem Rücken und fast bis auf den Boden gebücktem Kopf, so sollte man nicht an Menschen, sondern an Ochsen denken, die an einem schwer beladenen Karren ziehen. Ihr Körper ist nackt bis zum Gürtel, um sich leichter bewegen zu können und um weniger von Hitze zu leiden. Dadurch sind sie aber den brennenden Sonnenstrahlen eben so ausgesezt, wie den heftigen Herbstregen. Nach der peinlichen Tagesarbeit nehmen sie ihre gewöhnliche Portion Branntwein,

ihr Fill, und wenn sie ihr elendes Abendbrod aus halbverbranntem Fleisch und schlecht gebacknem Brod eingenommen haben, legen sie sich auf dem Verdeck schlafen und haben da nicht einmal eine Decke. Am frühen Morgen weckt sie wieder der Schiffsmeister zur Arbeit und sie beginnen sie gleichfalls mit einem Fill. Ungeachtet dieser mühseligen Arbeit hat doch das Kahnführerleben so viel Anziehendes wie nur immer die gleißenden Täuschungen des Theaterlebens in Europa. Die jungen Leute verlassen die Bauerngüter ihrer Eltern, wo es ihnen an Nichts fehlt und wo sie alle Annehmlichkeiten des Lebens genießen, die Lehrlinge laufen aus der Werkstatt ihrer Meister weg, um Kahnführer zu werden. Und der Reiz dieses abentheuerlichen Lebens ist so groß, daß so ein Bootsmann, der, wie sie sagen, einmal seinen Kiel in die östlichen Flüsse Amerikas getrieben, so eitel darauf ist, als ein Amerikaner, wenn er aus Europa zurück kömmt. Da diese Kahnführer blos unter sich leben, so haben sie eine eigene Sprache, die Niemand Anders versteht. Durch den fortgesezten Umgang mit so vielen Stämmen und Völkerschaften, die an den Flußufern wohnen, und mit den Kahnführern anderer Schiffe haben sie es auf einen hohen Grad von Gewandtheit und Schlauheit gebracht und sie wissen eine Menge Schliche, Streiche und Künste, womit sie sich unter einander überlisten. Durch ihre häufigen Kämpfe mit jenen Stämmen und mit den wenig gebildeten Anwohnern des obern Ohio und des Mississippi haben sie den Ruf furchtbarer Männer erhalten, ein Ruf, der sogar bis nach England gedrungen ist. Auf den Kähnen dieser Leute lassen die amerikanischen Kaufleute ihre Waarenladungen oft von großem Werth verführen, ohne dafür eine andere Sicherheit zu haben, als den Empfangschein des Schiffers, der auch nichts im Vermögen hat, als sein Schiff; aber nur höchst selten haben die amerikanischen Kaufleute ihr Vertrauen zu bereuen.

Unter diesen Kahnführern zeichnete sich besonders Mike Fink aus. Da ihm die Natur große Einsicht mit Festigkeit gab: so hätte er sich wahrscheinlich in allen Verhältnissen und Lagen hervorgethan und hochgestellt. Fink verband mit den schönen und regelmäßigen Zügen eines belvederischen Apollos herkulische Kraft und von Kind auf gewöhnt, allen Gefahren zu trotzen, ward ihm bald die größte Unerschrockenheit eigen. Sein Ruf erscholl daher auch von Pittsburg bis St. Ludwig und Neu-Orleans. Er hatte hundert Kämpfen beigewohnt und eine Menge gefährliche Unternehmungen angeführt. Alle Gutsbesitzer an den Flußufern waren mit ihm gut Freund, denn seinen Feinden ging es übel. Das geringste war, daß einmal ihr Eigenthum verwüstet wurde. Wie sein großes Muster Rob-Roy erhob auch er Kontributionen auf jedem feindlichen Territorium. Oft, wenn seine Kameraden in tiefem Schlaf lagen, stieg er auf, machte eine Exkursion fünf bis sechs englische Meilen weit auf die bekannten Landgüter, und bevor aufgebrochen wurde, war er mit reicher Beute wieder auf sein Schiff zurück. Daher nannten ihn seine Kameraden in den Ohioländern Snapping-Turtle oder die diebische Schildkröte, an den Ufern des Mississippi hingegen hieß er the Saag oder der Bucklige, von den schweren Bündeln, die er gebückt nach Haus trug. Mike Fink war kaum siebzehn Jahr alt, so trat er in ein unregelmäßiges Truppenkorps, das nordwestlich an den Gränzen von Pensylvanien lag, um da die Indianer zu beobachten, von ihren Einfällen und sonstigen Unternehmungen Nachricht zu geben. Diese Truppen führten ganz das Leben der Indianer, die sie von ihrer Farbe Rothhäute nennen und wie wilde Thiere betrachten. Wie diese brachten sie ganze Wochen in den Wäldern zu. Zur Nahrung statt Brod genossen sie Getreide an der Sonne getrocknet und rechneten dabei auf den Ertrag der Jagd. Des Nachts schliefen sie in ihre Mäntel gehüllt unter freiem Himmel. Mike Fink trat sehr jung in dieses Korps und erwarb sich da bald den Ruf großer Kühnheit, Geschicklichkeit und Unerschrockenheit. Von seinen Thaten wollen wir nur eine anführen, weil sie ganz das Verhältniß und die Stellung der Nordamerikaner gegen die Wilden charakterisirt. „Einmal stand er auf den Höhen von Mahoning auf dem Anstand gegen Wilde und bald kam er einigen auf die Spur, die da gejagt haben mußten, denn er sah auf den Rasen Spuren von ihnen. Dies bestimmte ihn zur höchsten Aufmerksamkeit. Er kroch also in das dickste Gesträuch und hielt sich da mehrere Tage ruhig, ohne einen einzigen Schuß zu thun. Er lebte dabei nur von den getrockneten Waizenkörnern, die er in einem kleinen Sack mit sich führte und von etwas gesalzenem Fleisch. Dabei litt er — ein rüstiger Trinker — den peinigendsten Durst. Erst nach einigen Tagen kroch er aus seinem Versteck hervor und trat mit der Vorsicht einer Katze zwischen die lichteren Bäume, da sah er in einer Entfernung von dreihundert Schritten einen herrlichen Dammhirsch auf der Grasweide. Solcher Versuchung vermag kein Jäger zu widerstehen, Mike Fink beschloß also zu schießen, möge auch daraus entstehen was da wolle, spannte den Hahn seiner Flinte und schlich sich dem stattlichen Thiere näher. Da erst bemerkte er durch das dichte Gesträuch einen mächtigen Indianer, der auch mit gespanntem Hahn auf den Hirsch zuging. Gleich war Mike Finks Entschluß gefaßt, leise drückte er sich hinter einen Baum, hielt sein Gewehr bereit und den Blick fest auf den Wilden gerichtet. Als dieser dem Dammhirsch ungefähr auf fünfzig Schritte nahe gekommen war, legte er auf ihn an, in diesem Augenblicke auch Mike Fink auf den Indianer und als

es von dessen Flinte aufblizte, fuhr ihm auch eine Kugel durchs Herz und er sank mit dumpfem Stöhnen zur Erde. Dammhirsch und Indianer waren todt. Mike Fink aber ging nicht eher aus seinem Versteck hervor, als bis er auf allen Fall seine Flinte wieder geladen hatte. Hierauf erst trat er zu dem Indianer und sah, ob er wirklich todt sey, ließ ihn dann liegen und ging zum Hirsch, den er gleich in Stücken zerlegte und sie zum Einsalzen und Räuchern mit sich nahm." Mr.

7) Das liberale System, oder das freie Bürgerthum in seiner höchsten Entfaltung; in einem Gemälde des Bundesstaats von Nordamerika praktisch dargestellt von Dr. E. L. Brauns. Erster Theil. Potsdam, Vogler, 1831.

Eine geographisch-statistische Uebersicht über die vereinigten Staaten. In diesem ersten Theil ist das Land mit seinen Produkten geschildert, der zweite wird Industrie, Handel, Verwaltung ꝛc. begreifen. Diesem schätzbaren Werke eines bekanntlich mit Amerika sehr vertrauten Schriftstellers geht eine historisch-politische Abhandlung vorher, worin die nordamerikanische Freiheit mit dem europäischen Liberalismus verglichen wird.

„Die Kunde des gegenwärtig hochaufblühenden, durch das liberale System regierten, angloamerikanischen Bundesstaats gewährt in unsern Zeiten unstreitig ein erhöhtes Interesse. Wir gewahren hier die größte und mächtigste Republik unserer Zeit, nicht, wie so viele, seit Kurzem gleich Pilzen hervorgeschossene, karrikirte Republiken Südamerikas, von steten innern Umtrieben und ränkevollen Partheien in Anarchie gestürzt, sondern im Innern ruhig dastehend und im Aeußern Achtung gebietend. Es gewährt dem denkenden Menschenfreunde einen ermuthigenden, herrlich aufrichtenden Anblick, hier einen Staat zu erblicken, der schon seit länger als fünf Jahrzehnten das Beste seiner Mitbürger wohl begründet, und dessen auf eine vortheilhafte Lage und vorurtheilsfreie, zeitgemäße Ansichten gebaute Verfassung in ihren beglückenden innern und äußern Verhältnissen täglich mehr erstarkt und Dauer verbürgt und Bestand. Die durch die Weisheit, mit welcher sie gebildet, höchst merkwürdige Verfassung dieses Staats bildet eine Föderativ-Republik, d. h. einen Nationalverein oder einen Bund mehrerer souveräner Staaten (so werden sie vom Präsident des Kongresses selbst genannt) in eine gemeinsame, ihre politischen Verhältnisse ordnende, Oberbehörde. Diese Föderativ-Regierung ward erst mehrere Jahre nach dem Frieden von Versailles mit vieler Mühe zu Stande gebracht, gerade zu einer Zeit, als die durch diesen Frieden erkämpfte Freiheit und Unabhängigkeit in Anarchie auszuarten drohte; da erst, als Allen die Gefahr einleuchtete, brachten die resp. Staaten verschiedene ihrer Souveränitäts-Rechte dieser gemeinsamen Oberbehörde zum Opfer, ohne welche Maaßregel die junge Freiheit wahrscheinlich bald als ein Raub der Anarchie eines frühzeitigen Todes erblichen wäre. Wie theuer würden überdies einem Staatlein wie Rhodeiland von ungefähr 60 — 70,000 Einwohnern seine Souveränitätsrechte gekommen seyn, hätte er sie in ihrem ganzen Umfange ausüben wollen! Hätte er z. B. Gesandte an fremde Mächte senden, Linientruppen halten wollen ꝛc. (wie bei uns). Die Hauptursache der Größe Nordamerikas bestand darin, daß die gemäßigten Gründer derselben sich an dem frühern Staatsgebäude so wenig als nur irgend möglich Aenderungen erlaubten. Indem sie so das alte, wohlgeprüfte Institutionen aufrecht erhaltende, Stabilitätssystem mit ihrem liberalen System aufs Schönste in Einklang brachten, ließen sie, mit Ausnahme des an die frühere Stelle des Königs und des brittischen Parlaments konstituirten Kongresses oder der gemeinsamen politischen Leitungs- und Oberbehörde, fast alle übrigen Staatsinstitutionen unverändert fortdauern. Ruhig konnten die ihrem Könige treu gebliebenen, wackern Loyalisten wieder heimkehren, ihre vorigen Güter wieder in Empfang nehmen, und mit diesen alle Rechte eines Staatsbürgers; aus obigen richtigen Ansichten wurden selbst das Sklavensystem im Süden und die großen Lehnsgüter (Manors) eines Livingston, Morris, Cordtland, van Ransselaer, u. A. im Staate Neu-York aufrecht erhalten. Völlige Freiheit behielt jeder hinsichtlich seiner religiösen Meinungen, eben so völlige Lehrfreiheit. Nur durch diese weise Mäßigung, wodurch jene weisen Männer die Interessen ihrer Mitbürger so wenig als nur möglich verletzten, ward es der zarten Pflanze des liberalen Systems möglich, Wurzeln zu schlagen und sich immer schöner zu entfalten; hätten sie dagegen mit der thörichtblinden Wuth der französischen Ultra-Aufklärer alles Alte vernichten, nur unversuchtes Neues an dessen Stelle setzen, überhaupt ein unhaltbares System gründen wollen, wie viele Widersacher würden sie sich durch solche unzeitige Neuerungen und Verletzung der Interessen ihrer Mitbürger geschaffen, und wie bald letztere in offene, auf sie losschlagende Feinde verwandelt haben! Durch nichts würde die königliche Sache, deren Parthei in manchen Staaten noch höchst bedeutend und einflußreich war, eine größere Stärke und wahrscheinlich bald das Uebergewicht erlangt haben, als durch solche unzeitige Neuerungswuth ihrer Gegner. Weise ließen diese aber fast Alles in seinem bisherigen Zustande, und ergänzten dieses blos durch die von veränderten Zeitumständen nöthig befundenen Modifikationen. So erhielt das, wenn auch nicht von ihnen erschaffene, doch modificirte, politische

Gebäude Bestand und Dauer bis auf diesen Tag; und bewiesen ward hierdurch, daß ein feststehendes, aufrecht erhaltendes, unbewegliches Princip (Stabilität) zur Erhaltung eines Staats durchaus nöthig ist. Hätten jene bedächtigen, umsichtigen Bildner der Verfassung statt jenes, durch ihre Mäßigung gegründeten, liberalen Systems, die erdrückende oder Bajonett-Aristokratie eines Bolivar errichtet, längst würden diese Staaten nur eine leichte Dienstbarkeit abgeworfen haben, um sich eine weit empfindlichere, drückendere Last aufzuladen, und nie würden sie die Stufe ihrer gegenwartigen Kultur erreicht haben. Pseudorepubliken, nur durch die Macht der Bajonette oder durch eine kostspielige, eben so schwere Büreaukratie aufrecht erhalten, wie gegenwärtig Kolombien, und ihre südlichen Schwester-Republiken, bereiten sich durch die überhand nehmende Zerrüttung ihrer Finanzen allmählig selbst den Untergang, und haben in Wahrheit nur ein Joch abgeschüttelt, um ihren Nacken unter eine noch härtere Knechtschaft zu beugen."

Diese Bemerkungen sind sehr wahr, es fragt sich aber, ob durch das Hinausschieben des Streits derselbe auch wirklich aufgehoben worden ist, ob nicht die Punkte, über welche die weisen Großväter hinweggingen, noch von den späten Enkeln werden erörtert werden müssen? Wir fragen ganz einfach: kann und wird das Sklavensystem in den Südprovinzen der vereinigten Staaten ohne Kampf abgeschafft werden? kann und wird die Centralregierung alle Zeit mächtig genug seyn, die Eifersucht, die schon lange zwischen dem Süden und Norden besteht, und die unfehlbar künftig auch zwischen dem Osten und Westen entstehen wird, zu beschwichtigen? Wir glauben, die bereits seit 50 Jahren bewährte Politik der vereinigten Staaten wird noch lange widerhalten, aber wenn die Bevölkerung zunimmt, wenn einst die Westküste mit blühenden Städten prangt, wenn Reichthum und Kultur neben den bisher einseitig materiellen Interessen auch geistige erzeugen und aus der Macht der romantische Hang entspringt, dieselbe zu mißbrauchen, wird dann die Weisheit jener ehrwürdigen Franklin, Monroe, Washington nicht schon verjährt und gleichsam mythologisch geworden seyn? Die fünfzigjährige Erfahrung Nordamerikas ist eine goldne Erfahrung, entzückend für den Menschenfreund, ein starker Anker für die Hoffnungen politischer Tugend; aber die sechstausendjährige Erfahrung der Weltgeschichte fällt denn doch für das unbestochne Auge mehr ins Gewicht. Was in seinem Ursprung rein, bleibt es nimmer bis ans Ende, und die schönste Harmonie löst sich in wilde Dissonanzen auf. Laßt diesen Staat Nordamerikas erst alt, üppig, fett, übermüthig werden, und fragt dann nach der Reinheit seines Jünglingsalters.

8) **Reise nach dem Staat Ohio in Nordamerika. Gemacht in Begleitung einer Anzahl Auswanderer und beschrieben von Niklaus Joß, gewesenen Schullehrer in Oberthal, Kanton Bern. Zweite verbesserte Auflage. Bern, Jenni, 1832.**

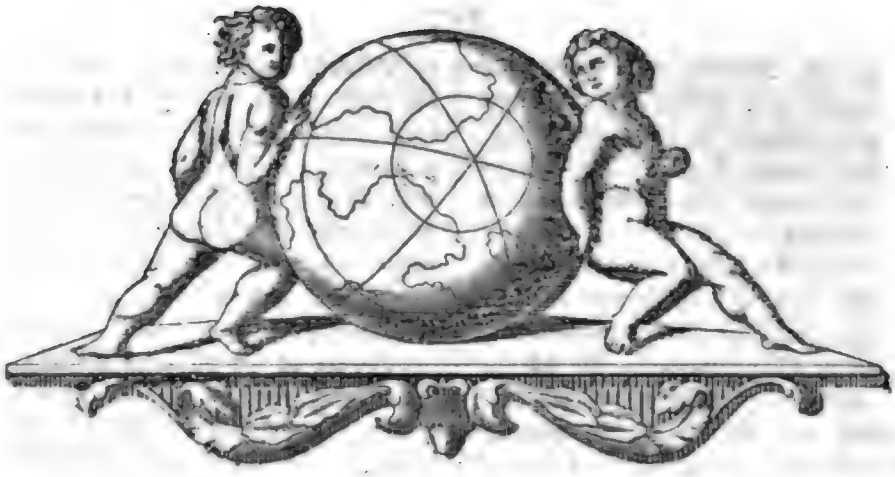
Dieser kurze, aber sehr lehrreiche Bericht sollte unsern zahlreichen deutschen Auswanderern nicht unbekannt bleiben. Nur zu häufig hört man die Klage, daß unsre Auswanderer durch Vereinzelung, durch Mangel an gehöriger Vorbereitung und Zusammenhalten sich den gröbsten Betrügereien und Gefahren aussetzen. Aus dieser kleinen Schrift können sie lernen, daß man nur zusammenhalten und mit einiger Umsicht verfahren darf, um alle diese Gefahren zu vermeiden. Joß miethete für sich und seine Gefährten ein eignes Schiff, und machte dadurch die Intriguen aller Zwischenhändler zu Schanden, denen unfehlbar jeder Auswanderer Preis gegeben ist, wenn er einzeln ankommt und sich einen Platz zur Ueberfahrt suchen muß. Joß erzählt ferner in treuherzigem, gemein verständlichem Ton, wie sich der Auswanderer unterwegs und bei der Ankunft in Nordamerika zu verhalten, was er zu thun, was zu vermeiden habe, was ihm neu seyn werde ꝛc. Er spricht zu Landleuten, die er sich als Nachfolger auf der Reise denkt.

9) **Merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben reisender Personen. Für Leser aus allen Ständen. Zwei Bändchen. Ulm, Ebner, 1831.**

Eine gute Auswahl interessanter Reiseseenen, aus Franz Drakes Reisen, aus dem Schiffbruch einiger Russen bei Spitzbergen, Viauds Schiffbruch, andern merkwürdigen Schiffbrüchen und Abentheuern, Reiseanekdoten ꝛc. Von den leztern wollen wir nur einer erwähnen, einer sehr artigen Mystifikation. Um das Jahr 1755 fuhr ein französisches Schiff nach Martinique. Unter andern befanden sich vier Reisende auf demselben, wovon der eine bei den übrigen in großer Achtung zu stehn schien; aber dies war nur dann bemerkbar, wenn sie allein zu seyn glaubten. In Gegenwart Andrer stellten sie sich, als ob er ihresgleichen wäre. Der Kapitän wurde aufmerksam, überraschte einmal einen der Reisenden, wie er zu den Füßen jenes Vornehmen lag, forschte immer neugieriger nach und erfuhr endlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, der Unbekannte sey der Herzog von Modena, der mit dem König von Frankreich sein Herzogthum gegen die Insel Martinique austauschen, zuvor aber die Insel incognito besuchen und kennen lernen wolle. Der Kapitän glaubte alles, behandelte den Fremden fortan, trotz dessen Gegenreden, als Prinz und ließ die Sache auch bei seiner Landung auf Martinique bekannt werden. Der vermeinte Herzog und seine Gefährten wurden nun mit Ehrfurchtsbezeugungen überschüttet, und Jedermann drängte sich hinzu, dem künftigen Souverän zu dienen. So trieb er es geraume Zeit und als endlich Nachricht aus Europa anlangte, daß er ein Betrüger sey, war er bereits mit großen Summen Geldes verschwunden.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 41. — 19. April 1833.

Auſſereuropäiſche Reiſen.

(Fortſetzung.)

10) Histoire des colonies pénales de l'Angleterre dans l'Australie par Ernest de Blosseville. Paris 1831. I Vol.

11) Visite aux mers du Sud pendant les années 1829 et 1830 par E. S. Stewart. Londres 1832. II Vol.

Vor einigen Monaten ſagte Macaulay im engliſchen Unterhaus: „Man blicke nur auf Neu-Süd-Wales, auf dieſe mit Spitzbuben und Huren bevölkerte Kolonie. Die Bevölkerung nimmt da in ungeheurer Progreſſion zu. All' die ſauberen Leute, welche als Verbrecher dahin deportirt wurden, werden einmal als die Patriarchen eines mächtigen Reichs erſcheinen.“

Cook beſuchte zuerſt Botany-Bay und machte, als er nach Europa zurückkehrte, eine reizende Beſchreibung davon. Gerade damals war man in England mit den verurtheilten Uebelthätern ſehr in Verlegenheit, denn die nordamerikaniſchen Kolonien waren eben verloren gegangen und dieſe hatten überdies die Verbrecher aus Europa mit großem Widerwillen bei ſich ankommen ſehen, bei welcher Veranlaſſung Franklin ironiſch vorſchlug, England zum Dank für ſeine Sendungen, amerikaniſche Klapperſchlangen zuzuſchicken. Cook's Entdeckung erregte bei der engliſchen Regierung den Gedanken, in Botany-Bay eine Verbrecher-Kolonie zu gründen. Im Jahr 1788 kam die erſte Expedition dieſer Art in Auſtralien an und ihr folgten mehrere andere. Aber man fand in Botany-Bay lange nicht die von Cook gerühmte Fruchtbarkeit, ja man brauchte ſogar lange, ehe man einen Fluß ausfindig machte. Ohne die fortgeſezte Unterſtützung aus dem engliſchen Mutterlande hätte die Kolonie gar nicht beſtehen können, ſondern hätte Hungers ſterben müſſen, weil die dreitauſend Meilen weit herkommenden Lebensmittel einmal zu lange ausblieben.

Es läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit behaupten, daß die engliſche Regierung gleich Anfangs im Sinn hatte, eine weibliche Kolonie anzulegen. Aber aus dem bloßen Militärpoſten, aus der Strafanſtalt entſtand eine blühende Kolonie, ja ein neues Reich, das vielleicht einſt über die umliegenden Inſelgruppen der Südſee eine ausgedehnte Herrſchaft üben und eine große Rolle in der Geſchichte ſpielen wird.

Die aus England hierher geführten Verbrecher finden jezt in Neu-Süd-Wales faſt Alles, was ſie in ihrem Vaterland zurückgelaſſen haben: Städte von mehr denn ſechzehn tauſend Einwohnern mit Kirchen, Theatern,

Schulen, Clubs, Druckereien, Banken. Sie finden überdies noch schöne Landhäuser mit Wirthschaftsgebäuden, Dampfboote, Diligences, Journale, Pferderennen, Bälle, Concerte und eine Menge Luxus-Dinge. Die Verwiesenen stehen durchaus in diesem neuen England nicht allein, sondern finden da sogar ihre Laster und alle Mittel wieder, sich ihren Leidenschaften und verderblichen Neigungen zu überlassen. Lezteres wollte nun wohl die englische Regierung nicht, als sie Botany-Bay gründete, aber wir finden es in allen Anstalten, daß sie eine ganz andere Richtung nehmen, als ihnen die Menschen Anfangs gaben. Freilich sind die Sträflinge Anfangs nicht gleich sich selbst und ihrem eigenen Willen überlassen, sondern die Regierung leiht sie an die Kolonisten für ihre Ackerbauer und häuslichen Geschäfte aus: erst wenn ihre Strafzeit aus ist, können sie sich für eigene Rechnung niederlassen. Sind's schwere Verbrecher und geben sie durch ihre Aufführung Veranlassung zu Beschwerden, was gar häufig geschieht, so verurtheilt sie die Polizei zur Strafarbeit in den Anstalten der Regierung. Dann werden körperliche Züchtigungen nicht gespart.

Wenn im Gegentheil der Deportirte Reue zeigt und zu keiner Klage Anlaß gibt, so genießt er so viel Freiheit, als er nur wünschen kann. Davon nur ein Beispiel. Es ist nicht lange her, daß ein englischer Geistlicher in seinem Vaterland zur Deportation verdammt wurde, weil er das Siegel eines Parlamentsgelds nachgemacht hatte, um einen Brief Portofrei zu versenden. Dieser deportirte Geistliche, Namens Halloran, gab nun in Sidney eine theologische und moralische Zeitschrift heraus und stand an der Spitze eines Erziehungshauses. Allgemeine Achtung ward ihm zu Theil. Es darf nicht übersehen werden, daß ein Strafurtheil englischer Justiz fast seine ganze Wichtigkeit verliert, weil es nicht nach dem Sinn und der Bedeutung des Gesetzes, sondern lediglich nach seinen Worten erfüllt wird. Man begegnet hier auf Gassen, in Häusern und Gesellschaften so vielen ehemaligen, nun befreiten Sträflingen, man wird vertraut mit dem Gedanken, daß der größte Theil der Bevölkerung aus dergleichen Leuten besteht, und es wird nicht gefragt: was war der Mann oder die Frau ehemals, sondern nur, was sind sie jezt? Dagegen stößt man auch auf Verbrecher, welche die Deportation nicht allein nicht gebessert, sondern noch wilder und unbändiger gemacht hat. Gelingt es ihnen, der Polizei zu entwischen, so fliehen sie in die Wälder, verbinden sich mit den Eingebornen und treiben gemeinschaftlich Mord und Räubereien, oder sie bemächtigen sich mit ihnen irgend eines Fahrzeugs, laufen damit aus, treiben an den Küsten oder auf den benachbarten Inseln Seeräuberei, bringen deren friedliche Einwohner in Verzweiflung, oder sie fallen fremden Insulanern in die Hände, die sie in Stücke zerreißen und auffressen. Vor einigen Jahren erzählten die Neu-Süd-Wales-Zeitungen die Abentheuer von sieben Verbrechern, die weit von der Kolonie weg in Wälder geflohen waren. Bald kam Hungersnoth über sie und es blieb ihnen nichts übrig, als darum zu losen, wer von ihnen zuerst umgebracht und von den andern verzehrt werden solle. So geschah es auch. Die Sechs noch Uebrigen irrten nun ferner in der Wildniß umher, bis sie abermals das Loos zogen, wer wieder gegessen werden solle. Endlich blieben nur noch zwei übrig. Keiner getraute sich zu schlafen, wiewohl sie von Müdigkeit und Strapazen ganz erschöpft waren, denn er mußte fürchten, von seinem Kameraden gleich todt geschlagen und aufgegessen zu werden. Der Aeltere konnte aber endlich doch dem Schlaf nicht länger widerstehen, aber kaum war er eingeschlafen, so schlug ihn der Andere todt und lebte einige Zeit von seinem in der Hize bald zum stinkenden Aas gewordenen Körper, selbst die Knochen, die er zwischen Steinen klein schlug, fraß er. Aber auch dies nahm ein Ende, und nachdem der lezte Verbrecher gar keine Hülfe mehr fand, bemächtigte sich seiner die Verzweiflung und er schleppte sich mit Mühe bis zum nächsten Militärposten und übergab sich ihm. Nachdem er der Behörde alle seine Schicksale und Greuelthaten bekannt hatte, wurde er aufgehängt.

Die Kolonie Neu-Süd-Wales läßt sich aber noch aus einem Gesichtspunkt betrachten, in dem sie viel an Wichtigkeit gewinnt. Von hier aus vermehren sich täglich die Entdeckungen im Innern der ungeheuren Insel. Schon hat man große Flüsse, Landseen, Gebirgsketten und Vulkane gefunden. Auf verschiedenen Stellen der Insel werden englische Kolonien angelegt, denn wie es scheint, nimmt England ganz Neu-Holland in Anspruch. Ganz neuerdings ist eine Gesellschaft von Mädchen und jungen Wittwen von England nach Neu-Holland gegangen, um dort die Kolonisten zu heirathen, die im Schweiß ihres Angesichts das noch nie bebaute Land bearbeiteten. Eben so geht es mit Van-Diemens-Land, denn auch da erheben sich eine Menge Kolonien in jugendlicher Kraft. Genaue Verbindungen werden da angeknüpft mit den Insulanern der vielen indischen Archipel. In genanntem Verkehr steht Sidney schon mit Neu-Seeland. Die Bildung von Neu-Süd-Wales wird sich bald auf die andern Inseln des stillen Oceans verbreiten und wird sie in die allgemeine Industrie- und Handels-Bewegung ziehn. Bereits haben schon mehrere Engländer die Geschichte und den Fortgang dieser Kolonie beschrieben. Aus ihnen hat Blosseville geschöpft und die Geschichte bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Dann läßt er eine lebendige und farbenvolle Darstellung des jetzigen

Zustands der Kolonie, so wie eine Bibliographie Australiens folgen, d. h. ein Verzeichniß aller über das Land herausgekommenen Bücher, in dem selbst bald genug literarische Erzeugnisse erscheinen werden.

Blosseville erklärt sich entschieden für die Strafkolonien und zieht sie dem neuen System der Strafarbeitshäuser vor. Darin hat er auch vollständig Recht, wenn sich bei Strafkolonien so große Vortheile und günstige Umstände vereinigen, wie in Neu-Süd-Wales.

In genauer Verbindung mit Blosseville's Darstellung steht Stewart's Reise nach den Inseln der Südsee. Bevor er gegenwärtiges Buch heraus gab, war er einige Jahre Missionär auf den Sandwich-Inseln und schrieb auch darüber. Hierauf war er Schiffskaplan auf dem Vincennes, einem Kriegsschiff der vereinigten Staaten, das 1829 unter dem Kapitän Finch in die Südsee ging und da für längere Zeit einige Inselgruppen besuchte, um die Einwohner günstig für die Aufnahme und den Verkehr mit nordamerikanischen Schiffen zu stimmen. Alle Bewohner der Südsee-Inseln sind in zwei allgemeine, überall durchgreifende Klassen getheilt, in die gemeine Klasse (auf gut europäisch die Canaille) und die Tabu. Zu jener Klasse gehören alle Frauen, die höchsten wie die niedrigsten, die reichsten und ärmsten, alle Männer in ihrem Dienst, ihre männlichen Domestiken und überdies alle Männer, die auf Gassen, Straßen und Plätzen tanzen, singen und spielen zum Vergnügen der Andern. Alle andern Männer sind Tabu. In den andern Archipelen erstreckt sich dieser Tabu-Unfug nicht blos auf die Einwohner selbst, sondern auch auf ihre Wohnungen und ihre Nahrung. Streng unzugänglich sind die Tabu-Häuser für Weiber jeden Standes, selbst der Königin und für die Männer der sogenannten gemeinen Klasse. Deshalb muß die Hausfrau nie zu ihrem Mann ins Haus kommen, sie darf nie mit ihm essen, nie einen Theil seiner Kleidung, seines Schmucks und seiner Waffen tragen. Die Frauen wohnen mit ihren Dienern und Dienerinnen in eigenen Häusern und erwarten da in Demuth die Besuche ihrer Männer. Die Tabu-Leute hingegen haben das Recht, in jede Wohnung der Gemeinen zu gehen und da zu verweilen so lange es ihnen beliebt. Von den Nahrungsmitteln sind beiden Klassen gemeinschaftlich: Kokusnüsse, Brodfrüchte, Yamswurzeln und die Gerichte, welche aus diesen Früchten zusammengesezt sind, desgleichen die mehrsten Fischarten. Werden diese Speisen aber zufällig in einen Korb, oder in ein anderes Hausgeräth gethan, das einem Tabu gehört, so dürfen sie die Gemeinen nicht mehr essen, sondern nur die Tabu. Außerdem gehören Schweinefleisch, Bananen, Tauben, Blackfische und einige andere Fischarten als ausschließliches Privilegium den Tabu, und ihr Genuß ist den Gemeinen streng verboten. Alles was über den Kopf oder die Hand eines Tabu weggeflogen ist, darf kein Gemeiner zu sich nehmen. Wer dieser Ordnung zuwider handelt, begeht ein entsetzliches Verbrechen gegen das Heiligste. Wenn irgend eine Frau, selbst die Königin, sich auf etwas sezt oder legt, dessen sich ein Tabu-Mann bedient und es dadurch geheiligt hat, so wird der Gegenstand sogleich dadurch entweiht, er verliert seinen Werth und seine Bestimmung und die Frau wird zur Sühnung ihres Verbrechens zum Tod verurtheilt. Das Unangenehmste bei dieser Tabu-Sitte ist, daß jeder Gegenstand einen großen Theil seines Nutzens verliert, so wie er geheiligt wird. Wenn z. B. ein Tabu-Mann mit seiner Hand über eine Bettdecke streicht, so kann die Decke künftig nicht mehr zu diesem Gebrauch dienen, man kann jedoch einen Mantel, ein Kleid oder ein Segel daraus machen; wäre aber ein Segel oder ein Mantel über das Haupt eines Tabu gegangen, so könnten sie doch nicht zur Bettdecke gebraucht werden, weil dieser Gebrauch in der öffentlichen Meinung tiefer steht als der vorige.

Von den Washington's-Inseln ging der Vincennes nach den Freundschafts-Eilanden. Wir heben hier aus, was der Verfasser über den Hof ihrer Königin in Otahiti sagt, das jezt Tahiti genannt wird.

„Es war am 6. September Abends, daß die junge, regierende Königin, ihre Tante und die verwittwete Königin im Geleit von mehreren Häuptlingen in zwei kleinen Booten zu uns an Bord kamen. Sie hatten auch einige Männer bei sich, die der Ruf wegen ihrer großen sittlichen Ausgelassenheit und Verdorbenheit bezeichnet. Auch die Königinnen von Tahiti haben einen höchst zweideutigen Leumund. Die regierende und die verwittwete Königin sind wegen ihren Liebesgeschichten gar von der Kirche exkommunicirt, die es freilich viel strenger nimmt, als Rom einst mit den vielen gekrönten Sünderinnen in Frankreich und Italien. Indessen war doch ihr Aeußeres recht anständig, ja viel würdiger und weiblicher als wir uns gedacht hatten. Auf dem Land empfingen sie uns in den Gemächern des Königs Tamatoa. In der Einrichtung derselben hatte man unsertwegen einige Veränderungen vorgenommen. Auf den Sophas waren frisch geflochtene Matten ausgebreitet und oben standen zwei Armsessel als Ehrensitze für die beiden Königinnen... Die junge regierende Königin Pomare I. ist bei uns an Bord gekommen und hat dem Kapitän folgendes Schreiben für den Präsidenten der vereinigten Staaten übergeben:

Rajatea, 26. September 1829.

„Präsident. Ihre Güte für uns, veranlaßt uns Ihnen diesen Brief zu schreiben. Zuerst haben sie ein Kriegsschiff unter dem Kapitän Jones an unsere Insel geschickt. Diesem ließt Ihr ein anderes Kriegsschiff

unter dem Kapitän Finch folgen. Der Kapitän hat uns viel Wohlwollen bewiesen, desgleichen der Kapitän Finch. Sein Besuch machte mir viel Freude. Ich schreibe Ihnen jezt, um Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken und um Sie zugleich von unserer gegenwärtigen Lage in Kenntniß zu setzen. Ich bin eine Frau und die erste Königin von Tahiti. Mein Name ist: Königin Pomare I. und ich bin die Tochter von Pomare II. Als mein Vater starb, folgte ihm mein kleiner Bruder und als auch dieser mit Tod abging, kam die Regierung an mich. Ich bin jung und ohne Erfahrung. Wir haben den Götzendienst abgeschafft und beten jezt den Heiland und Herrn an. Wir haben das Christenthum 1814 angenommen. . . Die auf der Insel lebenden Missionarien haben die besten Absichten und sie lehren uns mit großem Eifer alles was zu unserem Wohlseyn beitragen kann. Einige sind schon seit länger denn dreißig Jahren unter uns. Wir haben Gesetze und nach diesen werden wir regiert, gern schickte ich Ihnen eine Abschrift davon, ich habe aber keine Zeit dazu, denn ich muß meinen Großvater in Rajatea besuchen. Tahiti und Eimeo heißen die beiden großen Inseln, die ich regiere. Unsere Bevölkerung ist nicht sehr zahlreich, denn sie beläuft sich höchstens auf zehntausend Seelen. Meine Insel enthält keine großen Reichthümer, das Arrowroot und der Branntwein aus Kokusnüssen sind die vorzüglichsten Produkte. Lebensmittel für die Schiffe gibts hier im Ueberfluß und die Ankerplätze sind alle gut und sicher. Viele amerikanische Schiffe kommen jährlich nach Tahiti. Mögen sie uns auch fürder recht oft besuchen, wir werden sie immer recht gut aufnehmen. Alle Baumwollenstoffe, weiße, blaue und gedruckte Shawls, alle Arten von Band, auch Aexte sind sehr gute Tauschartikel für Lebensmittel und Provisionen.

Wir haben auch eine neue Schiffsflagge, die uns der Kapitän Lawes vom englischen Kriegsschiff the Satellit gegeben hat. Wollten Sie wohl die Güte haben, diese Flagge anzuerkennen, wie wir es mit der Ihrigen thun, wenn Schiffe von Tahiti nach den Häfen der Union kämen, worüber freilich noch viel Zeit hingehen wird. Der Kapitän Finch hat mir in Ihrem Namen schöne Geschenke gemacht, eben so meiner Mutter, meiner Tante und einigen andern Personen. Empfangen Sie dafür meinen Dank. Immer werden wir die amerikanischen Schiffe mit Vergnügen in Tahiti sehen, sie werden auch immer Schutz und Vorsorge in unsern Häfen finden, desgleichen Lebensmittel im Ueberfluß. Möge Glück und Segen mit Ihnen seyn, Präsident der vereinigten Staaten von Amerika, und möge Ihre Regierung von langer Dauer seyn.

Königin Pomare I."

Mr.

12) Jahrbuch der Reisen und neuesten Statistik, von Karl Friedrich Vollrath Hoffmann. Erster Jahrgang. Mit drei Stahlstichen und einer Karte. Stuttgart, Hoffmann, 1833.

Es war uns auffallend, hier noch der Douvilleschen Reise nach Afrika einen Raum von 68 Seiten gewidmet zu sehen, ungeachtet diese ganze Reise nicht nur schon früher in Paris als verdächtig erschienen war, sondern auch bereits im vorigen Sommer durch das Londoner Foreign Quarterly Review (Nr. XIX. auch im Ausland mitgetheilt) und im November in der Pariser Revue des deux Mondes durch Lacordaire als eine vollständige Erdichtung dargestellt worden ist. Auch wurden schon im Juni- und Juliheft der Berghausschen Annalen, S. 205 u. ff. wegen Douville's angeblichen astronomischen Beobachtungen Zweifel erhoben. Hätte Herr Hoffmann diesen Artikel vor einem Jahre geliefert, so konnte er sich mit der zahlreichen Gesellschaft seiner übrigen Kollegen, ja selbst der hochberühmten Pariser und Londoner geographischen Vereine trösten, welchen der Parfümerie-Händler Douville (als solcher befand er sich nämlich zu Rio Janeiro im Jahr 1828, wo er in Congo gewesen seyn will) gleichfalls blauen Dunst vorgemacht hat. Aber am Schluß des Jahres 1832 mußte Herr Hoffmann enttäuscht seyn, und der Fleiß, so wie das schöne Papier, welche auf die beiliegende Karte von Afrika verwendet wurden, konnten zu etwas Besserm benuzt werden. — Unter den übrigen Aufsätzen dieses Jahrbuchs ist die Schilderung des Alpengebirges, vom Herausgeber selbst, eine recht unterhaltende Lektüre. Für Reisende, die sich selbst dahin auf den Weg machen wollen, ist der angehängte Wegweiser eine nüzliche Zugabe und die Ansicht vom höchsten Theile des Alpengebirges behauptet ihren Platz als Titelkupfer mit Ehren. — Die Insel Otaheite ist ein zweckmäßig gewähltes Bruchstück aus Beechey's Reise. — Eben so die Insel Java aus einem Werke über diese Insel von F. Pfeffer, und die Bemerkungen über Lissabon und die Pampas und ihre Bewohner aus Weechs von uns oben rezensirter Reise. Besonders anziehend ist der Artikel: Begegnisse und Beobachtungen eines engländischen (warum denn nicht englischen?) Matrosen auf Tristan d'Acunha und Neuseeland, ein Auszug aus dem Englischen des August Earle.

Die drei Stahlstiche sind sehr schön.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Ankündigung

der

sämmtlichen Werke

Friedrich's von Schiller

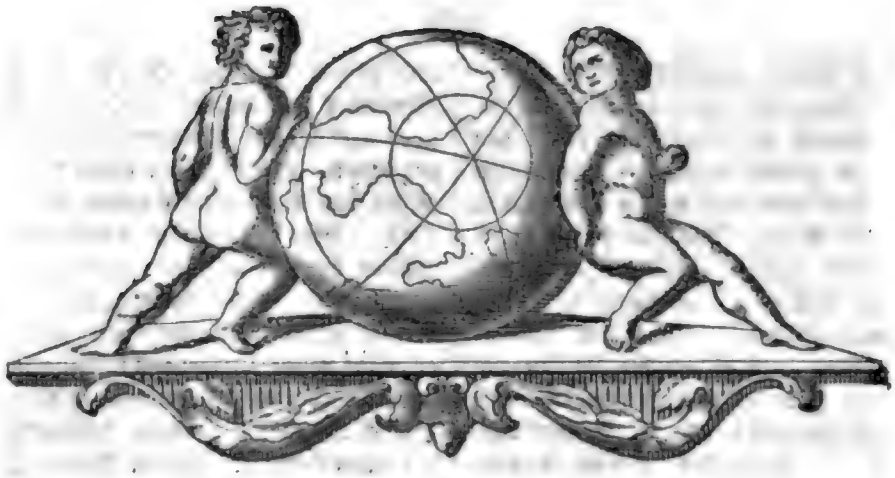
in

Einem Bande.

Im Begriff, eine neue Auflage der mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Ausgabe der Schiller'schen Werke in Einem Band zu veranstalten, beehrt sich die Unterzeichnete, das Publikum hievon zu benachrichtigen.

Diese neue Auflage wird sowohl der Eintheilung, als dem Format, den Lettern, dem Druck und Papiere nach der [illegible]

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 42. — 22. April 1833.

Aussereuropäische Reisen.

(Fortsetzung.)

13) Bericht über eine Reise durch die obern Provinzen von Vorderindien von Kalkutta bis Bombay in den Jahren 1824 und 1825 von Dr. Reginald Heber. Aus dem Englischen. Zweiter Band. (60ster Band der Neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen.) Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1832.

Dieser zweite Band ist nicht minder interessant, als es der erste war (vergl. Literaturblatt 1832 Nr. 89). Bischof Heber setzte seine Inspektions- und Vergnügungsreise im Innern Indiens fort und wandte sich von dem Königreich Oude aus, wo wir ihn zuletzt verließen, nach den Gebirgen, die er jedoch nur von der Seite berührte, um sich nach dem Flußgebiet des Indus und von da nach Bombay zu wenden. „Endlich sahen wir zum Erstenmal die Umrisse des Himalaya. Die nähern Berge sind blau. Ueber diesen steigen in schroffen pyramidalen Formen die Schneeberge in die Höhe, welche ungefähr 150 Meilen entfernt sind, und sich dennoch über die bis 7600 Fuß hohe sekundäre Kette um eben so viel zu erheben scheinen, als diese über die Ebene reicht. Wir sahen 4 Piks, von denen Herr Boulderson drei dem Namen nach kannte, nämlich den Bhadrinath, den Kedarnath und den Pik über der Quelle des Ganges, den Meru der hindu'schen Mythologie. Den 4ten, den äußersten rechter Hand, kannte er nicht, und ich konnte ihn auf Arrowsmith's Karte nicht auffinden. Den Bhadrinath hält man für den höchsten, wiewohl er es von hier aus nicht schien." Als Heber dem Gebirge näher kam, „schienen diese höchsten Schneegipfel zu versinken; allein die nähere Kette erhob sich in einer früher von mir nicht geahneten Majestät, und man sah nun deutlich, daß sie selbst wieder in mehrere aufeinanderfolgende Stufen zerfiel, welche die wildesten und romantischsten Formen von Schluchten, Wäldern, Wänden und Abgründen darboten. Trotz der Höhe dieser sekundären Kette des Himalaya konnte ich jedoch keinen Schnee darauf sehen; indeß versicherte mir Herr Boulderson, daß sie in wenigen Wochen stark bepudert seyn würde, und es selbst wahrscheinlich sey, daß wir auf unserer Reise einigen Schnee fallen sähen. An der Nordseite dieser Berge bleibe der Schnee manchmal bis zu Ende Mai liegen, und der plötzliche Uebergang aus diesen kalten Regionen in die heißen Winde und den feurigen Ofen der Ebenen mache auf Reisende einen sonderbaren Eindruck. Am Fuße der niedrigsten Berge hin zieht sich eine lange horizontale Linie, die so schwarz und gerade ist, daß man glauben möchte, sie sey mit

Tusche vermittelst eines Lineals gezogen. Dies ist der berüchtigte Wald, von dem wir noch immer mehrere Kos entfernt waren, wiewohl das Land schon von dessen Ungesundheit betheiligt zu werden anfing. — Wir legten etwa 13 Meilen auf einem ungemein steilen und rauhen Wege über den Paß des Berges Gaughur durch höchst malerische Schluchten und Wälder zurück. Ich wurde durch den Anblick dieser wildschönen Scenen, in denen der Mensch zu verschwinden schien, wunderbar bewegt, und es war mir zu Muthe, als ob ich die Stufen von Gottes Altare erklimme. Wir trafen nun viele Tannen und Cedern, so wie Steineichen, und zu meiner Verwunderung noch immer eine beträchtliche Anzahl ehrwürdiger Peepulbäume, auf denen die weißen Affen umherspielten. Endlich gelangten wir in den ungefähr 8600 Fuß hohen Paß, welcher in einer Telle zwischen den beiden Hauptgipfeln des Berges Gaughur sich befindet, und nun stellten sich die unsern Blicken so lange verborgen gewesenen Schneegipfel plötzlich in ihrer vollen Pracht dar. Der Nundidevi lag uns gerade gegenüber; der Kedarnath war, von unserm lezten Standpunkt aus, nicht sichtbar, und der Meru zeigte sich nur als ein sehr ferner einzelner Pik. Die östlich liegenden Gipfel, deren Namen ich nicht ermitteln konnte, stellten sich ungemein großartig dar. Die Führer konnten mir nur sagen, daß sie sehr fern an den Gränzen des chinesischen Reichs liegen. Nundidevi, der höchste Pik in der Welt, soll sich 25,689 Fuß, und also 4000 Fuß höher, als der Chimborasso, über die Meeresfläche erheben. Der Bhadrinath und der Kedarnath sind nur die beiden Enden eines und desselben Berges, dessen Höhe 22,500 Fuß beträgt. Der Pik, den die Chuprassees den Meru nannten, ist eigentlich der Sumeru, insofern ihn nämlich die neuern Pundits von dem himmlischen Berge der Mythe unterscheiden. Er liegt indeß den Quellen des Ganges ziemlich nahe und ist etwa 23,000 Fuß hoch. Die hohen Piks St. Georg, St. Andrew und St. Patrick, an denen der Ganges eigentlich quillt, sind von hier aus nicht zu sehen, sondern durch den Rücken des Kedarnath verdeckt. Der Kedarnath, Gungothee, Sumeru und Nundidevi liegen sämmtlich innerhalb des brittischen Gebiets, und Herr Traill hat die Nordseite derselben besucht, wiewohl die Piks selbst noch nie erstiegen worden sind. Der Nundidevi ist in gerader Linie 40 Meilen, aber auf dem einzigen gangbaren Wege 8 — 9 Tagereisen von Almorah entfernt. Zwischen diesem Berge und der chinesischen Gränze leben zwei merkwürdige Volksstämme. Der eine, die Bhooteahs, betet den Dalai Lama an, und ist von mongolischer Abkunft. Er soll von einer der Horden abstammen, welche mit Tamerlan über die Schneeberge vordrangen; der andere ist äußerst wild, und lebt, ohne allen Landbau, blos von der Jagd und wilden Früchten. Er gibt sich für die ursprünglichen Bewohner des Landes aus, und scheint derselben Menschenrace wie die Puharrees des Rajmahal-Gebirges anzugehören. Hinter ihnen fängt die chinesische Gränze an, welche von dieser eifersüchtigen Regierung streng bewacht wird. Herr Moorcroft wurde allerdings vor einigen Jahren darüber gelassen, und von einem der Provinzial-Gouverneure gütig empfangen. Aber dieser ward zur Strafe seiner Gastfreundschaft ins Gefängniß gesezt, wo er sein Leben ausgehaucht, und seitdem ist Niemand wieder über das Gränzdorf hinausgelassen worden. — Die Einwohner behaupten durchgehends, daß man von der niedrigern der beiden Spitzen des Nundidevi häufig Rauch aufsteigen sehe. „Dort sey, sagen sie, die Küche des Gottes Nundi.“ Wenn die Sache sich wirklich so verhält (denn noch kein Europäer hat den Rauch je gesehen), so wäre hier ein merkwürdiges Beispiel von einem sehr weit von der See entfernten Vulkane, indem doch die ersten Chemiker jezt annehmen, daß das Seewasser zur Erzeugung der vulkanischen Erscheinungen nöthig sey. Die Häufigkeit der Erdbeben in jenen Gegenden scheint allerdings für das Vorhandenseyn von unterirdischem Feuer zu sprechen; allein ich habe noch nicht ermitteln können, daß vulkanische Produkte, z. B. Lava oder Basalt, aufgefunden worden seyen.“

Heber bemerkt, daß die indischen Gebirgsvölker sehr treue Unterthanen Englands seyen. „Ich ersah, daß man in diesem Theile Ostindiens die Engländer sehr liebt und als die Befreier von einer unerträglichen Tyrannei betrachtet. Ich erwähnte dieses Umstands gegen Herrn Traill; er meinte, die ghorkha'sche Regierung sey allerdings höchst tyrannisch gewesen, obwohl weniger in Folge der Befehle oder Neigung des Hofes von Catmandu, als weil dieser nicht Kraft dazu gehabt, die Soldatenhäuptlinge, durch welche die Eroberung bewirkt worden, im Zaume zu halten. Diese hatten nicht nur, ohne Rücksicht auf die Rechte der frühern Eigenthümer, die Ländereien unter sich getheilt, sondern verkauften auch, wenn die Bauern den Grundzins schuldig geblieben, deren Frauen und Kinder ohne Weiteres in die Sklaverei, und bestraften den mindesten Anschein von Unzufriedenheit gegen dies schändliche Verfahren mit barbarischer Härte.“ Aehnliche Vorgänge befestigen auch in Bengalen das Band zwischen den Engländern und Indern, und die Engländer sind schlau genug, die ehemaligen Tyrannen Indiens, die Rajas, obwohl in gänzlicher Abhängigkeit, in ihren Palästen fortvegetiren zu lassen, damit das Volk sich bei ihrem Anblick stets erinnere, daß seine frühern Herrn viel grausamer gewesen, als seine jetzigen. Von der Ehrlichkeit der Gebirgsvölker gibt Heber ein auffallendes Zeugniß, indem er sagt, daß das sicherste Mittel, ihr Desertiren zu

verhindern, die Vorausbezahlung ihres Lohnes sey, denn jeder achte es für eine unverzeihliche Sünde, eine Arbeit nicht zu verrichten, die ihm schon bezahlt worden.

Aus den Gebirgen wieder herabsteigend gelangte Heber zu dem alten berühmten Delhi, der Prachtresidenz der großen Moguls. „Ich erblickte am entgegengesezten Ufer des Jumna die Hauptstadt Delhi, die mir über Erwarten groß und schön schien. Der bewohnte Theil derselben, denn die Ruinen nehmen einen so großen Flächenraum wie London ein, hat etwa 7 Meilen im Umfang, liegt auf einer felsigen Hügelkette und ist von einer Mauer mit Schießscharten umgeben. Man findet eine große Anzahl Moscheen mit hohen Minarets und vergoldeten Kuppeln, und vor Allem zeichnet sich der Pallast, ein sehr hohes und weitläuftiges Aggregat von gothischen Thürmen und Befestigungswerken, und das Jumna Musjeed (die Jumna-Moschee) aus, welches der größte und schönste muhamedanische Tempel in Ostindien ist. Diese schönen Gebäude bestehen fast durchgehends aus rothem Granit, dessen Farbe einen eben so angenehmen, als ehrwürdigen Eindruck macht, und der an mehreren verzierenden Theilen mit weißem Marmor ausgelegt ist. Der einfache und ausdrucksvolle Baustyl erinnerte mich im Allgemeinen an Carnarvon. In Moskau findet man keine Bauwerke, die sich den hiesigen an die Seite stellen ließen. Der von Schahjehan erbaute Pallast, von einer 60 Fuß hohen Mauer umgeben, ist eine der prächtigsten Königsburgen, die ich je gesehn. Vor dem Kreml hat er bei Weitem den Vorzug. — Man denke sich London oder eine noch prächtigere Stadt in Trümmern, deren Ende der Blick nirgends erreicht; dies ist der Standort des alten Delhi, welches die Patan-Könige auf den Ruinen der noch größern hindu'schen Stadt Indraput gründeten, die sich doch mehr nach Westen zog. Unter der Masse von Ruinen zeichneten sich die Trümmer der alten Patanburg aus, die einst eine starke, in einfachem Baustyl aufgeführte Festung war, und sich, zwischen Bäumen und von Epheu umrankt, malerisch ausgenommen haben würde, während sie so häßlich und traurig aussah. Sie zeichnet sich vorzüglich durch eine hohe schwarze Säule von gegossenem Metall aus, welche den Namen Firoze's Spazierstock führt. Dieses ursprünglich hindu'sche Werk stand in einem, wahrscheinlich dem Siwa geweihten Tempel, und es ging in Bezug auf dasselbe eine ähnliche Sage, wie rücksichtlich des Krönungssteins der Schotten, daß nämlich, so lange sie stände, die Kinder des Brama in Indraput herrschen würden. Bei der Eroberung des Landes durch die Muselmänner, zeigte sich die Falschheit der Prophezeihung, und Firoze ließ dieselbe in seinem Schloßhofe, als ein Denkmal des Siegs des Islam über das Heidenthum, stehen. Sie ist mit meist persischen und arabischen Inschriften bedeckt, worunter die älteste, welche wahrscheinlich die Prophezeihung enthält, in jezt vollkommen unbekannten, obwohl scheinbar dem Nagree verwandten Schriftzügen ausgeführt ist." Heber ließ sich hier dem armen Nachfolger der großen Moguls vorstellen, der, gänzlich von England abhängig, sich doch noch „die Zierde der Welt und den König der Könige" nennen läßt.

Von Delhi reiste Heber über Agra und Jyepoor. Diese berüchtigten Westländer Indiens sind seit dem Sturze der Marattenherrschaft mit ziemlicher Sicherheit zu bereisen, bieten aber im Allgemeinen einen traurigen Anblick dar, indem sie, wie sich der Verfasser ausdrückt, „recht mit dem Besen der Verwüstung gekehrt worden sind." Doch stieß Heber überall auf Ruinen alter Herrlichkeit. Den Pallast zu Umeer schildert er also: „Wir zogen durch drei gothische Thorwege, stiegen in einem großen, mit Moos bewachsenen, anscheinend mit Kasernen und Pferdeställen umgebenen Viereck ab, und folgten unserm Führer eine lange, breite Treppe hinauf, durch noch einen reich verzierten Thorweg in die innern Höfe des Gebäudes, welche einen ungemein prächtigen Audienzsaal, einen hübschen kleinen Garten mit Springbrunnen, und eine lange Reihe von Gängen, Alkoven, so wie kleinen und labyrinthischen Zimmern enthalten, von denen viele ungemein schön sind, und von ihren Fenstern, Balkonen und Terrassen aus, eine höchst eigenthümliche Aussicht gewähren. Die ausgehauene Arbeit an Marmor und andern Steinen, und die eingelegten Blumen und Zierrathen, welche man in einigen dieser Zimmer bemerkt, könnten denen von Delhi und Agra an die Seite gesezt werden, und stehen nur denen des Tage-mahal nach. Meine Begleiter, die beide noch nicht zu Umeer gewesen waren, erklärten, daß dieser Pallast im Ganzen genommen vorzüglicher sey, als der Delhi'sche. Ich habe zwar schon viele königliche Paläste gesehen, die größere und stattlichere Zimmer enthielten, deren Architektur im reinern Geschmack ausgeführt war, und die ein größeres Areal einnahmen; allein rücksichtlich der mannichfaltigen und malerischen Effekte, der Fülle an ausgehauener Arbeit, der wildschönen Lage, der Zahl und romanhaften Sonderbarkeit der Zimmer, und der überraschenden Wirkung, die diese Hofburg in einer solchen Lokalität und in einem solchen Lande thut, wüßte ich nicht, was ich Umeer an die Seite setzen könnte; auch dieser Pallast ist von Jye Singh erbaut, die Verzierungen sind in demselben Styl, aber geschmackvoller ausgeführt, als die des Pallastes zu Jyepoor. In Ansehung der Zahl und Größe, sind die Zimmer beider Paläste einander ziemlich gleich. Farbige Fensterscheiben sind jedoch hier in größerer Menge angebracht, oder sie haben sich, weil

die Fenster so hoch sind, daß man nicht bis an dieselben reichen kann, besser erhalten. Das Gebäude befindet sich in gutem baulichen Stande, nimmt sich aber einsam und öde aus, und als unser Führer mit dem Schlüsselbunde eine mit Eisen beschlagene Thür nach der andern aufschloß, und uns über Terrassen, thurmauf, thurmab, durch steile dunkle Gänge, eine lange Reihe kleiner, todtenstiller Höfe und düsterer, nur durch farbige Scheiben erleuchteter, mit ausgehauener Arbeit, Vergoldung und Spiegeln verzierter Zimmer führte, konnten wir uns wohl alle kaum des Gedankens erwehren, daß wir uns in einem bezauberten Schlosse befänden; und doch bekamen wir nur einen Theil dieses Pallastes zu Gesicht."

Von der Stadt Chittore sagt der Verfasser: „Wir gelangten durch lauter höchst eigenthümliche und interessante Gebäude, die meist verfallen, zum Theil aber noch in gutem baulichen Stande waren. Die Tempel waren ungemein zahlreich und schön; wir bemerkten 2 — 3 kleine alte Paläste, die sich vorzüglich durch Reichthum an ausgehauener Arbeit in den sehr kleinen Zimmern auszeichneten, und mit nicht mehr Rücksicht auf Bequemlichkeit, als ein gewöhnliches Gefängniß eingerichtet waren. Einer derselben, welcher mitten in einem großen Teiche auf einem Felsen steht, wurde mir als das Residenzschloß einer sehr schönen Mannee bezeichnet, deren Ruf den Kaiser Acbar vermochte, sie zur Ehe zu begehren, und als ihr Vater sie ihm abschlug, Chittore wie ein zweiter Agramant zu belagern, um die Hand dieser Angelica des Orients zu erzwingen. Nach einer langen Belagerung gelang es ihm, einen Theil der Mauer zu unterminiren, worauf die fragliche Fürstin alle in der Burg eingeschlossenen Weiber beredete, sich mit ihr und ihren Kindern in diesen Pallast zu begeben, und durch Rauch, mittelst in den untern Zimmern angehäufter und entzündeter Brennmaterialien, zu ersticken. Nur zwei davon blieben am Leben. Alsdann machte die Garnison einen Ausfall und kam bis auf den lezten Mann verzweifelnd fechtend um, indem sie weder Quartier gab, noch nahm."

Die Verschiedenheit und Eifersucht der Stämme, welche diese westlichen Gegenden bewohnen, Rajpoots, Bheels, Jains, Jats, so wie der jezt in den Hintergrund getretnen Maratten, sichert den Engländern ihr Uebergewicht, da diese tapfern Stämme, wenn sie einig wären, die englische Herrschaft sehr gefährden könnten. Wenn gegenwärtig die Seiks in Lahore die Oberhand haben, so dient dies nur dazu, ihre eifersüchtigen Nachbarn fester mit England zu verbinden.

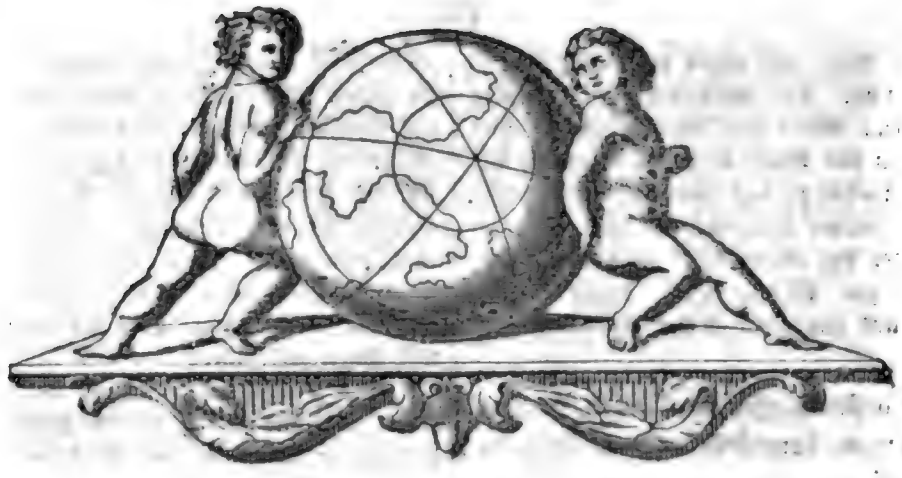
Von Broach heißt es: „Hier befindet sich eines jener Institute, welche in Europa als Beispiele des von den Hindus gegen Thiere bewiesenen Wohlwollens so viel Aufsehen gemacht haben, nämlich ein Hospital für kranke und schwache Vierfüßer, Vögel und Insekten. Ich selbst hatte nicht Zeit, es zu besuchen, aber Herr Corsellis beschrieb es als sehr schmuzig und vernachläßigt. Es besitze zwar bedeutende Ländereien, diene aber nur dazu, die dasselbe beaufsichtigenden Braminen zu bereichern. Es befinden sich daselbst allerdings Thiere verschiedener Art, und nicht nur solche, welche bei den Hindus für heilig gelten, als: Affen, Pfauen ꝛc., sondern auch Pferde, Hunde und Katzen, und sie haben auch in kleinen Kästen ein Sortiment von Läusen und Flöhen; indeß ist es nicht wahr, daß sie Bettler miethen, um diese kleinen Kostgänger zu füttern. Nach der Angabe der Braminen, werden die Insekten so gut, wie andere Bewohner des Hospitals, nur mit vegetabilischer Kost, als Reis ꝛc., ernährt. Wie sich die Insekten dabei befinden, konnte ich nicht erfahren, aber die alten Pferde und Hunde, ja selbst die Pfauen und Affen, müssen brav hungern, und die einzigen Thiere, die sich ziemlich gut bei Leibe befinden, sind einige Milchkühe, die jedoch aus andern Gründen, als aus Barmherzigkeit, gehalten werden dürften."

„Eine andere Kuriosität in dieser Gegend ist der berühmte Bur oder Banianenbaum, welcher nach einem Heiligen, der ihn gepflanzt haben soll, Kuveer Bur heißt. Er steht auf einer Insel des Nerbudda-Flusses, etwa 12 Meilen über Broach, welche er vollkommen überdeckt. Von diesem Baume, welcher seit der ersten Ankunft der Portugiesen in Ostindien bekannt, und dessen schon in alten englischen Reisebeschreibungen, ja selbst von Milton Erwähnung geschieht, in dessen Schatten, nach der Aussage der Eingebornen, einst 10,000 Mann Cavallerie Platz hatten, ist durch die Ueberschwemmungen der lezten Jahre ein großer Theil, sammt dem Boden, den er bedeckte, weggeschwemmt worden; allein noch immer bildet er einen der prächtigsten und bewundernswürdigsten Haine."

In Bombay vereinigte sich Heber mit seiner Gattin, um zur See nach Kalkutta zurückzufahren. Zuvor aber besuchte er noch die berühmten Felsentempel von Elephanta, die er aus verschiedenen Gründen für jünger hält, als man insgemein glaubt. Erstens seyen diese Tempel vorzugsweise dem Siwa gewidmet, gehörten also dem jüngsten Hindukultus an; sodann hätten sie seit Niebuhr, also seit etwa 40 Jahren, schon so viel gelitten, daß man unmöglich glauben kann, sie hätten Jahrtausende überdauert.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 43. — 26. April 1833.

Aussereuropäische Reisen.

(Fortsezung.)

13) Bericht über eine Reise durch die obern Provinzen von Vorderindien von Kalkutta bis Bombay in den Jahren 1824 und 1825 von Dr. Reginald Heber. ꝛc. (Beschl.)

„Die Frage dreht sich darum, wie spät oder wie früh die Buddha-Diener im westlichen Theile Vorderindiens reich und mächtig zu seyn aufhörten? und ob oder wann die Bekenner der braminischen Religion buddhalschen Symbolen der Gottheit göttliche Ehre erwiesen? Die leztere Frage läßt sich nach Allem dem, was über die Verschiedenheit dieser beiden Sekten und die zwischen ihnen herrschende Erbitterung im Allgemeinen bekannt, nur verneinend beantworten; allein die große Aehnlichkeit des buddhalschen Chattah und des braminischen Lingam war mir höchst auffallend. Selbst der Name des großen Tempels von Ava: Shoo Madoo (goldner Maha Deo) scheint auf eine größere Annäherung hinzudeuten, als man gemeinhin annimmt, und was sehr zu berücksichtigen ist, ich fand die Höhle von Carlee unter der Aufsicht der Braminen, und von diesen als ein Tempel des Maha Deo geehrt. Aus allem diesen scheint sich zu ergeben, daß wir von der Religions-Geschichte Indiens ungemein wenig wissen, und den in braminischen Schriften enthaltenen Angaben wenig Zutrauen schenken dürfen."

Auf der Rückreise landete Heber an der Insel Ceylon, deren Alterthümer und schöne Tropennatur er kurz beschreibt. Er sollte sich aber nicht lange der glücklichen Vollendung seiner Reise freuen, denn trotz seiner Vorsicht wurde er ein Opfer des indischen Klimas. Zum Schluß geben wir noch eine Naturschilderung von der Insel Ceylon: „Die sogenannten fliegenden Blutegel, von denen ich früher nie gehört, sind in den Jungledickichten des Binnenlandes sehr gemein, und die eingebornen Soldaten hatten auf dem Marsche nach Candy von den Bissen dieser Thiere ungemein viel zu leiden, indem sie zuweilen eine Extremität, oder gar das Leben einbüßten. Sie fielen den Leuten schaarenweise auf die Beine, so daß diese von Blut trieften. Ich sah eines dieser Thiere am Beine eines Pferdes; es ist weit kleiner, als der gewöhnliche Blutegel, indem die größten Exemplare im Zustande der Ruhe nicht über ½ Zoll lang sind. Es läßt sich aber so lang ziehen, daß es so dünn wie ein Faden wird. Es gibt aber auch ganz winzige Exemplare. Das Thier besizt die Kraft, mittelst eines Fadens beträchtlich weit zu springen, und fällt Rindern und Pferden höchst beschwerlich. Es gibt auch große schwarze Scorpione, Eidechsen, Chamäleons ꝛc., und eine gewaltige Menge

verschiedenartiger Insekten, mit denen wir jezt noch unvollkommen bekannt sind. Die merkwürdigsten darunter sind die Blattinsekten, welche die Gestalt, Größe und das allgemeine Ansehn des Blattes, von welchem sie sich nähren, so genau annehmen, daß man ihre wahre Beschaffenheit erst bei genauer Untersuchung entdeckt. Ich sah mehrere, worunter das sonderbarste eines war, welches auf einer dornigen Pflanze lebte, dessen Körper einem Stocke glich, und das gleich dem Busche mit Dornen bedeckt war."

14) Gallerie der neuesten Reisen von Russen, in fortgehenden Lieferungen dargestellt von L. Frhr. v. Budberg. 1ste Lieferung. Reisen eines Russen durch Weiß-, Klein- und Neurußland, durch die Donsche und Tschernomorskische Kosakenprovinz, den Kaukasus und Georgien, unternommen im Jahr 1827. Mit vier kolorirten Figurentafeln und einer Ansicht von Tiflis. Zerbst, Kummer, 1832.

Eine sehr lehrreiche, durchaus vorurtheilsfreie Reiseschilderung. Der Verfasser reiste von Petersburg nach dem Süden. „Jenseits Luga traf ich einen vom bösen Geiste sogenannten Besessenen an, der einen bejammernswerthen Anblick gewährte. Es ist unglaublich, welche Menge solcher Geisteskranken man im Innern Rußlands unter dem Landvolke antrifft, selbst die Herrschaften auf den Gütern werden davon oft heimgesucht. Zuweilen ist diese Krankheit nur eine Epilepsie, Tiefsinn oder gewöhnlicher Wahnsinn; größtentheils aber begründet sie sich durch die fixe Idee, die sich einem Individuum plötzlich aufdrängt: es sey von einem vermeinten Zauberer, der ihm alles Ungemach anwünsche, behext worden. Dies bezeugt abermals, welche tiefe Unwissenheit und welche grassen Vorurtheile unser Landvolk noch gefesselt halten." — „Schwerlich wird man sich in glücklichern Gegenden die bejammernswerthe Lage der Bauern in Weißrußland veranschaulichen können, wenn man sie nicht, wie ich, selbst gesehn hat. M··· behauptet zwar allgemein (und dies leidet keinen Zweifel), sie würden von ihren Herren durch schwere Frohnen sehr gedrückt, seyen durchgängig von einer inkorrigiblen Faulheit, der hiesige Boden sey dabei einer der undankbarsten. Was aber ihr Elend vollkommen macht, sind die sie umgebenden und in ihrer Mitte wohnenden Juden. Ueberall, wo sie, wie hier, schaarenweise nisten, sind sie die Blutsauger der betriebsamen und industriösen Volksklassen. Als Verwalter, als Schenkwirthe auf den Gütern der hiesigen Grundherren, finden sie auf Kosten des Landmanns ein recht gemächliches, oft vortheilhaftes Unterkommen. Als erstre haben sie das ganze, oft nicht große, Grundstück vom Besitzer gepachtet, wobei er das ganze Einkommen nur durch sie bezieht. Daß der Herr dabei seinen Vortheil findet, der Jude den seinigen zu finden nicht vergißt, kann man sich denken, — wie sich aber die armen Bauern dabei befinden, bezeugt aufs evidenteste ihre schreckliche Lage, die so weit geht, daß sie sich das Brod aus Spreu (Stroh), mit kleingehackten Stücken Baumrinde vermischt, backen. Zur Untergrabung ihrer Moralität gibts hier eine zahllose Menge von Branntweinsschenken, alle von Juden unterhalten; nicht nur die Heerstraßen, auch die kleinsten Landwege sind mit ihnen angefüllt."

Von den Kosaken gesteht der Verfasser: „Dieses Volk scheint überhaupt größere Bildungsfähigkeit, als das unsrige zu haben, wiewohl die Verschiedenheit der Stände wenig bemerkbar bei ihnen wird, die geringbegüterten Edelleute unterscheiden sich fast durch nichts vom gemeinen Mann. Die Volksklassen scheinen keine freundliche Stimmung für uns Russen zu haben, sie nennen uns in ihrer Sprache spottweise: die Moskalen (Moskowiter) und sind denjenigen ihrer Landsleute gar nicht hold, welche in ihrer Lebensweise und Sitten den Russen nachzuahmen streben."

Folgende Notiz über Odessa dürfte vielen Lesern interessant seyn: „Diese Stadt war vor etwas mehr als dreißig Jahren nur ein geringes Dorf; jezt ist sie eine ausgedehnte, volkreiche, blühende Handelsstadt, die mit Recht den Ruf ihrer Celebrität trägt. Der Admiral Ribas, bekannt durch seine Belagerung Otschakows, Ismails, auch durch andre gegen die Türken verübte Kriegesthaten, gründete sie im Jahre 1792. Ihren Namen erhielt sie zum Andenken der alten Stadt Odyssea, die fast auf gleicher Stelle stand. Die Stadt und ihre Bevölkerung vergrößern sich mit unglaublicher Schnelligkeit; in diesem Augenblick zählt die leztre schon über 52,000 Menschen. Der verstorbene französische Premier-Minister, Herzog von Richelieu, administrirte vor der Restitution der gegenwärtigen Königsdynastie in Frankreich die neurussischen Provinzen in der Eigenschaft eines russischen General-Gouverneurs; seiner weisen Verwaltung verdankt die Krimm, vornehmlich aber Odessa, den Zustand ihres heutigen Flors."

Der Verfasser berührte die deutschen Kolonien in der Gegend von Odessa. „Gleich hinter denselben beginnt eine große, ganz unbewohnte Steppe. War ich bisher zwischen 10 bis 15 Werften durch Dörfer gekommen, so stieß ich nun auf gar keine. Eine unabsehbare, von allen lebenden Wesen ganz entblößte öde Fläche lag vor meinem Gesichtskreis und nur zwischen gewissen Distancen waren elende Hütten, die fürs Wechseln der Pferde die Stelle von Poststationen vertraten. Außer diesen und einer Menge steinerner Götzenbilder, denen man einst in diesen Gegenden göttliche Verehrung bewies, die aber jezt der Verachtung und Vergessenheit preisgegeben sind,

traf ich nichts Lebendiges in diesen Steppen an; aber nicht nur hier, auch in den angebauten Gegenden der neurussischen Provinzen gibts viele solcher Götzenbilder, die an den Pforten der Bauerhäuser und einzeln auf den großen Fahrwegen stehn, um im Winter dem Reisenden bei Schneegestöbern zu Wegweisern zu dienen. Das erste derselben fand ich 40 Werste vor der Stadt Orechow, jenseit dieser Stadt aber auf dem ganzen Wege bis Mariupol zu stand oft auf jeder Werste eins; an manchen Häusern gar einige. Größtentheils sind sie aus einer grauen oder weißen Steinart geschnitzelt. Der Form nach sind sie verschieden; die gewöhnliche stellt einen Menschen im kurzen Gewande, mit einer scharfkantigen Mütze auf dem Kopfe, mit und ohne Besatz an derselben, vor. In ihren zusammengefalteten Händen halten sie etwas, das einem Buche gleicht. Ihre Höhe ist verschieden, zwischen 3, 4 auch wohl 10 Fuß. Im Allgemeinen sind sie sehr grob gearbeitet; zu ihrer noch häßlichern Gestaltung ragt sogar bei einigen unter den Armen eine Art Bauch hervor."

Hier stieß der Reisende auf die Kalmücken. „An allen Kalmücken bemerkte ich durchgängig eine ganz gelbe Farbe. Ein alter Kalmücke sagte mir darüber: das Schönste, was wir im Weltall gewahren, trägt diese Farbe an sich; die Sonne, das Himmelsgewölbe sind von gelblicher Farbe, das Getraide auf den Feldern und in Körnern, selbst das edelste Metall der Welt, das Gold, sind von dieser Farbe; sind nicht die schönsten Wiesenblumen die gelben? jeden schönen Jüngling ziert diese Farbe, — auch jede junge Schöne muß sie haben, — kurz alles Schöne und Vortreffliche in der Natur muß von gelber Farbe seyn." — „Ich traf einen ganzen nomadisirenden Kalmückenstamm an. Die Regentin oder Chanin desselben kann unter diesem Volke für eine große Schönheit gelten. Sie ist von sehr zartem Körperbau, außerordentlich weiß, von mittlern Jahren und kleidet sich nach dem kostbarsten orientalischen Geschmack. Sie lebte ganz in einer sehr großen, prachtvoll erbauten und elegant ausstaffirten Kibitke. Zu ihren Ausfahrten hält sie eine modische Kalesche und mehrere Reitpferde. Am liebsten zeigt sie sich öffentlich zu Pferde; ihr Reitpferd ist ein niedliches, schlohweißes Thier, reich und kostbar nach orientalischer Weise geschirrt. Bei ihren Cavalkaden wird sie von einem Convoy Kalmücken escortirt, die in Kosaken-Uniform und gleichfalls alle auf weißen Pferden beritten sind, was ein schönes Ensemble gewährt."

Von hier gelangte der Verfasser zu den Bädern im Kaukasus, die, wenn gleich mitten unter barbarischen Völkerstämmen, doch unter dem Schutz der russischen Waffen bereits in großem Flore sind. „Etwas spät im Jahre ankommend, traf ich schon eine große Menge von Gästen in Gorätschewodsk, man zählte ihrer gegen 250 Familien. Einige von diesen waren indessen schon nach Kislewodsk (zu dem Sauerwasser) abgegangen. Alle hatten ein Unterkommen gefunden — und wären ihrer noch mehrere eingetroffen, hätte es daran nicht gemangelt, so bebaut ist schon diese neue Ansiedlung." Mit den Bergvölkern liegen die Russen in unaufhörlichem Kampf. „Sie gehorchen Familien-Aeltesten und Stammhäuptern, die sie selbst erwählen und welche sie Usdens und Beks nennen. Einen Russen zu tödten, halten sie für ein Gott wohlgefälliges Werk; der Kopf eines erschlagenen Russen dient ihnen zu einer Trophee. Mit unsern Gefangenen verfahren sie sehr grausam, die Gemeinen gebrauchen sie zu den schwersten Arbeiten, oder geben ihren Freunden auch den Auftrag, sie durch Verkauf aus einem Stamm in den andern zu bringen; unsre gefangenen Officiere wissen sie durch verschiedene an ihnen angewandte Foltern dahin zu bringen, daß sie ihre Verwandte zur schnellsten Uebermachung eines großen Lösegelds dringend ansiehn. Gleich den alten Germanen geboren Krieg, Viehzucht und die Jagd wilder Thiere zu ihren Hauptbeschäftigungen. Sie haben einige Götter, zu denen sie beten, ihre heiligen Haine, Wälder und Priester, auch ihre Barden, welche in Kriegen durch ihre Lieder sie zur Tapferkeit ermuthigen. Die von ihnen bewohnten Distrikte im Kaukasus sind fast nicht zu passiren. Enge Schluchten, Klüfte und Berge umgeben sie; die Natur selbst hat dadurch, sie von den übrigen Völkern isolirend, ihre Lebensweise begünstigen wollen." Folgender Zug mag die Kriegführung in diesen Gegenden charakterisiren. „Ein nicht großes, hölzernes Haus in der Festung, ringsum mit Gitterwerk versehen, besuchend, fand ich es ganz mit Geißeln, kriegsgefangenen Frauen und Mädchen der verschiedenen Bergvölker, gefüllt. Größtentheils sind es schmutzige, in garstige Lumpen gehüllte, jugendliche Mädchen, die in nichts hier unterrichtet werden und dem Mehrtheil nach in lebenslänglicher Gefangenschaft hier schmachten. Sie sind durchgängig schön und rechtfertigen das Gerücht, das allgemein das schöne Frauenzimmer der Tscherkessen preist. Die große Anhänglichkeit an ihre heimischen Berge, von der ich selbst Zeuge war, verdient Bewunderung. Ich besuchte sie in ihrer Haft, begleitet von einem Soldaten, der mein Führer und Dragoman war. Dieser flüsterte ihnen leise zu, worüber anfänglich die Alten unter sich brummten, darauf fingen aber Alle ohne Ausnahme zu weinen und sogar laut zu heulen an, was mich in große Bestürzung versetzte. Mein Führer klärte mir die Ursache ihrer Betrübniß bald auf. Auf ihre Frage, warum ich gekommen sey, habe er ihnen gesagt, ich sey gesonnen, die schönsten unter ihnen auszuwählen, sie zu kaufen und mit mir nach Rußland zu nehmen. Als sie dieses hörten, hätten die Alten die Jüngern an ihre Heimath, ihre Verwandte erinnert,

hätten ihnen vorgestellt, daß sie nun ihre vaterländischen Berge und Quellen nie mehr wiedersehn, nun bis an ihren Tod unter den Dschauren (Ungläubigen) leben würden; diejenigen unter ihnen, welche dieses Loos träfe, sollten lieber selbst Hand an ihr Leben legen, als sich auf diese Beschimpfung den Russen preisgeben. Doch sagt man, sie seyen auf dem Transport hieher, wenigstens die jungen von ihnen, Opfer der Verführung ihrer Führer geworden."

Das Gebirge schildert der Verfasser als höchst erhaben. „Das Kaukasusgebirge formirt eine ununterbrochene Mauer von dem schwarzen bis zum kaspischen Meer, deren Höhen, mit ewigem Schnee bedeckt, zu keiner Jahreszeit zu passiren sind. Die Wladikawkasische Felsenkluft, das Thor nach Georgien, ist die einzige Unterbrechung dieser hohen Bergmauer. Bei Wladikawkas präsentirt sich das Gebirge in seiner ganzen imposanten Gestaltung. Man übersieht seine ganze unendliche Kette, die sich in Form einer mit zahllosen Widerhaken versehenen Säge von Osten gen Westen erstreckt, auf den Höhen spiegelt sich der Schnee im schönsten Brillantfeuer wieder. Nach der Seite des schwarzen Meers zu sieht man aus dieser ganzen unabsehbaren Bergkette den König der Berge, den majestätischen Elborus, hervorragen."

Sehr interessant sind die Nachrichten über Grusien. Tiflis wird also beschrieben: „Um Euch ein anschauliches Bild von Tiflis zu entwerfen, müßt Ihr Euch einen Haufen von der Zeit gerötheter Steinmassen, amphitheatralisch einer über den andern gehäuft, in der wildesten Unordnung und wie zufällig hingeworfen denken; über diese ragen eine Menge düstrer Kirchenthürme, ein hoher Berggipfel, Trümmer von Thürmen und einer einstigen Stadtmauer. Eine völlige Todtenstille ist über dieses Gemälde ausgebreitet, durch keinen Naturreiz belebt. — Am Tage vernimmt man nur das monotone Getöne der Kirchenglocken, disharmonisches Volksgeschrei, das durchdringende Geknarre der Räder von schwerbeladenen Lastwagen; einige Lebendigkeit zeigt sich noch in den Gassen, in welchen Buden und eine zahllose Menge Esel, die treuen Lebensgefährten der Georgier, sind." — „Grusier und Armenier behaupten, im Besitz vieler historischen Sagen und Annalen zu seyn, die sich bis auf unsre ersten geschichtlichen Zeiten erstrecken. Man darf hoffen, daß bei dem gegenwärtigen allgemeinen Eifer, der unter diesen Völkern für die Civilisation rege wird, diese vielleicht für das allgemeine Geschichtsstudium sehr wichtigen Quellen bald der Vergessenheit entzogen werden. Die Georgier fangen ihre Landesgeschichte mit dem gemeinschaftlichen Vorvater der gesammten Menschheit, mit Adam, an. Nach der Sündfluth (sagen sie) fiel Georgien als Antheil Noahs Sohne Semm, nach der Meinung einiger andern von ihnen aber seinem Sohne Japhet zu. Semms oder Japhets Urenkel Targamos wird für den gemeinschaftlichen Ahnherrn der Georgier, Armenier, Lesghier, Kaukasen und aller in und um Georgien herum vormals und jezt wohnenden Volksstämme gehalten. Dem zweiten Sohne dieses Targamos, dem Kartlos, fiel das eigentliche Grusien als Erbtheil zu. Nach ihm nennen sich seine heutigen Bewohner Kartüler (Kartwellen) und das Land selbst Kartalinien. Kartlos erbaute sich seine Hauptstadt auf einem Berge und nannte sie nach seinem Namen Kertli. Ihren Standpunkt kann man jezt nicht mehr auffinden. Ihm folgte in der Regierung dieses Landes sein Sohn Mezhet, mit dem beginnend, ich Euch in meinem ersten Briefe aus Tiflis einen geschichtlichen Abriß der Provinz mittheilte. Er war der erste eigentliche Regent Grusiens, mit dem die Georgier ihre eigentliche Landesgeschichte ohne Unterbrechung bis auf unsre Zeitepoche fortführen. Sie verdient wegen mancher Rücksichten ein aufmerksames Studium; denn so nah den Wohnsitzen der ersten geschichtlichen Völker, haben ihre Begebenheiten, selbst ihre Traditionen, einen weit höhern Grad der Glaubwürdigkeit für sich, als die vieler andern; ja die Geschichte Grusiens möchte oft zur Aufhellung der Geschichte vieler andern Völker dienen. Der Grusier frühzeitige Verbindungen mit den Griechen, den Armeniern und andern Völkern des Orients erwähnt die Weltgeschichte, desgleichen der Kriege, welche die Römer in ihrem Gebiete führten. Sie waren eines der ersten Völker in dieser Weltgegend, das sich zum Christenthume bekehrte und dadurch in genaue Verbindungen mit dem oströmischen Kaiserthum kam. In dieser Beziehung läßt es sich mit Recht vermuthen, daß die Grusier in einer frühern Geschichtsepoche auf einer weit höhern Kulturstufe, als jezt, müssen gestanden haben. — Die 27jährige Regierungsepoche ihrer Fürstin Tomiris nennen noch die heutigen Georgier die goldne Zeit ihres Landes. Durch siegreiche Kriege, welche sie über die Nachbarvölker führte, mehr aber noch durch den Schutz, welchen sie den in ihrem Lande aufkeimenden Wissenschaften bezeugte, erwarb sie sich einen hohen, unvergänglichen Ruhm bei ihren Unterthanen. Unter ihrer Regierung, die von 1171 — 1198 nach unsrer christlichen Zeitrechnung dauerte, lebten die beiden grusinischen Dichter Rustawell und Tscharuhadse, und noch zwei andre Schriftsteller, Honig und Tmogweli, deren bessere Werke sich bis jezt erhalten haben und mit vielem Beifall von den heutigen gebildeten Georgiern gelesen werden."

Wir sehn der Fortsetzung dieser Reisegallerie mit Freude entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Prokesch.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 44. — 29. April 1833.

Aussereuropäische Reisen.

(Fortsetzung.)

15) Erinnerungen aus Aegypten und Klein-Asien. Von Anton von Prokesch, Major der k. k. Marine ꝛc. Drei Bände. Wien, Armbruster.

Diese höchst geistreich geschriebene Reise ist nicht nur wegen der Wichtigkeit, die Aegypten wieder in neuster Zeit erlangt hat, sondern auch sogar wegen der darin geschilderten Alterthümer von großem Interesse; denn Herr von Prokesch hat uns die steinerne Pracht des alten Wunderlandes so anziehend zu schildern gewußt, daß dieses Gemälde, dem hundert andre schon vorhergegangen sind, uns doch aufs Neue fesselt.

Der erste Theil beschäftigt sich fast ausschließlich mit den alten Kunstdenkmalen Aegyptens. Sehr malerisch wird der erste Anblick des Landes geschildert. „Weißer Sand zu Dünen gehäuft, als Vor- und Hintergrund, als Unterlage der ganzen Landschaft; hinausgeflüchtet auf eine schmale Zunge, von der Wüste gedrängt, von der See bedroht und gegen beide mit Mauern sich wehrend, in engen, schmutzigen, doch meist geraden Gassen und an geräumigen Plätzen weißangekalkte hohe Gebäude aus Stein, in fränkischem bald und bald im maurischen Style, mit zwei bis drei fensterbreiten Vorsprüngen (Mohgrabihs) aus geschnitztem Holze und Gitterwerk mit Terrassen gedeckt, auf welchen die ganze Hauswirthschaft ausgelegt ist und über die ein Gestelle sich hebt, das man „die schöne Aussicht“ zu nennen pflegt; — unansehnliche Moscheen mit niederen, geneigten und bucklichen Minarets; — Holzhütten und Zelte als Bazar; hie und da eine Granitsäule, eine Isisstatue, eine Hieroglyphentafel, ein Mithraskopf; hie und da eine Palme mit schwerem Dattelsegen: dies Alles, umfangen mit doppelten Mauern, plumpen Thürmen, französischen Forts auf hochragendem Sandschutt, ummauerten Dattelgärten, und eingeklammert zwischen der unendlichen See, dem schiffebesäeten Hafen, dem Kanal Machmudieh und dem bleichen Spiegel des Sees Mareotis: das ist Alexandria.“ Eben so Kairo: „Kairo ist diejenige Stadt, in welcher die sarazenische Baukunst ihre höchste Entwickelung erlangt hat und ihre größten Werke aufstellte. Kairo trägt auch in allen Theilen den einen und selben Ausdruck; denn was seit dreihundert Jahren verfallen und dafür eingeklebt worden ist, beeinträchtigt den Gesammteindruck kaum, so groß, so einförmig, so zahlreich sind die Meisterwerke und überhaupt die Bauten aus der Zeit der sarazenischen Blüthe. Konstantinopel ist Dorf und Gemisch alter und neuer Barbarei, auf den schönsten Hügeln der Welt, wie zum Scherze hingebreitet, Bau, von Dienern dem gleichgültigen Herrn

vorgezeichnet und ausgeführt, Tändeln im Großen und Prächtigen, keinem Volke, keiner Zeit, keinem Style ausschließend angehörig; Kairo ist Kaiserstadt und Fürstensitz, zwischen Wüste und Wüste geklemmt, ganz aus sich herausgewachsen, ohne irgend eine Beimischung an Stoff, Zeichnung oder Farbe, welche der Einheit des Bildes schade; Kairo ist weder Europa, noch Asien, noch gelungene und mißlungene Nachbildung griechischer, römischer oder fränkischer Muster; Kairo ist Sarazenenwerk, und nichts als das, wie das Münster gothischer Bau in allen seinen Theilen ist. — Kairo mag von Ost nach West eine Stunde, von Nord nach Süd eine und eine halbe Stunde Ausdehnung haben. Ein großer Theil des Raumes ist von Plätzen und Gärten bedeckt. Die Häuser sind meist drei Stockwerke hoch, häufig mit geschnitztem und bemaltem Holze vertäfelt, haben hohe Fenster, Spitzbogen und Zierrath, sind sehr geräumig und zum Theile prächtig im Inneren. Jedes Stadtviertel hat seine besonderen Thore, die Nachts geschlossen werden, und macht eine Stadt in der Stadt. Die Straßen sind enge, finster und nach dem Schlosse zu aufsteigend; die Bazars reich, ausgedehnt und bedeckt; die Bäder zahlreich, die Armenanstalten reich und stattlich; die Moscheen von vollendeter maurischer Pracht, voll kühn und klar geordneter, gewaltiger Massen, voll sorgsamer, reicher und zierlicher Ausführung bei großer Einfachheit im Plane, voll edler Feinheit im Geschmacke. Man zählt an 300 Moscheen in Kairo."

Bei den Pyramiden macht der Verfasser die Bemerkung, daß sie nothwendig Gräber seyn müßten, schon deswegen, weil sie ringsum von unzähligen kleinen Gräbern umgeben seyen. Die Pracht der zahlreichen oberägyptischen Tempel zu schildern, findet Prokesch nicht Worte genug. „Aus den Zeichnungen, aus den Broncen, überhaupt aus den Sammlungen ägyptischer Alterthümer hatte ich ein Vorurtheil zur Beschauung der Bauwerke gebracht, ein Vorurtheil, gang und gebe bei denen, welche Aegypten nur aus Büchern kennen, und im Wahne stehen, dies genüge, um über die größten Bauwerke der Welt abzusprechen. Diese Werke stehen wie Riesen dem Vorurtheile entgegen. Ihr Anblick heilt sicher und schnell die üble Laune, in welche jene Sammlungen versetzen. — Im Ganzen, nichts klarer als der Plan der ägyptischen Tempel, nichts unbegreiflicher als die Menge der Meiselarbeiten, die jedoch dem Haupteindruck nicht schaden, denn die großen Linien bleiben unverletzt und üben ungetheilt ihre Gewalt. Jeder Theil der Oberfläche des Gebäudes, selbst derjenige, welcher nicht bestimmt ist, gesehen zu werden, ist mit Hieroglyphen und Bildern bedeckt. Ich hatte, bevor ich Aegypten durchreiste, geglaubt, es gäbe nur vier Ordnungen in den Knäufen, und außer diesen vier Ordnungen sey für dieselben kein Heil. Davon hatten mich nicht einmal die Knäufe maurischen Styles abgebracht, an denen ich manchmal Zierlichkeit, natürliche Entwicklung und Zweckmäßigkeit erkennen mußte. In Aegypten nun sah ich dreißig oder vierzig Ordnungen, die meisten geschmackvoll, edel, reich, fein und großartig. Wie der Akanthus der korinthischen dient, so der Lothus, die Palme, die Rebe, das Schilf, so Blumen und Früchte der ägyptischen. Die Verschiedenheit in den Knäufen in einem und demselben Saale, weit entfernt, dem Auge zu mißfallen, erfreut dasselbe, denn aus dem Verschiedenen ist nur das Harmonische gewählt und zum Ganzen vereinigt. Es ist mit den Formen wie mit den Tönen. — Die Bilder und Hieroglyphen sind mit einer Schärfe eingearbeitet, und die Oberfläche im Allgemeinen, und ins Besondere die Flächen der eingegrabenen Zeichen, haben einen Glanz und einen Grad von Glätte, daß ich nicht glaube, daß in irgend einem Lande, zu irgend einer Zeit in Granit etwas vollkommener gearbeitet wurde, als diese Obelisken und diejenigen von Karnak, von denen ich an ihrem Orte zu sprechen Gelegenheit haben werde. Wäre die ganze Masse der feinste Kitt, so hätte man die Zeichen nicht welcher ausrunden, und wäre der Stein Karniol, sie nicht schärfer abkanten können." Zu dieser Schönheit der Ausführung kommt aber nun das Kolossale der einzelnen Figuren, die aus einem einzigen Stein gehauenen Obelisken, Sphynxen ꝛc. und der ungeheure Umfang der Tempel.

Da Herr von Prokesch äußerst anschaulich darstellt, können wir nicht umhin, einige besondere Schilderungen hervorzuheben, z. B. von dem Tempel zu Karnak: „Durch dieses Thor tritt man in die Riesenhalle, den erstaunlichsten Saal, den Menschenhände ausgeführt haben, und der, was man sonst Großes in Aegypten gesehen hat, so sehr überbietet, daß es ins Gewöhnliche zurücktritt. Es genügt zu sagen, daß dieser Saal ein Rechteck ist, von 134 Säulen getragen, wovon 122, zehn Fuß über dem Fußgestelle, noch 27 Fuß Umfang haben, die 12 übrigen aber 37 Fuß 6 Zoll. Diese zwölf größten Säulen der Erde, ziehen, in Verlängerung der sechs, die im Vorhof standen, und mit ihnen von gleichen Massen waren, durch die Mitte des Saales im Sinne der Länge, von Pforte zu Pforte, sechs zur Rechten und sechs zur Linken. Die übrigen Säulen bilden zur Rechten sieben Reihen zu 7 und zwei zu 6, eben so viele zur Linken. Daß zwei Reihen nur sechs Säulen Breite haben, folgt aus dem Raum, den die Pfeiler der südöstlichen Pforte einnehmen. Die Gestelle der Säulen (an ein Paar ist der Schutt bis an dieselben durchgebrochen) sind Würfel und ragen 14″ über die Fusten vor. Die Höhe der Gesimse der kleineren Säulen

über dem gegenwärtigen Grund ist 59′ 5″ 6‴. Diese Säulen tragen Kelchknäufe. Die zwölf großen Säulen ragen über dies Gesimse noch um die ganze Höhe ihrer Lotusknäufe und selbst noch um ein Paar Fuß des Schaftes. Wie tief der eigentliche Boden des Saales unter dem gegenwärtigen liegen, wie hoch also diese Riesenhalle war, ergibt sich aus der Vergleichung der Pompejussäule, mit den kleineren dieser Halle. Jene hat (blos Gestelle, Schaft und Knauf) nach Norry's Messung, über 100 Wiener Fuß, und doch ist der Durchmesser ihres Schaftes um 30‴ geringer als derjenige der kleineren Säulen der Riesenhalle, und fast vierthalb Fuß geringer, als derjenige der großen Säulen. Die Decke der Riesenhalle besteht aus Deck- und Querbalken, jeder aus einem einzigen Blocke. Jeder Querbalken über den kleineren Säulen mißt 17′ 6″ Länge, 6′ 2″ Höhe, 6′ 1″ Breite. Auf den Querbalken ruhen Fensteröffnungen mit doppeltem Steingitter. Die Riesenhalle trug also einen Oberbau. Diese ungeheure Halle nun ist in allen ihren Theilen der Oberfläche, auf das vollkommenste im heiligen Style bearbeitet. Die Gestelle, die Schäfte der Säulen, das Gebälke, die Decke, die Wände sind mit Hieroglophen und Bildern bedeckt, an denen die Farben sich noch hie und da frisch erhalten haben. Denkt man sich alle diese 131 Schäfte zur Fläche entrollt, sieht man überdies diese Wände, welche die Halle zu beiden Seiten schließen, und allein schon vier Flächen, jede an 20,000 Quadratfuß, boten, und Alles mit dem Meißel bearbeitet: so fragt man sich, wer die Idee eines solchen Baues, der Jahrhunderte und Völker zu fordern scheint, denken konnte; und erstaunt mehr über den Gedanken, als über die Verwirklichung selbst. Ueberhaupt, man müßte unter der Größe der Bauten zu Karnak erdrückt werden, würde man nicht zur stolzesten Empfindung eben durch sie erhoben. Die Bilder im Innern stellen Opferhandlungen, die der Aussenwände Schlachten und Triumphe vor. Ein größeres Siegesmal ist wohl niemals aufgerichtet worden. Die Triumphbauten aus unseren Tagen erscheinen wie Kinderspiel, oder wie Scherze daneben."

Sodann die Schilderung eines von der Kleopatra gebauten Tempels aus der spätern Ptolemänerzeit: „Die Bilder scheinen erst gestern geendigt. Die Zeit hat sie geschont zum Triumph des ägyptischen Styls, denn in diesem, und zwar strenge in diesem, sind sie gearbeitet. Ihr Anblick machte mich recht klar fühlen, wie unvergleichbar im Grunde unter sich die ägyptische und griechische Schule sind. Sie stehen neben, nicht über- oder untereinander. Das wird Manchem lächerlich vorkommen in Europa, wo man nach den Mißgestalten der Idole und Mumien die ägyptische Kunst mißt, obwohl derlei Werke von den Tempelbildern etwa so weit abstehen, wie Raphael's Scherze auf Töpferwaare von seiner Cäcilia. Zu Tentyra z. B. ist die Weichheit und Rundung der Formen, das Fleisch in dem Steine nicht minder wahr und warm, als in Canovas Hebe, die, in dieser Beziehung unter keinem griechischen Werke steht. Der Ausdruck in Antlitz, Stellung und Handlung, das Leben in den Muskeln erreichen die Wahrheit, welche das Auge des Beobachters fesselt. Die Ausführung des Beiwerkes, der Kleider, ist nirgends übertroffen worden. Wenn ich diese Kleopatra betrachte, so begreife ich die Schwäche der Cäsare. Ihr Kopfputz ist von großer Zierlichkeit und Feinheit des Geschmackes, und wäre unsern Moden ein wünschenswerthes Muster. Die Haare hängen, in nubische Tressen geflochten, über Achsel und Nacken in wohlberechneter Vertheilung hinab, und schlingen sich zum Theile als Netzgeflechte um das Haupt. Flügel schmiegen sich weich an die Seiten des Hauptes, und ein Schlängelchen hebt sich über die Stirne, und über dem edlen, stolzen, feinen Antlitze. Arme und Busen sind bloß, beide mit reichem Geschmeide geziert. Ein prachtvoller Gürtel preßt, nahe unter dem Busen, den Leib, und hält ein anliegendes Gewand, das bis an die Knöchel reicht. Der Stoff ist wie Silberschuppen nach verschiedenen Richtungen geordnet, so daß sie eine wohlgefällige Zeichnung bilden. Auch an den Füßen ist Geschmeide, wie noch heut zu Tage die Araberin dort dessen zu tragen pflegt. Alle Beiwerke sind reich gedacht und zierlich ausgeführt; die Throne z. B., worauf die Götter sitzen, jeder ist verschieden geziert, jeder neu und prächtig; welche Verschiedenheit, welche Wahl, welche Ausführung ist nicht in den Vasen, Waffen, Opfergaben! — Der Ausdruck im Antlitz der Götter, mit Ausnahme der einzigen Darstellung des siegenden Osiris und des Typhon, ist jederzeit klare, heitere Ruhe, erhaben über Leidenschaft und Wechsel. Niemals Strenge, Zorn, Rache; niemals aber auch Liebe. Ihr Blick ist derjenige des Wesens, das Alles weiß, was da ist und kommt, und Huldigung mit Wohlwollen aufnimmt, aber als Gebühr und gleichsam als eine Gabe, womit der Opfernde sich selbst beschenkt. Die Haltung ist edel und fein, oft kräftig und hinreißend. — Die Opfernden haben jedesmal freien, niemals kriechenden Ausdruck. Kreuzigung der Seele sieht man in diesen Bildern nicht, wohl aber Selbstgefühl und Kraft. Es sind edle Menschen, die edlen Göttern opfern."

Der Verfasser klagt übrigens, daß die Araber überall die Gräber aufwühlen, um die Mumien, Skarabäen ꝛc. was etwa irgend Werth hat, den Fremden zu verkaufen, wobei denn vieles zerstört wird. Doch ist der unterirdische, in Sand vergrabene Reichthum schwer zu erschöpfen. Als lebendige Mumien haben sich die

Kopten erhalten. „Ich kenne kein Volk, das tiefern Ernst in den Gesichtszügen ausspräche, als die Kopten, diese Reste der alten Aegypter. Dieser Ernst ist abstoßend, finster. Auch bilden sie ein Volk im Volke, unter sich auf das Engste verbunden, und fremd gegen alle Uebrigen. Sie machen die Geschäfte des Landes, sind die Bemesser des Bodens, die Schreiber und Zahlmeister der Regierung, die Händler und Krämer von Dorf zu Dorf; aber außer den Berührungen in Geschäften vermeiden sie mit Türken, Arabern, Griechen, Europäern u. s. w. jede andere. Ihre Sitten sind strenge; ihr Umgang mit Fremden ist kalt, wortarm, gleichgültig, ganz im Gegensatze mit dem Benehmen des Arabers. Ich habe nie einen Kopten lachen gesehen und niemals lud Einer uns ein, in sein Haus zu treten."

Der zweite Theil dieses ausgezeichneten Reisewerks handelt hauptsächlich von dem heutigen Zustand Aegyptens und von der Regierung Mehemet Alis. Der Verfasser lobt diese Regierung und erklärt sie auf eine Weise, die gewiß manchen Leser überraschen wird: „Die Verwandlung alles Grundbesitzes in Staatseigenthum oder Domänen-Besitz ist die breite Basis, worauf der ganze Bau Mehemet Alis ruht. Der Augenblick, worin der Vicekönig diese Maßregel unterzeichnete, ist derjenige der Wiedergeburt Aegyptens. Keine wurde von den lauten Sachwaltern der Philantropie strenger getadelt, keine mit schimpflicheren Namen belegt, keine ist ihrem Wesen nach philantropischer als diese. — Man kann Aegypten nicht Kleider anziehen, die vielleicht für Amerika passen. Ein Land, dem die vereinzelte Thätigkeit und die vereinzelten Opfer Nichts abzwingen, und das durch den zu demselben Zwecke vereinigten, geregelt für das Ganze verwendeten Aufwand Alles wird: dem ist von der Natur die Verwaltung vorgezeichnet, die ihm am besten bekommt. Es sollte von denen, welche gegen das von dem Vicekönig angenommene System zu Felde ziehen, gewiß nicht übersehen werden, daß Aegypten in jeder seiner blühenden Epochen, ganz auf ähnliche Weise behandelt und verwaltet ward, und eben so wenig, daß in den Epochen, wo der Grundbesitz Eigenthum des Anbauers wurde, das Land verfiel und zur Wüste wurde. — Die Weisheit Josephs als Gründer einer blühenden Verwaltung von Aegypten in ältester Zeit, in der Zeit, von deren Lebenskraft und riesigen Entwickelung die größten Werke und die vereinten Stimmen der Geschichte und Mythen zeugen, ist in der Bibel verewigt und noch heut zu Tage bei allen Morgenländern Sprüchwort. Was that Joseph? — „Er löfete alle Ländereien für Pharao als Eigenthum ein; nur die Ländereien der Priester löfete er nicht ein" (Genesis 47); dann gab Joseph die Saat und ließ das Land für Pharao bearbeiten. Vier Fünftel der Ernte ließ er den Bebauern des Grundes, ein Fünftel gehörte dem König und diese Abgabe wurde Gesetz."

Von der Politik des Pascha erhalten wir ein sehr klares Gemälde, das uns besonders im gegenwärtigen Augenblick über die Quellen seiner für die Pforte so gefährlichen Macht Aufschluß gibt: „Die Elemente, welche die Bevölkerung von Aegypten ausmachen, — die Stellung des Vicekönigs zu den Nachbarprovinzen der Pforte und zu dieser selbst, — die Vorurtheile in Religion, in Sitten und Gebräuchen, zwingen diesen kühnen Fürsten in der Ausführung seiner Pläne für Aegypten mit einer Vorsicht zu Werke zu gehen, welche nicht selten seine Schritte zu lähmen scheint. Und doch ist sein Gang der schnellste. Wo ist ein Land, das in zwanzig Jahren verhältnißmäßig größere Schritte gemacht hat — als das heutige Aegypten? — Er muß wie ein Schiffer zwischen Klippen sich durchwinden und hundert Male den kürzesten Weg aufgeben, um den schnellsten und sichersten zu fahren. — Er muß die Türken, die eigentlichen Herren, durch das Schwert in Achtung halten, und ihre Abneigung gegen die Neuerungen beschwichtigen. Er muß die Araber als die Besiegten und Diener niederhalten, und als die zahlreichsten, die eigentliche Nation und die Fähigsten, aufrichten. — Er muß die Kopten als unentbehrliche Werkzeuge brauchen — und als geborne Feinde entfernen. Er muß die Griechen und übrigen Rajas, ob ihrer Kenntniße und Fertigkeiten für sich gewinnen, und dabei doch die unter den gegenwärtigen Zeitumständen so aufgeregten Gemüther der Muselmänner schonen. — Er muß die Franken, von denen allein er lernen kann, hoch halten, auf daß sie ihm mit Neigung dienen; und er soll sie auch demüthigen, um nicht zu sehr gegen die Vorurtheile seiner Unterthanen anzustoßen. So jeden Augenblick auf der Hut, aus dem Streite dieser widersprechenden Bestrebungen den größtthunlichen Nutzen für sich herauszuziehen, hat er sich als erfahrener Steuermann bewiesen. — Kein Land kann weniger der Civilisation entbehren, als Aegypten, das durch sie zu einem Paradiese werden kann, und ohne sie zur Wüste. Wie viel ist aber nicht schon in zwei Jahrzehenden, in diesem Wiegenalter der Civilisation, in Aegypten geschehen? — Große Wasserwerke, die Schlüssel zum Schatzkasten des Landes, sind von den Küsten des Meeres bis an die Kataraften aufgeführt; ein geregeltes System derselben ist in Berathung, und an hundert Orten zugleich sind ein verständiges Auge und eine fleißige Hand dafür thätig."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

№ 6.

Intelligenz-Blatt.

1833.

[67] **Retzsch Umrisse**

zu

Schiller's Lied von der Glocke

und dessen

Pegasus im Joche.

Den Verehrern von Retzschens Grabstichel zeigen wir hiemit an, daß seine Umrisse zu Schillers Lied von der Glocke (13 Blätter) und dessen Pegasus im Joche eben unter der Presse sich befinden und unfehlbar zur Ostermesse erscheinen.

Zugleich machen wir auf die früher erschienenen Werke dieses Meisters, welche längst rühmlich bekannt sind, wiederholt aufmerksam:

Retzsch, Umrisse zu Goethe's Faust 1. Theil 26 Blätter in Quart . . . . . 5 fl. 36 kr.
— Umrisse zu Schillers Fridolin in 8 Blättern gr. 4. . . . . 1 fl. 40 kr.
— Umrisse zu dessen Kampf mit dem Drachen. 16 Blätter in quer Folio 4 fl.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[68] **Weishaar's Würtembergisches Privatrecht.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch des Würtembergischen Privatrechts,

von Dr. J. F. Weishaar.

Dritte umgearbeitete Auflage. 1ster Theil, Ladenpreis 3 fl. 45 kr.

Dieses Werk, für den deutschen Juristen unentbehrlich, empfiehlt sich Jedem, der sich für die Fortschritte der gesellschaftlichen Ordnung interessirt. Der Verfasser eben so hochgeachtet als Gelehrter, wie als Mitbegründer der Verfassung seines Vaterlandes berühmt, hat seine Aufgabe auf's glücklichste gelöst, nicht allein durch die Klarheit der Darstellung, sondern auch durch die geistvollste Behandlungsweise, vermöge welcher allenthalben auf das Allgemeine hingewiesen und jedem wichtigeren Gesetze seine geschichtliche Entwicklung beigegeben wurde. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß sein Werk selbst außer Würtemberg ein bedeutendes Publikum gefunden.

Der eben erschienene erste Theil gibt das Personenrecht, wie es sich durch die verfassungsmäßige Gesetzgebung Würtembergs in der neuesten Zeit ausgebildet hat; wobei um den Gang der Entwicklung anschaulich zu machen, derselbe immer historisch verfolgt, der frühere Rechtszustand dargelegt, und die Entwicklung der neuesten Gesetzgebung nach ihren allseitigen Motiven mitgetheilt wird.

Die Darstellung der Rechte der Frauen, des Adels, Standesherrn wie Ritterschaft, der Juden, der Gesetzgebung über die Rechte des Gemeinde- und Korporations-Verbandes, des Bürgergesetzes u. s. w. zeichnet diesen ersten Theil besonders aus.

Der zweite Theil, welcher in einigen Tagen die Presse verläßt, wird die Darstellung des Pfandgesetzes, der Exekutionsordnung, des Schäfereigesetzes, der Gesetze über Ablösung von Grundlasten, der Absonderungsrechte, der Erbschaftsgläubiger u. s. w. enthalten.

Der dritte und lezte Theil wird demselben ungesäumt folgen, und Supplemente alle Veränderungen in der Gesetzgebung nach Maßgabe ihrer Verabschiedung nachtragen.

Diejenigen, welche bei Empfang des ersten Theils auf das ganze Werk unterzeichnen, können dasselbe bei allen Buchhandlungen noch zum Subscriptionspreis von 9 fl. erhalten.

Stuttgart und Tübingen, den 24. März 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[63] **Herabgesetzter Preis von Schiller und Goethe's Briefwechsel.**

Die Anzeige von dem Erscheinen des Goethe'schen Nachlasses von 15 Bänden, durch welchen sofort die sämmtlichen Werke des großen Dichters geschlossen werden, haben allerorten und so allgemeinen Anklang gefunden, daß es wohl geeignet seyn dürfte, hiemit eine wiederholte Anzeige von dem

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe

in 6 Bänden kl. 8.

zu verbinden. Je mehr sich dieses Werk, seiner inneren Bedeutsamkeit nach, an die sämmtlichen Goethe'schen Werke anschließt, um so häufiger dürfte der Wunsch entstehen, dasselbe der Sammlung letzterer anzuschließen. Unserer Seits dieß möglichst zu erleichtern, sind wir entschlossen, bis zur Ostermesse 1833 genannte 6 Bände um den herabgesetzten Preis

von 11 fl. 48 kr. auf Velin- } Papier
und 9 fl. 30 kr. auf Druck- }

zu erlassen, während der nachher wieder eintretende Ladenpreis 23 fl. 36 kr. und 19 fl. ist.

Stuttgart und Tübingen, im März 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[47] **VERLAGS-ANZEIGE.**

Im Verlag der Unterzeichneten erscheinen mit Eigenthumsrecht von nachfolgend verzeichneten NEUEN OPERN die vollständige PARTITUR, ausgesetzte ORCHESTERSTIMMEN, deutsches TEXTBUCH und vollständiger CLAVIER-AUSZUG mit und ohne Gesang, nebstdem die Ouvertüren für Orchester oder Piano und

die Gesänge einzeln mit Piano- oder mit Guitare-Begleitung, so wie noch andere Arrangements für verschiedene Instrumente.

LE SERMENT OU LES FAUX MONNOYEURS.
Der Schwur oder die Falschmünzer.
Komische Oper in drei Aufzügen,
Musik von D. F. E. AUBER,
nach dem Französischen des Scribe für die deutsche Bühne bearbeitet von Dr. PETIT.

LE PRÉ AUX CLERCS.
Der Zweikampf.
Komische Oper in drei Anfzügen,
Musik von F. HEROLD,
nach dem Französischen des de Planard für die deutsche Bühne bearbeitet von Freiherrn von LICHTENSTEIN.

LA MÉDECINE SANS MÉDECIN.
Das Heilmittel.
Komische Oper in einem Aufzuge,
Musik von F. HEROLD,
nach dem Französischen des Scribe und Bayard für die deutsche Bühne bearbeitet von J. D. ANTON.

GUSTAVE III,
ou
LE BAL MASQUÉ.
Opéra historique en cinq actes,
Paroles de Mr. Scribe,
Musique de D. F. E. AUBER,
für die deutsche Bühne bearbeitet von Freiherrn von LICHTENSTEIN.

Diese vier schöne neue Opern, welche nach kurzen Zwischenräumen in Paris zum erstenmal gegeben wurden, erhielten entschiedenen Beifall, und wir empfehlen solche nicht sowohl jedem Musikliebhaber, sondern noch besonders allen deutschen Bühnen. Die Preise werden billigst berechnet. Die Partituren, so wie die Orchesterstimmen und deutsche Textbücher, werden unverzüglich im Drucke erscheinen. Zur Oper: Der Zweikampf, von Herold, und, Gustav III. oder der Maskenball, von Auber, sind auch die Zeichnungen der Decorationen und Costumes, so wie die scenische Beschreibung gedruckt und illuminirt zu haben.

Mainz, im Februar 1833.

B. Schott's Söhne,
Grossherzoglich Hessische Musikhandlung.

---

[44] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fremde Blumen. Eine Gabe aus der Fremde von Don Federico Bagamundo. 8. 176 Seiten. geh. 21 Gr.

Der Verfasser gibt hier, durch seine Freunde veranlaßt, aus dem poetischen Tagebuche, was er sich auf seinen mehrjährigen Reisen durch das mittlere und südliche Europa gehalten hat, die interessantesten Blätter, welche meistens das südliche Spanien zum Gegenstand haben. Sie enthalten: 1) Amarus erotische Blumenlese; 2) Bruchstücke aus indischen Dramen; 3) der Verschämte im Pallast. Komödie des Tirso de Molina, 1stes Tagewerk. Die Dramen des Tirso de Molina gehören zu den Lieblingsstücken des heutigen Spaniens. 4) Kleine Gedichte und Bruchstücke in Uebersetzungen.

---

[29] Rotteck's Weltgeschichte in 4 Bänden.

So eben ist fertig geworden:

Allgemeine Weltgeschichte
für alle Stände
von
Hofrath Dr. Carl von Rotteck.

Vierter Band. Preis 54 kr. oder 15 Gr.

Dieser 4te Band beschließt das Werk; er enthält die 18te bis 21ste Lieferung, deren lezte meinem früheren Versprechen gemäß den Subscribenten gratis geliefert wird.

Das ganze Werk, etwa 130 Bogen stark, ist in 4 Bänden à 6 fl. oder 4 Thlr. 4 Gr. in allen soliden Buchhandlungen zu haben.

Stuttgart, im Januar 1833.

Carl Hoffmann.

---

[51] Verkaufs-Anzeige
des großen
Freiherrlich von Hambolt'schen
Münz-Cabinets
in Heidelberg.

Der erste Band des Verzeichnisses dieser durch die Menge, Seltenheit und Schönheit der Münzen, so wie durch die gute Einrichtung gleich merkwürdigen und ausgezeichneten Sammlung, 40 Bogen in groß Quartformat, ist bereits abgegangen; der zweite etwas stärkere Band wird in kürzester Zeit nachfolgen. Eine ausführliche Anzeige ist an alle Buchhandlungen versendet und sind vollständige Exemplare des Katalogs auf folgenden Plätzen bei den bezeichneten Häusern niedergelegt, wo sie Liebhabern unentgeldlich, gegen gefällige Rückgabe nach gemachtem Gebrauch, abgegeben werden.

Amsterdam bei Herrn C. G. Sülpke. Berlin bei der löbl. Nikolai'schen Buchhandlung, Herrn C. S. Mittler und Herrn A. Asher. Breslau bei Herrn W. G. Korn. Carlsruhe bei der löbl. Braun'schen Hofbuchhandlung und Herrn Ch. Th. Groos. Copenhagen bei Herrn Fr. Brummer. Dresden bei der löbl. Arnold'schen Buchhandlung. Frankfurt bei der löbl. Jäger'schen Buchhandlung, Herrn Carl Jügel, der löbl. Hermann'schen Buchhandlung, der löbl. Andreä'schen Buchhandlung, Herrn Fr. Wilmans Kunst- und Sortimentshandlung und Herrn Kunsthändler Albert. Hamburg bei Herrn Perthes und Besser und Herrn Nestler und Melle. Italien bei Herrn Artaria und Comp. und Herrn J. G. Heubner in Wien. Leipzig bei Herrn C. Enobloch, Herrn P. G. Kummer, Herrn Fr. Fleischer und Herrn Fr. A. Brockhaus. London bei Herrn R. Ackermann und Herrn Black, Young and Young. München bei der löbl. Michael Lindauer'schen Buchhandlung (Hrn. Georg Jaquet) und der literarisch-artistischen

Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung. Nürnberg bei Herrn Riegel und Wießner. Paris bei Herrn Hector Bossange und Comp. quai Voltaire Nr. 11. und Herrn Treuttel u. Würtz. Pesth bei Herrn C. A. Hartleben. Petersburg bei Herrn Wilhelm Gräff, Herrn H. Brieff und Herrn A. Asher. Prag bei Herrn Borrosch u. André und der löbl. Calve'schen Buchhandlung. Preßburg bei Herrn C. F. Wigand. Straßburg bei Herrn Treuttel u. Würtz und Herrn F. G. Levrault. Stuttgart bei Herrn Carl Hoffmann. Warschau bei Herrn A. E. Glücksberg. Wien bei Herrn Schaumburg u. Comp., Herrn J. G. Heubner und der löbl. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung. Wiesbaden auf der Herzogl. Nass. Landesbibliothek, so wie in

Heidelberg in August Oßwald's Universitätsbuchhandlung, bei welcher der Katalog gedruckt ist.

---

[57] „Berliner Don Quixote."

Redigirt von Ad. Glaßbrenner.

(Zweiter Jahrgang.)

Diese humoristische Zeitschrift, welche überall mit dem ungetheiltesten Beifalle aufgenommen ist, und bereits eine große Ausbreitung gefunden hat, erscheint wöchentlich viermal, und bringt in jedem Quartale jedem Pränumeranten:

3 bis 4 höchst sauber lithographirte Bildnisse berühmter Zeitgenossen und Vorfahren.

Man pränumerirt bei allen hochlöblichen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes für den äußerst billigen Preis von 1 Thlr. 7½ Sgr. vierteljährlich, inclusive Porto.

Berlin, im März 1833.

Bechtold und Hartje,
Verleger.

---

[40] In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A T A L A

und les aventures du dernier Abencerage von Chateaubriand. Mit grammatischen Erläuterungen und Hinweisungen auf die Sprachlehren von Hirzel, Mozin und Sanguin und einem Wörterbuche. Zweite, vermehrte Auflage. 12. (177 Seiten). br. Preis 9 Gr.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage in der Zeit von 12 Monaten dürfte als Beweis der Zweckmäßigkeit für den Schulgebrauch dieser herrlichen Dichtung und deren Bearbeitung dienen.

LE DIABLE BOITEUX

par Lesage. Mit grammatischen, kritischen und erklärenden Noten, auch einem Wörterbuche. 12. (340 Seiten) br. Preis 16 Gr.

Bei dem jezt herrschenden satyrisirenden und moralisirenden Geiste der Beobachtung, der sich über alle Verzweigungen des Lebens verbreitet, glauben wir durch die Veröffentlichung dieser mit Allem, was Bequemlichkeit erfordert und wozu der vielseitige Stoff für Belebung und Ausbildung die Hand bot, versehenen äußerst schönen und doch sehr wohlfeilen Ausgabe dem das französische Idiom liebenden Publikum einen wahren Dienst erwiesen zu haben.

CERVANTES NOVELAS EJEMPLARES.

Mit kritischen und grammatischen Anmerkungen, nebst einem Wörterbuche. Für den Schul- und Privatgebrauch bearbeitet von Dr. P. A. F. Possart. Novela de la sennora Cornelia y de la fuerza de la sangre. 12. br. Preis 12 Gr.

Cervantes Novellen sind einfach, natürlich und in einem schönen Styl geschrieben, sie eignen sich deshalb zum Studium der in unserer Zeit so viele Beförderer findenden spanischen Sprache ganz besonders.

Anleitung zum Betriebe der Landwirthschaft nach den vier Jahreszeiten geordnet; ein kurzer und deutlicher Leitfaden für solche, welche dieses Gewerbe erst kennen lernen wollen, und für Freunde desselben in anderen Ständen von Dr. A. G. Schweitzer. 2r und lezter Bd. br. 1 Thlr. 16 Gr. (Das vollständige Werk kostet 3 Thlr. 8 Gr.)

Der Name des Verfassers bürgt für die große, seiner Bestimmung entsprechende, Zweckmäßigkeit dieses Werks, dessen Gründlichkeit und äußerst verständlichen Vortrag es der allgemeinen Anerkennung würdig machen. Die äußere Ausstattung ist sehr elegant.

Das Ganze der feuersichern Lehmschindelbedachung.

Eine auf eigene Erfahrung gegründete vollständige Anweisung zu ihrer Herstellung, Unterhaltung und Vergleichung mit dem Ziegel- und Strohdache. Nebst diese Bedachung betreffenden geschichtlichen Beiträgen, Auszügen aus Schriften und Vorschlägen zu ihrer weitern Verbreitung von Fr. Teichmann. Mit Abbildungen. gr. 8. br. 21 Gr.

Dieses Werkchen, welches durch die hohe Verordnung vom 18. Mai 1832, nach welcher bei Neubauten Schindel-, Stroh- und Rohrdächer nicht weiter gestattet werden sollen, dagegen nachgelassen wird, sich der Lehmschindel zu bedienen, zu einem äußerst zeitgemäßen, die allgemeine Aufmerksamkeit verdienenden wird, zeigt nicht allein die großen Vortheile dieser Bedachung, sondern lehrt auch deren wohlfeilste Herstellung mit allen dabei nothwendigen Handgriffen. Der hohe Werth, welchen man auf die Lehmschindelbedachung legt, geht wohl ganz besonders aus den Preisaufgaben der Königl. sächsischen Regierung für 1832 bis mit 1837 hervor, nach welcher die, welche diese Bedachung in Gegenden zuerst in Anwendung bringen, wo dieselbe bis jezt noch nicht im Gebrauch war, nach der Größe der damit versehenen Gebäude, 30 bis 200 Thlr. erhalten.

Klotz. R., emendationes Tullianae. 8. maj. 6 Gr.

Putsche, Dr. C., commendationum Homeriarum specimen I. de vi et natura juramenti Stygii et de illustrando inde vocabulo αλαστος. 4. maj. geh. 8 Gr.

[60] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Bucanier.

Ein

historischer Roman

aus der Zeit Cromwell's.

Aus dem Englischen

von

Louis Lar.

Drei Bände.

Preis: 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Der geistreiche Verfasser des Pelham, Herr Bulwer, sagt in einer Recension obigen Werkes:

„Der Bucanier ist ein ausgezeichnet gut geschriebener Roman, in dem das Interesse der Handlung und die Schilderung der Charaktere von gleich hohem Werthe ist. Die Intrigue ist vortrefflich durchgeführt, und die Theilnahme wird stets in Spannung erhalten."

Alle englische Kritiker stimmen in dem Lobe dieses mit hohem Beifall aufgenommenen Werkes überein, das wir in seiner Uebersetzung mit gutem Rechte den deutschen Lesern dringend empfehlen können.

---

[59] Für Konfirmanden.

Bei J. D. Sauerländer sind erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Friederich, Dr. G., Serena. Die Jungfrau bei und nach ihrem Eintritt in die Welt. Ein Erbauungsbuch für religiös gebildete Töchter. Vierte umgearbeitete u. verm. Aufl. 2 Theile. Mit 2 Kupf. Druckp. 1 Rthlr. 21 Ggr. od. 3 fl. 20 kr. Velinpap. 2 Rthlr. 12 Ggr. oder 4 fl. 30 kr.

— —, Heliodor. Des Jünglings Lehrjahre. Für religiös gebildete Söhne. Mit 1 Kpf. 1 Rthlr. 18 Ggr. od. 3 fl.

Hufnagel, E., das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. 2 Theile. Mit 2 Kupfern. 3 Rthlr. oder 5 fl.

Serrius, Dr. A., Eloa. Weihestunden der Andacht und des Gebets. Mit 1 Kupfer von Fleischmann. 12 Ggr. oder 48 kr.

---

[56] Conversations-Lexicon.

Achte Auflage.

In 12 Bänden oder 24 Lieferungen, jede zu 16 Gr.

Die erste Lieferung (A — Aethiopier) der achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage ist so eben fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Jede Lieferung kostet

auf weißem Druckpapier 16 Gr.
auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.
auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die folgenden Lieferungen erscheinen in Zwischenräumen von 4 — 6 Wochen, und es vertheilt sich demnach die Ausgabe für das ganze Werk auf zwei Jahre, wodurch auch dem Minderbemittelten die Anschaffung desselben möglich gemacht wird.

Von dem

Conversations-Lexicon

der neuesten Zeit und Literatur

sind bis jezt 12 Hefte erschienen, deren jedes

auf weißem Druckpapier 6 Gr.
auf gutem Schreibpapier 8 Gr.
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

kostet. Obwohl Manches daraus als nothwendige Ergänzung in die achte Auflage des Conv.-Lex. übergehen mußte, so behält dieses Werk doch seine ganze Selbständigkeit, bildet aber für die Besitzer der achten sowie jeder frühern Auflage eine höchst interessante Erweiterung, da es die Verhältnisse der neuesten Zeit in ausführlicher Darstellung entwickelt. Es bleibt für Jeden unentbehrlich, der die Erscheinungen der neuesten Zeit richtig würdigen will, wie dies auch die Theilnahme des Publikums bezeugt, welche eine Auflage von 30,000 Exemplaren nöthig gemacht hat.

Leipzig, im Febr. 1833.

F. A. Brockhaus.

---

[35] Neueste Romane von Henriette Hanke, geb. Arndt.

Der gesammten Lesewelt und besonders gebildeten Frauen und Jungfrauen sind die folgenden beliebten Schriften von Henriette Hanke, geb. Arndt:

Die Schwester. Seitenstück zur Schwiegermutter. Roman in 2 Theilen. 8. *Hannover, bei Hahn.* 3¼ Rthlr.

Die Schwiegermutter. Roman in 2 Theilen. Das. 2⅔ Rthlr.

Die Perlen. Roman in 2 Theilen. Das. 2¼ Rthlr.

Der Blumenkranz in 8 Erzählungen. 2 Theile. Das. 3⅓ Rthlr.

um so mehr zu empfehlen, da in diesen, treu nach dem wirklichen Leben entwickelten und durchgeführten Schilderungen und Charakter-Gemälden der Erzählungston anmuthig, natürlich und gemüthvoll ist, und überall die reinste Moral, tiefe Kenntniß und feine Beobachtungsgabe des menschlichen Herzens, so wie der verschiedensten Welt- und inneren Familien-Verhältnisse eben so anziehend als veredelnd und belehrend sich darin aussprechen, wodurch diese gelungenen Dichtungen sich so sehr über die gewöhnliche Unterhaltungs-Lektüre erheben und durch solche Vorzüge und durch bleibenden Werth in jeder Familien-Bibliothek daher bereits ein so großes Publikum und so vielseitige günstige Beurtheilung gefunden haben.

(Zu haben in allen Buchhandlungen.)

---

[65] An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Emmele, Dr., Beschreibung deutscher und römischer Alterthümer in dem Gebiete der Provinz Rheinhessen zu Tage gefördert. Mit 34 lithographirten Tafeln und 493 Abbildungen. 2te Ausgabe. gr. 4. geh. 3 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 20 Ggr.

Mainz, im März 1833.

C. G. Kunze.

№ 7.

Intelligenz-Blatt.

1 8 3 3.

[62] Die vollständigsten und wohlfeilsten französisch-deutschen und deutsch-französischen Wörterbücher:

NOUVEAU

DICTIONNAIRE COMPLET

À L'USAGE DES ALLEMANDS ET DES FRANÇAIS

composé

d'après les meilleurs Dictionnaires de langues, d'arts ou de sciences qui ont paru jusqu'à ce jour, contenant l'explication des mots des deux langues, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, un choix d'exemples propres à en faire connaître l'emploi et les différentes acceptions: les principaux synonymes, les termes du Code français, les monnaies, poids, mesures des divers États; les noms de personnes, de pays, de peuples, villes, fleuves etc. qui diffèrent pour le genre ou par quelque nuance dans la traduction; 3de édition, entièrement refondue et augmentée de plus de 20,000 articles. 4 tomes en grand 4°, chacun d'environ 80 feuilles. Par M. M. l'Abbé Mozin.

Ladenpreis für alle 4 Bände. 18 fl.

PETIT

DICTIONNAIRE PORTATIF

ALLEMAND-FRANÇAIS ET FRANÇAIS-ALLEMAND.

EXTRAIT

DU DICTIONNAIRE DE POCHE COMPLET DE L'ABBÉ MOZIN,

contenant

les termes les plus nécessaires et leur prononciation; à l'usage des écoles reales et des Instituts des deux sexes par l'Abbé Mozin et le Dr. Eisenbach.

2 Vol.

Kleines

deutsch-französisches und französisch-deutsches

aus dem

vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozin's von ihm und von Dr. Eisenbach

bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend

die gemeinnützlichsten Wörter nebst der Aussprache.

Zum Gebrauche der Real-Schulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.

Zwei Theile.

Dieses Dictionnaire, welches an Vollständigkeit und Reichthum Alles übertrifft, was bisher in diesem Fache geleistet worden ist, und dessen Druck bei Weitem größer und für die Augen weniger angreifend ist als der des Dictionnaire de Poche, kann mit Recht dem Sprachkundigen eben so wohl als dem Anfänger, dem Uebersetzer und Geschäftsmann empfohlen werden.

Das Bedürfniß Aller wird mit demselben befriedigt werden. Uebrigens ist es neben der Gediegenheit und dem Reichthum dieses Wörterbuchs, auch noch der ungemein niedrige Preis desselben, der es ganz besonders empfiehlt, und zur Einführung in Schulen und Anstalten, so wie zur Anschaffung für minder Bemittelte geeignet macht.

Der Preis für beide Theile, von 55¼ Bogen, ist nämlich unerachtet der gegen die frühere Berechnung sich bedeutend vergrößerten Bogenzahl nur auf 1 fl. 30 kr. festgesezt. Bei 25 und mehreren Exemplaren wollen wir denselben sogar nur auf 1 fl. 12 kr. stellen; jedoch ist bei diesen Preisen baare Bezahlung verstanden.

NOUVEAU

DICTIONNAIRE DE POCHE

ALLEMAND-FRANÇAIS ET FRANÇAIS-ALLEMAND

CONTENANT

LES MOTS REÇUS DANS LES DICTIONNAIRES MODERNES DE LANGUES OU SCIENCES, LA PRONONCIATION DE CEUX QUI PEUVENT OFFRIR QUELQUE DIFFICULTÉ, QUANTITÉ DE PHRASES etc., PROPRES À EN INDIQUER LES DIVERSES ACCEPTIONS, OU À EMPÊCHER DE LES CONFONDRE, LES NOMS PROPRES DE PERSONNES, DE PAYS, VILLES, FLEUVES etc., QUI DIFFÈRENT DANS L'UNE OU L'AUTRE DES DEUX LANGUES,

PAR

L'ABBÉ MOZIN.

Deux Volumes.

Neues

Deutsch-Französisches und Französisch-Deutsches

Taschen-Wörterbuch,

welches

die in den neueren Wörterbüchern über Sprachen und Wissenschaften aufgenommenen Wörter, die Aussprache der schwierigeren, viele die verschiedenen Bedeutungen derselben anzeigende und der Verwechselung vorbeugende Redensarten und Erklärungen, wie auch diejenigen Eigennamen der Personen, Länder, Städte, Flüsse ꝛc., die in beiden Sprachen nicht gleich lauten, enthält.

Von

Abbe Mozin.

Der frühere Ladenpreis dieses Taschenwörterbuchs in 2 Theile war 4 fl. 30 kr.; um dasselbe aber wegen seiner Gemeinnützigkeit auch in Schulen und für Minderbegüterte käuflich zu machen, haben wir diesen, bei der großen Bogenzahl immer noch sehr billigen Preis auf 3 fl. auf unbestimmte Zeit herabgesezt.

Stuttgart und Tübingen, im April 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[66] Ankündigung.

Die lebhafte Theilnahme, deren sich das in Mailand erscheinende Echo seit den fünf Jahren seines Bestehens erfreut, bestimmte die Herausgeber, eine von der

italienischen unabhängige deutsche Abtheilung zu veranstalten, deren Tendenz ist: das Ausland in beständiger Uebersicht der Literatur, Kunst, Musik, des Theaters und des Lebens in Italien zu erhalten. Politik bleibt ausgeschlossen. Wöchentlich zweimal erscheint ein Bogen in Fol.

Der Jahrgang des deutschen Echo kostet 33 Zwanziger.
Die postfreie Versendung bis an die Gränzen des Oesterreichischen Staates beträgt 8
Halb und vierteljahr. Pränumeration im Verhältniß.
Abonnement für 2 Monate 7
„ „ 1 Monat 4

Alle Postämter und vorzüglicheren Buchhandlungen, in Wien die Carl Gerold'sche, nehmen Bestellung an.

Jedem Abonnenten steht die unentgeldliche Benützung einer bedeutenden Anzahl der besten englischen, französischen, italienischen und deutschen Journale im Bureau des Echo frei.

Inhalt des vorliegenden Jännerheftes.

N. 1. Italia. Gedicht von W. Marsano. — Litteratur. Opere inedite e rare di Vincenzo Monti. — Kunstausstellung in Mailand im Jahre 1832. — Sculptur. Marchesi. — Theaterschau. Mailand. — Miscellen. Toscana. Livorno. — Nachricht an die H. H. Abonnenten des Echo.
„ 2. Litteratur. Opere inedite e rare di V. Monti. (Forts.). — Volksfeste im Veltelin und im Gebiet von Como. — Theaterschau. Mailand. Venedig.
„ 3. Litteratur. Opere inedite e rare di V. Monti. (Forts.). — Kunstausstellung etc. — Sculptur (Forts.). — Theaterschau. Venedig (Forts.) Bergamo. Brescia. Crema. Cremona. Lodi. Mantua.
„ 4. Kunstausstellung etc. — Sculptur (Forts.) Vittorio Nesti, Marchetti, Gaetano Benzoni, Giuseppe Croff, Giovanni Labus, Girolamo Rusca, Giovanni Pandiani, Antonio Galli. — Werke in getriebener Arbeit von Desiderio Cesari. — Malerei. Diotti. Theaterschau. Verona. Vicenza. Padua. Turin. Genua und Novara. — Miscellen. Neapel. Rom. Piemont. Turin. Vercelli. Chambery. Genua.
„ 5. Litteratur. Opere inedite e rare di V. Monti. (Forts.) — Die Schlangen in Mailand. — Mode. — Theaterschau. Florenz. Rom.
„ 6. Litteratur. Opere inedite e rare di V. Monti. (Schluss.) Kunstausstellung etc. Malerei. (Forts.) Hayez. Liparini. — Theaterschau. Mailand.
„ 7. Litteratur. Länderkunde. Corografia dell' Italia di Rampoldi, Vol. I. fasc. I. — Geschichte. Pe' monumenti storici del Friuli di I, Pirona. — Stylübungen im Hause des Marchese Basilio Puoti in Neapel, nebst einigen Worten über den italienischen Styl überhaupt. — Neuigkeiten aus Venedig, eine Austerschale voll. — Miscellen. Neapel.
„ 8. Litteratur. Geschichte. Commentarii della rivoluzione francese di Lazzaro Papi, Vol. 6. — Sulla Storia Lombarda del secolo XVII, di Cesare Cantù. — Medicin. Riflessioni sullo stato attuale della Chirurgia italiana, del dott. L. Pacini. — Kunst. Dipinti nuovamente scoperti, d' invenzione di Giulio Romano. — Schriftsteller und Buchhändler in Italien. — Der Steinerne Mann in Mailand. — Charade.
„ 9. Litteratur. Baukunst. Principi di Architettura civile di Francesco Milizia. — Etwas über Malta. — Historische Rückblicke. — Theaterschau. Parma. Piacenza. Modena. Ferrara. Rimini. Ravenna. — Auflösung der Charade im vorigen Blatte.

[61] Bei Black, Young und Young in London ist so eben erschienen:

The Greek Testament — with a new recension of the Text, a carefully amended punctuation, and copious notes, critical, philological, and exegetical; chiefly original, but partly selected and arranged, from the best Commentators, ancient and modern, British and Foreign. Forming an Epitomized Digest especially adapted to the use of Academical Students and Candidates for Holy Orders (though the work is also intended as a Manuel Edition, for general use) by S. J. Bloomfield, D. D. Sid. Coll. Cambr. Editor and Translator of Thucyd. 2 large Vol. 8vo. 12 Rthlr. 15 Gr.

[51] So eben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die
europäischen Verfassungen
seit dem Jahre 1789
bis auf die neueste Zeit.
Mit
geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen
von
Karl Heinrich Ludwig Pölitz.
Zweite, neugeordnete, berichtigte und ergänzte Auflage.
In drei Bänden.
Erster Band, die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend. Zwei Abtheilungen. gr. 8. 78¼ Bogen. Subscriptionspreis: 4 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, im Febr. 1833.

F. A. Brockhaus.

[69] Recension über die Allgemeine Modenzeitung in der Braunschweiger vielgelesenen Mitternachtszeitung Nr. 31 d. J.

Die Mitternachtszeitung, welche durch ihre Freimüthigkeit eben so bekannt ist als durch ihre Unparteilichkeit, sagt:

„Ein Kind, dem weiblichen Geschlechte angehörend, „das mit dieser Modenzeitung geboren wäre, hätte „bereits seine Glanz- und Schönheitsperiode überlebt und ginge als vernünftige Hausfrau ꝛc. zur „Modenzeitung, um die Vergangenheit in Erinnerung zu bringen ꝛc. Aber dann wundert sich die „Hausfrau wohl, daß, indem sie schon Spuren der „Zeit in ihrem Gesichte trägt, die gleich alte Modenzeitung noch in vollster Blüthe der Schönheit „steht, ja, diese noch immer mehr entfaltet.

„Die Damen und Herrn werden immer lebendig „schöner und, wenn nicht gerade eine ironische Laune „von Seiten der Modengöttin ihre Körper verstellt, — „liebenswürdiger. Seltsame und merkwürdige Liebeshändel oder ernstere Weltbegebenheiten gehen „mit ihr Hand in Hand, und dabei erzählt das „Blatt noch so viele Anekdoten, schildert so lebhaft

„Sitten, Gebräuche und Naturereignisse, daß man „darüber alle Moden vergessen könnte. —

„Im Ernste! Die Modenzeitung des Herrn „Baumgärtner steigt fortwährend in ih„rem Werthe. Das Blatt ist durch ein „Beiblatt für Kleinigkeiten erweitert, und „auch sein artistischer Theil hat durch Ex„trakupfer, die sich jährlich bis auf zwölf „belaufen, eine Vergrößerung gefunden, „indem zugleich mehr Sorgfalt auf den „Stich verwandt wird. — Daß die Modenzei„tung kein ultraliberales Blatt geworden ist und „sich überhaupt mit Liberalismus und hundert ähn„lichen Sachen nur zuweilen, und dann auch in „weiter Ferne, beschäftigt, ist natürlich und kann ihr „gar nicht in Tadel nachgesagt werden. ꝛc. ꝛc. ꝛc."

---

[73] Kunstanzeige.

Seit Januar 1833 erscheint in meinem Verlage eine neue Zeitschrift unter dem Titel:

Museum. Blätter für bildende Kunst.

Redigirt von Dr. F. Kugler.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen in 4to auf milchweißem Velinpapier; so oft es die Verständlichkeit des Textes erfordert, wird eine Kupferbeilage gegeben.

Der Preis des Jahrganges ist 5 Rthlr.,
des halben Jahrganges 2½ Rthlr.

und wird das Abonnement pränumerando entrichtet. Man unterzeichnet auf dieses Blatt außer bei dem Verleger auf allen Königl. Preuß. Postämtern und in jeder soliden Buchhandlung.

Berlin, im März 1833.

G. Gropius.

---

[74] Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung sind so eben erschienen:

Merkwürdige Criminal-Rechtsfälle
für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen bearbeitet
von
Dr. Bischoff,

Großh. Sächsischem Criminal-Richter, Dirigenten des Criminal-Gerichts in Eisenach, des Großh. Hessischen Ludwigsordens Ritter erster Klasse.

Erster Band. gr. 8. 1833. 2 Rthlr. 20 Sgr.

Der Herr Verfasser, welcher als ausgezeichneter und thätiger Schriftsteller, besonders im Fache der Criminal-Rechtspflege, bereits rühmlichst bekannt ist, (vergl. u. a. Hitzigs Zeitschrift für die Criminal-Rechtspflege in den Preußischen Staaten, Bd. III. S. 399 bis 401; das Vorwort zum 10ten Hefte der Hitzig'schen Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechtspflege, so wie S. 223 desselben Heftes) wird vier Bände merkwürdiger Criminal-Rechtsfälle herausgeben, welche alle Verbrechen umfassen, die das deutsche gemeine Recht kennt. Abgesehen davon, daß ein Werk von solcher Reichhaltigkeit bisher nicht erschienen ist, daß der Herr Verfasser, um demselben diesen Umfang geben zu können, von in- und ausländischen Behörden unterstützt wurde und derselbe nur die ihm mitgetheilten interessantesten Untersuchungen zu Erläuterung der betreffenden Criminalrechts-Lehren auswählte: so gewährt diese Sammlung auch dem Untersuchungs-Richter und dem Vertheidiger eine treffliche Anleitung zu Behandlung der verschiedenartigsten Criminal-Fälle. Sie zeigt dem Gerichtsarzte, wie er sich bei allen denjenigen Untersuchungen zu verhalten habe, welche seine Thätigkeit erfordern; sie enthält für den Geistlichen, welcher zum Besuch der Gefangenen bestimmt ist, so wie überhaupt für den Psychologen und jeden gebildeten Leser eine belehrende und höchst anziehende Unterhaltung.

---

[71] Goethe's Briefe an Lavater.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Goethe's
Briefe
an
Lavater.
Aus den Jahren 1774 bis 1783.
Herausgegeben
von
H. Hirzel.
Nebst einem Anhange und zwei Fac-Simile.
8. Velinpap. broch. Preis: 1 Rthlr.

Leipzig, März 1833.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[74] Jean Paul's Biographie.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen, theils gleich vorräthig, theils auf Bestellung schnell zu erhalten:

Wahrheit aus Jean Paul's Leben.
7tes und 8tes Heftlein.
Mit einem Fac-Simile zum 6ten Heftlein.
8. 1833. Breslau im Verlage bei Josef Max und Komp.

Preis 3 Rthlr. 16 Gr. oder 3 Rthlr. 20 Sgr.
(Der Preis eines vollständigen Exemplars ist nun 13 Rthlr. 18 Sgr.)

Außer Goethe's Wahrheit und Dichtung besitzt die deutsche Literatur kein so reichhaltiges und in jeder Beziehung so wichtiges biographisches Werk, als das obige von und über Jean Paul, welches nun mit dem 7ten und 8ten Heftlein vollendet und geschlossen ist. Franzosen und Engländer haben ihre Memoiren; — ein Zweig der Literatur, der uns Deutschen fast ganz abgeht. Nur Goethe und jezt auch Jean Paul dürfen in dieser Beziehung genannt werden, weil ihre biographischen Werke zugleich alle Richtungen, Bestrebungen, ja das gesammte Leben ihrer Zeit darstellen, und einen Schatz von Welt- und Lebensansichten enthalten, welche durch ihre Wahrheit und Tiefe von unvergänglichem Werthe sind.

Wie ist Jean Paul geworden, was er ist, d. h., was hat Erziehung, Umgebung, was haben Verhältnisse, Freunde, Feinde, was Schicksal, Natur und Welt, was hat er selbst dazu beigetragen, daß er der geworden, als den wir ihn kennen? — Diese Frage, die sich uns

bei jedem bedeutenden Geiste aufdringt, wird hier in Bezug auf Jean Paul befriedigend gelöst.

Ein wichtiger Abschnitt in diesem Werke, in psychologischer Hinsicht, ist die Schilderung „Trostbedürftiger Seelen," die zugleich eine betrübende Schattenseite jener Zeit aufdeckt. „Maria" ist das Extrem dieser innern Zerrissenheit, in der sie zugleich fast tragisch untergeht. „Jean Paul's Verhalten gegen junge Autoren" stellt sein edles Gemüth wieder von einer andern Seite her in das hellste Licht, und ist oft ergötzlich, wegen der leztern Anforderungen, ihrer Ungeduld und ihres Ungestüms.

Mit aufgenommen sind eine Anzahl der ausgezeichnetsten Briefe Jean Paul'scher Zeitgenossen, welche zur Vervollständigung seines Lebens gehören, und dem Werke zur Zierde gereichen. Wir lassen das Verzeichniß derselben hier folgen. Es sind Briefe an Jean Paul von:

Friedrich Wilhelm, König von Preußen; Louise, Königin von Preußen; Maximilian, König von Bayern; Karoline, Königin von Bayern; Amalia, Herzogin von Weimar; Charlotte, Herzogin von Hildburghausen; Emil August, Herzog von Gotha; Friederike, Fürstin von Solms; Georg, Herzog von Meiningen; Fürst Primas; Therese, Fürstin von Taxis; Wilhelmine, Herzogin von Würtemberg; Fürstin von Zerbst.

Emilie v. B.; Sophie v. B.; Beckmann; Graf Benzel-Sternau; Frau v. Berg; Pastor Bülau; Gräfin v. Chassepot; Amtverwalter Clöter; Konrektor Fischer; Karl Förster; Gleim; Hebel; Präsident Heim; Helena; Karoline Herder; J. H. Jacobi; Kanne; von Knebel; Kosegarten; Julie von Krüdener; Lavater; Julie M.; Geheimerath Maier; Staatsminister von Montgelas; Hofrath Moritz; Hofrath Methusalem Müller; Adam von Oerthel; Fr. von Oerthel; Otto; Pauli; Fr. Perthes; Elisa v. d. Recke; Renata; Karoline Richter; Sophie von La Roche; Henriette von S.; Friedrich Schlegel; Fr. Schlichtegroll; Schubert; Staatsminister von Schuckmann; Schütze; Heinrich von Spangenberg; Steffens; Paul Thieriot; Tieck; von Truchseß; Villers; Pfarrer Vogel; Pfarrer Völkel; Wagner; Weiße; Rektor Werner; Dekan Wernlein; *** in Weimar.

Als ein, dieses ausführliche biographische Werk ergänzender Anhang ist noch erschienen:

Jean Paul Fr. Richter
in seinen letzten Tagen und im Tode.

Von

Dr. Richard Otto Spazier.

8. Breslau im Verlage bei Josef Max und Komp.

Diese kleine treffliche Schrift, welche bei allen Lesern Jean Paul's Beifall finden wird, und deren bisheriger Ladenpreis 21 Gr. war, ist nun für den herabgesezten ungemein wohlfeilen Preis von 6 Gr. oder 7½ Sgr. durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten.

---

[53] **Allgemeine Encyklopädie**
der Wissenschaften und Künste,
von Ersch und Gruber.

Es ist wieder von jeder der drei Sektionen, in denen dieses Werk erscheint, ein Theil fertig geworden (Th. 23 der ersten, Th. 9 der zweiten, Th. 3 der dritten Sektion) und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt, und es sind nun seit Ende 1831, wo ich den Verlag der Encyklopädie übernommen, im Ganzen sechs Theile geliefert worden. Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

Leipzig, im Febr. 1833.

F. A. Brockhaus.

---

[72] Bei W. van Boekeren in Gröningen erscheint auf Subscription, der Bogen zu 2 Groschen:

Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs dans les siècles héroïques par van Limburg Brouwer, Professeur d'histoire et de litterature ancienne.

Ein ausführlicher Prospektus dieses Werkes, das in zwei Theilen bestehen wird, ist in allen Buchhandlungen zu haben. Nur die Unterzeichner werden Exemplare auf Velinpapier erhalten, der Preis aber wird nach Erscheinen des ersten Theils bedeutend erhöhet werden.

J. A. Barth in Leipzig nimmt darauf Bestellungen an.

---

[75] Bei Georg Franz in München ist erschienen und an alle guten Buchhandlungen versandt:

Bilder und Lieder
von
Henriette Ottenheimer.

12. broch. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Gegen den Willen der bescheidenen Verfasserin würde es seyn, wenn wir diese Sammlung von Liedern und Bildern unter Anpreisungen ankündigen wollten. Wir unterlassen es, überzeugt, daß die eben so gemüthliche als geistreiche Tendenz derselben in Vers und Prosa recht viel Anklang finden werde.

---

[76] Bei Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Europa und Deutschland
von Nordamerika aus betrachtet,

oder: die europäische Entwicklung im 19ten Jahrhundert in Bezug auf die Lage der Deutschen, nach einer Prüfung im innern Nordamerika, von

Gottfried Duden.

1ster Band. gr. 8. Ladenpreis 4 fl. 12 kr.

---

[79] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

J. F. v. Weech,

Reise über England und Portugal
nach
Brasilien
und den vereinigten Staaten des La-Plata-Stromes während den Jahren 1823 bis 1827.

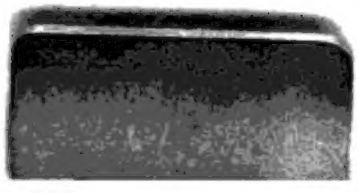
3 Bände. gr. 8. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung. Preis 4 Thlr.

Digitized by Google

№ 636785

AP30
Morgenblatt für gebildete Stände. M6
1833:1

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS



Digitized by Google

Digitized by Google